Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

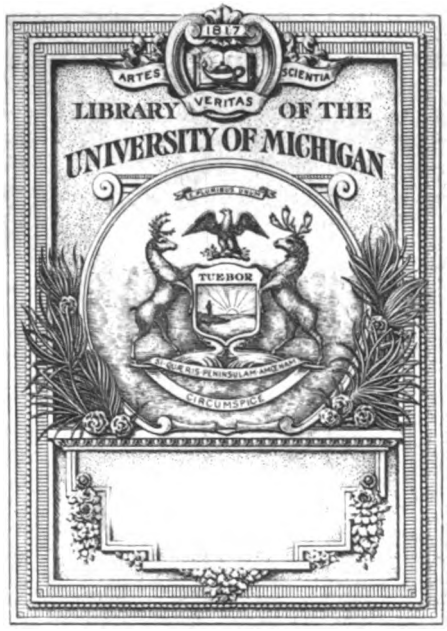
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,036,456

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

8 3[illegible]
L775

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger

Herausgegeben

von

Dr. Ernst Heilborn

Zweiunddreißigster Jahrgang

Oktober 1929—September 1930

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google

Sonderheft

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger

Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn

Inhalts-Verzeichnis zum 32. Jahrgang

Oktober 1929 bis September 1930

I. Verfasser-Verzeichnis

1. Verfasser der Hauptartikel
2. Verfasser der „Kurzen Anzeigen"
3. Verfasser des „Echo des Auslands"
4. Verfasser der Bühnenberichte
5. Verfasser der „Zeitlupe"
6. Verfasser der „Proben und Stücke"
7. Verfasser der „Manuskriptseiten"
8. Künstler-Verzeichnis

II. Sachregister

1. Hauptteil
2. Besprochene Bücher
3. Echo der Bühnen
4. Filme
5. Bildbeigaben
6. Totenliste
7. Besprochene und zitierte Zeitschriften

Deutsche Verlags-Anstalt • Stuttgart

Preis: M 1.–

Digitized by Google

Digitized by Google

General Harr.

Inhalts-Verzeichnis

I. Verfasser-Verzeichnis

1. Verfasser der Hauptartikel

Seite

Alfero, G. A.: Italo Svevo ... 202
Aram, Kurt: Ein Orientale über den Orient [Essad-Bey, Öl und Blut] ... 205
—, —: Hauptmanns „Buch der Leidenschaft" ... 260
—, —: Neue okkultistische Literatur ... 395
Bab, Julius: Biographie des Jahrhunderts [Heilborn, Zwischen zwei Revolutionen] ... 145
Bachler, Karl: Alfred Neumann und das neue Barockempfinden ... 626
Behl, C. F. W.: Eduard Stuckens neue Romandichtung [Im Schatten Shakespeares] ... 271
Bettelheim, Anton: Glossys Geschichte des wiener Deutschen Volkstheaters ... 392
Brand, Guido K.: Der biographische Roman ... 76
—, —: Josef Wincklers Eiserne Welt ... 268
—, —: Siebzehn gegen den Krieg ... 338
—, —: Ein Roman vom deutschen Menschen [Ponten „Wolga Wolga"] ... 566
Brandl, Alois: Rosegger im Werden ... 430
Braun, Felix: Hofmannsthals „Buch der Freunde" .. 629
Breitbach, Josef: Hermann Kesten ... 15
Bühner, Karl Hans: Probleme der neuen Erzählkunst 336
Bunsen, Marie von: Lord Haldanes Autobiographie. 211
Charol, Michael: Panaït Istrati ... 452
Curtius, Ernst Robert: T. S. Eliot als Kritiker ... 11
Diettrich, Fritz: Lyrik 1928/29 ... 26
Doderer, Otto: Essays und Abhandlungen ... 213
Dürr, Erich: Symphonie für Jazz [Schickele] ... 394
Eisenstein, S. M.: Drehbuch? Nein: Kino-Novelle!... 255
Eloesser, Arthur: Rudolf Haym ... 384
Ewald, Oskar: Der religiöse Sozialismus ... 382
Flechtner, Hans-Joachim: Geheimnisse des Weltalls, ein neuer Maeterlinck ... 200
Frank, Bruno: Kleine Autobiographie ... 516
Gotzes, August: Ein Beitrag zur Brentano-Forschung 372
Grünwald, H. M.: Die Situation der jüdischen Belletristik ... 672
Günther, Herbert: Ein neuer Dichter: Martin Beheim-Schwarzbach ... 79
—, —: Zur Kunst von morgen ... 370
—, —: Bruno Frank ... 511
Harich, Walther: Der Fortsetzungs-Roman I ... 9
—, —: II ... 75
Heilborn, Ernst: Suchende Jugend [*** Tagebuch eines Großstadtpfarrers] ... 136
—, —: Eloessers Literaturgeschichte ... 334
Heine, Anselma: Renée und Rainer [Ina Seidel].... 517
Heuß, Theodor: Hermann Stegemanns Lebenserinnerungen ... 148
Hochdorf, Max: Neugriechisches ... 272
Janeff, Janko: Geschichte und Magie ... 83
Jilek, Heinrich: Petr Bezruč ... 270
Kaergel, Hans Christoph: Kurt Arnold Findeisen 627
Kahane, Arthur: Das Porträt in der Literatur ... 73
—, —: Zur Problematik der Psychologie ... 508
Kayser, Rudolf: Hermann Ungar ... 197
Kenter, Heinz Dietrich: Donner über Menschen zwischen Rechts und Links [Sochaczewer, Roth, Hauser].. 139
—, —: Otto Wirz „Das magische Ich" ... 371
Krug, Werner: Thomas Manns „Mario und der Zauberer" ... 696
Kyser, Hans: Über das Hörspiel ... 256
—, —: Führer ins Wesen ... 337
—, —: Grundsätzliches über das Hörspiel [zu Fr. Wolf: Hörspiele] ... 625
—, —: Über den historischen Roman ... 681
Landau, Edwin: W. E. Süskind: Jugend ... 138
Langer, Felix: Die Kurzgeschichte ... 613
—, Norbert: Aphorismen von Rilkes Mutter ... 209
Leonhard, Rudolf: Der Hochstapler ... 19
—, —: Selbstaufgabe der Dichtung ... 621
Levy, Oscar: Englische Umwertungsliteratur... 518
—, —: Der Prozeß der Diktatur [Forst-Battaglia].. 733
Lewandowski, Herbert: Die Zivilisationsfeindschaft in der Literatur... 573
Liepmann, Hans W.: Gemeinschaftsprobleme der Schule im Roman... 612
Lion, Ferdinand: Die Thibaults [du Gard]... 330
Lissauer, Ernst: Seltsame Versnovelle [Belzner: Iwan der Pelzhändler] ... 23
—, —: Die Gedichte der Ricarda Huch ... 266
—, —: Die Lyrikerin Erika Mitterer ... 449
—, —: Die Liebesgedichte der Alma Johanna Koenig 686
Loos, Cécile Ines: Das späte Schiff [Dorett Hanhart] 448
Ludwig, Albert: Was ist uns Shakespeare heute? ... 59
Mann, Klaus: Gottfried Benns Prosa... 195
—, Thomas: „Si le grain ne meurt —" [Gide] ... 120
Martin, Ernst: Maurice Dekobra... 82
Mitterer, Erika: Die „Unsterblichen" geraten der sozialen Tat gegenüber in Verlegenheit ... 398
Mühlberger, Josef: Robert Michel ... 390
Müller-Freienfels, Richard: „Behaviorismus" [John B. Watson] ... 455
—, —: Neue Wege in der Geschichte der Philosophie . 578
Muschg, Walter: Schweizer Literatur... 694
Nabl, Franz: „Mein Weg von Ost nach West" [Jehudo Epstein]... 85
Neumann, Robert: Die Meute hinter Remarque.... 199
Ochsenius, Kurt: Die Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz ... 305
Paquet, Alfons: Wagenlaterne ... [Vlaminck, Gefahr voraus!] ... 144
Piscator, Erwin: Tonfilm Freund und Feind ... 381
Ponten, Josef: Volk auf dem Wege ... 564
Poritzky, J. E.: Austausch literarischer Stoffe und Formen in der Weltliteratur. V. Farbenhören und Töne-sehen ... 441
—, —: VI. Die Kunst auf wissenschaftlicher Basis.... 682
Prigge, Maria: Frauenromane... 631
Rausch, Albert H.: Ja und Nein [Wolters, Stefan George; Brecht, Platon und der George-Kreis] .. 326
Reich, Hermann: Mikrokosmos des Mimus in Tirol. 551
Reuter, Gabriele: Eine zärtliche Seele [H. Böhlau].. 22
Rosenthal, Friedrich: Eugen Ortner ... 332
Schäfer, Walter Erich: Bernhard Blume... 690

Digitized by Google

Scheffler, Herbert: Zum Wesen des Fragments 258
—, —: Hesses „Narziß und Goldmund" 575
Scherret, Felix: Das Werk B. Travens 389
Schickele, René: Europäisch reden [Kolb, Versuche über Briand] 325
Scholz, Wilhelm von: Rechtsfälle II 16
—, —: III 191
—, —: IV 561
Schotthöfer, Fritz: Gide unterm Äquator 567
Schwabe, Hellmut: Hans Roselieb 576
Schwarz, Georg: Vagabundische Literatur 501
Sommerfeld, Martin: Sachwörterbuch zur Literaturgeschichte 457
Sternbach, Hermann: Andrzej Strug 630
Strauch, Philipp: Schwester Hadewych 178
Süskind, W. E.: Die Pardways [Lester Cohen] 29
—, —: Stufen der Naivität 93
Temborius, Heinrich: Rilke als Künstler des Briefs ... 208
Utitz, Emil: Neue Kunstliteratur 273
Vegenter, Walter: Der Dichter und die Mutter Erde . 623
Vischer, Melchior: Tierbücher 340
Wälderlin, Fedor: Das Geheimnis der „Gregueria" [R. Gomez de la Serna] 692
Weltmann, Lutz: Zum deutschen Drama IX: Franz Werfel 263
—, —: X: Hans Henny Jahnn 445
Westecker, Wilhelm: Hermann Eris Busse 688
Wiechert, Ernst: Vom Umgang mit jungen Menschen 134
Wirschubski, Gregor: Die dritte Front [Litauen] 671
Witkop, Philipp: Eine neue Klassiker-Ausgabe 118
Witkowski, Georg: Goethe-Ernte 90
Wolf, Friedrich: Dokumente der Zeit [Döblin, Alexanderplatz; Kläber, Passagiere III. Klasse; Illes, Generalprobe] 194
Wurzbach, Wolfgang: Zum „historischen Rinaldini" .. 119
Zimmer, Albert: Marieluise Fleißer 141
Zobeltitz, Fedor von: Reisebücher von gestern und heut VII 520

2. Verfasser der „Kurzen Anzeigen"

Ackerknecht, Erwin 58, 117, 243, 601, 668, 669, 729
Aeppli, Ernst 663
Alfero, G. A. 609, 664, 665, 726
Alker, Ernst 609
Aram, Kurt 304, 369
Arnold, R. F. 550
Arns, Karl 366
Baldus, Alexander 359, 362, 425, 426 (2mal)
Bäte, Ludwig 50, 599
Baum, Oskar 656, 730
Behl, C. F. W. 369, 663, 727
Bergmann, Hugo 667
Biedermann, Pirmin 54, 663
Bourfeind, Paul 57
Brand, Guido K. 426, 549
Brandt, Otto H. 52, 53, 114 (3mal), 115, 116 (3mal), 428, 488, 549, 550, 607, 661, 664 (3mal)
Braun, Felix 359
Brausewetter, Artur 50, 362 (2mal), 599, 600, 601 (2mal)
Breitbach, Josef 302, 418, 420, 423 (2mal), 612, 723 (2mal)
Brie, Friedrich 240
Brussot, Martin 174, 420
Bühner, Karl H. 239, 361, 421, 543
Bunsen, Marie von 57, 368
Busse, A. 669, 670
Carsten, Fritz 725, 729, 731
Charol, Michael 600
Crailsheim-Rügland, Carola Freiin von 50, 599
Deimann, Wilhelm 53
Deubel, Werner 726
Diettrich, Fritz 172, 486
Doderer, Otto 112
Dürr, Erich 301, 302 (2mal), 421 (2mal), 665 (2mal)
Erényi, Gustav 488, 606
Flechtner, Hans-Joachim 489, 665
Forst-Battaglia, Otto 362
Frank, Rudolf 171, 237 (2mal), 239 (2mal), 603 (4mal), 604, 654, 722, 732
Gerster, M. 110
Gorm, Ludwig 421, 422, 426
Grautoff, Otto 418 (2mal), 656 (2mal)
Grünwald, H. M. 425
Günther, Herbert 490
Heilborn, Ernst 167, 177, 428
Heine, Anselma 110, 242, 430
Heuschele, Otto 487
Heuß, Theodor 368, 491, 666, 671, 727, 728, 732
Huebner, F. M. 52, 56 (2mal), 488, 657
Illing, Friedrich Wilhelm 117, 360, 426, 429, 486
Jantzen, H. 55 (3mal), 59, 115 (3mal), 550, 608, 661 (3mal)
Kappstein, Theodor 173, 176 (3mal), 367
Kenter, H. D. 173, 174, 301 (3mal), 303, 542 (3mal), 543 (2mal)
Knudsen, Hans 54
Krauß, R. 50, 58, 174, 242, 428, 602, 612
Landau, Edwin 544
Lang, Martin 238
Langer, Felix 171
Leitich, Albert 57, 111 (2mal), 240, 424, 486, 543, 603, 604, 655
Leppin, Paul 485
Lilienfein, Heinrich 49, 110, 544, 721
Lissauer, Ernst 364, 365 (2mal), 366, 427, 546, 659 (2mal), 660 (2mal)
Lobsien, Wilhelm 50, 172, 236, 240 (2mal), 425, 544, 602 (3mal), 603, 604
Lorsch, Lili 52 (2mal), 112, 425, 487, 491, 602, 603 (2mal), 604, 723
Lucka, Emil 168, 422, 427
Ludwig, Albert 50, 54, 112, 116, 364, 550, 601, 609, 724 (4mal), 725 (3mal), 731
Luther, Arthur 51, 52, 57, 304, 545 (2mal), 604, 658 (3mal), 668, 728
Mann, Klaus 300
Martens, Kurt 654
Martin, Ernst 241
Melchinger, Siegfried 53, 54, 116
Mommsen, Wilhelm 117, 175, 177, 242, 366, 367, 609, 610 (3mal), 611, 728, 729
Münzer, Kurt 113 (4mal), 174, 240, 363 (2mal), 419 (3mal), 546 (2mal), 605, 606 (3mal), 607 (3mal), 657 (4mal), 667, 725 (3mal), 728
Neumann, Robert 112 (2mal)
Pagel, Karl 611
Petsch, Robert 429
Poritzky, J. E. 52, 172, 600
Raff, Helene 430, 600, 671
Reicke, Ilse 49, 168, 176, 364
Reinacher, Eduard 301, 302
Rheinfurth, Karl 171, 364, 653
Roselieb, Hans 237, 238, 424
Schaedle, Eugen 551
Scheffler, Herbert 360, 599, 600, 720
Schickert, Werner 361, 425, 485, 544, 602, 605, 654, 656
Schönemann, F. 52, 112, 113 (2mal), 118, 605, 658 (2mal), 670
Schwarz, Georg 655
Seidel, H. Wolfgang 666
Sommerfeld, Martin 489, 660, 662
Spanier, Max 421, 601, 655
Stern, Erich 669 (3mal), 732
Strunz, Franz 58, 111, 118, 236, 487, 545

Digitized by Google

Süskind, W. E. 169, 175, 236, 423 (2mal), 485, 670, 721, 722, 723 (2mal)
Türk, Werner 55, 173, 301, 487, 490, 722
Walter, Karl 484
Weltmann, Lutz 170, 175, 237, 241, 363, 427, 485, 486, 545, 550, 599, 611, 723, 730
Wiechert, Ernst 171, 360, 653, 666
Wiegler, Paul 721
Witkop, Philipp 169, 489
Wolf, Friedrich 491
Zerkaulen, Heinrich 49, 170, 172, 239, 303, 720
Zobeltitz, Fedor von 548 (2mal), 662
Zweig, Stefan 235

3. Verfasser des „Echo des Auslands"

Alfero, G. A.: Italien 105, 650
Alker, Ernst: Norwegen 416
—, —: Schweden 482
Brussot, Martin: Katalonien 47
—, —: Portugal 165
Busse, A.: Amerika 232
Grautoff, Otto: Frankreich 298, 414, 718
Hajek, Egon: Siebenbürgen 109
Koster, Simon: Holland 45
Platzhoff-Lejeune, Ed.: Westschweiz 652
Selver, P.: England 163, 597
Simons-Stöcker, Hänny: Argentinien 357
Sternbach, Hermann: Polen 539

4. Verfasser der Bühnenberichte

Arnold, R. F.: Wien 162, 289, 290, 410, 480 (2mal), 536, 595 (2mal), 596
Arns, Karl: Bochum 355, 479
—, —: Dortmund 356, 650
Best, Walter: Ehrenbreitstein 717
Bourfeind, Paul: Köln 292
Bührer, M. Th.: Straßburg 356, 482, 596
Englert, Josef: Ulm 412
Felner, Karl von: Krefeld 413
Francke, Otto: Weimar 229, 537
Freund, Erich: Breslau 162, 293, 294, 538
Geck, Rudolf: Frankfurt a. M. 409
Hagemeister, Erich: Schwerin i. M. 163
Hampe, Theodor: Nürnberg 297, 478, 596
Heilborn, Ernst: Berlin 44 (2mal), 45, 105 (2mal), 159, 160, 230, 288, 289, 354 (3mal), 409, 476, 535, 594, 715
Hoogestraat, Erich: Erfurt 355
Ihering, Herbert: Gera 290
Keim, H. W.: Düsseldorf 160, 229
Lindemann, Fr.: Oldenburg 538
Michael, Friedrich: Leipzig 537
Müller, Walther: Hannover 476
Müller-Rastatt, Carl: Hamburg 294
Neurath, Karl: Bremen 231 (2mal), 296
—, —: Oldenburg 295 (2mal)
Platzer, Martin: Gotha 412
Reichelt, Johannes: Dresden 161
Schab, Günther: Magdeburg 482
Scheidweiler, Paula: Mannheim 293, 410, 538
Scheller, Will: Kassel 539, 597
Schleichert, Heinrich: Stendal 297
Sprengler, Joseph: München ... 161, 231, 296, 477, 716
Sternberg, Leo: Mainz 295
—, —: Koblenz 477
Strenger, Hermann: Stuttgart .. 228, 411, 412, 479, 649
Thyriot, Hans: Bad Nauheim 650
Witkowski, Georg: Leipzig 356, 413
Witt, Hermann: Wernigerode 717
Wyneken, Hans: Königsberg i. Pr. 292, 481 (2mal)

5. Verfasser der „Zeitlupe"

Angermayer, Fred A.: Der neue Mann [Hans Flesch] 65
—, —: Köpfe, die dem Rundfunk fehlen 188
Billinger, Richard: Meine Bücher 313
Dolbin, B. F.: Die Sozialsatire im Film 7
—, —: Eine Stunde mit Carl Vollmoeller 379
Engel, Georg: Gibt es einen Zeitungsroman? 2
Eulenberg, Herbert: Gibt es einen Zeitungsroman? .. 2
Fontana, Oskar Maurus: Empfang eines Dichters ... 251
Frank, Rudolf: Gespräch mit Hugh Lofting 5
—, —: Therapie des Tonfilms 66
Friedenthal, Richard: Das Durchschnittsniveau ist gestiegen [Buch und Jugend] 313
Heilborn, Ernst: Wen verbesserst du, dich selbst verbessernd? 4
—, —: Von der unterirdischen Literatur 5
—, —: Auch ein Zeichen der Zeit 6
—, —: Weltkongreß für geistige Rüstung 6
—, —: Dornröschen 8
—, —: Das Bewegungsprinzip im Bühnenbild 67
—, —: Selbstbezichtigung [Bronnen] 68
—, —: Mussolini: Akt V [Remarque] 68
—, —: Das Bewegungsprinzip in der Buchillustration 69
—, —: Prophylaxe durch Schundliteratur 70
—, —: Erfolgsschaukel [Berliner Bühnenerfolge] 71
—, —: Mythos und Märchen um Ferdinand Bruckner 72
—, —: Josef Ettlinger zum Gedächtnis 125
—, : Die Karikatur im Bühnenbild 125
—, —: Die Kinder und ihr politisiertes Theater 126
—, —: Preisverteilung [Kleist-Preis] 126
—, —: Das Tischtuch [Pen-Club] 126
—, —: Beim Anblättern von Eloessers Literaturgeschichte 127
—, —: „Stell auf den Tisch ..." [Münchner Allerseelen] 128
—, —: Das Schicksal sucht sich seine Leute aus (Pirandello] 128
—, —: Deutsche Würde [Thomas Mann] 186
, —: Thomas Mann hat das Wort 186
—, —: Bekenntnis zu Lampel 187
—, —: Partielle Beleuchtung [Jessner, Don Carlos] 190
—, —: Rundfunk-Philologie [Shaw] 250
—, —: Das Chinakapitel in der Weltliteratur 250
—, —: Kino-Novellen [Eisenstein] 252
—, —: Not der Bibliotheken 253
—, —: „Unverleihbar" 318
—, —: Magie des Buches 322
—, —: Landschaft und Bühnenbild 377
—, —: Fontanes erster berliner Gesellschaftsroman [J. Petersen] 380
—, —: Roswithas Grabschrift 380
—, —: In der Beschränkung ... [Masereel] 437
—, —: Ferdinand Bruckner und sein Psychoanalytiker 438
—, —: Buchumschlag: Tempo 440
—, —: Auch ein Weg des Buchs [P. Morand] 440
—, —: Das tödliche Fragezeichen [Forum der Jungen] 498
—, —: Kopfsprung in die Öffentlichkeit [E. Glaeser] .. 498
—, —: Der wilhelmische Romantiker [Th. Th. Heine] 499
—, —: Technik und Kitsch [Farben-Film] 500
—, —: Tonfilm — Kunst — Technik [Der Große Gabbo] 557
—, —: Diskussion des Opernfilms 557
—, —: Das illustrierte Kinderbuch [Kästner „Emil"] .. 559
—, —: Gruß auf Schallplatten 560
—, —: „Mich hungert" [Georg Fink] 617
—, —: Literaten-Bildchen [Otto Flake] 619
—, —: Film-Lampe 619
Hoge, S.: Noch einmal Weltgeschichte im Kinderreim 190
Jancke, Oskar: Gespräch mit Ludwig Renn 497
—, Rudolf: Das Problem der akustischen Raumperspektive im Tonfilm 619

Digitized by Google

Januschke, E.: Können Pferde schreien? [Remarque]. 6
Kenter, Heinz Dietrich: Geburt des Buchs 314
Kerr, Alfred: Gibt es einen Zeitungsroman?..... 3
Kesten, Hermann: Umgang mit Büchern 314
Kilpper, G.: „Unverleihbar" 318
Körner, Josef: Unbekanntes Gedicht von Kleist?..... 65
Kyser, Hans: Hörspielregie 188
Lampel, Peter Martin: Aus einem Brief aus dem Gefängnis [über sich selbst] 187
Landau, Edwin: Die Herstellung von Büchern und Zeitschriften [Fritz Schröder] 321
Levy, Oscar: Die „Wahrheit" über Wagner..... 438
Loos, Cécile Ines: Der Schriftsteller als Führer 314
Mann, Thomas: Gibt es einen Zeitungsroman ? 1
Marx, Emil: Gibt es einen Zeitungsroman?..... 1, 3
Merbach, Paul Alfred: Wege zu Büchern..... 320
Molo, Walter von: Gibt es einen Zeitungsroman? .. 1
Neumann, Alfred: Die Jugend sucht das Buch 315
Paquet, Alfons: Meine Rundfunkerfahrungen 249
Penzoldt, Ernst: Zu neuer Klassik?..... 315
Plivier, Theodor: Aufruf und Aufbruch..... 315
Ploetz, Hermann: Liliencron und sein Feldwebel [Unveröffentlichter Briefwechsel] 324
Pulver, Max: Was hat Ihnen die Graphologie für Ihren dichterischen Beruf gegeben? 68
Reinacher, Eduard: Was kann der Mensch geben? ... 185
Reinboth, Gerhard: Deutsche Bücher in Italien 619
Reuter, Gabriele: Gibt es einen Zeitungsroman?.... 3
Rombach, Otto: Debattenmaterial 315
Scholz, Wilhelm von: Gibt es einen Zeitungsroman? 2
Schreyvogl, Friedrich: Buch und Jugend 377
Schultze-Buchwald, Gustav: Wie ich als Lehrer Leser warb 319
Stehr, Hermann: Gibt es einen Zeitungsroman?.... 3
Süskind, W. S.: Schlechte Zeiten für das Buch? 316
—, —: Sinnenhaftigkeit der Dichtung..... 677
Viebig, Clara: Gibt es einen Zeitungsroman? 3
Vring, Georg von der: Wie ein Karussell [Autobiographisches]..... 3
Wassermann, Jakob: Gibt es einen Zeitungsroman?.. 1
Weltmann, Lutz: Triumph des Bilds? 4
—, —: Film-Philosophie 6
—, —: Literatur im Kabarett..... 6
—, —: Selbstbezichtigung [Bronnen] 68
—, —: Romantik und Realität im Film 70
—, —: Kritik der Jüngsten 72
—, —: Penelope und der babylonische Turm [Neues Archiv für Theatergeschichte] 72
—, —: Kollektivismus? Individualismus! 126
—, —: „Hier schreibt Berlin" [Hrsg. Herb. Günther]. 128
—, —: „oder" 128
—, —: Epik und Landschaft [Ph. Witkop] 187
—, —: Ludwig Meidners Zeichnen und Dichten 189
—, —: Echter als echt [Theater]..... 190
—, —: Hamlet-Phantasie..... 251
—, —: Tempo in der Komik [Pallenberg] 253
—, —: Das Verhüllte [Habima] 254
—, —: Zur marxistischen Literaturgeschichte [Franz Mehring]..... 254
—, —: Das gesprochene Buch 321
—, —: Buch- und Kulturkrise [Borchardt] 321
—, —: Tonfilm-Experimente und Film-Studio..... 378
—, —: Hat Hebbel Tiecks Novelle „Die wilde Engländerin" gekannt? 380
—, —: Nietzsche 1930 439
—, —: Fortschritte im Tonfilm..... 439
—, —: Kritik der Kritik? [Rob. Klein]..... 439
—, —: Das Menschengesicht [Picard] 440
—, —: Dramen und Volksversammlung [Piscator — Credé] 498
—, —: Tonfilmdichtung [Heinr. Mann — Der blaue Engel] 500
Weltmann, Lutz: Der Staat als stiller Teilhaber 500
—, —: Theaterwissenschaft heute [Reinhardt]..... 558
—, —: Vom Baum der Ästhetik..... 559
—, —: Metamorphose [Iphigenie]..... 560
—, —: Poeta propheta [Grabbe] 560
—, —: Der Waschzettel [Schillers Räuber]..... 560
—, —: Römischer Romantiker im romanischen Seminar [del Vasto] 678
—, —: „Loris" [Hofmannsthal] 678
—, —: Tagore, der Maler..... 678
—, —: Beim Durchblättern [Polgar] 680
Wolf, Friedrich: Jugend und Politik 316
Zahn, Ernst: Gibt es einen Zeitungsroman? 3
Zuckmayer, Carl: Forderung an das Buch 318
Zweig, Arnold: Gibt es einen Zeitungsroman? 2

6. Verfasser der „Proben und Stücke"

Belzner, Emil: Aus „Iwan der Pelzhändler" 30
Brück, Christa Anita: Aus „Schicksale hinter Schreibmaschinen" 638
Gide, André: Eingangskapitel aus „Kongo" 569
Gog, Gregor: Aus dem Tagebuch des verlorenen Sohnes 504
Haym und Gervinus: Aus einem Briefwechsel..... 385
Hofer, Cuno: Aus „Meine Geschichte und die meiner Gäste" 697
Jahnn, Hans Henny: Aus „Perrudja" 458
Koenig, Alma Johanna: Aus „Liebesgedichte"..... 699
Le Fort, Gertrud von: Aus „Das Schweißtuch der Veronika" 635
Lederer, Joe: Aus „Das Mädchen George" 636
Mihaly, J.: In Sizilien..... 504
Mitterer, Erika: Aus „Dank des Lebens" [vier Gedichte] 460
Mühlen, Hermynia zur: Aus „Ende und Anfang" ... 637
Oswald, Hans: Aus „Das Liebermann-Buch"..... 582
Streiter, Artur: „Ich bin so geworden ..." 503
Trausil, Hans: Der Heimatlose [Gedicht]..... 503
Winckler, Josef: Aus „Eiserne Welt" 342
Ziese, Otto: Unser Weg [Gedicht]..... 503

7. Verfasser der „Manuskriptseiten"

Brecht, Bertolt..... 700, 701
Frank, Bruno..... 514
Kaiser, Georg..... 31
Kayßler, Friedrich 150
Kornfeld, Paul..... 343
Lilienfein, Heinrich 88, 89
Ompteda, Georg Freiherr von 462
Roselieb, Hans 580, 581
Tagore, Rabindranath..... 679

8. Künstler-Verzeichnis

Barlach, Ernst: Selbstbildnis 291
Bönninghausen, Hans: Auch Einer..... 505
Craig, Gordon: Hamlet-Figurine 251
Daumier, Honoré: Lesende 317
Dolbin, B. F.: Filmbild aus dem „Hochzeitsmarsch".. 7
—, —: Hans Flesch..... 65
—, —: Bühnenbild zu „Zwei Krawatten" 67
—, —: Bühnenbild zu „Kolportage" 67
—, —: Martin Beheim-Schwarzbach..... 79
—, —: Maurice Dekobra 82
—, —: Bühnenbild zu Karl Krauß „Die Unüberwindlichen" 125
—, —: Festtafel des Pen-Club [Behrend, Grautoff, Colette, von Scholz, Fulda] 127

Digitized by Google

Dolbin, B. F.: Thomas Mann liest vor 129
—, —: Marieluise Fleißer 142
—, —: Arno Holz 151
—, —: Peter Martin Lampel 187
—, —: Alfred Döblin 194
—, —: Gottfried Benn 196
—, —: Hermann Ungar 198
—, —: Italo Svevo 203
—, —: Essad-Bey 207
—, —: René Kestner [Rehfisch-Herzog] 230
—, —: Max Pallenberg 252
—, —: König David [Habima] 254
—, —: Annette Kolb 325
—, —: Bühnenbild zu „Südpolexpedition" 377
—, —: Carl Vollmoeller 379
—, —: Robert Michel 301
—, —: Hans Henny Jahnn 446
—, —: Ludwig Renn 497
—, —: Gregor Gog 501
—, —: Fritz von Unruh 594
—, —: Kurt Münzer 617
—, —: Professor Lampe 619
—, —: Christa Anita Brück 632
—, —: Joe Lederer 633
—, —: Hermynia zur Mühlen 633
—, —: Clara Viebig 703
Dürer, Albrecht: Johannes verschlingt das Buch 323
Fleischmann, Trude: Erika Mitterer 451
Frank-Klein: Hugh Lofting 5
—, —: Ernst Lissauer 228
—, —: Arthur Eloesser 335
—, —: Lion Feuchtwanger 536
Großmann, Rudolf: Aus „Lieder aus China" [Hans Böhm] 250
Grosz, George: Bühnenbild zu „Cäsar und Kleopatra" 558
Gulbranssen, Olaf: Knut Hamsun 33
—, —: Bruno Frank 513
Heine, Thomas Theodor: Der Lyriker 499
Lepsius, Reinhold: Stefan George 27
Lerbs, Gertrud: Walther Harich 10
Lyser, J. P.: Campes Buchladen um 1830 313
Masereel, Frans: Zwei Holzschnitte aus „Landschaften und Stimmungen" 437
Meidner, Ludwig: Gang in die Stille 189
—, —: Franz Werfel 263
—, —: René Schickele 394
Nadel, Arno: Goethes Totenmaske 91
Nehemias, M.: Otto Ernst Hesse 716
Orlik, Emil: Gerhart Hauptmann 261
Pleßner, Jacob: Moses Mendelssohn 94
—, —: Der Bücherwurm 315
Ponten, Julia: Josef Ponten 565
Schatz, Otto R.: Aus „Vagabunden" [Jack London] .. 69
Sporrer, Ph.: Bernhard Blume 691
Tagore, Rabindranath: Aquarell 680
Tombrock, Hans: Der ewige Bruder 505
—, —: Mutter und Kind 507
Trier, Walter: Illustration zu „Emil und die Detektive" 559
Vring, Georg von der: Schlafende 3
Walser, Karl: Bühnenbild zu „Cäsar und Kleopatra" 558
* * * Emil Belzner 24
* * * Hermann Eris Busse 689
* * * Flaubert auf dem Totenbett [Maske] 584
* * * André Gide 131, 568
* * * Dorett Hanhart 449
* * * Rudolf Haym 387
* * * Panaït Istrati 453
* * * Eduard Reinacher besucht ein Fürsorgeheim 185
* * * Hans Roselieb 578
* * * Aus „Altgermanische Lese" [Hans Voß] 71
* * * Aus „Brünette — heiraten!" [Anita Loos] 70

II. Sachregister

1. Hauptteil

(Mit Ausschluß der belletristischen Besprechungen und der Bühnenberichte)
Die Titel der Hauptartikel sind gesperrt gedruckt

Aakjär, Jeppe 588
Abraham a Santa Clara 401
Adriani, Oberregierungsrat 61
Ager, Waldemar 416
Agostinho, José 166
Akademie der Dichtkunst 159, 475
Alain-Fournier 612
Aldington, Richard 598
Almanache 227
Alomar, Gabriel 48
Alsen, Gutti 104, 642
Alvarez, Arturo Costa 357
Alverdes, Paul 99
Alves Martins, Antonio 166
Ambrosius, Johanna 121
Amerika 38, 43, 118, 284, 288, 669, 670, Literaturbrief 232
Amoretti, G. V. 652
Amundsen, Anton 416
Andersen, H. C. 36, 525, 535
—, Knud 644
Andrejew, Leonid 258, 736
Andrews, William Page 432
Andry, Marcel 735
Angermayer, Fred A. 279
d'Annunzio 100
Antisemitismus 728
Anzengruber 407
Aram, Kurt: Führer ins Wesen [„Magie und Mystik"] (Kyser) 337
Aramburu, Julio 358
Araujo, Norberto de 165
Aretino [-Fund] 43, 649
Argentinien: Literaturbrief 357
Arland, Marcel 306
Armandy, Anne 415
Arndt, Ernst Moritz 346, 401, 407
—, Willy 346
Arne, T. J. 483
Arnim, Bettina von 36, 153
Arseniew, Nicolas von 100
Asplund, Karl 484
Ästhetik 609
Auburtin, Victor 706
Aymé, Marcel 306
Ayrer, Jakob 550
Bab, Julius [„Bassermann"] 154
Bachofen 489
Bacmeister, Ernst 714
Bacon, Francis 709
Bahnsen, Julius 527
Bahr, H. 474
Bakowski, St. 541
Bakunin, M. 535
Balázs, Béla 475
Balde, Jeanne 415
Balicki, J. 541
Ball, Hugo 549
Ballade 535
Balsemão, Jaime de 166
Balzac 155, 442, 535, 574
Bandlow, Heinrich 528
Barbusse, Henri 288
Barlach, Ernst 344, 353, 407, 534
Barrès, Maurice 398
Barsch, Paul 467, 592

Digitized by Google

Bartsch, R. H. ... 154
Baudelaire, Charles ... 104, 709, 715
Baudouin, Louis Charles ... 299
Baum, Peter ... 153
Beaufire, Pierre ... 616
Becher, Johannes R. ... 153
Beck, Karl ... 158
Behaviorismus ... 714
Beheim-Schwarzbach, Martin: Ein neuer Dichter (Günther) ... 79
Behl, C. F. W. ... 61
Beireis, G. Chr. ... 466
Bell, Clive ... 518
Bellamy, Edward ... 529
Bellmann ... 39
Belloc, Hilaire ... 710
Belzner, Emil 37, Iwan der Pelzhändler. Eine seltsame Versnovelle (Lissauer) ... 23
Benavente, Jacinto ... 712
Benelli, Sem ... 108
Benešová, B. ... 374
Benn 99, Gottfried Benns Prosa (Klaus Mann) 195
Benson, Elisabeth ... 288
Benstead, Charles R. ... 598
Benzmann, Hans ... 153
Berendsohn, Walter A. ... 38
Berge, André ... 300
Bergman, Hjalmar ... 484
Bergson, Henri ... 152, 222, 665, 708
Bergsträsser, Arnold ... 708
Berl, Emanuel ... 718
Bernanos, Georges ... 104, 222, 226, 306, 593, 649
Bernard, Jean-Marc ... 100
Bernhart, Joseph ... 588
Bernus, A. ... 402
Betzner, Anton ... 61
Bezruč, Petr (Jilek) ... 270
Bianchi, L. ... 652
Bibesco, Prinzessin ... 414
Bierbaum, Otto Julius ... 402
Biese, Alfred ... 534
Billinger, Richard ... 43, 158, 403
Bindemann, Charlotte ... 407
Binding, Rudolf G. ... 36, 246
Bingen, H. von ... 287
Biographie ... 594, 715
Birkenfeld, Günther ... 37
s. auch Übersetzungen
Bismarck ... 610
Bischof Pilgrim ... 527
Bischoff, F. W. ... 593
Bjerre, Poul ... 484
Björkman, Carl ... 483
Björnson, Björn ... 283, 588
Blake, George ... 165
Blomberg, Erik ... 615
Blum, Paul ... 403, 554
Blume, Bernhard (Schäfer) ... 690
Blunck, Hans Friedrich 158, 221, 280, 287, 353, 534, 735
Blunden, Edmund ... 165
Boccaccio ... 222
Bock, Alfred ... 152, 157, 180
Böhlau, Helene: Eine zärtliche Seele (Reuter) 22, ferner ... 218
Bojer, Johan ... 416
Bolschewismus ... 727
Bondeli, Julie ... 714
Bonjean, François ... 615
Bonne, Georg ... 99
Bonsels, Waldemar ... 180, 675, 708
s. auch Übersetzungen
Bontempelli, Massimo ... 158
Böök, Fredrik ... 482
Bopp, Léon ... 39, 283
Borchardt, Rudolf 42, 99, 347, 353, 403, 407, 468, 534, 712, 714
Bordeaux, Henri ... 299
Borgese, G. A. ... 651
Börne, Ludwig ... 279
Boßdorf, Hermann ... 159
Bosset, Marcel ... 736
Boßhart, Jakob ... 100, 153, 279, 287
Bottacchiari, R. ... 652
Botwid, Hans ... 484
Bourget, Paul ... 299, 735
Boy-Żeleński ... 539
Brädt, Erik ... 153
Brakel, Ferd. Freiin von ... 346
Brandão, Raúl ... 166
Brandes, Georg ... 593
Brandl, Alois ... 643
Braun, Otto ... 158
Brausewetter, Arthur ... 280
Brecht, Bertolt ... 158, 352, 407, 408, 707
Brehm, Bruno ... 306, 374
Breitbach, Josef ... 407
Brennert, Hans ... 642
Brentano: Ein Beitrag zur Brentano-Forschung (Gotzes) 372, ferner ... 374, 407, 586
Breyne, M. R. ... 616
Briand s. Kolb, A.
Bridges, Robert ... 593, 615
Brinkmann, John ... 98
Brisson, Pierre ... 180
Brjussoff, V. J. ... 181
Brod, Max ... 221
Broeger, s. auch Übersetzungen
Bronnen, Arnolt ... 38, 68, 158, 226, 475
Brouillhet, René ... 299
Bruckner, Ferdinand ... 72, 259, 438, 685, 736
s. auch Übersetzungen
Brückner, Alexander ... 554
Brust, Alfred ... 99, 126, 226, 621
Bruun, Laurids ... 574
Brzostowska, Janina ... 541
Buber, Martin ... 528, 667, 673
Buchau, John ... 710
Büchner, Georg ... 226, 258, 287, 652
Buchwesen 43, 44, 62, 104, 227, 475, 493, 548, 594, 715, Deutsche Bücherei in Leipzig 307, 433, 676, 736, Tag des Buchs 313, 373, 377, 535, 554, in Frankreich 62, 662, in Holland 62, Ostseeprovinzen 676, Italien 619, Prag 374, literarische Rundfrage [Tschechoslowakei] 244, Leihbibliothek in Dänemark 676, russisches Kinderbuch 226, illustriertes Kinderbuch 559, Buchillustration [Jack London, Anita Loos, Hans Boß] 69, proletarisches Kriegsbuch 227, „Lebendige Bücher" [Hamburg] 62, Statistik der Bücherproduktion 62, Auflagenkrankheit 353, Buchpreise 32, Buchbesprechungen 649, Buchumschläge 440, Buchkunststiftung 374, Gesellschaft für Volksbildung 181, Bibliophilie 159, Die Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz und ihre Stellung in der Bibliophilie (Ochsenius) 305, Bibliothekswesen ... 253
Bulgarien ... 593
Bulteau, Mme. ... 414
Bunsen, Marie von ... 155, 345, 352
Bürger, Gottfried August ... 153
Burckhard, Jakob 36, 158, 466, 527, 586, 641, 695, 706
Burrage, A. M. ... 598
Burte, Hermann ... 587, 648
Busch, Wilhelm ... 714
Busse, Carl ... 642

Digitized by Google

Busse, Hermann Eris 279, 346, 644, Hermann Eris Busse (Westecker) ... 688
Butler, Samuel ... 100, 353, 404
Byron, Lord ... 222, 280, 283, 404, 550, 593
Caderas, Gian Fadri ... 710
Calderon ... 226
Calgari, Guido ... 616
Câmara, Zarco da ... 166
Canlar, Iwan ... 155
Capek, Karl ... 685, 736
Capdevila, Carles ... 48
Carabellese, P. ... 652
Carbonell ... 48
Carcés, Tomas ... 48
Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach ... 53
Carlyle, Thomas ... 180, 283
Carner, Josep ... 47
Carnot, P. Maurus ... 616
Carossa, Hans ... 154, 280, 402, 475
Carreiro, Mário ... 166
Carvalho, Maria ... 167
Casanova ... 220, 471
O'Casey, Sean ... 155, 710
Castro, Eugénio de ... 166
–, Fernanda de ... 166
–, Ferreira de ... 166
Catalá, Victor ... 48
Cayolla, Lourenço ... 166
Cech, Svatopluk ... 736
Cervantes ... 593
Chabannes, Jacques ... 718
Chamisso, Adalbert von ... 36
Chamson, André ... 100
Chaumeix, André ... 674
Chenevière, Jacques ... 39, 616, 653
Chesterton, G. K. ... 38, 349, 593, 649
Chiesa, Francesco ... 100, 106, 408
China, 250, Theater ... 470
Christiansen, Broder ... 154
Cisek, O. W. ... 220
Claudel, Paul ... 283, 298, 475, 535
Claudius, Hermann ... 220
Clerc, Charly ... 652
Coburg ... 612
Cocteau, Jean ... 709
Cohen, Lester: Die Pardways (Süskind) 29, ferner 155, 710
Colerus, E. ... 475
Colet, Louise ... 591
Colette ... 222
Columbia-Universität, New York ... 62
Combette, Bernard ... 298
Comisso, Giovanni ... 108
Conelly, Mac ... 615
Conrad, Joseph ... 226, 283, 709, 710
Corneille ... 593
Cornut, S. ... 652
Costa, Sousa ... 166
Courteline, Georges ... 306
Courtois-Suffit, Maurice ... 299
Craig „Hamlet" ... 593
Credé, Carl ... 498
Creuzer ... 592
Crevel, René ... 588
Croce, Benedetto ... 284, 530
Crozier, F. P. ... 598
Csokor, Franz Theodor ... 220
Cuchet-Albaret, Frau ... 675
Curtius, Ernst Robert ... 708
Czernin, Graf Eugen Erwin Karl ... 307
Dahn, Felix ... 180
Dandolo, Milly ... 108
Dante ... 39, 100, 155, 469, 530, 593
Das Freie Deutsche Hochstift ... 433
Däubler, Theodor 373, -Gesellschaft ... 432
Dauthendey, Max 98, 180, 352, 527, 586, 641, 642, 648, 674, 706, 714
Deffroux, Léon ... 300
Dehmel, Ida ... 347
–, Richard ... 400, 407, 467, 714
Dejust, S. ... 299
Dekobra, Martin (Martin) 82, ferner ... 493, 715
Delarue-Mardrus, Lucie ... 414, 720
Delbrück, Hans ... 43
Deledda, Grazia ... 408
„Der Türmer" ... 736
Deslandes, Pierre ... 616
„Deutsche Literatur" [Gesellschaft in Leipzig] ... 180
„Deutsche Monatshefte" ... 736
Dichter, Dichtungen 43, 54, 116, 159, 226, 227, 251, 408, 489, 498, 535, 677, 715, Dichtkunst 470, Barockdichtung 705, Mundartdichtung 535, Kriminaldichtung 535, Frauendichtung 475, Kriegsdichtung 159, der Jugend 607, deutsche D. im Osten 409, der Auslanddeutschen 227, Heldendichtung germanische und russische 226, auf Schallplatten 560, rheinische 715, nordische 710, schwedische 226, amerikanische 226, 588, Selbstaufgabe der Dichtung (Leonhard) 621, Der Dichter und Mutter Erde (Vegenter) ... 623
Dickens, Charles ... 644
Diebold, Bernhard ... 593
Diesel, Eugen ... 708
Dietrich, Fritz ... 407
Diktatur. Der Prozeß der Diktatur. [Hrsg. v. Forst-Battaglia] (Levy) ... 733
Diotima ... 708
Dixelius, Hildur ... 404, 408, 484
Döblin, Alfred 128, 154, 221, 226, 280, 405, 407, 474, 534, 622, 642
s. auch Übersetzungen
Doff, Neel ... 415
Dohm, Hedwig ... 586
Dokumente unserer Zeit (Wolf) ... 194
Domenech, Christófor ... 49
Domingues, Mário ... 166
Don Quijote ... 427
Doolittle, Doktor, s. Lofting
Dörfler, Peter ... 287, 642
Dorgeles, Roland ... 306, 530
Dörmann, Felix ... 226
Dorsch, Käthe ... 241
Dostojewskij, Dmitrij ... 43, 349, 404, 675, 714
Douglas, Norman ... 288, 475, 519
Doyle, Conan ... 709, 710
Drama 43, 104, 156, 159, 226, 227, 286, 288, 350, 405, 408, 531, 535, Historiendrama 227, französisches 43, 709, rumänisches 649, russisches 408, Zum deutschen Drama IX: Franz Werfel (Weltmann) 263, X: Hans Henny Jahnn (Weltmann) 445
Dreiser, Theodore ... 104, 404, 407
Dreyer, Max ... 37
Droop, Fritz ... 154
Droste-Hülshoff, Annette von 36, 104, 153, 346, 466, 474
Drygalski, Irma von ... 287
Duhamel, Georges ... 100, 675, 735
Dühren, E. ... 648
Dupont, Pierre ... 38
Durand, Marie ... 719
Duun, Olav ... 43
Dwinger, Edwin Erich ... 287
Dy, Melot du ... 720
Ebermayer, Erich ... 281
Eckehart, Meister ... 401, 652

Digitized by Google

Edschmid, Kasimir ... 221
s. auch Übersetzungen
Eeden, Frederik van ... 530, 535
Egge, Peter ... 416
Eggebrecht, Axel ... 407
Ehrenburg, Ilja ... 104, 710
Ehrengabe: Gesellschaft der Bücherfreunde, Chemnitz 373, Deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste, Prag ... 674
Ehrenpreis, Marcus ... 483
Eichendorff 346, 352, 527, [=Biographie von W. Koch] 97
Einsiedel, W. von ... 493
Eisenstein, S. M. ... 252
Eliot als Kritiker (Curtius) ... 11
Ellinger, Georg ... 99
Eloesser, Arthur: Literaturgeschichte 127, 282, 465, 474, 647, Eloessers Literaturgeschichte (Heilborn) 334
Eminescu, Mihail ... 104
Enderling, Paul ... 593
Engel, Eduard ... 407, 468
Engelhardt, Karl ... 98, 104
Engelke, Gerrit ... 158
England 529, Literaturbriefe 163, 597, Englische Umwertungsliteratur (Levy) ... 518
Enström, Per Vilhelm ... 484
Epstein, Jehudo: „Mein Weg von Ost nach West" (Nabl) ... 85
Ernst, Paul 36, 98, 220, 282, 287, 348, 402, 529, 587, 708, 714
Ertl, Emil ... 466, 475, 534, 593
Escher, Nanny von ... 587
Eschstruth, Nataly von ... 587
Esperança, Assis ... 166
Essad-Bey 616, Ein Orientale über den Orient [„Öl und Blut im Orient"] (Aram) ... 205
s. auch Übersetzungen
Essays und Abhandlungen (Doderer) ... 213
Ettlinger, Josef ... 125
—, Karl ... 287
Eulenberg, Herbert ... 475, 593
Euringer, Richard ... 280
Ewers, Hanns Heinz ... 685
Faber, Kurt ... 592
Faesi, Robert ... 593
Fargue, León Paul ... 298
Faria, Guilhermo de ... 166
Farinelli, A. ... 651
Faust ... 427
Fechter, Paul ... 38
Federn, Karl ... 226
Federer, Heinrich ... 287, 467, 474, 527, 586
Fehrs, Hinrich ... 593
Ferrero, Leo ... 718
Ferro, Antonio ... 166
Feuchtwanger, Lion ... 164
Feuerbach, Ludwig ... 36, 121, 592
Figueiredo, Anthero de ... 166
—, Fidelino de ... 167
Film 4, 6, 252, 557, [=Zensur] 619, 715, 732, Opernfilm 557, Sozialsatire im Film 7, Russenfilm 70, Amerikanischer Film 70, Tonfilm 66, 439, 618, „Der blaue Engel" 500, „Cilly" 500, Tonfilm 378, Tonfilm Freund und Feind (Piscator) 381, Drehbuch? Nein: Kino-Novelle! (Eisenstein) 255
Findkh, Ludwig ... 593
Findeisen, Kurt Arnold (Kaergel) ... 627
Fink, Georg ... 475, 617, 649
Finkelnburg, Karl Maria ... 407, 475, 726
s. auch Übersetzungen
Fischel, Oskar ... 706
Fischer, Marthe Renate ... 220
—, Samuel ... 407
Fischer-Colbrie, Arthur ... 593
Flake, Otto ... 36, 222, 282, 593, 644, 648
Flaubert, Gustave ... 574, 584, 591, 593, 649
Fleißer, Marieluise (Zimmer) 141, ferner 6, 36, 279
Flesch, Hans ... 65
Fock, Gorch ... 527
Fodor, Ladislaus ... 43
Fogazzaro ... 158
Foix ... 48
Folguera, Joaquim ... 47
Fønhus, Mikkjel ... 416
Font, Melchor ... 48
Fontane, Theodor 36, 158, [=Fund] 279, 346, 380, 663
Forbes-Mosse, Irene [Zum 65. Geburtstag] 34, 41, 43, 347
s. auch Übersetzungen
„Forum der Jungen" [Zeitschrift] ... 498
Fouché, Joseph ... 369
Fragment: Zum Wesen des Fragments (Scheffler) 258
France, Anatole ... 155, 222, 408, 715
Franck, Hans [Zum 50. Geburtstag] 33, 43, 61, 104, 353, 467, 593, 675, 736
s. auch Übersetzungen
Francke, Kuno ... 706
François, Louise von ... 648
Frank, Bruno (Günther) 511, Kleine Autobiographie 516, ferner ... 281, 417
—, Leonhard ... 61, 180, 281, 417, 675
s. auch Übersetzungen
Frankreich 226, 288, 353, 368, 649, 715, Literaturbriefe 298, 414, 718
Frauenromane (Prigge) ... 631
Freiligrath, Ferdinand ... 648
Freinberg, Karl Maria ... 648
Frenssen, Gustav ... 648
Freud, Sigm. ... 669
Freytag, Gustav ... 42, 153, 641
Friedenthal, Richard, s. Übersetzungen
Friedländer, Max J., s. Übersetzungen
Friedrich Wilhelm IV. ... 104
Fülöp-Miller, René ... 529, 644
Fürsorgeheim ... 185
Fursy ... 104
Gabele, Anton ... 675
Gache, Roberto ... 358
Galsworthy, John ... 180, 222
Galuszka, Jos. A. ... 541
Galvez, Manuel ... 358
Galzy, Jeanne ... 414
Gandersheim, Hrotswitha von ... 380, 401, 474
Garcitoral, Alicio ... 166
Gard, Roger Martin du 43, 100, 226, 715, Die Thibaults (Lion) ... 330
Gasch, Sebastiá ... 48
Geistigkeit 353, in Frankreich 350, griechische Geistesgeschichte ... 227
Generation, Junge ... 43, 408, 535
Genevois, Maurice ... 719
George, Stefan 43, 154, 474, 528, 586, 587, 649, Ja und Nein [Brecht, Wolters] (Rausch) ... 326
Gerhard, Adele ... 407, 534, 648
Gerhardt, Paulus ... 35
Geschichte 117, 732, Geschichte und Magie (Janeff) 83
s. auch Roman
Gesellschaft für Theatergeschichte ... 616
Gesellschaft für Volksbildung ... 181
Gesner, Konrad ... 97
Geßner, Salomon ... 345, 466, 474, 524, 527, 534, 592
Geyer, Ernst ... 643
Gezelle, Guido ... 585
Gibbon, Floyd ... 710
Gide, André 100, 113, 163, 217, 224, 283, 285, 288, 349, 353, 404, 408, 469, 475, 530, 646, „Si le

Digitized by Google

grain ne meurt" (Thomas Mann) 129, Gide unterm Aquator (Schotthöfer) 567
Gilli, Clementine 616
Ginster 475
f. auch Übersetzungen
Ginzkey, Franz 154
Gladstone 242
Glaeser, Ernst 180, 407, 417, 498, 528
f. auch Übersetzungen
Gleim 401
Gloſſys Geſchichte des wiener Deutſchen Volks-theaters (Bettelheim) 392
Gnielczyk, Hugo 373
Godet, Philippe 653
Godoy, Armand 720
Goedekeſche Literaturgeſchichte 121
Goering, Reinhard: Südpolexpedition 377, 534
Goes, Guſtav 535
Goetel, Ferdinand 306, 589
Goethe:
a) Allgemeines:
97, 153, 226, 279, 287, 407, 466, 534, 586, 592, 664, 714, Goethe-Geſellſchaft in Neuyork 676
b) Werke und Goethe-Literatur:
Wilhelm Meiſter 401, Werther 407, Fauſt 97, 104, 287, 352, 592, 648, Iphigenie 560, Stella 104, Egmont 158, Natürliche Tochter 158, Mignon 407, 641, Pandora 705, Dramen 407, „Vermächtnis" 648, Gelegenheitsgedichte 374, Bibliographie 592, Frédéric Sorets Erinnerungen 401, Bielſchowſky 42, Theilhaber 8, 153, Erinnerungen von Czernin 307, Goethe-Ernte (Witkowſki) 90
c) Biographiſches, Beziehungen zu Zeitgenoſſen:
35, 42, 104, 705, Goethe-Brief 36, -Funde 279, Studentenzeit 534, in Frankreich 527, Aufführung ſpaniſcher Dramen 352, Glaubensbekenntnis 641, Politik 641, Naturalismus 408, Morphologie 527, Eliſabeth Goethe 592, Goethes Vater 287, Urgroßvater 61, Eckermann 279, 345, 705, Geſchwiſter Bardua 345, Friederike von Seſenheim 407, Frau von Stein 493, Karoline Jagemann 403, Tiſchbein 36, Hegel 153, Beethoven 705, Bach, Spinoza, Börne, d'Angers 97, Familie Caglioſtro 279
f. auch Übersetzungen
Gog, Gregor 502
Gogarten, Friedrich 593
Goldhann, Ludwig 642
Goldoni, Carlo 158
Gómez de la Serna, Ramón 589
Gonta, Blanca de 167
Görres, Joſeph 180, 219
Gött, Emil 307, 648
Gotthelf, Jeremias 36, 119, 219
Gottſchedin, Die 345, 527
Grabbe 560
Graedner, Hermann 714
Graeſer, Erdmann 587
Graf, O. M. 158
Graphologie 68
Graſſet, Bernard 493
Grave, João 166
Graves, Robert 597
Green, Julien 404, 408, 535
Gregori, Ferdinand [Nachlaßband] 433
Gregory, Alexander 468
Greif, Martin 534
Grieſe, Friedrich 221
f. auch Übersetzungen
Grillparzer, Franz 346, 407, 466, 714
Grimm, Hans 37, 38, 226, 473, 528, 708
—, Herman 440
—, Jakob 407
—, Wilhelm 346
Grimmelshauſen 407
Gripenberg, Bertel 615
Grogger, Paula 220, 281
Gromo, Mario 107
Groth, Klaus 153
Grouſſac, Paul 357
Grüner, Chriſtoph Sigismund 158
Guérin, Maurice de 349
Guerra, Oliva 167
Guimerá, Angel 48
Günderode, Karoline von 399
Gundolf, Friedrich 38, 529, 639, 648, 735
Gunnarsſon, Gunnar 469, 588
Günther, Agnes 140
—, Herbert 128
—, J. Chr. 474
Guo [chineſ. Schriftſteller] 121
Gurk, Paul 528, 587, 590
Guttmann, Bernhard 492
Gutzkow, Karl 527, 641
Guyau 222
Hadewych, Schweſter (Strauch) 178
Haeberlin, Paul 529
Haebler, Hans von 587
Haenſel, Karl 99, 735
Hagberg, Knut 483
Hahn, Victor 541
Hahn-Hahn, Gräfin Ida 346
Haldane: Lord Haldanes Autobiographie (von Bunſen) 211
Haller, Albrecht von 466, Haller-Handſchriften 279
—, Paul 474
Hamann, Georg 652
Hamerling, Robert 474, 526, 534, 554, 706
Hamlet 714
Hamſun, Knut 32, 41, 43, 104, 158, 288, 353, 417, 649, 710
—, Marie 100
Handel-Mazzetti, Enrica von 104 221, 287, 587
Hanhart, Dorett 468, 694, Das ſpäte Schiff (Loos) 448
Hardy, Thomas 43, 353
Haringer, Jakob 287, 648
Harms, Willy 407
Harris, Muriel 373
Hart, Julius 706, 712, 714
Hartleben, Otto Erich 400
Hartwig, Mela 306, 374
Haſenclever, Walter 226, 622
Hatwany, L., ſ. Übersetzungen
Hauff, Wilhelm 36, 116, 119, 592
Hauffe, Friederike 98
Hauptmann, Carl 226
—, Gerhart 54, 104, 158, 280, 281, 352, 374, 407, 474, 529, 575, 663, Hauptmanns „Buch der Leidenſchaft" (Aram) 260
Hauſenſtein, Wilhelm 282
Hauſer, Heinrich 287, Donner über Menſchen zwiſchen Rechts und Links (Kenter) 139
Hausmann, Manfred 306, 374, 402, 706
Hayek, Max 407
Haym, Rudolf (Eloeſſer) 384
Hearn, Lafcadio 155
Hebbel, Friedrich 114, 226, 380, 401, 444, 705, 736
Hebel, Peter 118, 466
Heckel, Hans 594
Heer, J. C. 36
Hefele, Hermann 36, 43
Hegel 121, 592
Hegeler, Wilhelm 465

Digitized by Google

Hegemann, Werner ... 708
Heidegger, Martin ... 524, 593
Heilborn, Ernst 282, 348, 403, 468, 493, 529, 534, 644, Biographie des Jahrhunderts (Bab) ... 145
Heine, Anselma ... 643
—, Heinrich 36, 42, 219, 407, 417, 705, -Denkmal ... 374
s. auch Übersetzungen
—, Th. Th. ... 499
Heinitz, Wilhelm ... 587, 706
Heinse, Wilhelm ... 705
Heiseler, Henry von ... 36, 158, 535, 715
Hemingway, Ernest ... 283, 353
Hemsterhuis, Franziskus ... 586
Henckell, Karl ... 34, 43, 104
Henriot, Emile ... 180
Herbert, A. P. ... 164
Herder, J. G. ... 287, 652
Hermann, Georg ... 642
s. auch Übersetzungen
Herrmann, Max ... 493, 593
Herwegh, Georg ... 42, 527, 705
Herwig, Franz ... 467
Herzen, Alexander ... 42
Herzog, Rudolf ... 280, 306, 347
Hesse, Hermann 43, 221, 587, 593, 648, Hesses „Narziß und Goldmund" (Scheffler) ... 575
—, O. E. [Blunck-Biographie] ... 222
—, M. R. ... 38
Heuschele, Otto ... 709
Hey, Wilhelm ... 36
Heyden, Friedrich August ... 98, 153
Heynicke, Kurt ... 104
Heyse, Paul ... 116, 463, 474, 527, 592
Hichler, Leopold ... 708
Hildebrand, Dietrich von ... 468
Hildegard von Bingen ... 95, 158
Hille, Peter ... 98, 180, 287, 474, 648, 706
Hillebrand, Carl ... 96, 153
Hinnerk, Otto ... 707, 714
Hinrichs, August ... 36
Hirschberg, Leopold ... 153
Hisquin, Henri ... 415
Hobbes, Thomas ... 283
Hochstapler, Der (Leonhard) ... 19
Hoel, Sigurd ... 416
Hofer, Fridolin ... 403, 643
Hoffmann, E. T. A. ... 219, 346, 352, 527, 542, 641, 648
s. auch Übersetzungen
Hoffmann von Fallersleben, Aug. Heinr. ... 714
Hofmannsthal, Hugo von 36, 40, 42, 43, 61, 104, 158, 180, 220, 223, 226, 279, 307, 407, 474, 534, 550, 586, 592, 642, 648, 678, 706, 714, 736, Hofmannsthals „Buch der Freunde" (Braun) ... 629
Hohlbaum, Robert 43, 98, 221, 281, 347, 402, 587, 642
Hölderlin ... 259, 466, 527, 534, 714
Holitscher, Arthur ... 37, 43, 99, 104, 735
s. auch Übersetzungen
Holmberg, Olle ... 483
Holtei, Karl von ... 401, 474
Hölty ... 121
Holland: Literaturbrief ... 45
Holz, Arno ... 37, 61, 151, 226, 279, 287, 346, 406, 586
Holzamer, Wilhelm ... 433, 493, 526, 534, 592, 648
Holzapfel, Rudolf Maria ... 279, 402, 467, 592
Homer „Ilias" ... 43
Hopfen, Hans ... 279
Hora, Josef ... 180
Huch: Die Gedichte der Ricarda Huch (Lissauer) 266, ferner ... 220, 280, 283
—, Rudolf ... 346, 534
Hudson, W. H. ... 358
Huelsenbeck, Richard ... 709
Hugo, Victor ... 158, 408, 469, 475
Hülsen, Hans von ... 587, 643
Humboldt, W. von ... 374
Humbourg, Pierre ... 415
Huna, Ludwig ... 534
Hunziker, Rudolf ... 402
Hutten, Ulrich von ... 611
Huxley, Aldous ... 163
Huysmans, J. K. ... 444
Ibañez, Vicente Blasco ... 432
Ibsen, Henrik ... 155, 417, 593, 710
Immermann, Karl ... 714
Impressionismus ... 535
Indien ... 100, 715
Irwin, Margareth ... 373
Island ... 594, 710
Istrati, Panaït (Charol) 452, ferner ... 39, 353, 593
Italien 353, 530, Literaturbriefe ... 105, 650
Jacob, Heinrich Eduard, s. Übersetzungen
Jacobi, J. G. ... 705
Jacques, Norbert ... 643
Jäger, Hans ... 574
Jahnn, Hans Henny (Weltmann) 445, ferner 347, 646, 736
Jaloux, Edmond ... 155
Jammes, Francis ... 226, 349
Japan ... 475
Jasienski, Bruno ... 540
Jedlicka, Gotthard ... 553
Jelusich, Mirko ... 675
Jerome, Jerome K. ... 6
Jerrold, Douglas ... 598
Jeßner, Leopold ... 352, 408
Jesuiten ... 367
Ihering, Herbert ... 224
Jirasek ... 469
Johannsen, Ernst ... 493
s. auch Übersetzungen
Jong, A. M. de ... 46
Jouhandeau, Marcel ... 298, 715
Jourdan, Henri ... 415
Joyce, James [„Werk im Werden"] ... 103, 593
Jugend 159, 344, 607, Vom Umgang mit jungen Menschen (Wiechert) 134, Suchende Jugend (Heilborn) ... 136
Jugoslawien ... 288
Jung, Frieda ... 346, 474
Junoy, Josep Maria ... 48
Justiz s. Rechtsfälle
Kaden-Bandrowski, Juljusz ... 540
Kaergel, Hans Chr. ... 36, 104, 475
Kafka, Franz ... 42, 104, 153, 158, 531
Kaiser, Georg ... 181, 285
Kaltneker, Hans ... 158, 226
Kaluza, Viktor ... 373
Kanehl, Oskar ... 223
Kant ... 153
Kapp, Gottfried ... 407
Karsch, Anna Luise ... 586
Kasack, Hermann ... 285, 593
Kaßner, Rudolf ... 157
Katalonien: Katalonischer Literaturbrief ... 47
Kan, Juliane ... 642
Kanßler, Friedrich ... 474, 647
Keller, Gottfried ... 119, 592, 705, 714
—, Helen ... 644
Kellermann, Bernhard ... 287
Kent, Charles ... 417
Kerner, Justinus ... 36, 527, 705
Kesten, Hermann (Breitbach) 15, ferner ... 407
Keyserling, Eduard Graf ... 586
—, Hermann Graf ... 348, 704

Digitized by Google

Kiehne, Hermann ... 587
Kielland, Eugenia ... 417
Kierkegaard, Sören ... 39, 226, 408, 530
Kind, Hans E. ... 416
Kinkel, J. G. ... 279
Kipling, R. ... 475
Kipper, Heinrich ... 467
Kisch, Egon Erwin ... 222, 353
Klabund ... 36, 226, 375, 642, 706
s. auch Übersetzungen
Klages, Ludwig ... 282, 403, 588, 592, 709, 715
Klassiker: Eine neue Klassiker-Ausgabe (Witkop) 118, ferner ... 44, 118
Klein, Tim ... 347, 468
Kleinet, Juljusz ... 469
Kleist, Heinrich von 36, 42, 97, 104, 116, 159, 219, 226, 258, 279, 287, 346, 406, 443, 489, 534, 586, 736, Unbekanntes Gedicht? ... 65
Kleist-Stiftung ... 933
Kleutens, Christian Heinrich ... 676
Kloos, Willem ... 47
Klopstock, Fr. G. ... 225
Klöß, Hermann ... 109
Kluckhohn, Paul ... 736
Kneip, Jakob ... 279
Knittel, John ... 180
s. auch Übersetzungen
Knole ... 588
Kochanowski, Jan ... 675, 589
Koenig: Die Liebesgedichte der Alma Johanna Koenig (Lissauer) ... 680
Kolb, Annette: Europäisch reden [„Versuch über Briand"] (Schickele) ... 325
Kolbenheyer, E. G. ... 220, 221, 226, 244, 714
Komik ... 253
Kopisch ... 36
Koppen, Edlef ... 593, 708
Korner, Josef ... 121
Korrodi, Eduard ... 652
Kramer, Theodor ... 306, 374
Kranewitter, Franz ... 675
Kraus, Karl ... 287
Kraze, Friede H. ... 347
Kreisler, Karl ... 468, 674, 707
Kremel, Ernst ... 557
Kretschmer, Ernst ... 709
Kretzer, Max ... 353
Krieg 609, Siebzehn gegen den Krieg (Brand) ... 338
Krieger, Hermann ... 287
Kritik 105, 408, 475, 560, 715, Kritiker-Verband, Bulareff ... 181
Krog, Helge ... 417
Krogh, Axel ... 416
Krusenstjerna, Agnes von ... 848
Küchelbecker, Wilhelm ... 36
Kudlinski, Tadeusz ... 541
Kultur ... 57, 59, 115, 226, 409
Kunst 43, 44, 101, 102, 535, 594, 682, Christusbild 666, Kunst und Kirche 408, Neue Kunstliteratur (Utitz) 273, Zur Kunst von morgen (Günther) 370
Kürnberger, Ferdinand ... 153, 226
Kürschners Literaturkalender ... 375
Kurzgeschichte, Die (Langer) ... 613
Kuber, Manfred ... 407, 468
Lacretelle, Jacques de ... 735
La Farges, Oliver ... 615
Lagerlöf, Selma ... 155
Lampe, Professor ... 619
Lampel, Peter Martin ... 187, 280, 281, 402
s. auch Übersetzungen
Landauer, Gustav ... 98, 534, 48
Landquist, John ... 483
Langbehn, Julius ... 346, 352, 527, 534, 586, 642, 706
Lange, Helene ... 586, 714
—, Nora ... 358
—, Sven ... 349, 404
Langen, Elisabeth von ... 587, 707
Laparcerie, Marie ... 719
Lauber, Cécile ... 587, 616, 708
Lauckner, Rolf ... 98
Laurin, Carl G. ... 483
Lavater, J. C. ... 401
Lawrence, D. H. ... 349, 464, 588, 710, 714
Lederer, Joe ... 706
Lee, Mary ... 374
Le Fort, Gertrud von ... 104
s. auch Übersetzungen
Le Goffic, Charles ... 674
Leip, Hans ... 534
Leonhard, Rudolf ... 226
Leopardi, Giacomo ... 589
Lernet-Holenia, Alexander ... 679, 707
Lersch, Heinrich ... 353, 593
Lessing, Gotthold Ephraim ... 287, 527, 586
—, Theodor ... 588, 709
Leßkow ... 649
Levenne, Ricardo ... 358
Lewald, Fanny ... 714
Lewinsohn, Richard ... 180
s. auch Übersetzungen
Lewisohn, Ludwig ... 710
Lewis, Sinclair ... 38, 469, 475, 685, 710, 714
Lichnowsky, Mechtild ... 643
Lichtenberg, G. Chr. ... 97, 648
Liebermann, Max ... 582
Lied [Chorlieder] 43, Volkslied im Elsaß ... 43
Lienert, Meinrad ... 221
Lienhard, Friedrich ... 42, 287, 433, 534
Liepmann, Heinz ... 708
Liliencron, Detlev 35, 42, 642, 714, Liliencron und sein Feldwebel (Ploetz) ... 324
Lilienfein, Heinrich ... 218, 224, 226, 242, 287, 353, 428
Lima, Campos ... 166
Lindau, Paul ... 706
—, Rudolf ... 153
Linde, Otto zur ... 36, 98
Lingg, Hermann von ... 642
Linkskurve [Zeitschrift] ... 594
Linzen, Karl ... 407
Lion, Fritz ... 221
Liost, Guerande ... 48, 49
Lissauer, Ernst ... 154, 157, 226, 285, 287, 353, 707
Liszt, Franz ... 36
Litas ... 417
Litauen: Die dritte Front (Wirschubski) ... 671
Literatur 409, 488, 535, 547, 594, 608, 715, schöne 104, unzeitgemäße 104, erotische 408, Schund und Schmutz 70, 409, 594, im Kabarett 6, sudetendeutsche 105, französische 100, 535, lombardische 589, englische 38, 155, sowjetrussische 589, chinesische 593, Literaturgeschichte 53, 114, 116, 254, 594, 660, 661, Das Porträt in der Literatur (Kahane) 73, Vagabundische Literatur (Schwarz) 501, Die Zivilisationsfeindschaft in der Literatur (Lewandowski) 573, Die Situation der jüdischen Belletristik (Grünwald) 672, Austausch literarischer Stoffe und Formen in der Weltliteratur V: Farbenhören und Tönesehen (Poritzky) 441, VI: Die Kunst auf wissenschaftlicher Basis (Poritzky) ... 682
s. auch Sachwörterbuch
Lofting, Hugh [Doktor Doolittle] ... 5, 222, 288
Logau, Friedrich von ... 705
London, Jack ... 288

Digitized by Google

Löns, Hermann .. 42, 53, 98, 153, 158, 287, 474, 714
Loos, Anita ... 38
—, Cécile Ines ... 180, 616, 694
s. auch Übersetzungen
López-Picó, Josep Maria ... 48
Lorentowicz, Jan ... 540
Lorm, Hieronymus ... 279
Loti, Pierre ... 715
Löwis of Menar, August von ... 6
Lucas, Miß ... 373
Luchaire, Jean ... 718
Ludwig, Emil 38, 348, 403, 468, 528, 529, 534, 588, 706, 709
s. auch Übersetzungen
—, Otto ... 444
Luhmann, Heinrich ... 158
Lyrik 36, 44, 105, 115, 159, 659, neulateinische 661, französische 709, Kinderreim 190, Lyrik 1928/29 (Diettrich) ... 26
Maaß, Joachim ... 708
Madol, H. R. ... 222
Maeterlinck, Maurice: Geheimnisse des Weltalls (Flechtner) ... 200
Magalhães, Candida Aires de ... 167
Magie s. Geschichte
Mahrholz, Werner ... 586
Maione, J. ... 652
Maj, Bianca De ... 107
Majakowskij, Wladimir ... 589, 593
Mann, Heinrich ... 43, 402, 593
—, Klaus ... 407
—, Thomas 61, 100, 158, 180, 186, 217, 280, 283, 347, 353, 373, 407, 417, 474, 484, 493, 528, 587, 593, 645, 714, Thomas Manns „Mario und der Zauberer" (Krug) ... 696
s. auch Übersetzungen
Mannheim ... 665
Manuel, Nikolaus ... 586
Manzoni ... 589
Maragall, Joan ... 47
Marasso, Arturo ... 358
Marcireau, Jacques ... 719
Marcuse, Ludwig ... 283
Margueritte, Victor ... 719
Marsmann, H. ... 45
Martens, Kurt ... 705, 714
Marti, Hugo ... 616
Martin, Rocha ... 166
Martinek, Vojtěch ... 180
Martinon, Suzanne ... 415
Marx, Karl ... 222
Mašák, Ed. ... 374
Masaryk ... 469, 475
Masefield, John ... 588, 615, 644, 710
Masters, Edgar Lee ... 100
Mauriac, François ... 408
Maurice, Martin ... 588
Maurois, André ... 39, 155, 588
Mauthner, Fritz ... 279
Mayer, Johann Jacob ... 527
Maykowski, St. ... 541
Mazzucchetti, L. ... 651
Mechow, K. B. von ... 221, 281
Meckauer, Walter, s. Übersetzungen
Medek, Rudolf ... 180
Mehring, Franz ... 346
Meidner, Ludwig ... 189
Meier, H. Chr. ... 493
Meier-Graefe, Julius ... 283
Meisel, Hans ... 353
Mell, Max ... 43, 158, 287, 649
Membre, Henri ... 298
—, Marguerite ... 298
Mencken, H. ... 349
Mendelssohn, Moses ... 35, 61, 94, 104, 225
Menke ... 529
Menzel, Gerhard ... 353, 407
—, Herybert ... 353
Méric, Victor ... 684
Meßner, Josef ... 534
Meyer, Alfred Richard ... 648
—, Conrad Ferdinand ... 119, 158, 346, 652
Meyerhold, Ws. ... 535
Michael, Friedrich ... 554
Michaux, Henri ... 298
Michel, Ernst ... 283
Michel, Robert (Mühlberger) ... 390
Michel, Wilhelm ... 642
Miegel, Agnes ... 403
Miguel, Sidónio ... 166
Mihaly, J. ... 502
Miller, Patrick ... 164
Mimus 159, Mikrokosmos und Mimus in Tirol (Reich) ... 551
Miomandre, Francis de ... 299
Misch, Robert ... 279
Mistral, F. ... 616
Mitterer: Die Lyrikerin Erika Mitterer (Lissauer) 449
Moberg, Vilhelm ... 484
Moerkerkens, P. H. van ... 47
Mohr, Max ... 121, 281
Molière ... 38, 353, 404, 715
Möller, Eberhard Wolfgang ... 61
Molnár, Franz ... 648
Molo, Walter von ... 221, 226, 287, 640, 648, 675
s. auch Übersetzungen
Mombert, Alfred ... 154, 587
Monelli, Paolo ... 108
Montaigne ... 469, 593
Montale, Eugenio ... 108
Montanyá, Lluis ... 48
Monteiro, Campos ... 166
Montemór, Nuno de ... 166
Montesquieu ... 469
Montherlant, Henry de ... 649
Moppès, Denise van ... 415
Morales, E. ... 358
Morand, Paul ... 415, 440, 588
More, Thomas ... 226
Moren, Hallbis ... 417
Morgenstern, Christian ... 402, 467
Morgenthaler, Hans ... 36, 346
Mörike, Eduard ... 95, 104, 153
Morris, William ... 54
Mottram, Ralph H. ... 164, 283
Moulin-Eckard, Graf Du ... 180
s. auch Übersetzungen
Mowsessjan, Alexander ... 432
Muir, Daphne ... 373
Müller, Anton ... 467, 475
Müller-Freienfels, Richard ... 588
Müller-Guttenbrunn, Adam ... 714
Multatuli ... 574
München ... 430
Münchhausen, Börries Frhr. von 4, 347, 351, 353, 402, 467
Munro, C. K. ... 404
Münzer, Kurt ... 617
Musil, Robert ... 615
Mussolini, B. ... 175, 404, 469
Mynona ... 353
Mystik ... 178
Nadel, Arno ... 673
Nadler, Karl Gottfried ... 98
—, Josef ... 222, 244, 348, 588
Naerup, Carl ... 417

Digitized by Google

Naivität: Stufen der Naivität (Süskind) 93
Napoleon 177, 469, 611
Nathan, Paul 368
Necco, G. 652
Negri, Ada 107
Negro, Chriſta del 280
Nemeſio, Vitorino 166
Nerval, Gérard de 349, 444
Neſtroy 534
Neugriechiſches (Hochdorf) 272
Neumann, Alfred 616, Alfred Neumann und das neue Barockempfinden (Bachler) 626
ſ. auch Überſetzungen
—, Robert 180, 220, 528, 529, 706
ſ. auch Überſetzungen
Nexö, Martin Anderſen 43
Nezval, Vit. 374
Niebergall, Ernſt Elias 121, 705
Nieſe, Charlotte 287
Nietzſche, Friedrich 98, 104, 153, 220, 226, 346, 401, 408, 439, 466, 474, 527, 534, 586, 592, 642, 706, 714
Nikorowicz, Ignacy 541, 553
Niſſen, Momme 587
Nora, A. de 37
Nordau, Max 621
Nordfriesland 44
Noronhas, Tomás de 166
Norwegen: Literaturbrief 416
Notgemeinſchaft für deutſches Schrifttum 307, 616
Novalis 226, 407
ſ. auch Überſetzungen
Novák, Arne 180
Novaro, A. Silvio 108
Novelle 52, 159
Nowaczyński, Adolf 539
Nüchtern, Hans 615
Oberkofler, J. G. 353
Obſtfelder, Sigbjörn 710
Oehlenſchläger, Adam 283
Oeſer, Hermann 98
Oeſterreich 57
Ogando, Alice 167
Ohanian, Armin 415
Oken, Lorenz 36
Okkultismus: Neue okkultiſtiſche Literatur (Aram) 395
Olden, Balder 36
Olfers, Marie von 279
Oliveira Guimarães, Luis de 166
Olivero, F. 652
Oljelund, Ivan 483
Oller, Narcis 48
O'Neill, Eugene 43, 100, 222, 283, 475, 649
Operette 649
Opitz, Martin 42
Orkan, Wladislaw 553, 589
Orlan, Pierre Mac 298
Ortiz, F. 358
Ortner, Eugen (Roſenthal) 332, ferner 528
Osborn, Max 402
Oſtrouchoff, Ilja S. 121
Pädagogik 58, 668
Pagés, Pons i 48
Pailleron, Marie Louiſe 675, 735
Pallenberg, Max 253
Panizza, Oskar 279
Pannwitz, Rudolf 38
Pascal 158, 222
Pascoães, Teixeira de 166
Patricio, Magdalena 167
Paul, Jean 346, 466, 527, 641, 652
ſ. auch Überſetzungen
Paulſen, Rudolf 407
Péguy, Charles 593, 674
Peixoto, Maria do Carmo 167
Pekař, Joſef 180
Peladan, Joſefine 644
Pellizzi, Camillo 650
Pen-Klub 126
Penzoldt, Ernſt 104, 407
Périer-Lagrange, Pauline 155
Perkonig, Joſef Friedrich 36, 532
Pernot, Maurice 244
Perri, Francesco 106
Peſtalozzi 345
Peterſen, Julius 348
Petrarca 100, 530
Petzold, Alfons 352
Philippe, Charles-Louis 259, 404
Philoſophie: Neue Wege in der Geſchichte der Philoſophie (Müller-Freienfels) 578
Picard, Max 616, 644, 714
ſ. auch Überſetzungen
Pirandello, Luigi 128, 408
Piscator, Erwin: Das politiſche Theater 126
Pita, Pedro 166
Plagiat 41
Platon 159
Plivier, Theodor 281
Poe, Edgar Allan 222
Pohl, Gerhart 593, 649
—, Julius 706
Polemik 159
Polen 715, Literaturbrief 539
Polgar, Alfred 38
Politik 610, 671, 728, 729
Pometta, Eligio 616
Ponten, Joſef 407, 588, 589, 643, 708, 714, Der biographiſche Roman [„Die Hochzeitsreiſe"] (Brand) 76, Ein Roman vom deutſchen Menſchen [Wolga Wolga] (Brand) 566, Volk auf dem Wege (Ponten) 564
Porché, François 530, 709
Portugal: Literaturbrief 165
Powys, J. C. 164
Praag, Siegfried van 46
Preczang, Ernſt 347
Preisausſchreiben: Stiepel-Preisausſchreiben 121, Berliner Univerſität 180, Leſſing-Preis 244, Drei nordiſche Verlagsanſtalten 306, Hamburger Senat 306, Diederichs-Jena: Gegenwartsromane 374, 735, Harper & Brothers und W. Heinemann 492, franzöſiſche Schriftſteller-Geſellſchaft 492, George-Sand-Preis 492, Bühnenvolksbund 492, 735, „Die Kolonne" 493, 735, Brentano, Neuyork 493, „Prix Romand"493, Univerſität Greifswald 493, Dramen-Wettbewerb, Paris 493
Preisſtiftungen, Preisverteilungen: Büchner-Preis 61, Frankfurter Goethe-Preis 61, Literaturpreis, Berlin 121, Carl-Schünemann-Preis 179, Mondadori 180, Staatspreiſe der tſchechoſlowakiſchen Republik 180, Gottfried-Keller-Preis 244, Literatur-Preis der Stadt Poſen 244, Tſchechoſlowakiſche Staatspreis 244, Preis der „Europe Nouvelle" 244, Julius-Reich-Stiftung 306, Verband der Buchhändler und Verleger in der Tſchechoſlowakei 306, Literatur-Preis der europäiſchen Zeitſchriften 306, Goncourt-Preis 306, Preis Théophraſte Renaudot 306, Prix Femina 306, Polniſcher Dichterpreis 306, Preiſe an Frauen 373, oberſchleſiſche Eichendorff-Gedächtnis-Stiftung 373, Julius-Reich-Stiftung 373, Rathenau-Preis 374, Allen & Unwin 374, Geßner-Preis 374, Grünewald-Preis 374, Literatur-Preis des Landes Mähren

Digitized by Google

374, Literatur-Preis, Prag 374, Dichterpreis, München 432, „Stampa" 493, Preuß. Akademie der Künste 553, Literatur-Preis von Lemberg, Warschau 553, Lodz, Prag 554, schweizer. Schiller-Preis 553, 615, Leipziger Dichter-Stiftung 554, Adalbert-Stifter-Preis 615, Jugendpreis deutscher Erzähler 615, 675, 735, Gerhart-Hauptmann-Preis 615, Literatur-Preis der Renaissance 615, Schwed. Literatur-Preis 615, Pulitzer-Preis 615, Französischer Preis 675, Preis der französischen Akademie 675, 735, Ehrenpreis für Erzählung und Dramatik der deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft 675, Courteline-Preis 735, Osiris-Preis 735, Internationaler Literatur-Preis, Genf 735, Felix Bloch und Deutsches Volkstheater, Wien 554, Akademie Italien 554, Amerikanische Verleger-Vereinigung 616, „Ralph Beaver Strasburger Foundation" 616, 735, Rubenow-Stiftung 616, Deutscher Bühnen-Verein 675, Moses-Mendelssohn-Stiftung 735, Lessing-Preis 735, „Die Unsterblichen" geraten der sozialen Tat gegenüber in Verlegenheit (Mitterer) 398
Preradovitsch, Paula von 589
Presse 408
Prévost, Marcel 155
Prévost, Jean 644
Priestley, J. B. 164
Prosa: Probleme der neuen Erzählerkunst (Bühner) 336
Protestantismus 159, 666
Proust, Marcel 100, 222, 535, 593, 644
Przywara 529
Psychologie: Zur Problematik der Psychologie (Kahane) 508, Farbenhören, Tönesehen (Porzky) 441, Psychoanalyse 661, 732
Puschkinscher Wörterschatz [Lexikon] 375, ferner 554
Raabe, Wilhelm 104, 287, 407, 674
Rabelais 593
Rachilde, Mme. 299, 414
Racine 715
Rainalter, Erwin H. 158
Rainis 100
Rama, Alipio 166
Ramuz, C. F. 100, 493, 535, 615
Ratel, Simone 415
Ratzka, Clara 98
Raurell, Millàs 48
Ravegnani, Giuseppe 650
Reck-Malleczewen, Fritz 220, 281
Rechtsfälle II (von Scholz) 16, III 191, IV 561
Rechtswissenschaft 727
Régnier, Henry de 398
Rehfisch, H. J. 736
s. auch Übersetzungen
Reinacher, Eduard 126, 220, 347, 402, 472, 528, 708
Reinhardt, Max 558, 639
Reisebücher von gestern und heut VII (von Zobeltitz) 520
Reiser, Hans 475
Reisner, Erwin 109
Religion 498
s. auch Sozialismus
Remarque, Erich Maria 39, 43, 68, 99, 164, 180, 280, 287, 367, 417, 467, 484, 534, 593, 616, [Pferdeschrei] 6, [Blindenschrift] 675, Die Meute hinter Remarque (R. Neumann) 199
s. auch Übersetzungen
Renan, E. 398
Renaudot, Théophraste 475
Renn, Ludwig 180, 402, 407, 417, 467, 484, 493, 497, 593
s. auch Übersetzungen
Renner, Gustav 158
Requark, Emil Marius 155
Rétif de la Bretonne 573
Reventlow, Franziska von 714
Revesz, Bela 589
Reynold, G. de 652
Rheinhardt, E. A. 709
Rhode, J. B. 358
Riba, Carles 48
Ribeiro, Aquilino 166
—, Manuel 166
Rickert-Stiftung 181
Riehl, W. H. 736
Riemer, Fr. Wilh. 714
Rilke, Rainer Maria 5, 42, 98, 153, 180, 220, 279, 307, 346, 402, 407, 474, 528, 586, 592, 642, 648, 652, 714, -Ausstellung 493, Rilke als Künstler des Briefs (Temborius) 208, Aphorismen von Rilkes Mutter (Langer) 209
s. auch Übersetzungen
Rimbaud, Arthur 226, 288, 533, 644, 649, 709
Rinaldini: Zum „historischen Rinaldini" (Wurzbach) 119
Rist, Johann 116
Rivière, J. 408
Rodange, Michel 616
Rodenbach, Albrecht 644
Roger, Noëlle 349, 415
Rojas, Ricardo 358
Rolland, Romain 469, 709
Roman: Zeitungsroman 1, sozialer 594, Detektivroman 104, Nachkriegsroman 408, französischer 349, englischer 714, amerikanischer 155, Der Fortsetzungsroman (Harich) 9, Der Fortsetzungsroman II (Harich) 75, Über den historischen Roman (Kyser) 681
s. auch Frauenromane, Krieg
Romantik 36, 159, 408, 428, 662, 664
Romier, Lucien 349
Rops, Daniel 299, 718
Rosa, G. Titta 108
Rosegger, Peter 117, 466, 714, Rosegger im Werden (Brandl) 430
Roselieb, Hans (Schwabe) 576, ferner 43
Rosenkranz, Karl 586
Rosenzweig, Franz 346, 673
Rossel, Virgile 652
Rossetti, D. G. 408, 471
Rossinyol, Santiago 48
Roßmann, Hermann 37
Roth, Eugen 467
—, Joseph 104, 154, 221, 282, 287, 407, Donner über Menschen zwischen Rechts und Links (Kenter) 139
—, Stephan Ludwig 714
Rousseau, J. J. 226, 573, 644, 646
Rummel, Walter von 588
Rundfunk 65, 104, 188, 249, 250, 554, Über das Hörspiel (Kyser) 256, Grundsätzliches über das Hörspiel [Wolf, Hörspiele] (Kyser) 625
Rußland 39, 57, 159, 408, 475, 728
Rust, Albert Otto 220
Ruta, Enrico 109
Rüttenauer, Benno 399, 474, 593
Rychner, Max 616
Saar, Ferdinand von 592, 714
Sacher, Friedrich 37, 407
Sachlichkeit, Neue 408, 409, 711
Sachwörterbuch zur Literaturgeschichte (Sommerfeld) 457
Sagarra, Josep Maria de 48
Sagen, schlesische 55
Saint-Exupéry, Antoine de 298
Sainte-Beuve 283
Salbach, Gräfin 347

Digitized by Google

Salten, Felix 97, 104, 180
s. auch Übersetzungen
Salvat-Papasseit, Joan 48
Sanchez, J. Sebastiá 48
Sande, Jakob 417
Sandry, Isabelle 719
San Secondo, Rosso di 108
Santamaria, Joan 48
Santoli, V. 652
Sapper, Agnes 467
Savigny 279
Scott, Walter 736
Schäfer, Wilhelm 104, 529, 588, 643
Schäferdiek 407
Schaeffer, Albrecht 221, 226, 474, 663
Schaffner, Jakob 615
Schaffy, Mirza 554
Scharten-Antink, Carel 46
–, –, Margot 46
Schaukal, Richard von 648
Schaumann, Ruth 347, 707
Schauweder, Franz 220, 467, 593
Scheerbart, Paul 220
Scheffel, Joseph Viktor v. 53, [Briefe] 98, [Denkmal] 121, 706
Scheffler, Karl 287
Schelling 36, 97
Schenkendorff, Max von 42, 98
Scherer 224
Scheurmann, Erich 574
Schick, Josef 347
Schickele, René 37, 158, 226, Symphonie für Jazz (Dürr) 394
s. auch Übersetzungen
Schiedel, Richard 593
Schiller 97, 104, 119, 158, 181, 219, 258, 279, 346, 407, 408, 466, 474, 527, 534, 560, 584, 592, 649, 652, 714
Schiller-Stiftung, Deutsche 676
Schirwansade 432
Schlaf, Johannes 43
Schlatter, Dora 98
Schlegel, August Wilhelm 65, 121, 287
–, Dorothea 279, 466
Schlenther, Paul [Kritiken] 72, 642
Schmid, Christoph von 98
Schmid Noerr, Friedrich Alfred 154, 179, 534
Schmitt, Christian 534
Schnack, Anton 158
–, Friedrich 104, 154, 220, 528, 553, 587, 593, 648, 708, 736
s. auch Übersetzungen
Scholz, W. von [Kleist-Gedicht?] 65, 154, 221, 282, 347, 403, 406, 472, 534, 593, 642, 674
Schopenhauer, Arthur 36, 97, 592, 641
Schrempf, Christoph 532, 587
–, Peter 535
Schreyvogel, Friedrich 534
Schrifttum, schwäbisches 58, Schriftsteller 159
Schröder, Rudolf Alexander 154
Schubert, Gotthilf Heinrich 586
Schück, Henrik 483
Schuler, Alfred 586, 714
Schüler, Gustav 280
Schulze, Ernst 527
„Schünemanns Monatshelfte" 61
Schussen, Wilhelm 714
Schutzfrist 408
Schwarzkopf, Nikolaus 37
Schweden: Literaturbrief 482
Schweitzer, Albert 644
Schweizer Literatur (Muschg) 694
Schwob, Marcel 414
Seghers, Anna 180
s. auch Übersetzungen
Seidel, Heinrich Wolfgang 98
–, Ina 220, 642, 644, Renée und Rainer (Heine) 517
–, Willy 708
Seillière, Ernest 718
Senancour, Etienne Pierre de 443
Serbokroatien 710
Serna, Ramón Gómez de la 649, Das Geheimnis der „Gregueria" (Wälderlin) 692
Sexualwissenschaft 55, 56
Shakespeare 100, 250, 550, 709, 736, Was ist uns Shakespeare heute? (Ludwig) 59
Shaw, Bernard 38, 104, 475, 593, 709
Shelley 593
Sherriff, R. C.: „Journeys End" .. 104, 164, 307, 408
Siebenbürgen: Literaturbrief 109
Sieburg, Friedrich 283, 348, 534, 588, 593
Sieg, John 593
Siegfried, Walther 99, 155
Siewert, Elisabeth 706
Silvester, Ewald 279
Simmel, Georg 706
Sinclair, Upton 100, 155, 158, 713
Singer, Samuel 707
Sitwell 43
Sivertsen, Sverre 416
Siwertz, Sigfrid 484
Sjöberg, Birger 484
Skavlan, Einar 417
Sling [Schlesinger] 36
Smedley, Agnes 530
Smith, E. D. 469
Smrek, Ján 180
Sochaczewer, Hans 154, 221, 593, Donner über Menschen zwischen Rechts und Links (Kenter) 139
Soergel, Albert 642
Soffici, A. 108
Sohnrey, Heinrich 104, 366
Soldevila, Carles 48
Solitaire 153
Solowjew, W. S. 668
Sommer, Fedor 154, 642, 706
Sommerfeld, Martin 4
Soret, Frédéric 404
Sorge, Reinhard Johannes 158, 527
Soschtschenko, Michail 349
Soudan, Paul 39, 180
Sowjet-Enzyklopädie 181
Sozialismus 159, Der religiöse Sozialismus (Ewald) 382
Spanien 715
Speidel, Ludwig 534
Spengler, Oswald 642
Spitteler, Carl 466, 586
Sprachliches: Reichssprachamt 475
Spyri, Johanna 153
Sfakulin, P. N. 376
Staackmann, Alfred 306
Stacchini, Guido 109
Stach, Ilse von 715
Stahr, Adolf 714
Steffen, Albert 282, 348
Steffens 683
Stegemann 155, 280, 348, 528, 583, 590, 642, 648, 674, Hermann Stegemanns Lebenserinnerungen (Heuß) 148
Steguweit, Heinz 587
Stehr, Hermann 38, 158, 347, 374, 402, 407, 528, 675
Steiner, Rudolf 243
Stein, Charlotte von 493
Steinmetz, K. Pr. 551
Stenbock-Fermor, Alexander Graf 535
s. auch Übersetzungen

Digitized by Google

Stendhal 100, 155, 404, 408, 469, 530, 588
Stern, Paul 37
—, Selma 709
Sternberg, Leo 714
Sternheim, Carl 593
Stieglitz, Charlotte 36
Stifter, Adalbert 153, 219, 401, 527, 592, 714, -Gemeinde 105, 493
Stöcker, Helene 220
Stoffgeschichte: Krieg 104, Kriminaldichtung 470, Hochstapler 19, Columbus 168, Julian Apostata 114, Gustav Adolf 609, Judith 664, Typus Mann 594, Das junge Mädchen 715, Todesgedanken in der deutschen Literatur 549, Tod 649, Leben und Tod 715, Berlin 128, Amerika im Roman 100, Gemeinschaftsprobleme der Schule im Roman (Liepmann) 612
Stolpe, Sven 483
Stona, Maria 408
Storck, Karl 586, 593
Storm, Theodor 36, 98, 592
s. auch Übersetzungen
Strachey, Lytton 100
Strauß, Emil 98, 154, 353
Strauß und Torney, Lulu von 528
Stresemann, Gustav 153, 366
Strindberg, August 39, 100, 155, 159, 349, 408, 574, 736
Strobl, Karl Hans 282, 616
Strug, Andrzej (Sternbach) 630
Stucken 282, 403, 528 575. Eduard Stuckens neue Romandichtung [Im Schatten Shakespeares] (Behl) 271
Sturmann, Manfred 407
Sturz, Helferich Peter 219
Südafrika 710
Sudermann, Hermann 180, 279, 706
Sue, Eugène 469
Supper, Auguste 714
Süskind, W. E.: Jugend (Landau) 138, ferner 348, 407
s. auch Übersetzungen
Susman, Margarete 348, 469
Svevo, Italo (Alfero) 202, ferner .. 39, 100, 353, 404
Tagger, Theodor 72
Tagore 678, 710
Talhoff, Albert 587, 707
Tau, Max 493
Tavel, Rudolf von 616
Tecchio, Bonaventura 107
Teran, J. B. 358
Tharaud, Jean 299
—, Jérôme 299
Theater 43, 101, 156, 190, 286, 288, 352, 439, 475, 535, 558, 715, Zeittheater 40, Politisches 159, 408, Arbeitertheater 408, Sprechchor 535, 649, 715, Kindertheater 126, 288, Volkstheater 715, Staatstheater 408, klassisches 408, Kammerspiel 353, Schwertfechterspiel 535, satirisches 593, Unterhaltungsstück 593, Tendenzdrama 593, Piscator 71, Friedrich Wolf 71, Georg Kaiser — Charell 8, Jeßner „Don Carlos" 190, „Iphigenie" 560, Grabbe 560, Bühnenbilder zu Georg Kaiser 67, zu Karl Krauß 125, „Habima" 254, wiener 392, tiroler 408, englisches 535, persisches 408, Deutsches Bühnenschiff 62, Theater-Hochschule 159, Theater-Werbe-Woche 62, „Neues Archiv für Theatergeschichte" 72
Theilhaber, Felix A. 222
Thérive, André 180, 300
Therstappen, Paul 707
Thieß, Frank 280, 283, 348, 529, 593
Thoma, Ludwig 61, 104, 714
Thunberg, Elswig 484
Thyes, Felix 616
Tieck 380, 443
s. auch Übersetzungen
Tierbücher (Vischer) 340, Tiergeschichte 353
Timmermans, Felix 223, 349, 404, 469, 530, 710
Tissot, V. 652
Toller, Ernst 417
Tolstoj, Leo 159, 259, 284, 375, 404, 530, 589, 593
Tombrock, Hans 502
Tomlinson, H. M. 598
Tonfilm s. Film
Tönnies, Ferdinand 707
Torberg, Friedrich 468, 649
Tragödie 226, 593, 649
Trakl, Georg 226, 532
Traudt, Valentin 104
Trausil, Hans 502
Traven 158, Das Werk B. Travens (Scherret) ... 389
s. auch Übersetzungen
Trede, Paul 98
Trenck, S. von der 280
Tschechoff, A. P. 100, 104, 349, 675, Tschechoff- und Gorkij-Museum 181
Tucholsky, Kurt 99, 714
Türkei 610
Tuwim, Juljan 541
Twain, Mark 158
Übersetzungen: ins Amerikanische: Winckler 180, 616, Du Moulin-Eckart 180, 554, Renn 180, Rob. Neumann 180, Fr. Schnack 244, Leonh. Frank 306, Friedenthal 374, 493, Meckauer 374, Süskind 374, Hatvany 493, Döblin 493, Forbes-Mosse 554, Picard 616, Bonsels 675, H. E. Jacob 736, ins Arabische: Emil Ludwig 374, ins Chinesische: Remarque 244, ins Dänische: Rob. Neumann 180, Döblin 493, ins Englische: A. Zweig 61, Edschmid 61, H. Unger 61, Loos 180, Lewinsohn 180, Knittel 180, Rob. Neumann 180, Leonh. Frank 306, von Molo 306, Friedenthal 374, Meckauer 374, Essad-Bey 432, Stenbock-Fermor 433, Friedländer 493, Hatvany 493, Friedenthal 493, Döblin 493, Forbes-Mosse 554, Edschmid 554, Du Moulin-Eckart 554, Hans Franck 675, Fr. Schnack 736, H. E. Jacob 736, Finkelnburg 736, ins Französische: Hoffmann, Jean Paul, Novalis, Tieck, Storm 61, Seghers 180, Th. Mann 180, Salten 180, Fr. Schnack 244, 736, Johannsen 306, 374, Werfel 432, A. Zweig 432, Le Fort 433, Döblin 493, Du Moulin-Eckart 554, Lampel 616, H. E. Jacob 736, ins Finnische: Goethe 374, ins Griechische: Emil Ludwig 374, Klabund 374, ins Hebräische: Emil Ludwig 61, 374, Remarque 61, Th. Mann 493, ins Holländische: H. Unger 61, Seghers 180, Süskind 244, Leonh. Frank 306, Johannsen 374, Döblin 493, Fr. Schnack 736, H. E. Jacob 736, ins Italienische: Th. Mann 306, 651, A. Zweig 374, Alfr. Neumann 374, 616, Döblin 493, Werfel 651, Renn 651, Glaeser 651, E. Ludwig 651, Rilke 651, Rehfisch 736, ins Japanische: Remarque 616, ins Katalanische: Knittel 180, ins Litauische: Th. Mann 374, ins Norwegische: Rob. Neumann 180, H. Heine 417, Th. Mann 417, B. Frank 417, L. Frank 417, Glaeser 417, Wassermann 417, A. Zweig 417, Renn 417, Remarque 417, Döblin 493, ins Polnische: Th. Mann 542, Wassermann 542, Remarque 542, E. Ludwig 542, Heine 542, Edschmid 554, ins Russische: 675, Georg Hermann 121, Holitscher 121, Emil Ludwig 122, Edschmid 122, Leonh. Frank 675, ins Schwedische: Knittel 180, Birkenfeld 484, Bröger 484, Griese 484, Salten 484, Schickele 484, Zahn 484, Traven 484, ins Spanische: Glaeser 180, Renn

Digitized by Google

180, Ginster 244, Leonh. Frank 306, Johannsen 374, Alf. Neumann 374, Wagner 374, Bruckner 736, ins Tschechische: Remarque 180, Renn 180, A. Zweig 180, Leonh. Frank 180, Werfel 432, Alf. Neumann 616, ins Türkische: E. Ludwig 374, ins Ungarische: Essad-Bey ... 616
Übersetzungswesen ... 6, 105
Uhland, Ludwig ... 287, 592
Ulitz, Arnold ... 706
Unamuno, Miquel de ... 404, 469, 475, 535, 591
Undset, Sigrid 43, 155, 225, 283, 353, 404, 416, 417, 469, 530, 649, 710
Ungar, Hermann 220, 226, 279, 353, Hermann Ungar (Kayser) ... 197
Ungarn ... 645
Unger, Hellmuth, s. Übersetzungen
—, Rudolf ... 529
Ungewitter, Gullevi ... 484
Universität: Vorlesungschronik 1929/30 62, Nachtrag 122, Vorlesungschronik 1930 433, Nachtrag 494, 554
Unruh, Fritz von ... 475, 593, 648
Uraufführungen ... 375, 494, 554, 676, 736
Utzinger, Rudolf ... 220, 287
Vacheck, Emil ... 374
Vallis, Luigi ... 404
Vančura, Vladislav ... 180
Variot, Jean ... 415
Vasto, Conte Lanzo del ... 678
Vaz, Salema ... 167
Velter, Joseph M. ... 353
Verband Deutscher Erzähler ... 676
Verdaguer, J. ... 47
Verhaeren, Emile ... 100, 644
Verlagswesen ... 500
Verlaine, P. ... 222
Verne, Jules ... 530
Versepos ... 105
Véry, Pierre ... 298, 675
Vialatte, Alexander ... 298
Viebig, Clara ... 38, 587, 618, 703, 711, 714
Vilar, Amélia Guimarães ... 167
Villiers de l'Isle, Adam ... 685
Villinger, Hermine ... 98
Villon, François ... 535
Vinyes, Ramón ... 48
Vlaminck 475, Wagenlaterne ... (Paquet) ... 144
Vogel, Henriette ... 346
Voigt, F. A. ... 598
—, Bernhard ... 348
Voigt-Diederichs, Helene ... 220
Volkelt, Johannes ... 586, 706
Volkmann-Leander, Richard von ... 586
Volkskunde, deutsche 55, westfälische ... 57
Volkslied ... 55, 535
s. auch Lied
Vollmoeller, Carl ... 379
Volpe, G. Della ... 652
Voltaire ... 593, 616, 736
Vondel, Joost van den ... 404
Vorlesungs-Chronik s. Universität
Voßler, Karl ... 534
Vrchlický, Jaroslav ... 180
Vriesland, Victor E. van ... 46
Vring, Georg von der [Autobiographisches] 3, 37, 287, 407
Wackenroder, W. H. ... 652
Wagner, Christian ... 220
—, Richard ... 104, 438
Waiblinger, Wilhelm ... 345, 374, 401, 407, 616
Wallace ... 6
Walpole, Hugh ... 588, 593, 644, 710, 714
Walter, Robert ... 407
Walther von der Vogelweide 97, 526, 534, 583, 592, 641, 648, 714
Walzel, Oskar ... 220, 280, 644
Wändahl, Axel ... 484
Waschzettel ... 408
Wassermann, Jakob 54, 104, 154, 221, 282, 353, 417, 575, 593
s. auch Übersetzungen
Wast, Hugo ... 468
Watson, John B.: „Behaviorismus" (Müller-Freienfels) ... 455
Watzlik, Hans ... 280, 287, 534, 593, 706
Webb, Mary ... 644
Weber, Max ... 287
Weber-Silvain ... 652
Wechsler, Eduard ... 154, 351
Weck, René de ... 39, 616, 653
Wedekind, Frank ... 226, 706
Wedkiewicz, Stanislaw ... 540
Wedmore, F. ... 598
Weerth, Georg ... 642
Wegner, Armin T. ... 283
s. auch Übersetzungen
Wehner, J. M. ... 353, 402, 403, 475, 534, 593, 642
Weinland, D. F. ... 121
Weisenborn, Günther ... 353
Weiß, Ernst ... 221, 615
—, Konrad ... 221, 353
Weller, Hermann ... 735
Wells, H. G. ... 222, 530, 683, 710
Weltgeschichte 611, im Kinderreim ... 190
Weltmann, Lutz ... 348, 404
Wenger, Lisa ... 643
Werfel 4, 222, 282, 287, 353, 432, 529, Franz Werfel (Weltmann) ... 263
s. auch Übersetzungen
Werner, Zacharias ... 158, 219, 352, 407, 714
Westschweiz: Literaturbrief ... 652
Wetzel, Friedrich Gottlieb ... 104, 158, 714
Weyßenhoff, Josef von ... 244
Whitman, Walt ... 494
Wiechert, Ernst ... 306
Wiegler, Paul ... 155, 709
Wieland ... 648
Wierzynski, Kasimir ... 541
Wilde, Oscar ... 100, 258, 616
Wildgans, Anton ... 353, 467, 642
Wilhelm, Prinz von Schweden ... 484
Wili, Walter ... 709
Wilke ... 287
Willam, Franz Michel ... 648
Williamson, Henry ... 598
Willram, Bruder, s. Müller, Anton
Winckler 180, 467, 554, 616, 648, 713, Josef Winckler's Eiserne Welt (Brand) ... 268
s. auch Übersetzungen
Wirz 287, Otto Wirz „Das magische Ich" (Kenter) 371
Witkop, Philipp ... 155, 528
Wittig, Joseph ... 118, 287, 353
Wojnowitsch, Iwo ... 100, 155
Wolf, Friedrich ... 43, 432, 473
s. auch Rundfunk
Wolff, Johanna ... 103, 353, 402, 467, 707, 736
Wolfram von Eschenbach ... 407, 550
Wolfskehl, Karl ... 96, 158
Wolosznowski, Juljan ... 541
Wolters, Friedrich 283, 348, 404, 469, 528, 586, 592, 714
Wolzogen, Ernst von ... 585
Woolf, Virginia ... 404
Wordsworth ... 155
Wurmser, André ... 298
Wust, Peter ... 535

Digitized by Google

Zahn, Ernst 280, 402
s. auch Übersetzungen
Zarek, Otto 529, 708
Zattori, Bruno 109
Zavie, Emile 719
Zeitschriften, amerikanische 233
Zeitung s. Roman
Zensur 43, 159
Zerkaulen, Heinrich 37, 154, 714
Zernatto, Guido 735
Zerzer, Julius 280, 649
Ziegler, Leopold 61, 99, 222, 287, 404
Ziese, Otto 502
Zille, Heinrich 7
Zillich, Heinrich 109
Zola, Emile 530, 588, 593
Zuckerkandl, Bertha 61
Zuckmayer, Carl 37, 61
Zweig, Arnold 180, 417, 432
s. auch Übersetzungen
—, Stefan 155, 158, 222, 226, 283, 287, 349, 593

2. Besprochene Bücher

(Mit Einschluß der in den Hauptartikeln und in der Zeitlupe enthaltenen Einzelbesprechungen)

Aldanow, M. A.: Die Teufelsbrücke (Luther) 604
—, —: Sankt Helena „Eine kleine Insel" (Luther) ... 604
Aldington, Richard: Heldentod (Süskind) 723
Alexander, Franz, und Hugo Staub: Der Verbrecher und seine Richter (von Scholz) 563
Alsen, Gutti: Requiem (Prigge) 635
Altendorf, Erich H.: Tag der Versöhnung (Diettrich). 26
Altzürcherische Familiensitze am See (Muschg) 696
Alverdes, Paul: Die Pfeiferstube (Brand) 339
Ammers-Küller, Jo van: Maskerade (Huebner) 488
Amundsen, Roald: Mein Leben als Entdecker (von Zobeltitz) 521
Anders, Hermann W.: Märtyrernovellen (Süskind) .. 93
Andersen, Knud: Perlmutter (Münzer) 606
Aram, Kurt: Magie und Mystik (Kyser) 337
Arlen, Michael: Lily Christine (Schickert) 605
—, —: Welch reizende Leute! (Ludwig) 725
Arnheim, Rudolf: Stimme von der Galerie (Doderer) 213
Arx, Caesar von: Geschichte von General Suter (Muschg) 695
Asch, Nathan: Liebe in Chartres (Baldus) 632
—, —: Als die Firma verkrachte (Schönemann) 605
—, —: Der 22. August (Münzer) 605
—, Schalom: Chaim Lederers Rückkehr (Münzer) 113
Auer, Grethe: Bonvouloir (Reicke) 168
Avenarius, Ferdinand: Hausbuch deutscher Lyrik. Erneut von Hans Böhm (Lissauer) 659
Bab, Julius: Befreiungsschlacht (Doderer) 213
Ball-Hennings, Emmy: Hugo Ball (Brandt) 549
Ballhausen, Hans, s. Windthorst, M.
Baltzer, Otto: Judith in der deutschen Literatur (Brandt) 664
Barbusse, Henri: Die Judasse Jesu (Kenter) 303
Barlach, Ernst: Ein selbsterzähltes Leben (Utitz) 273
Barth, Emil: Totenfeier (Diettrich) 26
Barth, Karl: Römerbrief (Muschg) 696
Bauer, Heinrich: Stresemann (Mommsen) 366
—, M., s. Morgenstern.
Bäumer, Gertrud: Die Frauengestalt der deutschen Frühe (Utitz) 274
Beheim-Schwarzbach, Martin: [Werke] (Günther] 79
Behrend, Dora-Eleonore: Der Heilige (Prigge) 635
Beil, Ada, s. Kardorff
Belzner, Emil: Iwan, der Pelzhändler (Lissauer) ... 24
Benn, Gottfried: Prosaschriften (Klaus Mann) 195
Benson, Robert Hugh: Gespenstergeschichten (Aram) .. 397
Beradt, Martin: Schipper an der Front (Brand) 339
Beradt, Martin, Der deutsche Richter (Behl) 727
Berend, Alice: Der Herr Direktor (Prigge) 635
Bergmann, Annemarie: Leidenschaft (Prigge) 635
Bernatzki, Hugo Adolf: Ein Vogelparadies an der Donau (Vischer) 342
Bernt, Alois: Handbuch der deutschen Literaturgeschichte (Melchinger) 53
Beste, Konrad: März (Schickert) 485
Beumelburg, Werner: Sperrfeuer um Deutschland (Brand) 338
Beyer, Rudolf von: Meine Begegnung mit Goethe ... Bearb. von Rudolf Schade (Brandt) 664
Bezruč, Petr [Werke] (Jilek) 270
Bickermann, Joseph: Don Quijote und Faust (Lucka) 427
Biging, Curt: Die große Fehde (Vischer) 342
Binz, A. Fr.: Von Aufbruch und Untergang (Doderer) 215
—, —: Das starke Herz (von Crailsheim) 599
Blaustein, Leopold: Das Gotteserlebnis in Hebbels Dramen (Brandt) 114
Blei, Franz: Frauen und Männer der Renaissance (Doderer) 112
—, —: Ungewöhnliche Menschen und Schicksale (Doderer) 215
Bloem, Walter Julius: Feuer im Norden (Lorsch) ... 487
Blum, Paul: Menschen im Zwinger (Brand) 426
Blume, Bernhard [Werke] (Schäfer) 690
Blunck, Hans Friedrich: Land der Vulkane (Wiechert) 171
Bock, Alfred-Bock-Buch. Hrsg. von Will Scheller (Leitich) 424
Böhlau, Helene: Eine zärtliche Seele (Reuter) 22
Böhm, Hans: Lieder aus China (Heilborn) 250
s. auch Avenarius.
Bojer, Johan: Der neue Tempel (Münzer) 419
Bonn. M. J.: Die Kultur der Vereinigten Staaten von Amerika (Busse) 669
Bonsels, Waldemar: Mario und Gisela (Rheinfurth) . 653
Boos, Roman: Matthias Grünwald (Utitz) 274
Borchardt, Rudolf: Handlungen und Abhandlungen (Doderer) 213
—, —: Die Aufgaben der Zeit gegenüber der Literatur (Weltmann) 322
Borkowskn, Ernst: Die deutsche Romantik (Brandt) ... 428
Boßhart, Jakob: Bausteine (Muschg) 696
Brandl, Alois: Shakespeare (Ludwig) 59
Brandt, Heinrich: Trommelfeuer (Brand) 330
Brasch, Heinz, s. Der junge Tag.
Braun, Felix: Die Heilung der Kinder (Frank) 603
—, Reinhold: Siehe, welch ein Licht sie schenken (Leitich) 603
Braun-Prager, Käthe: Bei der Kerze (Lissauer) 365
Braunhoff, Elisabeth: Die Heilige Nacht von Bayern (Prigge) 635
Brauns, Walter: Der Heidepastor (Kappstein) 176
Brausewetter, Artur: Der Tanz um das Gewissen (Leitich) 111
Brecht, Franz Josef: Platen und der George-Kreis (Rausch) 326
Breitner, Burghard: Die Flucht (Brand) 339
Brentano, Bernard von: Über den Ernst des Lebens (Doderer) 213
Briefwechsel zwischen Joseph Viktor von Scheffel und Carl Alexander, Großh. von Sachsen-Weimar-Eisenach. Hrsg. von Conrad Höfer (Brandt) 53
Brinkmann, Ludwig: Die Schatzgräber (Brussot) 240
Brockhaus, Der Große, IV., V. Bd. (Carsten) 731
Brück, Christa Anita: Schicksale hinter Schreibmaschinen (Prigge) 635
Bruhns, Leo: Die italienische Renaissance (Utitz) 274
Brunner, Emil: Der Mittler (Muschg) 696
—, —: Die Mystik und das Wort (Muschg) 696
Buber, M., s. Die Schrift
Bucher, E., s. Film-Photos
Bühler, Paul: Der Sarg im Wald (Diettrich) 26
Bunsen, Marie von: Die Welt, in der ich lebte (Heine) 242

Digitized by Google

Burmeister, Werner: Dom und Neumünster zu Würzburg (Utitz) ... 274
Busch, Wilhelm: Humoristischer Hausschatz (Heilborn) 177
Busse, Hermann Eris [Werke] (Westecker) ... 688
Calm, Hans: Freud' und Leid einer Jugendzeit (Lobsien) 50
Calverton, V. F.: Der Bankrott der Ehe (Huebner) .. 56
Cather, Willa: Einer von uns (Brie) ... 240
Cerny, Johann: Die deutsche Dichtung (Melchinger).. 54
Chesterton, G. K.: Der unsterbliche Mensch (Ludwig) . 731
Christen, Ada: Geschichten aus dem Haus „zur blauen Gans" (Prigge) ... 635
Christiansen, Broder: Das Gesicht unserer Zeit (Süskind) ... 175
—, Fr.: Spanien in Bildern (Utitz) ... 274
Christomanos, Konstantin: Die Wachspuppe (Hochdorf) 273
Eisel, Oskar Walter: Die Tatarin (Süskind) ... 169
Claden, P. M.: Désirés Dannacker (Walter) ... 484
Claudius, Hermann: Der ewige Tor (Diettrich) ... 26
—, —: Bodderlicker, sett di! (Lissauer) ... 660
Cohen, Lester: Die Pardwayns (Süskind) ... 29
Colerus, Egmont: Kaufherr und Krämer (Lorsch) 603
Colerus-Geldern, Richard: Mein Reich ist nicht von dieser Welt (Baldus) ... 426
Constantin-Weyer, M.: ... ein Blick zurück, und dann ... (Grautoff) ... 656
Coray, Hans: Das Buch der Befreiung (Diettrich)... 26
Coudenhove-Kalergi, Heinrich Graf: Das Wesen des Antisemitismus (Heuß) ... 728
Cramer, Rudolf: Gladstone ... (Mommsen) ... 242
Crével, René: Der schwierige Tod (Breitbach) ... 723
Croce, Benedetto: Geschichte Italiens (Mommsen) ... 107
—, —: Kleine Schriften zur Ästhetik (Alfero) ... 609
Curtis, A.: Die neue Mystik (Aram) ... 397
Dante: Die göttliche Komödie [übers. von van Poppel] (Alfero) ... 664
Das neuere schwäbische Schrifttum (Krauß) ... 58
Delobra, Maurice [Werke] (Martin) ... 82
Deledda, Grazia: Schiffbrüchige im Hafen (Alfero).. 726
—, —: Der Alte und die Jungen (Alfero) ... 726
Delius, Rudolf von: Die Tänzerin (Frank) ... 603
Delmont, Joseph: Juden in Ketten (Grünwald) ... 425
Der junge Tag. Hrsg. von Heinz Brasch (Ackerknecht) 601
Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen. Hrsg. von H. Kindermann (Jantzen) ... 608
Deutsches Biographisches Jahrbuch. Bd. IV (Ackerknecht) 117
—, —: Bd. V (Ackerknecht) ... 669
Dichtung von Dichtern gesehen [Heimann, Hofmannsthal, Loerke] (Ackerknecht) ... 729
Dichtungen der Angelsachsen (Jantzen) ... 661
Dickinson, G. L., s. Stawell
Die Schrift. Bd. X. Deutsch von M. Buber und Fr. Rosenzweig (Münzer) ... 667
Diers, Marie: Der Teufelspate (Prigge) ... 635
—, —: Meine Lebensstrecke (Prigge) ... 635
Dieterich, Karl: Deutsche Philhellenen in Griechenland (Hochdorf) ... 273
Dietiker, Walter: Singende Welt (Diettrich) ... 27
Dill, Liesbet: Ein verhängnisvoller Abend (Prigge) .. 635
Direlius, Hildur: Sara Alelia (Münzer) ... 363
Döblin, Alfred: Berlin Alexanderplatz (Wolf) ... 194
Dominique, Pierre: Seine Majestät ... (Diettrich) ... 486
Dörfler, Peter: Abenteuer des Peter Farde (Roselieb) 237
Dorn, Wilhelm: Biographie (Utitz) ... 274
Dreiser, Theodore: Schwester Carrie (Ludwig) ... 725
Dreyer, Max: König Kandaules (Lilienfein) ... 110
Droop, Fritz: Mannheim ... (Dürr) ... 665
Drummer, Joseph Franz: Das Münster zu unserer lieben Frau (Strunz) ... 487
Durant, Will: Die großen Denker (Müller-Freienfels) 578
Dürr, Max: Der Hexenturm (Krauß) ... 602
Dwinger, Edwin Erich: Die Armee hinter Stacheldraht (Brand) ... 339
Ebermayer, Erich: Kampf um Odilienberg (Dürr)... 421
Eckel, Anna Hilaria von: Die sieben Geier (Prigge) 635
—, —: Die Königreiche der Trine Hansen (Prigge) .. 635
Edschmid, Kasimir: Das große Reisebuch (Doderer)... 213
—, —: Afrika nackt und angezogen (von Zobeltitz) ... 522
—, —: Hallo Welt! (Martens) ... 654
Egge, Peter: Hansine (Münzer) ... 607
Ehrenzweig, Stephan: Zoo (Vischer) ... 342
Ehrhardt, Gustav: Mittelmeerflug (von Zobeltitz)..... 522
Eichbaum, Gerda: Die Krise der modernen Jugend im Spiegel der Dichtung (Brandt) ... 607
Eipper, Paul: Tierkinder (Vischer) ... 342
Ellinger, Georg: Die neulateinische Lyrik Deutschlands ... (Jantzen) ... 661
Eloesser, Arthur: Die deutsche Literatur. Bd. I (Heilborn) ... 127, 334
Elster, Kristian: Das Amtsrichterhaus am Fjord (Münzer) ... 607
Elwenspoek, Curt: Rinaldo Rinaldini, der romantische Räuberfürst (von Scholz) ... 193
Enders, Franz Carl: Griechenland als Erlebnis (von Zobeltitz) ... 521
Engelke, Wilhelm: Theodor Obermeyer (Kappstein) .. 173
Enking, Ottomar: Gerhart Hauptmanns Till Eulenspiegel (Behl) ... 663
Epstein, Jehudo: Mein Weg von Ost nach West (Nabl) 85
Ernst, Fritz: Studien zur europäischen Literatur (Muschg) 696
Essad-Bey: Öl und Blut im Orient (Aram) ... 205
Eulenberg, Herbert: Sterblich Unsterbliche (Doderer) . 215
—, —: Menschen an der Grenze (Brausewetter) 599
Evon, J. P. Mc.: Revue-Girl (Schönemann) ... 112
Ewald, Karl: Tiere unter sich (Vischer) ... 341
Ewiges Österreich. Hrsg. von Erwin Rieger (Leitich).. 57
Fabricius, Johann: Das Mädchen mit dem blauen Hut (Lorsch) ... 604
—, —: Mario Ferraros eitle Liebe (Huebner) ... 657
Falz-Fein, Waldemar von: Askania Nova (Aram).... 304
Feder, Ernst: Politik und Humanität. Paul Nathan (von Bunsen) ... 368
Federn, Karl: Das ästhetische Problem (Utitz) ... 273
—, —: Hauptmann Latour (Brand) ... 340
—, —: Das Leben Heinrich von Kleists (Witkop) 489
Feigl, H., s. Jahrbuch ...
Feiler, Arthur: Das Experiment des Bolschewismus (Heuß) ... 727
Feißel, Else: Das Opfer (Prigge) ... 635
Felke, Georg M.: Faust. Die Tragödie des Genies (Witkowski) ... 90
Ferber, Edna: Das ist Fanny (Schönemann) ... 658
Fernholz, Henriette: Bedrängte Jugend (Prigge) 635
Feuerbach: Merkwürdige Verbrechen in aktenmäßiger Darstellung (von Scholz) ... 18
Filchner, Wilhelm: Om Mani ... (von Zobeltitz)..... 521
Film-Photos wie noch nie. Hrsg. von Bucher und Kindt (Frank) ... 732
Finckh, Ludwig: Urlaub von Gott (Gerster) ... 110
Findeisen, Kurt Arnold: Dudelsack (Diettrich) ... 27
—, —: [Werke] (Kaergel) ... 627
Fink, Georg: Mich hungert (Landau) 544, (Heilborn) 617
Fischer, Hugo: Erlebnis und Metaphysik (Müller-Freienfels) ... 578
—, Paul: Goethe-Wortschatz (Witkowski) ... 92
Fischer-Colbrie, Arthur: Musik der Jahreszeiten (Lissauer) 364
Flach, Jakob: Die Verhinderten (Muschg) ... 695
Flake, Otto: Unsere Zeit (Doderer) ... 213
—, —: Ulrich von Hutten (Pagel) ... 611
—, —: Marquis de Sade (Heilborn) ... 619
Flament, Albert: Manets Leben (Spanier) ... 601
Flasdieck, Hermann M.: Goethe in Elberfeld (Witkowski) 92
Flashar, Dorothea: Bedeutung, Entwicklung und literarische Nachwirkung von Goethes Mignongestalt (Witkowski) ... 90

Digitized by Google

Fleißer, Marieluise [Werke] (Zimmer) 141
Fleuron, Svend: Flax Adilius (Vischer) 341
Floerke, Oskar: Das Weib in der Renaissance (Utitz) .. 274
Forbes-Mosse, Irene: Kathinka Plüsch (Heine) 110
Fouquet, Karl: Jakob Ayrers „Sidea" (Arnold) 550
Fraccaroli, Arnoldo: American Girls (Carsten) 725
Francé, Raoul H.: So mußt du leben! (Stern) 669
Franck, Hans: Die einsame Kerze (Lobsien) 240
Francke, Kuno: Deutsche Arbeit in Amerika (Busse) .. 670
François, Hermann von: Napoleon I. (Mommsen) ... 177
Frank, Bruno [Werke] (Günther) 511
—, Leonhard: Bruder und Schwester (Weltmann) ... 237
—, —: Die Entgleisten (Heilborn) 252
Frenssen, Gustav: Dummhans (Lobsien) 236
Freuchen, Peter: Die Flucht ins weiße Land (von Zobeltitz) 521
Friedländer, Max J.: Echt und Unecht (Utitz) 274
Fries, Walter: St. Sebalduskirche zu Nürnberg (Utitz) 274
Frömberg, Kurt: Toteninsel (Lorsch) 723
Frowein, Eberhard: Das Mädel und der Diamant (Leitich) 111
Fuß, Hanna: Freie von Ottenhaus (Prigge) 635
Fülöp-Miller, René: Macht und Geheimnisse der Jesuiten (Mommsen) 367
Fürstenberg, Hans: Das französische Buch (von Zobeltitz) 662
Gagern, Friedrich von: Die Straße (Lobsien) 172
Gail, Otto Willi: Die blaue Kugel (Baldus) 426
Galicz, Jurij: Im Schatten des Drachen (Luther) ... 57
Gallwitz, S. D.: Der neue Dichter und die Frau (Doderer) 215
Galsworthy, John: Neue und alte Verse (Arns) 366
—, —: Die letzte Karte (Ludwig) 724
Galzy, Jeanne: Therese von Avila (Strunz) 545
Gandersheim, Hrotswitha von: Theophilus. Maria (Weltmann) 427
Gard, Martin du: Die Thibaults (Lion) 330
Geiger-Gog, Anni: Heini Jermann (Türk) 173
Geijerstam, Gösta af: Iva Ohneland (Münzer) 607
George, Stefan: Das neue Reich (Diettrich) 26
Gerhard, Adele: Via Sacra (Lilienfein) 544
Gerlach, Kurt: Zwischen den Fronten ... (Brand) ... 340
Gerland, Heinrich: Frühlingsliebe (Diettrich) 26
Germann, Rudolf: Heinrich Lilienfein (Krauß) 242
Gerstenberg, Kurt: Hans Multscher (Utitz) 274
—, —: St. Lorenzkirche zu Nürnberg (Utitz) 274
Gervais, Otto R.: Die Frauen im Leben Friedrichs des Großen (Doderer) 215
Gide, André: Stirb und werde (Thomas Mann) 129
—, —: Die enge Pforte (Klaus Mann) 300
—, —: Robert (Grautoff) 418
—, —: Isabelle (Grautoff) 418
—, —: Kongo und Tschad (Schotthöfer) 567
—, —: Paludes: Die Sümpfe (Grautoff) 656
Gilbert, Mary-Enole: Das Gespräch in Fontanes Gesellschaftsromanen (Biedermann) 663
Ginzkey, Franz Karl: Der Wundervogel (Braun) 359
Glaser, Rudolf: Goethes Vater (Witkowski) 92
Gleizes, Albert: Kubismus (Utitz) 273
Glockner, Hermann: Hegel (Müller-Freienfels) 578
Glück, Gustav: Die Kunst der Renaissance (Utitz) 274
Gluth, Oskar: Unser Christl (Raff) 600
Goethe-Kalender 1929 (Witkowski) 92
Gogh, Vincent van: Briefe an seinen Bruder (Utitz) .. 273
Göhringer, A.: Blick aufs Land (von Zobeltitz) 521
Goldschmidt, Alfons: Dritte Eroberung Amerikas (von Zobeltitz) 521
Goldstein, Walter: Wassermann (Biedermann) 54
Gómez de la Serna, Ramon: Das Rosenschloß (Brussot) 420
Götz, Berndt, s. Hirschfeld
—, Wolfgang: Muspilli (Poritzky) 172
Götze, Alfred: Das deutsche Volkslied (Jantzen) 55
Grabenhorst, Georg: Die Gestirne wechseln (Kenter) .. 301
Graf, Oskar Maria: Kalendergeschichten (Gorm) 422
Gräff, Werner: Es kommt der neue Fotograf (Weltmann) 4
Gregory, Alexander: Die P ... kehrt zurück (Weltmann) 486
Grenfide, Dorothy: Gedankenschiffe (Doderer) 213
Grimm, Hans: Der Richter in der Karu ... (Leitich) 543
Gröbe, Kurt: Wir müssen noch viel leiser werden (Diettrich) 26
Grühl, Waldemar: Aus der Untersekunda ins Innere Abessiniens (von Zobeltitz) 522
Guardini, R., s. In gloria ...
Gudmundsson, Kristmann: Das Brautkleid (Münzer) 726
Gundolf, Friedrich: Andreas Gryphius (Doderer) 215
Gunnarsson, Gunnar: Nacht und Traum (Münzer) .. 174
Günther, Herbert: Hier schreibt Berlin (Weltmann) .. 128
—, J. von, s. Kristall ...
Gutberlet, Heinrich: Das große Heimweh (Diettrich) .. 26
Hadina, Emil: Geheimnis um Eva (Bühner) 239
Haebler, Hans von: Die Aussaat (Schickert) 602
Hager, Franziska: Die Schulmeisterskinder (Prigge) .. 635
Hagerup, Jens: Juvi die Lappin (Münzer) 657
Hahn, Arnold: Die Steigerung der geistigen Leistungsfähigkeit (Stern) 669
Halbe, Max: Die Auferstehungsnacht des Doktor Adalbert (Lilienfein) 49
Haldane, Richard Burdon: Erinnerungen aus meinem Leben (von Bunsen) 211
Hammerstein, Hans Frh. von: Die Asen (Diettrich) .. 26
Hamsun, Marie: Ola Langerud in der Stadt (Münzer) 657
Hancke, Erna Elisabeth von: Der weite Weg (Prigge) 635
Handel-Mazzetti, Enrica von: Frau Maria (Baldus) ... 359
Hanhart, Dorett: Das späte Schiff (Loos) 448
Harder, Hermann: Sternbilder der Jugend (Diettrich) 26
Harris, Frank: Jahre der Reife (Carsten) 729
Harten-Hoencke, Toni: Karolas Scheidung (Prigge) .. 635
Hartlieb, Wladimir von: Das Antlitz der Provence (von Zobeltitz) 520
Hartwig, Mela: Das Weib ist ein Nichts (Prigge) ... 635
Hašek, Jaroslaw: Urschwejk (Poritzky) 52
Hatvany, Ludwig: Bondy jr. (Erényi) 488
Hauptmann, Gerhart: Buch der Leidenschaft (Aram) 260
Hausenstein, Wilhelm: Kunstgeschichte (Utitz) 274
—, —: Die Welt um München (Raff) 430
—, —: Drinnen und draußen (Weltmann) 730
—, —: Badische Reise (Weltmann) 730
Hauser, Heinrich: Donner überm Meer (Kenter) 139
—, —: Schweizer Revier (Kenter) 542
Hausmann, Manfred: Salut gen Himmel (Reinacher) 301
Haydu, Julius: Jehovas Geburt (Frank) 603
Haym, Rudolf: Ausgewählter Briefwechsel [Hrsg. von Hans Rosenberg] (Eloesser) 384
Hays, Garfield: Laßt Freiheitsglocken läuten (von Scholz) 561
Hebbeler, G., s. Jahrbuch ...
Heilborn, Adolf: Aus der Kinderstube der Tiere (Vischer) 342
—, Ernst: Der Geist der Schindelzeit — Der Geist der Bismarckzeit (Bab) 145
Heimann, Moritz, s. Dichtung
Heindl, Robert: Berufsverbrechen (von Scholz) 193
Heinitz, Wilhelm: Indianische Fantasie (Diettrich) .. 26
Heisler, Hermann: Krieg oder Frieden (Kappstein) .. 367
Heller, Arthur: Meister Unruh (Illing) 486
Henz, Rudolf: Unter Brüdern und Bäumen (Diettrich) 26
Herrmann, Gustav: Lichter überm Moor (Krauß) 50
—, —: Einer vom Brühl (Schickert) 656
Herwig, Franz: Willi siegt (Roselieb) 238
—, —: Hoffnung auf Licht (Baldus) 426
Herzog, Annie: Sagas (Prigge) 635
Hesse, Hermann: Narziß und Goldmund (Scheffler) .. 575
—, —: Diesseits (Scheffler) 599
—, —: Der Zyklon (Ackerknecht) 729

Digitized by Google

Heſſelbacher, Karl: Immer nach Hauſe (Leitich) 604
Heuſchele, Otto: Der Weg wider den Tod (Kenter). 174
—, —: Geiſt und Geſtalt (Doderer) 215
Heyden, Franz: Deutſche Lyrik (Brandt) 115
Heye, Demeter: Das blaue Phantom ... (Ludwig) .. 112
Hichens, Robert: Der Garten Allahs (Frank) 239
Hildenbrandt, Fred: Annee und ihre Athleten (Frank) 171
Hillekamps, Carl A.: Der Phantaſt (Süskind) 93
Hinrichs, Auguſt: Das Volk am Meer (Lobſien)..... 544
Hinz, Stella M.: Goethes Lyrik Poems ... (Witkowſki) 91
Hinzelmann, Hans H.: Achtung! Der Otto Puppe kommt! (Süskind) 236
—, —: Der Freund und die Frau des Kriegsblinden ... (Baum) 656
Hirſch, Arnold: Der Gattungsbegriff „Novelle" (Brandt) 52
Hirſchfeld, Magnus, und Berndt Götz: Das erotiſche Weltbild (Huebner) 56
Hirte, Albert: Der Pankreis (Diettrich) 27
Hoek, Harry: Weg und Umweg einer Liebe (Poritzky) 600
Hofer, Klara: Rückzug von Moskau (Prigge) 635
—, —: Der Büßer (Prigge) 635
—, Cuno: Meine Geſchichte und die meiner Gäſte (Muſchg) 695
Höfer, C., ſ. Briefwechſel
Hofmannsthal, Hugo von: Buch der Freunde (Braun) 629
—, Loris. Hrsg. von Max Mell (Weltmann)..... 678
ſ. auch Dichtung
Hofmiller, Joſef: Über den Umgang mit Büchern (Doderer)..... 215
—, —: Franzoſen (Doderer) 215
—, —: Ludwig Thoma (Frank) 603
Hohenſtein, Fr. Auguſt: Goethe (Witkowſki) 91
—, Lily: Das Kind und die Wundmale (Süskind)... 423
Holborn, Hajo: Ulrich von Hutten (Pagel) 611
Hollander, Walther von: Frühling in Duderſtedt (Bäte) 599
—, —: Zehn Jahre — zehn Tage (Schickert) 654
Holländer, Klaus Guſtav: Martin Kreſſanders Paradies (Dürr) 302
Höllriegel, Arnold: Du ſollſt dir kein Bildnis machen (Frank) 237
Hora, Leonhard: Jenſeits der grauen Tage (Diettrich) 26
Horn, Curt: Das Chriſtusbild unſerer Zeit (Seidel). 666
—, Philip Dutton, und W. L. Root: The truth about Wagner (Levy) 438
Horſt, Carl: Die Architektur der deutſchen Renaiſſance (Utitz)..... 274
Hotopp, Albert: Fiſchkutter H. F. 13 (Türk) 722
Huch, Ricarda: Geſammelte Gedichte (Liſſauer)..... 266
Huebner, Friedrich Markus: Zugang zur Welt (Illing) 429
Huelſenbeck, Richard: China frißt Menſchen (Scheffler) 720
Hülſen, Hans von: Der Schatz im Acker (Schickert).. 544
Humm, Rudolf Jakob: Das Linſengericht (Muſchg)... 694
Illes, Bela: Die Generalprobe (Wolf)..... 194
In gloria sanctorum. Deutſch von R. Guardini (Strunz) 58
Ipſen, Günther: Goethes Schriften über die Natur (Witkowſki) 91
Iſolani, Gertrud: Die Seelenklinik (Prigge)..... 635
Iſtrati, Panaït [Werke] (Charol)..... 452
Italieniſche Märchen, ſ. Keller
Iwanow, Wſewolod: Der Buchſtabe „G" (Luther) ... 658
Jacques, Norbert: Die Limburger Flöte (Neumann) 112
—, —: Das Tigerſchiff (Rheinfurth) 170
Jahn, M.: Boleke Roleffs (Lobſien)..... 602
Jahnn, Hans Henny: Perrudja (Weltmann)..... 445
Jahrbuch der Bücherpreiſe. Hrsg. von G. Hebbeler (von Zobeltitz) 548
Jahrbuch der deutſchen Werkſtätten 1929 (Utitz)..... 274
Jahrbuch der Goethe-Geſellſchaft. XIV. Bd. (Witkowſki) 93
Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. VII. Bd. (Witkowſki) 93
Jahrbuch des Freien Deutſchen Hochſtifts 1928 (Witkowſki) 93
Jahrbuch deutſcher Bibliophilen ... Jg. 14, 15. Hrsg. von H. Feigl (von Zobeltitz)..... 548
Jannſſen, Miek: Jan Toorop (Utitz)..... 273
Janoske, Felix: Händels Reiſe nach Lübeck (Lorſch).. 51
Jaspert, Willem: Afrikaniſches Abenteuer (von Zobeltitz) 522
Jatho, C. O.: Frankreich (von Zobeltitz) 520
Jeniſch, Erich: Die Entfaltung des Subjektivismus ... (Brandt) 664
Jenſen, Johannes V.: Die Stadien des Geiſtes (Münzer) 419
Jericke, Alfred: Johann Riſts Monatsgeſpräche (Brandt) 116
Joël, Karl: Wandlungen der Weltanſchauung (Müller-Freienfels) 578
Johann, A. E.: Die innere Kühle (Süskind)..... 485
Johannes, Martin Otto: Adel verpflichtet (Brauſewetter)..... 601
Johannſen, Ernſt: Fronterinnerungen eines Pferdes (Brand)..... 339
—, —: Vier von der Infanterie (Brand) 339
Jünger, Nathanael: Kuddelmuddel, Leonidas und Zopf (Lobſien) 604
Kaden-Bandrowſki, Julius: General Barcz (Forſt-Battaglia)..... 362
Kainz, Friedrich: Geſchichte der deutſchen Literatur. Bd. 2 und 3 (Brandt)..... 114
Kaiſer Friedrich III.: Tagebücher. Hrsg. von H. O. Meisner (Heuß) 732
Kalinowſki, H. E. von: Judas Iſchariot (Charol) 600
Kaltneker, Hans: Die drei Erzählungen (Weltmann) 170
Kantorowicz, Hermann: Der Geiſt der engliſchen Politik ... (Mommſen) 610
Kaphert, Egon von: Murf Tatzelbrumm (Viſcher) 341
—, —: Die Fahrt ins Mammutland (Ludwig)..... 601
Kardorff, Katharina von, und Ada Beil: Gardinen-Predigten (Reicke) 176
Karlweis, Marta: Ein öſterreichiſcher Don Juan (Prigge)..... 635
Karrillon, Adam: Meine Argonautenfahrt (Leitich)... 240
Karutz, Richard: „Aber von dem Baum der Erkenntnis ..." (Aram)..... 369
Käſtner, Erich: Lärm im Spiegel (Diettrich) 26
—, —: Emil und die Detektive (Heilborn) 559
Kay, Juliane: Frauen um Fedja (Prigge) 635
Kayßler, Friedrich: Geſammelte Schriften I/III (Günther) 489
Keller, Helen: Mitten im Lebensſtrom (Baum)..... 730
—, Paul: „Sieh dich für!" (Ludwig)..... 50
—, Walter: Italieniſche Märchen (Frank) 239
Kellermann, Bernhard: Der Weg der Götter (von Zobeltitz) 522
Kennedy, Margaret: Zuflucht (Breitbach)..... 420
Kerſten, Kurt: Bismarck und ſeine Zeit (Mommſen). 610
Keſten, Hermann [Werke] (Breitbach) 15
—, —: Die Liebes-Ehe (Breitbach) 423
ſ. Vierundzwanzig neue deutſche Erzähler
Kindermann, Heinz: Das literariſche Antlitz der Gegenwart (Brandt) 547
ſ. Deutſche Literatur, Volksbücher
Kindt, A., ſ. Film-Photos
Kircheiſen, F. M.: Fürſtenbriefe an Napoleon I. (Mommſen)..... 611
Kivi, Aleksis: Die ſieben Brüder (Deubel)..... 726
Kläber, Kurt: Paſſagiere III. Klaſſe (Wolf) 194
Klabund: Leſebuch (Weltmann)..... 485
Klabunds Geſammelte Werke (Weltmann) 723
Klages, Viktor: Die Neger (Bühner) 421
Klotz, Petrus: Unter Tempeln und Pagoden (von Zobeltitz) 522
Klüger, Karl: Das elfte Gebot (Münzer)..... 241
Knuſſert, Rudolf: Hundert Jahre deutſcher Dichtung (Brandt) 116

Digitized by Google

Kochmann, Adolf Armin: Heinrich Lilienfein (Krauß) 428
Koenig, Alma Johanna: Gudrun (Prigge) 635
—, —: Liebesgedichte (Lissauer) 686
Kohlenegg, Viktor von: Das Paradeis (Schickert)... 425
Köhler, Willibald: Der Ahne (Diettrich) 26
Kohn, Hans: Martin Buber (Bergmann) 667
Kolb, Annette: Versuch über Briand (Schickele) 325
Kölwel, Gottfried: Der vertriebene Pan (Wiechert).. 654
König, Karla: Vor den Bergen des Lebens (Diettrich) 26
Konzelmann, Max: Jakob Boßhart (Muschg) 696
Kraus, Hilde Maria: Arztinnen (Prigge)..... 635
Kraze, Friede H.: Der Soldat und die kleine Madonna (Prigge)..... 635
—, —: Das Kind (Prigge) 635
Kristall der Zeit. Hrsg. von A. Soergel und J. von Günther (Lissauer)..... 546
Kritzinger, Hans Hermann: Beiträge zur Schicksalsstunde (Aram)..... 396
Kronberg, Max: Jugend am Start (Lorsch) 112
Kruse meyer, Maria: Große Frauen der Vergangenheit (Doderer) 215
Kudnig, Fritz: Das Wunder am Meer (Diettrich) 26
Kuhlo, Alfred: Praktische Lebensweisheit (Doderer).. 213
Kühn, Julius: Coburg (Krauß) 612
Kühnau, Richard: Mittelschlesische Sagen geschichtlicher Art (Jantzen) 55
Kuhnert, A. A.: Kriegsfront der Frauen (Brand) 339
Kurz, Isolde: Der Ruf des Pan (Prigge)..... 635
—, Karl Friedrich: Zijas Perlen (von Zobeltitz)..... 522
Küster, Elisabet C.: Mittelalter und Antike bei William Morris (Ludwig) 54
Kyber, Manfred: Die drei Lichter der kleinen Veronika (Frank) 722
Lachmann, Eduard: Vier Jahre (Brand)..... 339
Lagerlöf, Selma: Die Silbergrube (Münzer) 725
Lampel, Peter Martin: Verratene Jungen (Heilborn) 187
Lange, Carl Albert: Im Netz der Gestirne (Diettrich).. 26
Langner: Erwin: Die Religion Gerhart Hauptmanns (Knudsen) 54
Lania, Leo: Der Tanz ins Dunkel. Anita Berber (Frank) 237
Larsons, M. J.: Als Expert im Sowjetdienst (von Zobeltitz) 520
Lauber, Cécile: Die Wandlung (Prigge) 635
Laudate Dominum. Hrsg. von R. Zoozmann (Strunz) 58
Lauter-Oveesfeld, Eberhard: Jochen von Sandberg (Vischer) 342
Le Fort, Gertrud von: Das Schweißtuch der Veronika (Prigge)..... 635
Le Mail. Sonderheft zum Gedächtnis Alain-Fourniers (Breitbach) 612
Lebensgut aus deutschem Barock. Hrsg. von E. Schönfelder und H. H. Schmidt-Voigt (Ultz)..... 274
Lederer, Joe: Das Mädchen George (Prigge) 635
—, —: Musik der Nacht (Prigge) 635
Leip, Hans: Die Blondjäger (Kenter) 301
—, —: Die getreue Windsbraut (Lobsien) 602
Lenin [Werke] (Wolf) 317
Leonard, Jonathan Norton: Das Leben des Karl Proteus Steinmetz (Schaedle) 551
Leopardi, Giacomo: Gedanken (Alfero)..... 665
Leppin, Paul: Die bunte Lampe (Diettrich)..... 26
Lesch, Walter: Du kannst mich nicht verstehen (Muschg) 695
Lessing, Theodor: Blumen (Doderer)..... 213
Lewis, Sinclair: Der Mann, der den Präsidenten kannte (Kenter) 174
Lilienfein, Heinrich: Die Geisterstadt (Langer) 171
Linden, Walther: Goethe (Witkowski)..... 91
Lipp, Herbert: Ostpreußisch Blut (Diettrich)..... 26
—, —: Fehde und Feier (Diettrich)..... 26
Lippmann, Walter: Die sittliche Lebensform ... (Heuß) 666
Loerke, Oskar: Pansmusik (Diettrich)..... 26
s. Dichtung
Löhndorff, Ernst: Afrika weint (von Zobeltitz) 522
London, Jack: Das Mondtal (Ludwig)..... 725
Looser, Guido: Josuas Hingabe (Muschg)..... 694
Lothar, Ernst: Der Hellseher (Diettrich)..... 172
Lowell, Joan: Miß Lowell als Matrose ... (Ludwig). 724
Lücken, Iwar von: Gedichte (Diettrich) 26
Lüdicke, Max: Werden und Vergehen (Diettrich)..... 27
Ludwig, Emil: Kunst und Schicksal (Doderer)..... 215
—, —: Lincoln (Weltmann) 545
Lürmann, Werner: Der unendliche Abschied (Diettrich) 27
Luschnat, David: Abenteuer um Gott (Kenter) 301
Luzian, Johan: Die beseelten Dinge (Diettrich)..... 26
—, —: Der kosmische Tanz (Zerkaulen) 239
Maaß, Joachim: Boheme ohne Mimi (Süskind)..... 721
Macdonald, Philip: Tod in der Wüste (Brand) 340
Mack, Konrad: Rudolf Schäfer (Ultz) 273
Madsack, Paul: Die metaphysische Wachsfigur ... (Aram)..... 397
Maeterlinck, Maurice: Geheimnisse des Weltalls (Flechtner) 200
Mann, Heinrich: Sie sind jung (Süskind) 423
—, Klaus: Alexander (Kenter) 542
—, Thomas: Forderung des Tages (Heilborn)..... 186
—, —: Pariser Rechenschaft (Doderer) 213
—, —: Mario und der Zauberer (Krug)..... 696
—, —: Sieben Aufsätze (Ackerknecht) 729
Mariengof, Anatolij: Zyniker (Luther)..... 545
Martet, Jean: Clemenceau spricht (Wolf) 317
Marti, Theo: Aufklang (Diettrich)..... 26
Martin, William: Staatsmänner des Weltkriegs (Mommsen)..... 729
Masereel, Frans: Landschaften und Stimmungen (Heilborn) 437
Masters, Edgar Lee: Der Hochzeitsflug (Schönemann) 113
Matthiessen, Wilhelm: Die Katzenburg (Strunz) 236
Maul, Fritz: Das ABC des Lebens (Doderer) 216
Mauriac, François: Schicksale (Breitbach) 302
Maurice, Martin: Nacht und Tag (Breitbach)..... 723
Mayer, Theodor Heinrich: Minister Bruck (Leitich).. 486
Maylan, Charles E.: Freuds tragischer Komplex (Stern) 669
Mayne, Harry: Deutsche Dichter (Doderer) 215
Mechow, Benno von: Das ländliche Jahr (Lobsien) .. 240
Mehnert, Klaus: Ein deutscher Austauschstudent in Kalifornien (Schönemann)..... 670
Mehrhardt-Ihlow, E.: Ausgerechnet Canada! (von Zobeltitz)..... 521
Mehring, Franz: Aufsätze zur Literaturgeschichte (Weltmann) 254
Meidner, Ludwig: Gang in die Stille (Weltmann)... 189
Meisner, Michl: Heringsbärtchen (Lorsch) 602
—, H. O., s. Kaiser Friedrich III.
Mell, M., s. Hofmannsthal
Merker, P., s. Reallexikon
Michaelis, Karin: Bibis große Reise (Münzer)..... 363
—, —: Flammende Tage (Münzer)..... 728
Michel, Robert [Werke] (Mühlberger)..... 390
Miehle, August, und Friedrich Pagel: Religiöse Kindheitserlebnisse (Brausewetter) 362
Mikkelsen, Einar: John Dale (Münzer) 546
Milch, Werner: Gustav Adolf in der deutschen und schwedischen Literatur (Aller)..... 609
Mintzloff, Sergej: Das Theater des Herrn Pentaurow (Luther)..... 658
Mitterer, Erika: Dank des Lebens (Lissauer)..... 449
Mjöberg, Eric: Durch die Insel der Kopfjäger (von Zobeltitz) 522
Moeschlin, Felix: Amerika vom Auto aus (Muschg).. 695
Mohr, Max: Die Heidin (Bühner) 361
Melo, Walter von: Die Scheidung (Witkop)..... 169
Morgenstern, Christian. Auswahl. Hrsg. von M. Bauer und M. Morgenstern (Lissauer) 659
Móricz, Zsigmond: Die Fackel (Erényi)..... 606

Digitized by Google

Mühlemann, Walther: Joseph Wittig ... (Strunz) ... 118
Mühlen, Hermynia zur: Ende und Anfang (Prigge) .. 632
Müller-Zürich, Werner: Ferdinand Hodler (Utitz) 273
Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst (Utitz) 274
Münzer, Kurt: Jude ans Kreuz (Strunz) 111
Muschg, Walter: Psychoanalyse und Literaturwissenschaft (Brandt) 661
—, —: Der dichterische Charakter (Aeppli) 663
Mynona: Hat Erich Maria Remarque wirklich gelebt? (R. Neumann) 199
Napoleon an Josephine. Briefe (Mommsen) 611
Naumann, Hans: Grundzüge der deutschen Volkskunde (Jantzen) 55
—, —: Höfische Kultur (Jantzen) 59
—, Johannes: Wie wir unsern Weg fanden (Kappstein) 176
Nettl, Paul: Hundert Türme (Utitz) 274
Neumann, Robert: Hochstaplernovelle (Kenter) 543
—, Wilhelm: Die Laterne (Doderer) 216
Nicolaus, Karl Nils: Leerlauf Mensch (Weltmann). 599
Nicolson, Harald: Miß Plimsoll und andere Leute (von Bunsen) 57
Niederhoff-Friedberg Robert: Leben, Traum und Leid (Diettrich) 27
Niedner, F., s. Thule
Niemeyer, Wilhelm: Lieder der Einmut (Diettrich) ... 26
Nietzsche [Werke, bei Alf. Kröner, Lp.] (Weltmann) .. 439
Norbert, Willy: Der junge Fritz (Zerkaulen) 172
Nötzel, Karl: Menschen der Liebe (Doderer) 215
Nüsse, Karl: Die Episoden und Epoche einer Jugend (Süskind) 93
O'Flaherty, Liam: Die Bestie erwacht (Schönemann) 658
Olden, Rudolf: Stresemann (Mommsen) 366
Olfers, Marie von: Briefe und Tagebücher 1870 bis 1924 (Heine) 430
Oppenheimer, Felix Frhr. von: Montaigne, Burke und die französische Revolution, Bacon (Doderer) ... 215
Ossenbach, Hans: Jenseits der Einsamkeit (Doderer) .. 216
Ossendowski, F.: Tagebuch einer Schimpansin (Vischer) 342
Osforgin, Michael: Der Wolf kreist (Luther) 545
Ostenso, Martha: Der junge Maimond (Münzer) 606
Ostwald, Hans: Das Liebermann-Buch (Weltmann). 582
Ottwalt, Ernst: Ruhe und Ordnung (Türk) 487
Pagel, Fr., s. Miehle, A.
Pagenstecher, Gustav: Die Geheimnisse der Psychometrie (Aram) 396
Palgen, Rudolf: Die Weltanschauung Henri Bergsons (Flechtner) 665
Paquet, Alfons: Städte, Landschaften und ewige Bewegung (Doderer) 213
Peteani, Maria: Frauen im Sturm (Prigge) 635
Petersen, Julius: Goethes Faust auf der deutschen Bühne (Witkowski) 90
—, —: Fontanes erster berliner Gesellschaftsroman (Heilborn) 380
—, —: Die Literarische Generation (Brandt) 488
Philip, Käte: Julianus Apostata ... (Brandt) 114
Picard, Max: Das Menschengesicht (Weltmann) 440
Pies, Hermann: Die amtlichen Aktenstücke über Kaspar Hausers Verwundung und Tod (von Scholz) 563
Pirandello, Luigi, und Adolf Lantz: Sechs Personen suchen einen Autor (Heilborn) 252
—, —: [3 Bände Prosa] (Weltmann) 363
Plattensteiner, Richard: Neue musikalische Gedichte (Diettrich) 27
—, —: Ein deutscher Ekkehard (Illing) 117
Plättner, Karl: Eros im Zuchthaus (Türk) 55
Plivier, Theodor: Zwölf Mann und ein Kapitän (Breitbach) 423
Pohl, Gerhart: Partie verspielt (Türk) 301
Polgar, Alfred: Hinterland (Brand) 338
—, —: Auswahlband (Weltmann) 680
Ponten, Josef: Die Hochzeitsreise (Brand) 76
Ponten, Josef: Wolga Wolga (Brand) 566
Popenoe, Paul: Des Kindes Erbschaft (Wolf) 491
Powys, John Cowper: Wolf Solent (Ludwig) 725
Prechtl, Robert: Italienfahrt (von Zobeltitz) 520
Prenzlau, Friedrich: Die unverbrannten Gedichte (Diettrich) 26
Prellwitz, Gertrud: Das Geheimnis hinter Liebe und Tod (Prigge) 635
Presber, Rudolf: Die Witwe von Ephesus (Zerkaulen) 170
Preußner, Eberhard: Allgemeine Pädagogik und Musikpädagogik (Ackerknecht) 668
Prévost, Marcel: Der jungfräuliche Mann (Breitbach) 418
Prinzhorn, Hans: Auswirkungen der Psychoanalyse in Wissenschaft und Leben (Stern) 732
Propyläen-Weltgeschichte. Bd. VII (Weltmann) 611
Raabe, H. T.: Kannibalennächte (Ludwig) 724
Rabel, Gabriele: Goethe und Kant (Witkowski) 91
Raff, Helene: Der Findling vom Arlberg (Frank) 604
Raschke, Martin: Himmelfahrt zur Erde (Süskind) ... 723
Rathenau, Walther: Schriften aus der Kriegs- und Nachkriegszeit (Weltmann) 175
—, —: Politische Briefe (Heuß) 491
Ratzka, Clara: Spiel um Jolande (Reicke) 49
Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Hrsg. von P. Merker und W. Stammler (Sommerfeld) 457
Rehm, Walther: Der Todesgedanke in der deutschen Dichtung ... (Brand) 549
—, —: Jacob Burckhardt (Muschg) 695
Reiche, Karl: Kreuz und quer durch Mexiko (von Zobeltitz) 521
Reimann, Hans: Männer, die im Keller husten (R. Neumann) 112
Reinhardt, Hans: Das Münster zu Basel (Utitz) 274
Requark, Emil Marius: Vor Troja nichts Neues (R. Neumann) 199
Reuschle, Max: Begrenzung (Lissauer) 427
Rheinfurth, Karl: Der neue Mythus [Bonsels] (Zerkaulen) 303
Richter, Helene: Lord Byron (Ludwig) 550
Rickmer Rickmers, Willi: Alai, Alai! (von Zobeltitz) .. 521
Rieger, Erwin, s. Ewiges Österreich
Ring, Barbra: Anne Karine Corvin (Münzer) 113
—, —: Petra (Münzer) 567
Ringelnatz, Joachim: Flugzeuggedanken (Lissauer) 365
Rivera, Diego [Das Werk des Malers] (Utitz) 273
Roberts, Elisabeth Madox: Seit Menschengedenken (Schönemann) 113
Rode, Walther: Justiz (von Scholz) 191
Rolland, Romain: Goethe und Beethoven (Witkowski) 93
Rölvaag, Ole Edward: Peder der Sieger (Münzer) .. 546
Root, W. L., s. Horn, Ph. D.
Rosegger. Der Briefwechsel zwischen Peter Rosegger und August Silberstein (Brandl) 430
Roselieb, Hans [Werke] (Schwabe) 576
Rosenberger, Eugenie: Auf großer Fahrt (von Zobeltitz) 523
Rosenthal, Georg: Schule und Erziehung (Ackerknecht) 58
Rosenzweig, Fr., s. Die Schrift
Roß, Colin: Die Welt auf der Waage (von Zobeltitz) 523
Roth, Friedrich: Der Lichtkreis (Lissauer) 366
—, Joseph: Rechts und Links (Kenter) 139
—, —: Panoptikum (Kenter) 542
Rubricius, Else: Die Lieder um Dich (Diettrich) 26
Rumpelstilzchen: Der Schmied Roms (Mommsen) ... 175
Rust, Albert O.: Fahrt in die Nacht (Brausewetter) .. 50
Rüttenauer, Benno: Frau Saga (Heuschele) 487
Schade, R., s. Beyer, R.
Schaeffer, Albrecht: Die Ilias (Petsch) 428
Schanz, Frida: Besonnte Strecke (Diettrich) 26
—, —: Gastgeschenk (Diettrich) 26
Schaper, Edzar Hellmuth: Die Bekenntnisse des Försters Patrik Doyle (Bäte) 50
Schaumann, Ruth: Der blühende Stab (Gorm) 422

Digitized by Google

Schaumann, Ruth: Die Kinder und die Tiere (Gorm) 426
Scheer, Adolf: Opfer der Zeit (Diettrich) 27
Scheffler, Karl: Zeit und Stunde (Doderer)..... 213
Schellenberg, E. L.: Ungleiche Streiter (Bühner) 543
Scheller, Will: Meditationen (Doderer)..... 213
s. Bock, Alfred
Scheurmann, Karl: In Menschenspuren um die Welt (von Zobeltitz) 523
Scheyer, Moriz: Flucht ins Gestern (Doderer)..... 215
Schickele, René: Symphonie für Jazz (Dürr)..... 394
Schmidl, Leo: Liebesbuch (Diettrich) 27
Schmidt, Georg: J. J. Bachofens Geschichtsphilosophie (Flechtner)..... 489
Schmidt-Voigt, H. H., s. Lebensgut
Schmitz, Oscar A. H.: Wespennester. II. Folge (Süskind)..... 670
—, —: Wespennester. [Letzte Folge] (Süskind) 722
Schnabel, Paul: Wahrheit und Dichtung in Hermann Löns' „Zweitem Gesicht" (Deimann) 53
Schnack, Friedrich: Der Sternenbaum (Lilienfein).... 721
Schnidtmann-Löffler, Elisabeth: Mutterlieder (Lissauer) 660
Schnitzler, Arthur: Buch der Sprüche ... (Doderer) .. 216
—, —: Therese (Wiegler)..... 721
Scholz, Wilhelm von: Der Weg nach Ilok (Heilborn) . 167
Schönfelder, E., s. Lebensgut
Schreyvogl, Friedrich: Die geheime Gewalt (Diettrich) 26
Schröder, Fritz: Die Herstellung von Büchern und Zeitschriften (Landau) 321
Schröer, Gustav: Heimat wider Heimat (Lobsien) 425
—, Therese: Aus Briefen und Blättern (Heilborn).. 428
Schubart, Arthur: Katzengeschichten (Lorsch)..... 51
Schüler, Adolf: Der späte Prolet (Schwarz)..... 655
—, Gustav: Von Tieren und Narren (Brausewetter). 600
Schultze-Pfaelzer, Gerhard: Von Spa nach Weimar (Mommsen)..... 728
Schulz, Wilhelm: Die Sprachkunst André Gides (Münzer) 113
Schumann, Werner: Menschen, Tiere und Gestirne (Diettrich) 26
Schweitzer, Albert: Selbstdarstellung (Kappstein)..... 176
Sachwörterbuch der Deutschkunde (Sommerfeld)..... 457
Sacke, Georg: W. S. Solowjews Geschichtsphilosophie (Luther)..... 668
Sakharow, Konstantin W.: Nina Grigorewna (Luther) 658
Salburg, Edith Gräfin: Die Nonnen von Sankt Hildegunden (Wiechert) 360
Salten, Felix: Fühnzehn Hasen (Vischer) 341
Salus, Hugo: Die Harfe Gottes (Diettrich) 26
Sartori, Paul: Westfälische Volkskunde (Bourfeind). 57
Seidel, Ina: Renée und Rainer (Heine)..... 517
—, Willy: Die magische Laterne des Herrn Zinkeisen (Scheffler)..... 360
Seidler, Georg: Gedichte (Diettrich)..... 26
Selver, Paul: Private Life (Ludwig) 364
Sendelbach, Hermann: Aufgesang (Diettrich)..... 26
Serna, Ramón Gomez de la [Werke] (Wälderlin).... 692
Seton, E. Thompson: Allerlei Tiere (Vischer)..... 341
Shakespeare: Hamlet [übers. von Gerhart Hauptmann] (Weltmann) 251
Shakespeare-Jahrbuch. Bd. 65 (Ludwig) 609
Shotwell, James V.: Der Krieg als Mittel nationaler Politik (Mommsen) 609
Sieburg, Friedrich: Gott in Frankreich? (Heuß)..... 368
Siedel, Otto: Gedanken für Denkende (Doderer)..... 216
Siegert, Gerhart: Tagebuch eines Richtkanoniers (Brand)..... 339
Siegfried, Walther: Aus dem Bilderbuch eines Lebens (Raff)..... 671
Silberstein, Aug., s. Rosegger
Silz, Walter: Early German Romanticism (Ludwig) 116
Sinclair, Upton: Boston (Schönemann) 174
Singer, Samuel: Mittelalterliche Literatur der deutschen Schweiz (Muschg)..... 696
Sling: Richter und Gerichtete (von Scholz) 192
Smedley, Agnes: Eine Frau allein (Reicke) 364
Sochaczewer, Hans: Menschen nach dem Kriege (Kenter)..... 139
Soergel, A., s. Kristall ...
Söiberg, Harry: Der Seekönig (Münzer) 657
Sondermann, Gustav: Der Toten Werk (Brausewetter) 601
Spangenberg, Irmgard: Die Lüge (Prigge)..... 635
Specht, Richard: Die Nase des Herrn Valentin Berger (Illing) 360
Sperl, Heinrich: Naturalismus ... (Jantzen) 115
Speyer, Wilhelm: Sonderlinge (Dürr) 302
Spiero, Heinrich: Deutsche Köpfe (Doderer)..... 215
Spoerri, Theophil: Präludium zur Poesie (Muschg).. 696
Stahl, Ernst Leopold: Das Mannheimer Nationaltheater (Dürr) 665
Stammler, W., s. Reallexikon
Staub, Hugo, s. Alexander, Franz
Stawell, F. Melian, und G. Lowes Dickinson: Goethe and Faust (Witkowski) 90
Stegemann, Hermann: Erinnerungen aus meinem Leben ... (Heuß)..... 148
—, —: Von Leben zu Leben (Rheinfurth) 364
—, —: Die letzten Tage des Marschalls von Sachsen (Zerkaulen) 720
Steguweit, Heinz: Tumult um den Schüler Sadowski (Spanier) 421
Steiger, Hans: Die Judasballade (Diettrich) 27
Stenbock-Fermor, Graf Alexander: Freiwilliger Stenbock (Brand) 340
Stepun, Fedor: Die Liebe des Nikolaj Pereslegin (Luther)..... 51
—, —: Wie war es möglich (Luther)..... 304
Stockhausen, Juliane von: Das wahre Deutschland (Prigge)..... 635
Stöwer, Willy: Zur See mit Pinsel und Palette (von Zobeltitz)..... 523
Stöwesand, Rudolf: Historische Bilderbogen (Lorsch). 491
Stratz, Rudolph: Das Geheimnis von Fuensanta (Lorsch) 603
Strecker, Karl: Rufe aus dem Dunkel (Brausewetter) 362
Streicher, Siegfried: Vincent van Gogh (Utitz) 273
Streuvels, Stijn: Knecht Jan (Huebner)..... 52
Strich, Fritz: Dichtung und Zivilisation (Sommerfeld) 489
Strug, Andrzej [Werke] (Sternbach)..... 630
Stucken, Eduard: Im Schatten Shakespeares (Behl) . 271
Sturmann, Manfred: Die Erben (Diettrich)..... 26
Supf, Peter: O Mensch ... (Diettrich) 26
Supper, Auguste: Auf allen Wegen (Prigge)..... 635
Süskind, W. E.: Jugend (Landau)..... 138
Susman, Margarete: Frauen der Romantik (Sommerfeld)..... 662
Svevo, Italo [Werke] (Alfero)..... 202
Tanneberger, Irmgard: Die Frauen der Romantik und das soziale Problem (Doderer) 215
Tarkington, Booth: Der Mann mit den Dollars (Schönemann) 52
Theilhaber, Felix A.: Goethe, Sexus und Eros (Witkowski) 92
Thilo, Johannes: Mein Leben in 99 Anekdoten (Lobsien)..... 602
Thoma, Hans: Briefwechsel mit Henry Thode (Utitz) 273
Thule. Bd. XIII (Jantzen) 115, Bd. XXIV (Jantzen) 661
Tidemann, Heinrich: Wilhelm Hauff in Bremen (Brandt) 116
Tillich, Paul: Protestantismus als Kritik ... (Wiechert) 666
Traven, B. [Werke] (Scherret) 389
Trinkler, Emil: Im Land der Stürme (von Zobeltitz) 522
Trotzki, Leo: Mein Leben (Türk)..... 490
Troyes, Chrestien de: Perceval ... (Weltmann) 241

Digitized by Google

Tschirch, Fritz: Der „altoner" Joseph (Witkowski) 90
Tschurtschenthaler, Paul: Beim Waldbrunnen (Diettrich) 26
Tügel, Ludwig: Der Wiedergänger (von Crailsheim-Rügland) 50
Uhde-Bernays, Hermann: Adolf Frey (Utitz) 273
Utitz, Arnold: Worbs (Frank) 654
Unamuno, Miguel de: Frieden im Krieg (Roselieb) .. 424
Undset, Sigrid: Gymnadenia (Münzer) 418
—, —: Frau Hjelde (Münzer) 726
Ungar, Hermann [Werke] (Kayser) 197
Unter goldenen Kuppeln (Luther) 52
Uzarski, Adolf: Der Fall Uzarski (von Scholz) 18
—, —: Das Hotel zum Paradies (Illing) 426
Vaering, Astrid: Das Wintermoor (Münzer) 113
—, —: Marja (Münzer) 606
—, —: Harte Jahre (Münzer) 606
Vegesack, Siegfried von: Liebe am laufenden Band (Lorsch) 425
Vershofen, Wilhelm: Rhein und Hudson (Leppin) ... 485
Viebig, Clara: Charlotte von Weiß (Prigge) 635
Vierundzwanzig neue deutsche Erzähler. Hrsg. von Hermann Kesten (Kenter) 543
Viesér, Dolores: Das Singerlein (Prigge) 635
Vlaminck: Gefahr voraus! (Paquet) 144
Vloten, Wilhelm van: Vom Geschmack (Doderer) 213
Voigt-Diederichs, Helene: Ring um Roderich (Prigge) 635
Volksbücher vom sterbenden Rittertum. Hrsg. von H. Kindermann (Jantzen) 115
Vollmer, Hans: Kunstgeschichtliches Wörterbuch (Utitz) 274
Voß, Ernst: Vier Jahrzehnte in Amerika (Schönemann) 118
Wahl, Hans: Tiefurt (Witkowski) 92
Waldmann, Emil: Englische Malerei (Utitz) 274
Wanderer, Walter: Mit Meißel und Bohrer (Lobsien) 603
Wassermann, Jakob: Christoph Columbus ... (Lucka) 168
—, —: Hofmannsthal der Freund (Weltmann) 550
—, —: Adam Urbas (Ackerknecht) 729
Wassiljew, A. T.: Ochrana (Luther) 728
Wast, Hugo: Die Unerbittliche (Brusson) 174
Watson, John B.: Der Behaviorismus (Müller-Freienfels) 455
Weber, Gottfried: Wolfram von Eschenbach (Jantzen) 550
Wegener, Armin P.: Fünf Finger über Dir (Zweig) 235
Wehner, Joseph Magnus: Das Land ohne Schatten (von Zobeltitz) 521
Weichenmayr, Franz: Dramatische Handlung und Aufbau in Hebbels Herodes und Mariamne (Brandt) 114
Weiß, Ilse: Gesicht und Maske (Diettrich) 26
Wells, Herbert George: Mr. Blettsworthy auf der Insel Rampole (Ludwig) 724
Weltmann, Lutz: Käthe Dorsch (Martin) 241
Werfel, Franz [Werke] (Weltmann) 263
Werneke, H.: Kaiser Wilhelm (Diettrich) 27
Wertheimer, Paul: Plakate (Lucka) 422
—, —: Respektlose Geschichten (Leitich) 655
Wiedergeburt [Jahrbuch] (Muschg) 695
Wiedmer, Hermann: Die Verwandlungen des Walter von Tillo (Scheffler) 600
Wiegand, Hildegard: Der Kampf gegen den Tarnhelm (Lang) 238
Wiegler, Paul: Geschichte der deutschen Literatur (Sommerfeld) 660
Wilke, Karl: Prisonnier Halm (Brand) 339
Wille, Hanns Julius: Juan Sorolla (Dürr) 302
Williamson, Henry: Tarka der Otter (Vischer) 341
Winckler, Josef: Eiserne Welt (Brand) 268
Windthorst, Margarete. Hrsg. von Hans Ballhausen (Prigge) 635
Winicky, Ottokar: Das Buch der Befreiung (Diettrich) 26
Wirz, Otto: Das magische Ich (Kenter) 371
Witkop, Philipp: Volk und Erde [Dichterbildnisse] (Weltmann) 187
Wöhrle, Oskar: Das Rattennest (Reinacher) 302
Wolf, Friedrich: Hörspiele (Kyser) 625
Wolters, Friedrich: Stefan George und die Blätter für die Kunst (Rausch) 326
Worringer, Wilhelm: Griechentum und Gotik (Utitz). 274
Zahn, Ernst: Gewalt über ihnen (Zerkaulen) 49
Zehn Jahre Freie Waldorfschule (Ackerknecht) 243
Zenegg, Roland: Feste im Alltag (Diettrich) 27
Zerfaß, Julius: Glühende Welt (Diettrich) 27
Zerkaulen, Heinrich: Das offene Fenster (Diettrich) ... 26
—, —: Musik auf dem Rhein (Spanier) 655
Ziegler, Leopold: Der europäische Geist (Doderer) .. 213
Zielkursch, Johannes: Das Zeitalter Wilhelms II. (Heuß) 671
Ziemke, Kurt: Die neue Türkei (Mommsen) 610
Zillich, Heinrich: Strömung und Erde (Diettrich) 27
Zimmer, Heinrich: Spiel um den Elefanten (Vischer) 342
Zincke, Paul: Paul Heyses Novellentechnik (Melchinger) 116
Zobeltitz, Hans-Caspar von: Der Vitapalast (Dürr) . 421
Zoff, Otto: Die Liebenden (Schickert) 361
Zollinger, Albin: Der halbe Mensch (Muschg) 695
Zoozmann, R., s. Laudate ...
Zschepank, Friedrich: Das rufende Land (Krauß) 174
Zweig, Arnold: Herkunft und Zukunft (Doderer) 213
—, Stefan: Joseph Fouché (Behl) 369
Szittya, Emil: Ausgedachte Dichterschicksale (Doderer) 215
*** Tagebuch eines Großstadtpfarrers (Heilborn) 136

3. Echo der Bühnen

a) Aufgeführte Stücke

Ackermann, Werner: Flucht nach Schanghai 481
Angermayer, Fred A.: Flieg, roter Adler von Tirol .. 231
Arnau, Frank: Souterrain 482
Barlach, Ernst: Die gute Zeit 290
Bastian, Ferdinand: Kokain 356
Baum, Vicki: Menschen im Hotel 354
Bernhard, Emil: Schattenliebe 539
Bersil, Julius: Scribbys Suppen sind die besten 105
Betsch, Roland: Herrn Salvermosers seltsame Seelenwanderung 294
Blume, Bernhard: Im Namen des Volkes! 413
Bonner, Hartwig: Was spät kommt, kommt doch! ... 356
Brix, Rudolf: Der Mönch und die Sünderin 480
Brod, Max: Lord Byron kommt aus der Mode 292
Bronnen, Arnolt: Reparationen 410
Bruckner, Ferdinand: Die Kreatur 477
Burggraf, Waldfried: Weh um Michael 297
Carsch, Hellmuth: Anna Henk 481
Cornelius, Franz: Kameradschafts-Ehe 163
Csokor, Franz Theodor: Gesellschaft der Menschenrechte 231
Dietzenschmidt: Verräter Gottes 412
Duschinsky, Richard: Stempelbrüder 105
Eulenberg, Herbert: Der Kuckuck und sein Kind 413
Feuchtwanger, Lion: Wird Hill amnestiert? 535
Finkelnburg, Karl Maria: Amnestie 354
Frank, Paul, und Ludwig Hirschfeld: Geschäft mit Amerika 412
Fröschel, Georg: Gerechtigkeit für Holubek 162
Fulda, Ludwig: Fräulein Frau 294
Garber, Josef: Tiroler Weihnachtsspiel 296
Goering, Reinhard: Die Südpol-Expedition des Kapitän Scott 409
Großmann, Stefan, und Franz Hessel: Apollo, Brunnenstraße 354
Gürster, Eugen: Der Dämon 478
Halbe, Max: Präsidentenwahl 161
Halbert, Albert: Die Dame Sabine 231
Hasenclever, Walter: Napoleon greift ein 409
Hauptmann, Gerhart: Spuk: Die schwarze Maske ... 289
Hessel, Franz, s. Großmann
Hinrichs, August: Swienskummedi 538

Digitized by Google

Hirschfeld, L., s. Frank, P.
Hofmeier, Ludwig: Die Ehe nach dem Buch 649
Hohlbaum, Robert: Der Kriegsminister 595
Jelusich, Mirko: Der gläserne Berg 595
Jollos, Waldemar: Das Vergessen Gottes 293
Kaiser, Georg: Zwei Krawatten 44
—, —: Hellseherei 160
Kestner, René: Die Affäre Dreyfus 230
Kihn, Hans Alfred: Tinkelsee 356
Kolbenheyer, E. G.: Die Brücke 229
Kyser, Hans: Columbus 292
Lampel, Peter Martin: Pennäler 159
—, —: Putsch 477
Landau, Lola: Die Wette mit dem Tod 717
Langner, Ilse: Frau Emma kämpft im Hinterland. 288
Lernet-Holenia, Alexander: Attraktion 597
Leyst, Carl: Aspern 537
Lichtneker, Friedrich: Eros im Zuchthaus 293
Lilienfein, Heinrich: Nacht in Polen 1812 229
Lion, Ferdinand: Komödien in Europa 411
Lissauer, Ernst: Luther und Thomas Münzer 228
Mann, Klaus: Gegenüber von China 355
Mehring, Walter: Der Kaufmann von Berlin 44
Menzel, Gerhard: Fern-Ost 161
Michel, Robert: Der weiße und der schwarze Weg ... 596
Möller, Eberhard Wolfgang: Kalifornische Tragödie. 355
Naegelen, M. E.: Vermißt 482
Neumann, Alfred: Haus Danieli 476
Ortner, Hermann Heinz: Sebastianlegende 410
Pausinger, Felix: Drama V 297
Rau, Alexander: Wiederaufnahme beantragt! 715
Rehberg, Hans: Cecile Rhodes 479
Rombach, Otto: Völkerbund vis-à-vis 295
Rößler, Carl: Ich habe keine Zeit 650
Roth, Friedrich: Der Usmüller 538
Rutra, Arthur Ernst: Werkspionage 596
Sachs, Lothar: Frau im Netz 650
Saßmann, Hans: Metternich 162
Schnitzler, Arthur: Im Spiel der Sommerlüfte 290
Schönherr, Karl: Herr Doktor, haben Sie zu essen? .. 536
Schurek, Paul: Der rasende Sperling 538
Speyer, Wilhelm: Stern und Dämon 537
Stegemann, Hermann: Daniel Junt 596
Steguweit, Heinz: St. Helena 296
Stemmle, Robert Adolf: 30 Null Null zwo will arbeiten 412
Sternberg, Leo: Befreites Land 717
Stramm, August: Die Bauern 295
Talhoff, Albert: Totenmal 716
Ungar, Hermann: Die Gartenlaube 289
Unger, Alfred H.: Menschen wie du und ich 160
Unruh, Fritz von: Phaea 594
Wanner, Paul: P. G. (Kriegsgefangen) 479
Wellenkamp, Bruno: Meyer XI 295
Wertheimer, Paul: Stadtpark 480
Wolf, Friedrich: Zyankali 45
Zweig, Stefan: Das Lamm des Armen 476

b) Bühnen

Bad Nauheim 650
Berlin 44 (2mal), 45, 105 (2mal), 159, 160, 230, 288, 289, 354 (3mal), 409, 476, 535, 594, 715
Bochum 355, 479
Bremen 231 (2mal), 296
Breslau 162, 293, 294, 538
Dortmund 356, 650
Dresden 161
Düsseldorf 160, 229
Ehrenbreitstein 717
Erfurt 355
Frankfurt a. M. 409
Gera 290
Gotha 412
Hamburg 294
Hannover 476
Kassel 539, 597
Koblenz 477
Köln 292
Königsberg i. Pr. 292, 481 (2mal)
Krefeld 413
Leipzig 356, 413, 537
Magdeburg 482
Mainz 295
Mannheim 293, 410, 538
München 161, 231, 296, 477, 716
Nürnberg 297, 478, 596
Oldenburg 295 (2mal), 538
Schwerin i. M. 163
Stendal 297
Straßburg 356, 482, 596
Stuttgart 228, 411, 412, 479, 649
Ulm 412
Weimar 229, 537
Wernigerode 717
Wien 162, 289, 290, 410, 480 (2mal), 536, 595 (2mal), 596

4. Filme

„Buster Keaton als Filmreporter" 70
„Cilly" 500
„Der blaue Engel" [nach Heinrich Mann] 500
„Der Große Gabbo" [nach Ben Hecht] 557
„Halsband der Königin" [nach Dumas] 439
Stroheim, Erich von: „Hochzeitsmarsch" 7

5. Bildbeigaben

a) Porträts

Barlach, Ernst (Selbstbildnis) 291
Beheim-Schwarzbach, Martin (Dolbin) 79
Belzner, Emil (Foto) 24
Benn, Gottfried (Dolbin) 196
Blume, Bernhard (Sporrer) 691
Brück, Christa Anita (Dolbin) 632
Busse, Hermann Eris (Foto) 689
Dekobra, Maurice (Dolbin) 82
Döblin, Alfred (Dolbin) 194
Eloesser, Arthur (Frank-Klein) 335
Essad-Bey (Dolbin) 207
Feuchtwanger, Lion (Frank-Klein) 536
Fleißer, Marieluise (Dolbin) 142
Flesch, Hans (Dolbin) 65
Frank, Bruno (Gulbransson) 513
George, Stefan (Lepsius) 27
Gide, André (ohne Angabe) 131, 568
Gog, Gregor (Dolbin) 501
Hamsun, Knut (Gulbransson) 33
Hanhart, Dorett (ohne Angabe) 448
Harich, Walther (Lerbs) 10
Hauptmann, Gerhart (Orlik) 261
Haym, Rudolf (ohne Angabe) 387
Hesse, Otto Ernst (Nehemias) 716
Holz, Arno (Dolbin) 151
Istrati, Panaït (ohne Angabe) 453
Jahnn, Hans Henny (Dolbin) 446
Kestner, René [Rehfisch-Herzog] (Dolbin) 230
Kolb, Annette (Dolbin) 325
Lampe, Professor (Dolbin) 619
Lampel, Peter Martin (Dolbin) 187
Lederer, Joe (Dolbin) 633
Lissauer, Ernst (Frank-Klein) 228
Lofting, Hugh (Frank-Klein) 5
Mann, Thomas (Dolbin) 129
Michel, Robert (Dolbin) 391

Digitized by Google

Mitterer, Erika (Fleischmann) ... 451
Mühlen, Hermynia zur (Dolbin) ... 633
Münzer, Kurt (Dolbin) ... 617
Pallenberg, Max (Dolbin) ... 252
„Pen-Club" [Behrend, Grautoff, Colette, von Scholz, Fulda] (Dolbin) ... 127
Ponten, Josef (Julia Ponten) ... 565
Reinacher, Eduard (Foto) ... 185
Renn, Ludwig (Dolbin) ... 497
Roselieb, Hans (Foto) ... 577
Schickele, René (Meidner) ... 394
Svevo, Italo (Dolbin) ... 203
Ungar, Hermann (Dolbin) ... 198
Unruh, Fritz von (Dolbin) ... 594
Viebig, Clara (Dolbin) ... 703
Vollmoeller, Carl (Dolbin) ... 379
Werfel, Franz (Meidner) ... 263

b) Buch-Illustrationen

Aus: „Altgermanische Lese" ... 71
„Apokalypse" (Dürer) ... 323
„Brünette — heiraten!" ... 70
„Campes Buchladen um 1830" (Lyser) ... 313
„Emil und die Detektive" (Trier) ... 559
„Gang in die Stille" (Meidner) ... 189
„Hamlet-Figurine" (Craig) ... 251
„Landschaften und Stimmungen" (Masereel) ... 437
„Lieder aus China" (Großmann) ... 250
„Vagabunden" (Schatz) ... 69

c) Bühnenbilder

Aus: „Cäsar und Kleopatra" (Groß) ... 558
„Cäsar und Kleopatra" (Walser) ... 558
„Die Unüberwindlichen" ... 125
„Kolportage" ... 67
„König David" (Habima) ... 254
„Südpolexpedition" ... 377
„Zwei Krawatten" ... 67
„Hochzeitsmarsch" (Film) ... 7
(bis auf 1 und 2 von Dolbin gezeichnet)

d) Verschiedenes

Aquarell (Tagore) ... 680
Auch Einer (Bönnighausen) ... 505
Der Bücherwurm (Pleßner) ... 315
Der ewige Bruder (Tombrock) ... 505
Der Lyriker (Heine) ... 499
Flaubert (Maske) ... 584
Goethes Totenmaske (Nadel) ... 91
Lesende (Daumier) ... 317
Mendelssohn, Moses (Pleßner) ... 94
Mutter und Kind (Tombrock) ... 507
Schlafende (v. d. Vring) ... 3

6. Totenliste

Aafjär, Jeppe ... 615
Almeida, Antonio José ... 179
Bach, Ernst ... 243
Baudoin de Courtenay, Jan ... 244
Begbie, Harold ... 179
Beltramelli, Antonio († 17. März 30) ... 492
Benedek, Alexius († 20. Aug. 29) ... 61
Benignus, Wilhelm ... 674
Bettelheim, Anton († 29. März 30) ... 552
Bjelousoff, Iwan Alexejewitsch († 8. Jan. 30) ... 373
Blatný, Leo († 21. Juni 30) ... 735
Boquero, Eduardo Gómez de ... 373
Bridges, Robert ... 614
Brinckmann, John († 3. Sept. 29) ... 120
Bull, Jakob Breda ... 373
Casanova, Silvio di ... 179
Chaloupka, Josef († 24. Jan. 30) ... 373
Chop, Max ... 373
Claar, Emil ... 734
Dorchain, Auguste ... 432
Doyle, Conan († 7. Juli 30) ... 735
Dukmeyer, Friedrich ... 553
Ehrhardt, Franz ... 553
Eisenburger, Josef ... 243
Ejsmond, Juljan († 26. Juni 30) ... 674
Ettlinger, Max († 12. Okt. 29) ... 179
Faber, Kurt ... 491
Francke, Kuno († 27. Juni 30) ... 674
Francke, Otto († 1. Mai 30) ... 614
Friedmann, Oskar ... 243
Fritsche, Wladimir Maximowitsch († 4. Sept. 29) ... 179
Goelzer, Henri ... 60
Grusinskij, Alexej Jewgenewitsch († 24. Jan. 30) ... 432
Hamza, František († 4. Juni 30) ... 735
Hart, Julius († 7. Juli 30) ... 734
Hauffen, Adolf ... 432
Heide, Karl, s. Sylvester
Hirschberg, Leopold († 28. Sept. 29) ... 120
Holz, Arno († 26. Okt. 29) ... 179
Holzapfel, Rudolf Maria († 2. Febr. 30) ... 432
Ibsen, Sigurd († 14. April 30) ... 553
Jirásek, Alois († 12. März 30) ... 492
Jung, Frieda († 14. Dez. 29) ... 306
Kallenbach, Joseph († 12. Sept. 29) ... 121
Kanner, Heinrich ... 432
Kaufmann, Georg († 28. Dez. 29) ... 373
Khol, František († 3. Jan. 30) ... 373
Koch-Wawra, Friedrich († 27. Febr. 30) ... 492
Lange, Helene († 13. Mai 30) ... 614
Lange, Sven († 6. Jan. 30) ... 373
Lawrence, David Herbert († 3. März 30) ... 492
Lehmann, Edvard ... 553
Levin, Paul ... 243
Locke, William John ... 614
Lorenz, Felix ... 734
Maaß, Ernst ... 306
Maddalena, Elgardo († 23. Dez. 29) ... 373
Mahrholz, Werner († 20. April 30) ... 552
Majakowskij, Wladimir Wladimirowitsch († 14. April 30) ... 553
Misch, Robert ... 306
Montoto y Rautenstrauch, Luis ... 244
Mörner, Graf Birger ... 492
Orkan-Smerczyński, Władysław († 14. Mai 30) ... 615
Osvath, Ernst ... 243
Petzoldt, Joseph ... 60
Pizzo, Giuseppe ... 553
Pleekschan, s. Rainis
Rainis [Jahn Pleekschan] ... 121
Richtera, Leopold († 30. April 30) ... 614
Rignano, Eugenio ... 492
Rosenhayn, Paul († 12. Sept. 29) ... 120
Rukawischnikoff, Iwan Sergejewitsch († 9. April 30) ... 553
Sajaitzkij, Sergej Sergejewitsch ... 615
Schenk, Rudolf († 15. Mai 30) ... 614
Seebach, Graf Nikolaus von ... 373
Siewert, Elisabeth ... 735
Simchowitz, Sascha († 20. Juli 30) ... 734
Söderman, Sven ... 615
Sommer, Fedor († 16. Juni 30) ... 674
Stein, Leo Walther ... 373
Stein, Ludwig († 13. Juli 30) ... 734
Stolba, Josef († 12. Mai 30) ... 735
Storrer, Willy († 3. Mai 30) ... 614
Sylvester, Ewald [Karl Heide] ... 120, 306
Szana, Bernhard ... 121
Thomas, Emil ... 60
Towska, Kory ... 432

Digitized by Google

Troß, Erich ... 432
Ungar, Hermann ... 179
Utzinger, Rudolf ... 179
Vlček, Jaroslav († 21. Jan. 30) ... 373
Vojnovitsch, Ivo († 1. Sept. 29) ... 61
Volkelt, Johannes († 8. Mai 30) ... 614
Warburg, Aby († 27. Okt. 29) ... 243
Weißmann, Maria Luise († 7. Nov. 29) ... 243
Willner, A. M. ... 243
Woestijne, Karel van de († 24. Aug. 29) ... 61
Wolff, Hans Erich ... 60
Wolska, Maryla ... 735
Wolters, Friedrich ... 553
Wrangel, Graf S. U. († 15. Aug. 29) ... 60
Wymetal, Wilhelm von ... 120
Zeromski, Anna von († 1. Aug. 29) ... 60

7. Besprochene oder zitierte Zeitschriften

Abendland ... 226
Acta Universitatis Latvienensis ... 287
Akademikerzeitung, Deutsche ... 593
Aktion, Die ... 223
Anthroposophie ... 534
Arbeiter-Jugend ... 104, 227, 407
Arbeitsgemeinschaft ... 407
Aß ... 714
Atlantis ... 226, 592, 593
Autor, Der ... 44, 288
Baden-Badener Bühnenblatt 104 (2mal), 158, 287, 535 (2mal), 649 (2mal)
Bergstadt, Die ... 407, 535, 648
Berliner Beiträge zur Romanischen Philologie ... 351
Besinnung, Die 104, 407, 408, 474, 475 (2mal), 593 (2mal), 714 (2mal)
Blätter der Reinhardt-Bühnen ... 648 (2mal)
— der Städtischen Bühnen [Frankfurt a. M.] 649, 715 (3mal)
—, Dramaturgische ... 104
— des Hessischen Landestheaters ... 226, 534
—, Krefelder ... 648
—, Österreichische ... 158
—, Russische ... 159 (2mal)
Brandenburg ... 714
Buch, Das deutsche 158, 287, 288, 407, 648, 711, 714
Buch der Zeit ... 712, 715 (8mal)
Bücher, Neue ... 408, 745
Bücherwelt, Die ... 158
Bücherwurm, Der 592 (2mal), 593 (3mal), 594, 648 (3mal)
Burgtheater ... 352
Christengemeinschaft, Die ... 593
Chronik, Die ... 226
Corona ... 712, 714, 715
Deutschen-Spiegel, Der ... 42, 353, 534 (2mal), 553, 594
Diederichs-Löwe, Der ... 226 (2mal), 714
Eckart 40, 43, 44, 104 (3mal), 159, 226, 353 (2mal), 408, 474, 475, 534, 535 (3mal), 590, 647, 648, 649, 711, 714 (2mal), 715
Eckart, Der getreue ... 287, 407, 474, 592
Edda ... 225, 593
Einsiedelei, Die ... 278
Elsaß-Lothringen Heimatstimmen ... 534 (2mal), 535
Erziehungs-Rundschau, Schweizer ... 288
Euphorion ... 407 (3mal), 408, 714 (9mal)
Festschrift zum 125jährigen Jubiläum der Kölnischen Zeitung ... 715 (2mal)
Flugblätter, Literarische ... 535 (2mal)
Fortunatus ... 352
Forum der Jungen ... 352
Frau, Die ... 226 (2mal)
Frauenkleidung und Frauenkultur, Neue ... 475
Freusburg-Arbeit ... 473
Freyung, Die ... 534, 535 (3mal)
Geist, Radikaler ... 475
Goetheanum, Das ... 159
Gral ... 475
Hamburg-Amerika-Post ... 407
Handweiser, Literarischer 42, 43 (2mal), 158 (2mal), 226, 227 (2mal), 353 (2mal), 407, 408, 474, 534, 535 (2mal), 593 (2mal), 594, 648, 714, 715 (3mal)
Heimat, Die ... 43
—, Fränkische ... 407
—, Tiroler ... 408
Heimat-Schollen ... 104 (2mal)
Herdfeuer ... 104, 353
Hilfe, Die ... 159, 712
Hochland 42, 43, 104 (2mal), 158 (2mal), 226, 287 (2mal), 352, 407, 535, 592 (2mal), 594, 649, 714
Hochschulwarte, Deutsche ... 105
Horen, Die 42 (2mal), 43, 350, 353, 408, 471, 475 (2mal), 534, 592, 714 (2mal), 715 (3mal)
Hörrohr, Das ... 593
Imago ... 44, 406, 407 (2mal), 646
Italien ... 352, 407, 408 (2mal)
Ja und Nein ... 353 (2mal)
Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung, Neue 43 (2mal), 159 (2mal), 287, 352, 409, 535, 593 (3mal), 715
—, Preußische 42, 104, 159, 535, 592, 593, 714 (2mal)
Jungbuchhändler-Rundbrief s. Buch der Zeit
Klingsor ... 158 (2mal), 288 (3mal), 408, 594, 649
Kolonne, Die ... 407
Kontakt, Der ... 159, 226 (3mal), 285
Kreatur, Die ... 288
Kreis, Der ... 224, 227, 288, 532, 534, 535
Kunstwart, Der 41, 43, 104 (2mal), 158, 226, 288, 353, 408 (2mal), 409, 475, 535, 648, 649, 714
Landestheater, Hessisches ... 158
Lebenden, Die ... 593, 649
Lehrerblatt, Niederösterreichisches ... 44
Lese, Die ... 43, 158, 534, 590, 594, 648, 714 (2mal)
Lesezirkel, Der 226, 287 (2mal), 407, 408, 474, 534, 714 (2mal)
Linkskurve, Die ... 405, 713, 715
Literatur, Die alpenländische ... 158, 159, 226, 406
—, Die schöne 287, 351, 353, 472, 534 (2mal), 593 (3mal), 648, 649 (2mal), 714 (3mal)
— und Kunst, Österreichische ... 475, 535, 593
Markwart 42, 43, 104, 158, 287, 474 (2mal), 475, 714
Masken 104, 156, 158, 226, 288, 407 (2mal), 475, 535, 592, 593, 648, 649, 715
Minerva-Zeitschrift ... 105 (2mal), 409, 475 (2mal)
Mitteilungen aus dem höheren Schulwesen ... 649
— für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes 104, 287 (4mal), 407 (5mal), 592
Monatsblatt des Vereins für Geschichte der Stadt Wien ... 408
Monatsheft der Theatergemeinde Stettin ... 353
Monatshefte, Fränkische 104, 353, 474, 649, 714 (2mal), 715
—, Österreichische ... 534 (2mal), 592
—, Ostdeutsche 103, 104, 158 (2mal), 226 (3mal), 287 (4mal), 288, 353 (2mal), 407, 409, 474 (3mal), 475 (5mal), 534 (3mal), 592 (3mal), 593 (2mal), 648 (9mal), 714
— für Politik und Kultur, Schweizerische ... 353
—, Schlesische ... 474 (3mal)
—, Sozialistische ... 43, 350, 408 (2mal), 475, 535
—, Süddeutsche 42, 43, 158, 288 (2mal), 474, 475, 592, 714
Monatsschrift, Germanisch-Romanische 226 (2mal), 353 (2mal), 408 (3mal), 470, 535 (2mal), 592, 593 (2mal)
Musik und Theater ... 288 (2mal), 474
Muttersprache ... 475, 714
Nachen, Der ... 474, 714 (2mal)

Digitized by Google

Nationaltheater, Das 43 (4mal), 158 (2mal), 286, 287 (3mal), 288 (2mal), 405, 407, 408 (3mal), 475, 531, 534, 535 (4mal), 593 (2mal)
Neue Frauenkleidung und Frauenkultur 353
Niedersachsen 44, 159, 473, 475, 535 (2mal), 593
Nimm und lies! 589
Nord und Süd 475
Oesterreich-Deutschland 158
Orplid 105
Osteuropa 408
Paneuropa 408, 474, 475
Parole, Danziger 42
Presse, Deutsche 158, 594, 648, 649 (2mal)
Prisma, Das 593
Protestantenblatt 287
Quelle, Die 287
Querschnitt, Der 285, 470, 474, 475, 647, 648 (2mal)
Radio 43 (3mal), 104, 158 (4mal), 226 (4mal), 287, 288, 352, 353 (3mal), 407 (3mal), 408, 474 (3mal), 475 (4mal), 534 (2mal), 593 (2mal), 648 (5mal), 714
Rampe, Die 287, 288
Reclams Universum 42, 43 (2mal), 104, 157, 158 (2mal) 159, 226, 287, 288, 352, 407 (2mal), 408, 409, 474, 475, 592, 648 (2mal), 714
Reich, Das neue 475
Review, The Germanic 104, 648
Rundschau, Deutsch-Französische 42, 43, 102, 104 (2mal), 158 (2mal), 159, 353 (2mal), 407, 408, 475 (2mal), 533, 535, 593, 594, 715 (3mal)
—, Deutsche 43, 44, 104, 159, 226 (2mal), 288 (2mal). 353, 408, 474 (3mal), 475, 592, 593 (2mal), 648, 714
—, Die Neue 43 (2mal), 101, 223, 226 (10mal), 353 (2mal), 407, 408, 475, 532, 534, 535, 591, 645, 714 (2mal)
—, Neue Schweizer 40, 43 (2mal), 103, 157, 158, 159, 224, 226 (2mal), 353 (3mal), 407, 408, 471, 474 (2mal), 531, 535 (2mal), 592, 593, 646, 649, 714, 715
—, Nordische 594
Schacht 287
Schauspiel, Das 226, 288, 408 (3mal), 475, 593
Scheinwerfer, Der 158, 159, 226 (4mal), 286, 287, 288, 407, 408 (4mal), 474, 475 (2mal), 535, 593 (3mal), 594, 649
Scholle, Die 532
Schule, Die völkische 475
Schulzeitung, Saarländer 287
Singchor und Tanz 353, 535, 649
Stadt-Anzeiger, Mannheim 104, 105, 159, 288, 475, 648, 649
Stadttheater Erfurt 353
Stimme der Freiheit, Die 43, 409, 475, 534, 594
Stimmen der Zeit 43, 44, 104, 227, 284, 288, 408, 474, 535
Tagebuch, Das 41, 104 (3mal), 159 (3mal), 226 (5mal), 287, 288 (2mal), 352 (2mal), 353 (5mal), 406, 407, 408 (4mal), 475 (4mal), 534, 535, 592 (2mal), 593, 594 (3mal), 649 (2mal), 714 (2mal), 715
Tat, Die 104, 287, 408, 535
Thalia, Schwäbische 407 (2mal), 474
Theater-Blätter, Bremer 43 (2mal)
Theaterwelt, Die 407
Theaterzeitung, Koblenz 714, 715
Thüringen 648
Türmer, Der 42, 43, 104 (2mal), 226, 227, 287 (4mal), 353, 407 (2mal), 408, 474 (2mal), 475, 534 (2mal), 535, 592, 593, 594, 648, 649 (2mal), 714 (3mal), 715
Velhagen & Klasings Monatshefte ... 226, 287, 353, 648
Verständigung, Die 104
Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft ..., Deutsche 592 (2mal), 594
Volksbühne, Die 41, 43, 287, 288, 353 (2mal), 408, 475, 535, 593, 714, 715 (3mal)
Volkserzieher, Der 475
Volksspiel, Das 226, 715
Volkstum, Deutsches 43 (2mal), 104 (3mal), 158, 159, 227, 287, 353 (2mal), 408, 409, 474, 475, 534, 535, 592, 648, 714 (2mal)
Wächter, Der 158 (2mal), 352, 534 (7mal), 592 (4mal), 714 (2mal)
Weg, Der Neue 43 (4mal), 104, 288 (2mal), 353, 407 (2mal), 408 (3mal), 474 (2mal), 475, 534, 592 (2mal), 593 (2mal), 648, 649
Wegweiser, Allgemeiner 159
Weißenburger Bergwaldtheater, Das 715
Welle, Deutsche 157
Welt, Die Christliche 42, 43 (2mal), 104, 158, 226 (2mal), 285, 287, 288, 353, 407, 408, 474, 591, 593 (3mal), 648, 649 (3mal), 712, 715
—, Freie 105
—, Die Literarische 42 (2mal), 43 (10mal), 104 (7mal), 158 (5mal), 226 (3mal), 287 (4mal), 288 (4mal), 353 (2mal), 407 (3mal), 408 (6mal), 409, 474, 475 (3mal), 534 (3mal), 535 (5mal), 592 (3mal), 593 (6mal), 594, 648 (5mal), 649 (4mal), 715 (2mal)
Weltbühne, Die 42, 43, 104, 158, 288 (4mal), 353 (3mal), 407, 408 (2mal), 475 (3mal), 534, 593 (3mal), 646, 715
Weltstimmen 593
Werk, Das 353
Westermanns Monatshefte 43, 158, 159, 224, 353, 714 (2mal)
Wochenschrift, Politische 43 (5mal), 104 (3mal), 158, 226, 227, 287 (2mal), 353, 407
Wort, Das 158, 287 (3mal), 288
Zeitalter, Das Werdende 101, 159, 226 (2mal), 288 (3mal)
Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft 352
— für Bücherfreunde 42, 43, 225, 352, 475 (2mal), 592 593, 649
— für Deutsche Bildung 42 (2mal), 43 (3mal), 104 (4mal), 158, 159, 287 (2mal), 288, 407 (2mal), 408, 534 (2mal), 535 (2mal), 649 (3mal)
— für Deutschkunde 156, 158 (2mal), 159 (4mal), 353, 407 (5mal), 408 (2mal), 535, 594, 648, 715 (2mal)
— für französischen und englischen Unterricht 43, 353
— für die Geschichte der Juden in Deutschland 225 (4mal)
— für Volkskunde 648
Zukunft, Schöne 714, 715
Zürcher Theater- und Fremdenblatt 648
Zwiespruch, Der 43, 472

Das Inhalts-Verzeichnis bearbeitete Monica Küttner, Berlin

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

X

OCT 28

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 32. Jahrgang

1929 Oktober Heft 1

Zeitlupe: Thomas Mann, Jakob Wassermann, Walter v. Molo, Wilhelm v. Scholz, Arnold Zweig, Alfred Kerr u. a. äußern sich zum Fortsetzungsroman * Unterirdische Literatur * Faust als Sexualdrama * Triumph des Bilds * Dornröschen

Walther Harich ..... Der Fortsetzungsroman
Ernst Robert Curtius ..... T. S. Eliot als Kritiker
Josef Breitbach ..... Hermann Kesten
Wilhelm von Scholz ..... Rechtsfälle II
Rudolf Leonhard ..... Der Hochstapler
Gabriele Reuter ..... Eine zärtliche Seele
Ernst Lissauer ..... Seltsame Versnovelle
Fritz Diettrich ..... Lyrik 1928/29
W. E. Süskind ..... Die Pardways
Albert Ludwig ..... Was ist uns Shakespeare heute?
Georg Kaiser ..... Eine Manuskriptseite

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Bühnen * Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten * Vorlesungs-Chronik * Büchermarkt

Deutsche Verlags-Anstalt * Stuttgart

Digitized by Google

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgeber: Ernst Heilborn / 32. Jahrgang

Die „Literatur" hat durch Beigabe des illustr. Abschnittes „Die Zeitlupe" und der Kunstdruckbeilage „Das neueste Buch im Bild" weitere Bereicherung erfahren

„... sie steht unter den Literaturzeitschriften in ihrer Art allein da." Magdeburgische Zeitung

„Die hervorragendste deutsche Literaturzeitschrift." Hamburger Fremdenblatt

„Vermöge der glücklichen Verbindung von Darstellung und Dokumentation ist ‚Die Literatur' die vollkommenste Zusammenfassung des literarischen Geschehens in Form einer Zeitschrift und ergänzt jede Literaturgeschichte und jedes literarische Handbuch."
Oberbibliothekar Dr. O. E. Ebert, Stellvertretender Direktor der deutschen Bücherei

Einzelheft RM. 2.–, vierteljährlich RM. 5.– Ausführlicher Prospekt u. Probeheft kostenlos erhältlich

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART
BERLIN UND LEIPZIG

Heinrich Hellmund

Das Wesen der Welt

3 Bände. 1332 Seiten ..... In Ganzleinen gebunden 36 Mark

Jedermann, ob Techniker oder Philosoph, Astronom oder Kaufmann, Politiker oder Priester, Künstler oder Arzt, Beamter oder Arbeiter, kurz: jeder denkende Mensch findet in diesem Standardwerk Anregung, Bereicherung u. erschöpfende Aufklärung über die persönlichen und überpersönlichen Fragen des Lebens und des Weltalls. Hellmunds »Wesen der Welt« wurde schon beim Erscheinen der ersten Auflage als ein epochemachendes Werk bezeichnet. Thomas Mann, Wilhelm Schäfer, Bernhard Diebold, Professor Dr. Georg Burckhardt, Hans Ludwig Held u. v. a. erklärten, seit den Schriften von Schopenhauer und Nietzsche von keinem anderen philosophischen Buch so vielseitige Anregungen und Aufschlüsse erhalten zu haben.

Ausführliche Prospekte kostenlos
In allen Buchhandlungen erhältlich

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin und Leipzig

Digitized by Google

Gleichzeitig mit der französischen Original-Ausgabe erscheint

das neueste Werk von

ANDRÉ GIDE

Die Schule der Frauen

Übertragen von Käthe Rosenberg. In Leinen M 5.50

Ein Roman des übervorteilten Herzens und der enttäuschten Erwartungen. André Gide – ein Meister der schöpferischen Skepsis und ein Meister der Gestaltung – zeichnet ihn in der Form von Tagebuchblättern einer Pariserin auf. Wiederum ein tiefer Ausdruck seiner Kunst, den Sinn und Widersinn menschlichen Lebens zu deuten.

Das große autobiographische Werk

das Hauptwerk von André Gide

Stirb und werde

Übertragen von Ferdinand Hardekopf. In Leinen M 10.–

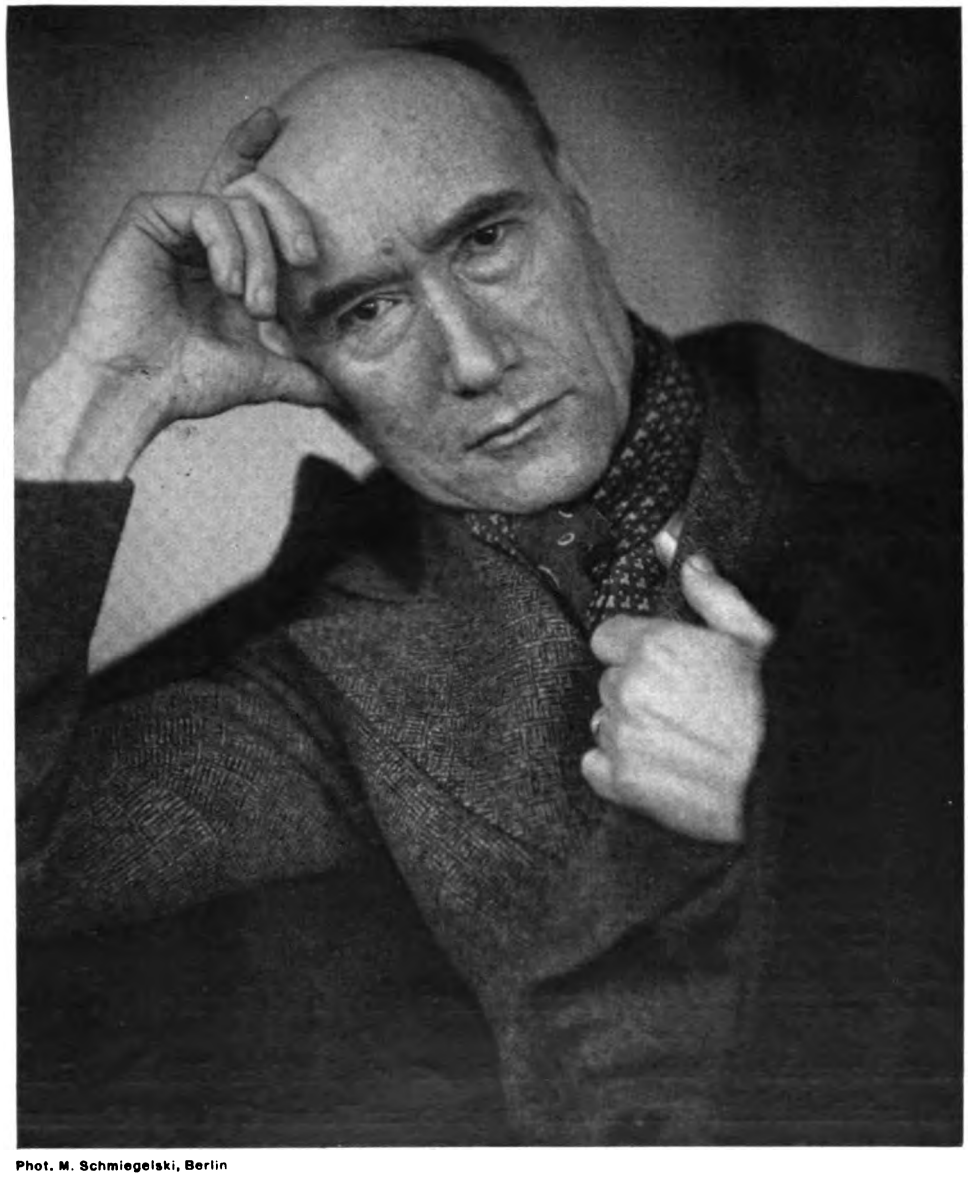
Seine Autobiographie »Stirb und werde« hat, wie fast jede Dichtung Gides, den Streitfall zwischen Persönlichkeit und Ewigkeit zum Vorwurf. Dieses Bekenntnisbuch wird unter den Selbstdarstellungen der Weltliteratur einen hohen Rang einnehmen. Der epischen Gegenständlichkeit der Erzählung entspricht die schleierlose Aufrichtigkeit, gestützt auf ein treues Gedächtnis, das bis in die Kinderjahre zurückreicht. Wie André Gide durch seine geistige Freiheit gegenüber Stoff, Gehalt und Form von Werk zu Werk Anstoß und wachsende Bewunderung erregt hat, immer mehr als eine Erscheinung ohnegleichen unter den Schriftstellern seiner Generation gewürdigt, so von neuem bei Bekanntwerden dieses seines Lebensbuches.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART BERLIN LEIPZIG

Digitized by Google

ZUM 60. GEBURTSTAG VON ANDRÉ GIDE

(22. NOVEMBER 1929)



Phot. M. Schmiegelski, Berlin

André Gide

Die deutsche Gesamt-Ausgabe der Werke von André Gide beginnt in Einzelbänden zu erscheinen

(Nähere Ankündigungen umstehend)

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT / STUTTGART BERLIN LEIPZIG

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

Gibt es einen Zeitungsroman?

Wenn wir eine Zeitung aufschlagen, ganz gleich, ob eine von Weltruf oder ein bescheidenes Lokalblatt, so finden wir mit der größten Regelmäßigkeit „unterm Strich", jener dicken Linie, die die hohe Politik von dem Reich des Anmutigen und Schönen trennt, ein Stück Roman abgedruckt. Drei halbe Spalten lang verfolgen wir den wechselvollen, von Liebe und Haß umwucherten Lebenslauf des Helden, und wenn wir mitten im Lesen sind, da vertröstet uns das Wörtlein „Fortsetzung folgt" auf den nächsten Tag. Und so geht es weiter, bis endlich das schicksalsschwere „Ende" kommt.
Viele Romane haben auf dem Wege über die Zeitung hohen Ruhm erlangt, andererseits wurde der Zeitungsroman als Stiefkind seiner Gattung betrachtet, ohne Existenzberechtigung, in dem täglich zugewiesenen Raum zu einem Schattendasein verurteilt. Woher das kam? Nun es lag eben an der Erscheinungsform. Mancher Roman, der als Buch durchaus alle Eigenschaften besaß, die man von einem epischen Kunstwerk zu fordern hat, verlor diese sofort, wenn man ihn in vierzig, fünfzig Teile zerriß und diese dem Leser einzeln reichte. Weg war die innere Geschlossenheit, die echte Spannung, die sich keines äußeren Effekts bedient. Das Gefühl der Aufgelöstheit, des Unbefriedigtseins nahm Platz. Schon hieraus ersehen wir deutlich: der Roman, der in der Zeitung erfolgreich erscheinen soll, muß eine Eigengesetzlichkeit in sich tragen. Er muß von einem ganz anderen Bau sein als der Buchroman.
Daher unternahmen vor einiger Zeit zwei führende deutsche Zeitungen den Versuch, auf dem heute üblichen Wege des Preisausschreibens den Zeitungsroman als Typus zu schaffen. Bisher hatte es, wenn man von der Produktion gewisser Romanfabriken absieht, einen solchen noch nicht gegeben. Auf Grund der bisherigen Erfahrungen wußte man jedoch, wie er beschaffen sein müsse. So konnte man bestimmte Bedingungen stellen. Die wichtigsten waren folgende: Jede Fortsetzung hat ein geschlossenes Ganzes zu bilden. Sie muß inhaltlich so gestaltet sein, daß sie im Leser den Wunsch nach weiterer Lektüre erweckt. Also gesteigerte Spannung bis zum Schluß. Daß der Stoff der Gegenwart entnommen und ein deutsches Geschehen wiedergeben müsse, sei nur nebenbei erwähnt, denn das sind Bedingungen, die den Zeitungsroman als Form nur mittelbar angehen.
Was veranlaßte die beiden Zeitungen zur Stellung der Preisaufgabe? In erster Linie das Verlangen, das Niveau des Zeitungsromans zu heben und ihn als Kunstform zu schaffen. Ein sehr lobenswertes Unterfangen, wenn man an die seichte Ware jener Romanfabriken denkt, die den Bedürfnissen eines Durchschnittspublikums glauben entgegenkommen zu müssen.
Ein hoher Lohn, es waren 100000 Mark, winkte dem, der die Aufgabe löste. Dementsprechend war die Zahl der Einsendungen; nämlich über 350. Und die Entscheidung? Kein einziger von diesen Romanen entsprach restlos den gestellten Bedingungen. Der Preis wurde geteilt und nach langen Verhandlungen der Preisrichter an die zwei Autoren verliehen, deren Werke den Bedingungen am nächsten kamen.
Also ein Mißerfolg. Woran lag das? Etwa an der Zusammensetzung des Preisrichterkollegiums? Kaum. Nach meinem Dafürhalten hätte vorher eine andere Frage geklärt werden müssen, nämlich die: Kann es einen Zeitungsroman geben? Oder: Ist mit den Bedingungen des Preisausschreibens das Wesen des Zeitungsromans eindeutig bestimmt?
Um diese Frage einer Lösung näher zu bringen, unterzog ich mich der Aufgabe, unsere großen Romandichter um ihre Meinung zu bitten, indem ich ihnen folgende Frage zur Beantwortung vorlegte: Wie urteilen Sie über den Zeitungsroman? — Aus der reichen Zahl der Antworten lasse ich nunmehr die interessantesten folgen.

Thomas Mann schreibt:
„Der sogenannte Zeitungsroman ist ja eigentlich keine selbständige künstlerische Gattung, sondern ist einfach ein Roman, der in einer Zeitung erscheint, wozu allerdings nicht jeder Roman ohne weiteres sich eignet. Die Frage: Wie urteilen Sie über den Zeitungsroman? ist also so leicht nicht zu beantworten, besonders wenn man, wie ich es von mir gestehen muß, noch nie einen Roman in Zeitungsfortsetzungen zu lesen sich entschließen konnte, weil das eine Rezeptionsart ist, die mir gar nicht gefällt. Damit soll aber nicht im mindesten ein geringschätziges Urteil über Romane ausgesprochen sein, die in Zeitungen zu erscheinen qualifiziert sind. Ich könnte mir sehr wohl denken, daß ein Romanwerk von hohen literarischen Eigenschaften, welches aber durch Stoff und Tempo gewissen Bedürfnissen einer weiten Öffentlichkeit, die keineswegs gering zu schätzen ist, entgegenkäme, heute zuerst in einer großen Zeitung oder in mehreren auf einmal erscheinen könnte."

Ähnlich urteilt Jakob Wassermann, der schreibt:
„Es gibt Romane von hohem literarischen Rang, deren Verfasser auf den Abdruck in Zeitungen angewiesen sind. Dafür gibt es Beispiele genug. Der durchschnittliche Zeitungsroman ist einfach Lesefutter, stiftet weder Schaden noch Nutzen und hat auf die echten Schöpfungen des Geistes keinerlei Einfluß."

Und nun Walter von Molo:
„Es wird vom Zeitungsroman immer wieder geredet und geschrieben, es wird immer wieder beraten, was der Zeitungsroman sei, wie er sein müsse, wieviel Spannungen er haben müsse, was für ein Niveau ihm nötig sei, wie die Fäden laufen müßten, daß er so gearbeitet sein müßte, daß jede Fortsetzung für sich abgeschlossen sei, daß er nicht politisch und nicht religiös, oder so politisch und so religiös sein müsse, wie es der oder jener Zeitung paßt. Ich möchte mit einem Satz darauf erwidern: Die Dramaturgen und Theaterdirektoren beraten geradeso auf ihrem Gebiet und greifen dauernd daneben, sie verlieren ihr Publikum; bei allen Volksbildungsbestrebungen ist die gleiche Erscheinung, und der Zeitungsroman, an dem soviel herumgedoktert und sinniert wird, wird auch immer wertloser. Es gibt nur einen richtigen Zeitungsroman: das epische Kunstwerk! Jedes Kunstwerk, dieses Wort selbstverständlich in hohem Sinne gemeint, erfüllt alle die Bedingungen, die man mit Recht an einen Zeitungsroman stellen kann. Ich möchte persönlich bloß erwähnen, daß mein Schillerroman und mein Fridericus die ungeeignetsten Zeitungsromane sind, die es geben kann. Dieser Standpunkt wurde seinerzeit auch von vielen vertreten. Zwei Zeitungen haben die Probe aufs Exempel gemacht, die ‚Tägliche Rundschau' und das ‚Berliner Tageblatt'. Ergebnis: Der Schillerroman wurde von zirka 60 Zeitungen des In- und Auslandes abgedruckt, auch

Digitized by Google

von solchen Zeitungen, die zuerst erklärt hatten: ‚Unmöglich als Zeitungsroman.' Der Fridericus wurde in zirka 500 Zeitungen abgedruckt."

Herbert Eulenberg hatte die Liebenswürdigkeit, mir eine längere Abhandlung zu übersenden, deren wichtigste Stellen lauten:
„Das Spannende ist das erste und oft einzige Erfordernis, das man an einen Zeitungsroman stellt und gestellt hat. ‚Schicken Sie mir Ihren Roman,' schrieb Wolfgang Menzel, der langjährige, gleich gefürchtete wie geachtete Herausgeber des Literaturblattes von Cotta an seinen jungdeutschen Bruder Gutzkow, ‚wenn er nur spannend ist.' Diese Hauptbedingung, die man an einen in Lieferungen erscheinenden Roman stellte, deuchte die Klassiker noch derart roh und unkünstlerisch, daß Schiller seinen in den Horen veröffentlichten Roman ‚Der Geisterseher', den einzigen Roman, den er schreiben sollte, jählings abbrach, weil die damalige Lesewelt zu gierig nach den Fortsetzungen dieses Romans verlangte. Da konstruieren sich unsere Zeitungsgewaltigen von heute immer mehr einen Begriff wie das ‚Durchschnittspublikum' und lassen sich von dieser imaginären Größe ständig bestimmen und vergewaltigen, ohne jemals zu versuchen, diesen blinden, wirren Haufen selbst zu gängeln und zu bilden. In Wahrheit ist es doch nur ein Schemen, demzuliebe sie immerwährend schalen, übers Jahr vergessenen Kitsch auftischen. Man kommt immer einer vorgespiegelten Menge und ihren geringen geistigen Bedürfnissen entgegen, ohne sich jemals ernstlich zu bemühen, den Ungeschmack zu hegen oder überhaupt nur festzustellen, ob denn wirklich nur das leichteste Genre gewünscht wird. Ja, auch ohne sich in die eigenartige Seelenverfassung solcher Leser in Lieferungen nur hineinzudenken. Zur Entschuldigung heißt es dann ständig: ‚Was glauben Sie, wieviel Leser und Abnehmer unserer Zeitung würden wir verlieren, wenn wir schwereren, gehaltvolleren Stoff in unserer Romanabteilung brächten!' Niemals wird ein Gegenargument auch nur im Keime versucht. Nein. Unaufhörlich wird die gleiche, geschmacklose, dünne Unterhaltungsbrühe aufgetragen. Daß einfache und geringe Leute bei uns auch ebensogern Zola, Balzac, Tolstoj, Dickens und Dostojewski lesen, wie etwa Ludwig Wolff oder Thea von Harbou, beweisen unsere Volksbüchereien. ‚Ja!' heißt es dann wieder, ‚schreiben Sie spannende Romane wie Zola, Balzac, Tolstoj usw.! Die werden wir gerne bringen.' Das ist nicht wahr. Im allgemeinen wehren sich unsere Zeitungen und die Leiter der Romanabteilung mit Händen und Füßen gegen jedes ernstere Genre. Ja, sie tragen mit die Schuld, daß unser deutsches Schrifttum auf dem Gebiet des Romans weniger leistet und minder hoch in der Schätzung der anderen Völker steht. Sie lehnen ja jeden höher strebenden Schriftsteller von vornherein ab, oder nötigen ihm mit Rücksicht auf das liebe Publikum so lange Zugeständnisse ab, bis er ein Seichbeutel geworden ist."

Die mit großem Feingefühl geschriebenen Ausführungen von Arnold Zweig lauten:
„Ein guter Zeitungsroman ist das Rückgrat des Interesses, das einen großen Teil der Leserschaft dauernd mit der Zeitung verknüpft. Ihrem Wesen nach setzt sich die Zeitung ja zu ihrem Leser in Beziehung nur von einem Tag zum anderen, nur auf der Basis des immer neu einströmenden Tagesereignisses. Die fortwirkende Beeinflussung des Lesers in seiner Bewertung dessen, was sich ereignet, geschieht im Grunde hinter den Kulissen der Zeitung, durch die Auswahl dessen, was die Zeitung dem Leser vorenthält oder bringt. So ist die dauernde Verbindung des Lesers mit seiner Zeitung gleichsam eine unterirdische. Nur im Roman, dem ein großer Teil der Leser, besonders die Frauen, von Tag zu Tag entgegenwarten sollen, liegt ein ausgesprochenes Moment der Spannung, die aufs Erscheinen der Zeitung gerichtet ist. Damit ist das Urteil über den Zeitungsroman vorbereitet, er muß Spannung tragen können und infolgedessen selber spannend sein. Eine hochentwickelte epische Kultur wie die englische, französische oder russische ermöglichte einen Typus Zeitungsroman, der diesen Erfordernissen Rechnung trug, und der literarisch hohe Werte vermittelte. Sowohl ‚Anna Karenina' wie die Romane von Dickens oder Maupassant sind in Zeitungen oder zeitungsähnlichen Veröffentlichungsformen erschienen. In Deutschland aber hat die Spaltung des Schrifttums in eine literarisch gültige und eine bloß unterhaltende Hälfte dem Zeitungsroman am allermeisten geschadet; er wurde fast ohne Ausnahme von Unterhaltern geschrieben, die für die Befriedigung sehr grober literarischer Instinkte arbeiteten. Auf der anderen Seite machten Zeitungen des öfteren den Versuch, literarisch wertvolle Werke in ihren Unterhaltungsteil einzuschalten, die aber, aus der Form des Romans innerlich nicht gewachsen, sich zu diesem Versuch nicht eigneten und Gattung und Versuch entwerteten. Dies ist besonders schade, weil der Zeitungsroman für eine außerordentlich große Leserschicht die einzige Verbindung zur Erzählungskunst herstellt und die Weltanschauung von Hunderttausenden von Frauen und Heranwachsenden viel entscheidender beeinflußt, als die große Literatur dies tun kann. Daher ist in Deutschland der durchschnittliche Zeitungsroman ein Übel, der Zeitungsroman selbst eine Notwendigkeit und ein außerordentlich wichtiges Werkzeug zur Massenbeeinflussung; und wenn es gelingt, was ja hin und wieder der Fall ist, ein literarisch unbestritten hochwertiges episches Kunstwerk zum Gegenstand der leidenschaftlichen Erwartung und Erörterung einer großen Leserschaft zu machen, durch Gestaltung in ihr inneres Leben einzugreifen und ihnen die erdichteten Menschen eines Romans zu lebenden Gefährten auch noch über die Zeit hinaus zu machen, in denen ihr Schicksal in Gestalt von Fortsetzungen ihnen jeden Tag ins Haus getragen wird, ist ein Fall von literarischer Wirkung erreicht, der sowohl der Zeitung wie den Lesern und nicht zuletzt dem Verfasser dauernden Lebenszuwachs gibt."

Das Ergebnis des Preisausschreibens wird auch durch die Ansicht Georg Engels bestätigt, der schreibt:
„Über den Wert des Zeitungsromans kann ich mich sehr kurz fassen. Der wirkliche Zeitungsroman in neuer künstlerischer und dem Wesen des rastlosen Zeitungsbetriebes angepaßter Form, ist bisher nämlich noch nicht erfunden worden. Hier wäre tatsächlich die Stätte, wo die sogenannten Ballungen ihren Platz finden müßten, mit denen bisher so viele zweifelhafte Experimente vorgenommen wurden. Gerade die größten und bedeutendsten Romandichter unserer Epoche aber entwickeln und schildern zu viel und gehören somit eigentlich sämtlich nicht in das Coupé dieses täglich vorüberrasenden Kurierzuges, aus dem nur ein paar ganz markante Worte herausgerufen werden dürfen, wenn sie haften bleiben sollen. Aus der melkenden Kuh, zu dem wir den Zeitungsroman gemacht haben, muß also ein Rennpferd werden."

Weniger problematisch erscheint die Frage des Zeitungsromans dem Dichter Wilhelm von Scholz:
„Ich glaube, ich habe noch nie einen Zeitungsroman gelesen. Warum soll nicht in einer guten Zeitung ein guter Roman

Digitized by Google

erscheinen können und damit rasch einen großen Leserkreis finden? Es gibt ein paar sehr bedeutende Beispiele. Auch Fontane war unter den Verfassern. Aber dann sind diese Werke in einer Zeitung von Rang abgedruckt worden — doch gewiß nicht das, was man einen ‚Zeitungsroman' nennt."

Auch Ernst Zahn urteilt ähnlich:
„Der Zeitungsroman scheint ein notwendiges Übel zu sein, da es Leute geben soll, die ihn lesen, trotzdem er in Abfällen genossen werden muß, trotzdem er, wenn er nichts taugt, zu hoch, und wenn er gut ist, viel zu wenig honoriert wird, und trotzdem endlich die Zeitungsromanleser sich um das viel wichtigere Bücherkaufen herumdrücken. Auf keinen Fall wird der wertvolle Zeitungsroman geschaffen, wenn ein 100 000 Mark-Preis dafür ausgeschrieben, aber den Autoren ausgerechnet ein halbes Jahr Zeit zur Abfassung gelassen wird. Gut Ding will auch da Weile haben. Aber vielleicht hat gut Ding für viele, die Zeitungsromane lesen, Langeweile."

Noch bündiger drückt sich Hermann Stehr aus:
„Ihre Frage ‚Wie urteilen Sie über den Zeitungsroman', bin ich leider nicht zu beantworten imstande, da ich nie Zeitungsromane gelesen und über die beste Form dieser Gattung mich nie Gedanken hingegeben habe."

Unter dem Gesichtswinkel betrachtet, daß der Zeitungsroman in erster Linie für die Frau bestimmt ist, dürfte das Urteil von Romandichterinnen von besonderem Reiz sein. Clara Viebig schreibt:
„Auf Ihre Frage, ‚Wie urteilen Sie über den Zeitungsroman?' muß ich Ihnen antworten, daß ich den Begriff Zeitungsroman überhaupt nicht gelten lasse. Wenn damit ein Roman gemeint ist, der beim Abdruck in einer Zeitung das Interesse der Leser findet, so ist immer erst noch festzustellen, um welche Leser es sich handelt. Ein Roman, den die ‚Frankfurter Zeitung', die ‚Neue freie Presse', das ‚Berliner Tageblatt', die ‚Vossische Zeitung' usw. druckt, hat sicherlich Eigenschaften, die Leser dieser Blätter zu fesseln, es kann also ein sehr guter, literarisch hochstehender Roman sein. Das einzige, was ihn zum Zeitungsroman qualifiziert, ist die Technik, in der er geschrieben ist, eine Technik, die es gestattet, trotz der verhältnismäßig kleinen Fortsetzungen einen Eindruck zu gewinnen. So fallen also alle solche Romane nicht unter den Begriff ‚Zeitungsroman', die handlungsarm sich lediglich auf psychologische Analyse beschränken. Dagegen werden alle Romane, die eine klare und packende Handlung an scharf gezeichnete Charaktere knüpfen, so literarisch wertvoll und hochstehend sie auch sein mögen, durchaus für den Zeitungsabdruck geeignet sein. Ich wüßte wenigstens keinen guten derartigen Roman, der von vornherein als Zeitungsroman unbrauchbar wäre. Es kommt natürlich auf den Leserkreis der betreffenden Zeitung an.
Diese meine Ansicht hindert nicht, daß sehr viele schlechte Romane als Zeitungsromane Verwendung finden und von den Redakteuren und den Lesern hochgeschätzt werden. Aber ich glaube nicht, daß dies eine Besonderheit des Zeitungsromans ist, sondern es ist eine Feststellung, die Sie ebensogut in Leihbibliotheken und Bahnhofsbuchhandlungen machen können."

Und Gabriele Reuter urteilt also:
„Der Zeitungsroman liegt meinem Schaffen sehr fern. Einen guten brauchbaren Zeitungsroman zu schreiben, erfordert eine besondere Art von Talent. Wer es besitzt, soll es ausüben. Wer es nicht besitzt, lasse lieber die Hände davon."

Die Umfrage wäre nicht vollständig, wenn das Urteil eines Kritikers von Rang fehlte. Darum möge Alfred Kerr das Schlußwort haben. Es lautet:
„Zeitungsroman? — Wertung zwecklos. Denn abgeschafft wird er doch nicht. Also: Möglichst geschlossene Raten. Buchroman kann durch Zeitungsroman gewinnen. Denn Zeitungsroman lehrt: keine toten Punkte."

Was ergibt sich aus der Reihe der angeführten Urteile? Die Frage nach dem Zeitungsroman bleibt offen. Immerhin ist für seine Ausgestaltung eine Fülle von Anregungen gegeben. Nicht nur er selber kann dadurch gewinnen, sondern seinerseits auch den Buchroman erfolgreich beeinflussen, dessen Form nicht erstarren darf, wenn er das bleiben soll, was er ist, der Ausdruck unseres rastlos vorwärtsschreitenden Geisteslebens.

Emil Maxis

Wie ein Karussell

Bis zu meinem 16. Lebensjahre habe ich am liebsten gezeichnet; von 16 bis 22 versucht, Verse zu machen. Da diese Verse von meinen Freunden mit Recht verspottet wurden, hörte ich wieder damit auf und ging nach Berlin, um zeichnen zu lernen. Plötzlich erlebte ich van Gogh und Cézanne; ich glaube, damals habe ich etwas begriffen. Ich wollte nie wieder Verse machen, Schluß damit!
In diesem Augenblick bricht etwas aus, was ich nicht in Rechnung gezogen habe: die eiserne Zeit, der Weltkrieg nämlich. Ich tat zunächst, als ginge er mich nichts an, lebte in einem Garten, zeichnete, und begann auch wieder zu schreiben: über Bienen, Schmetterlinge, den Wind, die Wolken, Unkraut im Garten — und was es sonst Wesentliches gibt. Diese

Schlafende
Federzeichnung von Georg von der Vring

Digitized by Google

Verse waren, wie mir schien, besser; ein Freund aber sagte: Nein, du kannst malen, aber nicht schreiben, laß es lieber!
Dann Soldat. In vier Jahren Krieg einschließlich Gefangenschaft habe ich wenig gezeichnet und vielleicht im ganzen ein Gedicht gemacht, es heißt „Der Taubenschütze".
Man muß verstehen: ich hatte kein Selbstvertrauen, daher dies Wechseln von dem einen zum anderen. Der Weltkrieg lief mittlerweile vorbei. In Frankreich interessierten mich die Herbstzeitlosen, in Rußland der Mohn. Einmal, bei einem Bauchschuß, bin ich nach meiner Meinung beinahe gestorben.
Nach dieser Unterbrechung machte ich mich zuerst wieder ans Malen. Was entstand, gefiel mir nicht; so machte ich wieder Gedichte. Das Ganze war wie ein Karussell.
Jetzt, nach drei Romanen, ist es ein wenig anders. Noch male ich, aber ich wage mich nicht zu weit vor aufs glatte Eis, aus Furcht, nicht zurückzukehren auf das sichere Land, wo es Menschen gibt, die mich verstehen. Natürlich, ganz sicher ist es nirgends; und so werde ich vielleicht doch noch einmal ein Maler werden.
Noch eins: das Erlebnis des Dichters und das des Malers sind so verschiedenartig, daß man, wie ich glaube, dieses Hin- und Herwechseln nicht allzuoft ungestraft wagen darf. Das Leben geht hin, man möchte alles so gut wie möglich machen, aber die Zeit reicht niemals; auch das Gehirn leidet, denn das Umstellen der armen Augen ist überaus schmerzvoll.

Georg von der Vring.

Wen verbesserst du, dich selbst verbessernd?

Martin Sommerfeld hat im Hinblick auf Werfels „verbesserte" Gedichte (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 32) berechtigte Klage darüber geführt, daß er selber nunmehr in diesen Gedichten die ihm längst vertraut gewordenen, wörtlich eingeprägten Verszeilen nicht wiederfinde, Börries Freiherr von Münchhausen hat ihm im wesentlichen (D. A. Z., Unt.-Bl. 28. August) mit prinzipiellen Erörterungen, die eigenen Erfahrungen entfließen, beigepflichtet. Aber was Werfel tat, taten ja auch Goethe, Joh. Heinrich Voß (mit seiner Homerübersetzung), Keller: sie alle haben aus „gereifter" Kunsteinsicht frühe Schöpfungen umgestaltet.
Waren es Verbesserungen, die derart zustande kamen? So sehr die Frage interessieren mag, nicht sie entscheidet. Um klar zu sehen, ist die Frage anders zu stellen. Nämlich dahin: wen verbesserst du, dich selbst verbessernd?
Zunächst: deine Jugend aus Alterserfahrung. Es hat aber die Jugend allzeit das gleiche Bekenntnisrecht, wie Mannheit und Greisentum. Münchhausen erinnert an das Wort aus „Don Carlos": „Sagen Sie ihm, er soll Achtung haben vor seiner Jugend, wenn er ein Mann geworden ist."
Was ist gereifte Kunsteinsicht? Jedweder lebt dauernd die Kunstanschauung seiner Zeit. Sie ist nur scheinbar seine eigene, ist stets die der vielen. Nun wandeln sich die künstlerischen Überzeugungen, nicht anders als die Moden. Ein Kreislauf, in dem es kein „besser" und „schlechter", sondern immer nur ein anders gibt. Gestern Naturalismus, heut neue Sachlichkeit. Eins wiegt das andere auf. Nur eben darauf kann es ankommen. die gebotenen Stilmöglichkeiten auszuschöpfen, sie zu Persönlichkeitsausdruck zu erheben. Es wird aber stets innere Verarmung bedeuten, wenn ein Werk aus dem ursprünglichen Stil in einen anderen überführt wird. Die „gereifte" Kunsteinsicht ist eben nur — die andere.
Wen verbesserst du in Wahrheit, dich selbst verbessernd?
Du verbesserst den Menschen der Eingebung durch den der verstandesgemäßen Überlegung. Und das ist das Entscheidende. Pathetisch ausgedrückt: ein irgendwie Göttliches wird durch ein bürgerlich Menschliches zur Raison gerufen.
Und dennoch ein Goethe, der seine Jugendwerke umstilisierte? Das eben ist das Merkwürdige und in Wahrheit Belangvolle an dem Problem. Jedweder ist sich seiner Inspiration bewußt, und kommt doch von der Zwangsvorstellung nicht los, seiner Bewußtheit das Wesentliche seines Werkes zu verdanken. Wie der Schwimmer: er hat das Gefühl, mit seinen Armen und Beinen alles zu erarbeiten, und vergißt darüber, wie sehr das Wasser ihn trägt, die Strömung ihn führt. Wie solch ein Preisschwimmer — auch ein Goethe.

E. H.

Triumph des Bilds?

Der Film „Revolte im Erziehungshaus" ist verboten worden. Das gleichnamige Stück, nach dem er gedreht worden war, konnte überall gegeben werden.
Was lehrt dieses Verbot? Abgesehen von der Zensurfrage — daß es eine Filmzensur gibt, während sich die Zensur ins Theater durch allerlei Hintertüren einschmuggelt.
Es lehrt: daß man das sichtbare Bild für wirksamer hält als das gesprochene Wort. Nachdem Hunderttausende ihre Seele durch das Anhören von Lampels Stück nicht gefährdet haben, fürchtet man, die Bildstreifen könnten gefährlicher zünden.
Eine Entscheidung, die zu denken gibt.
Jüngst erst konnte man erleben, daß Jean Renoirs „Nana"-Film (mit Werner Krauß und Kathérine Heßling) durch seine Eindringlichkeit des Sichtbarmachens der Kunst des Originals nahe kommt, obschon er aus dem Reichtum der Zolaschen Motive nur einige kärgliche Handlungsteile auflieſt.
Ist es nicht symptomatisch, daß Kurt Tucholsky, ein Daumier des Worts, in demjenigen seiner Werke, in dem er die schärfste Lauge seiner Zeitkritik ausgießt („Deutschland, Deutschland über alles" — Neuer Deutscher Verlag, Berlin), nur noch in Vers und Prosa Unterschriften zu Photos gibt, die durch Auswahl und Aufmachung beweiskräftiger sind als die Wortpfeile des Satirikers?
Das Bild unterstützt unseren Drang, neue Wirklichkeiten zu erobern.
Schon erscheint eine Ästhetik der Photographie (Werner Gräff: „Es kommt der neue Fotograf" — Verlag Hermann Reckendorf, Berlin), die grundlegende Gesetze für die neugeschaffene Welt des Optischen aufrichtet, schon ergänzt Hans Richter durch sein (im gleichen Verlag erschienenes) wichtiges Buch „Filmgegner von heute — Filmfreunde von morgen", in dem er den Film vom Theater ebenso energisch abgrenzt wie Gräff das Photo von der Malerei: beide zeigen die Wege auf, wie man die Errungenschaften der technischen Reproduktion dem Ausdrucks-Wollen eines künstlerischen Temperaments dienstbar machen kann. Rhythmus und Phantasie müssen die gesehene Wirklichkeit formen, denn erst die beseelte Wirklichkeit sei künstlerische Wahrheit.
Im Anfang war das Wort. Ist es am Ende?
Neben diesen Erweiterungen unserer Erscheinungswelt laufen sichtbar genug Bestrebungen, die sich vom gehörten Wort alles versprechen. Man braucht da nicht erst auf den Tonfilm hinzuweisen. Die Häufung der Dramatisierungen epischer Werke ist beweiskräftig genug. Lampels „Revolte im Erziehungshaus", mit der wir unsere Betrachtung anfingen, war ursprünglich eine journalistische Reportage;

Digitized by Google

Schnitzler hat seine Novelle „Fräulein Else" dramatisiert, Arnold Zweig seinen Roman „Sergeant Grischa", die Zeitungsnotiz meldet, daß Upton Sinclair seinen Roman „Petroleum" in ein Drama umarbeite. Alles Erfolgsbücher. Doch die Autoren trauen dem Wort von der Bühne her eine intensivere Macht zu als dem lediglich gedruckten.

Beide Richtungen begegnen sich in dem Schiller-Wort: „Ungleich stärker affizieren uns Leiden, von denen wir Zeugen sind, als solche, die wir erst durch Erzählungen und Beschreibungen erfahren."

Von allen Problemen der Kunst des Heute ist die Auseinandersetzung zwischen Wort und Bild für die Zukunft der Dichtung die wichtigste. L. W.

Von der unterirdischen Literatur

Edmond Jaloux weist darauf hin, daß sich ein Wichtigstes aller Literatur, die Kunst des Briefschreibens, in unserer Zeit völlig verliere, daß namentlich die Frauen von heut und gestern auf diesem ihrem eigensten Gebiet versagten, getröstet sich aber: ein Rainer Maria Rilke, den niemals Zeiteinflüsse beirrt hätten, habe 30000 Briefe hinterlassen. In diesen Rilkeschen Briefen, die er höher als das dichterische Werk Rilkes wertet, erblickt Jaloux das eigentliche Literaturdenkmal unserer Zeit.

Wie dem auch sei; darüber nachdenkend, besinnt man sich, daß es neben jedweder Zeitliteratur eine unterirdische Literatur gibt, die gleichzeitig fließt, aber erst später, meist erst ein Menschenalter später, ans Tageslicht tritt. Diese unterirdische Literatur ist die der Briefe, der Tagebuchaufzeichnungen, der Denkwürdigkeiten. Zu dieser unterirdischen Literatur gehört aber vielfach auch — man denke an Novalis und etwa auch an Kleist — das Werk ganz großer Dichter, die sich selber sprachen, der Mitwelt aber stumm geblieben sind. Wer von Literaturgeschichte weiß: diese unterirdische Literatur ist in sehr vielen Fällen die wichtigere.

So sehen wir unsere Erfolgschifflein auf den Wellen und machen ein Großes daraus und ahnen nicht, was die Wellen in ihrer Tiefe bergen. E. H.

Gespräch mit Hugh Lofting

Vor froher Jugend aus Deutschland, Frankreich, England — berliner Schüleraustausch — spricht in der Liga für Menschenrechte der sichtbare Messias einer unsichtbaren Liga für Tierrechte: Hugh Lofting, der einen Mythos, den ersten für alle Völker, schuf: einen Glauben, zu dem sich die Kinder John Bulls und Israels mit der gleichen Inbrunst bekennen wie die Kinder der Samurais, der guten Europäer und der besseren Hindus, den Glauben an Doktor Doolittle und die Kraft einer Liebe, die alle Menschen- und Tierrassen und Klassen mit gleicher Selbstverständlichkeit umfaßt. „Es ist," spricht Lofting, „mir unverständlich, daß Minister, Könige Volksvertreter und Kinder noch immer mit Soldaten spielen."

Soll man diesen Franciscus redivivus interviewen? Über Bruder Seehund und Schwester Gazelle? — Die Kinder, deren schwarze, brünette, blonde Köpfe sich dicht um das silberhaarige Haupt dieses großen dreiundvierzigjährigen Kindes drängen, haben das erste Anrecht. Er erzählt ihnen von seinem Haus in Maidenhead, U. S. A., von den Hirschen, die aus dem Wald kommen und mit seinen Hunden das Futter teilen, von der Kröte unter seiner Gartentreppe und dem Rattenheim in seiner Scheuer. Seine Cousine, die ihn als Sekretärin begleitet, führt ihm Haushalt und Geschäfte. „Sonst," sagt er lächelnd zu mir, „wäre ich längst im Armenhaus." Auch darin gleicht er seinem Doolittle. Zur Zeit begnügt er sich mit „sieben Worten deutsch" (den Bezeichnungen für ebensoviel Speisen und Getränke). Er nennt das sein „Eß-peranto". Auch von seinen Kindern erzählt er, den kleinen Veranlassern des großen Doolittle-Epos, das neun Bücher umfassen soll, wovon acht vollendet, fünf ins Deutsche übertragen sind.[1] Ursprünglich waren es nur etwa ebensoviel Briefe, die er von der englischen Front an seinen Ältesten schrieb, der den Spitznamen Doolittle führte. Die stumme Qual der Kreatur da draußen ließ in ihm die Gestalt des zooglotten, die Sprache jeglichen Leids verstehenden, viel-

[1] Verlag Williams & Co., Charlottenburg 1926—1930.

Hugh Lofting. Zeichnung von Frank-Klein

Digitized by Google

geschäftigen Doolittle entstehen. So wuchs auf dem blutigen Boden des Krieges die weite, stille und tiefe Friedensdichtung. Den unbedingten Willen zum Frieden der Welt, der ihn erfüllt, findet er auch in Deutschland, besonders in den Bucherfolgen der letzten Zeit („Sergeant Grischa", „Im Westen nichts Neues") bestätigt. Sonst kennt er nicht eben viel von deutscher Literatur. Er liebt Goethe wegen seines Reineke Fuchs und lobt Felix Salten für den „Bambi", Lion Feuchtwanger für „Jud Süß".

Seine eigenen Werke? — Die „Story Missis Tubbs" erscheint nächstens deutsch. Augenblicklich arbeitet er an einem Werk „Zwielicht der Magie" und träumt von einer Tieroperette, zu der ihm Lotte Reinigers Scherenschnitte viel Anregung gaben.

Daß gerade jetzt in Berlin eine grausame Hundesperre herrscht, macht ihn traurig. Nicht ausgelöste Hunde werden 48 Stunden nach der Gefangennahme ohne Untersuchung vergiftet. Ein schweres Unrecht, das er viel ernster nimmt als Bayern einen Fememord. „Alle Nationen der Welt," spricht er bekümmert, „sind bisher falsch erzogen." Aber wie einst Lessing glaubt Lofting an die Erziehung des Menschengeschlechts. Die sich für ihn zugleich mit der Befreiung der Tiergeschlechter vollzieht. Rudolf Frank

Können Pferde schreien?

Herr Dr. med. vet. E. Januschke, Serotherapeutisches Staatsinstitut, Ivanovice (Tschsl. Rep.) schreibt uns:

Zu der im Juli- und im Septemberheft der Zeitschrift „Die Literatur" in widersprechender Weise beantworteten Frage, ob die Pferde im Schmerz schreien, möchte ich mir erlauben, folgenden kleinen Beitrag zu liefern, der die Schlußfolgerung des Herrn Dreecken (Danzig-Langfuhr) im Septemberheft: Ich kann mir nicht denken, daß Liliencron das schreiende Pferd erfunden hat, voll bestätigt. Bei der Immunisierung von Pferden, die in Seruminstituten als Spender der verschiedenen Heilsera gegen menschliche und tierische Infektionskrankheiten in Verwendung stehen, kann man beobachten, daß bestimmte Tiere bei der Einspritzung größerer Flüssigkeitsmengen unter die Haut vor Schmerz laut, kläglich und beinah heulend schreien. Selbstverständlich ist solche offenbar empfindliche Schmerzzufügung zu vermeiden. — Auf meine Umfrage haben mir mehrere tierärztliche Kollegen, die den Krieg als Veterinär- oder Frontoffiziere mitmachten, erklärt, schwerverwundete Pferde oft fürchterlich schreien gehört zu haben. —

Vielleicht dürften diese Beiträge, zumal sie unsererseits von fachmännischer Seite erfolgen, nicht ganz belanglos sein.

Auch ein Zeichen der Zeit

Vor zwanzig und mehr Jahren schrieb Jerome K. Jerome, Schriftsteller müßten die moralische Verpflichtung fühlen, etwas zugunsten notleidender Verbrecher zu tun; denn mehr oder weniger lebten sie alle von ihnen. Heut erklärt Wallace zu seinem neuesten Stück „Der Kalender", es sei höchste Zeit für ihn gewesen, von den Verbrecherthemen abzukommen; die Kriminalität nehme nicht nur in England, sondern in der ganzen Welt dauernd ab; in weiteren zwanzig Jahren würden all die kleinen Verbrechen und Taten, die heute die Polizei beschäftigten, fast ganz aufgehört haben.

Verbrecherdämmerung — Literaturdämmerung. E. H.

Weltkongreß für geistige Rüstung

Im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel setzt August von Löwis of Menar seine sehr dankenswerten Untersuchungen über „Deutsche Bücher im fremden Gewande" fort, er notiert diesmal (Nr. 168) die Übertragungen ins Niederländische und Skandinavische, und dabei tritt zutage, daß unter 59 niederländischen Übersetzungen sich elf Bücher der Courths-Mahler, unter 23 dänischen sich sieben Bücher der Marlitt finden. Man könnte sich lachend auf die Tasche schlagen und auf die Notwendigkeit und Nützlichkeit der elenden Skribenten deuten, stände dem nicht ein Schamgefühl und der sehr ernste Gedanke gegenüber, daß es um geistige Werte und Deutschlands geistige Geltung geht.

Nach all den Welt-Abrüstungskongressen — wer ruft die Völkergemeinschaft zum Kongreß für geistige Rüstung?

E. H.

Zur Kritik der Kritik

Zwei Buch-Referate

„Die Fleißer aus Ingolstadt ist in der Gnade. Die inbrünstige Kraft, die ihr innewohnt und die sie befähigt, Frauenleben aus den heiligsten Schamfalten der Seele heraus ins Sichtbare zu enthüllen, hat eine keusche Rücksichtslosigkeit, die Demut und Bekenntnis gläubig eint."

(Voss. Ztg., Lit. Umsch. 29)

„Es mag selten ein unbegabteres Buch geschrieben worden sein, als diese Erzählungen der Verfasserin von ‚Pioniere in Ingolstadt'. Ohne dichterisches Erlebnis, ohne Phantasie, Geist, Psychologie, Formwillen, nur aus den Rückständen aller irgendwie in Frage kommenden Gestaltungskräfte aufgebaut, so sind diese Geschichten hinerzählt, ohne Wirklichkeit und Sinn, ohne Pointe, in einer Sprache, deren Impotenz als neue Sachlichkeit verkleidet ist."

(Münchn. N. Nachr. 198)

Film-Philosophie

Henri Bergson, der französische Philosoph, wird seinem berühmten Buch „Das Lachen" einen Ergänzungsband zufügen, in dem er die Rolle des Films für die Entwicklung des Komischen darzustellen gedenkt, er glaubt, durch die Darstellungskunst Buster Keatons ganz neue Aufschlüsse für seine Systematik des Lachens erhalten zu haben.

„Henri Bergson
Liebt den Buster,
Liebt den Keaton
Und er zieht 'n
Chaplin vor."

So singt jetzt die Chansonette. L. W.

Literatur im Kabarett

„Larifari", „Eulenspiegel", „Küka" heißen die letzten Versuche eines literarischen Kabaretts in Berlin; je nach Stadtlage betont man das Erotische, das Soziale, das Literarische; Rosa Valetti, Kate Kühl, Annemarie Hase sind die Meisterinnen im Vortrag der Chansons, die um die Jahrhundertwende Bänkellieder hießen und sich jetzt im anglo-amerikanischen Weltbild Songs nennen. Zwischen albernen Sketchs und

Digitized by Google

Zoten alten Stils fristen sie ein geduldetes Dasein – man muß an die Sektverbraucher Konzessionen machen. Oder aber: man bleibt auf den kleinen literarisch interessierten Kreis beschränkt. So hängt das literarische Kabarett in der Luft.

Und das bei einem Reichtum an Begabungen unter den Zeitdichtern! Woran liegt's? Doch wohl daran, daß man keine Lieder für das Kabarett schrieb, sondern im Kabaretton seiner zynischen Weltanschauung Ausdruck geben wollte. Bei den Echten: ein Ventil, ihrer Verzweiflung Herr zu werden; bei den Oberflächlichen: eine Möglichkeit, saloppe Sprache als Kunstform auszugeben; bei den Meistern der Gattung: ein Boden, in dem wurzellose Lyrik neue Keime schlagen konnte. Nie aber (in einer Zeit, da das Drama zur Zweckkunst gestempelt werden konnte) machte man die Kabarettlyrik zum Bedarfsartikel: man veröffentlichte sie in Zeitschriften; man vertonte sie kunstvoll; man ordnete sie feierlich in Zyklen (Mehring in „Gedichte, Lieder und Chansons" – S. Fischer, Berlin); man schloß sich mit georgianischer Einsamkeit aus Anthologien aus (Brecht aus der Neuauflage des „Bänkelbuchs" – E. P. Tal & Co., Wien); man nahm sich literarisch. Was auf das Brettl kam, war bereits etwas Gedrucktes, das Erfolg hatte.

Die Rollen sind vertauscht. Die Kabarett-Literatur steht in den satirischen Wochenschriften und sogar in den Feuilletons bürgerlicher Zeitungen. Sie schreckt den Bürger nicht mehr. (Der sich fortschrittlich vorkommt, wenn er politische oder erotische Coupletstrophen in literarischen Revuen beklatscht.) Im Kabarett aber fehlt das Spontan-Aktuelle, Sangbar-Zündende. Das Kabarett bringt mit mehr oder weniger Rückgrat Nummern guter Chanson-Autoren. Aber es gibt kein Kabarett, das am gleichen Abend jede politische Dummheit, jede erotische Verkehrtheit, jede literatenhafte Eitelkeit, jede Modenarrheit improvisatorisch-eindringlich geißelte. Es liegt am Betrieb.

So haben wir literarische Kabaretts.
Haben wir kabarettistische Literatur.
Aber keine Literatur im Kabarett. L. W.

Die Sozialsatire im Film

Erich von Stroheims „Hochzeitsmarsch" hat, wie seinerzeit sein Film „Gier nach Geld", Berlins Intelligenz in schwere Verlegenheit gebracht. Es war keineswegs mehr eine derart blamable Ablehnung wie damals, als „Gier nach Geld" sofort abgesetzt werden mußte, bevor dieser Film in der „Kamera" seine Auferstehung feierte. Man traute diesmal doch nicht sogleich Augen und Ohren, die, bereits aufs Konventionelle gedrillt, nicht recht mitwollten. Daß da ein Besessener – also ein Ehrlicher – gearbeitet habe, spürten alle, also gab es durchwegs Fragezeichen statt einer Verneinung.

Vielleicht wäre doch ein – wenn auch entsetztes – Ja zu hören gewesen, hätte der Schnitt nicht die 53 000 Meter fertigen Films (!) derart falsch proportioniert auf Normallänge gestutzt, daß in dieser Fassung der sacharinsüße Liebeskitsch störendes Gewicht bekam.

In den von Stroheim beabsichtigten Proportionen muß wohl die Gesellschaftssatire vorherrschend gewirkt haben. Erbarmungslos wütet da ein Hellsehender gegen das Milieu, dem er selbst entwachsen ist. Ein George Grosz des Films, hat Stroheim den Mut, sich selbst geradezu als Ankläger seines eigenen überwundenen Ichs in den Mittelpunkt der Handlung zu stellen. Er hat den Mut, selbst seinen Helden einen Untugendbold sein zu lassen. Was da an Menschengetier sich breit macht, ist verachtens- und hassenswert.

Und dieser geniale Regisseur verstärkt die Allgemeinwirkung des Films durch die Wahl einmaliger Gesichter; Visagen, die man noch nie zu Gesicht bekommen hat. Das sind keine Schauspieler mehr, das sind Repräsentanten einer Schicht, gegen die er mit der Kamera vorgeht, vernichtend wie mit einem Maschinengewehr.

Nicht genug bekommt Stroheim an diesen Gesichtern, aus denen bereits ohne Handlung Laster und Gemeinheit grinsen. Er tut noch etliche hinzu, läßt diese ohnedies gezeichneten Visagen in wahren Leidenschaftsorgien bis zur Grenze des Menschenmöglichen gehen.

Wer diese eine Szene — der Fürst von Rauhenstein (George Fawcett) macht sich den trunkenen Millionär Furtunat Horngruber (George Nichols) gefügig — nicht gesehen hat,

hat eine Wirkung versäumt, die bisher kein anderer Film hervorzurufen vermocht hat. B. F. Dolbin

Zilles Vermächtnis

Das Andenken an den berliner Meister Heinrich Zille hält am trefflichsten das vor kurzem erschienene „Zille-Buch" Hans Ostwalds wach, an dem der Verstorbene noch selbst mitgearbeitet hat. (Verlag Paul Franke, Berlin.) Das liebevoll zusammengestellte Illustrations-Material (223 Bilder) enthält zumeist Unbekanntes.

Wir bringen ein Kapitel, das Zille zu dem schönen Buch beigesteuert hat:

Mitmenschen!

Ja – ich erinnere mich; als ich das erstemal, auf Drängen meiner Freunde, in der Schwarz-Weiß-Ausstellung der Sezession, so um 1901 herum, in der Kantstraße neben dem Theater des Westens, meine Zeichnungen hingegeben hatte

Digitized by Google

— Zeichnungen, die viel besser, wahrer waren als die, die ich später zum Broterwerb geleckter, frisierter bringen mußte, die das herbe Leben der Armen zeigten —, da standen vor den Bildern viele Menschen; und ich hörte, als ich mal lauschte, wie ein älterer Herr, wie es schien, Militär in Zivil oder Hauptmann an der Majorsecke, zu seiner Dame sagte: „Der Kerl nimmt einem ja die ganze Lebensfreude" — da schämte ich mich so verstanden zu sein!

Ja, und wie es mir passierte, daß ein reicher Kunstjünger, der „Armut" malen wollte und sich dachte, wenn er meine Modelle, die vom Wedding, hätte — daß er sich dann in das „Milljöh" könnte hineinarbeiten, oder daß ihm die Sache dann besser liege —, der aber auszusetzen hatte, der Mutter der Kinder gegenüber: „Det se doch so wenig sauber und so dreckig wären" und daß die Mutter ihm entrüstet erwiderte: „Ja — und for Zillen ken'n se jarnich dreckig jenuch sind —" Soll man sich da eigentlich nicht schämen?

Da hab ich mich, als ich das später erfuhr, doch etwas geschämt. — Und als mein Freund Karl Arnold, der Zeichner im „Simplizissimus", ein Bild brachte, das mich zeigt, wie ich vor zwei „wohlhabenden" Männern „untertänigst" stehe und der wohlhabendste mich mit den Worten anspricht: „Nehm' Se sich noch ne frische Habana, Meister Zille, Sie ham uns mit Ihren Nutten un arme Leute imma so ville Freude jemacht!"

... Da schämte ich mich, daß das so wahr war.

Faust als Sexualdrama

Ein berliner Arzt, Felix A. Theilhaber, hat es unternommen, ein neues Goethe-Bild zu zeichnen (Horen-Verlag, Berlin), das die Lebenskonflikte des Dichters im Wesentlichen auf die unausgeglichenen Spannungen zwischen Eros und Sexus zurückführt. Wie erscheint Goethes Hauptwerk im Lichte der Entdeckungen ärztlicher Psychologie und neuer Sexualwissenschaft?

*

„Christiane ist das personifizierte Gretchen, ist die Gestalt, die ihm seit seiner Jugend vorschwebte. Wer im Jahre 1774 aufmerksam den Urfaust las, wer Goethe gut kannte, hätte zu dem Schluß kommen müssen, daß ihm nur eine solche Gestalt das Glück bringen konnte. Dieser Schluß ist nicht post hoc, ergo propter hoc abgegeben. Zwanzig Jahre hat Goethe den unliebsamen Trieb niedergekämpft, suchte er über unglückliche Verliebtheit und Verlobungen, seelische und kameradschaftliche Bindungen darüber hinauszukommen, bis die große Ablösung von allen Stützen seiner Gesellschaft, die Reise nach Italien ihm das Tor zur Freiheit aufstößt.

Turgenjew hat in einem Aufsatz über den ‚Faust' ein Bild von Gretchen gezeichnet. Sie ist nach dem russischen Schriftsteller anmutig wie eine Blume, durchsichtig wie ein Glas Wasser, verständlich wie zweimal zwei vier, sie ist ein gut deutsches Mädchen ohne Leidenschaft, sie atmet die schamhafte Lieblichkeit der Unschuld und Jugend; sie ist übrigens etwas dumm. Aber Faust verlangt auch keine besonderen geistigen Fähigkeiten von seiner Geliebten." Ist diese Charakteristik, die gerade im „Urfaust" sich am schärfsten abzeichnet, falsch? Hat der große russische Seelenkenner mit seiner Beobachtung nicht den berühmten Nagel auf den Kopf getroffen? So muß die Geliebte beschaffen sein, die dem Dichter die Erlösung bringt. So war Christiane Vulpius. Vielleicht nicht ganz so anmutig; aber Goethe erschien sie so. Er fand sie bis an ihr Lebensende hübsch.

Auch nach seiner Verbindung mit Christiane Vulpius gibt uns der „Dichterfürst", als der er jetzt gilt, noch herrliche Geschenke seiner Schaffenskraft; Probleme der Jugend erfahren im Faust die geklärte endgültige Fassung. Aber es ist kein neues Werk mehr darunter, das so friedlos-stürmisch im Drang nach neuen Fernen den Sinn des Lebens zu ergründen ausgeht und in, wenn auch manifestierenden Widersprüchen Gott, Mensch und Welt zu vereinigen sucht.

Im Mittelpunkt dieses vom Dunkel zum Hell zielenden Triebes, ausgehend von Mystik und kabbalistischen Geheimlehren des Mittelalters und einmündend in die Abhängigkeit von Natur und Wissenschaft, durchdrungen von der mathematisch klar fundierten philosophischen Erkenntnis Spinozas und der glücklich vorher geahnten Entwicklungslehre steht alles unterworfen der größten irdischen Macht von Eros und Sexus.

Wie der Sündenfall die Gottähnlichkeit der Erdgeborenen erschüttert und die menschliche Unvollkommenheit enthüllt, so entblößt sich auch Faust, der vom Baume des Lebens kostet. Die Schlange, das Prinzip des Bösen, hier Mephisto, heißt ihn von den Früchten des Gartens speisen. Ein Sexualdrama ist dieser Faust, und wie im Leben Goethes das Liebesproblem den Zentralpunkt seines Lebens bildet, so ist die Verknüpfung des Geschlechtlichen an die Sünde der Brennpunkt der Fabel, der große Vorwurf, um den sich allmählich immer stärker Beiwerk und Ausschmückung herumranken.

Goethe selbst ist diese Bedeutung seines Werkes niemals völlig klar geworden. Aber er fühlte deutlich den Abstand seiner betont freiheitlichen Weltanschauung von dem sogenannten Geist der Zeit, und eben deshalb verlangte er auch ein Denkmal für sich:

> Ihr könnt mir immer ungescheut
> Wie Blüchern Denkmal setzen;
> Von Franzen hat er euch befreit,
> Ich von Philisternetzen."

Dornröschen

Georg Kaisers Revuestück: In Gestalt von Krawatten und Erbschaftsmandaten flattert Zufall durch die Luft; das Wo der Bühne ist das Jeweil der Laune; Zahlen kreisen und treten ihren Tanz an; Gefühle begeben sich auf den Maskenball und werden ironische Figuranten; Kaschemmenluft verflüchtigt sich zu Äther, das Fest wird Orgie —: Was das alles besagt? Romantik!

Charells Revueoperette der drei Musketiere: Militär wird zu Soldateska und Landsknechtstum, Zigeuner stellen sich ein, der Tanz wird betörende Weise; Vagabundenherrlichkeit und Gesindelfürwitz; Automatentum gleitet in die tänzerischen Rhythmen; Bühnenbilder tun sich auf und rufen die Erinnerung an Schwind und Thoma; das Volkslied wagt sich aus efeudunklem Tor —: das alles kündet? Romantik!

Die Forderung des Tages geht auf Politisierung, Aktualisierung, Sachlichkeit der Bühnen. Und eben die Bühnen, zu denen die Massen drängen, flüchten sich in die Romantik. Vielleicht wird so die Revue zu neuer und notwendiger Ergänzung des Schauspiels. Vielleicht ist die Romantik die immer gegenwärtige, die schlafende Wogentiefe, über der die Welle des Tages spielt.

E. H.

Digitized by Google

Der Fortsetzungsroman

Von Walther Harich (Neuruppin, Mark)

Wir überspannen den Begriff der absoluten Kunst. Die Werke der schöpferischen Epochen entwuchsen einem realen Bedürfnis nach Unterhaltung und Erhebung, und erst ein Darüberhinaus darin „löste" sich „ab", wurde freies Spiel der geistigen Kräfte, „absolute" Kunst. Nur ein Etwas im Werk oder in der Ausübung. Das Werk selbst blieb an den Anlaß gebunden, empfing von ihm seine Form. In so starkem Grade, daß man sich fragen muß, ob in dem menschlichen Bedürfnis einer Zeit, und vielleicht jeder Zeit, nicht bereits schöpferische Kraft, vorwärtstreibendes Formprinzip sich äußert.

Es ist die Frage, ob ein Maler, wenn er in einer Zeit, die sich vom gemalten Bild abwendet, Reklame arbeitet, nicht unmittelbarer schöpft, d. h. schöpferischer ist als der andere, der „im Rahmen" bisheriger Kunstübung bleibt. Es ist die Frage, ob sich in der Hinneigung des literarischen Bedürfnisses zum Fortsetzungsroman lediglich Verflachung und Sensationslust äußert — was zu einem Teil unbestreitbar ist — oder ob nicht auch ein berechtigtes Bedürfnis nach einer besonderen Zeitform hier mitspricht. Der heute lebende Schriftsteller hat nicht nur die Wahl, entweder unter strenger Einhaltung eines literarischen Niveaus zu vierhundert bis fünftausend Lesern zu sprechen oder, unter Aufgabe seiner literarischen „Würde", zu Zehntausenden und Hunderttausenden, sondern er hat auch die Wahl, die Formensprache absoluter Kunst als das Feststehende und ewig Gültige anzusehen oder den Wert, sowohl den Lebens- wie den Kunstwert wohlgemerkt, solcher geistigen Askese immer von neuem zu bezweifeln und zu untersuchen. Er hat die Wahl, sagte ich, wobei vorausgesetzt ist, daß der Dämon nicht wählt.

Jede Kunst hat einen handwerklichen Boden, auf den sie sich zurückziehen kann. Es ist fraglos, daß der Fortsetzungsroman als Anpassung an das Bedürfnis der Zeit in hohem Grade Angelegenheit dieses Handwerklichen, in gewissem Sinne „Mache" ist. Auch das streng gebaute lyrische Gedicht ist, seit man das Zeitalter unmittelbarer mythischer Eingebung verlassen hat, Angelegenheit höchst bewußter Fertigkeit. Aber bei einem Gedicht wollen die Regeln das dem Kunstwerk immanente Gesetz sichtbar machen, während sie bei dem Fortsetzungsroman der Wirkung nach außen hin dienen: der Spannung, und zwar einer Spannung, die sich auf den äußeren Fortgang der Handlung beschränkt. Man soll gespannt sein, nicht darauf, wie sich innere Probleme dem Helden lösen, sondern wer der Dieb oder der Mörder ist. Diese Art Spannung wird sich mit den primitivsten Mitteln am sichersten erreichen lassen. Und dennoch wird die Leserschicht, die von der strengeren Literatur herkommend sich heute mehr und mehr dem Fortsetzungsroman zuwendet, durch die primitiven Spannungsmomente allein nicht befriedigt. Sie will, daß sich mit jeder neuen Wendung der Handlung zugleich der perspektivische Einblick in die Psyche der beteiligten Personen verändert. Und wenn der Dieb oder der Mörder offenbar wird, dann soll damit zugleich das Wesen der handelnden Personen in ihren Antrieben sich offenbaren. Jetzt erst stehen sie alle bis auf den Grund erleuchtet da, in ihrer seelischen Struktur verständlich.

Die Art der Psychologie erst bestimmt das Niveau dieser Romane. Natürlich kann ihre Psychologie sehr primitiv sein, es ist aber durchaus nicht notwendig. Es gibt Fortsetzungsromane von äußerst komplizierter Seelenzeichnung, die den Vergleich mit jedem „literarischen" Roman aufnimmt. Und dennoch ist ein durchgreifender Unterschied zwischen dem Fortsetzungs- und dem literarischen Roman vorhanden.

Der Fortsetzungsroman wird immer eine ungewöhnliche und aufregende Begebenheit zum Vorwurf nehmen. Darin ist er in seinem Stofflichen beschränkt und nähert sich, nach Goethes bekannter Definition, der Novelle. Wenn die Novelle in der Regel einen strengen und fast geometrischen Aufriß zeigt, der fast an das Schematische grenzt, so zeigt auch der Fortsetzungsroman in der Führung der Handlung etwas Stereotypes, wiederum mehr der Novelle und vielleicht sogar dem Drama zu-

Digitized by Google

Walther Harich
Nach einer Zeichnung von Gertrud Lerbs

neigend. Eine starke Situation wird an den Anfang gestellt, aus der die Spannung sich losrollt. Der literarische Roman wird in der Situation enden, mit der der Fortsetzungsroman beginnt. Er wird breit und langsam die Konflikte heranführen, bis sie sich zur Katastrophe verdichten. Er schildert unmittelbar die Entwicklung in seinen Helden. Der Fortsetzungsroman verfährt umgekehrt. Er beginnt mit der Katastrophe, die unklar und zusammenhanglos wuchtet. Der Verlauf des Fortsetzungsromans ist meistens Aufdeckung der Vorgeschichte. In seinem Gang ergibt sich zu einzelnen Phasen sammengeballt, schichtartig aufgedeckt, durch das Medium der handelnden Personen gesehen und erlebt, jene Entwicklung, die der literarische Roman direkt darstellt. Auch hier zeigt sich die Verwandtschaft mit der zum Gespräch neigenden Novelle und zum Drama, das die Handlung durch das Medium des Dialogs gibt.

Nie wird der Fortsetzungsroman völlig jene Person entbehren können, die in den Kriminalromanen der Detektiv ist. Mag sie auch noch so gut versteckt werden, sie ist immer mehr oder weniger vorhanden, weil jemand da sein muß, dessen Initiative den Knoten entwirrt. Diese Person ist der eigentliche Schauplatz, die Bühne, auf der sich die unmittelbare Handlung abspielt. Man hat also gewissermaßen zwei Handlungen vor sich: die Aufdeckung der Vorgeschichte und die Vorgeschichte selbst. Wie in einer Rahmenerzählung die beiden Bestandteile zueinander in fortwährender Wechselwirkung stehen, so müssen auch im Fortsetzungsroman diese beiden Teile in Beziehung zueinander gesetzt werden. Meistens wird es so sein, daß die Personen des unmittelbaren Vorgangs auch in der Vorgeschichte eine Rolle spielen. Je inniger Vorgeschichte und Vorgang sich durchwachsen, desto geschlossener wird die Wirkung des Ganzen sein.

Durch diese Skizzierung der technischen Probleme soll die Struktur des Fortsetzungsromans kurz gekennzeichnet werden. Aus ihr ergibt sich die Art der Spannung, die völlig äußerlich auftreten kann wie bei Wallace oder Conan Doyle, die sich aber auch zum feinsten Spiel zu sublimieren imstande ist. Im Grunde darf man den Fortsetzungsroman nicht mit dem literarischen Roman vergleichen, er ist eine Form für sich. Diese Form erwächst aus einem Bedürfnis „weiter Kreise" wie aus einem Spiel- und Anregungsbedürfnis geistig hochstehender Menschen. Ich glaube bemerkt zu haben, daß gerade die literarisch Interessierten mit besonderer Freude die Lektüre von Fortsetzungsromanen betreiben. Ich erkläre mir das als ein Suchen nach einer literarischen Form, die der Aufnahmefähigkeit unserer Zeit, zugleich einem konstruktiven Moment, das unserer Zeit innewohnt, entspricht. Diese Form ist befähigt, an Zeitinhalt beliebig viel aufzunehmen. Sie verlangt andererseits das Tempo, das uns gemäß ist, und ein spielerisches Raffinement, das mit der modernen Technik einige Verwandtschaft zeigt. Der Fortsetzungsroman, der diese Gattung literaturfähig macht, ist vielleicht noch nicht geschrieben worden, aber wir sind meines Erachtens auf dem Wege, in ihm die literarische Form unserer Zeit zu prägen.

Digitized by Google

T. S. Eliot als Kritiker

Von Ernst Robert Curtius (Bonn)

Wir leben in einem Zeitalter der Triebrevolte. Der Weltkrieg und seine Fortsetzung in Form einer überall und jederzeit gärenden Weltkrise haben die überlieferten Bindungen aufgelöst. Entfesselt jagen die Urtriebe der menschlichen Natur über die fahle Bühne der Zeit. Die Vertreter des geistigen Prinzips sehen diesem Schauspiel mit widerstreitenden Gefühlen zu. Manche kapitulieren wie der französische Adel am 4. August 1789. Sie sind angesteckt von der Demagogie der empörten Mächte; sie verwahren mit schlechtem Gewissen die Privilegien des Geistes und sind bereit, ihm abzuschwören zugunsten des „Lebens". Andere weichen vor dem Getümmel zurück in den inneren Raum der Betrachtung. Sie ziehen wie Archimedes die Kreise ihrer Spekulation, während der losgelassene Furor ihre Existenz bedroht. Aber einige -- wenige — besinnen sich auf das, was auf dem Spiel steht. Sie richten die Fahne der Intelligenz wieder auf, sie rufen Recht und Ehre des Geistes wieder aus. Diese Geistigen werden Kämpfer, diese Denker werden Politiker.

Diese Politisierung des Geistes stellt für Deutschland etwas Neues dar. Sie ist bei uns bisher weder im Prinzip hinreichend durchdacht noch im Effekt deutlich geklärt: jedenfalls nicht für das allgemeine Bewußtsein der Intellektuellenschicht.[1] In den Westländern ist das anders. Denn dort hatte die französische Revolution alle wünschbare Klarheit über die Notwendigkeit politischer Entscheidung der Geistigen verbreitet. 1795 sagte Rivarol: „Quand une révolution inouïe ébranle les colonnes du monde, comment s'occuper d'autre chose? La politique est tout; elle envahit tout, remplit tout, attire tout: il n'y a plus de pensées, d'intérêt et de passions que là. Si un écrivain a quelque conscience de son talent, s'il aspire à redresser ou à dominer son siècle, en un mot s'il veut saisir le sceptre de la pensée, il ne peut et ne doit écrire que sur la politique."

Rivarol ist der Begründer und der — noch viel zu wenig gewürdigte — Klassiker des modernen konservativen Denkens. Er ist der erste Repräsentant jenes für die Ideengeschichte der letzten hundert Jahre so charakteristischen Typus: des konservativen Literaten. Die beste Intelligenz des 18. Jahrhunderts hatte sich in den Dienst der Aufklärung — der Auflösung — gestellt. Im 19. und 20. Jahrhundert findet man die besten Geister auf der Gegenseite: Hegel und Nietzsche, Sainte-Beuve und Georges Sorel. Die Soziologen werden das auf ihre Weise erklären. Aber so wertvoll ihre Erklärungen sein mögen, so erklären sie an diesem Phänomen doch nur das, was als zwangsläufig begriffen werden kann. Es gibt aber darüber hinaus noch die Möglichkeit einer freien Entscheidung des Geistes selbst. Die Träger der Intelligenz standen und stehen vor der Frage: auf welche Seite gehören wir im politischen Machtkampf? Auf welcher Seite ist Recht und Bestand der Intelligenz am besten garantiert? Diese Fragen hat Charles Maurras in seinem berühmten Buch „L'Avenir de l'Intelligence" zwanzig Jahre vor dem Weltkrieg gestellt. Er kam zu dem Schluß, daß die Zukunft der Intelligenz an den Erfolg der gegenrevolutionären Mächte gebunden sei.

Wie immer man die Beweisführung von Maurras beurteilen mag: er hat das große Verdienst, das Existenzproblem der Intelligenz überhaupt erst gestellt zu haben. Durch ihn ist es in Frankreich und weit über Frankreich hinaus gesehen worden. Allerdings ist die Lösung von Maurras — Wiederherstellung der französischen Monarchie — nur auf Frankreich zugeschnitten. Das ist einer der Widersprüche seiner Philosophie: eine Politik des Geistes muß aus innerer Notwendigkeit universal sein. Das universale Moment ist freilich auch bei Maurras repräsentiert: und zwar durch die von ihm empfohlene Politik des Zusammengehens mit der römischen Kirche als dem Hort des Ordnungsgedankens. Aber dadurch wird die Sache nicht besser. Denn eine solche Politik hat nur in katholischen Ländern Sinn; sie versagt schon in Deutschland, erst recht in England oder Rußland. Außerdem hat aber die Kirche selbst bekanntlich die ihr angebotene Allianz mit dem „integralen Nationalismus" der Action

[1] Die wissenschaftliche Forschung beginnt indes, das Problem zu analysieren. Vgl. K. Mannheim, Ideologie und Utopie, Bonn 1929. Ich äußere mich zu diesem Buch demnächst in der Neuen Schweizer Rundschau (Zürich).

Digitized by Google

Française verworfen. Das imposante Ideengebäude von Maurras ist deswegen unbenutzbar geworden.

Aber das Problem, das Maurras als erster aufwarf, hat dadurch nichts von seiner Aktualität verloren. Nach den Ereignissen der letzten anderthalb Jahrzehnte ist es brennender als je. Leider ist aus den Kreisen der linksradikalen Intelligenz bisher keine auch nur einigermaßen annehmbare Diskussion des Problems vorgebracht worden. Was die „Clarté"-Gruppe unter Führung von Barbusse dazu zu sagen hatte, war so dürftig und unlogisch, daß diese Versuche schon im Entstehen scheiterten: sogar Romain Rolland, mit dem Herzen ganz auf Seiten der proletarischen Revolution, kündigte Barbusse die Gefolgschaft. Solange die Intelligenz sich selbst achtet, kann sie sich eben der Diktatur des Proletariats nicht beugen. Sie braucht Freiheit, und findet diese selbst unter Mussolini noch eher als unter der Komintern. Sie braucht aber vor allem den Kontakt mit ihrer eigenen Vergangenheit. Es kann keine Geistigkeit geben ohne das Bewußtsein der geschichtlichen Kontinuität.

Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.

Alle Formen des geistigen Lebens — Diskussion, Kritik, Schöpfertum — sind wesensgemäß gebunden an den Bestand und den Fortbestand der geistigen Tradition. Und das mag der Grund sein, weshalb die Intelligenz aus einer organischen Nötigung heraus konservativ denken muß — oder müßte.

In unserem deutschen Lebens- und Sprachbereich hat Hofmannsthal diese Notwendigkeit ausgesprochen: in seiner denkwürdigen münchener Rede über „Das Schrifttum als geistigen Raum der Nation" (1927), die uns lebendige Mahnung und durch den Tod geweihtes Vermächtnis bedeutet. Schicksalsbesorgt und mit allweisem Überblick deutet er den Lauf der Jahrhunderte und kündet er eine „Konservative Revolution" als die Signatur der kommenden Zeiten. Ein bedächtiger deutscher Sinn edelster Ahnenschaft kennzeichnet den Ton seiner Rede.

In Westeuropa nimmt die Debatte über diese Dinge andere Formen an. Sie ist polemisch und aktivistisch. Maurras schreibt advokatorisch-doktrinär; Léon Daudet aufhetzend und schimpfend. In England ist heute der Dichter und Kritiker T. S. Eliot der Führer konservativer Geistespolitik.[1] In den kritischen Glossen seiner Zeitschrift „The Criterion", in schmalen Broschüren und Essaybänden bringt er seine Argumente vor. Für die Entwicklung seiner Anschauungen ist es bezeichnend, daß sein erster Kritikband „The Sacred Wood" (1920) noch den Untertitel trägt: „Essays on poetry and criticism", während seine letzte und wichtigste Aufsatzsammlung „For Lancelot Andrewes" (1928) sich als eine Auswahl von „Essays on Style and Order" gibt. Das ist der Schritt von der Poesie zur Politik.

Eliots Sprach- und Denkstil ist von der geistigen Bewegung des modernen Frankreich stark beeinflußt. „The Sacred Wood" ist im Zeichen Remy de Gourmonts geschrieben und verrät eine uneingeschränkte Bewunderung für diesen vielseitig angeregten Kritiker und Polyhistor, dem man schon Ehre genug antut, wenn man ihn zur Geistesfamilie von Bayle und Diderot rechnet. Ich weiß nicht, ob Eliot ihn heute noch mit Aristoteles in einem Namen oder wenigstens in einer Zeile nennen würde. Die geistige Beweglichkeit Gourmonts hat doch den einen Mangel, daß sie vor den größten Mächten der Geschichte — vor Religion und Staat — und vor den reinsten Gebilden der Kunst — vor Dante, vor Racine, vor Goethe — versagt.

Im „Sacred Wood" wendet Eliot die ganze Energie seines Scharfsinns noch darauf, das künstlerische Element in der Literatur zu isolieren und es von den unreinen Zutaten des Gefühls, der Problematik, der Subjektivität zu befreien. Das Kunstwerk ist ihm eine in sich geschlossene Struktureinheit, ein eigengesetzliches Gebilde strengster Verpflichtung. Darum lehnt er alle Mischgebilde ab, alle Dichtung, die zugleich Lebensbekenntnis ist. So muß er den „Faust" verkennen und muß es William Blake als Tadel anrechnen, daß er seine eigene Weisheit suchte, anstatt seine Poesie um das Lehrgerüst einer Tradition zu winden — was uns freilich um die Einzigartigkeit, um den uner-

[1] Über Eliot als Dichter vgl. meinen Aufsatz in der Neuen Schweizer Rundschau (Zürich), April 1927.

Digitized by Google

setzlichen Sinn von Blakes geistiger Existenz gebracht hätte.

Aber in diesen „heiligen Hain" der reinen Kunst scheinen neuerdings beunruhigende Botschaften eingedrungen zu sein. Der Schützer und Wächter dieses Tempelbezirks hat erfahren, daß die Kunst nicht ein Leben für sich leben kann. „Selbst die reinste Literatur wird von nichtliterarischen Quellen gespeist und hat nichtliterarische Folgen. Reine Literatur ist eine Chimäre der Empfindung ... Das Dasein, ja sogar der Fortbestand der Literatur hängt von anderen Dingen ab, deren Dasein wir jetzt bezweifeln ... Dasein und Begriff der Literatur hängen ab von unserer Antwort auf andere Probleme." So war im „Criterion" zu lesen.

Solche Sätze umschreiben die Einsicht, daß die Tradition unseres geistigen Lebens an Daseinsbedingungen politischer und weltanschaulicher Art, an die Herrschaft von „Vernunft" und „Ordnung" gebunden ist. Schon in der Art, wie Eliot diese beiden Begriffe verwendet, spürt man den Einfluß von Maurras und seiner Schule, der jetzt den von Remy de Gourmont verdrängt hat.

Was Eliot in „Lancelot Andrewes" bietet, ist nicht mehr und nicht weniger als ein Entwurf einer gegenrevolutionären Geistespolitik. Ihre Orientierung bezeichnet er als „klassizistisch in der Literatur, royalistisch in der Politik und anglokatholisch in der Religion". Und er fügt hinzu: „Ich bin mir ganz klar darüber, daß der erste Terminus ganz unbestimmt ist und sich leicht als Schlagwort mißbrauchen läßt; ich bin mir klar darüber, daß der zweite Terminus gegenwärtig nicht definiert ist und sich leicht zu etwas mißbrauchen läßt, was schlimmer ist als Schlagworte, ich meine gemäßigten Konservatismus; den dritten Terminus zu definieren ist nicht meines Amtes."

Eine solche Prinzipien-Erklärung ist, wie man auf den ersten Blick sieht, eine Anwendung der Maurrasschen Philosophie auf England. Darin liegt das Neuartige, aber auch das Paradoxe an Eliots Unternehmen. Klassizismus, Royalismus und Katholizismus in einem inneren Zusammenhang zu sehen und in einem gemeinsamen Kultus zu verbinden — das kann sinnvoll sein als Oppositionsideologie im Frankreich der dritten Republik. Wer die laizistische Republik bekämpft, sieht ihr glorreiches Gegenbild in einem monarchischen und katholischen Frankreich, wie es unter Ludwig XIV. bestand. Daß der kirchenpolitische Repräsentant dieses Frankreich — Bossuet — zugleich einer der größten Schriftsteller der Nation war und daß sich in jener Epoche die Nationalliteratur zu klassischer Gültigkeit erhob: — diese einmalige geschichtliche Konstellation läßt sich für die Bedürfnisse politischer Propaganda in eine ideale Norm der Vernunft umdeuten. Aus den französischen Gegebenheiten heraus läßt sich das Programm eines Maurras anschaulich und einleuchtend machen.

Aber in England? Hier scheinen alle Voraussetzungen zu fehlen. Zunächst der Klassizismus. Um den Begriff der Klassik ist zwar auch in Frankreich viel und fruchtlos gestritten worden. Aber doch weiß jeder, was damit gemeint ist: nämlich eine literarische Theorie und Praxis, die an die Formen und Normen der Spätantike anknüpft und deren Kunstgattungen erneuert: Tragödie, Komödie, Rede, Lehrgedicht, Ode, Fabel, Satire, Ekloge, Epistel (um die Erneuerung des Epos hat Frankreich von Ronsard bis Voltaire erfolglos gerungen). Die Klassik des grand siècle ist in diesem Sinne der augusteischen Klassik konform. Was die französische Literatur von allen anderen modernen Nationalliteraturen so charakteristisch unterscheidet, ist die Tatsache, daß ihre Blütezeit mit der Ausbildung dieses klassischen Systems zusammenfällt. Mit anderen Worten: Frankreichs größter Dichter, Racine, ist zugleich sein klassischster Dichter.

In der englischen Literatur gibt es eine Epoche, die nach französischem Vorbild klassische Werke geschaffen hat: das Zeitalter von Dryden und Pope. Die besten Werke dieser Schule haben jenen gleichmäßigen Glanz, den vollendetes Handwerk in Verbindung mit geschultem Geschmack und lebhafter Intelligenz hervorzubringen vermag. Aber diese klassischen Dichter Englands sind bei weitem nicht seine größten und seine besten. Wenn der Begriff des Klassischen überhaupt noch einen Sinn haben soll, so kann er weder Shakespeare noch Keats einschließen. Dadurch ist der Klassizismus als ästhetische und politische Theorie in England zu einer sekundären Rolle verurteilt.

Was den Royalismus betrifft, so wird man wohl sagen dürfen, daß er als politische Theorie in England überhaupt keine Rolle spielt. Die Bedeutung der Krone im kunstvollen Gefüge des britischen

Digitized by Google

Weltreichs ist eine so evidente und so allgemein anerkannte Realität, daß für Theorie kein Raum mehr bleibt.

Wie steht es nun aber mit dem dritten Faktor von Eliots Programm, dem Anglokatholizismus?

Der Anglokatholizismus ist eine Richtung innerhalb der englischen Staatskirche („Church of England"), die selbst nur einen Teil der christlichen Bevölkerung Großbritanniens umfaßt. Das englische (anglikanische) Staatskirchentum ist, geschichtlich betrachtet, ein großartiger Kompromiß zwischen Katholizismus und Protestantismus. Schon im Vorwort zu ihrem liturgischen Grundbuch, dem Book of common Prayer, rühmt sich die anglikanische Kirche, ihre Weisheit bestehe darin, „die Mitte zwischen zwei Extremen" zu halten. Diese Weisheit der „via media", die auch Eliot preist, ist vielleicht, wie er meint, eine geistige Auswirkung der Königin Elisabeth; sie entspricht jedenfalls dem geistigen Habitus der Nation. Sie hat England groß gemacht, sie hält den Common wealth of British Nations zusammen. Das Prinzip der via media gestattet und erklärt die Tatsache, daß innerhalb derselben Kirche die verschiedensten Parteien vom liberalen Protestantismus bis zum katholisierenden Ritualismus zusammenleben können. Der Anglokatholizismus repräsentiert darin die äußerste Rechte, die sich der römischen Kirche möglichst annähert und sich dem Papsttum unterordnen würde, wenn dieses die Gültigkeit der anglikanischen Weihen anerkennte, was es nie tun wird. Der Anglokatholizismus hat eine schwierige Stellung: denn für das Empfinden des typischen Engländers, der immer bereit ist, in den Ruf „No Popery" einzustimmen, neigt er zu weit nach rechts; den intransigenten Geistern katholischer Prägung wiederum geht er nicht weit genug. Viele und oft die bedeutendsten unter ihnen treten zur römischen Kirche über, weil die Via media ihrem Bedürfnis nach einer absoluten Glaubenswahrheit nicht entspricht. Der Fall des Kardinals Newman bleibt dafür das typische Beispiel.

Es ist also eine mit vielen Schwierigkeiten belastete Position, für die Eliot wirbt; Schwierigkeiten, die besonders empfindlich sein müssen für einen Denker, der sich von lateinischer Logik angezogen fühlt; der Vernunft und Ordnung als Normen einprägt; und der einen Ausgleich zwischen englischem und europäischem Geist sucht.

Maurras konnte — wie vor ihm Auguste Comte — für seine Restauration der Vernunft- und Ordnungswerte Anschluß bei der römischen Kirche suchen, weil sie ein logisch und politisch vollkommen durchgebildetes System des Dogmas, der Philosophie, der Hierarchie, des Rechtes besitzt. Die anglikanische Kirche aber hat dem nichts ähnliches zur Seite zu stellen. Dennoch unternimmt Eliot den Versuch, aus dem Anglikanismus eine Ideologie zu entwickeln, die dem System der römischen Kirche analog wäre. Aber diese Ideologie muß er selbst erst schaffen, und er kann für sie keinerlei verbindliche Geltung beanspruchen.

Nichts ist dafür charakteristischer als der Titel seines letzten Buches. Es plädiert „für Lancelot Andrewes". Selbst unter Eliots englischen Lesern wird es wenige geben, die mit dem Namen des 1626 gestorbenen Bischofs von Wincheſter eine klare Vorstellung verbinden. Sonst wäre ja dieses Plädoyer nicht nötig gewesen. Für einen kontinentalen Leser ist Andrewes aber bestimmt ein völlig Unbekannter, so unbekannt wie die anderen Kirchenmänner der englischen Reformation, auf die Eliot sich beruft: ein Hooker, ein Bramhall.

Wenn Eliot die historische Proportion aufstellt, wonach diese Theologen für den Anglikanismus dasselbe bedeuten wie die thomistische Philosophie für den römischen Katholizismus, so ist damit blitzartig der Unterschied zwischen europäischer Universalgeschichte und britischer Sonderentwicklung beleuchtet. Zwar ist Eliot sichtlich bestrebt, den Wertträgern englischer Geistesgeschichte, für die er sich in den acht Aufsätzen seines Buches einsetzt, eine universale Bedeutung zuzumessen: von Hooker und Andrewes, von dem mystischen Barockdichter Crashaw, von den Victorianern Matthew Arnold und F. H. Bradley sagt er, sie seien „Europäer" gewesen. Eliot sucht die humanistisch-abendländische Seite des englischen Geistes auf Kosten seiner insularen Tradition hervorzuheben. Aber er würde uns Festländer nur dann überzeugen, wenn er uns zeigen könnte, daß wir für unseren geistigen Haushalt einen Andrewes, einen Bradley brauchen.

Wir sind gewiß empfänglich dafür, wenn uns solche Erscheinungen des englischen Geistes präsentiert und interpretiert werden. Sicher haben wir Interesse für Männer, die Aristoteles oder Goethe für Oxford adaptiert haben. Aber was wir von

Digitized by Google

England brauchen, was wir an England lieben, das sind die unabhängigen Genien, die großen Nonkonformisten — es sind gerade die Männer, die Eliot auf seine schwarze Liste setzt: Keats und Shelley („not nearly such great poets as they are supposed to be"); Dickens („decadent genius"); Walter Pater („cheap journalism); Meredith.

Der anglo-europäische Universalismus, für den Eliot eintritt, scheint mir viel überzeugender in ihm selbst repräsentiert als in seinen Gegenständen. Eliots eigene geistige Artung, seine überlegen-reservierte Sprechweise, seine intellektuelle Präzision, seine subtil differenzierende Wertung (man lese den Abschnitt über „relevante Intensität" als Merkmal von Andrewes' Prosa), seine Verbundenheit mit dem abendländischen Kulturerbe — das sind Eigenschaften, die dem englischen Kritiker das Ausmaß europäischer Bedeutung verleihen.

Er ist berufen, in der Sprach- und Geistesverwirrung unserer Zeit, „die ein Vokabular für alles und genaue Begriffe von nichts hat", einer der unbestechlichen Richter und Bewahrer zu sein, die von verschiedenen Standorten aus am gleichen Werk arbeiten: an der Restauration des abendländischen Geistes. Diejenigen, die sich diesem Werk verpflichtet fühlen, mögen sich untereinander erkennen an seiner edlen confessio fidei: „Wenn wir uns den weisesten und weitesten Begriff von einer Sache machen, so gibt es nichts derartiges wie eine Verlorene Sache, weil es nichts derartiges gibt wie eine Gewonnene Sache. Wir kämpfen für verlorene Sachen, weil wir wissen, daß unser Unterliegen und Verzweifeln vielleicht nur die Vorrede ist für den Sieg unserer Nachfolger, obwohl dieser Sieg selbst nur eine Zeit dauern wird; wir kämpfen mehr, um etwas lebendig zu erhalten, als in der Erwartung, daß irgend etwas triumphieren wird."

Hermann Kesten

Von Josef Breitbach (Toulon)

Unter den Schriftstellern der jungen Generation Deutschlands wird man kaum einen zweiten finden, der in so eindeutiger Weise auf jede „neue Sachlichkeit" oder „neue Romantik" pfeift und sich so ausschließlich an den Verstand des Lesers wendet, wie Hermann Kesten.

Von seinen bisher veröffentlichten Werken reizen die beiden Romane „Josef sucht die Freiheit" und „Ein ausschweifender Mensch" am meisten zu einer eingehenden Betrachtung und zum Vergleich mit anderen Werken, die die Generation Kestens in der letzten Zeit hervorgebracht hat.

Kestens Bücher sind vor allem eine liebenswürdig-arrogante Herausforderung an den Leser. Schon nach den ersten zehn Seiten wird man sich entscheiden, weiterzulesen, mit Vergnügen weiterzulesen, oder man legt das Buch voll Zorn, weil man sich angeulkt fühlt, beiseite und wird niemals mehr etwas von diesem Autor wissen wollen, der so anspruchsvoll und rechthaberisch den Leser auf jeder Seite mindestens einmal bevormundet.

Wer aber den Josef zu Ende gelesen hat, hat sicher auch mit Spannung und Freude das neueste Werk Kestens, den „Ausschweifenden Menschen" aufgenommen, der die Fähigkeiten dieses Wort- und Gedankenakrobaten aufs glänzendste bestätigt und die Befürchtung, der „Josef" stelle nur eine einmalige Leistung dar, hinfällig werden läßt.

Kesten führt, und dadurch unterscheidet er sich von den anderen seiner Generation, neben F. C. Weiskopf, dem Schöpfer witzig pointierter Novellen, wohl die geschmeidigste, boshafteste und eleganteste Feder unter den Jüngeren. Dies würde nicht so sehr viel besagen, wären die von ihm behandelten Stoffe nicht von einer so ungewöhnlichen Banalität.

Alles, was heute „in der Luft liegt", interessiert ihn nicht (er hat sogar den Mut, seine Bücher in der Vorkriegszeit spielen zu lassen), er schildert überhaupt Tatsächliches so wenig wie möglich, und wenn, macht er sich über die trivialen Wirklichkeiten so deutlich lustig, daß man unwillkürlich nach den Gänsefüßchen sucht, die solche Stellen einfassen müßten.

Sein erster Roman ist die Geschichte des kleinen Josef, der ausgerechnet an seinem 13. Geburtstag auf die Suche nach der Freiheit geht und eine Familienkatastrophe erlebt. (Warum auch unternimmt er dies an seinem 13. Geburtstag!?) Eine uralte Geschichte mit immer demselben Resultat, nur nicht

Digitized by Google

bei Kesten. Das Heldchen findet die Freiheit nämlich nicht in „sich selbst", wie es sonst bei Romanschlüssen üblich ist, sondern darf sich mit betonter Erlaubnis Kestens bis zur Fortsetzung im „Ausschweifenden Menschen" einbilden, jetzt, nachdem er alle Illusionen über seine Familie abgestreift hat, sei die Freiheit erreicht. Dem Leser freilich zwinkert Kesten zu: Kommt gar nicht in Frage, mein Herr.

Vor den zweiten Roman hat Kesten den Ausspruch Lenins: „Die Freiheit ist ein bürgerliches Vorurteil" gesetzt. Josef ist jetzt zwanzig Jahre alt. Er zehrt immer noch von seiner Freiheitsidee. Obwohl er ein liebenswürdiger Mensch ist, ist er mit der ganzen Welt zerfallen, nur um frei sein zu können. Kesten nennt ihn deswegen einen ausschweifenden Tölpel. Die Handlung dieser beiden Romane nacherzählen, hieße Kesten Unrecht tun. Bei ihm kommt es auf das „Wie" der Darstellung an. Kesten hat die Fähigkeit, uns in dem amüsanten Lebensbereich seiner Personen so fest einzuschließen, daß dem Leser jede Möglichkeit genommen ist, auch nur einen Augenblick über die Unwahrscheinlichkeit der Details seiner Handlung nachzudenken. Man kommt nicht auf die Idee, mit der Wirklichkeit zu vergleichen, so stark ist die Magie, die von der sprachlichen Eleganz und Klarheit, die von den witzigen Formulierungen ausgeht. Weil „So", nicht weil „Etwas" berichtet wird, lacht man und schreit an vielen Stellen hell auf. Der psychische Mechanismus des Josef erfährt durch die präzise Diktion Kestens, ähnlich wie bei Giraudoux, eine so intensive Darstellung, daß man nicht bemerkt, wie dürr die Fabel ist. Die Auswahl und Anordnung seiner Sätze und Worte ist so geschickt, daß er mit Definitionen auskommt, statt uns etwas sehen zu lassen. Bei einer solchen Verschiebung der Lebensperspektive verzichtet Kesten natürlich ganz auf „Stimmung". Er versteht das Suggestive so richtig auszuwählen, daß die tollen Gemeinplätze (verdammte Pflicht und Schuldigkeit), die der Verfasser offenbar zu seinem eigenen Vergnügen an zahlreichen Stellen einstreut, dem Reiz des Werks nichts anhaben können. Kestens Originalität ist so natürlich, wie die Frechheit, mit der er den Leser über die albernsten Dinge, die jeder Mensch weiß, aufklärt (z. B., daß man nur e i n e Mutter haben kann).

Er hat vor nichts Respekt, jedem reißt er die Maske vom Gesicht, jede Komik legt er bloß, nichts kann ihn rühren. Daß er die Biographien der Nebenpersonen vollständig erzählt, ist ihm selbstverständlich und bietet vermehrte Gelegenheit, die Verworfenheit der Menschen zu zeigen. Diese Schilderungen der Nebenpersonen sind meisterhafte Kurzgeschichten, glänzend plaziert und in die Gesamthandlung einbezogen.

Kesten hat seine sehr bestimmten Meinungen über jede Lebenserscheinung. Ihn irgendwo einzuordnen, ist unmöglich. Er ist ein unmoralischer Moralist, ein Rumorer, ein Stänkerer, ein Besserwisser, ein subversives Element. Wo er hinkommt, sollte man ihn vor die Tür setzen. Die Lektüre seiner Bücher müßte jede Partei ihren Mitgliedern verbieten. Er ist ein unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft. Wenigstens auf den ersten Blick. (Kestens Bücher erschienen bei Gustav Kiepenheuer, Berlin.)

Rechtsfälle

II

Von Wilhelm von Scholz

Die Freude am Lesen oder Hören von Rechtsfällen jeder Art, besonders aber von Verbrechensgeschichten, reicht weit in die Vergangenheit zurück. Alle alten Sagen fast dampfen von Mordblut, klirren von geraubtem Gold, sind dumpf von Unterdrückung, widerrechtlicher Knechtung, ersticktem Leben. Und doch ist die begierig gesuchte Erregung durch „Kriminal-Literatur" etwas erst unserer Zeit Eigentümliches.

Die alten Jahrhunderte mit ihren Blut- und Mordsagen sahen in dem großen Mann der Gewalt oder der gegnerbezwingenden List den zwar überheblichen doch herrlichen menschlichen Gipfel, in seinem Sturz nach wilden berauschenden Taten die ausgleichende göttliche Gerechtigkeit. Sowohl der Bewunderungstrieb der Menschen für das Große wurde befriedigt durch diese besungenen Untaten; dann aber stellte sich das Selbstgefühl der kleinen ge-

Digitized by Google

Digitized by Google

F. C. Weiskopf

Wer keine Wahl hat, hat die Qual

4 Novellen a. d. Volksleben in d. Tschechoslowakei. 200 Seiten. Kart. 2.40, Leinen 3.80

Skizzen und Gestalten aus den Elendstiefen des Alltags. Scharf erfaßte und wirklichkeitsnah wiedergegebene Konflikte und Folgerungen aus den Wirren des Existenzkampfes ... Hamburger Fremdenblatt. Erschütternd aufrichtige Darstellung der Beziehung der Menschen zum Leben der freien Natur, zur Heimat, deren Boden sie kümmerlich nährt oder, wenn der Hunger wütet, sie zur Fabriksarbeit zwingt. Frankfurter Ztg.

MALIK-VERLAG / BERLIN

Ludwig Diehl
Aton

ROMAN AUS DEM ALTEN ÄGYPTEN

Ganzleinen ..... RM. 7.—
In Halbleder ..... „ 10.—

»Aton zu lesen ist literarisch, geschichtlich und wissenschaftlich ein Genuß seltener Art.«

Strecker & Schröder, Verlag, Stuttgart

Ein Offizier aus dem Kriege

KARL FEDERN

Hauptmann Latour

Nach den Aufzeichnungen eines Offiziers
Geheftet M 4.50 Ganzleinen M 6.-

Die Kriegsfahrten dieses Hauptmanns Latour – was sind sie im Grunde anderes als **von Humor umzittertes Leid, von Ironie durchtränkte Tragik!** Es ist ein innerlich freier und großer Mensch, der hier auf dem düsteren Hintergrund des Krieges seinen Kampf mit dem Leben führt. Mitteldeutsche Ztg.

ADOLF SPONHOLTZ VERLAG HANNOVER

Adolf Johansson
Die Alrauntalsaga

Übertragen von Ilse Meyer-Lüne
Geheftet 3.50, in Leinen 5.80

Jugend liegt um alles Geschehen in diesem Buch. Leidenschaft und Glut, Liebe und Haß erfüllen die Handlung, die ihren eigenartigsten Reiz von der Frische der Gestaltung empfängt. Es ist der Stoff, aus dem die nordischen Sagas entstanden, die hier urgewaltig ins Mythische wachsen.

EUGEN DIEDERICHS VERLAG, JENA

Hans-Christoph Kaergel
Ein Mann stellt sich dem Schicksal

Roman, geheftet 4.50, in Leinen 7.20

Heimat dieses Buches ist Schlesien. Jenes Schlesien, aus dem Emanuel Quint stammt. Was diesem Mann, der »sich dem Schicksal stellt«, die nahezu suggestive Macht gibt, ist die Kraft seines inneren Glaubens, ist die Auswirkung einer religiösen Gesinnung, die — und das ist des Buches letzter Sinn — ein eigenes Ethos der wahren Lebensgestaltung und Lebenserfüllung schafft.

EUGEN DIEDERICHS VERLAG, JENA

DOLORES VIESER
Das Singerlein

Die Liebesgeschichte einer jungen Seele
17.–22. Tausend. 347 S. In Leinen M. 8.50

»Erquickend jung und gleich naiv an einzelnen Stellen, verrät das Buch nichtsdestoweniger eine ungeheure Gestaltung. Es erzählt die Geschichte eines verlassenen Knaben, der noch sehr jung stirbt.... Eine kleine Welt, von Poesie durchleuchtet.... Sehr zart behält all das noch im Tiefsten Natürlichkeit.« Gabriele Reuter.

VERLAG KÖSEL & PUSTET, MÜNCHEN

Rudolf Hans Bartsch
Der große alte Kater

Eine Schopenhauergeschichte
Leinen M 7.50

Diese Schopenhauergeschichte ist eine einzigartige, groß geschaute Dichtung, Roman und Biographie zugleich. Ein Werk voll von Temperament und Stimmung, das aus der seelischen u. geistigen Sphäre dessen, dem es gilt, förmlich herausgestaltet wurde.

L. STAACKMANN VERLAG, LEIPZIG

Ein neues Deutschland-Buch:

ROMANTIK DER KLEINSTADT

Eine Entdeckungsfahrt durch das alte Deutschland. Von E. O. Hoppe. Quart. Mit 176 Tafeln in Mezzo-Gravüre. Ganzleinen M. 20.—

»Ein Buch der Wunder und des Entzückens.«

F. BRUCKMANN A. G. VERLAG • MÜNCHEN

Edwin Erich Dwinger
Die Armee hinter Stacheldraht

Das Sibirische Tagebuch, 306 Seiten
Geheftet 4.50, in Leinen 6.80

Die erste aus Tagebuchaufzeichnungen entstandene Darstellung der Leidensstationen unserer Kriegsgefangenen in Rußland. Das Buch ist keine Anklage, sondern Zeugnis ungeheuerlichen Geschehens von 1915 bis 1918 und zugleich ein Appell an das Gewissen der Menschheit.

EUGEN DIEDERICHS VERLAG, JENA

Die Rote Kinderrepublik

Das Zeltlagerbuch der Kinderfreunde und Roten Falken

Aus Briefen, Tagebuchblättern und Hordenaufzeichnungen zusammengestellt und ergänzt von Andreas Gayk. Sehr reich illustriert. II. Auflage. 7.–16. Tausend. Preis Halbleinen M. 3.50

Durch jede Buchhandlung zu beziehen
Vollständige Verlagsliste steht zur Verfügung

ARBEITERJUGEND-VERLAG / BERLIN SW 61
Belle-Alliance-Platz 8

Kunst und Leben 1930

Titelbild von Julius Diez: Der Kopf der Zeit

Ein Kalender mit 53 hierfür erst ausgeführten Zeichnungen und Original-Holzschnitten namhafter deutscher Künstler und mit Gedichten u. Sprüchen deutscher Dichter und Denker.

22. Jahrgang — M. 3.50

Fritz Heyder, Verlag, Berlin-Zehlendorf

Camp Lafayette

420 Seiten
Geh. RM. 5.–, Leinen RM. 8.–
ein neues starkes Werk von

Georg von der Vring

dem Dichter des »Soldat Suhren«, der die literarische Gestaltung des Weltkrieges in Fluß brachte.

CARL SCHÜNEMANN VERLAG / BREMEN

Arthur Schubart
Erdenfasching

Geschichten von Menschen und Tieren
In Leinen M 6.—

»Erdenfasching betitelt der Verfasser sehr glücklich dies Buch für literarische Feinschmecker, in dem er mit germanischer Kraft und gallischer Grazie – die Kritik nennt ihn nicht umsonst den deutschen Maupassant — Charaktere, Probleme, Konflikte, insbesondere aber Frauenseelen (auch fremdländische) schildert, selbst das Gewagteste stets mundgerecht macht und nie jene feine Linie überschreitet, die das Kunstwerk von guter Unterhaltungslektüre trennt.«

Adolf Bonz & Co., Verlagsbuchhandlung, Stuttgart

In 9. Auflage erschien:

Helene Marie von Kügelgen

geb. Zoege von Manteuffel

Ein Lebensbild in Briefen. Mit einer Heliogravüre und 23 Bildern auf Kunstdruckpapier. 395 Seiten Groß-Oktav. In Leinen geb. M. 7.–, in Halbpergament geb. M. 12.–

Ein Frauenleben, wie es schöner nicht gedacht werden kann. Eine Idealgestalt, die mit Recht vorbildlich und nachstrebenswert genannt werden darf. (Frauenberuf)

Für Töchter, Bräute und Frauen!

CHR. BELSER A.-G., VERLAGSB., STUTTGART

Ilja Ehrenburg

Die Verschwörung der Gleichen

Das Leben des Gracchus Babeuf. Histor. Biographie mit vielen Dokumenten und Bildern. 300 Seiten. Kart. 2.80, Leinen 4.80

Romanhaft spannend, mit Dialogen u. dramatischen Augenblicksbildern durchsetzt, unheroisch und fanatisch beschwört Ehrenburg die Erinnerung an einen der letzten Opfer d. französ. Revolution ... Voss. Ztg. Selten hat man die Atmosphäre der französischen Revolution so in aller Verwirrung von Ideal, Niedrigkeit, großem Gefühl und kleinlichster Viecherei durchlebt, selten ist so gerecht Licht und Schatten verteilt worden. Berliner Tageblatt

MALIK-VERLAG / BERLIN

Arthur Schubart
»Jugend«

„Kinder"-Geschichten für Erwachsene
In Leinen M 6.—

»In wundervollen Geschichten schildert der Verfasser die vielen kleinen und großen Leiden, die den jungen Menschen quälen. Er hat sich tief eingelebt in die Seele des Kindes und weiß, daß alle ‚Gescheitheit' der Eltern und des Lehrers ungerecht [illegible], sein muß. Das Kind braucht mehr und mehr Verständnis, Vertrauen und Liebe. Aus den Erzählungen spricht herbe, natürliche Empfindung und verstehende Menschlichkeit.«

DAS KRIEGSBUCH AMERIKAS!

John dos Passos

DREI SOLDATEN

Roman aus der Kriegs- und Nachkriegszeit in Amerika u. Frankreich. 380 Seiten. Kartoniert 2.80, Leinen 4.80

Der erste hochbedeutsame und anzuerkennende Beitrag Amerikas zur Weltliteratur. Vossische Zeitung. ... Der einfache Soldat ... den schon im Ausbildungslager die Kriegsmaschine ergreift ... bis er schließlich an der Front steht: eine das Gewehr abziehende Puppe ... Der Krieg wird nicht lyrisch individualistisch angegriffen — er wird dargestellt, es wird die Wahrheit über ihn gesagt. Frankfurter Ztg.

»Jüngste Arbeiterdichtung«

Zusammengestellt und Einführung von Karl Bröger. II., erweiterte u. verbesserte Auflage. 7.–10. Taus. Doppelband. Kart. M.–.90, Halbln. M. 1.50, Halbld. M. 3.–

»Das Buch wird von ein paar Dichtern getragen, auf deren Zukunft man hoffen darf.« (Vossische Zeitung, Berlin)

Durch jede Buchhandlung zu beziehen
Verlagsliste steht zur Verfügung

ARBEITERJUGEND-VERLAG / BERLIN SW 61

Digitized by Google

wöhnlichen Leute durch den Sturz der verbrecherischen Übermenschen wieder her.

Wie anders ist die Einstellung der heutigen Zeit zu Bericht oder Erzählung von Verbrechen! Seit die fortschreitende Einebnung des Lebens begann und sich gleichzeitig damit seine immer durchgreifendere Bevormundung durch Ordnung und Gesetz vollzog, verlor das Dasein in zunehmendem Maße seine Abenteuerlichkeit. Der Hang zum Abenteuer, der tiefste Hang aller Jugend und auch im gereiften Menschen nicht erstorben, mußte sich, wo er nicht wie in einigen Berufen, Erforschung unbekannter Erdgebiete und ähnlichem, oder im eigenen Hinaustreten aus Bürgerlichkeit und Gesetz Betätigung fand, in die Lektüre retten. Solange wir Geschichten des Verbrechens lesen, sind wir außerhalb des gesellschaftlichen, staatlichen Zwanges da, wo das Leben unbehindert rast, wo allein kluger Kopf, scharfes Auge, starke Faust und gute Waffe entscheiden, sind wir im Wildwest des Lebens und der Seele. Und haben vielleicht das frohe Gefühl dabei, uns dies angenehme Gruseln in leidlicher Sicherheit zu verschaffen; so etwas zu genießen wie: „— wenn hinten fern in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen."

In dem ersten Aufsatz dieser Reihe folgte die Besprechung, an den alten Pitaval anknüpfend, der Weiterentwicklung jener spannenden Identitätsprozesse um Echtheit oder Falschheit behaupteter Persönlichkeiten und suchte die zwei fesselndsten späteren Fälle dieser Art auf: Ludwig XVII. von Frankreich und Anastasia. Vielleicht hätte ich, als in Beziehung dazu stehend, noch eine der vollendetsten deutschen Erzählungen nennen können, in welcher das Umgekehrte statt hat. Da verleugnet der aus jahrelanger Verschollenheit zurückgekehrte Verbrecher seine Identität und läßt die Leute glauben, daß nur der harmlosere Begleiter des geflohenen Mörders in ihm wieder komme. Dieses Kleinod von Erzählung ist die „Judenbuche" der Droste.

Wichtiger für die spätere dichterische Behandlung von Rechtsfällen ist eine andere deutsche Erzählung geworden, deren näheren Zusammenhang mit dem Pitaval ich auch darin zu finden glaube, daß sie in Paris spielt. Es ist Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns „Fräulein von Scudéry", die bei aller Romantik meisterhafte Schilderung des Mörders Cardillac.

Noch ganz wie im Pitaval hat der Verfasser und sein Leser zwei Augenpunkte der Aufmerksamkeit, des Mitgehens, zwei Interessen: den Fall und den Verbrecher — zu denen sich schwächer allenfalls noch das Schicksal einer oder zweier sympathischer Figuren, etwa eines Liebespaares, hinzugesellen mag. Wie Hoffmann das Dunkel, das die rätselhaften Morde in Paris zur Zeit Ludwigs XIV. umgibt, gleichzeitig erhält und erhellt, das ist vortrefflich — doch durch keine Kluft von den alten, auf wirklichen Fällen beruhenden Pitavalberichten unterschieden. Wie aber Hoffmann die Seele des Verbrechers, ihr Gewordensein, aufzurollen unternimmt — gleichviel, ob es ihm durchweg gelungen ist oder nicht! — das ist etwas grundsätzlich Neues, Höheres, in künftige psychologische Entwicklungen Vorgreifendes.

Will man an dem Aufbau und der Entwicklung der Hoffmannschen Erzählung von unseren Ansprüchen aus eine Einschränkung machen, so ist es wahrscheinlich die, daß der Dichter bei dem An-den-Tagziehen des in dunkler Nacht Geschehenen ein wenig viel den Zufall bemüht und uns oftmals in dem Gefühl läßt: wie hat es doch an einem Haar gehangen, daß das Verbrechen überhaupt aufgedeckt worden ist!

Das erschien dem Hoffmannschen Zeitalter sicher nicht so. Das empfinden erst wir, weil inzwischen der Dichter gekommen ist, der bei der Aufhellung eines Verbrechens den Zufall ausschaltete und die Logik der Aufhellung, nämlich den Detektiv, erfand. Es war Edgar Allan Poe, der in seinem Dupin Vorbild und Muster für alle späteren Sherlocks, und wie sie sonst heißen mögen, aufstellte.

Dieser Dupin, der mit hellseherischer Fähigkeit in die innere Struktur des Geschehens um ihn und von da in das zurückliegende eindringt, ist in zwei Poeschen Novellen. Die eine legt Dupins Gestalt an und betätigt sie in einer kurzen Handlung. In der bedeutenderen, den „Mordtaten in der Rue Morgue", hat die neu aufgetauchte Gestalt des Detektivs den Verbrecher, der bisher der Held war und die ganze Teilnahme des Lesers besaß, so weit überflügelt, daß der Verbrecher, noch eben bei Hoffmann als Cardillac eine so durchleidenschaftete und durchseelte Gestalt von Bedeutung, daneben kaum mehr als Mensch bestehen kann und — ein Affe geworden ist.

Digitized by Google

Mir scheinen wenig Dinge so kennzeichnend für den Wandel der Zeit wie dies Hinüberwechseln unserer Teilnahme vom Verbrecher auf den Fahnder. So sehr das Schaffen der Figur natürlich eine starke dichterische Schöpferleistung und bei Poe voll genialer Züge ist, so rückt doch damit der Schwerpunkt der Kriminalerzählung aus dem vollen pulsenden Leben der Tat und des wilden Geschehens, von dem ganz rund, ganz menschlich gesehenen Verbrecher in den einseitigen, klaren, großen, sicher rechnenden Verstand des Detektivs hinüber. Sie wird irgendwie aus Körper und Herz, dem natürlich auch der Kopf dienen mußte, bloß in den Kopf verlegt.

Eine Einbuße! Doch gleichzeitig für das naive Gefühl des Lesers ein Gewinn. Da dem Verbrechen, dem wirklichen wie dem erzählten, immer weniger Größe eignet, in deren Bewunderung der Leser trotz moralischer Ablehnung zur Teilnahme hingerissen wird — einst genau so für den „Meisterdieb" der Grimmschen Sage wie für Schillers edlen Räuber Karl Moor — atmet der Leser auf, wenn er sich bei nicht verringerter Handlungsspannung mit dem moralischen, Ordnung, Gesetz, Staat vertretenden Gegenspieler indentifizieren, statt Wildes mit ihm Jäger sein und des, namentlich in der Erzählung! billigen Scharfsinns eines solchen Detektivs sich freuen kann.

Er ist billig, dieser Scharfsinn und Intellekt, der alles herausbringt. Der Autor kann ihn für den Leser erzeugen, ohne ihn selbst zu besitzen. Denn er konstruiert seine Geschichte von hinten, wozu der biedere Intellekt des Verbrechers völlig ausreicht. Da die Geschehnisse nun umgekehrt abrollen, entsteht im Leser ein Scheinbild des viel größeren Verstandes, wie ihn der Detektiv braucht.

Was diesen Ast des Stammes Pitaval heute mit Blättern und Blüten schmückt, das kommt meist aus Amerika oder England, hat mit Literatur wenig oder nichts zu tun und wird im Lande der Dichter und Denker in Millionen von Bänden gelesen. Die Verleger haben für diese Art von Schrifttum längst entschuldigende Anpreisungsworte erfunden, in denen es als so etwas wie die gute gesunde Hausmannskost für die vielen, für die nach strenger Tagesarbeit abends leichtere Lektüre Verlangenden erscheint; für alle, die sich an Kaviar den Magen verderben würden. Solche Bücher heißen mit Glück zum Beispiel „Das Geheimnis des roten Hauses" — ein Titel, der in Berlin freilich mißverständlich sein könnte, aber auf dem Umschlag des Kriminalromans von A. A. Milne (Engelhorns Verlag, Stuttgart) nicht mißverstanden werden wird, trotzdem die Leser auch hier in ein Rat-Haus geführt werden. (Ein leidlich origineller Gedanke übrigens: daß der scheinbar geflüchtete mutmaßliche Mörder in Wirklichkeit der Ermordete ist, dessen Leiche man für die eines anderen hält.)

Es ist höchst begreiflich, daß diese Art von Literatur energisch den Parodisten herausfordert. Adolf Uzarski schreibt die lustig-grausige Kriminalgeschichte „Der Fall Uzarski" (Delphinverlag, München) nicht ohne Witz, aber doch für das Sichfortspinnen der lächerlichen Vorgänge nur im spottenden Wort — zu lang! Das kleine Buch wäre trotz allen guten Ulks darin langweilig ohne die Bilder, die auch vom Verfasser sind — oder richtiger: die Erzählung ist auch von dem witzigen humorvollen Zeichner, um dessentwillen es sich lohnt, Blatt für Blatt anzusehen und eine Anzahl davon zu lesen. Bei Busch ist das Bild — wie der Krieg eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln — ein Weiterdichten mit anderen Mitteln. Hier stehen Text und Bild mehr nebeneinander. Aber es fällt auf das Wort Licht von den Zeichnungen.

Doch noch einmal zurück in die Vergangenheit und zu einem der wertvollsten klassischen Bücher dieses ganzen Gebietes, zu Feuerbachs „Aktenmäßiger Darstellung merkwürdiger Verbrechen!" Eine Auswahl, eigentlich mehr: eine um einzelne weniger wichtige Fälle verminderte Ausgabe ist unter dem umgestellten Titel „Merkwürdige Verbrechen in aktenmäßiger Darstellung" (im Georg Müller Verlag in München) von dem Verfasser dieser Betrachtung veranstaltet und mit einer Einleitung — die freilich für die Leser der „Literatur" sich nun fast erübrigt — versehen worden. Andere neue Ausgaben sind mir nicht bekannt geworden. Das alte Original ist natürlich in jeder juristischen Universitätsbibliothek zu finden.

Der Ritter von Feuerbach, ein hoher richterlicher Beamter des Königreichs Bayern — Stammvater all der bedeutenden Anselms und Ludwigs — hatte die Aufgabe, bei den Todesurteilen, die im Königreich Bayern gefällt wurden, auf Grund der

Digitized by Google

Akten einen Bericht an den König über den betreffenden Fall zu verfassen. Aus Feuerbachs Darlegungen sollte sich der König klar werden, ob er von seinem Begnadigungsrecht Gebrauch machen oder der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen wolle. Dieser Zweck der Feuerbachschen Darlegungen gibt ihnen ihren eigentümlichen Charakter, ihre Mittelstellung zwischen den reinen Forderungen des Rechts an Strafe für die Tat und den menschlich verstehenden Erwägungen der Gnade. Der König war Laie und sollte aus diesen Aufsätzen Feuerbachs sowohl die Rechtslage klar erkennen als auch eine menschliche Anschauung vorgebildet finden, die beide ihm bei seinem schweren Entschluß, zu vollziehen oder anzuhalten, Führer werden mußten. Es ist ohne weiteres klar, daß eine so gestellte Aufgabe bei einem bedeutenden Manne, wie es Feuerbach war, ein für jeden Leser fesselndes und wertvolles Ergebnis zeitigen mußte.

Es kommt aber ein weiterer Umstand hinzu, um diesen Arbeiten ein Besonderes zu geben, von dem man vielleicht glauben könnte, er würde ihren Wert mindern, was ganz sicher nicht der Fall war: Feuerbach schrieb all diese Berichte, was er ja in dem etwas pedantischen Titel ausdrücklich sagt, nach den Akten, nur nach den Akten, ohne einen der Mörder von Angesicht gesehen zu haben. Gewiß scheint so der „trockene Jurist" zu handeln, dem das, was man schwarz auf weiß besitzt, das Wichtigste ist. Aber diese Meinung hat unrecht. Abgesehen davon, daß die Art der Aufgabe einfach ein solches Verfahren als notwendig mit sich brachte und Feuerbach gar nicht anders hätte vorgehn können — es ist kaum zu bezweifeln, daß hierin, zumal bei einem Geist wie Feuerbach, ein Gewinn liegt. Durch keinen persönlichen täuschenden Eindruck, der immer erst eine unendliche Menge von Zweifeln und Fragen wachzurufen pflegt, beirrt und verwirrt, konnte der große Rechts- und, was wesentlicher ist, Lebenskenner sich aus den in umfänglichen Akten bewahrten Tatsachen und Zügen wahrscheinlich ein richtigeres, intuitiveres Bild der Tat und vor allem des Täters aufbauen, als sich vor der ewig täuschenden Maske des wirklichen Menschen je erreichen läßt.

In dieser Entstehungsart von Feuerbachs Berichten „aus den Akten" liegt auch die eines großen Dichters und Künstlers würdige vollendete Erzählung, vollendete seelische Gestaltung und Durchleuchtung der handelnden Menschen, die sozusagen unter seiner formenden Hand noch einmal sichtbar werden. Der gewissenhaften Gründlichkeit, mit der Feuerbach diesen Grundstock seines Werks, die Berichte an den König, schuf, ist es zu danken, daß die Fälle, die er später als Präsident eines Gerichts aus seiner eigenen richterlichen Domäne beifügte, von ihm ganz so geschaffen wurden, als ob er nur die Akten von ihnen gekannt hätte.

Die Giftmischerin Anna Margarethe Zwanziger, die von mir hier schon erwähnte „deutsche Brinvillier", der Mörder Forster sind als Persönlichkeitsschilderungen; der „in tiefer Trunkenheit verübte Mord" als psychologische Durchdringung der Seelenzustände vom leichten Rausch bis zur dichtesten Umnebelung des Geistes; die „Justiz in der Irre" als spannendste, leider zuletzt ergebnislose Erzählung eines unaufgeklärten Verbrechens vollendete Meisterwerke in sicher beherrschter, bedeutender Sprache. Feuerbach steht mit ihnen im selben Nebensaal der Klassik unseres Schrifttums, in dem Alexander und Wilhelm von Humboldt, der General Clausewitz mit seinem Buch vom Kriege, Männer wie die Ärzte Carus, Meßmer, Hufeland und noch einige Naturforscher, Philosophen, Historiker stehen, die ihre wissenschaftlichen Werke bis in die Nähe des großen dichterischen Schaffens erhoben.

Feuerbachs „Aktenmäßige Darstellung" soll der Maßstab für die Beurteilung aller späteren Kriminalliteratur sein. —

Der Hochstapler

Von Rudolf Leonhard (Clamart)

Warum sind vor dem Roman und vor der Komödie, vor dem Film (so sehr, daß die Mode des im Zeitalter der Technik heroisierten Detektivs von der des komischen, des liebenswürdig-blöden, des scharmant reingelegten Detektivs abgelöst wurde) und mitunter im Feuilleton, und oft genug sogar im Leben,

Digitized by Google

die Sympathien gänzlich auf seiten des Hochstaplers, die Sympathien sogar der den von ihm Hineingelegten Koordinierten, die Sympathien auch derer, die er ebensogut wie seine Opfer hätte hineinlegen können? Nicht nur, weil er begabter ist als seine Opfer; nicht nur, weil er besser sieht und — in den guten Fällen — besser aussieht; auch nicht weil er, im Sinne der Biologie, welche die Moral nicht nur, sondern auch die Soziologie abzulösen beginnt, ganz einfach recht hat — sondern vor allem: weil er notwendig ist.

Er ist nicht nur ein soziologisches Symptom ersten Ranges, nicht nur eine besonders gelungne (und besonders große) Akkumulation eigentlich legitimer und wertvoller Fähigkeiten, er ist —

Aber wer ist denn, was ist denn überhaupt ein Hochstapler?

Das Wort ist neu; etwa 170 Jahre alt, seit kaum 70 Jahren wirklich verbreitet. Daß „...stapler" einen Bettler bedeutete, das Ganze dann einen Meisterdieb bedeutete, ist vergessen worden; nicht auf dem Stapeln liegt der Ton, sondern auf dem Hoch; und ergibt nicht nur das Meisterliche, die Betonung der Qualität, sondern meint das in grobem Sinne Große, das im äußeren Sinne Hohe überhaupt.

Der Hochstapler ist ein Gegensatz zum Bürger, und das geniale Gegenstück zum Parvenü; er ist der Mensch, der die soziale Stufenleiter nicht erklimmt, sondern emporfliegt, der Sprossen ausläßt, der nicht von Stufe zu Stufe steigt, sondern — über dem Abgrund — akrobatisch, aber mit dem Gesichte des Helden, sich emporschwingt; und nach den Gesetzen der Klassenpsychologie in den zivilisierten Ländern hat er den Beifall grade derer, die er überspringt, derer, die mit Geduld und Zähigkeit erstreben, was er errafft. Er usurpiert, gänzlich allein im sozialen Sinne und im Sinne der Geschlechterfolge, ohne Genossen (wenn auch nicht immer ohne die Genossinnen, die seine tüchtigsten Werkzeuge sind) wie ohne Vorfahren und Nachkommen, das, was die Enkel des Parvenüs haben werden; das, was die Enkel früherer Parvenüs grade haben. Darum sieht ihm der Parvenü und jeder, der für seine Kinder, wenn nicht für sich, den jeweils legitimen Aufstieg erhofft, mit vergnügtem Neide nach und zu — und mit den letzten Regungen des von Schadenfreude nicht freien Ressentiments, das auch der loyale Niedrige fühlt und von dem der von unten Kommende oder Gekommne den in der Gewöhnung an Besitz und Macht Sicheren und Leichten gegenüber einen Rest nie ganz abstößt.

Der soziologische Ort des Hochstaplers ist dadurch charakterisiert, daß er keinen sozialen Ort hat, der doch sonst jedem „Verbrecher" sogar an der Peripherie der Gesellschaft oder in der Tiefe ihrer Kloake angewiesen ist. Er ist der Außenseiter der Gesellschaft — in ihrer Mitte, ja ganz im Zentrum der Innenseite. Seine Existenz ist nicht fluktuierend, wie die der Schicht zwischen Proletariat und Kleinbürgertum oder noch die des Lumpenproletariats, aber seine Existenz ist, wie er selbst, immer in Bewegung, freilich in ganz individueller, ja privater Bewegung. Er ist — parador genug für die Schicht, in der er sich bewegt — der strikteste Gegensatz zu jedem Konservatismus des Verhaltens, vor allem zu jedem innerlich begründeten. Er ist, immer Motum und oft genug Motor, der gröbste Widerspruch einer Erscheinung zu ihren historischen Gründen; er ist, als der einzige wirkliche, praktische Anarchist, die Widerlegung aller Fundierungen der Gesellschaft, in die er sich drängt; er wäre die Widerlegung der Gesellschaft überhaupt, ihrer Möglichkeit sogar, wenn er nicht asozial wäre, soziologisch also, als sozialer Faktor, außer Diskussion stände. Er ist ja nicht Revolutionär, außer im indirekten Effekte; er negiert ja nicht, sondern usurpiert eine Position, täuscht die Position, lügt mittels der Bejahung, und erschüttert damit freilich die Position überhaupt und zeigt, wie fragwürdig alles ist. Er ist nicht, wie der Revolutionär, der Gegner, sondern das Korrelat jeder Klassen-, genauer noch: jeder Kastengesellschaft, und er hat, nicht ganz wider Willen, aber doch ganz ohne Absicht, eine soziologische Funktion: die Stelle aufzudecken, an der er, der niemals wurzelt, sich hält: die Fugen aufzuzeigen, aus denen die Zeit ist.

Daß er mittels der Bejahung täuscht, daß er eine Gesellschaft durch bedingungslose Einhaltung, ja durch Usurpation ihrer Formen und Konventionen (ohne wahrliche Anerkennung ihrer Gründe oder Vorwände) erschüttert, ist nicht seine Paradoxie, sondern die dieser Gesellschaft. Daß der Hochstapler möglich ist, daß er anerkannt, daß er nicht erkannt wird, widerlegt seine Gesellschaft. Denn seine

Digitized by Google

Mittel sind die, welche sie für legitim zu halten vorgibt. Es sind — ästhetische Mittel. In Ansehung seiner Methoden liegt der Ort des Hochstaplers zwischen Dichter und Schauspieler. Er dichtet seine Erscheinung, ja seine Person; er spielt sein Leben, sein ganzes Leben; denn wir sprachen nicht von dem Gauner, der — etwa in der Art des Hauptmanns von Köpenick — einmal trickmäßig eine Hochstapelei begeht, und nicht von dem Deklassierten, der auf hochstaplerische Art etwa seinen wirklichen Adelstitel ausnutzt, sondern von dem in seiner Art und in seiner (also in keiner, wenn er nicht sogar für diese Bezeichnung zu nihilistisch wäre und das Leben nicht wiederum eine zu starke Position bedeutete) Sphäre sozusagen legitimen Hochstapler, der eine totale Existenz mit einem kompletten Register von Fähigkeiten bestreitet. Diese Fähigkeiten lassen sich alle auf einen Nenner bringen: Darstellung. Aber nicht Darstellung mit der Mentalreservation des Scheins, die noch in jeder künstlerischen Darstellung bleibt, sondern mit der Absicht der vageren und runderen ganzen Wirkung. Der Hochstapler spielt nicht nur abends, sondern immer, und auch das, was hinter den Kulissen bleibt; er dichtet nicht nur, wie der Dichter, eine totale, sondern eine komplette Existenz. Es ist kaum eine erfrischendere Arbeit — und es ist kein schwereres Leben denkbar: der eine Vertraute, den er vielleicht hat, die eine Gefährtin sogar gefährdet ihn nicht nur, sondern bricht in seine Existenz eine Lücke. Hier muß er unsicher werden, der Hochstapler; Straßnoff sagt, seine Erfolge hätten darauf beruht, daß er sich vollständig sicher in der jeweiligen Rolle gefühlt, die Rolle bis zur Selbsttäuschung erfüllt habe. Welche Vollendung des Schauspielers! Und es gibt nur eine Widerlegung des Hochstaplers, seiner Fähigkeiten und seiner Existenz: daß er erwischt wird — wenn er erwischt wird.

Bis dahin hat er recht. Er betrügt ja mit dem, was grade gilt, er lügt ja das allgemein Gewünschte, und es ist sein Gipfel, nicht nur wider das Gesetz, nicht nur in fraudem legis, sondern mit dem Gesetz und mittels der Normen zu schwindeln. Er hat recht, wenn er siegt und so lange er siegt; denn er tut es mit den Qualitäten, die vorgegeben werden. Wenn ein kleiner Theatersekretär die konventionell geglaubte Erscheinung eines Aristokraten hat, dann benutzt er die Divergenz zwischen der biologischen Aristokratie des wirklichen Züchtungsprodukts und der soziologischen der Eigentumskonstanz und des Erziehungsmonopols, um die begrifflich jenem, in Wirklichkeit aber diesem zuerkannten Rechte zu usurpieren; und er hat nicht nur als soziologische Funktion recht, sondern auch als biologischer Exponent. Er hat moralisch recht, weil die Konvention lügt. Er hat im Sinne der biologischen, also der strengsten, wie im Sinne jeder andern Moral nur so lange recht, wie er Erfolg hat, weil der Mißerfolg beweist, daß seine biologischen Qualitäten letztlich und für das Höchste doch nicht genügten. Der Feldherr und der Hochstapler sind die einzigen, die nicht nur soziologisch und von der Gesellschaft nach dem Erfolge gewertet werden, sondern auch im Sinne der strengsten Moral nur nach dem Erfolge gewertet werden können; weil sie kausal, vom Motive aus, überhaupt nicht bestimmt sind, sondern nur final, auf den Erfolg hin. Den hat der Hochstapler, Komet, der er ist, immer in den Gewittern vor Auflösungsprozessen, in unruhigen Zeiten, wenn, vor den Erschütterungen, die Schichten zu zerfallen beginnen. Er hat recht, und wir wünschen ihm Glück, ihm, der die erste Lockerung einer Gesellschaft bedeutet, deren letzte Lockerung die Revolution sein wird.

Nicht etwa weil wir Romantiker sind — denn die Romantik der Zeit bedeutet er, wie sie einmal fahrender Ritter und Condottiere, Vagant und Konquistador bedeutet haben; er, Parsival, Paracelsus, Don Quijote und — Eulenspiegel von heute; nicht weil wir Romantiker sind, denn seine Romantik hieße uns ihn ablehnen, sondern weil wir sachlich, ja weil wir Moralisten sind. Und man suche uns nicht durch die Frage zu widerlegen, wie uns etwa wäre, wenn er uns getäuscht hätte. Wir müßten und würden, sachlich und unromantisch, auch das akzeptieren; zur Bestimmung und Wertung jeder Tat gehört nicht nur der Täter, sondern auch die Gelegenheit und — der Betroffne, es kommt also darauf an, bei wem er hochstapelt; und wir, nicht er, wären widerlegt, wenn es ihm gelungen wäre, uns zu täuschen; wir, Antiromantiker, Moralisten und Dichter.

Freilich als Dichter geben wir ihm recht; weil er unsre schwerste Methode am härtesten erprobt und am feinsten durchgeführt hat, die Ironie; er, der unser kühnstes Kampfmittel — die Führung ad ab-

Digitized by Google

surdum — tätlich macht: er, der seine Erscheinung, sich selbst in der Wirklichkeit dichtet. Er, der tut, was wir nur erfanden. Es gibt nicht wenige Hochstapler, die Dichter gewesen sind, von der Dichtung zur Hochstapelei ist nur ein Schritt. Wenn aber der Hochstapler diesen Schritt in der andern Richtung tut, wenn er seine Erscheinung Gestalt werden läßt, wenn er zu schreiben beginnt — dann sehn wir den größten, den schwersten Schritt getan werden: den von der Wirklichkeit zur Wahrheit.

Eine zärtliche Seele[1]

Von Gabriele Reuter (Weimar)

Zwischen den Männer- und den Frauenbüchern dieses Jahres zeigt sich ein Gegensatz in der Grundstimmung ihrer Lebensbetrachtung, der zum Nachdenken auffordert. Die besten, im Können geschlossensten Romane von Autoren guten Namens sind mit wenigen Ausnahmen von einem kaum zu überbietenden Pessimismus. Ihre Trostlosigkeit wird nur von der Grausamkeit übertroffen, mit der die Verfasser alle Arten von Wahnsinn, Minderwertigkeit, Verbrechen und die Leiden der Opfer ausmalen. Nicht als Einzelschicksale, sondern als Signum der Zeit. Es scheint, als ob der Dunst der neu aufgerissenen Kriegswunden die Phantasie der Dichter vergiftet habe. Aus den Büchern ernster und bedeutender Schriftsteller tönt am Ende immer der Verzweiflungsschrei: dieses Menschengeschlecht ist wert, daß es zugrunde geht — es ist verfault bis zum Kern — hinweg damit.

Nun gehen die Frauen, weiß Gott, dem Jammer dieses Erdenlebens nicht feige aus dem Wege. Sentimentalität, einst für das Typische weiblicher Dichtung erklärt, ist überwunden; auf dem Gebiet der Technik ist ihr Können heut dem der männlichen Kollegen gleich. Doch sie haben eins vor ihnen voraus. Sie haben aus all dem Entsetzen, den Schmerzen der letzten zehn Jahre ihre Seele gerettet. Und aus dieser tiefen Mutterseele heraus weisen sie, Sybillen unserer Gegenwart, den Weg der Erlösung.

Mit der Kraft eines Jeremias ruft Marie Luise von Enkendorf ihr Wehe über die Menschheit, die das Verbrechen des Gaskrieges vorbereitet. (Juniheft 1929 der „Frau".) Auch sie schreit auf in Verzweiflung: Das Ende unserer Welt ist gekommen, sie zerfällt, die Auflösung ist da!

Doch die Verzweiflung vermählt sich mit der Aufforderung zum höchsten gewaltigsten Heldentum. „Es ist würdiger, ausgetilgt zu werden und damit zu verkündigen, daß nichts, was nur mit Gemeinheit erworben werden kann, ein anständiges Sterben eines ganzen Volkes aufwiegt!" Der Heroismus, quellend aus blutheißem Gefühl, ist Zeichen eines großen Lebens.

Clara Viebig zeigt in ihrer schlichten, klaren Art und Weise das Mädchen, die das Opfer jeden persönlichen Glückes bringt, um sich ganz den tausend Kindern des armen, verdorbenen Großstadt-Proletariats hinzugeben und — vielleicht — einigen Wenigen einen Funken Licht in ihr dunkles Dasein zu bringen.

Cécile Ines Loos verkündet mit der Glut ihrer genialen Begabung, daß nur die große Mutter — Matka Boska — die allumfassende göttliche Liebe in den Herzen der Menschen erweckt, die das neue Leben auch für die letzten der Sünder schaffen kann.

Diese Frauen — jede in ihrer persönlichen Sprache, verkünden das eine: die Liebe — nur die Liebe, die sich selbst zum Opfer bringt, trägt das Geheimnis der Erlösung in sich. Und sie glauben an diese Liebe, sie quillt aus ihrer eigenen Seele — sie strahlt sonnig und warm aus ihren Dichterworten — aus den Gestalten, die ihr Herz schuf.

Helene Böhlau mit ihrem Roman „Zärtliche Seele" gesellt sich ebenbürtig zu der kleinen erlauchten Schar. Es ist ein romantisches Blumenwesen, diese zärtliche Seele. Helene Böhlau hat ihr Leben lang an dieser Gestalt geschaffen — dieser in Jugendschöne strahlenden, fröhlichen, aus ihrem Naturgesetz heraus Liebenden. Schon die beiden Ratsmädel sind gewissermaßen Skizzen ihres Ideals. Im Lauf der Jahre hat sie es immer verfeinert, vertieft, in immer lieblicheren Farben neu erschaffen. Es ist die heitere Natur an sich, das reine Weib,

[1] „Eine zärtliche Seele". Roman von Helene Böhlau (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin).

Digitized by Google

wesen, das jenseits aller Klugheit, jeder Intellektualität aus sicherem Instinkt den rechten Weg der Liebe traumhaft sicher wandelt. Dadurch kommt sie denn mit allen nüchternen Verstandesmenschen in schwere Konflikte. Ohne Humor, ohne eine zierlich-romantische Groteske geht es bei dieser Dichterin niemals ab. Nicht wie Cécile Ines Loos beschwert sie ihre Vertreterin des Guten mit den Wünschen und Strebungen einer Reformatorin und Retterin der irregegangenen Menschheit. Dorettchen, die zärtliche Seele, könnte man auch die jauchzende Liebe nennen. Sie weiß nicht, was sie tut, wenn sie den schmutzigen, alten Bettler küßt, der vor seinem Tode auch einmal etwas Schönes erleben möchte. Dorettchen, die Junge, ahnt es kaum, daß sie Freude und Seligkeit um sich her verbreitet unter der wunderlichen Gesellschaft des alten Pfründnerhauses in der Herrlichkeit der südtiroler Landschaft. Vor hundertundfünfzig Jahren hat der reiche Kaufherr Kantioler das Haus als Aufenthalt und Heimat für die Nachkommen seiner neun Geschwister bestimmt, so sie einmal in Not geraten würden. Die skurrilsten Bedingungen hat der Sonderling an die Aufnahme geknüpft. Helene Böhlau ergeht sich mit einer wahren Schaffenswonne in den lustigsten Einfällen bei der Ausmalung dieser zusammengewürfelten Gesellschaft. Man liest mit schmunzelndem Behagen und denkt: Wie angenehm einmal nichts vom Krieg zu hören. Aber gefehlt — da beginnt er schon einher zu rasen der furchtbare Würger. Und die Dichterin, die eben das holdeste Liebesspiel zwischen zwei jungen Geschöpfen mit einem Kranz von Poesieblüten umwindet, wie alte Meister gern ihre Madonnen von einem Blütenkranz umgeben zeigten, wirft die Flöte ihrer zarten Melodie aus der Hand. Sie greift mit einer Kraft und Wucht, die niemand ihr zugetraut hätte, in die Tasten der großen Weltorgel. Die Töne brausen, dröhnen, klirren — sie schreien von menschlichem Leid und röcheln als Begleitung zu der dumpfen Todesangst der Hingemordeten. Durch die friedvoll-köstliche Landschaft rasen Tag und Nacht, Nacht und Tag die Züge dem Tode entgegen, dem Tode in den hohen Bergen, in Eis und Schnee. Und dann am Ende zurück, in wilder Flucht, vom Feinde gejagt — die Elenden, die Zerschossenen. Es ist erstaunlich, mit welchem Grauen der mörderische Krieg uns packt nur aus der Schilderung dieser rollenden, rollenden Eisenbahnzüge. Und das Dorettchen—? Möge man die Einzelheiten ihres Seelenschicksals von der Dichterin selbst erfahren — warum es durch eine Wiedergabe in gewöhnlicher Prosa abschwächen? In ihr mischt sich das frohe Temperament der Mutter, das dunkle des Vaters — denn Liebe wird immer aus Helle und Dunkelheit gemischt sein — wie wäre sie sonst ein Geheimnis der Ewigkeit? Dorettchen hat über dem Weh der Menschenkinder keinen Glauben an Gott gewinnen können, bis sie aus dem Munde eines jungen Soldaten das erlösende Wort vernimmt: Alles Leid der Erde ist liebende Schöpferkraft. Indem sie den Kopf eines sterbenden Gauls im Schoß, die schwarzen Tierlippen mit kühlendem Wasser feuchtet, steigt ihre Seele auf in die göttliche Alliebe zur Kreatur, und wenn der Schlag eines Pferdehufes sie tödlich trifft, ist sie vollendet, um in die Welt des ewigen Liebesgeistes einzugehen. Über den letzten Jubelschrei der Erlösten — den Jubelruf, den ihre fröhliche Mutter in der Hochzeitskutsche ausstieß, kann man verschiedener Meinung sein, er wirkt hier ein wenig grotesk!

— Aber wie durch das ganze Buch die Naturliebe zur Geistesliebe sich verklärt — das ist unvergleichlich.

Und so gehen diese vier Dichterinnen, vier unendlich verschiedene Charaktere darstellend, in einem großen Glauben vereint, durch unsere entgötterte Gegenwart, feierlich die Fackeln des Lebens in geweihten Händen tragend.

Seltsame Versnovelle

Von Ernst Lissauer (Wien)

Das heutige Schrifttum lädt unendlich breit aus; in unabsehbarer Buntheit wimmelt darin jegliche dichterische, literarische, publizistische Art und Form. Nur eine mangelte: die Versnovelle. Aber vor zwei Jahren ließ Emil Ludwig seine bestrickend heitere Novelle in Ottaverime er-

Digitized by Google

ſcheinen, „Tom und Sylveſter", und nun bringt der Verlag Rütten und Loening in Frankfurt eine Novelle in Verſen von Emil Belzner, genannt „Iwan der Pelzhändler oder die Melancholie der Liebe".

Ein ſeltſames Gebild, voll Widerſprüchen und Riſſen in ſich ſelbſt. Zunächſt erſcheint es unwahrſcheinlich, daß dergleichen in unſerer Zeit gedichtet ward: „Novelle in Verſen", ſtreng gefügt, alle Kapitel gleich lang; und dennoch, ſieht man genauer zu, iſt ſie gerade im höchſten Maße heutig, eben

Emil Belzner

in ihrer grotesken Grazie, ihrer ſchwebenden Skurrilität. Und gleichwohl ſtammt ſie von urfernen Ahnen und ſteht in einer Jahrhunderte langen Überlieferung. Arioſts raſender Roland iſt der Vater dieſer Epen und Novellen (beides gilt in dieſem Zuſammenhange gleich), die in äußerlich ſtrengen Verſen, Stanzen oder Terzinen, eine Fülle farbig wuchernden Geſchehens ausſtrömen; aber ſie ſpinnen nicht nach Art des eigentlichen Epos oder der wirklichen Novelle ein langes Garn, ſondern ſie wirken viele goldene und ſilberne Garne durcheinander zu hieratiſch heiteren Gobelins und Teppichen, voll Fabel und Figur; die Arabesken, der Glanz, das Spielen der Linien iſt die Hauptſache und überrankt die Handlung, das Geſchehen mitunter ſo dicht, daß ſie erſtickt oder verſchwindet. Der Dichter aber verſchwindet nicht; im Gegenteil, er macht ſich ſtändig bemerkbar, redet ſeine Figuren, ſeine Metren und Reime an, ſchweift ab, ſchaltet ein, kündigt es an, entſchuldigt es, macht Anſpielungen auf aktuelle oder ſonſt fernabliegende Geſchehniſſe und Perſonen: kurzum, er handhabt die äußerlich und ſcheinbar ſtreng gebundene Rede in Wahrheit mit, mehr oder minder, weitherziger Willkür und betrachtet, mehr oder minder, die ganze Geſchichte nur als Anlaß oder Vorwand, um ſeine Einfälle, Gloſſen, Betrachtungen anzubringen. Den Anſchein wirklichen Geſchehens erſtrebt er nicht; vielmehr bemüht er ſich ununterbrochen die etwa doch entſtandene Illuſion zu zerſtören und dem Leſer klar zu machen, daß alles nur ein Spiel iſt. Alſo der Schulfall einer romantiſchen Gattung: Wirklichkeit und Traum verſchwimmen ineinander, Spannung bebt zwiſchen der Darſtellung und den Inhalten, eine, je nachdem, mehr ſcharf oder mehr gelind flimmernde Ironie überhüllt die Vorgänge und den Vortrag. Solches iſt die Art des Arioſtiſchen Epos und der Wielandſchen Erzählungen — „Idris und Zenide", „Oberon", und ſo weiter — des Uhlandſchen „Fortunat" und des Byronſchen „Don Juan", der Heyſeſchen „Braut von Zypern", des Liliencronſchen „Poggfred", des Ludwigſchen „Tom und Sylveſter"; und nun dieſe Belznerſche Geſchichte von einem moskauer Pelzhändler Iwan.

Die Miſchung der Elemente in allen dieſen Dichtungen iſt verſchieden abgeſtimmt: manche geben mehr, manche weniger Wirklichkeit oder Handlung, in manchen tritt der Autor minder oft hervor. Belzner nun bietet ein Äußerſtes der Gattung; und beinahe führt er ſie ad absurdum. Sein Pelzhändler liebt eine Frau, er verübt einige Morde, er wird verhaftet. Alle Vorgänge begeben ſich wie auf einer in übergroßer Entfernung aufgeſtellten Bühne; der innere Blick erſcheint dem Zuſchauenden in ſeiner Leſeloge kurzſichtig, man beugt ſich vor, um deutlicher zu ſehen, aber man ſieht oft trotzdem nicht. Die Geſtalten bewegen ſich auf-

Digitized by Google

einander zu wie lebensgroße Marionetten; einmal heißt es: „Baron, Panoptikumsfigur vergieb!" Oder:

„Ein Liebespaar, aus Holz und Staub und Wachs ...
Ein Paar aus Hosen, Röcken und aus Flachs."

In einem der Kapitel, in denen der Dichter von sich, von seinem Gedicht, von seinen Versen spricht, sagt er auch, er habe die Erzählung begonnen, ohne zu wissen, wie er sie führen werde; und in der Tat, sie läuft ab, läuft ab am seltsamen und seltsam faszinierenden Rhythmus dieser fast mechanisch sich abspulenden, gleichmäßigen, dichtversträhnten, verdrahteten Jamben. Und das Bedürfnis des Dichters, den „Faden" nicht abreißen zu lassen, ist so stark, daß er die Lücke zwischen den Kapiteln überbrückt, indem die letzten Reime stets von den ersten des neuen Abschnitts aufgenommen werden. Eine Spieldose klingt, klingelt ab, und zu ihrer Musik bewegen sich Figuren, Puppen mit ungelenken, eckigen Schritten und Gebärden.
Und sie sprechen. Ihr Sprechen, so seltsam es tönt, dringt deutlich ans Ohr des Zuschauers in der Lesekloge. Was aber sprechen sie? Eben jene Melodie, in jener Melodie, die sich da aus der großen wortharten Spielmechanik abrollt. Sie sprechen; und was sie sprechen, dies macht das Gedicht aus, das macht den Ersinner dieses moritatenhaften Spiels zum Dichter. Durch ihren Mund, durch ihre Masken, durch diese „per-sonae" spricht er. Und er entlädt alles, was er auf dem Herzen hat, sie kommen, er kommt vom Zehnten zum Hundertsten, vom Hundertsten zum Tausendsten und Hunderttausendsten, jeder Assoziation geht er nach, jedem Seitenweg folgt er bis an sein Ende, er schweift ab, das ist zu wenig, er schweift aus, eine Völlerei, eine Wollust des Assoziierens, Spintisierens. Durchaus nicht in gerader Linie verläuft diese Geschichte, sondern sie besteht aus Kurven, aus geschweiften Linien, die sich aber alle wieder auf den dünnen Mittelpfad zurückzubiegen scheinen.
Und ein anderes Bild noch drängt sich auf; weil der Dichter eben alles ausströmt, was er in sich birgt, Kindheit und Frauen und Landschaft und Gott, darum staut sich seine Fülle beständig zu Aufzählungen, und man vernimmt immer wieder groteske Litanei, — und litaneihaft eintönig rinnt ja auch das Versband ab:

„Wenn ein Artist in dem Zigeunerwagen
Vom hohen Seile träumt und von dem Tanz —
Wenn auf der Gottesorgel in dem Dome
Ein Tanzmeister den Kirchweihwalzer spielt,
Wenn in Chikago in dem Hippodrome
Ein bleicher Bettler eine Kette stiehlt."

Und so fort über vier Dutzend Zeilen:

„Dann war dies nicht so seltsam und verloren,
Dann war dies alles nur die Wirklichkeit ...
Dann war dies traulicher als jene Worte,
Die der Baron soeben freundlich sprach."

Man sieht: er häuft maßlos und wahllos Wirklichkeit her um diese Unwirklichkeit seiner Puppen. Und wenn Iwan betet:

„Du Kindergott in eines Esels Krippe,
Du Gott der Himmel und der tiefsten Schmach ...
Du bist wahrhaftig wie der Tod im Leben,
wie eines Menschen Hand und Angesicht!
Bei allen Dingen stehst Du stumm daneben
mit Deinem tausendjährigen Gewicht!
Wahrhaftig bist Du wie jetzt meine Worte,
wie Steine, Vögel, wie Geschrei und Klang,
wie dieses Mädchens Schlaf hinter der Pforte,
wie meine Wohnung, meine Lust, mein Gang."

Und wiederum fort über Zeilen und Zeilen und Zeilen, so hört man plötzlich das litaneihafte Absingen des Rilkeschen Stundenbuchs; man spürt: an diesem hat sich wohl diese Melodie einmal entbunden, jedoch dies ist ein zynischer Gesang — und plötzlich springt einen der wahre Titel des Gedichts an: „Satanische Litanei".
Aber der Untertitel heißt: „Die Melancholie der Liebe". Gibt es farbige Melancholie? Schwarzmut ist ihr deutscher Name, alle Melancholie ist monoton: in unendlicher Trauer rinnen die Bilder der Welt vor den schwermütigen Augen dieses Dichters ab, und diese Trauer ist der Wert des Dichters und des Gedichts. All dieses bliebe artistisches Experiment, bizarre Phantasmagorie, gesprochenes Wachsfigurenkabinett, Irrgarten, Hohlspiegelgalerie, er wäre nur ein Exzentrik am Wort, wenn sich nicht über all diese oft sterilen Laterna-magica-Reimungen entscheidend dies eine Bild durchsetzte: der Poet, der, in einem Zimmer treibend irgendwo im Weltraum, gänzlich allein, mit sich selber monologisiert:

Digitized by Google

„Herr Jesus Christus, du bist nicht gestorben,
noch nicht für uns; du stirbst den längsten Tod;
deine Kirchen sind in der Welt verdorben,
und deine Apostel singen ums Brot.
Die Seligkeit kannst du uns erst erwerben,
wenn die Unseligkeit ein Ende hat,
wenn alle Dinge ihres Todes sterben,
und wenn die Armen sind für immer satt.
Du stirbst in uns. O Heiland, sterbe weiter
in uns, für uns, mit uns, vor unserem Haus."

Oder ein Wort an den Nebenbuhler:

„Vergieb, mein armer Bruder in dem Weibe."

Warum aber diese Umschweife, diese Krümmungen, Windungen, Muschelungen? Warum nicht Lyrik, rein, unmittelbar, geraden Weges? Auf dem Beete dieser Seele konnten nur kreuz und quer gezüchtete Zauber- und Spuk-Orchideen gedeihen. Das ganze Gedicht gleicht jener künstlichen Nachtigall des Andersenschen Märchens; jedoch verborgen in ihrem Gehäuse scheint eine wirkliche Nachtigall, eine atmende, zu sitzen, sie schlägt zuweilen in den Gesang der mechanischen hinein. Wir hoffen, der Dichter Emil Belzner entläßt seine lebendige Nachtigall aus dem Gehäuse.

Lyrik 1928/29

Von Fritz Diettrich (Dresden)

Gedichte. Von Georg Seidler. Berlin-Grunewald 1928, Horen-Verlag. 71 S.

Die geheime Gewalt. Von Friedrich Schreyvogl. Wien 1928, Paul Zsolnay. 45 S.

Unter Brüdern und Bäumen. Von Rudolf Henz. Wien 1929, Offizina Vindobonensis. 90 S.

Das Neue Reich. Von Stefan George. Berlin 1928, Georg Bondi. 150 S.

Pansmusik. Von Oskar Loerke. Berlin 1929. S. Fischer, Verlag. 180 S.

Indianische Fantasie. Von Wilhelm Heinitz. München 1928, G. Hirths Verlag G. m. b. H. 78 S.

Vor den Bergen des Lebens. Von Karla König. Leipzig und Wien 1929, Franz Schneider. 84 S.

Aufgesang. Von Hermann Sendelbach. München, Arche-Verlag. 94 S.

Im Netz der Gestirne. Von Carl Albert Lange. Berlin-Grunewald 1928, Horen-Verlag. 146 S.

Lieder der Einmut. Von Wilhelm Niemeyer. Berlin-Grunewald 1928, Horen-Verlag. 80 S.

Menschen, Tiere und Gestirne. Von Werner Schumann. Halle 1929, Verlag der Mitteldeutschen Theatergemeinschaft. 44 S.

O Mensch in Mann und Weib. Von Peter Supf. Berlin-Stuttgart-Leipzig, Pontos-Verlag G. m. b. H. 59 S.

Die Erben. Von Manfred Sturmann. Berlin-Grunewald 1929, Horen-Verlag. 80 S.

Gesicht und Maske. Von Ilse Weiß. Berlin-Grunewald 1929, Horen-Verlag. 76 S.

Totenfeier. Von Emil Barth. Haan-Rhld. 1928, Franz Birken. 43 S.

Die unverbrannten Gedichte. Von Friedrich Prenzlau. Mit fünf Lithographien von Willy Davidson. Hamburg 1929, Johannes Asmus-Verlag. 46 S.

Gedichte. Von Iwar von Lücken. Mit einem Porträt des Dichters von Oskar Kokoschka. Berlin-Grunewald 1928, Horen-Verlag. 46 S.

Lärm im Spiegel. Von Erich Kästner. Umschlagzeichnung und Vignetten von Rudolf Großmann. Leipzig-Wien 1929, E. Weller & Co. 110 S.

Wir müssen noch viel leiser werden. Von Kurt Gröbe. Berlin-Grunewald 1929, Horen-Verlag. 150 S.

Die bunte Lampe. Von Paul Leppin. Prag 1928, Die Bücherstube. 44 S.

Die Harfe Gottes. Von Hugo Salus. Wien 1928, Phaidon-Verlag. 80 S.

Das offene Fenster. Von Heinrich Zerkaulen. Dresden 1929, Vereinigung der Bücherfreunde. 82 S.

Das Buch der Befreiung. Von Ottokar Winicky. Leipzig 1928, Bruno Volger. 48 S.

Das Leben. Von Han Coray. Band I und II. Zürich und Leipzig 1928, Orell Füßli. Band I 54 S. Band II 58 S.

Tropfen aus lichtem Meer. Von Herbert Lipp. Berlin, Gebr. Engelke. 46 S.

Ostpreußisch Blut. Von Herbert Lipp. Leipzig 1928, Hermann Eichblatt. 61 S.

Fehde und Feier. Von Herbert Lipp. Berlin, Gebr. Engelke. 78 S.

Das Wunder am Meer. Von Fritz Kudnig. Königsberg, Pr. 1928, Gräfe & Unzer. 60 S.

Der Sarg im Wald. Von Paul Bühler. Basel 1928, Rudolf Geering. 48 S.

Die Asen. Von Hans Freiherrn von Hammerstein. Linz, Innviertler Künstlergilde. 304 S.

Besonnte Strecke. Von Frida Schanz. Bielefeld und Leipzig 1928, Velhagen & Klasing. 208 S.

Gastgeschenk. Von Frida Schanz. Bielefeld und Leipzig 1928, Velhagen & Klasing. 75 S.

Die beseelten Dinge. Von Johan Luzian. Paderborn, Egge-Verlag. 22 S.

Frühlingsliebe und andere Gedichte. Von Heinrich Gerland. München, Allgemeine Verlagsanstalt. 132 S.

Die Lieder um Dich. Von Else Rubricius. Wien 1929, Josef Grünfeld. 46 S.

Das große Heimweh. Von Heinrich Gutberlet. Charlottenburg 1929, Verlag Hochschule und Ausland G. m. b. H. 47 S.

Beim Waldbrunnen. Von Paul Tschurtschenthaler. Bolzano 1929, Verlag Vogelweider. 128 S.

Der ewige Tor. Von Hermann Claudius. Hamburg 1928, Quickborn-Verlag. 96 S.

Tag der Versöhnung. Von Erich H. Altendorf. Zürich und Leipzig 1928, Orell Füßli. 98 S.

Sternbilder der Jugend. Von Hermann Harder. Berlin 1929, Maria Lühr. 54 S.

Der Ahne. Von Willibald Köhler. Schweidnitz und Breslau 1928, L. Heege. 105 S.

Aufklang. Von Theo Marti. Olten 1928, Herm. Hambrecht. 104 S.

Jenseits der grauen Tage. Von Leonhard Hora. Weimar 1928, Fritz Fink. 38 S.

Digitized by Google

Leben, Traum und Leid. Von Robert Niederhoff-Friedberg. Friedberg 1928, Literarische Vereinigung „Scene". Ohne Seitenzahl.
Der Pan-Kreis. Von Albert Hirte. Berlin 1928, Der Junge Kreis. 44 S.
Singende Welt. Von Walter Dietiker. Bern 1928, A. Franke A.-G. 72 S.
Liebesbuch. Von Leo Schmidl. Wien-Leipzig 1928, Jahoda & Siegel. 36 S.
Strömung und Erde. Von Heinrich Zillich. Kronstadt 1929, Klingsor-Verlag. 76 S.
Glühende Welt. Von Julius Zerfaß. Berlin 1928, Arbeiterjugend-Verlag. 46 S.
Opfer der Zeit. Von Adolf Scheer. Magdeburg 1929, Elynor Heidrich. Ohne Seitenzahl.
Gedichte eines Republikaners. Heft 2—4: Kaiser Wilhelm. Von H. Werneke. Kehl (Baden) 1928, H. Werneke. 75 S.
Die Judasballade. Von Hans Steiger. Berlin-Schöneberg 1928, Deutscher Revolutionsverlag. 60 S.
Neue musikalische Gedichte. Von Richard Plattensteiner. Dresden-Leipzig 1928, Heinrich Minden. 60 S.
Dudelsack. Von Kurt Arnold Findeisen. Leipzig 1929, Mitteldeutsche Verlagsgesellschaft. 110 S.
Feste im Alltag. Von Roland Zenegg. Berlin-Wien 1929, Verlag der Feder. 58 S.
Der unendliche Abschied. Von Werner Lürmann. Leipzig 1928, Xenien-Verlag. 16 S.
Werden und Vergehen. Von Max Lüdicke. Leipzig 1928, Bruno Volger. 62 S.

Um von den vorliegenden 58 Gedichtbüchern diejenigen aufzuzählen, die überzeugen können, genügen die Finger einer Hand. Nicht einmal ein Dutzend aus dieser Fülle vermag Niveau zu halten. Alle weiteren Erscheinungen gehören zum lyrischen Schrecken, jener entsetzlichen alljährlichen Versbücherflut, die die Tische der Kritik beängstigend belasten und den Lesemut der geringen Zahl lyrik-offener Menschen ständig verringern. Voll irrsinniger Hoffnung, mit einer beneidenswerten Selbstsicherheit, wie sie nur Dilettanten reinsten Wassers besitzen, geben alljährlich Dutzende von sonst ganz vernünftigen Menschen Versmanuskripte in die Hände von Selbstkostenverlegern. Teils lieblos, teils sorgfältig in der Ausstattung führt das veröffentlichte Privatleben, denn das bleiben solche nicht Kunst gewordenen Verse, ein ewiges Leben in den Buchbeständen des Verlegers, Stöße, herrlich wie am ersten Tag, nimmerschwindend, bis das jüngste Gericht des Einstampfens naht. Daß sich der Ladenbuchhandel dagegen wehrt und wehren muß, die Flut solch fruchtloser Mühen aufzunehmen oder gar auszulegen, ist selbstverständlich. Daß aber dabei die drei bis vier wertvollen Versbände mit ins Dunkel zurückgeschoben werden, ist der Schmerz des heutigen Lyrikers. Nur besondere Intelligenz und Liebe des Sortimenters vermag da zu spüren und zu retten. Lessingsches Amt ist es, bei diesem Scheiden der Werte mitzuhelfen und zwar mit ganz besonderer Strenge: denn es geht letzten Endes nicht darum, jedem noch so kleinen Licht einen menschlichen Gefallen zu tun, sondern die Lyrik als höchste dichterische Kunstform zu verteidigen und zu beweisen. Gewiß, nur ein Kerl in Großformat wird imstande sein, durch die bloße Gegenwart seines Werks das gelockerte Interesse des heutigen Menschen für Lyrik wieder zu straffen. Nichts anderes! Dennoch scheint es mir von besonderer Wichtigkeit zu sein, die alljährliche Lyrikflut, die in die Öffentlichkeit schwemmt, zu bewachen, kritisch zu regulieren und unbeachtete Werte aufzuspüren und in ihrer Substanz zu erkennen.

Es bleiben nur fünf Bücher von den aufgezählten 58 übrig. Etwa neun Prozent, die als Geborenes in Frage kommen, als echte Leistung, die ohne jeden verlegerischen Aufputz zu Eigenleben fähig ist. Das ist, wenn wir die Leichtigkeit bedenken, mit der jeder (jeder) Gedichtband seinen Selbstkostenverleger findet, keineswegs ein zu niedriger Prozentsatz. Man wird den Dilettanten eben nie die Hände zusammenbinden und ihre Selbstsicherheit abstoppen können. Man wird auch die Selbstkostenverleger samt den Flöhen, die sie jenen ins Ohr setzen, nie zum Teufel jagen können. Beide machen es dem ringenden Lyriker schwer, mit einer Leistung hinauszutreten und gehört zu werden. Beide erschweren es auch denen, die begierig auf Leistungen lauschen und reagieren: dem kritischen und dem empfangenden Menschen.

Da ist es mit den Anthologien schon eine bessere Sache, obgleich der Kenner mit Recht das Hervorsprießen immer neuer Sammelbände als Modekrankheit verzeichnen muß. Denn wenn ein Herausgeber sorgsam zu sichten und seinen Kopf einigermaßen über seinen Freundes- und Bekanntenkreis

Stefan George
Nach einem Holzschnitt von Reinhold Lepsius
(Mit Genehmigung des deutschen Kunstvereins Berlin W 8.)

hinauszuheben vermag, ist für Kritik und Leserschaft die gröbste Arbeit (eine wahre Sisyphusarbeit bei 58 Bänden!) bereits geleistet. Zwar ist ein Überblick über den Stand der gegenwärtigen Lyrik, wenn man sie nur aus Anthologien kennt, eine recht relative Sache. Ein Sammelsurium gegensätzlicher Leistungen, die zuweilen kaum ein Nebeneinander ertragen, kann nicht als Platz angesehen werden, von dem aus die Maße einer noch unbekannten Einzelbegabung zu entdecken und zu überschauen sind. Abgesehen davon kann die Produktion von Anthologien, die sich in den letzten Monaten geradezu überstürzt, nicht als einwandfreies Verlagsgeschäft angesehen werden. Denn diese Produktion blüht auf honorarfreien Beiträgen junger schöpferischer Kraft.

Zweifellos steht hinter dem Anschwellen der Vers-Anthologien, die, trotz der Indifferenz des heutigen Menschen gegen das Gedicht, einen guten Absatz finden, ein tieferer Sinn. Es wäre unsinnig zu glauben, daß es nur der Kniffe eines

Digitized by Google

findigen Verlegers, guter Reklame, guter Rezensionen und anderer händlerischer Hilfsmittel bedürfe, um den heutigen Menschen aus seiner Lethargie gegen die lyrische Form herauszureißen. Solche Hilfsmittel mögen bei Roman, Essaybuch, Drama einstweiligen Erfolg haben. Bei Lyrik aber ganz bestimmt nicht! Denn wer heute die Fähigkeit, ein Gedicht zu empfangen, verloren hat, müht sich mit einem Versbuch wie mit einer fremden Sprache ab, die ihm ihren Sinn verschleiert. Es bleibt uns nur noch übrig, den günstigen Absatz von Vers-Anthologien einem wiederbeginnenden Verständnis für diese Dichtform zuzuschreiben. Der Vers, jenes innerlichste Destillat aus schicksalhafter Wirklichkeit, scheint von der Stimme der Zeit wieder zurückgerufen zu werden. Wahrscheinlich in eine Lage, zentraler und hörbarer als bisher, da alles lyrische Schaffen sich an der Peripherie der Buchproduktion staute. –

Richard Billinger und Georg Seidler brachten die beiden bedeutendsten Gedichtwerke des letzten Jahres hervor. (Über Billinger brauche ich nicht zu sprechen. Das Juli-Heft brachte einen ausführlichen Aufsatz über ihn). Über Georg Seidler wurde bis jetzt kaum ein verständnisvolles Wort gesagt, das sein Gedichtbuch zu würdigen vermochte. Allerdings lassen seine Verse ein herkömmliches Lesen nicht zu. Es bedarf eines ganz besonderen Empfangens, eines mit allen Sinnen einschlürfenden Lesens, um dieses Werk in seiner Stärke zu erkennen. Es bedarf einer Nachahmung, um die weitgespannten Rhythmen innerlich aufzuschließen und zum Mitschwingen zu bringen. „Sand fliegt, als öffneten Wüsten ihr Auge . . ." ist der Auftakt der Gedichte. Bald steigen die Zeilen hymnisch an, voll mythenbildender Spannkraft; dem langen Atem Pindars, der Rede und Kündung verwandt. Dann wieder stürzen die Wortkämme plötzlich zusammen, um auf vollendeter Stille, wie auf einer langen Fermate, eine Strophe zartesten Sanges aufzubauen. „O senke deine Fackel lieber Frühling . . ." Seidlers Sprache ist bis in seine versponnensten Zeilen hinein von neubildnerischer Wortgewalt und einige Stellen empfing ich wie Stücke aus einer Mythe. Doch einer Mythe voll komprimierten Gegenwartsgefühls! Denn dies ist zu betonen: der Hymniker, Psalmist und Lyriker Georg Seidler ist keiner, dessen Verse durch eine Wand von unserer Zeit getrennt werden dürfen. Jede Zeile ist genährt von einem glühenden hellhörigen Heute. Allerdings nicht von jenem Heute, das großmäulige Gebrauchslyrik als einzige Dichtform zuläßt.

Friedrich Schreyvogls Versbuch „Geheime Gewalt" ist ein wertvolles Zeugnis moderner Gedankenlyrik und mutet mich an wie ein geglückter Schritt hinaus über das reflektierende Gedicht Christian Morgensterns. Alle Gedichte, wie schwierig sie sich auch mitunter zwischen Reflektion und Wortplastik bewegen, atmen eine starke dichterische Persönlichkeit, atmen einen absoluten Kunstwillen. „Es darf nicht erlahmen, die Schmelzglut des Wortes zu schüren." Wo in den Versen die Plastik überwiegt, wo das Wort ein kräftiger Zugriff gebannt hat, spürt man die Schönheit Verhaerenscher Rhythmen. Das Gedicht „Die Straße" ist in dieser Beziehung eine meisterliche Leistung. Allen Gedichten aber ist die harmonische Geistesskala ihres Dichters eigen. Dies läßt uns manches Zwangvolle in Schreyvogls künstlerisch-formaler Haltung vergessen.

In den dichterischen Möglichkeiten größer und verheißungsvoller, wenn auch noch nicht mit dem sicheren Zeichen der Rundung und Reife versehen wie Schreyvogls Dichtungen, erscheinen mir die Verse von Rudolf Henz. Henz ist Österreicher, und man kann wohl sagen, daß es einen gemeinsamen Laut in der jüngsten österreichischen Lyrik gibt. Auch im Formalen drängt es die jungen Österreicher zu gemeinsamem Laut. Dieser künstlerische Zug ist natürlich stets eine Kraft und darum nicht zu verwechseln mit Mangel an Originalität und persönlichem Ausdruck. Heinrich Suso Waldeck und Richard Billinger sind nicht ohne Einfluß auf sein Dichtwerk geblieben. Seine schönsten Strophen sind der Stimm- und Erdkraft beider Dichter verwandt (z. B. „Advent"). Wenn von seinen Arbeiten noch die philosophische Schleppe fällt und alles in reine Gestaltung übergeht, wird Rudolf Henz zu jener Reife gelangen, die jedes dieser Gedichte bereits ankündigt.

Über Stefan Georges neuen Band nur ein kurzes Wort. Seine Position ist allgemein gefestigt durch einsichtiges Urteil und große Jüngerschaft. Ein Gedicht daraus, ein „Seelied", scheint mir von besonderer Bedeutung für den Wandel seiner überragenden Persönlichkeit zu sein. „Was hat mein ganzer Tag gefrommt, Wenn heut das blonde Kind nicht kommt." Welch ein großer Schritt aus der stereotypen Selbstverzauberung und Starre ist damit getan! Beinahe ist es ein Schritt ins Lebendige, dem „blonden Kinde" zu. Es muß überraschen, in diesem Gedicht die Größe einer Resignation ausgesagt zu hören, die die Resignation einer ausgeschalteten künstlerischen Richtung, vielleicht einer ganzen, ausgeschalteten Epoche ist.

Die Gedichte von Oskar Loerke haben eine Neuauflage erlebt. Unter dem Titel „Pansmusik" liegen sie jetzt vor, liebevoll in der Ausstattung. Auch Loerkes Werk hat sich bereits seine Position geschaffen. Neues Weltsehen und Weltdichten lehren seine Verse, die er vor fünfzehn Jahren schrieb, auch heute noch. Besonders frisch und ungealtert sind jene Stücke, aus denen durch Loerkes Temperament die große Naturmelodie klingt, als sänge sie selbst. Da vergißt man (und das ist der sicherste Gradmesser) den schaffenden Anteil des Dichters, Verdienst und formende Note.

Die „Indianische Fantasie" von Wilhelm Heinitz trägt ein Vorwort, das dem Leser erst dies und das erklären muß: stilistische Ausdrucksmittel der Indianer, Parallelismen, dynamische Kakophonien usw. Schon faul! Denn wer aus einer fremden Mythe schöpft, muß bedeutende Kräfte dichterischer Ursprünglichkeit besitzen, damit vorher nichts erst erklärt zu werden braucht, sondern die (in diesem Fall indianische) Erde zwingend vor dem Leser auferstehe. So erscheint mir das Buch lediglich als ein interessanter Versuch, der ins Etnographische schlägt. Einzelne dichterische Schönheiten habe ich nicht übersehen. Aber sie versinken leider in dem Grundirrtum des Autors, Haut für Fleisch anzusehen.

Karla König. Für sie wie für viele junge Lyriker hat Rilke gedichtet und das transparente Bildnis seiner frühen Strophen stark über ihren Gedichtband geschoben. Los von Rilke oder nichts mehr schreiben! Über ihn hinaus gibt es keinen Weg! Das Gedicht „Männer" dieser Frau ist getragen von echtem Dichtertum, wie manches in diesem Band. Aber es weht sehr viel Atem von Wohlhabenheit mit dazwischen. Der Zyklus „Am Schreibtisch" scheint nach dieser Richtung geradezu absichtsvoll betont.

Wir müssen entschlossen sein, das bloß Gekonnte nicht zu überschätzen. Talent ist in unserer Zeit bereits zu einer spürbaren Last geworden, ist ein Vorhandenes, das sich überall aufdrängt und breitmacht, ohne ein verbrieftes Recht auf Erfüllung zu besitzen. Seien wir ehrlich, es kommt in der Dichtung auf ganz andere Kräfte an. Talent ist Handgriff, weiter nichts! Diesen bringen Carl Albert Lange, Sendelbach, Wilhelm Niemeyer, Werner Schumann mit. Mehr als Talent haben Peter Supf, Manfred Sturmann, Ilse Weiß, Emil Barth. Barth: viel Rilke, dennoch sympathisch und weiterweisend. Sturmann: wertvolle dichterische Möglichkeiten. Kämen seine Verse noch mehr aus dem Ursprünglichen, fände er ohne Zweifel einen Weg, den er den seinen nennen könnte. Ferner zwingt Ilse Weiß zum Aufmerken. Man weiß anfangs nicht, sind diese Verse aus dem Hirn oder aus der Stauung des Blutes entstanden. Der „Dirnenspiegel" (vor allem dessen Gedichte sechs und elf) ist schon eine Gangbahn, die bemerkenswert ist. Trotzdem: Gedicht heißt Gnade letzten Endes. Von dieser Gnade berührt zu werden, wünscht man aufrichtig dieser Dichterin. Auch „Die unverbrannten Gedichte" von Friedrich Prenzlau (alle guten Versbücher könnten diesen Namen tragen) zeigen dichterische Ansätze. Einiges verdiente wirklich den Leser; vor allem das Gedicht „Weisheit des Hundes", das eine schöne

Digitized by Google

Leistung darstellt, menschlich rein und sprachlich edel. Unserer Zeit ein Schwärmer ist zwar von Lücken. Anderen früheren Zeiten wäre er vielleicht ein gern Belauschter. Eine eigenartige und reiche Persönlichkeit steht hinter der Unbeholfenheit dieser Verse. Kunstwerke sind es, denen vieles fehlt; Herzwerke sind es, denen alles eignet. Einem Menschen das Wort für die Öffentlichkeit gegeben zu haben, dankt man dem entschlossenen Verlag. — Mit dem Titel „Lärm im Spiegel" hat sich Erich Kästner ungewollt selber abgeurteilt. Im Kabarett sollen diese Verse seiltanzen. Aus Witzblättern sollen sie herausknallen. Aber mit Dichtung hat das hundewenig zu tun, da es bestenfalls intellektueller Vorspann kommunistischer Polemik ist. —

Nun greife ich aus der Unzahl der Bände, die zum lyrischen Schrecken gehören, einige heraus. Für diejenigen, die mit den irrsinnigsten Hoffnungen schwanger gehen, sozusagen zum Abgewöhnen! — H. Wernekes „Gedichte eines Republikaners". Zwanzig Jahre früher und man hätte dem Verfasser zwar alle künstlerische Qualität Catulls abgesprochen, aber immerhin catullschen Mut gegen den Cäsar nachgerühmt. Es sollen diese Verse auch nur eine gewisse selbstbefriedigende Polemik sein. Das Gesinnungsmäßige, in anständige Prosa gegossen, wird auch heute noch nicht seine Wirkung verfehlen. Aber solche Verse, bei denen man sich wieder angewöhnt mit dem Fuße nachzustandieren . . . ! — Auf dem Waschzettel der Judasballade von Steiger steht: „Das Totschweigen dieses Hitlerbuches wird uns eine tüchtige Stange Gold kosten! (Rothschild zu A. Zweig)." Diese Stange Gold dürfte denn doch nicht gereicht haben! Wir haben es vielmehr in der Produktion des Jahres mit aufgezählt. Im übrigen wird sich dieses borstige Machwerk selber totschweigen. Das blonde Toben erreicht seinen höchsten Pegelstand in der gleichsam kommentierenden Auslassung: „Adolf Hitlers Werk allein, wird das deutsche Volk befrein." — Die neuen musikalischen Gedichte von Plattensteiner, klägliche Versuche musikpädagogisch zu versifizieren, sind so schwache Bemühungen, die heute nicht einmal mehr für den intimsten Hausgebrauch zugelassen werden sollten. — Der „Dudelsack" von K. A. Findeisen hat mit dem schottischen Instrument gar nichts zu tun, ist vielmehr das kaschierte Ich des Autors, der sich damit eine morgensternsche Haut zu geben glaubte. Unter den belanglosen Reimereien findet sich ein „Dudelsack im Rundfunk" mit den Endzeilen: „Ich sage ab; mag immer ich auch ungesendet bleiben. Ich bin mir meiner Sendung ohnehin bewußt." Wenn Gedichte ähnlichen Geschmackes und Formates mit einem Lessingpreis geehrt werden, gehören die Epigonen um Geibel (ohne Ausnahme!) ins Pantheon. — Ein außerordentlich anspruchsvoller Herr — Roland Zenegg — schreibt als Motto über seine Versesammlung „Feste im Alltag" ein Wort von Meier-Graefe über Van Gogh: „Als man anfing, sich mit ihm zu beschäftigen, war er längst gestorben!" Da dieser Herr durch so ein Zitat die Hoffnung unverhohlen ausdrückt, seine Wortbilder mögen früher oder später ihren Meier-Graefe finden, wollen wir nach einem solchen schon bei seinen Lebzeiten mit dem Licht einer Versprobe suchen gehen:

Ehegründung

Ihr habt die Hände Euch gegeben.
Nun seid gegrüßt als Menschenpaar.
Zieht froh hinaus ins volle Leben
Und freut Euch Euer Jahr für Jahr.

Ich brauche keine weitere Blume aus diesem Schrebergarten heraus zu ziehen!

Die Pardways[1]

Von W. E. Süskind (München)

Wer schreibt uns eine großzügige Studie über den amerikanischen Roman der Gegenwart? Sie wäre nicht nur dem literarisch Interessierten hocherwünscht, sie wäre geradezu eine wissenschaftliche Notwendigkeit in dieser Zeit ziemlich ungesiebter Amerika-Importation, denn sie würde dazu beitragen, das Neue und das Überalterte im Komplex Amerika unterscheiden zu lernen und unsere Empfänglichkeit für die scheinbar so durchaus jugendlich heranbrausende westliche Welle auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen. Unter anderem würde sie hervorheben, daß ein unmäßiger Stoffhunger den amerikanischen Roman auszeichnet und so ein wenig in die Nachbarschaft der europäischen Barockromane rückt (was Anlaß zu einer artigen Abschweifung ins Gebiet der Architektur und der bürgerlichen Lebenshaltung dort drüben geben könnte). Sie würde untersuchen, in welchen Formen sich der psychologische und der Entwicklungsroman in Amerika ausdrückt, welch ungeheure Rolle dabei der Begriff und Fluch der puritanischen Religiosität spielt, und wie die Rassenfrage etwa dieselbe vordringliche Stelle einnimmt wie bei uns zeitweise das soziale Milieu. Sie würde einen „gekonnten", in einer unnachahmlich amerikanischen Weise artistischen Roman entdecken (etwa bei John Erskine), und so zarte, schon ganz an Europa assimilierte Solitäre hervorheben wie Ernest Hemingways viel zu wenig beachtete „Fiesta". Neben anderen Resultaten würde sie das folgende notieren: daß offenbar der amerikanischen Literatur bislang das fehlt, was wir den klassischen Roman nennen, das Erzählwerk, das sich von vornherein und absichtlich auf einem geistigen Felde bewegt. Daß in dieser Literatur bis jetzt das Echte und Wesentliche übers naive Stadium noch nicht hinausgelangt ist und daß abzuwarten bleibt, wie der klassische amerikanische Roman beschaffen sein wird.

Die Abschweifung sei mir verziehen und eingeräumt, denn eine Studie wie die eben angeregte dürfte nicht an dem Roman vorübergehen, den ich anläßlich seines Erscheinens in deutscher Sprache anzuzeigen und zu empfehlen wünsche, dem Kaufmannsroman „Die Pardways" von Lester Cohen. Die Pardways — es ist ein ansehnliches Buch, einige 550 Seiten stark, noch dazu mit einem zweiten, stofflich dazugehörigen Roman „The Great Bear" im Schlepptau, und wie von selbst stellt sich die Erinnerung an jene anderen großen Familienromane ein: Die Buddenbrooks, Die Forsytes, Die Thibaults. Wenn diese Titel aufgerufen werden, so geschieht es nicht in der Absicht des Vergleichens oder blinden Lobpreisens, sondern um mit möglichster Deutlichkeit den Ausgangspunkt, die Reichweite, die Möglichkeiten, aber auch die Angriffsflächen des neuen Buches zu bezeichnen. Jeder Roman einer Familie nämlich ist in einem ungewöhnlich hohen Maß ans Stoffliche gebunden. So ist auch Cohens Buch dem Vorwurf des Vieux-Jeu ausgesetzt. Aber wie jeder Roman einer Familie genießt er auch des Vorteils, eine selbstverständliche Fülle von Gestalten zur Hand zu haben, deren elementare Beziehungen in dem Wort „Familie" enthalten und beglaubigt sind und die überdies in einer

[1] Lester Cohen / Die Pardways, Roman. — Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Digitized by Google

bis auf weiteres nach Familien geordneten Leserwelt einer natürlichen Resonanz sicher sein dürfen. Versteht sich, dieser Vorteil ist zugleich der größte Prüfstein für einen Roman dieser Art, denn nur eine gewisse Großartigkeit und Mehr-als-Typischkeit, mag sie nun in der Fabel, den Charakteren oder dem geistigen Standpunkt des Autors gelegen sein, kann ihn aus dem Gewöhnlichen herausheben.

Unter diesem Gesichtspunkt hat Cohens Roman Bestand. Er läßt sich sozusagen in drei Graden lesen und bleibt dabei, von der ersten bis zur dritten Potenz der Lektüre, ein sehr gutes Buch. Wollte man hochmütig sein, könnte man sagen: er wendet sich an zahlreiche Schichten von Lesern. Ich sage lieber: er ist so, daß er eine mehrmalige Lesung verträgt, ja daß eine mehrmalige Lektüre dem Leser zustatten kommt.

Das ist ein großes Lob, und ich will es begründen. Zunächst nämlich ist es allein die Fabel, was den Leser an sich reißt und bis zum Ende beschäftigt. Sie ist zugleich straff und üppig. Das Zustandekommen eines großen amerikanischen Vermögens (hier ist es in einem Warenhaus zentriert) wird mit einer, wie soll ich sagen, einer überschwellenden Primitivität erzählt. Primitiv nämlich ist nur der Fortgang von Börsenschlacht zu Börsenschlacht und von erster Million zu zweiter. Hingestellt und aufgeschichtet aber ist es mit einer sozusagen brummenden Lust, mit einer Tatze von Mordsformat, und was das Merkwürdige ist, es kommt eine psychologische Unterschattung hinzu, die sich sehen lassen kann, denn sie ist sowohl raffiniert als lebenssatt. Als Effekt ergibt sich eine Plastik der Gestalten, wie ich sie nicht aus vielen Büchern kenne. Die Phrase von den „unvergeßlichen Figuren", gehört zu den entwertetsten in unserer Kritik (wo ist das Hirn, das all die „Unvergeßlichen" behielte), aber angesichts der Brüder Pardway, ihrer Kinder und ihres Direktors Ullman scheue ich mich nicht, sie zu wiederholen. Übrigens strömt aus derselben Quelle erzählerischen Reichtums ein sehr amerikanischer Fehler bei Cohen: der des stofflichen Übermaßes, eines wilden Bombasts in Handlung und Beiwort — oft fährt er dicht an der Grenze des Kitschs, aber er fährt mit gewaltigen Rädern.

Nach dem bisher Gesagten wäre der Roman im ganzen ein sehr geglücktes Exemplar einer einigermaßen alten Gattung, übersetzenswert für den stoffhungrigen, aber nicht den kundigen Leser. Es kommt aber einiges hinzu: gewisse Höhepunkte der Handlung, die mehr sind als nur gut erzählt. Lester Cohen, wie sein Name sagt, ist alles andere als ein vollblütiger Amerikaner, sondern schon eher einer mit drei Bindestrichen. Mag es nun ein Erbteil Europas sein oder des Ostens, seiner, wie man hört, orthodox jüdischen Familie — jedenfalls fließen in seinen Roman Ströme mit ein, wie sie dem amerikanischen Roman bisher fehlen: Ströme einer überlegenen, überm Stoff stehenden Geistigkeit. Ich finde sie in den Szenen, wo der religiöse Untergrund des Erwerbstriebs bei den puritanischen Pardways entblößt wird und ihnen der unglückselige Ostjude Ullman gegenübersteht, der „Schurke" dieses Buchs. Das sind Szenen von mehr als erzählerischer Bedeutung, auch sie vielleicht primitiv, aber von einer seltenen Unparteilichkeit und Würde. Sie sind es wohl auch, die dem Buch etwas lange nicht und vor allem in den Büchern jenes Kontinents nicht Erlebtes mitteilen: eine gewisse Majestät, etwas Heldenliedhaftes im Absturz (auf den auch dieses Familienepos hinausläuft), etwas von Mär und Saga.

Zum Schluß eine Nachricht, die auch mir selber erst nach der Lektüre zukam und die mich angesichts der altmodischen und der zukunftsfrohen Qualitäten des Buches gleich stark verblüfft hat: Lester Cohen ist ein ganz junger Mann, achtundzwanzig Jahre alt, 1901 geboren.

Proben und Stücke

Aus „Iwan der Pelzhändler oder Die Melancholie der Liebe". Von Emil Belzner[1]

(Anfangsstrophen)

Warum soll einer nicht in Moskau wohnen,
Pelzhändler sein und etwas Liebes tun
im Frondienst unterirdischer Dämonen
und selig doch in seinem Schicksal ruhn? —
Iwan — er könnte auch in Deutschland leben,
in Peking, in Paris, in Mexiko,
als Neger traurig durch die Wildnis schweben
und vor dem Mond sich fürchten nackt und roh.
Warum soll einer nicht in Moskau liegen,
in einem warmen Bett und durch die Nacht
sich blutig träumend an die Sterne schmiegen,
im Schlaf zu Wundertaten auferwacht?
Zu Wundertaten grauenvoller Schwere,
die nie ein Heldenlied mit süßem Mut
umspannen wird in göttlich reiner Ehre —
o ausgestoßene in Fleisch und Blut!
O Taten wunderbar ergraut in Liebe,
wie schmückt mein Herz sich! wie ist es erfreut,
euch nah und ganz zu fühlen, eurer Triebe
ewigen Hauch zu spüren, der zerstreut
in allen Winkeln schwebt, die wir beleben,
in Mord und Frömmigkeit, in Schmach und Glück,
den Hauch, in dem die Hände leblos beben,
den Hauch zu spüren, der sie wirft zurück!

(Schlußstrophen)

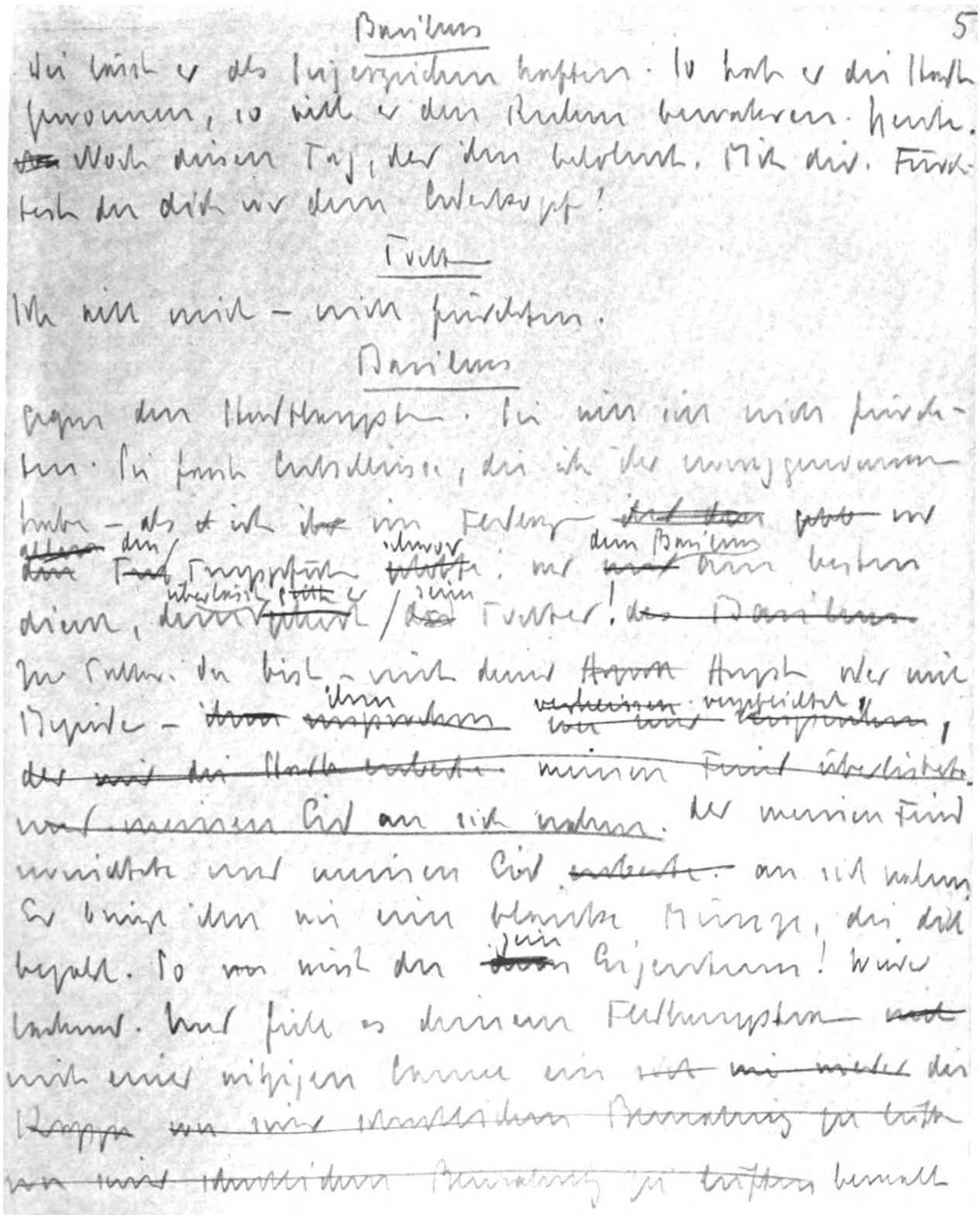
Zwei Männer schlossen vorsichtig die Türe
und gingen leise dann auf Iwan zu;
sie hatten in den Händen Ketten, Schnüre
und schwankten ernst auf Holz und Gummischuh.
Iwan sprach fröhlich staunend: „Guten Abend!
Ich gehe selbstverständlich gerne mit;
in Ihrer Mitte, meine Herren, trabend,
gefesselt wie ein schauriger Bandit,
werd ich den Himmel sehen und die Sterne
und die Glückseligkeit der ganzen Stadt,
in die es mich aus jugendlicher Ferne
wollüstig einst bei Nacht gezogen hat.
Ich will mich nicht besonders dafür kleiden,
ich stelle nur den Kragen in die Höh,
ich möchte alles Aufsehen vermeiden;
adieu, Geliebte! Vaterland adieu!
(Ach bitte, lassen Sie es mich aussprechen:)
adieu, ihr Mädchenbilder in dem Schrank!
lebt wohl, ihr süßen kostbaren Verbrechen!
Adieu, Geliebte — hunderttausend Dank!"
Trommeln schlugen zum ewigen Alarme;
Iwan schloß wunderbar die Augen, sank
den Kriminalbeamten in die Arme.

[1] Rütten & Loening Verlag, Frankfurt a. M. 1929. (Vgl. L. E. XXXII, S. 23).

Digitized by Google

Eine Manuskriptseite von Georg Kaiser

Aus „Die Lederköpfe" (Originalgröße)



Daniels 5

Du bist es, der Einspruch erhoben. Du hast es, der Klage genommen, so will es dem Richter verwehren. heute. Noch deinem Tag, der dem Gelächter. Mit dir. Finde sich der dich vor dem Lederkopf!

Tell

Ich will mich – will fürchten.

Daniels

Gegen den Klagenspruch. Du will sich nicht fürchten. Du kennt Entschlüsse, die ich der Einspruch genommen habe – als ich ihn im Ferlingen [illegible] vor dem Tell Tempelstein [illegible] immer [illegible]. vor dem Daniels dann bestehen diesen, dessen [illegible] stets ich / sein Tell! der Daniels

Du Tell. Du bist – mich dem Hagen Angst der mit Pfeile – [illegible] ihnen [illegible] verbeinen · verpfeilten / [illegible] der mit der Klage [illegible] meinem Feind überlistet. vor [illegible] Eid an sich nehmen. der meinem Feind vernichtete und meinem Eid [illegible] an sich nehmen. Er bringt dem mir einen blanken Pfeil, der dich bezahlt. So vor mich der [illegible] Einspruch! Meine Entscheid. Und finde es deinem Feldhauptem [illegible] mich einer wichtigen Sache ein [illegible] mir wieder der Klage [illegible] von mir Klagenden Bewerbung zu bitten [illegible] von mir Klagenden Bewerbung zu bitten bemüht

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Deutsche und ausländische Buchpreise

„Eine Zusammenstellung der wesentlichen in England und Amerika erschienenen Übersetzungen aus dem Deutschen zeigt auffallende Preisunterschiede, die sich nicht mehr einfach aus der Notwendigkeit der Honorarzahlung an Autor und Übersetzer, auch nicht aus Gründen vielleicht teilweise besserer Ausstattung erklären lassen. Man rechnet bei Übersetzungen einen etwa dreißigprozentigen Teuerungszuschlag als normal.
Um nur einige Beispiele zu nennen: Es kostet Gundolfs ‚Cäsar' in deutscher Ausgabe acht Mark, in amerikanischer fünf Dollars, Emil Ludwigs ‚Goethe' in deutscher Sprache achtundzwanzig Mark, in englischer zweiundvierzig Schillinge, Meier-Graefes ‚Dostojewski der Dichter' fünfzehn Mark und fünfundzwanzig Schillinge im Englischen und sechs Dollars, Bonsels ‚Indienfahrt' sieben Mark und vier Dollars, Wilhelm von Bodes ‚Florentiner Bildhauer' sechzehn Mark, dreißig Schillinge und zehn Dollars, Spenglers ‚Untergang des Abendlandes' achtzehn Mark und siebeneinhalb Dollars.
In erster Linie widerlegen diese Preisvergleiche entschieden die Legende vom ‚teuren' deutschen Buch, denn die deutschen Originalausgaben sind vielfach um hundert bis zweihundert Prozent billiger als die Übertragungen. Das ist schon eine Rehabilitierung des deutschen Buchgewerbes und zeigt die deutsche Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt." (B. T. 344.)

*

Knut Hamsun

(Zum 70. Geburtstag)

„Die Frauen sind mehr Leid als Erfüllung, aber ohne sie ist nicht zu leben. Sie sind es, die ihn aus der Vereinsamung zerren und entsetzlich den Enttäuschten dorthin wieder zurückfallen lassen. Das heißt man dann Ehetragödie, eine Scheidung. Aber es geht bald wieder von neuem los. Und wenn man als Einundfünfzigjähriger, der erklärt hat, daß man alle großen Geister über fünfzig Jahre zu Ehren der Jungen totschlagen sollte, eine achtundzwanzigjährige Schauspielerin findet, und es ist eine Frau ganz ersten Grades, die einen seßhaft und gesund macht, und das Glück der Vaterschaft aus der ersten Ehe wiederholt, dann muß man wieder bei jeder neuen Arbeit von ihr und den Kindern weg, denen neben dem Heim alles zu gelten hat. Man muß immer wieder auf Wanderschaft, als seelischer Vagabund. Und weil Hamsun religiös ist, klopft er auf alles, was so tut und darum dafür gilt, und weil er sozial ist, ist er strengster Individualist, und weil er nie gerüstet ist, schreibt er gegen Abrüstung, und wenn er heute ja sagt am Morgen, so sagt er am Abend nein, und er ist gegen die verhaßte Stadt, von der er nie loskommt, sonst schriebe er doch nicht dauernd dagegen. Und sie hat so entzückende Frauen. Aber der Bauer ist der Erste im Land, und alle Industrie soll der Teufel holen, doch die Presse soll helfen, auf die wird Bedacht genommen, wenn man deren Vertreter auch grob anfährt, und die Maschinen sind nötig, damit die Bücher gedruckt und verbreitet werden.
Ja, da läßt sich leicht darüber als gesetzter Mann spotten, wenn man nichts vom Leben versteht, das eben genau so ist wie Hamsun, der uns darum so wert ist.
Ich bin ein Bauer und Dichter, haut er einem vor die Nase, und setzt den Bauer bewußt voran. Aber dann sagt er wieder, er sei Neurastheniker, und weil er nur dem Fortschritt der Menschheit dienen will und die Zivilisationsliteraten grimmig haßt, darum hat er ein höchst reizbares Nationalgefühl für sein kleines norwegisches Volk, für das er als Kriegsfreiwilliger gegen Schweden in den Krieg ziehen wollte, das ihm dann aber den Nobelpreis gab, den er annimmt, dessen Annahme durch Björnson er aber Jahre vorher verurteilt hat, weil er ganz Norweger ist, weswegen er es dort nicht aushielt und zweimal nach Amerika fuhr, das er, wie nur Hamsun schimpfen kann, beschimpfte, in nicht sehr großartige Positionen, die Hamsun denen ungeheuer interessant machen, heute, weil er sichtbar so groß wurde, denen, die sich scheuen würden so zu hungern, so die Feder für Broterwerb einzutauschen und für Weihnachtsbeilagen zu schreiben und Vorträge vor sieben bis neun Menschen in kleinen Nestern zu halten, wie Hamsun lange, lange Jahre mutig und unbekümmert, krank und ‚unbegabt', wie prächtige Literaturbischöfe von ihm aussagten, es getan hat." Walter von Molo (B. T. 360).
„Vielleicht ist es weniger, wenn einer nur immer das vorletzte Wort sagt, wie Hamsun es durch sein ganzes Werk tut; denn man kann sagen, dieser Mann sei der Dichter der vorletzten Worte, und vielleicht ist dies die beste Formel für ihn. Man kann vielleicht auch sagen, er lebe in den Protokollen des Menschlichen, lebe in den Konzepten, wo andere gewagt haben, die letzte Entscheidung und die letzte Form zu suchen und auszusagen. Etlichen aber ist es genug, bei Hamsun durch eine ganze

Digitized by Google

Reihe von Bänden das vorletzte Wort geleſen zu haben: dies Wort, das dem lieben Gott die letzten Alternativen läßt und keine Sekunde aufhört, an ihn zu glauben, auch wenn es ihn nicht beruft. Dies iſt vielleicht am eheſten die Möglichkeit von heute. Hamſun: Mitſchreiber am göttlichen Tagebuch für die irdiſchen Dinge." Wilhelm Hauſenſtein (Frankf. Ztg. 574 — 1 M.).

„‚Ich habe ihn immer geliebt', ſchrieb ich bei dem Erſcheinen der ‚Weiber am Brunnen', ‚von jung auf. Ich fühlte früh, daß weder Nietzſche noch Doſtojewſki im eigenen Land einen Schüler dieſes Ranges hinterlaſſen haben. Die unvergleichlichen Reize ſeiner Kunſtmittel bezauberten ſchon den Neunzehnjährigen, — der nie vergißt, was ‚Hunger', ‚Myſterien', ‚Pan',

Knut Hamſun
Zeichnung von Olaf Gulbranſſon
(Mit Genehmigung des Verlages Albert Langen, München)

‚Viktoria', dazu die Novellen und Reiſebücher ſeiner Empfänglichkeit einſt bedeutet haben. Der Weltglanz, der durch die Verleihung des Nobelpreiſes auf ſeinen Namen fiel, erfüllte mich mit wahrhaft perſönlicher Genugtuung; nie, fand ich, war er auf einen Würdigeren gefallen.'

Und ich verſuchte mich an dem lebenswild-außermoraliſchen Hamſunſchen Humor, ſeiner ſeit den Tagen von ‚Hunger' bewährten komiſchen Meiſterſchaft: er ſei einer jener Autoren, ſagte ich, deren Lektüre das tief heraufquellende, das einſame Lachen zeitige, — ein unheimliches Phänomen, wenn man es recht betrachte. Ich kämpfte um die kritiſche Bezeichnung all der Reize, techniſchen Verſchlagenheiten, dichteriſchen Intenſitäten und intimen Erſchütterungen, die das Geheimnis, den unendlich liebenswerten Zauber dieſer Kunſt ausmachen, — einer Kunſt, die äußerſte Verfeinerung mit urepiſcher Einfalt miſcht und bei letzter Ziviliſiertheit ethniſche Kulturüberlieferung, älteſte Elemente nordiſcher Volksbildung, Saga-Sangesgeiſt, ariſtokratiſch wahrt." Thomas Mann (Voſſ. Ztg., Unt. 180).

Vgl.: Julius Bab (Hannov. Kur. 360/61); Hans Bethge (Schleſ. Ztg., Unt. 214 u. a. O.); Franz Blei (Saarbr. Ztg., Gegenwart 210); Peter A. Horn (ebenda); Erich Bockemühl (Geraer Ztg., Leſe 9); Paul Landau (ebenda 180); Otto Auguſt Ehlers (Rhein. Weſtf. Ztg. 386); Hans Franck (Deutſche Ztg., Kultur 181 u. a. O.); Glinſki (Kreuz-Ztg., Zeitenſp. 16); Gerhart Göhler (Sächſ. Kur., Dresden 82); E. A. Greeven (Hamb. Fremdenbl. 213); Julius Hart (Tag, Unt. 185); Alfred Hein (Königsb. Hart. Ztg. 361); Hermann Hiltbrunner (N. Zür. Ztg. 1505); Niels Hoyer (Schwäb. Merkur 364); Erich Jeniſch (Königsb. Allg. Ztg. 357); Willy Seidel (ebenda); Rudolf Kayſer (Berl. Börſ.-Cour. 357); Eugen Kalkſchmidt (Münch.-Augsb. Abendzeitung 209); Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1521); Joſef Laumen (Germ. 358); Rudolf Liſt (Reichspoſt, Wien, 213); Paul Merker (Oſtpreuß. Ztg., Leſezimmer 180); Karin Michaelis (Hamb. Fremdenbl. 213); Kurt Offenburg (Vorwärts, Unt. 361); Fritz Roſenfeld (Arbeiter-Ztg., Wien, 213); Helmut Roſenthal (Voſſ. Ztg., Unt. 180); K. H. Ruppel (Köln. Ztg., Lit. 421); Otto Schabbel (Hamb. Nachr. vom 3. Auguſt 1929); M. F. H. Schwank-Telfan (Köln. Volksztg. 541); Hermann Stehr (D. A. Z., Unt. 358); André Gide, Gabriel Scott, Käthe Miethe (ebenda); Frank Thieß (Münch. N. Nachr. 209 u. a. O.); Wilhelm Weſtecker (Berl. Börſ.-Ztg., Kunſt 180).

„Wie H. entdeckt wurde" (Berl. Börſ.-Cour. 352 u. a. O.); „Wie H. Geburtstag feierte" (Voſſ. Ztg. 368); Knut Hamſun: „Meine Gedichte" (Prag. Pr., Dichtung 31); J. Anker Larſen: „Wir Dänen und H." (Schlesw. Nachr., Nordmark 180); Carl David Marcus: „H. und Deutſchland" (D. A. Z., Unt. 362); Edward Welle-Strand: „Knut H.s Aufſtieg" (B. T. 360); Ortrud Freye: „Fünf Minuten bei H.s" (D. A. Z. 353); Heinrich Goebel: „Wie ich H. kennen lernte" (Münch. N. Nachr. 209 u. a. O.); Helmut Roſſer: „Der Dramatiker" (Berl. Börſ.-Ztg., Kunſt 180); Hermann Gorte: „H. als Dramatiker" (Kreuz-Ztg., Zeitenſp. 16).

*

Hans Franck

(Zum 50. Geburtstag)

„Dieſer ſchwerblütige, norddeutſche Menſch hat lange zu ſich gebraucht, ſeine Natur macht wahrhaftig keine Sprünge. Die Kunſt war dieſem etwas zu ſtarren,

Digitized by Google

etwas zu unmusikalischen, allzu respektvollen Menschen etwas sehr Hohes, an das man nur langsam und vorsichtig herantrat, das man sorgfältig erst studierte in seinen Gesetzen und Formen wie ein heiliges Buch, ehe man sich selbst ans Werk wagte; lange hat Hans Franck theoretisch sich mit dem Problem des Theaters, der Prosa, der Epik auseinandergesetzt, statt verwegen wie die heutige Jugend sich ihre Bücher geradeaus zu schreiben. Immer war in ihm zuviel Ehrfurcht, zuviel Respekt vor dem Vergangenen, als daß er gleich kühn die eigene Leistung begonnen hätte. So kam die eigentlich befreite Auswirkung seines Wesens erst von außen: durch den Krieg. Einem so profund anständigen, geradezu ergreifend ehrlichen, einem so durchaus menschlichen und gründlichen Menschen wie Hans Franck konnte ein Krieg nicht wie vielen seiner Kollegen bloß als eine vorübergehende lästige Betriebsstörung erscheinen. Die Tatsache Krieg wurde ihm ein schwerwuchtendes, bis auf den Grund einschlagendes Erlebnisgeschoß, das gleichsam sein unterstes Wesen aufsprengte. Sehr deutsch in seinem innersten Wesen, ganz verankert in dieser Erde und vielleicht nie über sie hinausgekommen, spürte er sein Unterstes zum erstenmal von dem Anprall einer Welt getroffen und in Schwingung versetzt. Irgend etwas, das in seiner baumhaften, holzhaften, starren und schweren Natur noch nicht geschwungen hatte, kam jetzt zum Tönen und zum dichterischen Ausdruck, und gerade das Beste, sein ethischer Elan.

Da seine Entwicklung nicht bloß aus dem Talent kommt, aus Künstlichkeit, sondern aus der tiefsten Schicht, aus dem Charakter wird er es auch weiterhin schon recht machen, dieser ernste und aufwärtsschreitende, tapfere und ehrliche Hans Franck. Seine Kraft war lange da, ihr hat nur der Mut gefehlt und die richtige Gelenkigkeit; nun bei ihm die untersten Mächte endlich ins schöpferische Spiel gekommen und ein plötzlicher Schwung seine etwas zu schwere, zu zögernde Prosa freigemacht, hat sein Schaffen für uns, die wir ihn lange kameradschaftlich kennen und schätzen, etwas von neuem, überraschendem Beginn." Stefan Zweig (Münch. N. Nachr. 205).

Vgl.: Hermann Arno (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 175); Alexander Baldus (Deutsche Reichsztg., Bonn, 175); Alfred Biese (Ostpreuß. Ztg., Lesezimmer 174); Erich Bockemühl (Geraer Ztg., Lese 7); Otto Brües (Deutsche Ztg., Kultur 175); Hanns Martin Elster (Schlesw. Nachr., Nordmark 174); Hans Franke (Neue Bad. Landesztg. 376 u. a. O.); Karl Fuß (Deutsche Tagesztg. 174); Glinski (Kreuz-Ztg., Unt. 253); Julius Hart (Tag, Unt. 180); Ernst Lemke (Rhein.-Westf. Ztg. 381); Max Mendheim (Zwickauer Tagebl. 174); S. (Münch.-Augsb. Abendztg. 204); Herbert Saekel (Köln. Ztg., Lit. vom 28. Juli 1929); Sch. (Stuttg. N. Tagbl. 355); Otto Schabbel (Hamb. Nachr. vom 29. Juli 1929 u. a. O.); Karl Willy Straub (D. A. Z., Unt. vom 28. Juli 1929); Kurt Voß (Hannov. Kur. 351 u. a. O.).

*

Irene Forbes-Mosse

(Zum 65. Geburtstag)

„Was die Forbes-Mosse am stärksten ergreift, sind ‚die kleinen, leisen Dinge im Leben', und sie läßt sie im Worte unnachahmlich erstrahlen... Der besondere Zauber des Werkes ist die Seele, aus der es kommt. Es ist eine sehr aristokratische, sehr zarte Seele voll wählerischer Bildung und vornehmer Tradition. Sehr stark bedingend ist das Herkommen: die Kultur der adeligen Romantik und der Süden. Sie geben die Gestalt, die Form, den ästhetischen Reiz. Aber ein Drittes tritt hinzu, das dem Menschentum erst die menschliche Wärme gibt, das Leuchtende. Im ‚kleinen Tod' heißt es: ‚Ob nicht die törichten Jungfrauen ein klein wenig Verachtung für die klugen hatten? Deren Öl am Ende doch ein bißchen ranzig geworden war', und in ‚Gabriele Alweyden' steht der Satz: ‚Was man gewohnt ist, häßlich zu nennen, ist ja oft wunderschön; man muß nur die rechten Rembrandtaugen haben.' Irene Forbes-Mosse hat diese Rembrandtaugen; aber es sind die Augen ihres gütigen und wissenden Herzens, die echte Humanität, weit offen allem Menschlichen ist die tiefe Weisheit ihres Werkes, und sie macht es kostbarer als alle ästhetische Schönheit. Lilly Braun aber schreibt aus ihrer Jugenderinnerung von der Dichterin: ‚Irene war wie eine Märchengestalt, zart, träumerisch, von wundersamer Anmut.'" Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 179). Vgl.: Liane von Gentzkow (Altonaer Nachrichten 176); Paul Vois (D. A. Z. 358).

*

Karl Henckell

„Wieviele kennen, außer der sozialistischen Jugend und den Alten, noch seinen Namen? Und doch war er ein lebendiges Stück Zeitgeschichte, war er ein geistiger Kämpfer in den Reihen des Proletariats, als es am stärksten vom Sozialistengesetz bedrängt wurde. Er gehörte zu den kämpferischen Dichtern, denen Unrecht feurig in der Seele brannte, die soziales Verantwortungsgefühl in sich trugen.

Karl Henckell, Arno Holz, Richard Dehmel, Leopold Jacoby, Mackay, sie alle stellten sich in die Kampfreihen des Proletariats oder gingen ihnen reveilleschlagend voran. Die Zeit der 90er Jahre brachte die Geburt der modernen sozialen Dichtung. Der Arbeiter,

Digitized by Google

die Mietskasernen, die Fabriken, wurden in den Bannkreis der Dichtung gezogen. Der 24jährige Henckell wurde zum Fahnenträger der jungen rebellischen Dichtung, die an die Tradition der 48er Jahre anknüpfte und zugleich den heroischen Kampf der deutschen Arbeiterklasse dichterisch zu fassen suchte. Er bekannte sich als einer der ersten offen zur Sozialdemokratie und das bedeutete damals Verfemung. Seine Liedersammlung ‚Amselrufe' wurde verboten und natürlich um so fleißiger gelesen.

Doch Henckell war nicht nur aggressiver Dichter, sondern der Dichter starken, gefühlsmäßigen Einlebens. Davon zeugt seine starke Liebes- und Naturlyrik, noch mehr aber seine sozialen Gedichte. Sein Steinklopferlied, sein Weltmai und viele andere Gedichte werden lebendig bleiben wie die sozialen Gedichte Richard Dehmels. Es ist bezeichnend für Henckell, daß er als einer der ersten die Welt der Technik dichterisch in der ‚Dampfwalze' und im ‚Viadukt' gestaltete." Bruno Schönlank (Vorwärts 355).

Vgl.: Paul Kampffmeyer (ebenda 373); (Arbeiter-Ztg., Wien, 210); Hans Franke (Neckar-Ztg., Neckar-Rundsch. 31); Peter Hamecher (Münch. N. Nachr. 207); M. J. (Voss. Ztg. 359); Johann Frerking (Hannov. Kur. 356/57); o. p. (Prag. Pr. vom 2. August 1929); P. H. (D. A. Z. 353).

*

Detlev von Liliencron

„Liliencron war ein Edelmann, ein armer Edelmann mit ungescheiteltem Haar. In keinem Augenblick seines Lebens gab er es preis, sich als Offizier zu fühlen und zu der Waffe zu bekennen. Er war ein Mensch von überschäumender Lebenskraft, gelegentlich voll Mutwillen, Überschwang und Genußfreude, mit der Fähigkeit, aus den kleinsten Ursachen glücklich zu sein. Wie alle Überschäumenden aber zurückfallen in das Gegenteil, in beruhigten Stunden ein Sehnsüchtiger, der mit schläfrigen Augen stundenlang in die Weite blicken konnte, um zu schweigen und zu träumen. Als ich ihn zum letzten Male sah, einige Jahre vor seinem Tode, trug der Sechziger seine Jahre ungebeugt, straff und elastisch, der Jüngste unter den Jungen, von einer geistigen Mobilität sondergleichen. Von Gestalt war er unter mittelgroß. Im doppelreihigen Gehrock, den er trug, erschien er noch kleiner. Seine Umgangsformen waren untadelig, er war nie unhöflich, stets verbindlich. Er verschmähte die liebloſen Formen des Humors, gab nie Spott und Hohn, neigte dazu, das Anerkennenswerte zu suchen. Wenn er grimmig wurde, geschah es aus Abwehr. ‚Mir hat kein Mensch Moral zu predigen, das kann ich besser selbst erledigen!' Es war ein Genuß, sich mit ihm, dessen Lieblingslektüre Geschichts- und Memoirenwerke waren, zu unterhalten. Die Oranier standen bei ihm obenan. Seine Belesenheit war erstaunlich. Eine tiefere Bildung hatte er sich erst in den Jahren der Not angeeignet. Er pries in der Unterhaltung C. F. Meyer, sprach in hoher Verehrung von Gottfried Keller, nannte Spitteler einen ‚Felsblockwälzer'. Der Grundzug seines Wesens war Warmherzigkeit und Güte, vor allem aber besaß er Humor. Bei einem guten Glase Wein konnte er die Herzen der gesamten Tischrunde aufschließen. Er durfte von sich sagen:

‚Wär' ich Dir, Friedrich Nietzsche, nah' gewesen,
In deiner fürchterlichen Einsamkeit,
Ich wär' des großen Königs Narr gewesen,
Dich hätte sicher mein Humor befreit . . .'"

Carl Friedrich Wiegand (N. Zür. Ztg. 1427 und 1429).

Vgl.: Otto Ernst † (Leipz. N. Nachr. 203 u. a. O.); Hanns Henning Freiherr Grote (Der Jungdeutsche 178); Franz Glück (Wiener Allg. Ztg. vom 23. Juli 1929); Siegfried Mauermann (Gießener Anzeiger, Familienblatt 56); H. O. Roecker (Schwäb. Merkur 336); Paul Vois (D. A. Z. 335); Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 168); Alfred Mühr („Schmierendirektor L.": Rhein.-Westf. Ztg. 368 — „Flucht aus dem Tingeltangel": Deutsche Ztg., Kultur 169).

*

Zur deutschen Literatur

„Paulus Gerhardt." Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 192).

*

„Wo hat Moses Mendelssohn gewohnt?" Von e.gr. (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 175).

„Goethes europäische Sendung." Von Fritz Strich (Bund, Bern, Kl. Bd. 29).

„Er war der Repräsentant des europäischen Geistes, der Mythos von Europa, und wenn ich jetzt nun frage, wer es vor ihm war, so wird die Verwandlung des europäischen Bildes durch ihn ganz deutlich werden. Zwei Namen, zwei Gestalten tauchen auf: Bacon und Voltaire. Sie hatten, bevor Goethe kam, bestimmt, was europäisch ist und heißen soll: die Herrschaft der Erfahrung nämlich und die Herrschaft der Vernunft. Da dichtet Goethe seinen Werther, Werthers Leiden und stellt dieses ganze Europa in Frage, weint seinen Schmerz um dieses Europa aus, das einen Menschen mit angeborenem, freiem Naturſinn zwingen will, sich in die beschränkenden Formen einer veralteten Welt zu fügen. Der Werther aber zündete in ganz Europa. Er ist die erste Dichtung Deutschlands, welche weltliterarische Geltung gewann. Mit ihm beginnt die deutsche Literatur weltliterarisch zu werden und einen Ton in die Welt zu bringen, der von keinem anderen Volke kommen konnte, als dem deutschen. Er sprach mit seinem Werther seinen eigensten und deutschesten Schmerz aus, und Europa horchte auf. Er gestaltete in seinem Faust die eigenste und deutscheste Sehnsucht und sprach im Namen Europas. Werther und Faust erobern die Welt, verwandeln das europäische Antlitz, und dies in einer Zeit, da Deutschland von Napoleon unterjocht wird."

Digitized by Google

„Ein wiedergefundener Goethebrief (an Höpfner 23. Oktober 1782)." Von Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wiss. 30).

„Tischbein, der Maler Goethes." Von Herbert Eulenberg (Königsb. Allg. Ztg., Unt.-Beil. 344).

„Madame Schopenhauer und ihr Sohn." Von Gustav Manz (Hamb. Fremdenbl. 227 a).

*

„Unbekannter Kleist gefällig?" Literarische Mystifikationen. Von Otto Bandmann (Bund, Bern, 359).

„Chamisso als Südseesprachler." Von Hellmut Draws-Tychsen (Germ., Ufer 22).

„Der Philosoph der Romantiker." Zu Schellings 75. Todestag. Von Werner Peiser (Berl. Börs.-Cour. 385).

„Lyrik deutscher Romantik." Von Oskar Walzel (N. Zür. Ztg. 1483, 1490).

„Der Kinderdichter Wilhelm Hey." Von Wilhelm Fronemann (N. Bad. Landesztg., Frau 383).

„Familienbriefe Jeremias Gotthelfs." Von k. (N. Zür. Ztg. 1470).

„Aus einem literarischen Tagebuch: Kopisch." Von Wilhelm von Scholz (Köln. Ztg. 18. August).

„A. von Droste-Hülshoffs letzte Tage." Von Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wiss. 32).

„Biographie als Roman." Zu neuen Droste-Büchern. Von Wilhelm von Scholz (Frankf. Ztg. 584 – 1 M.).

„Bettina von Arnim und Franz Liszt." Ungedruckte Briefe. Mitgeteilt von Otto Mallon (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 398).

„Heinrich Heine und H. C. Andersen." Von Friedrich Schnapp (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 381).

„Heinrich Heine – wie sie ihn sahen." Von P. H. (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 193).

„Der Opfertod der Charlotte Stieglitz." Ihr letzter Brief aufgefunden. Von K. S. (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 309).

„Eine literarische Mystifikation (Wilh. Hauff)." Von Fritz Flechtner (General-Anz., Stettin, Buch 206).

„Der Romantiker als Naturforscher." Zu Lorenz Okens 150. Geburtstag. Von K. (Königsb. Allg. Ztg. 355).

„Kater Murr und seine Sippe". Mitteilungen an Peter Mohr (Storm). Von M. Ch. Nagel (Saarbr. Ztg. 202).

*

„Ludwig Feuerbach." Zu seinem 125. Geburtstag. Von Paul Feldkeller (Stuttg. N. Tagbl. 348).

„Die Seherin von Prevorst." Zum 100. Todestag (Justinus Kerner). Von Willy Oeser (Germ. 359).

„Wilhelm Küchelbecker, ein Deutscher und Dekabrist." Von Arthur Knüpffer (B. T. 367).

„Jakob Burckhardt und die Reformation." Von Hans Rost (Köln. Volksztg. 523).

„Theodor Fontane." Von J. E. Poritzky (Karlsr. Ztg., Wiss. 31).

„Fontanes Alterslyrik." Von Ernst Lissauer (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 412).

„Jakob Christoph Heer." Zu seinem 70. Geburtstag. Von Hanns Martin Elster (Karlsr. Ztg., Wiss. 29).

„Henry von Heiseler." Von Fritz Endres (N. Zür. Ztg. 1530).

„Hans Morgenthaler in seinen nachgelassenen Werken." Von Fritz Hegg (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 33).

„Klabund." Von Marga Wolff (N. Zür. Ztg. 1566).

„Klabund." Von Hugo Marti (Bund, Bern 375).

„Sling." Von Hanns Heinrich Bormann (Köln. Volksztg. 541).

Zu den Aufsätzen über Hugo von Hofmannsthal sind nachzutragen: Rudolf Borchardt (D. A. Z. 382, Münch. N. Nachr. 216/17 und N. Zür. Ztg. 1542); Carl Helbling (N. Zür. Ztg. 1584); Franz Blei (Berl. Börs.-Cour. 361); Max Mell (N. Zür. Ztg. 1542); Rudolf List (Reichspost, Wien, 195).

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Rudolf G. Binding." Von Helmuth Wocke (Münch. N. Nachr. 198).

„Paul Ernst." Von Hans Franck (Königsb. Allg. Ztg. 309).

„Otto Flakes geistige Welt." Von Gottfried Stein (Bad. Pr., Lit. Umsch. 15).

„Marieluise Fleißer aus Ingolstadt." Von W. F. Schäfer (Stuttg. N. Tagbl. 343):

„Es ist gleichgültig, ob die Fleißer wirklich mit Brecht zusammengearbeitet hat, diese Sprache ist neu, geht in manchem über Brecht hinaus, sie ist weiter von aller Literatur entfernt. Nebenbei ist darin ein schweres Problem angepackt, an dessen Lösung auch Blume im ‚Feurio' geschafft hat: den Dialekt verlustlos ins Hochdeutsche umzusetzen, Hochdeutsch mit Dialekt zu färben, zu tränken. Ihre Novellen bestätigen ihr dramatisches Wesen. Selten geht es dabei um einen Tatbestand, sondern um die psychischen Kreise, die dieser Tatbestand zieht. Sie sind monologisch. Und es gelingt da im einzelnen Ungewöhnliches: der schlichteste Ausdruck einer hellsichtigen Beobachtung."

„Hermann Hefele." Von Wilhelm Meridies (Köln. Volkszeitung, Lit. Bl. 10).

„August Hinrichs." Von Paul Wittko (Leipz. N. Nachr. 201).

„Hans Christoph Kaergel." Von Egon-Erich Albrecht (Deutsche Tageszig. 354).

„Otto zur Linde und sein ‚Charon'." Von Joachim Günther (ebenda, Unt.-Bl. 175).

„Über den Beruf des Romanschriftstellers" heißt ein Aufsatz von Theodor Lessing, der den Büchern Balder Oldens gilt (Berl. Börs.-Cour. 339):

„Der Beruf des Romanschriftstellers ist im Grundsätzlichen heute kaum noch von anderer Natur als der Beruf jedes Werke schaffenden Produzenten und Industriellen. Es lohnt sich daher kaum noch, die hunderttausend jährlich erscheinenden Roman- und Novellenbücher anzublättern. Sie sind von bewundernswerter Familienähnlichkeit, von bewundernswerter ‚Höhe des Niveaus', und das schlechte Buch ist weit seltener als das gute, wie denn schon Nietzsche sehr aufschlußreich bemerkt, daß man bedeutsame, des Nachspürens würdige Menschen fast nur noch unter schlechten Schriftstellern begegnet, aber sehr selten unter den guten. Es ist erfreulich und ermutigend, inmitten dieser glatt polierten, höchstgebildeten und brav kultivierten Welt des Schrifttums zuweilen einem Manne mit Gesicht zu begegnen, einem menschlichen Menschen, einem Manne, der Mann ist. Der Leser hat an Oldens Büchern nicht nur Romane, die aufs äußerste spannen und meisterlich gemacht sind, er hat an ihm, was weit mehr ist: ‚einen ganzen Kerl'."

„Mensch, Seele, Heimat." Chr. Friedr. Schleichert schreibt über Josef Friedrich Perkonig (Hamb. Korresp., Lit. 15): „Mensch, Seele, Heimat sind die Grundmotive für das gesamte Schaffen Perkonigs. Nicht ein Heimatdichter im engeren Sinne ist er. Dafür greift er viel zu stark in das Zeit- und Weltbild hinein. Zielweisend klingen die folgenden Worte: ‚Betrachtet man den Zusammenhang zwischen Landschaft und Mensch aus dem Sehwinkel einer großen Idee, dann muß man bei der Gemeinschaft Kärnten den hohen Grad einer Beseeltheit ermessen, die wiederum der Ursprung ist

Digitized by Google

von Tugenden und Mängeln. Mögen sie dauern, als die Ausdrücke von Seele. Auch in einem neuen Europa muß der Mensch erhalten bleiben.'"

„Hermann Roßmann." Glinski sagt über den 1902 geborenen Dichter (Kreuz-Ztg. 265):
„Das jüngste Buch des Autors, ‚Ferne', der Roman eines D-Zug-Waggons, zeigt, daß Roßmann einen Weg gefunden hat, seine im ‚Klas' zum ersten Male bekundete Eigenart, aus der Gebundenheit an allgemeine Stimmungen zu lösen, und sie auch auf ganz spezielle Verhältnisse und Zustände anzuwenden. Außerordentlich die Plastik seiner echt lyrisch mit Vergleichen und Gleichnissen vielfältig durchsetzten Sprache. Es ist erstaunlich, wie dieser junge Dichter immer wieder neue Bilder findet und dennoch stets konkret bleibt, nie im Abstrakten, Begrifflichen verblaßt. Die romantische Grundlage ist unverändert geblieben. War ‚Klas der Fisch' ein Hymnus auf die unendliche Weite des Meeres, so ist ‚Ferne' das Hohelied der Raumsehnsucht, des Wanderns. Und ‚Wandern, Wandern' ist der durchgreifende Refrain dieses Liedes, das die Ferne verherrlicht, nicht als ein erreichbares Ziel, sondern als eine ewige Sehnsucht."

„Friedrich Sachers Stellung zur literarischen Schweiz." Von J. Kollarits (N. Zür. Nachr. 212).

„Der Dichter des Elsaß." René Schickeles Art wird von Philipp Witkop (Münch. N. Nachr. 221) gekennzeichnet:
„In unzerstörbarer Jugendlichkeit, in immer neuer Hingabe ist Schickele verliebt in die Wunder und Fülle der Welt. Niedergedrückt von Sorgen, Krankheiten, Zeitläuften schwingt er wieder empor mit der Zähigkeit und Schnellkraft einer Damaszener Klinge und spürt in dieser Vitalität die unergründliche Urkraft seines Stammes: Der Dunst der Scholle, der Duft des Weines, der Glanz südlicher Sonne wehen über den Gärten des Elsaß — Garten und Schlachtfeld zugleich! — stärken und treiben das elsässische Blut. Sein Gesamtwerk schimmert in einer neuen, strahlenden Einheit von Heimat- und Weltbewußtsein — ein alemannisches Vorbild für die Dichtung Europas!"

„René Schickele." Von Josef Melnik (Berl. Börs.-Cour. 341 u. a. O.).

„Nikolaus Schwarzkopf." Von Rudolf Krauß (Besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 7).

„Georg von der Vring." Von Waldemar Augustin (Schlesw. Nachr., Nordmark 168):
„Die Ahnenreihe von der Vrings geht nicht nur zurück auf Eichendorff, Mathias Claudius, sondern — im Bereich des Religiösen — auf Luther und die katholische Mystik. Dennoch ist dieser Dichter in Empfindung und Ausdruck ganz ein Kind unserer Zeit. Die Sprache ist knapp, sachlich, prägnant im Sinne des modernen Realismus. Die Sprachbilder niemals nachempfunden, sondern original und oft von unerhörter Anschauungskraft. Von der Vring ist von Haus aus Maler. So sieht er alles, Menschen, Landschaften, Räume stark farbig, und auch das scheinbar Unwesentliche erhält Leuchtkraft. Mit Sinneseindrücken finden sich gefühlsmäßige Wertungen, logische oder symbolische Verknüpfungen in einem Sprachkörper geballt. So steht der Gegenstand, von verschiedenen Blickpunkten beleuchtet, in oft erschreckender Wirklichkeit da."

„Heinrich Zerkaulen." Von Egon-Erich Albrecht (Sächs. Kur., Dresden, 82).

„Carl Zuckmayer." Von Karl Stork (Darmst. Ztg. 186):
„Unvergeßlich ist sein Bild der Sonne, die morgens hinter dünnen Dunstschleiern wie ein gefräßiges Spinnentier im Netz lauert, um bald ihre Hitzpfeile in die berstenden Schollen der Erde zu bohren. Auch manche Gedichte Zuckmayers künden vom Leben der Kreatur, eines Baumes oder der Kriechtiere und Lurche und der Fische, und die Verse über die Pferde und über die Wölfe sind von einer grandiosen Auffassung dieser Tierschicksale erfüllt. Auch das Volksliedhafte gehört zu seiner Poesie und dichtet ihm ein ‚Wiegenlied an der Bergstraße' und das Lied des ‚Cellospielers aus Thüringen'. Gerade die Betrachtungen der epischen und lyrischen Kunst Zuckmayers glauben die Kenntnis dieses Dichters besonders vertiefen zu helfen. Man darf über dem lauten Erfolg seiner Theaterstücke diese aufschlußreichen stilleren Arbeiten des Dichters nicht übersehen."

*

„Arthur Holitscher." Will Scheller grüßt den Schriftsteller zum 60. Geburtstag (Köln. Ztg., Lit. vom 18. August 1929):
„Es ist eine im Bereich der Literatur sehr seltene Herzenswärme, deren lebendiger Hauch den Büchern Holitschers ihre eigentümliche Anziehungskraft gibt. Sie sind, diese Bücher, Dokumente eines gewiß besonders gearteten, aber konsequent gelebten Lebens, dessen Ideale — Schönheit, Menschenliebe, Friede auf Erden — letzten Endes die Wunschbilder eines jeden sind, der auch nur einen halben Schritt über die Grenzen der Ich-Sucht hinausgekommen ist."

„Der münchner Dichter A. de Nora." Zu seinem 65. Geburtstag. Von Melchior Vischer (Münch. N. Nachr. 202):
„A. de Nora war schon lange Meister der sogenannten ‚Kurzgeschichte', bevor noch dieser technische Ausdruck in der Literatur populär wurde. Seine Novellen sind schwarz auf weiß der Gegenbeweis dafür, daß angeblich ‚in Deutschland niemand Kurzgeschichten schreiben kann'. Noras Novellen haben Spannung, höchstes literarisches Niveau und einen erarbeiteten, geprägten, starken Stil. In seinen älteren Novellenbüchern findet man oft Kurzgeschichten, die eine klare, sachliche Sprache aufweisen, ähnlich der Sprache unserer heutigen Sachlichkeit."

„A. de Nora." Von Egon Schmid (Münch.-Augsb. Abendzeitung 204).

„Freiester Akademiker" [Paul Stern zum 60. Geburtstag]. Von Franz Dülberg (Münch. N. Nachr. 206).

„Besuch bei Hans Grimm." Von Elsa Bernewitz (Schles. Ztg., Unt. 395).

„Der Dichter des Phantasus." Ein Besuch bei Arno Holz. Von zz. (Königsb. Allg. Ztg. 384).

„In Max Dreyers Drachenhaus." Von Heinrich Zerkaulen (Deutsche Tageszig. 367).

*

„Ein Epos unserer Zeit." H. F. Lehrs Resumée über Emil Belzners „Iwan der Pelzhändler" (D. A. Z., Unt. 362):
„Und all dies: Gedicht, Gefühl, Romantik des Herzens und des Hirns — ohne Versponnensein eines allzu Empfindsamen in gegenwartsabschließende Schale. Nein, immer spürt man, daß wahrhaftig ein Mitmensch, ein Mensch von heute dies vollbrachte. Und beglückt träumt man davon, daß er in gar nicht allzulanger Zeit eine Dichtung schaffen wird, die uns, die Gegenwärtigen, unseren Trieb und Betrieb besingen wird, ganz unsentimental, aber schön, wunderbar schön — weil ein Dichter das Heute besingt."

„Im Inland nichts Neues." Oskar Baum rühmt (Prag. Pr. vom 3. August 1929) Günther Birkenfelds Erstlingswerk „Dritter Hof links":
„Die selbstverständliche Sachlichkeit und Natürlichkeit, mit der ein Teil der jungen Dichtergeneration von allen verspielten Stilkünsten und psychologischen Problemen abrückt und die Not der unterssten Schichten als zwingendstes Stoff empfindet, enthüllt mehr die revolutionäre Physiognomie der Zeit als blutrünstige Versammlungsreden und Straßenbarrikaden bei Maifeiern. Nicht nur das Bewegungsmotiv, der wahre Inhalt des Werks ist bei aller Stimmungspoesie der rasch wechselnden Bilder, bei aller Farbigkeit der span-

Digitized by Google

nenden Handlung das nüchternste aller Probleme: Wohnungsnot. Man kann auf Birkenfelds weitere Entwicklung nicht geringe Erwartungen setzen."

„Arnolt Bronnen: O. S." Von Dr. B. (Hannov. Kur. 366/67).

„Arnolt Bronnen. Irrungen und Wege bis O. S." Fortsetzung. Von F. Junghans (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 16).

„Paul Fechter." Von Ludwig Goldstein (Königsb. Hart. Ztg. 385):

„‚Die Rückkehr zur Natur' ist ein Werk jenes anspruchslosen, stillen Humors, den man heute mehr als je verlangt, aber mehr als je entbehren muß. Es ist auch kaum zu glauben, daß in dieser verarmten und verärgerten, unfeinen und großschnauzigen Zeit noch solche Erzählungen voll Güte und Einfachheit, voll schmunzelnder Behaglichkeit und unraffinierter Technik geschrieben werden können. Wie diese ‚Rückkehr zur Natur' allmählich und fast nicht mehr erhofft eine wirkliche wird, wie das seifenblasenflüchtige, narrende Glück vor Toresschluß doch noch beim Schopf gefaßt wird, das ist so vergnüglich vorgetragen, daß man — von ferne — an Dickens oder Claude Tillier erinnert wird."

„Das Deutsche Südwesterbuch." Fritz Endres weist auf das neue Buch Hans Grimms (Hamb. Fremdenbl. 217) hin:

„Hans Grimm erzählt zuerst in seinem bildhaften Deutsch die Geschichte des Landes, eine kampf- und arbeitsreiche Geschichte, und läßt dann zwölf Kolonisten zu Worte kommen, Söhne der verschiedensten deutschen Stämme: Nord- und Süddeutsche, Nieder- und Obersachsen, Schwaben und Alemannen, Männer der verschiedensten Berufe: den Kaufmann und den Händler, den Farmer, den Missionar und den Tierarzt, Menschen der verschiedensten Herkunft: Bauernsöhne und Handwerker, Soldaten und Studenten. Sie erleben unter dem blauen Himmel, in dem weiten Raum dasselbe oder beinahe dasselbe: Im unaufhörlichen Kampf ums Dasein werden sie das deutsche Volk."

„Soldaten-Tragödie" [M. R. Hesse: Partenau]. Von Wilhelm von Schramm (Münch. N. Nachr. 215).

„Partenau." Von Artur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg., Lit.-Bl. 210).

„Orplid. Die musische Welt von Rudolf Pannwitz." Von Hugo Kauder (Münch. N. Nachr. 197):

„Die in Pannwitz' Werk geleistete Verschmelzung von Kunst und Wissenschaft und Philosophie ist gleichbedeutend mit der Schöpfung einer neuen musischen Welt, die, wie einst im klassischen Altertum, alle höhere menschliche Tätigkeit umfaßt. Diese Schöpfung bedingt die Erneuerung der Kunstausübung und Kunstlehre."

„Das Denkbild des Übermenschen" [Zu Pannwitz' „Trilogie des Lebens"]. Von Georg Foerster (Stuttg. N. Tagbl. 379).

„Alfred Polgar: Hinterland." Von Fred Hildenbrandt (B. T. 372):

„So ist vom Kriege die Rede und so geht es weiter im ganzen Buch, das angefüllt ist mit den genauesten, journalistischen Referaten und überstürmt ist von herrlichen, dichterischen Klagerufen und durchwütet ist von dem grimmigsten Lächeln, dessen ein Mann fähig ist. Und das alles ist nicht später geschrieben oder später korrigiert, sondern das ist am Anfang, in der Mitte und am Ende jener Zeit gesagt, so daß also hier der reinliche Fall vorliegt, daß einer sich nicht mit einer inneren Umstellung zu entschuldigen braucht, daß einer in die Schublade greifen kann und sich bestätigt sieht auf der ganzen Linie. Und dieser Zustand zeigt das andere, was überhaupt das männliche Wesen der Aufsätze von Polgar ausmacht: einen Charakter."

„Nathanael Maechler. Hermann Stehrs neuer Roman." Von Wilhelm Meridies (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 182).

„Clara Viebigs neuer Roman." Von Heino Schwarz (Köln. Tagebl. 217):

„Wieder ein neues Buch Clara Viebigs, wieder ein Beweis der reifen und hohen Kunst einer dem innerst Menschlichen immer und weit aufgeschlossenen Dichterin, einer mit mütterlicher Wärme und Verstehen das Leben mit seinen Tiefen und seinem Elend erfassenden Frau! ‚Die mit den tausend Kindern', das Buch, das der langen Reihe der Meisterwerke Clara Viebigs einen neuen Band anfügt, ist kein Buch der Verzweiflung, der Klage und der Resignation! Auch in ihrem neuen Roman zeigt Clara Viebig, die als Naturalistin begonnen, sich wieder als die Idealistin, die sie ihrem innersten Wesen nach ist und der der Anblick alles Elends und aller Schwere des Lebens doch den Glauben an das Gute und sein Sich-behaupten und Sich-durchsetzen im Menschen und — in diesem Buch besonders — in der Frau, sowie dem Kinde nicht hat rauben können!"

*

„Die dritte Hamsun-Biographie" [Walter A. Berendsohn]. Von Hermann Hiltbrunner (N. Zür. Ztg. 1487).

„Gundolfs Shakespeare." Von Conrad Wandrey (Münch. N. Nachr. 219).

„Emil Ludwig im August 14." Von Alfred von Wegerer (Saarbr. Ztg. 208).

„Emil Ludwigs neuester Tendenzroman." Von Friedrich Thimme (Berl. Börs.-Ztg. 355).

*

Zur ausländischen Literatur

„Der Kritiker Bernard Shaw und die Musik." Von Fritz Heymann (D. A. Z. 342).

„G. K. Chesterton." Von Otto Forst-Battaglia (Basl. Nachr., Lit. Bl. 31).

„Der Mann, der den Präsidenten kannte." Eugenie Schwarzwald schließt ihren Aufsatz über Sinclair Lewis' neues Buch (Königsb. Allg. Ztg. 357) mit den Worten:

„Ob dieses wunderbare Erziehungsbuch aus der glühenden Liebe Sinclair Lewis für Amerika erwachsen, verstanden werden wird? Babbits selbst werden das Buch langweilig finden. Nun ja, so denken und sprechen sie ja immer! Was ist da besonders aufzeichnenswert? Die Klasse, die ein wenig darüber steht, wird finden, daß er übertreibt. Aber alle werden sich verletzt fühlen. Denn wem gefällt seine eigene, in einer ungünstigen Situation mit der besten Linse aufgenommene unretouchierte Momentphotographie? Er braucht wenigstens zwanzig Jahre dazu, um sich daran zu gewöhnen. Wie alle Leute von Weltformat fühlt Sinclair Lewis die Pflicht, vor seiner eigenen Tür zu kehren. Er kümmert sich nur um jene menschlichen Fehler und Gebrechen, die in Amerika besonders zu Hause sind."

„‚Boston'." Sinclairs Sacco-Vanzetti-Roman. Von Alfred Kantorowicz (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 34).

„Das Doppelgesicht der englischen Gegenwartsliteratur." Von Karl Arns (Germ., Werk 15).

„Die neue englische Geistigkeit in der Nachkriegsliteratur." Von Karl Arns (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 9).

„Sommerliche Lektüre: Anita Loos ‚Gentlemen prefer Blondes'." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1495).

„Amerika und wir." (Ernst Jäckh.) Von W. v. D. (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 31).

*

„Molière." Von Theophil Spoerri (N. Zür. Ztg. 1363).

„Pierre Dupont aus Rochetaillée." Das Leben eines Arbeiterdichters. Von Hermann Wendel (Vorw., Abend 362).

Digitized by Google

„Der Tod des Kritikers (Paul Souday)." Reflexe auf die Literaturkritik in Frankreich. Von Fritz Schotthöfer (Frankfurter Ztg. 559 — 1 M.).

„Ein großer französischer Kritiker: Paul Souday." Von Pierre Bernus (Prag. Pr., Dichtung 32).

„André Maurois' Meisterwerk." („Wandlungen der Liebe.") Von K. H. Ruppel (Köln. Ztg., Lit. 18. August).

„Wieder Kriegsliteratur in Frankreich?" Erfolg des Buchs von Remarque in Paris. Von Karl Reber (Stuttg. N. Tagbl. 381).

„Westschweizerische Literatur." (Drei Romane aus diesem Jahr: Léon Bopp „Das Verbrechen Alexander Lenoirs"; Jacques Chenevière „Das Schneemädchen"; René de Weck „Un fou revient parmi les sages".) Von Charly Clerc (N. Zür. Ztg. 1418).

*

„Dantes Leben (Gallarati-Scotti)." Von Theophil Spoerri (N. Zür. Ztg. 1508).

„Ein deutsch-italienischer Dichter: Italo Svevo." Von Karl Hellwig (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 184).

*

„Panait Istrati oder die Romantik um Byzanz." Valeriu Marcu zeichnet (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 177) das Bild des rumänischen Dichters, in dessen Familie sich türkisches, russisches und griechisches Blut mischen:

„Keine Statistik ist imstande, diese Umarmungen der Vergangenheit festzustellen, das Spiel der Natur zu bestimmen; nur ein Künstler kann sie, ihm selbst unbekannt wie, ausdrücken. Seine Blätter sind dann ein Schall aus vergangenen Tagen, die niemand mehr kennt, aus Stunden, die in den Schoß der Unendlichkeit fielen, ein Echo aus der Gegenwart der Hütten, Straßenkneipen und Hafenkais. Darin besteht die tiefere Bedeutung Panait Istratis. Er hat aus dem Urwald des Unbekannten erzählt, deshalb das Allgemeinmenschliche bereichert. Wie die alten Schreiber in Bagdad, Smyrna und Konstantinopel, am Straßenrand, in der Nähe der Moschee oder vor dem Basar, über ihre Kinderpulte gebeugt, für wenige Paras den Vorübergehenden Briefe aufsetzen, Liebeskummer und Freudenbotschaft weitergeben, so erzählt Panait Istrati der erstaunten europäischen Welt von den Sorgen seiner kleinen Leute. Er schreibt Märchen, in jede Geschichte andere hineinwebend, die eine bunte Existenz zeigen, obwohl sie in Armut verlaufen; denn der unausrottbare Optimismus tröstet geduldig die leichtgläubige Kreatur, wie der Himmel immer wieder mit demselben Lächeln am Morgen das Meer begrüßt."

„Der schwedische Anakreon. Zum 100. Bellmanns-Tag." Von Ortrud Freye (D. A. Z., Unt.-Bl. 334).

„Strindberg in der Inferno-Zeit." Von Erik Lie (B. T. 371).

„Aus den Tagen des großen Prozesses gegen Strindberg." Von Erik Lie (B. T. 358).

*

„Das Geheimnis Kierkegaards." Von Peter Wust (Köln. Volksztg., Schritt 577).

*

„Russische Dichterinnen." Von Hermann Freinkel (Königsb. Hart. Ztg. 385).

Allgemeines

„Aus der Geschichte des Plagiats." Von Essad Bey (Hamb. Fremdenbl. 213).

„Film-Zensur." Von Franz Blei (B. T. 383).

„Das junge Mädchen ist gestorben." Von Franz Blei (B. T. 357).

„Die Entwertung des Kulturbegriffs." Ein Unglück und ein Glück. Von Rudolf Borchardt (D. A. Z., Unt.-Bl. 322).

„Die Junggesellin als literarisches Problem." Von Elisabeth Darge (Köln. Ztg., Frau 402).

„Randbemerkungen zu einer neuen tirolischen Literaturgeschichte." Von Anton Dörrer (Tiroler Anz. 183).

„Das Stubaier Volksspielwesen von einst und jetzt." Von Anton Dörrer (Reichspost, Wien, 178).

„Der Kriminal- und Detektiv-Roman." Von Hanns Martin Elster (Geraer Ztg., Bücherfreund 10).

„Über den Grund des Vergnügens an kriminalistischen Gegenständen." Von Curt Elwenspoek (B. T. 355).

„Geistige Deutung dichterischen Schaffens." Von Kurt Engelbrecht (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 186).

„Entstehung aphoristischer Kunst." Von Friedrich Freksa (N. Bad. Landesztg. 385.)

„Plagiate." Von Egon Friedell (Hamb. Fremdenbl. 212).

„‚Moderne Komödie'." Von John Galsworthy (B. T. 361).

„Dichterphilosophen." Ein Wort zu ihrer Verteidigung. Von Friedrich Grave (Stuttg. N. Tagbl. 344).

„Autonomie der Dichtung." Von Bernard Guillemin (B. T. 384 u. a. O.).

„Das Volkslied in der modernen Dichtung." Von Fritz Adolf Hünich (Geraer Ztg., Bücherfreund 8).

„Die Entdeckung der Schweiz." Von Waldemar Jollos (Berl. Börs.-Cour. 365).

„Wo steht heute die Sprech-Chor-Bewegung?" Von Wilhelm Leyhausen (D. A. Z. 357).

„Schöpfertum und Zeit." Von Ernst Lissauer (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 179).

„Deutschlands politische Dichtung." Von Wilhelm Lübnitz (Deutsche Ztg., Kultur 178 a).

„Zur Situation der literarischen Jugend Deutschlands." Von Joachim Maaß (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 206 und 213).

„Weniger Furcht um den Geist." Von Thomas Mann (Hannov. Kur., Lit. 342/43 u. a. O.).

„Situation des Theaters." Von Thomas Mann (Königsb. Allg. Ztg., Unt.-Beil. 338).

„Biographie und Biographen." Von Valeriu Marcu (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 192).

„Von Dichtern (Hamsun, Hesse, Hofmannsthal)." Von Hugo Marti (Bund, Bern, 377).

„Sind Festspiele zeitgemäß?" Von Max Mell (über seine Bühnen-Festspiele) (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 176).

„Gebildete Jugend." Von Erich Mühsam (B. T. 369).

„Der neue Dichter und die Frau." Von Cecilie Brickenstein (Ostpr. Ztg., Frauen-Ztg. 188).

„Die katholische Anthologie'?" Eine Ablehnung. Von Johannes Mumbauer (Germ., Werk 15).

„Dichterische Bildnisse merkwürdiger Menschen." Von Börries Freiherr von Münchhausen (Königsb. Allg. Ztg., Lit.-Beil. 381).

„Dichtervorträge 1928 und 1929." Von Börries Freiherr von Münchhausen (D. A. Z. 338).

„Dichtkunst und Lebensdauer." Von Robert Nagel (Rhein.-Westfäl. Ztg. 410).

„Krisenjahre des Mannes." Von Robert Nagel (Saarbr. Ztg. 207).

„Stoffe im Drama der Gegenwart." Von Adolf Peter Paul (N. Mannh. Ztg. 20. Juli).

„Das Kind als Dichter." Von Rudolf Paulsen (Berl. Börs.-Ztg. 383).

Digitized by Google

„Die Songs der Mädchenkammer." Eine Sammlung gesungenen Kitschs. Von Arno Schirokauer (Magdeb. Ztg. 2. August).

„Aus der Welt der Bücherfreunde." Von J. Theele (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 12).

„Über das katholische Element in der Literatur." Von August Uerz (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 11).

„Auslanddeutschtum und Dichtung." Von K. B. Wäsch (Germ., Grenzen 25).

„Jüngste Lyrik." Von Oskar Walzel (B. T. 348).

„Soziologisches vom Theater." Von Aurel Wolfram (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 448).

„Vom geistigen Schaffen." Von Aurel Wolfram (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 395).

Echo der Zeitschriften

Neue Schweizer Rundschau. XXII, 8. (Zürich.) Ernst Robert Curtius' Hofmannsthal-Aufsatz handelt von der deutschen Sendung des Dichters:

„Diese geistig-sittliche Autorität in Deutschland auszuüben ist bei der Zerklüftung unserer geistig-politischen Welt — diesem wahrhaften bellum omnium contra omnes — nahezu unmöglich. Das ist die schicksalhafte Tragik, die Hofmannsthal gesehen und in jener münchener Rede über Das Schrifttum als geistigen Raum der Nation entwickelt hat. Es ist eine Funktion der Autorität, zu repräsentieren. Aber Deutschland will geistig nicht repräsentiert sein. Und das Amt dieser repräsentierenden Autorität ist in noch höherem Maße erschwert, wenn sie sich mit dem Ganzen des nationalen Lebens, dem Ganzen der nationalen Geschichte verbunden weiß; wenn sie entgegentritt den immer wieder bezeugten Tendenzen des Deutschen: — Weltflucht, Wirklichkeitsflucht, Gesellschaftsflucht; Flucht in die Einsamkeit des eigenen Innern — in Kreis und Sekte — in Originalität um jeden Preis — in utopische Diktaturansprüche — in das Absolute als das Losgebundene, Unverbundene, Unverbindliche schlechthin.

Das Binden, Verbinden und Bewahren — dies war eine der Funktionen, die Hofmannsthal für die Nation übernommen hatte. Aus dem Bewußtsein dieser Aufgabe heraus hat er uns das Deutsche Lesebuch und das andere Buch von Wert und Ehre deutscher Sprache geschenkt. Dieser große Kosmopolit des Geistes war aufs innigste verwachsen mit der nährenden Wurzelschicht unserer Volksseele und unseres Volksgeistes. Diese Wurzeln zu schützen, diese Kräfte zu betreuen, diese Schätze ans Licht zu ziehen, war ihm Nötigung einer großen Liebe. Ich sehe ihn durch den weiten verwachsenen Wald unserer Überlieferung schreiten mit Blick und Bedacht des Schatzfinders, des Rutengängers, des Sternsuchers; mit dem träumenden und zugleich schauenden Blick dessen, der um alles Wachstum weiß; der mit allen Stoffen der Natur verbunden ist, weil sie in seinem Blute kreisen. So wandelte er durch die Geschichte, durch Volk und Völker, durch die geselligen Bezirke vergangenen und neuen Lebens. Aus dieser hegenden Liebe kam jene Gesinnung, die wir mit ihm konservativ nennen. Diese Gesinnung des Mannes zu verstehen, scheint mir das Wichtigste, was jetzt für Hofmannsthals Gedächtnis zu tun ist."

Eckart. V, 7/8. (Berlin.) Paul Fechter ergreift zum Thema „Zeittheater" das Wort und zeigt, indem er vor Überschätzung warnt, den Weg zu seiner Überwindung:

„Hinter der Erscheinung dieser unmittelbaren Gegenwartsdramen oder, wie Ihering es ausdrückt, der journalistischen Zeitstücke, steht jenseits aller Modelaunen ein Zeittrieb, der nicht nur auf das Theater allein beschränkt ist. Seit dem Ausklang der letzten geistigen Phase Europas, seit rund einem Jahrhundert also, drängt die europäische Menschheit immer stärker an das wirklich Wirkliche heran — auf allen Gebieten. In den Naturwissenschaften, in der Physik, in der Malerei, wie in der Literatur sind von Generation zu Generation die Grenzen der ererbten Wirklichkeiten immer von neuem gesprengt worden aus dem Bestreben, hinter diesen nicht mehr genügend wirklichen Wirklichkeiten eine neue wirklichere, vielleicht sogar die wirkliche Wirklichkeit zu finden. Die Biologie drängte sich in immer neue Lebensgeheimnisse, die Physik schuf mit Hilfe der Mathematik phantastisch irreale Welten n-dimensionaler Räume, die Atomtheorie erbrach die alte Grenze des Atoms und bohrte sich in die neue Wirklichkeit neuer, unendlich kleiner Wesenheiten. Und die Maler und die Dichter taten dasselbe. Liebermanns Realismus endete schon beim zwölfjährigen Christus im Tempel unter lauter alten, realen Ostjudenköpfen; Otto Dix stieß bis zum Lustmord vor. Hauptmann begnügt sich noch mit einer Wöchnerin, deren Stöhnen einen ganzen Akt aus einem Nebenzimmer begleitete; die Vorgänge in Hanns Henny Jahnns ‚Pastor Ephraim Magnus' entziehen sich bereits der Berichterstattung. Es ist auf allen Gebieten der gleiche Vorgang: als ob die Menschheit spürte, daß die Zeit der Wirklichkeit vorüber, im Abflauen, daß der Wellenzug des Geistigen wieder steigt, neue Forderungen, neue Riesenaufgaben über der Zeit aufbaut, drängt sie sich wie schutzsuchend noch einmal an den Halt des Greifbaren oder dessen, was sie für das Greifbare

Digitized by Google

hält. Sie reißt immer neue Zwiebelschalen der sogenannten Wirklichkeit herunter — ob nicht am Ende vielleicht im Inneren doch etwas mehr als nur noch eine letzte Schale übrigbleiben könnte."

Die Volksbühne. IV, 5. (Berlin.) Egon Friedell sagt über Plagiate:

„Das ewige Geschrei gegen die Plagiatoren ist eins der überflüssigsten Geschäfte von der Welt. Jedes Plagiat richtet sich nämlich von selbst. Auf ihm ruht der Fluch, der jedes gestohlene Gut zu einem freudlosen Besitz macht, sei es nun geistiger oder materieller Natur. Es erfüllt den Dieb mit einer Unsicherheit und Befangenheit, die man ihm auf hundert Schritte anmerkt. Die Natur gestattet keine unehrlichen Geschäfte. Wir können immer nur unsere eigenen Gedanken wirklich in Bewegung setzen, weil nur diese unsere Organe sind. Eine Idee, die nicht uns, sondern einem anderen gehört, können wir nicht handhaben, sie wird uns abwerfen, wie das Pferd den fremden Reiter, sie ist wie eine Schmuckkassette, deren Vexierschloß man nicht kennt, wie ein Paß, der fremde Länder öffnet, aber nur dem, dessen Bild und Namenszug er trägt. Man lasse daher die Menschen an geistigem Eigentum ruhig zusammenstehlen, was sie erreichen können, denn niemand anders wird den Schaden davon haben als sie selbst, die ihre schöne Zeit an etwas völlig Hoffnungsloses vergeudet haben.

Es gibt aber auch unbewußte Plagiate, oder richtiger gesagt: Plagiate, die mit gutem Gewissen begangen werden, so wie man etwa jeden Händler einen Dieb mit gutem Gewissen nennen könnte. Es läßt sich bezweifeln, ob der Proughonsche Satz: propriété c'est le vol auf wirtschaftlichem Gebiet so ganz richtig ist; auf geistigem Gebiet gilt er aber ganz zweifellos. Denn genau genommen, besteht die ganze Weltliteratur aus lauter Plagiaten. Das Aufspüren von Quellen, sagt Goethe zu Eckermann, sei ‚sehr lächerlich'. ‚Man könnte ebensogut einen wohlgenährten Mann nach den Ochsen, Schafen und Schweinen fragen, die er gegessen und die ihm Kräfte gegeben. Wir bringen wohl Fähigkeiten mit, aber unsere Entwicklung verdanken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen, was wir können und was uns gemäß ist. Die Hauptsache ist, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt und die es aufnimmt, wo sie es findet. Überhaupt ist die Welt jetzt so alt und es haben seit Jahrtausenden so viele bedeutende Menschen gelebt und gedacht, daß wenig Neues mehr zu sagen und zu finden ist. Meine Farbenlehre ist auch nicht durchaus neu, Plato, Leonardo da Vinci und viele andere Treffliche haben im einzelnen vor mir dasselbe gefunden und gedacht; aber daß ich es auch fand, daß ich es wieder sagte und daß ich dafür strebte, in einer konfusen Welt dem Wahren wieder Eingang zu verschaffen, das ist mein Verdienst.' Und das war von Goethe sicher ein besonders großes Zugeständnis, denn er war bekanntlich auf nichts stolzer als auf seine Farbenlehre."

Das Tagebuch. X, 31. (Berlin.) In seiner Hamsun-Würdigung spürt Paul Kornfeld den konservativen Grundzug des Dichters auf:

„Alle Romane Hamsuns scheinen einen großen Roman zu bilden, ein großes Epos in der nordischen Landschaft, und das ist — nimmt man's als Ganzes — sein Inhalt: der Kampf zweier Welten: der Welt der Natur, die nicht idyllisch, in der alles enthalten ist, auch die Welt des Menschen, dieses widerspruchsvollen, eitlen, geizigen, gütigen, liebenden, vor Liebe sterbenden, komplizierten, oft schwachen, oft bösen Geschöpfes, das aber doch immer von einer Frau geboren wurde und geschaffen, wie alles in der Natur geschaffen ist — die Welt der Menschen also gegen die Welt der Zivilisation und des Fortschritts. Diese zweite Welt lockt den Menschen und verführt ihn, hat sie ihn aber zu sich gezogen, dann ist es zu Ende mit ihm, dann ist er ganz zerbrochen, dann ist alles in ihm vernichtet. Denn dann ist er unwesentlich geworden ... Der zivilisatorische Fortschritt banalisiert den Menschen, verdummt seinen Geist, läßt ihn die Welt falsch erleben, versperrt ihm alle wirkliche Erkenntnis, er will, in seinem Bedürfnis nach Formeln, alles zur Klarheit bringen, er zerstört die sinnlosen Vorurteile, aber mit ihnen den Sinn, aus dem sie sich entwickelt haben; er ist rational und ignoriert so die Quellen des Menschen; denn der Mensch ist ein irrationales Wesen, und seine Fundamente sind nicht zu finden im Bereich des platten Verstandes. Hamsun ist konservativ, nirgendwo ist es ausgesprochen, nirgendwo ist darüber debattiert, aber er ist es, ja, er ist der große Konservative dieser Zeit. Er ist es, indem er die Ideen und Begriffe vor ihrer Zerstörung bewahrt, da er in den Tiefen zu Hause ist, aus denen sie stammen."

Der Kunstwart. XXXXII, 11. (München.) K. K. Eberlein zeichnet aus Anlaß ihres 65. Geburtstages das Bild der Dichterin Irene Forbes-Mosse:

„Die Enkelin der Bettina ist seit 1901 durch Gedichte, Erzählungen und einen Roman hervorgetreten und ist der Gemeinde der „happy few" seit Jahrzehnten bekannt und wert. Erbe und Rasse, deutsche und italienische Kultur, Geist und Witz, Phantasie und Gefühl, Liebe und Leid haben sich in ihr ein zartes Instrument geschaffen, das, gleichsam an die Südwand des alten Hauses angelehnt, den Anhauch Italiens immer wieder

Digitized by Google

empfindet und belebt. Begabter und geistreicher als ihre bekannte abgeschiedene Schwester Heyking, verwebt sie den Esprit des 18. Jahrhunderts, die Kultur des 19. mit der zeitlosen Weisheit des menschlichen Herzens in eigener Sprache, die bildhaft, rein und beweglich die Fülle eines bunten, gesegneten Lebens offenbart. Sie könnte wie Goethes ‚schöne Seele' bekennen: ‚Ich litt und liebte. Dies war die Gestalt meines Herzens.' Jene Lebensweisheit, die kein Wissen lehrt, jene Ironie, die der Gelassenheit dient, jene Resignation, zu der Charakter gehört, gibt ihr eine leise reizvolle Stimme, die, wärmer als die der Huch, weiblicher als die der Kurz, weicher als die der Buber, klüger als die der Kolb, witziger als die der Bibesco, zuweilen das Beben der leidenden Droste, das Lachen der launischen Bettina, das Klagen der liebenden Sand hat. Zuweilen glaubt man das müde Parfüm eines Bang oder Keyserling zu atmen, den dumpfen, wehmütigen Duft alter Schlösser, glaubt man die blassen Daguerreotypien alter Albums zu durchblättern, die Süßigkeiten alten Lebens in Baden-Baden oder Florenz noch einmal zu erahnen — und steht dann doch wieder mitten im Leben, im Tag, im Salon oder Park von heute, immer aber in einer geistigen Luft."

Die Horen. V, 11. (Berlin.) In einer gedankenreichen Abhandlung über den „Dichter und seine Zeit" behandelt Rudolf Borchardt auch den berliner Aufenthalt Stefan Georges:

„Mit dem höchsten Pompe und der feierlichsten Anordnung stellte eine bereits zur Form geschlossene Gesellschaft den Dichter ihrer Zeitenscheide vor das öffentliche Urteil, als Vorleser des eigenen Werkes wie in Urzeiten, nicht einen Rezitator des landläufigen halb schauspielerischen Schlages, sondern den rhythmischen Hermeneuten seiner berauschten Verssprache. Hinter ihm ließ man Brokate rollen, neben ihm Kerzen leuchten, vor ihm die Andacht verstummen, von ihm ferne das weiheloſe Volk des horazischen Odenrufes sich bescheiden. Während der Vorgang nach Art des 25 Jahre zuvor stattgehabten bayreuther die Welt in Begeisterte, Höhnende und Karikaturen der Wichtigtuerei zerschlug und nicht nur die nirgend fehlenden eitlen Figurantinnen sich in den Schweif des neuen Kometen zu nisten strebten, stand der neue Dichter Deutschlands, sehr ungleich Richard Wagner, oder dem großmütig duldenden Liszt, hart und hoch, ein Geist und nicht immer aus lichten Reichen, vor der Menge, die ihn mehr wie geschlagener Feind denn wie gewonnener Freund anmutete — sofort von dichter Legende umgeben. Als vor — oder nach — einer dieser Vorlesungen George den Gesellschaftsraum betrat, und niemand der an den Wänden sich Drängenden ihm sein Gespräch zuzumuten sich getraute, meinte der damalige Bürgermeister Reicke, ein nicht unebener Mann und von gewissen literarischen Gaben, dem, was er für Verlegenheit hielt, ein frisches und gemütliches Ende machen zu müssen, brach der Freiheit eine Gasse und fragte nach summarischer Selbstvorstellung den Angeredeten auf die Haut: ‚Sie kommen doch aus Wien, Herr George, wie denkt man dort über Hofmannsthal?' Alle Winkel von Georges gewinkelter Gestalt im hochgeschlossenen Tuchrocke wurden noch winkelnder, der durchgrabene Bauernkopf unter dem zurückgekämmten Haarwulste rückte einen Grad nach hinten und maß die glücklose Figur mit einem kurzen stechenden Blick unter den fast brauenlosen Augenbögen her; dann erging in dem lautlosen Saal, die rheinisch doppelgipfligen Akzente scharf skandierend, die Antwort: ‚Wie man über Herrn von Hofmannsthal in Wien denkt, bedaure ich Ihnen nicht mitteilen zu können; im übrigen dagegen bin ich zu jeder Belehrung bereit.'"

*

„Ein unbekanntes Werk von Martin Opitz." Von Richard Alewyn (Zeitschrift für Bücherfreunde XXI, 3/4. Leipzig).

„Ein Beitrag zu Goethes Kunstbetrachtung." Von Wilhelm Dirks (Zeitschrift für Deutsche Bildung V, 7/8. Frankfurt a. M.).

„Im Zeichen Goethes." Von H. Handke (Der Deutschen-Spiegel VI, 32. Berlin).

„Der erneute Bielschowsky." Von Heinrich Lilienfein (Der Türmer XXXI, 11. Stuttgart).

„Heinrich von Kleist und seine Stellung zu Gemeinschaft, Volk und Staat." Von Karl Beckmann (Zeitschrift für Deutsche Bildung V, 7/8. Frankfurt a. M.).

„Max von Schenkendorffs Kampf um ein Amt am Rhein." Von Paul Kaufmann (Preußische Jahrbücher CCXVII, 2. Berlin).

„Neue Briefe von und an Heinrich Heine." Von Friedrich Hirth (Die Horen V, 11. Berlin-Grunewald).

„Aus Gustav Freytags Briefwechsel mit Graf und Gräfin Baudissin." Herausgegeben vom Sohn Gustav Willibald Freytag (Süddeutsche Monatshefte XXVI, 11. München).

„Das Herzen-Herwegh-Drama." Von Grigori Fuchs-Grif (Die Literarische Welt V, 33. Berlin).

„Detlev von Liliencron." Von Wilhelm Dreecken (Danziger Parole IV, 15).

„Hermann Löns in der Rheinpfalz." Von Heinz Oellers (Markwart V, 7. Hannover).

„Die geistige Gestalt Franz Kafkas." Von Hans-Joachim Schoeps (Die Christliche Welt XLIII, 16. Gotha).

„Friedrich Lienhard." Ein Gedenkblatt von Karl Muth (Hochland XXVI, 11. München).

„Friedrich Lienhard." Von Alfons M. Scherer (Literarischer Handweiser LXV, 11. Freiburg i. B.).

„Rilke auf der Ile Saint Louis." Von Charles Du Bos (Deutsch-Französische Rundschau II, 8. Berlin-Grunewald).

„Hofmannsthals Zeitgenossen." Von Hans Flesch (Die Weltbühne XXV, 30. Berlin).

„Hofmannsthals Tod." Von Alfred Günther (Reclams Universum XLV, 44. Leipzig).

„Der Mensch Hofmannsthal. Gestorben am 15. Juli 1929." Von Willy Haas (Die Literarische Welt V, 30. Berlin).

Digitized by Google

„Schmerz um einen Ermordeten [Hofmannsthal]." Von Heinrich Eduard Jacob (ebenda 31).
„Hugo von Hofmannsthal †." Von Glinski (Politische Wochenschrift V, 30. Berlin).
„Hugo von Hofmannsthal †." Von Josef Hofmiller (Süddeutsche Monatshefte XXVI, 11. München).
„Hofmannsthal und diese Zeit." Von Max Rychner (Neue Schweizer Rundschau XXII, 8. Zürich).
„Hugo von Hofmannsthal." Von Rudolf Borchardt (ebenda).
„Das Werk Hugo von Hofmannsthal." Von Hans Heinrich Schaeder (ebenda).
„Anmerkungen zu zwei Dichtern Europas: Hofmannsthal zum Abschied, Hamsun zum Gruß." Von Lutz Weltmann (Der Neue Weg LVIII, 15. Berlin).
„Karl Henckell." Von Leopold Liegler (Radio V, 46. Wien).
„Ein Toter: Karl Henckell." Von Paul Wiegler (Die Literarische Welt V, 33. Berlin).
„Hans Delbrück oder der Sieg des Welthistorikers über den Fachmann." Von Valeriu Marcu (ebenda).

* * *

„Stefan George und Frankreich." Von Curt Hirschfeld (Die Horen V, 11. Berlin-Grunewald).
„Johannes Schlaf." Von Erich Bockemühl (Die Christliche Welt XLIII, 16. Gotha).
„Offener Brief an Hermann Hesse." Von Gustav Hecht (Deutsches Volkstum XI, 8. Hamburg).
„Geist und Tat Heinrich Manns (zu seinem Buch ‚Sieben Jahre')." Von Wilhelm Herzog (Die Literarische Welt V, 30. Berlin).
„Arthur Holitscher zum 60. Geburtstag." Von Wolf Zucker (ebenda 33).
„Arthur Holitscher." Von Will Scheller (Die Neue Rundschau XXXX, 8. Berlin).
„Hans Franck." Von Glinski (Politische Wochenschrift V, 30. Berlin).
„Hans Franck." Von Alfred Huhnhäuser (Zeitschrift für Deutsche Bildung V, 7/8. Frankfurt a. M.).
„Hans Franck." Von Ernst Reiterer (Markwart V, 7. Hannover).
„Irene Forbes-Mosse." Von Curt Kohlmann (Die Lese IV, 12. Köln).
„Robert Hohlbaum." Von Oswald Floeck (Der Türmer XXXI, 11. Stuttgart).
„Robert Hohlbaum." Von Lothar Ring (Radio V, 44. Wien).
„Hermann Hefele." Von Ludwig Hänsel (Hochland XXVI, 11. München).
„Der Geist der Landschaft." Das Geheimnis der „Heimat" im Schaffen Hans Roseliebs. Von Wilhelm Schulte-Ahlen (Die Heimat XI, 7. Dortmund).
„Richard Billinger." Von Hermann Raschhofer (Politische Wochenschrift V, 30. Berlin).
„Friedrich Wolf, der Dichter und Arzt." Von E. Gemeinder (Der Zwiespruch XI, 22. Rudolstadt).
„Im Westen nichts Neues' (Remarque)." Von Rudolf Huch (Deutsches Volkstum XI, 8. Hamburg).
„Der Dramatiker Max Mell." Von Heinrich Bachmann (Bremer Theater-Blätter 1928/29, 8).

* * *

„Thomas Hardys Anschauung vom immanenten Willen." Von E. Weltzien (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung V, 4. Leipzig).
„Begegnung mit Eugene O'Neill." Von Charles Ashleigh (Die Volksbühne IV, 4. Berlin).
„Die drei Sitwells." Von Karl Arns (Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht, Bd. XXVIII. Berlin).
„Die Zensurfrage in den U. S. A." Von W. A. Reiß (Die Literarische Welt V, 33. Berlin).
„Das französische Drama der Gegenwart." Von Otto Forst-Battaglia (Das Nationaltheater I, 6. Berlin).
„Roger Martin du Gard." Von Otto Grautoff (Deutsch-Französische Rundschau II, 8. Berlin-Grunewald).
„Knut Hamsun." Von Paul Fechter (Deutsche Rundschau LV, 11. Berlin).
„Gruß an Knut Hamsun." Von Gerhart Hauptmann (Die Literarische Welt V, 31. Berlin).
„Knut Hamsuns dichterisches Werk." Von Roman Hoppenheit (Politische Wochenschrift V, 3. Berlin).
„Knut Hamsun." Von Otto Stoessl (Der Kunstwart XLII, 11. München).
„Eine Nacht mit Hamsun." Von Stanislaw Przybyszewski (Reclams Universum XLV, 44. Leipzig).
„Die Frauengestalten bei Hamsun." Von Carl David Marcus (ebenda).
„Hamsuns doppeltes Gesicht." Von Wolf Zucker (Die Literarische Welt V, 31. Berlin).
„Zwei große Epiker des Nordens: Sigrid Undset und Olav Duun." Von Alice Rühle-Gerstel (ebenda 33).
„Martin Andersen Nexö." Von Ernst Heinrich Schrenzel (Der Neue Weg LVIII, 14. Berlin).
„Ladislaus Fodor." Von Richard Beer (Radio V, 44. Wien).
„Leutnant Dostojewskij." Von Essad-Bey (Die Literarische Welt V, 33. Berlin).
„Ein Aretinofund." Von Max Sander (Zeitschrift für Bücherfreunde XXI, 3/4. Leipzig).
„Probleme aus der Welt des Wunderbaren in Homers Ilias." Von H. Spieß (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung V, 4. Leipzig).

* * *

„Gedanken über das Lustspiel." Von Raoul Auernheimer (Bremer Theater-Blätter 1928/29, 7).
„Eine Hamletvariante Albert Bassermanns." Von Julius Bab (Der Neue Weg LVIII, 15. Berlin).
„Regie des Dramas." Von Rudolf Blümner (Das Nationaltheater I, 6. Berlin).
„Drama des Moments?" Ein Wort zu seiner Rechtfertigung. Von Bernhard Diebold (Eckart V, 7/8. Berlin).
„Der Kampf um den Bühnenstil unserer Zeit." Von Fritz Erpenbeck (Der Neue Weg LVIII, 14. Berlin).
„Wirkliches Theater." Von Oskar Fischel (Das Nationaltheater I, 6. Berlin).
„Über das neue Drama." Von Siegfried Melchinger (Die Christliche Welt XLIII, 16. Gotha).
„Das deutsche Drama und seine Zukunft." Von Josef Nadler (Das Nationaltheater I, 6. Berlin).
„Bilanz der deutschen Sprechbühne." Von Jakob Overmans S. J. (Stimmen der Zeit LIX, 11. Freiburg i. B.).

* * *

„Dichtung als Bildungsgut." Von Joseph Antz (Literarischer Handweiser LXV, 11. Freiburg i. B.).
„Index und Zensur in Alt- und Neudeutschland." III. Von Ernst Drahn (Die Stimme der Freiheit I, 6. Berlin).
„Die Chorlieder des Stammtisches." Von Rudolf Fischer (Politische Wochenschrift V, 30. Berlin).
„Die seelische Not der jungen Generation." Von Rolf Hartmann (Sozialistische Monatshefte XXXV, 8. Berlin).
„Kunst und Wirklichkeit." I. Von Martin Havenstein (Zeitschrift für Deutsche Bildung V, 7/8. Frankfurt a. M.).
„Der Dichter und das Faktum." Von Josef Kastein (Die Weltbühne XXV, 33. Berlin).
„Dichtung und Erziehung [Ergänzung und Erziehung]." Von Gustav Keckeis (Literarischer Handweiser LXV, 11. Freiburg i. B.).
„Das deutsche Volkslied in Elsaß-Lothringen." Von Wilhelm Kleefeld (Westermanns Monatshefte LXXIII, 876. Braunschweig).
„Das deutsche Buch im Ausland." Von Hans Krey (Zeitschrift für Deutsche Bildung V, 7/8. Frankfurt a. M.).
„Reaktion und Fortschritt." Von Thomas Mann (Die Neue Rundschau XXXX, 8. Berlin).

Digitized by Google

„Sehnsucht nach Klassik." Von Jakob Overmans S. J. (Stimmen der Zeit LIX, 11. Freiburg i. B.).
„Künstlerisches Schaffen und Witzarbeit." Von Theodor Reik (Imago XV, 2. Wien).
„Kunst und Gegenwart, Junglehrer und Dichterbuch." Von Friedrich Sacher (Niederösterreichisches Lehrerblatt VI, 23/24. Baden b. Wien).
„Volkstümlichkeit im Buch." Von den Grenzen zwischen „Literatur", Volkstum und Kitsch. Von Diedrich Speckmann (Eckart V, 7/8. Berlin).
„Zur nordfriesischen Bewegung." Von Julius Tedsen (Niedersachsen XXXIV, August. Bremen).
„Deutsche Lyrik der Gegenwart (Schluß)." Von Conrad Wandrey (Deutsche Rundschau LV, 11. Berlin).
„Über den Umgang mit Autoren." (Der Autor IV, 7. Berlin).

Echo der Bühnen

Berlin

1.

„Zwei Krawatten." Revuestück von Georg Kaiser. (Uraufführung im Berliner Theater am 5. September 1929.)

Ein Schachspiel, in dem das Schicksal es sich vorbehalten hat, mit seinen Springern einzugreifen.
Der flüchtende Verbrecher tauscht im Ballokal die Krawatte mit dem Kellner, der ist nun Herr und findet zugleich in seiner Westentasche das Tombola-Los, dem der große Treffer einer Freifahrt nach Amerika zufällt, die amerikanische Millionärstochter schließt sich ihm auf der Reise an. Er ist im Spiel Schachkönig. Schachkönigin aber ist seine kleine Geliebte, die er vor der Abreise noch einmal aufsucht, die ihm im Zwischendeck heimlich nach Amerika folgt. Amerika erschließt seine Revue-Perspektiven. Amerika bedeutet Glücksumschwung. Das arme Mädel wird Erbin zahlreicher Millionen, der ehemalige Kellner entdeckt sein Herz. Unmittelbar vor der Verlobung mit der amerikanischen Dollarprinzessin packt ihn die Sehnsucht, er tauscht die Krawatte mit dem Kellner, begibt sich im Zwischendeck nach Deutschland, während nunmehr Schachkönigin die Luxuskabine inne hat. Wiederkehr der gleichen Motive, Parallelszenen. Glückshimmel zum Ende wie zum Anfang.
Konstruktiv ist „Zwei Krawatten" eins der bestgelungenen Kaiserschen Stücke. Der Bau ist völlig durchsichtig, hinter dem Glas laufen die Träger in eleganter Linie. Die Zufallseingriffe sind derart eingefügt, daß sie im Bau gleichsam Etage bilden. Auf der bewegt sich nun die Handlung, bis sie wieder auf Treppe stößt. Die gleitet der eine Handlungsfaden in eben dem Tempo hinan, in dem sie der andere hinabgleitet. Nahezu in jedem Moment stehen aufsteigende und niedergehende Handlung vor dem gleichen Fenster.
Kaum in einem seiner vorhergehenden Stücke hat Kaiser so vollendet Spiel geboten, wie eben hier. Das ist einesteils durch Betonung des konstruktiven Gedankens erzielt, andererseits durch die Zufalls-Dosierung. Das Stück setzt derart ein, daß alle Wirklichkeitsschwere von vornherein ausgeschaltet ist, immer neue Zufälle geben ihm immer wieder Flügel. Dies Spiel schwebt. Es erhebt sich in die Höhen reiner Ironie. Durch sie wird es in eben dem Maße romantisch, in dem es kraft des konstruktiven Elements modern ist.
Diese Kaisersche Ironie spielt mit Geld, spielt mit Herz. Sie ironisiert beide. Aber sie tut es in der Art — und damit rückt „Zwei Krawatten" ganz nahe an „Kolportage" heran — daß sie im Spott dem Publikum doch eben den Leckerbissen reicht, nach dem es verlangt. Mehr als das: der Reichtum dieser Ironie ist — geistig — mit der Armut derer, die diesen Reichtum anstaunen, identisch. Nicht nur die Personen des Stücks, auch der Zuschauer wird ironisiert, aber seine Torheit wird zugleich gepeitscht, zugleich gefüttert. Das mag man als ein wenig faires Spiel empfinden.
Die Wirklichkeit ist aller Schwere beraubt, es gibt nur Konstruktion, kein Wachstum. Dadurch wird ein Eindruck höchster Eleganz erzielt, ästhetisch einem Verlangen nach Harmonie in Fülle Genüge geleistet. Aber diese Harmonie ermüdet. Die Wiederkehr der gleichen Szenen, die im Spiel Trumpf sein soll, wird zu Kartenkunststück. Ja, es begegnet dem nicht naiven Zuschauer, daß er, inmitten der Bewunderung, diese Pointen als stumpf, diesen selbstherrlichspielenden Verstand als dümmlich empfindet.
Tut er das, so beweist er damit die gesunde Reaktion der natürlichen Menschen Artistik gegenüber.

2.

„Der Kaufmann von Berlin." Ein historisches Schauspiel aus der Inflationszeit von Walter Mehring. (Uraufführung im Berliner Theater am 6. September 1929.)

Walter Mehrings Schauspiel ist nichts, will aber auch nichts sein als Textbuch für eine Piscator-Inszenierung. Demzufolge ist die Anlage der Handlung nicht zentral, sondern peripherisch, die Schilderung nicht objektiv, sondern politisch eingestellt.
Das Schicksal eines dieser Ostjuden, die mit einem Vorrat von Dollarnoten in dem Berlin der Inflation eintreffen, es schnell zu schwindelnden Reichtümern bringen, um vor dem Staatsanwalt zu enden — man

Digitized by Google

denkt (und das eben beabsichtigt Mehring!) an den einen und anderen berüchtigt gewordenen Kriminalfall. Nur hatten diese Fälle überlegene Klugheit, zum mindesten strategische Geschäftstüchtigkeit verbunden mit dem unumgänglichen Maß an Skrupellosigkeit zur Voraussetzung. Mehring führt seinen Kaufmann von Berlin Waffenlieferungsschiebungen zu, er stellt ihm den deutschvölkischen Schieber zur Seite, läßt ihn zu dessen willenlosen Werkzeug werden: das verlangte die politische Tendenz. Man sieht unmittelbar, wie die Tendenz die Linien der Reportage, aber auch die der Charakteristik verschob und verschieben mußte. Mehrings „Kaufmann von Berlin" ist auf die Charakteristik hin angesehen sentimentaler Nulpe.

Nur peripherisch, in Zeit- und Lokalschilderungen weckt diese Reportage Interesse. Sie wird darüber hinaus in Einzelzügen — zumal in Charakteristik und Schicksal des putschierenden Generals — zu geradezu verblüffender, geschickt legierter und polierter Dichtungs-Imitation, es ist ein altes Stück: ein Literat kann einen Dichter lehren.

3.

„Zyankali" (§ 218). Schauspiel von Friedrich Wolf. (Uraufführung durch die Gruppe junger Schauspieler im Lessing-Theater am 6. September 1929.)

Wieder wird die Szene zum Tribunal. Angeklagter ist der Paragraph 218 des Strafgesetzbuchs, der auf Abtreibung für die, die sie an sich vornehmen und für die anderen, die dabei Beihilfe leisten, Zuchthausstrafe androht. Der Ruf ergeht nach einem Volksbegehren zur Abschaffung des Paragraphen. Dieser Ruf wird auf der Bühne laut, er findet in der Zuhörerschaft gellend Widerhall.

Der Leidensgang eines Mädchens, der in mehr als einer Hinsicht an Hauptmanns „Rose Bernd" erinnert. Auch hier die Einstellung des Mädchens zwischen den Mann, den es liebt und der Vater ihres ungeborenen Kindes ist, und den lüsternen Verfolger. Ähnliche Züge in der Charakterzeichnung und in der naturalistischen Erfassung der Umwelt. Aber diese Hete hier ist keine Stumme wie Rose Bernd. Sie ruft sich zur rechten Zeit den Beschützer gegen den Widersacher. Sie hat den Schrei ihrer Not. Auch das Mitleid, das die Gestalt und ihr Passionsgang aufbranden läßt, bleibt nicht stumm wie bei Hauptmann. Es wird zum formulierten Anklageschrei gegen den Abtreibungsparagraphen.

Diesem Mädchen ist es Herzenswunsch, das Kind, das sie empfangen hat, sich und dem Mann, den sie liebt, auszutragen: es sind die äußeren Umstände, die sie zur Abtreibung (zum mindesten ihrer eigenen Einsicht nach) zwingen: ihre Mutter empfindet den „Fehltritt" als „Schande"; es bricht ein Streik aus, der sie und den Vater des Kindes brotlos macht; Hunger ist es, der sie selbst und den Geliebten ins Verbrechen treibt. Der Arzt verweigert ihr die Hilfe; ein Eingriff, den sie selber an sich vornimmt, bleibt erfolglos und macht zugleich jeden späteren Rettungsversuch vergeblich. Sie ist dem Tode verfallen, sie zieht ihre Mutter in ihr Schicksal hinein: daß es die äußeren Umstände sind, die Station für Station dieses Passionsweges abstecken, ist entscheidender Vorzug des Dramas. Nur so konnte die Frage zu sozialem Problem werden, und sie wird es.

Wolfs Schauspiel ist Szenenwucht gegeben, jeder Typus dieser Umwelt gewinnt Gesicht, jedes Wort klingt echt. Es ist auch seelische Anteilnahme an dieser Hete. Eine Frage, die alle beschäftigt, wird derart an einem Einzelfall zur Darstellung gebracht, daß jeder sie neu zu durchdenken gezwungen ist.

Der Bühnenforderung ist damit Genüge getan. Daß die Bühne in Wahrheit niemals Tribunal, immer nur Pult für den Ankläger oder den Verteidiger sein kann, tritt dem Nachdenkenden dabei freilich erneut vor Augen: es gibt keinen Einzelfall, der den Schluß auf Allgemeingültigkeit beanspruchen könnte. Genug; etwas, das wie dumpfes Murmeln durch das Volk ging, gewinnt hier Stimme.

Ernst Heilborn

Echo des Auslands

Holländischer Brief

„Der Terrorismus der Lyrik, wie er genannt worden ist, ist so ziemlich vorüber. Was man schon vor einigen Jahren zu ahnen begann, es geschieht. Langsam, mühsam, einstweilen ohne viele und vor allem ohne viel gute und große Resultate, aber unverkennbar: die Prosa lebt wieder auf." Dieses Geständnis des weitaus bedeutendsten Kritikers der jüngsten holländischen Generation, H. Marsman, der einige Jahre hindurch die Bewegung der Lyriker geführt hat, ist fast eine Kapitulation. Das Übermaß an Lyrik, das in erster Linie von den Jüngeren stammte, erschien wie eine hochmütige Abweisung des Willens und der Wünsche, die in unserer Zeit laut zu werden anfangen. Jetzt — und der Einfluß der jungen deutschen Prosaisten wird darauf nicht ohne Bedeutung gewesen sein — wird ein Umschwung bemerkbar. Noch ist die Prosa bei weitem nicht stark, nicht

Digitized by Google

unmittelbar, nicht männlich genug; noch ist es ein trübseliges Zeichen, daß der holländische Büchermarkt in so überwiegendem Maße von weiblichen Prosaisten beherrscht wird. Aber allmählich vollzieht sich der Umschwung und wenn auch die neue Prosa vorläufig bescheiden in Umfang und Qualität bleibt, spürt man das Lebendigwerden neuer Kräfte und eine größere Empfänglichkeit für den neuen Zeitwillen in der Literatur der jungen Autoren. Die großen Erfolge bleiben bis auf weiteres den Arrivierten der alten Prosa vorbehalten.

Zu diesen Erfolgen gehört in erster Linie der Zyklus „Merijntje Gijzens Jeugd" („Die Jugend des Merijntje Gijzen"; Amsterdam, Querido) von A. M. de Jong. De Jong, ein sozialistischer Schriftsteller, hatte sich mit seinen früheren, stark politisch gefärbten Büchern nicht durchsetzen können; jetzt ist ihm mit diesem etwas sentimentalen, weichen Zyklus der Erfolg in den Schoß gefallen. Das große Publikum war mit diesem Roman, der von Freud und Leid eines kleinen nordbrabanter Jungen mit dichterischer Seele erzählt, im siebenten Himmel. Sicher findet man Gutes in diesen Büchern, vor allem im ersten Buch, „Der Verrat", aber dieses Gute beschränkt sich auf einige gutgeschriebene Kapitel, in denen de Jong Landschaft und Milieu der Handlung schildert, und auf eine scharmante, aber zu keinen Geheimnissen sich vertiefende Psychologie. Vielleicht sind es aber gerade diese Qualitäten, die dem Buch den beispiellosen Erfolg brachten; einen Erfolg, der sich auch auf die vom Dichter selbst vorgenommene — aber dramaturgisch unmögliche — Bühnenbearbeitung des ersten Teiles übertrug.

Vom Schriftstellerehepaar Carel und Margot Scharten-Antink erschien „De nar uit de Maremmen" (Der Narr aus den Maremmen; Amsterdam, Wereldbibliotheek), ebenfalls ein Zyklus, in dem die Geschichte einer dichterischen Seele erzählt wird. In diesem Buch ist es ein italienischer Maler, dessen seelische Wirren und dessen Konflikte mit der Gesellschaft gezeichnet werden. Das Ehepaar Scharten wohnt seit Jahrzehnten in Florenz und gibt der Mehrzahl seiner Bücher Italien zum Hintergrund; folglich bekommen diese Romane einen unholländisch-weiten Horizont, finden die Autoren wiederholt Anlaß zu sprachlich schönen Beschreibungen malerischer Typen und Landschaften. Aber ein großer Mangel in all diesen Büchern wird dadurch nicht aufgehoben: sie sind zu sehr mit dem Gehirn, zu wenig mit dem Herzen geschrieben; nirgends spürt man einen Antrieb der Leidenschaft; sie sind eher kunstgewerblich als künstlerisch zu werten. Der zweite Teil dieses Zyklus ist wahrscheinlich der erste Roman, der die Entstehung der faszistischen Bewegung und die Heldentaten der „Faszisten der ersten Stunde" schildert. Als solcher könnte das Buch zweifellos interessant sein, wenn unser Interesse nicht fortwährend von der geistigen Distanz gehandikapt würde, die wir zwischen den Autoren und ihrem Stoff spüren, eine Distanz, die durchaus nicht die sachliche Beherrschung des Stoffes sondern um so mehr die innere Verwandtschaft mit der geistigen Einstellung betrifft, aus welcher die gezeichneten Geschehnisse geboren sind.

Genau das Gegenteil finden wir in „Het afscheid van de wereld in drie dagen" („Der Abschied von der Welt in drei Tagen"; A'dam, Querido) von Victor E. van Vriesland. Vriesland kümmert sich nicht um schöne Beschreibungen und malerische Bilder; seine Sprache ist hart und kernig, ab und zu auch banal und flüchtig. Doch Vriesland hat Leidenschaft und die unmittelbare Einstellung zum Übersinnlichen, die sein Werk ein Kunstwerk werden läßt. Zudem ist sein Thema ungemein fesselnd: es sind die achtundvierzig erlebnisschweren Stunden eines Mannes zwischen dem Augenblick, in dem ein alter Wahrsager ihm den Tod ankündigt und dem Augenblick, in dem dieser Tod über ihn kommen soll. Vriesland hat dieses Thema zu einer atemraubenden Erzählung gestaltet, in der aber nicht Geschehnisse am wichtigsten sind, sondern die Höhen und Tiefen inneren Erlebnisses, zu denen uns der Dichter unwiderstehlich mitreißt. Dieses Buch gehört zu den wenigen holländischen Romanen, die aus einem neuzeitlich-menschlichen Empfinden heraus geschrieben sind. Es hat trotz einiger technischer Unvollkommenheiten mehr Wert als manches zur hohen Literatur geprägte Buch.

Zu den bedeutendsten holländischen Romanen der letzten Zeit möchte ich auch Siegfried van Praags „Langs de paden der liefde" („Wege der Liebe"; A'dam, Allert de Lange) zählen. Obwohl es als Kunstwerk lange nicht dieselbe Kraft wie Vrieslands Buch hat, steht es doch durch eine gewisse geistige Vornehmheit und ein hohes inneres Leben auf einem nicht zu übersehenden intellektuellen Niveau. Es ist die Geschichte eines jüdischen Mädchens, das schwärmend und mit einsamem Herzen nach dem Königreich der Liebe sucht, das sie weder in der Erotik, noch bei den offiziellen Vertretern der Religionen oder bei der Heilsarmee finden kann, so daß sie schließlich nach dem heiligen Lande zieht, wo sie eine Brüderschaft der Liebe gründen will. Dieser Schluß wahrt nicht ganz die Höhe der gänzlich unirdischen Ideale, die sonst die Geschichte der Heldin tragen. Das größte Bedenken aber, das ich gegen diesen Roman habe, ist das endlose Diskutieren über religiöse Auffassungen, die das Buch zum großen Teil füllen; setzt man sich darüber hinweg, dann findet man viel Schönes und Edles, vor allem in der Figur der Rachel,

Digitized by Google

die in ihrer Sehnsucht nach dem Reich der Liebe und in ihrer Verzweiflung über alles Irdische die Gedanken so vieler Zeitgenossen ausspricht. — Diesem Buch nah verwandt ist P. H. van Moerkerkens „Eros en de nieuwe God“ („Eros und der neue Gott“; A'dam, van Kampen), eine Erzählung, die gegen einen Hintergrund altchristlicher Geschichte und in einer romantisch-poetischen Atmosphäre ein ähnliches Thema behandelt. Den Ausgangspunkt der Handlung bildet die bekannte Geschichte vom Apfel des Theodosius; Theodosius' Gemahlin Eudocia ist die Heldin, in der und um die herum das Ringen der sterbenden heidnischen mit der aufstrebenden christlichen Kultur gestaltet ist. Auch in diesem Buch gibt es übermäßig viele religiöse Beschauungen, aber van Moerkerken ist dem jüngeren van Praag stilistisch sehr überlegen und der Hauptwert seiner Erzählung liegt außerdem in seiner Art, das geistige Leben einer historischen Epoche bis in die zartesten Gedankenfeinheiten nachzudichten.

Von den Geschehnissen auf künstlerischem Gebiete, die sich in diesem Jahr ereigneten, sei an erster Stelle die Huldigung des siebzigjährigen Dichters Willem Kloos erwähnt. Kloos hat in seiner Jugend Verse geschrieben, die zu den allerschönsten der holländischen Literatur gehören, und man hat ihn dafür, sowie für sein prächtiges kritisches Werk „Vierzehn Jahre Literaturgeschichte“ in Dankbarkeit geehrt.

Ein schwerer Verlust für das holländische Kunstleben war der Tod des prachtvollen Schauspielers und großen Regisseurs Willem Royaards. Zwar war Royaards schon vor einigen Jahren zurückgetreten als Leiter des amsterdamer Stadttheaters, aber man hegte trotzdem noch die Hoffnung, ihn, der so viel für die Hebung des Niveaus der holländischen Schauspielkunst getan hat, bald wieder an der Arbeit zu sehen. Es wurden gerade Pläne gemacht, ein eigenes Theater nach seinen Einsichten und Idealen für ihn zu bauen. Royaards hat die Verwirklichung dieser Pläne leider nicht mehr erlebt.

Simon Koster.

Katalonischer Brief

Nicht allzu viele, außerhalb der zünftigen Gelehrtenwelt, werden um das dritte Literaturgebiet der Pyrenäenhalbinsel Bescheid wissen, wo in den letzten Jahrzehnten ein altehrwürdiges Schrifttum neuerdings zu reichlichen, prächtigen Blüten angesetzt hat. Da nun aber die Katalonier gerade in diesen Tagen durch eine imposante Ausstellung in ihrer herrlichen Metropole Barcelona den ihnen innewohnenden Lebenswillen, ihre Tatkraft und kulturelle Bedeutung bekunden, erscheint es durchaus angebracht, auch einmal der literarischen Bestrebungen dieses zäh sich emporringenden, durch und durch tüchtigen und geistig hochbegabten Volkes zu gedenken.

Die katalonische Sprache wird von vier Millionen Menschen gesprochen, so daß die Katalonier an Volkszahl manchen Nationalstaat Europas übertreffen. Freilich sind sie nicht unabhängig, und dies hemmte denn auch ihre volkliche Entwicklung. Vielerlei Bedrückung mußte das Katalonentum seitens der Machthaber hinnehmen. Trotzdem hat es niemals, ein aufrechtes, beharrliches, kampffrohes Volk, seine stolze Selbstherrlichkeit von einstens vergessen. Vor einem halben Jahrtausend etwa, da war auch das Katalonische noch eine Nationalsprache, in der insbesondere im Zeitalter der Troubadoure künstlerisch hochwertige Dichtwerke entstanden sind, gleichwie in dem Idiom der nachbarlichen Provence. Damals glänzten hier Dichter wie Ramón Muntaner, Ausias March, Jaume Roig, Martorell, Fenollar u. a. Dann aber wurde das Katalonische hart unterdrückt und damit zu einer verachteten Provinzmundart erniedrigt. Erst zu Anbeginn des 19. Jahrhunderts fanden sich wieder neue heimische Dichter von Rang: Victor Balaguer, J. Rubió y Ors, Jacinto Verdaguer, C. Pidal, begeisterte volksbewußte Bahnbrecher, späterhin die Romanciers Narcis Oller und Victor Catalá, sodann Angel Guimerá, der große Dramatiker, der Lyriker Joan Maragall, der vielseitige Santiago Rossinyol u. a. Auch die „Jochs florals“, die poetischen Blumenspiele kamen wieder zu Barcelona in Aufnahme und man sammelte die alte Volkslyrik.

Bringt die erste Periode der katalonischen Renaissance im 19. Jahrhundert den Namen Verdaguers zu Ehren, erscheint die zweite mit dem Joan Maragalls verknüpft. Die dritte dagegen, die modernistische, dankt vor allem den Bestrebungen Josep Carners ihre Entstehung. Es ist nun zwei Jahrzehnte her, seit Carner als junger Poet gegen die vom Zeitgeist überholte Maragallsche Muse zu Felde zog. Als er dann selber mit neuartigen Dichtwerken hervortrat, stieg auch für die katalonische Verskunst eine neue Zeit empor. „El llibre dels poetes“ und „El llibre de Snets“ fanden ihre Bewunderer. Die Veröffentlichung von „Els fruits saborosos“ aber wirkte geradezu epochemachend. Es erwies sich erstmalig, daß auch das rauhere katalonische Idiom sich zum Ausdruck zartester Empfindungen, Stimmungen und subtiler Gedanken eignete. Neben Carner betätigte sich Joaquim Folguera, 1893 geboren. Auch er strebte danach, durch formvollendete Schöpfungen, sowie essayistische Studien („Els noves valors de la poesia catalana“) die heimische Dichtung zu fördern. Er starb jung 1919. Nicht minder bald wurde der geniale Josep

Digitized by Google

Maria Junoy abberufen, der gleichfalls eine Hoffnung Kataloniens war. Weiteren Impuls dankte die moderne Lyrik dem reich begabten Joan Salvat-Papasseit, dessen befruchtendes Wirken zwischen 1917 und 1923 fällt. Er verfaßte expressionistische Gedichte und programmatische Essays, bis auch diesem Nimmermüden 1924 der Tod die Feder aus der Hand nahm.

Über dreißig Werke umfaßt das Schaffen Josep Maria López-Picós, eines im besten Lebensalter stehenden, äußerst kraftvollen Lyrikers und gewandten Essayisten. Geboren 1886 zu Barcelona, begann er 1910 mit Veröffentlichung zweier Dichtwerke: „Intermezzo galant" und „Turment, froment", denen ein Jahr darauf das „Poemet de la germana imaginaria" und die „Poemes del port" folgten, die das Interesse auf den originellen Dichter lenkten. Unter seinen Versbüchern sind überdies noch zu nennen „Cants i allegories", „Cin poemes", sowie das kürzlich (1928) erschienene „Meditacions i jaculatòries".

Guerande Lioft, 1878 geboren, ist unter seinem bürgerlichen Namen Jaume Bofill i Mates ein bekannter Politiker und Advokat, also ein Mann von Welt. Gleichwohl versteht er es in seinen Dichtungen packende, wahrhaft gemütstiefe Töne für Seelenstimmungen zu finden. Wir nennen „Selvatana amor", „Somnis", „La muntanya d'amatistes" und „Ofrena rural".

Einer der Jüngeren ist Josep Maria de Sagarra, 1894 in Barcelona geboren. Er blickt bereits heute auf ein Schaffen von etwa zwanzig Bänden zurück. Am bekanntesten ist „Cançones d'avril i de novembre", worin er in glühenden Farben und lauteren Herzenstönen die Schönheit seiner katalonischen Heimat, sowie die Eigenart ihrer Menschen verherrlicht. Anerkennung fand auch seine Dichtung „El comte Arnau". Sagarra verfaßte überdies Erzählungen, Romane und verschiedene Bühnenwerke.

Unter den jungen Lyrikern wären ferner zu nennen Carles Riba, ein scharfsinniger, temperamentvoller Lebensbetrachter, Melchor Font, Gabriel Alomar, Tomas Carcés, J. Sebastiá Sanchez, Carbonell, Sebastiá Gasch, Foix, Lluis Montanyá. Millàs Raurell erzielte insbesondere mit seinem „Tercer llibro de poemes" Anerkennung.

Unter Kataloniens Romandichtern wurden vor allem Narcis Oller, Victor Catalá und Santiago Rossinyol auch außer Landes berühmt und verschiedene ihrer Werke in ausländische Sprachen übertragen. — Der als Lyriker erwähnte J. M. de Sagarra, Verfasser von „Paulina Buxareu", veröffentlichte kürzlich einen neuen Roman „All i salobre". Er handelt vom schmerzlichen Dilemma eines jungen Seminaristen, der zwischen einer ländlichen Liebelei und Gottesfurcht einen schweren Seelenkampf durchzuringen hat. Die Szenerie bildet das Gestade um Gerona, blauende See, überwölbt von einem sonndurchglühten Himmelszelt, darunter vielerlei schlichte Küstenbewohner sich mit ihren kleinen Freuden und großen Schmerzen tragen. Sagarras veredelte Sprachkunst verrät auch hier unleugbar den Poeten. Joan Santamaria schuf in seinen „Naraciones" phantastische Gespenstergeschichten, die gern gelesen werden. Millàs Raurell, dessen Novellenbuch „La caravana" starke Begabung bekundet, gab eben einen realistischen Roman „Entre els isards i la boira" heraus, dem psychologische Feinheiten wie auch stimmungsvolle Naturschilderungen nachgerühmt werden. Auch in Carles Riba besitzt Katalonien einen geistvollen Erzähler von Qualität.

Die vornehmste katalonische Bühne, das „Teatre Novetats" in Barcelona, bemüht sich eifrig um die Förderung heimischer Talente. Ihre Leitung übernahm erst kürzlich der hervorragende Kritiker und Publizist Carles Capdevila. Santiago Rossinyols Stücke stehen unablässig im Spielplan, so auch jene Angel Guimerás. Als befähigte zeitgenössische Dramatiker erweisen sich u. a. Ramón Vinyes, Pons i Pagés und Carles Soldevila. J. M. de Sagarra konnte letzter Zeit auf zwei Erfolgstücke zurückblicken: das Drama „Judit" und die Komödie „Els llágrimes d'Angelina". Millàs Raurells Drama „La llotja" weckte gleichfalls Beifall. Sein neuestes Bühnenstück betitelt sich „Els fills".

Im übrigen ermangelt die jüngste Generation heutzutage der Geduld, um geruhig abzuwarten, bis an den einen oder anderen an der offiziellen Bühne, die notgedrungen auch ausländische Werke aufführt, die Reihe kommen mag. Sie stellte sich daher auf eigene Füße und begründete ihr „Teatre d'Orientació". Die Leitung obliegt Ramón Vinyes, dem insbesondere Artur Perucho, José M. Sucre, Felip Coscolla, Enric Lluelles, Roure Torrent und José M. Soler Gefolgschaft leisten.

Kritik und Essay verschaffen sich, außer in den großen Journalen und Zeitschriften, wie „La Veu de Catalunya", „La Publicitat", „D'aci i d'allá", „Jóia", „L'Amic de les Arts" usw., auch in zahlreichen Druckwerken Gehör. Als Kritiker von Rang wirkten die verstorbenen J. Folguera und J. M. Junoy, wirken fernerhin J. M. López-Picó („Entre la critica i l'ideal"; „Escriptors estragers contemporanis" usw.), Carles Capdevila, Joan Estelrich, Carles Riba, Joan Santamaria, Ambrosi Carrión, Melchor Font, Farrán, Carles Soldevila, Sagarra, Pous y Pagés, Diaz Plana.

Digitized by Google

Von dem kürzlich verschiedenen Philosophen Cristófor Domenech erschien ein bedeutendes Werk „L'oci d'un filósof". Nicolau Maria Rubió übertrug neulich Montaigne. Der Lyriker Guerande Liost befaßt sich in „Els joventuts catalanes" mit den Bestrebungen Jung-Kataloniens. Unter den jüngeren Kritikern gelangten zur Geltung Lluis Montanyà, Joan Sacs, Sebastiá Gasch, Salvador Dali, Francesc Vidal Burdils, Arneſt Mestre, Rafael Benet, Antonio Salvá Ripoll, Bartomeu Darder, Llorenc Riber, Salvador Gaunès, Ignasi Valenti und Mayoral.

Martin Brussot

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Gewalt über ihnen. Roman. Von Ernſt Zahn. Stuttgart 1929, Deutſche Verlags-Anſtalt. 334 S.

Das alte Thema vom späten Mann, der in einer jungen Liebe ſeine zweite Jugend erlebt. Aber wie Ernſt Zahn das Kliſchee vermeidet, wie er das ſcheinbar Alltägliche hinaushebt zu einem Sonderfall, wie er die Dinge vertieft und mit dem Zeitgeſchehen in Verbindung ſetzt, das iſt wunderſam zart und dichteriſch geſtaltet. Da iſt jener Jakob Steinmann, geachtet in ſeinem Bezirk, geliebt, gefürchtet. Tag und Stunde iſt ihm angefüllt mit Werk und neuen Plänen. Freilich, er gehört dafür auch allen Leuten, nur nicht ſeiner Familie. Es iſt, als hätte man ihn aus der eigenen Stube herausgeriſſen und verteilte ihn ſtückweiſe unter die ganze Welt. Und die Tochter, das Kind ihrer Mutter, denkt es laut aus ſich heraus: „Dafür heiratet man aber ſchließlich nicht, daß man nach einer Weile wie ein vergeſſener Regenſchirm in einer Ecke ſteht." Hier berührt Ernſt Zahn eines der wundeſten Probleme der Gegenwart. Wie viele Steinmänner gibt es, tüchtige, erprobte, ehrenhafte Kerle, denen das Geſchäft am Ende über den Kopf und den Frieden ihres zu Hauſe zuſammenſchlägt, die plötzlich dann und ſchickſalhaft erwachen im ungeheuren Zwieſpalt einer neuen Liebe, die ihnen endlich Ruhe, Frieden und neue Jugend bringen ſoll. Und ſie werden ſchmerzhaft der Liebe zu jener eingedenk, die all die Jahre ſo ſchweigſam mit und nebenher gegangen iſt. („Er war in einer Liebe gegangen wie in einer ſanften, guten Luft und hatte dabei nie groß bedacht, woher ihm das Behagen kam.") Aber Ernſt Zahn geht es noch um ein Zweites in dieſem Buch. Steinmann kämpft auch mit dem, was unerbittlich nach ihm kommen wird. Mit jener Jugend, die das Werk übernehmen ſoll, das er begonnen. Und er vergleicht es mit einem Berg, der groß und dunkel daher ſchreitet. Jetzt trifft uns der Bergſchatten ſchon, daß es uns kalt überläuft, und jetzt bröckelt es auf uns herab, Steine und Erde, und ſchlägt unſere Wünſche und Hoffnungen tot. Und dann bricht der Berg ſelber nieder, erſchlägt uns und ſargt uns ein. — Doch bis dahin iſt ein langer Weg und der Dichter hat Zeit, bis in die letzte Herzkammer hinein alles aufzuleuchten. Da bleibt kein Schatten zurück am Ende, keine Verbitterung, nicht einmal eine verſteckte Reſignation. Natürlich erſt recht nicht eine Anklage oder auch nur der Schein eines falſchen Pathos. — Die Frau, die bei Steinmann ausgehalten hat, verſtehend, verzeihend, aufbauend, ſie ſagt am Ende der anderen, die ihre Feindin hätte ſein ſollen, und ihre Schweſter geworden iſt: „Wir Frauen gehen durch das Leben der Männer wie ein Licht über einen Weg. Es erliſcht manchmal. Ein anderes kommt. Aber manche haften in ihrer Erinnerung." So ſchlicht das geſagt iſt, bebend, erſchütternd in dem, was zwiſchen den Zeilen ſteht, ſo ſchlicht iſt dieſe unmodern-moderne Dichtung, die berufen iſt, Menſchen in ähnlicher Not viel an Kraft und Glauben an das ſchließlich Gute zu ſchenken.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Die Auferſtehungsnacht des Doktor Adalbert. Oſternovelle. Von Max Halbe. Berlin-Grunewald 1929, Horen-Verlag. 136 S. Geb. M. 4,80.

Dieſe Geſchichte einer Oſternacht, in der der Doktor Adalbert, der Erfinder eines Lebenselixiers, ein halber Fauſt und ein halber Mephiſto, mit dem tumben Studienaſſeſſor Treubier um die ewige Jugend in der Geſtalt der geheimnisvoll lockenden Laborantin Erna Krüger ſpielt und ſein Spiel verliert, erhält Reiz und beſondere, echt dichteriſche Bedeutung durch die Stimmung, mit der ſie von Anfang bis Ende bannt. Die Atmoſphäre, in der ſich die wenigen Geſtalten bewegen und die Handlung, aus faſt behaglicher Breite zu jäher Höhe gegipfelt, ſich entfaltet, iſt ein ſattes, magiſches Helldunkel. Der gute Treubier hat nicht Unrecht, wenn er vom Höllenbreughel ſpricht. Der tiefe, allmenſchliche Sinn iſt reſtlos eingegangen in dies künſtleriſche Medium von Licht und Farbe. Und man freut ſich, daß Max Halbe einſtweilen, um die Geiſter des Alters zu beſchwören, kein anderes Lebenselixier braucht, als die ungebrochene Kraft des Schaffens ...

Weimar — Heinrich Lilienfein

Spiel um Jolande. Roman. Von Clara Ratzka. Stuttgart-Berlin 1929, Deutſche Verlags-Anſtalt. 326 S.

Clara Ratzka, die im letzten Winter Heimgegangene, Doktorin der Nationalökonomie, Gattin eines Malers, ſpätere Gattin eines deutſchen Diplomaten, hat immer wieder verſucht, in ihren Büchern mehr zu geben als Fabel und Abenteuer oder eine pſychologiſche Situation, ſie hat, darüber hinausgehend, faſt immer eine kulturelle Schicht oder ein beſonderes Stück Erde ihren Leſern nahebringen wollen: ſo in ihrem Erſtling die „Blaue Adria", ſo in dem Roman des litauiſchen Bauernmädchens „Urte Kalwis" die Umwelt der oſtpreußiſchen Moorbauern, die ihr ſelber durch die Studien für ihre Doktorarbeit vertraut geworden war, ſo in einem ihrer jüngſten Romane Finnland, die Heimat der tauſend Seen und ſchwermütigen Fichtenwälder, oder in der „Familie Brake" die Lebensſphäre münſteriſcher Patrizier. Ihr neueſtes und letztes Werk, das ſie ſelber noch dem Verlag übergab, ohne das Erſcheinen des Buches mehr erleben zu dürfen, zeigt abermals Clara Ratzka, die Kulturdarſtellerin zu ſein ſich bemüht. Diesmal iſt es das Leben der engliſchen „guten Geſellſchaft" und Ariſtokratie, es iſt die Londoner Season, das high life auf alten Schlöſſern, auf Rennplätzen, Cricket-Matches, auf der Themſe und bei Hofe und auf den einſamen puritaniſchen Schlöſſern des ſchottiſchen Hochadels, in einer verlaſſenen

Digitized by Google

und heroischen Landschaft. Vor diesem Hintergrund, den die Verfasserin durch ihre letzten Londoner Lebensjahre so gut kannte, spielt sich die eigentliche Handlung ab: die Entwicklung des schönen und reichen Mädchens von heutzutage. Die Szenerie einer kleinen deutschen Universitätsstadt — man denkt an Tübingen, das wohl auch gemeint ist — bildet den Anfang; in dem ganzen Hochmut und Selbstgefühl der Jugend hat die junge Jolande eine leidenschaftliche Beziehung zu einem jungen Arzt; als er bei einem Ritt unheilbar verunglückt, erschießt sie ihn auf seine Bitte mit dem Revolver. Es gibt Verdächtigung, eine spannende Gerichtsverhandlung, Freispruch, dann die seelische Flucht nach England und zugleich die Flucht in gesellschaftliches Leben, in die Oberflächlichkeit, bis ein bescheidener junger Deutscher und Jugendfreund als Oxforder Student die verweltlichte Jolande zur tieferen Besinnung und wieder in die deutsche Heimat zurückführt. Außer dem interessanten und buntbewegten Hintergrunde des englischen modernen Lebens ist dies Buch um eines anderen willen fesselnd: durch die Auseinandersetzung mit der inneren Lebenssituation des reichen und dazu noch schönen Mädchens von heutzutage. Die Amazonenzüge einerseits und andererseits die Garçonnezüge und drittens wieder der Zug der sehnsüchtigen, hingabebedürftigen Mädchenseele sind hier scharf gesehen und psychologisch gut entwickelt. Und so wird dieser letzte Roman Clara Ratzkas über das Unterhaltende und Belehrende hinaus ein nicht unwichtiger Beitrag zur Psychologie des heutigen Frauentums in seiner Wandlung und Entwicklung, in seiner zeitlosen und in seiner just-heutigen Bedingtheit.

Berlin — Ilse Reicke

Lichter überm Moor. Kurzgeschichten und Erzählungen von Gustav Herrmann. Leipzig 1928, Wilhelm Goldmann. 169 S.

Ein buntes Skizzenbuch, ländliche Abgeschiedenheit und Weltläufigkeit in sich vereinigend, vom deutschen Moor und Wald bis nach Moskau vordringend. Reich an gewaltsamen Katastrophen, große oder kleine Tragödien im engsten Rahmen auf allen Schauplätzen. Der Verfasser erzählt in beweglichem Stil, er packt fest und unbedenklich zu und kann seine Tonart bis zum Furioso (namentlich im letzten der 21 Stücke „Glaube an dich selbst!") steigern. Bei dieser oder jener Skizze zweifelt man, ob sie nicht besser einer Zeitschrift oder Zeitung als einem Buch anstünde. Die einzige etwas mehr ausgeführte Geschichte des Bands „Der große Baal" legt von dem Können Herrmanns das günstigste Zeugnis ab.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Freud' und Leid einer Jugendzeit. Jugenderinnerungen eines Siebzigers. Von Hans Calm. Mit 17 Abbildungen. Leipzig 1928, Koehler & Amelang. 226 S. M. 5,50.

Der Verfasser, der ehemalige Hofschauspieler und Verfasser der „Kulturlieder aus der deutschen Theatergeschichte" bietet in den vorliegenden, prächtig erzählten Jugenderinnerungen ein außerordentlich liebenswürdiges Buch, das in köstlichen Einzelbildern eine längst vergangene und vergessene Welt, das Lübeck vor 55 bis 60 Jahren, wieder ans Licht hebt. Hohe literarische Ansprüche will der Verfasser offenbar nicht erheben, sondern erzählt frisch und fröhlich darauflos, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Oft verfällt er dabei in die plattdeutsche Sprache und wirkt dann besonders überzeugend, so daß man bedauert, daß nicht das ganze Buch, da es doch durch und durch niederdeutsch empfunden ist, plattdeutsch geschrieben ist. Auf jeden Fall aber ist es ein Erinnerungsbuch, das nicht persönlicher Eitelkeit und Altersschwatzhaftigkeit erwachsen, sondern tatsächlich kulturhistorisch interessant ist.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Fahrt in die Nacht. Roman. Von Albert O. Rust. Breslau 1928, Ostdeutsche Verlagsanstalt. G. m. b. H. M. 3,50 (M. 5,—).

Ein von warmer Vaterlandsliebe diktierter Roman. Das Werk eines trauernden Patrioten. Ein deutscher Fliegeroffizier kehrt aus dem Balkan nach Deutschlands Zusammenbruch in die Heimat zurück, macht unterwegs die Bekanntschaft des Lederhändlers Max Moralt, des typischen Kriegsgewinnlers, mit dem er seine Jugendgeliebte verheiratet findet, erleidet allerlei andere schwere Enttäuschungen, sieht Deutschlands fortschreitenden Verfall, erlebt den selbstgewählten Tod der Geliebten, wird selber krank — also ein ernstes, gutes Buch, auch flott geschrieben, literarisch sich jedoch trotz Stefan Zweigs bombastischer Lobpreisung keineswegs über den Durchschnitt der heutigen, genugsam geschriebenen Unterhaltungslektüre erhebend.

Danzig — Artur Brausewetter

Die Bekenntnisse des Försters Patrik Doyle. Roman. Von Edzard Hellmuth Schaper. Stuttgart 1928, Ad. Bonz & Comp. 254 S.

Es sind starke dichterische Kräfte in Edzard Hellmuth Schaper, und das Buch hat auf alle Fälle Gesicht. Nur drängt die Landschaft oft zu sehr vor, so prachtvoll sie auch gestaltet ist. Vor allem die des äußersten Kanada, in die der leidende Held flüchtet, und die ihn erdrückt, da er ihrem wilden Urwuchs nur seine weltsatte Müdigkeit entgegenzusetzen vermag. Alles Leben ist ihm Symbol, und er ist darin groß, daß er seinen hellseherischen Weg, immer wieder visionär angetrieben, zu Ende geht. Johannes Schlaf hat in seinem „Dritten Reich" denselben Vorwurf geformt, doch mehr vom Geistigen her, das hier nur leise spricht.

Osnabrück — Ludwig Bäte

„Sieh dich für!" Eine Räubergeschichte. Von Paul Keller. Breslau 1928, Bergstadtverlag. 111 S. Geb. M. 3,50.

Ein Büchlein, das man gut tut zweimal zu lesen. Der Verfasser ist gar zu unbarmherzig und läßt den Leser bis zu den letzten Seiten in einem Gemütszustand, der für den Genuß dieser prächtigen Schnurren nicht der geeignetste ist; man kommt nicht zur vollen Freude daran, weil einen die Neugier plagt, wo hinaus das Ganze eigentlich will. Deshalb soll aber niemand sich zunächst auf den Schluß stürzen; es lohnt sich schon zu warten und dann mit allem Behagen neu zu beginnen. Also auf jeden Fall viel Vergnügen zu dieser sonderlichen Mär, die Walter Bayer mit hübschem Bildschmuck versehen hat.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Der Wiedergänger. Von Ludwig Tügel. Frankfurt a. M. 1929, Rütten und Loening. 368 S. M. 5,— (7,—).

Es erfordert Geduld, diese 368 Seiten, gegliedert in 8 Teile und 46 betitelte Kapitel zu lesen. Der Autor gibt sich ziemlich preziös und mysteriös. Kapitelüberschriften wie „Wimper der Ewigkeit" oder „Was für Wellen ..." wechseln mit „Die

Digitized by Google

Bombe platzt", und „Alles bricht zusammen". Es wird „Das Lied der Welt" verheißen und auch „Das Schützenfest zu Lammsdorf". Die Vielgestaltigkeit bleibt eine scheinbare, der wunderlich aufgebaute Roman geht um eine, den männlichen Personen sehr wichtige Frau, die weder Charakter, noch Eigenart, noch Scharm besitzt und beinah zu dem Seufzer veranlaßt: „tant de bruit pour une omelette". Problem des Wiedergängers: er ist gezwungen, in das Schicksal eines früh Verstorbenen zu schlüpfen und es weiter zu leben. Die Frau mit der falschen Interessantheit peinigt und quält in Hingabe und Zerstörungssinn. Aus der Idee, der Vollender eines Schicksals zu sein, hätte eine bedeutendere Kraft wohl etwas gestalten können. Dieser Roman aber bringt neben manchen gelungenen und modernen Anschauungen Szenen (z. B. einen Aufenthalt in einem Fährhaus), eine Überlast von verzerrten Sonderbarkeiten, die geeignet sind, unreifen Lesern einen sehr wirren Begriff von den mystischen Zusammenhängen zwischen Menschen zu geben.

Pappenheim — Carola Freiin von Crailsheim-Rügland

Händels Reise nach Lübeck und andere Erzählungen. Von Felix Janoske. Breslau o. J., Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn. 122 S. Geb. M. 4,50.

Die drei Erzählungen spielen im 18. Jahrhundert, das aber nicht als tändelndes Rokoko erscheint, sondern als behäbige Zopfzeit. Denn Felix Janoske ist bürgerlich und sittlich, und seine Gestalten sind einfach, aufrecht und aufrichtig. Es scheint, daß seine Musikalität, die in der Titelnovelle eine direkte Ausdrucksmöglichkeit gefunden hat, Disharmonie und unechte Töne nicht ertragen kann.

Berlin — Lili Lorsch

Katzengeschichten. Von Arthur Schubart. Stuttgart 1928, Ad. Bonz & Comp. Geh. M. 4,— (M. 6,—.)

Unter dem Titel „Katzengeschichten" hat Arthur Schubart eine Reihe unterhaltsamer Skizzen vereinigt, in denen es sich allerdings mehr um die Stellung der Menschen zur Katze als um das Tier selbst handelt. So nett sich nun auch die Sächelchen lesen, es kann nicht verschwiegen bleiben, daß es auf die Dauer etwas langweilig wirkt, wenn immer wieder ausgerechnet einer Katze eine höhere Verantwortung in Liebes- und Eheaffären aufgebürdet wird. Dafür entschädigen die paar Geschichten, in denen die Katze nicht bloße Attrappe ist, durch ihre Liebe zum Tier und feine, niemals vermenschlichte Naturbeobachtungen.

Berlin-Grunewald — Lili Lorsch

Die Liebe des Nikolaj Pereslegin. Romane von Fedor Stepun. Autorisierte Übersetzung von Käte Rosenberg. München 1928, E. Hanser. 350 S. M. 7,— (9,50).

Der Untertitel dieses eigenartigen Buchs, dessen Verfasser jetzt als Professor der Soziologie an der Technischen Hochschule in Dresden wirkt, lautet im russischen Original „ein philosophischer Roman". Ist das Volk der Dichter und Denker in seiner „neuen Sachlichkeit" wirklich schon so weit gekommen, daß das Wort „philosophisch" in einem Romantitel abschreckend wirken kann? Wir wollen es nicht hoffen, sondern diesem Bekenntnisbuch recht viele deutsche Leser wünschen. Handelt es sich doch um das Werk eines Verfassers, der deutscher Kultur und deutscher Wissenschaft ebensoviel verdankt wie seiner russischen Heimat, und dessen Gedankengänge uns daher oft vertrauter berühren als vieles ganz und nur Russisches, das man höchlichst zu preisen gewohnt ist.

Ein „philosophischer Roman" über die Liebe. Das soll heißen, daß er seine Entstehung mehr dem Bekenntnisdrang als dem Gestaltungsdrang verdankt, dem heißen Wunsch, sich mit einem Problem auseinanderzusetzen, das die Menschen seit je aufs tiefste bewegte. Der Roman ist, wie das einem „philosophischen Roman" am besten ansteht, in Briefen geschrieben, Briefen des Helden an seine Freundin und spätere Gattin. Ein russischer Kritiker hat nicht mit Unrecht gesagt, der ganze Roman sei eigentlich nur ein einziger, fortlaufender Brief. Dennoch, trotz des vielen Räsonnements, des unermüdlichen, oft geradezu unheimlichen Analysierens alles eigenen Denkens, Fühlens und Tuns durch den Briefschreiber keine bloße Aneinanderreihung philosophischer Betrachtungen über die Liebe, sondern ein wirklicher Roman, d. h. Menschendarstellung, denn alles Räsonnement ergibt sich unmittelbar aus der jeweiligen Situation, aus dem individuellen Erleben. Die Fabel an sich ist einfach. Nikolaj findet nach dem Tode seiner jungen Frau überraschend schnell ein neues Glück mit Natalie, die sich aber erst von ihrem Gatten lösen muß. Und doch fühlt er, daß dies neue Glück ihn ebensowenig ganz ausfüllen kann, wie das seiner ersten Ehe. „Jede Lust will Ewigkeit," er möchte, daß es „außer ihm und ihr niemanden sonst auf der Welt gebe, daß alle weiblichen Gefühle, Blicke, Seelen einzig in ihr seien, alle männlichen einzig in ihm, daß über ihnen nur Gott sei, zu dem sie beten würden, und unter ihnen jegliche Kreatur, die ihnen dienen müßte." Er empfindet aber zugleich — und zwar, höchst bezeichnend für den reflektierenden Selbstanalytiker, noch ehe er das heiße Glück völlig erreicht hat, — daß er durch diese (sit venia verbo!) „Universalisierung" der Liebe sich am Universum versündigt. „Du bist mir augenblicklich nicht nur alles in der Welt, du bist mir die ganze Welt. Nur in dir bin ich ein Ganzes und nur in dir ist mir die Welt ein Einziges . . . Aber für mich die ganze Welt, bist du für die Welt dennoch nur ein Teil von ihr. Die ganze Welt nur in dir lieben, heißt, sich gegen vieles in der Welt und im eigenen Herzen auflehnen, vieles verraten." Daher ahnt er schon die Krise: erst wird die durch das Weib verdrängte Welt sich im Zeichen seines männlichen Schaffensdranges und seiner männlichen Sehnsucht nach Einsamkeit auflehnen, dann aber „als Sehnsucht nach einer anderen Frau: und es wird mir scheinen, daß es mir nicht nur an der Liebe nicht genug ist, sondern in der Liebe nicht genug an dir!" Die Krise tritt dann auch wirklich ein. Ihre Trägerin heißt Marina, die von Anfang an geheimnisvoll lockend und drohend im Hintergrund stand. Und der philosophierende Held zerbricht, weil er das wahre Wesen beider Frauen verkennt, Marinas plötzlich auflodernde Leidenschaft ebenso wie Nataliens Angst, ihn zu verlieren. Erst als Natascha ihn verlassen, als Marina sich getötet hat, im galizischen Schützengraben erkennt er seine Schuld, die darin bestand, daß er wohl über das Leben zu reflektieren wußte, aber nicht wirklich zu leben verstand, daß seine „sorgsam gezogenen und hübsch gepflegten Standpunkte ihn blind gemacht hatten für die schlichten Realitäten des Seins", des Seins, das ihm immer nur Anlaß zu Betrachtungen war, weil er seinen Sinn nicht durch das einfache Gefühl zu fassen vermochte, weil er nur immer Formeln suchte für das, was sich nicht formulieren läßt, und — das Schlimmste! — diese Formeln auch gefunden zu haben glaubte. „Jeder ausgesprochene Gedanke ist eine Lüge," sagte der große russische Dichter-Denker Tjutschew. Und das ist auch die Tragik des Nikolaj Pereslegin.

Leipzig — Arthur Luther

Digitized by Google

Unter goldenen Kuppeln. Novellen aus dem alten Rußland. Deutsche Übertragung von Marie Stellzig. Wiesbaden 1929, Hermann Rauch. 191 S.

Der hübsch ausgestattete Band enthält fünf Erzählungen von Korolenko, Dostojewskij, Tolstoj, Turgenjew, Tschechow und Weressajew. Mit Ausnahme der letztgenannten, die eigentlich nur eine lyrische Betrachtung über die Sixtinische Madonna ist, behandeln sie alle soziale Themen, in allen steht das Motiv der Selbstaufopferung und des Mitleids mit den „Erniedrigten und Beleidigten" im Vordergrunde. Es sind durchweg schon bekannte Erzählungen (Korolenko: In schlechter Gesellschaft; Tolstoj: Herr und Knecht; Tschechow: Kummer), aber in der Zusammenstellung wirken sie neu; das Buch hat ein vollkommen einheitliches Gepräge. Die Übersetzung ist sehr gut.

Leipzig — Arthur Luther

Urschwejk. Von Jaroslaw Hašek. Aus dem Tschechischen von Grete Reiner. Prag 1929, Adolf Synek. 250 S.

Im Märzheft der „Literatur" (1928, Nr. 6) hatte ich in meinem Aufsatz über „Schwejk" leichtsinnigerweise gesagt, es sei nicht einzusehen, warum der brave Schwejk nur sechs Bände vollgequasselt habe; er könne ebensogut sechzig Bände fortreden. Der Verlag, der offenbar keinen Spaß versteht, hat jetzt tatsächlich einen siebenten Band herausgebracht. Aber einen Eid! Die übrigen 53 Bände, die nun wahrscheinlich noch kommen, werde ich nicht mehr besprechen.

Dieser Band heißt „Ur-Schwejk; der brave Soldat Schwejk vor dem Kriege", weil 23 Seiten des 251 Seiten umfassenden Schmökers von Schwejk handeln. Die übrigen Grotesken und Humoresken, die den Band füllen, sind bitterer Durchschnitt. Einen Pazifisten mutet es übrigens seltsam an, daß die Übersetzerin mit der deutschen Sprache im Kriegszustande lebt.

Berlin — J. E. Poritzky

Knecht Jan. Von Stijn Streuvels. Lübeck 1929, Otto Quitzow. 288 S.

Jan, der Pferdeknecht, hat einen Lebenshöhepunkt: Er empfängt, beim Ableben seines Vaters, ein kleines Erbe, kurz danach heiratet er und ist nun ein selbständiger Kleingütler. Das geht ein paar Jahre, Kinder kommen, Mann und Frau müssen härter denn zuvor arbeiten, schließlich vermögen sie sich nicht mehr zu halten, und das kleine Anwesen entgleitet ihnen; sie verkaufen es an einen Großbauern. Nunmehr lebt Jan mit den Seinen wieder im Knechtszustande. Aus diesem kommt er bis zu seinem Lebensende nicht mehr heraus. Stijn Streuvels versteht die Kunst des epischen Vorbereitens. Ganz langsam wird Jan (und der Leser) auf jenen kleinen Hügel emporgeführt, von dem aus Jan, der Knecht, für eine kleine Frist als Herr um sich blicken darf. Dann geht es ebenso langsam, Schritt vor Schritt, abwärts, bis dieses einfältige Dasein im vollkommenen Verfall endigt. Diese Beschreibungskunst steht weit entfernt von dem Dramatismus heutiger Romanprosa. Es ist wirkliche Epik, ein durchlaufendes, nicht einmal durch Kapiteleinschnitte abgesetztes Geschehen, ruhend, obschon es sich bewegt, flächig, obschon sich nach hinten hin die Tiefe des Seelischen erstreckt. Mit solchen durchaus stilreinen Mitteln erreicht der Flame Stijn Streuvels eine überaus wirkungsvolle Dichte. Der Leser wird keinen Augenblick auf den Schriftsteller und dessen Können abgelenkt, er bleibt bei der Sache, nur bei dieser. Mensch, Tier und Landschaft, aus diesen dreien setzt sich die Welt des Buchs, die Sache des Buchs zusammen. Sie erstehen vor dem geistigen Auge mit verblüffender Dingschärfe. Freilich ist es nicht allein die naturalistische Treue, die überzeugt. Da ist noch das starke Temperament des Verfassers, seine mitfühlende Persönlichkeit, die man spürt, obschon sie anonym bleibt. Diese anonymen Eigenschaften erheben die einfache Erzählung auf die Ebene der echten Dichtung. Die Verdeutschung trifft ausgezeichnet den getragenen, schweren Ton, der der Erzählweise des Flamen Stijn Streuvels zu eigen ist.

Im Haag — F. M. Huebner

Der Mann mit den Dollars. Roman. Von Booth Tarkington. Übertragen von Georg Schwarz. Wien 1929, E. P. Tal & Co. 286 S.

Booth Tarkington verdient bei uns bekannt zu werden. Er ist einer der fähigsten Romanschriftsteller Amerikas, und zwar schon seit 1899, seit seinem Erstlingswerk, in der vordersten Reihe der Erfolgreichen. Er kann viel, kennt den Mittelwesten wie seine Tasche, besonders Indiana, ist bodenständig und weltoffen zugleich, hat tiefe Charakteristik und ist vor allem ein wirklicher Erzähler. Sein „Plutokrat", der jetzt als „Mann mit den Dollars" verdeutscht erscheint, ist eins seiner amüsantesten Werke und wirklich lesenswert. Zwei amerikanische Typen stehen sich hier gegenüber: Carl Tinker, der reisende businessman und Millionär, der nur ein wenig vom Babbitt hat und Größe und Lebenskraft dazu, ein lebenssicheres Kind, ein „großer Barbar", und Laurence Ogle, der überkultivierte, blasierte Intellektuelle und Ästhet, der mit seinem Landsmann nichts anzufangen weiß. Carl Tinker ist so wenig zu vergessen wie George F. Babbitt, nur daß er echthumoristisch erfaßt und dargestellt ist. Das ganze Buch steckt voll Humor, aber Humor als Lebensweisheit und Lebenskunst in echtamerikanischer Tönung.

Berlin — F. Schönemann

Literaturwissenschaftliches

Der Gattungsbegriff „Novelle". Von Arnold Hirsch. (Germanische Studien, herausgegeben von E. Ebering, Heft 64.) Berlin 1928, Emil Ebering. 158 S.

Dieses Buch, eine frankfurter Dissertation, greift eins der wichtigsten Formprobleme der Dichtung auf, und es will viel besagen, wenn man ihm zuerkennt, daß es an seine Aufgabe mit großem Ernst und heißem Bemühen herangeht. Aber es bedeutet schon eine Einschränkung der Aufgabe, wenn statt des ästhetischen das historische Interesse in den Vordergrund tritt. So nimmt die Hälfte der Arbeit eine Geschichte des Wortes wie der Novellentheorie ein, die gewiß nützlich, aber für die folgenden Darlegungen trotz der gegenteiligen Versicherungen des Verfassers nur bedingten Wert hat. Im Anschluß an Max Weber sucht dann der Verfasser den „Idealtyp" mit seiner nur logischen Vollkommenheit zu gewinnen; um jedoch den Begriff der Novelle nicht zu isolieren, will er ihn aus Analysen der Erlebnisform von Kunstwerken gewinnen, die von Boccaccio bis zu Thomas Mann reichen. Es werden gewiß dabei beachtliche Ergebnisse erzielt, nur wird übersehen, daß die Stilunterschiede auch aus der Art des Vortrags, der Hörform, herauswachsen. Indem der Dichter sich an ein Hörpublikum wendet, muß er sich zwangsläufig dessen Wünschen angleichen. Der Fehler der an sich tief dringenden Untersuchung Hirschs liegt darin, daß sie einen „bestimmten Idealtyp" gewinnen will, der folgendermaßen kurz zusammengefaßt wird. „Der Novelle eigentümlich ist, daß sie

Digitized by Google

das Subjektive in artistischer Formgebung verhüllt, daß diese Stilisierung der Ordnung und Fülle der Welt zu einer Beschränkung auf eine Situation und zur Wahl von ungewöhnlichen Geschehnissen führt." Ob damit eine wirklich brauchbare Definition gewonnen ist, ist sehr die Frage. Trotz allem wird die Arbeit durch das weit verstreute Material, das sie ausbreitet, und durch die eingehende Bibliographie wertvoll bleiben.

Dresden Otto H. Brandt

Briefwechsel zwischen Joseph Viktor von Scheffel und Carl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach. Im Auftrag des Deutschen Scheffel-Bundes herausgegeben von Conrad Höfer. Karlsruhe 1928, Deutscher Scheffel-Bund. 157 S.

Mit der vorliegenden Ausgabe des Briefwechsels hat sich der Scheffel-Bund ein Verdienst erworben. Wenn auch die meisten Briefe schon bekannt waren, so waren sie doch an recht entlegener Stelle gedruckt. Wünschenswert wäre es nur gewesen, wenn Scheffels Briefwechsel mit Arnswald, der die Verbindung mit dem Großherzog geknüpft hatte, ebenfalls mitgeteilt worden wäre. Doch wir können uns bescheiden, da Höfer ihn an anderer Stelle zu veröffentlichen gedenkt. Der Briefwechsel, der 1857 einsetzt, dauert bis zu Scheffels Tode, wenn auch seit Anfang der sechziger Jahre größere Zwischenräume eintreten. Das liegt mehr an Scheffel als am Fürsten, der mit seinem menschlichen Zartgefühl gewinnt. Er hoffte von Scheffel einen Wartburgroman zu erhalten. Wie sehr der Dichter unter diesem gegebenen Versprechen litt, enthüllt in aller Deutlichkeit der Briefwechsel, und das ist wohl auch der Grund, warum der Dichter gegen jede nähere persönliche Beziehung zu Carl Alexander sich sträubt. Schon im ersten Brief weist er auf seine unglückliche Veranlagung hin. Andererseits sucht er den Fürsten für andere uneigennützig zu gewinnen, für Gregorovius, Heyse und Feuerbach. Nur zweimal kommt durch Mißverständnisse ein Mißklang in die Beziehungen, den der Großherzog mit feinem Taktgefühl überwindet. Der Herausgeber hat in geschickter Weise durch sein Nachwort und knappe Anmerkungen alle Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt, wofür ihm besonders zu danken ist.

Dresden Otto H. Brandt

Wahrheit und Dichtung in Hermann Löns „Zweitem Gesicht". Ein Beitrag zur Psychologie der Dichtung. Von Paul Schnabel. Leipzig 1928, Koehler & Amelang. 271 S.

Das Buch baut — eine Seltenheit in der Löns-Literatur — auf gründlicher Quellenarbeit. In breiter, umständlicher Methode nähert Schnabel sich dem, was ihn Problem dünkt. Mit Recht wendet er sich gegen eine Darstellung, die unterstellen möchte, Löns' Liebe zu Swaantje habe nur in der dichterischen Einbildung bestanden. Er widerspricht der Ansicht, bereits vor der Niederschrift des durch die Swaantjeliebe ausgelösten ersten Romanstücks habe der Dichter sich mit dem Vorwurf eines dreistirnigen Liebesverhältnisses wie auch mit der Idee eines Künstlerromans getragen. Indem Schnabel auch das letzte verneint, geht er ganz gewiß in die Irre (s. Markwart IV, 169 ff.).

Darüber hinaus bemüht sich das Buch, zu erweisen, die Jahre 1901—1905 seien für Löns „eine künstlerisch sterile Zeit" gewesen, und sein dichterisches Lebenswerk wurzele in der Liebe zu Swaantje. Beweis dafür ist Schnabel ein von Swaantje berichtetes, auch im „Zweiten Gesicht" wieder auftauchendes Wort des Dichters, er habe an einem Jagdabend in der Pfingstwoche 1905 unter dem Einfluß Swaantjes eine neue Landschaftsauffassung gewonnen. An der höheren Gestaltungsreife des „Braunen Buches" will Schnabel dies bestätigt finden. Erst von jetzt an habe Löns auf die Märchen- und Sagenwelt der Heide geachtet, und so seien der „Schäferkönig", „Der silberne Baum", „Teufelswerk", „Heidbrennerin", „Tanzjungfern", „Heidpump", „Heidjäger", „An den Ufern der Oertze" erst nach diesem Zeitpunkt entstanden, oder aber sie hätten „ihre jetzige, mehr dichterische Fassung ... erst in dieser Zeit erhalten" (S. 51). Diesem erdachten Entwicklungsbilde stelle ich die wirklichen Entstehungsdaten gegenüber; „Der Schäferkönig" steht schon in „Niedersachsen", 1897/98, „Der silberne Baum" ebenda, 1899/1900, „Die Heidbrennerin" in der Hann. Allg. Ztg. vom 16. September 1900, „Am Heidpump", „Niedersachsen", 1903/04, „An den Ufern der Oertze", Hannov. Tagebl. vom 29. September 1904. Und zwar hat das dichterische Antlitz der Buchfassungen gegenüber den Zeitungsdrucken keine Änderung erfahren, nur hin und wieder ist ein, meistens mundartliches, Einzelwort geändert.

Man sieht, es bedarf nicht ästhetischer Gegenanalysen; schon diese Daten werfen die an den Lönsschen Ausspruch sich klammernde Theorie Schnabels kopflings über den Haufen. Mit dem „Grünen Buch" ist's nicht anders.

Ohne Zweifel hat das Swaantje-Erlebnis Löns wunderbar erquickt und befruchtet. Aber diese Befruchtung war eine mittelbare, gemüthafte, keine geistig unmittelbare. Ein Unding, anzunehmen, daß „fremdes Erleben", daß das zarte, stille, hinnehmende Mädchen diesem von ureigensten Schaffenssüchten Gehetzten, von dem Heiligen Geiste und dem Chaos Gezeichneten erst das Mal wahrer Dichtung in die Seele gebrannt habe.

Man begreift nicht, wie der Verfasser, der den geschichtlichen Vorgängen um Swaantje und Löns mit so viel Bemühen bis ins kleinste nachgespürt hat, in diesen allgemeineren und für das Leben des Dichters eigentlich wichtigeren Fragen sich nach den reinen Tatsachen umzusehen versäumt hat. Nicht wenig Schuld an solchen Irrgängen trägt die Löns-Literatur, die einem ernsten literarischen Gedankenaufbau das Nötigste versagt, weil sie, anstatt zunächst einmal schlichte, grundlegende Arbeit zu leisten, mit wenigen Ausnahmen in einer Riesenlache einseitigen und unsachlichen Geredes auseinandergeflossen ist.

Werne a. d. Lippe Wilhelm Deimann

Handbuch der deutschen Literaturgeschichte. Von Alois Bernt. Reichenberg in Böhmen 1928, Gebrüder Stiepel G. m. b. H. 816 S.

Der Verfasser verzichtet auf geistreiche Problematik, „blendende Verknüpfung" und „neue Beleuchtung". Er will eine „sachliche Darbietung" des „gesicherten Gutes", des Gültigen. Ein Handbuch soll geschaffen werden, aus der Praxis der Schule heraus für die Praxis des gebildeten Bürgers. Dieses an sich solide und durchaus löbliche Beginnen hat der Verfasser schlicht und anspruchslos durchgeführt; das Buch ist, so wie es vorliegt, die Wiedergabe einer zwar engen, aber in ihrer Enge sympathischen Sicht. — Fraglich wird es erst, wenn man die prinzipielle Möglichkeit eines gesicherten Gutes in der Literaturgeschichte erwägen muß. Man liest und prüft nach und sieht sich leider gezwungen, an manchen (wenn auch nicht allzu vielen) Stellen bedenkliche Fragezeichen zur Schilderung des Tatsächlichen zu machen. Und

Digitized by Google

die Fragezeichen müssen sich häufen, wenn man des Verfassers geistesgeschichtliche Analysen und Zusammenfassungen betrachtet; denn hier kann das Gültige an sich nicht allzu sicher stehen, und es steht in diesem Buch oft leider so wenig sicher, daß nicht einmal wesentliche Einsichten neuerer Betrachtung eingewirkt haben. Man soll die Darstellung der Gegenwart nicht in diesem Sinn angreifen; aber man darf wohl die ganz unzulängliche Einsicht in das Wesen des späten Mittelalters (nichts über die religiöse Lockerung, nichts über den Realismus; Humanismus als „Nachäffung des Lateinischen") und ganz besonders des Barock und seiner Dichter („von dem Zweck und Wesen der Poesie und den Erfordernissen des Dichters haben sie keine Ahnung wie das ganze Jahrhundert überhaupt") als Beispiele anführen. Man kann also zeigen, wie gering die Möglichkeit ist, in solchen Dingen „Gültiges" zu bieten, wenn man auf tiefere Problematik verzichtet. Wenn so die rein stoffliche Literaturgeschichte prinzipiell in Frage gestellt ist, so hat der Verfasser selbst sein Beginnen dadurch illusorisch gemacht, daß ihm Möglichkeit und Notwendigkeit einer Wertung, und zwar einer „gültigen" Wertung außer allem Zweifel stehen. Das ist das zwiespältige Antlitz dieser und aller ähnlichen Literaturgeschichten, die das Epitheton „populär" tragen wollen. Man erhebt die Subjektivität eines konventionellen und traditionellen Werturteils (nach Maßstab der Weltansicht eines bürgerlichen Idealismus) zum geistigen Besitz der Allgemeinheit.

Stuttgart — Siegfried Melchinger

Die deutsche Dichtung. Von Johann Cerny. Leipzig-Wien 1929, G. Freytag A.-G. 451 S. Geb. M. 12,50.

Cerny hat sich denkbar hohe Ziele gesteckt: Er will nicht nur die neuesten Resultate der Wissenschaft, eindringende Analyse der jüngsten Dichtung, sondern auch großzügigen Aufriß der geistesgeschichtlichen Zusammenhänge geben. Aber er bietet unter dieser Maske nicht viel mehr als Oberfläche, nicht einmal immer zuverlässige und gründlich erarbeitete Oberfläche (ein besonders krasser Fall das Hamannzitat auf S. 171). Man sucht den geistesgeschichtlichen Auftriß vergeblich in einem immer wiederkehrenden Zirkel von Wertungen. Und der Maßstab dieser Wertung ist nicht eine geschlossene, tragende Lebensanschauung; man beobachtet nur ein zufälliges, gestaltloses Pendeln zwischen Urteil und Urteil, bei dem der Begriff der „Wirkung" die größte Rolle spielt. Die Darstellung der Gegenwart ist vielleicht das Schlimmste an diesem gut gemeinten Buch eines Dilettanten. In den anderen Partien kann man immerhin da und dort gut orientierende Darstellungen finden.

Stuttgart — Siegfried Melchinger

Die Religion Gerhart Hauptmanns. Ein Beitrag zur Problematik der Religion der Gegenwart. Von Erwin Langner. Tübingen 1928, J. C. B. Mohr. 105 S. M. 4,— (5,50).

In einem langen und ergiebigen (von Langner offenbar übersehenen) Gespräch über seine Religion hat Hauptmann gesagt: „Manchmal dünkt es mich, daß Menschen, die sich über ihre Religion verbreiten, an sich einen Verrat begehen"; denn Religion sei „eine äußerst individuelle, innerliche, tief verankerte Angelegenheit, ein grenzenloses Geheimnis". Gerade weil Hauptmann antikirchlich vor den „Religions-Pfaffen" und deren Vergewaltigungswillen gewarnt hat, kann man also seine „Religion" nur aus seinem Werk abtasten, und diesen Weg geht die Untersuchung des Pfarrers Langner unter drei Gesichtspunkten der Betrachtung: er stellt das Kosmos-Erlebnis des Dichters dar, das Natur-Erlebnis und schließlich das Mensch-Erlebnis. Wenn so das religiöse Erlebnis Hauptmanns gesehen wird als Bekenntnis zum ganzen Leben, das weder von der geistigen Seite allein, noch von der Sinnenseite ausschließlich, sondern als Synthese bejaht wird, weil das Leben selbst ihm göttlich erscheint, so bringt Langner diese eingeschränkte und doch ins Humane erweiterte Religiosität und Frömmigkeit Hauptmanns in den Zusammenhang seines Schaffens überhaupt und versucht, aus der Religion Hauptmanns praktische Erkenntnis zu ziehen für die Lösung des religiösen Ringens unserer Tage im allgemeinen. Leider kommt bei einer solchen Interpretation, die vor allem auf den Gehalt sieht, die kritische Beurteilung einzelner Werke zu kurz, weil der geistige Wille höher bewertet wird als die dichterische Gestaltung, und also werden „Versunkene Glocke", „Indipohdi", „Till Eulenspiegel" einfach auf das gleiche Brett gesetzt wie „Michael Kramer" oder „Rose Bernd".

Berlin-Steglitz — Hans Knudsen

Wassermann. Sein Kampf um Wahrheit. Von Walter Goldstein. Leipzig 1929. Grethlein & Co. 320 S.

Goldstein geht einen Schritt über Bing (besprochen in L. E. XXXI, 11) hinaus. In klug und warm werbender Darstellung gibt er einen lebendigen Begriff von Inhalt und Gehalt des Wassermannschen Werkes. Geschickt fundierend beleuchtet er den Sozialphilosophen und Gesellschaftsethiker, der in seinen Romanen die seelische Entwicklungsgeschichte der letzten fünfzig Jahre spiegelt und in seinen Gestalten Deuter und Befreier dieser Zeit ist. Auch wer das längst weiß, hat seine Freude an den gelungenen Ausführungen eines begeisterten Verehrers mit weitem Horizont. Die Arbeit erhält noch einen besonderen Wert, weil noch keiner so überzeugend und einheitlich das organische Wachstum Wassermannscher Epik klargelegt hat. Den ganzen Wassermann erfaßt Goldstein nicht, wollte es auch nicht, wie der Untertitel verrät. Es muß jetzt ein Dritter kommen, der den Künstler, nach dem Was das Wie in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt und Bing und Goldstein verwertend schließlich zur Substanz Wassermanns vordringt. Es kann einer ein gütiger Mensch, ein großer Könner und hochzielender Woller sein, ist aber keine Substanz da, bleibt Werk und Wirkung gewichtlos. Wie steht es damit bei Wassermann?

Guben — Pirmin Biedermann

Mittelalter und Antike bei William Morris. Ein Beitrag zur Geschichte des Mediaevalismus in England. Von Elisabet C. Küster. Mit drei Tafeln. Berlin und Leipzig 1928, de Gruyter & Co. 239 S.

Der arme Heine! Die Sache kannte er ja und ärgerte sich über sie, aber als er die volle Schale seines Spottes (Deutschland Kaput 17) über die Mittelalterschwärmer ergoß, da wußte er noch nicht, daß man ihr Tun Mediaevalismus nennen könnte, und mußte sich mühselig mit der gemeinen deutschen Sprache behelfen. Ich würde davon nichts sagen, wenn nicht die gesamte Darstellung von den überflüssigsten Fremdwörtern geradezu wimmelte, und schließlich will die Verfasserin doch deutsch schreiben. Im übrigen wandte sich Heine natürlich gegen die politische Romantik, mit der die

Digitized by Google

Bestrebungen von Morris nichts zu tun hatten; das Buch gibt sachkundig und gründlich über seinen Stoff Auskunft, verdient also wissenschaftlich die Anerkennung, die man seiner Form versagen muß.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Mittelschlesische Sagen geschichtlicher Art. Von Richard Kühnau. Breslau 1929, Ostdeutsche Verlagsanstalt. XXII. 519 S. Geb. M. 14,—.

Mit seinem großen schlesischen Sagenbuch, dessen letzte Bände ich in L. E. XV, 1303 besprochen habe, war Kühnaus gewaltiger Stoffvorrat längst nicht erschöpft; er hat in der Zwischenzeit eine Reihe weiterer Bände erscheinen lassen, so die „Oberschlesischen Sagen" und die „Breslauer Sagen" (1926) und die „Sagen der Grafschaft Glatz" (1927). Umfaßte das Grundwerk die „mythischen Sagen" in weitestem Sinne, so haben die drei anderen Bände Sagen geschichtlicher Art zum Inhalt, und dies gilt auch von dem oben genannten neuen Band der mittelschlesischen Sagen. Auch der Kenner staunt immer wieder von neuem, welche fabelhafte Fülle von Überlieferungen der Verfasser in jahrzehntelanger hingebender Arbeit aus der Provinz Schlesien zusammengebracht hat. Dieser Band enthält wieder 589 Nummern; dabei ist aber — aus Zweckmäßigkeitsgründen — nur das Gebiet des Regierungsbezirks Breslau berücksichtigt, während die entsprechenden Sagen aus dem Bezirk Liegnitz noch ausstehen. Es erscheinen Bau- und Siedlungssagen, Bild- und Flursagen, Sagen und Legenden von Personen und Geschehnissen, die die gesamte schlesische Geschichte berühren und sich mit besonderer Vorliebe an die Gestalt des alten Fritzen anschließen, und endlich eine merkwürdig kleine Gruppe von naturgeschichtlichen Sagen. Wie immer bei Kühnau sind auch hier Quellen und Herkunft genau bezeichnet. Das Werk ist von dem neuen Verlage vorzüglich ausgestattet.

Breslau H. Jantzen

Das deutsche Volkslied. Von Alfred Götze. Leipzig 1929. Quelle & Meyer. 130 S.

Zu den zahlreich vorhandenen, für weitere Kreise bestimmten Darstellungen des deutschen Volksliedes gesellt sich in der Sammlung „Wissenschaft und Bildung" diese neue von A. Götze als eine sehr ansprechende und erfreuliche Gabe. Es will eine Einführung in dieses vielumstrittene Gebiet sein und erfüllt seine Aufgabe sehr zweckmäßig, indem es auf Systematik und Vollständigkeit verzichtet, und nur einige besonders wichtige und ergiebige Fragen herausgreift. Obwohl sich der Verfasser absichtlich aller aufdringlichen Gelehrsamkeit enthält, merkt man auf jeder Seite, daß die unendlich reiche Forschung der letzten Jahre gewissenhaft ausgenutzt ist; namentlich der Geist des jetzigen Altmeisters der Volksliedkunde, John Meiers, ist allenthalben deutlich zu spüren. Grundlegend ist der erste Abschnitt über „Begriff und Wesen des Volksliedes", der vielen alten, noch immer recht verbreiteten Vorstellungen gründlich zu Leibe geht. Vortrefflich ist auch das Kapitel über den „Stil des Volksliedes". In die geschichtliche Entwicklung führen ein die Abschnitte „Vom Volkslied der alten Zeit," „Goethe und das Volkslied" und das „Weihnachtslied", während der letzte, „Untergang des Volksliedes?" die seit über hundert Jahren immer wieder erhobene Klage, daß das Volkslied verschwinde, mit dem Bemerken zurückweist, daß es wie jedes lebendige Volksgut nicht in einer einmal gefundenen Form verharrt, sondern sich mit den Zeiten verändert und stets neu gestaltet. Das Büchlein verdient viele Leser, vor allem auch bei der Jugend, die ja heute bewußt um die Pflege des Volksliedes bemüht ist.

Breslau H. Jantzen

Grundzüge der deutschen Volkskunde. Von Hans Naumann. Zweite Auflage, Leipzig 1929. Quelle & Meyer. 151 S. M. 1,80.

Naumann hat seine Theorie und Methodik der Volkskunde, die er in seinem ausgezeichneten Buch „Primitive Gemeinschaftskultur" (1921) und in der ersten Auflage des obengenannten Bändchens (1922) dargelegt hat, in einer stattlichen Reihe von eigenen Schriften weiter ausgebaut und auch einen ansehnlichen Kreis von Schülern gewonnen, die in seinem Sinne gearbeitet haben. Der Grundgedanke seiner Auffassung ist in Kürze der, daß man bei allen volkskundlichen Erscheinungen feststellen muß, ob es sich um „primitives (d. h. individualismusloses) Gemeinschaftsgut" oder um „gesunkenes Kulturgut" handelt; das jetzt sogenannte Volksgut „wurde in der Oberschicht" gemacht. Diese seine Anschauungen haben sich bereits sehr lebhaft durchgesetzt; einiges weitere habe ich darüber in der Besprechung der ersten Auflage dieser Schrift gesagt (L. E. XXVI, 48). Die neue Auflage zeichnet sich durch eine dankenswerte, ziemlich reichliche Vermehrung der Literaturangaben aus.

Breslau H. Jantzen

Verschiedenes

Eros im Zuchthaus. Von Karl Plättner. Berlin 1929, im Mopr-Verlag. 223 S.

Vor einiger Zeit lief ein gesinnungssauberer und trotz mancher Unzulänglichkeit ergreifender Film, der die breite Öffentlichkeit auf die destruktiven Wirkungen hinwies, die der „humane" Strafvollzug im Sexualleben des Häftlings und seines vereinsamten Geschlechtskameraden hervorruft. War dieser Film nur eine schwache Andeutung der Sexualnot der Gefangenen, so gibt das vorliegende Werk eine schonungslose Belichtung jener höllischen Hafterscheinung in ihrer ungeahnten Breite und in ihrer abgründigen Tiefe. Karl Plättner, der wegen eines politischen Deliktes acht Jahre in Haft gesessen hat, teilt in dem vorliegenden Werk mit, was er in dieser Zeit sexual-psychologisch und sexual-physiologisch erlitten und beobachtet hat, und was ihm unbedingt zuverlässige Strafgefangene bekannt haben. Eine erschreckende Fülle von Material beweist die wirkliche Existenz der Sexualnot im Kerker, die von einer starrsinnigen und menschenfeindlichen Ministerialbürokratie hartnäckig geleugnet wird. Furchtbar sind die Schilderungen jener Exzesse, in denen sich der durch die Abstinenz gefolterte grundlegende Lebenstrieb zu befreien versucht. Selbstbefriedigungsexperimente mit findig konstruierten Instrumenten, ipsatorische Manipulationen, Pseudohomosexualität, Sodomie, Exhibitionismus und Fetischismus, das sind die notgezeugten Formen geschlechtlicher Sättigung, die den zwangsmäßig exzedierenden Häftling psychisch und physisch zerrütten.

Plättner weist darauf hin, daß die Geschlechtsnot, die Hunderttausende in den Kerkerkäfigen deutscher Zuchthäuser und Gefängnissen martert, eine Gefahr für den gesamten sozialen Organismus bedeutet. Denn Tausende und Abertausende verlassen jährlich die Strafanstalten mit zerstörtem, pervertiertem und verrohtem Geschlechtsleben. Und Tausende und Abertausende geschlechtlich Normalempfindender sind die

Digitized by Google

Opfer der Bedürfnisse jener im Kerker sexuell entarteten Menschen.

Ist diese Gefahr zu beseitigen? Kann man ihre Ursache liquidieren? Plättner beantwortet diese Fragen positiv. Allerdings fügt er die durchaus berechtigte Einschränkung hinzu: Soweit dieses im Rahmen der Gegebenheiten unseres Gesellschaftssystems möglich ist.

Am Schluß des vorliegenden Werks hat der Verfasser eine große Anzahl mehr oder minder radikaler Forderungen aufgestellt, die auf eine Linderung oder eine Beseitigung der Sexualnot hinzielen. Eine seiner zentralen und umfassendsten Forderungen verlangt, daß „in dem Rahmen des Strafvollzugs die Sexualfunktionen als etwas Selbstverständliches eingebaut werden".

Plättners Kritik des Strafvollzugs in der speziellen Richtung auf die Geschlechtsnot der Gefangenen ist wertvoll, denn sie ist empirisch und theoretisch (sozialbiologisch) fest fundiert. Sie ist konstruktiv und durchpulst von dem Temperament einer wahrheitswilligen, kraftvollen Kampfnatur. Sie wird breiteste Anerkennung finden. Wir hoffen mit dem Autor, daß die alarmierte Öffentlichkeit sich nicht begnügen wird, ihm ihre platonische Zustimmung auszudrücken. Wir hoffen, daß die schriftstellerische Tat des Verfassers die Öffentlichkeit in Bewegung setzen wird. Und wir hoffen, daß es den Aufgerüttelten und Tatbereiten gelingen möge, für die Hunderttausende von gequälten Kreaturen die praktische Verwirklichung wenigstens eines Teils der von Plättner formulierten Reformvorschläge zu erzwingen.

Berlin — Werner Türk

Das erotische Weltbild. Von Magnus Hirschfeld und Berndt Götz. Hellerau bei Dresden 1929, Avalun-Verlag. 205 S.

Die sehr hohen Erwartungen, mit denen man nach einem Buch dieses Titels und dieser Verfasser greift, werden nicht erfüllt. Es trifft bestimmt nicht zu, was auf dem Umschlag zur Erhöhung der Leserneugier bekannt gegeben wird: „Die grundlegende Darstellung einer neuen Psychologie der Erotik." Das Material, das in dem Buch zur Verarbeitung kommt, ist dürftig. Dichter sind sicherlich Kronzeugen erotischer Weltauslegung; wenn man aber fast ausschließlich Gedichtstrophen heranzieht, um an diesen zu demonstrieren, was man beweisen möchte (und eben dies geschieht hier), so bleibt die Beweisführung untief. Der erotische Rausch zeigt seine schöpferische Auswirkung keineswegs nur im Gedicht. Ein Buch über das erotische Weltbild hätte weitergehn und darweisen müssen, wie überall, wo Schöpferisches aufsprießt, das Erotische den Wurzelstock bildet. Unter solchem Gesichtswinkel würde freilich das erotische Weltbild keineswegs dem rationalen Weltbild hintan gesetzt werden dürfen, wie es hier geschieht. Dieses Buch faßt das erotische Weltbild als Ergebnis eines Leib-seelischen Ausnahmezustands, eine Ansicht, die hinfällig werden muß, sobald wir Eros als das bewegende Prinzip der Dinge überhaupt nehmen. Der Standort der Autoren ist der Rationalismus, meines Erachtens der verkehrteste, wenn man die Welt als „Bild", also in ihrer metaphorischen Bedeutung beschreiben will. Denn der Rationalismus ist ja als solcher gerade das Gegenstück des gleichnishaften Erlebens. So kommt es denn in diesem Buch zu einer Menge durchaus anfechtbarer Urteile über die Weltanschauung des Kindes, des Wilden, des Verliebten, über den Animismus usw. Solche Einwendungen wären nicht zu erheben, wenn das Buch eine reine Deskription, nicht Deutung, nicht selber Weltanschauung geben wollte. Weltanschauung auf der Grundlage exakter Wissenschaft ist aber ein Widerspruch in sich selber, was man heute, nach dem Scheitern so vieler wissenschaftlicher Systeme, endlich wieder allgemein einsieht.

Im Haag — F. M. Huebner

Der Bankrott der Ehe. Von V. F. Calverton. Aus der amerikanischen Ausgabe ins Deutsche übertragen von Wilhelm Cremer. Hellerau bei Dresden. Avalun-Verlag. 226 S.

Wer über das Problem der Ehe schreibt, sei es auch nur in der Form einer wissenschaftlichen Berichterstattung, muß wohl oder übel einen weltanschaulichen Standort besitzen. Von diesem aus kann man sich je nachdem für oder wider die Ehe entscheiden. Jede andere Art und Weise, sich mit dem Eheproblem abzugeben, erhöht den Wirrwarr, der herrscht, macht die Erörterung unfruchtbar und überflüssig.

Der Charakter der Schrift von V. F. Calverton ist der einer vollkommenen Standpunktlosigkeit. Aus der Furcht, für unmodern angesehen werden zu können, überbietet er noch das Freidenkertum eines Ben B. Lindsey und lehnt als Lösung des Eheproblems selbst dessen Vorschlag der Kameradschaftsehe ab. Die Notwendigkeit dieser Ablehnung wird durch den Hinweis auf gewisse historische Tatsachen begründet; aus ihnen soll hervorgehen, daß die Ehe gar nichts weiter sein kann und auch niemals etwas anderes war, als eine trughafte Angelegenheit. Sätze wie die folgenden beleuchten die Gesinnung des Buchs: „Wir haben diese lange Reihe von verschiedenen Haltungen gegenüber der Liebe und dem Geschlechtsleben aufgeführt, um zu zeigen, wie sehr sie sich alle mit dem Wandel der sozialen Verhältnisse verändern. Nirgendwo zeigt sich auf diesem Gebiete etwas Dauerndes, etwas Allgemeingültiges. Die Wertschätzung, die wir einer Auffassung des Geschlechtslebens zuerteilen, kann nur für die gerade herrschenden Verhältnisse gültig sein, wir dürfen sie aber nicht zu etwas Ewigem, Heiligem, zu einem Ideal erheben."

Nach dem Rezept dieser Worte ist das ganze Buch zusammengebraut; — eine Aneinanderreihung mehr oder minder bekannter Tatbestände, denen vollständig die sittliche Auswertung fehlt. Das zusammengetragene Material vermag demzufolge nur den kritiklosen Leser zu erschüttern. Also das amerikanische Durchschnittspublikum. In Wahrheit kann die Eheform der Basutos in Afrika weder für noch gegen die „Richtigkeit" der europäischen Ehe vorgebracht werden. Die Verschiedenheit der Eheformen überhaupt ist keineswegs ein Beweis für eine ihr innewohnende sittliche Relativität. Einehe oder Vielehe, sie ist so oder so, als Erlebnis der Kontrahenten, eine durchaus absolute Angelegenheit. Sie, die Ehe, gehört wirklich unter die Sakramente des Daseins, und wenn sich heute, wie Calverton behauptet, ihr Bankrott vollzieht, so zerbricht nicht das Sakrament, es versagt allein die Fähigkeit des Menschen, das Sakrament mit einem Inhalt, das Verhalten zum Sakrament mit einem Glauben zu füllen.

Die Ableugnung Calvertons hätte Wert, wenn sie aus positiven, nicht aus zerstörerischen Instinkten heraus vorgebracht würde. Aber das Draufgängertum Calvertons ist im Grunde Pseudocourage, ein bloßes Weiterkolportieren von Meinungen, die nun einmal in der Luft der Gegenwart hängen. Daß Calverton für die Sexual- und Eherechtsreformen von Sowjetrußland eine Lanze bricht, ist ein Verdienst. Es ist das einzige Verdienst dieses Buchs, das von sich aus keinen einzigen neuen Gedanken in die Debatte wirft. Im Grunde füllt, was in dem Buch steht, den Raum von ein paar Feuille-

Digitized by Google

wnaufsätzen. Wie herrlich leicht es doch die Schriftsteller in Amerika haben! Man holt sich Handbücher, Reiseberichte, Gesetzbücher, Zeitungsartikel zusammen und fabriziert aus der Lektüre etwas, was nur dadurch wie eine eigene Arbeit aussieht, weil freundliche Verleger sich bereit finden, es zu drucken, mit einem Umschlag zu versehen und in den Handel zu bringen. Wäre der Autor ein Deutscher, wäre das Buch in Deutschland geschrieben worden, so hätte es, auch bei besseren inneren Eigenschaften, zweifellos keinen Verleger gefunden.

Im Haag F. M. Huebner

Miß Plimsoll und andere Leute. Von Harald Nicolson. Übersetzt von Paul Cohen-Portheim. Frankfurt a. M. 1929, Frankfurter Societäts-Druckerei. 252 S.

Harald Nicolson ist Legationssekretär und Botschaftersohn, er ist aber auch der Verfasser des Buchs über Lord Byrons Letzte Tage. So ist er weit umhergekommen, kennt die offizielle Welt und die große Welt — und er kann schreiben. Noch dazu hat er einen oft boshaften, aber auf gute Beobachtung gestützten Witz, eine liebenswürdige Selbstironie, und es ist ihm eine neue Spielart der aktuellen Skizze gelungen.

Namhafte Persönlichkeiten bewegen sich auf den Seiten, Winston Churchill, Clemenceau, Mussolini, Lloyd George und viele andere, dabei verwahrt er sich gegen buchstäbliche Wahrheit, diese solle man nicht bei ihm suchen. Von dem scharfgeprägten Bild eines berühmten anmaßenden Journalisten (de Blowitz Typ), sagt er: „Diese Vorfälle sind wahre Vorfälle, aber sie sind nicht Malone passiert, wäre er anwesend gewesen, so hätte er sich so benommen, aber er war nicht anwesend, da Malone, außer als Möglichkeit, nicht existiert. Die Studie „Marquis de Chaumont" wird die Franzosen begreiflicherweise ärgern; sie schildert den doch wohl auf dem Boden der Republik erblühten französischen Snobismus, einen ins Kraut geschossenen Ableger der angelsächsischen Mutterpflanze ... Seine scharfe Ablehnung der berühmten englischen Public Schools wird deutsche Leser, denen diese Strömung der englischen Jugendbewegung noch unbekannt ist, überraschen. Die Skizze schwärzt allzusehr die Schatten, ist jedoch fein und echt. Überaus komisch der Knall und Fall entlassene Kammerdiener von Lord Curzon während der großen Konferenz von Lausanne. Deutlich sehen wir den berühmten Vizekönig vor uns; „majestätisch, als ob er seinen eigenen Ehrenbaldachin trüge, schritt er den Bahnsteig hinunter, unterhielt sich mit nicht unbewußter Freundlichkeit mit dem Bahnhofsinspektor".

Harald Nicolson steht der Arbeiterpartei nah, er verurteilt das Gewicht, das bei der Diplomatenauswahl auf die Zugehörigkeit zur Gesellschaft gelegt wird, sagt einem vornehmen Gesandten: „Leute wie Sie sind es, die die Diplomatie lächerlich machen. Sie haben keinerlei Realität; Sie sind bloß verbindlich." Immerhin konnte er den soeben abgelehnten Kollegen nicht verteidigen. Dieser war glatt unmöglich, nur durch seine Sprachkenntnisse hatte er das Examen bestanden, und um seinesgleichen abzuhalten, wurden daraufhin die Prüfungsbedingungen des Auswärtigen Amtes verschärft.

Der Verfasser ist jetzt an der berliner Botschaft, und er wird wohl früher oder später seine hiesigen Eindrücke verwerten. Wahrscheinlich werden wir ihm recht komisch erscheinen, und bei modernen englischen Diplomaten (siehe D'Abernon) scheint ein gewisser Mangel an Hemmungen sich gelegentlich bemerkbar zu machen.

Die Übersetzung befriedigt nicht immer. Im englischen Gespräch sagt man „my dear lady", im deutschen niemals „verehrte Dame"; Portemanteau muß Handkoffer heißen und dergleichen mehr.

Berlin Marie von Bunsen

Im Schatten des Drachen. Von Jurij Galicz. Übersetzt aus dem Russischen von R. Freiherrn von Campenhausen. Braunschweig 1928, Georg Westermann. 175 S.

Nach Beendigung des Weltkrieges fingen die hohen Militärs aller Länder an, ihre Memoiren zu schreiben. Die Russen aber begnügen sich nicht damit, sondern schreiben auch noch Romane. Und sofort sind die deutschen Übersetzer zur Stelle. Erst beglückte man uns mit einem Dutzend Bände aus der Feder des tapferen Kosakengenerals Krasnow, jetzt kommt der Dragoneroberst Galicz mit einer merkwürdig farb- und temperamentlosen Schilderung der seltsamen Erlebnisse eines „weißen" russischen Offiziers in China. Zu guter Letzt gerät er in den Bann einer nymphomanischen Französin, macht einen Selbstmordversuch, bleibt aber am Leben, empfängt im Krankenhaus täglich den Besuch „einer jungen Dame in tiefer Trauer, mit einem mattweißen Gesicht und großen blauen Augen", und nach der Entlassung aus dem Krankenhause sieht man ihn in Begleitung derselben Dame an Bord eines nach Marseille abgehenden Dampfers. Was er auf der Überfahrt erlebte, wird vermutlich in einer Fortsetzung berichtet werden. Es gehört ja auch zu den Eigentümlichkeiten dieser russischen Romane, daß sie sich immer zu Zyklen auswachsen. Hoffentlich bleibt uns eine Übersetzung erspart.

Leipzig Arthur Luther

Ewiges Österreich. Ein Spiegel seiner Kultur. Herausgegeben von Erwin Rieger. Wien 1928, Manz-Verlag. 239 S. M. 4,20 (6,—).

Dieses Buch, zu dessen Mitarbeitern unter anderen Felix Braun, Joseph Gregor, Erwin Rieger, Richard Specht und Paul Stefan gehören, will dartun, was Österreich heute, ein Jahrzehnt nach Beendigung des europäischen Krieges, enthält.

Wie der Herausgeber sagt, will er einen Querschnitt durch das Geistesleben unserer Tage versuchen, ein Inventar dessen will er aufnehmen, was Österreich (auch in dieser neuen Gestalt), dem beharrlich innerhalb und außerhalb seiner Grenzen düsteres Schicksal prophezeit wird, immer noch besitzt; und zwar durchaus nicht ein Inventar dessen, was es in dieser Zeit einer öden Gleichmacherei mehr oder minder genau so besitzt wie alle anderen Länder, sondern vielmehr dessen, wodurch es im Mosaik Europas und der Welt einmalig ist — nämlich österreichisch.

Von großer dichterischer Schönheit ist der erste Abschnitt: „Die Landschaft" von Felix Braun, der mit dankbarer Liebe ein unvergeßliches Pastellbild der österreichischen Landschaft malt.

Das Buch ist jedem, dem die Geltung dieses Landes problematisch scheint, zur Lektüre zu empfehlen.

Wien Albert Leitich

Westfälische Volkskunde. Von Paul Sartori. Zweite verbesserte Auflage mit 18 Tafeln. Leipzig 1929, Quelle & Meyer. 219 S.

Die Westfälische Volkskunde von Sartori hat nach knapp sechs Jahren eine verbesserte Auflage erlebt. Einmal ist das ein Zeichen für die Brauchbarkeit des Buchs, dann aber auch ein

Digitized by Google

Beweis für das zunehmende Interesse, das man heute auch in weiteren Kreisen der Volkskunde überhaupt entgegenbringt. Die Veröffentlichungen auf diesem Gebiete sind außerordentlich zahlreich, aber bei der Verstreutheit in den verschiedensten Zeitungen und Zeitschriften schwer zugänglich. Wenn auch der westfälische Heimatbund bemüht ist, die Einzelbeiträge auf dem Gebiet der westfälischen Heimatkunde zu sammeln, so ist damit die Neuauflage des Buchs von Sartori nicht überflüssig geworden, sondern für eine erste Orientierung bei allen eingehenderen Versuchen auf diesem Gebiete deshalb notwendiges Hilfsmittel, weil es auch die Beiträge der letzten sechs Jahre weitgehend berücksichtigt. Darüber hinaus aber, und das erscheint mir das Wichtigste, ist es für die Hand breitester Leserkreise bestimmt und geeignet die Liebe zur engeren Heimat mit dem notwendigen vertieften Verständnis zu verknüpfen. Die Verbindung wissenschaftlicher Brauchbarkeit und volkstümlicher Aufklärung und Belehrung macht den Wert dieses mit außerordentlicher Belesenheit und Kenntnis schlichtgestalteten und durch charakteristische Abbildungen belebten Buches aus.

Köln-Lindenthal — Paul Bourfeind

Laudate Dominum. Hymnos sacros antiquiores latino sermone et vernaculo edidit Ricardus Zoozmann. Monachii. Sumptibus Georgii Mueller MCMXXVIII. VIII et 965 p.

In gloria sanctorum. Liturgische Texte. Übertragen von Romano Guardini. Mainz 1928, Matthias-Grünewald-Verlag. 301 S.

In der Gebetsliteratur, in den Hymnen und Sequenzen des Missale, in den Hymnen des monastischen Breviarium, in den liturgischen Texten, in vielen geistlichen Gesängen, Kirchenliedern, Erbauungsgedichten und im mariologischen Liederschatz — angefangen von Hilarius bis zu Leo XIII. — ruht eine für den modernen Menschen zum Teil völlig versunkene und fremde Welt religiösen Lebens. Beide Bücher mühen sich mit herzlichem Eifer um deren Erschließung.

Das Zoozmannsche Werk bringt über vierhundert Hymnen und Gesänge in lateinischer Sprache und fügt dem Urtext eine Verdeutschung bei. Es beginnt mit den frühesten Anfängen des Hymnengesangs in der lateinisch-abendländischen Kirche und führt bis in die neuere Zeit. Alle Brevierhymnen sind hier lateinisch und deutsch nebeneinander gestellt. Die Hymnen sind reimlos übersetzt, was man anerkennend hervorheben muß. Die Würde des edeln Urtextes ist damit gewahrt und nicht durch leeres Versgeklapper entseelt. Manche dieser prachtvoll übersetzten Stücke sind gesungene Legenden. Sie sind mehr als Bekenntniskirche und mehr als der genaue Glaube an ihre Symbole und das Dogma. Die berühmtesten Hymnen des Breviers erklingen nun als deutsche liedhafte Dichtung: zum Beispiel Iste Confessor Domini; Te lucis ante terminum; das schönste aller Marienlieder, der Hymnus vom Meeresstern (Ave, maris stella); der herrlichste Hymnus des Ambrosius, Aeterne rerum Conditor u. a. Zoozmann verdeutscht oft inniger, lyrischer, farbenreicher als Hans Rosenberg, der gelehrte Kenner des Breviers. Zoozmann ist Dichter. Nicht unerwähnt bleibe die gute Übertragung der italienischen Stücke des Giacopone da Todi und heiligen Franz. Auch sie ist von persönlich starker Ausdruckskraft und Eigenart, auch sie wirkt im Stil repräsentativ.

Die Verdeutschung der liturgischen Texte aus Missale und Brevier durch Romano Guardini hat die zarte Farbe und Reinheit gottesdienstlichen Gebetes. Man merkt sofort die feine nachzeichnende Hand in den Übertragungen der Verse aus dem Matthäus-Evangelium und einiger Kapitel aus der Apokalypse. Mit allen Möglichkeiten vergangenen religiösen Erlebens spricht das Wort der Kirche und der Überlieferung zum auszeichnenden Ruhm der Heiligen Gottes. Ihnen zur Feier erklingt die Stimme aus der unsäglichen Tiefe einer für uns unfaßbaren Liebe. Es ist eine innige Sprache, die zugleich fest ist. Es ist die demutsvolle Sprache echter Frömmigkeit. So stehen sie denn da im Licht heiliger Verehrung und Reinheit: die Seraphim, Michael, die Schützer-Engel, Maria, die unschuldigen Kindlein, Stephanus, Laurentius, die Blutzeugen, die heilige Agnes, die heilige Cäcilia und andere. Sie werden angeredet und reden eigentlich mit und winken uns zu und lächeln wie die sanften Gnadenbilder der großen Meister, sie, die Heiligen, die „lebendige Offenbarung Gottes", sie haben in einem höheren Sinne „ewiges Leben", und ihre Nacht weiß nicht von Finsternis, alles leuchtet im Licht.

Wien — Franz Strunz

Schule und Erziehung. Von Georg Rosenthal. Weimar 1928, Erich Lichtenstein. 352 S. Geb. M. 6,50.

Der Direktor des altberühmten lübecker Katharineums bietet hier mehr als vierzig kurze Aufsätze bzw. Reden, die, aus seiner gymnasialen Praxis erwachsen, die ihr zugrunde liegenden pädagogischen Überzeugungen anregend und entschieden veranschaulichen. Dabei gewinnt der unbefangene Leser das Bild eines philosophisch gerichteten, in einem lebensvollen Humanismus wurzelnden Schulmannes von außerordentlicher didaktischer Findigkeit. Es ist auch für den Nichtfachmann nützlich und aufmunternd zu lesen, was er über grammatikalische Selbstzucht schreibt und was er dabei an Hausmittelchen empfiehlt. Für den Fachmann sind gewiß auch die zahlreichen Wiederholungen und Varianten wichtig, die sich im einzelnen ergeben. Als Laie wünschte man sich eine knappere Auswahl. Unterstrichen zu werden verdient Rosenthals immer wiederkehrende Mahnung, den ganzen Unterricht, namentlich den Grammatikunterricht, more philosophico zu geben (wobei sich dann besonders auch die Aufsatzthemen als mächtige Weckrufe zu geistiger Selbsttätigkeit erweisen), anstatt von einem Philosophieunterricht in Prima die Anbahnung philosophischer Selbstbildung zu erwarten. („Was will der Philosophieunterricht während eines Jahres in einer Prima besagen, wenn acht Jahre hindurch die köstlichsten Gelegenheiten versäumt sind!") Ob freilich Kants Richtung auf eine „von aller Sinnlichkeit völlig freie Persönlichkeit" trotz Nietzsche dem Lebensgefühl unserer Jugend noch so viel sein kann, wie Rosenthal meint, ist mir fraglich, und nicht minder, ob das Kunststück, den „Laokoon" für die „schulgemäße Behandlung" zu retten, heute noch lohnt.

Schließlich sei noch auf einige Berichte über deutschkundliche Studienreisen hingewiesen, die Rosenthal mit seinen Primanern während der Schulzeit in verschiedene Gegenden von Deutschland gemacht hat.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Das neuere schwäbische Schrifttum. Im Auftrag des Württ. Buchhändler-Vereins aus Anlaß seines fünfzigjährigen Bestehens. Herausgegeben von Matthäus Gerster. Verlag der J. B. Metzlerschen Verlagsbuchhandlung 1929. 167 S.

Voran geht ein darstellender Abriß der neueren schwäbischen Dichtung mit knappen, aber treffenden Charakteristiken der

Digitized by Google

wichtigeren Erscheinungen. Darauf folgt ein bibliographischer Hauptteil, in dem sämtliche Werke der württembergischen oder in Württemberg lebenden Autoren mit Preisangaben verzeichnet sind. Bei den Dichtern hat der als Bibliothekar der stuttgarter Landesbibliothek an der Quelle sitzende Herausgeber mit fast beängstigender Vollständigkeit seines Amtes gewaltet. Im Abschnitt über das wissenschaftliche Schrifttum vermißt man einiges (z. B. die beiden Romanisten Karl Voßler und Eduard Wechßler).

Die mannigfaltige Gliederung des Buchs fördert die Übersichtlichkeit. Andererseits wird dadurch das Lebenswerk derselben Persönlichkeiten auseinandergerissen, und vielfach mußte Unsicherheit herrschen, ob die schriftstellerischen Arbeiten auf die dichterische oder wissenschaftliche Seite zu schlagen seien. Letzten Endes waren eben buchhändlerische Rücksichten maßgebend für dieses verdienstvolle und vielen unentbehrliche Hilfsmittel.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Höfische Kultur. Von Hans Naumann und Günther Müller. Halle 1929. M. Niemeyer. 158 S.

Dieses Buch, das den 17. Band der Buchreihe zur „Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte" bildet, enthält zwei ausführliche Abhandlungen: von Naumann über „Die ritterliche Standeskultur um 1200" und von Müller über „Die höfische Kultur der Barockzeit". Naumanns Arbeit ist eine ausgezeichnete Leistung, tiefgründig, klar, übersichtlich aufgebaut, gestützt auf eingehende Kenntnis des mittelalterlichen Schrifttums. Sie beschäftigt ich mit schon oft besprochenen Fragen wie dem Minnesang, weiß ihnen aber viele neue Seiten abzugewinnen, so daß wir vieles ganz anders sehen lernen als zuvor. Er entwickelt „Das Tugendsystem" der Ritterzeit und weist seine engen Zusammenhänge mit der Antike und der christlichen Lehre nach, er schildert vortrefflich „Die höfische Liebe", die wir so schwer verstehen können, und „Die Bedeutung der Form", die in jener Kultur oft das Sachliche an Bedeutung überwiegt, und den „höfischen Gott", d. h. die religiösen Anschauungen der Ritterzeit, die stark von der Gesamtauffassung jener Kulturschicht beeinflußt sind. Zuletzt gibt er einen äußerst lehrreichen Überblick über den „Aufstieg im staufischen Raum", der die welfischen Kulturbestrebungen an Umfang, Tiefe und Wirksamkeit bei weitem übertrifft. Diese Untersuchungen gehören zu den besten und aufschlußreichsten neueren Arbeiten auf dem Gebiet der mittelalterlichen Literatur und Geistesgeschichte. Sie bieten wertvolle Anregungen und weisen neue Wege.

Müllers Arbeit, die das entsprechende Problem für das 17. Jahrhundert erörtert, kommt der Naumanns nicht gleich. Zwar bietet auch sie manchen guten und wertvollen Gedanken über die schwierige Literatur der Barockzeit, die uns vielfach schwerer verständlich ist als die des Mittelalters. Aber sie beschäftigt sich doch mehr mit allgemeinen, theoretischen und methodischen Fragen, als daß sie einzelne Probleme klar und scharf anpackte; das geschieht nur in einem kurzen Abschnitt über die „Leitideen: Gott, Tugend, Eros, Zeit". Auch die sprachliche Form ist nicht so kräftig und klar; es stören manche mundartlichen Eigenheiten, überflüssige Fremdwörter und besonders die häßliche Neubildung „höfisieren".

Breslau — H. Jantzen.

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXXV

Was ist uns Shakespeare heute?

Von Albert Ludwig (Berlin-Lichtenberg)

Von Klassikerdämmerung geht die Rede — senken sich die Schatten auch auf den Hamletdichter? Fast frevelhaft erscheint der Gedanke dem, der sich erinnert, wie einst Herder seinen Deutschen das Wesen des genialen Schöpfers an Shakespeares Dichtertum klar machte, wie Goethe den Preis Williams, des „Sterns der höchsten Höhe", mit der Huldigung an die liebste Frau paarte. Seitdem war die Shakespeareverehrung einer Fackel gleich, die ein Geschlecht dem nächsten weitergab, die jedes sorglich vor dem Erlöschen hütete, mochte es manches andere Erbe auch ohne Bedenken in die Rumpelkammer werfen. So machte die Übersetzungsarbeit, das einfühlende Verständnis der Romantiker den Briten schlechthin zum deutschen Dichter, in den politisch erregten Tagen des Vormärz wurde sein Hamlet zum Sinnbild unseres Schicksals, aus dem liberalen Bürgertum erwuchs die Shakespeare-Gesellschaft, und bei einem Fürstenhause fand sie verständnisvolle Förderung; unsere dramatischen Dichter aber haben von Schiller bis Hauptmann mit diesem Vorbild gerungen — mancher bis zur Selbstvernichtung.

Jetzt scheint es, als ob die Umwertung aller Werte vor dem Fürsten des Dramas nicht haltmachen wolle. Die Frage „Was ist uns Shakespeare heute?" wird von keinem anderen gestellt als von Alois Brandl, der einen guten Teil der Arbeit seines Lebens in Amt und Wissenschaft darangesetzt hat, den heutigen Deutschen den englischen Dichter lebendig zu erhalten. Der vierten Auflage seiner Shakespeare-Biographie[1] schickt er ein ausführliches Vorwort voraus, und es hat nicht den Fanfarenton, mit dem wohl früher jene Frage beantwortet worden wäre. Schmäler ist der Raum geworden, den Shakespeare in unserem geistigen Leben einnimmt, er ist nicht mehr das Maß, mit dem wir unsere Dramatiker messen, sein Name ist im Titel von Büchern und Zeitschriftenaufsätzen seltener geworden als früher, dem studentischen Nachwuchs der englischen Philologie ist die Beschäftigung mit ihm nicht mehr, wie es einst ganz selbstverständlich war, das Herzstück der Arbeit, und seltsame Versuche der Theater zeigen, daß der Dichter der Renaissance nach ihrer Meinung durch besondere, seiner Kunst fremde Mittel dem Publikum unserer Tage schmackhaft gemacht werden müsse.

Klar auszusprechen, was ist, tut immer gut. Brandl zählt anschaulich und lebendig die Anzeichen für die sinkende Teilnahme auf und findet den Grund der Erscheinung in mancherlei zusammentreffenden Strömungen: da ist das uns heute stärker zum Bewußtsein kommende Engländertum des Dich-

[1] Shakespeare. Leben, Umwelt, Kunst. Vierte Auflage. Wittenberg (Bez. Halle). A. Ziemsen Verlag. M. 6,— (10,—).

Digitized by Google

ters, da ist die Verarmung der Schichten, die früher das beste Theaterpublikum bildeten; wenn vom Wettbewerb des Kinos und Rundfunks die Rede ist, so hätte auch gesagt werden können, daß die leidenschaftliche Teilnahme am Sport allzuoft die Dinge der Kunst und des Geistes sehr viel weniger belangvoll erscheinen läßt, als man es früher in Tagen, da ein Boxer noch nicht Nationalheld war, für möglich gehalten hätte. Vor allem aber will mir scheinen, als ob auch innerlich sich eine Entfremdung geltend mache. Die trotzige Individualität der Shakespeareschen Renaissancemenschen — „roher, harter, mächtiger Granitmenschen", sagte Nietzsche — wird in einem demokratischen Zeitalter leicht fast peinlich empfunden: es gibt eine neuere Shakespeareübersetzung, die den Schluß des Macbeth verändert, den um seinen ehrlichen Schlachtentod fechtenden Wiking dem Gegner verzagt den Rücken wenden läßt und behauptet, das sei der eigentliche Text! Es ist, als könne oder wolle man nicht mehr ertragen, daß der Einzelne der Gemeinschaft so schroff gegenübergestellt wird, sein Gesetz in sich selbst sucht und lieber zerbricht, als daß er sich dem Schicksal beugt. Der junge Goethe sah Shakespeares Tragik darin, daß die „prätendierte Freiheit" des menschlichen Willens mit dem notwendigen Gang des Ganzen zusammentreffe — wo aber „prätendieren" unsere jungen Dramatiker diese Freiheit des Willens? Im Zeitalter der Rationalisierung und Automatisierung sind sie geneigt, sie von vornherein verloren zu geben; Hilfe suchen sie im dumpfen Triebe der Masse nach Licht und Luft, derselben Masse, in der Shakespeare einen Haufen von Schwachköpfen sah.

Aber wenn man zugibt, daß unsere Zeit nicht mehr ihres Verhältnisses zu Shakespeare so sicher ist wie vergangene Tage, so heißt das noch lange nicht, daß der Dichter heute für uns abgetan sein könnte. Brandl führt aus, wie reich diese Dramen an Gestalten sind, deren Willensantriebe gerade in solchen unfreien „Wintern des Mißvergnügens", wie wir sie jetzt durchleben, mächtig zum einzelnen sprechen; er zeigt, wie unsere Theaterdichter von diesem Volksdramatiker — denn das war er — lernen können, wie man Fragen sozialer und kultureller Art nicht nur bereden läßt, sondern in Gestalten und Ereignisse übersetzt; er spricht endlich von der stets neu sich offenbarenden Weisheit, dem Sehertum Shakespeares. Das heißt also, daß die künstlerische Leistung und die große Persönlichkeit ungeschmälert fortbestehen, aber daß es gilt, das Verständnis für sie wachzuhalten oder wieder zu wecken. Hier hätte Brandl vielleicht noch ein kräftiges Wörtlein vom Theater sagen können. Der Reihenbetrieb von Aufführungen, auf den sich unsere großen Bühnen nur allzusehr eingestellt haben, eignet sich nicht für Shakespeares große Dramen, verführt dazu, sie äußerlich als Sensation „aufzuziehen", wie man jetzt so schön sagt. Und ebensowenig dürfen sie den „Klassikervorstellungen" für die liebe Jugend überlassen werden — nur allzuleicht wird dadurch der Schein erweckt, daß Erwachsene über solchen Spielplan hinaus seien. Heute sollte, wenn die Rückkehr zum wechselnden Spielplan wirtschaftlich nicht möglich ist, der Dienst des Theaters an Shakespeare das Festspiel sein, die Aufführung seiner Stücke, wie sie gedacht waren, mit unseren besten Mitteln vor einem willigen Zuhörerkreise. Das Beispiel Bochums hat gezeigt, daß unter solchen Umständen die alte Wirkung auch jetzt erzielt wird: Shakespeare sorgt für sich selbst, wenn man ihn nur zu seinem eigenen Worte kommen läßt. Das spricht im übrigen jederzeit aus seinem Texte, und Rundfunk und Kino, die Vielgescholtenen, können manchem Mut machen, zum Buch zu greifen. An Führern zum Verständnis wird es denen, die erst einmal soweit sind, nicht fehlen, und daß Brandls Biographie hier eine Sendung hat, beweist die Tatsache, daß sie trotz aller Ungunst der Zeiten es seit dem Jahr ihres Erscheinens (1922) zur vierten Auflage gebracht hat.

Nachrichten

Todesnachrichten. Joseph Petzoldt, Professor für Philosophie an der Technischen Hochschule in Berlin, ist nach einer Meldung vom 4. August im Alter von 67 Jahren gestorben. Sein Hauptwerk ist eine „Einführung in die Philosophie der reinen Erfahrung", das für die positivistischen Bestrebungen um eine metaphysikfreie Philosophie wichtig wurde. Die „Gesellschaft für empirische Philosophie" dankt ihm ihre Gründung. Vor seiner Tätigkeit an der Technischen Hochschule war Petzoldt lange Zeit Oberlehrer in Spandau. Er hat früh die Bedeutung Otto Brauns, der sein Schüler war, erkannt und sich mit der Bitte an das Provinzialschulkollegium gewandt, ihn von seiner amtlichen Tätigkeit zu beurlauben, um sich ganz der Erziehung und dem Unterricht des Frühvollendeten widmen zu können. Das Gesuch ist damals abschlägig beschieden worden.

Emil Thomas, der frühere langjährige Chefredakteur des „Börsenblattes für den deutschen Buchhandel", ist nach einer Meldung vom 4. August im einundsechzigsten Lebensjahr gestorben. Thomas hat sich als Schriftsteller um den deutschen Buchhandel große Verdienste erworben. Bis 1911 war er auch Herausgeber der „Allgemeinen Buchhändlerzeitung".

Theodor von Wundt ist nach einer Meldung vom 17. August im Alter von 71 Jahren gestorben. Sein Gebiet war die Alpinistik. Besonders populär wurde sein 1896 erschienener Roman „Matterhorn".

Anna von Zeromski ist am 1. August in München einem Herzschlag erlegen. Sie war am 16. Oktober 1864 geboren und hat mit ihrer Lichtwark-Biographie, die den Untertitel führte „Ein Führer zur deutschen Zukunft", viel Anerkennung gefunden.

Hans Erich Wolff, der Syndikus und geschäftsführende Direktor des „Schutzverbandes deutscher Schriftsteller", befand sich unter den Opfern des Eisenbahnunglücks auf der Tauernbahn. Der erst vierunddreißig Jahre alte berliner Rechtsanwalt hat für die Interessen der Schriftsteller viel geleistet und sich namentlich in dem „Kampfausschuß gegen die Zensur" hervorgetan.

Henri Goelzer, der Präsident der „Académie des Instructions et des Lettres", ist nach einer Meldung vom 4. August im Alter von 76 Jahren in Exprels gestorben. Professor Goelzer, ein hervorragender Latinist, war seit 1923 Präsident der Akademie.

Graf S. U. Wrangel, ein Bruder des ehemaligen schwedischen Außenministers Hermann Wrangel, ist am 15. August im Alter von 75 Jahren in Paris gestorben. Während der zwanzig Jahre, die er dort verbracht hat, erwarb er sich große Verdienste um die Einführung schwedischer Künstler und Schriftsteller in Frankreich. Seine literarischen Arbeiten, Reiseschilderungen und Werke geschichtlicher und biographischer Art, wurden teilweise in französischer Sprache geschrieben.

Digitized by Google

Alexius Benedek, der Nestor des siebenbürgischen ungarischen Schrifttums, ist am 20. August in Kisbacon, 70 Jahre alt, gestorben. Er hatte ursprünglich Universitätslehrer werden wollen, sattelte aber früh um und wurde Schriftsteller und Journalist. Er war Redakteur an verschiedenen Zeitschriften und Tageszeitungen. Seine bekanntesten Arbeiten waren Märchenerzählungen.

Ivo Vojnovitsch, der größte serbo-kroatische Dichter der letzten Jahrzehnte ist in Belgrad am 1. September nach langem Leiden im Alter von 82 Jahren gestorben. Als geborener Ragusaner hatte er seine Stoffe hauptsächlich dem dalmatinischen Leben entnommen. Seine auch im Ausland bekannten Stücke sind „Ragusaner Trilogie", „Die Frau mit der Sonnenblume" und „Aequi noctium". Vojnovitsch war eine Zeitlang Intendant des kroatischen Nationaltheaters in Agram.

Karel van de Woestijne, in dem die Flamen ihren größten Dichter sehen, ist am 24. August, wenig über fünfzig Jahre alt, der Tuberkulose erlegen. Er konnte als die eindringlichste Verwirklichung des heutigen Flamentums gelten. Ein dekadenter Zug verbindet sein Schaffen mit den französischen Literaturströmungen vor dreißig Jahren. Seine „Briefe" aus der Künstlerkolonie Laethem, seine Gedichte und Prosa sind verinnerlichte Darstellungen des flämischen Volkslebens. Zuletzt war er Professor an der Universität Gent; als Korrespondent des „Nieuwe Rotterdamsche Courant" diente er erfolgreich der Sache seines Volkes.

* * *

Oberregierungsrat Adriani ist auf eigenen Wunsch von der Leitung der Prüfstelle Berlin für Schmutz- und Schundschriften zurückgetreten. Seine Tätigkeit als Leiter der Theaterabteilung des Polizeipräsidiums bleibt von diesem Rücktritt unberührt. Sein Nachfolger ist Amtsgerichtsrat C. F. W. Behl.

Hans Francks Geburtsstadt Wittenberg hat den Dichter anläßlich seines fünfzigsten Geburtstages zu ihrem Ehrenbürger ernannt.

Bertha Zuckerkandl, die Übersetzerin Géraldys, Lenormands und Raynals, ist von der französischen Regierung durch Verleihung der Ehrenlegion ausgezeichnet worden.

Der Büchner-Preis wurde wie alljährlich am Verfassungstage in Darmstadt durch den hessischen Staatspräsidenten und Kultusminister Dr. Adelung den diesjährigen Preisträgern überreicht. Der erste Preisträger war Carl Zuckmayer. Zuckmayer erklärte, daß er den materiellen Teil der Auszeichnung im Sinne des Preises einem ringenden Talent zukommen lassen wolle und die mit der Ehrung verbundene Geldsumme von 5000 Mark an den in Hessen lebenden jungen Dichter Anton Betzner weitergeleitet habe.

Leopold Ziegler ist der Träger des frankfurter Goethe-Preises 1929.

Anläßlich der 200. Wiederkehr des Geburtstages Moses Mendelssohns am 6. September ds. Js. haben die Nachkommen des Philosophen eine Moses Mendelssohn-Stiftung ins Leben gerufen. Sie haben zunächst den Betrag von 250000 Mark zur Verfügung gestellt, dessen Zinsen zur Förderung wissenschaftlicher Zwecke Verwendung finden sollen. Dem Verwaltungsrat der Stiftung werden u. a. Adolf von Harnak, Eduard Spranger, Friedrich Schmidt-Ott angehören. Die Stiftung wird ihren Sitz in Dessau, der Geburtsstadt Moses Mendelssohns, haben.

An Stelle des verstorbenen Hugo von Hofmannsthal ist Thomas Mann dem internationalen Preisgericht für den Novellen-Preis der „Europäischen Revue" beigetreten.

Das „Theatre Guild" in Neuyork hat sich in der nächsten Spielzeit die Aufführungsrechte von Leonhard Franks Dramen „Karl und Anna" und „Die Ursache" gesichert.

Eberhard Wolfgang Möllers „Douaumont" wird nach einer Umarbeitung in einem Broadway-Theater in Neuyork zur Aufführung gelangen.

Die dramatische Fassung von Arnold Zweigs Roman „Der Streit um den Sergeanten Grischa" ist von H. R. Barbor ins Englische übertragen worden, und wird Anfang nächsten Jahres auf einer londoner Bühne aufgeführt werden.

Kasimir Edschmids „Sport um Gagaly" und „Lord Byron, Roman einer Leidenschaft", sind für die englischen Ausgaben erworben worden.

Hellmuth Ungers Roman „Eisland" gelangt in englischer Übersetzung bei Brentano in Neuyork und London zur Ausgabe. Sein neuester Roman „Helfer der Menschheit", der das Schicksal Robert Kochs behandelt, wird in holländischer Sprache im Verlag der Wereld-Bibliothek in Amsterdam erscheinen.

Emil Ludwigs „Napoleon" und Remarques „Im Westen nichts Neues" sind in hebräischer Übersetzung in Jaffa erschienen.

Klabunds „Kreidekreis" ist in griechischer Übertragung in Athen zur Aufführung gebracht worden. — Der junge slowenische Komponist Slavko Osterc hat eine Oper vollendet, der Klabunds „Kreidekreis" als Textbuch zugrunde liegt.

Unter den Neuankündigungen des französischen Büchermarktes befindet sich auch eine Sammlung von Übersetzungen deutscher Romantiker, die Werke von Hoffmann, Jean Paul, Novalis, Tieck u. a. enthält. — Das Feuilleton des „Temps" hat soeben eine Übersetzung von Theodor Storms „Immensee" gebracht.

In Hofmannsthals Nachlaß befinden sich die Vorstudien zu einem großen historischen Roman, der Philipp II. von Spanien und Don Juan d'Austria behandeln sollte. Ferner hat der Dichter einen mit Richard Strauß bereits besprochenen und gemeinsam im letzten Akt umgestalteten Text zu einer komischen Oper „Arabella", hinterlassen. Das Werk, das in dem Wien der siebziger Jahre spielt, entstand aus einer bereits 1911 veröffentlichten Skizze Hofmannsthals „Lucidor, Figuren zu einer ungeschriebenen Komödie". — Die Stadt Ludwigshafen hat eine Straße nach dem verstorbenen Dichter Hofmannsthal-Straße benannt.

Bei der 600-Jahrfeier der Stadt Rastenburg wird an dem Geburtshause des ostpreußischen Dichters Arno Holz eine Gedenktafel angebracht werden.

Die Stadt Artern in Thüringen hat aus Anlaß ihres 600jährigen Stadtjubiläums an dem Haus, in dem im 17. Jahrhundert Goethes Urgroßvater, der Hufschmied und Ratsdelegierte Hans Christian Goethe, wohnte, eine Tafel angebracht.

In Egern am Tegersee, wo Ludwig Thoma viele Jahre zugebracht hatte, ist unter dem Protektorat des Fürsten von Donnersmark eine Thoma-Gesellschaft gegründet worden, die dem Andenken Thomas dienen soll. Gulbransson, Thöny, Konrad Dreher, Waldau, Max Mohr haben ihre Unterstützung zugesagt.

Die vor einigen Jahren gegründeten „Schünemanns Monatshefte" sind in den Verlag von Georg Westermann, Braunschweig, übergegangen. Die Zeitschrift geht in „Westermanns Monatsheften" auf.

Digitized by Google

Der „Börsenverein der Deutschen Buchhändler" hat eine eigene Werbestelle eingerichtet, die Vorträge von bekannten Schriftstellern veranstalten will. Unter anderen werden Walter von Molo, Theodor Däubler, René Schickele, Hermann Kesser, Hermann Stehr, Ernst Zahn, Robert Neumann, Hans Driesch, Helmuth von Glasenapp, Robert Saitschick in verschiedenen deutschen Städten für das deutsche Buch werben.

Auf dem gegenwärtig tagenden Buchhändlerkongreß in Paris wurde der Beschluß gefaßt, nach deutschem Vorbild einen „Tag des Buches" über ganz Frankreich zu organisieren. Die Schriftstellerorganisationen haben bereits ihre Mitwirkung in Aussicht gestellt.

Die Leitung des neugegründeten „Deutschen Hauses" an der Columbia-Universität Neuyork hat das erste Heft einer Bibliographie deutscher Neuerscheinungen herausgebracht: „Recent German Books". Das Verzeichnis, das über 200 Titel aus 78 deutschen, österreichischen und schweizerischen Verlagen enthält, hat für den deutschen Buchabsatz in den Vereinigten Staaten große Werbekraft, weil diese Auswahl durch die Autorität der im ganzen Lande hoch angesehenen Columbia-Universität gestützt wird. Für künftige Nummern sind auch knappe Inhaltsangaben in Aussicht genommen.

Unter dem Titel „Het Duitsche Boek" wird demnächst eine neue Zeitschrift für die Freunde des deutschen Buchs in den Niederlanden im Verlag J. M. Meulenhoff in Amsterdam erscheinen. Die neue Zeitschrift verfolgt den Zweck, dem deutschen Buch und damit der deutschen Kultur in Holland neue Freunde zu werben.

Nach einer Statistik über das prozentuale Verhältnis der Bücherproduktion der einzelnen Länder in den Jahren 1913 und 1927 ist die Bücherproduktion Frankreichs gegenüber der Vorkriegszeit um 10 %, die Englands um 11 %, die Hollands um 60 %, die Ungarns um 85 % gestiegen. Italien weist einen Rückgang von 35 %, Belgien von 28 %, Amerika von 20 %, Spanien von 5 % auf. In Deutschland zeigt sich ein Nachlassen der Buchproduktion um 10 %.

Die „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung", Hamburg, will mit einem neuen Anzeiger „Lebendige Bücher" der Unüberschaubarkeit des heutigen Schrifttums Abhilfe schaffen. Sie weist darin auf solche Neuerscheinungen hin, die durch ihren Gehalt und ihre sprachliche Gestaltung den Leser fesseln und hebt darin auch ältere zu Unrecht vergessene Bücher hervor.

* * *

Die Theater-Werbe-Woche, die vom Deutschen Bühnenverein und der Bühnengenossenschaft vom 10. bis 17. November veranstaltet wird, wird in allen deutschen Theatern am Sonntag den 10. November mit einer Morgenfeier eröffnet werden. Für diese Morgenfeier schreibt Carl Zuckmayer einen Prolog. Die Bühnenverbände Deutsch-Österreichs und der Schweiz haben ihren Beitritt zur Theater-Werbe-Woche erklärt, ebenso die deutschen Theater in der Tschechoslowakei und den baltischen Randstaaten.

Ein deutsches Bühnenschiff soll im Jahre 1930 den hamburger Hafen verlassen, um in den Küstenländern des Kontinents und in Übersee deutsche Theateraufführungen zu ermöglichen. Das Schiff, das zunächst nach Süd- und Nordamerika fahren soll, wird einen Theaterraum für 500 Zuschauer aufweisen.

Vorlesungs-Chronik

Von den für das Wintersemester 1929/30 an deutschen, österreichischen und schweizerischen Hochschulen angekündigten Vorlesungen zur neueren Literaturgeschichte sind die folgenden bisher zu unserer Kenntnis gelangt:

AACHEN (Technische Hochschule): Strauß, Deutsche Romantik. Deutsche Dichtung der Gegenwart. Hölderlins Elegien. Scharff, Neue französische Literaturgeschichte: Jean Giraudoux, Valéry Larbaud, Paul Morand, Jules Romains. Jesse, La letteratura italiana moderna. — BASEL: Zinkernagel, Die deutsche Literatur im Zeitalter der Romantik. Die klassische und die moderne Dichtung. Schillers Kulturphilosophische Schriften. Grimmelshausens „Simplizissimus". Binz, Geschichte des englischen Dramas. I. Teil. Roches, Honoré de Balzac. Mahler, Die Epoche des Realismus in der russischen Literatur (von Turgenjew bis Tolstoj). — BERLIN: Herrmann, Geschichte des deutschen Dramas. Gerhart Hauptmanns Jugendwerke. Petersen, Methodenlehre der Literaturwissenschaft. Geschichte der deutschen Literatur in der vorklassischen Zeit (von Klopstock bis zum Sturm und Drang). Brandl, Geschichte der englischen Dichtung in der Victoriazeit. Meißner, Geschichte des englischen Dramas (von 1660 bis zur neuesten Zeit) II. Schönemann, Amerikanische Literaturgeschichte von den Anfängen bis zum Bürgerkrieg. Wechßler, Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert. Fernández, Literatura española: La novela picaresca. Marcus, Die große nordische Epik der Neuzeit. Zur schwedischen Literatur. Übungen zur neueren nordischen Literaturgeschichte. Neergaard, Borger-, Bonde- og Arbejdermilieu i nyeste dansk Literatur. Vasmer, Russische Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. von Farkas, Deutsch-ungarische literarische Beziehungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zasche, Jüngste tschechische Lyrik. (Toman, Hora, Wolker.) — BERN: Fränkel, Goethe. I. Teil. Zur Ästhetik des Dramas (Sem.). Strich, Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. Weltliteratur und deutsche Dichtung. I. Teil. Übungen zur Stilgeschichte der deutschen Dichtung (Sem.). Funke, Der englische Roman von Dickens bis Hardy. de Reynold, Histoire de la littérature française: le romantisme. Actualités littéraires: les livres dont on parle. Roedel, La poesia di Giovanni Pascoli. — BONN: Enders, Soziale Lyrik, Repetitorium der Literaturwissenschaft. Meisen, Deutsche Volksdichtung. II. Teil. Walzel, Deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts. II. Teil. Lehre vom Drama. Curtius, Französische Literatur des 18. Jahrhunderts. Übungen über den französischen Symbolismus (Sem.). Bertoldi, Letteratura italiana: dalle origini al dolce stil novo. Ramondt, Moderne flämische und holländische Literatur. Mustafa, Neuarabische Dichter. — DANZIG: Frotscher, Das deutsche Volkslied. Kindermann, Goethes Lyrik. Der deutsche Roman der Gegenwart. Hebbel (Prosem.). Das deutsche Drama der Gegenwart. Eichendorff (Prosem.). Politische Dichtung des 19. Jahrhunderts (Sem.). Haferkorn, Shakespeare. — DRESDEN (Sächsische Technische Hochschule): Janentzky, Kleist und Hebbel. Moderne Dichter. Zur Literatur- und Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts. Hiltmair, Aus der englischen Literaturgeschichte der neuen und neuesten Zeit. Klemperer, Die romantische Literatur der Franzosen. Leonhardi, Russische Literaturgeschichte. — FRANKFURT a. M.: Beutler, Übungen zur Romantik im Anschluß an den Nachlaß Brentanos und von

Digitized by Google

Arnims. Gumbel, Dichtung im schwäbischen Raum. Gerhart Hauptmann. Ludwig Tieck (Sem.). Pfeiffer-Belli, Schiller und das Theater. Schultz, Kleist und Hölderlin. Die deutsche Literatur im 19. und 20. Jahrhundert. Sommerfeld, Hauptprobleme der Literaturwissenschaft. Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Aufklärung (1700–1770). Schiller (Sem.). Gottfried Keller und C. F. Meyer (Prosem.). Imelmann, Geschichte der neueren englischen Literatur. II. Teil (Aufklärung). Shakespeare. Koelbing, Modern English Dramatists. Vernay, Histoire du Réalisme français de la comédie humaine de Balzac au Surréalisme. Les origines du lyrisme français contemporain (Prosem.). Hatzfeld, Die Romantik in den romanischen Ländern. Fritzler, Das neueste russische Schrifttum. — FREIBURG (Schweiz): Müller, Von der Romantik zum Naturalismus. Unsere katholische Dichtung (Hasenkamp, le Fort, Herwig u. a.). Einführung in die Literaturwissenschaft (Prosem.). Benett, English Literature: the romantic Period. Max, Herzog zu Sachsen, Russische Literaturgeschichte. — GIESSEN: Behaghel, Erklärung Schillerscher Gedichte. Collin, Deutscher Roman seit 1830. Viëtor, Die expressionistische Dichtung. Kleist (Sem.). Barber, Some modern english Novelists (Sem.). Glaser, Zola (Sem.). Milléquant, La poésie française et les arts de 1885 à 1914: Symbolisme et impressionnisme (Sem.). — HAMBURG: Böckmann, Einführung in das Studium der deutschen Literaturgeschichte: Schiller. Meyer-Benfey, Thomas Mann. Uhlands Balladen (Prosem.). Goethes Wilhelm Meister. Petsch, Wesen und Formen der Dichtung. IV: Erzählkunst. Geschichte des deutschen Dramas von den Anfängen bis auf Lessing. Badger, Some modern english Novelists. Wolff, Shakespeares Hamlet. Brulez, L' Evolution de la poésie lyrique. Meriggi, La novella italiana. Großmann, Übungen über die Romantik im spanischen Amerika: Interpretation ausgewählter lyrischer Proben. Berendsohn, Dichterische Phantasie; Probleme und Methoden der Forschung, mit Beispielen aus der skandinavischen Literatur und Volksdichtung. Der Stil J. V. Jensens. Jessen, Erik Gustaf Geijer. Skalberg, Jens Peter Jacobsen und seine Vorgänger. Übungen über die dänischen Symbolisten der neunziger Jahre. Overgangstidens litteratur (1850–1870). N. N. Den norske roman fra Camilla Collett til Sigrid Undset. — HEIDELBERG: Boucke, Deutsche Literatur im Zeitalter der Aufklärung. E. T. A. Hoffmann und sein Einfluß auf die europäischen Literaturen. Übungen zum romantischen Roman. Übungen zur Literatur des „jungen Deutschland" (1830–1840). Mann, Heinrich von Kleist. Übungen über Schillers ästhetische Schriften. Freiherr von Waldberg, Geschichte der deutschen Literatur im klassischen Zeitalter (von Lessing bis Schillers Tod). Einführung in das Studium der deutschen Literaturgeschichte. Lucas, Some modern Novelists. Curtius, Französische Romantik. Francillon, Quelques romanciers contemporains. Pellegrini, Metrik und Dichtung in der italienischen Literatur. Pastor, Neuere spanische Literatur. — JENA: Brinkmann, Die deutsche Lyrik von Nietzsche bis zur Gegenwart. Leitzmann, Geschichte der deutschen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts (Forts.). Fisher, The modern english Novel. Katholische Strömungen in der modernen englischen Literatur (Sem.). Kirchner, American Literature of to-day. Gelzer, Französische Literaturgeschichte vom Naturalismus bis zur Gegenwart. Gomez de Ortega, Die spanische Literatur des 19. Jahrhunderts. — MARBURG: Elster, Goethes „Faust". Heinrich Heine und seine Zeit. Fahrner, Die Romantik. Freiherr Kleinschmit von Lengefeld, Englische Literatur im Zeitalter des Barock. Mayne, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter des Humanismus und der Reformation, der Renaissance und des Barock. Deutschbein und Schmidt, Der junge Shakespeare. Diffené, Mr. Galsworthy (A study of the Novelist and Dramatist). Humour in modern english Literature. Glaser, Die französische Literatur in ihren Beziehungen zur französischen Kultur. Mauriac. Schmidt, IV: Entretiens sur la littérature française moderne: 1. Le théâtre de Paul Claudel. 2. L'oeuvre de Romain Rolland. Spitzer, Geschichte des französischen Dramas. — MÜNCHEN: Borcherdt, Goethe. Goethes „Faust". Geschichte der deutschen Literatur seit dem Naturalismus. Das Theater der Gegenwart. Übungen: Zur Geschichte des deutschen Romans. Brecht, Das klassische Drama Goethes und Schillers. d'Ester, Geschichte der deutschen Presse. Kutscher, Deutsche Literatur der Romantik bis Heine. Deutsche Literatur der Gegenwart seit 1900. Förster, Geschichte der englischen Literatur: Englische Prosa 1830–1920. Literarhistorische Übungen zur englischen Romantik. von Klenze, History of american Literature. Lerch, Übungen über Baudelaire. Simon, Französische Literatur im 18. Jahrhundert. Voßler, Französische Literatur im Zeitalter der Renaissance. Vincenti, La letteratura italiana del I secolo. — MÜNSTER: Schulte-Kemminghausen, Das Märchen. Stefansky, Die geistige Entwicklung in Deutschland von Goethes Tod bis zur Gegenwart. Keller, Shakespeare. Mason, John Keats. Decroos, Le roman français de 1850 à nos jours. Greving, Die moderne französische Prosa seit 1870. II. Teil (Sem.). Heinermann, Die Literatur der französischen Renaissancezeit: Die spanische Romanzenpoesie. Meyer, Die Geschichte der tschechischen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. — ROSTOCK: Golther, Der junge Goethe. Teuchert, Geschichte der niederdeutschen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Die deutschen Märchen und Sagen. Huscher, Englische Literatur im Zeitalter der Romantik. Spehr, Littérature française: La poésie française des romantiques à nos jours. Französische Kultur im Spiegel der Literatur. Björkman, Litterära porträtt av nyare svenska och norska författare. — TÜBINGEN: Bebermeyer, Die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts. Schneider, Deutsche Romantik. Coll, Dickens und Thackeray. Gauger, Repetitorium der englischen Literatur. II. Mack, Soziale Strömungen in der englischen Literatur seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts. Schirmer, Frühzeit der englischen Romantik. Rohlfs, Französische Literatur des 19. Jahrhunderts. — WIEN: Arnold, Einführung in die wissenschaftliche Literatur (Quellen und Darstellungen). Grundriß der Poetik (Roman und Novelle). Castle, Interpretationsübungen an Schillers Gedichten. Referate über neuere Fachliteratur (Heine, Börne, Das junge Deutschland) und Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten (über Hamerling) aus Anlaß seines 100. Geburtstages. Kluckhohn, Geschichte der deutschen Literatur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das deutsche Drama des 18. Jahrhunderts. Literarhistorische Übungen zur Geschichte des Dramas (Sem.). Koch, Die Literatur des Barock. Übungen am Roman der Gegenwart. Payer-Thurn, Der Orient in der deutschen Literatur. Thalmann, Geschichte der Lyrik von Hölderlin bis George. Meisternovellen des 19. Jahrhunderts. Luick, Geschichte der englischen Versformen. Wild, Englische Literatur im Zeitalter der Königin Victoria. Wurzbach, Grundriß der französischen Literaturgeschichte (VII. Teil), 17. Jahrhunderts. Laban, Das ungarische Volkslied. — WÜRZBURG: von Wedel-Parlow, Der deutsche Bildungsroman. Woerner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. III: Die klassische Zeit. Jiriczek, Englische Literatur im Zeitalter Byrons. Hämel, Die Hauptströmungen der französischen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Vernay, Histoire du réalisme français de la Comédie humaine de Balzac au Surréalisme. — ZÜRICH: Ermatinger, Lessing, Herder und der Sturm und Drang. Schillers Leben und Werke. Goethes Faust. Analyse von Dramen (Prosem.). Hebbels Dramen (Sem.). Faesi, Deutsche Meister des Realismus. Religiöse, kosmische, mystische Dichtungen seit Nietzsche. Übungen aus dem Gebiet der deutschen Literatur seit 1850. Muschg, Gotthelf. Fehr, English Literature in the 18th Century. II: Novelists and Pre-Romanticism.

Digitized by Google

Spoerri, Littérature française du 18e siècle. Roedel, Ugo Foscolo poeta. Giovanni Verga romanziere e novelliere. — ZÜRICH (Eidgenössische Technische Hochschule): Ermatinger, Deutung von Goethes Faust. Goethes Romane. Die bedeutendsten Erzähler des 19. Jahrhunderts. Medicus, Nietzsche. Pfändler, English Novelists of the present century. Kohler, Littérature récente: tendances et talents. Pizzo, Giacomo Leopardi. Schaer, Ibsens Dramen der Frühzeit. Lyrische Probleme. Schweizer Lyrik der neueren Zeit.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Böhlau, Helene. Eine zärtliche Seele. Stuttgart-Berlin 1929, Deutsche Verlags-Anstalt. 248 S. Geb. M. 6.—.

Brandt, Heinrich. Trommelfeuer. Symphonie der Kriegstoten. Hamburg-Bergedorf 1929, Fackelreiter-Verlag. 202 S. M. 2,80 (4,—).

Johannsen, Ernst. Fronterinnerungen eines Pferdes. Hamburg-Bergedorf 1929, Fackelreiter-Verlag. 54 S. M. 1,50.

Ponten, Josef. Hochzeitsreise. Stuttgart-Berlin 1929, Deutsche Verlags-Anstalt. 156 S. Geb. M. 5.50.

Sievers, H. Aus Gustav Frenssens Werken. Schulausgabe. Berlin 1929, G. Grote. 88 S. M. 1,40.

* * *

Lowell, Joan. Miß Lowell als Matrose unter Matrosen. Der Roman einer Jugend auf hoher See. Deutsch von Richard Hoffmann. Wien 1929, Paul Zsolnay. 313 S.

Macdonald, Ph. Der Tod in der Wüste. Berlin 1929, Th. Knaur Nachf. 318 S. Geb. M. 2,85.

Tauchnitz Edition. 4888. Temple Thurston, The King's candle. 270 S. — —do—, Portrait of a Spy. 286 S. — 4891. Booth Tarkington, Young Mrs. Greeley. 271 S. — 4894. Hilaire Belloc, Shadowed! 272 S. — Leipzig 1929, Bernhard Tauchnitz. Je M. 1,80 (2,50).

Serna, Ramon Gomez de la. Das Rosenschloß. Der Roman eines Blaubarts. Deutsch von Ernst Felix Weiß. Mainz 1929, Dioskuren-Verlag. 193 S. M. 4,— (5,80).

Lyrisches und Episches

Braun-Prager, Käthe. Bei der Kerze. Gedichte. Darmstadt 1929, Darmstädter Verlag.

Straub, August. Der Marienfrühling. Lauter Marienlieder. Leipzig 1929, Adolf Klein. 30 S. M. 2,—.

Voß, Hans. Altgermanische Lese. Freie Nachbildung althochdeutscher, altnordischer und angelsächsischer Dichtung. Mit acht Bildtafeln. Tübingen 1929, Alexander Fischer. 97 S.

Zentner, Wilhelm. Vor dem Schwabenalter. Gedichte. Karlsruhe i. B. 1929, C. F. Müller. 49 S. Geb. M. 2,80.

* * *

Sisebuto, König der Westgoten. Die Mondfinsternis. Aus dem Lateinischen von Konrad Weichberger. Mit Holzschnitt von Gerd Meyer. Bremen, Verlag der Welle.

Literaturwissenschaftliches

Behrend, Erich. Theodor Fontanes Roman „Der Stechlin". (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft 34.) Marburg a. L. 1929, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung G. Braun. 80 S. M. 3,50.

Blaustein, Leopold. Das Gotteserlebnis in Hebbels Dramen. Berlin 1929, Reuther & Richard. 68 S. M. 4,—.

Böer, Ludwig. Agnes Miegel und ihre Balladen. Dissertation (Universität Breslau) 1929. 139 S. M. 3,—.

Ellinger, Georg. Die neulateinische Lyrik Deutschlands in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Berlin 1929, Walter de Gruyter. 420 S. M. 18,— (20,—).

Ewert, Max und Felix Hasselberg. Jahrbuch des Willibald Alexis-Bundes. 1928. Berlin-Zehlendorf 1929, Rembrandt-Verlag. 67 S.

Fraenkel, Alexander. Die Philosophie Benedetto Croces. Tübingen 1929, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 233 S.

Huber-Bindschedler, Berta. Jakob Boßhart. Frauenfeld/Leipzig 1929, Huber & Co. 118 S.

Razinger, Hubert. Carl Hauptmann. Gestalt und Werk. Eine geisteswissenschaftliche Studie. Krummhübel i. R. 1928, Bonavoluntas-Verlag. 209 S. M. 5,— (6,—).

Renan, Ernest. Meine Schwester Henriette. Übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Otto Heuschele. Tübingen 1929, Alexander Fischer. 104 S. Geb. M. 3,60.

Schmerbach, Hartmut. Stilstudien zu E. T. A. Hoffmann. (Germ. Studien 76.) Berlin 1929, Emil Ebering. 105 S.

Schulz, Wilhelm. Die Sprachkunst André Gides. Marburg 1929, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 76 S. M. 3,50.

Wäber, Hedwig. Familienbriefe Jeremias Gotthelfs. Frauenfeld/Leipzig 1929, Huber & Co. A.-G. 121 S.

Yates, Douglas. Der Kontrast zwischen Kunst und Leben bei Grillparzer. Berlin 1929, Emil Ebering. 96 S.

Verschiedenes

Benda, Oskar. Das deutsche Kulturproblem (Wissenschaft und Schule). Wien-Leipzig 1929, Hölder-Pichler-Tempsky A.-G. 104 S. M. 3,—.

Gorion, Emanuel bin. Ceterum recenseo. Kritische Aufsätze und Reden. Tübingen 1929, Alexander Fischer. 145 S. M. 2,— (3,—).

Gräf, Werner. Es kommt der neue Photograph. Berlin 1929, Hermann Reckendorf G. m. b. H. 125 S.

Heindl, Robert. Berufsverbrecher. Charlottenburg 1928, Pan-Verlag, Rolf Heise. 550 S. Geb. M. 27,—.

Mühlberger, Josef. Aus dem Riesengebirge. Kassel 1929, Johannes Stauda. 99 S. M. 2,— (2,50).

Pannwitz, Rudolf. Trilogie des Lebens. München-Feldafing 1929, Hans Carl. 290 S. M. 7,50 (10,—).

Pies, Hermann. Kaspar Hauser Akten. Bonn 1928, Kulturhistorischer Verlag. 334 S.

Richter, Hans. Filmgegner von heute, Filmfreunde von morgen. Berlin 1929, Hermann Reckendorf. 126 S.

Tucholsky, Kurt. Deutschland, Deutschland über alles! Ein Bilderbuch. Montiert von John Heartfield. Berlin 1929, Neuer Deutscher Verlag. 231 S. M. 3,20 (5.—).

Redaktionsschluß: 5. September 1929.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Lutz Weltmann, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.

Erscheinungsweise: monatlich einmal — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2.—

Digitized by Google

Unsere Neuerscheinungen:

Friedrich von Gagern
Die Straße

Roman. 584 Seiten Umfang. Leinen ℳ 10.—, Halbleder ℳ 14.—, brosch. 7.—

Nach mehrjähriger Pause endlich wieder einmal ein großer Roman des Dichters, ein Werk, das seinen Schöpfer wiederum in seiner von ihm so meisterhaft beherrschten Eigenart zeigt, in der zwingenden Gestaltung menschlicher Schicksale, die mit elementarer Wucht und Schlichtheit geschildert und in unerhört seelischer Erlebniskraft aus dem typenreichen Völkergemisch des Balkans herausgemeißelt sind. Der Bau einer Straße, die sich mit Sprengschuß, Meißelschlag, Axthall, Eisengeklirr, Staub und Dunst durch abgelegene, unberührte Waldeinsamkeit wälzt, wird Schicksalsbestimmung für eine ganze Landschaft, für ein ganzes Volk. Ein Roman, spannend wie Wallace, schwer und unerbittlich wie Tolstoi, das Milieu erfassend und naturalistisch schildernd wie Zola und voller Naturstimmungen, so innig und so deutsch, wie wir sie eben von Gagern kennen, dem Menschen, Dichter und Jäger.

Karl Hans Strobl
Die Fackel des Hus

Roman. 560 Seiten Umfang. Leinen ℳ 9.—, Halbleder ℳ 12.—, brosch. ℳ 6.—

Dieser neue, große Roman von Karl Hans Strobl ist ein Buch der Leidenschaften, der religiösen und politischen Leidenschaften, wie der Leidenschaften des Herzens und der Sinne. In die Dunkelheit der scholastisch befangenen Geister, in die Verrottung der reformbedürftigen Kirche hinein leuchtet die Fackel des Hus. Wenn anders als in Geschichts- und Geschichtenbüchern sonst herkömmlich, tritt in Strobls Roman dieser Magister Johannes Hus vor uns. Zwiespältig schillernd, zweideutig, nicht bloß Glaubensheld und Diener am reinen Wort, sondern auch nationaler Agitator, erbitterter Hasser deutschen Wesens, Anführer und Verführer seines Volkes, der eigentliche Erreger jenes jahrhundertealten Streites in Böhmen, der für das deutsche Geschick von bisher nur noch nicht voll erkannter, entscheidender Bedeutung ist. Kein historischer Roman im gewöhnlichen Sinne, in seiner Bedeutsamkeit und seinem Einfühlungsvermögen in zeitlos Menschliches, eine Angelegenheit auch der Menschen von heute.

Staackmanns Almanach deutscher Erzähler
JUBILÄUMSAUSGABE 1930
Herausgegeben von Rudolf Greinz

Umfang etwa 320 Seiten. Preis kart. ℳ 1.—

Kein Jahrbuch im eigentlichen Sinne, sondern ein Almanach deutscher Erzähler, der aus Anlaß des 60jährigen Verlagsbestehens eine Blütenlese des Besten und Eigenartigsten enthält, was bisher von den Autoren des Verlages an deutscher Erzählungskunst geschaffen wurde. Die vom Herausgeber mit größter Sorgfalt getroffene Auswahl enthält lediglich selbständige Novellen und abgeschlossene Erzählungen, vorzugsweise neueren und neuesten Datums.

In allen Buchhandlungen erhältlich

L. Staackmann Verlag, Leipzig

Digitized by Google

DIE BÜCHER DER NEÜEN FOTOGRAFIE UND DES NEUEN FILMS

Kampf gegen Schablone und Kitsch • Untersuchung der wirklichen Ausdrucksmittel • Anleitung zu neuem künstlerischen Sehen • Wegweiser künftiger Entwicklung • Reiche, eigenartige Bebilderung

ILLUSTRIERTER PROSPEKT KOSTENLOS

IN LEINEN JE 7.50 RM

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder vom Verlag gegen Voreinsendung des Betrages zuzüglich 50 Pfg. für Porto und Verpackung oder gegen Nachnahme unter Berechnung der Spesen.

VERLAG HERMANN RECKENDORF G.M.B.H. / BERLIN SW 48
Reckendorfhaus Hedemannstr. 24
Postscheck-Konto: Berlin 77 108

Soeben erschien in neuer ansprechender Ausstattung

Johanna Wolff

Das Hanneken

Ein Buch von Arbeit und Aufstieg

In Leinen M 7.–

Im Berliner Tageblatt urteilt Elimar von Monsterberg:

Eine Dichterin voll wurzelstarker Eigenheit. – Eins der besten Bücher, das uns gegenwärtiges Dichterschaffen schenkte, weil es hochgereckt ist in bewußter, schlichter Einfachheit, tief und voll köstlicher Gedanken.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin

Digitized by Google

Verlagsberichte

Neue Bücher des Eugen Diederichs Verlages, Jena: Helene Voigt-Diederichs, Ring um Roderich, Roman. Die Schicksalsentwicklung dreier Frauen, die als Gattin, Freundin, Geliebte den Ring um den Mann schließen. Hans Friedrich Blunck, Land der Vulkane. Eine Schilderung des Lebens deutscher Siedler in Mittelamerika. Edwin Erich Dwinger, Die Armee hinter Stacheldraht. Das sibirische Tagebuch. Wahrheitsgetreue Darstellung der Leiden unserer Kriegsgefangenen in Sibirien 1915—1918. Svend Fleuron, Flax Adilius. Das bunte Leben eines Schäferhundes. Zwischen urhafter Wildheit und Trieb zum Menschen spannt sich das wechselvolle Leben dieses treuen Kameraden. Meta Schneider-Weckerling, Cornelia Goethe. Roman in Tagebuchblättern. Margarete Susman, Frauen der Romantik. Die fünf großen Frauengestalten: Bettina, Caroline, Dorothea, Rahel und Karoline von Günderode, die ihrer Zeit Lebensstil und Form gaben. Rosa Mayreder, Die Krise der Ehe. Eine Auseinandersetzung mit Keyserling, van de Velde und Lindsey. Otto Gmelin, Naturgeschichte des Bürgers. Eine Entlarvung des Bürgers vom Standpunkt des Künstlers mit philosophischem Weitblick. F. W. Schaafhausen, Der Eingang des Christentums in das deutsche Wesen. Bd. I: Von der Antike bis zum Zeitalter der romanischen Dome. Es geht hier um die Frage, ob ein Christentum, das auf deutschem Glauben beruht, die gemeinschaftsbildenden Kräfte der Zukunft um sich sammeln und einen kann.

*

Die Herbstneuerscheinungen der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart: Unter den Neuerscheinungen der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart verdient an erster Stelle genannt zu werden: die deutsche Gesamtausgabe der Werke von André Gide in Einzelbänden: zu den bereits vorliegenden Falschmünzern und dem Tagebuch treten Die Schule der Frauen (übersetzt von Käthe Rosenberg), Stirb und Werde (übersetzt von Ferdinand Hardekopf), Uns nährt die Erde (übersetzt von Hans Prinzhorn). Als Übersetzungen aus dem Französischen erscheinen: Vlaminck, Gefahr voraus, Aufzeichnungen eines Malers (deutsch von Jürgen Eggebrecht). Maurice Maeterlinck, Geheimnisse des Weltalls (deutsch von Käthe Illch). Neue Romane: Ludwig Finckh, Urlaub von Gott, Josef Ponten, Seine Hochzeitsreise (eines Künstlers Ende), ein Rethelroman, Rudolf Presber, Die Witwe von Ephesus, Ernst Zahn, Gewalt über ihnen. Stimmen der jungen Generation vernehmen wir in den Romanen: W. E. Süskind, Jugend. Lester Cohen, Die Pardways, ein Kaufmannsroman (aus dem Amerikanischen von Baronin Werkmann). Neue Frauenbücher: Grethe Auer, Bonvouloir. Roman aus den Vendéekriegen. Helene Böhlau, Eine zärtliche Seele. Irene Forbes-Mosse, Kathinka Plüsch. Clara Ratzka, Das Spiel um Jolande. An Schauspielen: Alfred Neumann, Frauenschuh (Tragikomödie in vier Akten). Neue Gedichtbücher: Josef Winckler, Eiserne Welt. Hermann Stegemann, Von Leben zu Leben (Sonette). Alfred Stirm, Ein Leben. Aus östlichem Erlebnisbereich: Armin T. Wegner, Fünf Finger über Dir (Bekenntnisse eines Menschen in dieser Zeit). Essad Bey, Öl und Blut im Orient. Aus dem Amerikanischen: Paul Popenoe, Die Erbschaft des Kindes (übersetzt von Felix Tietze). F. W. Shibley, Der neue Weg zum Reingewinn. E. D. Smith, Psychologie für Vorgesetzte (Untersuchung über die menschliche Natur im Wirtschaftsleben). J. B. Watson, Der Behaviorismus. Aus dem Gebiet der Geschichte und Kulturgeschichte: Hermann Stegemann, Erinnerungen. Rudolf Craemer, Gladstone als christlicher Staatsmann. Lord Haldane, Lebenserinnerungen. Jakob Burckhardt (Gesamtausgabe Band I, V und X), Frühe Schriften, Die Kultur der Renaissance, Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien (diese herausgegeben von Heinrich Wölfflin). Vom Deutschen Biographischen Jahrbuch erscheinen die Bände IV und V (1922 und 1923). Die Reihe Klassiker der Kunst bringt: Pieter de Hooch (herausgegeben und eingeleitet von W. R. Valentiner mit etwa 250 Bildern. Aus dem Gebiete der Politik und Zeitgeschichte: Von dem umfangreichen Aktenwerk Die Britischen Amtlichen Dokumente über den Ursprung des Weltkriegs 1898—1914 im Auftrag des Britischen Auswärtigen Amtes in 11 Bänden herausgegeben erscheinen Band III und IV: Die Probe auf die Entente 1904—1906 und Die englisch-russische Annäherung. Von dem großen Carnegie-Werk Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Weltkrieges erscheinen die Bände: Reichsbahnpräsident Sarter, Die deutschen Eisenbahnen im Kriege. Professor Dr. Goebel, Deutsche Rohstoffwirtschaft im Kriege. Der angesehene amerikanische Historiker James T. Shotwell veröffentlicht Der Krieg als Werkzeug nationaler Politik.

*

Digitized by Google

Der Insel-Verlag kündigt folgende Neuerscheinungen an: Romain Rolland, Beethovens Meisterjahre. C. S. Terry, Johann Sebastian Bach. Richard Friedenthal, Der Eroberer, ein Cortes-Roman. Stefan Zweig, Joseph Fouché, Bildnis eines politischen Menschen. Albrecht Schaeffer, Kaiser Konstantin, Roman. Tsuneyoshi Tsudzumi, Die Kunst Japans. Virginia Woolf, Orlando, Roman. Henry de Montherlant, Die Tiermenschen, Roman. Goethes Gespräche (ohne die Gespräche mit Eckermann). Rainer Maria Rilke, Briefe aus den Jahren 1902—1906. Stendhal, Lucien Leuwen. Deutsche Vergangenheit (letzter Band), Bauern, Bürger und Hansa.

*

Der Verlag Carl Schünemann, Bremen, erwarb eine Verlagsgruppe, die aus folgenden Autoren besteht: Hans Leip, Gustav Meyrink, Herm. And. Krüger, K. G. Chesterton, Warwick Deeping, Nordahl Grieg. In seinen Besitz gingen über: Hans Leip, Godekes Knecht, Tinser. Gustav Meyrink, Der Golem, Das grüne Gesicht, Walpurgisnacht, Fledermäuse, Der Engel vom westlichen Fenster. Hermann Anders Krüger, Die sieben Räudel. K. G. Chesterton, Don Quijotes Wiederkehr, Der Held von Notting Hill, Ein Pfeil vom Himmel. Warwick Deeping, Der Schicksalshof, Hauptmann Sororell und sein Sohn. Nordahl Grieg, Und das Schiff geht weiter. Neuerscheinungen dieser Autoren befinden sich in Vorbereitung.

*

Diesem Heft ist ein achtseitiger Prospekt über das soeben erschienene Werk: Der fromme Landsknecht von Carl Spohr (Koehler & Amelang, Leipzig) beigefügt. Das Buch gehört zu den wenigen preiswerten Neuerscheinungen von hohem literarischen Wert, deren Inhalt durch eine gleichwertige künstlerisch hochstehende Graphik vertieft wird. Der auf dem Originalpapier gedruckte Prospekt gibt von Gesamtwirkung und Inhalt ein anschauliches Bild.

*

Die Zeitschrift „Die Kunst" (Verlag F. Bruckmann A. G., München) eröffnet mit der Oktober-Nummer den 31. Jahrgang. Dem vorliegenden Heft ist ein Prospekt beigefügt, in welchem der Verlag über die Gestaltung und den Wert der Zeitschrift berichtet.

*

Mit der „Reihe der deutschen Arbeiterdichter" (Arbeiterjugend-Verlag, Berlin) macht ein Prospekt bekannt, der diesem Heft der „Literatur" beiliegt. Er verzeichnet die bisher erschienenen Bände.

PAUL FECHTER

Die Rückkehr zur Natur

Roman. In Leinen M 7.50

Neue Urteile:

Ich werde mich hüten, von dem Inhalt dieses Romans etwas zu verraten, denn ich möchte keinem der Leser die Freude nehmen, die mich so stark ergriff, daß vom Himmelfahrtstage dieses Jahres mir nichts in Erinnerung geblieben ist als die ununterbrochene Lektüre seines Buches. Was Fechter sagt, geht uns alle unmittelbar an.

R. Pechel in der Deutschen Rundschau

Ein Werk jenes stillen Humors, den man heute mehr als je verlangt, aber mehr als je entbehren muß. Es ist auch kaum zu glauben, daß noch solche innerlich reichen, selbstgenügsamen, vornehmen und gepflegten Bücher geschrieben werden können. Wer sich an »Literatur« übernommen hat, kann sich hier auf ein paar Tage gesundlesen. Freuen wir uns an Fechters goldigem Humor. Ludwig Goldstein in der Königsberger Hartungschen Zeitung

Er hat bewiesen: daß wir heute in ihm einen unserer besten Erzähler besitzen. Dazu ist er ein Humorist, der es uns warm ums Herz werden läßt. So wird man diesen neuen Roman und die beiden, die ihm vorausgingen, immer wieder mit der tiefen Freude lesen, die alles Gerundete, Gewachsene, Gereifte in uns weckt. Und wenige Bücher gestatten heute diese Freude.

Erwin H. Reinalter i. Neuen Wiener Abendblatt

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart / Berlin / Leipzig

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM GENERAL LIBRARY UNIV. OF MICH.
NOV 18 1929

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 32. Jahrgang

1929 November Heft 2

Zeitlupe: Therapie des Tonfilms * Das Bewegungsprinzip im Bühnenbild und Buchillustration * Graphologie u. Dichtung * Mussolini: Akt V * Prophylaxe durch Schundliteratur * Kritik der Jüngsten

Arthur Kahane .. .. Das Porträt in der Literatur
Walther Harich .. .. Der Fortsetzungsroman II
Guido K. Brand .. .. Der biographische Roman
Herbert Günther .. .. Ein neuer Dichter
Ernst Martin . .. . Maurice Dekobra
Janko Janeff .. .. Geschichte und Magie
Franz Nabl . .. . „Mein Weg von Ost nach West"
Georg Witkowski .. .. Goethe-Ernte
W. E. Süskind . .. . Stufen der Naivität
Philipp Witkop . .. . Eine neue Klassiker-Ausgabe
Wolfgang Wurzbach .. .. .. Zum historischen Rinaldini
Heinrich Lilienfein . .. . Eine Manuskriptseite

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Bühnen * Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten * Büchermarkt

Deutsche Verlags-Anstalt • Stuttgart

Digitized by Google

Soeben erschien:

ERNST ZAHN

Gewalt über ihnen

Roman. In Leinen gebunden M 7.–

Es gab eine Zeit, da glaubte man Zahn in irgendeine der berühmten literarhistorischen Rubriken einreihen zu können, sei es Heimatdichtung, sei es Unterhaltungsliteratur. Wie turmhoch steht der Meister doch über dem allen! Millionen werden ihm für sein edles Werk danken. (E. Kohlmann in der „Lese")

Das alte Thema vom späten Mann, der in einer jungen Liebe seine zweite Jugend erlebt. Wie viele solche Männer gibt es, tüchtige, erprobte, ehrenhafte Kerle, denen das Geschäft am Ende über den Kopf und den Frieden ihres Zuhause zusammenschlägt, die plötzlich dann und schicksalhaft erwachen im ungeheuren Zwiespalt einer neuen Liebe, die ihnen endlich Ruhe, Frieden und neue Jugend bringen soll. (H. Zerkaulen in der „Literatur")

Man verfällt diesem Schweizer, diesem Grunddeutschen, nicht wie man einem Rattenfänger verfällt, sondern wie man, in neuer bestätigter Freude, einem bewährten Freundesgeiste sich gibt, einer sicheren Freundeshand folgt. (Dr. Paul Rossi, Welser Anzeiger)

Ernst Zahn bringt auch in seinem neuen Werke den Lesern vielerlei: innere und äußere Kämpfe, besonders auch Naturschilderungen und das Lob der Heimatliebe. Die Hauptsache aber ist es, daß der schon bejahrte Schweizer Bauer Jakob Steinmann unter allen Umständen jung bleiben will und sich mit der ganzen, beträchtlichen Kraft, die er besitzt, gegen das Altern und das Sterben anstemmt. Und wie sollte er auch nicht? Ist ihm doch noch ein wunderbares Liebesglück aufgeblüht! Es ist tragisch, zu sehen, wie auch dieser prachtvolle Sohn der Berge vergebens gegen die höhere Gewalt ankämpft, aber der Tod endet hier kein leeres Sein, denn Jakob Steinmann hat Seligkeit und Weh genug erfahren, und die ihm nahestehenden Frauen sind an seiner Willensgröße gereift. Zahns Talent arbeitet immer gleichmäßig sauber und milde; auch seine neue Gabe wird ihm viele dankbare Leser einbringen. (Dresdner Nachrichten)

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART
BERLIN UND LEIPZIG

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

Unbekanntes Gedicht von Kleist?

Im Augustheft der „Literatur", S. 623 f., wies Wilhelm von Scholz auf ein paar edelgeformte Stanzen hin, die er in einem entlegenen Schmöker auffand und zweier schönen Verszeilen wegen keinem Geringern als Heinrich von Kleist zuschreiben möchte. So kühne, durch nichts gestützte Vermutungen reizen von vornherein den Widerspruch des „kritischen" Literaturhistorikers, der aus reicher Erfahrung weiß, wie viele echt Goethesche Zeilen etwa man in vorgoethescher deutscher Lyrik entdecken kann. Aber durchaus zutreffend ist Scholzens Urteil, daß die von ihm zitierten Strophen auf einen Verfasser raten ließen, der nicht nur ein solches Gelegenheitspoem geschaffen hat; der wahre Autor, den ich nachweisen kann, ist tatsächlich ein sehr berühmter Mann, nur hat er mit dem Dichter und Menschen Kleist nicht die allergeringste Ähnlichkeit. Er heißt nämlich — August Wilhelm Schlegel; und die abgedruckten 4 Ottaverimen sind Strophen 2, 3, 5, 8 seines Gedichts „Am Tage der Huldigung", das als Festgruß an König Friedrich Wilhelm III. zum 6. Juli 1798 im 11. Bande der „Jahrbücher der preußischen Monarchie", übrigens auch als Einblattdruck erschienen und in Schlegels (von Ed. Böcking herausgegebenen) „Sämtlichen Werken" I, S. 160 ff., wiederholt ist. Goethe fand das Poem „keineswegs glücklich" (August Wilhelm und Friedrich Schlegel im Briefwechsel mit Schiller und Goethe, herausgegeben von Josef Körner und Ernst Wieneke, Leipzig [1926], S. 220). In dem hochachtungsvollen Lob, das nun Wilhelm von Scholz den Versen spendet, findet Schlegels lyrische Kunst eine späte und gewiß nicht unverdiente Genugtuung.

Josef Körner

Der neue Mann

Der neue berliner Rundfunk-Intendant, Hans Flesch, hat das Programm gründlich geändert. Mit einem Tempo — das fast verdächtig schnell ist — überfiel er die vom Postkutschenstil früherer Intendanten nicht verwöhnten Hörer. Es bleibt abzuwarten, ob dieses — an sich begrüßenswerte — Tempo, ohne an Qualität zu verlieren, auch durchgehalten wird. Vor allem hat Flesch der Schallplatte einen bemerkenswert breiten Programmraum verschafft. Das ist gut. Umfrage bei vielen Hörern bestätigt es. Der neue Mann hat auch das Doppelprogramm eingeführt und damit den Deutschlandsender endlich einigermaßen aktiviert. Allerdings fehlt diesem Doppelprogramm noch jene Elastizität, die Voraussetzung ist, wenn alle Hörerschichten befriedigt werden sollen. Begrüßenswert ist auch das von Flesch eingeführte „Interview der Woche". Durch lebendige Interviews soll der Hörer an die Ereignisse der Zeit, an führende Persönlichkeiten, an schwebende Probleme herangeführt werden. Darüber hinaus versucht der neue Intendant durch seine „Zeitberichte" seine Hörer zu Zeugen der wesentlichen Ereignisse auf dem Gebiet der Weltpolitik zu machen. Bisher Gehörtes verspricht für die Zukunft interessante Überraschungen. Flesch erfüllt damit eine der wesentlichen Forderungen des Rundfunks: Geschichte zu aktualisieren. Ganz besonders bemüht sich der neue Intendant um das bisher völlig vernachlässigte Gebiet der Funkreportage. Er versucht eine neue Generation junger, lebendiger, vitaler Menschen heranzuziehen, die genügend Geistesgegenwart und Schilderungskraft besitzen, Gesehenes blitzschnell in mikrowirksame Schilderung umzuwandeln. Pionier dieser Funkreportage ist zweifellos Alfred Braun. Er hat schon vor geraumer Zeit richtungweisende Mikrowanderungen durchgeführt und Erfahrungen gesammelt, die einer neuen Funkreporter-Generation große Dienste leisten werden. Das Gebiet der Funkreportage ist fast unbegrenzt. Und gerade dieses Unbegrenzte muß betont werden. Junge, entschiedene, geistes-

Hans Flesch. Zeichnung von B. F. Dolbin

gegenwärtige, sprachschöpferische Menschen wie Erich Burger, Hans Kafka, Hans Tasiemka, Rolf Nürnberg, Hans Salm, Walter Kaul, Hans Priwin — um nur einige der neuen Garde zu nennen, werden dem neuen Mann des berliner Senders beweisen, daß es für sie keine Grenzen gibt. Man muß sie nur an die richtigen Gelegenheiten führen. Es ist zwecklos, ihre Vitalität an der Gedächtniskirche und am Alexanderplatz austoben zu lassen. Diese Orte sind jedem Hörer bekannt. Damit macht man ihn nicht zum Zeugen einer neuen Zeit. Sucht andere, interessantere, erregendere und spannendere Aufgaben für diese neue Funkreporter-Generation. Richtet ein Recherchenbüro ein. Beauftragt einen findigen, mit allen Wassern der Zeit gewaschenen, ungewöhnlich sprach- und situationsbegabten jungen Menschen wie Paul Markus, der sich unter dem Pseudonym PEM bereits einen guten Namen gemacht hat,

Digitized by Google

richtige, allgemein-interessante, neue und überraschende Gelegenheiten zu Funkreportage ausfindig zu machen. Und dann laßt das Bataillon der jungen Reporter diese Gelegenheit erobern. Sie werden sie im Sturm nehmen. Werden damit dem Rundfunk einen ganz neuen zeitbewußten Elan verleihen. Werden den Hörern neue Gebiete erschließen. Eine andere, wichtige Aufgabe des neuen Intendanten ist energische Förderung des Hörspiels. So kann es nicht weitergehen. Es ist ein Unding und dem Sinn des Rundfunks direkt widersprechend, Theaterstücke rundfunkmäßig einzurichten, weil man keine Hörspiele hat. Schafft Hörspiele! Stampft Hörspieldichter aus dem Boden! Mit den Mitteln der berliner Funkstunde ist nichts unmöglich. Verteilt Aufträge. Aber an die richtigen Leute. Sonderbar, daß noch kein Mensch auf die Idee gekommen ist, Georg Kaiser einen Hörspielauftrag zu geben! Einem der wenigen Autoren, die den Sinn des Hörspiels in seiner Totalität erfaßt haben. Und neben Kaiser fordert Brecht, Bronnen, Leonhard Frank, den jungen Emil Hesse-Buri, Hasenclever, Walther von Hollander, Dietzenschmid, Alfred Döblin dazu auf! Gebt Walter Mehring, Wolfenstein und Bruno Schönlank neue Chancen. Laßt euch von Ehm Welk ein Hörspiel über die Tragik der Erntearbeiter dichten. Das packt die Hörer. Das wollen sie erleben. Aufgaben über Aufgaben, die Flesch neben bereits Geleistetem noch zu lösen haben wird. Der neue Mann ist jung, unverbraucht, modern. Er kann den berliner Sender zum Elite-Sender Europas machen.

Fred A. Angermayer

Therapie des Tonfilms

„Dreiviertel aller Tonfilme, die in den letzten sechs Monaten in Hollywood gemacht wurden," berichtet James E. Abbe September 1929 in einer illustrierten Zeitung, „haben die gleiche Handlung: es ist stets die Lebensgeschichte eines Chorgirls vor und hinter den Kulissen." — Vielleicht mag „dreiviertel" als Übertreibung erscheinen, doch wenn wir alle Talkymanuskripte hinzurechnen, in denen an Stelle des beliebten Chorgirls der ebenso beliebte Tonboy gesetzt ist, ist die Quote eher zu niedrig als zu hoch gegriffen. Und wie in Hollywood, so in London, Berlin und Paris. Der Tonfilm mit seinen überraschenden technischen Möglichkeiten krankt an einem ebenso überraschenden Mangel stofflicher Möglichkeiten. Sind es Kinderkrankheiten oder organische Übel? Ist es beides? Und wie ist da zu helfen?

Der vor kurzem ausgesprochene Grundsatz einer Tonfilmdramaturgie, daß „nur das nicht weglaßbare, entscheidende Geräusch im Tonfilm künstlerisch wirksam werden könne",[1] ist bei dieser Untersuchung vorauszusetzen. Hinzuzusetzen die Beobachtung, daß das menschliche Ohr auf viele Geräusche gern verzichtet, und daß das Hauptgeräusch des Sprechens nur in knappster, nüchternster, schlagend geprägter Form willkommen ist. Nur das Schlichte, Private besteht im Tonfilm; er ist eine Erfindung unserer Zeit.

Die Gruppen der Verkehrs- und Katastrophengeräusche (Straßen-, Eisenbahn-, Flugzeuggeräusche; Einsturz, Brand, Zusammenstöße, Schiffsuntergang, Schlacht, Aufruhr) sind an den Fingern herzuzählen, zudem in unserer Zeit der Antilärmprojekte nur zu sparsamer Verwendung zu empfehlen. Die schönen und großartigen Naturgeräusche vom Gesang der Vögel bis zum Rauschen des Meeres, vom Pochen des Herzens, wie es nur der Arzt und die Liebenden hören, bis zum Brüllen wilder Tiere und entfesselter Orkane, ferner die markanten Geräusche von Gewerbe und Industrie deuten die Möglichkeiten und Grenzen an, innerhalb derer sie als Handlungsträger in einer bestimmten Situation (vgl. Hans Sachsens Hämmern in den „Meistersingern") entscheidend werden und so einen Fortschritt dem stummen Film gegenüber bedeuten könnten.

Auch die Musik, diese natürliche Favoritin unter allen in Betracht kommenden Geräuschen, darf im Tonfilm nicht länger lediglich untermalende Begleitung bleiben. Diese Funktion genügte den Zwecken des stummen Films, und sie wird sich in der kommenden Tonfilm-Oper und ihren Abarten: Tonfilm-Operette, -Songspiel, -Melodram erneuen und verstärken. Allein das Tonfilm-Drama verlangt von der Musik, daß sie in jedem Augenblick die Handlung vorwärtstreibe, weder Selbstzweck, noch Beiwerk sei. Die untermalende Funktion wird Nebensache. Hauptsache: Handlungsführung und Charakterisierung der handelnden Personen.

Wie im Naturalismus der vierte Stand, im Mittelalter die Heilige Schrift, in der attischen Tragödie die Herrschergeschlechter, so ist im Tonfilm die Musik als Zentrum eines Stoffgebietes zu entdecken, das sich uns in allen Tiefen, Höhen und Differenzierungen erschließen muß. Was bedeutet angesichts dieser Aufgabe Girl und Jazz, Autohupen und Geschwätz! Demaskiert den „Singing fool", und vor euch steht — „Der Müller und sein Kind" und singt den „Bajazzo".

Man muß es den Tonfilm-Herstellern zum Vorwurf machen, daß sie die in ihren Händen befindliche neue Erfindung vom geistigen Leben unserer Zeit absperren und die ihr gezogenen Grenzen der Stoffwahl gewaltsam einengen. Nicht erfaßt sind die Möglichkeiten des Tonfilmdialogs (etwa der gesprochenen Lüge oder Irrung und ihre Kontrastierungen zur filmisch sichtbaren Wahrheit), nicht geahnt die aus Vergangenheit und Phantasie hervorquellende Tonbildschönheit. Selbst die offenkundige Tonfilmreportage kommt nicht über das Nächstliegende hinaus; ihre dichterisch-dramaturgischen Verwendungsmöglichkeiten liegen brach. Wo heut das Chorgirl als Thema zu Tod gehetzt wird, könnten Musiker aller Zeiten, Arten und Schicksale lebendig werden: vom komischen Dilettanten bis zum Genie. Und wo bleibt der spezifische Talkyhumor, die Komik der Töne, Instrumente, Stimmen? Wo die Wirkung einer Tonperspektive, die Offenbarung der unsichtbaren und der kaum hörbaren Geräusche?

In der Ilias geht der finstere Priester „schweigend am Gestade des vielfältig brausenden Meeres", Goethes Geister singen über den Wassern, bei Eichendorff klingt es aus Träumen, bei Hoffmann wird jemand mit einer Dissonanz erdolcht, bei Keller musizieren die barocken Steinengel, bei Hauptmann schlägt tief unten laut das Herz der Erde, Werfel dichtete den Roman von Verdi und Wagner, Lissauer schuf einen optisch-akustischen Musikermythos. Wir wissen, daß Instrumente Seelen und Akkorde Gestalt haben, daß Theremin Musik aus Ätherwellen mit den bloßen Händen erzeugte, daß „Figaro" und „Die Stumme von Portici" Revolutionen erregten, daß Rudolf Kaßner „Die Moral der Musik" erkannte und Wedekinds „Musik" kämpft, anklagt, höhnt. Die Tonfilmproduktion weiß von alledem nichts.

Die Apparaturen für Aufnahme und Wiedergabe werden von Monat zu Monat besser, der Vorsprung der amerika-

1 „Kleine Dramaturgie des Tonfilms", Berliner Börsenkurier Nr. 445.

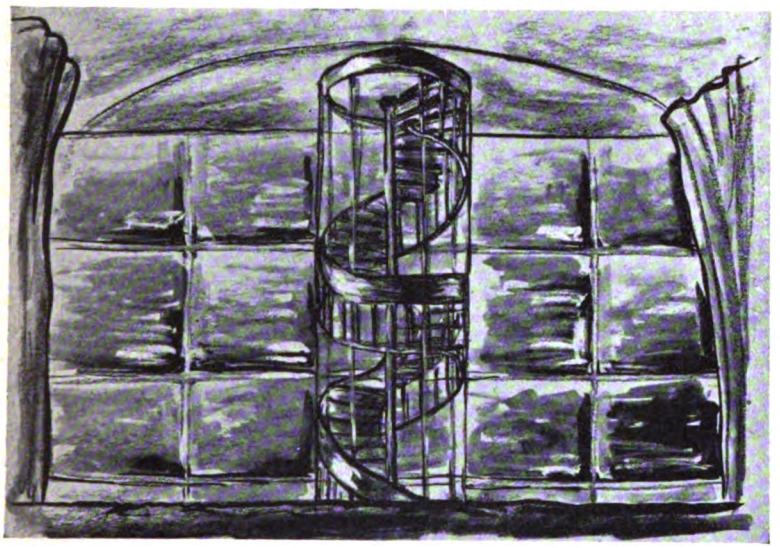
Digitized by Google

niſchen Induſtrie iſt von der deutſchen eingeholt, Schwierigkeiten des Schnitts, die noch beſtehen, ſind durch geſchickte Dispoſition zu überwinden, die Tonfilmtechnik nähert ſich dem Zuſtand der Vollkommenheit. Warum werden die hier einzig den Erfolg ſchaffenden Methoden: unabläſſiges Experimentieren, objektives Forſchen, ſachkundiges Suchen, logiſches Sondern nicht analog angewandt, wenn es gilt, den geiſtigen Inhalt zu finden und zu formen, der den großen, genial erſonnenen Erfindungskomplex erfüllen, an denen er ſeinen materiellen und ideellen Daſeinswert beweiſen ſoll?!
Es geht um mehr als um beſſere oder ſchlechtere Tonfilme; es geht um die Entſcheidung: wird der Tonfilm eine techniſche Senſation und Modeſache ſein, die die Zeit verſchleudert, verſchlingt, oder wird er beſtehen als geiſtige Inſtitution der Menſchheit.

Rudolf Frank

Das Bewegungsprinzip im Bühnenbild

Im Bühnenraum, den Geſamteindruck beſtimmend, überragend, bis in die Soffitte ausgebaut, die Wendeltreppe: die Eingangsdekoration zu Georg Kaiſers „Zwei Krawatten" im Berliner Theater. Bühnenbild: Auf dieſer Treppe wird der Kellner hinauf-, hinabflitzen, alſo: ein Bewegungsprinzip. Es bedürfte aber der fliegenden Frackſchöſſe kaum; jede Treppe vermittelt in ſich Bewegung.
Zugleich: ſtarre Vergegenwärtigung einer techniſchen Konſtruktion: es iſt neuerdings oft und mit Recht darauf hingewieſen worden, daß jedwede Maſchinerie als ein Tot-Lebendiges unmittelbar zur Phantaſie des Menſchen ſpricht.



Bühnenbild zu „Zwei Krawatten". Zeichnung von B. F. Dolbin

Bühnenbild zu „Kolportage" Zeichnung von B. F. Dolbin

Digitized by Google

In jeder Bewegung nun aber ist auch der Anreiz, die Bewegung weiterzudenken, also gleichfalls ein Phantasie-Anregendes. Das eine Bühnenbild nutzt demgemäß, psychologisch betrachtet, zwei Motive, die in der gleichen Richtung führen.

Man erlebt auf einer anderen berliner Bühne, in Erich Engels Inszenierung von Georg Kaisers „Kolportage" in der Komödie eine sehr andersgeartete Ausnutzung des Bewegungsmotivs. Erscheinen hier von Zeit zu Zeit die Diener der Schloßherrschaft in Frack und Eskarpins, um eilends die Paravents umzudrehen und derart einen anderen Bühnenraum anzudeuten, so ist das nichts anderes als das ironisierte Bewegungsmotiv.

In beiden Abwandlungen des Bewegungsprinzips — Renaissance der Romantik. E. H.

Was hat Ihnen die Graphologie für Ihren dichterischen Beruf gegeben?

Die Frage hat mich aus zwiefachen Gründen erschreckt: einmal deshalb, weil der Ausdruck dichterischer Beruf Zweifel über Zweifel aufsteigen läßt. Bin ich ein Dichter? Und sollte ich mir dieses auch zugestehen, kann man von einem dichterischen Berufe sprechen? Darf überhaupt der Berufene, wenn wir so kühn sein wollen, uns dafür zu halten, aus seiner Berufung Beruf machen? Steht Sendung nicht im Gegensatz zu Beruf und Berufspflicht?

Sie sehen, wieviel quälende Probleme bei Ihrer scheinbar so einfachen Frage aufwirbeln. Aber ich erschrak nicht nur über die Vorstellung eines dichterischen Berufs, die schon die andere des Literaturbetriebes streift, nicht nur über die Tragweite des prinzipiellen Gedankens, ob heutzutage nicht eher Berufung den Beruf verbietet, sondern über eine subjektive Wertungsweise, die mit in Ihrer Anfrage steckt.

Die Graphologie, ich brauche diesen mißbrauchten Ausdruck ungern und sage lieber die Schriftanalyse, hat eine so gewaltige Formwelt zum Sprechen gebracht, daß es schlechthin irrelevant ist, was sie mir oder einem anderen gibt. Sie ist ein System von Ordnungen, optisch erfaßbar, verfeinerter Schulung der Sensibilität, seelisch zugänglich als Pantomime des Herzens.

Die Schrift ist kaum Handschrift, eher schon Hirnschrift, was ihre Gebärdensprache meint — Kardiogramm; die Übersetzung von Bewegungen in Bedeutungen ist die Aufgabe ihres Analytikers. Eine Übersetzung soll treu sein, zugleich aber in dichterischer Freiheit fremde Gestalt nachbilden, nicht nur die Bausteine, welche die Analyse abgetragen hat, als fremdes Original ausgeben. Die Gefahr des subjektiven Blickpunktes, die schlechte Brille der schlechten Individualität, ist zu korrigieren. Man hat sich vor metaphysischen Kategorien ebenso sehr zu hüten wie vor der überwertigen Idee schreibtechnischer Begründung. Hier ist es nur wesentlich, festzustellen, daß die graphische Analyse mit ihrer reinen Erfassung reiner Formen noch ebensosehr in den Anfängen steckt wie etwa das Kunstverständnis Malern wie Klee oder Picasso gegenüber.

Die Perspektiven, die sich hier dem Forscher auftun, schließen jede dilettantische Einstellung durch die Wucht ihrer Verantwortung aus. Wer diese Probleme erkennt, verfällt ihnen und dient ihnen bis zu ihrer Lösung. Es ist nicht mehr an dem, daß man wie etwa noch Georg Schneidemühl[1] in früherer Zeit neben seiner medizinischen Fachwissenschaft als Sammler und Liebhaber Graphologie treiben kann. Er hat manches erstmalig beobachtet, so z. B. die Mischschrift, manches gleichzeitig mit Preyer gefunden. Aber er hat sich selbst nicht verstanden, dilettantische Durchschnittspsychologie sucht durch übertriebene Ausbreitung im Stofflichen den Mangel der Eindringlichkeit wettzumachen. Die geistige Schulung steht nicht auf der Höhe der wissenschaftlichen, Kurzsichtigkeit des inneren Blicks fördert zwar sein Wissen, verhindert aber das Vordringen zum Grundsätzlichen.

Wenn Graphologie wirklich in einem kurzen Abriß mitteilbar wäre, so hätte Nöck Sylvus in seinem Lehrbuch der wissenschaftlichen Graphologie diesen Abriß geliefert. Dieses Reclambändchen wird für das allgemeine Bewußtsein wichtig werden und zu seiner Empfehlung sei gesagt, daß es nichts Unrichtiges enthält. Der Mann ist in seiner Arbeit über die Einseitigkeit der Schulen hinausgegangen, hat richtig die Unzulänglichkeit der verwendeten Psychologie, die sich auf Universitätslehren von vorgestern stützt, empfunden, um am Ende in Adlers Individualpsychologie einen Schlüssel zu finden, der so wenig alle Türen öffnet wie etwa der Freudsche oder Jungsche Standpunkt allein. Der Schriftanalytiker verwende die genialen Grundeinsichten der Psychoanalyse, ohne sich einer Gruppe ihrer Vertreter zu verschreiben. Schon Stekel hat dies richtig erkannt, wenn er schreibt, „die Dichter sehen eben unbelastet von Schulweisheit der Komplexe und Libidostauung — die Wahrheit besser als die Schulpsychologen."

Der Schriftanalytiker darf demnach ein Dichter sein, ja er soll es sein. Die Gabe der Deutung ist hier das Entscheidende; wem die Einsicht in die Hilfsbedürftigkeit des Lebens, namentlich in dieser Zeit, geworden ist, darf also seinen dichterischen Beruf vertauschen, um seiner Berufung treu zu bleiben. Max Pulver

Selbstbezichtigung

Aus Bronnens kasseler Rundfunkrede:

„In einer Zeit, die verworren ist bis zur letzten Schraube, die keiner brauchen kann, in einem Land, in dem sich eine schamlose Zunft verantwortungsloser, dem eigenen Volk entfremdeter, keiner Rasse, keiner Landschaft verhafteter Literaten breitmacht . . ." E. H. — L. W.

Mussolini: Akt V

Freuen Sie sich mit uns! Mussolini hat die italienische Übersetzung von Remarques „Im Westen nichts Neues" verboten. Geist und Tendenz des Buchs seien mit seiner Politik nicht in Einklang zu bringen. Er geht damit den Weg, den noch alle Usurpatoren, Diktatoren, Tyrannen vor ihm gegangen sind: er nimmt den Kampf gegen den Geist mit Polizeimaßnahmen auf. Dieser Weg hat noch alle vor ihm zum gleichen Ziele geführt.

Aufnahme des Kampfes gegen den Geist bedeutet in der Weltdramatik: Beginn von Akt V. E. H.

[1] Handschrift und Charakter (Leipzig 1929) Th. Griebens Verlag.

Digitized by Google

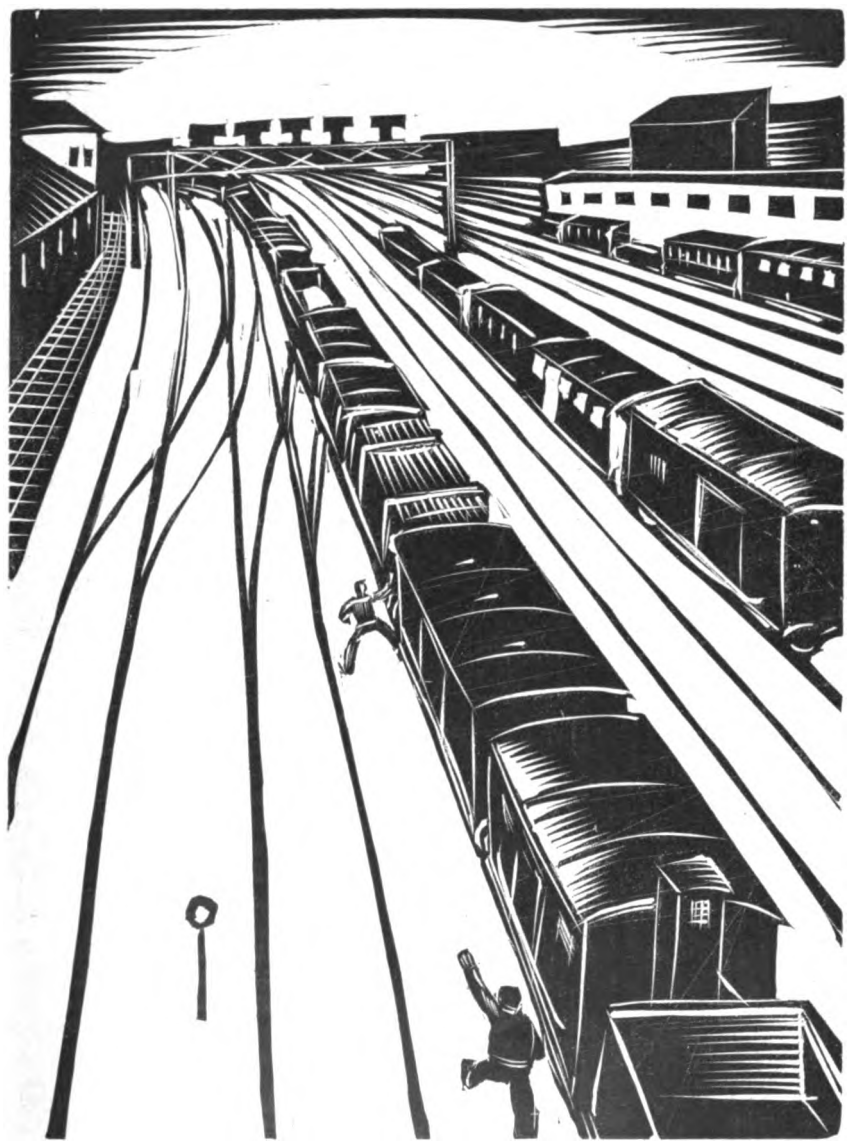
Das Bewegungsprinzip in der Buchillustration

Sehr zeitgemäß, das Bewegungsprinzip in der Buchillustration zum Ausdruck zu bringen: es entspricht das dem Gemütszustand des Lesers, steht in Einklang mit den modernen Forderungen an Bühne und Film, mit dem gesamten Großstadtleben. Es ist auch die Illustration, die der moderne Buchautor vielfach aus sich heraus fordert.

Ein Jack London! Wir geben aus der Jack-London-Ausgabe der „Vagabunden" (Strom Verlag, Wien 1929) die Illustration, in der das Bewegungsprinzip sehr glücklich hervortritt: Eisenbahnzüge. Schon in den Schienen als solchen ist Hast; sie wird durch das Gegenspiel der beiden Züge verstärkt; sie wirkt beängstigend durch die dem Zug entspringende und die andere ihr nacheilende Gestalt. (Originalholzschnitte von Otto R. Schatz, die ganz ersichtlich von Masereel beeindruckt sind.)

Oder die Illustrationsprobe aus „Brünette — heiraten" von Anita Loos, der Verfasserin von „Blondinen bevorzugt" in der deutschen Übersetzung im Drei Masken Verlag A.-G., München. Das Bewegungsprinzip der Illustrationsprobe „Buster Keaton und seine Filmgesellschaft kamen gerade von Außenaufnahmen zurück" ist durch das Zusammendrängen der Figuren vor der Tür gesteigert. Die Beine werden Charakterisierungsmittel. Sie sind derart gegeben, daß der Blick des Betrachtenden mitzueilen gezwungen wird. (Zeichnung von Ralph Barton.)

In seltsamem Gegensatz zu solchen modernen Bestrebungen, Bewegung zu übermitteln, steht die Illustrationsprobe aus Hans Voß' „Altgermanische Lese". Freie Nachbildung alt-



Aus: Jack London „Vagabunden"
Originalholzschnitt von Otto R. Schatz. Wien, Strom-Verlag

Digitized by Google

hochdeutscher, altnordischer und angelsächsischer Dichtung im Verlag von Alexander Fischer, Tübingen. Sie zeigt den Bug des Oseberger Wikingerschiffes und teilt energisch Bewegung mit, trotzdem der Bug des Schiffes offenbar absichtlich an Steinen festgelegt ist. Aber das Bewegungsprinzip ist in den Linien; dies gleichsam mit Wogen Aufwärtsstreben erweist sich stärker als der Steinunterbau. Und das wird lehrreich. Es gibt auch Bewegung in der Ruhe; Dynamik in Statik. E. H.

Romantik und Realität im Film

Der Russenfilm „Der Mann mit der Kamera" — das war ein Stück photographischer Reportage, mit romantischer Ironie durchflochten. Der amerikanische Film „Buster Keaton als Filmreporter" ist ein romantisches Spiel, mit einem Stück Realität durchsetzt. Rußland-Amerika: zwei Pole der Welt. Aber die Gegensätze berühren einander.

Buster Keatons Clownerie besteht darin, daß er sich im amerikanischen Tempo abzappelt, akrobatisch Hindernisse nimmt, bei allem Mut ein Tolpatsch bleibt und — durch die aufbauenden Kräfte des Gefühls siegt. An den Abenteuern, die er als Filmreporter zu bestehen hat, ehe er sich eine Stellung und die Geliebte erringt, hat „die Liebe teilgenommen".

Auf Flügeln der Liebe eilt er zum angebeteten Geschöpf. Während sie mit ihm noch telephoniert, rast er durch die Straßen der Großstadt. Ehe sie noch den Hörer anhängt, steht er hinter ihr. Das sind Aufnahmen heutiger Wirklichkeit, mit Verkehrsstörungen, Geschäftsbetrieb, Hast der Zeit — und die Filmtechnik ermöglicht es, die phantastische Geschwindigkeit Busters wahrzumachen.

Der Film zeigt die ersten fehlerhaften Aufnahmen, die Buster in seinem Beruf gemacht hat: Menschen gehen rückwärts, Häuser stehen Kopf usw. Ein Phototrick macht Wirkliches unwirklich, wie er Unwirkliches wirklich machen kann.

Spiel der Illusionen.

Als Film im Film sieht Busters Geliebte, daß er sie vor dem Ertrinken gerettet hat — nachdem wir vorher die gleiche Szene in Wirklichkeit erlebt haben und den Erfolg, den Busters Nebenbuhler gehabt hat, als er das Verdienst für sich selber in Anspruch nahm — im Spiel der Illusion bezwingt Busters Liebe die Freundin. Was sie in der Realität so endgültig nicht vermocht hat.

Dieser Film greift tief in die Kunst des romantischen Lustspiels. Wird der Tonfilm diese Entwicklung abschneiden können? Er wird lange brauchen, sie einzuholen! L. W.

Prophylaxe durch Schundliteratur

Aus: Anita Loos „Brünette — heiraten!" Übersetzt von M. Th. Morel München, Drei Masken Verlag A.-G.

Hans Zulliger stellt im Berner Bund (407) fest, daß ein Bedürfnis bei den Jugendlichen nach Schundliteratur bestehe, bei den Jungen gehe es aufs Abenteuerliche, bei den Mädchen aufs Erotisch-Süßliche; es stelle sich mit Beginn der „Entwicklungsjahre" ein, und verschwinde normalerweise nach vollendeter Pubertät. Zulliger bedient sich dabei auch eines Beweises ad hominem: das Weitergedeihen der Schundliteratur trotz aller Unterdrückungsmaßregeln zeige, daß das Bedürfnis in Wirklichkeit vorhanden sei.

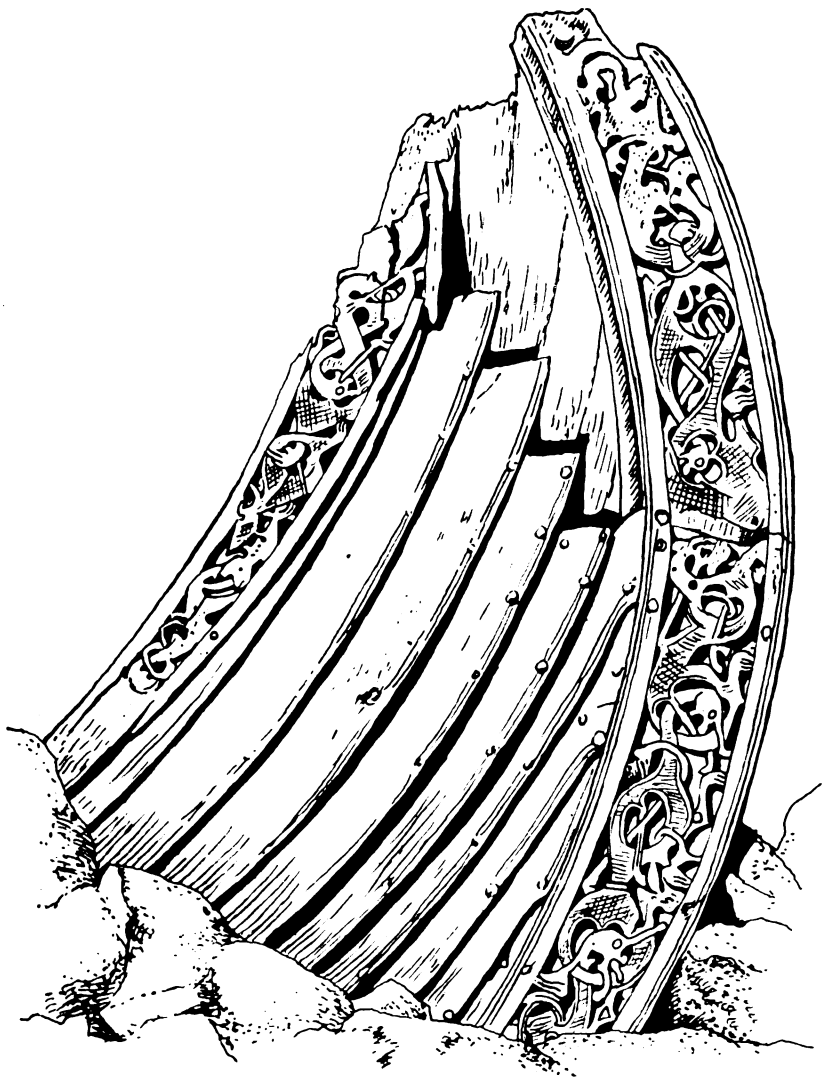
Dies zugestanden; ist es dann nicht gefährlich, ein lebendiges Bedürfnis abzutöten? Die Gefahr, die die Neunmalweisen übersehen, ist, daß sich das Bedürfnis, seiner nächstliegenden Nahrung beraubt, andere Sättigung suche. Daß es vom verpönten Buch in Wirklichkeitsexzesse übergreife.

Aber das war es ja gerade, was man durch das Verbot erzielen wollte: daß abenteuerliche Gelüste, durch Schundliteratur genährt, zu verbrecherischen Handlungen würden. Ist aber das Bedürfnis nach Schundliteratur in der Jugend vorhanden, das heißt, lebt in den jugendlichen Seelen ein auf Abenteuertum und Erotik gerichtetes Phantasieverlangen, dann ist der Weg zu Wirklichkeitsexzessen ohne das Buch der kürzere. Und nicht nur der kürzere: sehr viele werden ihr Verlangen an Büchern stillen und für ihr eigen Teil die Lebensgrenze respektieren.

Man hat die Schundliteratur als Anreiz in Verruf gebracht; man wird vielleicht zu lernen haben, den Hemmschuh in ihr zu achten.

E. H.

Digitized by Google



Aus Hans Voß „Altgermanische Lese". Mit acht Bildtafeln
Tübingen 1929, Alexander Fischer. „Bug des Oseberger Wikingerschiffes"

Erfolgsschaukel

„Schon dagewesen":

Berliner Bühnenerfolge sind zur Zeit auf Sensation gestellt, aber gerade die Sensation hat ihre Nücken. Wer die berliner Aufführungen zu Beginn der Spielzeit auf den Publikumsaspekt hin studierte, konnte sich überzeugen, daß Sensation aus sich heraus Sensation tötet. Bei Piscator: sehr kenntlich war der Fortschritt des Ineinander von Film und Bühnenhandlung im „Kaufmann von Berlin". Der aber wurde nicht beachtet, oder interessierte kaum. Statt dessen der Eindruck: Das (dem Zuschauer) Wesentliche habe man ja bereits in früheren Piscator-Aufführungen gesehen. Das will besagen: stellt man die Aufführung auf irgendein als sensationell Empfundenes, so muß die Sensation immer wieder als eine ganz neue wirken, den Reiz der Überraschung wahren. An früheren ähnlichen Sensationen stirbt die Sensation von heute.

Die gleiche Lehre aus dem „Happy End" des Theaters am Schiffbauerdamm. „Happy End" starb an der Erinnerung an die Dreigroschenoper. Wir behaupten aber: wäre „Happy End" vor der Dreigroschenoper auf der Bühne erschienen — die Dreigroschenoper hätte, auf „Happy End" folgend, das gleiche Schicksal eines „Unhappy End" erfahren.

Vor und nach der Kritik.

Die Erstaufführung von „Jhankali" im Lessingtheater fand ganz außergewöhnlichen Beifall. Er war im Thema und in der Qualität des Dramas begründet. Eine seiner Ursachen aber war auch darin zu suchen, daß man mit geringen Erwartungen ins Theater gekommen war und sich freudig überrascht fand. Wer der zweiten Aufführung beiwohnte, mußte sich überzeugen, daß der äußerlich dokumentierte Beifall sehr viel geringer geworden war als bei der Erstaufführung. Weshalb? Die Zuschauer hatten die Kritiken gelesen, ihre Erwartungen waren aufs höchste gespannt. Sie spendeten demgemäß Bestätigungs- nicht Überraschungsbeifall.

Ähnliches läßt sich nach jedem Erfolg beobachten. Immer wieder schaukelt der Beifall, bis er stabil wird. E. H.

Digitized by Google

Kritik der Jüngsten

Paul Schlenthers Kritiken liegen noch immer nicht gesammelt vor, und Kritiker von heute, die etwas zu sagen haben, widerstehen den Anträgen, ihre Arbeiten zu veröffentlichen, weil sie wissen, daß „an den Tag gebundene Kritiken erst wieder Wert haben, wenn sie Vergangenheit geworden sind". Das müssen Kritiken sondergleichen sein, die den Verleger Alexander Fischer zu Tübingen in solchen Eifer setzen, daß er sie druckt!

Zustimmend liest man die Einleitung von Emanuel bin Gorions kritischen Aufsätzen und Reden, die er unter dem anmaßenden Titel „Ceterum recenseo" veröffentlicht. Man findet zwar, daß die Bauchbinde mit ihrer übertriebenen Verheißung „Der erste Versuch einer kritischen Durchleuchtung des Literaturbetriebes im heutigen Deutschland" ebenso superlativistisch ist wie jene Buchkritiken, die Gorion mit Recht ablehnt, aber nach Sätzen wie „Zeitgemäß ist was zu allen Zeiten Geltung hat" und „Die feindlichen Gewalten sind nicht die zunehmende Materialisierung des Lebens, Technik und Sport, Kino, Radio, Jazz, sondern gerade die, die selbst die Feder führen oder über Geschriebenes zu entscheiden haben", hegt man allerlei Erwartungen.

Wir werden leider enttäuscht. Statt Kriterien findet man — Verrisse. Nach dem Rezept: Was Erfolg hat ist von vornherein verdächtig. Selbst dieser Standpunkt, mit dem billige Lorbeeren zu holen sind, könnte ein Wert sein bei einer Generation, die in ihren Pubertätsjahren keine lyrischen Gedichte mehr macht, sondern Kritiken schreibt. Aber Gorion gehört zu denjenigen ihrer Vertreter, die sich selbst nur durch die Negation anderer zu bestätigen vermögen, die sich zu einem herzhaften Jasagen nicht durchringen können, weil ihr bißchen Persönlichkeit dabei verschwinden würde. In diesem Sinne hat das Buch wirklich „exemplarische Bedeutung".

„Aber die stilistischen Entgleisungen, die ich nachweise, die schiefen Bilder, die ich bei Modegötzen anprangere, die Flüchtigkeit der Vorstudien, die ich entdecke, sind die nichts?" Bedaure unendlich, Herr Gorion, recht wenig. Weil Sie bei all Ihrer Bildung keinen Überblick haben, nicht zu unterscheiden vermögen, welche Schönheitsfehler im Autor begründet sind und welche Mängel in der Unsicherheit und Verwirrung unserer Zeit ihren Ursprung haben. Die unleidliche Beckmesserei Ihrer Untersuchungen scheidet uns auch da von Ihnen, wo wir aus anderen Gründen zum gleichen Ergebnis kommen.

„Und mein Eintreten für Moritz Heimann, Joseph Wittig, Erich Maria Remarque?" — Die Probe aufs Exempel. Diese Bejahungen, bei denen der Selbsthaß eines Literaten schweigt, sind saubere, einwandfreie Journalistik. Aber ohne einen einzigen Gedanken, der sich nicht in anderen Arbeiten über diese Männer auch fände. Eben — unpersönlich.

L. W.

Mythos und Märchen um Ferdinand Bruckner

Diese Zeilen sind von der Angst diktiert. Die Besorgnis will nicht zur Ruhe kommen, das Geheimnis um Ferdinand Bruckner könnte durch den dümmsten aller Prozesse zunichte gemacht und in denkbar uninteressantes Wissen gewandelt werden.

Wie schön ist dies Geheimnis! Hier endlich einmal ein moderner Autor, um den sich Mythos bildet. Der durch sein schlichtes Unbekanntsein der Weisheit der Literarhistoriker, aus der Persönlichkeit das Werk zu erklären, ein Schnippchen schlägt. Einer, der eitel genug ist, nicht eitel zu sein.

Wie köstlich! Wien und Berlin streiten um Ferdinand Bruckner. Jede der Städte hat den Ihren. So stritten einst sieben griechische Städte um ihren Homer. Diese alten sieben gegen die neuen zwei gestellt, das Ruhmfazit gezogen, bedeutet für Ferdinand Bruckner 33 Prozent vom Ruhm des Homer.

Und keiner, der die Taschen aufhält, solche Berühmtheit einzusacken!

Berlin setzt auf Theodor Tagger. Schwer, nach dem, was man bislang von Tagger und seinem an die Öffentlichkeit getretenen Werk kannte, in ihm den Verfasser der „Krankheit der Jugend" und der „Verbrecher" wiederzufinden; sehr schwer. Man besinnt sich aber auch auf das Märchen vom Igel und sine Fru. Der Igel ist gewiß kein Schnelläufer, der Igel und sine Fru sind aber allemal als erste am Ziel. Wie?, wenn das Anwendung auf Theodor Tagger und seine durchaus ungewöhnliche Gattin fände? Als man hinter Ferdinand Bruckner noch die Dreieinigkeit suchte (vgl. L. E. XXXI, 55), hatte man für die Gestalterin der Frauencharaktere eine eigene Verfasserin parat. Denn diese Frauencharaktere sind wirklich in beiden Stücken aus seelischer Intimität heraus gegeben. Nicht ohne kritische Akribie schreiten wir demgemäß vom Mythos zum Märchen fort. Setzen auf: Herr und Frau Theodor Tagger.

E. H.

Penelope und der babylonische Turm

Als 39. Band der Schriften der „Gesellschaft für Theatergeschichte" erscheint, an eine Veröffentlichung Hans Devrients anknüpfend, ein „Neues Archiv für Theatergeschichte". Mit einer Selbstkritik, die anderen wissenschaftlichen Disziplinen zu wünschen wäre, wählt man die freie Folge der Buchform statt der periodischen Zeitschrift — um nicht aus äußerlichen Gründen Unwichtiges bringen zu müssen.

Der Hauptbeitrag stammt von dem Herausgeber und Senior der deutschen Theatergeschichte, dem temperamentvollen Universitätslehrer Max Herrmann, und ist eine Untersuchung, wie weit das Volksbuch vom Till Eulenspiegel als theatergeschichtliche Quelle dienen kann. Wichtiger als diese Meisterarbeit theatergeschichtlicher Methodologie sind jedoch die Miszellen, die Wolfgang Quincke als Erläuterungen zum Spielgeldkalender der Schauspielerin Charlotte von Hagn gibt — ein Beitrag zum Prominentenwesen des 19. Jahrhunderts.

Was will das besagen?

Die Zeit, in der wir leben, stellt an die Wissenschaft ihre besonderen Forderungen. Geschichtswissenschaft, die den Zusammenhang mit unserer schnellebigen Gegenwart verliert, baut ins Blaue hinein. Entsagungsvolle Forscherarbeit will ein solides Gerüst schaffen — aber ihr drohen die Gefahren einer Philologie, die lediglich aus Textkritik und Mißtrauen gegen neue Quellen besteht. Man denkt an die Webearbeit der Penelope, die nachts auftrennt, was sie tagsüber zustande gebracht hat.

Gleicht die Arbeit an diesem Gerüst nicht dem Turmbau zu Babel? Während man vom Gerüst immer wieder abträgt, was andere zuvor gefügt haben, entsteht eine neue Sprache in den Sternen, in die man mit seinem Bau greifen wollte.

L. W.

Digitized by Google

Das Porträt in der Literatur

Von Arthur Kahane (Berlin)

Die reizende und reizvolle Kleinkunst, mit wenigen Strichen einen Menschen greifbar zu machen, ist den Dichtern unserer Zeit leider verloren gegangen. Es wird bei ihnen gleich ein dickbändiger Roman, ein abendfüllendes Stück oder eine wälzerschwere Biographie daraus.

Auch denen gelingt es selten. Die Dicke tut's nicht. Das gute Porträt eines guten Malers weiß fast immer mehr und Intimeres von einem Menschen, als der längste Roman und die indiskreteste Biographie. Dadurch, daß Geschichte, daß ein Leben, ein Schicksal, ein Werdegang aufgerollt und durch die ganze Stufenfolge des psychischen Erlebens analysiert wird, kommt wohl das Bild dieses Lebens, das Bild einer Zeit zustande, aber der Mensch kommt in diesen Dimensionen immer zu kurz. Er verblaßt entweder ins allzu Allgemeine seiner typischen Bedeutsamkeit oder wird ins allzu Persönliche seiner psychologischen Bestandteile aufgelöst, das Gesicht des Menschen, der Umriß seiner Figur verschwindet hinter seiner Geschichte, bleibt unklar und verschwommen, verwischt sich.

Es ist die Kunst des Porträts, das Gesicht eines Menschen im Scheinwerfer des Augenblicks, im Erleben des Moments aufzufangen, losgelöst von der Situation und ihren Requisiten, sein Schicksal und seine Geschichte nicht zu erzählen, sondern ahnen zu lassen, seine seelische Passion oder was er an ihrer Stelle hat, nicht zu analysieren, sondern komprimiert und auf ein Endgültiges zusammengefaßt, gewissermaßen durch Masken durchscheinen zu lassen, den Menschen auf sich allein gestellt, für sich allein, ohne Nachbarschaft, ohne Gesellschaft, ohne Vergleich.

Die Maler können es, die Zeichner können es, Karikaturisten können es besonders gut, sogar einigen Tonkünstlern gelang es bisweilen, Historiker wie Mommsen konnten es wunderbar, nur die Dichter wollen von dieser Kunst nichts mehr wissen, wissen anscheinend auch nicht allzuviel von ihr.

Mir fällt von Zeitgenossen nur der eine Herbert Eulenberg ein, bei dessen vortrefflichen „Schattenrissen" seiner dichterischen und künstlerischen Kollegen von einer meisterhaften Porträtkunst gesprochen werden kann (die allerdings die Situation, in dramatischem Sinne, zu Hilfe nimmt).

Der Schattenriß, die Silhouette: auch hier schon in der charakteristischen und zutreffenden Bezeichnung durch die Überschrift die Anleihe bei einer liebenswürdigen Schwesterkunst, wie ja überhaupt das literarische Porträt sich ungeniert zur Übertragung malerischer Methoden auf die schriftstellerischen Künste bekennt.

Warum aber auch nicht? Die Künste stehen nun einmal nicht isoliert nebeneinander. Eine jede dringt in die andere ein, befruchtet sie, bereichert sie. Keine kann ohne die nachbarliche Hilfe der anderen leben. Man braucht dabei gar nicht an die komplizierten Phänomene der audition colorée, an die Farbenvaleurs der Vokale, an die Tonleitern der Farben und Geschmäcke zu denken: jedes Bild der Sprache — und welches Wort der Sprache ist nicht Bild — bedeutet bereits Malerei durch die Sprache, ja schon die bloße Anwendung des Wortes Bild für Sprachfigur — wie übrigens des Wortes: Figur auch — wendet sich unterstützungheischend an die Malerei. Das Tongemälde, das Sittenbild, die Verteilung von Licht und Schatten in der Charakteristik, das helle Spiel des Humors auf düsterem Hintergrunde — aber auch die Harmonie der Farbentöne, die Symphonie in Blau und Silber, das dramatische Gegeneinander der Lichteffekte — aber auch die tragische Kraft der Motivenführung, das Crescendo der Aktschlüsse — das ist mehr als gegenseitiger Austausch und Entlehnung technischer Bezeichnungen, das ist Ausdruck und Gleichnis für die innere Verwandtschaft und Notwendigkeit einer Angleichung und Verschmelzung im malerischen, dichterischen und musikalischen Fühlen. Es gehörte die ganze unsinnliche Anschauungslosigkeit eines rein logischen Zeitalters dazu, die Künste durch Begriffsbestimmungen gegeneinander abgrenzen zu wollen. Sie gehören zusammen und verstehen sich gut genug miteinander, umeinander gegenseitig mit Methoden und Techniken auszuhelfen. Wobei meistens Gutes und Fruchtbares herauskommt.

Digitized by Google

So war es ein kodifikatorischer Irrtum, die malerische Gestaltung auf die Kunst des Nebeneinander, die dichterische auf die Kunst des Nacheinander zu beschränken. Es gibt manche malerische Bildnisse, die wie Tragödien wirken; und andere, die bewußt eine unbewegte und repräsentative Sachlichkeit und Tatsächlichkeit von Biographien anstreben. Andererseits gibt es — oder gab es — dichterische Porträts, die auf alles Nacheinander, auf jedes erzählende, anekdotische, novellistische, historische Element verzichten und nur den Umriß einer Figur, den augenblicklichen Zustand eines Gesichtes, den definitiv gewordenen Charakter eines Typus festhalten wollen. Es ist eine wesentlich synthetische Kunst, die von der Psychologie nicht ihre analytische Methode (die naturgemäß auf dem Nacheinander basiert), sondern ihr Resultat: den Charakter brauchen kann, ebenso wie sie das allzu Individuelle (das immer auf psychologischem Wege gewonnen wird), auf seinen Gehalt an Typusgültigkeit zurückführt. Was dann an Individualität und Psychologie zurückbleibt, ist gewissermaßen eine Wirkung „trotz alledem", mehr auf den unbewußten Selbstverrat des Dargestellten, auf das Ahnungsvermögen des Lesers als auf die technische Absicht des Darstellers zurückzuführen. Also das Richtige. Es ist kein Zufall, daß die literarische Porträtkunst von der Darstellung des Typus ausging. Man denke an die „Charaktere" von Theophrastus und La Bruyère, an ähnliche Versuche von Fontenelle, Chamfort und Vauvenargues. Warum fehlen sie in unserer Zeit? Warum unternimmt niemand den dankbaren Versuch, die Typen der geistigen Moden von heute im Bildnis festzuhalten? Findet sich nirgends der Hogarth des Wortes — wer wagt, an einen Daumier des Wortes zu denken? — den Snob, den Tiefinnerlichen, den intellektuellen Borer, den wahrheitsfanatischen Miesmacher, den berliner Amerikaner, den Satanisten, den Globetrotter, den Informierten, den Unbildungsprotzen, den Nuditätenschnüffler, den Apostel des Tempo, den Prediger der ledernen Sachlichkeit, den begeisterten Selbstanbeter, den gerissenen Siegfried in Blond und Blau, den Diktator in der Westentasche, den Fahnenschwenker für Ideologie und Dividende, das entfesselte Mädchen, die Dame mit den unterdrückten Komplexen in sparsamen aber kräftigen Strichen modellgetreu zu umreißen? Wo bleibt der La Bruyère der Gegenwart, der Gulbranssson der Literatur?

Wie kann eine Zeit, die Bewußtsein ihrer selbst hat, auf das Vergnügen verzichten, sich selbst zu satirisieren? Und wie könnte sie es besser als durch das Selbstporträt ihrer Schwächen? Aber freilich verlangt diese Kunst, die in der literarischen Nachbarschaft der typischen Typenkunst, der Charakterkomödie, siedelt und mit ihr den philosophisch resignierten Glauben an die ewige Unverbesserlichkeit der menschlichen Schwäche teilt, das scharfe Auge, die leichte Hand und den doppelbodigen Witz, ohne die Satire zum eindeutigen Pamphlet wird.

Neben der typisierenden mit ihrer notwendig satirischen Betontheit gäbe es auch andere, ernstere Formen einer individuellen Porträtkunst: das Porträt der geschichtlichen, der politischen, der wissenschaftlichen Persönlichkeit, das Porträt der Dichter und der Künstler und schließlich das private und das imaginäre Porträt. Sie werden auch geschrieben: aber leider liegt in allen diesen Fällen die Gefahr nahe, das eigentliche Porträt durch die Darstellung einer historischen, einer politischen (wo es doch meistens schwer wird, auf die typisierende Satire zu verzichten!), einer wissenschaftlichen Tätigkeit und Bedeutung des Mannes, seines künstlerischen Werks, seines privaten Erlebens oder eines phantasieersonnenen Hergangs zu verdrängen. Und die Schriftsteller erliegen der Gefahr: sei es, weil sie, in Überschätzung des großen Formates, die Subtilität der kleineren verlernt haben, sei es, weil jede andere Fertigkeit: Bericht, Polemik, Kritik, Vergleich, Umschreibung, Erzählung verbreiteter ist als die, gut zu sehen und gut zu zeichnen.

Wenn es einen Lichtwark für die Literatur gäbe, etwa einen Verleger von derselben Initiative wie jener autoritative Anreger, Kenner und Sammler, der nicht bloß Beziehung, sondern auch Beziehungen hatte, dann hätten wir vielleicht auch die gut geschriebene Porträtgalerie des öffentlichen Lebens und damit dankbare Aufgaben für die Porträtisten, die erwünschte Publizität für die Porträtierten. Möglicherweise allerdings auch eine zweite Siegesallee oder Ruhmeshalle.

Ein geistreicher Franzose hat so etwas für seine pariser Kollegen von der Feder gemacht. Er hieß Laurent Tailhade und sein Buch heißt: „Steckbriefe."

Digitized by Google

Der Fortsetzungsroman

Von Walther Harich (Wuthenow)

II.

Das Wesen aller Kunst ist Gestaltung. Lyrik löst die Lebensmaterie in Gefühl auf, das Drama in Handlung, das Epos in Vorgang. Die Gattungen kreuzen sich. Auch Handlung und Vorgang wollen in Gefühl ausschwingen. Von dem literarischen Roman und dem Drama erwartet man Haltepunkte des Gefühls und der Betrachtung. Bei dem modernen Theaterstück und dem Fortsetzungsroman sind sie verpönt. Der Wille des Publikums drängt auf fortgleitende Handlung, auf ununterbrochenen Fortgang und Vorgang. Der Wille des Publikums also drängt auf Einhaltung und Reinhaltung des dramatischen und epischen Gesetzes, gegen die Neigung des Schriftstellers zur „Literatur", zur „Vertiefung". Auch im Zeitalter der „neuen Sachlichkeit" ist die Literatur noch romantisch. Wirklich sachlich ist nur die angewandte Kunst.

Der Trennungsstrich zwischen absoluter und angewandter Kunst ist deutlich, wird aber meistens falsch gesehen. Angewandte Kunst ist alles, was dem Willen des großen Publikums unterliegt und dem Willen von Lektoren, Verlagsdirektoren, Dramaturgen, Theaterdirektoren und Chefredakteuren, die ihrerseits wieder dem Willen des großen Publikums, als der Leser, Abonnenten, Theaterbesucher, zu Willen sein wollen. Ein wenig verschoben wird das Bild dadurch, daß gegen vierzigtausend Literaturproduzenten zu einem Teil auch Literaturkonsumenten sind, so daß Werke, auch wenn sie nicht einen einzigen Nurleser erreichen, einen Erfolg erzielen können, der sich jedoch vollkommen innerhalb der Sphäre der „Literatur" vollzieht. Da Kunst das Ungeformte formen will, sind Wirkungen innerhalb der Sphäre der Kunst letzten Endes Leerlauf. In den biologisch-psychischen Formungsprozeß, der nie abreißt, greifen nur die Wirkungen ein, die dem Unschöpferischen die Hilfe bieten. Absolute Kunst dringt heute kaum zu dieser Wirkung vor. Meistenteils beschränkt sie sich auf den Kreis von zwei- oder dreihundert Rezensenten, die zwar Namen bekanntmachen, aber nicht einen Leser herbeizwingen können. Es ist keine Seltenheit, daß von Büchern, deren Autor und Titel durchaus bekannt wurden, zweihundert, sechzig, fünf, ein, kein Exemplar gekauft wurden. Natürlich ist es notwendig, daß diese literarische Übung fortgeführt wird. Hier wird die Kraft der Kristallisation wachgehalten und das Verantwortungsgefühl gegenüber einem Absoluten. Auch wenn die Duineser Elegien keinen einzigen Leser fänden, es wäre dennoch wichtig, daß alle Dinge im Umkreis des Lebendigen derart in ihre Ordnung gezwungen wurden. Literatur hingegen, die nicht in irgendeinem Sinne die Welt neu ordnet, ist das, was sie sein will: zwecklos, absolut losgelöst, ein Phantom.

Angewandte Kunst sind Theaterstücke, Feuilletons, Fortsetzungsromane, weil auf diese Gattungen über die Funktion der Direktoren und Chefredakteure hinweg das Bedürfnis des Publikums entscheidet. Wirkungsvolle Theaterstücke, scharmante Feuilletons zu bauen, wird von Literaten als Lebenszweck anerkannt. Die Verfasser von Fortsetzungsromanen sind odiös. Wer solche Romane schreibt, bekommt täglich Vorwürfe. Bezeichnenderweise haben die Tadler die odiösen Romane gelesen, während sie die vielleicht ernsthaft „literarischen" Bücher des gleichen Autors ignorieren. Es gibt vorsichtige Schriftsteller, die in Erkenntnis der Sachlage ihre Unterhaltungsromane unter anderem Namen herausgeben. Woher diese offizielle Abneigung gegen den Unterhaltungsroman, die meistens eine heimliche Zuneigung ist? Daher, daß sie es ist! Auch sind die meisten des guten Glaubens, daß nur literarische Vornehmheit sie hindert, ebenfalls Fortsetzungsromane zu schreiben. Es ist ein Irrtum: sie können es nicht! Auch wendet man ein, daß solche Romane mit sentimentalen und verlogenen Mitteln arbeiten, obwohl dies durchaus nicht der Fall ist, noch zu sein braucht. Auch hat man eine Abneigung gegen den Erfolg an sich. In Deutschland darf das Aschenputtel den großen Enderfolg haben, beileibe nicht die gewiß tüchtigeren Schwestern, die rechtzeitig mit ihrem Erbsentopf fertig wurden, so daß sie guten Ge-

Digitized by Google

wissens zum Ball fahren konnten. Auch mißtraut man der „Spannung".

Verlagsdirektoren und Chefredakteure sehen auf Spannung, weil das große Publikum auf Spannung hält. Es ist ein verbreiteter Irrtum, daß „angewandte" Romane auf „Fortsetzungen" geschrieben werden, auf spannende Stellen hin, an denen der Text plötzlich abreißt: „Fortsetzung folgt!" Aber fast kein Schriftsteller weiß genau, in welchem Blatt seine Arbeit erscheinen wird, nicht einmal ob in einer Zeitung oder einem illustrierten Blatt. Er kann also nicht auf Fortsetzung schreiben, weil diese Fortsetzungen überall verschieden lang sind. Es ist vielmehr so, daß die Spannung eines solchen Romans niemals nachlassen darf. Wo immer man ihn abbricht, muß man dieses Abbrechen als einen Ruck empfinden.

Das hat die zielstrebige Konstruktion zur Voraussetzung, die unbedingte Unterordnung des Materials unter die Linienführung. Aller Stoff, der sich nicht restlos in Vorgang auflösen läßt, treibt die schlanke Bewegung zur Beule auf. Was mitleidlos — mitleidlos gegen eigenes Sentiment, gegen den Genuß schweigenden Gefühls, gegen den Drang zu psychologischer Formulierung — fortgeschnitten werden muß, ist Fleisch des literarischen Romans, hier wildes Fleisch. Der Verfertiger eines Fortsetzungsromans muß so reich sein, daß er forthobeln kann, worin ein literarischer Autor seinen Stolz setzen würde. Was man für Dürftigkeit zu halten geneigt ist, ist vielmehr der Zwang zur Entsagung um einer Wirkung willen, die man auf die der Literatur Überdrüssigen ausüben möchte; die zugleich von der dunklen Massenseele als Reiz ersehnt und als strenge Erfüllung des epischen Gesetzes gefordert wird.

Befassen sich solche Ausführungen mit einem Fortsetzungsroman, der bereits vorhanden ist, oder mit der bloßen Möglichkeit des Fortsetzungsromans als literarischer Form? Wo eine Gattung erst zu leben anfängt, kann über die einzelnen Individuen noch schwer etwas ausgesagt werden. Es gibt da ungeklärte Fragen von einschneidender Bedeutung. Jedes Buch erhebt zum Beispiel den Anspruch, oftmals und mit immer größerem Gewinn gelesen werden zu können. Ich weiß nicht, von wem es festgestellt wurde, daß man die meisten Kinostücke nur einmal mit Genuß ansehen kann. Vielleicht sollte man auch den Fortsetzungsroman mit vollem Bewußtsein daraufhin schreiben, daß er nur einmal gelesen werden darf. Das schlösse ein radikales Verlassen des literarischen Bodens in sich, wäre völlige Auflösung von Literatur in ein einmaliges aber starkes Erlebnis. In der Tat leben die Personen einiger erfolgreicher Fortsetzungsromane in merkwürdiger Lebendigkeit fort. Es wird von ihnen gesprochen, ohne daß man je das Buch selbst wieder zur Hand nimmt. Es findet ein Prozeß statt, ähnlich wie bei eindringlichen Sätzen, die Lichtreklame vergänglich in die Luft zaubert und die dennoch im Bewußtsein von Hunderttausenden weiterleben. Vielleicht klebt der heutige Fortsetzungsroman immer noch zu ängstlich am Buch, sollte er völlig Vorgang und die erscheinende Fortsetzung einmaliges Ereignis, aber für sehr viele Menschen, werden. Vielleicht ist sein Wesen nicht Gestalt, sondern Bewegung.

Der biographische Roman

Anmerkungen zu Josef Pontens „Hochzeitsreise"

Von Guido K. Brand (Berlin)

Keine Zeit, behaupte ich, war reicher an biographischen Romanen, als die unsere. Aus den mannigfachsten Gründen ist der Sinn gerichtet auf ein Gewesen-Sein, auf gelebtes Leben, auf die durch wissenschaftliche Nachprüfung der Tatsachen eingeengte Erfindung eines Schicksals. Die Grenzpfähle des biographischen Romans sind sehr weit gesteckt: von dem Bericht eines Lebens, das mit Hilfe von Briefen, Tagebüchern, Gesprächen, erforschten Tatsachen, historischen Verbundenheiten aufgebaut wird, über die Romane, die aus dem eigenen Leben des Dichters oder Literaten Begebenheiten, Zustände, Erlebnisse in eine erfundene, das ist seelisch erlebte Figur hineinweben, bis zu den seit dem

Digitized by Google

Kriege hereinflutenden Romanen aller möglichen Helden und Heldinnen, deren eigentliche Namen wir nicht wissen, die aber aus Wirklichkeit, stärkster Konzentration des Seins zu einer Darstellung wirklicher Menschen geworden sind.

Biographie als Roman galt bisher als Schilderung einer historischen Persönlichkeit, als Darstellung ...es Lebensablaufs, der durch Jahreszahlen und ...ten fixiert und durch andere Lebenszusammen... ...ge weit oder eng in der Geschichte einer Stadt, ...s Volkes oder der Welt festliegt. Biographie ...oman, nicht weit oft von der wissenschaftlichen, ...isch begründeten und belegten Darstellung ...nt, bezog sich bisher immer auf die große ...lichkeit, auf ein Leben von Bedeutung und ...ß, auf die Bekanntheit. Es ist innerhalb ...ebensbeschreibungen, die einen mehr oder ... romanhaften Charakter hatten, in denen ...Erfindung, der Aufbau und dichterisch ge... ...rbundenheiten eine größere Rolle spielen, ...eichen geistigen Richtung zu rechnen wie ...gen Kapiteln der Literaturgeschichte, und ...n Hand der Romane über Wallenstein, ..., Kleist, Hebbel, Friedrich den Großen, Beethoven, Luther, Mozart, Dorothea Schlegel, Byron u. a. den Beweis antreten können, daß nicht meistens so sehr der Stil des Jahrhunderts lebendig wird, sondern die idealistische oder romantische oder realistische oder expressionistische Beherrschtheit der Zeit, in der sie geschrieben wurden.

Es ist jedoch nicht einzusehen, warum nur das historische, durch irgendeine Tat, durch die Kunst bekannt gewordene Leben Gegenstand des „biographischen" Romans sein soll. Gerade die zahllosen Bücher, Machwerke wie Dichtungen, aus dem Krieg, zeigen, wie sehr das wirkliche Dasein überhaupt zur Darstellung reizt, und nichts hindert, ein Buch wie Ginster oder Renns Krieg als die persönlichste Lebensbeschreibung zu nehmen. Daß ihre Helden mit fingierten Namen Heldentaten verrichten, Gutes und Böses tun, Entsetzliches erleiden und Schönes erleben, ist kein Grund, sie nicht als „Biographie" anzusehen. Denn letzten Endes halten diese Bücher der Kontrollierbarkeit der Ereignisse genau so stand wie ein Buch über Wallenstein und den Dreißigjährigen Krieg, und es ist in ihnen genau soviel Schicksalserfindung und Wirklichkeit wie in Grimmelshausens Simplizissimus, den die Literaturgeschichte als einen biographischen Roman in Anspruch nimmt.

Die Kriegsliteratur müßte zu einer Revidierung des biographischen Romans führen, soweit eben die Elemente der „Biographie als Roman" zu einer Sonderstellung dichterischer Werke gedeutet werden. Es können neue Erkenntnisse gewonnen werden aus den verschiedengearteten Romanen aus dem Krieg: nicht stilistisch, sondern stofflich, d. h. inwieweit das gewesene Sein Gegenstand einer Dichtung wird. Die Nachweisbarkeit der historischen Tatsachen ist wohl ein äußerliches Bestandteil der Betrachtung, aber man wird selbst die dichterische Freiheit als peinlich empfinden, wenn die Gestaltung nicht aus dem Sinn des Jahrhunderts in die historische Gegenwart gehoben wird. Die wenigsten Leser werden nachprüfen, ob in einem Luther-Roman die Reichstage in Speyer oder Worms historisch genau geschildert sind, und manche könnten mir Schillers Wort über seinen Fiesco vorhalten, den er lieber groß sah als geschichtlich richtig.

Somit wären wir bei dem ewigen Streitpunkt über die „historische oder dichterische Wahrheit".

*

Oder auch: Bei Josef Pontens neuem Roman: „Die Hochzeitsreise" (erschienen Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, 1929). Es ist typisch für Pontens Entwicklung, daß seine immer zu stärkerer Konzentration neigende Gestaltung auf geschichtliche Vorgänge zurückgreift. Als ob seine „Erfindungen", von Peter Justus über den Babylonischen Turm und den Novellen wie die Bockreiter, die Insel, die Uhr Entlastungen einer im Grunde genommen historisch tendierten Dichterkraft wären. Es wäre leicht zu beweisen — an Hand seiner wissenschaftlichen Veröffentlichungen über den Künstler Rethel, über Griechenland, über niegebaute Architektur — wie stark in Ponten diese geistig-historische Formulierung ist und wie sehr er über die wissenschaftliche Darstellung hinaus das lebendige Sein erfaßt und gestaltet. Am prägnantesten trat das zum erstenmal in seinen „Studenten von Lyon" hervor und zur Meisterschaft wurde es in diesem neuen biographischen Roman, der nur einen kurzen Abschnitt eines genialen Lebens enthält: Die Reise Rethels mit seiner jungen Frau nach

Digitized by Google

Rom, seinen kurzen Aufenthalt unter den Nazarenern und seinen geistigen Verfall.

Jedes große historische Leben hat eine unendliche Gefahr: Die Vielfalt der Verbundenheiten mit Menschen, mit der Zeit in einer Breite zu erzählen, die zuletzt in Langeweile mündet. Es ist verständlich, wenn jemand aus der Summe der Verhältnisse, aus politischen oder künstlerischen Begebenheiten ein Leben vor uns hinstellen will, das außer dem bloßen Ablauf auch noch die Charakteristiken seiner Zeit enthalten soll. Es ist leicht und schwer zugleich. Leicht, weil die Stoff-Fülle gegeben ist oder verarbeitet werden kann, schwer, weil die dichterische Gestaltung an der Aktivität des Seins scheitern kann. Ein drei- oder vierbändiger Roman über irgendeine Persönlichkeit ist vielleicht Beweis einer literarischen Technik. An einer Novelle eines historischen Augenblicks, einer kurzen Lebensspanne aber erweist sich die dichterische Kraft eines Schauenden, der über die Tatsachenelemente hinaus den großen Strom des Lebens zusammenrafft und aus wenigen Geschehnissen nur das Schicksal, Tragödie und Leid, Schönheit und Größe entstehen läßt.

Ponten bewies dieses dichterische Aktivum schon in seinen Studenten von Lyon, wo ihn vielleicht nur die ungeheure geistige Spannung zwischen den Calvinisten und Jesuiten zur breiteren Darstellung trieb; wo sie aber auch kaum ein Gefühl der Dehnung zurückläßt, weil jeder Augenblick geladen ist mit Atem und Vorwärtstreiben. Die „Hochzeitsreise" ist, ich möchte sagen, sinnlicher, menschlicher. Die Konzentration auf einen Menschen, einen Künstler, der mit unerhörtem Elan den Gipfel des Ruhms erreicht und in langsamem Abstieg in die Tiefe der Umnachtung fällt, hat der Darstellung eine so reiche Spannung und Weite des Blicks gegeben, daß mit der einzelnen Figur das Rom der Nazarenerzeit, daß die Zeit in Aachen, in Dresden, die Landschaft und die Menschen zu sinnfälliger Lebendigkeit werden. Ponten hat das größte Gesetz der biographischen Kunst geübt: sich zu beschränken. Weder war es seine Absicht, das glückhaft-unglückliche Leben Rethels darzustellen, noch diesen Jahrhundertabschnitt in allen Einzelheiten lebendig zu machen, sondern es drängte ihn, die seltsamen Monate nach der Hochzeit, die langsam auftretende geistige Verwirrung, den elementaren Durchbruch künstlerischer Ideen und den traurigen Verfall mit all der schrecklichen Wirkung auf die Umgebung in die schicksalhafte Erfindung eines Herzens zusammenzupressen. Denn hinter diesem Roman steht das lange Studium von Rethels Kunst, das jahrzehntelange Bekanntsein mit dessen Leben und die landschaftliche Verwandtschaft. Mit einer Sicherheit, die nur dem Dichter eigen ist, schaltet Ponten aus der Fülle der Begebenheiten jene Ereignisse und Zusammenhänge aus, die ihm wertvoll genug schienen, um das Ringen Rethels und sein Leben überhaupt zum Vorwurf eines Romans zu machen. Die kurzen, andeutenden Hinweise auf die künstlerischen Kämpfe in Aachen, auf den Ruhm, den Rethel in Dresden errang, lebendig immer mit Menschen in Verbindung gebracht, der Besuch Rethels bei dem alten Overbeck in Rom, die Figur des versoffenen Lotsch, der ihm zum treuesten Helfer und Freund wird, sind Beispiele einer gestalterischen Kunst, die in der „Biographie als Roman" nur selten anzutreffen ist.

Schwerer noch als in der freien Erfindung eines Stoffes wiegt in der biographischen Schicksalsdarstellung die psychologische Durchführung, weil sie — wie der Tatsachenkompler — der Kontrolle eher zugänglich ist. Hier nützen aber dem Dichter die historischen Unterlagen weniger als dem reinen Biographen, da er aus einzelnen Handlungen, einzelnen Umständen und Begebenheiten den Urgrund des Menschlichen deuten soll. Denn wo der Biograph erklärt, aufdeckt, wird der Dichter gestalten müssen; wo jener den Ablauf der Reihe nach darstellen kann, muß dieser „erfinden", um das Leben „vollständig" zu machen. Aber auch diese Schwierigkeit hat Ponten überwunden und es ist interessant, zu beobachten, wie weit der wissenschaftliche Erforscher von Rethels Kunst und Leben gegenüber dem Dichter in den Hintergrund getreten ist; inwieweit das Material tatsächlich nur das Gerüst geworden ist, das in der dichterischen Darstellung mit lebendigstem Sein erfüllt wurde.

Ponten hat mit der „Hochzeitsreise" literarwissenschaftlich einen lehrreichen Beitrag zum biographischen Roman geliefert. Darüber hinaus aber ein Zeugnis seines Dichtertums.

Digitized by Google

Ein neuer Dichter

Martin Beheim-Schwarzbach

Von Herbert Günther (Berlin-Lankwitz)

Wesentliche unbekannte junge Dichter sind an die Öffentlichkeit getreten. Es ist seit 1928 Ereignis geworden, was die Nörgler und Zweifler nie erwarteten, Einsichtige aber schon lange ahnten. Keine Gruppe, einzelne starke Kräfte, erschienen sie in dem Augenblick, als sie nötig wurden, als man sie verlangte. Die Lyrik, trotz größerer Bereitschaft noch immer spärlicher dargeboten als Prosa, scheint noch Nachhut oder Vorbote zu sein. Die Prosa aber zeitigte schon einige Erfüllung. Und unter allen denen, die an einer neuen Kunst der Erzählung arbeiten, scheint der Wertvollsten einer: Martin Beheim-Schwarzbach.

Sein Leben ist das Leben eines Menschen unserer Zeit. 1900 in London geboren. 1902 Scheidung der Eltern, er kommt nach Hamburg, wo er bis jetzt fast ständig gelebt hat. Dem Siebenjährigen stirbt die Mutter, dem Sechzehnjährigen der Stiefvater. Völliger finanzieller Zusammenbruch. Trotzdem Schule bis zum Abitur. Nach Ausbildung als Rekrut, 1919 Beginn der großen beruflichen Ratlosigkeit. Er ist nacheinander: Lehrling, Kommis, Bauer, Bienenzüchter, Tagelöhner, Schauspieler an einer Wanderschmiere. Verlobt sich, flieht vor dem äußersten Elend in den Kaufmannsberuf zurück, wird Reisender in Rechenmaschinen, ist arbeitslos, heiratet. Findet Stellung an einem Filmjournal, wird Redakteur, ist es bis heute. Alfred Döblin entdeckt ihn 1927 bei einem Preisausschreiben der „Literarischen Welt", Reclam druckt sein erstes Buch in der Reihe „Junge Deutsche". Zum Reclam-Jubiläum 1928 bringt die lyrische Anthologie des Verlags einige Gedichte, die neue Folge der „Anthologie Jüngster Lyrik" schließt sich an, eine Novelle erscheint in der Universalbibliothek, eine zweite ist in Vorbereitung. Er beginnt sich durchzusetzen, wenn auch noch immer in äußerer Not.

Dies ist sein Leben. Und sein Wesen? Unruhe, Hast, Nervosität, Grämlichkeit? Es ist ernste Heiterkeit, Ruhe, Besinnlichkeit. „Nur der Wille zur Disziplin fand unter Strapazen den Weg aus dem Trubel zum entschlossenen und alleinigen Dienst an der Sprache, dem Gedanken, der Fabel" schreibt er selbst. Und es ist charakteristisch für ihn, daß er (in dem Sonderheft „Junge Dichtung" der Deutschen Hochschulwarte Prag) neben den meist eitlen und blasenhaften Selbstbespiegelungen der anderen statt eines „Lebensabrisses" ein „ganz kurz umrissenes Lebensprogramm andeuten" will: „Es besteht eben darin, den Geist, die Kultur, die

Martin Beheim-Schwarzbach
Zeichnung von B. F. Dolbin

Bildung in ihrem denkbar strengsten und subtilsten Sinne zu begreifen und anderen durch die Kunst der Sprache begreiflich zu machen. Das scheint ein arger Gemeinplatz, ist es aber nicht; nichts ist heute so wenig allgemein, so wenig zugehörig denen, die die Geistigen sein sollten, wie der Geist in seinem strengsten Sinne. Gescheit sind sie alle, witzig und aufgeweckt und scharfsinnig, aber den geistigen Zusammenhängen auf der Ebene unseres Lebens sehr fern."

Schon der Mann, der Mensch wäre der Rede wert; auch wenn er noch kein Werk auszuweisen hätte,

Digitized by Google

müßte man den lieben, der in einem Dasein wie dem seinen den Willen zur Bemühung besaß und die Kraft zur Sammlung. Nun aber ist er noch ein Dichter. Ein Dichter, der heute trotz seiner Jugend so reif vor uns steht, weil er die Überwindung besaß, zu warten, nichts zu veröffentlichen, was nicht Stand halten konnte, seine Wege, Umwege und Irrwege zu sich selbst auch mit sich selbst abzumachen. In seinem Schreibtisch schlummern, neben Halbvollendetem wie einem wertvollen epischen Torso: „Das Wunderkind", Manuskripte, die alle Novellen und Romane werden sollten und die doch nur Darstellungen und Rechtfertigungen seiner Entwicklung geworden sind, in der Klarheit der Selbsterkenntnis und der Wahrhaftigkeit der Aussage Erzeugnisse von großer persönlicher biographischer Bedeutung. Um die Öffentlichkeit aber begann er erst zu werben, als er sie wirklich anging, als er zuchtvoll, gebändigt, dichterisch zu schaffen vermochte. Diese Haltung, so schön wie selten, bürgt ihm den Erfolg.

Sein erstes Buch trägt den Titel: „Die Runen Gottes." So „unmodern" wie der Titel ist das ganze Buch. Es sind keine „Novellen", es sind Märchen, Sagen, Legenden, Mythen — mehr: Visionen. Gerade dieser Dichter, umhergebeutelt durch alle Dürren und Härten des Lebens, sichtlich vorherbestimmt zum Schilderer der Wirklichkeit, ihrer Kämpfe, ihrer Krämpfe, führt uns in das seltsame, bunte Reich von Zauber und Wunder; gerade er gibt keine „Reportage". Gibt er Traum? Nein; ein Aphorismus von ihm ist des Rätsels Schlüssel: „Phantastik ist Röntgenaufnahme der Wirklichkeit." Und ein Auge, das mehr sieht als die Dinge selbst, das sie zusammensieht, durch sie hindurch sieht, das sie deutet, kann wohl der Gegenwart nicht unwillkommen sein, so sehr sie sonst die Poesie des Dokumentes liebt.

Bereits die Namen dieser Erzählungen geben einen Begriff: „Der Harnisch von Diamant", „Der Paradiesvogel". Aber sie sind nicht nur Märchen von Räubern, seltsamen Panzern, wundersamen Heilungen, versunkenen Schlössern in der Wüste, verzauberten Mädchen. Es geht um mehr als die Fabel allein. Er sagt einmal: „Irgendwo wird alles, was da ist, gespiegelt ... Irgendwo bleibt jedes Spiegelbild haften und wird aufbewahrt. Nichts geht verloren ... Alles, was getan wurde, wirkt, das Gute und das Schlechte, das Weise und das Törichte, und jede Wirkung ist der Welt des Geistes unvergeßlich." Fast immer ist der Kern: Kampf der guten und der bösen Mächte um den Menschen; Schuld, Sühne; Verbrechen, Strafe, Erlösung.

Alle Geschichten haben noch einen besonderen Reiz: sie sind von orientalisch leuchtender Farbe und von schwerer, herber Kontur. Man möchte oft meinen, es sei ein Morgenländer, der da erzählt, wie er auch eine Erzählung tatsächlich „Ahaddin, dem Vielgereisten, Abenteuerreichen" in den Mund legen kann; dann aber fühlen wir neben aller Verzücktheit doch wieder, wie deutsch diese Kunst ist: an einer kleinen, liebenswerten Sparsamkeit und Kargheit der Geste, an der eigentümlichen Gemüthaftigkeit, an dem weltforschenden Sinn. Es ist bezeichnend, daß dieselbe Hand, die dieses Buch schrieb, sich auch in der Meisterung des Holzes plastisch versucht hat.

„Lorenz Schaarmanns unzulängliche Buße" heißt die spätere Novelle. Eine ganz andere Welt tut sich auf. In den „Runen Gottes": ferne Zeiten, ferne Länder, ferne Menschen, Fabelwesen, fremde Gesetze — Unermeßlichkeit. Hier: Begrenzung. Eine bestimmte Stadt: Hamburg, ein enges Milieu: Kleinbürgertum, eine schmale Handlung: Zerfall einer Ehe durch Grobhändigkeit des Mannes, der, innerlich fahrlässig, seine Frau tötet. Aber man lasse sich nicht verleiten, die Arbeit als Erzeugnis einer neuen Abklatschkunst und Armeleutedichtung anzusehen. Denn wieder gibt der Dichter nicht Wirklichkeit, sondern Röntgenaufnahme der Wirklichkeit. Es ist zwar ein „einfaches, schweres und ärmliches Leben, kein abenteuerreiches Schicksal, aber doch ein großes, wenn man die Größe des Schicksals an der Tiefe der Erregung mißt, die in ihm gewirkt hat". Und wieder ist dieses Schicksal: Verstrickung in namenlose Schuld, namenlose, immer unzulängliche Buße, bis der Tod den Schuldigen „erlöst". Es ist, in einer Variation, das was uns der Dichter schon früher erzählt hat, aber es scheint uns, als ginge es uns diesmal mehr an. Gerade der ewige Gehalt, das Ethos, erschließt sich uns in dieser zeitlicheren Form sichtbarer. Und wie ist das alles erzählt, sicher hingleitend, auch da nur andeutend, wo es in die Tiefe geht. Impressionistische Zartheit, naturalistische Deutlichkeit, er-

Digitized by Google

pressionistische Verkürzung fügen sich zusammen zu einer stilistischen Einheit, die das Wesentliche herausarbeitet: die tiefere Bedeutung.

Beheim-Schwarzbachs Lyrik ist der problematischste Teil seines Schaffens. Seine Lyrik hält sich jedem nahen Gefühl fern, seine Form jedem Sangbaren, Liedhaften, Leichten. Sie ist nicht hirnlich, aber auch nicht herzlich, sie ist seherisch oder grüblerisch. Vielleicht ist sie gerade heute dienstbar, hilft mit an ihrem Teil, die metaphysischen Bedürfnisse der Zeit zu befriedigen, denen der unterhaltsam-spielerische Ton der Vorkriegslyrik nicht zu genügen vermag. Aber man muß auf beschwerlichen Wegen mitgehen, wenn man zu ihrem Wesen will — es ist oft wie eine Wallfahrt zur Kapelle, an hundert Stationen vorbei.

„Die Schwelle der geistigen Welt", „Der Eingeweihte", „Der Asket", „Karma", „So ist der Kreis", „Furchtbare Ewigkeit", „Unendlichkeit" — das sind seine Themen. Oder: „Nach Damaskus", „Maria von Magdala", „Erscheinung der Toten". Oder: „Der Untergang des Abendlandes", „Unter der Stadt". Ein Zyklus „Von den Worten" ist da, ein Zyklus „Biblische Sonette" geplant. Man braucht nur wenig anzufügen. Nicht viele werden wohl von hier Bereicherung und Beglückung erfahren können, aber einzelne dafür um so mehr.

Des Dichters größtes Frühwerk mit dem kennzeichnenden Titel: „Die Haltlosen", ein erstaunliches, aber beinahe erschreckendes Gebilde, war ein Taumel, überquellend, maßlos, eine Orgie von Genuß und Resignation. Jetzt ist seine Phantasie, nicht minder schöpferisch, gesundet und fruchtbar geworden. Wahrscheinlich hat ihn zumeist die Unerbittlichkeit seiner geistigen Lehrer geläutert, die nicht zufällig: Nietzsche, Steiner, Spengler und Rilke heißen, geläutert zu wesenhafter Hingabe, wesenhaftem Verzicht. Und vielleicht mildert sich wieder eine fast ekstatische Strenge, die ihm von diesem leidenschaftlichen Studium zurückblieb, wenn er größeren Abstand davon gewonnen haben mag. Und das noch ein wenig Wollüstig-Klösterliche verliert sich, wenn er, einmal von der Hetzjagd eines unergiebigen Berufs befreit, müheloser zur inneren Schau gelangen kann. In dem großen Prozeß der Vergeistigung schwindet zuletzt noch das geringste Dunkle, Schleierhafte, und das Wort leuchtet, rätselhaft hell.

Die neue Arbeit, die die Öffentlichkeit neben einer zweiten Legendensammlung in diesem Jahre kennen lernen wird, ist der erste Roman des Dichters, an dessen Vollendung er eben schafft: „Die Michaelskinder, die Geschichte eines Kinderkreuzzuges." Proben der Arbeit lassen das Außerordentliche erwarten. Hier scheint Beheim-Schwarzbach eine Aufgabe gefunden zu haben, an der sich seine natürliche Erzählergabe, sein Einfühlungsvermögen, seine innere Reichweite gleichermaßen bewähren und steigern können. Er hat eine heute in der Zeit der Artistik und Formbetonung fast tropisch wirkende Phantasie, hat den großen epischen Atem, hat eine mittelalterliche Macht der Vision. So wird dieses Buch viel mehr werden als ein „historischer Roman". Die Welt der „Runen Gottes" ist der Mythos, die des „Schaarmann" die Gegenwart, die der „Michaelskinder" die Vergangenheit — immer aber bleibt es oder wird es die Welt der Seele, in die wir schauen. Es versteht sich, daß dieser Dichter, in dem sich Tradition und Zeitgefühl unlöslich verbinden, dem Dostojewskij Gegenstand größter Verehrung blieb, auch Psychologe ist. Nur: seine Psychologie ist nicht drastisch, handgreiflich, materialistisch. Sie ist genährt von irrationalen Kräften, von einem Einsgefühl mit dem All. In einer Szene, in der nacheinander der Dichter, das Mädchen, die Frau, der Zweifler, der Büßer, das Kind und die Mutter zum Tor des Paradieses kommen, sagt der Engel: „Gott sitzt dort drinnen. Still, er sinnt, und wer ihn sinnen sieht, muß sich verzehren", und der Dichter antwortet: „Sich verzehren an dem, der alle Dinge beginnt, ist das nicht aller Dinge Begehren?" ... Beheim-Schwarzbach ist ein Gottsucher von großer Inbrunst.

Martin Beheim-Schwarzbach macht nicht, er ist. Und so wird er noch mehr werden.

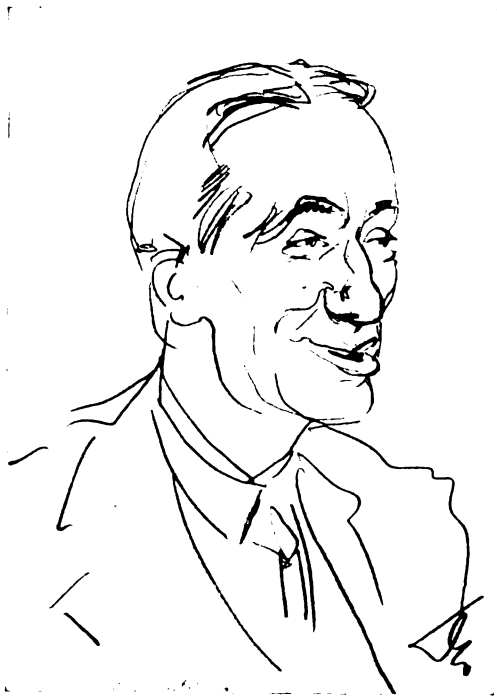
Digitized by Google

Maurice Dekobra

Von Ernst Martin (Krefeld)

Wenn ein Schriftsteller mit seinen Büchern Millionenauflagen erzielt und seine Werke fast in alle Sprachen der Welt übersetzt werden, so muß hinter diesem Erfolg doch mehr stecken als bloße „Konzession an den Publikumsgeschmack". Wie viele wären zu solcher Konzession gern bereit, wenn der Geschmack des Publikums nur so unabänderlich fest stände und so leicht zu treffen wäre. Aber auch das will gekonnt sein und erfordert ein sicheres Gefühl für die Strömungen der Zeit, wie es doch wieder nur ein Schriftsteller von Qualitäten haben kann.

Maurice Dekobra ist einer jener Glücklichen, die ihre Zeit nicht nur begriffen, sondern es auch verstanden haben, diesem Begreifen den richtigen Ausdruck zu geben. Er war der erste, der die Dame der Nachkriegszeit literarisch gestaltet hat. Ihr Dank dafür war die Erhebung zum Modeautor. Das geringschätzige Lächeln, mit dem zünftige Literaten die Nennung dieses Titels oft begleiten, ist durchaus nicht immer angebracht. Gehört nicht mehr Können dazu, den Leser geschickt und spannend zu unterhalten, als ihn mit dicken Schmökern zu langweilen? Der gebildeten Frau, die fesselnde und interessante Lektüre sucht, bietet Dekobra gerade die richtige Kost. In flüssiger, wenn auch in der Übersetzung manchmal etwas zu überladener Sprache zeichnet er eine Reihe gutgesehener, moderner Menschen in bewegter Handlung und ständig wechselndem Rahmen. Diese fortwährende Änderung des Milieus ist einer der Hauptvorzüge seiner Romane. Dekobra führt den Leser in fremde Länder und Erdteile, breitet die Landkarte gleich einem bunten Mantel vor ihm aus, selbst ein gewandter Globetrotter, fängt er ihn ein in die Reize des Reisens.



Maurice Dekobra. Zeichnung von B. F. Dolbin

Wahrhaft bewundernswert sind die Klugheit und das Raffinement, mit denen er den Cocktail bereitet, der dem Publikum so vortrefflich mundet, jene Mischung aus mondän und bürgerlich, bodenständig und erotisch, Erotik und Prüderie und einem ohne Zweifel aufrichtigen Abscheu vor dem Bolschewismus, an dem besonders die amerikanischen Leser sich berauschen. Dagegen haben die Bolschewisten seine Romane auf ihre schwarze Liste gesetzt.

Unsere ganze Liebe aber gewinnt Dekobra, wenn man aus einigen seiner Romane, gerade jenen, deren Erfolg nach außen hin vielleicht weniger groß war, nicht nur den eleganten und geistreichen Romancier kennen lernt, sondern den feinsinnigen Beobachter pariser Lebens, den natürlichen Darsteller von Typen, wie sie, bar jedes erotischen Reizes und doch nicht minder interessant und abenteuerlich, in der Luft des Montmartre und nur in dieser Luft gedeihen, wo auch Dekobras wirkliche und künstlerische Heimat ist.

In Romanen wie „Philosoph und Dirne", „Moral um Mitternacht", „Mein Freund der Dieb" oder „Ein Freudenmädchen ist gestorben" (jammerschade, daß gerade die Titel seiner besten Bücher teilweise so unzutreffend übersetzt sind) finden sich Szenen, die Dekobra als eindringlichen Sittenschilderer zeigen und Bilder, die den von einem seiner gescheitesten Landsleute aufgestellten Vergleich mit Zola gerechtfertigt erscheinen lassen. Wie Zola das Paris seiner Zeit in einmaligen

Digitized by Google

Schilderungen festgehalten hat, so werden sicher noch nach Jahren diese Romane Dekobras ein ebenso gültiges Bild vom Paris unserer Tage geben.

Gestalten wie der Philosoph Hamidal („Hamidal le Philosophe") oder der alte Prosper („Minuit! Place Pigalle ...") sind in ihrem Leben und Denken, in ihren menschlichen und geistigen Äußerungen so ureigenstes Montmartregewächs und von Dekobra mit solcher Plastik gestaltet, daß hier wiederum der Vergleich mit Zola sich aufdrängen muß. Trotz des räumlich engbegrenzten Milieus spielen sich Schicksale ab, die allgemeinem Interesse begegnen. Das Geschick des Kellners Prospère, der, ursprünglich durch den Betrieb der Place Pigalle zu Wohlstand und Geborgenheit gekommen, dann unentrinnbar in die Fangarme eben dieses Betriebs gerät, der ihm alles wieder nimmt und ihn bis zur letzten Demütigung festbannt, könnte sich ebensogut am Potsdamer Platz oder an der Gedächtniskirche vollziehen, wenn diese Plätze nur die zauberhafte Magie des pariser Bodens besäßen. Diese Stadt allein konnte auch Hamidal die Möglichkeit seiner Existenz geben, aus der er seine so amüsante Lebens- und Liebesphilosophie schöpft.

Dabei lesen sich gerade diese Bücher Dekobras mit um so größerem Vergnügen, als sie von einer erfreulichen Kürze der Diktion und Knappheit der Darstellung sind.

Selbstverständlich werden Dekobras pariser Romane besonders im Ausland niemals die Verbreitung finden, wie seine auf einer leichteren Oberfläche gleitenden internationalen Reiseromane vom Schlage der „Madonna im Schlafcoupé". Für Dekobras Freunde aber, die den so scharmanten, liebenswürdigen Menschen, der bei all seinen Welterfolgen das einfache pariser Kind geblieben ist, als Dichter verehren, ist es eine schöne Pflicht, auf die Werke hinzuweisen, die weniger im Brennpunkt der Reklame stehen, dafür aber einen Dichter in seiner ureigenen Sphäre zeigen.

Geschichte und Magie

Von Janko Janeff (Sofia)

Geschichte ist heute keine Wissenschaft mehr in dem Sinne, in dem sie lange Zeit, besonders nach dem Tode Mommsens, getrieben wurde. Es steht heute außer jedem Zweifel, daß sie keine strenge Methode hat, die auf „Regeln" und „Gesetzen" ruht. Trotz der unübersehbaren theoretischen Literatur in der Philosophie der Gegenwart, welche die Aufgabe hat, das Historische rationell zu begreifen, indem sie unbedingte Wertmaßstäbe auf transzendentaler oder irgendeiner nomothetischen Weise zu begründen sucht, bleibt die heutige Beziehung zur Geschichtswirklichkeit mehr ein Symbolgefühl als ein theoretisch gültiger Begriff. Geschichte ist nicht mehr „exakte" Wissenschaft, nicht mehr bloßes Inschriftensammeln und bloße Textkritik. Die Umwälzung der ganzen seelischen Struktur des Menschen hat dazu geführt, daß der Geist sich wieder zu seiner Freiheit erhoben hat, nachdem er sich von allen traditionell gewordenen Formalismen des Verstandes endgültig losmachte und sein Auge für den schöpferischen Gang des Daseins im Goethischen Sinne aufzutun beginnt. Es ist heute wenig Spur von der Allmacht eines entmenschlichten Rationalismus, der den Geist durch allerlei positivistische und naturalistische Irrtümer zu fälschen trachtete und seine kosmische Rhythmik in ein mechanisches Spiel und Werkzeug verwandelt hat. Das ist wenigstens unser Gefühl, das Gefühl der Slawen, die am schwersten unter der Last der abendländischen Verstandeskategorien gelitten haben, da ihr Wesen tief in der Dämmerung metaphysischer Weltschau wurzelt. Die Slawen haben die Welt immer als Geschichte gedacht, immer als ein Epos, im Geiste Gottes gedichtet, und deshalb hat auf ihre Intuitionen am mächtigsten der gotisch denkende Hegel gewirkt.

* * *

Man kann heute kaum Gründe für die theoretische oder atheoretische Rechtfertigung des Positivismus in der Historie vorbringen, oder Gründe für die Unentbehrlichkeit allgemeiner Wertungsmaßstäbe zur strengen, überpersönlichen Verwissenschaftlichung des geschichtlichen Bewußtseins. Die

Digitized by Google

Theorie, die immer auf formelle Prämissen zurückgeht, also keine Rücksicht auf den lebendigen Pulsschlag der Dinge nimmt, um dadurch sich selbst aufzuheben — diese Theorie ist keine Theoria mehr im ursprünglichen, aristotelischen Sinn des Wortes. Denn Theorie heißt nämlich Gott schauen, und Gott ist Leben. Solche formell aufgebaute Theorie kann in keine Berührung zur historischen Zeit oder historischen Dynamik gebracht werden. Historische Zeit ist ja die Zeit des Geistes, die Zeit des Absoluten.

Daß es sich in der Geschichte nicht um bloßes Nacheinander von Ereignissen handelt, sondern um eine viel tiefere und fast undurchdringliche Magie des schöpferischen Willens — dies Gefühl ist in der gegenwärtigen Metaphysik der Geschichte verhüllt, und es muß offen erklärt werden, daß Geschichtswissenschaft und Symboldeutung zusammengehen. So geschaut, ist die Historie ohne Zweifel keine „Wissenschaft" mehr, aber sie ist eine schöpferische Tat in dem Sinne, in welchem sie von Carlyle, Macaulay und Jakob Burckhardt verwirklicht war. Die enthusiastische Bewegung gegen die erstorbenen Formen des Verstandes und seine mechanischen Dienste, seine zerreibende Atomisierung, die man auf allen Gebieten des Kultlebens der Gegenwart spürt, hat dies Motiv zu Grunde, diese Sehnsucht nach Vertiefung und Belauschen in der Welt der ewig sich gebärenden und ewig alternden Mächte des Geistes. Wir wollen nicht Inschriftssammler, sondern weltdurchdringende Gestalter sein, genau so wie wir nicht mehr Pflanzleute, sondern Botaniker brauchen, die Gefühl für das kosmische Wachsen und Fließen besitzen, nicht mehr eine Psychologie, die alle inneren Zustände verräumt und sie dadurch der mechanischen Kausalität unterwirft, sondern eine Psychologie der Selbstwerdung und Selbstschöpfung des eigenen Seelentums. Rhythmik des Menschen statt stofflicher Gleichzeitigkeit und Wiederholbarkeit, Wesen statt Beiwerk, Ganzheit statt diskursiver Auflösung und Isolierung, Sehnsucht statt Erstarrung — dies ist das Ideal des neuen Menschen. So erklärt sich die Herrschaft der Irrationalitätsgedanken im Kulturkampf der Gegenwart, wo man von einer intuitiven Mathematik und intuitiver Geographie, von einer intuitiven Ethnographie (Frobenius) und intuitiver Biologie (Arnim Müller) als Programm einer neuen Wissenschaftsauffassung und Zurückgehen auf die Urkräfte des persönlichen Lebens spricht. Diese allmähliche Irrationalisierung hat besonders für das Schicksal des historischen Menschen entscheidende Bedeutung. Der historische Mensch steht im Zentrum der kulturellen Problematik einer Zeit, und daher ist er am stärksten von den Mächten dieser Zeit ergriffen. Man sieht, wie gewaltig sich heute der Sinn dieser Menschen für das Gewesene erschließt. Er betrachtet die Dinge nicht mehr als gewordene Momente, als Begriffe, als Imaginationsbilder, sondern vielmehr als Ausdruck eines Wachstums; die Dinge haben für ihn verschiedene Alter. Soll ich hier von Spengler reden, dem ehrlichsten intuitiven Menschen im heutigen Europa? Spengler hat keine Wahrheit entdeckt. Er hat nur am stärksten sein Welterlebnis gestaltet, und so hat man durch ihn gesehen, daß Historie nichts anderes als symbolische Auslegung des unendlichen Schöpfungsdranges, die mehr eine Dichtung, als eine exegetische Untersuchung und Tatsachenordnung darstellt.

* * *

Für uns, die Slawen, ist diese Strömung erfreulich, und daher wirkt ein Historiker wie Burckhardt (der in einem Brief bekennt: „Die Geschichte ist mir noch immer Poesie" und der sich unter die „dilettanti" der Historie rechnete) auf unser Weltgefühl viel entscheidender als der positivistische Taine. Denn slawischer Geist ist immer Geist des Lebens, und slawische Philosophie ist immer Philosophie des lebendigen Logos. Darum kann man sagen, daß die Slawen in der ganzen Entwicklung ihres Geisteslebens Romantiker gewesen sind, wie ja jede wahre Geschichtsschreibung mit der romantischen Methode und Anschauung verwandt ist.

Die Romantiker aber, wie alle slawischen Denker großen Stils, waren Magiker und selbst die verhängnisvolle Bolschewisierung Rußlands hat einen geheimnisvollen Grund in den Urmächten des russischen Menschen. Was ist in der Tat die nächtliche Hymnik eines Novalis, oder die Geschichtsvision eines Schlegel, der das Werden der Welt als die ewig fortgehende, sich enthüllende Offenbarung des Absoluten bestimmen wollte? Novalis hat sich selbst als Magiker bezeichnet und das Universum als eine Galerie von Symbolen

Digitized by Google

betrachtet, wie fast alle russischen oder polnischen Hegelianer, deren Welträume nichts anderes sind, als ein magisch verdunkelter Idealismus und Sehnsucht nach dem himmlischen Aljoscha.

Historisches Sehen ist magisches Sehen, und wer Vergangenes darstellen will, entwirklicht es, indem er die Tatsachen von ihren Ursachenbeziehungen befreit und sie nicht mehr unter der Kategorie des Wirklichen, sondern als eine Kette von symbolischen Zeichen, mit Burckhardts Worten gesagt — als religiösen Prozeß, als Magie erschaut. Das historische „Verstehen", von dem man heute so viel schreibt, ist im Grunde nichts als Deuten; daher ist die Geschichtsschreibung keine Beschreibung und keine Analyse des Gewesenen. Sie ist vielmehr eine deutende Tat, ein Erlebnis des Seins als Zeichen einer Seele, so wie sie zum Beispiel Dilthey begriffen hat, als er vom Biographen schrieb, daß er den Menschen sub specie aeterni erblicken soll, wie er sich in Momenten fühlt, in welchen zwischen ihm und der Gottheit alles Hülle, Gewand und Mittel ist.

„Mein Weg von Ost nach West"

Von Franz Nabl (Baden bei Wien)

Der oberflächliche Betrachter mag wohl glauben, daß von allen Kunstgattungen Dichtung und Musik in innigster Wechselbeziehung stehen, denn tatsächlich verbindet der Komponist in sehr sinnfälliger Weise die Worte eines Gedichtes oder eines Operntextes mit seiner Melodie. Doch auch zwischen Malerei und Dichtung dürfte eine ebenso starke, wenn nicht sogar stärkere Zusammengehörigkeit vorhanden sein, und zwar nicht nur im übertragenen Sinn, wie etwa, um zwei besonders hervorstechende, dem gebildeten Laien geläufige Fälle zu nennen, bei Böcklin und Schwind, deren Bilder jedem, der sie mit einiger Empfangsbereitschaft ansieht, ganz ähnliche Empfindungen wachrufen, wie ein lyrisches Gedicht, eine Ballade oder eine stimmungsreiche, behagliche Idylle.

Es gab und gibt zu allen Zeiten Dichter und Maler, die aus der Erkenntnis einer solchen Verwandtschaft heraus und oft genug unter dem Druck eines ein wenig beklemmenden Zwiespalts, in Aufeinanderfolge oder gleichzeitig beiden Künsten zu dienen versuchten. Gottfried Keller widmete seine besten Jugendjahre dem ernsthaften Studium der Malerei und kämpfte in manchen Ausstellungen um öffentliche Anerkennung seiner Werke, bevor er zu einem größten deutschen Erzähler heranreifte, Adalbert Stifter schwankte fast bis an sein Lebensende zwischen Pinsel und Schreibfeder, und rührend ist es, in seinen Tagebüchern zu lesen, mit welcher Genauigkeit er bis auf Minuten die für seine Malversuche aufgewendete Zeit anmerkt. Der Serapionsbruder Hoffmann, allerdings inniger der Musik zugeneigt, verbrachte desgleichen viele Stunden vor der Staffelei, zog manche Gestalten seiner nächtlich schöpferischen Phantasie mit dem Zeichenstift nach, als traue er seinen Worten nicht genügend bannende Kraft zu, und bis in unsere lebendigste Gegenwart hinein sehen wir die Pflege des kunstpriesterlichen Doppeldienstes bewahrt, wenn wir die Entwicklung Hermann Hesses oder Kubins teilnehmend verfolgen.

Zu diesen Dichter-Malern gesellten sich aber immer auch solche, die nicht bewußt dichterisch gestalten wollten, sondern, getrieben von der Ahnung ihrer Mitteilungsfähigkeit, in einer Reihe fortlaufender Aufzeichnungen ihren Lebensgang festhielten. Das bekannteste dieser Erinnerungsbücher schuf der Maler Kügelgen, und es ist immerhin zu bezweifeln, ob es seine außerordentliche Verbreitung allein durch das Tatsächliche des Inhalts gefunden hätte ohne die erhöhte Wirkung durch dichterisch beachtenswerte Eigenschaften. Und nun ist in unseren Tagen ein ähnliches, dabei allerdings grundverschiedenes Buch erschienen,[1] das den aus Rußland gebürtigen, in Wien heimisch gewordenen, hoch angesehenen Maler Jehudo Epstein zum Verfasser hat. Der Titel „Mein Weg von Ost nach West" scheint, abgesehen von einer leichten, unter den gegenwärtigen Verhältnissen vielleicht besonders auffälligen Programmäßigkeit, insofern glücklich ge-

[1] „Mein Weg von Ost nach West", Erinnerungen von Jehudo Epstein (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart).

Digitized by Google

wählt, als er dem Leser von Anfang an Richtung gibt. Freilich könnte man ihn ebensogut auch ein wenig irreführend nennen, weil bei rein genießerischem Lesen des fast dreihundertfünfzig Seiten starken Bandes der Beginn des auf das Titelblatt gesetzten Weges erst tief in der zweiten Hälfte sichtbar wird, während der weitaus größere Teil ausschließlich der bedeutungsvollen Schilderung des Ostens gilt. Der aufmerksame Leser wird allerdings schon früher daran erinnert, daß jeder Tag-lauf aus dem Osten aufsteigt und wird die Keime der sich ankündigenden Entwicklung schon dort entdecken und fühlen. Jehudo Epstein aber hat das Schwergewicht seines Buchs — ob gewollt oder nur von sicherem Instinkt geleitet, bleibt belanglos — nicht umsonst in diese viel breiter und liebevoller ausgearbeitete erste Hälfte seiner Erinnerungen verlegt, denn in ihr bietet er nicht eine der zum Überdruß wiederholten, zur Schablone erstarrten Kindheitsgeschichten oder einige in sie zufällig verwobene Begegnungen mit welt- und kulturgeschichtlich hervorragenden Menschen, sondern nicht mehr und nicht weniger als ein Stück Volkskunde, wie wir es in dieser Art sicher nicht allzuoft oder auch noch gar nicht empfangen haben. Was wir bis heute an Schilderungen aus dem orthodoxen oder, richtiger, urtümlichen Judentum besitzen, ist entweder von hüben oder drüben je nach Bedarf zurechtgemachter Kitsch, bestenfalls eine durch den Filter literarischen Intellekts hindurchgegangene und daher alles unmittelbaren Reizes entkleidete Darstellung. Hier aber spricht ein im Westen Anerkannter noch in vollem Bewußtsein seiner östlichen Volkszugehörigkeit mit warmem Empfinden, aber ohne Verblendung, mit überlegenem Humor, aber ohne überlegen und verächtlich tuenden Spott über die Dinge seiner Herkunft, und das verleiht dem Werk eine verläßliche, wertvolle Note. Und wie echter Humor immer in irgendeiner Weise mit Tragik verschwistert ist und nur einer geringen Verschiebung bedarf, um in sie einzumünden, so fühlen wir uns auch beim Blättern in Epsteins Buch oft von einer leisen Traurigkeit angeweht. „Das Idiom meiner Umgebung," sagt er, „war der jüdische Jargon. Dieser Jargon ist eine Mischung verschiedener Sprachen. Größtenteils besteht er aus verdorbenen deutschen Worten, doch kommen polnische, russische, hebräische, auch (in Rußland!) spanische, französische und italienische Worte reichlich darin vor. Die Landessprache wurde nur mangelhaft und niemals von Juden untereinander gesprochen. Ein Jude, der perfekt russisch sprach, war eine seltene Erscheinung." — Hinter solchen Sätzen zittern für einen empfänglichen Sinn Abgasverschmerz und -sehnsucht und die stumme Klage des wandermüden Heimatlosen.

Vor vielen Jahren lief einmal in unseren Lichtspieltheatern ein Film, dem die Feier des Sabbats in einem streng orthodoxen Hause eingefügt war. Obwohl ein ausgezeichneter jüdischer Schauspieler die Hauptrolle verkörperte und wahrscheinlich auch die Regie der rituellen Szenen überwachte, blieb doch nur die Tatsache als solche im Gedächtnis haften, daneben etwa noch das Bild des vielarmigen Leuchters und das ausdrucksvoll beherrschte Spiel des großen Menschendarstellers. Auch Epstein beschreibt die Feier des Sabbats in seinem Elternhause, aber durch die geradezu kindlich-selbstvergessene Hingabe an seine Erinnerungen füllt er seine Schilderung mit so warm durchblutetem Leben, daß sie sich dem Leser zum Miterleben und dadurch zum unverlierbaren Besitz verwandelt. Diese im höchsten Maße übertragungsfähige Unmittelbarkeit bleibt Epstein auf dem ganzen Weg durch sein Kinderland treu, ob er mit schmucklosen, aber sehr innigen Worten den Tod seines Schwesterchens berichtet und damit erschütternde Wirkung erzielt, ob er mit nachkostendem Genuß die Ingredienzien und den Wohlgeschmack eines bescheidenlecker Nationalgerichts anpreist oder eine Schnurre seines Vaters zum Besten gibt, etwa wie der immer, auch unter Aufopferung des eigenen Vorteils zu Schwänken aufgelegte Mann einem beschränkten, armen Juden einredet, seine reizlose, gealterte Tochter sei die geeignete Gattin für den Sohn des Fürsten Paskiewitsch. Von den ersten Seiten an verfällt man dem eigenartigen Zauber des Buchs, das die Tür aufschließt zu einer fremden oder nur in ihrer Verzerrung gekannten Welt, und so völlig löst der Erzähler und Dichter Epstein sich von dem Maler, daß man vergißt, wer eigentlich das Buch geschrieben hat und auch gar nicht das Bedürfnis fühlt, danach zu fragen. Ja, man ist beinahe erstaunt, wenn dann auf der hundertundneunzigsten Seite endlich der Werdegang des künftigen Malers anhebt und der kleine Jehudo,

Digitized by Google

ein leidenschaftlicher Hasardeur um Knöpfe und alte Federn, das bis zur Unbrauchbarkeit abgenützte Kartenspiel Blatt für Blatt nachzeichnet und so zu seiner Verwunderung die in ihm schlummernde, sein späteres Leben entscheidend bestimmende Fähigkeit entdeckt. Gerade dieser Umstand aber, dieses Fehlen aller billigen Vorahnungen und Hinweise zeugt für die unbedingte Ehrlichkeit des Verfassers und seines Werkes. Wie leicht wäre es dem Rückschauenden gefallen, nachträglich allerhand Beziehungen zur Zukunft in seine Kindheit hineinzugeheimnissen, neue Anekdötchen zu ersinnen oder gebrauchte in sinnvoller Einfärbung aufzufrischen und sich die nie versagende Wirkung solcher Kunstgriffe zunutze zu machen! Er hat es verschmäht, und darum ist ihm auch ein so wunderschönes, so ganz und gar dichterisches Erinnerungsbild gelungen, wie wir es hier wiedergeben wollen: „Der Himmel war von kräftigem Blau. Kleine, weiße Wölkchen zogen von irgendwo heran, türmten, dehnten sich in die Höhe und zerrannen wieder. — Zu unserem Hause gehörte ein ärmlicher, von einem Weidenzaun umgebener kleiner Gemüsegarten. Da lag ich an diesem Tage in einer Vertiefung zwischen zwei Beeten, das auf die Handflächen gestützte Gesicht nach oben gerichtet, mit den Augen dem Zuge der Wolken folgend, mit den nackten Unterschenkeln in der Luft baumelnd. Bescheidenes Gurkengewächs mit gelben, kelchartigen Blüten umgab mich. Nützliche Gemüsepflanzen umsäumten die Beete. Keine Luxusgewächse, keine Zierpflanzen. Zahlreiche Schmetterlinge, Käfer und langflügelige Libellen summten emsig in der Luft und verliehen dem Stückchen Erde ein geheimnisvolles Leben. Friedliche Ruhe war über das Gärtchen gebreitet; kein Laut drang herein; alles war Sonnenschein, Wärme, Insektengesumme. Ich schaute und lauschte um mich her ... Es ereignete sich nichts, was einem im Gedächtnis haften hätte bleiben können — und doch erinnere ich mich deutlich, wie merkwürdig und wie eigenartig-wunderlich mir zumute war ..."

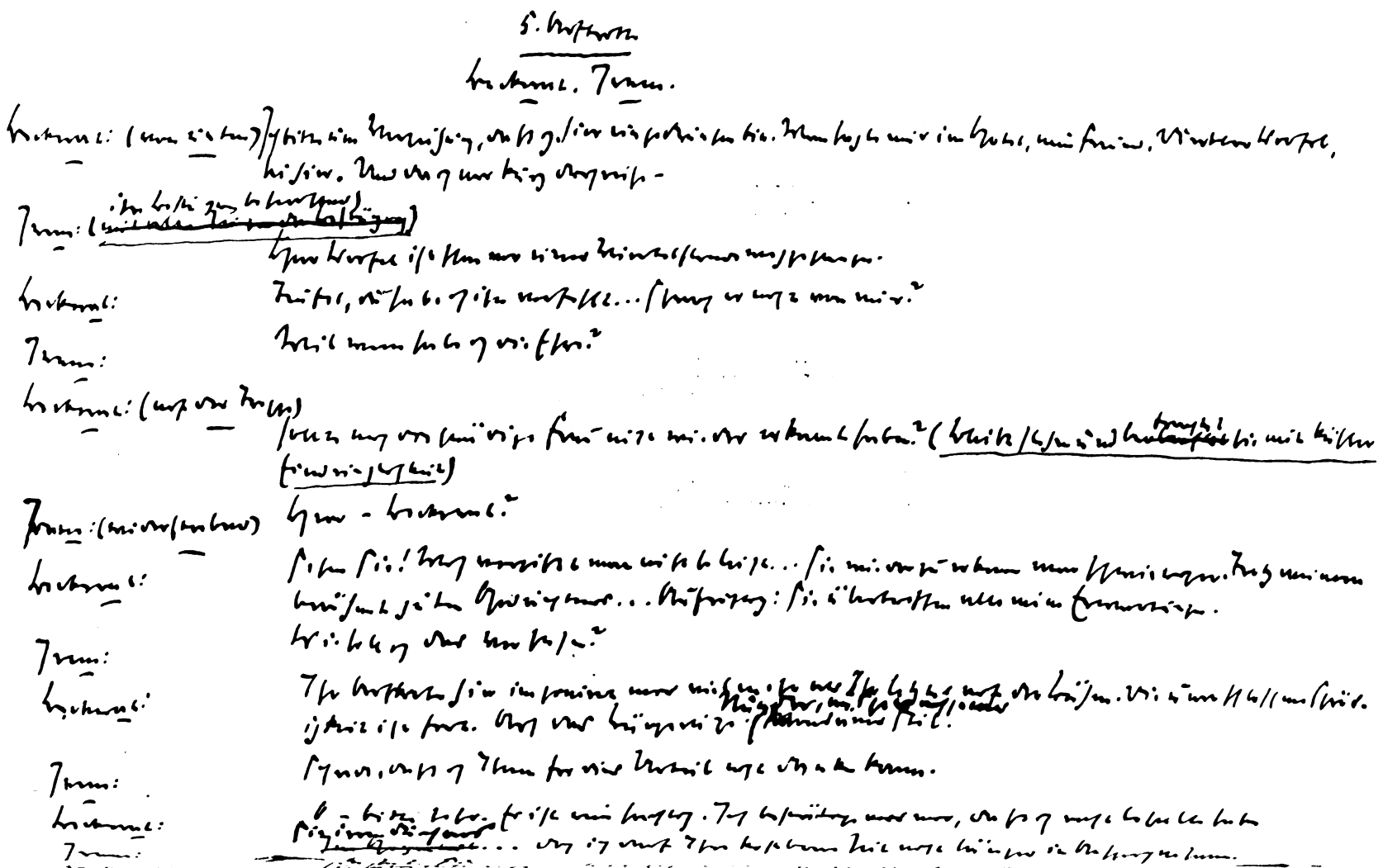
Klingt es in diesen Worten des aus Rußland Stammenden, dem Judentum Angehörigen, nicht wie der leise, heimliche Widerhall einer Stimme, die sechs oder sieben Jahrzehnte früher im deutschen Böhmerwald lebendig wurde, kündigt sich so, über alle Heimatlosigkeit hinweg, nicht doch ein tröstender Zusammenhang von Mensch zu Mensch, von Zeit zu Zeit an? Doch auch der künftige Meister der Farbe verrät sich hier, der späterhin in unvergleichlicher Weise den landschaftlichen Stimmungszauber der Lagunen von Burano oder des Donautals auf der Leinwand festhalten sollte. Und eben hier ist man keinen Augenblick über die Unabsichtlichkeit des sich zurückträumenden Erzählers im Zweifel, denn nicht an die Verknüpfung mit der eigenen, gereiften malerischen Leistung denkt er dabei, sondern: „— Auf seinem Bilde ‚Frühlingserwachen' hat Böcklin in einem Putten, der hart vor einem Baumstamm sitzt und wie verzaubert, mit weit aufgerissenen Äuglein in die weiße Birkenrinde guckt, diesem wunderlichen Gefühl Form verliehen".

Es steht noch manches in Jehudo Epsteins Buch von der Entwicklung seines Talents und dem Kampf gegen die einschränkenden Mauern des Gettos, vom Besuch der Zeichenschule in Wilna, von der abenteuerlichen Flucht des paßlosen Achtzehnjährigen über die Grenze, von der Ankunft in der westlichen Großstadt, der erfolgreichen Aufnahme in die Akademie und dem ersten an ihr verbrachten Lehrjahre. Eine ergötzliche Geschichte vom Zwetschgenknödel-Essen in Wien ist darin aufgeschrieben und die noch ergötzlichere Geschichte, wie Reb Losche Zeitlin aus Gomel auf der Durchreise nach Karlsbad den jungen Akademiker heimsuchte und mit ihm das naturhistorische Museum besichtigte. All diese Dinge lesen sich gut und runden das Buch zum geschlossenen Ganzen, aber über die schrankenlose Korruption russischen Beamtenwesens hat man schon vieles gehört und Künstleraufstiege aus kleinsten, widerwärtigsten Verhältnissen hat es immer gegeben. Und wenn Jehudo Epstein diesem ersten Erinnerungsbuch — es reicht bis an sein neunzehntes oder zwanzigstes Lebensjahr — einmal ein zweites folgen läßt, dann wird uns der streitbare Künstler und mit Recht auf sich selbst beharrende Mensch gewiß mancherlei Fesselndes über seine Zeitgenossen und die Malerei unserer Tage, ja wohl auch über unsere Zeit als solche zu sagen haben. Das Eigen- und Einzigartige dieses Kindheitsbuches wird er aber kaum zu überbieten vermögen.

Digitized by Google

Eine Manuskriptseite von Heinrich Lilienfein

Aus „Theater" (Originalgröße)



Goethe-Ernte

Von Georg Witkowski (Leipzig)

Jüngst klagte mir der Leiter eines der angesehensten deutschen Verlagshäuser: sein neuer, wohlfeiler, sorgsam kommentierter Goethe würde überhaupt nicht gekauft. Ein berliner Oberstudiendirektor erklärt in der führenden pädagogischen Zeitschrift „Die Erziehung", er könne seinen Primanern nicht zumuten, klassische Dramen zu lesen. Die Bühnenstatistik stellt anhaltenden Rückgang der Klassiker-Aufführungen fest. Höchstens daß noch das Strohfeuer der Gedenktage, irgendein Inszenierungs-Experiment trügerische Flämmchen aufflackern läßt.

Solchen Tatsachen muß man ruhig ins Auge sehen. Mit Klagen und Anklagen ist da nichts getan. Körper und Geist wählen die ihrem Bedürfnis gemäße Nahrung. Verarmung, einseitige Vorliebe für Freiluftvergnügen und Körpersport (es gibt auch Geistessport, zweckfreies Streben nach innerer Anreicherung), Abneigung gegen alles historisierende Denken schaffen zwingende Disposition; aber niemand soll uns einreden, damit sei der Widerwille heutiger deutscher Jugend gegen alles große frühere Schrifttum ausreichend zu begründen. Auch jetzt noch gilt der Satz: „Il y a une fibre adorative dans le coeur humain." Der junge Mensch von heute würde die „Wahlverwandtschaften" erst recht genießen, weil sie von Goethe sind, fände er nur in ihnen, was ihn anzieht und festhält. Und dabei handelt es sich nicht um absolute ästhetische Werte, sondern um die von Gehalt und Form bedingten jeweiligen Empfängnismöglichkeiten. Daß diese fehlen, darauf beruht wenn nicht ganz, so doch am meisten die heutige Haltung gegenüber den Klassikern. Wer überzeugt ist, daß sie uns noch immer unentbehrlich sind — wo wäre denn schon gleichwertiger Ersatz zu finden? — der muß also an dieser Stelle Änderung herbeiwünschen, zunächst den Ursachen des gegenwärtigen Mangels nachforschen.

Neue Grundeinstellungen bedingen an sich keine Ungenießbarkeit älterer Kunst. Welche Wandlungen haben Homer, Dante, Shakespeare, Molière überdauert! Ihre Weltgeltung hat in neuester Zeit in England, Frankreich, Italien sich nicht gemindert, wenn dem Beweis der literarischen Zeugnisse, den Prüfungsordnungen der höheren Schulen und dem Antiquariatsmarkt getraut werden darf. Aber mit den großen Deutschen sieht es allenthalben schlecht aus.

Ein englisches Werk kann — zunächst für Goethe, wohl auch für die Mehrzahl unserer anderen Klassiker — manches besagen. Es ist betitelt: „Goethe and Faust." Eine Interpretation. Von F. Melian Stawell und G. Lowes Dickinson (London, G. Bell and Sons Ltd. 1928. VII, 291 S.). Die kluge, kenntnisreiche Miß Stawell und der anerkannte Historiker der Universität Cambridge, Mr. Dickinson, wollen den allzu kleinen Kreis der englischen Goethefreunde erweitern. Sie halten den Versuch für schwierig. Denn Goethe sei von allen großen Autoren der formloseste (most discursive), von allen großen Dichtern der unvollkommenste, von allen großen Denkern der am wenigsten systematische. Das Werden seiner Ideen sei wichtiger als ihr momentaner Ausdruck, sein Leben und Wesen für den gleichgestimmten Leser interessanter als alles, was er geschrieben hat. Da wir jetzt in Gefahr seien, uns durch unser eigenes Wissen und technisches Vermögen zu zerstören, könne erneutes Goethe-Studium uns den Weg zum Aufstieg öffnen.

Mit diesen Sätzen der beiden englischen Goethefreunde sind mehrere Nägel auf die Köpfe getroffen. Man denke ihnen nach, und man wird auch erkennen, was Goethe der deutschen Welt entfremdet hat, und was er ihr wieder werden muß. Die Faust-Übersetzung und -Deutung der beiden Engländer will uns freilich nicht so völlig zusagen. Da bleibt vieles unter dem Niveau heutigen Wissens; bedeutet ihnen doch sogar die völlig veraltete Faust-Ausgabe Schröers noch eine genügende Unterlage, und wenn sie den Schluß wiedergeben

> The Woman in woman
> Lead forward for ever,

so bleibt gerade das wichtigste, das „Hinan!", ungesagt (von der rhythmischen Unmöglichkeit zu schweigen).

Immerhin kann auch dem Deutschen das aus gründlicher Versenkung in Goethes Wesen und Werden erwachsene Buch viel geben. Dagegen bieten dilettantische Deutungen ins Symbolische nichts Erhebliches, wie z. B. Georg N. Felke, Faust. Die Tragödie des Genies. Eine Darstellung der Grundideen des Werkes. (Berlin-Hessenwinkel, Verlag der Neuen Gesellschaft. 42 S.)

Nicht die knappe Form macht solche Bücher nutzlos. Im Gegenteil. Der Abriß ist oft besser als die breite, alles bringende Darstellung. Die Jahrhundertbetrachtung Julius Petersens „Goethes Faust auf der deutschen Bühne" (Leipzig, Quelle & Meyer 1929, 52 S. mit 16 Tafeln) zeigt als erweiterte Festrede alle Vorzüge gedrängter, nur beim Wesentlichen verweilender Ansprache, ergänzt durch die gut gewählten Bilder.

Petersens Arbeitsweise steigt von der soliden Grundlage umfassenden Tatsachenwissens zu geisteswissenschaftlichen Erkenntnissen auf. Diesen Weg betritt auch sein Schüler Fritz Tschirch mit seiner trefflichen Untersuchung „Der altonaer ‚Joseph', Goethes angebliche Jugenddichtung" (Germanisch und Deutsch, 5. Heft, Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1929, XXIV, 163 S.). Vor einem Jahrzehnt hat der Altonaer Paul Piper in der Handschrift eines großen Alexandrinergedichts die Joseph-Dichtung des Knaben Goethe zu entdecken vermeint. Mit der Mehrzahl der Fachgenossen habe ich hier (L. E. XXIII, 529—533) diese Zuweisung bestritten, aber einige wenige, unter denen auch der Frankfurter Franz Schultz zu nennen wäre, sind Piper beigesprungen, am tatkräftigsten Walter A. Berendsohn. Gegen seine Versuche, mit Hilfe der Sprache, der Metrik, der individuellen Kennzeichen, den „Joseph" in der frankfurter Welt des Knaben Goethe zu fixieren, richtet Tschirch seine stärksten Stöße, so ruhig-kraftvoll, so gut geschult und mit dem nötigen Wissen gepanzert, daß sein Sieg als unbestreitbar gelten kann. Da die Schrift sehr gewandt, nicht ohne wohlangebrachten Humor verfaßt ist, so wird sie jedem ein erfreuliches Geleit sein, der für eine saubere, nach vielen Seiten in das Leben des 18. Jahrhunderts ausgreifende Untersuchung Anteil aufzubringen vermag.

Petersens Methode finden wir auch erfolgreich angewandt in der Schrift von Dorothea Flashar „Bedeutung, Entwicklung und literarische Nachwirkung von Goethes Mignongestalt" (Berlin, Emil Ebering 1929, 132 S.). Energisch schiebt sie den Wust früherer, zum Teil widerwärtiger Deutungen beiseite und widersteht bis auf einzelne, allzu fernliegende Parallelen der für junge Gelehrte gefährlichen Lockung, in zufälligen Gleichheiten Zeichen literarischen und biographischen Einflusses zu sehen. Solche Scheinexaktheit bedeutet in der Regel nur Ersatz für mangelnde Fähigkeit, inneres Werden des Kunstwerks aus den eigentlich bedingenden psychologischen und ästhetischen Voraussetzungen abzuleiten. Dorothea Flashar vermag das. Bei ihr tritt Werden und Wandlung der Mignongestalt in klares Licht, und so gibt sie auch dem Goethefreunde vertieften Genuß. Freilich müßte, um zur letzten Tiefe zu dringen, jede Untersuchung dieser Art mit einem Tropfen (ja nicht mehr!) psychoanalytischen Öls gesalbt sein.

Solche Wünsche verstummen vor einer reinen Bibliographie wie „Goethes Lyrik Poems in english Translation after

Digitized by Google

1860" von Stella M. Hinz (Madison 1928, 304 S.), Fortsetzung einer früheren Arbeit, die den gleichen Gegenstand für die Zeit bis 1860 behandelte. Das neue, vielfältig gegliederte Verzeichnis reicht bis 1924 und zeugt von dem erstaunlich reichen Widerklang Goetheſcher Lyrik im engliſchen Sprachgebiet, vor allem in Amerika. Freilich iſt von einem eigentlichen Echo kaum zu ſprechen, wenn z. B. Edward Shawner, einer der fruchtbarſten in der großen Schar, die letzten Verſe des „Heideröslein" ſo angliſiert:

Rosebud struggled long and scratched,
Spite of cries 'twas overmatched.

Als Kurioſum ſei angemerkt, daß nicht weniger als fünf engliſche Überſetzer das kleine Gedicht der in weiteſten Kreiſen unbekannten Karoline Rudolphi „Du Bächlein, ſilberhell und klar" als Goethes Eigentum ihren Landsleuten vorgeſetzt haben.

Neben Dorothea Flaſhar und Stella M. Hinz erſcheint als dritte Vertreterin weiblicher Goethe-Wiſſenſchaft Gabriele Rabel mit ihrem ſtattlichen, im Selbſtverlag erſchienenen Werke „Goethe und Kant" (Wien I, Poſtfach 90, 2 Bände, zuſammen 700 Seiten). Sie will in der Hauptſache die Übereinſtimmung in Kants und Goethes Denken nachweiſen, daneben Laienleſer durch populär geſtaltete Auszüge zu Kant hinführen, endlich das Material für die Kritik der Stellung Goethes zu Kant in Geſtalt ſeiner Selbſtzeugniſſe und der darauf bezüglichen großen Literatur vorlegen. Hinter allem ſteht die Hauptabſicht, den alten Goethe als Bejaher und Bekenner der Lehre Kants zu erweiſen. Die redliche Mühe, mit der das Ziel angeſtrebt wurde, verdiente gewiß neben der Anerkennung ſelbſtloſen Strebens auch den Lohn allgemeiner Billigung des Ergebniſſes; aber ſchwerlich wird ſolche zu erhoffen ſein. Sowenig hiſtoriſche Wahrheiten Beweiſe von Vernunftwahrheiten ſind, ebenſowenig können wohlwollende Äußerungen und übereinſtimmende Einzelanſchauungen etwas für die grundſätzliche Einſtellung Goethes zu Kant beſagen. Aber es iſt ein Verdienſt der Verfaſſerin, die Berührungspunkte beider Großen vollſtändiger als Vorländer aufgezeigt zu haben. Als hübſche Zugabe ſeien die in Fakſimile wiedergegebenen Partien aus Goethes Handexemplaren der Kritik der reinen Vernunft und der Kritik der Urteilskraft erwähnt.

So ſehr Gabriele Rabel bemüht iſt, durch die Breite der Beweisführung zu wirken, gelingt ihr das nicht, kann nicht gelingen, weil nur die Tiefendimenſion für jegliche Forſchung weſentlich iſt. Dieſe Erkenntnis leuchtet wie über der geſamten heutigen Wiſſenſchaft auch über allem, was jetzt für die Weſensſchau Goethes über die Leiſtungen der Vergangenheit hinauszudringen ſucht. Aus Darmſtadt, von wo die verwandten Bücher Obenauers ausgingen, kommt das Werk Friedrich Auguſt Hohenſteins, „Goethe. Die Pyramide" (Dresden, Wolfgang Jeß, 464 S.). Der Untertitel ſagt, worauf es hinaus will. Das geheimnisvoll zur Spitze hinaufgipfelnde Wirken der irrationalen Kräfte, der Parallelismus des Erlebens und des Schaffens, der innere Zuſammenhang des Geſamtwerkes ſoll dem Leſer ſo weit erfaßbar werden, wie das im Abbild der Darſtellung möglich iſt. Solche Bücher haben etwas Viſionäres. Das Tatſachenwiſſen (Hohenſtein beherrſcht es ſouverän) muß ſich in dem Untergrund einer Perſönlichkeit zu einer Folge von lebendigen Bildern wandeln. Dieſe können nicht anders als ſymboliſch, ſinngeſättigt ſich geſtalten, weil ſie zugleich Kern und Schale bieten müſſen, ſollen ſie der Innenſchau genügen. (Im anderen Fall werden Filme oder ekſtatiſche Formloſigkeiten entſtehen.) Zielſetzung, Richtungsbewußtſein hat außerdem unaufhörlich zu walten, um die Kontinuität einer biographiſchen Geſamtfolge zu ermöglichen. Liegt dabei der Schwerpunkt auf dem Werden des Künſtlers, ſo ſteigt die Geſchichte der Formgebung empor: Gundolf; gilt es den Stadien der Menſchlichkeit, die im Kunſtwerk nur Ausfluß und Entlaſtung ſucht, ſo wird der ſeeliſche Gehalt letztes, nicht etwa ausſchließliches Objekt des Schauens: Hohenſtein

Goethes Totenmaske. Radierung von Arno Nadel
Reproduziert mit Erlaubnis von Felix Stöſſinger, Verlag und Antiquariat, Berlin W 9

Lehrreich, wie in beiden Fällen Wiſſenſchaft ſich künſtleriſchen Forderungen fügt, wie verſchieden die Periodiſierung jedesmal erfolgt. Hier geht die erſte geſchloſſene Reihe bis zur Rückkehr aus Italien; die zweite bis zur Trennung von Schiller bedeutet winterliches Erſtarren; die dritte heißt „Pandorens Wiederkehr", die Rückkehr des gottgeſandten Dämons in Goethes Bruſt; die letzte „Heſperus", der Stern, der den „Übertritt des Menſchen in den Gott", aufſteigend zum Himmel kündet. Der Aufſtieg Fauſts zu den ewigen Höhen wird ſo zum für Goethe ſelbſt ſymboliſchen Vorgang, wie überhaupt der „Fauſt" in ſeinem Werden durch das ganze Werk immer wieder als Lebenszeugnis höchſter Art Sein und Schaffen erhellt, nicht minder die Wandlungen der anderen großen Werke und der Lyrik. Nicht gemäß ihrer Bedeutung iſt Goethes Naturwiſſenſchaft gewürdigt. Ein ſolches hübſches Bändchen wie Goethes Schriften über die Natur, geordnet und ausgewählt von Günther Ipſen (Kröners Taſchenausgabe Band 62, Leipzig, Alfred Kröner, 344 S.) mag trotz der etwas dürftigen Beigaben dem aufmerkſamen Benutzer zur guten Ergänzung des Hohenſteinſchen Werkes dienen, ebenſo für alle die älteren Goethe-Biographien, die dem Naturforſcher in der Regel nur geringe Achtung erweiſen.

Dieſen Typus ſtellte am beſten und erfolgreichſten Bielſchowskys „Goethe" dar. Vor einem Menſchenalter iſt er jubelnd begrüßt worden und blieb das Lieblingsbuch ſeiner Gattung, obwohl der Torſo des zweiten Bandes von fremden Händen nicht gerade geſchickt ergänzt worden war. Anmut der Form, edle Volkstümlichkeit, ſichere Stoffbeherrſchung waren die guten Eigenſchaften Bielſchowskys. Schon den Ergänzern aus ſeiner eigenen Generation fiel es ſchwer, ſich dieſen Perſönlichkeits-Eigenſchaften anzuſchmiegen. Wenn der Verlag jetzt einen vierzig Jahre jüngeren Gelehrten anwies, dem Buch die wiſſenſchaftliche Geſinnung der Gegenwart aufzuprägen, ſo bedeutete das eine ſchwierige Aufgabe. Walther Linden hat dieſe Kontamination überraſchend gut hergeſtellt: „Goethe. Sein Leben und ſeine Werke" von Albert Bielſchowsky, neubearbeitet von Walther Linden. 2 Bände (München, C. H. Beck. XI, 477, 647 S.). Seine neu geſchriebenen und überarbeiteten Kapitel fügen

Digitized by Google

sich dem alten, pietätvoll gewahrten Bestand fast ohne stilistischen Widerspruch ein. Nicht darauf muß sich der gelegentliche Widerspruch beziehen, eher auf sachliche Einzelheiten, die in nicht geringer Zahl zu berichtigen wären. Ich hoffe, der Erfolg dieser verdienstlichen Erneuerung des schönen Werkes werde die Möglichkeit späterer Besserung geben.

Als Bielschowskys „Goethe" erschien, hätte ein solches Familienbuch nicht einmal andeutend von den Dingen sprechen können, die jetzt der berliner Arzt Felix A. Theilhaber in einem stattlichen Werk für ein größeres Publikum erörtert: „Goethe, Sexus und Eros" (Berlin-Grunewald, Horen-Verlag. 361 S.). Es handelt sich um nicht weniger als um Ableitung der Wesens- und Schaffensart aus einer bedingenden konstitutionellen Ursache, der zyklothymen Anlage. Denn nun gelte nicht mehr Schillers Wort: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut," sondern das Gegenteil. Bei Goethe als Zyklothymiker wechselten Zustände tiefer Schwermut, schwerer aber unbegründeter Selbstvorwürfe, gesteigerten Lebensüberdrusses mit Zuständen gehobener Stimmung und lebhaften Tätigkeitsdranges. Ererbte krankhafte Belastung trug das Ihrige dazu bei, Goethes Persönlichkeit unausgeglichen erscheinen zu lassen, zumal in bezug auf das Verhältnis von Sexus (körperliche Geschlechtsfunktion) und Eros (Gefühlsempfindung, Liebesfähigkeit). Die versagende körperliche Fähigkeit gestattet dem Eros kein natürliches Ausleben, und so wird er, mit den Jahren immer mehr, im Kunstwerk betätigt. An den Beispielen zahlreicher Künstlermenschen und an Goethes gesamtem Dasein zeigt Theilhaber die Folgen solcher verhängnisvollen Mischung mit reicher Belesenheit, meist zuverlässiger Wiedergabe und Deutung der Zeugnisse. Das sehr lesenswerte Buch hat neben seinen übrigen Vorzügen auch den, daß es den Lockungen der psychoanalytischen Methoden Freuds und Adlers sich nicht gefangen gibt, ihnen vielleicht zu vorsichtig ausweicht. Aber dennoch muß die gleiche Frage, wie bei allen Persönlichkeits- und Kunstdeutungen der Freudianer, auch hier gestellt werden: Geht es an, das Weh und Ach eines großen Menschen, Genesis und Charakter seiner Schöpfungen so aus einem Punkte zu erklären? Dürfen Wille, Außenerlebnisse und Formbedingtheiten als mitbestimmende Kräfte völlig aus dem Felde bleiben? Wodurch das Verdienst Theilhabers nicht geschmälert wird, zum ersten Mal vom Standpunkt moderner Sexualwissenschaft aus das Phänomen Goethe durchleuchtet zu haben.

Für solche Betrachtungsart sind die Vorfahren, vor allem die Erzeuger des großen Menschen, von hoher Bedeutung. Von ähnlicher, gefühlsmäßiger Einstellung ausgehend hat Goethe selbst bereits in „Dichtung und Wahrheit" ein liebevolles Bild seines Vaters gezeichnet. Als Grundzug erscheint an Pedanterie grenzende Pflichterfüllung, dahinter verborgen Herzensgüte. Der amtlose Mann vertritt den Typus des leicht degenerierten Erben schnell errungenen bürgerlichen Wohlstandes. Sein Leben verläuft ohne große, von außen einwirkende Ereignisse in ebener Bahn.

So erklärt es sich, daß in der Goethe-Literatur nur eine einzige selbständige Studie, die Schrift Felicie Ewarts (1899), dem Vater gilt. Nun wird ihm ein umfangreiches Buch gewidmet: Rudolf Glaser, „Goethes Vater". Sein Leben nach Tagebüchern und Zeitberichten (Quelle & Meyer, Leipzig 1929. XI, 321 S.). Der große Trumpf Glasers sind die zum ersten Mal dargebotenen Auszüge der Italienischen Reise des Herrn Rat, ein langjähriges Nachschmecken der glücklichsten Zeit seines Lebens, ohne die Frische des unmittelbaren Eindrucks. Ist Herrn Glaser nicht die Frage aufgestiegen, weshalb noch niemand unter den Goethe-Forschern den allbekannten Schatz gehoben habe? Die Antwort lautet: Weil in diesem langweiligen Bericht nichts anderes zu finden ist als die Wirkung Italiens auf jeden Philister des 18. Jahrhunderts, darüber hinausreichend nicht einmal der am Schluß angefügte, schwerlich authentische Briefwechsel mit der jungen Mailänderin.

Was der Verfasser außerdem gibt, beweist, daß ihm die nötigsten Vorbedingungen, Sachkenntnis und Schriftstellerkönnen, methodische Schulung und kritisches Vermögen abgehn. Es kommt nichts heraus als ein konventionelles, süßlich übermaltes Bild, langweilige Häufung ungenauer Daten und Tatsachen in jämmerlich hilfloser Sprache. Schade um die hübsche Ausstattung des Buchs.

Hätte Glaser wenigstens die Sorgfalt aufgewandt, die Hermann M. Flasdieck in seiner Schrift „Goethe in Elberfeld Juli 1774" (Elberfeld, A. Martini & Grüttefien 1929, 96 S. mit 8 guten Bildern) bewährt. Warme Heimatliebe und sorgsames Quellenstudium haben auf dem Hintergrund der damaligen elberfelder Zustände das erste, folgenreiche Zusammentreffen Goethes mit Friedrich Heinrich Jacobi in einer Pietistenversammlung lebensvoll geschildert und damit mehr als eine nur lokalgeschichtliche Untersuchung geboten.

Das Gleiche gilt von dem liebenswürdigen, reichgeschmückten Büchlein Hans Wahls über Tiefurt (Leipzig, J. J. Weber. VII, 147 S.). Es setzt die hübsche Reihe der Goethe-Stätten, die von Deetjen und Wahl im gleichen Verlag bereits geschildert worden sind, erfreulich fort, und wird den Weimarpilgern ein ebenso guter Begleiter sein.

Alle Bücher solcher Art dienen dem berechtigten Zweck, das Bild der Außenwelt Goethes zu ergänzen. Wollte man diese, heutiger Neigung gemäß, völlig ins Dunkel sinken lassen, so würde die Gesamtvorstellung verkümmern und der Willkür subjektiven Meinens ausgeliefert werden. Womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß die äußere Erlebnissphäre an Bedeutung dem von innen, von der persönlichen Eigenart und ihrem Werden bedingten Erlebnis etwa gleichwertig sei. Träger der Kunde von diesem Innensein ist die Sprache Goethes. Nach keinem Hilfsmittel verlangen diejenigen, die ihn erfassen wollen, dringender als nach einer brauchbaren Übersicht des Wortschatzes, die Form- und Bedeutungswandel zuverlässig darböte. Burdachs uneingelöstes Versprechen von 1884, Pniowers erst erhofftes Goethe-Lexikon, ein paar Einzeluntersuchungen lassen die Lücke bis jetzt fast ganz ungefüllt. Ein Versuch dazu, schon um seines Mutes willen anerkennenswert, ist „Goethe-Wortschatz. Ein sprachgeschichtliches Wörterbuch zu Goethes sämtlichen Werken" von Paul Fischer (Leipzig, Emil Rohmkopf 1929. XI, 905 S.). Gern möchte man dem Verfasser für seine aufgewandte Mühe mit der Anerkennung des Ergebnisses danken, dem opferwilligen Verleger durch Empfehlung nützen. Aber wo immer man versucht, eine Belehrung aus diesem dicken Bande zu schöpfen, bleibt man unbefriedigt. Die einzelnen Gründe des Versagens können an dieser Stelle nicht dargelegt werden; es beruht darauf, daß Fischer trotz den Hinweisen Burdachs und Pniowers, den Vorbildern anderer verwandter Zusammenstellungen das Wesentliche der Aufgabe nicht erkannte.

Nur in aller Kürze darf hier von den periodischen Organen der Goethe-Forschung und Goethe-Liebe geredet werden. Da ist zunächst der Goethe-Kalender auf das Jahr 1929 (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig, 232 S. mit 9 Bildern). Dieser alte, einst von Otto Julius Bierbaum begonnene Almanach erscheint jetzt in erneuerter Gestalt. Ihm bleibt die gute Gewohnheit der Sprüche neben den Monatstafeln, aber alles andere ist verjüngt, auch die sehr gefällig gewählten Stellen aus den Werken, unter denen freilich das Hochzeitsgedicht für Käthchen Schönkopf nicht stehen sollte, weil es leider, so hübsch es ist, von einem anderen Dichter herstammt. Der wichtigste Beitrag ist der Hans Wahls. Er betrifft das wieder aufgefundene Reise-, Zerstreuungs- und Trostbüchlein vom September 1806 bis dahin 1807. Man kannte das Widmungsgedicht an die Prinzessin Caroline von Weimar und wußte daraus, daß Goethe ihr ein Studenten-Stammbuch mit eigenen Zeichnungen geschenkt hatte. Aber nun erst, da das Buch auf seltsamen Wegen in das Goethehaus zurückgelangt ist, zeigt es sich, daß es 88 Zeichnungen seiner Hand enthält, meist reife Phantasiegebilde, zuletzt Ertrag der Reise nach Karlsbad. Die kritische Musterung

Digitized by Google

der neuesten Goethe-Literatur zeigt das sichere Urteil Ernst Beutlers.

Er hat auch dem Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts, das jetzt seiner Leitung untersteht, neue, weit bessere Gestalt gegeben. Der Jahrgang 1928 ist geschmückt mit 5 Porträts von Anton Graff, einem von Heinrich Wilhelm Tischbein und einem sehr liebenswürdigen Pastellbild der Charlotte von Kalb, wertvollen Erwerbungen des frankfurter Goethe-Museums. In den Abhandlungen herrscht jetzt durchaus die geistesgeschichtliche Richtung vor und der Kreis hat sich bis zur Romantik und sogar zu Hebbel hin geweitet.

Auch das von Max Hecker herausgegebene Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft sucht sich in seinem 14. Bande zu verjüngen. Doch abgesehen von einer ertragreichen Abhandlung Kurt Karl Eberleins über Goethe und die bildende Kunst der Romantik und dem Festvortrag Karl Voßlers „Goethe und das romanische Formgefühl" bleibt es auch jetzt bei dem Zusammenhäufen mehr oder minder beträchtlichen Kleinkrams. Sonderbar, daß es nicht gelingen will, den 5000 Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft schmackhaftere Gaben darzubieten. Der Vergleich mit den Publikationen der englischen Goethe-Gesellschaft fällt nicht zum Vorteil der deutschen aus. Der neueste, fünfte Band (London, Alexander Moring, 1928, 112 S.) enthält Vorträge, die in der Gesellschaft 1925 bis 1928 gehalten worden sind: Über die Sprache Goethes von W. E. Collinsons, ein Besuch in Goethes Werkstatt von Karl Breul, die Tragik in Goethes Tasso von J. G. Robertson, Schicksal und Schuld im deutschen Drama von Marshall Montgomery und Heine vor hundert Jahren von H. G. Atkins. Die Chronik berichtet an ihrer Spitze von dem Hinscheiden des Viscount Haldane, des vierten Präsidenten der Gesellschaft, der seit den Studentenjahren in Göttingen neben seiner großen Tätigkeit als Staatsmann immer der deutschen Dichtung, zumal Goethe, seine Teilnahme erhielt. Die Rede über Goethe als Denker, mit der er 1923 seine Präsidentschaft antrat, hat größte Bewunderung erregt, und zu der Goethe-Biographie seines Freundes Hume Brown hat er nach dessen Tode das Kapitel über den zweiten Teil des Faust geliefert. Die Chronik kann von erfreulich weitersteigender Mitgliederzahl und fruchtbarer Tätigkeit berichten. Neben fünf eigenen Vorträgen hörte man eine Rede des Münchners Fritz Strich, sah Aufführungen der Iphigenie in englischer Sprache und des Egmont mit Beethovens Musik und beteiligte sich mit einer Abordnung an dem 50jährigen Jubiläum des wiener Goethe-Vereins.

Neben die regelmäßigen Publikationen der Gesellschaften treten die überragenden Leistungen eines einzelnen Mannes: Anton Kippenbergs Beiträge zur Kenntnis und Erkenntnis Goethes. Im Jahre 1928 hat er mit besonders freigebiger Hand gespendet. Neben dem 7. Bande des Jahrbuchs der Sammlung Kippenberg (Leipzig, Insel-Verlag, 322 S. mit 8 Tafeln) ließ er zum zweiten Mal den Katalog der Sammlung Kippenberg erscheinen, gegenüber der ersten Auflage von 1913 mit ihren 5332 Nummern auf über 8000 vermehrt und noch stärker gewachsen an innerem Wert, an jener Vollständigkeit, die nicht in Zahlen sondern in der Erfüllung eines vorgezogenen Kreises besteht. Die zwei mächtigen, aufs reichste geschmückten Bände und der ihnen beigefügte stattliche Registerband führen den verstehenden Leser durch die Welten Goethes, Weimars und Fausts, etwa so wie die Reisebeschreibung des Kundigen uns von den geschauten Wundern berichtet. Und wie dort als zwingende Folge sich der Wunsch regt, es mögen alle Empfänglichen solcher Schau teilhaftig werden, so gebiert auch dieser großartige Katalog unmittelbar die Forderung, daß die in ihm verzeichneten Schätze für immer der Allgemeinheit gesichert werden sollten.

Aus fruchtbarer Liebe zum Genius ist auch das schönste Goethe-Buch dieses Jahres geboren, und Kippenberg hat es uns durch seine Übersetzung vermittelt. Es ist Romain Rolland, „Goethe und Beethoven" (Zürich und Leipzig, Rotapfel-Verlag, 108 S.). Drei einzigartige Menschen treten hier vor uns hin, beschworen von dem Zauberstabe des seelenkundigen Forschers und Dichters. Neben den beiden Großen steht Bettina Brentano und strebt, zwischen ihnen Bande der Freundschaft und Liebe zu flechten. Es kommt zu keinem Verstehen, und Bettina selbst verliert bald Goethes väterliche Zuneigung. Weshalb das alles geschah und wie es geschah, das lernen wir aus diesem Buch, nicht als Tatsachenreihe, sondern als ein äußeres und inneres, zwanghaft durch Zeit und Persönlichkeiten bedingtes Werden. Vergangenheit wird gegenwärtig, ihr Geist ersteht von neuem, lebend in ihren großen Menschen. Das ist keine Philologie und keine Ideengeschichte; sondern beides in einem, Wegweiser zu einer höheren, Kunst und Wissenschaft vereinenden, schöpferischen Forschung.

Stufen der Naivität

Von W. E. Süskind (München)

Dies ist eine Sammelbesprechung über drei kleine Prosabände, die von jungen Autoren stammen und von jungen Menschen erzählen.

1. Karl Nüsse, Die Episoden und Epoche einer Jugend (bei Bruno Volger, Leipzig): sicher ist der Erzähler das, was man einen naiven Menschen nennt, von Literatur unbeschwert und ein ganzer Kerl vor den Augen des Tag-für-Tag. Was geschieht, da er sein Jugenderlebnis niederschreibt? Die Worte rollen sich ein zum Klischee, die Gefühle verdorren zur Phrase, die weibliche Begegnung verfärbt sich zur Ansichtskartenfigur. Dies Bändchen ist nicht deshalb übel, weil es ahnungslos geschrieben ist, sondern weil es im Gewande der Naivität das Gegenteil des Naiven bietet: Hilflosigkeit vor dem eigenen Gefühl und die dekadente Eitelkeit, im Spiegel der Druckschrift sich spiegeln zu wollen.

2. Hermann W. Anders, Märtyrernovellen (bei Kurt Virneburg, Berlin): aus diesen Erzählungen blickt kein naives Gesicht. Anders steht auf der Stufe, wo der Kunstverstand sagt: Kunst ist etwas Stilisiertes, etwas, was in seiner eigenen, stoffgebotenen Beleuchtung stehen muß. Also verkleidet er seine eigentlich jugendlichen Helden zu allgemeinen, erzählt die Geschichte dreier Märtyrer, eines religiösen und zweier sozialer, und taucht überdies jede Geschichte in eine besondere stilistische Tinktur. Die aber ist in keinem Fall neu, sondern erinnert — der Reihe nach — lebhaft an Klabund, Martin Kessel und Franz Kafka, die es jeweils besser gemacht hätten. Wohlverstanden, dem Autor soll weder Beeinflussung noch Mala Fides vorgeworfen werden, nur der eine verstimmende Eindruck: daß er bei sonst wachem Kunstverstand plötzlich schläfrig wird und eine Naivität des Unnaiven verrät — Prätention und Larheit der eigenen Leistung gegenüber. Dieser Eindruck, es ist schade, ist stärker als die interessanten Züge seines Talents.

3. Carl A. Hillekamps, Der Phantast (bei L. Heege, Breslau): diesen Autor stelle ich mir, wenn ich schon mutmaßen darf, vor den Augen der Welt weit weniger naiv oder besser gesagt primitiv vor als etwa den oben erwähnten Karl Nüsse. Ich ziehe diesen Schluß aus der klugen und jedesmal wohltätig überraschenden Art, wie er seine Szenen sieht, seine Bilder wählt und seine Beiwörter setzt. Da ist nichts herkömmlich, da ist alles intelligent, und eben deshalb verdichtet es sich zu einem Eindruck von wahrer und richtiger Naivität.

Schlußbetrachtung: es zeigt sich wiederum tröstlich, daß Naivität, wie wir sie meinen, nicht ein Erbgut des „Primitiven" ist, sondern sich in einem wunderbaren Bogen durch die Schichten des Sozialen und der Bewußtheit spannt.

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Moses Mendelssohn

(Zum 200. Geburtstag)

„Der eigentliche Philosoph ist uns wie alle Träger der Aufklärung verloren gegangen; man rühmte mit Recht die Eleganz, die Flüssigkeit, die samtartige Weichheit seines Vortrags, die aber nicht weichlich wurde. Seine ethische Autorität hat ihm eine einzige Stellung verschafft, die sich, im Abstand der deutschen Verhältnisse von den französischen, mit der von Voltaire oder wenigstens von Diderot wohl vergleichen läßt. Friedrich der Große verhinderte die Aufnahme seines jüdischen und dazu noch schreibenden Untertanen in die Berliner Akademie; aber der braunschweigische Prinz, der Fürst von Dessau und andere korrespondierten mit ihm (was sie in jüngstvergangener Zeit wahrscheinlich nicht mehr getan hätten) als mit einem großen philosophischen Ratgeber. Damals glaubten sogar die Fürsten an die Macht der Vernunft. Ein westfälischer Reichsfreiherr und Philanthrop wollte auf eigenem reichsunmittelbaren Besitz seiner ethischen Leitung eine Idealkolonie unterstellen, die von Juden und Christen zu gleichen Teilen bewohnt werden sollte, einen kleinen Vernunftstaat, der alle Privilegien zugunsten menschlicher Tugend und Gleichheit geopfert haben würde. Und Friedrich verhinderte schließlich auch nicht, daß der jüdische Gelehrte für die allgemeinen ethischen Grundsätze des preußischen Landrechts zu Rate gezogen wurde." Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 208).

„Mit allen religiösen Überzeugungen stand Mendelssohn eigentlich dauernd zwischen zwei feindlichen Lagern. Und so lebte er, der erklärteste Friedensfreund, nicht zufällig so oft in schwerer Kampfstellung. Dem orthodoxen Judentum seiner Zeit war er viel zu aufgeklärt. Und umgekehrt, dem aufgeklärten oder dem bekehrungssüchtigen Christentum seiner Epoche (Friedrich dem Großen oder Lavater und Friedrich Heinrich Jacobi) war er wieder viel zu jüdisch. Daß er aber hier stets mit der eigensten Leidenschaft seines Wesens fest blieb und standgehalten hat, hierfür kann und sollte ihm nicht nur das Judentum, sondern die ganze Kulturwelt noch heute dankbar bleiben, so rasch auch sonst der Geist der Zeiten längst über ihn fortgegangen ist.

Daß das abendländische Judentum befreit wurde aus der kulturellen Abgesperrtheit und aus so mancherlei geistiger Erstarrung, in der es im 18. Jahrhundert stand, schuldet es vor allem Moses Mendelssohn. Aber mir scheint: auch das Leben der ganzen Menschheit hat durch diese Befreiung und Erhaltung des Judentums, wie sie Mendelssohn ins Werk setzen wollte, eine Bereicherung erfahren, die nicht wieder daraus fortzudenken ist. Diese tieferen, geistesgeschichtlichen Hintergründe haben eigentlich die besten unter Mendelssohns Zeitgenossen viel lebendiger erfaßt als die späteren Generationen. Aber darum liegt es um so näher, daß sich auch unsere Gegenwart wieder ein innigeres Verständnis erwerben sollte für das Wirken dieses vorbildlich reinen und treuen und in seiner Treue und Einfachheit auch redlich starken Geistes." David Baumgardt (B. T. 420).

Bertha Badt-Strauß (B. T. 420: Der Philosoph beim Offizierkorps; Voss. Ztg., Unt.-Bl. 208: M. und die Berliner); Ernst Feder (B. T. 419); Karl Anders (Schwäb. Merk. 418); Leo Baerwald (Münch. N. Nachr. 242); E. Diaconide (Saarbr. Ztg. 244); Paul Feldkeller (Stett. Gen.-Anz. 248); Emanuel bin Gorion (Frankf. Ztg. 660 — 1 M.); Michael Gruſemann (Berl.

Moses Mendelssohn
Porträtbüste von Jacob Pleßner
Von der Stadt Berlin für das Lessing-Museum erworben

Digitized by Google

Börs.-Ztg. 415); J. Landau (Berl. Börs.-Cour. 413); Paul Landau (Bund, Bern, 415); Karl Leuthner Arb.-Ztg., Wien, 246); Georg Meyer (Leipz. N. Nachr. 249); William von Schröder (D. A. Z. 412 u. a. O.); H. Stern (Vorw. 417); Eugen Wolbe (Germ. 416).

*

Hildegard von Bingen
(Zum 750. Todestag)

„Ihrem gesamten Werk kommt schon als Erkenntnisquelle für das Seelenbild der frühern Mystik unvergleichliche geistesgeschichtliche Bedeutung zu. Hildegard stand nach ihrem eigenen Zeugnis in beständiger Anschauung eines Lichts, das ihr als ‚Schatten des Lebendigen Lichts' erschien und ihr zuweilen auch das wahrhafte Lebendige Licht zu erkennen gestattete. In diesem Licht, das sie nicht mit den leiblichen Augen erblickte, erfaßte sie alle Dinge: Schriften, Reden, Tugenden und Werke des Menschen leuchteten ihr daraus entgegen wie Spieglungen im Wasser. Doch vernahm sie Worte und Stimme nicht, wie sie aus Menschenmund ertönen, sondern wie eine leuchtende Flamme oder eine in reiner Luft sich bewegende Wolke. Sinn und Auslegung des Psalters, der Evangelien, aller Bücher des Alten Testaments wurden ihr klar, ohne daß sie die Texte zu übersetzen verstand. Doch so wenig wie verstandesmäßiges Denken, waren Zustände des Außersichseins dabei im Spiel. Die Alten erblickten das äußere Kennzeichen für diese in dem Schließen der Augen — *Μύεσις* —, wovon das Wort Mystik sich ableitet. Selbst hierin wich sie von der Erfahrung ab. Bei offenstehenden Augen wurden ihr die Visionen zuteil." Leo Sternberg (Köln. Ztg. 456).

„In hohem Alter, kaum ein Jahr vor ihrem Tod, befehdet sie wider den Erzbischof von Mainz ein politisches Scharmützel. Es ging um einen Toten. Der Erzbischof von Mainz verlangte von ihr, sie solle den Leichnam eines kürzlich beerdigten jungen Mannes aus ihrem Friedhof herauswerfen, da dieser Mann im Zustand der Exkommunikation verstorben sei. Andernfalls belege er das Kloster mit Bann. Aber Hildegard gibt den Toten nicht heraus! Sie schreibt mehrmals dem in Italien weilenden Erzbischof und reist nach Mainz, um mit seinen Vertretern zu unterhandeln. Sie bringt einen Zeugen, daß der Verstorbene schon vor einem Jahr Absolution erhalten habe. Endlich beruft sie sich auf eine Vision. Sie habe nach ihrer Gewohnheit zum wahren Licht emporgeschaut und von Gott Befehl erhalten, sie solle nie ihre Zustimmung dazu geben, daß die Leiche hinausgeschafft werde, da Gott selbst ihn aus dem Schoß der Kirche herausgenommen, um ihn in die Herrlichkeit der Erlösten einzuführen. Erzbischof Christian antwortete ihr mit großer Höflichkeit und Vorsicht, in höchster Würdigung ihrer Heiligkeit und des heiligen Wohlgeruchs ihrer Gebete, er versichert der ehrwürdigen Greisin, daß er durch ihre Trübsale ‚zur Teilnahme gestimmt' sei, knüpft aber die Aufhebung des Bannes an den Nachweis der Absolution, über den ihm anscheinend noch keine Kunde zugegangen. Es scheint, daß Hildegard gesiegt hat; denn bei ihrem bald danach erfolgten Tod war das Kloster nicht mehr im Bann." Mela Escherich (N. Zür. Ztg. 1782).

Vgl. auch: Hugo Lang O. S. B. (Münch. N. Nachr. 253); Minn (Köln. Volksztg. 653); Ildefons Herwegen (Köln. Volksztg., Schritt der Zeit 649). Ebenda: J. Kohl, Peter Paul Nahm, Jos. M. H. Lossen-Freytag, Maura Böckeler; Helene Raff (Münch. N. Nachr., Frauenztg. 252); Rolf Reißmann (Stuttg. N. Tagbl. 431); O. K. (Deutsche Tagesztg. 439); Wolfram von den Steinen (D. A. Z., Unt.-Bl. 428); Karl Leuthner (Arb.-Ztg., Wien, 258).

*

Mörike
(Zum 125. Geburtstag)

„Auf Mörike gilt in einem tiefen Sinne das bedeutende Wort Immermanns: ‚Der Alltag ist das elementarische Dasein.' Denn, wie das Bürgertum jener Tage, so lebten seine Dichter, so lebte vollends Mörike noch mit der Natur. Die zeitlich, die bürgerlich bedingten Formen dieses Daseins sind noch organisch in ihr verwurzelt, ein Ewiges ruht unter ihnen, Mörike aber ist derjenige, dessen Existenz aus dieser bürgerlichen Oberwelt am tiefsten hinabreicht in kosmische Unendlichkeit. Dies ist das Große und Seltsame an Mörike, daß seine scheinbar bescheidene, eng umgrenzte und eingefriedete Dorf- und Gartendichtung unmittelbar im Kosmos belegen ist. Mörikes Dichtung ruht an einer Stelle, wo Deutschland an das Weltall grenzt. Die größten Schöpfungen seiner Lyrik sind nicht seine holden Volkslieder, nicht jene berückenden idyllischen Abmalungen bürgerlicher Zeit, sondern jene Gesänge voll tiefster Naturspürkraft, in denen ein Wiesengefühl zum Weltgefühl wächst.

Ohne Regel und dennoch nach geheimem Gesetz gewachsen, stehen sie da, festen Baues und feiner Faserung, nachgiebig, jedem Windanfall der Empfindung und unverrückbar in ihrem Gefüge. In den zwanziger und dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts sind sie entstanden, und dennoch, über all die Jahrzehnte, über Epigonen, Naturalisten, Neuromantiker und Expressionisten fort, sind sie die echten Gebilde einer neuen Dichtung.

Dies ist der eigentliche Mörike, der immer noch nicht genug geliebt wird, dies ist der Teil der Mörikeschen Lyrik, um dessentwillen viele ihn den größten deutschen

Digitized by Google

Lyriker seit Goethe heißen. Nirgends spricht er direkt Weltanschauung aus, aber seine Empfindung von der Welt ist so stark, daß sie seine Sprache tönt, seine Rhythmen weitet, und Pflanzen und Steine und Wasser werden im Abglanz dieser Dichtung nun welthaft erhöht und beglänzt. An manchen Stellen ist Mörike wirklich nur ein Vikar mit großem Talent, bisweilen ist er nur ein behutsam freundlicher Spießbürger, aber dann mit einem Male weichen die Wände, weicht der Boden, da liegt er auf dem Frühlingshügel wie auf einer irdischen Wolke, mitten treibt er im Raum, hell, hymnisch, ganz befreit. Dann ist eine ganz lautere Trunkenheit über ihm, ein sanfter Weltrausch; aufgehoben ist er in ein Bereich verhüllt schwimmenden und dennoch nicht klarheitlosen Dämmerns, als ob im Raume der Morgen anbricht." Ernst Lissauer (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 210 u. a. O.).
Vgl. auch: Werner Deubel (Köln. Ztg., Lit. 491); Karl H. Bühner (Stuttg. N. Tagbl. 423 u. a. O.); Paul Wittko (Neckarztg., Unt.-Bl. 71 u. a. O.); Karl Brandes (Schlesw. Nachr., Nordmark 210); Heinrich Zerkaulen (ebenda u. a. O.); Hanns Wolfgang Rath (Stuttg. N. Tagbl., Schwäb. Heimat 19); Richard von Schaukal (N. Bad. Landesztg. 459 u. a. O.); Franz Gensecke (Württ. Ztg. 210); Ludwig Gorm (D. A. Z. 409); Hanns Maria Lux (Germ. 418); P. Bergentholt (Leipz. N. Nachr. 251).

*

Carl Hillebrand

(Zum 100. Geburtstag)

„Er wurde der Künstler des Essays, der abgerundeten, geformten, kürzern Darstellung, einer Schriftgattung, die in Frankreich und England seit den goldenen Zeiten ihrer Literatur sich einer Anerkennung erfreut, welche sie sich gegen den Gelehrtendünkel in Deutschland erst spät verschaffen konnte. Sprach man ihr doch gern die Wissenschaftlichkeit ab, weil sie die strenge, zünftige Form der Gelehrsamkeit vermied und doch zu ernst und zu wahrhaftig war, um der Unterhaltungsliteratur zugeteilt zu werden, und weil man ihre Träger als Literaten und Journalisten verachtete. Auch verleugnet Hillebrand niemals seine lebhafte und interessierte Teilnahme an seiner Sache; sie ist ihm persönliche Angelegenheit, und eben dadurch setzt er Empfindung und Urteil, Zustimmung oder Widerspruch auch seines Lesers in Tätigkeit. Aber Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeitsgefühl zwingen ihn doch stets zur unbefangenen Würdigung der verschiedensten Menschen und Werke; sie schützen ihn vor aller Parteischablone, vor allen -ismen und seinen Stil vor der so häufigen Eitelkeit des Künstlers oder des Gelehrten, die sich nicht im fließenden Zusammenhang der Gedanken, sondern in der Selbstbespiegelung geistreichelnder Aphorismen kundgibt." Rudolf Kayser (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 510).
Vgl. auch: Carl Walbrock (D. A. Z. 433 und N. Zür. Ztg. 1778); William Freiherr von Schröder (Leipz. N. Nachr. 250); Georg von Loefen (Tag 222); Friedrich Sternthal (N. Bad. Landesztg. 472 und Saarbr. Ztg. 256).

*

Karl Wolfskehl

(Zum 60. Geburtstag)

„Wer ohne bösen Willen, nicht eingenommen durch den üblichen Klatsch, nicht gekränkt durch einen der zahllosen Witze Wolfskehls (meist schärfer formuliert als spitz gemeint und aus dem Wohlwollen eines selbstsicheren Herzens und oft überlegen unüberlegten Geistes, der, ganz vom Hier und Jetzt besessen, mit der tausendfältigen Regung seiner Inhalte spielt und gespielt wird, heimgesucht in der Sekunde von Gesichten der Zeiten und Zonen), wer diesem Mann begegnet mit halbwegs offenem Sinn, den verwirrt, ärgert oder bezaubert eine Exuberanz ohnegleichen — als Überschuß von Geist und Leben — und Exuberanz als Taumel und Schnelle, Spannung von Vitalität und feinster Bildung, Chaos als Geist.
Wolfskehl ist, bei aller Weite seiner wissenschaftlichen Teilnahme, zunächst ein Dichter eben vermöge seines Gefühls für die vitalen Ursprünge der Sprache aus den Kräften des Übergangs von der Stimme ins Wort, des sinnlichen Klangs in den Bildgeist und wiederum der Heimkehr des feststellbaren Begriffs und Gesichts in den dunklen Wandel. Die viel bespöttelte Dunkelheit seiner Gedichte stammt nicht wie bei seinem Meister George aus der herrischen Verdichtung, die sich jeden intellektualen Mittlertums zwischen Gesicht und Ausdruck entschlägt, sondern aus dem Überschwingen seiner Gesamtnatur — aus dem beständigen Übergang einer höchst bestimmten und hellen Einzelseele in die vorgestaltlichen, vormenschlichen Kräfte und Stoffe." Friedrich Gundolf (D. A. Z. 430 u. a. O.).
„Wolfskehl ist in den letzten Jahren auch öfter als Essayist hervorgetreten. Als solcher vereint er Strenge der künstlerischen Haltung mit gereiftem Wissen und glücklicher Formbegabung. Dies ist vielleicht seine beste Eigenschaft. Seine Aufsätze haben mehr von der ursprünglichen Persönlichkeit als seine Gedichte. Nimmt man ihn als Ganzes, so darf man sagen: eine eigenartige Erscheinung; aber eine Erscheinung, die nur ihr Recht und ihren Platz hat im Kreise." Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 217).
Vgl. auch: Walter Benjamin (Frankf. Ztg. 692—1 M.);

Digitized by Google

Will Scheller (Köln. Ztg. 508a u. a. O.); A. v. P. (Münch. N. Nachr. 254); Paul Wittko (Darmstädt. Ztg. 217).

*

Felix Salten

(Zum 60. Geburtstag)

„Salten verdankt seine hohe Kraft dem Glauben. In derselben Redaktion, der er jetzt angehört, saß einst Theodor Herzl, der seinem Volke wieder Mut zur Besinnung auf seinen alten Glauben, auf seine Sendung erweckte; er gab ihnen wieder ein inneres Vaterland, er gab ihnen die Waffenehre wieder. Salten ging ihm nach, nicht bloß im Geiste, er zog auch selber in das gelobte Land, und die Schilderung seiner Palästinafahrt ‚Neue Menschen auf alter Erde' hat eine Glut, eine freudige Zuversicht, einen edlen Stolz ohnegleichen. Das wiener Feuilleton ist durch die formende Sprachgewalt Speidels, Hanslicks und Wittmanns zu solcher Vollendung gereift, daß es nicht mehr überboten werden kann. Wir Epigonen, Verweser dieses hohen Reiches, müssen uns mächtig aufrecken, um ein so gewaltiges Erbe zu hüten: keiner trägt es mit so reiner Zuversicht wie dieser Faustus Felix Salten." Hermann Bahr (Münch. N. Nachr. 242).

„Ein österreichisches Antlitz — spiegelnd, blendend, vieldeutig, zäh, voll Leichtigkeit und Souveränität, Freund und Wegbereiter des Kommenden, fasziniert vom Glanz des Gewesenen, immer auf der Flucht vor seinen Möglichkeiten, platzend vor Reichtum der Begabung, und immer gehindert, sie glückhaft reifen zu lassen, und immer voll der inneren Sprungkraft, der Ungunst zu trotzen, ihr noch ein Gutes abzulisten.
Ein Sonntagskind, aber es hat durch eine widrige Woche mühvoller Tage zu gehen. Und es geht und geht. Auf ein Ziel zu? Auf viele Ziele? Wer weiß das! Das Sonntagskind ohne Sonntag, Felix Salten, geht, weil das Lebendige in ihm es so will und nicht anders." Oskar Maurus Fontana (Berl. Börs.-Cour. 405 u. a. O.).

Vgl.: Reinhold Konrad Muschler (Hamb. Fremdenbl. 247) und Schr. (Köln. Volksztg. 636).

*

Zur deutschen Literatur

„Walther von der Vogelweide und der deutsche Gedanke." Von Gebhard-Friedberg (Deutsche Ztg. 204b).

„Ein Vater vieler Dinge (Konrad Gesner)." Von Fritz Ernst (N. Zür. Ztg. 1759, 1765).

*

„Von der Nachfolge Goethes." Von Ernst Lissauer (Königsberger Hart. Ztg. 397):

„Es kommt nicht darauf an, die Goethesche Vielfalt oder eine wie immer geartete Mannigfaltigkeit zu erreichen. Wir haben von Goethe nicht das Ziel zu lernen, sondern den Weg. Goethe nacheifern heißt für jeden Einzelnen nichts anderes, als an seiner eigenen Stelle und nach seinen Maßen jenes Goethesche Wort bewähren: jeder Mensch, er sei wer er sei, vermag die Pyramide, deren Grundlinien ihm angegeben sind, ‚so hoch als möglich in die Luft zu spitzen'. Um keinerlei Möglichkeit auszuscheiden, ist der Sinn dieser Lehre vielleicht am klarsten in verneinender Form zu geben. Was man tut und erlebt, bewußt tun und erleben: die Zeit nicht zersplittern und in leblose Splitter zerstreuen. Nochmals: es gibt keinen Menschen, der nicht eine Pyramide seines Daseins, und sei es eine bescheidene von geringer Höhe, aufrichten kann."

„Goethe und J. S. Bach." Von Jos. Müller-Blattau (Ostpr. Ztg. 200).

„Goethe und Spinoza." Von Eugen Kühnemann (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 429).

„Börne und Goethe." Von S. Meisels (Worw., Unt. 404).

„Goethe und wir." Von Paul Friedrich (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 200).

„Ein Ausstattungsfestspiel Goethes." (Unveröffentlichte Briefe Ifflands an Goethe.) Von Egon Schmid (Bayr. Staatsztg., Heimgarten 33).

„Goethes ‚Faust' und die Bühne." Von Hans-Siegfried Weber (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 200).

„Goethes Charakter." Von Paul Trede (Hamb. N. Nachr. 26. August).

„Goethe und Polen." Von Otto Forst-Battaglia (Germ. 406).

„Goethe und das Handwerk." Von Julius Zeitler (N. Zür. Ztg. 1648).

„Wallfahrt nach Weimar." Von Michael Gruſemann (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 199).

„Vor 100 Jahren in Weimar." Aus den Erinnerungen des Bildhauers David d'Angers. Von Flodoard Freiherr von Biedermann (B. T. 403).

„Eine unbekannte Goethe-Stätte." Von Kurt Schede (Königsb. Allg. Ztg., Unt.-Beil. 400).

„Schöpfertum und Zeit (Goethe)." Von Ernst Lissauer (Stuttg. N. Tagbl. 403).

„Goethe und unser Leben." Von Otto Heuschele (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 405).

„Urlaub und ein Buch." Ist man erholt? Goethes ‚Dichtung und Wahrheit'. Von Max Brod (N. Bad. Landesztg., Kunst 428).

„Der ewige Schiller." Neue Schillerforschung. Von Hans Halm (Münch. N. Nachr. 253).

„Schillers Lotte." Von Herbert Eulenberg (Köln. Ztg., Frau 485).

„Zur Bühnengeschichte des Wallensteins." (Unveröffentlichte Dokumente.) Von Egon Schmid (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 98).

„Madame Schopenhauer und ihr Sohn." Ein Familienbild aus Briefen. Von Gustav Manz (Königsb. Hart. Ztg. 435).

„Lichtenbergs politische Reflexionen." Von Bernhard Poll (Germ., Ufer 27).

*

„Heilbronn und der Dichter des ‚Käthchens'." Gab es ein Urbild dieser Dramenfigur? Von Hans Franke (Stuttg. N. Tagbl. 394).

„Romantische Naturphilosophie (Schelling)." (D. A. Z. 387.)

„Schelling." Von Herbert Eulenberg (N. Zür. Ztg. 1603).

„Eine Eichendorff-Biographie (von seinen Nachkommen und Wilhelm Kosch)." Von Konrad Bänninger (Bund, Kl. Bund, Bern 34).

Digitized by Google

„Der Dichter und die Seherin." Zum hundertsten Todestag der Friedrike Hauffe. Von Hans Achim Thiele (D. A. Z. 392).

„Der Dichter Max von Schenkendorff und die Rheinlande." Von Kaufmann (Köln. Volksztg., Unt.-Bl. 17).

*

„Briefwechsel zwischen Hermann Oeser und Dora Schlatter." (Bund, Bern 405.)

„Karl Engelhardt." Zum 50. Geburtstag eines Toten. Von Will Scheller (Kassel. Post, Sonntagsp. 227).

„Hermine Villinger." Von Rose von Aichberger (Münch. N. Nachr. 251).

„Ein plattdeutscher Dichter aus den Elbmarschen." Zur hundertsten Wiederkehr des Geburtstages von Paul Trede. Von Klaus Witt (Hamb. Nachr., Zeitschr. 19. August).

„Ein ostpreußischer Frauenlob." Zum Gedächtnis Friedrich August von Heydens. Von Paul Wittko (Hamb. Corr. 411).

„Der Dichter der fröhlichen Pfalz (Karl Gottfried Nadler)." Von W. (Saarbr. Ztg. 236).

„Christoph von Schmid." Von E. Arens (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 16).

„Zwei unveröffentlichte Scheffelbriefe." Mitgeteilt von Wilhelm Zentner (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 35).

„Bei Theodor Storm in Husum." Von Gustav Schüler (Tag, Unt.-Rundsch. 209).

„Schrittmacher Nietzsche." Von Hermann Litt (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 17).

„Nietzsche-Literatur." Was bedeutet uns Nietzsche? Von Otto Flake (Bad. Pr., Lit. Umsch. 17).

*

„Erinnerungen an Clara Ratzka." Elisabeth Altmann-Gottheiner erzählt (Stuttg. N. Tagbl., Frau 17):

„Dem Porträtmaler A. L. Ratzka verdanken wir auch ein vorzügliches Bild von ihr. Wer sich etwas auf Physiognomik versteht, der liest aus den Zügen dieser Frau das gleiche wie aus ihrer interessanten Handschrift: Gedankenfülle, Phantasie, Gestaltungskraft, einen erstaunlichen Wirklichkeitssinn, dem wir auch bei fast allen von ihr geschaffenen weiblichen Romanfiguren wiederbegegnen, Kampfesmut und Unverzagtheit trotz alledem... Ihr erster Roman verrät uns viel von dem Erleben der Ratzka. Das Ehepaar, das durch den Beruf des Gatten an keinen bestimmten Ort gebunden war, unternahm große Reisen, und der Blick der Frau weitete sich für fremde Länder, für die Farbenpracht des Südens, die ihrer lieblichen aber kargen Heimat so fremd war, für Menschen ganz anderen Schlages, als sie dem Heimatboden entsprossen. Immer wieder stellt sie in ihren Büchern den norddeutschen und den Mittelmeertyp einander gegenüber. Aus dieser Stammesverschiedenheit läßt sie Konflikte hervorwachsen, durch die sie teilweise wohl selbst hindurchgegangen ist, denn Westfalenschädel sind hart, und an Westfalenart ändert auch die Liebe zu einem fremdstämmigen Manne nichts."

„Aus Rilkes Jugendzeit." Von H. R. von Salis (Bund, Bern, Kl. Bund 35).

„Max Dauthendey zum Gedächtnis." Von Alfred Biese (Gen.-Anz., Stettin, Buch 234).

„Maximilian Dauthendey." Von J. E. Poritzky (Karlsr. Ztg., Wiss. 35).

„Der arme Peter (Hille)." Von Adolf Knoblauch (Germ., Ufer 23).

„Peter Hille." Von A. Vogedes (Nassau. Landesztg., Nass. Bote 36).

„Gustav Landauer." Von Else Feldmann (Arb.-Ztg., Wien, 233).

„Auf Hermann Löns' Spuren." Von Paul Friedrich (Deutsche Ztg. 196b).

„Wie Hermann Löns gefallen ist." Zeugnisse seiner Kameraden (Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 292).

„John Brinkmann." Von Karl Lerbs (Hamb. Fremdenbl. 247).

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Meister Paul Ernst." Von Niels Hansen (Köln. Ztg., Lit. 464a).

„Robert Hohlbaum." Von Fr. Pock-Graz (Münchner Ztg. 233/234).

„Rolf Lauckner." Von Martin Richard Möbius (D. A. Z., Unt. 404):

„Von vornherein ist für den Dichter die Erfahrung bestimmend gewesen, daß im angeblich gewöhnlichen, unscheinbaren Ablauf des Lebens mehr Ereignis steckt als in den großartigen, weithin sichtbaren Aktionen der Geschichte. Die künstlerischen Mittel, womit er diese schwer erreichbare Welt gestaltete, womit er aus dem Erlebnis das Wort ableitete, sind magischer Natur und entziehen sich der Deutung. Als schöpferisches Ursprungselement bekennt Lauckner das Tonerlebnis im Gegensatz zum Augenerlebnis. Das Tonerlebnis setzt Künstler der Darstellung voraus, die wissen, daß alles darauf ankommt, wie der Satz gesagt wird. Bei Lauckner wirkt die künstlerische Tatsache für die Wiedergabe entscheidungsvoll, daß nicht das Wort als solches, nicht der Satz als Träger eines Inhalts, sondern der Satz als Vermittler besonderer, nicht weiter zu definierender Beziehungen zwischen Mensch und Mensch gedichtet worden ist. Hier liegt die Mitte des ganzen Werkes, hier beginnt der Weg seiner Wirkung, die für unsere Zeit nicht groß genug gedacht und gewünscht werden kann."

„Otto zur Linde und der Charon-Kreis." Von Helmut Schoepke (Danz. Ztg., Leuchtfeuer 37).

„Heinrich Wolfgang Seidel." Von Heinrich Spiero (Voss. Ztg., Unt. 214):

„Heinrich Wolfgang Seidel ist einer unserer besten Stilisten, von glockenklarem Ton, von lyrischbeseeltem Wort. Verhältnismäßig spät hervorgetreten, ist er in seinen Gaben sparsam geblieben. Seine Schöpfungen gehören zu denen, davor die Frage nach ihrer sogenannten Zeitgemäßheit nicht auftaucht."

„Emil Strauß." Von Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 203):

„Diese Fragen der Lebensgestaltung, denen Strauß die Antwort gibt, sind die geistige Grundlage seines Werkes. Es ist der Versuch, aus der Ungenüge am Heutigen das Dasein wieder zu seiner natürlichen Ganzheit zurückzuführen, entspringend aus den geistigen Kämpfen einer männlichen ichbewußten, verantwortungsbewußten, um neuen Daseinsgrund ringenden Persönlichkeit. Als Erzähler gehört Strauß zu den großen epischen Meistern unserer Tage. Seine Form ist rein und klar, seine Sprache vollendet und ausdrucksstark in der Einfachheit, und seine Bücher haben die natürliche Fülle des episch Anekdotischen. Die Grundspannungen und Gegenüberstellungen der Werke haben etwas vom dramatischen Epigramm. Aber die Freude in der Erscheinung des Daseins in seiner ganzen natürlichen Breite lassen Strauß zum Erzählenden neigen. Seine Art, den Menschen ganz rund und aus seinen natürlichen Tiefen zu sehen und zu begreifen, ist durchaus episch. Sein Blick über das Leben ist ganz frei und von jener hohen Gerechtigkeit, die den echten Schöpfer auszeichnet."

Digitized by Google

„Leopold Ziegler." Von Max Horkheimer (Frankf. Ztg. 657 – 1 M.).

„Leopold Ziegler." Von Ludwig Marcuse (Voss. Ztg., Unt. 200).

*

„Georg Bonne." Zum 70. Geburtstag. Von Paul Wittko (Altonaer Tagebl. 185).

„Artur Holitscher." Zum 60. Geburtstag. L. H. schreibt (B. T. 393):

„Holitscher kultiviert eine besondere Art des Reiseberichts. Das Reisen ist ihm das Primäre, er ist ‚zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt'. Die Delikatesse, mit der er Gesehenes notiert, erscheint als Selbstverständlichkeit. Er sieht sehr scharf, und er sieht gern. Er sucht nicht die Landschaften, sondern die Menschen. Länder, in denen sich die Dinge wandeln, chaotische Länder, in denen eherner Wille um neue Formen der Lebensart ringt, sind seine Länder."

„Artur Holitscher." Von Will Scheller (Stuttg. N. Tagbl. 390 u. a. O.).

*

„Biologie des Gedichts." Glosse zu Benns Lyrik. Von Eduard Paßmann (Germ., Werk 17).

„Alfred Brust: ‚Ich bin'." Von E. Kurt Fischer (Königsb. hart. Ztg. 430):

„Die Gegenstände all dieser Gedichte sind in Beziehung zu den Urgründen gesehen, aus denen ihr Leben sich herleitet und von denen es aufs neue seinen Sinn empfangen möchte. Krankheit und Genesung sind als deutliche, heraushebbare Stationen im ewigen Stirb und Werde des Lebens erkannt. Geburt und Wende der Jahreszeiten, die elementaren Ausbrüche der Natur, die Kristallisierungen tiefster Ahnung ewiger Kräfte im Mythos und die edelste Form menschlicher Gemeinschaft: die Ehe sind einzelne Punkte der Sichtbarwerdung jener Kräfte, denen der Mensch Brust auch in seiner Dichtung dienen will. Die Grausamkeit des Lebens, die Tragik der Unvollendbarkeit kennt dieser Dichter wohl, aber wenn er auch die Trostlosigkeit eines Großstadtsommers ausmalen kann mit einem harten Realismus, der an Bilder von Dix gemahnt, im letzten Grunde glaubt er doch an eine Führung, an einen Sinn, den wir zumindest ahnen können, auch wenn er sich uns immer wieder verschleiert."

*

„Die Pfeiferstube" [Paul Alverdes]. Von Albrecht Schaeffer (Münch. N. Nachr. 228).

„Über Rudolf Borchardt." Bernard von Brentano sagt über „Das hoffnungslose Geschlecht" (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 37):

„Diese Erzählung ist eine klare Darstellung von Zuständen, wie wir solche augenblicklich haben. Zeigt das die Borchardtsche Erzählung, oder haben wir damit nur eine allgemeine Erkenntnis, welche bloß nach der Lektüre der Erzählung wieder etwas klarer und deutlicher wird? Die jüngere und moderne Literatur (und ihre Leser) ist gewohnt, die Welt, folglich auch die Produkte der Kunst, soziologisch zu sehen. Unausgesetzt revoltiert dort das Individuum gegen etwas: gegen den Staat, gegen die Ehe, gegen seine materielle Lage, gegen den Krieg oder gegen sonst etwas. Borchardts Personen revoltieren nicht, sondern sie leben, sie versuchen zu leben, und siehe da: es geht nicht. Die jüngeren Schriftsteller sagen: es geht nicht mehr; Borchardt sagt nur, es geht nicht. Damit ist er aber einen Schritt weiter vorangegangen."

„Rudolf Borchardt als Novellist." Von Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 214).

„Die Matterhorn-Katastrophe." Fred Hildenbrandt schreibt über Karl Haensels Tatsachenroman „Der Kampf ums Matterhorn" (B. T. 396):

„Wem es gegeben ist, die Atmosphäre dieser Landschaft weiterzugeben, ohne Lieder aus ihr zu machen, ohne Verse über sie auszuschütten, ohne ungewisse Stimmungen zu formulieren, wem es gelingt, sie mit den einfachsten Mitteln der einfachsten Sprache aufzustellen, geheimnisvoll, mächtig und furchtbar, der hat wahrlich ein gutes Buch geschrieben. Am Schluß des Buches, das mit Photographien der Matterhornlandschaft versehen ist, sieht man ein Bild des alten Edward Whymper, das einem unvergeßlich bleibt: einen Menschen in einer Joppe, den Hals frei, den Eispickel in der Hand, ein Antlitz, versteint von Gram, verwittert von Leid, er hat es nicht vergessen sein Leben lang. Dieses, gerade dieses Bild mit aufzunehmen in dieses Buch, konnte nur dann erlaubt sein, wenn die dichterische Kraft vor den Augen dieses Bildes rings herum bestehen konnte. Und sie kann bestehen."

„Aus dem Bilderbuch eines Lebens [Walther Siegfried]." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1751).

*

Georg Ellingers „Geschichte der neulateinischen Literatur." Von Max J. Wolff (B. T. 429).

Tucholskys „Deutschland, Deutschland über alles." Von Helmut Schüttig (Deutsche Ztg. 221 a).

*

„Schreien Pferde wirklich?" [Remarque.] Otokar Fischer setzt (Prag. Pr. vom 22. August 1929) die Diskussion zu diesem Thema fort:

„Die in Rede stehende Überlieferung hat es in der modernen Literatur in der Tat gegeben, doch ist ihr Ausgangs- oder wenigstens ihr sehr wesentlicher Durchgangspunkt in einem Werk anzusetzen, das ob der vielen Darstellungen des Weltkriegsgrauens nicht in Vergessenheit geraten sollte: nämlich in Zolas seinerzeit weltberühmtem Roman ‚Débâcle' aus dem Krieg von 1870/71. Im ersten Kapitel des dritten Teils ist dort ein Bericht zu lesen, der wohl als eine meisterliche Verwertung jener Situation anzusprechen ist, die bei Remarque weiterlebt: ‚Einige Tiere waren nach zweitägigem Todeskampfe noch nicht tot und sie hoben ... den leidenden Kopf, während andere unbeweglich dalagen und von Zeit zu Zeit einen lauten Schrei ausstießen, jene Klage des sterbenden Pferdes, die so eigentümlich, so furchtbar schmerzlich ist, daß die Luft davon zittert.' Auch die folgende Schilderung des gespenstischen Galopps vorbeirasender herrenloser Pferde, auch (Kapitel 2) die Stellen über das klägliche Gewieher, ‚daß man das Gebrüll von Raubtieren zu hören vermeinte' und über die großen weitgeöffneten Augen eines geschlachteten Tieres wäre nachzulesen, um die Linie Zola-Remarque zu erfassen: mag eine solche direkt erweislich oder durch etwas zu erklären sein, was ‚in der Luft lag' und eine allgemeine Stimmung bildete; Remarque selbst hat in einem Interview erklärt, so gut wie keine Kriegsliteratur, weder etwa Barbusse noch Unruh, gelesen zu haben. Ob Pferde ‚wirklich schreien', mögen Fachleute und Soldaten erörtern. Was jedoch die dichterische Verwertung dieser Möglichkeit anbelangt, so scheint die ‚genialische Intuition, dem Pferdeschmerz seine Stimme zu geben', aufs Konto des sich als ‚Naturalisten' gerierenden Franzosen zu setzen sein. Möglicherweise ließe sich die Tradition noch weiter in die Vergangenheit verfolgen, sicher hat das von Zola so nachdrücklich verwendete Detail lebendige Nachfolge gefunden, und es würde wohl die Mühe lohnen, sich in sonstigen Schlachtberichten (bei Dorgelès? oder in den ans Menschliche und Tierische so mächtig greifenden ‚Letzten Tagen der Menschheit'?) nach jenem Motiv umzusehen, unter dessen Ausgestaltern man Ernst Weiß und Remarque zu nennen hat."

*

Digitized by Google

Zur ausländischen Literatur

„Stendhals Schwester (Pauline Périer-Lagrange)." Von Marie Brill (Hamb. Fremdenbl., Frau 253).

„Stunden mit Marcel Proust (Mitternachtssonne)." Von Maurice Dupley (Frankf. Ztg. 650 – 1 M.).

„André Chamson." Von Fritz Lehner (Tag, Wien, 2383).

„André Gide und Oscar Wilde." Von Karl Hellwig (Bund, Bern, Kl. Bund 35).

„Georges Duhamel." Von Edith Löry (Prag. Pr., Dicht. 34).

„Ein Dichter des Dauphiné (Jean-Marc Bernard)." Von Hermann Wendel (Frankf. Ztg. 635 – 1 M.).

„Roger Martin du Gard." Von Leo Rein (B. T. 444).

„Wieder Kriegsliteratur in Frankreich." Von Karl Reber (Hamb. Fremdenbl. 241).

„C. F. Ramuz verteidigt seine Sprache." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1602).

„Dichter und Dichtungen" [Ramuz, Jakob Boßhart, Thomas Mann]. Von Hugo Marti (Bund, Bern, 429).

*

„Wege zu Shakespeare." Von Hans Hecht (N. Zür. Ztg. 1692).

„Lytton Strachey: Elisabeth und Essex." Von nn. (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 214).

„Samuel Butler." Von Paul Sakmann (Stuttg. N. Tagbl. 395).

„Amerikas Dramatiker (O'Neill)." Von Ossip Dymow (D. A. Z. 388).

„Amerikas Strindberg (Edgar Lee Masters)." Von Heino Schwarz (Düsseldorf. Nachr. 429).

„Boston (Upton Sinclair)." Von Herbert Ihering (Berl. Börs.-Cour. 393).

„Amerika im Roman." Von Heino Schwarz (Düsseldorf. Nachr., Bücherschrank 29).

„Verhaeren." Von Henri Guilbeaux (B. T. 432):

„Emile Verhaeren, dessen Ruhm mit dem Tag seines Todes so sonderbar erlosch, aber sicher einmal wieder aufleben wird – denn er war ein Neuerer, und aus seinem gewaltigen und aufwühlenden Schaffen wird mehr als ein Gedicht bleiben –, Emile Verhaeren war ein ‚Europäer' zu einer Zeit, da konservative Staatsmänner und zum Kriege rüstende Minister sich noch nicht als Pazifisten und Pan-Europäer gaben. Er pries die moderne Welt, die Wissenschaft, die Technik und die Völkerverbrüderung. Für Deutschland, das ihn auch mehr schätzte als Frankreich, hatte Verhaeren eine ganz besondere und tiefe Sympathie gefaßt. Als der Krieg ausbrach, verwandelte seine Liebe sich in Haß. Seine hohe Kultur, die rein ästhetisch war, kam ihm dabei nicht zu Hilfe. Er konnte nicht mehr gegen seine elementaren Empfindungen ankämpfen. Jedoch eines Nachmittags, als ich mit ihm allein war, legte sich sein Zorn ganz plötzlich, und er kramte seine Erinnerungen an Deutschland und Rußland hervor. Einmal sogar wurden seine Augen feucht, als er von dem Empfang sprach, den man ihm in Deutschland bereitet hatte. Man spürte den heftigen Kampf seiner widerstreitenden Gefühle. Ich hatte das bestimmte Gefühl, man brauche ihn nur ein wenig aus der ultra-chauvinistischen Atmosphäre zu entfernen, in der er lebte, und man hätte seinen Haß neutralisieren und den Dichter wieder für seine internationalen Ideale zurückgewinnen können."

*

„Dante und Petrarca. Das Geistige und das Dichterische in der Poesie." Von Alexander Lernet-Holenia (D. A. Z. 395).

„Italo Svevo." Von Karl Hellwig (Bund, Kl. Bund 37).

„Besuch bei d'Annunzio." Von Paul Reboux (Bund, Bern, 405).

„Racconti del mio orto" [Francesco Chiesa]. Von E. N. Baragiola (N. Zür. Ztg. 1610).

*

„Der Dichter Ragusas" [Iwo Wojnowitsch]. Von Hermann Wendel (Frankf. Ztg. 656 – A.).

*

„Das Strindberg-Zimmer." Von Liesbet Dill (Deutsche Tageszg. 403).

„Marie Hamsun." Von Helmuth Rosenthal (Stett. Gen.-Anz. 255).

„Zum Tode des großen lettischen Dichters Rainis." Von J. W. Klawin-Ellansky (Bund, Bern, 435).

*

„Der lebendige Tschechow." Von Anatolij Lunatscharskij (Prag. Pr. 256).

„Eine russische Literaturgeschichte von innen her" [Nicolas von Arseniew]. Von Karl Nötzel (Hamb. Fremdenbl. 248).

*

„Indien-Literatur." Von Ayi Tendulkar (B. T. 396).

Allgemeines

„Dichter, Staat und Nation." (Zum Jahrbuch der Dichterakademie.) Von Paul Alverdes (Tag, Unt.-Rundsch. 226).

„Sprechfilm-Filmsprache." Von Behrendt (B. T. 339).

„Die katholische Anthologie'. Eine notwendige Hinrichtung." Von Joseph Bergenthal (Münster. Anz. 846).

„Zur Sache." Von Arnolt Bronnen (D. A. Z. 404).

„Die Ausländerei auf dem Büchermarkt." Von Hanns Martin Elster (Münch. N. Nachr. 250).

„Alter Roman." Ein vielleicht lehrreiches Kapitel. Von Fritz Engel (B. T. 408).

„Die Zukunft der deutschen Literaturgeschichte." Von Emil Ermatinger (N. Zür. Ztg. 1623, 32, 37).

„Kampftheater, Zeittheater, Volkstheater" (Russische Theatereindrücke). Von E. K. Fischer (Köln. Volksztg. 667).

„Sportgeist und Zeitkunst." Essay über den modernen Menschentyp. Von Marieluise Fleisser (Germ. 425).

„Das Geistreiche und seine französische Form." Von Siegfried Johannes Hamburger (Germ. 432).

„Elemente des dramatischen Dialogs." Von Hugo von Hofmannsthal (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 234).

„Schauspielernotizen." Von Friedrich Kayßler (N. Zür. Ztg. 1721).

„Was ist Reportage?" Von Eugen Lerch (Bad. Pr., Lit. Umschau 18).

„Wovon Leben die Menschen in der Literatur?" Von W. Lichtenberg (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 476).

„Neue deutsche Prosa." Von Joachim Maaß (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 241).

„Eheromane von Maurois und Schickele." Von Hugo Marti (Bund, Bern, 401).

„Staat und Literatur." Von Hugo Marti (ebenda 333).

„Die politische Theaterkritik." Von Walter Mehring (B. T. 432).

„Vom Wesen des Feuilletons." Von Ernst Reunier (Germ. Ufer 26, 27).

„Staat und Schriftsteller." Von Walter von Molo (N. Zür. Ztg. 1763).

Digitized by Google

„Wortkunst oder Dichtung?" Von Rudolf Paulsen (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 213).
„Literarische Aktivität." Von Lissy Rademacher (Magdeb. Ztg. 462).
„Epische Gestaltung. Ein Weg zur Dichtungswissenschaft." Von Konstantin Reichardt (B. T. 404).
„Von der Zukunft des deutschen Dramas." Von Johannes Reichelt (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 19).
„Deutsche Dichtersorgen." Von P. E. Riskop (Deutsche Ztg. 212a).
„Die Rettung des Dramas." Von Jules Romains (Münch. N. Nachr. 240).
„Das Jahrbuch der Dichterakademie." Von D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. 25. August).
„Heidelberger Romantik." Ein Jubiläumsrückblick. Von Manfred Schroeter (Münch. N. Nachr. 239).
„Von der Ohnmacht des deutschen Geistes." Eine Zuschrift und eine Erwiderung. Von Hans Goltz, Buchh. und Wilhelm von Schramm (Münch. N. Nachr. 236).
„Das Theater im Freien." Von Egon Schmid (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 106).
„Namenlose Dichter." Lyrik des Ruhr-Arbeiters. Von Georg Schwarz (B. T. 444).
„Ist die ‚Gebrauchslyrik' wirklich zu gebrauchen?" Von Erwin Stranik (Lese, Bücherfr. 11).
„Chor des jungen München." Die Stimmen des münchner Dichterbuchs. Von R. Woerner (Münch. N. Nachr. 256).
„‚Der Teufel war dabei'." (Faust II, 4.) Von Max J. Wolff (B. T. 391).
„Die Entweihung der modernen Bühne." (Eine Antwort von Thomas Mann.) Von Peter Wust (Köln. Volksztg. Schritt der Zeit 667).

Echo der Zeitschriften

Die Neue Rundschau. XXXX, 9. (Berlin u. Leipzig.) Aus Thomas Manns „Rede über das Theater": „Die Ungeistigkeit unserer Zeit, unserer Jugend, ihre viel beschriene Sachlichkeit ist am Ende ein physiognomisches Gepräge, dessen Urheber, wie alles Physiognomischen, der Geist ist. Diese jungen Sportsleute würden sich schämen, zuzugeben, daß ihre Leidenschaft philosophisch fundiert ist, aber sie ist es. Sie ist Ausdruck eines Zeitwillens, einer neuen Konzeption des Menschlichen als leibseelischer Einheit, die auf allen Gebieten nach Lebensformung ringt, eines vertieften Heidentums und ‚Dritten Reiches', das sich auf Erden stabilieren will, und die betonte Lust am Körper und seiner Befreiung ist, wie mir scheint, an ihrer Quelle nicht ungeistig. Praktisch gesprochen verdankt man der sportlichen Bewegung heute schon ganz einfach eine Verschönerung der Welt und des Menschen; was Mode und Zeitgeist hier im Organischen gewirkt haben, ist erstaunlich: Gab es je so viele schöne Beine, wie unter der Herrschaft des kurzen Rockes? Wenn Schönheit zur Anstandssache wird, so hat das etwas mit Humanität zu tun, und man glaubt zu sehen, daß diese Humanität das Geistige mehr, als frühere Perioden, als ein selbstverständliches Zubehör des Lebens mit umschließt und absorbiert, statt es nach Art der Väterzeit in Gestalt des Literarischen neben der Wirklichkeit und dem aktiven Leben ein Spezialdasein führen zu lassen. Die Figur des Wirtschaftsführers und großen Geschäftsmannes, der zugleich Philosoph, Schriftsteller, Zeitkritiker war, wie Rathenau, stellte vor dem Kriege, für Deutschland wenigstens, eine kulturelle Neubildung von hoher Merkwürdigkeit dar. Ich hörte, daß der Boxer Tunney ein eifriger Shakespeare-Verehrer sei, und sein freundschaftlicher Umgang mit Bernard Shaw ist weltbekannt. Was Max Schmeling betrifft, von dem Fiori eine schöne Statue gemacht hat, so ist er mit vielen Schriftstellern und Künstlern befreundet, zum Beispiel mit George Grosz, der dort steht, wo das Graphische ins Literarisch-Sozialkritische, Satirisch-Revolutionäre übergeht. Das sind Symptome. Die junge Welt, so scheint mir, will eine Einheitswelt sein, in der das Geistige freier, natürlicher und ungescheuter, als in Zeiten bürgerlicher Bildung, ins Leben übergeht, die die sentimentalische Spannung aufhebt zwischen Geist und Leben und darum unliterarisch erscheint. Daß sie nicht läse, ist falsche Nachrede. Bücher, die ihres Fleisches und Blutes sind und darum nicht schlecht zu sein brauchen, liest sie sehr wohl und bereitet ihnen Auflagen, von denen das literarische Zeitalter sich nichts träumen ließ."

Das Werdende Zeitalter. VIII, 9. (Berlin.) In seinem Aufsatz „Um was geht es in der heutigen Kunsterziehung" geht Leo Weismantel von der These aus, daß wir im Begriff seien, uns außerhalb der „intellektuellen" Geistessphäre die Kräfte der Seele erneut zu entdecken. Wie werden uns wieder geistiger Kräfte bewußt, die unsere Verstandeskräfte weit überragen:

„Es zeigt sich, daß das, was man bislang unter ‚Geist' verstand, das rein Intellektuelle, nur das Hereinreichen des Geistigen in einen ganz bestimmten Bereich des Irdischen darstellt, und daß die beiden Wesenheiten Seele und Geist von diesem intellektuellen Denken nur an der Peripherie erfaßt werden können, nämlich dort, wo die Beziehungen dieser beiden Kraftströme, dieser beiden Wesenheiten eben in ihren Ursache- und Wirkungsspannungen ‚verstanden' werden können. Hier aber, wo wir dann fragen: was oder wer diese Wesenheiten ‚Seele' und ‚Geist' sind, zerfällt die Menschheit

Digitized by Google

in die Zwiespältigkeit ihres Glaubenslebens, denn nur er, der Glaube der Menschen, ist es, der in jene Zone vordringt, in der Seele und Geist beschaut und bekannt werden. So sind denn jenem, der alles Seiende nur als Materie erfaßt, auch Seele und Geist nur Materie. Seele und Geist sind dem Materialisten letzten Endes Feuer, das aus Steinen springt, die aufeinanderschlagen. Dieser rein materialistischen Glaubensauffassung von Seele und Geist steht eine andere gegenüber, die Seele und Geist als von der Materie losgelöste, nur in die Materie hineingeborene magische Wesenheiten nimmt, Glaubensbekenntnisse, die unter dem Namen Seele jenes namenlose ‚Es' verstehen, die ‚Weltseele', die von uns Besitz ergreift, durch unseren materiellen Leib sich über die Erde tragen läßt, wie ein Reiter sich von seinem Maultier tragen läßt, und der die Wandlungen, die dem Leib vom Irdischen her als Schicksale gesetzt sind, auch als geistiges und seelisches Schicksal ertragen muß. Und wieder anders ist schließlich jener Glaube, der in der Seele das individualistisch gesetzte Eigenleben des Einzelmenschen — also nicht ‚Weltseele' sondern ‚Menschenseele' — sieht, das Bräutliche im Menschen, das mit dem Geistigen, das über den Wassern schwebt, mit dem Heiligen Geist als mit einem Freier sich vermählt, so daß beide ewig empfangend und gebärend die Schöpfung vorantragen. Wie immer unser Glaube nun diese Kräfte oder Wesenheiten benennt, es sind zwei schöpferische Kraftströme oder zwei wirkende Wesenheiten, von denen die eine die chaotische, die Triebkraft aus uns selber kommt, aussagt, schreit, Bilder ausspeit, und die andere, die diesem Ausdruck gegenübertritt, in ihn einfährt, das Übermenschliche, das Gesetzliche, das erst das schreiende Wort zur Begegnung der Menschen in der Sprache zur Dichtung wandelt, das erst die Wildheit der schreienden Töne in die Musik, die irrsinnigen Halluzinationen dieses Chaos zum Bilde formt. So stehen sich Ausdruck und Form als zwei Wesenheiten gegenüber, die erst in ihrer Vermählung jene Gebilde ergeben, die wir als Kunst bezeichnen, die, seien sie nun Dichtung oder Musik oder Bildwerk, als Wesen in der Welt sind und leben, Atmosphäre und Zone schaffen, daß das, was sich mit ihnen berührt, in den Schatten oder in das Licht kommt, wächst oder stirbt, denn Kunst so verstanden, die wahre Kunst, nicht die Scheinkunst, die aus dem Kosmischen durch die Menschheit in die Welt gebrochene Dichtung, die aus dem Kosmischen durch die Menschheit in die Welt gebrochene Musik, die aus dem Kosmischen durch die Menschheit in die Welt gebrochenen Bilder, haben nichts gemein mit jenem kleinen Gemäche menschlicher Werke, die nur Menschenwerke, ohne kosmische Kraft aus Technik und Routine ‚gemacht' werden."

Deutsch-Französische Rundschau. II, 9. (Berlin-Grunewald.) Paul Valéry bekennt zu der Frage künstlerischen Schaffens:

„Die künstlerische Schöpfung stellt ein Problem dar, das schwierig und vielseitig ist. Wenn sich mir ein Problem von derartigem Umfang darbietet, so sehe ich zuerst auf das, was ich die Wortbedeutung nenne. Ich stehe vor einem System von Worten, dem ein Ganzes von unklaren Begriffen und unvollständigen Beziehungen entspricht. Im Anfang steht die Unklarheit, wenn man sie auch nicht bemerkt. Einer der häufigsten Irrtümer beim Nachdenken über Probleme der Kunst ist der, Kunstwerke wie gut definierte Gegenstände zu behandeln. Daraus folgt, daß der Ästhetiker, ängstlich bedacht die Entstehungsgeschichte des Werkes aufzuzeigen, glaubt, den Künstler auf eine direkte Weise erfassen zu können. Er entfernt sich aber dadurch unbewußt vom Wahren und Wirklichen. Vom Wahren, weil ein Werk nur von einem bestimmten Betrachter aus angesehen werden kann und nicht an sich. Vom Wirklichen, weil die Ausführung von vielen äußeren Zufällen abhängt, deren Wirkung sich im Stoff des Werkes verbindet. Dieser kann, besonders wenn er sehr durchgearbeitet ist, einem Werk die Grundlage geben, ohne daß auf den Autor irgendwelche Schlußfolgerungen möglich sind. Man darf die so einfache Unterscheidung, daß es sich bei der Kunst um drei verschiedene Gegebenheiten, den Schöpfer, das Werk und den Leser oder Zuschauer, handelt, niemals aus den Augen verlieren. Wenn wir von einem Werk sprechen, so dürfen wir nicht vergessen, daß das Werk eine Sache ist, dessen Existenz ebenso latent ist, wie ein Phonograph, der nicht spielt. Nichts ist einfacher als ein Gedicht durch den Vortrag zu verändern. Es zeigt sich, daß es nur in der Auffassung besteht. Kommen wir zum Autor zurück. Lassen Sie mich mein Paradoxon wiederholen, daß der Autor auf der ganzen Welt am schlechtesten zu der Erkenntnis dessen geeignet ist, was die anderen sein Werk nennen. Selbst von den gewissenhaftesten und kritischsten kann man nicht sagen, daß sie wissen, was sie schaffen. Diese Behauptung ist um so wahrer, je umfassender das Kunstwerk ist, je mehr Zeit und Mühe es erforderte. Es kann geschehen, daß eine mir plötzlich erwachsene Idee sofort in der Arbeit einen Platz erhält und dem Leser ganz natürlich und notwendig durch das erscheint, was im Text ihr vorhergeht. Es ist also schwer für den Autor, die Wirkung des ganzen Werkes wahrzunehmen. Setzen wir hierher ein einzelnes Problem, welches sich dem Autor manchmal darstellt! Woran kann er erkennen, daß seine Arbeit vollendet ist? Das ist eine Entscheidung, die er zu fällen hat. Diese Entscheidung, welche dem Werk ein Ende

Digitized by Google

setzt, kann rein äußerlich sein. Der bestimmte Umfang, die gegebene Zeit, um ein Werk abzuliefern, Langeweile, Selbstgefälligkeit, das alles legt dem Autor den Abschluß seiner Arbeit nahe. Das Werk kann, so sehr es auch eine fertige und wohl abgerundete Sache ist, vom Autor als zufällig abgesprungenes Bruchstück seines Innern aufgefaßt werden, während sich das Werk dem Leser als fertige Konstruktion darstellt."

Neue Schweizer Rundschau. XXII, 9. (Zürich.) Carola Giedion-Welcker berichtet über das neueste Werk von James Joyce, das sie ein sprachliches Experiment nennt:

„Der neueste Joyce, der vorläufig erst in Fragmenten in der amerikanischen Zeitschrift ‚Transition' (Paris) erschienen ist, unter dem vieldeutigen Titel ‚Work in Progreß' (Werk im Werden) stellt an die geistige Bereitschaft und Mitarbeit des Lesers erheblich größere Anforderungen, als es 1922 der ‚Ulysses' tat.

Im ‚Ulysses' galt es, ein kompliziertes geistiges Gebäude formal zu durchdringen und vor allem geistig zu durchleuchten. Hier scheint der Zugang zum geistigen Inhalt zunächst durch eine neue und schwer entzifferbare Komposition und sprachliche Fassung verstellt. Auch durchdringen sich Form und Inhalt viel intensiver, werden auf eine ferne, abstrakte Ebene transponiert.

Wer die Abstraktions- und Neugestaltungsprozesse in der Malerei seit ungefähr fünfzehn Jahren verfolgt hat, wird hier Parallelerscheinungen feststellen können. Die Zuspitzung des malerischen Problems auf letzte und sensibelste Farb- und Formbeziehung, die bewußte Reduktion geistiger und körperlicher Situationen auf ihre Grundelemente, wie es z. B. ein Picasso in seinen letzten Metaphern tut, geschieht bei Joyce in der Sphäre des Dichterischen mit der gleichen Konzentration auf die seiner Materie entsprechenden Mittel. Dichtung ist für Joyce: sprachlich-klanglicher Ausdruck bis aufs letzte durchdestillierter geistiger Extrakte. Es handelt sich dabei nicht, wie allgemein in der heutigen zeitgenössischen Literatur, um Neunuancierung einer festgelegten Umgangssprache, Joyce schafft einen prinzipiell völlig veränderten Sprachausdruck. Sprache ist ihm: Kompositions-, Assoziations- und Versinnlichungsmittel. Durch die Betonung des akustischen Phänomens (das Buch ist daher auch nur durch lautes Lesen zu verstehen) wird man in eine ganz neue Welt von Klangassoziationen eingeführt, die nicht innerhalb des Englischen haltmachen, sondern sich international auswirken.

Näheres Eingehen auf diese Gestaltungsprobleme erfordert Kenntnis des Inhaltlichen. Das Thema? Kein spezielles. Die Personen? Keine speziell Festgelegten und Umgrenzten. Ein großes geistiges Gerüst, in dem die Füllung, Personen und Geschehen, auswechselbar. Das geistige Programm Giambattista, mit dessen Ideologie sich Joyce in den letzten Jahren intensiv beschäftigt hat, — ‚eine ewige, ideale Geschichte zu schreiben, nach der die Geschichte aller Völker verläuft', möchte man als Motto über das Ganze setzen. Diese Joycesche Menschheitsgeschichte wickelt sich natürlich nicht einmalig, in chronologisch-kontinuierlicher Folge ab, sondern wird aus vielen bunten Mosaiken zusammengesetzt und auf eine ideale Ebene projiziert, auf der nur geistige und sprachliche Beziehungen gelten. Die Verkettung geschieht ideologisch, nicht chronologisch. Ebenso wie die Menschheit nicht von geschlossenen Einheiten, sondern von einem großen menschlichen Kompositgebilde verkörpert wird. Joyce geht eine zugespitzte Generationseinstellung ebensowenig an, wie eine Begrenzung nach menschlicher oder geographischer Spezialität. Das heißt: Zeitschichten und Raumgrenzen werden eliminiert. Kein Anfang, kein Ende. Ein großer Kreislauf. ‚We may come, touch and go, from atoms and ifs, but we are presurely destined to be odds without ends.' (Wir mögen kommen, zupacken, und wieder gehen, von Atomen und Zufällen. Aber sicher sind wir bestimmt, kleine Nichtse ohne Ende zu sein.) Das Buch fängt aus dieser Einstellung heraus mitten in einem Satze an."

Ostdeutsche Monatshefte. X, 6. (Berlin.) Carl Lange, der Herausgeber der Ostdeutschen Monatshefte weist in einem warm empfundenen Aufsatz auf die Bedeutung hin, die Johanna Wolff für unser Volk, auch für unsere Jugend, gewinnt:

„Voll Glut und Leidenschaft ist Johanna Wolff den schweren Weg mit unserem Volk gegangen; sie hat manchen flammenden Mahnruf aus der Ferne in die Heimat gesandt, geboren aus tiefstem Miterleiden des harten Schicksals, das uns betroffen hat. Aber dies Schicksal richtig zu formen und zu gestalten, darauf kommt es letzten Endes an. Wie die Dichterin selbst, die als Waise eine bitterschwere Jugend — ihr Buch ‚Hanneken', ein Buch von Arbeit und Aufstieg erzählt davon — stark erlebte, so soll auch das Leid des Vaterlandes eine Stufe des Reifens sein und werden.

Detlev von Liliencron, dessen 25. Todestag uns lebendige Erinnerungen wachruft, begrüßte die damals unbekannte Dichterin beim Erscheinen des Gedichtbandes ‚Du schönes Leben' mit folgenden Worten: ‚... Bei dem Buche hält man sofort den Atem an, prallt zurück, erschrickt vor Freude — was ist das? Ja, das ist Leben, großes, weites Leben mit all seiner Kraft und Pracht, mit all seinen stürmischen, fröhlichen Begleitern. Es ist

Digitized by Google

soviel Wundervolles, soviel Springendes und Schimmerndes, soviel Klingendes und Schluchzendes; lesen wir: Wir müssen diese Verse lieben mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele.'

Und was Liliencron über die Gedichte sagt, gilt auch von dem Schaffen und der gesamten Persönlichkeit der Dichterin, die gerade unserer vielfach kranken Zeit neue Kraft und Glauben schenken kann. Mehr als bisher sollte der Deutsche zu ihren Werken greifen. Hier ist Brot der Seele, das uns not tut. Auf die kleinen Dinge im Leben kommt es an. Die Bücher Johanna Wolffs gehören auch in die Hände unserer Jugend."

*

„Moses Mendelssohn." Zu seinem 200jährigen Geburtstag. Von Hans Flesch (Die Literarische Welt V, 36. Berlin).

„Goethe und unsere Zeitwende." Von Jón Leifs (Die Tat XXI, 6. Jena).

„Ein Beitrag Goethes zur Künstlerbetrachtung." Von Wilhelm Dirks (Zeitschrift für Deutsche Bildung V, 7/8. Frankfurt a. M.).

„Goethes kunstgeschichtliches Verhältnis zu Peter Vischers Werken (Schluß)." Von K. E. Anhalt (Fränkische Monatshefte VIII, 8/9. Nürnberg).

„Zensur in alter und neuester Zeit." I. Goethes Anteil an der ersten Faustaufführung in Weimar. Von Hanns Leo Reich (Der Neue Weg LVIII, 17. Berlin).

„Über Goethes ‚Stella'." Von Karl Viëtor (Zeitschrift für Deutsche Bildung V, 9. Frankfurt a. M.).

„Schiller in französischer Beleuchtung." Von Alois Stockmann (Stimmen der Zeit LIX, 12. Freiburg i. B.).

„Heinrich von Kleist und seine Stellung zu Gemeinschaft, Volk und Staat." Von Karl Beckmann (Zeitschrift für Deutsche Bildung V, 7/8. Frankfurt a. M.).

„Anette von Droste-Hülshoff." Von Helmut Trüper (Markwart V, 8. Hannover).

„Friedrich Gottlieb Wetzel." Zu seinem 150. Geburtstag. Von Hans Flesch (Die Literarische Welt V, 37. Berlin).

„Mörike und Friedrich Wilhelm IV." Von Bernhard Linz (Deutsche Rundschau LV, 12. Berlin).

„Eine Quelle zu ‚Villa Schönow' [Raabe]." Von Lucian Müller (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XIX, 3. Braunschweig).

„Der Fall Nietzsche und die Lücke im Urheberrecht." Was die Familie Nietzsche dazu zu sagen hat (Die Literarische Welt V, 36. Berlin).

„Über Franz Kafka." Von Willy Haas (ebenda V, 36/37).

„Agnes Günther." Von Rudolf Günther (Deutsches Volkstum XI, 9. Hamburg).

„Karl Engelhard." Von Will Scheller (Heimat-Schollen IX, 8. Melsungen).

„Ludwig Thoma." Von Heinrich Schleichert (Herdfeuer IV, 9. Hamburg).

„Gutti Alsen." Von Fritz Kudnig (Ostdeutsche Monatshefte X, 6. Berlin).

„Abschied von Hofmannsthal." Von Walter Heynen (Masken XXIII, 1. Düsseldorf).

„Hofmannsthal, der Dichter des Todes." Von Martin Platzer (Der Türmer XXXI, 12. Stuttgart).

„Hugo von Hofmannsthal 1874–1929." Von F. Humbel (Die Besinnung III, 4. Aarau).

„Hugo von Hofmannsthal." Von Richard von Schaukal (Hochland XXVI, 12. München).

„Hugo von Hofmannsthals Ausklang." Von Josef Nadler (ebenda).

„Karl Henckell zum Gedächtnis." Von L. Lessen (Arbeiter-Jugend XXI, 9. Berlin).

„Christian Wahnschaffe alias Emanuel Quint." Von Marianne Thalmann (Deutsches Volkstum XI, 9. Hamburg).

„Felix Salten, ein Sechziger?" Von Moriz Scheyer (Radio V, 48. Wien).

„Der Erzähler Wilhelm Schäfer." Von H. von Glinsky (Politische Wochenschrift V, 36. Berlin).

„Heinrich Sohnrey." Von Hanns Martin Elster (Die Christliche Welt XLIII, 17. Gotha).

„Hans Franck." Von Alfred Huhnhäuser (Zeitschrift für Deutsche Bildung V, 7/8. Frankfurt a. M.).

„Hans Franck." Von Irmgard Tanneberger (Baden-Badener Bühnenblatt IX, 53).

„Holitscher und Dreiser." Von Alfons Goldschmidt (Die Weltbühne XXV, 34. Berlin).

„Valentin Traudt." Von Will Scheller (Heimat-Schollen IX, 9. Melsungen).

„Enrica von Handel-Mazzetti." Von Grete Berges (Deutsches Volkstum XI, 9. Hamburg).

„Leitmotive und thematische Gestaltung in den Heimatromanen Friedrich Schnacks." Von Felix Wittmer (The Germanic Review IV, 3. Washington).

„Wurzel eines Buches. Zu meinem Roman ‚Ein Mann stellt sich dem Schicksal'." Von Hans Christoph Kaergel (Eckart V, 9. Berlin).

„Not, Schuld und Liebe." Zu Kaergels Roman. Von Hans Kirchmayr (ebenda).

„Der Romanschriftsteller Joseph Roth." Von Manfred Georg (Preußische Jahrbücher CCXVII, 3. Berlin).

„Ernst Penzoldt." Von Hans Sochaczewer (Reclams Universum XLV, 50. Leipzig).

„Die Lyrik Kurt Heynicks." Von Wilhelm Knevels (Eckart V, 8. Berlin).

* * *

„Bernard Shaw über die Wahrheit der Shaw-Anekdoten." Von Max Hayek (Baden-Badener Bühnenblatt IX, 55).

„Journeys End [Sherriff]." Von Arnold Zweig (Das Tagebuch X, 36. Berlin).

„Wagner und Baudelaire." Von Kurt Engelbrecht (Stadt-Anzeiger XXVIII, 1. Mannheim).

„Der ‚Chansonnier' Fursy." Von Henry Lyonnet (Deutsch-Französische Rundschau II, 9. Berlin).

„Knut Hamsun." Von Paul Burghardt (Der Türmer XXXI, 12. Stuttgart).

„Der Dramatiker Hamsun." Von Lutz Weltmann (Dramaturgische Blätter VI, 6. Berlin).

„Anton Tschechoff." Von Karl Nötzel (Der Kunstwart XLII, 12. München).

„Über mich selbst." Von Ilja Ehrenburg (Das Tagebuch X, 35. Berlin).

„Bernanos und Gertrud von le Fort." Ein Vergleich. Von Friedrich Muckermann S. J. (Deutsch-Französische Rundschau II, 9. Berlin).

„Mihail Eminescu (Sein Leben)." Von A. Cajes (Die Verständigung I, 1. Bukarest).

* * *

„Zur Dramaturgie des Hörspiels." Von F. W. Bischoff (Die Literarische Welt V, 35. Berlin).

„Zum Drama der Gegenwart." Von Wolfgang Petzet (Der Kunstwart XLII, 12. München).

* * *

„Krieg in Büchern." Von Glinski (Politische Wochenschrift V, 37. Berlin).

„Schöne Literatur überlebt?" Von Maxim Gorki (Das Tagebuch X, 34. Berlin).

„‚Vergessene Bücher'." Von Roman Hoppenheit (Politische Wochenschrift V, 36. Berlin).

„‚Unzeitgemäße Literatur'." Von Hermann Kasack (Die Literarische Welt V, 35. Berlin).

„Detektiv-Romane." Von Heinrich Mann (ebenda, 34).

Digitized by Google

„Der internationale Übersetzungsaustausch." Von Gerhard Menz (Minerva-Zeitschrift V, 8/9. Berlin).
„Zur Wiedergeburt des Versepos in der Dichtung der Gegenwart." Nachwort des Herausgebers Martin Rockenbach (Orplid V, 11/12. M.-Gladbach).
„Die literarische Adalbert-Stifter-Gesellschaft." Von Johannes Stauda (Minerva-Zeitschrift V, 8/9. Berlin).
„Ist die ‚Gebrauchslyrik' wirklich zu gebrauchen?" Von Erwin Stranik (Freie Welt X, 219. Gablonz a. N.).
„Kunst und Handwerk der Kritik." Von Albert Malte Wagner (Stadt-Anzeiger XXVIII, 1. Mannheim).
„Gibt es eine sudetendeutsche Literatur?" Fragen und Forderungen. Von P. W. (Deutsche Hochschulwarte IX, 3. Prag).

Echo der Bühnen

Berlin

1.

„Stempelbrüder." Schauspiel in fünf Akten. Von Richard Duschinsky. (Uraufführung im Renaissance-Theater am 1. Oktober 1929.)

„Die Stempelbrüder" sind Schichtendrama. Man sieht, gar nicht so unähnlich einem Doppeldecker, zwei Böden, von denen der eine über dem anderen liegt. Der eine heißt hier naturalistische Milieugebung. Also: der Bodenverschlag, in dem die Arbeitslosen hausen, mit allem seelischen Drum und Dran, mit Hunger und Verbrechen, mit dem obligaten Charakterzubehör. Der andere heißt Tendenz. Sie bringt all das an Übertreibung — Steigerung der sozialen Not, Grellfarbigkeit der Sittenverderbnis, Schwarzmalerei der Polizei — was nötig ist, oder vom Autor als notwendig betrachtet wird, Schwung in die Angelegenheit zu bringen. Es ist ja Grundaxiom des politisierten Theaters: die Zuhörer dürfen nicht nur durch Vorführung der Leiden gequält, sie müssen auch durch Darlegung der waltenden Ungerechtigkeit aufgereizt werden.
Merkwürdig nun: es ist nicht die naturalistische Basis seines Dramas, auf der sich Duschinsky bewährt. Hier wirkt er vielfach als Epigone, in manchen Zügen als ein Unechter. Die Tendenz ist's, die ihn beflügelt. Kraft ihrer wird er Charakteristiker. Sie gibt seinen langen, meist nur vom jeweiligen „erregenden Moment" aufgepeitschten, trägen Akten Wirkung, sie führt gelegentlich zu eigener Schau. (Wenn das Mädchen, das sich dem Liebhaber, aber auch dem eigenen Bruder hingegeben hat und nicht weiß, wessen Kind sie unter dem Herzen trägt, sich weigert, dem redlichen Mann, der ihr Zuflucht und auskömmliches Leben bietet, zu folgen.) Sie, die Tendenz verleiht der Arbeitslosigkeit Stimme; Stimme, die gellt. Legt aber auch darüber hinaus die Tragik dar, die von Arbeitslosigkeit zu Arbeitsunfähigkeit führt und gerade den Arbeitswilligen in den Tod treibt.
Lebendig ist hier einzig die Tendenz. Aus sehr viel Totem begehrt sie auf. Kraft ihres Lebens rechtfertigt sie sich auch künstlerisch.

2.

„Scribbys Suppen sind die besten." Lustspiel. Von Julius Berstl. (Uraufführung im Komödienhaus am 14. September 1929.)

Ein Stück Amerika — nicht das der Wirklichkeit, nein, das sehr viel bessere unserer vagen Vorstellungen, aus Feuilletons und Jazz geboren — tritt in Erscheinung. Bei der Konkurrenz schleicht sich die Millionärstochter ein, ihren siebzehnjährigen Kommunismus zu betätigen, der flinke Reporter ist ihr auf der Fährte. Nicht gerade viel besagt das, doch eben genug, der Phantasie willkommene Anregung zu bringen. Nur eben ist es just das Gute, das sich an diesem Stücklein, das alsbald in das „klassische" deutsche Lustspiel der Blumenthal und Kadelburg übergeht, rächt. Denn es gibt keinen Übergang aus Twostep in Walzer; zwischen dem ersten und den folgenden Akten seines Spiels bläst Berstl ab. Gibt sich zum Schluß so konventionell, daß man sogar seiner Feschheit zu Beginn des Spiels nachträglich noch mißtraut. Ernst Heilborn

Echo des Auslands

Italienischer Brief

In einem geistsprühenden Aufsatz über die heutige italienische Literatur („Pegaso" I, 1) behauptet Papini, unsere Literatur befinde sich in einer kritischen Periode: es sei, nach einem kurzen Sommer, der Herbst zu früh hereingebrochen und nur hie und da blieben jetzt unter den bunten hinsterbenden Weinblättern magere verspätete Trauben hängen. Eine der Ursachen dieser Krisis sei der entschiedene Vorzug, den unsere Schriftsteller dem Roman geben, während der Italiener Sinn für die Lyrik, die Eloquenz, die Geschichte, die Satire, die Polemik, aber nicht für den Roman, so wenig wie für das Theater habe. Ich will nicht an dem Streit,

Digitized by Google

den der Aufsatz hervorgerufen hat, teilnehmen, aber auch ich sehe in unserer gegenwärtigen Literatur eher die Gärung eines vielversprechenden Vorfrühlings als die Mattigkeit des Spätherbstes, und glaube nicht, man könne einem ganzen Volk die Möglichkeit absprechen, in einer bestimmten literarischen Gattung etwas Wertvolles zu schaffen. Was die italienische Epik in besonderem betrifft, genügen die Namen von Manzoni, Verga, D'Annunzio, Fogazzaro, Svevo (einem Italiener von Geburt, Bildung und Gesinnung, trotz seiner deutschen Abstammung), um Papinis Behauptung zurückzuweisen. Aber auch unsere heutige erzählende Prosa verdient das verneinende Urteil nicht, das Papini über sie fällt. Wir können zwar nicht von Meisterwerken sprechen: Meisterwerke sind doch bei allen Völkern und zu allen Zeiten selten! Aber eine wachsende Beherrschung der Technik, vereint mit einem immer innigeren Geschmack an der Erzählung, mit einer immer reineren Sachlichkeit, ist unbestreitbar. Ich erwähne unter den zahlreichen Neuerscheinungen auf diesem Gebiet nur einiges, was mir beachtenswert scheint, ohne Anspruch auf Vollständigkeit: vor allem „Villadorna" von Fr. Chiesa, und „Emigranti" von Fr. Perri, die Romane, die den Preis Mondadori für das Jahr 1927 bekommen haben, die 1928 erschienen und nun beide in der dritten Auflage vorliegen (Mailand, A. Mondadori).

Francesco Chiesa ist auch in Deutschland kein Unbekannter: seine „Istorie e favole", „Racconti puerili" und sein Roman „Tempo di marzo" sind ins Deutsche übersetzt; aber nur in „Villadorna" hat der feine Dichter das Maß seines Talents gegeben. Der Stoff ist nicht besonders anziehend und lohnend: Villadorna wird, mit einem nicht sehr ehrlich zusammengebrachten Vermögen, zwei Brüdern als Erben zufallen; die einander sehr unähnlich sind: der ältere, Poli, ein Welt- und Geschäftsmann, skrupel- und rücksichtslos, der jüngere, Marco, ein einfältiger, gutmütiger Mensch, aber ohne festen Willen; zwischen ihnen steht ihr alter Onkel, der Vormund ihres kranken, geistesschwachen Vaters, ein strenger, mürrischer, kerniger Mann, der alles tut, sogar den eigenen Tod beschleunigt, um sein Wort zu bekräftigen, damit der jüngere Neffe seinen Anteil an der schmutzigen Erbschaft ablehne. Ganz arm an Handlung (selbst was Marco tun wird, bleibt unbestimmt), ist der Roman desto reicher an Leben. Die reizvolle Gegend von Ligornetto im Kanton Tessin, wo die Villa mit ihren Weingärten, Wäldern und Wiesen liegt, öffnet sich vor uns, in all ihren Formen und Farben; wir atmen ihre Luft und leben in ihr mit ihren Bewohnern; aber vor allem sehen wir die Hauptpersonen, die ganz trefflich gezeichnet sind. Mit feiner, eindringender Beobachtung, betrachtet sie der Dichter, mit meisterlicher Hand weiß er sie zu bewegen; mit reifer Menschenkenntnis sieht und richtet er ihre Schwächen und ihre Schuld; und diese menschliche und künstlerische Reife erlaubt ihm, sich über sie zu erheben, läßt ihn jedes Äußerste vermeiden, gibt seinem Wort eine höhere Heiterkeit und Ruhe. Das macht den eigentlichen Wert des Romans aus: die Persönlichkeit und die Kunst des Dichters, der Lebendiges schafft, sein Stil, der breit, ruhig, zuweilen nicht ohne einen leichten humoristischen Beigeschmack, seine Sprache, die reich und rein, malerisch und klangvoll ist, sei es in den Beschreibungen, sei es in den Dialogen. Man denkt dabei an Manzoni, und fühlt weniger oder vergißt gar die Geringfügigkeit der Handlung.

Ganz anders „Emigranti" von Francesco Perri! Hier ist die Handlung Hauptsache — rohe, leidenschaftliche Menschen sind die Helden, die keine Gefühlsverwicklung kennen und eher zum Handeln als zum Denken geboren sind; viele Schicksale spinnen sich vor unseren Augen ab, und den Hintergrund bildet das Leben eines ganzen Dorfes. Wenn alles ruhig und heiter bei Chiesa, so ist hier alles bewegt und bunt; dort alles breit und langsam, hier alles knapp und gedrängt; dort zarte, milde Farbenabstufungen, hier die satten Farben einer süditalienischen Landschaft. Elend zwingt viele Bewohner von Pandore, in Calabrien, zur Auswanderung: sie verlassen ihren lieben Boden, der ihnen das Brot versagt, ihre Familie, die junge Braut und gehen nach Amerika, wo sie voller Heimweh leben und sehr teuer ihr Brot und das wenig Gold bezahlen. Einer stirbt bei der Explosion einer Kohlengrube, ein anderer kehrt nach Hause mit einer unheilbaren Krankheit zurück, steckt die Braut an und zieht sie in seinen Ruin; Liebesbande zerreißen, und Leid und Tod entstehen daraus: eine ganze Familie geht auf solche Weise zugrunde. Man kann sich zuweilen des Eindrucks nicht erwehren, wir läsen einen Tendenzroman, alles diene darin zum Beweis einer These: und wie die Dichter des Tendenzromans hat auch Perri einen entschiedenen Hang zum Naturalismus; wie jene verweilt auch er mit Vorliebe bei Milieubildern und Volksszenen, die manchmal den raschen Gang der Erzählung unterbrechen und die Einheit stören. Aber die Tendenz verhindert ihn nicht, lebendige Personen zu schaffen, und die Volksszenen sind meistens kräftig gezeichnet und bieten ein, besonders für die Ausländer, nicht gewöhnliches Interesse. Auch die Sprache ist naturalistisch gefärbt, schwungvoll und farbig. Eine innige Liebe zum heimatlichen Boden, ein gesundes Naturgefühl, der Glaube an eine höhere Macht, vor der auch die Elenden Gehör finden, geben dem Roman, den man mit Vergas Romanen verglichen hat, einen tiefen

Digitized by Google

Überzeugungston und einen beträchtlichen menschlichen und künstlerischen Wert.

Ein preisgekröntes Werk (Premio dei Trenta, 1928) ist auch der Roman von Bianca De Maj, „Pagare e tacere" (Mailand, Treves, 1928), in dem die Verfasserin, die gewohnten Wege verlassend, sich an ein nicht leichtes Thema wagt: sie wählt zur Heldin eine Frau, für die das Leben nur Pflichten bietet, die, obwohl schön, die Strenge selbst ist, und in ihrer Strenge unbarmherzig gegen sich, ihren Mann, ihre Kinder, ihre Umgebung wird. Früh verwaist, verläßt sie die Stadt und lebt einsam auf dem Lande, um die geerbten Güter besser zu verwalten; sie unterdrückt ihre Liebe zu einem jungen Edelmann und heiratet ihren älteren Vormund, um ihn vor der Verfolgung der österreichischen Polizei zu retten (die Handlung führt uns in die Nähe von Verona, zur Zeit unserer Befreiungskriege); sie kämpft wie ein Mann, zu allem bereit, um ihren Willen durchzusetzen, aller Neuerung widerstrebend, überzeugt, nur das Althergebrachte sei gut. So lebt alles in ihrer Nähe ein kümmerliches, graues Leben in einer dumpfen Luft; und, da die Welt notwendig ihren Weg geht, stiftet sie am Ende Unheil, wo sie helfen will, und bricht zusammen, nachdem sie mühsam und schmerzlich wieder gut gemacht hat, was noch zu retten war. Die Aufgabe, einem solchen Charakter Leben einzuflößen, hat die Dichterin im Grunde gut gelöst; nur anfangs findet man Mühe, die Schönheit, das anziehende Aussehn des achtzehnjährigen Mädchens mit der unbiegsamen und anscheinend kalten Seele zu paaren; und wenn die Heldin zu streng und männlich, so sind gewiß alle Personen um sie zu schwach; auch scheint mir die Anhänglichkeit der Heldin an Österreich zu stark betont, da sie keine bedeutende Rolle weder in ihrer inneren Entwicklung, noch in der Handlung spielt. Aber in der zweiten Hälfte des Romans gewinnt die Heldin ein tieferes Leben, die Handlung nimmt einen raschen dramatischen Gang, die Verfasserin findet den rechten Ton. Auch De Maj, wie Chiesa und Perri, hat viel Naturgefühl: die grüne und fruchtbare „bassa" bei Verona, das wechselnde Leben der Natur, das Bauernleben finden in ihr eine treue und liebevolle Beschreiberin; und auch die historische Farbe ist im ganzen gut getroffen.

Ausgezeichnete, lebensvolle Frauenbilder finden wir in Ada Negris „Sorelle" (Mailand, A. Mondadori, 1929): kein Roman, aber auch nicht mehr Lyrik ohne Verse, wie oft bei A. Negris Prosa: es ist eine Reihe Skizzen, Porträts von Frauen, denen die Verfasserin auf ihrem Wege begegnet, und in denen sie etwas von sich selbst gefunden hat, Frauen, die sie „Schwestern" im Lieben und Leiden nennen darf, immer mit herzlicher Sympathie und oft mit einer so sicheren Anschaulichkeit und Genauigkeit gezeichnet (man denke an die treffliche „Sora Rò"), die eine angenehme Überraschung bei der lyrischen Dichterin ist. Ihr Vortrag ist einfacher geworden, die Personen und die Dinge nehmen festere Umrisse und Körperlichkeit an, und auch der menschliche Inhalt hat sich weiter geläutert: A. Negri weiß nun mit wenigen prunklosen Worten tiefe Wahrheiten zu sagen und unser Innerstes zu bewegen. Hoffentlich dürfen wir auch in der erzählenden Prosa viel Wertvolles von dieser Dichterin erwarten, die, in ihrer leidenschaftlichen Liebe zur Kunst, trotz ihrer Erfolge, immer unbefriedigt ist und auch eine staunenswerte Fähigkeit beweist, sich zu erneuern.

Sachlichkeit ist, was A. Negri in „Sorelle" erstrebt: und Sachlichkeit ist die Charakteristik unserer neueren Erzähler. Man liebt nicht mehr die Phrase, den Prunk, man ist auch müde, in Empfindungen zu schwelgen: die heutigen Schriftsteller wollen die Welt mit offenen Augen und offenem Herzen sehen und treu und unmittelbar wiedergeben, wie sie sich in ihrem Inneren abspiegelt und färbt; sie wollen Menschen schaffen, die wirken und kämpfen und ihrem Leben einen kräftigen Gehalt geben, nicht mehr geschwätzige, schlaffe, blasse Weichlinge, die ihr krankes Herz hätscheln und zur Schau stellen. Ein schönes Buch gibt uns Bonaventura Tecchi in seinen Erzählungen „Il vento tra le case" (Turin, Ribet, 1928). Der Wind, der unter den Häusern bläst, ist die Unruhe des Dichters, der sich umsonst nach etwas Festem, nach Gewißheit sehnt. Dieselbe Unruhe treibt seine Helden, armselige Menschen, die unter dem Druck einer feindlichen Wirklichkeit leiden, an die sie sich nicht zu gewöhnen, von der sie sich nicht zu befreien vermögen, gebildete Menschen, die, untätig, keinen festen Boden gewinnen können, oder nur zeitweise in einer schönen kurzen Täuschung Ruhe finden. Tecchis Vortrag ist knapp und kunstlos, aber wirksam; zuweilen gewinnt er einen leichten, ironischen Anhauch; und seine Personen, die er wohlwollend betrachtet und treu malt, haben ein ganz bestimmtes Gesicht (ich erwähne nur „Nunziatina" und den alten Mann in „Morte del vecchio") und eine eigene konkrete Wirklichkeit.

Ein sehr kurioses, originelles Buch ist die „Guida sentimentale di Torino" von Mario Gromo (Turin, Ribet, 1929[3]), die den Preis der Fiera Letteraria 1928 erlangt hat. Die piemontesische Stadt, so schön am Po, am Fuße von grünen Hügeln gelegen, mit ihren geraden Straßen, ernsten Palästen und Kirchen aus der Barockzeit, lächelnden Gärten und Alleen, aber vor allem mit dem charakteristischen Leben ihrer Bewohner, entsteht vor uns in diesem Buch, und zeigt uns ihr

Digitized by Google

eigenstes Gesicht. Es ist eine Reihe reizvoller Bilder, die Gromo mit erfahrener leichter Hand, mit einem köstlichen Humor und echter Poesie hinwirft, die zuweilen wie alte Drucke anmuten, besonders wo er die guten turiner Bürger darstellt, während sie, ihren Gewohnheiten getreu, im Kaffeehaus ruhen und schwatzen, oder sich am Festtag ausleben wollen; wo er uns in die turiner „Salotti" führt, oder die reizenden, losen Schneidermädchen beschreibt. Man denkt, wenn er den rechten Ton ganz trifft, an unsere beste Heimatkunst, besonders an die Gedichte Guido Gozzanos.

Gute Heimatkunst sind auch die „Idilli rustici" von G. Titta Rosa, einem feinen Dichter und Kritiker, dem wir unter anderem auch ein interessantes Buch Gedichte, „Le feste delle stagioni" (Florenz, Solaria, 1928) verdanken. Seine „Idilli" sind sehnsuchtsvolle Erinnerungen an die Kinderjahre, vorwiegend lyrische Naturbilder, Dorfgeschichten, die, wenn die Beschreibung nicht allzusehr in die Einzelheiten eingeht, neben der lyrischen Begabung auch ein gutes Erzählertalent bezeugen.

Eine reine, frische Frühlingsluft atmet man in „Gente di mare" von Giovanni Comisso (Mailand, Treves, 1928), einem sehr jungen Schriftsteller, dem der Preis Bagutta 1928 zuerteilt wurde. Er führt uns unter die Matrosen eines Segelschiffs, und mit ihm segeln wir in der Laguna, unter den Inseln an den Küsten von Istrien und Dalmatien, auf einem bald glatten, bald stürmischen Meer; mit ihm leben wir das rohe, abenteuerliche Leben jener einfältigen Menschen, die zugleich Matrosen, Kaufleute und dann und wann auch Schmuggler sind. Alles blau in diesem Büchlein: ein Gefühl von Einsamkeit und Ruhe; Geruch von Meer und, bei den Inseln, von Wäldern und frischgehauenem Holz; Ursprünglichkeit jeder Empfindung, fern von den Gewohnheiten der Welt. Comissos Sprache ist klar, durchsichtig, äußerst einfach und dabei saftig und farbig; am besten gelingt ihm das Stimmungsbild. — Stimmungsbilder sind oft auch die Kriegserinnerungen, die er in der Zeitschrift „Il Convegno" veröffentlicht, oder in seinen Roman „Al vento dell' Adriatico" (Turin, Ribet, 1928) eingeschaltet hat.

Da von Kriegsliteratur die Rede ist, sei die Neuauflage von „Le scarpe al sole" von Paolo Monelli (Mailand, Treves, 1928) besonders erwähnt. Es ist, mit A. Sofficis „Kobilek", das Beste, was wir auf diesem Gebiet haben. Aus einem Tagebuch entsprungen, weit entfernt von jeder Absicht, Bewunderung oder Grauen zu erregen, gibt Monellis Buch ein unmittelbares und desto anschaulicheres Bild des Krieges, wie ihn unsere „Alpini" gesehen und mitgemacht haben, voller Liebe zu unseren Bergen, unersättlich im Saufen, gern lärmend und singend und über die Kommandos spottend, aber auch unermüdlich, kühn, entschlossen, wo es zu schaffen, zu wagen, zu sterben gilt.

* * *

Zu Recht haben die lyrischen Gedichte von Eugenio Montale, „Ossi di seppia" (Turin, Ribet, 1928) die Aufmerksamkeit der Kritik auf sich gezogen. Montales Poesie ist nicht die gewohnte: es ist die Poesie eines höchst modernen Dichters, der viel gedacht, viel gekämpft, um den Durst seines Geistes nach Wahrheit zu stillen, und nur uneiniger mit sich selbst und mit allem geworden ist. Unruhig, gequält, steht er nun vor der schönen Welt, die doch seine Sensibilität reizt und rührt, wie vor einem Rätsel, unfähig, die Erscheinungen zu ergründen und zu einem Ganzen zusammenzubinden, unfähig, den vollen Sinn des Lebens zu begreifen, sich an etwas Dauerndes zu klammern, nur ahnend, nur seltene Augenblicke der Vergessenheit kostend. Gequält ist auch die Form dieser Dichtung: nie freier Gesang, aber kernig und schneidend, reich an plötzlichen Beleuchtungen und tiefem Sinn.

Melancholie ist auch das Merkmal von Angiolo Silvio Novaros Lyrik: „Il piccolo Orfeo" (Mailand, Treves, 1929); aber wie verschieden ihr Ton, ihr Ursprung! Wir befinden uns bei Novaro vor einem Drama nicht mehr des Geistes, sondern der fühlenden Seele. Aus einem tiefen Schmerz, der sein Inneres ganz zerrüttet und ihm Leben und Welt verfinstert hat, erwacht, langsam genesend, der Dichter, und findet nach und nach wieder Freude an der Natur, an der Schönheit, am Leben; aber es ist nicht mehr die volle Freude von ehemals; ein Tropfen Wermut ist in seinem Kelch geblieben, sehnsuchtsvolle Melancholie ist im Grunde seiner Freude selbst. Seine Ruhe ist die Ruhe eines heiteren Abends, der einem wütenden Sturm folgt: und am Himmel glänzt schon ein Stern. Sein Gesang ist inniger geworden; es klingt oft, in seinen einfachen Rhythmen, wie ein Wiegenlied, mit dem er den alten Schmerz einschläfern will, um noch einmal träumen zu können.

* * *

Im Verlag der Fratelli Treves ist eben das letzte Drama Sem Benellis, „Orfeo e Proserpina" erschienen; der Verfasser bemüht sich, dem alten Mythus eine neue Bedeutung zu geben; Orfeo ist das Licht, die Schönheit, der Geist, der gegen die Finsternis kämpft, vergebens die Materie vergeistigen will und am hellsten im Opfertod glänzt. In demselben Verlag hat Milly Dandolo einen neuen interessanten Roman, „Tempo di amare" (Mailand, 1929) und Rosso di San Secondo ein seltsam betiteltes Buch, „C'era o non c'era il diavolo?" (1929), herausgegeben, wo er fast realistische

Digitized by Google

Charakterbilder mit beredten Ergießungen und freien Arabesken, die uns in die „ultravioletten" Reiche der Phataſie führen ſollen, abwechſeln läßt. Bruno Zattori veröffentlicht einen Band Gedichte: „La voce dei perduti" (Lanciano, G. Carabba, 1928), Guido Stacchini zwei humoriſtiſche Reiſebücher, „Itinerario galante in 17 Nazioni" und „Questa terra, Sire!" (Mailand, Corbaccio, 1928).

Enrico Ruta verſucht ſeine politiſchen Ideen in: „Politica e ideologia" (zwei Bände, Mailand, Corbaccio, 1929) ſyſtematiſch darzulegen. — Eine neue vorwiegend literariſche Zeitſchrift erſcheint ſeit Januar in Florenz (Le Monnier): „Pegaso". Von Ugo Ojetti geleitet, zählt ſie unter ihren Mitarbeitern unſere beſten Schr ftſteller und bringt in ihren monatlichen Heften, nebſt orig nellen Aufſätzen, Novellen uſw., Beſprechungen der wichtigſten Neuerſche nungen.

Genua G. A. Alfero

Siebenbürgiſcher Brief

Da ſich die Zeit ſeit meinem letzten Brief zu einem geſchloſſenen Jahre rundet, freue ich mich, berichten zu können, daß ſich neues lichtvolles Leben von Menſch zu Menſch und Volk zu Volk in unſerem konglomeratiſchen Daſein bezeugen läßt. Über die nicht immer erfreulichen Ereigniſſe der inneren Politik lebt die ſiebenbürgiſche Seele, die wir ſeit der Einkleidung in den neuen rumäniſchen Staatsverband in ihrer Form als ſelbſtändiges Geſtaltungsprinzip mehr und mehr erkennen, in immer erfreulicheren Formen hoch. Die Ungarn Siebenbürgens, von ihrem Mutterlande in viel unangenehmerer Grenznachbarſchaft abgetrennt, beſinnen ſich auch mehr und mehr, daß in dem Szeklerboden unſeres Berglandes die eigentlichen Wurzeln ihrer Kraft liegen. Es lebt noch etwas von einem edlen Mäzenatentum in der ungariſch-ſiebenbürgiſchen Adelswelt. Graf Nikolaus Bánffi, Baronin Bornemiſſa, Graf Johann Kemény berufen einen Kreis von Künſtlern und Dichtern um ſich. Auf dem Schloſſe Keménys kommt man zuſammen und gründet eine Arbeitsgemeinſchaft, und dieſe Arbeitsgemeinſchaft lebt, wird vom leſenden Publikum freundlich aufgenommen, kurz, man glaubt ſich in das Zeitalter verfloſſener Literaturgeſchichtsvorgänge verſetzt. Das alles hätte für den deutſchen Zweig des Literaturlebens keine Bedeutung, wenn ſich hier innerweltlich nicht ein Vorgang wiederholen würde, der in Europa in der Schweiz ſchon Leben gewonnen hat: man findet ſich in verſchiedenen Sprachen als Kind einer Erde. Der Helikon — ſo nennt ſich die ungariſche Künſtlergemeinſchaft — lädt die deutſchen Dichter Siebenbürgens zu ſich nach Klauſenburg. Heinrich Zillich, Hermann Klöß, Otto Folberth, Adolf Meſchendörfer, Erwin Wittſtock und der Schreiber dieſer Zeilen folgen dem Ruf, und das faſt rein ungariſche Publikum ſpendet begeiſtert zu allen Vortragsſtücken, die die Schriftſteller aus eigenen Werken bieten, reichen Beifall. Nun ſollen die Ungarn nach Kronſtadt kommen, um dort einen Gegenbeſuch zu machen. In Frankreich aber ſoll durch ungariſche Vermittlung ein deutſch-ſiebenbürgiſches Sammelbändchen charakteriſtiſcher Lyrik und Proſa erſcheinen; alſo der merkwürdige Fall, daß auslanddeutſche Dichtkunſt auf dem Umwege über Frankreich dem reichsdeutſchen Leſerkreis vielleicht bekannt wird. Denn reichsdeutſche Verleger intereſſieren ſich nicht für uns.

Daneben erſcheinen in den deutſchen Zentren Siebenbürgens nach wie vor Bücher von Qualität, allerdings unter grundſätzlichem Verzicht auf jeden Gewinnanteil ſeitens der Schriftſteller. So wurde die hier ſchon erwähnte Schriftenreihe des deutſchen Märtyrers Stephan Ludwig Roth im Klingſorverlag weiter fortgeſetzt (unter dem Geſamttitel „Heimkehr"). Ein Monumentalwerk des kronſtädter ſächſiſchen Muſeums als Monographie des Burgenlandes (Name des Regierungsbezirks von Kronſtadt) erſcheint im Lexikonformat unter einem Aufwand von rund ſechzig bis achtzig Vollbildern, alles aus freien Volksgaben ermöglicht. Dieſe Bücher dürften weit außerhalb des Reiches ein Unikum von Gelehrſamkeit und Fleiß darſtellen. Erwin Reisner beſchenkte uns mit einem neuen Werke ſeiner Studien. „Die Geſchichte als Sündenfall und Weg zum Gericht" (Verlag Rich. Oldenbourg, München. Als einziges Werk, das den Weg hinausfand!). Der Gedankengang dieſes Philoſophen reicht weit über das Syſtem engtheologiſcher Gedankenketten hinaus und bietet für den Äſthetiker eine in ſich geſchloſſene Weltſchau des Formerlebens. Reisner iſt Relativiſt, vielleicht der konſequenteſte von heute. Heinrich Zillich, der ſich neuerdings auch zu immer größerer politiſchen Aktivität emporſchwingt, brachte uns eine neue Zuſammenfaſſung ſeines Könnens in einem Bande lyriſcher Dichtung: Strömung und Erde (Verlag Klingſor). Deutlich wächſt aus der Wurzel dieſes für Siebenbürgen ſo charkteriſtiſchen Sängers das große Wunder des Heimaterkennens in jeder Zeile hoch. Er müßte weit über die enge Grenze des Staates bekannt ſein. Hermann Klöß ſchuf ein neues Drama: „Die Braut von Urwegen". Anknüpfend an eine alte Volksſage geſtaltet er ein reich von Leben durchpulſtes Schauſtück, das ſeine glücklichſte Wiedergabe nach einer Reihe von Aufführungen in Hermannſtadt, auf dem Kirchhofe von Urwegen ſelbſt als Freilichtaufführung erleben durfte. So können wir auch in dieſem Briefe erfreulichen Aufſchwung berichten.

Kronſtadt Egon Hajek

Digitized by Google

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Kathinka Plüsch. Roman. Von Irene Forbes-Mosse. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 258 S. Geb. M. 6,50.

Sehr selten begegnet man einem Buch, das so unterhaltend ist wie dieses und dabei ein so tiefes Wissen hat um der Menschen Glück und Schmerzen; ein Wissen auch um die grausame Vergänglichkeit jeden seelischen Erlebens.

Schon die Komposition des Romans, die in ihrer regellosen Anlage und ihrer souveränen Ironie vorbereitet auf den Ton der gereiften Weltdame, ist kapriziös und spannend.

„Eine unwahre und lehrreiche Geschichte", nennt die Verfasserin den Roman, „die man nach Gefallen noch weiter ausspinnen könnte," und „freilich ebenso möglich wär's..."

Überhaupt liebt sie es, uns kleine Ernüchterungen zu bereiten, wenn wir, durch den lebendigen Reiz ihrer Personen verführt, uns gläubig deren Schicksale zu Herzen nehmen. Mit einer gewissen Schadenfreude entzupft sie — echt romantisch die eigene Dichtung ironisierend — dem kunstvollen Gewebe des Werks die einzelnen Fäden, aus denen es besteht. Ihr Erzählen streift über strotzende Lächerlichkeit, Eleganz, Tierhaftes und Kultiviertes hin wie ein sanftes Sommerwindchen über Gartenbeete; streift Küchenkräuter und Lilien und überhaucht sanft Rosen, die am Verblättern sind.

Verblüffend ist, wie sie die verschiedensten Menschenexemplare und ihre Umwelt mit ein paar treffenden Bemerkungen charakterisiert. Die blonde, hübsche und ein wenig gefühlvolle Fabrikantenwitwe nennt sie „eine Holbeinseele" und läßt sie mit einem Stopfstrumpf über der linken Faust am Fenster sitzen und behaglich zurückträumen. In ihre münchner Jugendzeit mit Kostümfesten und Wagnerschwärmerei und Renaissancemöbeln im Tapissiergeschmack. Die Dichterin wird selbst spöttisch behaglich dabei.

Und wie sie das kleine geschmeidige junge Ding, den Findling Käthchen vor uns hinstellt mit ihrem gutartigen Spielgefährten, dem Fabrikantensohn, wie das Mädchen dünn, scheu und gewandt über Bretterstapel klettert, durch den schmalsten Spalt, das kleinste Loch schlüpft, mit ihrem kleinen Sphinxgesicht bald da, bald dort auftaucht, wie es ihr gefällt, ist sie uns zugleich, wie es die Absicht der Verfasserin ist, das Ebenbild des grauen Kätzchens Kathinka Plüsch, deren zigeunerndes und verantwortungsloses Dasein gleichsam das Symbol abgibt für die abenteuernde Käthchen-Kitty. Derselbe sichere Instinkt, das gleiche Schmeicheln und Wehren, die gleiche Angst vor dem Seßhaften.

Die Dichterin, die Tiere kennt und liebt, hat hier aus dem Verständnis dieser Tierseele heraus ein Doppelporträt geschaffen, das zum Nachdenken über die Zusammenhänge von Tier und Mensch verleitet. Kathinka ist hier eine ganz persönliche Katze und zugleich der Typus der ruhelos Vagabundierenden, dem auch Käthchen angehört: liebebedürftige und flüchtige Geschöpfchen mit ihrem gleichmütigen Hinnehmen von Leid und Leckerbissen. Bald schmeichlerisch und träge, bald fremd und vornehm. In Kathinkas Lebenslauf und Lebenssturz ist Käthchens Schicksal vorgedeutet.

So ist sie auch eines Abends wie auf Samtpfötchen, aber ratlos und krank zum braven Fabrikantensohn geschlichen, der ihr Schutz, Genesung, Heimat geben will. Da kommt es wie ein Nebel über sie; ein Haß den geschlossenen Türen und festen Wänden gegenüber, in denen sie nun leben soll. Sie geht zum Fenster. Es ist nur angelehnt. Sie klemmt ihre kleine Hand dazwischen. Macht den Spalt ein wenig weiter. Die Akazie im Hof streckt sich mit kahlen Ästen zu ihr hin. Sie duckt sich. Alles an ihr spannt sich — spannt sich. Da — eine Wolke zieht über den Mond. — — Und plötzlich findet sie sich wieder in beleuchteten Straßen — unter Bäumen — in der Freiheit.

Kathinka Plüsch aber bricht in solcher Wandernacht von bösen Jungen gehetzt und mit Steinen beworfen, blutend im welken Laube zusammen. Ein Mitleidiger verscharrt sie unter den Blättern.

Den verbindenden Chorus aber all dieser Geschehnisse bilden die Gedanken und Aussprüche der alten, feinen Dame, der Baronin, der die Verfasserin ihre eigenen Meinungen und Erfahrungen in den Mund legt. Sie ist die Stellvertreterin der Dichterin, die uns fast in allen ihren Werken begegnet.

Berlin — Anselma Heine

König Kandaules. Roman. Von Max Dreyer. Leipzig 1929, L. Staackmann. 319 S. Geb. M. 6,50.

Mehr noch als aus dem ersten Buch des Herodot und aus Platons „Staat" kennt man aus Hebbels „Gyges" die Gestalt jenes Lydierkönigs Kandaules, der seines Weibes Schönheit fremdem Auge preisgibt und durch diese Schaustellung Weib und Thron verliert. Diese tiefe Fabel, deren Sinn noch über Herodot hinaus im Urproblem der Ehe gründet, läßt Max Dreyer in seinem jüngsten Roman unter Menschen der Gegenwart, im Bereich der Kunst, sich neu und eigenartig abwandeln. Der junge Vorzeit-Forscher Hilmar König, ein feingeistiger Nervenmensch, gewinnt die Liebe der spröden, klaren, in sich geschlossenen Mathilde Menander, die mit seltener Stimme begabt ist. Er ruht nicht, bis der Funke angeblasen ist: selber treibt er die Sängerin, die sich nur widerstrebend entschließt, an die Öffentlichkeit, auf die Bühne; aus dem Funken wird der Brand, den die Frau heil durchschreitet, während der Mann — wie häufig bei Dreyer ein „halber Held" — das Opfer seiner ungebändigten Empfindlichkeit wird. Nach einer etwas breit geratenen Entwicklung im Hauptteil steigert sich die Handlung ungestüm zu Krisis und Lösung. Die nordisch herbe Natur, See und Scholle, des Dichters eigenstes Element, ist in wirkungsvollen Gegensatz zur lockenden, überhitzten Welt der Kulissen gesetzt. Scharf und gut geschaut sind auch die Nebengestalten: der an den Klippen der Kunst gestrandete, alte Kantor Löteißen, der feste, runde, gütige Ohm Eckbert, der schwerblütige, leidgezeichnete Kapellmeister Klaus Ohlendieck, während Maja Valini, Mathildes Gegenspielerin im Leben und auf der Bühne, etwas im Romanhaften stecken bleibt und mit ihr, wie ich meine, die nicht unbedingt nötige Szene, in der sie den ohnehin geborstenen Hilmar verführt. Die bluthafte Wärme, die helle Ehrlichkeit des echten Erzählers trägt das Buch, das ernstesten Fragen der Seele und des Künstlertums mutig und feinfühlig zu Leibe geht.

Weimar — Heinrich Lilienfein

Urlaub von Gott. Von Ludwig Finckh. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 240 S.

Eine Studentin sagt in dem neuen Werk Finckhs: „Wir sind wohl von Gott entlassen auf eine kleine Zeit zu unsern Eltern, um den Staub der Erde zu schlucken und in seinen Schoß zurückzukehren. Aber wir müssen ihn überhauchen

Digitized by Google

mit dem Göttlichen, damit er für andere vergoldet wird." Urlaub von Gott zum Dienste am Nächsten, am Volk, ja an der Menschheit: das ist der Sinn dieser in ihrem epischen Aufbau geradlinigen und wahrhaft schlichten Erzählung, in der Finckhs Glaube an einen höheren Zweck des Menschenlebens aufs neue den reinsten und schönsten Ausdruck findet. Vor allem ist ihm die Jugend berufen. Finckh hat den starken Glauben an die geistige und sittliche Wiedergeburt unseres Volkes durch die heute vonden Alten so vielgescholtene Jugend. Um dieses Glaubens willen, der über dem Buch leuchtet wie die Sonne über dem Bodensee, dem Schauplatz des Geschehens, muß man es lieben. Zwillingsbrüder sind seine Helden, die das Schicksal früh zu Waisen macht. Der eine wird Bauer, der andere Mediziner. Beide treibt der schwäbische Wandertrieb in die Ferne und mit ihnen erleben wir ein Stück neudeutscher Jugendbewegung. Der menschlich feine Takt des Dichters zeigt sich in einer der Wirklichkeit entliehenen Episode in Thüringen, wo über einen nach dem Krieg viel genannten Führer in der Jugendbewegung Gericht gehalten wird. Im Norden finden wir die Brüder wieder, den einen in einer Jungbauernsiedlung, den andern als Arzt. Aber die schwäbische Sehnsucht nach der Heimat zieht sie zum See zurück. Auf dem Bodanrück gründet der Arzt ein Sanatorium, der leidenden Menschheit zu dienen, während der Bruder ihm als Bauer die heimatliche Scholle ackert. In einer Reihe liebevoll ausgemalter Bilder zieht das Leben der Brüder an uns vorbei, entzückender Kleinidyllen, wie sie nur Finckh zeichnen kann. Die Hügelwelt am Bodensee, der Gehrenberg mit seinen Wäldern, weiten Sichten und fruchtbaren Feldern, die Mettnau mit ihrem Vogelschutzgebiet werden lebendig. Und Landschaft und Menschen durchglüht der starke und reine Glaube des Dichters an das deutsche Volk, an die deutsche Jugend, die er wie seinen Bodensee liebt.

Stuttgart M. Gerster

Der Tanz um das Gewissen. Roman. Von Artur Brausewetter. Leipzig 1929, Otto Janke. 255 S.

Menschen der großen Sehnsucht sind es, denen Brausewetter in diesem Roman Gestalt und Leben gab, Ringende, die in die Zukunft sehen, weil ihnen das Heute nicht die Erfüllung zu geben vermag.

Hier spricht Artur Brausewetter zum ganzen deutschen Volk. Es ist ein Mahn- und Weckruf, der Ruf eines Dichters, der mit Herz und Hand ein glühend-heißer, treuer, aufrechter Deutscher ist, einer, den sein Herz und seine Art bewußt aus aller kosmopolitischen Verwandtschaft zur Heimat der Ahnen zurücktrieb, um in ihr zu leben, aber auch mit der Feder für sie zu wirken.

Neben den prachtvoll gezeichneten Figuren — der brutalenergische Amtsrat Kämper, der von seiner Sehnsucht in die Heimat getriebene Gert von Bussard, die Schauspielerin Maria Rodella und die beiden Schwestern Lona und Vera sind mit großer Eindringlichkeit dargestellt — und dem Geist des Romans mag man aber auch nicht zuletzt seine literarischen Qualitäten vergessen: vor allem die Diktion und die sichere straffe Handlungsführung, die dem Autor nie aus der Hand gleitet, ferner die unerbittliche Folgerung der Geschehnisse, die ihre Tragik bei ihm sichern.

Brausewetter pflegt prächtig zu disponieren, geschickt aufzubauen und konsequent zu folgern. So formt sich ein künstlerisches Gefüge unter seinen Händen fast von selbst.

Wien Albert Leitich

Das Mädel und der Diamant. Roman. Von Eberhard Frowein. Stuttgart-Berlin 1929, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 176 S. M. 5,50.

Dieser neue Roman Eberhard Froweins ist ein entzückendes Buch, das hundert Farben und Lichter sprüht und von Humor durchsonnt ist.

Einem kleinen Blumenmädel, das spät abends auf einer Straße Berlins seine Barschaft zählen will, schlägt ein Straßenjunge das Geld aus der Hand und Lis, die Blumenverkäuferin, kommt bei der Verfolgung des Übeltäters in die Villa eines angesehenen, reichen, alleinstehenden Mannes, der jung, blasiert und überaus schrullig ist.

Dieser lädt durch seinen Diener das arme Mädel in sein Haus, um es zu bewirten und in seinem Hause nächtigen zu lassen. Er selbst aber zeigt sich dem Kinde aus dem Volke nicht.

Am nächsten Morgen händigt der Diener Lis einen großen Diamanten ein, den ihr sein Herr als glückbringend zur Aufbewahrung für einige Zeit übergibt. Sie will den Diamanten nicht annehmen, wird aber von dem Diener schnell vor die Haustür spediert, die sich trotz Pochens nicht mehr öffnet.

So geht Lis mit dem Diamanten auf die Wanderschaft und das Kleinod schließt ihr auf rätselhafte Art alle Türen auf, verschafft ihr Kredit.

Sie würde aber in allerlei schwierige Situationen kommen, wenn sie nicht einen hübschen, braven Zimmermannsgehilfen kennen lernte, der ihr in allen Lagen mutig zur Seite steht.

Als die sechs Wochen Probezeit um sind, will sie ihren jungen Zimmermann heiraten, vorerst aber den Diamanten seinem rechtmäßigen Besitzer zurückstellen.

Anläßlich des Besuchs der herrschaftlichen Villa erfährt Lis dann, daß der Zimmermannsgehilfe, ihr hilfsbereiter Freund, niemand anderes ist als der Herr des Diamanten, der Besitzer des hochherrschaftlichen Hauses.

Das Ganze ist wie ein Märchen erzählt, mit poetischer Süße, mit sonnigem Humor und mit amüsanter, den Amerikanismus glossierender Klugheit.

Wien Albert Leitich

Jude ans Kreuz. Roman. Von Kurt Münzer. Leipzig und Wien 1928, R. Löwit. 230 S.

Hinter den erregenden Geschehnissen, die wie ein Feuerbrand steil zum Himmel auflohen, einem fesselosen Schauspiel der menschlichsten Dinge — vom Dichter in seltsam farbigen Visionen tief und groß empfunden — steht nur der Mensch, immer nur der Mensch in seiner Abgeschiedenheit und Heimatlosigkeit zwischen Wiege und Grab. Alle Qual, die der Blutzeuge als Mann der Dornen und Schmerzen aus der Hand des Elends auf sich nimmt, alle grelle Ereignis- und Abenteuerfülle, die den gekreuzigten Mann (er selbst ein Bild okkulter Schauung) umgibt, alle wehvolle Tragik und Problematik der heutigen Juden, die dem Leser aus dieser lebendig erzählten Szenenfolge aufs eindringlichste fühlbar gemacht wird, weisen noch auf einen anderen, zweiten Sinn. Er deutet erst die laute Sprache der Tatsachen. In einem fein gefühlten Abstand vom gewöhnlichen Leben erschließt sich diese andere, einfachere, stillere Welt, viele Meilen fern von brennenden Ereignissen und höllischen Qualen. Es tritt das große, ewige Bild göttlicher Sehnsucht und todesbereiter Religion vor unsere Seele, die ewige, alles ausgleichende Unsichtbarkeit hinter aller Sichtbarkeit. Mitten in der Endlichkeit und umbrandet von den Kräften der sittlichen Dunkelheit, überschüttet von der Asche kon-

Digitized by Google

fessionell begrenzter und eingeengter Religionen erhebt sich die überschwängliche Herrlichkeit dieses göttlichen Menschen.

Wien — Franz Strunz

Männer, die im Keller husten. Parodien auf Edgar Wallace. Von Hans Reimann. Berlin 1929, Paul Steegemann. 215 S.

Warum hat Reimann Wallace parodiert? „Weil mir mein Verleger geflüstert hat, daß eine Parodie auf Wallace, meiner geschätzten Feder entstammend, zweifellos ein Geschäft sein werde." Es gibt eine Treuherzigkeit, die nicht entwaffnet und die den Beurteiler nicht der Pflicht überhebt, eine Katze eine Katze zu nennen. Witzig ist in Reimanns neuestem Buch die Montage des Titelblattes, immerhin auch die Überschriften der einzelnen Abschnitte, allenfalls noch (um ihm bestimmt nicht unrecht zu tun) ein paar parodistische Scherze — Material, das zur Not ausreichen mag, einer Parodie in der Länge zweier Druckseiten als Substrat zu dienen. Daraus ein Buch in der Länge von zweihundertfünfzehn zu machen, ist ein Unfug. Ich bin humorlos genug, diesen frisch-fröhlichen Fischzug in die Taschen unorientierter Bücherkäufer nicht an sich schon als guten Witz zu empfinden. Was aber sonst geboten wird, ist derb, geschmacklos, ohne Salz, ja ohne Frechheit. Kann mir Reimann einen einzigen Menschen nennen, der bei der Lektüre seines Buchs gelacht hat, so will ich nach Canossa pilgern. Bis dahin aber — das eine Parodie? Gespinst und Fuchsbau konzentrierten Durchschauens? Erkenntnis aus der Form? Entlarvung der Gesinnung? Nichts von all dem. „Ob Parodien erziehen?" fragt Reimann irgendwo. Die nicht. Nicht, wenn der Parodist in seinem Opfer den Kompagnon sieht. Nicht, wenn er einen Bierulk bietet statt einer Analyse. Es genügt nicht, daß einer radikal sei — er muß auch wissen, wogegen und wofür. — Aber ob Rezensionen erziehen? Die nicht. Reimann wird weiter parodieren. Und ich flüstere ihm, daß eine Parodie auf Remarque, seiner geschätzten Feder entstammend, zweifellos ein Geschäft sein wird.

Wien — Robert Neumann

Frauen und Männer der Renaissance. Von Franz Blei. Mit 32 Bildbeigaben in Tiefdruck. Hellerau bei Dresden, Avalun-Verlag. 381 S. Ganzleinen M. 14,—.

Franz Blei, der bewährte Spezialist der galanten Literatur, hat in dem stattlichen, schön ausgerüsteten Band eine Auswahl aus den Novellendichtern der italienischen Renaissance gesammelt. Die dreiundzwanzig bedeutendsten Novellieri aus dem 14. bis 16. Jahrhundert, darunter ihr Meister und Vorbild Boccaccio, sind mit Kostproben vertreten. Die Novelle von damals war noch die primitive Prosageschichte ohne intellektuellen Inhalt und ohne psychologisch feinere Motivierung, rein stofflich disponiert, die epische Handlung an sich: die Neuigkeit, der interessante Fall. Heiligenlegenden und Kriminalfälle wurden erzählt, aber vorwiegend Schnurren, ja Zoten, ganz wie bei uns um ein Jahrhundert später. Sie waren die Unterhaltungslektüre ihrer Zeit, hauptsächlich für Männer bestimmt, Wirtshausgeschichten, manchmal großartig im Vorwurf, so daß sie vielfach von den englischen Tragödiendichtern Ende des 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts wie auch von Molière als Quelle benutzt wurden. Franz Blei wollte mit seiner Sammlung nicht nur ein amüsantes Geschichtenbuch geben, sondern gleichzeitig ein Sittenbild der Renaissance. Dieser kulturgeschichtlichen Absicht dient auch die Rahmenerzählung, durch die er ganz im Stil der Novellieri die Erzählungen miteinander verknüpft. Er läßt darin die Novellieri sich auf dem Parnaß bei einer Tafelrunde vereinigen und über ihr Leben berichten, bevor sie eine ihrer Geschichten selbst erzählen. Auch dem Auge tritt die Zeit aus dem Buch entgegen in 32 Bildern von Männern und Frauen der Renaissance, deren Gesichter uns anschauen grausam oder lüstern verträumt, wild und sinnenfreudig wie die Geschichten.

Berlin — Otto Doderer

Jugend am Start. Ein heiterer Roman. Von Max Kronberg. Leipzig 1929, Fr. Wilh. Grunow. 264 S. M. 3,— (4,50).

Die Jugend dieses Buches startet zunächst nach Amerika, weil sie kein Geld hat. Ein Gewinn auf der Rennbahn erspart ihr dabei das furchtbare Geschick, „Zwischendeck" zu fahren, was früher einmal, wie der Verfasser gelesen hat, der Inbegriff aller Schrecken war. Selbstverständlich werden im gelobten Land sofort alle Schwierigkeiten durch glänzend bezahlte Stellungen beiseite geschafft. Anläßlich solcher Ereignisse stellt der Autor fest, daß das Leben dieser Zeit seltsam schidsalt!

Hierauf beginnt der sogenannte Humor. Er besteht darin, daß ein legitimes Ehepaar, weil es für ein Brautpaar gehalten wird, von den legitim denkenden Menschen der Umgebung mit Zerberusaugen bewacht wird und erst auf der letzten Seite das gemeinsame Schlafzimmer im Hotel Adlon beziehen kann. In diesem Zusammenhang ist wenigstens etwas komisch, nämlich der Buchtitel.

Berlin-Grunewald — Lili Lorsch

Die Limmburger Flöte. Von Norbert Jacques. Berlin 1929, Paul Steegemann. 205 S.

Ausgezeichnet, dieser kleine pantagrueliſche Roman! Das Hohelied vom tractus digestorius, frech, saftig, derb und wenn nicht hintergründiger Gedanken, so doch hintergründiger Geräusche voll. Ein Scherz, in dem keine literarischen Zentnergewichte gestemmt werden. Und trotzdem oder eben deshalb ausgezeichnet. In einer Zeit, in der man Gesinnung mit Leistung verwechselt, ist es eine Erholung, einmal Leistung ohne „Gesinnung" zu sehen.

Dem vielgewandten Norbert Jacques traue ich solches Verwurzeltsein im Nahrhaft-Diesseitigen nicht ganz zu. Also ist diese Ausgezogenheit wohl Kostüm. Aber das tut nichts: das Kostüm ist kleidsam.

Wien — Robert Neumann

Das blaue Phantom und andere okkulte Geschichten. Von Demeter Hye. München 1928, Drei Masken Verlag. 180 S.

Diese Geschichten, die trotz des fremdartigen Namens des Verfassers keine Übersetzungen sind, sollten eigentlich Anekdoten heißen; nur die letzte („Schloß Rothenstein") hat etwas stattlichere Fülle. Zu sagen ist von ihnen nicht viel: ihre Motive (Visionen, Geistererscheinungen, Fernwirkungen, Spaltung der Persönlichkeit u. a.) sind nicht neu, und die Art des Vortrags macht sie nicht dazu. Für anspruchslose Leute ein ganz behagliches Gruselbüchlein.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Revue-Girl. Roman. Von J. P. Mc Evoy. Deutsche Bearbeitung von Arthur Rundt. Leipzig und Wien 1929, E. P. Tal & Co. 205 S. M. 3,— (5,—).

Aus Briefen, Telegrammen, Zeitungsausschnitten aller Art, Theaterzetteln und Dialogfetzen ist hier etwas zusammengesetzt worden, was sich Roman nennt. Im Mittelpunkt dieses

Digitized by Google

Spiels steht ein neuyorker Girl, das zu einem Revue-Girl, endlich zu einem Star und sogar zu einem patenten, liebenden Menschen wird. Ihre Umwelt ist ganz ergötzlich geschildert, und sie selber lebt mit allen den verschiedenen Gestalten, soweit es bei so einem schmissigen Feuilletonkunststück überhaupt möglich ist. Arthur Rundt hat aus dem Ganzen etwas Lesenswertes gemacht, aber können sich wirklich für solche Übersetzungsliteratur Tausende von deutschen Lesern finden?

Berlin F. Schönemann

Anne Karine Corvin. Erzählung. Von Barbra Ring. Deutsch von Cläre Greverus Mjöen. München 1929, Albert Langen. 161 S. M. 3,– (5,–).

Es ist nicht zu fassen, aber nicht anzuzweifeln: diese „humoristische" Geschichte aus der Geist- und Gefühlswelt der Großeltern unserer Lehrer und Steuerbeamten hat das achte Tausend! Und zu gleicher Zeit wandern schöne Bücher junger oder vergessener Dichter vergeblich von Verleger zu Verleger. Bücher, in denen nicht nur der heutige Mensch, sondern Mensch überhaupt lebt, Anschauung von der wirklichen Welt und sprachliche Leistung. Dagegen diese Backfisch-Erzählung: verlogen in jeder Figur, unecht in der Weltbetrachtung, jämmerlich lustig, abscheulich sentimental. Aber eben: so etwas bringt es im Handumdrehen auf Achttausend.

Berlin Kurt Münzer

Chaim Lederers Rückkehr. Roman. Von Schalom Asch. Deutsch von Siegfried Schmitz. Wien o. J., R. Loewit. 167 S. M. 3,— (5,—).

Dieser Roman ist nur eine Erzählung, aber wie die anderen Bücher Aschs ist auch sie in ihrer einfältigen Wahrheit, in ihrer schlichten, ganz und gar unintellektuellen Diktion Volkserzählung; nicht nur fürs Volk erzählt, sondern – weit mehr: vom Volk erzählt. – Ein alter Jude aus Lodz, in Amerika reich geworden, verläßt Reichtum und Familie, um in Armut und Arbeit, zu den Brüdern, also in die Heimat zurückzukehren. Er wird sehend und wissend: das alles ist nichts, aber die Seele ist alles. – Eltern, Kinder, Angestellte: in kleinem Rahmen eine ganze Welt von Menschen, scheinbar gar nicht gestaltet, sondern einfach da! Da sind sie, da leben sie! Man vergißt das Medium des Dichters. Asch muß schon einer sein, um so unmittelbar die jüdische Welt zu uns sprechen lassen zu können.

Berlin Kurt Münzer

Das Wintermoor. Roman. Von Astrid Vaering. Deutsch von Ortrud Freye. Tübingen 1928, Alexander Fischer, 270 S.

Der Verlag von Alexander Fischer vermittelt seit Jahr und Tag skandinavische Literatur, es scheint: jene, die da oben am besser als bei uns konservierten Familientisch gelesen wird. Neben Belanglosigkeiten waren auch erfreuliche Bücher zu finden gewesen; diesmal bekommen wir eine respektable Probe von der Erzählungskunst einer Unbekannten. Frau Vaering, eine Schwedin, berichtet von Moor- und Waldbauern, einem aussterbenüen Geschlecht, in dessen Mitte der Junge heranwächst, der Heimat und Tradition zu erhalten sucht. Sein Schicksal steht besonders belichtet eiin nem schmerzhaft betroffenen Kreis junger und alter Menschen. Diese breit und besinnlich fließende Geschichte immer unterhaltend zu gestalten, war nicht leicht. Aber Astrid Vaering hat Hamsun in sich empfangen, und es hat sie ein Hauch der Welt gestreift in der Selma Lagerlöf Schöpferin ist. Es gibt ein Kapitel in dem Roman, die Verwünschung eines Hartherzigen durch einen Lappen und die Erfüllung des Fluchs und das Eingreifen der Liebe in die Absichten des Bösen: ein Kapitel, das von Frau Selma selbst sein könnte. Ein gutes, ein ernsthaftes, ein schönes Buch.

Berlin Kurt Münzer

Seit Menschengedenken. Roman. Von Elisabeth Madox Roberts. Deutsch von Hans Reisiger. Berlin 1928, S. Fischer. 438 S. M. 6,– (8,–).

Warum dieses Buch einer deutschen Übersetzung gewürdigt wurde, wird jedem Kenner der amerikanischen Literatur unerfindlich bleiben. Es gibt allerlei ganz wertvolle Information über amerikanisches Farmerleben, besonders über die drängende Unruhe und den Wandertrieb, der vieler Amerikaner Schicksal ist. Es schildert auch die Heldin Ellen Chesser ganz gut, aber es hat nach Darstellung (es wirkt mit 100 Seiten zu viel reichlich monoton) und nach wirklichem künstlerischem Stil auch nichts, was etwa ein Dutzend ähnlicher Pionierromane nicht auch hätten. Wozu also? Hans Reisigers vorzügliche Übertragung und die bekannte S.-Fischer-Ausstattung sind vergeblich gewesen, das Buch ist nicht lesbarer dadurch geworden.

Berlin F. Schönemann

Der Hochzeitsflug. Roman. Von Edgar Lee Masters. Mit einer Vorrede von Upton Sinclair. Wien und Leipzig 1929. F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 462 S. M. 4,50, (7,–).

Upton Sinclairs Vorrede kann mich leider nicht davon überzeugen, daß dieser Roman Masters' „ein großer Roman" sein soll. Er schildert stark und eindringlich, was die Ehe, d. h. in den allermeisten Fällen die verkehrte oder falsch verstandene Ehe, allen möglichen Mitgliedern einer großen amerikanischen Pionierfamilie zufügt, wie diese ihre Seelen, ihre Lebenschancen und natürlich auch das Leben ihrer Gatten oder Gattinnen verderben. Das einzig Versöhnliche in dem ganzen dunkelgemalten Liebe- und Ehewirrnis sind die beiden Säulen der Familie: William und Nancy; sie sind stark und zwingen das Leben, alle übrigen Personen des Buchs sind schwach und meist auch unsympathisch. Der Hochzeitsflug der Bienen erfüllt wenigstens seine natürliche Aufgabe, was aber ist der Zweck eines solchen Romans?

Berlin F. Schönemann

Literaturwissenschaftliches

Die Sprachkunst André Gides. Von Wilhelm Schulz. Marburg a. d. Lahn 1929, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, G. Braun. 76 S. M. 3,50.

Ein Buch wie dieses – eine deutsche Untersuchung der Sprachkunst eines fremdländischen Dichters – ist das beste Zeugnis für dieses Dichters Wirkungskreis, völkerumfassende Geltung, allgemein gültige Geistesbedeutung. Nur: dieser sprachwissenschaftliche Versuch wird in einem Lande angestellt, in dem Gide fast ausschließlich in Übertragung gelesen wird. Und den Lesern der deutschen Übersetzungen ist diese Untersuchung der französischen Originale nur halb verständlich und bedeutsam. Aber es fällt nebenbei doch allerlei Psychologisches auch für den sprachlich nicht Interessierten ab. Wilhelm Schulz hat seinen Dichter mit so bewundertswertem Fleiß und auch mit soviel Liebe studiert, daß er ein paar schöne Abschnitte menschlicher und künstlerischer Erfassung seines Autors aufschreibt. – Vielleicht steht André Gide erst in Deutschland seine wahre

Digitized by Google

Anerkennung und Einschätzung bevor. Von Straßburg über Paris bis hier hinab in meinen Südwest-Atlantik-Winkel des Landes fand ich manchen Gebildeten, der Gide nicht gelesen hatte; Literaten in Paris mokierten sich über sein letztes Buch. In der Provinz, hier in Bordeaux, nennt man ihn „klassisch" und behandelt ihn als Klassiker: eins oder das andere seiner Bücher steht im Schrank ... Und doch, wie lange muß man suchen, ehe man wieder jemanden findet, der so viel zu sagen hat wie Gide! Und wer kann es sagen wie er? Geistig erleuchtet, menschlich durchdrungen?

Chateau Balogues-Haut-Bages (Médoc)

Kurt Münzer

Julianus Apostata in der deutschen Literatur. Von Käte Philip. (Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur. Herausgegeben von Paul Merker und Gerhard Lüdtke, Heft 3.) Berlin 1929, Walter de Gruyter & Co. VIII, 78 S. M. 5,—.

Das Ziel, das sich die Verfasserin gestellt hat, ist hoch gesteckt, ist es doch kein anderes, als die geistigen Beziehungen aller Zeiten zu Julian zu zeigen. Das würde man nach dem Titel nicht erwarten, der insofern irreführt. Indessen, das Material, mit dem die Verfasserin zu arbeiten gezwungen ist, kann nicht gerade überreich genannt werden. Namentlich für das Mittelalter kommen nur spärliche Verweise in Betracht, und so macht sie aus der Not eine Tugend, wenn sie ihre gesamte Ausbeute mitteilt. Diese Aneinanderreihung von Lesefrüchten, selbst wenn sie noch so sorgfältig ausgezogen sind, wirkt auf die Dauer monoton. Dazu legt die Verfasserin zweifellos den einzelnen Erwähnungen zuviel Gewicht bei, denn in ihnen klingt oft nur eine blasse Reminiszenz an, weniger ein bewußter oder gar schöpferischer Wille. Bis in das 18. Jahrhundert herrscht die christliche Auffassung vor; erst mit der Aufklärung weitet sich der Blick, wird es möglich, die Gestalt des großen Kaisers historisch zu begreifen. Und nun will es der Zufall, daß die beiden bedeutendsten Erscheinungen sich eigentlich dem Rahmen der Arbeit entziehen: Voltaire, der mit der herkömmlichen Tradition über Julian brach, und Ibsen, der die einzige künstlerisch bedeutsame Auseinandersetzung mit ihm gab. Mir scheint, als ob Käte Philip diesem Drama des großen Norwegers nicht ganz gerecht würde.

Dresden Otto H. Brandt

Das Gotteserlebnis in Hebbels Dramen. Von Leopold Blaustein. Berlin 1929, Reuther & Reichard. VIII, 68 S. M. 4,—.

Dramatische Handlung und Aufbau in Hebbels Herodes und Mariamne. Von Franz Weichenmayr. (Bausteine zur Geschichte der deutschen Literatur. Herausgegeben von Franz Saran, Bd. XXIV.) Halle a. S. 1929, Max Niemeyer. 100 S. M. 5,—.

Die beiden Arbeiten, so fern sie nach ihrer Themenstellung einander stehen, stimmen in der Methode überein. Auf induktivem Wege, durch weitgehende Analyse suchen sie ihre Aufgabe zu bewältigen, aber sie übersehen dabei, daß dem Leser doch zuletzt nach einer Zusammenschau der Gesichte verlangt, die sie leider schuldig bleiben. So stark beide im Ausbreiten des Materials sind, so wenig befriedigen sie in der Verarbeitung. Blaustein untersucht in einer unbegreiflichen Anordnung die Gestalten eines jeden Hebbelschen Dramas auf ihr Gotterlebnis. Schon dadurch, daß er auf eine zeitliche Folge verzichtet, bringt er sich um eine Frucht seiner Arbeit, denn schließlich waren doch die Formen des Gotteserlebnisses zusammenfassend, synthetisch zu verwerten. Es bleibt ein mageres Ergebnis, wenn der Verfasser gelegentlich mehr als absichtlich darauf hinweist, daß es meistens moralischer Art war. Noch wichtiger aber war es, dieses Gotteserlebnis der dichterischen Gestalten mit dem Hebbels selbst in Beziehung zu setzen. Das wird unterlassen; nur zum Schluß wird kurz das persönliche Gotteserlebnis Hebbels gestreift, indem eine Reihe willkürlich ausgewählter Zitate aneinandergereiht werden. Im Grunde hat damit der Verfasser höchst schätzenswerten Stoff ausgebreitet, der noch der endgültigen Verarbeitung harrt.

Noch weniger vermag ich mich mit Weichenmayrs Arbeit zu befreunden, die auf Gedanken seines Lehrers Saran in Erlangen fußt. Mir scheint, daß durch Walzels „Gehalt und Gestalt" die Dinge ein wesentliches Stück weiter gefördert sind, und davon vermögen mich die Ausführungen Weichenmayrs nicht abzubringen. Denn es läuft bei ihm nur auf eine begriffliche Scheidung der Formelemente des Dramas hinaus, die wenig Rücksicht auf den geistigen Gehalt nimmt. Das, was der Verfasser über die „Anwendung" seiner Zergliederung sagt, ist ebenso fragmentarisch wie wenig beweiskräftig.

Dresden Otto H. Brandt

Geschichte der deutschen Literatur. 2. Band: Von Klopstock bis zum Ausgang der Romantik. 3. Band: Von Goethes Tod bis zur Gegenwart. Von Friedrich Kainz. Berlin 1929, Walter de Gruyter & Co. 146 und 136 S.

Jahrzehntelang ist die Kochsche Literaturgeschichte in der Sammlung Göschen für viele eine Einführung in die deutsche Dichtung gewesen. Den veränderten Forderungen der Wissenschaft trägt eine Neugestaltung Rechnung, die der wiener Privatdozent Kainz gewagt hat. Dabei ist zugleich der Umfang von 2 auf 3 Bände gewachsen, von denen die beiden letzten vorliegen. Diese Neubearbeitung ist ein ausgezeichnetes Werk geworden, das ein umfassendes Bild der deutschen Dichtung in fesselnder Sprache gibt. Kainz' Arbeit, ohne die neue geisteswissenschaftliche Strömung nicht denkbar, will mehr Sinndeutung als Stofffammlung sein. Der Ablauf der letzten 200 Jahre wird in glücklicher starker Zusammenfassung gegeben, und den einzelnen Abschnitten geht jeweils eine allgemeine Einführung voraus, die ungemein klar die geistigen Grundlagen der Zeit schildert. Nur je mehr der Verfasser an die Gegenwart kommt, um so knapper wird die Darstellung, daß sie gelegentlich fast sich der Aufzählung nähert. Auch scheint hier, namentlich bei der Schilderung des Expressionismus, der Einfluß Walzels und Naumanns auf die Urteilsbildung eingewirkt zu haben. In Einzelheiten wird man hie und da anderer Meinung sein. Goethes naturwissenschaftliche Studien durften nicht ganz ausfallen, Friedrichs des Großen Stellung zur deutschen Literatur war mehr geschichtlich zu begreifen. C. F. Meyer wird zu hoch bewertet, Sudermann wird nicht gerecht, wer ihn „kaum mehr als einen gewandten Techniker" nennt. Die kleinen Versehen bei Schubart und W. Schäfer lassen sich bei einer Neuauflage rasch beseitigen. Doch das Lob wäre nicht vollständig, wenn man nicht auf das ausgezeichnete Literaturverzeichnis hinwiese, das tatsächlich alles Wesentliche bringt.

Dresden Otto H. Brandt

Digitized by Google

Deutsche Lyrik. Nachschaffende Betrachtungen lyrischer Gedichte. Von Franz Heyden. Hamburg o. J., Hanseatische Verlagsanstalt. 236 S. M. 5,— (7,—).

Storm hat einmal gesagt, die Form sei nichts als der Kontur, der den Leib umschließe. Daran muß denken, wer den Betrachtungen Heydens gerecht werden will. Ihn hat nichts anderes bei ihnen, die aus Liebhaberei im Laufe von Jahren entstanden und einzeln in Zeitschriften zuerst veröffentlicht wurden geführt, als der Wunsch, das Kunstwerk lebendig werden zu lassen, unmittelbar an das Dichterwort heranzuführen. Dabei bleibt der Verfasser sich immer bewußt, daß wir die Fülle der Beziehungen, durch die die Schönheit der Dichtung bedingt wird, nie völlig aufzeigen können. Das läßt ihn sich bescheiden, die rhythmische und plastische Anschaulichkeit wie die malerische Bildwirkung vornehmlich herauszugreifen. Damit wendet er sich von einer philologisch analysierenden Betrachtung ab und sucht die Gefühlswirkung nachzuzeichnen. Man wird zugeben müssen, daß ihm hier beachtliche Aufschlüsse gelingen; aber indem so gut wie ganz das Gedicht von seiner Beziehung zum Schöpfer losgelöst wird, geht ein gewisser Reiz des Ursprünglichen verloren, an dessen Stelle ein nur Subjektives gesetzt wird. Heyden hat die Gedichte nach Stimmungen angeordnet; nur zuletzt sucht er das Wesen einiger Dichter in ihren Werken selbst zu fassen. Er entfaltet auch da, wo man ihm nicht zustimmen kann, große Einfühlungskraft, so daß er an einigen Gedichten meisterhaft die schöpferische Kraft verlebendigen kann. Wendet sich das Buch auch an alle, die Freude an der Lyrik haben, so möchte man es doch vor allem in den Händen derer sehen, die berufsmäßig Jugendliche in das Wesen der Lyrik einzuführen haben, weil es zeigt, wie man diese Dinge, ohne pedantisch zu werden, bewältigen kann.

Dresden Otto H. Brandt

Volksbücher vom sterbenden Rittertum. Herausgegeben von H. Kindermann. Weimar 1928, Herm. Böhlaus Nf. XXXIX u. 300 S. M. 5,— (7,—).

Dieser Band ist der erste in der Reihe der „Volks- und Schwankbücher" des neuen, großangelegten Sammelwerks „Deutsche Literatur, Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen", das ein neuzeitlicher, nach geistesgeschichtlichen Methoden gearbeiteter Ersatz von „Kürschners Deutscher Nationalliteratur" werden soll.

Der vorliegende Band ist mit Geschick und Geschmack ausgewählt. Er gibt einen sehr guten Überblick über eine bestimmte Gruppe jener äußerst wertvollen, von der Wissenschaft im großen und ganzen bisher nicht eben sehr eingehend berücksichtigten Volksbücher aus frühneuhochdeutscher Zeit, die sprachlich und kulturgeschichtlich, stofflich, literarisch und geistesgeschichtlich sehr bedeutsam und reizvoll sind. Er beschäftigt sich mit denen, die, wie der Titel andeutet, Urkunden, Quellen und Zeugnisse für jene tief erregte und krisenreiche Übergangszeit abgeben, in der die ritterliche Kultur allmählich, aber gründlich von der bürgerlichen abgelöst wird. Wie sich dieser Wandel vollzieht und unter welchen Spannungen, was für geistige, kulturelle und literarische Vorgänge sich da abspielen, legt der Herausgeber in seiner Einleitung klar und eingehend dar.

Breslau H. Jantzen

Thule. Altnordische Dichtung und Prosa, Bd. XIII. Grönländer und Färinger Geschichten. Übertragen von Felix Niedner. Jena 1929, Eugen Diederichs. 370 S. M. 8,50.

Dieser besonders reizvolle Band der hier schon oft rühmend besprochenen Sammlung „Thule" verdient schon deswegen in weiteren Kreisen Beachtung, weil er die ursprünglichen Berichte über die erste Entdeckung Amerikas durch die Wikinger ums Jahr 1000 enthält. Diese Aufmerksamkeit hat er auch gefunden, wennschon seit dem Erscheinen der ersten Auflage (1912) eine geraume Zeit vergangen ist. Über den sonstigen Inhalt des Bandes (Erichssage, Einarssage, die Geschichte der Leute aus Floi, die Geschichte von Fuchs dem Listigen, die Schwurbrüdersage und die Geschichte von den Leuten auf den Färöern) habe ich einiges Nähere in meiner Anzeige der ersten Auflage (L. E. XV, 1449) gesagt. Die vorliegende neue fällt dadurch auf, daß an Stelle der Übersetzung E. von Mendelssohns eine neue von Niedner getreten ist; diese liest sich in der laufenden Prosa etwas glatter, bei der Wiedergabe der gekünstelten Skaldenstrophen aber erheblich schwieriger, da sie deren Stil und Form genauer und treuer nachzubilden sucht. Die Einleitung ist ausführlicher geworden. Ferner sind zahlreiche erläuternde Anmerkungen hinzugekommen und ebenso ein Ortsnamenverzeichnis, das neben den im Text gebrauchten Formen auch die altnordischen enthält.

Breslau H. Jantzen

Naturalismus und Idealismus in der althochdeutschen Literatur. Dargestellt am Hildebrands-, Ludwigs-, Gallus- und Georgslied. Von Heinrich Sperl. Halle 1928, Max Niemeyer. 202 S.

Die gegenwärtige Strömung in der Wissenschaft drängt noch immer darnach, Schlagwörter von einer Kunst auf die andere, von einer Zeit auf die andere zu übertragen. Sperl versucht dies für die althochdeutsche Literatur. Freilich erläutert er alsbald die beiden modernen Schlagwörter dahin, daß er „Naturalismus" oder „Realismus" nicht einfach als „Nachahmung der Natur" faßt, sondern als das Streben, die Sinnenwelt unter Ausschaltung übersinnlicher Einflüsse möglichst aus sich selbst, das heißt aus den in ihr liegenden Kräften und ihrem Aufeinanderwirken zu erklären. „Idealismus" bezeichnet das Streben, die Sinnenwelt der Wirkung übernatürlicher Kräfte zu unterstellen und die in ihr zutage tretenden Erscheinungen als deren Ausfluß zu deuten. Die ganze erste Hälfte des Buchs ist dann der Darstellung der „geistigen Struktur der Karolingerzeit" gewidmet, in der die Literatur nur als ein Glied neben anderen Kulturerscheinungen steht. Das Ergebnis ist dies: „In der Zeit Karls des Großen herrscht eine geistige Grundstimmung von vorwiegend naturalistischer Art. In der Zeit Ludwigs des Frommen wandelt sich diese allmählich in eine solche von vorwiegend idealistischer Art." Das hat man früher auch schon gewußt und auf den immer tiefer greifenden Einfluß des Christentums zurückgeführt. Der zweite Teil gibt dann nach der Methode Sarans, in dessen „Bausteinen zur Geschichte der deutschen Literatur (Bd. 20)" das Buch erschienen ist, eine sehr genaue Untersuchung der im Titel genannten Gedichte nach ihrem sachlichen und gedanklichen Inhalt, ihrer Form, ihren Stilmitteln und ihrem „Hintergrund", wobei denn naturgemäß jener Übergang von der naturalistischen zur idealistischen Art festgestellt wird.

Digitized by Google

Die Arbeit ist mit Fleiß und Sorgfalt, aber auch mit einer gewissen Umständlichkeit durchgeführt, und sie bestätigt eigentlich nur mit etwas anderen Worten Erscheinungen, die dem Kenner jener Zeit geläufig sind. Warum sich der Verfasser auf jene vier Gedichte beschränkt hat, ist nicht recht ersichtlich. Es hätte doch nahe gelegen, auch andere Denkmäler der Zeit heranzuziehen.

Breslau H. Jantzen

Wilhelm Hauff in Bremen 1826. Die Entstehung der Phantasien im Bremer Ratskeller. Von Heinrich Tidemann. Bremen o. J., Carl Schünemann. 109 S. M. 3,—.

Die zehn Tage, die Wilhelm Hauff 1826 in Bremen verbrachte, sind für sein Schaffen von ungewöhnlicher Bedeutung geworden, worüber zum erstenmal die vorliegende Darstellung den klaren, schlüssigen Beweis liefert, indem sie neue Quellen heranzuziehen vermochte. Ein deutliches Bild der Erlebnisse des Dichters entsteht, und vor allem ergibt sich, daß die unglückliche Liebe zu Josephe Stolberg ihren Niederschlag in mehreren Werken gefunden hat. Der Gewinn der vorliegenden Untersuchung besteht darin, daß sie zeigt, wie Hauff seine „Phantasien" aus eigenen Erlebnissen und Eindrücken, geschichtlichen Tatsachen, literarischen Anregungen und alten Märchenmotiven gewoben hat. Nicht in Stuttgart, erst nach der Rückkehr, sondern bereits in Berlin liegt das Werk im wesentlichen vor, und damit ist die Annahme eines Einflusses von Tieck hinfällig. Die bremer Liebesereignisse gaben indessen auch noch den Anstoß zur „Bettlerin vom pont des arts", ebenso finden sich im „Bild des Kaisers" Niederschläge der bremer Eindrücke. Zum erstenmal wird weiterhin deutlich, wie sehr sich Hauffs „Phantasien" auf geschichtlichen Tatsachen aufbauen. Der vorliegenden Darstellung ist ganz besonders der urbane Ton nachzurühmen, der die Lektüre des Ganzen zu einem Genuß macht.

Dresden Otto H. Brandt

Early German Romanticism. Its Founders and Heinrich von Kleist. Von Walter Silz. Cambridge, Massachusetts 1929, Harvard University Press. 264 S. Dollar 2,50.

Das Buch verfolgt zwei Ziele; zunächst soll der Nachweis erbracht werden, daß die ältere Romantik sich durchaus nicht in dem Gegensatz zur klassischen Dichtung befinde, wie nach der üblichen Bezeichnung angenommen werde, sodann soll Heinrich von Kleist als echter Geistesverwandter der jenaer Romantik, als Erfüller ihrer Sehnsucht erscheinen. In dieser letzten Beziehung erscheinen mir die Ausführungen des Verfassers überzeugend; zum ersten Thema ist, was er sagt, sicherlich auch willkommen und vielfach klärend, nur wird man nicht übersehen dürfen, daß Silz zu seinen Ergebnissen gelangt, indem er Tieck viel mehr als Geistesgenossen der jüngeren Romantik denn als innerlich zum Kreise der Schlegel und Novalis gehörig ansieht. Sicherlich wäre alles viel einfacher, wenn man den Verfasser der „Genoveva" ausschalten könnte, aber schließlich war er nun einmal neben Novalis der anerkannte Dichter des Kreises, und darüber kommt man nicht hinweg. Gewiß war es ein Verhängnis, daß Kleist und die Schlegel sich nicht fanden, daß Tieck die Stelle einnahm, die jenem gebührt hätte, aber diese Feststellung ändert nichts an der geistigen Lage, wie sie tatsächlich war. Trotzdem bleibt es das Verdienst des Verfassers, gründlich und kenntnisreich die gemeinsamen Züge im Dichten und Trachten der älteren Klassiker- und der jüngeren Romantikergeneration ins Licht gestellt zu haben.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Johann Rists Monatsgespräche. Von Alfred Jericke. Berlin 1928, Walter de Gruyter & Co. VIII, 204 S. M. 10,—.

Einem nicht beachteten Teil von Rists Schaffen wendet der Verfasser der vorliegenden Monographie seine Sorgfalt zu. Rists „Monatsgespräche" sind bisher deshalb zu kurz gekommen, weil sie sich keiner Dichtungsgattung einfügen, sondern jenen „halbpoetischen Werken" zuzurechnen sind, die mit wenigen Worten bedacht, wenn überhaupt erwähnt werden. Mit vollem Recht betont der Verfasser daher den „Mischcharakter dieses enzyklopädischen Memoirenwerks in Dialogform". Alle Mühe hat er auf eingehende Stoff- und Formanalyse verwendet und läßt da kaum einen Wunsch unerfüllt, zumal er auch die naturwissenschaftliche Literatur der Entstehungszeit zu Rate zieht. Nur die engen Beziehungen zu Harsdörfers „Gesprächspielen" scheinen mir nicht ganz ausgeschöpft zu sein. Und dann, so eingehend die Analyse auch ist, das Stoffliche überwiegt die geistesgeschichtliche Verarbeitung. Gewiß ist Rists wahre Meinung nur mit großer Vorsicht aus der rhetorischen Umhüllung zu gewinnen, aber von seiten des Verfassers geschieht zu wenig, um die Verknüpfung aristotelischer, neuplatonischer und aufklärerischer Anschauungen herauszuarbeiten. Hier bedurfte es einer tieferen Begründung, die wohl schon zu einer anderen Gliederung zwingen würde. Ja es scheint, als ob in Rists Naturbetrachtung, die ganz im Teleologischen mündet, doch noch ein gewisser Pandynamismus nachwirke. So reich und sorgfältig die Betrachtungen Jerickes im einzelnen sind, so fehlt es ihnen zuletzt an philosophischer Haltung, da sie isolieren, wo es auf Kulturzusammenhänge ankommt.

Dresden Otto H. Brandt

Hundert Jahre deutscher Dichtung. Eine Literaturbetrachtung. Von Rudolf Knussert. Stuttgart 1928, Adolf Bonz u. Comp. 183 S. M. 3,50 (5,—).

Ein merkwürdiges Buch. Es soll keine Literaturgeschichte sein, aber doch will der Verfasser, wie er ein paar Zeilen später schreibt, „einen Überblick geben, den Gedankengang einer Entwicklung". An diesem Widerspruch krankt das ganze Buch, das nirgends irgendwie fördert. Wohl hat der Verfasser eine Menge Einzelkenntnisse, aber sie schließen sich zu keinem Gesamtbild zusammen, weil der Standpunkt fehlt. In großen, groben Zügen wird die deutsche Dichtung nach den drei Gattungen durchmustert, wobei der Lyrik ein unverhältnismäßig großer Anteil zugebilligt wird. Zahllose schiefe Urteile stören. Rilke wird gänzlich verkannt, Bloem, Wilbrandt und Fulda überschätzt. Oft, wie bei Annette, wird pedantisch der Finger gehoben. Unter den mitgeteilten Gedichtproben kommen besonders gut die mit R. K. gekennzeichneten weg, hinter denen sich doch wohl schüchtern der Verfasser selbst verbirgt. Außer ihm wird kaum jemand eine Freude an dem Buch haben, das zu denen gehört, die am besten nicht geschrieben wären.

Dresden Otto H. Brandt

Paul Heyses Novellentechnik. Von Paul Zincke. Karlsruhe 1928, Friedrich Gutsch. 298 S.

Das Ziel dieser Arbeit ist nicht eine Formanalyse spezifisch Heyseschen Novellenkunst. Der Verfasser will an Hand einer Heyseschen Novelle die Bedeutung des rein Technischen für

Digitized by Google

das Kunstwerk überhaupt erörtern. Und er steigert den Sinn dieser Aufgabe zu einer von ihm versuchten „völlig neuen" Sinngebung der Literaturwissenschaft: Gehalt-Analyse soll durch Formanalyse ersetzt werden. Form aber ist nicht etwas irrational Notwendiges, Relatives, sondern ganz eng Technik, Handwerk. Zincke versucht die Methode, dem Willensakt der dichterischen Arbeit bis ins einzelnste nachzugehen. Das letzte ist der Anspruch, jungen Dichtern eine „praktische Handwerkslehre der Novelle" in die Hand gegeben zu haben.

Das Buch hat etwas von den Lehrbüchern der Aufklärung. Der Verfasser steht theoretisch sozusagen vor Herder. Gewiß, die heutige Literaturwissenschaft unterschätzt über der Erlebnisforschung das Formale. Man darf hier wohl noch einige Schritte über Walzel, Saran und Steinweg hinaus versuchen. Aber es ist wissenschaftlich geradezu paradox, Heyses Novellentechnik als Paradigma für die Novellentechnik aller Zeiten und Dichter hinzustellen und dazu noch von ihr aus apodiktisch alle anderen Formen zu entwerten.

Tübingen Siegfried Melchinger

Ein deutscher Ekkehard. Von Richard Plattensteiner. Leipzig 1928, L. Staackmann. 158 S.

Selbst ein pastoraler Künder Roseggerschen Geistes, gibt Richard Plattensteiner eine „innere Schau" des Lebens und Wirkens des großen Steirers, die sich vor allem an dessen weite Lesergemeinde wendet. Etwa ein Mittelding zwischen Roman und Predigt, mit tiefer, dankbarer Liebe geschrieben, nicht ohne Stolz auf die persönliche Erinnerung an den Dichter. Plattensteiner wird immer Kronzeuge in der Roseggerforschung bleiben. Doch weiß weder der, der einen biographischen Roman sucht, noch der, der eine dokumentarische Biographie lesen möchte, mit dieser Predigt etwas anzufangen, da der Gleichnisse, der Visionen, der Träume zu viele werden. Man muß sich dieses Buch erst gar so mühsam erlesen, und es gehört die ganze Liebe und Beschaulichkeit eines reifen Lebens dazu, dieses Buch zu schreiben, geschweige denn, es zu lesen. Man hat das Gefühl, daß da eine große Liebe sich in Worten nicht genug bekunden konnte, daß ihr aber dennoch die Kraft, einen großen Roman zu gestalten, fehlte, und daß dies alles in einem scharf präzisierten literaturwissenschaftlichen Essay viel fesselnder vorzubringen gewesen wäre. Im mundartlichen Dialog zeigen sich andererseits schöne Ansätze romanhafter Gestaltung. Warum also wurde es kein Rosegger-Roman? Am meisten interessiert historisch Roseggers Einstellung zu Stifter. Das „Geleitwort, das gelesen werden möchte", bekundet Belehrungsabsicht, aber es hilft keinem Autor, den Leser zu belehren, wenn das Buch nicht zwingt.

Wien Friedrich Wilhelm Illing

Verschiedenes

Deutsches Biographisches Jahrbuch. Herausgegeben von dem Verbande der deutschen Akademien. Bd. IV. Das Jahr 1922. Stuttgart-Berlin 1929, Deutsche Verlags-Anstalt. 378 S. M. 12,— (15,—).

Alles, was von Helmolt und von mir beim Erscheinen der früheren Bände über die wissenschaftliche Zuverlässigkeit und die literarische Höhenlage des Deutschen Biographischen Jahrbuches gesagt worden ist, trifft auch auf diesen neuen Band zu, der die Toten des Jahres 1922 (nachträglich auch noch einige aus den Jahren 1918–1921) in 57 biographischen Aufsätzen und einer etwa 300 Personen umfassenden Liste verzeichnet. Unter jenen seien ihres literarischen Schaffens wegen hervorgehoben Conrad Haußmann (von G. Leser), Friedrich Naumann (von W. Goetz), Walter Rathenau (von K. Riezler) und Carl Ludwig Schleich (von A. Gottstein).

Besonders wohltuend berührt wieder, daß die biographischen Berichterstatter fast durchweg kritische Distanz mit liebevollem Verständnis zu vereinigen wissen. Männer von so verschiedener politischer Haltung wie Ernst von Dryander und Georg von Vollmar oder Wolfgang Kapp und Walter Rathenau sind mit demselben aufschlußreichen Bestreben, sie aus ihrer eigenen Wesensart und gesellschaftlichen Bedingtheit heraus verständlich zu machen, dargestellt, und es ist für den weltanschaulich gereiften Leser nicht schwer, sich auch da, wo er ganz anders wertet als der Berichterstatter, ein eigenes Urteil zu bilden.

Wie Erich Marcks im Vorwort mitteilt, soll noch in diesem Jahre der Band erscheinen, der die Toten von 1923 bringt. Weiterhin aber soll die Arbeit so eingerichtet werden, daß zunächst der Jahrgang 1928 erscheint, der schon in Bearbeitung ist, und dann „alljährlich zwei Jahrgänge, einer aus der noch auszufüllenden älteren Reihe (1923–1927), einer aus der neuesten, bis die ältere Lücke ganz geschlossen ist und das Jahrbuch, seiner eigentlichen Bestimmung gemäß, mit der möglichst unmittelbaren Gegenwart Schritt halten kann. Wir können schließlich den Wunsch nur unterstreichen, mit dem das Vorwort schließt, nämlich daß diese verdienstliche biographische Arbeit, die eine so wertvolle Stoffsammlung aus unserer jüngsten Vergangenheit und auf Grund eigenen Miterlebens der Verfasser bietet, „in unserer Öffentlichkeit, der wissenschaftlichen wie der allgemein nationalen, ein lebendigeres Echo finden möge".

Stettin Erwin Ackerknecht

Geschichte Italiens 1871—1915. Von Benedetto Croce. Nach der vierten Ausgabe ins Deutsche übertragen von Ernst Wilmersdorffer. Berlin 1928. Lambert Schneider. 343 S. Geb. M. 13,—.

Der bekannte Philosoph schildert hier die Geschichte seines Staates von der Zeit der Vollendung der italienischen Einheit bis zum Eintritt Italiens in den Weltkrieg. Daß ein Werk aus der Feder von Croce die größte Beachtung verdient, braucht nicht erst gesagt zu werden, und der Historiker darf manche Einzelbedenken zurückstellen und zum Ausdruck bringen, daß in der Gesamtheit die italienische Geschichte dieses halben Jahrhunderts mit seltener Anschaulichkeit vor uns aufgebaut wird, vor allem jene Probleme, die mit der wirklichen inneren Staatswerdung des jungen italienischen Königreiches im Zusammenhang stehen. Wie natürlich, liegt bei Croce besonders stark der Nachdruck auf der Entwicklung der geistigen Kräfte und Ideen, in der er selbst eine so bedeutende Rolle gespielt hat, und man darf sagen, ohne dem Wert der historischen Darstellung damit Eintrag zu tun, daß der größte Wert dieses Buchs gerade darin besteht, daß der Verfasser mit der Schilderung der italienischen geistigen Entwicklung eine Skizze der gesamten geistigen Situation Europas vor dem Krieg verbindet und sich dabei vielfach zu noch heute aktuellen geistigen Problemen vom Standpunkt seiner Weltanschauung aus äußert.

Marburg/Lahn Wilhelm Mommsen

Digitized by Google

Vier Jahrzehnte in Amerika. Gesammelte Reden und Aufsätze. Von Ernst Voß. Herausgegeben von Otto E. Lessing. Stuttgart-Berlin 1929, Deutsche Verlags-Anstalt. 452 S. 4 Bildnisse. Geb. M. 7,50.

Bei über dreißig volkstümlichen, pädagogischen und wissenschaftlichen Reden und Aufsätzen eines deutschamerikanischen Deutschprofessors findet sich natürlich manches, was lange erledigt, über das das Leben bereits zur Tagesordnung übergegangen ist, und was man besonders aus den Tagen des Weltkriegs nicht mehr gedruckt sehen möchte, weil es heute zu sinnlos klingt. Im ganzen aber stimme ich aufrichtig und gern dem Herausgeber zu: „In dem Geschick dieses einen Aufrechten spiegelt sich wider der Kampf einer ganzen Generation von Deutschamerikanern um die doppelte Liebe zum alten und neuen Vaterland und um die Idee, die beide in freier Humanität vereint." Man freut sich an der neuen Bekanntschaft eines aufrechten und echt mecklenburgischen Deutschen, nimmt an seinen Arbeiten und Kämpfen teil und gewinnt ein höchst lebendiges und vertieftes Verständnis all der vielen großen und kleinen Lebensprobleme, die zu Deutschamerika gehören. Tatsächlich kann uns Deutschen eben dieses Deutschamerika gar nicht vertraut genug sein!

Berlin F. Schönemann

Joseph Wittig und sein Weg zur „Una Sancta". Von Walther Mühlemann. Gotha 1929, Leopold Klotz. 62 S. M. 2,—.

Wer in die aufrichtige und einfache Glaubens- und Gefühlswelt Joseph Wittigs, des gelehrten Theologen und innig frommen Dichters angenehm und vom Herzen aus eingeführt werden will, lese dieses menschliche und jugendliche Buch. Die Jugend spricht, die Jugend klagt an, die Jugend ringt um Gott, die Jugend mahnt zur Nachfolge. Das gibt der Darstellung die Farbe. Es kann nur ein junger Mensch sagen, was man am Vorbild erlebt und leidet, wie man seine Richtungweisung spürt und welche Opfer zu bringen einer Seele zuzumuten sind. Nur die Jugend entdeckt sich selbst, indem sie erzählt und verteidigt. Das Buch ist eine Widmung zum 50. Geburtstag Joseph Wittigs, frisch geschrieben und doch die gramvolle Geschichte eines Leides, eines feinen, vor so vielen Menschen und öffentlichen Meinungen verborgenen Wehs, das im Ungesagten liegt, in den Zwischentönen eines Bekenntnisses. Was uns ganz im Tiefsten erfüllt und wir nicht ausschöpfen können ist wortlos. Sogenannte harmonische Weltanschauungen und taghelle Beichten sind Oberfläche, nicht Tiefe. Es gibt eine „Klarheit", die ein Ende ist, nicht ein Anfang. Darum sind biographische Darstellungen und Dokumente solcher Art wie das vorliegende Buch stets nur aus geläutertem Taktgefühl und seelenkundlicher Kunst möglich. Um den seelischen Knotenpunkt ordnet sich alles äußere Leben, um die innere Krise, die so mühsam deutbar ist. Und doch lebt in uns Sehnsucht nach Verständnis und Lebensnähe. Ist der Weg so weit zwischen dargestelltem Leben und wirklichem? Warum ist es so schwer, den tausend geheimen Quellen eines Schicksals vollkommen sprachlich Ausdruck zu geben, daß er den Ausgleich alles Geschehens fühlbar macht? ... Der Verfasser stellt ohne frömmelnde Überschwenglichkeit und ermüdende konfessionelle Polemik — man kann nichts wesentlich Neues auf diesem Gebiete erstreiten, es ist ein aussichtsloses Hin- und Widerreden — das Kernhafte des religiösen Menschen Wittig ins Licht, seinen Glauben als Leben aus Gott, seine Deutung des Lebens als zeitgewordene Offenbarung Gottes im Geschöpf, seine Schicksalslehre und Geschichtsphilosophie als ungeschriebene Fortsetzung der Bibel. An diesem Leben haben alle Menschen irgendwie teil. Alle Wege sind Gotteswege, alles Geschehen ist Glaubensgeschehen. Das Buch zeigt den Joseph Wittig, der dahin vordringt, wo der Mensch in seinem Urgrund, in Gott und in dessen Erlösungs- und Vollendungswillen wurzelt. Von hier aus soll man das Problem Mensch lösen, von seinem im Grunde schlichten guten Willen, von seiner rechten Gesinnung aus. Das ist ihm Erlösung und Wiedergeburt. Gewiß ist dieser Prozeß eine neue Schöpfung, ein Leben in uns, das Wirklichkeit ist. An dieser Tatsache des Neugewordenseins und der Neugestaltung des Geistes entzündet sich immer wieder Wittigs Frömmigkeitsideal, es ist das, was im Römerbrief mit den bekannten Worten gesagt ist: „Verähnlicht euch nicht dieser Welt, sondern seid neugestaltet ..." So wird ihm alles tiefe Leben Wirken Gottes. Feinfühlend erkennt die Jugend das Drängende, Zukünftige, Suchende und Kommende in Wittigs Lehre von Gott und dem Menschen, den steilen, mühseligen, vor uns liegenden Weg zum neuen Menschen. Wittigs Leben ist seine Lehre. Es steht fest auf dem heimatlichen Erdboden in hellem Licht der Sonne, wo alles Wesenhafte wächst und wo auch die harten, tatsächlichen Worte unserer Tage den Glanz der höheren Notwendigkeit eines gesetzmäßig geordneten Ganzen bekommen.

Wien Franz Strunz

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXXVI

Eine neue Klassiker-Ausgabe

Von Philipp Witkop (Freiburg)

Wenn sich heute ein Verlag entschließt, eine neue Ausgabe klassischer Dichter zu veranstalten, so darf man annehmen, daß dies mehr seinem kulturellen Verantwortungsbewußtsein als geschäftlicher Berechnung entspringt. Und eine bedeutende Tradition ist es, die den Verlag C. F. Müller zu solchem Entschluß bewog. Er hat seit 1803 die Werke des größten deutschen Volksschriftstellers: Johann Peter Hebels der Welt vermittelt. Und die Überzeugung, daß dem Deutschen die Kräfte des Volkes und der Landschaft im Zeitalter der Großstadt und der Technik mehr als jemals nötig sind, hat ihn bestimmt, jene alemannischen Dichter, die Hebel eins sind, neu und mustergültig herauszugeben.

Zuerst galt es, Hebels Werke selber so zu erneuern. Wilhelm Zentner hat diese Aufgabe in drei schönen Großoktavbänden durchgeführt, ohne wissenschaftlichen Apparat, aber mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und mit lebendiger Einfühlungs- und Darstellungskraft (in Halbleinen M. 12,—, in Halbleder M. 20,50). Das Entscheidende ist, daß er Hebel

Digitized by Google

nicht im Sinne einer engen, selbstzufriedenen Heimatkunst sieht und deutet, sondern als den „Mann seines innig durchseelten Mikrokosmos". „Hebels Größe beruht eben darin, daß er Heimatdichter und zugleich mehr als Heimatdichter war. Er blieb nicht am Lokalen hängen, sondern formte daraus ein Abbild des Allgemein-Menschlichen". So zeichnet er auf 64 Seiten Hebels Lebensbild als menschliches Vorbild, so zeigt er in besonderen Einleitungen die Bedeutung der Alemannischen Gedichte, der Anekdoten und Aufsätze des Rheinländischen Hausfreunds und der Biblischen Erzählungen.

Man versteht aus Zentners lebens- und liebestiefen Einleitungen, daß Goethe Hebel den „Unschätzbaren", sich „Stammverwandten" genannt, daß Gottfried Keller Hebels Idyllen mit Homer verglichen hat.

Hebel zunächst als Volksschriftsteller steht Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius), den Gottfried Keller „das größte epische Talent" nennt, „welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte". Verkörpert Hebel die Natur, so gestaltet Gotthelf das Volk in schöpferischer Ursprünglichkeit. Wie alle großen Epiker ist er zugleich Volksdichter und Volkslehrer. Durch die Sehnsucht und Verirrung, die Kämpfe und Nöte der Zeit hindurch zeigte er seinem berner Bauernvolke das klare und wahre Urbild der Menschheit.

Die 26bändige historisch-kritische Ausgabe des Verlags Eugen Rentsch hat die epische Größe Gotthelfs erst ganz deutlich gemacht. Aber breiteren Kreisen erschließt sie sich durch diese 9bändige Auswahl (in der nur „Geld und Geist" nicht fehlen sollte) und durch ihre wertvollen Einführungen (Ganzleinen M. 36,—). Es war ein glücklicher Entscheid des Verlags, die Ausgabe Paul Siegfried, einem mehr historisch als ästhetisch orientierten Forscher, zu übergeben. Denn für den Reichsdeutschen ergibt sich das volle Verständnis der Gotthelfschen Romane erst, wenn ihre besonderen geschichtlichen und politischen Anlässe im Kanton Bern wie der Gesamtschweiz dargestellt werden. Das geschieht hier mit bisher unbekannter Eindringlichkeit und Anschaulichkeit. Ein ausführliches Wörterbuch hilft zum Verständnis der vielen mundartlichen Wörter und Wendungen.

Wie Hebels Herausgeber durch seine Heimatnatur das Kosmische hindurchschimmern läßt, so offenbart Paul Siegfried mit Recht als den eigentlichen Sinn in Gotthelfs geschichtlicher und politischer Auffassung das Religiöse. Zum letztenmal in deutscher Sprache ist episch-groß eine gegenwärtige Welt gestaltet, darin alles religiös durchdrungen und zusammengeschlossen ist. Das gibt Gotthelfs Werk die weltanschauliche und künstlerische Bedeutung.

In Gottfried Kellers Werken ist die religiöse Gesinnung ganz von der staatsbürgerlichen aufgesogen. Auch ihm ist seelische Läuterung, selbstlose Liebe, überpersönliches Sorgen und Wirken der Sinn des Lebens. Aber dieser Sinn offenbart und rechtfertigt sich ihm nicht in jenseitigen Zusammenhängen, sondern in der Gemeinschaft des Volkes und Landes, die für ihn religiöse Bedeutung gewinnt. Ist Gotthelf der vorbildliche Christ, so ist Keller der vorbildliche Staatsbürger. Und gerade als solcher ist er unserer heutigen deutschen Entwicklung besonders wertvoll.

Der Herausgeber Gustav Steiner, der schon durch „Sechs Vorträge über Gottfried Keller" (1918) sich ausgewiesen, hat in 8 Bänden das Gesamtwerk Kellers vereinigt und gedeutet. (In Halbleinen M. 32,—, Halbleder M. 56,—.) Er zeichnet den „Einklang von Dichtung und Leben" dieses „knorrigen aber aufrichtigen Zürchers". „Nur weil er wahrhaftig, war er ein ganzer Mann; nur weil er ein ganzer Mann war er ein großer Dichter." Er läßt ihn „als einen Menschen von so einfacher und unbeirrter Art erscheinen, wie sie fast nur die Jugend der Menschheit und Völker hervorbringt". Und so offenbart er in seinem Leben und Werk jene einst von Keller selber geforderte „größtmögliche Einfachheit, Ruhe und Klarheit, welche zur Klassizität führt".

Wenn Steiner neben Gottfried Keller das Werk Conrad Ferdinand Meyers stellt (4 Bände in Ganzleinen M. 16,—, Halbleder M. 28,—), so unterschätzt er die Dekadenz in Meyers Leben und Werk, aber einer Volksausgabe kommt diese einfache, gesundere Deutung pädagogisch zugut. Der Heroismus, mit dem dieser Ausgangssproß eines alten Beamtengeschlechts in der Kunst den Lebensanteil erobert, den ihm die Weltlichkeit versagt, ist Trost und Vorbild gerade für unsere Generation, der nur noch selten Kellers Naturkraft eignet.

Diesen durch und durch männlichen Naturen des badisch-schweizerischen Alemannentums gesellt Otto Heuschele in Wilhelm Hauffs Werken (4 Bände in Ganzleinen M. 16,—, in Halbleder M. 28,—) einen schwäbisch-alemannischen Jünglingstypus, der zwar den Übergang zum Realismus schon begonnen hat, aber in seinem besten: den Märchen und Lichtenstein noch der deutschen Romantik verbunden ist.

Mit wahrhaft künstlerischem Feinsinn zeichnet Heuschele den Zauber und die Grenzen dieses Jünglingslebens, dessen reiche Verheißungen mit 25 Jahren zerstört wurden.

Rudolf Krauß reiht in einer Volksausgabe von 6 Bänden dieser Klassikerreihe den größten Alemannen ein: Friedrich Schiller. Und so zeigt sich erst der ganze Reichtum dieses Stammes: neben die episch und erdhaft bestimmten Dichter: Hebel, Gotthelf, Keller, neben romantisch-lyrisch gerichtete wie Hauff, Uhland, Mörike tritt der größte deutsche Dramatiker und Ideendichter.

Alle diese Ausgaben sind ausgezeichnet durch ein klares Satzbild, gutes Werkdruckpapier, ein repräsentatives Großoktavformat und belebt durch ein sorgfältig gewähltes und reproduziertes Bildmaterial. So sind sie wohl berufen, an der Vertiefung und Erneuerung unseres Volkslebens mitzuschaffen.

LXXVII

Zum „historischen Rinaldini"

Von Wolfgang Wurzbach (Wien)

In L. E. XXXI, 379, teilt Alfred Bergmann im Anschluß an Knud Lyne Rahbeks Einleitung zu der ersten dänischen Übersetzung des berühmten Romans von Vulpius die Berichte zweier kopenhagener Zeitungen mit, aus welchen wir näheres über die Kämpfe einer kleinen päpstlichen Streitmacht gegen den in der Festung Montegibello verschanzten Banditen Tommaso Rinaldini erfahren. Dort wird erzählt, daß es den Päpstlichen im Jahre 1786 durch eine List gelungen sei, der Belagerten Herr zu werden. Es habe sich nämlich ein anderer Räuber, Sebastian

Digitized by Google

Zulini gefunden, der ihnen seine Waffenhilfe und den Sieg über die Gegner in Aussicht stellte, wenn man dafür ihm und seinen Genossen Amnestie gewähre. Als ihm diese zugesagt war, erschienen Zulini und die Seinen vor Montegibello, gaben vor, von den Päpstlichen hart verfolgt zu sein und erbaten sich Zuflucht in der Festung. Rinaldini und seine Getreuen, die von der Seite anderer Banditen keine Hinterlist befürchteten, nahmen jene als willkommene Verstärkung der Besatzung auf, als sie sich aber nach einem fröhlichen Gelage dem Schlaf überlassen hatten, gaben die Verräter den Päpstlichen das verabredete Zeichen, diese stürmten hinein und richteten unter den Gegnern ein furchtbares Blutbad an. Der Kampf endete damit, daß Rinaldini mit sechs seiner Gefährten entfloh.

Es ist nicht zu konstatieren, in wieweit die Erzählung von dem Verrate des Zulini auf Wahrheit beruht. Tatsache aber ist, daß dieselbe List in der Kriegsgeschichte seit dem Altertum wiederholt begegnet und daß sie in den volkstümlichen Traditionen verschiedener Völker fortlebt. Zulinis Vorgehen stimmt mit jenem des Persers Zopyrus überein, der dem König Darius den Besitz der durch zwanzig Monate vergeblich belagerten Stadt Babylon verschaffte. Herodot (III, 153 bis 160) berichtet, daß sich Zopyrus in greulicher Weise selbst verstümmelte, sich sodann als angebliches Opfer der Grausamkeit des Darius nach Babylon begab und das Vertrauen der Babylonier in solchem Maße gewann, daß sie ihn an die Spitze ihrer Truppen stellten. Zopyrus verriet die Stadt an Darius und dieser ernannte ihn zum Dank dafür auf Lebenszeit zum Satrapen von Babylon. Auch sonst ließ er ihm zahlreiche Beweise seiner Gunst zuteil werden und er pflegte später zu sagen, Zopyrus sei ihm mehr wert als Babylon selbst. Der Geschichtsschreiber Ktesias (Persia, 22. Buch) verlegt diese Vorgänge in die Zeit des Xerxes und läßt dessen Schwiegersohn Megabyzos die Rolle des Zopyrus spielen.

Besonders interessant ist die spanische Variante des Motivs. In Spanien verlegte man die Geschichte in die Zeit der Kämpfe des jungen Alfonso VIII. (reg. 1158–1214), jenes Königs, der durch seine Beziehungen zu der „Jüdin von Toledo" in der Literatur fortlebt. Die gegen Ende des 13. Jahrhunderts verfaßte „Cronica general" (Allgemeine Chronik) berichtet, daß Alfonso die als uneinnehmbar geltende Festung Zurita, die ihm der Befehlshaber Lope de Arenas nicht übergeben wollte, durch den analogen Verrat von Lopes Diener Dominguillo gewann. Dominguillo schlich sich heimlich durch ein Pförtchen in der Festungsmauer in das Lager des Königs und erbot sich, ihm Zurita auszuliefern, wenn Alfonso für den Rest seiner Tage für ihn sorgen wolle. Da er dem Kommandanten gegenüber seine Abwesenheit rechtfertigen mußte, verlangte Dominguillo, daß sich einer der Soldaten des Königs von ihm verwunden lasse. Pero Diaz aus Toledo erklärte sich dazu bereit und Dominguillo brachte ihm einen tiefen Hieb am Kopfe bei. Um dem Gesandten Alfonsos, Don Nuño, zu zeigen, wie wenig ihn die Unternehmung des Königs beunruhige, ließ sich Lope de Arenas, während der Feind gegen die Mauern stürmte, rasieren. Dominguillo, der keine bessere Gelegenheit zur Ausführung seines Plans finden konnte als die Zeit, da sein Herr in ein Leinentuch gewickelt auf einem Stuhl festgebunden war, schleuderte einen Jagdspeer gegen ihn und der Kommandant war tot. Don Nuño ergriff darauf im Namen des Königs von der Festung Besitz. Alfonso sagte dem Verräter die versprochene Belohnung in Gestalt einer jährlichen Rente zu, die für seine Nahrung und Kleidung hinreichte. Da sich Dominguillo seiner bösen Tat aber auch noch weiterhin rühmte, ließ ihn der König blenden und darauf in grausamer Weise justizifieren. „So möge es allen ergehen," fügt die Chronik bei, „welche dergleichen tun und solchen Lohn mögen sie dafür empfangen." Im Jahre 1551 versifizierte Lorenzo de Sepulveda den Bericht der Chronik in einer Romanze, und wieder ein halbes Jahrhundert später verwertete Lope de Vega diese Vorgänge im ersten Akt seiner Komödie über die „Jüdin von Toledo" (vgl. unsere Übersetzung derselben in den „Ausgewählten Komödien Lope de Vegas", III. Band, Straßburg-Wien 1920).

Nachrichten

Todesnachrichten. Wilhelm von Wymetal ist nach einer Meldung vom 6. September im Alter von 51 Jahren in Wien gestorben, nachdem er kurz vorher noch seiner Pflicht als Theaterkritiker nachgekommen war. Er hat sich schon als junger Student literarisch hervorgetan und einen Verein für neue Kunst in Wien gegründet, der es Liliencron und Dehmel ermöglichte, als Vorleser eigener Werke vor das wiener Publikum zu treten. Seine literarischen Versuche und Kritiken erfreuten sich guter Schätzung. Eine Zeitlang war er auch Leiter des österreichischen Werkbundes.

John Brinkmann ist im Alter von 57 Jahren in Bremen am 3. September gestorben. Von Beruf Lehrer, hat er sich als Rezitator niederländischer Dichtungen sehr vorteilhaft bekanntgegeben und Beträchtliches für die niederdeutsche Bühne geleistet. Ursprünglich hochdeutsch geschriebene Werke Scharrelmanns hat er in sein geliebtes Plattdeutsch übertragen.

Paul Rosenhayn ist am 12. September einer Darmverschlingung, die einen operativen Eingriff notwendig machte, im Alter von 52 Jahren erlegen. Seine rege Phantasietätigkeit hat ihn befähigt, packende Detektivromane wie „Der Schlittschuhläufer", „Der Herr der Valuta", „Der Mann auf dem Kronleuchter", „Die ferne Frau" zu verfassen.

Ewald Sylvester, mit bürgerlichem Namen Karl Heide, ist nach einer Meldung vom 4. September in München einem schweren Nervenleiden erlegen. Den lange Jahre in Chur Ansässigen zählte die literarische Schweiz zu den Ihren. Sein wesentliches literarisches Werk ist die lyrische Sammlung „Der flammende Kranz" und der Roman „Nora Gyllensee". Auch die dramatischen Versuche „Flucht" und „Ballplatz" sind nicht erfolglos geblieben.

Leopold Hirschberg, der sich mehrfach durch interessante Beiträge als Mitarbeiter an unserer Zeitschrift betätigt hat, ist am 28. September im Alter von 62 Jahren in Berlin gestorben. Er hat sich in gleicher Weise als Musikschriftsteller wie als Bibliophile ausgezeichnet. Seine musikwissenschaftliche Tätigkeit galt vor anderen Karl Löwe und Heinrich Marschner. Seine „Erinnerungen eines Bibliophilen" (1918) bleiben unvergessen.

Digitized by Google

Bernhard Szana ist nach einer Meldung vom 24. September in Wien im zweiundsechzigsten Lebensjahr gestorben. In Riga geboren, hat er eine Reihe von Werken über die Türkei und Rußland veröffentlicht, von denen „Der Sultan und seine Politik", „Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Rußland" zu verzeichnen sind. Auch als Mitarbeiter der „Kölnischen Zeitung" hat er sich hervorgetan.

Joseph Kallenbach ist am 12. September im Alter von 68 Jahren in Krakau, wo er als Professor für polnische Literaturgeschichte an der Universität tätig war, gestorben. Von seinen Arbeiten, die vornehmlich den polnischen Humanisten des 16. (Kochanowski, Szymonowicz), sowie den großen Dichtern des 19. Jahrhunderts galten, ist die (heute schon weit überholte) Monographie „Adam Mickiewicz" am bekanntesten. Kallenbach war in Kamieniec (Podolien) geboren und wirkte eine Zeitlang an der Universität Freiburg (Schweiz) als Professor für slawische Literaturen und Sprachen. (H. S.)

Rainis, mit bürgerlichem Namen Jahn Pleekschan, ist nach einer Meldung vom 13. September im Alter von 64 Jahren plötzlich gestorben. Lettland rühmte in ihm seinen bedeutendsten Dichter und zugleich einen Führer der lettischen Sozialdemokratie. Er war am 11. September 1865 im Kreise Illuxt als Sohn eines wohlhabenden Pächters geboren, hat das rigaer Stadtgymnasium und die petersburger Universität besucht und sich als Rechtsanwalt niedergelassen. Seine Tätigkeit an linksradikalen Blättern führte 1897 zu seiner Verhaftung und Verbannung. Infolge erneuter sozialistischer Tätigkeit war er gezwungen, bis zum Jahre 1920 im Exil in der südlichen Schweiz zu leben. Neben einer umfangreichen Tätigkeit als berufener Übersetzer Heines, Shakespeares, Byrons, Puschkins und Lermontoffs hat er sich in eigenem Schaffen sowohl auf lyrischem wie auf dramatischem Gebiet hervorgetan. Sein Drama „Joseph und seine Brüder" ist auch im Ausland aufgeführt worden. Seine Gedichte, die vielfach sozial gefärbt sind, gelten als ein Klangvollstes lettischer Lyrik.

* * *

Die Stadt Berlin beabsichtigt, einen jährlichen Literaturpreis in Höhe von zehn- oder zwanzigtausend Mark zu stiften, zu dem alle deutschsprachigen Schriftsteller zugelassen werden sollen, die einen mehrjährigen Aufenthalt in Berlin nachweisen können. Das Kuratorium soll sich neben den Vertretern der Stadt aus Sachverständigen zusammenfinden, von denen je zwei der preußischen Akademie der Künste und dem Schutzverband der Schriftsteller angehören sollen, wobei Wert darauf gelegt wird, daß auch Vertreter der jüngeren Kunstrichtung mitzuwirken haben.

Das Stiepel-Preisausschreiben zur Förderung deutscher Dichtkunst in der tschechoslowakischen Republik konnte im abgelaufenen Jahr nicht wirksam werden, da sich die eingereichten Manuskripte als unzureichend erwiesen. Das Ausschreiben wird unter den gleichen Bedingungen ohne Altersbegrenzung für das Jahr 1930 wiederholt.

Die Stadt Hannover und der Heimatbund Niedersachsen beabsichtigen in Höltys Sterbehaus, Leinstraße 8, eine Erinnerungsstätte zu schaffen. Der Heimatbund Niedersachsen, Hannover, Leinstraße 29a, bittet, alle noch vorhandenen Bilder, Briefe, Bücher Höltys ihm zu diesem Zweck geschenk- oder leihweise zu überlassen.

Ernst Elias Niebergall, dem hessischen Mundartdichter, ist in seiner Vaterstadt Darmstadt ein Denkmal in Gestalt eines Brunnens errichtet worden.

Das Andenken der Volksdichterin Johanna Ambrosius ist durch eine Erinnerungstafel an ihrem langjährigen Wohnhaus in Groß-Wersmeningken im Kreis Pillkallen geehrt worden.

Zum Andenken an den hundertsten Geburtstag des Dichters und Naturforschers D. F. Weinland, des Verfassers von „Rulaman" und „Kuning Hartfest" hat der schwäbische Albverein am 25. August eine Gedenktafel an der Falkensteiner Höhle anbringen lassen. Diese Höhle liegt in der Nähe von Grabenstetten, des Geburtsortes Weinlands, und ist in seinem „Rulaman" der Schauplatz wichtiger Handlungen.

Auf dem Staffelberg bei Bamberg ist ein Scheffel-Denkmal errichtet worden.

* * *

Josef Körner hat unter den Nachlaßpapieren von Madame de Staël in der Schweiz eine Fülle wichtiger Romantikerbriefe entdeckt, darunter die Korrespondenz der Brüder Schlegel.

Der chinesische Schriftsteller Guo, der bereits die „Leiden des jungen Werthers" übertragen hat, hat in zehn Jahre langer Arbeit eine Übersetzung des Gesamt-Faust ins Chinesische beendet.

Max Mohrs „Ramper" und „Karawane", die bereits in London herausgekommen sind, sind nunmehr auch zu Aufführungen in Italien erworben worden.

Die preußische Akademie der Wissenschaften hat die Fortführung der Goedekeschen Literaturgeschichte von 1830 bis zur Reichsgründung in drei neuen Bänden im bisherigen Umfang ins Werk geleitet. Die Redaktion liegt in Händen von Georg Minde-Pouet an dessen Adresse Berlin NW 7, Unter den Linden 38, Staatsbibliothek, alle Zuschriften zu richten sind.

Hegel wird jetzt in Sowjetrußland sehr eifrig studiert. Als ersten Band seiner Gesammelten Schriften hat der Russische Staatsverlag, Moskau, kürzlich eine Neuausgabe der „Logik" des deutschen Philosophen in der Übersetzung Stolpners mit einem einleitenden Aufsatz A. Deborins gedruckt; die Auflage von 5000 Exemplaren war bald erschöpft. Eine zweite Auflage von 10000 Exemplaren wird demnächst erscheinen. Aus der Feder Deborins stammt auch der Hegel gewidmete Aufsatz im neuesten XIV. Bande der „Großen Sowjet-Enzyklopädie", der nicht weniger als 43 Spalten in Lexikonformat umfaßt.

Gleichzeitig ist als Publikation des „Marx-Engels-Instituts", Moskau, das in seiner „Bibliothek des Materialismus" bereits drei Bände der Schriften Ludwig Feuerbachs in russischer Übertragung herausgegeben hat, eine Monographie des letzteren erschienen, bestehend aus einer Reihe von Aufsätzen A. Deborins.

In dem Nachlaß des vor kurzem verschiedenen moskauer Malers, Kunstsammlers und -schriftstellers Ilja S. Ostrouchoff ist das sehr umfangreiche Archiv des russischen Dichters Afanassij Afanassjewitsch Feth mit vielen Briefen seiner Zeitgenossen, u. a. L. N. Tolstojs und Turgenjews, aufgefunden worden. Das Fethsche Archiv war nach dem Tode des Dichters in der Familie seiner Gattin, einer geborenen Botkin, verblieben, von der es Ostrouchoff erhalten hatte.

Folgende Übersetzungen deutscher Autoren sind letzthin auf dem russischen Büchermarkt erschienen: Georg Hermann „Heinrich Schön jr.", übersetzt von A. A. Gizetti (Verlag „Kosmos", Odessa); Arthur Holitscher „Lebensgeschichte eines Rebellen", übersetzt von W. Minina und K. Weidwinkler, der auch den einleitenden Aufsatz geschrieben hat

Digitized by Google

(Russischer Staatsverlag); Emil Ludwig „Wilhelm II.", übersetzt von W. S. Waldmann mit Einleitung von K. Schelawin (Verlag Kraßnaja Gaseta, Leningrad); Kasimir Edschmid „Basken, Stiere, Araber", übersetzt von Elena Eichenholz, mit Einleitung von J. Anissimoff (Staatsverlag).

(P. E.)

Nachtrag zur Vorlesungs-Chronik. GENF: Bohnenblust. Das Jahrhundert der Aufklärung. Klassische deutsche Lyrik. C. F. Meyer (Sem.). Nibelungenlied. — LAUSANNE: Bohnenblust. Das Zeitalter des poetischen Realismus. Goethes „Faust". Goethes Gedichte. (Sem.)

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Bloem, Walter. Held seines Landes. Roman. Leipzig 1929 K. F. Koehler. 438 S. Geb. M. 7,—.

—, —. Wir werden ein Volk. Roman. Berlin 1929, Paul Franke. 333 S. Geb. M. 2,40.

Borchardt, Rudolf. Das hoffnungslose Geschlecht. Vier zeitgenössische Erzählungen. Berlin-Grunewald 1929, Horen-Verlag. 376 S. Geb. M. 8,—.

rauns, Walter. Der Heidepastor. Das Leben und Werk Wilhelm Bodes. Hamburg 1929, Quickborn-Verlag. 234 S. Geb. M. 6,50.

Eisek, Oscar Walter. Die Tatarin. Erzählungen. Hamburg 1929, Gebr. Enoch. 257 S.

Colerus, Egmont. Kaufherr und Krämer. Roman. Berlin-Wien 1929, Paul Zsolnay. 430 S. Geb. M. 6,50.

Delmont, Joseph. Krösus Vagabund. Roman. Leipzig 1929, Fr. Wilh. Grunow. 67 S.

—, —. Juden in Ketten. Roman. Leipzig 1929, (ebenda). 385 S. M. 4,— (6,—).

Der junge Tag. Bd. 6. Rudolf G. Binding, Die Vogelscheuche. 61 S. — 7. Herbert Eulenberg, Die Windmühle. 63 S. — 8. Hans Grimm, Aus John Nukwas Lehrjahren. 64 S. — 9. Albrecht Schaeffer, Das verdoppelte Lebensalter. 62 S. — 10. Karl Röttger, Auf Sommerwegen. 68 S. — Hamburg 1929, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Dwinger, Edwin Erich. Die Armee hinter Stacheldraht. Das Sibirische Tagebuch. Jena 1929, Eugen Diederichs. 306 S. M. 4,50 (6,80).

Edschmid, Kasimir. Lord Byron. Roman einer Leidenschaft. Wien 1929, Paul Zsolnay. 443 S. M. 4,20 (7,—).

Engelke, Wilhelm. Theodor Obermeyer. Roman. Braunschweig 1929, Georg Westermann. 513 S. M. 7,50 (10,—).

Evenius, Sophie. Jörgen Dörfflinger. Gütersloh 1929, C. Bertelsmann. 369 S.

Forbes-Mosse, Irene. Kathinka Plüsch. Roman. Stuttgart-Berlin 1930. Deutsche Verlags-Anstalt. 258 S. Geb. M. 6,50.

Geiger-Gog, Anni. Heini Jermann. Der Lebenstag eines Jungen. Mit farbigen Vollbildern von Max Ackermann. Stuttgart 1929, D. Gundert. 190 S. Geb. M. 5,20.

Gerlach, Kurt. Zwischen den Fronten oder Der Krieg von unten. Roman. Hellerau bei Dresden 1929, Hellenhaus-Verlag, M. Gerlach. 306 S. Geb. M. 6,50.

Hager, Franziska. Die Schulmeisterkinder. Vom Leben um ein Dorfschulhaus. München 1929, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 207 S. Geb. M. 5,—.

Heuschele, Otto. Der Weg wider den Tod. Roman einer Heimkehr. Leipzig 1929, Philipp Reclam jun. 244 S. M. 3,— (4,50).

Heyck, Hans. Deutschland ohne Deutsche. Ein Roman von übermorgen. Leipzig 1929, L. Staackmann. 312 S. M. 4,— (6,—).

Hildenbrandt, Fred. Annee und ihre Leichtathleten. Roman. Lübeck, Otto Quitzow. 259 S.

Hinrichs, August. Das Nest in der Heide. 3. Aufl. (Novellenbücherei fürs deutsche Haus.) Leipzig, Quelle & Meyer. 140 S. Geb. M. 5,—.

Huna, Ludwig. Der Goldschmied von Segovia. Roman. Leipzig/Zürich 1929, Grethlein & Co. 389 S. M. 9,— (12,50).

Jacques, Norbert. Das Tigerschiff. Roman. München 1929, Drei Masken Verlag A.-G. 250 S.

Johann, A. E. Die innere Kühle. Berlin 1929, Universitas Deutsche Verlags-Gesellschaft. 216 S. M. 3,20 (4,80).

Jünger, Nathanael. Kuddelmuddel, Leonidas und Zopf. Eine Geschichte für ärgerliche Leute. Wismar 1929, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung. 303 S. Geb. M. 6,—.

Kaltneker, Hans. Die drei Erzählungen. Wien 1929, Paul Zsolnay. 192 S.

Kapp, Gottfried. Das Loch im Wasser. Roman. Leipzig 1929, Philipp Reclam jr. 187 S. M. 3,— (4,50).

Kasperltheater und andere nachdenkliche Geschichten mit Tuschzeichnungen von Jo Mihaly. Stuttgart 1929, D. Gundert. 61 S. M. —,85.

Kurz, Karl Friedrich. Zijas Perlen. Roman. Leipzig 1929, Philipp Reclam jun. 314 S. M. 4,— (6,—).

Lauter-Ovesfeld, Eberhard. Jochen vom Sandberg. Ein buntes Buch von allerlei Getier. Berlin/Leipzig 1929, B. Behrs Verlag/Fr. Feddersen. 116 S.

Lucka, Emil. Tag der Demut. Roman. Leipzig 1929, Philipp Reclam jun. 232 S. M. 3,— (5,—).

Meisner, Michl. Heringsbärtchen. Roman. München 1929, Drei Masken Verlag A.-G. 322 S.

Ratzka, Clara. Das Spiel um Jolande. Roman. Stuttgart-Berlin 1929, Deutsche Verlags-Anstalt. 326 S. Geb. M. 7,—.

Roß, Colin. Die Welt auf der Waage. Der Querschnitt von zwanzig Jahren Weltreise. Leipzig 1929, F. A. Brockhaus. 188 S. M. 3,25 (4,—).

Schaeffer, Albrecht. Kaiser Konstantin. Eine Zeitwende. Leipzig 1929, Insel-Verlag. 241 S.

Schröer, Gustav. Heimat wider Heimat. Roman. Gütersloh 1929, C. Bertelsmann. 306 S. Geb. M. 5,—.

—, —. Der Hof im Ried. 3. Aufl. (Novellenbücherei fürs deutsche Haus.) Leipzig, Quelle & Meyer. 189 S. Geb. M. 3,—.

Semmig, Jeanne Berta. Von Heiligen und Kämpfern. Legenden von gestern und heute. Dresden 1929, Oscar Laube. 166 S. Geb. M. 6,—.

Sochaczewer, Hans. Menschen nach dem Kriege. Roman. Wien 1929, Paul Zsolnay. 374 S. Geb. M. 6,50.

Sommer, Fedor. Zwischen Mauern und Türmen. Roman aus dem 18. Jahrhundert (Ausgewählte Werke Bd. 16). Halle a. d. S. 1928, Buchhandlung des Waisenhauses. 563 S.

Stehr, Hermann. Mythen und Mären. Berlin-Grunewald 1929, Horen-Verlag. 237 S.

Waldeyer-Hartz, Hugo von. Helden der Freiheit. Roman. Leipzig 1929, K. F. Koehler. 335 S. Geb. M. 7,—.

Zahn, Ernst. Gewalt über ihnen. Roman. Stuttgart-Berlin 1929, Deutsche Verlags-Anstalt. 334 S. Geb. M. 7,—.

Digitized by Google

Zoff, Otto. Die Liebenden. Roman. Berlin 1929, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 382 S.

Zschepank, Friedrich. Das rufende Land. Dresden 1929, Oscar Laube. 201 S. Geb. M. 5,—.

* * *

Cohen, Lester. Die Pardways. Roman. Übersetzt von Baronin von Werkmann. Stuttgart-Berlin 1929, Deutsche Verlags-Anstalt. 548 S. Geb. M. 10,—.

Grahame, Kenneth. Christoph, Großmaul und Cornelius. Die Abenteuer einer fidelen Gesellschaft am Fluß, im Wald und anderswo. Aus dem Englischen von Else Steup. Stuttgart 1929, D. Gundert. 158 S. Geb. M. 4,—.

Hichens, Robert. Der Garten Allahs. Roman. Bd. I/II. Deutsch von Jacques Sgalitzer. Wien 1929, Paul Zsolnay. 388, 404 S. Geb. M. 12,—.

London, Jack. Nur Fleisch. Deutsch von Erwin Magnus. Berlin 1929, Universitas Deutsche Verlags-A.-G. 271 S. M. 3,— (4,80).

Loos, Anita. Brünette — heiraten! Mit 26 Illustrationen von Ralph Barton. Deutsch von Marie-Therese Morel. München 1929, Drei Masken Verlag A.-G. 215 S.

Tauchnitz-Edition. Vol. 4897. E. F. Benson, Paying Guests. 295 S. — Vol. 4899. Frank Harris, Unpath'd waters. 270 S. — Vol. 4900. Maurice Baring, The coat without seam. 294 S. — Vol. 4901. David Garnett, No love. 287 S. — Vol. 4902. —, —. Lady into Fox and a man in the Zoo. 262 S. — Leipzig 1929, Bernhard Tauchnitz. Je M. 1,80 (2,50).

Colette. Mein Elternhaus. Deutsch von Erna Redtenbacher. Wien 1929, Paul Zsolnay. 232 S.

Galzy, Jeanne. Therese von Avila. Der Lebensroman einer Heiligen. Übertragen und eingeleitet von Helene Adolf. München 1929, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 343 S. Geb. M. 7,—.

Gunarsson, Gunnar. Nacht und Traum. Roman. Deutsch von Erwin Magnus. München 1929, Albert Langen. 392 S. M. 7,50 (10,—).

Freuchen, Peter. Die Flucht ins weiße Land. Ein Eskimo-Roman. Deutsch von Erwin Magnus. Berlin 1929, Safari-Verlag. 345 S. Geb. M. 5,80.

Geijerstam, Gösta af. Ivo Ohneland. Aus dem Norwegischen von Else von Hollander-Lossow. Braunschweig, Georg Westermann. 239 S.

Ossendowski, Ferdinand. Tagebuch einer Schimpansin. Wien 1929, Phaidon-Verlag. 234 S.

Aldanov, M. A. Sankt Helena „Eine kleine Insel". Roman. Deutsch von Martha Fleischmann. München 1929, Drei Masken Verlag A.-G. 186 S.

Lyrisches und Episches

Benzmann, Hans. Passion des Schaffenden. Gedichte aus dem Nachlaß. Leipzig 1929, H. Haessel. 111 S. Geb. M. 6,—.

Brauer, Ernst Hanns. Frühe Sänge. Eine Auswahl erster Verse. Stuttgart 1929, „Die Arche". 47 S.

Geiger, Eugen. In der Leute Mund. Volkskundliche Balladen, Sagen, Fabeln, Legenden und Schnurren. Stuttgart, Julius Püttmann. 142 S. Geb. M. 3,50.

* * *

Virgils Ländliche Dichtungen. Verdeutscht und erklärt von Adolf Trendelenburg. Berlin/Leipzig 1929, Walter de Gruyter & Co. 149 S. Geb. M. 8,—.

Dramatisches

Jüngst, Wilhelm. Wir schreiten ... Ein Sprech- und Bewegungschor. Berlin 1929, Arbeiterjugend-Verlag. 20 S. M. —,50.

Mehring, Walter. Der Kaufmann von Berlin. Ein historisches Schauspiel aus der deutschen Inflation. Berlin 1929, S. Fischer. 165 S. M. 3,50 (4,50).

Sternbach, Hermann. Tag der Mütter. Ein dramatisches Triptychon. Privatdruck 1929, 23 S.

Wollmann, Arno. Zwei Revolutionssprechchöre. I. Der neunte November. II. Wir schwören. Berlin 1929, Arbeiterjugend-Verlag. 23 S. M. —,50.

Literaturwissenschaftliches

Büngel, Werner. Geschichte der deutschen Literatur. Ein Überblick. Leipzig 1929, Quelle & Meyer. 226 S. Geb. M. 4,20.

Diers, Marie. Meine Lebensstrecke. Berlin 1929, Kranzverlag des christlichen Zeitschriftenvereins. 112 S. Geb. M. 2,25.

Goethe. Die erste frankfurter Faust-Aufführung. Zur Erinnerung an den 27. August 1829. Im Auftrag des Freien Deutschen Hochstifts. Frankfurt a. M. 1929, Georg Schlosser. 57 S.

Goldschmit, Rudolf K., Heidelberg als Stoff und Motiv der deutschen Dichtung (Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur). Berlin 1929, Walter de Gruyter & Co. 46 S. M. 4,—.

Groeneweg, Herman. J. J. David. In seinem Verhältnis zur Heimat, Geschichte, Gesellschaft und Literatur (Deutsche Quellen und Studien. 4. Heft). Graz 1929, Wächter-Verlag. 126 S.

Herders Dresdener Reise. Zehn Briefe J. G. Herders aus dem Jahre 1803. Eingeleitet und herausgegeben von Hans Schauer. Dresden 1929, Wolfgang Jeß. 41 S. M. 6,—.

Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Herausgegeben von Max Hecker. 15. Bd. Weimar 1929, Verlag der Goethe-Gesellschaft. 346 S.

Kemmerich, Gustav. Paul Heyse als Romanschriftsteller. (Forschungen zur Literatur-, Theater- und Zeitungswissenschaft, Bd. 5.) Oldenburg 1928, Schulzsche Hofbuchdruckerei. 94 S.

Muschg, Walter. Der dichterische Charakter. Eine Studie über Albrecht Schaeffers „Helianth". Berlin 1929, Junker und Dünnhaupt Verlag. 66 S.

Peter, Hans Armin. Thomas Mann und seine epische Charakterisierungskunst (Sprache und Dichtung, Heft 43). Bern 1929, Paul Haupt. 219 S.

Schacht, Sven. Schillers Wallenstein auf den berliner Bühnen. (Forschungen zur Literatur-, Theater- und Zeitungswissenschaft, Bd. 6.) Oldenburg 1929, Schulzesche Hofbuchdruckerei. 111 S.

Scheuer, Erwin. Akt und Szenen in der offenen Form des Dramas dargestellt an den Dramen Georg Büchners (Germanische Studien 77). Berlin 1929, Emil Ebering. 92 S.

Schweitzer, Albert. Selbstdarstellung. Leipzig 1929, Felix Meiner. 44 S. M. 2,— (4,—).

Spieß, Otto. Leonhard Euler. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts. Frauenfeld/Leipzig 1929, Huber & Co. 228 S.

Theilhaber, Felix A. Goethe. Sexus und Eros. Berlin-Grunewald 1929, Horen-Verlag. 358 S. Geb. M. 8,50.

Tschirch, Fritz. Der Altonaer „Joseph". Goethes angebliche Jugenddichtung (Germanisch und Deutsch. 5. Heft.) Berlin 1929, Walter de Gruyter & Co. 167 S. M. 10,—

Unger, Rudolf. Aufsätze zur Literatur- und Geistesgeschichte. Bd. I/II. (Neue Forschung 1/2.) Berlin 1929, Juncker und Dünnhaupt. 231, 238 S. M. 12,— (14,—).

* * *

Gide, André. Stirb und Werde. Übertragen von Ferdinand Hardekopf. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 468 S. Geb. M. 10,—.

Digitized by Google

Verschiedenes

Alexander, Franz und Hugo Staub. Der Verbrecher und seine Richter. Ein psychoanalytischer Einblick in die Welt der Paragraphen. Wien 1929, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. 124 S.

Bredner, Richard. Spinngewebe. Aphoristische Gedanken. Hermannstadt 1929, Krafft & Drotleff A.-G. 72 S. M. 2,—.

Bunsen, Marie von. Die Welt in der ich lebte. Erinnerungen aus glücklichen Jahren 1860—1912. Leipzig 1929, Koehler & Amelang. 247 S. Geb. M. 8,—.

Burlandt, Louis. Träume der Seele. Berlin-Friedenau, Oscar Engel. 119 S.

Dieterich, Karl. Deutsche Philhellenen in Griechenland 1821—1822. Auswahl aus ihren Tagebüchern. Hamburg 1929, Friedrichsen, De Gruyter & Co. G. m. b. H. 126 S.

François, Hermann von. Napoleon I. Schicksalswende. Eine psychologische, kulturgeschichtliche Studie. Mit 22 Tafelbildern und 7 Kartenskizzen. Berlin 1929, August Scherl G. m. b. H. 218 S. M. 4,— (6,—).

Glondys, Viktor. Zur Problematik des christlichen Gottesglaubens. Ein Versuch zur Überwindung intellektueller Glaubenshemmungen. Hermannstadt 1929, Krafft & Drotleff A.-G. 62 S. M. 2,—.

Handbuch der Englandkunde. II. Teil. (Handbuch der Auslandkunde, Bd. 2.) Frankfurt a. M. 1929, Moritz Diesterweg. 368 S. Geb. M. 11,60.

Heilborn, Ernst. Zwischen zwei Revolutionen. Bd. I.: Der Geist der Schinkelzeit (1789—1848). Bd. II.: Der Geist der Bismarckzeit (1848—1918). Berlin 1929, Otto Elsner Verlagsges. m. b. H. 317, 320 S. M. 5,— (6,50).

Herrmann, Max. Neues Archiv für Theatergeschichte. Herausgegeben von Max Herrmann. Bd. I. 12 Abbildungen (Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte, Bd. 39.) Berlin 1929, Selbstverlag der Gesellschaft. 172 S.

Hier schreibt Berlin. Eine Anthologie von heute. Herausgegeben von Herbert Günther. Berlin 1929, Internationale Bibliothek G. m. b. H. 423 S. M. 5,— (6,50).

Hoffmann, Heinrich. Johannes Calvin. Frauenfeld/Leipzig 1929, Huber & Co. 111 S. Geb. M. 2,40.

Holborn, Hajo. Ulrich von Hutten. (Das wissenschaftliche Weltbild.) Leipzig 1929, Quelle & Meyer. 176 S. M. 5,— (7,—).

Johannesson, Adolf. Leitfaden für Sprechchöre. 2. Aufl. Berlin 1929, Arbeiterjugend-Verlag. 77 S. M. 1,80.

Jorga, Nikolaus. Geschichte der Rumänen und ihrer Kultur. Hermannstadt 1929, Krafft & Drotleff. 374 S. Geb. M. 10,—.

Kloß, Heinz. Wort und Zahl. Aufsätze zu ihrer Deutung. Stuttgart 1929, im Selbstverlag. 44 S.

Krüß, H. A. Zur Geschichte der Staatsbibliothek zu Berlin in den letzten dreißig Jahren. Berlin/Leipzig 1929, Walter de Gruyter & Co. 16 S. M. 1,—.

Lämmel, Rudolf. Die moderne Naturwissenschaft und der Kosmos. Berlin 1929, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 269 S.

Land am Oberrhein. Alemannisches Heimatbuch. Freiburg i. B. 1929, Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung. 128 S. Geb. M. 8,50.

Mayreder, Rosa. Die Krise der Ehe. Jena 1929, Eugen Diederichs. 66 S. M. 2,—.

Molitor, Michel und Leo Berchem. Heimatsagen. Blütenlese aus dem luxemburgischen Sagen- und Legendenschatz. Luxemburg 1929, Verlag des luxemburgischen Lehrerverbands. 145 S.

Petersson, W. Endkampf der Geschlechter. Untergehen männlicher Vormacht. München-Planegg 1929, Otto Wilhelm Barth-Verlag G. m. b. H. 127 S. M. 2,50 (3,80).

Redlich, Oswald. Ausgewählte Schriften. Wien, Amalthea-Verlag. 293 S. M. 7,— (8,50).

Roloff, G. Bismarck (Wissenschaft und Bildung 260). Leipzig 1929, Quelle & Meyer. 136 S. Geb. M. 1,80.

Rausch, Albert H. Die Welt der Rose. Herausgegeben und verlegt von der Rosenfirma Gebr. Schultheis in Steinfurth (Oberhessen). 1928. 199 S.

Schaafhausen, F. W. Der Eingang des Christentums in das deutsche Wesen. Bd. I. Von der Antike bis zum Zeitalter der romanischen Dome. Jena 1929, Eugen Diederichs. 118 S. M. 10,— (13,—).

Schmidt, Max. Kunst und Kultur von Peru. Mit 820 Abbildungen. Berlin 1929, Propyläen-Verlag. 622 S. M. 50,— (60,—).

Stadelmann, Heinrich. Taschenbuch für Nervöse. Dresden, Oscar Laube. 187 S. M. 3,50 (4,—).

Stahl, Ernst Leopold. Das mannheimer Nationaltheater. Ein Jahrbuch deutscher Theaterkultur im Reich. Mannheim 1929, J. Bensheimer. 423 S. und 135 Tafeln.

Stegemann, Hermann. Erinnerungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 517 S. Geb. M. 15,—.

Zweig, Stefan. Joseph Fouché. Bildnis eines politischen Menschen. Leipzig 1929, Insel-Verlag. 332 S. Geb. M. 8,50.

* * *

Beyle-de Stendhal, Henri. Über die Liebe. Napoleon. Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski (Ges. Werke, IV. Bd.). 3. Aufl. Berlin, Propyläen-Verlag. 500 S.

* * *

Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 7000. E. G. Kolbenheyer, Wenzel Tiegel. Novelle. 92 S. — 7001. Heinrich Mann, Der Tyrann. Die Branzilla. Novellen. 77 S. — 7002. Emil Lucka, Die Blumen schweigen. Erzählungen. 76 S. — 7003. Hermann Hesse, Eine Bibliothek der Weltliteratur. 85 S. — 7004. Leonhard Frank, Absturz. Novelle. 63 S. — 7005. Oskar Baum, Nacht ist umher. Erzählung. 70 S. — 7006. Ewald Banse, Der Atem des Morgenlandes. 78 S. — 7007/08. Ferdinand Cohn, Weinstock und Wein. Herausgegeben und eingeleitet von Raoul Francé. 126 S. — 7009. Frank Thieß, Eine sonderbare Ehe. Novelle. 70 S. — 7010. Ernst Penzoldt, Etienne und Luise. 70 S. — 7011. Anita Ijden-Zeller, Das Dorf Myskowo. Novelle. 76 S. — 7012. Rudolf von Delius, Buddha. Sein Leben und seine Tat. 68 S. — 7013. Robert Neumann, Die Blinden von Kagoll. Mit einem autobiographischen Nachwort. 72 S. — 7014. Erich Ebermayer, Kaspar Hauser. Dramatische Legende in drei Akten. 69 S. — 7015. A. Arthur Kuhnert, Der Wald. Novelle. 70 S. — Leipzig 1929, Philipp Reclam jun.

Redaktionsschluß: 5. Oktober 1929.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Lutz Weltmann, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2.—

Digitized by Google

Unsere Neuerscheinungen!

Rudolf Hans Bartsch
Der große alte Kater

Eine Schopenhauer-Geschichte. 342 Seiten Umfang. Leinen ℳ 7.50, brosch. ℳ 5.–, Halbl. ℳ 12.–

Arthur Schopenhauer ist heute noch, wie vor achtzig Jahren, „der Philosoph der Genies und der Weltleute", und von den Frauen lesen ihn nur die geistvollsten. Dieser schwierige, in ungeheurer Höhe und Ferne thronende Geist, der als „Raubtier am Glauben" den Tod in unverhüllter Unerbittlichkeit aufzeigte, um ihm dann mit seiner „wundersam innigen Philosophie" (wie Nietzsche sagt) alle Schrecken zu nehmen — er konnte menschlich nahe gebracht werden nur durch liebevollen Spott. R. H. Bartsch, der durch die Viertelmillion Exemplare seines „Schwammerl" den großen Franz Schubert dem Volke erst liebgemacht hat, ist auch hier der berufene Verklärer und Vermenschlicher dieses einsamsten aller Geister geworden. Sein Buch macht den Verächter des Deutschen und großen Frauenhasser mit einem Schlage verständlich, sympathisch und tief menschlich zugleich.

Theodor Heinrich Mayer
Minister Bruck

Roman. 371 Seiten. Leinen ℳ 7.50, broschiert ℳ 5.–, Halbleder ℳ 11.–

Das Problem des natürlichen nationalen Zusammenschlusses aller Deutschen steht im Brennpunkt dieses großen Zeit- und Kulturbildes, das in seiner unerbittlichen Aufdeckung aller Fehler der deutschen Vergangenheit eine eindringliche und zwingende Mahnung zu endlichem gegenseitigen Verstehen ist. Die Tragödie dieses Mannes, der Größtes für Deutschland wollte und doch immer wieder auf Österreich zurückgeworfen wurde, bildet den Inhalt dieses auf jeder Seite fesselnden und kulturhistorisch bedeutsamen Werkes. Ein erschöpfenderer Querschnitt durch österreichisches Wesen mit allen seinen Vorzügen und Fehlern ist überhaupt wohl noch nie in einem Roman gegeben worden. Hier spricht mit ehrlichster Kraft ein Deutscher, dessen Stimme nicht ungehört verhallen sollte. Das Buch vom Anschluß Österreichs, wie er vor siebzig Jahren hätte sein können und auch heute noch sein kann.

Anton Wildgans
Buch der Gedichte

Leinen ℳ 7.– Vorzugsausgabe in 60 in der Presse numerierten und vom Verfasser handschriftlich gefertigten Exemplaren in Ganzleder ℳ 20.— 240 Seiten Umfang.

Dieser aufs sorgfältigste hergestellte Band enthält das lyrische Lebenswerk des österreichischen Dichters, beginnend mit den frühesten Gedichten, die den Namen ihres Verfassers mit einem Schlage berühmt gemacht haben, ausklingend in die letzten, reifsten und vielfach noch unveröffentlichten Gesänge, die jenseits alles Literaturhaften und Zeitbedingten, nur noch große und schlichte Dokumente eines ins Allgemein-Menschliche mündenden, aber doch höchst packenden Lebens sind. Eines der ganz starken, ganz echten und ganz reinen Bücher deutscher Sprache!

Umsonst und portofrei: Das gute Buch. Neue Bücher des Jahres. Mit vielen Bildern.

In allen Buchhandlungen erhältlich

L. Staackmann Verlag, Leipzig

Digitized by Google

Soeben erscheint:

JOSEF PONTEN

Seine Hochzeitsreise

Eines Künstlers Ende

Roman. Mit 9 Bildern nach Zeichnungen von Alfred Rethel. Leinen M. 5.50

Diese erlebnisreiche Hochzeitsreise führt von Dresden südwärts über die Alpen nach Rom. Die Atmosphäre der deutschen Künstlerkolonie umfängt den Leser. Aber das bunte äußere Geschehen ist doch nur Beiwerk, das sich um den eigentlichen Kern dieses Buches rankt: das menschlich erschütternde Schicksal Alfred Rethels, der von der Höhe seines Schaffens in geistige Umnachtung fällt. Als ein Meister der Sprache versteht es Ponten, seinen Gedanken eine Form zu geben, die durch knappe, bildhafte und geistvolle Charakteristik immer wieder überrascht und erfreut. Die Lebendigkeit dieses Buches ist so stark, daß man bekennen muß: das ist nicht „geschrieben", das ist — meisterhaft erzählt!

ROMANE UND NOVELLEN VON JOSEF PONTEN

Die Studenten von Lyon
Roman. 6. und 7. Tausend. In Leinen geb. M 7.—

Der Babylonische Turm
Geschichte der Sprachverwirrung einer Familie. Roman
16. und 17. Tausend ..... In Leinen M 8.—

Salz
Ein Roman in Verkleidungen
1. Band: Der Knabe Vielnam. Fünf Erzählungen. Szenen einer Jugend
4. Tausend ..... Gebunden M 4.50
2. Band: Der Jüngling in Masken. Fünf Erzählungen aus einem reifenden Leben
4. Tausend. Gebunden M 4.50, In Leinen M 5.—

Die Insel
Novelle. 6. und 7. Tausend ..... In Leinen M 3.—

Die Bockreiter
Novelle. 4.—6. Tausend ..... In Leinen M 3.—

Der Meister
Novelle. 7. und 8. Tausend ..... In Leinen M 3.—

Jungfräulichkeit
Geschichte einer Jugend und Liebe. Neufassung
12. und 13. Tausend ..... In Leinen M 3.—

Der Urwald
Erzählung. 7. u. 8. Tauf. Kart. M 0.90, Leinen M 1.75

Der Gletscher
Eine Geschichte aus Obermenschland
12. u. 13. Tauf. Kartoniert M 0.80, in Leinen M 1.75

Die Uhr von Gold
Erzählung. 6.—8. Tauf. Kart. M 0.90, in Lein. M 1.75

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART BERLIN LEIPZIG

Digitized by Google

N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg a. L.

Größte Beachtung findet
die geisteswissenschaftlich orientierte Biographie

Franz Grillparzer
Ein Kampf um Leben und Kunst
von Dr. Ernst Alkar, Wien
brosch. M 10.—, geb. in Leinen M 12.—

Das Bild in der Dichtung
I. Band: Versuch einer Morphologie der metaphorischen Formen von Hermann Pongs. 513 Seiten M 20.—

Lehren über Kunst und Weltanschauung
im Kreise von
Stefan George
von Dr. Hans Dahmen. M 3.—

E. T. A. Hoffmanns Weltanschauung
von Dr. Hans Dahmen. M 3.50

Henrik Ibsen
Ein Erlebnis der Deutschen
von Dr. Mar. Thalmann. M 2.50

Walter Flex
Ein Deuter des Weltkriegs
von Dr. Joh. Klein. M 5.—

Eduard Keyserlings
Erzählungen von Dr. Käthe Knoop. M 4.—

Verzeichnisse über deutsche Literaturwissenschaft kostenfrei

Die Sprachkunst
André Gides
von Wilhelm Schulz. M 3.50
(S. ausf. Bespr. in »Die Literatur« Nr. 2)

Alfred Bock-Buch
herausgegeben von Will Scheller
272 S. Kart. M 2.25, geb. M 3.—
Diese Auswahl wird dem beliebten hessischen Dichter, dessen Romane in zahlreichen Auflagen vorliegen, viele neue Freunde werben!

Deutscher Literaturatlas
von Gustav Könnecke, mit Einf. von Chr. Muff. Enth. 826 Abb., 2 Beilagen und Text. Gebunden M 10.—
Nur noch wenige Exemplare verfügbar!

Geschichte der deutschen
Philologie in Bildern
(Eine Ergänzung zu Könneckes großem Bilderatlas!) v. Prof. Dr. Fritz Behrend. 184 Abbild. u. 7 Beilagen enth. Geb. M 12.–

N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg a. L.

Verlagsberichte

Die Herbstneuerscheinungen der Verlage Koehler & Amelang und K. F. Koehler in Leipzig:

A. Erinnerungswerke: Kaiser Friedrich III. Tagebücher 1848—1866. — Heinrich Prinz v. Schönburg-Waldenburg, Erinnerungen aus kaiserlicher Zeit. — Hans Thoma, Aus achtzig Lebensjahren. Unveröffentlichte Briefe und Tagebuchblätter. — Briefwechsel der Königin Luise mit ihrem Gemahl Friedrich Wilhelm III. — Eduard Engel, Menschen und Dinge. Lebenserinnerungen des bekannten Literarhistorikers. — Marie v. Bunsen, Die Welt, in der ich lebte. — Else von Arnims junge Jahre. Ein Lebensbild aus der Biedermeierzeit. Die Schwestern Bardua. Ein Seitenstück zum Kügelgen-Werk aus der Feder von Prof. Dr. Joh. Werner, dem Verfasser der „Franziska von Altenhausen". Letztgenanntes Buch erscheint soeben im 60. Tausend.

B. Romane: Walter Bloem, Held seines Landes. Washington-Roman. Fortsetzung zum „Sohn seines Landes". — Hanna Fueß, Freie von Ottenhaus. — Georg Grabenhorst, Die Gestirne wechseln. Schicksale eines jungen Menschen nach dem Kriege. Fortsetzung zum „Fahnenjunker Volkenborn". — Margaret Laube, Die Austauschtöchter. Ein heiterer Roman. — Joseph von Lauff, Volk ohne Ehre. — Herman Richter, Von ewiger Liebe. Schumann-Brahms-Roman. — Hugo von Waldeyer-Hartz, Helden der Freiheit.

C. Kriegserlebnisbücher: Den im Frühjahr erschienenen Siegert, Kriegstagebuch eines Richtkanoniers, und Wilke, Prisonnier Halm, folgen: Franz Seldte, M. G. K. Das Erlebnisbuch des 1. Bundesführers des „Stahlhelm", und Erwin Zindler, Auf Biegen und Brechen. In diesem fesselnden Buche bringt ein Lehrer der heranwachsenden Jugend das Erlebnis des Krieges nahe. Fahnenjunker Volkenborn von Georg Grabenhorst erlebte die 4. Auflage.

D. Illustriertes Werk: Spohr, Der fromme Landsknecht. Mit 26 Holzschnitten von Hans Unkel. Prospektbeilage im Oktoberheft.

*

Bei C. Weller & Co., Verlag, Leipzig, erscheinen ein Novellenband des ehemaligen deutschen Matrosen Theodor Plivier, „Zwölf Mann und ein Kapitän", der große Frauenroman Michael Arlens, „Lily Christine", und ein kleines weltliterarisches Kuriosum, „Geisterepigramme", von Oscar Wilde, aus dem Englischen übertragen.

*

Digitized by Google

Soeben erscheint

Ludwig Finckh

Urlaub von Gott

Erzählung. In Leinen M 5.50

Jedes rechte Menschenleben hat aus freien Stücken seine Erdensendung zu erfüllen, weil wir alle miteinander und füreinander zu leben und zu wirken bestimmt sind – diesen schönen Glauben spricht der Titel des Buches aus: „Wir haben Urlaub genommen auf die Erde, wir Menschen alle – Urlaub von Gott." Finckh schafft mit knappen, aber leuchtend klaren Strichen ein paar Menschenbilder und ihre Schicksale, die sich festigen und im Boden der Heimat Wurzel schlagen. Dieses Buch nimmt aus dem Erdreich des Volkes den Atem, aus der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit seine wechselnden Bilder, eine Kraft geht von ihm aus: Darum werden auch die jungen Menschen unserer Zeit sich in diesem Buche wiederfinden, und es wird nicht ohne starken Widerhall bleiben.

Früher erschienen von Ludwig Finckh:

Sonne am Bodensee. In Ganzleinen gebunden M 3.50

Bricklebritt. Erzählung. 6.–10. Tausend. In Ganzleinen gebunden M 4.50

Mutter Erde. Gedichte. Neue, erweiterte Auflage. Ganzleinen gebunden M 4.50

Bruder Deutscher. Ein Auslandbüchlein. 4. und 5. Tausend. Gebunden M 2.25

Der Vogel Rock. 12. und 13. Tausend. Gebunden M 4.50, in Ganzleinen gebunden M 5.–

Der Rosendoktor. Roman. 132.–136. Tausend. Gebunden M 4.50, in Ganzleinen gebunden M 5.–

Rosen. Gedichte. 18. und 19. Tausend. Gebunden M 3.50, in Ganzleinen gebunden M 4.–

Rapunzel. Erzählung. 53.–55. Tausend. In Ganzleinen gebunden M 4.50

Die Jakobsleiter. Erzählung. 27.–29. Tausend. Gebunden M 4.75, in Ganzleinen gebunden M 5.50

Der Bodenseher. Erzählung. 48. und 49. Tausend. In Ganzleinen gebunden M 5.–

Die Reise nach Tripstrill. Erzählung. Mit 21 Holzschnitten von Max Bucherer. 41.–45. Tausend. Gebunden M 4.50, in Ganzleinen gebunden M 5.–

Seekönig und Graspfeifer. Erzählungen. 5. Tausend. Gebunden M 3.50

Biskra. Ein Oasenbuch. Mit 5 Bildern. 4. und 5. Auflage. Gebunden M 3.–

Der Ahnengarten. 5. und 6. Tausend. Gebunden M 2.25

Die Lerche. Auswahl schwäbischer Dichtung aus tausend Jahren. 6. und 7. Tausend. In Ganzleinen M 6.50

Brückenbauer. 12. Tausend. Geheftet M –.50

Hindurch mit Freuden. 10. Tausend. Geheftet M –.50

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin und Leipzig

Digitized by Google

„Der unprosaischste Mensch im gegenwärtigen Deutschland."
Professor Dr. Behn im „Graf"

Demnächst erscheint:

SIEGFRIED VON DER TRENCK

OFFENBARUNG DES EROS

SONETTE

Mit einem Bilde des babylonischen Weibes aus der Apokalypse von Dürer

In Ganzleinen gebunden fünf Mark

*

Ein erotisches Manifest! Das lyrische Gegenstück zum Don Juan-Epos Trencks. Sonette, die ein Literarhistoriker an denen Shakespeares maß. Nicht individuelles Leid, sondern der Trieb selbst in seiner Offenbarung – eine Apokalypse, denn so will das Wort offenbar genommen sein. Das verpflichtet und rechtfertigt. Verpflichtet zu schonungsloser Selbst- und Zeitkritik — und rechtfertigt bitterste Wahrheit auch des Furchtbarsten: der Mechanisierung des Eros, die noch schlimmer ist als die Pervertierung, weil ihre Opfer ohne Zahl sind. Aber der Seher weissagt nicht hilflos wie Kassandra. Zur Offenbarung tritt die Wiedergeburt, die Erhöhung der Liebe durch die Liebe, des Triebs durch das Gefühl, der Wüstheit durch allmächtige, alle Schlacken verzehrende Leidenschaft.

Leopold Klotz Verlag, Gotha

Der Verlag Georg D. W. Callwey in München bringt als literarische Herbstneuigkeiten folgende Werke heraus: Das Deutsche Vortragsbuch. Eine Auswahl sprechbarer Dichtungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart mit Einführung in die Grundlagen gesprochener Dichtung und Anleitungen und Hinweisen für den Vortrag von Dr. Fritz Geratewohl, Lektor für Vortragskunst an der Universität München. 320 Seiten, gebd. M. 7.—; Lieder aus China, Nachdichtungen von Hans Böhm, denen zum ersten Male die zuverlässigen Prosaübertragungen des englischen Sinologen Arthur Waley zugrunde gelegt wurden. Das Buch wurde mit 17 Zeichnungen von Rudolf Großmann geschmückt; Preis gebd. M. 7.—, daneben erscheint eine numerierte und signierte Liebhaberausgabe in 100 Exemplaren für M. 20.—; ferner die 13. u. 14., wesentlich erweiterte Auflage von Hanns von Gumppenbergs berühmtem Parodienbuch „Das Teutsche Dichterroß", mit einer Vorrede von Josef Hofmiller und zeitgenössischen Bildniskarikaturen von Bruno Paul und Olaf Gulbranssson, gebd. M. 6.—

*

„Die Probe auf die Entente", unter diesem Untertitel erscheint soeben in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, der dritte Band der Britischen Amtlichen Dokumente über den Ursprung des Weltkrieges. Der neue Band dieser wichtigen Aktenpublikation behandelt die Jahre 1904—1906 und enthält insbesondere neues Material über die Marokkofrage.

*

Das deutsche Buch in Amerika. „Mario und die Tiere" von Waldemar Bonsels ist von der Universität von Californien in Los Angeles als Lehrbuch für die deutsche Sprache in Amerika erworben worden.

*

Dem vorliegenden Heft sind Prospekte der Firmen Grethlein & Co., Leipzig — Erich Weibezahls Verlag, Leipzig — Paul List, Verlag, Leipzig — Rütten & Loening, Verlag, Frankfurt a. M. — E. A. Seemann, Verlag, Leipzig — Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin — Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau — J. Engelhorns Nachf., Stuttgart — J. B. Metzler'sche Buchhandlung, Stuttgart, beigefügt, deren besondere Beachtung wir den Lesern unserer Zeitschrift empfehlen.

*

Digitized by Google

Soeben erscheint

GRETHE AUER

BONVOULOIR

Ein Roman aus den Vendéekriegen

In Leinen gebunden M 8.—

Grethe Auers neuer Roman ist das Epos jener Bauernerhebung in der Vendée, die von der französischen Revolutionsarmee nach jahrelangen Kämpfen niedergeschlagen wurde; es ist zugleich eine von Grund aus gewinnende und sehr gedankenreiche, das Für und Wider gerecht und herzhaft abwägende Auseinandersetzung mit den politischen Strömungen unserer Tage. Der Leser verfolgt atemlos nicht bloß Bonvouloirs persönliches Erleben: den Aufstieg und Untergang eines heldenhaften Bauernmädchens, das für Glauben und Heimat duldet und kämpft und stirbt; man fühlt sich ebenso mitgerissen von der Entwicklung einer Erhebung, die den reinsten, idealsten Typus einer solchen darstellt, den die Geschichte je gekannt hat. Denn die Führer sowohl wie die Bauern sind von starken und reinen Empfindungen getragen, opferwillig bis zur Selbstvernichtung, und wo sie ihre Fahnen beflecken mußten, ist es mehr Verhängnis als Schuld gewesen.

FRÜHERE WERKE VON GRETHE AUER

Marokkanische Erzählungen
In Leinen gebunden M 7.—

Suite in Dur
Novellen. In Leinen gebunden M 4.50

Dschilali
Geschichte eines Arabers
In Leinen gebunden M 5.25

Der Chevalier von Roquesaut
5. und 6. Tausend. In Leinen gebunden M 6.50

Gabrielens Spitzen
Zwei Novellen. 2. Auflage. Gebunden M 2.75

Die Seele der Imperia
Eine Verwandlung. 7. Tausend
Kartoniert M 1.—, Leinen M 1.75

Ibn Chaldun
Eine Berbergeschichte. Kartoniert M 1.20

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin Leipzig

Digitized by Google

GENERAL LIBRARY, UNIV. OF MICH.
DEC 16 1929

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 32. Jahrgang

1929 Dezember Heft 3

Zeitlupe: Josef Ettlinger zum Gedächtnis * Die Karikatur im Bühnenbild * Kollektivismus? Individualismus! * Die Kinder und ihr politisiertes Theater * Beim Anblättern von Eloessers Literaturgeschichte * Das Schicksal sucht sich seine Leute

Thomas Mann .. .. „Si le grain ne meurt —"
Ernst Wiechert .. Vom Umgang mit jungen Menschen
Ernst Heilborn .. .. Suchende Jugend
Edwin Landau .. .. W. E. Süskind: Jugend
Heinz Dietrich Kenter .. .. Donner über Menschen
Albert Zimmer .. .. Marieluise Fleißer
Alfons Paquet .. .. Wagenlaterne ...
Julius Bab .. .. Biographie des Jahrhunderts
Theodor Heuß .. .. .. Stegemanns Lebenserinnerungen
Philipp Strauch .. .. Schwester Hadewych
Friedrich Kayßler .. .. Eine Manuskriptseite

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Bühnen * Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten * Büchermarkt

Deutsche Verlags-Anstalt • Stuttgart

Digitized by Google

ORIENT OCCIDENT-VERLAG / STUTTGART-DEN HAAG-LONDON

Die erste deutsche Übersetzung des französischen Originalwerkes!

CHRESTIEN DE TROYES

PERCEVAL

ODER

DIE GESCHICHTE VOM GRAL

Übersetzt von Dr. Konrad Sandkühler

(mit ausführlicher Einleitung)

Mit 1 mehrfarbigen und 6 einfarbigen Bildbeigaben nach Miniaturen einer unveröffentlichten Perceval-Handschrift der Pariser Nationalbibliothek

8°, 207 Seiten, Ganzleinwand m. G. RM. 10.50

Der vorliegende Band umfaßt die ganze erhaltene Dichtung Chrestiens unter Hinzufügung eines Prologs und einer Kindheitsgeschichte Percevals nach unbekannten Dichtern. Auch das letzte Abenteuer ist durch die Fortsetzung eines unbekannten Dichters abgerundet.

ORIENT-OCCIDENT-VERLAG / STUTTGART-DEN HAAG-LONDON

Ein schönes Festgeschenk

MARGARETE BRUNS

Die Märchen der Salamanderhöhle

Gebunden M 3.50

Wenn man diese prächtigen Märchen den besten ihrer Art an die Seite stellt, läßt man ihnen nur Gerechtigkeit widerfahren. (Vossische Zeitung.)

Der Hauch der friderizianischen Zeit weht durch die Blätter dieses köstlichen Märchenbuches. Margarete Bruns ist eine ganz große Künstlerin im Märchenerzählen. (Hamburg. Fremdenbl.)

Reizend u. harmonisch sind Inhalt u. Ausstattung. Ob als Fest- oder Alltagsgeschenk verwendet, das Entzücken von groß u. klein werden diese Märchen stets erwecken. (Münchn. Neueste Nachr.)

Deutsche Verlags-Anstalt / Stuttgart Berlin und Leipzig

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

Josef Ettlinger zum Gedächtnis

Wir schreiben diese Zeilen am 22. Oktober zu stillem Gedächtnis. Heute hätte Josef Ettlinger, der Begründer dieser Zeitschrift, seinen 60. Geburtstag feiern dürfen, wäre er nicht schon 1912 mit 43 Jahren dem schweren Leiden, das seinen Körper zerwühlte, zum Opfer gefallen.

Ein Mann der vornehmen Güte, der sich bescheiden zurückhielt. Andere zu fördern, sich selber im Schatten zu halten, war ihm Naturgebot. Früh hatte ihn sein Schicksal Verzicht gelehrt. Der innerlich eine Musikerlaufbahn Ersehnende war durch sein schweres Gehörleiden von seinem eigentlichen Beruf abgedrängt worden.

Ihm blieb die Musikalität des Empfindens und der Persönlichkeit. Sie befähigte ihn, seine Constantbiographie zu schreiben, die eine Vorahnung dessen ist, was man heute auf dem Gebiet der künstlerischen Biographie erstrebt. Diese Musikalität des Empfindens gab ihm auch die Möglichkeit, vermittelnd zu wirken, wo scharfe Gegensätze aufeinander rieben, wie in der Volksbühnenbewegung, die damals in ihren entscheidenden Anfängen stand. Ihm war aus Naturinstinkt der Ton gegeben, der die Disharmonien löste. Der Ton dessen, der nichts für sich begehrt und der für die Gesamtkomposition Ohr hat.

Dieser musikalische Literat und Anpassung begehrende Kämpfer war mit einer Begabung ausgerüstet, die in Deutschland zu den sehr seltenen gehört: Organisationstalent. Als ihren Organisator feiert ihn die berliner Volksbühne noch heute. Der Organisator ist er dieser Zeitschrift geworden. Wir danken es ihm freudigen Herzens, wir grüßen den uns ganz nahe Gebliebenen! Zwischen Josef Ettlingers Tod und dem Tag von heute liegen die schwersten Erschütterungen, die Deutschland je zu bestehen hatte; seit seinem Hingang ist eine Generation aufgekommen, die sich naturnotwendig sehr andere Ziele setzen muß, als dieser vornehm Bürgerliche voraussehen konnte. Trotzdem: als wir es uns kürzlich angelegen sein ließen, dieser unserer Zeitschrift ein neues, das zeitbedingte Gesicht zu geben, war es durchaus nicht Pietät gegen ihren Begründer — es darf keine Pietät dem Überlebten gegenüber geben! —, die uns davon abhielt, an der inneren Struktur, an der Grunddisposition des Stoffs zu rütteln. Aber es erwies sich, daß Josef Ettlinger den Blick für das gehabt hatte, was im Wechsel der literarischen und der literargeschichtlichen Bestrebungen das Bleibende ist. Dazu den Spürsinn dessen, der im Interesse, das seine Zeit der Literatur entgegenbringt, das alle Zeiten Interessierende herausfühlt. Dieser musikalische Literat war zugleich der Journalist ohne Datum.

Nicht viele, denen heute der Name Josef Ettlingers Sonderliches besagt — sehr viele, die unbewußt an seinem Werk Anteil haben. So und nicht anders hat er's sich gewünscht. Seinen 60. Geburtstag, den er nicht erleben durfte, begehen, heißt einer Kraft im eigenen Innern nachspüren, die besteht und keinen Namen beansprucht. E. H.

Die Karikatur im Bühnenbild

Ermöglicht wurde die Karikaturgebung im Bühnenbild durch technische Errungenschaften: die Bereitstellung von transparenten Paravents, hinter denen der Scheinwerfer als Laterna magica fungiert. In Piscators Schwejk-Inszenierung ging George Groß mit unvergeßbarer Leistung voran. Ihm folgt jetzt B. F. Dolbin mit ausdrucksstarken Schwarz-Weiß-Zeichnungen zu Karl Krauß' „Die Unüberwindlichen" in der Volksbühne.

Bühnenbild von B. F. Dolbin (Projektion Nina Tokumbet)

Digitized by Google

Jeder im öffentlichen Leben Stehende ist sich heut bewußt, daß die von ihm verbreitete Karikatur ihn Schritt für Schritt durchs Leben begleitet. Die Karikatur als Doppelgänger. Und nicht nur das. Neben seine individuelle Erscheinung stellt die Karikatur immer wieder einen gefährlichen Typus. Manch Redner, der die Reichstagstribüne besteigt, mag die Empfindung haben, über den Schatten seiner Karikatur zu stolpern. Sehr anders der Schauspieler! Nicht auf ihn persönlich — auf den, den er jetzt eben darzustellen hat, lauert die Karikatur. Angesichts ihrer wird sein Schritt auf der Bühne fester. Die Wand mit den Karikaturen schafft für ihn seelisch Milieu. Weit entfernt, ihm bestimmte Ausdrucksgestaltung zu kommandieren, gibt die Karikatur ihm Richtung und ein Ziel. Sie schließt damit alle Darsteller enger zusammen. Sie gewährleistet der Gesamtaufführung Stil. E. H.

Kollektivismus? Individualismus!

Erwin Piscator gibt Rechenschaft — in einem lehrreichen, fesselnden Buch „Das politische Theater". (Adalbert Schultz Verlag, Berlin.) Lehrreich wegen der Beschreibung seines Weges zum politischen Theater, der instruktiven Analysen seiner Inszenierungsideen, des freimütigen Eingeständnisses der Irrtümer und Konzessionen. Fesselnd wegen der Mis-en-scène —, der Montierung, kurz dessen, was man „Aufmachung" nennt.

Wie einst der junge Hasenclever vor seinen dramatischen Erstling kann Piscator auf sein Programm schreiben, daß sein Wirken den Zweck habe, die Welt zu bessern. Im Kriege erkannte er das Fiasko der Weltanschauung, in der er, einer Pastorenfamilie angehörig, erzogen war. Er vermochte es nicht, Weltanschauung von seinem Schauspielerberuf zu trennen. So kommt er zum politischen Theater.

Piscators politisches Theater wurzelt also in der Einheit seiner Persönlichkeit. Und hier scheint der tiefere Grund zu liegen, warum er als Bühnenleiter bisher stets gescheitert ist. Sein Kommunismus ist Ergebnis eigenen Denkens und Erlebens, aber nicht Parteidoktrin. Das deckt sich nicht immer. Der marxistische Kopf Piscator braucht Maschinen, Filme, laufende Bänder, vermag Anreger einer neuen Dramaturgie zu sein, die mit seinem politischen Programm nicht unbedingt zu tun haben muß, braucht zur Ausführung seiner Bühnenvisionen den kapitalistischen Theaterbetrieb, braucht die Mammut-Sensation, braucht — statt etwa eines „Theaters der Revolution" — die Affiche „Piscator-Bühne". (Nicht einmal Wilhelm II. hat die königlichen Bühnen Wilhelm-Theater genannt!) Aber seinen rechten Platz hätte er als Parteifunktionär. Im Sinne des Jesuitentheaters, das Abtrünnige zur Gegenreformation gebracht hat. Wie sich das Jesuitendrama die Errungenschaften der Renaissance zu eigen gemacht hat, so hätte ein entpersönlichter Piscator die Inhalte der Heilslehre, an die er glaubt, unter die Reizungen des bürgerlichen Theaters eingeschmuggelt.

Liest man dieses Buch, so versteht man den menschenfängerischen Charme dieses Mannes, den man hinter dem harten Konstrukteur nicht vermutet. Man erkennt zugleich, daß es die Macht seiner Persönlichkeit war, die eine Dramengattung und einen Inszenierungsstil durchsetzte und weiterleitete, von deren Vorhandensein man vor ihm kaum etwas ahnen konnte. (Der Naturalismus und der aktivistische Expressionismus sind freilich Vorläufer.)

Aber dieses Buch führt gerade darum die These der Kollektivisten ad absurdum — Mann ist nicht Mann! L. W.

Die Kinder und ihr politisiertes Theater

Es ist alles da: Paravents, die im freien Spiel verschoben und umgestellt werden; Zugang der handelnden Personen durch die Zuhörerschaft; der Spielmann mit seinen songs. Derart sind für das politisierte Kindertheater alle modernen Bühnenerrungenschaften ausgenutzt, daß man sich versucht fühlen könnte, angesichts solcher Verallgemeinerung der gleichen Ausdrucksmittel von „Stil", dem neuen Stil, zu reden.

Der große Klaus wird in Lisa Tetzners Bearbeitung des Andersenschen Märchens zum gewalttätigen, allgemein verhaßten Großagrarier, der kleine Klaus hat zu lernen, aus dem Zusammenschluß der mitunterdrückten Genossen, den Widerstand gegen den großen Klaus zu organisieren.

Die Kinder, oder doch Auserwählte aus ihrer Schar, werden zu den Proben als Mitberater hinzugezogen, sie haben die Stücke, die man aufführen soll, mit auszuwählen. Während der Aufführung ist andauernd zwischen den Darstellern und den Kindern im Parkett Frage und Antwort — es ist bei diesem Theater der Kinder im Theater am Schiffbauerdamm wirklich alles da — nach sowjetrussischem Vorbild.

Wie reagieren die Kinder auf ihr politisiertes Theater? Merkwürdig genug: es ist immer wieder die Furcht vor Gewalttätigkeiten in der Schar der Kleinen. Diese Angst ruft beständig; wird zum Schrei. Die Kinder wollen es nicht mitansehn, daß da irgend jemand mißhandelt wird ... diese Kinder aus dem berliner Proletariat.

Sagte man nicht, daß Kinder sehr grausam seien und sich ein Vergnügen daraus machen, einer Fliege Flügel und Beine auszureißen? E. H.

Preisverteilung

Wir haben eine aktuelle Literatur innerhalb der Literatur, die Politisierung des Theaters ist keineswegs auf die Bühnen beschränkt geblieben. Dieser kämpferischen Literatur, die Reportage und Tendenz bejaht, dieser Literatur der wachen Sinne gilt das Interesse des Tages. Sie vor allem beschäftigt die Kritik. Aus ihr gehen die best sellers hervor.

Hat jetzt Wilhelm von Scholz, als beauftragter Preisrichter der Kleist-Stiftung, von dieser aktuellen Literatur abgesehen und sich den „Stillen im Lande", den Eduard Reinacher und Alfred Brust, zugewandt, so ist ihm unseres Erachtens dafür Dank zu wissen. Nicht weil die aktuelle Literatur geringer zu bewerten wäre, aber — der Kämpfer kämpfe für sich selbst! Die aktuelle Literatur bekundet ihre Berechtigung und ihre Berufung durch ihre Erfolge.

Noch ein anderes macht diese Preisverteilung wichtig. Bedacht sind der Elsässer, der Ostpreuße, der deutsch schreibende Rumäne. Großdeutschland tut sich damit vor den Blicken auf, und wenn noch eben der Ton auf den „Stillen" lag, so nun zugleich auf dem „Lande". E. H.

Das Tischtuch

Wodurch sich doch auch Dichtung von Literatur unterscheidet? Dichtung wächst in der Stille und wendet sich an den Einsamen. Literatur ist eine gesellige Angelegenheit, und wo die Sprachgrenzen Kluft reißen, breitet sich ein Tischtuch, mit Porzellan und Silber bestellt, darüber aus.

Wieviel Förderliches zur übervölkischen Verbreitung der Literatur haben nicht schon die Tischtücher des P.-E.-N.-Klubs

Digitized by Google

Alice Behrend, Otto Grautoff, Colette, Wilhelm von Scholz, Ludwig Fulda
an der Festtafel des P.-E.-N.-Klubs
Zeichnung von B. F. Dolbin

geleistet! Wo die Sektpfropfen knallen, werden Bücher hinüber, herüber geschossen.

Am Ehrentisch sitzt Frau Colette neben Fulda und Wilhelm von Scholz, Otto Grautoff ist als chargé d'affaires nicht fern. Alice Behrend ist aufgestanden und hält der Colette die Begrüßungsrede: „Es gibt eine Sprache der Seele und des Geistes, die keiner Grammatik, keiner Syntax, keines Lexikons bedarf, die hinter dem bunten, vielfältigen Schleier der verschiedenen Nationen, der verschiedenen Rassen, Temperamente und Charaktere immer nur dieselbe sein kann und sein muß."

Ein Prosit den Übersetzern! E. H.

Beim Anblättern von Eloessers Literaturgeschichte

Ist es ein Anblättern? Insofern, als uns bisher nur Teile des ersten Bandes von Arthur Eloessers Literaturgeschichte in Bogenform zu Gesicht gekommen sind. Aber ein Anblättern? Vielmehr ein belehrungsuchendes, ein sammlungfindendes Sichversenken.

Ganz klar tritt bereits die Eigenart dieser Eloesserschen Literaturgeschichte zutage. Hier schreibt einer, dem es nicht darauf ankommt, die vielfältigen Methoden der Literaturforschung durch eine neue zu bereichern, noch der zur Zeit herrschenden geistesgeschichtlichen Ritter- oder Knappendienste zu leisten; einer, der wohl Zeit (in ihrem Wandel) und Nation (in ihrem Verbleiben), beide in ihrem Aufeinanderwirken erfühlt, nicht aber durch ein ausgesprochenes und sich vordrängendes geschichtliches oder kulturgeschichtliches Interesse sich leiten läßt, sondern einer, der bekennen will, was er sich persönlich an lebendigem Lebensgut aus der deutschen Literatur gewonnen hat. Statt „Literaturgeschichte" könnte das auf zwei Bände komponierte, vom Barock bis in die jüngste Gegenwart reichende Werk auch „Erlebte Literatur" heißen.

Hier erschließt sich Eloessers Arbeitszimmer dem Lesenden, er wähnt an eins der hohen Regale (es sind deren aber auch im Korridor untergebracht) zu treten, ein Buch in die Hand zu nehmen und auf die vielen Randbemerkungen zu blicken.

Den Erlebnischarakter kennzeichnet eine sehr fruchtbare Eigenart. Spricht Eloesser über den „Simplizissimus", so vergegenwärtigt sich ihm unmittelbar daneben der „Wilhelm Meister", der „Heinrich von Ofterdingen", der „Zauberberg"; er sieht die Generationen, in deren Leben der Dreißigjährige Krieg fällt, und berichtigt seine Beobachtung an der Einwirkung des Weltkriegs auf die Generationenfolge unserer Tage; ein spezifisch schweizerisch Politisches, das ihm bei Salomon Geßner auffällt, findet er bei Gottfried Keller bestätigt.

Derart „Erlebte Literatur" an Stelle objektivierter Literaturgeschichte zu bieten, wäre gefährlich, wäre — der Eloesser nicht der Eloesser. Kraft seiner reichen, durchgeistigten, sympathiebegabten Persönlichkeit wandelt sich, was anderen gegenüber Einbuße hieße, in menschlichen, in geistigen, vor allem auch in seelischen Gewinn.

Man muß in dieser Literaturgeschichte ein Kapitel wie das über Zinzendorf und den Pietismus aufmerksam lesen. Selbst wer Eloesser persönlich kennen lernte, ihm vielleicht Jahre hindurch in der Distanz doch nahestand, wird staunen. Es wäre dumm, hier von Einfühlungskraft zu reden, denn hier ist mehr und wieder etwas anderes: unmittelbares Erlebnis. Hier sagt einer über Zinzendorf aus, der Zinzendorf im Herzen getragen, mit seinen Augen auf die Frühlingsflur, mit seinen Augen auch gen Himmel geblickt hat. Es ist mir unbekannt, wie Eloesser persönlich zu Religionsfragen steht. Aber es ist mir bewußt, daß es Religiosität über den Religionen gibt, und es beglückt, an ihr teilzuhaben.

Und damit ist das Wort gefallen, das mir wie irrendes Licht, nicht gesucht, im Unterbewußten gaukelnd vorschwebte, seit ich mir über dies „angeblätterte" Buch Rechenschaft geben wollte: Es ist etwas Beglückendes um die lichte Geistigkeit des Buchs — die Geistigkeit einer Generation, die erst der Krieg zu sich selber führte. E. H.

Digitized by Google

Hier schreibt Berlin

So ist eine Anthologie von Herbert Günther (Internationale Bibliothek, Berlin) plakatiert, die die Ansicht widerlegen will, daß Berlin noch nicht „als wesenhafte Realität, als der Gestaltung würdige Tatsache" existiere.

Eine Reihe guter, ja bester Namen, die großenteils mit ausgezeichneten Arbeiten vertreten sind, läßt der Herausgeber aufmarschieren.

Berlin im Licht — des Journalismus, der Satire, der Novelle, der Legende, der Kritik, des Gedichts, des Dramas. Der Beweis, daß Berlin „als Landschaft, Milieu, Hintergrund einer Dichtung" vorhanden sei, wird erbracht.

Alle Generationen und Richtungen sind vertreten. Die „literarische Selbstdarstellung Berlins" müßte vollkommen sein. Aber das ist das Seltsame: diese wertvolle, anregende, lebendig redigierte Anthologie vermittelt kein geschlossenes Bild. So etwas wie der Geist Berlins wird nicht greifbar.

Es überrascht zunächst, daß Berlin am wesenhaftesten von den Autoren dargestellt wird, die aus der Provinz oder dem Ausland nur zu gelegentlichem Besuch nach Berlin kommen. Erst im Kontrast zu anderen Städten und Landen scheint sich das Profil dieser Stadt dem Betrachter einzuprägen. Die flüchtige Momentaufnahme ist zugleich die schärfste.

Verdunkelt am Ende der ständige Aufenthalt in Berlin den Blick? Das Problem liegt anders. Die Mehrzahl der in Berlin wirkenden Autoren sind keine gebürtigen Berliner. Berlin nimmt neue Elemente auf, wird Sammelpunkt fremder Kräfte. Diese mögen landschaftlich entwurzelt werden, aber die Stadt bekommt durch sie ein gewandeltes Antlitz. Wie die Stadt sich der internationalen Zivilisation im organischen Wachstum allmählich anpaßt, so gleicht die Literatur Berlins einem polyphonen Orchester, das neue Klänge schafft, die Symphonie der Großstadt um Tonschöpfungen bereichert. Das Ur-Berlin, das märkische Berlin versinkt. Die junge internationale Kapitale hat noch kein typisches Eigendasein. (Sehr hübsch ist Kahanes Hinweis auf die internationale Tendenz des berliner Gassenhauers: Valencia, Himalaya, Bananen.)

Und wie steht es mit dem jüngst erschienenen berliner Roman „Berlin Alexanderplatz" von Alfred Döblin (S. Fischer, Berlin)? Er bestätigt den Eindruck, den man der Anthologie „Hier schreibt Berlin" entnehmen konnte.

Berliner Eigenschaften weist er in Menge auf. Über 500 Seiten hinweg redet der Autor mit berliner Schnodderschnauze. Man hört Paule Graetz berlinern. Hier schreibt Berlin? Die jüdische Spielart des Berlinertums.

Zur Schnoddrigkeit gehört das Du-auf-Du-sein. Diese berliner Eigenschaft sitzt tief in Alfred Döblin. Man konnte sie auch in früheren Werken des Autors beobachten. Döblin biedert sich nicht nur hier mit dem Leser an, er steht auch mit Meeren, Bergen und Giganten auf Du und Du. Döblin hat eine erfreuliche Neigung zum Unfeierlichen. Sie äußert sich berlinisch — in der Anwendung des hochgestimmten klassischen Zitats für banale Angelegenheiten. Diese beiden berliner Eigenschaften wirken am überzeugendsten (— ohne daß wir hiermit einer ausführlichen Wertung des Werks vorgreifen wollen —): sie sind in die Persönlichkeit des Schaffenden eingegangen.

Zu Recht hat man Döblins Romantechnik mit neuen angelsächsischen Büchern verglichen — internationale Errungenschaften nutzt Döblin für seine literarischen Absichten, wie moderne berliner Architekten den neuen Baustil, der vom Westen kommt, für ihre Baupläne.

Und wie der berliner Roman Döblin die Weite dieses internationalen Raums in sich aufnimmt, so fügt sich organisch die neue Zeit an die alte: vor jedem Kapitel macht Alfred Döblin kommentierende Conférence — aber diese Resumées haben die denkbar größte Ähnlichkeit mit den ausführlichen Kapitelüberschriften aus früheren Jahrhunderten. Und wenn sich aus dem Individuum Franz Biberkopf das Kollektivwesen schält, spukt das romantische Doppelgängermotiv.

L. W.

„Stell auf den Tisch die duftenden Reseden . . ."

Die „Münchner Neueste Nachrichten" (297) bringen zu Allerseelen in ihrem Feuilleton „Ein Lächeln dem Tode", Zum Tage Allerseelen von Peter Dörfler, „O ihr Heiligen", Gedicht von Hans Ludwig Held, „Beim Bocksbeutel", Ein Tag in Würzburg von Carl Georg von Maaßen. Wir sehen uns demgemäß zu folgender zeitgemäßer Umdichtung gezwungen: „Stell auf den Tisch die duftenden Reseden, Die grünen, vollen Römer rück herbei!"

E. H.

„oder"

„Barbara oder die Frömmigkeit" (Franz Werfel).

„Vincenz oder die Freundin bedeutender Männer" (Robert Musil).

„Kilian oder die gelbe Rose" (Paul Kornfeld).

„Mann ist Mann oder die Verwandlung des Packers Galy Gay in den Militärbaracken von Kilkoa" (Bert Brecht).

„Sophie oder der gerechte Fürst" (Drama aus dem 18. Jahrhundert).

L. W.

Das Schicksal sucht sich seine Leute

Tatsache ist — die N. Zür. Ztg. (2036) verbürgt es, und wann hätte je eine falsche Nachricht in einer Zeitung gestanden? —, Pirandello bezahlt noch heute Steuern für einen Hund, der ihm vor 25 Jahren gestorben ist. Das ging so zu. Der Windhund, den er lieb gehabt hatte, starb ihm, Pirandello bezahlte folgerichtig keine Hundesteuer mehr, beachtete die Mahnungen nicht, wurde gepfändet, weil er den Nachweis, daß ihm der Hund gestorben sei, nicht führen konnte, verlor auch den daraufhin angestrengten Prozeß, erhielt auch niemals nachträglich die Todesbescheinigung, zahlte, zahlte.

Und wußte sich zu trösten: „Vor 25 Jahren hatte ich meinen Windhund sehr lieb, und als er begraben war, trauerte ich ihm aufrichtig nach. Nun zahle ich schon seit 25 Jahren Steuern für ihn. Und — diese monatlich immer wiederkehrende Hundesteuer weckt in mir die Illusion, als wäre mein Windhund noch immer lebendig. Und mitunter darf man sich den Luxus leisten, selbst für Illusionen Steuern zu zahlen."

Ist das nicht charakteristisch? In alledem wurde und wird Pirandello selbst zu einer Pirandelleskn Figur.

E. H.

Digitized by Google

„Si le grain ne meurt —“

Von Thomas Mann (München)

Die Vertrauensstellung, deren André Gide sich in seiner Nation erfreut, gehört zu den schönsten und merkwürdigsten Erscheinungen des geistigen Lebens von heute. Seine Natur enthält manches, wovon man glauben sollte, daß es der öffentlichen Würde und Repräsentativität hinderlich sein müßte. Aber das Ineinander von Traditionsgefühl und Europäertum, von Konservatismus und Kühnheit, das er darstellt, hat über solche Hindernisse den Sieg davongetragen, so daß kaum ein anderes literarisches Ansehen heute in Frankreich so unangefochten ist, wie das seine — woran die Tatsache nichts ändert, daß der Radikalismus seines Bekennertums ihn gelegentlich in gesellschaftliche Vereinsamung gestürzt hat: Seine Freunde glaubten, so viel Schamlosigkeit nicht gut heißen zu dürfen, ohne sich selbst zu kompromittieren, sie glaubten, „nicht mehr mit ihm verkehren“ zu können; und man erinnert sich der grimmigen Geste, mit der er den Boykott beantwortete, der öffentlichen Versteigerung seiner Widmungsbibliothek: Er entledigte sich damals durch eine Auktion aller ihm von Kollegen handschriftlich zugeeigneten Bücher — eine aufsehenerregende und für seinen Charakter höchst kennzeichnende Kundgebung.

Damals handelte es sich um „Corrydon“; aber es hätte sich ebensogut schon um das Buch mit dem biblischen Titel handeln können, das uns hier in einer Verdeutschung vorgelegt wird, die der Überschrift, nicht ganz zutreffend und doch legitimerweise, eine Wendung ins Goethesche gibt. Legitimerweise: denn das Goethesche Element ist stark in diesem französischen Protestanten, und man kennt die Antwort, wie er in Pontigny, als Deutsche und Franzosen im Gespräch übereinkamen, daß als Wecker und Bildner heutigen Lebensgefühls drei Geister für beide Länder zu nennen seien: Whitman, Nietzsche und Dostojewski, nur halb befriedigt hinzufügte: „J'ai besoin dans tout cela de Goethe.“ — Und ist nicht, andererseits, das Protestantisch-Biblische in Goethe stark genug, um die Übertragung des neutestamentlichen Spruches in das Zitat aus „Selige Sehnsucht“ seelisch zu rechtfertigen?

So gut wie „Dichtung und Wahrheit“ hat Gides Autobiographie ihren Impuls aus Rousseauscher Sphäre empfangen, aber freilich bleibt sie in ihrer Problematik dieser Sphäre näher, als die Lebensgeschichte des deutschen Klassikers, deren von Rücksicht und Vorsicht nicht freie kanonische Würde sie denn auch sehr zur Unzeit anstreben würde. Ihre Offenherzigkeit, so geistig und moralisch sie betont war, konnte nicht verfehlen, skandalös zu wirken in einem Lande, das nur zögernd von der Gewohnheit läßt, in der Literatur einen Salon zu sehen. Und doch hat man es erlebt, daß die Bekenntnisse des anstößigen Schriftstellers, mäßig gekürzt, in einer Volksausgabe gewaltigen Umfanges auf den Markt gebracht wurden: Sieg des geistigen Prin-

Thomas Mann liest vor
Zeichnung von B. F. Dolbin

Digitized by Google

zips über das gesellschaftliche, Beispiel einer das Konventionelle unter sich lassenden literarischen Autorität.

Wir begrüßen es sehr, daß die deutsche Ausgabe sich diese Kürzungen nur zum allergeringsten Teile zu eigen gemacht hat: ich glaube, nur eine einzige Episode der algerisch-erotischen Abenteuer ist einem „guten Geschmack" zum Opfer gefallen, der eben unter bestimmten Umständen doch anfechtbar bleibt. Sollte man einem Autor vom Range Gides, dem Schöpfer der „Falschmünzer", eines der markantesten Wahrzeichen also, die die Krisis des modernen europäischen Romans errichtet hat — sollte man es nicht restlos ihm überlassen, das Maß von Aufrichtigkeit und Wahrheitspreisgabe selbst zu bestimmen, das vor aller Welt auf sich zu nehmen er bereit ist?[1] Wie schwer, beim besten und tapfersten Willen, ist es ohnehin dem Schriftsteller gemacht, die Wahrheit zu bezwingen! „Meine Absicht," erklärt Gide in einer nachträglichen Bemerkung zu seinem Lebensbuch, „ist stets gewesen: alles zu sagen. Es gibt jedoch einen Grad der Offenherzigkeit, den man ohne Künstelei und Unnatur nicht überschreiten kann; und mein Streben gilt in erster Linie dem Natürlichen ... Trotz allen Willens zur Wahrheit wird, wer sein eignes Leben beschreibt, immer nur eine halbe Aufrichtigkeit erreichen: alles ist viel komplizierter, als es sich ausdrücken läßt."

Auf jeden Fall ist die Rousseausche Entschlossenheit, einen Menschen in seiner Wahrheit und Nacktheit zu zeigen, überall spürbar in diesem Buch. Es ist nicht das, was Nietzsche eine „kluge" Biographie nannte. Der Autor des „Immoralisten" spricht einmal von „dem Moralisten, der in ihm schlummert". Man wird nicht fehlgehen, wenn man in diesem Moralismus die Quelle seiner autobiographischen Unbedingtheit sieht, zumal es sich eben um den Moralismus eines Immoralisten, das heißt: um einen Individual-Moralismus handelt, für den schon der Jüngling aus der Tiefe seiner Natur heraus die Formel, eine seiner puritanisch-christlichen Erziehung revolutionär widersprechende Formel findet. Es war der Romancier Graf de Bonnières, der ihn zwang, sie kundzugeben; denn die These dieses Literaten war, das Werk eines Künstlers müsse sich in zwei Worten resümieren lassen, seine Idee müsse pillenartig verdichtbar sein, das Unkonzentrierbare habe keine Aussicht auf Unsterblichkeit. Er preßte den jungen Kollegen, bis dieser in einer Art von verzweifelter Explosion seine Formel preisgab:

„Wir müssen alle repräsentieren."

Der Spruch ist erläuterungsbedürftig, und er erläutert ihn, indem er eine Befreiungskrise beschreibt, die heute, da bereits die Spatzen es müde sind, das Recht des Sich-auslebens, das Pathos der persönlichen Freiheit, von den Dächern zu pfeifen, da die Idee der Freiheit selbst zur altbackenen Ware geworden und die absolute Bindung des Ich an der Tagesordnung ist (es handelt sich nur darum, das bindende Absolutum zu finden, und das Angebot an Surrogaten ist lebhaft) — die, sage ich, heute recht kindlich, recht relativ anmutet. Aber das Relative liegt schon im Begriff der Befreiung; das Leben selbst ist relativ und eben in seiner Relativität heiliger und realer, als irgendeine abstrakte „Bewegung". Im persönlichen, relativen und realen Befreiungsakt wird die Idee der Freiheit immer wieder triumphieren, auch wenn sie nicht an der modischen Tagesordnung ist, und auch heute wäre es möglich, daß Gides „Formel" mit dem ganzen Reiz einer neuen Errungenschaft über einem jungen geistigen Leben aufginge.

„In jener Zeit," sagt er, „ward die Moral, nach der ich bisher gelebt hatte, von einer anderen, irgendwie lockenderen, bannenderen Weltanschauung verdrängt. Ich gelangte nach und nach zu der Hypothese, daß die sittlichen Gebote vielleicht nicht für alle Menschen die gleichen seien, ja, daß eine Uniformierung, wie sie dem christlichen Ideal zu entsprechen schien, zum Verfall der kräftigsten Instinkte führen und deshalb eigentlich auch dem lieben Gott keineswegs erwünscht sein könne. Der Begriff ‚Moral', wie ich ihn nunmehr konzipierte, war etwas ganz Individuelles, Privates, und es war durchaus denkbar, daß seine Forderungen den allgemein-gültigen zuwider liefen. Ich vermeinte zu erkennen, daß jedes Wesen, oder wenigstens: jedes auserwählte Wesen eine bestimmte Rolle auf Erden zu spielen habe: eben seine ganz spezielle, absolut eindeutige, unverwechselbare Original-

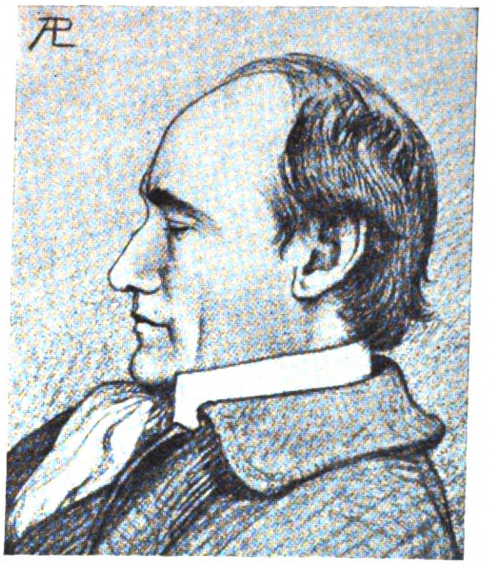
[1] Dies ist, wie ich nachträglich feststellen muß, geschehen. Die deutsche Ausgabe (Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt) geht auf die von Gide autorisierte endgültige französische Fassung zurück.

Digitized by Google

rolle. Dieſe Auffaſſung führte mich dazu, jede Unterwerfung unter die gemeine Regel als Verrat zu empfinden — ja: als etwas der furchtbaren ‚Sünde gegen den Geiſt' Vergleichbares, als eine nicht wieder gutzumachende Preisgabe der eigenen Einmaligkeit, des perſönlichen Denk- und Dunſtkreiſes, kurz: der Individualität ... Ich war berauſcht von der Mannigfaltigkeit des Lebens, die glitzernd vor meinen Augen aufzuſteigen begann, und von meiner eigenen Mannigfaltigkeit."

Es iſt klar genug, wo man die Quelle dieſes proteſtantiſch-religiös betonten Moral-Individualismus, dieſes Pathos evangeliſcher Freiheit und dieſes Erfülltſeins von der Repräſentationspflicht des Einmaligen zu ſuchen hat. Sie liegt in der Variabilität des Geſchlechtlichen, in ſeiner eigenen geſchlechtlichen Verſchiedenheit, die er erſtens als ein konſtitutionelles Auseinandertreten von Liebe und Begierde beſtimmen zu müſſen glaubt, und die zweitens als das unzweideutigſte Gerichtetſein der Begierde auf die Jugend des eigenen Geſchlechtes ſich bewährt. Eine wirkliche Analyſe der Homoſexualität, dieſes komplizierten und abſchattungsreichen natürlichen Phänomens iſt nie verſucht worden und wird eines Tages verſucht werden müſſen. Was im Augenblick intereſſiert, iſt das moralpſychologiſche Faktum, daß es durchaus nicht die beſondere Richtung der Begierde war, die mit den Grundſätzen kollidierte, die eine puritaniſch-chriſtliche Erziehung ihrem Träger eingeimpft hatte, ſondern allein die Sinnlichkeit ſelbſt und als ſolche. „Solange ich," ſchreibt er, „meiner Begier alles verweigern zu müſſen glaubte, handelte es ſich nicht darum, worauf dieſe Begier gerichtet war. Sondern ich begann zu zweifeln, ob Gott ſelber ſolchen Zwang heiſchte, ob ein fortwährendes Widerſtehen nicht vermeſſen war, und ob ich die Schuld des aufreibenden Kampfes vernünftigerweiſe auf den ‚anderen' ſchieben durfte." (Er meint den Teufel.) „Schließlich befiel mich ein Ahnen, als ob dieſer verſtimmende Dualismus ſich in eine Harmonie auflöſen könne. Und alſobald verklärte ſich mir das Erſtreben dieſer Harmonie zu meines Daſeins Zweck und Sinn."

So gewinnt die erſte algeriſche Reiſe, die er 1893, ein Vierundzwanzigjähriger, antritt, einen Sinn, der auffallend an die Rolle erinnert, die die italieniſche Reiſe in Goethes Leben geſpielt hat. Drängt ſich nicht wirklich dieſe Erinnerung auf bei der Erläuterung der geheimen Tendenzen, in deren Zeichen das Abenteuer ſtand? Er und ſein junger Begleiter, der Kunſtſchüler Paul Laurens, ſie beide müde des Zweifels, der Unruhe, der Romantik und Melancholie, finden ſich geiſtig in einem „ausgeſprochenen Widerwillen gegen alles Abſonderliche, Bizarre, Krankhafte, Anormale". (Sic.) „Und in den Geſprächen, die wir vor der Abreiſe hatten, konſtruierten wir uns ein Ideal des Gleichgewichts, innerer Fülle und Geſundheit. Das war, glaube ich, mein früheſtes Trachten nach dem, was man heute ‚Klaſſizismus' nennt. Ich ſetzte mich



André Gide

damit in ſcharfen Gegenſatz zu allen meinen bisherigen chriſtlichen Idealen und verſagte es mir ſogar, meine Bibel mit auf die Reiſe zu nehmen..." Aber die Parallele wird augenfälliger in den Worten, mit denen er ſeinen Zuſtand nach der Rückkehr in die Heimat beſchreibt. „Ich brachte das Geheimnis meiner Auferſtehung mit und zugleich eine innere Bangigkeit, wie ſie einſt Lazarus, der dem Tode Entriſſene, gekannt haben mag. Alles, was mich früher beſchäftigt hatte, erſchien mir jetzt dürr und weſenlos. Wie hatte ich nur atmen können in der moderigen Stickluft der Salons und Coenakel? Vermutlich kränkte es mich auch, zu ſehen, daß dieſe geſchäftige Welt völlig in ihrem Geleiſe verblieb, mochte ich nun abweſend oder wieder da

Digitized by Google

sein. Ich, den ein so bedeutsames Geheimnis jetzt auszeichnete: ich sollte für die Welt so wenig Bedeutung haben!? Ich fühlte mich von Grund aus verwandelt und hätte Neues, Ungeahntes zu sagen gehabt: aber niemand ließ sich herbei, meiner Botschaft Gehör zu schenken. Alle lebten weiter, als wäre nichts geschehen; und das, wofür sie lebten, erschien mir so verächtlich, daß ich hätte aufschreien mögen vor Verzweiflung über meine Unfähigkeit, es ihnen zum Bewußtsein zu bringen. Solch hochgradiges Fremdgewordensein (woran ich besonders in Gegenwart der Meinigen litt) hätte wohl bis zum Selbstmord führen können..."

Das fängt an, nach literarhistorischer Imitation auszusehen — (man verzeihe das Wort, es ist im Sinne der „Nachfolge" gemeint, und wenn dergleichen im Spiele gewesen sein sollte, so war es kein Hindernis für den vollen Ernst des Erlebnisses). Hatte Gide Nietzsche schon gelesen, als er die Gefährlichkeit der christlichen Moral für das Leben, die „kräftigsten Instinkte" entdeckte, und kannte er die Geschichte Goethes, als er nachitalienisch-weimarische Stimmungen so getreulich nachempfand? Er bleibt uns die Antwort schuldig, wie er überhaupt mit Überlieferungen, die seinen geistigen Bildungsgang betreffen, nicht eben freigebig ist. Fest steht, daß deutsche Dinge von früh an eine gewisse Rolle dabei gespielt haben, wie aus manchem beiläufigen Zitat hervorgeht. Genau in dem Alter, da wir alle nicht höher schwuren, liest der junge Franzose aus gutem Hause das „Buch der Lieder" im Original.

Es ist merkwürdig, wie in diesen Memoiren eine Bekennerlust, die grundsätzlich keine Grenzen kennt, sich mit Schweigsamkeit, Kargheit der Mitteilung paart. Roger Martin du Gard hatte so unrecht nicht, wenn er ihnen eine gewisse Unausgiebigkeit zum Vorwurf machte. Freilich ist diese oft nur vorläufig und wird nachträglich, bei passender Gelegenheit, ausgeglichen, denn es ist unmöglich, alles auf einmal zu sagen. Und doch kann ich nicht umhin, in solchen spät und überraschend gefüllten Aussparungen eine Schwäche der Komposition zu sehen, wenigstens, wenn sie sich von einem seelischen Umfang erweisen, wie diejenigen, die aus Anlaß der Liebesstunde mit dem kleinen Mohammed in Blida resümiert werden. Hier wird, den „Freudentaumel", die „zitternde Glückseligkeit" dieser Nacht recht zu erklären, die Schilderung von Qualen sinnlicher Ratlosigkeit, Anarchie und exzessiver Entbehrung nachgeholt, die große zurückliegende Lebensstrecken betreffen, und von denen uns zu ihrer Zeit eine Vorstellung zu machen wir in keiner Weise angehalten waren. Diese Technik ist mir nicht episch genug. Die Schilderung ist ergreifend, aber sie kommt zu spät. Der Leser muß sie rückwärts in die Erzählung hineinarbeiten und kommt sich dumm vor, wie jemand, der zu gestehen gezwungen ist: „Ich habe keine Ahnung gehabt..."

Wenn das eine Ausstellung ist, so muß desto bewunderungsvoller und dankbarer betont werden, daß wir in Gides Lebensbuch eins der fesselndsten und menschlich aufschlußreichsten Werke der Memoiren-Literatur überhaupt besitzen. Die körperlich-moralische Konstitution, aus der eine Reihe von weltwichtigen literarischen Kunstwerken hervorgegangen ist (sie liegen nun glücklicherweise fast alle in deutscher Übersetzung vor), wird uns in ihrer kapriziösen Einmaligkeit intim lebendig; auf die direkteste Weise werden wir mit dem vertraut gemacht, was Gide selbst den „Denk- und Dunstkreis" des Individuums nennt. Die soziale Note ist die eines begüterten Familiensöhnchens von schwankender Gesundheit und schonungsvoller Erziehung, das eine aristokratisch verwöhnte Art hat, von „Maman", von „meinem Onkel Charles" und „meiner Tante Henri" zu sprechen, worin etwas von der naiven Zumutung liegt, durch die wir uns erheitert fühlen, wenn Österreicher sagen: „Der Papa war doch so krank." Das Verhältnis zu „Maman", in seiner Ambivalenz von Zärtlichkeit und Gereiztheit durch pädagogische Tyrannei, gehört zu den schönsten Werten dieses Lebens; ihr Tod, gegen Ende des Bandes, ist unvergeßlich, nicht zuletzt durch das Selbstbekenntnis, zu dem er Gelegenheit gibt, und das einen Charakter in seiner eigentümlichen Kälte, Neugier und Begeisterungsfähigkeit resümiert: „Persönlicher Kummer ist es nicht, was mir Tränen zu entreißen vermag; so sehr mein Herz in Pein ist: die Augen bleiben trocken. Das kommt wohl daher, daß immer ein Teil meines Wesens sich zurückzieht, den anderen beobachtet und spöttisch zu ihm sagt: ‚Aber du bist ja gar nicht so furchtbar traurig!' Andererseits habe ich reichliche Tränen zur Verfügung, wenn es sich

Digitized by Google

um fremden Kummer handelt, den ich häufig viel lebhafter empfinde, als meinen eigenen; besonders aber bei Gelegenheit irgend welcher Manifestationen von Schönheit, Edelsinn, Selbstverleugnung, Aufopferung, Dankbarkeit, Mut oder kindlicher Reinheit. Und so war es denn jetzt nicht das Gefühl meines Verlustes, das meine Seele in diesem Grade erschütterte (und, um aufrichtig zu sein, muß ich gestehen, daß dieses Leid mich kaum traurig machte; oder, wenn man will: ich war traurig, meine Mutter leiden zu sehen, aber nicht sehr, sie verlassen zu müssen). Nein, nicht aus Traurigkeit weinte ich, sondern aus Bewunderung für dieses Herz, das keiner niedrigen Regung fähig war, das immer nur für andere schlug, das in steter Pflichterfüllung aufging, nicht so sehr aus religiösem Wollen wie aus natürlichem Triebe ..." — Mir scheint, hier kleidet sich Typisch- und Ewig-Menschliches ins Gewand des Einmaligen. Diese Mutter und dieser Sohn sind immer und überall, und genau dies sind die Tränen, die wir alle in einer heiligbitteren Lebensstunde geweint haben. —

Als schriftstellerisch-dichterische Glanzpartien des Buches sind die Schilderungen von ländlichen Schauplätzen der Kindheit zu nennen, meisterhaft gestaltete Naturbilder, von einer wissenschaftlichen Sicherheit der Benennung, deren Ursprünge im Dunkel bleiben. Reiche Charakterisierungskunst bewährt sich bei den Porträts von Lehrern, Kindheitsgenossen, Verwandten und Freunden. Die Galerie von Künstler- und Schriftstellerköpfen aus der Zeit seines Eintritts ins pariser literarische Leben, Figuren besonders aus Mallarmés Kreis, wird immer historischen Wert behalten. Und durch das ganze Buch zieht sich als psychologisch rätselhaftes Motiv die seraphische Liebe zu Emmanuèle, der Cousine, die er, trotz endgültigster Einsichten in seine Natur, zu heiraten trachtet und eines Tages in der Tat heiraten wird. Warum? Ist es wirklich darum, weil sein Herz, nach einem persönlichen Gesetz, andere Wege geht, als seine Sinnlichkeit, Eros und Cerus bei ihm streng geschieden sind? Ist es, weil er davor zurückschreckt, die Brücken hinter sich abzubrechen zur Normalität, zum Leben? Oder ist im tiefsten und frühesten Grunde, in der Wurzel, sein Empfinden dennoch „natürlich", aufs Weibliche gerichtet, und erst in höherer, geistigerer Schicht hätte sich das Sinnliche vom seelisch Zärtlichen getrennt und die Richtung aufs Gleichgeschlechtliche genommen? Es gibt sehr verständige Beobachter, die auch heute noch, so gewagt es nachgerade klingen mag, dafür halten, daß echte und wurzelhafte Homoserualität in Wahrheit nicht vorkomme. Diese Memoiren hier lassen deutlich genug erkennen, daß das Weibliche — quand-même — nie aufgehört hat, eine gewisse Rolle in dem Leben des Verfassers zu spielen. Sehr früh spielt es eine darin, die an ein Trauma mit schweren Folgen denken läßt. Er ist vier- oder fünfjährig, ein Bürschchen „in einem lächerlich karierten Kleidchen, angeklammert an die Röcke meiner Mutter, mit krankhafter, böser Miene und schiefem Blick," als man ihn auffordert, eine schöne junge Verwandte, die ein ausgeschnittenes Kleid trägt, auf die Wange zu küssen. Statt dessen, verhext von dem köstlichen Schimmer ihres Dekolletés, beißt er sie „in einer Art von Taumel" in die nackte Schulter. Sie schreit auf, blutend. Er brüllt vor Entsetzen, spuckt aus vor Ekel und wird aus dem Zimmer geführt. Ein verhängnisvolles Erlebnis und als Erlebnis eben sehr merkwürdig. Er hat das Ziel der Begierde, das Fleisch, mit den Zähnen kennen gelernt, den Blutgeschmack im Munde gespürt. Ist es die Folge davon, daß er die Illusion der Lust später bei braunen Knaben sucht und findet und dem Weiblichen nur das Zarteste, Unsinnlichste seiner Empfindung vorbehält? —

Ich blättere noch einmal und mache mir Skrupel, meinen Raum verschwendet und beim Wichtigsten nicht genügend verweilt zu haben. Dieser reizvoll kontradiktorische, tief vertrackte und merkwürdige Charakter in seiner Urneigung zum Widerspruch und „bösen Willen" — dieser kalte, verschlagene und dennoch generöse, freudige und zärtliche Künstlercharakter hätte deutlicher gemacht, sein Verhältnis zur Musik hätte ausgesprochen werden müssen: eine innigste Leidenschaft, durch die, seiner eigenen Wahrnehmung zufolge, sogar seine Schreibweise bestimmt ist, die aber dabei durchaus aufs „Reine", „Absolute", Kammermusikalische gerichtet bleibt: er lehnt die literarische und polyphone Musik Wagners ab, obgleich sie im Kreise Mallarmés angebetet wird. Es hätte ferner die Rede sein müssen von der Naturgeschichte seiner Bücher und einzelner Figuren daraus, wie des bedenklichen Pastors Prosper Vedel in den „Falschmünzern", zu

Digitized by Google

dem wir das Modell in den Erinnerungen finden; von fallen gelassenen Plänen, wie jenem großartigen politischen Romanprojekt, dessen resignierte Absetzung vom Programm seines Lebens zu der Sentenz Gelegenheit gibt: „Man sollte die Schwierigkeiten eines Themas erst im Laufe der Arbeit, eine nach der anderen, ins Auge fassen; wer sie von vornherein alle erkennt, verliert jeden Mut." Genug, ich hätte mich auf die Notwendigkeit der Beschränkung früher besinnen sollen.

Unbedingt verdient die Übersetzung Hardekopfs ein Wort des Lobes. Sie ist vorzüglich, exakt und anschmiegsam und bewährt ihre Verdienste besonders bei den schönen Naturschilderungen des Buches. Unser Übersetzungswesen hat sich im letzten Jahrzehnt, was Gewissenhaftigkeit und Sprachgefühl betrifft, aufs erfreulichste gehoben; zum mindesten ragen ein paar beispielgebende Künstler auf diesem Gebiet aus dem eilig arbeitenden Gros hervor, wie Reisiger fürs Englische und Käthe Rosenberg fürs Russische. Hardekopf ist, glaube ich, unser bester Übersetzer aus dem Französischen, und meine Freude an seiner Arbeit wäre ungetrübt gewesen, wenn er sich nicht, mit eiserner Konsequenz, durch das ganze Buch hin, auf einen sonderbaren Interpunktionsfehler versteift hätte. Ich bin der Letzte, eine scharfe Satzgliederung nicht gut zu heißen, und man muß es mit der Verwendung des Kommas schon bunt treiben, damit meine Sympathie nicht mehr folgen könne. Was aber zu viel ist, ist zu viel. In der Phrase: „Es gab Momente, wo meine Seele sich von ihrem in Wahnsinn verlorenen Helden löste" kann man nicht nach „ihrem" ein Komma setzen. Ebensogut könnte man schreiben: „Ein, schlecht erzählter Witz." Und tatsächlich schreibt Hardekopf: „Seine, stets wache Empfindlichkeit." Das ist ja eine Schrulle. Aber freilich, sein Verdienst, das im lebendigsten Sinne klassische Französisch des Originals in ein — man darf sagen: ebenbürtiges Deutsch übertragen zu haben, wird durch diesen durchgehenden kleinen Schönheitsfehler nicht geschmälert.

Vom Umgang mit jungen Menschen

Von Ernst Wiechert (Königsberg Pr.)

Sie kommen um die Abendzeit, wenn sie wissen, daß ich noch in der Dämmerung sitze und meine Seele sich langsam von den Manuskriptblättern löst, bereit, sich ihnen zögernd, noch ein wenig abwesend zuzuwenden. Sie brauchen soviel Licht, daß sie die Umrisse meiner Gestalt noch erkennen können, und soviel Schatten, daß er die Schmerzen ihrer Stirne schon leise verhüllt.

Die Art ihres Eintretens ist immer die gleiche. Ihre Augen gehen von den Bücherbrettern zu den Bildern an der Wand und zu den Blumen auf meinem Tisch, mit einer vorgetäuschten Teilnahme, die so durchsichtig und rührend ist wie die Teilnahme ihrer Worte, mit denen sie nach meinem Ergehen fragen, nach Dingen des Alltags oder Berufes. Denn in ihren Augen wie auf ihren Lippen brennt nichts als die eigene Not, und in meinem stillen Raum sehen sie nichts als den Baum ihres jungen Lebens, der seine Zweige traurig senkt oder im Sturm der Leidenschaft sich biegt.

Sie kommen nicht, wenn sie das Glück in ihren Händen halten. Sie kommen nur, wenn der Zweifel an ihren Wurzeln frißt, die Enttäuschung sie lähmt, der Schmerz sie schüttelt, die Sehnsucht in ihnen brennt. Sie gehen nicht zu ihren Eltern, auch wenn Liebe und Freundschaft sie verbindet. Die Eltern sind zu nahe, sie sind wie Spiegel, die so dicht vor ihre Augen gehängt sind, daß sie kein Bild geben. Und sie sind zu alt, zu erfahren, zu klug, zu ruhig. Sie gehen auch nicht zu ihrem Pfarrer. Der Pfarrer ist zu dicht bei Gott. Er hebt die Bibelworte wie Steine auf, gleich bereit zum spielenden Betrachten wie zum Wurf ... Er ist gleichsam außerhalb der Sünde, und sie brauchen jemanden, der sündigt gleich ihnen. Sie gehen auch nicht zu ihrem Freunde, denn der Freund ruft gleich ihnen um Hilfe, und sie sind nur wie zwei Ertrinkende, die einander umschlingen, oder wie zwei Verirrte, die auf demselben Kreise einander begegnen.

Sie kommen zu mir, weil sie glauben, daß ich ein Dichter sei. Das heißt, ein Mensch, unähnlich ihren Eltern, weil jung, unklug, unruhig. Unähnlich ihrem Pfarrer, weil weit von Gott, leidenschaftlich nach ihm suchend, aber tief in der Sünde. Unähnlich

Digitized by Google

ihren Freunden, weil er nicht um Hilfe ruft, sondern inmitten der Kreise der Verirrung auf einem grauen Stein sitzt und zu den Vögeln spricht oder zu den Sternen aufblickt.

Sie kommen nicht so sehr um Hilfe. Sie wissen schon, daß es keine Hilfe unter Menschen gibt. Sie kommen nur, um sprechen zu können, und es ist jemand da, der ihnen zuhört, aufmerksam, ernst, wie man seinesgleichen zuhört. Sie sind wie ganz einsame Wanderer, die schon ein Echo beglückt, die schweigende Wand eines Waldes, die ihren Ruf empfängt und widerklingen läßt wie ein zweites Lebendiges. Und sie glauben, daß mir nichts fremd ist. Da sind Heilige in meinen Büchern und große Verworfene, Kinder, die das Leben zerbricht, und solche, die das Leben zerbrechen, Frauen, um deren Scheitel ein goldener Kranz sich flicht, und Sünderinnen, für die keine Vergebung zu blühen scheint. Und wenn ich auch still und geborgen auf dem Stuhl meines Lebens zu sitzen scheine, irgendwann muß ich doch durch diese düstere Welt gegangen sein, kann kein Fremdling in ihr sein, kann nicht zu den Sicheren, Satten, Behaglichen zählen, die dem Bettler einen Teller mit Suppe herausschicken und die Ermahnung, fleißig und gottesfürchtig zu werden.

Und dann beginnen sie zu fragen, nach dem Sinn des Lebens und mehr noch nach dem des Todes. Nach Gott und den Frauen, und weshalb es so schwer in der Welt sei. Und langsam kommen sie durch alle dunklen Kammern in den großen Saal ihres eigenen Lebens, wo ihr eigenes Schicksal verhüllt auf dem Throne sitzt, das Schicksal, von dem sie glauben, daß es um das Vielfache schwerer, bedeutender und entscheidender sei als alle anderen Schicksale.

Ich höre zu. Ich gebe ihnen weder den Stein der Weisen noch das Wasser des Lebens. Aber ich stütze meine Stirn in die Hand und wende kein Auge von ihrem Gesicht und höre zu. Und langsam beginnt dies alles mich zu ergreifen und zu erschüttern. Ich komme von weither, aus dem Weglosen eines Buches, an dem ich schreibe, oder dem Weglosen meines eigenen Lebens. Aber der Zauber ihrer Jugend fällt über mich, das Unmittelbare ihrer Not, das Unbedingte ihres Grübelns, das lodernde Brennen ihres Prometheusfeuers. Ich bin wieder einer der ihren, ganz und gar, kein Älterer, kein Wissender, kein Führer. Ich bin jemand begegnet, der etwas verloren hat, und ohne daß er bittet, helfe ich ihm beim Suchen, beuge mich zur Erde, genau so tief wie er, genau so hoffnungsvoll und hoffnungslos.

Und gegen Ende erst, wenn ihre Worte langsamer fallen, müder, sich wiederholen, versuche ich, aus unserem gemeinsamen Leben und Irrtum einen Faden zu lösen, eine Art von Gesetz, eine tröstende Einordnung in den großen Strom der Notwendigkeit. „Sieh, wir beide...", sage ich, oder „Siehst du, Menschen wie wir, die sich Mühe geben ... vielleicht wartet auf uns schon der Mensch, dessen Tränen zu trocknen uns bestimmt ist, uns ganz allein und niemand außer uns. Lohnt es nicht, darum zu leben?"

Und dann gehen sie, um die Mitternacht. Wieder gleitet ihr Blick über Bücher und Bilder, sprechen sie noch ein paar allgemeine Dinge. Es ist, als kleideten sie sich langsam wieder an, für die Straße, den Markt, das Theater... Ich gehe noch mit ihnen vor die Haustür, und wir sehen ein wenig zu den Sternen empor. Und dann, nach einem verlegenen Dankeswort, gehen sie in die Nacht hinein. Ihre Gedanken kreisen noch um mich, um das Bild der Sicherheit, des Friedens, der Tapferkeit, das ich ihnen scheinbar geboten habe, und so etwas wie ein froher Neid erfüllt sie auf ihrem einsamen Wege.

Ach, sie wissen nicht, wie ich ihnen nachsehe. Was tut es, daß ihre Schultern gebeugt sind, ihre Stirnen mutlos gefurcht? Die unverbrauchte Wildheit des kommenden Lebens leuchtet mir noch aus ihren verdämmernden Gestalten, die Kraft und der Glaube, die unerschütterliche Gewißheit unter unbeflecktem Helm. Und wenn ich wieder hinaufkomme in mein Zimmer, in den stillen Lampenschein, vor die unbeschriebenen Blätter, die auf die Schöpfung des Lebens warten, stütze ich den Kopf in die Hand und sehe nach der schweigenden Ecke, in der sie gesessen haben. Nein, ich sehe nun nicht mehr wie ein Sieger aus. Wie jung sie sind! Wie jung und sündenlos! Und die Worte der Jacobsenschen Novelle kommen mir nicht aus dem Sinn, aus dem Gespräch der beiden Pagen: „Nein, du bist glücklich!" „Nein, du!"

Man sagt mir, daß ich mit den Reifen und Weisen Umgang haben sollte, um ihresgleichen zu werden.

Digitized by Google

Ich meide sie nicht, ich öffne meine Hände jeder Frucht, die man in sie legt. Aber in den Abendstunden, wenn die Gedanken müde werden über den weißen Blättern, wenn der Schatten des Tages schwer auf der stillen Schwelle steht und hinter ihm die Schatten aller gewesenen Tage, dann lausche ich nicht nach dem ruhigen Schritt der Reifen und der Weisen, sondern nach dem scheuen Gang der jungen Füße, die wie Tiere aus ihren dunklen Wäldern kommen, um aus dem schweigenden Strom zu trinken, der ihre Sterne spiegelt.

Suchende Jugend

Von Ernst Heilborn (Berlin)

Denkbar glückliche Formgebung: Briefe aus den Nöten des Alltags unmittelbar herausgeschrieben.[1] Zum geistlichen Freunde spricht der Geistliche. Man kann die Sorgen, die Amtsbürde, den seelischen Aufschwung eines Großstadtpfarrers nicht rückhaltloser mitleben, als man es hier erfährt. Hier ist mehr als Buchweisheit. Man spürt die lebendige Kraft.

Diese Formgebung, die gewiß nicht mit einem Guß in eine Matrize, weit eher mit Wachstum, aber mit Wachstum an einem Spalier, zu vergleichen wäre, birgt auch ihre seelischen Hintergründigkeiten. Dafür ein Beispiel! Dem Geistlichen wird gelegentlich gesagt, eine seiner Predigten gegen Helden- und Menschenverehrung habe in nationalen Kreisen verstimmend gewirkt, er wird bedeutet, er verscherze sich damit die Liebe der Gemeinde. Er sagt dem Fürsorglichen, daß er nicht Pastor wäre, um geliebt zu werden. Prachtvoll! Indem er das aber dem Freunde wiedererzählt, auch diese seine Antwort hinzusetzt, tritt eine Spiegelung ein. Man empfindet: es geht hier um Fragen letzter seelischer Keuschheit, die in allem, was mit Religion zusammenhängt, erstes und letztes Gebot zu sein scheint. Nicht also auch im Seelsorgerischen?

Aber hier sind zwei junge Menschen, und es geht lebendige Kraft von ihnen aus. Der eine ist dieser Großstadtpfarrer. Wüßte man nichts von ihm, als daß er — zunächst als Gemeiner, dann als Offizier — die langen Jahre hindurch im Schützengrabenfeuer allen Gefahren ausgesetzt, im letzten Kriegsjahr in englische Gefangenschaft geraten, sich seine erste Wirkungsstätte als Geistlicher an einer Strafanstalt sicherte, eben weil er darum wußte, wie Gefangenen zumute ist — kennte man nichts als diese eine Tatsache aus dem Leben dieses Mannes, man gewänne Sympathie für ihn. Hier aber ist mehr: brennende Fackel, und Fackel, die sich im Brennen verzehrt. Der andere junge Mensch ist eine Siebzehn- oder Achtzehnjährige, von der hier immer wieder erzählt wird. Man glaubt sie vor sich zu sehen: ein Augenpaar, blind und sehr hell, und immer auf den Weg zu Gott gerichtet. Diese beiden jungen Menschen gehen jeder für sich, und doch in einer fühlbaren Gemeinschaft. Die greift weiter. Man gewinnt den Eindruck sehr vieler Fußtapfen neben den ihren und um sie herum. So werden sie zu Exponenten einer Jugend.

Diese Jugend sucht Gott im Arbeitstag. Es fällt, blickt man ein wenig tiefer, dabei auf, daß der Gott, den sie finden, vorwiegend ein zürnender, zum mindesten der eifernde Gott ist. Es steckt ein alttestamentarischer Zug — ich sage nicht: zu Unrecht — in diesen jungen Menschen und in diesem Buch der seelischen Arbeit.

*

Das erste und schwerste Hindernis auf dem Weg zu Gott ist — das wird gerade hier fühlbar, wo ein Pfarrer sich ausspricht — die Kirche. Dies Hindernis muß überwunden werden! Und nicht nur für Pfarrer.

Hier nun steht man unmittelbar am Krankenbett des Protestantismus. Man weiß, daß das Übel aus dem cujus regio ejus et religio entstanden ist, daß es in der unseligen Verbindung von Thron und Altar zur Krise kam. Heute nun, da es keine Throne mehr gibt, ist der Krankheitszustand nicht etwa überwunden, er hat nur den Namen gewechselt. Heut heißt er: Politik und Christentum.

[1] Tagebuch eines Großstadtpfarrers. Briefe an einen Freund. Von *** Berlin 1923, Furche-Verlag.

Digitized by Google

Es wird einem nicht besser, wenn man in diesem „Tagebuch" von evangelisierenden (!) Jünglingsvereinen liest, die bei dem „Deutschland über alles"-Lied ihr „Mützen ab!" kommandieren, das bei Chorälen aber nicht für notwendig erachten. Hier mitgeteilte Proben aus Stahlhelmpredigten muten wie blanke Gotteslästerung an. Dabei gewinnt es aus dem Buch den Anschein, daß es die wenigen sich zur sozialdemokratischen Partei bekennenden protestantischen Geistlichen ihrerseits auch nicht besser machen: auch sie vergessen über ihrer Politik die seelische Sendung. Nun könnte man meinen, diesem Gebresten des Protestantismus sei durch ein (wie sehr herbeizusehnendes!) kirchliches Verbot, Politik in die Religion einzubeziehen (man denke an die Geistesverwirrung durch den Krieg!) abzuhelfen, aber dem ist längst nicht mehr so. Das Übel ist seither zu einem organischen und chronischen geworden. Heut gilt es positive Arbeit zu leisten, von Grund auf neu aufzubauen. Denn das arbeitende Volk hat nachgerade alles Vertrauen zur protestantischen Kirche verloren. Sie gilt dem Arbeiter schlechthin als Bourgeois-Angelegenheit. Auch das steht, und in vielfacher Klage, in diesem Tagebuch verzeichnet.

Daneben Binsenwahrheiten, aber von jener Binsenart, die zum mindesten in die Haut einschneiden. Daß die Kirche nicht wohl daran tue, ihre Steuern unter Drohungen einzutreiben. Daß bestandene Prüfungen den denkbar unzulänglichen Befähigungsnachweis zum Predigerberuf bedeuten. Daß das gesamte Theologiestudium nicht dahin führe, wohin diese Jugend begehrt: zu Gott im Arbeitstage.

Auszufüllen scheint sich, wenn auch nur sehr allmählich und längst nicht in dem erforderlichen Maße, nach den Andeutungen des „Tagebuchs" die Kluft zwischen orthodoxen und liberalen Geistlichen. Nicht durch das Verdienst der einen oder anderen, sondern unter dem Gebot des Tages, unter dem Druck der neuerfaßten Aufgaben. Man hat Augen für die sozialen Nöte. Man fühlt sich zum Kampf gegen Verelendung und Krankheit aufgerufen. Führer ist dieser Jugend, mehr als alle anerkannten Kirchenlehrer: Blumhardt. Neben (aber auch wirklich nur neben) ihm ein mit unbefangenen Augen angeschauter Luther.

*

Das Tagebuch erzählt:

Der Großstadtpfarrer ist abberufen worden, dem Bewerber um die Stelle, die er noch inne hat, werden von den Gemeindevertretern die Fragen vorgelegt: „Wie stehen Sie zu den Wundern Jesu, zur Jungfrauengeburt und zur Blut- und Wundentheologie?" Der Verfasser des Tagebuchs nennt das ein „Gehen in plumper Weise an die Peripherie".

Die Fragenstellung interessiert hier unter anderem Gesichtspunkt. Mit ähnlichen Fragen nahten die Jünger wiederholt dem Gottessohn. Man weiß, welche Antwort er gab. Nur vier Worte. Sie lauten: „Gott ist ein Geist."

Und eben diese vier Worte drängen sich dem Leser des Tagebuchs nicht nur als hier gebotene Antwort, nein, vielfach, bald in bestätigendem, bald in mahnendem Sinne auf. Man steht sehr tief unter dem Eindruck, daß das Gesamtschicksal des Protestantismus davon abhänge, daß diese vier Worte neu und aus der Fassungskraft unserer Zeit heraus durchdacht, erahnt, erlebt werden.

*

Es werden Gedanken in diesem „Tagebuch" im Herzen erwogen (Verstandesdenken hat kaum damit zu tun), die in die Tiefe weisen. So das: Es gibt nur eine Sünde. „In den Gemütern der Christenheit steckt immer noch die Skala: Lüge nicht schön, Diebstahl schlimmer, schwerer Diebstahl ganz schlimm, Mord das Schlimmste. Und doch gibt es nur eins: Sünde. Es gibt nicht peccatum mortale und peccatum venale." In diesen wenigen Worten steckt eine Kraft, die der Protestantismus vor dem Katholizismus voraus hat.

Anderes, was diesem Großstadtpfarrer zu seelischer Erkenntnis wird, bleibt nicht ohne tieferen Eindruck, ohne daß man es selbst nachzudenken oder nachzuempfinden vermöchte. So der immer wieder aus der seelsorgerischen Erfahrung herausgeschriene Satz: Der Tod ist der Feind Gottes. „Gott will Leben, will Gesundheit. Mir ist immer deutlicher, wie Jesus heilte: Aus dem Kampf gegen die Gottwidrigkeit des Leides und Todes heraus." Mir scheint der Gedanke, soweit ich ihm überhaupt gerecht zu werden vermag, mit dem sehr viel tieferen Schleiermacherschen: „Möchten sie doch versuchen, aus Liebe zu Gott ihr Leben aufzugeben. Möchten sie danach streben, schon hier ihre Persönlichkeit zu

Digitized by Google

vernichten und im Einen und Allen zu leben –" in tötendem Gegensatz zu stehen. Aber was ist das überhaupt: Feind Gottes? Ist der Begriff nicht viel zu sehr aus menschlicher Befangenheit und ohne Vergegenwärtigung der Idee der göttlichen Allmacht gebildet?

Und so scheint auch der andere wiederkehrende Gedanke des „Tagebuchs": man könne nicht von Schöpfungsordnung reden, „man vergißt eben total, daß man in einer Welt lebt, die unter dem Fluche steht, die gefallen ist" — mit wahrer Erfassung des Allmachtgedankens unvereinbar. Wieder aber tauchen bei Vergegenwärtigung des Problems wie in Transparentschrift die vier Worte auf: Gott ist ein Geist. Ein Geist, der sich selber und aus Geistes Notwendigkeit in der Materie den Widerstand setzt?

Vor dem ungehemmten Geiste wäre Schöpfungsanfang zugleich Schöpfungsende. Geist und Gedanke vollenden sich, indem sie sich setzen.

*

Suchende Jugend. Auch das ist protestantisch, daß in diesem „Tagebuch" das Suchen wichtiger erscheint als das Finden. Fraglich überhaupt (das fühlt man hier erneut), ob und wieweit man finden soll. Es ist der Arbeitsernst, der diesen Großstadtpfarrer als Führer bestätigt.

Und neben ihm dies Kind von achtzehn Jahren. Gelegentlich sagt sie: „Ich kann den Teufel nicht neben Gott dulden. Jede Sünde im Gedanken, Fühlen, Wollen und Tun des Menschen tötet Gott, läßt Ihn nicht alles sein. Wie könnte ich da mit wissentlichem Willen ein Heiligtum morden, was ich über alles liebe." Dazu hätte auch ein Schleiermacher nicht Nein gesagt.

Es ist ein Widerwille in diesem Buch der suchenden Jugend nicht nur gegen den Tod, sondern auch gegen die Toten (die ewigen Gefallenen-Gedächtnisfeiern!), ein Widerwille, von dem denn freilich auch bei Jesus selbst etwas zu spüren ist. Ein Widerwille aus dem Leben als solchem heraus. Und hier ist intensiveres Leben als bei der Jugend vorangegangener Generationen. Als rüstete man zu neuem Kreuzzug ins Heilige Land der Zukunft.

W. E. Süskind: Jugend

Von Edwin Landau (Berlin)

Die neue Generation legt Rechenschaft ab, so will es scheinen. Voriges Jahr Glaesers „Jahrgang 1902", heuer W. E. Süskinds „Jugend"[1]. Der gleiche Jahrgang tritt noch einmal vor, aber es ist nicht wie so oft ein Doppelfall. Sie stellt sich der Öffentlichkeit, sie verteidigt sich nicht — obwohl das Mißtrauen, mit dem man ihr begegnet, dies vielleicht forderte — nein, sie stellt sich hin und sagt ganz schlicht (sachlich): das sind wir; nichts ist beschönigt, nichts in falscher Bescheidenheit verkleinert, nur dies steht da: das sind wir. Fast will das gering vorkommen, denn man war gewöhnt zu hören: darum ringen wir, oder dies bedrängt uns; oder man wurde aufgerüttelt vom Kampfschrei der vordrängenden Jungen. Nichts von alledem, dafür etwas anderes: eine mahnende Bitte: geht nicht achtlos an uns vorüber, weil wir uns nicht durch Lärm bemerkbar machen, sondern nur sachlich unser Werk verrichten. Weil sie keinen Führer vorschickt, an dem man ihre Problematik aufzeigen könnte, übersieht man diese Generation, und darum tritt sie geschlossen auf mit der einzigen Bescheidenheit, wahrlich keiner geringen: der Namenlosigkeit, mit dem einzigen Zeichen: dem Jungsein.

In ihrer Geschlossenheit – dort ein Jahrgang, hier eine Klasse — liegt ihre Kraft, in der äußeren Verengerung des Gesichtsfelds der Vorteil für Süskind. Das Bild erhält Einzelzüge und gewinnt an Dichtigkeit und so aus nächster Nähe, frei von aller sonst notwendigen Abstraktion, an Wirklichkeit. Diese Perspektive der Nähe ist vielleicht das Wichtigste; die Schonungslosigkeit, mit der alles enthüllt wird, macht die Dinge greifbar. So werden sie schwer oder leicht, beglückend oder bedrängend, leuchten auf oder ziehen ins Dunkel hinab; als Ganzes ergibt sich der graue Alltag eines Jahrzehnts, der mit seiner Unerbittlichkeit diese Jugend eben so hart, so sachlich gemacht hat, wie sie sich

[1] Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin 1929.

Digitized by Google

nun zeigt. Nichts ist da vom idealistischen Aufschwung, den man einst an der Jugend begrüßte, und wenn er einmal auftaucht, im Maler Frank, muß er notwendig an dieser Welt zugrunde gehen. Vor ihr gilt nur, sich als Mann bewähren, sich hinstellen in den drohenden Tag und sich nicht unterkriegen lassen. Das mag wenig erscheinen, ist aber viel, wenn man bedenkt, was vorher geleistet wurde, als noch zu anderem, Lockenderem Zeit war. Diese Zeit frißt scheinbar alles Schöne weg, erdrückt es unter der Wucht des Alltags.

Aber nur scheinbar, denn dieses Buch hat etwas ganz Unerwartetes, das sein großer Vorzug ist: es hat epische Breite. Zwar ist es handlungsreich und die Geschehnisse lösen einander ab in rascher Folge; darin ist diese Zeit unverkennbar. Wie sich das nun entwickelt, in allen Einzelheiten und Kleinigkeiten, das erregt Erstaunen. Oder gehört es nun zu dieser Sachlichkeit, daß man mit wachen Augen durch den Tag geht, nichts unbeachtet lassend, und die Lebensintensität auslöst mit einer unausschöpfbaren Veranschaulichungsfreude? Wie Fleming — ein großartiges Beispiel an Objektivierung des eigenen dichterischen Erlebnisses — sich in der Welt nicht nur umsieht, sondern sie mit Händen erfaßt und mit Füßen er-fährt, das ist die Auswirkung der Nahperspektive, der nichts entgeht. Es ist vom Erzähler aus betrachtet ein Zeichen unbedingter Wahrhaftigkeit und Glaubwürdigkeit, von handwerklicher Gewissenhaftigkeit. Daß hier nie über das soeben Erfahrene hinausgegangen wird, gibt mehr als alles problembeladene Gerede, es schafft eine ganze Welt von neuem, in der alles ermeßbar, erfühlbar, ertastbar ist, die wir begreifen, weil sie bis an unsere Haut dringt, weil ihre Geräusche in unser Ohr klingen und dröhnen, weil ihre Farben und Flimmer vor unseren Augen aufleuchten und -blitzen. Ja, es bedrängt fast, weil so viel Bildhaftigkeit nirgends ein Durchschlüpfen ermöglicht und die Gedanken nicht losläßt.

Und trotzdem: wäre das alles, dann müßte eine frühere Generation wohl Mitleid haben mit einer Jugend, die nur den grauen Alltag kennt; doch darum ist dieses Buch nicht geschrieben, um dieses Sentiment zu wecken; solche Gefühlsseligkeit liegt ihm ganz fern. Aber wer hinhört und recht zusieht, wird mehr finden als diese Welt der äußeren Begebnisse. Er wird einen Unterton vernehmen, der aus einer anderen Ebene kommt und in eine andere vordringt. Nur selten steigt diese Welt bis an die Oberfläche, denn eine verschweigende Scheu umgibt sie. Aber diese Unterwelt ist da und rumort, diese Oberwelt beglückt und verheißt, noch nicht laut mit einem eindeutigen Ja und Nein zu dieser zweiten Wirklichkeit, die über allem liegt.

Und doch schöpft gerade aus ihr der Erzähler seine beste Kraft, gewinnen die Gegenstände das Drunter und Drüber, das sie erst wirklich machen. Ist darum das Buch von Süskind ein Einzelfall, der aus der allgemeinen Lage dieser Jugend herausfällt, oder steht am Schluß die Frage: beginnt nicht vielleicht hier erst die Namenlosigkeit, wo das Tor zum Unsichtbaren sich öffnet, beginnt nicht vielleicht hier erst das Reich, um dessentwillen eine ganze Generation ihre Kraft aufwenden muß, nicht ahnend, daß sie dadurch rettet, was diesen Namenlosen heilig und ihr wertlos erscheint.

Donner über Menschen zwischen Rechts und Links

Von Heinz Dietrich Kenter (Berlin)

Hans Sochaczewer „Menschen nach dem Kriege". Paul Zsolnay Verlag, Wien.
Joseph Roth „Rechts und Links". Gust. Kiepenheuer Verlag, Berlin.
Heinrich Hauser „Donner überm Meer". S. Fischer Verlag, Berlin.

Nachdem mit Ludwig Renn und Remarque die Schilderung des Krieges ihren Höhepunkt erreicht, beginnt in gleich spontanem Maße die Auseinandersetzung mit der Nachkriegszeit.

Von Robert Neumanns „Sintflut" war an dieser Stelle (L.E. XXXI, 696) schon die Rede — und wie er die Unterwelt dieser Gegenwart grell, zerhackt, zerrissen und zerbissen mit schonungsloser Brutalität aufdeckt.

Nun folgen Hans Sochaczewer und Joseph Roth

Digitized by Google

mit den gleichen Themen: nur ist der Handlungsstrom ihrer Bücher gebändigter, scheinbar klarer, scheinbar übersichtlicher.

Dieser Unterschied ist durch die Natur der Autoren bedingt, welche, beide weniger jäh als Robert Neumann, im Wesen ihrer neuen Bücher einen überraschend gemeinsamen Grundzug haben: die Skepsis. Sie ist bei Sochaczewer, der seine Figuren durch eine klare Beschränkung des Gefühls zu ihrer Lebensmöglichkeit und Lebensnähe bringt, weniger deutlich als bei Roth.

Wenn Brandeis, Roths Kaufmann von Berlin, ausspricht „Glauben Sie mir, daß ich müde bin? Müde nicht, weil ich zuviel gearbeitet habe, sondern weil ich ohne eine Gesinnung arbeite, ohne einen Ehrgeiz, ohne ein Ziel", wenn dieser Kaufmann, dem ganz Berlin in die Hände gegeben ist, seine Hände öffnet, um alles Eroberte wieder fallen zu lassen, wenn er zuletzt lautlos aus diesem irren Getriebe der Großstadt verschwindet (wohin? In die Weite seiner Landschaft? In die mystische Entrücktheit seines Blutes?), dann bricht ein seltsam stark skeptischer Zug durch.

Roth führt seine Figur nicht zu Ende. Er läßt diesen Brandeis wie eine düstere Wolke am Horizont der Welt verschweben. Er läßt die Frauen ebenso hinter diesem Manne zurück, wie Sochaczewer die Frauen dem Leben seiner Männer einbezieht. Er vermeidet ebenso eine Auseinandersetzung mit der Gegenwart (die er gleichsam nur referiert), wie Sochaczewer sie immer wieder anhebt und auch in seinem Sinne zur Klärung führt.

Aber ob nun Sochaczewer seine Figuren aus einer reinigenden Trennung in eine nicht etwa programmatisch umrissene, sondern vom Takt des Herzens klar und einfach bestimmte Gemeinschaft führt oder ob Roth ohne krampfhafte Gebärde hinter dieser nur um die nächsten Dinge streitenden Gegenwart eine unendliche Weite öffnet, irgendwo haben beide trotz ihrer Verschiedenheit ein Gemeinsames: nämlich die skeptische Haltung gegen jede politische Tendenz, gegen die jähe und unsichere Augenblickswertung, gegen jede künstlich hochgezüchtete Idee.

Diese Haltung entspringt der Verachtung einer Gegenwart, die sich jedem Abenteurer leicht ergibt. Man will nicht mehr „ohne Gesinnung, ohne Ehrgeiz, ohne Ziel" arbeiten. Man hat den Augenblick und den Reiz des Sprunghaften und die Eroberung ohne Widerstand und Plan satt. Man sehnt sich nach einem geistigen Zentrum, von dem aus man sich ernsthaft und wesentlich auseinandersetzt. Man will nicht mehr den grellen Wirbeltanz um diese oder jene politische Tendenz, man will, ganz unmittelbar, das Leben.

Gut! — Diese beiden Bücher erscheinen in einem entscheidenden Augenblick. Ihr Wert ist außerordentlich! — Aber nun beginnt der Kampf. Der Deutsche hat von jeher keinen unmittelbaren Instinkt für das Leben gehabt. Er hat sich immer eher dazu verführen lassen, vielen Möglichkeiten und allen in gleicher Weise unbestimmt zu folgen, als das Leben aus einem zentralen Willen unmittelbar und sicher anzupacken.

Wohinaus wollen Roth und Sochaczewer?

Ich schätze diese beiden Schriftsteller als große Begabungen. Ich stelle mit Genugtuung fest, daß Sochaczewer (über den ich [L. E. XXXI, 384] Zusammenfassendes geschrieben) mit seinen „Menschen nach dem Kriege" ein Roman großen Formates gelungen ist, ohne daß er die ganz ihm eigene Atmosphäre der Zartheit, Lautlosigkeit, Wärme und verschwebenden Stimmungen überzeichnen mußte. Stoff und Gestaltung decken sich wunderbar. Und es gibt augenblicklich keinen Roman, der private Verhältnisse unter Menschen nach dem Kriege so prinzipiell klärt, der eine Kameradschaft unter Männern ohne vage Plattheiten so selbstverständlich und wesentlich beschreibt, der vor allem Frauen in seltsam zarten Umrissen so sicher gestaltet. Ich liebe an Sochaczewer ebenso die verschwebende Atmosphäre seiner Arbeiten, wie ich an Roth die sachliche Distanz zu seinen Stoffen, die überlegene Klarheit seines Blicks, die Kühlheit seiner Betrachtungen liebe. Sein neuester Roman verstärkt diese Vorzüge: die Figuren sind von einer erschreckenden Unmittelbarkeit des Alltags, sie sind so brutal deutlich da, daß man erschrickt vor dieser in Worten eingefangenen Eindeutigkeit der realen Vorgänge und zugleich vor der bizarr-ironischen Phantastik, welche alle Vorgänge unheimlich umwittert.

Aber ich wiederhole: wohinaus wollen Sochaczewer und Roth?

Beide lehnen die Gegenwart ab. Beider Haltung ist skeptisch unterbaut: gerade weil Sochaczewer

Digitized by Google

sich auf den sauberen Umkreis einer ihm und nur ihm völlig eigenen Gefühlswelt zurückzieht, gerade weil Roth seinen großartig-gesehenen Kaufmann wegzieht aus diesem Betrieb der Leere. Dieser Wegzug, dieser Rückzug: sind Skepsis. Skepsis an einer Gegenwart, welche den Kampf um ein geistiges Prinzip durch den Kampf um eine politische Tendenz ersetzt. Und die im gleichen Augenblick, da man diesen Kampf als Krampf schweigend beiseite schiebt, ohne jedes Rückgrat ist.

Soll man wie Sochaczewer sich isolieren, wo doch jeder Nerv nach Gemeinschaft drängt? Soll man wie Roth die besten Kräfte aus dem Kampfe ziehen, wo für diesen Kampf die besten Kräfte gerade gut genug sind?

Nein!

Das Leben unserer Zeit ist hart, geladen mit dämonischen Energien und trachtet alle Grenzen zu durchstoßen.

Und da gestalte man das Leben: aus der gigantischen Phantastik des 20. Jahrhunderts. Aus dem Kräfterausch der Maschinen und der Natur, die, heute genau so groß wie vor tausend Jahren, nur des Auges wartet, das diese Größe von neuem entdeckt.

Ich las nach Roth und Sochaczewer Heinrich Hausers „Donner überm Meer", eine Arbeit, die weder mit Krieg noch Nachkriegszeit zu tun hat und doch in diesen Zusammenhang gehört.

Ein eigentümliches Buch!: diese großzügig lockere Komposition der epischen Handlung, die das dichtende Ich und die gedichteten Figuren zu gemeinsamer Wirkung bringt. Dieser ursprüngliche Vorgang der Intuition — ursprünglich, weil die lebendige Bewegung nicht intellektuell, sondern optisch empfangen wird, weil diese Bewegung nicht als kritische Wertung indirekt, sondern direkt als Energie wiedergegeben wird, weil die Spontaneität des Bildes entscheidet und nicht das Werturteil über dieses Bild.

Auch in diesem Buch das völlige Verschweigen politischer Vorgänge. Aber in dieses Schweigen tritt das Leben selbst, mit der erregenden Brutalität des 20. Jahrhunderts. Kein Rückzug. Kein Wegzug. Klares, hartes, unbarmherziges Dasein. Dasein im Kräftestrom der Maschinen wie im Kräftestrom der Natur. Allem offen. Immer vorstoßend. Bis zu einem Grade erobernd, daß Natur und Maschine und Mensch in dämonischem Wettkampf gegeneinander treten und in blitzgrellen Momenten alle drei zusammen die phantastische Einheit des 20. Jahrhunderts dokumentieren.

Marieluise Fleißer

Von Albert Zimmer (Berlin)

Marieluise Fleißers Opus besteht bislang aus zwei Bühnenstücken und einem Novellenband. Es dokumentiert eine starke Begabung und läßt für die Zukunft Großes erwarten. Versuchen wir es zu umreißen.

Stil ist Zugang zum Menschen. Stil ist Gebärde, Geste, Mimik, Pulsschlag, eindeutig ablesbare Äußerung des Menschen. Wo Stil packt, gleich viel mit welchen Mitteln, leuchtet Persönlichkeit. Dies ist bei der Fleißer der Fall. Bereits ihre ersten in Zeitungen veröffentlichten kleinen Novellen zeigten das eklatant. Ich war gepackt. Jede folgende Arbeit las ich mit immer stärkerem Interesse. Und kam zum zweiten Positivum:

Diese Frau hat etwas zu sagen. Sie schreibt nicht, um mit schönen Worten zu jonglieren, verblüffende Wortassoziationen zu produzieren, mit exzentrischer grammatikalischer Form zu bluffen oder mit erotisierenden Situationen und Dialogen Aufmerksamkeit zu erregen usw. (oberflächliche Betrachtungsweise könnte immerhin zu solchen Schlüssen führen), nein, und dies Gefühl ist untrüglich: sie ist zum Bersten voll von lastenden, sonderbaren Gesichten, die aus ihr herausmüssen um jeden Preis. Ich weiß, solche Art Kriterium werden manche für unzulänglich halten. Wahrheit spürt man aber letztens nur durch natürliches In-sich-hineinfließen-lassen und eine gehörige Dosis Intuition. Wer Ohren hat zu lesen, der fühle! Das unbedingt glaubhafte, in jeder Zeile erkennbare Muß der Fleißer gibt ihren Arbeiten Stärke, Blut, Musik, Rhythmus, bejaht ihre Existenz und erklärt ihre Wirkung.

Die Fleißer dichtet zuerst akustisch. Sie macht

Digitized by Google

Musik. Das optische Element kristallisiert sich harmonisch aus dem Geiste dieser so einmaligen, eigenartigen Musik. Das ist eins ihrer Wunder.
Einer „Richtung" gehört sie nicht an. Wenn Richtung meist produktive oder unproduktive „Inflation" einer größeren schöpferisch-geistigen Kundgebung ist (produktiv mehr: harmonischer Ausklang, ein „Sammeln", leiser Übergang zu Neuem, Ausfüllung usw.), dann ist die Fleißer, wenn ich die Antithese riskieren darf, eine deflative Natur.
Kein Name könnte zur Identifizierung angeführt werden.

Marieluise Fleißer
Zeichnung von B. F. Dolbin

Marieluise Fleißer hatte den ihr ganz eigenen Ton schon von Anfang an, hielt ihn konsequent durch und ließ sich in keiner Weise herbei zu ertragreicheren Kompromissen. Sie wird ihn behalten, solange sie schreibt.
Sie ist noch sehr jung.
Sie ist nicht asphaltener Provenienz — ihre Heimat das oberbayerische Ingolstadt —, nicht umweht vom Chypreduft nivellierender Großstadt. Bei ihr riecht man brennende Kartoffelstauden und würzige Herbstluft, Flußwasser, Algen, humusreiche Erde, Blut und naturheiße Umarmung. Sie ist stark erdgebunden. Sie liegt tief in der Natur. So tief, daß Natur ihren Intellekt einmal hemmen könnte.
Ihre Arbeiten sind beinahe Extrakte, kondensierte Novellen und kleine Romane. Ein wenig „Inflation" könnte nützlich sein. Die Fleißer wird es erkennen und sich mehr Schienen legen als bisher. Damit man mich verstehe: Knut Hamsun gebe ihr seinen breiten Atem. (Manches hat sie bereits mit dem großen nordischen Erzähler gemein.)
Ein schöner Mittag liegt vor ihr. Es kann ein sehr großer werden. Möge ihr Kopf so aktiv werden, wie ihr Herz es von Anfang an war.
Freuen wir uns eines so starken, urwüchsigen, alles erhoffen lassenden Talentes. Unsere Zeit ist arm an wirklicher Dichtung und übervoll von „Literatur". Begrüßen wir jede ursprüngliche Begabung mit Dankbarkeit. Die Höhe einer solchen Potenz wird klare, breite, gefüllte, harmonische Ruhe zeitigen.
Marieluise Fleißer schrieb die Bühnenstücke „Fegefeuer in Ingolstadt" und „Pioniere in Ingolstadt" (Arcadia-Verlag), sowie einen Band Novellen, betitelt „Ein Pfund Orangen und neun andere Geschichten" (bei Kiepenheuer).
In letzterem, soeben erschienenem Werk sind meist früher in Zeitungen von Ruf veröffentlichte Arbeiten enthalten. Es war ein guter Gedanke, diese wohl stärksten Sachen in Buchform herauszugeben und sie einem Leserkreis nahezubringen, von dem intensivere Aufmerksamkeit zu erwarten ist.
Chronologische Erläuterung halte ich bei Marieluise Fleißers Werk vorerst nicht von Belang. Zumal man auch kaum von einer „Entwicklung" sprechen kann, weil sich heutige Höhe bereits in der ersten Publikation manifestiert hat, und das darauf Folgende wohl schwerlich einer anderen Ideenebene anzusiedeln sein dürfte.
Das bisherige Werk der Fleißer läßt deutlich erkennen, daß sie eine starke epische Begabung ist — auf lyrischer Basis.
Drama ist innerlich bedingtes Gegeneinander polarer Kräfte, ist vorwärtstreibende, sich hinaufsteilende Handlung, ist Ballung, Gewitter.
Die beiden Stücke der Fleißer sind in äußere Dramenform gebrachte epische Entwicklung — mit balladeskem, lyrischem Unterton.
Der Erfolg der „Pioniere" beruht auf dem von „leibhaftigen" Menschen dargestellten und gerade in solch dreidimensional-lebendiger Form von jeher interessierenden Ablauf menschlich-allzu-mensch-

Digitized by Google

lichen Geschehens, und nicht etwa auf der Reaktion wirklich dramatischen Gegeneinanders. Hinzu kommt die Anziehungskraft des volkstümlichen Milieus (der von einer berliner Bühne gegebene Untertitel „Soldaten und Dienstmädchen" ist symptomatisch) und, seien wir ehrlich, einer gewissen — von der Autorin bestimmt nicht im niederen Sinne beabsichtigten — „Robustheit" des Dialogs und „Freizügigkeit" etlicher Szenen, sowie der Mode gewordenen Karikatur auf allzu — Militärisches. Das besagt natürlich nichts gegen das Stück an sich. Nur, daß sich Marieluise Fleißer noch nicht zum klaren Ja und Nein dramatischer Forderung durchgerungen hat.

Die Lektüre des „Fegefeuer" bestätigt dies besonders. Diese beiden durchs Fegefeuer ihres Erlösungsprozesses hindurch müssenden Hauptfiguren haben kaum dramatischen Impetus. Fegefeuer ist dramatisierte Novelle. Als solche könnte man sich von ihr große Wirkung ausgehend denken. Existenzen wie dieser verworrene, beladene, schwärmerische, halb realistische, halb mystische Roelle bekommen als epische erst ihr volles, beabsichtigtes Leben, das ihnen die unerbittliche Bühne nimmt.

Diesem Stück gegenüber sind die „Pioniere" deutlicher Fortschritt. Insofern, als deren Sprache fester, der Ablauf der Handlung bühnengerechter gestaltet ist und ihre Atmosphäre auf dem Theater nicht ohne nachhaltige Wirkung bleibt. Die ganz absolut dahinlebenden und -liebenden Pioniere und ihr temperamentähnlicher Anhang sind in der Überzahl. Parodie und ausgleichende Waagestellung sind vorherrschend. Die Parole beim Abzug der Pioniere aus Ingolstadt — von erschütternder Komik — gibt den Ton an. Er nahm einerseits diesem Werk die Perspektive auf wunderbare Größe und versprach andererseits, zumal in solcher Rundung (eingerahmt vom Einzug und Abmarsch der Soldaten), direktere Wirkung und hatte mehr Konner mit den Forderungen des Tages. Das trat ein. Und bedeutet schon viel heute.

Das beste Zeugnis ihrer Begabung sind die gesammelten Novellen. Eine der reifsten, schönsten ist das „Abenteuer aus dem Englischen Garten". Hier dichtet die Fleißer denkend und denkt dichtend. Da ist Zärtlichkeit, Geheimnis, Derbheit, Scham, Beichte, Baum und Wiese, Nacht, Zaun und Sinnlichkeit, da ist der Mensch mit seinen Sehnsüchten und Hemmungen, Leidenschaften und Erfahrungen, da ist gesundes Tier und greifbarer Engel. Meisterhafte Komposition, ergreifende Melodie, und Herz und Kopf.

Die Grundmelodie dieses schönen Buches (wie überhaupt der Grundzug der Fleißer): Mitleid mit der Kreatur, Aufzeigung der Ausgekochtheit und Brutalität der Genießenden, der Schamhaftigkeit der Sehnenden und der Leiden derer, die nicht mit dem Herzen geliebt werden: zarte Zwischenstimmen, das große Erlebnis um kleiner Dinge willen, die Schönheiten und dunklen Tage der kleinen Leben, kurz: das weinende Auge des stillen Schmerzes und das leuchtende, hoffende der Liebe.

Das kann nur ein Dichter. Darum allein muß man die Fleißer schon lieben. Und wie sie dies alles sagt, ist so einmalig in seiner gehemmten, schönen Holprigkeit, seiner elegischen Musik und seiner blutvollen Aufrichtigkeit (da wird ein kleiner Raum zur großen Welt, ein Apfel zum Gott, ein einfacher Brief einer einfachen Seele zum Dokument, eine Straße zum Gleichnis), so wahr und lebensecht, daß man glühenden Blicks nach jedem Satz aufsehen muß und einen Liebe überkommt, die verschenken möchte, was man hat an Besitz, Güte und Mitleid.

Die Fleißer liebt. Wer sich ihr hingibt, lernt lieben, verstehen. Hier erhebt eine begnadete Frau ihre Stimme für die Geknechteten des Leibes und der Seele, für die Ewig-sich-ducken-müssenden, die innerlich Gehetzten und abseits Dahinträumenden und -hoffenden, die alle dasselbe Anrecht haben auf Liebe und Glück wie jene, die glauben, all die Schönheiten des Lebens seien Privilegien höherer Stände und sich niemals Gedanken darüber machen, daß auch arme Menschen ihre Probleme, Nöte und Sehnsüchte haben (die erst recht!) und ein Recht darauf, ernst genommen und als Menschen mit dem Herzen geliebt zu werden.

Wir besitzen in Marieluise Fleißer ein ganz eminentes, episches Talent, einen wahrhaften Menschen, eine große Hoffnung. Sie fühlt, sieht beneidenswert stark, hat Scholle in sich und Himmel, weiß um Schicksal, Verstrickung und Leid, kann schreiben wie kaum eine Frau heute, ist unerbittlich gegen sich, jung, hat Kraft, steht mitten in der Natur. Das sind Aktiva von unerhörter Bedeutung.

Digitized by Google

Möge sie bald die große Breite bekommen und Strom werden, der Meere ersehnt, und gigantisches Bergmassiv, das viele Täler beschattet und neue Flüsse ins Land sendet.
Und vielleicht wird sie einmal ihrer Liebe zur erniedrigten Kreatur deutlicher anklagende Stimme verleihen und bewußter mithelfen durch eindeutiges Werk an der großen Forderung unserer Zeit: Mehr Menschlichkeit, Gleichheit, Freiheit!

Wagenlaterne . . .

Von Alfons Paquet (Frankfurt a. M.)

Man muß vom Inhalt dieses Buches[1] reden. Die Form hat nichts Besonderes. Es ist Roman, Selbstbiographie, Niederschrift von Beobachtungen und Gedanken. Gute Übersetzung. Die Niederschrift hat etwas Leichtes, mit reizenden, gelungenen und ergreifenden Stellen. Es ist das Buch eines dilettantischen Schriftstellers, eines schreibenden Malers, eines liebenswerten, echten, ja, großen Menschen, groß in der Einfachheit, Unverdorbenheit und Klarheit, mit der er das Leben sieht. Es ist das Buch des Malers Vlaminck, dessen Bilder auch in Deutschland bekannt sind und geschätzt werden, ich müßte jetzt eines oder das andere seiner Bilder beschreiben, um von Vlaminck einen Begriff zu geben. Er malt kleine Städte, Schieferdächer, grüne und rote Vierecke berühren den blauen Himmel, gehen in ihm auf. Ich erinnere mich deutlich, eines hängt im Zimmer eines kölner Freundes, eine bunte, finstere Nacht mit Segelschiffen auf dunkel beglänztem Wasser.
Hier ist nun das Leben, das solche Bilder hervorbringt, Episoden, Aufzeichnungen aus einer ländlichen Gegend, ein bescheidener Weg durch die Großstadt. Vlaminck begann als Musiker. Eine Musik voll unerfüllter Wünsche, das war ein ganzer Abschnitt seines Lebens. Ihr Sonaten, Konzerte! wieviel arme Lehrer, die bei Wind und Wetter im dünnen Mantel und mit Löchern in den Schuhen ihren Privatstunden nachlaufen, haben von euch gelebt! Soundso viele Stunden Beethoven für Miete, soviele Stunden Mozart für den Schuster und Bäcker. Das war der Dreißigjährige, der seine Musikerlaufbahn beendete, als der Kunsthändler Vollard ihm alle seine Bilder abkaufte, die er in diesen Armutjahren in seiner freien Zeit aus reiner Begeisterung gemalt hatte. Der Zwanzigjährige war Radrennfahrer gewesen. Damals, um 1896, wimmelten Tausende von Radlern durch die Straßen, der Mann aus dem Volke hatte auf dem Rade die Möglichkeit, den Millionär hinter sich zu lassen. Beim Training: viele Frauen füllten die Logen. In den Kabinen eine stickige Hitze, untermischt mit den Gerüchen von Gummireifen, den Dämpfen kampferhaltigen Öls, verquiemter Feuchtigkeit, den Ausdünstungen der schweißdurchtränkten Wickelbänder und Hosen. Bravo-Rufe und Geschrei des aufgeregten Publikums . . . „Niemals, auf keinem anderen Gebiet wieder, habe ich diese vollkommene Befriedigung wieder gespürt, wie ich sie erfuhr, wenn ich als Sieger aus einem gewöhnlichen Radrennen hervorging . . ." Und dann kam das Automobil. Trotz aller Anstrengung mußte der arme, sich abmühende Radler mit seinen tapfer herausgeholten zehn Pferdekräften voll Ärger und Wut die schnellen und geräuschvollen Luruswagen vorbeifliegen sehen. Vlaminck kam zum Militär, wurde entlassen, verdiente sein Geld als Violinist in einem Theater. Wie er zum Malen kam, erzählt er nur nebenbei. Ein paar Farben im Kasten, ein Stück Leinwand und eine billige Staffelei in den Händen ging er zu den Seine-Ufern. „Ich malte, um wieder Ordnung in meine Gedanken zu bringen, meine Wünsche zu beruhigen, überhaupt, um ein wenig Reinheit in mein Herz zu lassen . . ." Maler sein ist kein Beruf, nicht mehr Beruf als Anarchist sein, Liebhaber, Rennfahrer, Träumer oder Borer. Es ist ein Wagnis der Natur.
So wird auch von Künstlern, die seine Freunde waren, nur Zufälliges erzählt. Viel mehr spricht Vlaminck von dem einfachen Volk in seiner Grausamkeit, seiner Gutmütigkeit und seiner Phantasie, von allerhand sommersprossigen, stupsnasigen Bur-

[1] Vlaminck. Gefahr voraus! Aufzeichnungen eines Malers. Übersetzt von Jürgen Eggebrecht. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

schen, von Frauen, von Menschen, die er bewunderte, weil sie ohne Pose waren wie van Gogh. Irgendwo spricht er von der Periode des Kubismus, mit nichts bezeichnet er diese Periode besser als durch seine Schilderung des Guillaume Appollinaire, den er 1903 kennen lernte und nach dem Kriege wiedersah, diesen unermüdlichen Seiltänzer auf den Höhen des babylonischen Turms, einen Mann, der sich selbst und den Wirrwarr verlachte, den er unter den Geistern angerichtet hatte. Kunsttheorien haben denselben Wert wie medizinische Rezepte, wer daran glaubt, muß krank sein, sagte dem Künstler Vlaminck sein bäuerlicher Instinkt. So geht er fremd und eigenwillig durch eine von Theorien, Schlagworten und Politik durchsetzte Gesellschaft. Die gefährliche Wendung, das ist nicht einfach der Ausbruch des Weltkrieges, den Vlaminck bunt und brausend miterlebt, als Soldat in den großen Ausbruch hineinverflochten und ihn als Soldat und ohne erwähnenswerte militärische Höhepunkte überdauernd. Es ist vielmehr ein Zustand der Zivilisation, der allmählich als etwas Gefährliches ins Bewußtsein kommt. In den nachdenklichen Betrachtungen Vlamincks ist etwas von der realistischen Art Zolas, die einem manchmal fast unfranzösisch vorkommt, schwer und solide. Zuweilen, mitten in der Schilderung des Lebens, das den Maler nach London führt, reihen sich Aphorismen in das Buch, aufrichtige und weltweise Bemerkungen, die der Erfahrung und dem Temperament eines Künstlers ihren Ursprung verdanken und vor allem der Beunruhigung über den Zug zur Gleichmacherei Ausdruck geben, der unsere Zeit charakterisiert; neben anderen Zügen dieser Zeit übrigens einer der wenigen, die wirklich Beunruhigung hervorrufen können. Vlaminck geht nach London, um die Ufer der Themse zu malen. Er ist mit seiner Aufgabe fertig. Halb aus Not, halb aus Liebhaberei gesellt er sich den Straßenmalern, zeichnet in den Farben der Trikolore den Arc de Triomphe und Moulin Rouge auf die Granitplatten und bekommt Silber zugeworfen.

Das Buch hat Seiten, Augenblicke, die nur von einem Abenteurer und einem Maler geschrieben sein können. Alltägliche Dinge bekommen den farbigen Reiz des Einmaligen, lebendig Leuchtenden. Und mitten in dieser Freude am Erlebten faßt den Maler, den Sohn des eingewanderten, zum Franzosen gewordenen Vlamen, eine Schwermut des Helldunkels, die nun das Frankreich von heute und eine dunkle, hintergründige Welt bestrahlt wie eine Wagenlaterne ein Fuhrwerk, eine Allee.

Biographie des Jahrhunderts

Von Julius Bab (Berlin)

1.

Zwei Bücher liegen vor, ein Werk in zwei selbständigen Bänden. Herausgegeben vom Verlag Otto Elsner-Berlin: Ernst Heilborn, „Der Geist der Schinkelzeit" (1789—1848) und „Der Geist der Bismarckzeit" (1848—1918). Der gemeinsame Titel beider Bände lautet „Zwischen zwei Revolutionen". Die Epoche, um die es sich handelt, liegt aber eigentlich zwischen drei Revolutionen, denn der erste Abschnitt ist von der großen französischen Revolution und der deutschen von 1848 begrenzt, der zweite von 1848 und der Novemberrevolution von 1918. Was hier geboten wird, ist nicht weniger als die Biographie der Zeit, aus der wir alle unmittelbar kommen. Es ist nicht Geschichte der politischen Verschiebungen, der Schlachten und sozialen Aufstände; es ist auch nicht in einem üblichen Sinne Geistesgeschichte, die Entwicklung von Doktrinen oder Kunstformen darstellend. Es ist die Lebensgeschichte unserer Väter, Großväter und Urgroßväter, es ist der Versuch, aus sehr anschaulichem Material uns ein Gefühl unserer Herkunft aufzubauen. — Eine Linie, auch eine klargezogene Lebenslinie kann immer nur die Verbindung zwischen zwei Punkten sein. Den einen wirft in jedem lebendigen Geschlecht der unerklärbare Wille vor sich her in die Zukunft. Aber das Seil des Lebens kann nur fest gezogen werden, wenn auch der andere Punkt rückwärts: das Leben, aus dem wir kommen, sehr klar und sehr sicher begriffen ist. Gegenwart ist ja immer nur ein Weg zwischen diesen beiden Punkten. Wer also die Vergangen-

Digitized by Google

heit klarstellt, arbeitet für Gegenwart und Zukunft, auch wenn er über sie kein Wort zu sagen hätte. — Das Heilbornsche Buch ist also ein sehr wichtiges Buch.

2.

Es ist aber auch ein sehr amüsantes Buch. Denn sein Baustoff ist ein oft sehr witziges und immer sehr stark pointiertes Anekdotenmaterial, das mit einem bewundernswert liebevollen Fleiß gewonnen ist aus den Briefen, den Memoiren, den Biographien des deutschen Jahrhunderts. Denn es handelt sich hier vor allem um die deutsche Variation des abendländischen Themas, zuweilen tritt sogar die Stadt Berlin in den Bildmittelpunkt. Aber Heilborns Vortrag hat Kraft genug, uns jede Einzelheit als Sinnbild für ein Ganzes wirken zu lassen. — Hie und da gibt Heilborn fast vollständige und sehr reizvolle Porträts charakteristischer Persönlichkeiten. (Zum Beispiel von Luise Hensel, von Charlotte Stieglitz, von Frau von Krüdener im ersten Teil, von dem Bischof von Ketteler, vom Hofprediger Kögel im zweiten Teil.) Die Wahl dieser Modelle scheint bis zu einem gewissen Grade willkürlich, denn für die „Sache" könnten an dieser Stelle gewiß auch andere Porträts stehen. Aber bei einem richtigen Buch ist die Sache von dem, der sie behandelt, nicht zu unterscheiden. In dieser Willkür äußert sich mit Notwendigkeit Heilborns persönlichstes Interesse, der Geist, mit dem er anschaut und betont. Und wenn er sonst das große Material seiner historischen Menschenkenntnis systematisch nach bestimmten Gesichtspunkten verteilt, so geben diese gelegentlichen Zusammenfassungen einer lebhaft angeschauten Gestalt dem Buch einen Reiz und eine sinnlich künstlerische Bewegung von besonderer Eigenart. — Außer dem biographischen Zeugnis nutzt Heilborn selbstverständlich alles, was die Überlieferung von der Allgemeinheit an geistigen und wirtschaftlichen Taten, an Lebensgewohnheiten und Einrichtungen enthielt. Das speziell Politische wird (für ein weiteres Publikum wohl oft in zu weitgehender Weise) als bekannt vorausgesetzt. Von den Künsten findet (wie ja schon der Titel des ersten Bandes zeigt) die bildende sehr starke Berücksichtigung. Dagegen wird der dichterische Ausdruck der Generation auffallend selten herangezogen. Und es hat schon seine Richtigkeit, daß von der Gräfin Hahn-Hahn mehr die Rede ist als von Hebbel. Denn es ist ein schwieriges und unsicheres Geschäft, aus dem Werk großer Geister die zeitlose Einsicht von dem Zeitgebundenen ihrer Äußerungsart zu trennen. Hier aber soll nur die Zeitgestalt des ewig arbeitenden Geistes sichtbar werden.

3.

Die Art, mit der Heilborn seinen mächtigen Stoff formt, könnte man, soweit dies sinnliche Wort überhaupt auf den Geist anwendbar ist, eine „impressionistische" nennen; seine Haltung, die kaum irgendwo einfach verwirft, die auch den Gegensatz jedes gültigen Satzes anerkennt, könnte man „indifferent" nennen. Man täte an beidem sehr unrecht. Diese, in leichtem, pointilistischem Stil hingesetzten Seiten werden von einem sehr klaren, zu sehr bestimmtem Ziel führenden, architektonischen Willen geordnet (der nur dem Stoff entsprechend in der Kapiteleinteilung des zweiten Teils noch deutlicher und schärfer wird als im ersten). Und die geduldvolle Aufmerksamkeit, die sich jeder Regung eines Zeitalters zuwendet, ist Zeugnis einer sehr frommen Lebensliebe, aus der letzten Endes eine Botschaft Willen und Urteil verkündet, auch ohne daß rhetorisch richterliche Formeln über den historischen Bildnissen aufgehängt werden. — Der andächtigen Art von Heilborns Künstlerschaft verdanken wir nicht nur die sprachlich prachtvollen Prägungen, die sich so vielfach in beiden Bänden finden — wir verdanken ihr die Möglichkeit dieses Buches überhaupt. Der Stil eines gewissen, hochangesehenen Kreises im heutigen Deutschland ist es ja, die Kulturgeschichte mit dem Jahre 1800 aufhören zu lassen und diese ganzen, langen, von so unzählig vielen und starken Menschen durchlebten Jahrzehnte mit einem verächtlichen Achselzucken beiseite zu schieben. Ein Historiker des Geistes von künstlerischer Einfühlungskraft mußte kommen, um zu zeigen, in wie leidenschaftlicher Bewegung auch in diesem Jahrhundert, dem wir entstammen, der Geist des Menschen gewesen ist, und welch mächtiges und furchtbares Schauspielsein Vorwärts- und Rückwärtsfluten, sein Verdunsten in den Schein und sein Sichwiederverdichten zu mächtigen Gewitterwolken bietet.

Digitized by Google

4.

Das erste Buch heißt nach Schinkel, dem berliner Baukünstler, der in der Tat in seltsam ergreifender Weise alle Elemente der Zeit zusammenfaßt, der die klassische Haltung und die gotische Sehnsucht in seinen Formen fast um ihren Widerspruch bringt, und in dessen Linien und Farben vielleicht am deutlichsten der Grundton — unterhalb all der stürmischen Widersprüche dieses Zeitalters — hörbar wird. Die Stimme der Lorelei, die von einem Felsen der Rheinlandschaft her im Gesang den Tod verkündet — dieser merkwürdige Mythos, den diese Zeit aus dem Nichts, aber unter Teilnahme ihrer verschiedensten starken Dichterkräfte, geschaffen hat — er wird das Leitmotiv, von dem Heilborn ausgeht und zu dem der lange Weg schließlich wieder hinführt. Der Weg geht von Wilhelm von Humboldt, dem größten und edelsten Repräsentanten der klassischen Zuhörerschaft, von ihm, der wirklich nach Heilborns schönem Wort neben Goethe stand, als „akkreditierter Gesandter der Zeit bei einem der Zeitlosen" — von diesem hohen, freien Geist geht es zu der sinnlich schwärmenden Generation Brentanos, und von da zu jener Jugend, die 1813 zu den Waffen eilte und dann ihre Mannesjahre bis zur Revolution von 1848 durchlebte. Der beste Repräsentant und der gültigste Zeuge dieser Generation (den Heilborn merkwürdigerweise überhaupt gar nicht nennt) Karl Lebrecht Immermann hat ihr Wesen mit den Worten beschrieben: „Die damalige Jugend lebte mehr in starken Vorstellungen als in umfassenden, mehr im Gefühl und Entschluß als in Verstand und Betrachtung. Ihren Durchschnittszustand möchte ich eine edle Barbarei nennen." Diese Worte (sie kommen nach 1900 bei Schnitzler fast wörtlich wieder: „Finden Sie nicht, daß ein neues Geschlecht kommt? Weniger Geist aber mehr Haltung!") stehen bei Heilborn nicht; aber sie decken sehr genau die Resultate, die er aus anderem Material gewinnt.

5.

Der zweite Band heißt nach Bismarck, an dessen Genie, nach Heilborns geistreicher Formulierung, die Zeit nur den Wesenszug begriff, der nicht Zug seines Wesens war! Nämlich die grundsätzliche Verachtung der Ideologie — aus der doch zwei Menschenalter zuvor alle Möglichkeiten Deutschlands gekommen waren. „In seiner Brust war alle Freiheit Germaniens früh versammelt", hat Varnhagen von Goethe gesagt. Im Zeitalter Bismarcks, dessen Genie eben um seiner Geistverachtung willen nicht übertragbar und also mit all seinen Resultaten gefährlich blieb, wird nun aus dem „Vaterland", dessen Bewußtsein wir in der Schinkelzeit erwachsen sahen, der Staat, der preußisch-deutsche Staat des Reserveoffiziers und des Schalterbeamten und einer fahnenfröhlichen Orthodoxie, für die Schleiermacher, der große Begründer der neuprotestantischen Religiosität, in seiner Geistigkeit gründlich veraltet ist. — Der Geist aber ist auch in diesem Zeitalter nicht tot. Mir scheint es besonders erfreulich, daß Heilborn wie im ersten Bande dem großen Maler Caspar David Friedrich so in diesem dem Philosophen Ludwig Feuerbach eine ebenso ungewöhnliche wie gerechtfertigte Betonung gibt. Denn Feuerbach war in der Tat der Vorläufer Nietzsches, und sein minder glänzendes, aber reineres Licht wird vielleicht noch einer kommenden Generation leuchten. Er hing in seinem Willen, das Leben der Zeit neu zu deuten, doch noch fester zusammen mit dem alten großen, geistigen Deutschland als Nietzsche, dessen Genie vom Scheinwesen der Bourgeoisie, gegen die er sich wandte, bedenklich angesteckt war. Und es gehört zu Heilborns besonderen Verdiensten, mit einer heute noch ganz ungewöhnlichen Entschlossenheit, die Elemente schlechten Schauspielertums aufgezeigt zu haben, die gerade wie in Wagner und Böcklin auch bei Nietzsche zu finden sind. Feuerbach hat nicht gespielt. Er hat mit einem furchtbaren Ernst die Notwendigkeit der Zeit, die von Phrasen und Prunk bedrückt wieder ehrlich werden wollte, die Rückeroberung der Wirklichkeit durch eine im letzten Ende religiöse Leidenschaft vorbereitet. Er hat die Formen der Religionen zerstört, um den Inhalt der Religion zu retten. — Und damit ist er ein großer Weiser hin auf den Weg, den Heilborn das gefährdete Zeitalter beschreiten sieht: den Weg zum neuen Geist. Wie das Wesen des Schöpferischen der Bourgeoisie verloren ging, wie es in der sozialen Abspaltung des Proletariats, im Aufstand der Unterdrückten sich neu bildet, wie es schließlich als Ehrfurcht vor den Mühseligen und Beladenen neu zutage tritt, auch das zeigt uns Heil-

Digitized by Google

born, wenn er die Biographie des 19. Jahrhunderts erzählt. Hier wächst Ziel — Hoffnung für die Irrefahrt des Zeitalters. Hier kommt die neue Berührung des ehrfürchtigen, des frommen Gefühls mit der Wirklichkeit. „In das Schiff der Zeit muß die Bussole getan werden, das Herz." Auch das ist ein Wort von Karl Lebrecht Immermann.

Hermann Stegemanns Lebenserinnerungen

Von Theodor Heuß (Berlin)

Stegemann hält scharf auf das sechzigste Jahr; wenn er jetzt schon die Erinnerungen seiner Jugend niederschreibt und über Arbeit und Erfahrung der Manneszeit Rechenschaft gibt, dann gewiß nicht, weil dies Leben, so fragwürdig seine gesundheitliche Basis ist, schon zur Resignation rückschauender Altersbetrachtung sich geneigt hat. Stegemann will doch zugleich, das deutet auch der Titel an,[1] einen Beitrag zur Geschichte dieser Zeit geben, und zwar, wie verständlich, zur Geschichte des großen Krieges — als der zu Ende ging, war dessen erster Historiker erst 48 Jahre alt. Die Zeit seitdem hat ihn publizistisch und politisch, auch literarisch, noch vor mancher Arbeit und Aufgabe gesehen; das vorliegende Buch spricht von diesem nahen Abschnitt nur auf wenigen Seiten, mit knappen Andeutungen. Vielleicht fühlt er zu ihm noch nicht genügende Distanz, vielleicht behält er sich vor, darüber später einmal zu erzählen. Es wäre eine etwas verwegene Formulierung, zu sagen, daß der Krieg diesem Leben seinen „wahren Sinn" gegeben. Aber Stegemann selber empfindet doch ganz offenbar seine kommentierende Teilnahme an den Kriegsgeschehnissen als schicksalhaft, er spricht von seiner „Sendung"; das Buch, über 500 Seiten stark, sieht fast drei Fünftel seines Umfanges den strategischen und politischen Problemen zwischen 1914 und 1918 gewidmet. Es mußte so ganz notwendig ein Stück „Kriegsliteratur" werden, persönlich-psychologischer und historisch-kritischer Kommentar zu Kommentaren.

Freilich, ehe es zu dieser Bestimmung gediehen ist, hat es völlig anderen Charakter und das schafft einen seltsamen Bruch. Es ist eine Jugend- und Lebensgeschichte, die mancher individuellen Merkwürdigkeit nicht entbehrt und auch mit allgemeiner Zeit- und Ortsfarbe gesättigt ist; das natürliche Erzähltalent des Verfassers gibt den Ereignissen und Begegnungen eine fesselnde Bewegung. Da sind die Kindheitseindrücke der Schulzeit und der Jünglingsjahre, denen das Elsaß den Rahmen und die Atmosphäre leiht; schwierige Familienverhältnisse wirken auf das junge Gemüt und zwingen die sensitive Anlage zu früher, sich schirmender Selbständigkeit. Es reihen sich die Anekdoten von dem ersten literarischen Hervortreten des Pennälers; der wird in Koblenz vom Gymnasium gejagt, als das Stadttheater eine Tragödie von ihm aufgeführt. Da wird das Mäzenatentum des Grafen Schack sichtbar, die literarische und menschliche Stütze durch Georg Ebers, die freundschaftliche Beratung von Paul Heyse. Und dann kommen die wechselvollen Jahre der freien Schriftstellerei und Journalistik, in Zürich oder Basel, in Konstanz oder Berlin, das Intermezzo als Kurdirektor in Badenweiler, schließlich die Arbeit am berner Bund. In diese Zeit fallen eine Anzahl von Romanen, vor allem die elsässische Trilogie, fallen mannigfache Beziehnungen zu den geistigen, politischen und literarischen Kreisen der deutschen Schweiz; in der Schweiz fand Stegemann die seiner Natur und seinem politischen Wesen gemäße Temperatur, und in dem Ausmaß, als er beruflich an den kulturellen und politischen Problemen des Landes aktiven Anteil nahm, ergab sich für ihn von selber, daß er das schweizer Bürgerrecht erwarb. Er war Schweizer geworden, als der Krieg begann, den er dann doch in seiner Seele durchaus als Deutscher erlebte und erleben mußte. Die innere Spannung war für ihn schwierig genug, um so mehr, als er in die Rolle eines Mittlers hineinwuchs; sie konnte nur gelöst werden in der völligen Loyalität gegenüber dem politischen Staatsverband, in den er sich eingegliedert hatte, und in dem Bewußtsein, der

[1] Hermann Stegemann: Erinnerungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

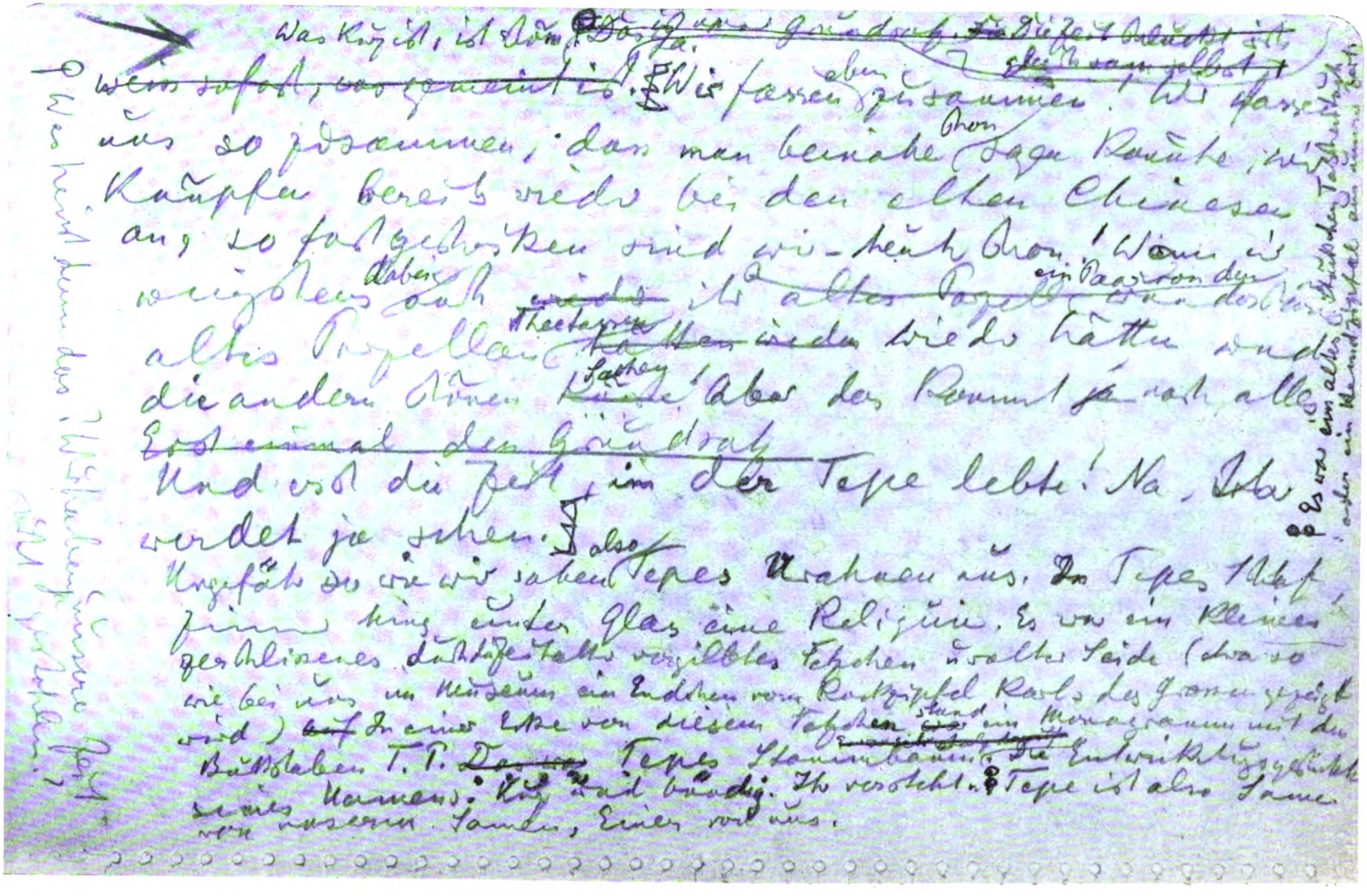
deutschen Sache in ihrem historischen Sinn verpflichtet zu sein.

Der Enkel pommerscher Soldaten und kleiner Beamten, die am Rhein die Frau und die neue Heimat gefunden, der geborene „Rheinländer", der in der oberelsässischen Grenzluft zwischen französischem und alemannischem Wesen aufgewachsen war, ist ausgezeichnet durch eine starke Einfühlungskraft. Die hat ihn dann zum militärwissenschaftlichen Schriftsteller gemacht. Aus den Erinnerungen erfährt man, daß er, ursprünglich zum Offizier bestimmt, bereits früher strategische Studien betrieben hat; das wird schon so sein. Aber die Aufgabe, die er dann am „Bund" zu erfüllen hatte, ruhte nicht auf der Verwendung eines Vorrats strategischer Philologie, sondern auf eben jener Kraft der Hingabe, in der Phantasie mit Rechenhaftigkeit, Fleiß der tastenden Forschung mit gesundem Menschenverstand gepaart waren. Er ist vom Krieg „besessen" gewesen, in jeder Faser seines Lebens; er hat an dem Krieg gelitten, um so mehr, als die Stelle, an der er ihn sah und besprach, ihm die Illusion verbot; er hat ihm unter Schmerzen und Krankheit gedient wie einem zugleich furchtbaren und doch großartigen Herren, und diesen Zustand seiner Seele spürt man heute noch, da er über die Art dieses Dienstes Bericht gibt und Rechenschaft legt.

Noch einmal wandelt er den Gang des Geschehens ab. Privates ist darein gemischt; man versteht das, weil man sieht, wie die vier Jahre in allen Spiegelungen und Brechungen lebendig werden, man würde innerhalb der historisch-militärischen Betrachtungen auf dies, auf jenes verzichten. Es ist ja nun nicht die Absicht dieses Buchs, sozusagen eine abgekürzte Kriegsgeschichte noch einmal zu geben; aber immerhin, etwas Ähnliches wird daraus, mit Überprüfung der in Aufsätzen und Büchern niedergelegten Auffassung — hier große Bestätigung, dort Irrtum. Politisch wesentliches Material ist eingestreut: die Besprechungen mit Bethmann, Moltke, Rathenau, das politische Zusammenarbeiten mit Conrad Haußmann, Fragen der schweizer Politik stehen neben den großen europäischen Kompleren, und wir blicken auf Zusammenhänge, die uns früher wenig deutlich gewesen. In der persönlichen Charakteristik der führenden Männer der Schweiz, in der historischen Wertung der großen strategischen Probleme hat dieser Teil des Buchs eine Anzahl sehr reizvoller Stellen. Bedeutungsvoller aber erscheint, wenn man so sagen darf, die Gesamtwirkung des Buchs, stellt man es in die Linie der „Kriegsliteratur", wie sie im letzten Jahr so stark und erfolgreich gewesen. Diese Erinnerungen sind gewiß nicht in der Absicht, aber in ihrem Inhalt ein gewisser Gegenstoß gegen die Bücher, die individuelles oder typisches Kriegserlebnis dargestellt haben. Die dicken und genauen Bände des Reichsarchivs über den Ablauf der einzelnen Feldzüge, Schlachten und Operationen liest ja kein Mensch, so lebendig einzelne Teile geschrieben sind; sie gehen zu sehr ins Einzelne und sind rein fachlich orientiert. Auch Stegemann nimmt die „fachliche" Kritik auf, führt sie da und dort weiter; aber er erfaßt den Krieg notwendig wieder als politisches und strategisches Gesamtphänomen, als die Verwobenheit von Völkerschicksal und Feldherrntum, von Phantasie und Bindung, von Wollen und Versagen in der breiten Anlage des geschichtlichen Kampfes. Der Kriegshistoriker kann nicht gut ein „Pazifist" sein — aber er ist auch kein Militarist im engen Wortsinn. Das Buch bringt uns zu dunkeln Stellen der deutschen Geschichte, aber es mag in der sachlichen Distanz und in der menschlichen Nähe der Betrachtung auch manchen aus dem Bereich des bloßen Ressentiments hinausführen, das so viele Menschen, wo sie auch stehen mögen, in Fesseln hält, wenn sie des großen Krieges gedenken.

Digitized by Google

Eine Manuskriptseite von Friedrich Kayßler



DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Arno Holz

„Ein umfassendes Weltbild in rhythmisch geordneten Worten zu schaffen, war die Aufgabe, die sich Arno Holz in den Gedichten seines ‚Phantasus' stellte. Jedes einzelne verkörpert einen ‚rhythmischen Notwendigkeitsorganismus', und alle zusammen bilden ein einheitliches, natürlich gewachsenes Ganzes. Weltgeschichtliche dramatische Szenenbilder, farbenreiche Milieuschilderungen, intime Genregemälde und Stilleben schließen sich aneinander. Für jeden Ton, für jede Farbe, für jede äußere und innere Sinnesempfindung war die entsprechende rhythmische Form restlos gefunden. Die Meisterschaft der sprachlichen Gestaltung ist so groß, daß sie nicht mehr übertroffen werden kann.

Arno Holz war als Dichter und als Mensch eine Persönlichkeit, die in unserer Zeit nicht ihresgleichen hat. Als Lyriker, Epiker und Dramatiker gleich begabt, ein glänzendes Formtalent, gesund und urwüchsig, dabei geistvoll und von sprühendem Witz — und trotzdem ohne äußere Erfolge geblieben sein Leben lang! Der Grund dieser seltsamen Erscheinung lag in dem starren Radikalismus seines Charakters, in seinem unabweisbaren Drange, jede einmal als richtig befundene Lehre bis in die letzten Konsequenzen zu verfolgen und die theoretische Überzeugung ohne Rücksicht auf Tradition und jeweilig herrschende Geschmacksrichtung in die Praxis zu übertragen. Weder dem Publikum noch der Kritik hat Holz jemals irgendwelche Konzessionen gemacht. So stand er da, innerhalb des geschäftigen literarischen Markttreibens unserer Tage, jederzeit bereit, für seine künstlerische Überzeugung zu kämpfen und zu leiden. Unbeugsam und stolz, ein Einsamer und Eigener, richtete er immer wieder seine Hoffnung auf die nahende Zukunft." John Schikowski (Vorwärts, Abend 504).

„Er hat Berlin gedichtet, von den Wedding-Strophen im ‚Phantasus' bis zu ‚Ignorabimus' — und er war berlinisch nicht nur in seinen Visionen berlinischen Milieus und mundartlich: er war es mit beißendem Witz auch in der ‚Blechschmiede', und mit einer Sehnsucht, die nicht in den Steingebirgen der doch so geliebten Weltstadt ersticken will, auch in jeder farbentrunkenen Zeile des ‚Phantasus'. Er war Berliner in seinem unerbittlichen Ringen um neue Werte und auch selbst dann, wenn tüchtige Filmleute und Operettenleute sich seines Werks geschäftlich bemächtigen wollten. Als er in der großen ‚Freie Bühne'-Zeit einmal aus diesem Berlin flüchtete, um Neues zu suchen, welches der berühmte ‚Papa Hamlet' wurde, flüchtete er wiederum nicht weiter als vor die Tore von Berlin N, in das winterstille, verschneite Pankow ...

Er hat Berlin gedichtet, ein Leben lang, in der Mansarde. Er blieb, wo er auch war, mit der Seele immer in der Mansarde: über ihre vier berliner Wände hinaus dehnte er sich seine Welt. Er trug diese Mansarde immer um sich und mit sich. Niemand ließ er wirklich ein. Und darum blieb der Berliner Arno Holz einsam.

Arno Holz. Zeichnung von B. F. Dolbin

Hinterm Glase, auf dem Presseball, dem ersten nach dem Kriege, sitzt er einmal, in Frack und weißer Binde, er hat da nie hingehört. Er starrt in das schimmernde Gewühl, und fernher schäumt die Musik. Mit einem Mal fängt er an zu sprechen von dem Sohne, der nicht mehr aus dem Kriege heimkehrte, er spricht ein feierliches Bekenntnis zu diesem Sohne, er spricht eine Totenklage, und ringsum tanzt Berlin ..." Hans Brennert (Voss. Ztg., Unt. 253).

Vgl.: Fritz Engel (B. T. 507); Monty Jacobs (Voss. Ztg. 507); Julius Hart (Tag 257); Emil Faktor (Berl. Börs.-Cour. 502); Peter Hamecher (D. A. Z. 499); Otto Koenig (Arbeiter-Ztg., Wien, 297); Herbert Eulenberg (Köln. Ztg. 593a und Münch. N. Nachr.

Digitized by Google

294); Franz Blei (Bund, Bern, 505); Reinhold Zenz (Deutsche Tagesztg. 511); Erich Kuttner (Vorwärts 509); Ernst Jerosch (Ostpr. Ztg., Königsbg., 253); Richard Biedrzynski (Deutsche Ztg. 253b); Erich Jenisch (Gieß. Anz. 253); Gustav Herrmann (Leipz. N. Nachr. 302); Hans W. Fischer (Vorw. 511); Hans Franke (Neckar-Ztg. 254); Fritz Droop (Mannh. Tagebl. 293 u. Westfäl. Ztg., Bielefeld, 257); K. Harald Jenstein (D. A. Z., Unt. 512); Carl Meißner (Rhein-Westf. Ztg. 563); Joachim Ruthis (Lichtenstein-Callenberger Anz. 253); H. St. (Frankf. Ztg. 801 — Ab.-Bl.); Gl. (Kreuz-Ztg., Unt. 348); Pr. (Schwäb. Merk. 506); H. J. F. (Stett. Gen.-Anz. 298); M. (Leipz. N. Nachr. 300); W. Schr. (Magdeb. Ztg. 590); K. (Königsb. Hart. Ztg. 504); M. B. (Deutsche Ztg. 252b); E. K. (Deutsche Tagesztg. 509); G. (Münch.-Augsb. Abendztg. 294).

*

Henri Bergson

(Zum 70. Geburtstag)

„Die unendliche Abfolge der unkausalen, frei-schöpferischen Akte, die jedes Leben ausmachen, ist der Kern seiner metaphysischen Weltdeutung: Welt als schöpferische Entwicklung. (Das scheinbar Tote, Mechanische im Weltstoff ist sekundär und Produkt des Lebens, nicht etwa umgekehrt.) Mittel dieser metaphysischen Einsichten ist die Intuition, in der uns die Gegebenheiten des lebendigen Weltgeschehens unmittelbar gegeben sind. Begriffliches Denken — dessen schwierige Beziehungen zu dem an sich nicht bestreitbaren Bereich unmittelbarer Intuition bei Bergson nicht hinreichend geklärt ist — wird bei ihm in nahezu pragmatistischer Weise bewertet: es erscheint gerechtfertigt dadurch, daß es dem Menschen dient, sich in der Welt praktisch zurecht zu finden." Harald Landry (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 244).

„Von jener unmittelbaren Selbsterfassung der Menschen, die in dem Menschen nicht einen mechanischen Apparat und nicht eine mechanisch antwortende Maschine sieht, sondern die ihn als ‚Bewegung', als ‚Leben', als ‚lebensvolle Gestalt' und ‚lebensvolle Entwicklung' versteht, nimmt Bergson den Weg zu einer Metaphysik, zu einer umfassenden Welterklärung. Er begreift, wie es die Romantik aller Zeiten getan hat, die Welt vom Menschen, von dessen Seele aus. Darum schildert er die Wirklichkeit überhaupt als den Niederschlag einer mit elementarer und freier Schöpfermacht sich durchsetzenden ‚Lebenskraft'. Sie ist ihm das Erzeugnis eines in ihrer Tiefe ewig wirksamen Elan vital und aus diesem Grunde selber immer in Bewegung und Umformung." Arthur Liebert (B. T. 488).

„Es lösen sich jedoch aus der Gesamtheit dieser Arbeiten zumindest eine allgemeine Idee und zwei oder drei wesentliche Gedanken heraus, die auf ewige Zeit in der Geschichte der Wissenschaften weiterleben werden. Es ist die Idee, daß die Realität der Innenwelt, wie die der Welt im allgemeinen in der Dauer besteht. Es ist bemerkenswert, daß die beiden selbständigsten und schöpferischsten Geister der neuesten Zeit, daß Bergson wie Einstein die Augenmerke der Menschheit auf das Problem der Zeit geleitet haben. Es wird ohne Zweifel die Aufgabe kommender Generationen sein, in dieser Richtung fortzuarbeiten und die Lehren der beiden in diesem Punkte zu bestätigen, zu widerlegen oder zu vervollständigen." Albert Thibaudet (Königsb. Allg. Ztg. 485/86 und Berl. Börs.-Cour. 485 u. a. O.).

Vgl. auch: Th. Wolff (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 243); Georg Foerster (D. A. Z. 483); Josef Bartoš (Prag. Pr. 284); Peter Wust (Saarbrück. Ztg., Gegenw. 287).

*

Alfred Bock

(Zum 70. Geburtstag)

„Häuser sind oft jenen Menschen vergleichbar, denen von außen nicht anzusehen ist, was sie im Innern bergen. Von solcher Art ist auch das Haus, das Alfred Bock, der Dichter, in seiner Vaterstadt Gießen bewohnt. Schmucklos steht es am Rande einer nüchternen Straße, der es gleichsam den Rücken kehrt, denn die Tür öffnet sich nach dem Hofe, der linkerhand mit einigen Schritten erreicht wird. Hat sich aber das Haus einmal aufgetan, so empfängt den Besucher sogleich die anheimelnde Atmosphäre einer Welt, eines menschlichen Lebensraumes, der durch Generationen hindurch herangewachsen ist und eine gleichsam organische Form angenommen hat.

Alfred Bock bewohnt das Haus seiner Väter, und das ist schon bezeichnend für sein ganzes Wesen; denn wie weit er sich auch in der Welt umgesehen hat und wie hoch ihn seine geistige Veranlagung über den Alltag hinausträgt, — er wurzelt doch ganz persönlich mitten im Leben, das ihn selbst geschaffen hat, das Elternhaus wie die Heimat bilden das sichere Fundament seines ganzen Daseins, eines schöpferischen Daseins, dessen künstlerische Erscheinung damit auf festen Grundlagen beruht und von ihnen seine kennzeichnende Stetigkeit gewonnen hat.

Es darf angesichts der Behausung Alfred Bocks von jenem Begriff des Bürgertums gesprochen werden, der aus beständiger und bewußter Pflege familiären Herkommens in eine sichtbare und greifbare Kultur des Lebens, eines geistig akzentuierten Lebens überleitet. Schmale, mit schlechten Läufern belegte Treppen, deren Wände mit zahlreichen Stichen geschmückt sind

Digitized by Google

und auch darin von der in diesem Hause verflossenen Vergangenheit künden, steigt der Besucher empor zu einer Glastür, in deren offenem Rahmen ihn die kräftige und behagliche Gestalt des Dichters in einer so ungezwungenen, herzhaften Weise begrüßt, als wäre diese Begegnung nicht etwas Besonderes, sondern eine Sache, die bei allen Beteiligten als eine liebe Gewohnheit gilt." Will Scheller (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 240 u. a. O.).

Vgl. auch: Will Scheller (Köln. Ztg., Lit. 361 u. a. O.); Will Scheller (Kreuz-Ztg. 329); Fritz Droop (Deutsche Ztg. 242a u. a. O.); Karl Neurath (Hamb. Fremdenbl. 283a); Peter Suhrkamp (B. T. 483); Hanns Martin Elster (N. Bad. Landesztg. 523); Else Hoppe (Saarbr. Ztg., Gegenwart 280); Württemb. Ztg. (241); Paul Wittko (Schwäb. Merk. 484 u. a. O.); Heino Schwarz (Düss. N., Unt.-Bl. 524); Hans Thyriot (Gießener Anz., Familienbl. 80); Karl Wolfskehl (Frankf. Ztg., Lit. 41).

*

Zur deutschen Literatur

„Wurde Kant geisteskrank?" Im Anschluß an Karl Birnbaums „Psycho-pathologische Dokumente. Selbstbekenntnisse und Fremdzeugnisse aus dem seelischen Grenzland" (Julius Springer, Berlin) schreibt N. (Königsb. Allg. Ztg. 447) über das dritte Stadium des Leidens:

„Im Herbst des Jahres 1803 begann das dritte Stadium seines Leidens. Sein Zeitgenosse und treuer Freund Wasianski bemerkt hierüber, daß Kant ‚keinen Ausdruck des gewöhnlichen Lebens mehr zu fassen imstande war', und belegt dies durch eine Reihe von Beispielen. Im Schlafzimmer des Philosophen befand sich ein grüner Ofen. Wollte Kant nun schlafen gehen, so fehlte ihm der Ausdruck ‚schlafen', und er sagte, er möchte jetzt ‚an den grünen Ofen gehn'. Bei der Mittagstafel wurde gelegentlich von der Landung der Franzosen in England gesprochen, wobei die Ausdrücke ‚Meer' und ‚festes Land' fielen. Kant wünschte nun keine Suppe mehr, aber noch Fleisch zu essen, fand aber auch diese Worte nicht und drückte sich (nicht etwa im Scherz!) so aus, es sei zuviel Meer auf seinem Teller und es fehle an festem Land. Eine wissenschaftliche Erklärung für diese merkwürdige Sprachstörung zu geben, war Wasianski vor mehr als 120 Jahren natürlich nicht in der Lage. Nach dem heutigen Stand der medizinischen Wissenschaft ist es klar, daß Kant an ‚sensorischer Aphasie' gelitten hat, einer ganz bekannten Störung, sobald das im linken Großhirn gelegene Sprachzentrum zerstört ist."

„Gottfried August Bürger." Von Otto Hachtmann (Magdeburg. Ztg., Montagsbl. 39).

*

„Hegel und Goethe." Von Hermann Glockner (N. Zür. Ztg. 1962, 1978).

„Triumph der Sexualität." (Zu Felix A. Theilhaber: Goethe, Sexus und Eros.) Von Franz Schauwecker (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 499 u. a. O.).

„Der minderwertige Goethe." Von Raoul Auernheimer (Hamb. Fremdenbl. 273a).

*

„Ein verschollenes Gedicht Bettinas." Von Leopold Hirschberg (B. T. 471).

*

„Die Rosenheimer Droste-Legende." Von O. Scheiwiller (Germ., Ufer 28).

*

„Stifters Nachsommer und Nietzsche." Von Richard Wilhelm (Bad. Pr., Lit. Umsch. 19).

„Das Bild Nietzsches." Von Carl Albrecht Bernoulli (B. T. 480).

„Zwischen zwei Göttern." Zu Nietzsches 85. Geburtstag. Von W. Deubel (Königsb. Hart. Ztg. 482).

„Erinnerungen an den Gymnasiallehrer Friedrich Nietzsche." Von T. S. (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 41).

„Rudolf Lindau." Von Hans Lindau (B. T. 479).

„Der vergeßliche Dichter" [Rudolf Lindau]. Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt. 252).

„Phantastischer Lebenslauf." (Rud. Lindau.) Von Grete von Schönthan (D. A. Z. 467).

„Klaus Groth." Von Ingeburg Caselmann (Karlsr. Ztg., Wissensch. 40).

„Wer war Solitaire?" Von Leopold Hirschberg (D. A. Z. 454).

„Johanna Spyri." Von Alice Fliegel (Schlesw. Nachr. 240).

„Gustav Freytags politische Ideenwelt." Von Paul Ostwald (Kreuz-Ztg., Zeitenspiegel 21).

„Ferdinand Kürnberger." (Zum 50. Todestag.) Von Max Lederer (Arb.-Ztg., Wien, 283).

„Der ästhetische Ketzer." (Karl Hillebrand.) Von Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 258).

„Mörike." Von Werner Deubel (Kreuz-Ztg., Zeitenspiegel 20).

„Friedrich von Heyden." Von Paul Wittko (Tilsit. Allg. Ztg., Heimatland 36).

*

„Peter Baum." (Zum 60. Geburtstag.) Von P. H. (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 229).

„Peter Baum." Von P. V. (D. A. Z. 453).

„Hans Benzmann." (Zum 60. Geburtstag.) Von Hans Rothardt (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 225).

„Löns-Festtage in Fallingbostel." (Zur 15. Wiederkehr des Todestages.) Von K. Siemers (Deutsche Ztg. 232a).

„Erinnerungen an Franz Kafka." Von Oskar Baum (Prag. Pr., Dichtung 40).

„Aus Jakob Boßharts Jugend." Von Max Konzelmann (Bund, Bern, 481).

„Briefe Rainer Maria Rilkes." (N. Zür. Ztg. 1940.)

„R. M. Rilke als Briefschreiber." Von P. H. (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 236).

„Leopold Hirschberg." Von W. Peiser (B. T. 460).

„Stresemann als Dichter." Von Karl Demmel (Württ. Ztg. 234).

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Johannes R. Becher." (Vom Expressionismus zum Kommunismus.) Von Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 223).

„Der Dichter Erik Brädt." Von Martin Beheim-Schwarzbach (Schlesw. Nachr., Nordmark 228):

„Er ist nicht einer von denen, die ihr großes Erlebnis loswerden müssen und es in einer einmaligen Steigerung auch zu gestalten vermögen, aber dann, da nichts als Erinnerung und Gedächtnis in ihnen war, für immer verstummen — man wird diese Erfahrung mit einigen der Kriegsschilderer zu machen haben. Der Alltag wird ihm nichts mehr anhaben

Digitized by Google

können. Er hat Tage, Wochen, Monate erlebt, die man einmal als sehr große Augenblicke der Geschichte bezeichnen wird, und er hat sie mit einer bewunderungswürdigen Humanität und inneren Anständigkeit, mit wenig Pathos und viel Leidkraft überstanden; er kennt die Furcht und die Tapferkeit, den Humor und die Melancholie, das Abenteuer und den Stumpfsinn."

„Erik Brädt." Von Erik Brädt (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 223).

„Hans Carossa." Von Gottfried Höfer (Geraer Ztg., Lese 12).

„Der Einsiedler von Wiesneck" [Broder Christiansen]. Von Wilhelm Schäfer (Münch. N. Nachr. 225).

„Alfred Mombert." Von Karl Röttger (D. A. Z., Unt.-Bl. 444):

„Ein seltsam schönes, neues, reifes und reiches Werk, ‚Aiglas Herabkunft', zeigt jetzt die strahlende Leuchtkraft eines Dramatikers, der für die Bühne zwar kaum gewonnen werden kann, aber reifen Geistern bestrickende Schönheit gibt. Im übrigen hat Mombert hier in vollendeter Art etwas vorweg genommen und gestaltet, was heute als ‚chorische Dichtung' gesucht wird."

„Der Erzähler Joseph Roth." Von Manfred Georg (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 41):

„Bei Roth hat selbst die winzigste Nuance keine Tendenzfarbe. Er entblößt in einer aller Tiefenpsychologie intuitiv überlegenen Klarsichtigkeit das seelische Skelett seines Helden, und die moralische und psychische Luft, von der dieser lebt, ist auch die Luft seiner Umwelt. Durch die Transparenz seines Lebens blicken wir plötzlich hindurch auf eine ebenso transparente Zeit. Und mit einer erschütternden Nüchternheit hebt sie dem Leser das abgeschminkte Antlitz entgegen."

„Schmid Noerr, ein badischer Dichter." Von Hermann Eris Busse (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 560):

„Schmid Noerr ist ein typischer Süddeutscher, Farbe und Musik durchschwingen die Landschaft und durchschwingen die Menschen. Es ist für sie leichter, sich aus den äußeren Nöten und Kümmernissen in eine andere Sphäre hineinzuretten. Die Vielfalt ihrer Heimat, Natur und Kreatur verkündet ihnen mehr vom ewigen Wehen und Vergehen als sonst eine deutsche Umwelt. Daher kommt es, daß der Volksmund noch mythische Vorgänge zu berichten weiß. Auf dem Schwarzwald kann man zahlreichen Menschen dieser Art begegnen. Auch diese Züge sind wahrzunehmen, um das Persönlichkeits- und Dichterbildnis Schmid Noerrs zu zeichnen."

„Friedrich Schnack." Von Paul Kämpchen (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 20).

„Wilhelm von Scholz und die Schweiz." Von Lutz Weltmann (N. Zür. Ztg. 1828):

„Im Anblick des Säntis-Berges, der, wenn das gasige Grau am Uferrand sich teilt, kristallen aufleuchtet, als bräche aus seinem Innern blitzend rotes Gold hervor, und ein andermal greifbar naherückt, drohend wie ein Wall, wird der Dichter das ‚Zwischenreich' entdeckt haben, in dem fast alle seine Werke beheimatet sind. Wenn er, vom schweizer Ufer des Bodensees aus, den Wellen zusah, die sich beständig heranwälzen, und über ihren Schaum hinweg, der wie ein tausendfüßiges Seeungeheuer ans Ufer kriecht, den Blick auf die deutsche Flachlandschaft richtete, mochte er sich mit seinen geistigen Ahnen verbunden fühlen, deren beste Tradition er nie gebrochen hat. Vielleicht hat die Liebe des Jünglings zu Conrad Ferdinand Meyer ihn nicht nur auf die verantwortungsvolle Zucht des Worts gewiesen, sondern auch vor Konflikten bewahrt, die viele seiner Zeitgenossen mit Konzessionen an die Zeit gelöst haben."

„Der letzte Humanist [Das Werk Rudolf Alexander Schröders]." Von Maria Luise Weißmann (Münch. N. Nachr. 260).

„Emil Strauß." Von Peter Hamecher (D. A. Z., Unt.-Bl. 464).

„Heinrich Zerkaulen." Von Karl Börckner (Deutsche Tageszeitung, Lit. Umsch. 462).

•

„Fritz Droop, der Jubilar." (25 Jahre Schriftsteller und Journalist.) Von K. (N. Mannh. Ztg. 455).

„Fedor Sommer." (Zum 65. Geburtstag.) Von H. J. (Schles. Ztg., Unt.-Bl. 479).

„Eduard Wechßler." Zum 60. Geburtstag. Von Eugen Lerch (B. T. 492).

•

„Das neue Reich Stefan Georges." Von Will Scheller (N. Bad. Landesztg. 519).

„Ernst Lissauer über seinen ‚Haßgesang'." (D. A. Z., Unt. 418/419).

•

„Ein Schopenhauer-Roman" (Rudolf Hans Bartsch). Von R. S. (Bund, Bern, 477).

„Der neue Döblin." Von Hans Sochaczewer (B. T. 492):

„Dieser Roman wird die verblüffen, die mit der neuen amerikanischen Literatur nicht vertraut sind; Einflüsse formaler Natur machen sich geltend, wie sie noch in keinem deutschen Roman zu finden gewesen sind. In dem Roman von Alfred Döblin lebt ein Teil von Berlin, man spürt ihn, man ist mitgerissen, interessiert, wach. Durch den Roman Döblins ‚Berlin Alexanderplatz' ist die Stadt Berlin um einen großen Schilderer reicher geworden, die deutsche Literatur um ein Kunstwerk sehr hohen Ranges."

„Eine Holz gebliebene Idee." (Gedanken über Ginzkeys „Wundervogel".) Von Rudolf Hans Bartsch (Münch. N. Nachr. 274).

„Menschen nach dem Kriege" (Hans Sochaczewers neuer Roman). Von Erich Maria Remarque (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 42):

„Das ist eine Auseinandersetzung, die durch die Präzision ihrer Formulierung und die Klarheit ihrer Gedankengänge immer aufs neue fasziniert. Hier wird bereits eine Bilanz gezogen, die wichtig für uns ist, weil sie jeden angeht. Sochaczewer hat sich für seine Arbeit sehr viel vorgenommen gehabt. Er hat es gehalten. Sein Buch ist gut. Besser: es ist wertvoll. Noch mehr: es ist nützlich."

„Der Don Quichotte des Ozeans." (Wassermanns Columbus-Porträt.) Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg. 233):

„Wassermann ist Pathetiker und Ethiker, jeder Dichter ist das, wenn auch auf noch so verborgene Weise. Dieser erzählt, wie Amerika entdeckt und wie es zugleich vernichtet wurde, sein Volk, seine Kultur, seine Religion mit allen den heute schmerzlich vermißten Schätzen einer großen alten Überlieferung. Das Buch ist auch Anklage und ein Aufruf zur Verantwortlichkeit, die den Menschen in der Zeit nicht erlassen wird. Eine alte Geschichte und eine neue Wassermann-Klage über sein beständiges Thema von der Trägheit des Herzens."

„Wassermanns ‚Columbus'." Von Fritz Walter (Berl. Börs.-Cour. 467).

„Jakob Wassermanns ‚Columbus'." Von Ernst Lothar (Hamb. Fremdenbl. 279).

•

„Ein großer Schauspieler." (Hinweis auf Julius Babs neues Werk über Bassermann.) Von Tim Klein (Münch. N. Nachr. 264).

Digitized by Google

„Marie von Bunsens Erinnerungen." Von Beda Prilipp (Tag, Unt. 236).

„Was Marie von Bunsen erzählt." Von Paul Lindenberg (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 222).

„Marie von Bunsens Lebenserinnerungen." Von —r. (Kreuz-Ztg., Unt. 317 und 320).

„Vor Troja nichts Neues" [Emil Marius Requark]. (Bund, Bern, 479).

„Stegemanns Erinnerungen." Von S. (Bund, Bern, 483):

„Noch nie, will uns scheinen, schrieb Stegemann frischer, saftiger, mit mehr Hingabe an den Gegenstand. Sein neuestes Buch ist reich an interessanten Begegnungen, packend besonders in dem, was er über die Lehr- und Lehrerjahre, aus den Tagen bescheidenen Daseins erzählt, die aber auch schon von der Dämonie des Geltungstriebes bebten."

„Das Bilderbuch eines Lebens." (Walther Siegfried setzt seine Erinnerungen fort.) Von Ernst Zahn (Münch. N. Nachr. 269).

„Witkops Alemannische Dichterbildnisse." Von Walther Harich (Hamb. Fremdenbl. 283):

„Hier berichtet einer, der durch die literarische Maske das Dichterische wittert und das Epigonale mit einer Handbewegung fortstreicht. Künstler, der er ist, verwebt Witkop Stilproben, Briefstellen in seinen Text. Aber die zwanglose Darstellung wählt und wertet bereits, zeichnet, tönt, gibt die Atmosphäre. Die anscheinende Müheloſigkeit beruht auf Meisterschaft."

„Der Antichrist (Paul Wieglers Chronik)." Von Martin Beheim-Schwarzbach (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 276).

„Genie des Hintergrunds" (Stefan Zweigs „Fouché"). Von Paul Wiegler (Voss. Ztg. 41):

„Er ist der Intrigant, in zwanzig Verkleidungen, kein Heldenspieler. Darum muß Zweig, der die glühenden Dionysier liebt, wenn er ihm auf seinen Wegen nachfolgt, hinein ins Unheroische. Aber der Hintergrund ist doch die finstere Tragödie der großen Revolution und ist der Sturz Napoleons. So hat Stefan Zweig auch hier Gelegenheit, in sprachlich vollendeter Form ein enthusiastischer Nachdichter zu sein."

„Stefan Zweigs Bildnis eines politischen Menschen." Von Joachim Maaß (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 276).

*

Zur ausländischen Literatur

„Neue englische Literatur." Von Heinrich Henel (Köln. Ztg. 547).

„Vom Straßenarbeiter zum Bühnendichter" [Besuch beim englischen Dramatiker Sean O'Casey]. Von R. Martin (Hamb. Fremdenbl. 284).

„Upton Sinclair." Von Glinski (Kreuz-Ztg., Zeitenspiegel 20).

„Amerikanischer und europäischer Roman." Von Martin Sommerfeld (Bund, Bern, Kl. Bund 38).

„Wordsworth und Dante." Von Konrad Bänninger (N. Zür. Ztg. 1834 und 1846).

„Ein amerikanischer Wirtschaftsroman (Lester Cohens ‚Pardways')." Von Fritz Walter (Berl. Börs.-Cour. 487):

„Der Vergleich mit den ‚Buddenbrooks' trifft zu, nicht sowohl in den Übereinstimmungen wie in den Gegensätzlichkeiten. Ein großangelegtes, ein ungewöhnlich interessantes Buch. Es bereichert die Kenntnis Amerikas um wesentliche Züge und gewinnt darüber hinaus in der Vielheit seiner Lebensbeziehungen gleichnishafte Bedeutung."

*

„Dank an Edmond Jaloux." Von Felix Braun (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 283).

„Ein Friedensfreund" [Zum 5. Todestag von Anatole France]. Von pr. (Vorwärts 476).

„L'homme vierge" [Marcel Prévosts neuer Roman]. Von H. A. Wyß (N. Zür. Ztg. 1811).

„Stendhals Schwester" [Pauline Périer-Lagrange]. Von Marte Brill (N. Zür. Ztg. 1862).

„André Maurois." Von Hanns Herland (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 227).

„Balzac und das Problem des Schriftstellers." Von Hermann Kesser (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Bl. 477/78):

„Lucien drückt sich aus der Schule des Dichters — in das ‚Bordell des Denkens' hinein. Er flieht die guten Menschen, die sein Gewissen schärfen, und entweicht durch die Hintertür der unreinen Geister. Balzac, der Dichter, hat diese Flucht im Fluß des Romans durch ein fast unerlaubtes Gepränge von Geld und Liebeswundern umrankt. Aber zur Nachahmung hat er sie nicht empfohlen. Im Traum der unerhörten Dichtung hat er sie, aus ureigenster Neigung zu diesem Traum, mit den Tatsachen aller menschenmöglichen Verzeihungen erlebt. Doch mit letzter grundsätzlicher Reinlichkeit stellt er schon am Anfang des Romans in erschütternden Auseinandersetzungen den moralischen Sachverhalt fest — gegen allen chaotischen Zynismus, von dem die Schriftsteller-Kapitel der ‚Verlorenen Illusionen' so grausam erfaßt sind. Das Gericht über den Liebling Lucien hat er sich nicht geschenkt. Er, der sonst niemals Lesern zuliebe für ‚poetische Gerechtigkeit' ist, es um seiner Wahrheitsliebe willen gar nicht sein kann, mußte aus letztem Gefühle richten und verurteilen, wo es um sein, um des Dichters heiliges Ethos ging."

*

„Sonette aus meiner Jugend." Von Selma Lagerlöf (Leipz. N. Nachr. 265).

„Im Hause Selma Lagerlöfs." Von Lisbet Dill (Köln. Volksztg. 721).

„Sigrid Undset." Von Walter A. Berendsohn (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 269).

„Das Strindbergzimmer." Von L. D. (Köln. Volksztg. 694).

„Ibsen auf Besuch." Von Erik Lie (B. T. 456).

*

„Iwan Cankar." Von Friedrich Schreyvogl (Köln. Volkszeitung, Lit. Bl. 19).

„Der Dichter Ragusas" [Iwa Wojnowitsch]. Von Herbert Taub (N. Zür. Ztg. 1853).

„Aus Lafcadio Hearns Anfangsjahren." Zum 25. Todestag. Von Felix Baumann (Köln. Ztg. 527 a).

*

Allgemeines

„Nordische Romantik." Von Ernst Bertram (Deutsche Ztg., Kultur 229).

„Gedichte, die einen Wert haben!" Von Essad Bey (Hamb. Fremdenbl. 264).

„Hörspiel oder Dichtung?" Von Arnolt Bronnen (D. A. Z. 457).

„Anreiz zur Lektüre großer Dichtung." Von Friedrich Burschell (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 262).

„Tragödie des Genies." Von Franz Theodor Csokor (Münch. N. Nachr. 278).

„Sind Literaturgeschichten noch möglich?" Von Arthur Eloesser (Berl. Börs.-Cour. 499).

Digitized by Google

„Die Ausländerei auf dem Büchermarkt." Von Hanns Martin Elster (Gen.-Anz., Stettin, Buch 276).
„Dichtung und Nation." Von Paul Fechter (D. A. Z. 463).
„Ziel und Zweck." Gedanken zu einem Verlagsjubiläum (L. Staackmann, Leipzig). Von Rudolf Greinz (Deutsche Ztg. 227a).
„Dichter, Theater, Rundfunk." Von Ernst Hardt (Münch. N. Nachr. 283).
„Niedergang und Wiedergeburt unserer Dichtung." Von Julius Hart (Tag 233).
„Bilanz des Dramas." Von Heinrich XLV. Erbprinz Reuß (D. A. Z. 476).
„Der Brief im deutschen Geistesleben." (Schluß.) Von Otto Heuschele (N. Zür. Ztg. 1911).
„Münchner Dichterbücher und Dichterkreise." Von Magda Janssen (Münch.-Augsb. Abend-Ztg., Sammler 151).
„Funk und Theater." Ihre Aufgaben und Zukunftsmöglichkeiten. Von Leopold Jeßner (Abend, Vorw. 462).
„Theater und Rundfunk." Von Rudolf Paulsen (Deutsche Ztg., Kultur 232a).
„Der Zeitroman." Von Alfred Kantorowicz (Saarbr. Ztg., Gegenwart 260).
„Auferstehende Romantik!" Bericht über die neuentdeckten Romantiker-Briefe. Von Josef Körner (Münch. N. Nachr. 263).
„Immer wieder Kriegsromane ..." Von Ernst Lemke (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 511).
„Sind wir noch fähig zur Kunst?" Von Alexander Lernet-Holenia (D. A. Z., Unt.-Bl. 452).
„Schwäbische Dichtung." Von Theodor Mauch (Württ. Ztg., Schwabensp. 38).
„Aus dem bayerisch-österreichischen Liederschatz." Von Otto Maußer (Münch.-Augsb. Abend-Ztg., Sammler 149).
„Über die Möglichkeit einer Lyrik." Von Siegfried Melchinger (Stuttg. N. Tagbl. 473).
„Vermännlichung der Dichtung?" Von Wilhelm Meridies (Köln. Ztg., Lit. 533).
„Kosmische Dichtung." Von Alexander Mette (Königsb. Hart. Ztg., Gen. 457).
„Vom alten zum neuen Mythos." Von Otto Michel (Geraer Ztg., Lese 12).
„Ein Wort zur Rettung des Dramas." Von Eugen Ortner (Münch. N. Nachr. 261).
„Neue Epik." Von Bernhard Rang (Geraer Ztg., Lese 13).
„Berliner Romane." Von Heino Schwarz (Düss. Nachr., Bücherschrank 35).
„Was soll man lesen?" Von Oskar Walzel (Köln. Volksztg., Unt.-Bl. 20).
„Ein Kapitel Lyrik." Von Wilhelm Westecker (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 237).

Echo der Zeitschriften

Zeitschrift für Deutschkunde. XXXXIII, 10. (Leipzig.) Karl Weimer bietet eine beachtenswerte Studie über die Tragik des Bewußtseins im modernen Drama, in der er das wesentlich Neue in der dramatischen Dichtung unserer Tage zur Geltung bringt:

„Das Drama von heute fragt vor allem nach Erkenntniswerten: Was ist Schein, was Sein? Was ist Wahrheit, was ist Irrtum? Was ist Realität, was ist Illusion? Es gestaltet damit nur die Konflikte, die die Lebensanschauung H. Bergsons vorbereitet. Wie Heraklit keine Grenzen der Seele findet, so lehrt H. Bergson die qualitative Heterogenität, d. h. jeder Bewußtseinsvorgang ist eine unausgedehnte reine Qualität, die sich als genau dieselbe niemals wiederholt, sondern jedesmal eine andere ist. Da die wissenschaftliche Intelligenz sich nur Begriffe schafft, nur auf das Abgeschlossene (Quantitäten), die tote Materie, gerichtet ist, so entgeht ihr gerade das Lebendige, das Geschehen, das sie nie begreifen kann. Das Wirkliche existiert aber nur in der Dauer, d. h. in der zeitlichen Aufeinanderfolge, im Werden, oder, wie Bergson es nennt, durée pure, temps inventeur. (H. Bergson: Essai sur les données immédiates de la conscience.) Das Wirkliche, Reale ist die Veränderlichkeit. Es gibt keine absoluten Werte außer der schöpferischen Lebenskraft. Wenn das Leben, wenn Gott selbst unaufhörliches Werden ist, wenn wir selbst nur ein Funke von der großen Flamme des élan vital, des Lebensschwunges, sind, wo bleibt da unsere wahre Persönlichkeit? Gibt es überhaupt eine echte, unzweifelhafte Persönlichkeit, oder ist nicht jede Persönlichkeit zugleich echt und unecht? Welches ist die wahre? Die weitere Folge ist, daß die Menschen einander nicht verstehen, ein tragisches Lieblingsmotiv schon bei Kleist und Hebbel. Trotzdem baut die alte Dramatik noch auf den geschlossenen einheitlichen psychologischen Persönlichkeitsbegriff auf. Erst das neue Drama sucht das tragische Nichtverstehen der Menschen in dem Unbewußten, Irrationalen, Verschwebenden des Seelenlebens und leiht ihm Gestalt auf der Bühne. In allen europäischen Ländern arbeiten Dramatiker an der Lösung des Problems: in Frankreich Les Compagnons de la Chimare, Sarment und Crommelynck, unter dem Einfluß Maeterlincks, in Rußland Andrejew, in Italien der Sizilianer Rosso di San Secondo, Pirandello, in Deutschland die Expressionisten, besonders Georg Kaiser."

Masken. XXIII, 3. (Düsseldorf.) In „Worten zur Krisis des deutschen Theaters" hebt Louise Dumont hervor:

„Zu dem Gestaltwandel der Form kommen die zerbrochenen Tafeln alter Moralbegriffe, die für viele ja auch noch heilige Vorstellungen sind. Eine anders geartete Unschuld, eine andere Schuld, eine andere Rein-

Digitized by Google

heit wird Gegenstand der neuen Dichtung. Während wir noch in Schillers „Kabale und Liebe" mit Louise empfinden, ‚Vater, deine Tochter kann für dich sterben, aber nicht sündigen', als ihr die Möglichkeit gezeigt wird, mit einer geduldeten Liebkosung des Fürsten ihren Vater zu retten, zeigt der Dramatiker unserer Zeit, daß höhere Reinheit, göttlichere Wesensart der Liebe die Frau erweist, die selbst unsäglichste Besudelung erträgt, um Leben und Ehre des geliebten Menschen zu retten. (Siehe Georg Kaisers ‚Frauenopfer'.)

So baut sich auch die ethische Grundlage des Dramas auf anderen, gänzlich neuen Grundlagen auf. Sie ignoriert, was bis daher als höchstes weibliches Ideal galt, fordert dafür aber um so unbedingter den Einsatz der irrationalen Welt der Weibseele und die Erfüllung des Gebotes der Liebe, die vor keinem Opfer, auch vor dem der Unreinheit (wenn der Zweck ein hoher ist) zurückschrecken darf. Sie zeigt weiter den Schuldigen als Opfer und bereitet damit eine Umgestaltung aller sozialen Begriffe, fast eine neue Strafgesetzordnung vor.

Hierzu kommt eine Wahrhaftigkeitsfanatik in der Aufdeckung aller Beziehungen des niedrigen Eros (auch zum Teil als schicksalhafte Tragik).

Wir leben nun einmal in der Zeit der Nacktheit, der seelischen wie der körperlichen; damit wird aber das Geheimnis, das hinter allem steht, nicht etwa ignoriert; seine Grenze wird nur weiter hinausgeschoben. Diese weiter hinausgerückte Grenze für das Geheimnis, das wir mit unseren irdischen Sinnen kaum ahnen, nie erfassen können, bringt eine ungeheure Erweiterung unseres Lebensraumes: und diese verschobene Grenze ist auch wesentlicher Bestandteil des neuen Dramas. Die Grenzgebiete sind aber nicht nur in politischen Landen die schwierigsten Gegenden; sie sind es — ach, noch so viel mehr im geistigen Gelände. Darum ist das Verstehen der heutigen Menschen dem neuen Drama gegenüber wie auch das Verstehen der Menschen untereinander so ungeheuer schwer. Wir alle, wir heute Lebenden sind Grenzbewohner einer untergehenden, einer neu entstehenden Welt."

Deutsche Welle. II, 38. (Berlin.) Paul Fechter trifft ein Wesentliches der Charakteristik von Ernst Lissauer, wenn er schreibt:

„Er hatte, als Berliner preußisch infiziert, im Innersten eine Vorstellung von der Notwendigkeit des Dienens, der sich das Wissen gesellte, daß alles, was über den Dienst hinausgriff, was nicht bloß Pflichterfüllung war, aus der Gnade kam. Als Mensch des Willens mußte er sich an die Vorbilder halten, die ebenfalls aus dem Dienst am Leben wie an der Kunst gewirkt hatten. Conrad Ferdinand Meyer, Walt Withman standen über seinen Anfängen; von ihnen aus fand er den Weg zu seiner gehärteten Sprache. Es blieb in ihr eine leichte Neigung zum Pathos, zur Romantik — gemildert durch sein Berlinertum. Die Form ging nicht ganz im Leben auf. Lissauer fühlte das selbst und unterbaute das Pathos vom Musikalischen her. Bruckner, Bach, Beethoven gaben seinen Versen den Zusatz legitimer Musikalität, der ihre leichte pathetische Überhöhung um so mehr rechtfertigte, als auf der anderen Seite hinter dem Pathos der Wille zur Vision der geistigen Wirklichkeit stand."

Neue Schweizer Rundschau. XXII, 10. (Zürich.) Aus einem „Hinweis auf Rudolf Kaßner" von Karl J. Burckhardt:

„Sein bisheriges Lebenswerk steht in — wenn wir nicht irren — zwölf Bänden in kraftvoller Geschlossenheit vor uns. Nirgends zwar wird diese Geschlossenheit postuliert, auf den ersten Blick hin sogar lose, wie zufällig aneinandergereiht erscheinen diese Bände; sie enthalten scheinbar vielerlei, von ferne Hergebrachtes, Befremdendes, keine systematische Teilung wird sichtbar, man stößt auf keine feste Terminologie. Auch die Titel haben eine gelassene, freie Haltung, die nichts aufzwingt. Das Ganze hat überhaupt die große Gelassenheit des Gewachsenen, das einem Naturgesetz gehorcht. Deshalb auch hat dieses Werk, trotz der ihm innewohnenden Autorität und Energie, das Unaufdringliche des Programmlosen an sich. Kaßners Philosophie ist aus lauter Anschauungen zusammengesetzt; sie ist eine Philosophie des Ausdrucks, eine besondere Abart der Phänomenologie, eine Abart, die ihre Lebensweisheit ablieſt vom Antlitz der Schöpfung."

Reclams Universum. XXXXVI, 2. (Leipzig.) Karl Neurath schreibt zum 70. Geburtstag von Alfred Bock:

„Vielleicht werden einmal seine knappen, fest geschlossenen und scharf betonten Novellen, deren Wortkargheit kaum noch zu überbieten ist, seinen Romanen vorgezogen werden, denn hier zeigt sich Menschentum in schlichtester und kürzester Form. Kein Wort, das nicht unbedingt notwendig wäre, mit fast feierlicher Eindringlichkeit und sicher nicht mühelos gestaltet, denn oberhessisches Blut ist schwer und zäh, aber aus diesem strengen, herben Stil wächst der Mensch und sein Land zu blühendem Leben. Da ist jedes Wort auf seine Wirkung geprüft, sorgsam erwogen und mit fleißigem Bedacht an seinen Platz gestellt; ein Abbild des Landes, eine getreuliche Spiegelung seiner Menschen. Hier und da klingt die Mundart an, aber je älter der Dichter wurde, um so weniger benutzte er dieses äußerliche

Digitized by Google

Mittel. Er erkennt frühzeitig, daß es nicht auf den Lautbestand eines Wortes ankommt in der bäuerlichen Rede, sondern auf das Satzgefüge, auf den bildhaft lebendigen Ausdruck des Volksmundes." — (Vgl. auch: E. L. A. Pretzel in „Volksbildung" LIX, 9 [Berlin].)

Deutsch-Französische Rundschau. II, 10. (Berlin-Grunewald.) Man liest in J. Schwarzmanns Aufsatz „Victor Hugos Ausblick in die politische Gegenwart" nachfolgende „Prophezeiung" Victor Hugos und stellt mit Schmunzeln fest, wie Wünsche wohl zu Gedanken, nur eben kaum, oder doch nur der Flügel beraubt, zu Taten werden:

„Ja, man wird sehen, wie Frankreich aufsteht, man wird sehen, wie es Elsaß-Lothringen zurückerobert und das sollte alles sein? Nein, wir werden Trier und Mainz, Köln und Koblenz besetzen, das ganze linke Rheinufer, und man wird Frankreichs Stimme weithin vernehmen: ‚Diesmal bin ich an der Reihe! Deutschland, hier stehe ich! Aber komme ich als Feindin? Nein! Ich bin deine Schwester. Alles habe ich zurückerobert und alles gebe ich dir zurück, aber unter einer Bedingung: daß wir fortan ein Volk, eine Familie, ein Staat seien. Ich werde meine Festungen schleifen und du deine. Meine Rache heißt Brüderlichkeit. Keine Grenze fortan, der Rhein gehört uns beiden! Laß uns ein Staat sein! Bilden wir die Vereinigten Staaten von Europa!"

„Hildegard von Bingen, ein weiblicher Faust." Von Leo Sternberg (Reclams Universum XLV, 52. Leipzig).
„Goethes ‚Natürliche Tochter'." Von Otto Heuschele (Das Nationaltheater II, 1. Berlin).
„Goethes ‚Egmont' und Schillers ‚Don Carlos'." Von A. Höltermann (Zeitschrift für Deutschkunde XLIII, 9. Leipzig).
„Christoph Sigismund Grüner." Von Walter Unruh (Ostdeutsche Monatshefte X, 7. Berlin).
„Zacharias Werner." Von Jakob Baxa (Der Wächter XI, 7/10. Graz).
„Friedrich Gottlieb Wetzel." Zu seinem 150. Geburtstag. Von Hans Flesch (Die Literarische Welt V, 37. Berlin).
„Lest Jacob Burckhardt!" Von Valeriu Marcu (ebenda 38).
„C. F. Meyer und Th. Fontane." Von Conrad Wandrey (Das deutsche Buch IX, 9/10. Leipzig).
„Aus Österreichs deutscher Dichtung und Kunst. Zu Karl Becks 50. Todestag, 10. April 1929." Von Florian Kienzl (Österreich-Deutschland VI, 5. Berlin).
„Otto Braun." Von Gustav Würtenberg (Zeitschrift für Deutschkunde XLIII, 10. Leipzig).
„Gerrit Engelkes dichterische Heimat." Von Otto Karstädt (Markwart V, 9. Hannover).
„Reinhard Johannes Sorge." Von Osmund Linden (Die Bücherwelt XXVI, 5. Bonn).
„Hermann Löns als Journalist." Von Max A. Tönjes (Deutsche Presse XIX, 39. Berlin).
„Über Franz Kafka." Von Willy Haas (Die Literarische Welt V, 37. Berlin).
„Hans Kaltneker." Von Oskar Bendiener (Radio V, 52. Wien).
„Hans Kaltneker." Von Friedrich Brabec (Die alpenländische Literatur II, 10. Wien).
„Henry von Heiseler." Von Fritz Endres (Das Nationaltheater II, 1. Berlin).
„Hugo von Hofmannsthal." Von Otto Alscher (Klingsor VI, 10. Kronstadt).
„Über Hugo von Hofmannsthal." Von Paul Alverdes (Der Kunstwart XLIII, 1. München).
„Hugo von Hofmannsthal." Von Wilhelm Kunze (Österreichische Blätter VI, 6. Wien).
„Gerhart Hauptmanns ‚Till Eulenspiegel'." Von Wilhelm Meridies (Literarischer Handweiser LXVI, 1. Freiburg i. B.).
„Thomas Manns Weltanschauung." Von Heinrich Deckelmann (Zeitschrift für Deutsche Bildung V, 10. Frankfurt a. M.).
„Hermann Stehr." Von Curt Kohlmann (Die Lese V, 2. Köln).
„Hermann Stehr." Von Paul Wittko (Deutsches Volkstum XI, 10. Hamburg).
„Über Hermann Stehr." Von Heinrich Zillich (Klingsor VI, 10. Kronstadt).
„Stefan Zweig." Von Max Lederer (Radio VI, 2. Wien).
„Die Staatspolizei [Stefan Zweig, Fouché]." Von Willy Haas (Die Literarische Welt V, 41. Berlin).
„Der Dichter zwischen den Nationen [Schickele]." Von Lutz Weltmann (Das Wort III, 3. Hamburg).
„Karl Wolfskehl als Dichter." Von Friedrich Gundolf (Neue Schweizer Rundschau XXII, 10. Zürich).
„Gustav Renners Dramen." III. Von Marie Springer (Der Wächter XI, 7/10. Graz).
„Richard Billinger und Max Mell in ihren Stilelementen." Von Joseph Sprengler (Hochland XXVII, 1. München).
„Hans Friedrich Blunck religiöse Stellung." Von Rudolf Muuß (Die Christliche Welt XLIII, 18. Gotha).
„Bertolt Brechts Weg zur ‚Dreigroschenoper'." Von Carl Werckshagen (Hessisches Landestheater 1929/30, 2. Darmstadt).
„O. S. [A. Bronnen]." Von Richard Bie (Der Scheinwerfer III, 1. Essen).
„Oskar Maria Graf." Von Manfred Georg (Die Literarische Welt V, 41. Berlin).
„Erwin H. Rainalter." Von Lothar Ring (Radio V, 52. Wien).
„Anton Schnack." Von Willibald Omankowski (Ostdeutsche Monatshefte X, 7. Berlin).
„Heinrich Luhmann." Von Josef Bergenthal (Literarischer Handweiser LXVI, 1. Freiburg i. B.).

* * *

„Mark Twain als Wildwest-Journalist." Von Peter Richards (Westermanns Monatshefte LXXIV, 878. Braunschweig).
„Upton Sinclair." Von Roman Hoppenheit (Politische Wochenschrift V, 38. Berlin).
„Kennen Sie B. Traven?" Von Manfred Georg (Die Weltbühne XXV, 39. Berlin).
„The Beggars Opera." Von Walter Heynen (Masken XXIII, 2. Düsseldorf).
„Gläubigkeit. Ein Beitrag zur Erkenntnis Pascals." Von Richard von Schaukal (Hochland XXVII, 1. München).
„Victor Hugos Ausblick in die politische Gegenwart." Von J. Schwarzmann (Deutsch-Französische Rundschau II, 10. Berlin-Grunewald).
„Carlo Goldoni und sein ‚Rappelkopf'." Von Lola Lorme (Radio VI, 1. Wien).
„Der Romandichter Fogazzaro." Von Paul Hensel (Süddeutsche Monatshefte XXVII, 1. München).
„Massimo Bontempelli." Von Helly Hohenemser-Steglich (Reclams Universum XLVI, 1. Leipzig).
„Knut Hamsun." Von Gustav Neckel (Zeitschrift für Deutsche Bildung V, 10. Frankfurt a. M.).
„Hamsun dramaticus." Von Erich Härlen (Baden-Badener Bühnenblatt IX, 59.)

Digitized by Google

„August Strindberg und Albert Steffen." Von Adelheid von Sybel-Petersen (Das Goetheanum VIII, 18/19. Dornach).
„Leo Tolstojs Seele." Von Tolstojs letztem Sekretär Valentin Bulgakoff (Russische Blätter 1929, 2. Wernigerode/Harz).
„Die russischen religiösen Denker." Von L. Kobilinski-Ellis (ebenda).
„Der neue Mensch in Rußland." Von R. P. Raup (Das werdende Zeitalter VIII, 10. Berlin).
„Platon und der Orient." Von J. Geffcken (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung V, 5. Leipzig).

* * *

„Auf der Suche nach dem neuen Mimus." Von Julius Bab (Die Hilfe XXXV, 19. Berlin).
„Das deutsche Drama bekennt sich." Von Hermann Budde (Stadtanzeiger XXVIII, 3. Mannheim).
„Regiefragen bei Boßdorf [‚Fährkrog']." Von Carl Dietrich Carls (Niedersachsen XXXIV, Oktober. Bremen).
„Publikum und Drama." Von Paul Fechter (Reclams Universum XLVI, 2. Leipzig).
„Politisches Theater." Von Paul Kornfeld (Das Tagebuch X, 37. Berlin).
„Theaterhochschule." Von Richard Kühnelt (Die alpenländische Literatur II, 8/9. Wien).
„Michael Kohlhaas-Dramen." Von Paul Alfred Merbach (Der Kontakt 1929/30. 3. Erfurt).
„Das Drama des Barock in Süddeutschland." Von Alfred Selzer (Zeitschrift für Deutsche Bildung V, 10. Frankfurt a. M.).

* * *

„Erlebnis und Gedicht." Von Hermann Bahr (Preußische Jahrbücher CCXVIII, 1. Berlin).
„Soziologie — und ihre Grenzen." Von Ernst Robert Curtius (Neue Schweizer Rundschau XXII, 10. Zürich).
„Die strenge ‚Novellen'-Form und die Problematik ihrer Zertrümmerung." Von Adolf von Grolman (Zeitschrift für Deutschkunde XLIII, 10. Leipzig).
„Die Dichtung dieser Zeit und das neue Lebensgefühl." Von Otto Heuschele (Deutsche Rundschau LVI, 1. Berlin).
„Die jungen deutschen Schriftsteller." Von Leo Hirsch (Der Scheinwerfer III, 1. Essen).
„Die Stellung der heutigen Jugend zu den Werten der deutschen Dichtung." Von Walther Hofstaetter (Zeitschrift für Deutschkunde XLIII, 10. Leipzig).
„Polemik." Von Herbert Ihering (Das Tagebuch X, 41. Berlin).
„Sehnsucht nach Romantik." Zeitglossen eines Unzeitgemäßen. Von Arthur Kahane (Westermanns Monatshefte LXXIV, 878. Braunschweig).
„Zur Zensurfrage." Von E. G. Kolbenheyer (Deutsches Volkstum XI, 10. Hamburg).
„Das Wesen der Romantik." Von H. A. Korff (Zeitschrift für Deutschkunde XLIII, 9. Leipzig).
„Kunstkritische Wandlungen. Besonders über Dichtung als Lebensdeutung." Von Helene Lingelbach (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung V, 5. Leipzig).
„Lyrik des Alltags." Von Ernst Lissauer (Allgemeiner Wegweiser 40. Berlin).
„Neueste Kriegsdichtung." Von Theodor Maus (Zeitschrift für Deutschkunde XLIII, 9. Leipzig).
„Vom Wesen einer Akademie." Von Paul Rilla (Das Tagebuch X, 38. Berlin).
„Aussichten des Protestantismus." Von Frank Thieß (Eckart V, 10. Berlin).
„Über deutsche und französische Bibliophilie." Von E. Tuchmann (Deutsch-Französische Rundschau II, 10. Berlin-Grunewald).

Echo der Bühnen

Berlin

1.

„Pennäler." Schauspiel in 3 Akten. Von Peter Martin Lampel. (Uraufführung im Theater am Schiffbauerdamm: Versuchsbühne, am 30. Oktober 1929.)

„Aufruhr in Aufruhrheim" möchte man als Kennwort über Lampels gesamte Dramatik, soweit sie bisher hervorgetreten ist, setzen. Denn der Aufruhr ist bei ihm dramaturgisch entscheidend. Er braucht Aufruhrmilieu; das Drama ist auf den Aufruhr hin gestaffelt; im Räderwerk seines Dramas ist der Aufruhr Feder.

Hier also: Aufruhr in der Prima eines Gymnasiums. Er bleibt nicht ohne dramatische Kraft und ist doch nicht mit jener Naturnotwendigkeit gegeben wie in „Revolte im Erziehungshaus". Er vollzieht sich, dramaturgisch angesehen, peripherisch.

Das macht, Lampel hat sein Pennälerdrama, das hart an Schülerselbstmord heranführt, in letzter Biegung aber von äußerer Tragik abrückt, unnötig mit homosexuellen Vorgängen belastet. Die haben mit dem eigentlichen Thema des Dramas nichts zu tun; führen zu unsagbar plump eingefädelter Intrigue (Hutverwechslung) und enden in billigen Apostrophen ans Publikum.

Das Schülerdrama als solches wäre ohne Wedekinds Vorgang undenkbar, steht besonders in Abhängigkeit zu „Frühlings Erwachen". Es gelingt aber Lampel auch hier, die Typen so wirklichkeitstreu auf die Beine zu stellen, daß sie ohne weiteres ihre Darsteller finden, Darsteller, die in solchen Rollen brillieren — dem Zündstoff, hier etwas mühsam zusammengekratzt, ist Explosivkraft gegeben. Dem Gebot des Tages gemäß leitartikelt auch dies Drama. Aber die Tendenz ist nicht in einen Satz zu fassen, oder doch nur ganz verallgemeinert. Dann würde sie lauten: Gebt der Jugend, was der Jugend ist.

Innerhalb der Tendenz tritt das Bestreben nach Objektivität (man möchte sagen:) unterstrichen zutage. Dem schnurrbärtig-schneidigen Schwarz-Weiß-Rot-Studienrat steht der sehr humane Direktor, der jugendlich-frische (homosexuelle) Studienreferendar zur Seite. Dies Gymnasium arbeitet ganz ersichtlich an eigener Reformation und tötet dennoch Seelen. Zum Karikaturenpinsel greift

Digitized by Google

Lampel erst den Familienangehörigen gegenüber. Sie bedeuten für die jungen Seelen die schwerere Gefahr als die Schule. Ihnen gegenüber verwedekindet sich Lampel ganz ersichtlich.
Lampels Begabung zeugt auch hier für sich selber; es zeugt zugleich — beklagenswerterweise! — die literarische Mode von gestern und heute für ihn.

2.

„Menschen wie du und ich." Volksschauspiel in 4 Akten. Von Alfred H. Unger. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater am 1. November 1929.)

Hier die Dramaturgie des Nebeneinanders. Wie in „Verbrechern" fällt von der berliner Mietskaserne die vierte Wand, man hat den Einblick in die vielen Wohnkojen. Überall verbrecherts. Einbruchsdiebstahl, Verführung mit und ohne Perversitäten, Abtreibung, venerische Ansteckung, Mordversuch, Selbstmord — die Speisekarte ist reichhaltig genug. Zusammengehalten ist all dies Neben- und Durcheinander durch den dünnen Gedankenfaden der Verelendung der Staatenlosen.
Vielfach gut gesehene und naturalistisch aufgetrumpfte Augenblicksvorgänge. Aus dem Schicksal der vielen, dem gleichmäßig trüben, hebt sich, wie Tümpel im Sumpf, das Leid eines jungen Paares. Er verliert durch den Einbruchsdiebstahl sein Vermögen, bleibt arbeitslos, verfällt dem Suff, erliegt venerischer Ansteckung, verübt einen Mordversuch, endet im Selbstmord. Sie hat durch das Fegefeuer der doppelten Verführung durch eine homosexuelle Dirne und deren Liebhaber zu gehen, um zu böser Letzt eine Abtreibung an sich vornehmen zu lassen. Der Sumpf dieses Milieus schlägt über ihnen zusammen, und sie sind, als wären sie nie gewesen.
Ja, aber waren sie denn jemals leibhaftig?
Die Tyrannis über dies naturalistische Drama führt der Zufall. Tut es derart, daß man beinahe meinen möchte, es habe das in der Absicht des Verfassers gelegen. Um nun seine Gestalten dem Zufall gefügig zu machen, rüstet Unger sie mit einem Panzer von Unerfahrenheit aus, der ihnen jede Bewegungsfreiheit raubt. Dieser junge Mann mit dem Vermögen im Koffer nimmt sich, als wäre Satan sein Baedeker, in dieser üblen Mietskaserne ein Zimmer, verschließt den Koffer im Schrank, geht aus, kehrt heim, findet sich bestohlen und hat nicht einen Pfennig Geld in der Tasche! Man weiß da nicht recht aus noch ein. Ist das seine oder ist das seines Verfassers Torheit? Leicht hat es der Zufall, unter solchen Voraussetzungen seine Zwicktortur anzuwenden.
Gut gegebene Einzelbilder mit jener Charakteristik, die man echt nennt, weil sie Schwarz in Schwarz malt. Summiert man aber die vielen Schicksale dieses Nebeneinander, und diese Summe heißt doch nichts anderes als Gesamteindruck, so kommt etwas denkbar Unechtes zum Ausdruck. Nämlich, daß wir in einer Welt leben, in der nur Ungerechtigkeit und Sinnlosigkeit besteht.
Um seinen Helden der Schicksalsfügung dieser seiner Welt gefügig zu machen, mußte der Verfasser ihn mit einem ungewöhnlichen Maß von (sagen wir milde:) Unbesonnenheit ausrüsten. Um dieses Weltbild, ohne jeden Abtreibungsversuch seitens der Vernunft, zu konzipieren, mußte der Verfasser selber —?

Ernst Heilborn

Düsseldorf

„Hellseherei." Gesellschaftsspiel in drei Akten. Von Georg Kaiser. (Uraufführung im Schauspielhaus am 19. Oktober 1929.)

Der Geistspieler Georg Kaiser mußte an die Metaphysik geführt werden. Geschah im „Oktobertag": das Denken kann naturgesetzlich unverrückbare Tatsachen aufheben und neu ordnen. Hellseherei hat mit Metaphysik zunächst nichts zu tun. Man kann sie kosmisch deuten. Aber man kann sie auch als dramatischen Antrieb vortrefflich nutzen. Kaiser hat seine Aufgabe nur auf dieser Seite gesehen.
Ein Ring, blauer Ring der Treue (Symbol), verloren und durch Hellseherei wiedergefunden; zugleich durch Hellseherei entdeckt, daß der Mann, der einst seiner Frau unter Anrufung des Himmels den Ring an den Finger steckte, Treubruch begangen hat.
Gang des Stücks: man findet sich zum happy end. Hellseherei als technisches Mittel. Vom Dichter selbst ironisch halb und halb in tragischer Aufschwellung als neuzeitlicher Handlungsmotor eingebaut.
Die Konstruktion steht auf Spitzen, geht manchmal gegen die Gesetze der inneren Statik. Hellseherei treibt nur die Grundlagen für die Handlung empor. Nachher geht's im Stil des modernen Gesellschaftsstücks mit dämonischer Zwischenspielerin und durch Liebe zur Liebe zurückgeführten Manne normal zu Ende. Also Schwächen an vielen Stellen.
Doch erfreut wieder die scharfe Schlagkraft und klare Knappheit des Dialogs, die Wendigkeit in der Verfolgung der Gesprächsziele und in der Handlungsführung, der Rhythmus der Entwicklung und die Kurve der endgültigen Beschließung. Das ist gutes Theater im Bereich des Geistigen, nicht freilich vergeistigtes Theater.

H. W. Keim

Digitized by Google

Dresden

„Fern-Oſt." Schauſpiel in drei Akten. Von Gerhard Menzel. (Uraufführung im Dresdener Staatstheater am 24. Oktober 1929.)

Gerhard Menzel gab der deutſchen Bühne mit ſeinem „Toboggan" ein Problem und eine Hoffnung. Man war der Kriegsdramatik müde geworden, denn Qualität und Quantität ſtanden in unkünſtleriſchem Verhältnis. Da ließ der Fall Toboggan aufhorchen. Menzel geſtaltete das Problem der Sehnſucht nach Unſterblichkeit an der Peripherie des Kriegserlebniſſes. In ſeinem neuen Schauſpiel iſt er derſelbe geblieben, nur die Technik hat ſich mannigfach verändert. Das Schauſpiel „Fern-Oſt" iſt kein Fortſchritt. Auch hier leuchten tiefe Schönheiten auf, ſie erſticken aber in der ungeheuren Problematik. Seine Erlebens- und Erleidensfähigkeit beſticht, aber ſobald er vom Stofflichen zum Gedanklichen ſchreitet, iſt er ohne innere Spannungen und ſucht ſeine Zuflucht in philoſophiſchen und ethiſchen Monologen, die das Intereſſe für ſeinen öſtlichen „Nathan den Weiſen" erlahmen laſſen.

Ein Zeitdrama. In feiner Dynamik der ethiſch-lyriſchen Szenen. Menzel läßt den Freiheitskampf Chinas erleben. Das erſcheint zunächſt ein wenig betriebſam-zeitgemäß. Aber wie in Toboggan ſpielt der Krieg nur an der Peripherie des Geſchehens. Das Szenarium iſt untergeordneter Natur. Man fühlt, daß es ihm um den Sinn von Krieg und Frieden geht, von Religion und Staatsmoral, um Menſchenrecht und politiſche Macht. Das Schickſal des armen Deutſchlands leuchtet aus dem Ideengehalt. Aber er verſucht vergebens, das Geſetz des Willens und Geiſtes über die dramatiſche Bewegtheit und innere Geſtaltung auf eine höhere Ebene zu bringen. „Entweder grauſam leiden oder grauſam ſein." Um dieſe Erkenntnis gruppieren ſich ſeine Menſchen: Konſul Taaske, ein Gehirnathlet und Wirtſchaftsdeſpot, der Ausdruck eines rückſichtsloſen Egoismus, und Ching, die verklärte Philoſophengeſtalt eines chineſiſchen Alteſten, der in ſcheinbarer Wehrloſigkeit die ſtrahlenden Waffen ſeines Glaubens als Gegenſpieler zu dem Vertreter brutaler Gewalt meiſtert. In dieſem ſymboliſierten Kampf „Europa gegen Aſien", in dem Widerſtreit von Dulden und Kämpfen, von Altruismus und Egoismus, von Recht und Macht ſchließt ſich aber doch der Ring. Es leuchten aus dem verklärten Buddhismus die tiefſten Menſchheitsfragen, aber nicht in dramatiſch beſchwingter Form, ſondern aus dem Ideengehalt dozierter Weisheit auf der Bühne.

Johannes Reichelt

München

„Präſidentenwahl." Schauſpiel in drei Akten. Von Max Halbe. (Uraufführung im Reſidenztheater am 28. September 1929.)

„Die Handlung ſpielt in einem kleinen Staatsweſen an der See." Gewiß nicht unfern von den Plätzen, wo „Eisgang", „Jugend", „Mutter Erde", „Haus Roſenhagen", „Strom", kurzhin faſt alle Stücke dieſes Dichters ſpielen. Leider, daß diesmal wirklich nicht viel mehr als Spiel und Theater daraus geworden iſt. Alfred Kerr hat ſchon früh von Halbe geſchrieben, daß er zweierlei Romantik hätte: die eine aus dem Volkslied, die andere aus der Novelle. Dabei blieb es wohl bis zuletzt. Während „Die Traumgeſichte des Adam Thor" alle Lyrik Halbes, ſeine ſanft ſchöne Sehnſucht und Trauer nach dem „Lang, lang iſt's her" gleichſam noch einmal zuſammenfaßten, hat die „Präſidentenwahl" gar nichts vom Lied, um ſo mehr von jener Romantik, in der Liebe und Ehre thematiſch die Muſik machen. Bevor es von einem Schurken verraten werden kann, daß Profeſſor Overbaek um der geliebten Frau willen ſein Manneswort gebrochen hat, geht er ſelber hin, reißt die Türen auf und bekennt vor der Volksverſammlung ſeine Schuld, worauf ſie, hingeriſſen, ihn durch Zuruf zum Präſidenten wählen. Mächtiger als die Formeln und Ehrengeſetze iſt eben doch die ritterliche, ſtarke, freie, Feſſeln ſprengende Menſchlichkeit. Man erkennt es ſchon an Problem und Theſe, wie nahe das Stück bei Ibſen und den Franzoſen ſteht; mehr noch an der Technik. „Du überſiehſt eines," ſagt Overbaek zu dem Intriganten, der ihn tot machen will, „daß zuletzt doch im Leben der Charakter entſcheidet und nicht der Intellekt." Darnach iſt denn das Drama gedreht. Nicht nur daß die Perſonen dermaßen geſpannt ſind: hie Hinterhältigkeit, hie natürlicher, drängender Sinn. Der Aufbau ſelber hat die zwei Teile: Akte hindurch den Eifer und die Eiferſucht eines bohrenden Gegenſpielers, der aus der Vergangenheit ſtückweiſe enthüllt, was wir ſchon wiſſen, am Schluß endlich das befreiende Wort des männlichen Mannes, endlich die Heldentat, endlich die große Szene, die scène à faire. Als Kompoſition durchaus gekonnt. In der Geſtaltung? Es gibt geiſtig durchwärmte Zwiſchenauftritte. Es gibt feines Zwiegeſpräch, wo für einen Augenblick die wahrhaftige Seelenbedrängnis eines Weibes fühlbar wird. Gäbe es bloß nicht die Sprache dieſes Böſewichts, der in der „Meeresaugen" ſeiner Frau „Ekel und geheime Luſt" zugleich ſieht und aus „jeder Falte ihres Leibes den Orchideenduft einſchlürfen möchte". Das iſt nicht mehr Novellen-, nein Romanromantik.

Joſeph Sprengler

Digitized by Google

Wien

„Metternich." Ein historisches Schauspiel in vier Akten (13 Bildern). Von Hans Saßmann. (Uraufführung im Burgtheater am 1. Oktober 1929.)

Wenn das Pendel, nachdem es lange genug in der einen Elongation verharrt hat, endlich zurückschwingt, wenn sich die liberale Metternich-Legende oder Antilegende von jüngster Geschichtschreibung starke Korrekturen gefallen lassen muß — aber doch nicht so starke, daß das „Kreuzige" nunmehr in ein „Hosianna" umschlagen muß —, wenn die Zeit, da Österreich eine Großmacht war und einen Weltkrieg entschied, wenn diese Zeit und der Mann dieser Zeit heut für viele Österreicher in den Gesichtswinkel sehnsüchtiger Bewunderung rückt, so hängt sicherlich mit alledem auch das literarische Avancement des Staatskanzlers zusammen. Bei Immermann z. B. oder bei Rostand nichts als ein eleganter Mephisto zweiten Ranges, eben gut oder schlecht genug, den Tod des Helden zu beschleunigen, bei Bauernfeld oder Nestroy nur parodistisch verwendet, in Thomas Hardys „Dynasten" bloß Episodenfigur eines glatten Diplomaten, erscheint Saßmanns Metternich als Mittelpunkt eines Dramas oder eigentlich eines ungedrehten Sprechfilms, als Protagonist ungeheuren Weltgeschehens und überdies — ausgerechnet der rheinische Reichsgraf — als „vollendetste Verkörperung der österreichischen Seele" (eine Funktion, die Saßmann übrigens in einem Atem auch dem Kaiser Franz zuerkennt). Also beinah eine Apotheose Metternichs, die sich dadurch erleichtert, daß er die Ära, in der seine Unbeliebtheit wurzelt, gar nicht erlebt, daß die Aufnahmen für dieses „historische Schauspiel" zwischen 1809 und 1913, also zwischen Anno Medardus und Anno Gneisenau gekurbelt worden sind. In allen Sätteln des Bühnenwettrennens gerecht, kommt Saßmann uns diesmal, wie er meint, geschichtlich: eine Meinung, die durch den Tonfall unzähliger geschichtlich assoziierter Namen und durch Uniformen, Möbel u. dgl. auch anderen suggeriert werden soll. Für die Echtheit dieser Meiningerei verbürgt sich ein wiener Maler, für die treppenwitzige Unechtheit der Menschen und fast jeden Satzes, den sie sprechen, jeder mit der Geschichte jener Zeit und mit der Geschichte als solcher einigermaßen Vertraute. Was bleibt aber als einzige raison d'être solch einer kunstfernen oder kunstlosen Bilderreihe übrig, wenn nicht ein gewisses Ausmaß von Geschichtlichkeit, so etwas wie ein retrospektiver Naturalismus, nicht der Gamaschen und Haartrachten, nicht des Wörterbuchs und des Kalenders, aber der Charaktere und der Geistigkeiten? Hier aber fordert nur das Auge seinen Zoll und erhält ihn in Fülle, ganz wie im Kino, dessen Reichtum auf dem fremden Boden sich in Armut wandelt. Wenn jemals ein Stück gleich in Stücken gegeben wurde, wenn je das geistige Band zwischen diesen Stücken immer wieder abriß und immer wieder geklebt werden mußte, so geschah das hier — wohlgemerkt, ohne das Publikum irgendwie anzufechten, dem die aus Selbstpersiflage und Selbstlob zu gleichen Teilen zusammengesetzte Darstellung österreichischen Wesens offenbar sehr wohl behagt, besser als dem ausnahmeweise einmal vorwärts gekehrten Propheten die Aussicht auf eine dem Alter unserer Geschichte entsprechend lange Reihe ähnlich schön aufgemachter Geschichtklitterungen, die alle in Saßmanns Metternich ihren Stammpapa werden verehren können. R. F. Arnold

Breslau

„Gerechtigkeit für Holubek." Tragikomödie in drei Akten. Von Georg Fröschel. (Uraufführung im Lobetheater am 6. Oktober 1929.)

Fröschels Tragikomödie hebt dröhnend hinter den Kulissen einer sozialistischen Massenversammlung an. Es hat durchaus den Anschein, als solle wieder einmal ein Sensationsfall verirrter Rechtspflege für das politische Zeittheater dramatisch ausgeschlachtet werden. Aber der wilde, übrigens in allen seinen Zubehören glänzend komponierte Auftakt blufft. Schon im zweiten Bild stellt sich heraus, daß Fröschel keine Revolte (im Zuchthaus, in das er uns führt) machen, sondern Satire nach zwei Seiten hin üben will, Satire gegen den Machiavellismus der sich ewig gleichbleibenden Staatsautorität, Satire aber auch gegen die freiheitswidrige Strammheit roter Parteidisziplin. So setzt sich Fröschel mannesmutig zwischen zwei Stühle, trotzend der Gefahr, von rechts wie von links angeblasen und am Ende von niemandem applaudiert zu werden. Aber obwohl Fröschel bisher nur Romane schrieb, ist er doch schon in seinem dramatischen Erstling ein kluger Kenner des Theaters. Er biegt die Gefahr, die er durch seine Überparteilichkeit heraufbeschwört, schleunigst wieder ab durch den Appell an die von keiner Politik abzutötenden Mitleidsinstinkte des Publikums. Aus der Satire holt er sich nämlich ein leicht sentimentales Volksstück.

Es lebt und stirbt mit der wahrhaft tragikomischen Gestalt des biederen Buchbinders Holubek, der aus Versehen Sozialist geworden ist, aus Versehen im Zuchthaus sitzt, aus Versehen zum Parteihelden wird und sich am Schluß eigentlich auch aus Versehen erhängt. Es ist ein wirksamer Einfall Fröschels, daß seines Holubeks hartnäckiger Zuchthaushungerstreik, der von der Partei nachdrücklich für ihre Zwecke ausgenützt wird, nicht das mindeste mit sozialistischer Zielbewußtheit, auch nichts mit persönlicher Empörung des Mannes

Digitized by Google

gegen die Staatsgewalt zu schaffen hat, sondern lediglich den gekränkten Magenintereſſen Holubeks entſpringt. Als Holubek angeſichts eines liſtig ſervierten Schnitzels nebſt Aprikoſenkompott ſeinen Hungerſtreik nicht durchzuhalten vermag und alsbald zum Lohn für ſeinen ſiegreichen Appetit von Staats wegen begnadigt worden iſt, begrüßen ihn Partei und Familie daheim als Märtyrer und Helden. Jedoch die Heldenrolle liegt ihm nicht. Er will in Ruhe ſchöne Bücher in ſchöne Bände binden, in Ruhe auch ſeinen Kaffee als guter pater familias trinken. Partei und Familie mißgönnen ihm ſeine gewiß beſcheidenen Wünſche, und ſo macht er ohne viel Aufhebens Schluß, als ihm das Leben ſchon wieder zum Zuchthaus zu werden droht. Auch dieſen ſtillen Abgang fruktifiziert natürlich die Partei als hochwillkommenes Agitationsmaterial. Umſonſt darf der arme Holubek weder gelebt haben, noch geſtorben ſein. Märtyrer wider Willen, wirklich ein tragikomiſches Schickſal.

Erich Freund

Schwerin i. M.

„Kameradſchafts-Ehe." Luſtſpiel in drei Akten. Von Franz Cornelius. (Alleinige Uraufführung im Mecklenburgiſchen Staatstheater am 25. September 1929.)

Es iſt zwar ein durchaus ernſtes Gegenwartsproblem, das uns hier gegenübertritt, aber durch ausſchließliche Beſtrahlung mit dem Scheinwerfer munterſter Laune und treffenden Witzes wird ihm alle Schwere genommen. Zwei Paare gehen, nach moderner Theorie, eine eheliche Verbindung ein unter der Vorausſetzung der vorläufigen Kinderloſigkeit und der Kündbarkeit nach einem Jahre. Beide finden aber nach vollzogener Trennung ſehr bald wieder in die Arme des verſchmähten Partners zurück, unter Verwünſchung der von ihnen als unbrauchbar erkannten Kameradſchaftsehe. Dies Probejahr iſt dazu da, um ſich erſt einmal kennen und lieben zu lernen, ſagt die graue Theorie; aber der Weisheit Schluß erklärt hier beides für überflüſſig und gibt durch den Mund des bekehrten Ehemanns zugleich des Problemes Löſung: „Frauen ſoll man überhaupt nur kennen oder lieben. Ein drittes gibt es nicht." — In der Erfindung des dramatiſchen Bildes iſt freilich manches wenig neu, wie etwa der Einfall, einen Akt auf der Treppe während der fortwährend erlöſchenden Nachtbeleuchtung ſpielen zu laſſen. Aber eine höchſt aktuelle Frage, über die man zur Zeit viel redet und ſchreibt, hier zum erſtenmal im dramatiſchen Dialog zwiſchen Witz und Pikanterie in geſchicktem Ball- und Fangſpiel hin- und herzuwerfen, iſt bei einem glücklichen Gelingen der dramatiſchen Geſamtabſicht zweifellos des Lobes wert.

Erich Hagemeiſter

Echo des Auslands

Engliſcher Brief

Aus mehr als einem Grund iſt das Erſcheinen von einigen recht umfangreichen engliſchen Romanen in den letzten paar Monaten bemerkenswert. Zunächſt, weil dies ein Zeichen iſt, daß man ſich gegen den hauptſächlich von den Buchhändlern vorgeſchriebenen Durchſchnittsumfang der Romane zu ſträuben anfängt. Übrigens äußert ſich dieſe Tendenz auch in der entgegengeſetzten Richtung und hat mehrere neue Romane gezeitigt, die bedeutend kürzer waren als die üblichen Bände von zirka 300 Seiten. Dieſe Abweichung von einer Norm, die von keinerlei künſtleriſchen Momenten beſtimmt wurde, und in vielen Fällen als ein Prokruſtesbett in der Literatur zu betrachten iſt, kann man nur begrüßen. Die Urſachen dieſer Abweichung jedoch, ſoweit ſie ſich überhaupt vermuten laſſen, kann man nicht ohne weiteres gutheißen, wo es ſich um Romane von ungewöhnlicher Dickleibigkeit handelt. Nehmen wir, zum Beiſpiel, Aldous Huxleys letzten Roman: „Point Counter Point" (Chatto & Windus), der 600 Seiten enthält. Bei der Lektüre dieſes Buchs, das eine tragiſch zugeſpitzte Reihe von Sittenbildern aus der engliſchen Geſellſchaft der Gegenwart enthält, hat man den Eindruck, daß Huxley, um alle Zweifel zu zerſtreuen und jede abfällige Kritik zu entkräftigen, ſich durchaus als vollgültiger Romanſchriftſteller legitimieren wollte. Leider iſt ihm der große Wurf nicht voll gelungen. Trotz der fließenden Eleganz des Stils, die Huxley eigen iſt, trotz einiger glänzend entworfenen Porträts (denn das Buch iſt in mancher Beziehung ein Schlüſſelroman), bleibt es ziemlich klar, daß der Autor ſich verrechnet hat. Beſonders in der zweiten Hälfte des Buchs hätte er, ohne ſeinem Werk Abbruch zu tun, ungefähr hundert Seiten opfern können. Außerdem ſind die Ähnlichkeiten mit Gides „Falſchmünzern" zu auffallend, als daß es ſich um bloßen Zufall handeln könnte. Und gerade dieſer Umſtand weiſt auf den Grundmangel von Huxleys großangelegtem Roman: er kommt eher von der Literatur als vom Leben her und die in der Hauptſache papierne Inſpiration war nicht imſtande, dem Werk jene innere Spannkraft zu verleihen, die im

Digitized by Google

richtigen Verhältnis zu seinem Umfang gewesen wäre. Es ist dies übrigens eine Unzulänglichkeit, unter der viele englische Romane der Gegenwart leiden. Ihre Autoren sind mit einer anerkennenswerten literarischen Technik ausgerüstet, es stehen ihnen gediegene Ausdrucksmittel zur Verfügung, aber ihren Romanen fehlt es an rein stofflichem Interesse. Weit besser ist es in dieser Hinsicht mit dem zeitgenössischen amerikanischen Roman bestellt, der eine bewundernswürdige Fülle von Motiven aufweist, obwohl seine stilistischen Unvollkommenheiten zuweilen, auch bei namhaften Autoren (z. B. Dreiser) geradezu haarsträubend sind.

J. B. Priestley, ein bekannter Essayist, der bereits auch zwei Romane, „Adam in Moonshine" und „Benighted" veröffentlicht hat, versuchte ebenfalls in seinem letzten Roman „The Good Companions" (Heinemann) einen großen Wurf, indem er zur weitschweifigen Manier eines Dickens zurückkehrte. Er erzählt die Abenteuer einer Schmierentruppe, die von Stadt zu Stadt wandert und sich überall recht und schlecht durchschlägt. Priestley ist ein vorzüglicher Kenner des englischen Volkslebens, wie es in Gasthäusern, Schenkstuben und ähnlichen Lokalen zum Vorschein kommt. Dank seiner guten Beobachtungsgabe und seinem feinen Ohr für die Eigentümlichkeit der Volkssprache, sind seine Schilderungen von einer unbestreitbaren Echtheit. Nach dieser Seite hin bietet sein Buch ein förmliches Panorama des heutigen Englands, das ein sonderbares Gegenstück bildet zu Huxleys Welt von Dilettanten, Lebemännern, Literaten, Modedamen, Schmarotzern und dergleichen. Denn während Huxley geneigt ist, Dummheit, Laster, Gleisnerei und Entartung in den Vordergrund zu rücken, scheint Priestley allem ängstlich aus dem Weg zu gehen, was in einem Lesebuch für höhere Töchter unangebracht wäre. Diese Stellungnahme, die noch erträglich bleibt, solange Priestley sich innerhalb einer heiteren und phantastischen Romantik bewegt (wie in seinem ersten Roman „Adam in Moonshine") oder sich an unheimliche, mit vager Symbolik durchwobene Motive heranwagt (wie im Schauerroman „Benighted"), wird denn doch vollends unstatthaft, wenn er als Realist gelten möchte, dabei aber seine Fabel mit allerhand konventionell-sentimentalen Zutaten schmückt, die nur hahnebüchen wirken.

Von ganz anderer Art ist ein dritter ungewöhnlich umfangreicher Roman, der unlängst erschienen ist. Es ist dies „Wolf Solent" (Jonathan Cape) von J. C. Powys, einem Schriftsteller, der zur älteren Generation gehört. In diesem herben und düsteren Werk verfolgt Powys dasselbe Ziel wie sein Bruder T. F. Powys: die Schattenseiten des Dorflebens zu schildern. Die Gegend, in der sich die Handlung dieses Romans abspielt, ist Hardys Wesser, aber Powys hat diesen Landstrich so drastisch umgestaltet, daß er kaum wiederzuerkennen ist. In seinem Bestreben, mit der idyllischen Gefühlsduselei des traditionellen englischen Dorfromans aufzuräumen, beschwört er eine förmliche Phantasmagorie von Verkommenheit, Elend und Wahnsinn herauf, die vielleicht eher die Projektion seelischer Qualen als die Wiedergabe konkreter Geschehnisse darstellt. Jedenfalls hat man es hier mit einem Kunstwerk großen Formats zu tun, das schon sprachlich zu den hervorragendsten Produkten der neueren englischen Literatur gehört.

Es wird die Aufgabe eines zukünftigen Literarhistorikers sein, sich mit dem Sieg zu befassen, der in der letzten Zeit von gewissen deutschen Büchern in England und Amerika davongetragen wurde. Im allgemeinen kann man sagen, daß das große Interesse, das die hiesige Leserwelt seit einigen Jahren für die Arbeiten deutscher Schriftsteller bezeigt, sich, wenigstens teilweise, psychologisch erklären läßt. Man will eben das so lange Versäumte möglichst schnell nachholen. Aber es wäre irreführend, wollte man annehmen, daß z. B. Feuchtwangers „Jud Süß" nur deshalb einen so großen und nachhaltigen Erfolg erzielte, weil das Buch als repräsentatives Produkt der neueren deutschen Literatur betrachtet wurde. In Wirklichkeit wurde es von vielen Lesern verschlungen, die sich keineswegs für neuere deutsche Literatur, wohl aber für Pikanterie interessierten. Dasselbe gilt auch für Remarques „Im Westen nichts Neues", denn obwohl das Buch natürlich auch wegen seiner literarischen Vorzüge Anklang gefunden hat, so wäre der Erfolg schwerlich ein so außerordentlicher gewesen, wenn es nur Kriegsbuch gewesen wäre. Viele lasen hauptsächlich um der Anstößigkeiten willen. Wie viele, läßt sich annähernd durch einen Vergleich mit den englischen Auflageziffern vom „Sergeanten Grischa" feststellen, für dessen Erfolg rein ästhetische und sachliche Momente gewiß ausschlaggebend waren.

Wohl infolge dieser Anregungen aus Deutschland hat die englische Kriegsliteratur einen erneuerten Impuls erfahren, und das Interesse am Krieg, das jetzt wach wird, übertrifft bei weitem dasjenige, das den früheren englischen Kriegsbüchern entgegengebracht wurde. Trotzdem bleibt es fraglich, ob die neuen Erscheinungen wertvoller sind als, beispielsweise, „The Secret Battle" von A. P. Herbert, „The Natural Man" von Patrick Miller oder „The Spanish Farm Trilogy" von R. H. Mottram, von denen nur dem letztgenannten Roman der gebührliche Erfolg zuteil wurde. Sicher steht keins dieser Bücher, künstlerisch oder stofflich, hinter „Journeys End", dem Kriegsstück von R. C. Sherriff, das so gewaltiges Aufsehn erregt hat.

Digitized by Google

(Es ist bezeichnend für die Verhältnisse in der londoner Theaterwelt, daß sämtliche hiesige Direktoren dies Stück ablehnten und daß es nur nach langem Schwanken von der „Stage Society" zur einmaligen Aufführung angenommen wurde.)

Zwei Kriegsbücher jedoch, die neulich veröffentlicht wurden, verdienen das ihnen gespendete Lob vollauf. Es sind dies: „Undertones of War" (Cobden-Sanderson) von Edmund Blunden und „The Path of Glory" (Constable) von George Blake. Blunden hat als blutjunger Offizier an der Westfront gedient und jetzt, nachdem er Zeit gehabt hat, seine Tagebuchaufzeichnungen von damals in aller Ruhe und mit der inzwischen erlangten reiferen Künstlerschaft zu bearbeiten, gibt er sie als vollgültiges Erlebnisbuch heraus. Blunden gehört zu jenen stillen, in sich gekehrten Lyrikern, deren Mangel an eruptiven Ausdrucksmitteln vielfach über die ihnen eigene Gefühlstiefe hinwegtäuscht. Die Eindrücke und Stimmungen, die er in diesem Buch festhält, tragen denn auch den Stempel einer gütigen und bescheidenen Persönlichkeit, deren Schilderungen, auch der allerärgsten Drangsale, weder Klage noch Anklage enthalten. Stellenweise wäre man eigentlich mit weniger Duldsamkeit zufrieden, denn ab und zu macht Blunden den Eindruck eines Menschen, der leise flüstert, wenn er laut sprechen sollte. Aber über diesen kleinen Makel hilft die ungewöhnliche Zierlichkeit der Sprache hinweg, in deren verfeinerter Stilart sich Blundens Vorliebe für die englischen Dichter des 18. Jahrhunderts bekundet. Die 27 Prosakapitel ergänzt ein lyrischer Nachtrag. Folgende Zeilen sind für Blundens Verskunst bezeichnend:

Illusions

Trenches in the moonlight, allayed with lulling moonlight
Have had their loveliness; when dancing dewy grasses
Caressed us trampling along their earthly lanes;
When the crucifix hanging over was strangely illumined,
And one imagined music, one even heard the brave bird
In the sighing orchards flute above the weedy well.
There are such moments; forgive me that I throne them,
Nor gloze that there comes soon the nemesis of beauty,
In the fluttering relics that at first glimmer awakened
Terror – the no-man's ditch suddenly forking:
There, the enemy's best with bombs and brains and courage!
– Soft, swift, at once be animal and angel –
But O no, no, they're Death's malkins dangling in the wire
For the moon's interpretation.

Was George Blakes Roman „The Path of Glory" betrifft, so erzählt er die Geschichte eines einfachen Bauern aus den Hebriden, der, des Englischen kaum mächtig, aus glühender Liebe zur Dudelsackmusik Soldat wird und auf Gallipoli den Tod findet. Blake kannte man bisher wegen seiner tüchtigen Romane aus dem Leben des Volks und des Kleinbürgertums in Glasgow. Sein Kriegsroman zeichnet sich durch denselben aufrichtigen und menschlichen Ton aus, der in seinen früheren Romanen so ansprechend war. Blakes primitiver und unverdorbener Held fällt allerhand bösen Gewalten, deren Wesen ihm völlig fremd bleibt, resigniert zum Opfer. Besonders ergreifend ist die Episode seiner Ehe mit einer mannstollen Dienstmagd, die er mit arglosser Hingabe anbetet und deren Verrat gleichsam das Vorspiel zu seinem tragischen Ende bildet. Wie bei den meisten englischen Romanschriftstellern, die über den Weltkrieg berichten, findet man eine außerordentliche Sachlichkeit. Blake schildert mit unerbittlicher Treue aber gänzlich tendenzlos das Elend auf Gallipoli, wodurch sein Buch auch dokumentarisch wertvoll wird. Nur auf der letzten Seite entschlüpft ihm eine bittere Bemerkung, die beweist, daß der Gleichmut, mit dem hier erzählt wird, der künstlerischen Zurückhaltung des Autors und keineswegs seiner Teilnahmlosigkeit zuzuschreiben ist.

London P. Selver

Portugiesischer Brief

Wiewohl außer Landes von Portugals Dichtung so gut wie nichts verlautet, ist auch da, wie in den sonstigen romanischen Ländern, eine rege Produktion am Werk. Auch hier prallen heutzutage, geradeso wie anderswo, neue Jugend und Arrivierte aneinander, was eine wohltätige Gärung der Geister zeitigt und beiderseitig neue Impulse gibt. Allein, es findet sich da noch eine weit anders geartete Gruppenbildung erbitterter Widersacher, die mit „Literatur" im Grunde herzlich wenig zu schaffen hat: Freidenker und konfessionell Orientierte. So daß der „Kulturkampf", der gegenwärtig bloß noch in Mexiko die Gemüter entfacht, zur Stunde auch das schöngeistige Portugal entzweit. Die Größen der jüngst verflossenen Generation, ein Eça de Queiroz, Camillo Castello Branco, Theophilo Braga u. a. waren durchweg freisinnig; Guerra Junqueiro insbesondere befehdete in heftigen Satiren die Vormundschaft der Kirche. Seither aber trat eine teilweise Reaktion ein; sie äußert sich in einem vehementen Kampf der Weltanschauungen.

An Meistern des Romans war das portugiesische Schrifttum von jeher reich. Erzähler wie Castello Branco und Queiroz würden jeder Literatur zur Zierde gereichen. Auch gegenwärtig ist ein reges, vielfältiges Schaffen zu beobachten. Da ist gleich Norberto de Araujo, der insbesondere mit seinem Roman „Novela de amor humilde" vor kurzem erst einen außerordentlichen Erfolg hatte. Das Werk handelt in „Alt-Lissabon", erweist sich spannend, lebensvoll und farben-

Digitized by Google

prächtig, ist obendrein erfüllt von einer bezaubernden Romantik. Ermuntert durch den Beifall, hat der Dichter inzwischen sein Buch auch dramatisiert. Manuel Ribeiro, ein einstiger Freigeist, bekehrte sich in seinen Werken „A cathedral", „Deserto" und „Resurreição" zur katholischen Weltanschauung. Sie spricht auch aus seinem 1928 erschienenen, viel gelesenen Roman „A batalha nas sombras". Gleichfalls ein religiöses Motiv hat sich João Grave, der Verfasser des berühmten Romans „Os famintos", in seinem kürzlich veröffentlichten Roman „Lourdes" als Vorwurf erkoren. „O avô", Roman von Nuno de Montemór, dem Autor von „A paixão duma religiosa" zeigt nicht minder stark konfessionelle Färbung. Von dem genialen katholischen Romancier Anthero de Figueiredo verzeichnen wir hier als lesenswerte Werke „Doida d'amor" und „Comicos". Aquilino Ribeiro, der Verfasser von „Andam faunos pelos bosques", ein markiger Romancier und Pamphletist, der gleicherlei Tendenzen verficht, mußte als politisch kompromittiert ins Exil, desgleichen der „katholisch" eingestellte Fidelino de Figueiredo u. v. a. Das trostlose Dasein solch Verbannter schildert der junge Erzähler Ferreira de Castro in seinem fesselnden Roman „Emigrantes".

An soziale Probleme rührt vor allem Raúl Brandão, der berühmte Autor von „Os pescadores", der übrigens auch ein geschätzter Maler ist, in „Os pobres". Ähnliches unternimmt Sousa Costa, der Verfasser von „Romeu e Julieta", „Milagres de Portugal" u. a., in seinem jüngst erschienenen Roman „Uma divorciada". Lourenço Cayollas neuer Roman nennt sich „Noite de nupcias". Campos Lima setzte seine romantische Romanreihe „Via dolorosa" mit zwei neuen Werken fort: „A quebra" und „Mulher perdida". José Agostinho erschien mit zwei historischen Romanen: „Rainha Santa" und „Afonso de Albuquerque". Ein anderer Roman dieser Gattung „Varanda de Pilatos" hat den jungen Vitorino Nemesio zum Autor. Von Jaime de Balsemão, einem vorzüglichen Stilisten, erschien ein neuer Roman „A farça dos miserandos", von dem Madeira entstammenden Erzähler Zarco da Câmara der Roman „Olga".

Ein prächtiger Roman ländlichen Charakters ist „Terra bárbara" von Alípio Rama, darin die portugiesische Landschaft in farbenvollen Bildern auflebt. Gleiche Vorzüge besitzt Fernando de Castros Roman „O veneno do sol". Manuel Carreiros neues Werk betitelt sich „Meio-dia". Mário Domingues veröffentlichte einen satirischen Roman „Anastácio José", der hervorragende Dramatiker und Gesellschaftssatiriker Júlio Dantas dagegen ein Bändchen „Dialogos". Rocha Martins führte seine Romanserie „Heroes, martires e santos" weiter fort, Pedro Pita veröffentlichte in „Gente que passa" Erzählungen und Skizzen, desgleichen der vortreffliche Campos Monteiro in „Contra a maré". Assis Esperança schrieb wieder einen neuen Roman voll epischer Wucht, betitelt „Ressurgir". Von Luis de Oliveira Guimerãos sind Satiren („O diabo, mestre de dança") erschienen, von dem auch als Lyriker bekannten Eugénio de Castro Essays zum Leben der Gegenwart („Cartas de tornaviagem"). Erzählende Werke publizierten ferner Hipólito Raposo, Armando Tavares („Geira de cardos"), Pires de Natos („Saudades do mar") u. a. Der hervorragende Lyriker Teixeira de Pascoães veröffentlichte ein interessantes Memoirenwerk („Livro de memórias"). Hierher rechnet auch Tomás de Noronhas „Vida de Coimbra", darin sich das studentische Leben und Treiben in jener altehrwürdigen Universitätsstadt widerspiegelt, endlich „Notas sobre Portugal" von Alicio Garcitoral, das Studien über Lissabon u. a. bringt.

Im Vaterland eines Camões hat die Versdichtung selbstredend ihre Tradition. Auch heutzutage sind beachtenswerte Vertreter vorhanden, teils der älteren Generation anhangend und die überkommenen Formen und Ideen pflegend, teils der experimentierenden Jugend zugehörig, die gemeinsam mit ihren Gefährten in Brasilien neue Wege sucht, wobei sie sich vorzugsweise an das junge Frankreich als Vorbild hält. Ein äußerst aktiver Führer erstand den Modernen in Antonio Ferro, 1895 zu Lissabon geboren, der in radikaler Weise mit der hergebrachten Romantik aufräumt. Er veröffentlichte bisher mehr als ein Dutzend Werke, neben Lyrik auch Erzählendes, Essais, Kritisches, worunter eine Auseinandersetzung mit d'Annunzio, sowie eine Studie über unsere „Epoche des Jazz". Antonio Alves Martins' letztes Buch (er starb vor wenigen Monaten) betitelt sich „S. Francisco de Assis". Beachtung fanden Campos Monteiros „Santa Olivia" und „Citara de três cordas" von Sidónio Miguel. Guilhermo de Faria gab ein modernistisches Versbuch „Manhã de nevoeiro" heraus, Antonio Botto schuf in „Olimpiadas" seelenvolle, leidenschaftstrunkene Gedichte. Der geschätzte Lyriker Augusto Gil, der kürzlich verschied, war ein Jünger des vor wenigen Jahren verstorbenen Antonio Sardinha gewesen.

Ansehnlich ist der Anteil der Frauen an der Lyrik. Fernanda de Castro, Ferros junge Gattin, veröffentlichte unlängst ein Versbuch „Jardim", worin sie vom wilden Garten der Leidenschaften singt, den süß duftenden Blumen der Wollust, wie sie in schwülen Nächten durch Mädchenträume flüstern. Ferner mögen hier Erwähnung finden Silva Passos („A verdadeira lei"),

Digitized by Google

Cândida Aires de Magalhães („Asas feridas"), Alice Ogando, Salema Vaz („Suavidade"), Amélia Guimarães Vilar, Maria do Carmo Peixoto, Blanca de Gonta, Maria Carvalho, Magdalena Patricio und Oliva Guerra. — Unter den Versdichtern wären überdies hervorzuheben der geniale Fausto Guedes Teixeira, der ihm ebenbürtige Júlio Dantas, Nuno de Montemór, Afonso Lopes Vieira, Teixeira de Pascoães, Corea d'Oliveira, schließlich der gefeierte Schöpfer des Symbolismus in Portugal Eugénio de Castro.

Die dramatische Dichtung von heute hat wenig Bedeutung. Einzelne der einstigen Größen, wie João de Câmara, Marcelino Mesquita u. a. sind weggestorben, andere wie Lope de Mendoça und Júlio Dantas haben sich von der Bühne abgewandt. Und so zehren die Theater vornehmlich vom Import aus Frankreich, Spanien und England.

Das Gebiet von Kritik und Essay wird dafür recht reichlich kultiviert. Fidelino de Figueiredo, geboren 1888 in Lissabon, ist einer der führenden Literaturkritiker. Er zeigt sich allerdings, wie schon erwähnt, ausgesprochen „katholisch" eingestellt, in scharfem Gegensatz zum republikanischen Freisinn unserer Tage und lebt als politisch Geächteter außer Landes. Seine „História da Literatura realista portuguesa" wird, trotz mancher Vorbehalte, gleichwohl als wertvoll und grundlegend zu bezeichnen sein. Albino Forjaz de Sampaio wieder redigierte eine ganz vortreffliche „História da Literatura portuguesa". Ein interessantes Studienwerk „Escritoras portuguesas" veröffentlichte Teresa Leitão de Barros, Afonso Gaio in „O mundo fóra dos eixos" gesammelte Aufsätze über Bühne und Welt, während Paulo de Brito Aranha sich in „O congresso de Salzburgo" über künstlerische Reiseeindrücke ausläßt.

Von jüngeren Talenten seien hier noch genannt Alberto Monsarez, Pequito Rebello, Luis de Almeida Braga, Manuel Murias, sämtlich konfessionell orientiert, schließlich die freigeistigen Essayisten João de Barros, José Osorio de Oliveira (neues Werk: „Oliveira Martins e Eça de Queiroz"), Ludovico de Meneses, Augusto d'Esaguy, Alfredo Pimenta und Joaquim Leitao.

Martin Brussot

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Der Weg nach Ilok. Roman. Von Wilhelm von Scholz. Berlin 1930, Horen-Verlag. 522 S. Geb. M. 11,—.

Hier ist das Buch, das zu den vielen des Jahres und der Jahre vornehmlich und aus Selbstverständlichkeit herauszusagen scheint: ihr geht, ich bleibe.

Wer ist dieser Capistran, den Wilhelm von Scholz in den Mittelpunkt seiner Dichtung rückt? Er zieht, ein geistlicher Triumphator, in Breslau ein, peitscht mit seiner Predigt die Bevölkerung zu Preisgabe alles Tands, aller Kleinodien, heilt Gelähmte, macht Blinde sehend, schleppt auf Aussage einer Halbirren die Judenschaft der Stadt in den Kerker, lauscht gierig den Aussagen der Gefolterten, wohnt dem Verbrennungstod der unschuldig Bezichtigten bei, nachdem er sich selber bis aufs Blut gegeißelt, verfällt langandauernder Krankheit, predigt den Kreuzzug wider den Türken, führt selber das Heer, das er zur Befreiung Belgrads aufgebracht hat, errettet die Stadt, stirbt in dem weltentlegenen Kloster Ilok — wer ist er? Fanatiker? Heiliger? Verbrecher? Es heißt, in das Wesen dieser großen Romandichtung weisen, wenn man sagt: die Frage ist nicht zu beantworten. Sie ist auch falsch gestellt. Denn hier ist nicht mehr Psychologie im Sinne des psychologischen Romans aus dem Anfang unseres Jahrhunderts, in dem die Brust aufgeklappt, das Ineinandergreifen des Räderwerks im Innern dargetan wurde. Hier ist die neue, recht eigentlich erst durch den Krieg gewonnene Schau. Der Mensch steht, verirrter Wanderer, auf dieser Erde, sich selbst nicht kennend und nicht seinen Weg. Heiliger? Dann aber Werkzeug in der Hand eines unbegriffenen Gottes. Zeuge? Dann aber für das Walten eines Menschheitsgeistes, der sich die widersprechenden Zeugen ruft.

„— uns, nicht in der einen und nicht in dem anderen ganz beheimateten, in beiden und keinem von beiden Lebenden, vielleicht von einem wahrhaften Dasein auf anderen Sternen in diese Erdenwelt nur Hineingestorbenen und überall in ihr Fremden."

Ein historischer Roman, denn er spielt im Breslau des Jahres 1452. Und dennoch alles andere als ein historischer Roman. Hinter dem Raum Breslau ist Raumlosigkeit, wie Zeitlosigkeit hinter der Zeit. Menschheitserde und Ewigkeit. Was geschieht, ist immer nur Wiederkehr und Vorbereitung. Scharf geschnittene Physiognomien gewiß, und mehr als eine unter den Gestalten, die man sich zum Freunde wählt und mit der man fortan, sie befragend und auf sie blickend, weiter leben wird, aber hinter diesen allen zugleich ihr zeitloser Menschheitsausdruck, wenn man so will, die platonische Idee.

Die Platonische Idee hier in ganz neuer, individuell erlebter, modern religiöser Wiedergeburt. Immer wieder spricht aus diesen Dichtungsseiten, erst leise vernehmbar, dann anschwellend, schließlich friedespendend, was uns alle, unser eigenes Leben nachdenkend, mit Angst, mit Trost erfüllt.

Was ist es denn, was diesen Capistran dem Ziele seines seelischen Weges zuführt? Er, der zahllosen Ketzerverbrennungen beigewohnt, sieht drei Marodeure seines eigenen Heeres am Strange, sehr zu Recht gehenkt, im Winde schaukeln. Und erfährt's: das alles ist unwirklich. Ganz so unwirklich, wie das Weiterziehen seines Heeres, wie er selbst, der Führer. Mit Scholz' eigenen Worten: „Nein. Das war das Furchtbare: es blieb so, wie es war, weil es nie etwas gewesen, immer unwirklich gewesen war. Es verlor nur ein kleines Wenig, unmerklich wenig, dessen Fehlen es nicht hin-

Digitized by Google

derte, weiter zu sein, weiter zu leben – etwas, das es doch einmal zu haben schien – den Sinn, jeden Sinn –." Ist das letzter Raststein auf dem Weg zu Gott? Ich denke, ja.
Doch gewinnt man sich auch die Freunde für das Weiterleben im Alltag aus dem Scholzschen Roman. Ich nenne ihrer zwei, Grünhagen, den Domherrn, und Eschenloer, den Stadtchronisten, beide scholzisch überlegene Geister. Schachmeister im Spiel des Daseins, was denn freilich nicht verhindert, daß sie ihr Schicksal erfahren und durchdulden, wie jeder Dummkopf auch. Es ist in diesem Epos, das an dramatischen Auftritten reich ist, eine Szene, in der dieser Grünhagen und Capistran zum Schachspiel anheben – ein erlesenes Spiel sublimer Klugheit, wie es denn kaum ein anderer der Lebenden neben Scholz so durchzuführen vermöchte. Überall stößt man auf feinnervige Beobachtung und seelendeuterische Subtilitäten: sie werden sinnlich greifbar im häufig gerufenen, sich prompt einstellenden, kantigen, ins Gesichtsfeld geschleuderten Vergleich.
Im Epos die dramatische Szene, aber sie erwächst aus klüglich geschichtetem Unterbau. Was diesen Roman in seiner äußeren Formgebung kennzeichnet, ist gestraffte, bis aufs höchste gesteigerte Spannung bei epischer Fülle, ja Breite. Dies epische Kunstwerk ist der bestkomponierten eins. Sehr sorgfältig ist Entspannung der Spannung beigesellt, auf Leidenschaftsentfachung folgt besänftigend die Stille. Das will nun freilich nicht besagen, daß die sehr reiche Nebenhandlung immer gleich glücklich gestaltet wäre. Mancher Orten meint man die Hilfskonstruktion herauszuspüren, oder, anders ausgedrückt, aus dem Körperlichen ins Flächige zu geraten. Zu den zweidimensionalen Partien der Dichtung rechne ich die Höllenvision des Capistran, vor allem die Doppelliebe des jungen Eschenloer, die in ihrer Verbindung von Bravheit und Lyrik allzu bürgerlich anmutet. Aber wer will es sagen? vielleicht ist in so zeitloser, seelenvermittelnder Gestaltung, ist in Scholz selber, dem mystischen Realisten, ein bürgerlicher Zug als Fußsicherung notwendig?
Im historischen Roman ein Gegenwartsbuch. Denn so wenig Scholz die Allüren der Modernen annimmt, ihnen vielmehr recht absichtlich widerstrebt, so sehr ist der „Weg nach Ilok" geeignet, gerade der jungen Generation zum Lebensbuch zu werden, soweit sie, und das tut sie, hinter dem Lärm des Tages die Stille und das Jahr der Seele sucht. Schließlich ist es ja an alle gleichmäßig aus dem Krieg ergangene Lehre: Werkzeug sind wir, und wissen nichts von dem, der uns handhabt. Hammer sind wir, und schlagen geschlagen.

Berlin — Ernst Heilborn

Bonvouloir. Ein Roman aus den Vendéekriegen. Von Grethe Auer. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 441 S. Geb. M. 8,—.

Ein geschichtlicher Roman, der zu einem politischen wird, und aus einem politischen Roman zu einem Stück Kulturphilosophie und zu letzter Weisheit über die Menschheit und den Ablauf ihrer Entwicklung unter den Sternen.
Das Buch spielt in einem Zeitalter, das dem unseren in mehr als einer Beziehung verwandt ist, in den Läuften der französischen Revolution. Auf ihre Menschen möchte man das Wort aus „Huttens letzten Tagen" anwenden „Sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet, mich wundert's nicht, daß er Dämonen sieht". Geschichte, Revolutionsgeschichte und Gesinnungsgeschichte, von einer Frau aufgezeichnet und projiziert auf die Seelen zweier bedeutender Frauen. Bonvouloir: die Tochter des ehrenfesten Kleinbürgertums, stark und gläubig bis ins Allerletzte, gläubig der Kirche, dem monarchischen Ideal, der ewig gottgewollten aristokratischen Ordnung der Dinge, und beseelt von dem aktiven Fanatismus des wirklich Gläubigen – und daneben Louise, Herrin und Freundin, die geborene Aristokratin mit dem offenen Kopf und dem weiten Blick und dem nicht feurig gläubigen, sondern gelassenen Herzen. Der warme, schöne Glaube, das Ethos des alten Feudalsystems, und der edelste Geist des Aufklärungszeitalters verkörpern sich in diesen beiden Gestalten und ihren Schicksalen.
Vom Geist der Zeit getränkt in Stil und Gedanken, gibt dieser Roman etwas vom Geiste der Zeiten überhaupt. Der geistige Gewinn ist ein Stück werdendes Frankreich aus der großen Kampfzeit, mit allem Geist, allem Charme, allem Eifer des 18. Jahrhunderts, ein starker Trunk aus der Kulturgeschichte – darüber hinaus aber liegt der Gewinn dieses Romans, auf die Gegenwart bezogen, in dem Bodensatz letzter politischer Weisheit und Erkenntnis großer Entwicklungsgesetze. Die spannende Handlung, die reiche Fabel, der psychologisch geschickt gebaute Rahmen, lebendige weibliche Menschlichkeit machen diesen Roman, der nicht bloß unterhält, zu einem wertvollen Werk gerade auch für die Männer, für die Politiker, die Jugend und die Weltverbesserer. So kann man die Reife und Weisheit, die es schenkt, vielleicht zusammenfassen in dem Urteil, daß es den Leser lehrt, die Atemzüge der Kulturgeschichte zu erlauschen.

Berlin — Ilse Reicke

Christoph Columbus, der Don Quichote des Ozeans. Ein Porträt. Von Jakob Wassermann. Berlin 1929, S. Fischer. 263 S. M. 6,— (9,—).

Das abenteuerliche Schicksal des Columbus, sein Charakter, seine Taten und Erfolge, die das Angesicht unserer Erde und beinahe ihre Wesen verändert haben, locken immer wieder, sich darein zu versenken. Wassermann erzählt das Leben dieses Absonderlichen, und man gibt sich gern Deutungen und Ahnungen gefangen. Columbus ist borniert und fanatisch, mißtrauisch und habgierig, abergläubig und phantastisch, und wiederum durchdringt sein Verstand jeden Nebel, erweitert das Denken seiner Zeit. (Das freilich scheint mir unerwiesen, daß Columbus „fast nichts gelernt" hätte; er geht vielmehr bei seinen Entdeckungsfahrten durchaus methodisch zu Werke, er kennt gründlich die theoretischen Stützen seiner Unternehmungen, er liest und er schreibt auch selbst die Sprache der Gelehrten.) Wassermann erläutert immer aufs neue sehr überzeugend die historische Gestalt des Columbus an der Dichtergestalt des Don Quichote, ja die Vermutung wird ausgesprochen, daß dieser historische Mensch dem Cervantes als heimliches Vorbild für seinen Helden gedient habe, daß wir gewissermaßen die Seelengeschichte des Christoph Columbus lesen, wenn wir uns am Don Quichote ergötzen. „Den vorgebildeten Don Quichote in Columbus sehen, das hieße: ihn sehen." Als ein abgefetzter Bittsteller kommt Columbus zum spanischen Königspaar, ein Bettler um Zutrauen, Schiffe, Geld und Mannschaft. Doch wie es ihm endlich gewährt werden soll, da ist er der gnädig Schenkende, fordert Amt und Titel eines Vizekönigs, Gouverneurs und Admirals und ein Zehntel aller Schätze, die er herbeibringen wird. Etwas Bezauberndes muß von ihm ausgegangen sein, alles wird ihm zugesagt und einiges auch wirklich gegeben. Dieses ganze Unternehmen ist, wenn wir uns die Sache klar machen, Phantastik, spanische Phantastik – aber sie hat sich zu dem Reiche verdichtet, in dem die Sonne nicht mehr untergehen sollte. Bei der Lotung der Seele seines Helden gewinnt Wassermann tiefe Wesensschichten,

Digitized by Google

und er übt auch Entsagung, wo er nicht deutlich zu sehen vermag, er weiß, daß jede historische Einfühlung ihre Grenzen hat, daß auch der dichterisch schauende Mensch der Gegenwart nicht bis ins letzte nachempfinden kann, was die Menschen von ehedem bewegt hat, als sie in ein völlig Ungewisses fuhren, über das mehr wunderbare Sagen verbreitet waren als Kenntnisse.

Das Buch überfließt, es braucht kaum gesagt zu werden, an äußerem und innerem Geschehen, ist der Held doch Willensmensch und romantischer Träumer zugleich, ein selbstloser Weiser und ein schlauer Händler, die Erzählung seiner Entdeckungsfahrten bildet ja eine der großen Epopöen der Weltgeschichte, an denen man niemals müde wird. Wassermann neigt durchaus nicht zur Verherrlichung seines Helden, überall spürt er das Groteske und Donquichotische, der berühmteste aller Seefahrer steht manchmal wie ein Narr und Popanz da – fast närrischer als der Held des Cervantes. Nachdenkliche Worte fallen oft genug, die auch für unsere Zeit Geltung haben. – Der Grundgedanke, der immer neu und immer geistvoll variiert wird: Columbus ist Don Quichote findet sich schon in meinem Buch „Inbrunst und Düsternis, ein Bild des alten Spaniens" (erschienen Mai 1927), und Wassermann hat das loyalerweise mitgeteilt.

Wien Emil Lucka

Die Scheidung. Ein Roman unserer Zeit. Von Walter von Molo. Wien 1929, Paul Zsolnay. 288 S. M. 4,— (6,50).

Das Buch erinnert an Strindbergs „Beichte eines Toren": Lebens- und Ehewirren, gestaltet von einem Mann, der in der Gestaltung sich ihnen entwinden will. Aber während Strindbergs Buch der dämonische Ausbruch eines Monomanen ist, ein großer Racheakt an der Frau und der Gattung, der sich in der Befriedigung seiner Rache genug tut, will Molo durch die Gestaltung zur Klarheit und Erneuerung. Auch er schreibt die Beichte „eines Toren", aber eines „reinen Toren", einer im Grunde kindlichen Natur (Künstlernatur), die in Wirrwarr, Zerrissenheit, Unrast und Gehässigkeit hineingeraten ist, ohne zu wissen wie, und erst in Leid und Einsamkeit sich klar zu werden sucht, warum das alles gekommen ist in seinem Leben und im Leben der anderen, der ganzen Zeit, und wie man darüber hinauskommt. Er selber fühlt die heimliche Kindlichkeit seiner Natur: „... da war ich innerlich noch ein Junge," gesteht er einmal der neuen geliebten Frau, und: „sie dachte: das bist du auch heute noch; das ist das Schöne an dir." Und ein andermal läßt er diese Frau bekennen: „Sie liebte seine reine Seele, die wertvoller war und richtiger ging als alles, was er sprach."

Diese Jugendlichkeit und Ehrlichkeit, dieser „reine Tor" hinter dem berliner Schriftsteller ist das Echte und Bezwingende dieses Bekenntnisbuches. Ihm wird die Scheidung, der Zwiespalt der eigenen und der heutigen Ehe überhaupt zum Sinnbild des ganzen Zwiespaltes unserer Zeit: „Von der Veräußerlichung, der Lähmung des Wesentlichen kommen die Untreuen, die Eifersüchte, alle Kämpfe und zum Schluß die Ehescheidungen. Es sind nicht Ehescheidungen, wie die Menschen meinen – es sind Scheidungen vom Kern und Ziel und Anlaß des Lebens, es sind Scheidungen der Geister. Der Mensch verlor durch sein Denken den Glauben und tauschte dafür vergängliche äußerliche Bequemlichkeit ein. Die Schuld am Kriege ist wie die jeder Scheidung ganz andere, viel größere Schuld, als Richter und Zeugen ahnen. „Wir sind von Gott abgefallen, vom Geist, von der Vernunft, von der Natur." „Der Krieg kam, weil wir keine Gemeinschaft waren, weil der Friede nicht seine Pflicht erfüllte. Die Begeisterung am Anfang war die weggeschobene Angst eines jeden, der gefürchtet hatte, bereits am Ende zu sein."

Dora, die Ehefrau, mit der er zwanzig Jahre gelebt, wird in ihrer Selbstgefälligkeit und Erstarrung das „grauenvolle Sinnbild des Endes einer großartigen Generation, die Körper und Seele getrennt hatte, die verfiel, weil sie Gott verlor, Zerrbild, Teufelsfratze dessen, was in Wehen wurde". Sabine, die Schwester seines Rechtsanwalts, der den Scheidungsprozeß betreibt, dient in ihrer mondänen Sinnlichkeit zur Ausflucht und Selbstvergessenheit. Über beide hebt sich die dritte Frauengestalt, die Gestalt der Zukunft: die selbstlose, gläubig-liebende, mütterliche, aber in frühen Kämpfen und Leiden frei und selbständig gewordene, dem Leben gewachsene Frau. „Wenn das in Deutschland allgemein wurde, dann war der Krieg nicht vergeblich, nicht verloren, nicht sinnlos gewesen, dann war er gewonnen."

In diese Kämpfe der Geschlechter mischen sich die der Eltern und Kinder, der Generationen, Probleme der Erziehung, der Jugendbewegung usw. Alle aber läutern und erneuern sich zu einem neuen Glauben, einer neuen Ehe, einer neuen Zukunft. Das ist das Junge, die schwäbische Herkunft und Stammeskraft im Berliner Walter von Molo.

Freiburg i. Br. Philipp Witkop

Die Tatarin. Erzählungen. Von Oscar Walter Cisek. Hamburg 1929, Gebrüder Enoch. 257 S.

Wilhelm von Scholz hat etwas sehr Richtiges und Dankenswertes getan, als er bei der Verteilung des Kleistpreises den Autor dieses Novellenbuchs mit einer lobenden Erwähnung bedachte. Die Ehrung trifft einen jungen, bis dahin unbekannten und auf Anerkennung deshalb angewiesenen Menschen; sie trifft zu gleicher Zeit einen Schriftsteller, der völlig Künstler ist, in einem strengen und einsamen Sinn: ein Künstler – einer, der es nicht leicht haben wird.

Wir sind nicht arm an jungen Begabungen, wir sind aber grenzenlos arm geworden an Künstlern im obengenannten Sinn, an Menschen, denen ihre Kunst nicht ein Beruf ist, sondern ihr mit wahrer Handwerkstreue reinzuhaltendes Ein und alles. Daß Cisek zu ihnen gehört, verrät sein Buch auf Schritt und Tritt, in Qualität und Mangel: dieser Mensch schreibt keine Zeile um des Erfolgs, der Spannung, der ordinären Gemeinverständlichkeit willen. Er macht stofflich und stilistisch keine Konzession; er macht auch keine in Sachen der inneren Auffassung, er verharrt streng, oft unerbittlich innerhalb seiner künstlerischen Vision. Er ist kunstvoll bis zu einem Grad, daß manche Leser ihn künstlich finden werden. Was er gibt, ist Handarbeit, und deshalb wird er es nicht leicht haben in einer Zeit, die ihre Kunst, mehr als sie weiß, nach Fabrikmethoden herstellt.

Cisek ist Deutschrumäne; sein Stoffkreis ist östlich, balkanorientalisch. Nichts spielt in seinen Novellen eine solche Rolle wie die Sonne, die Hitze, das helle Licht, der Staub, ein Kochen der Landschaft, ein Kochen im Blut. Er schreibt in einer ganz merkwürdigen Weise pointillistisch, von der elementarsten psychischen Empfindung her (Hitze, Kälte, Lust, Unlust), ein wenig der Malmethode van Goghs zu vergleichen. Die Gefahr des Überempfindlichen, allzu sekundenfein Registrierenden liegt nah und ist keineswegs vermieden. Ich habe selten so „langsame" Geschichten gelesen; da sie aber in sich rein sind, werden sie nie langweilig, und da immer

Digitized by Google

eine seltene Größe des Vorwurfs hinter ihnen steht, gehen sie (in einem überstofflichen Sinn) immer gut aus und bleiben in ihrer Essenz unvergeßlich, vor allem die Titelerzählung mit ihrem monumentalen Schluß und die Novelle „Spiel in der Sonne", eine der saftigsten, überlegensten, großartig-komischsten Geschichten, die mir in der neueren Literatur bekannt sind. Ich begrüße Eisek mit allem Respekt und wünsche ihm, es möge nicht so schlimm sein, was das Es-schwer-haben betrifft.

München W. E. Süskind

Die Witwe von Ephesus. Ein moderner Roman. Von Rudolf Presber. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 464 S. Geb. M. 7,50.

Petronius erzählt in seinem Gastmahl des Trimalchio von jener hübschen Witwe von Ephesus, die bei der Leiche des aufgebahrten geliebten Gatten fünf Nächte lang ohne Speise ausharrt. Ein römischer Kriegsknecht, der vor dem Hause die Leiche eines ans Kreuz geschlagenen Räubers bewachen soll, entdeckt die schöne Witwe, und sie finden beide, daß es vergnüglicher sei, sich lieb zu haben als Leichen zu bewachen. Aber während sich die Liebesleute die Nacht auf ihre Weise vertreiben, wird vom Kreuz der Räuber gestohlen. Was macht man in diesem Fall? Um ihren geliebten Soldaten vor Strafe zu bewahren, wird die doch zu nichts mehr nütze Leiche des eigenen Gatten statt des Räubers ans Kreuz geschlagen.

Und es gibt eine andere Legende von Tschan-sang, in der das Motiv weniger gruselig abgewandelt ist. Da vermischt ein junger Student seine Seufzer mit den Seufzern der Witwe um den toten Gatten. Er trägt ein schwarzes Barett, einen bunten Gürtel über dem gestickten Nanking-Gewand und hat leuchtend rote Scharlachschuhe an. Und diese gemeinsamen Seufzer, in denen schon die Leidenschaft des einen für den anderen auflebt, gelten doch, bis zu einem gewissen Teil wenigstens, immer noch dem seligen Toten.

Rudolf Presber, der Fabulierfrohe, dem das Erzählen-müssen so recht angeboren scheint, macht aus seiner Witwe eine sehr hübsche und moderne junge Frau, ehemals Schauspielerin, die ihrem Gatten, dem verstorbenen Konsul Hilversen von Herzen zugetan war. Hilversens Neffe jedoch ist ebenfalls ein forscher Kerl, der mit seinem Flugzeug die halbe Welt umflogen hat und nicht nur von seiner Vaterstadt, sondern auch ein wenig im Herzen seiner schönen Tante verehrt wird. Jetzt meint der freundliche Leser, diese beiden Menschen müssen sich nun und jedenfalls finden. Es geschieht nicht so bei Presber, aber ich verrate auch die glückliche Lösung keinesfalls. Ich bleibe lieber bei der äußerst sympathischen Witwe von Ephesus und betrachte mit ihr das Bild des Konsuls und beobachte, wie dieses Bild zum Schluß aus der stillen Burg seines goldenen Rahmens heraus lächeln kann, wie gute Bildnisse tüchtiger Menschen, die das Gute gewollt und in Ehren vollendet haben.

Es erübrigt sich zu sagen, daß in dieser so schlichten Handlung durchaus nicht nur die Rede ist vom jagdlichen Wild einer schönen Frau; wie immer bei Presber sind eine Fülle lächelnder Lebensweisheiten zusammengetragen. Kleine Prozesse und komische Herzensverwicklungen finden sich in jeder Kleinstadt. Und gerade die Kleinstadt war von jeher Presbers Liebe. Wie er sie jetzt auch wieder mit tausend Details seines herzhaften Humors und seiner treffsicheren Beleuchtung ausmalen kann, das macht den Menschen und sein Buch von neuem wieder sympathisch.

Dresden Heinrich Zerkaulen

Die drei Erzählungen. Von Hans Kaltneker. Wien 1929, Paul Zsolnay. 192 S. M. 2,50 (4,50).

Die drei Erzählungen zeigen den jung verstorbenen wiener Dichter noch einmal als eine vorwärtstreibende Hoffnung, als einen Wesensverwandten Heinrich von Kleists, voll grausamer Energie, mit einem Willen, gut zu sein, im Unterton; die Personalunion zwischen Dramatiker und Novellisten war zwingend und organisch, aus dem Erkennen metaphysischer Mächte geworden. In dem Drama „Das Bergwerk", das für Kaltneker in vieler Hinsicht charakteristischer ist als das Mysterium „Die Schwester", wächst aus dem elementaren Erleben des Todes der dramatische Konflikt zweier geretteter Bergleute: der eine, der früher die Genossen organisiert hat, will nur noch leben, in Frieden auch mit dem Arbeitgeber; der andere, der sich um soziale Fragen nie bekümmert hat, wird zum Führer im Klassenkampf und schießt ihn nieder. Die dynamische Wucht dieses Dramas, das weder nach François Coppée die Tragödie eines Streikbrechers behandelt, noch soziale Probleme durchdebattiert, eignet vor allem dem Hauptstück des Prosabandes, der kühnen, schmalen Erzählung „Die Liebe". Wie Kleists Kohlhaas aus zu großem Gerechtigkeitswillen durch seine Gewalttaten die Welt aus den Fugen bringt, bis ihm selbst vor seiner Gottähnlichkeit bange wird, so peinigt der Liebhaber Secundus seine geliebte Kathrin aus Übermaß von Liebe, bis er geläutert das Leid auf sich nimmt. Es spricht für die Gestaltungskraft des Dichters, daß er die sadistische Leidenschaft des Helden von aller Perversion befreit und mit schöpferischem Ausdruck die Urgewalt einer Liebesraserei schildert, die entsetzlichen Prüfungen standhält. Wie die „Liebe" sind auch „Die Magd Maria" und „Gerichtet-Gerettet!" eher dramatische Novellen als Erzählungen zu nennen.

Berlin Lutz Weltmann

Das Tigerschiff. Roman. Von Norbert Jacques. München 1929, Drei Masken Verlag A.-G. 250 S.

Norbert Jacques präsentiert sich in seinem „Tigerschiff" als eine Edelmischung aus einem virtuosen Reporter und einem genuinen Dichter von jener gefährlichen Sorte, vor der die Menschheit wie vor Hochspannungsleitungen zu warnen ist. Es ward mir noch nicht ganz deutlich, welchem Prozentsatz dieser Mischung das absolute Plus dieses tiefschürfenden, packenden und mitreißenden Werkes — und welchem Prozentsatz das Minus anzukreiden ist. Das erste Kapitel jedenfalls schadet meines Erachtens dem Ganzen sehr — nicht nur wegen seiner allzu naiven, narzistischen Renommage, deren Bazillen sich übrigens auch in anderen Kapiteln einen Brutherd schaffen, sondern vor allem deshalb, weil darin der Begriff des Barden fällt, offenbar als höchste Norm, nach der der Autor und sein Werk gemessen zu werden wünscht. Nun: ich bin froh, in jeder Hinsicht nur Gutes von dem „Tigerschiff" sagen zu können — mein kritisches Gewissen verbietet mir aber sagen zu können, daß das „Tigerschiff" eine bardische Ballade sei. Norbert Jacques hat seiner Herkunft und seiner Zielstrebigkeit nach durchaus das Zeug dazu, ein Barde zu sein — im vorliegenden Werk ist er es leider noch nicht. Seinem Wort fehlt noch das erforderliche Gewicht, die mythische Vitalität der Sprache. Ansätze dazu sind vorhanden, ich muß die Bremse meiner Schreibmaschine anziehen, um diese beglückenden und erschütternden Zentren der sprachlichen und szenischen Gestaltungen nicht in die Welt zu trommeln ... Ich hoffe es anläßlich des nächsten Werks von Norbert Jacques tun zu können.

Digitized by Google

Was er im „Tigerschiff" im übrigen inhaltlich und formal leistete, verdient höchste Anerkennung: hier ist ein neuer wertvoller Beitrag zu der Gattung der Werkstättenromane — wie ich die in der Nachfolge von André Gides „Falschmünzern" geschriebenen Werke nennen möchte. Jacques ist — über die Namengebung seiner Gestalten hinaus — ein Meister einer durchgeistigten Symbolik, die dramatische Ballung und Gestaltung des Geschehens ist von höchster Intensität und Abrundung — kurz und gut: das „Tigerschiff" ist ein Werk, das durch sein „Nein" nicht nur aufwühlt, sondern durch sein „Ja" den unzersplitterbaren Kristall echten und feinen Menschtums zum Leuchten bringt.

Leidhecken — Karl Rheinfurth

Annee und ihre Leichtathleten. Roman. Von Fred Hildenbrandt. Lübeck-Berlin-Leipzig 1929, Otto Quitzow Verlag. 259 S.

In einem geschmacklosen Einband von Hugo Steiner-Prag (Ölphoto, himmelblau) steckt ein mehr als nur geschmackvoller kleiner Roman und in diesem der ganze widerspruchsvolle Fred Hildenbrandt: jung und weise, unklug und geistvoll, liebend und kühl, aktiv und melancholisch, ironisch und jäh, verletzend und gütig, menschenfreundlich und anmaßend, flüchtig und tief. Und immer und über allem voller Charme.

Es ist ein Sportroman, im Beginn so kritisch gegen die „Literaten", wie es nur ein Literat sein kann, unkritisch verliebt in Körperlinien, Klubleben, Vereinsfahnen usw. Ein Verein begeisterter Sportjugend fährt siegesgewiß zu den olympischen Spielen, behauptet, berauscht sich und kehrt enttäuscht zurück. Es gibt keinen Klub mehr. In kurzen bewegten Szenen und knappen vibrierenden Sätzen ist das geschildert von einem, der selbst Sportsmann ist: dem sogar das Romanschreiben ein Sport und Reportage das Training dazu ist: Fred Hildenbrandt.

Der Brand eines Filmateliers; Autounfall auf der Landstraße; Olympiade 1928; Schlägerei im Hafenviertel von Amsterdam sind Glanzstücke einer Berichterstattung, die mit Blitzlichtaugen sieht. Der geschickte Griff des eingeübten Romanciers arbeitet sie fest in die sich zwischen den jungen Klub-, Sport- und Liebesleuten abspielende Handlung ein. Sie ist unkonventionell und kommt so stark aus dem Erlebnis, daß Autor und Leser darüber nachdenklich werden und hinter der Verherrlichung des Sportbetriebes die ewigen Dinge aufsteigen sehen, von denen die Literaten und Literaturen seit Jahrtausenden erzählen. Und vor denen die Sportsleute klein werden, leise durchschauert ihr Gerät einpacken und still, bescheiden nach Hause fahren.

Um dieser Stille, dieser Bescheidenheit willen wünsche ich dem Buch alle Sportmenschen zu Lesern.

Berlin-Lichterfelde — Rudolf Frank

Die Geisterstadt. Roman. Von Heinrich Lilienfein. Stuttgart-Berlin 1929, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 231 S. In Ganzleinen M. 6,50.

Dieser Roman des fünfzigjährigen Dichters Heinrich Lilienfein wird viele Menschen beglücken, die bloß entfernte Beziehung zu dem haben, was heute als „Zeitkunst" sich literarischer Schätzung erfreut. „Die Geisterstadt" ist kein moderner Roman im Sinne weißglühheißer Durchleuchtung der Gegenwart an jenen Punkten des öffentlichen Daseins, wo die Ströme des politischen, des wirtschaftlichen, des sozialen Lebens aufgischend sich kreuzen. Modern, im Sinne kesser Neuartigkeit der Form, ist auch seine Architektur nicht und nicht sein Stil. Vielleicht ist dieses Buch ein wenig gestrig in der vornehmen Gelassenheit seines Aufbaus, in den Kontrasten typischer Gestalten in der ewigen Goethestadt, deren Schilderung und dichterische Erfühlung zu seinen stärksten Vorzügen zählen. In die Atmosphäre des heutigen Weimar hat Lilienfein rundumgesehene Menschen gestellt, nicht Schemen und nicht Figurinen: Gelehrte, Künstler, Frauen und einen fossilen Prinzen. Es wird der Dämon Weimar gezeigt, das um Goethes willen geistige Weimar, das die Menschen einspinnt in ein historisch und literarhistorisch-zeitfernes Dasein, und wir lernen das moderne Weimar kennen, das mitwirkt an den technischen und sozialen Aufgaben unserer Epoche. Hie patinierter Klassizismus der Philologen, hie zielbewußte Sachlichkeit arbeitswütiger Gegenwartsbaumeister. Ein junges Mädel aus Berlin soll zwischen diesen Gegensätzen zu sich selbst finden. Um die unmißverständliche Kontur der Persönlichkeit geht es dem Dichter, zu der sich jeder Strebende hindurchringen muß. Vielleicht wollte er an Donates Geschick den Weg skizzieren, der von der Frau von gestern zur Frau von morgen nicht revolutionär, sondern weiblich-evolutionistisch im besten Sinne führt? Frauen, die es wirklich sind, nicht kokette Kaffeehaustypen oder verdrehte Kunstjüngerinnen, werden dies stark nachfühlen.

Berlin-Halensee — Felix Langer

Land der Vulkane. Roman. Von Hans Friedrich Blunck. Jena 1929, Eugen Diederichs. 181 S. M. 3,50 (6,—).

Ich glaube nicht, daß es gut ist, aus einem anderen Erdteil, den wir für ein paar Wochen oder Monate empfangen haben, zu der Geburt eines Romans heimzukehren, der die Frucht dieser Empfängnis ist. Man kann mit Tagebüchern heimkehren, mit Bildern, ja mit einer leidenschaftlich durchfluteten und überströmenden Seele. Aber wir kehren mit unserer Seele heim, nicht mit der Seele jenes Erdteils, und was wir gebären, soll sich aus der innigsten Ehe unserer Schöpferleidenschaft mit den Dingen unseres Diesseits und Jenseits gebären.

Ich glaube nicht, daß es gut ist, daß Blunck von seiner Amerikareise mit zwei Romanen zurückgekehrt ist. Das „Land der Vulkane" ist ein anständiges Buch, es hat eine Handlung, ein paar Gestalten, es hat Naturverbundenheit, es hat eine Entwicklung. Pronunciamentos und Vulkane brechen aus, es wird ein bißchen um Öl gekämpft, um Macht, um Geld und Liebe. Der Kaffee spielt eine große Rolle, und das Deutschland der Nachkriegszeit steht, geliebt, gehaßt, überall am Seelenrande seiner halbentfremdeten und doch nicht ganz abgelösten Kinder, die dort in fremder Erde Heimat gefunden haben. Und Dolfo Kordes, nachgiebig geneigt, zwischen den Rassen müde zu werden und zu versinken, wird nach Abenteuer, Liebe und Todesgefahr ein langsam Reifender, der am Fuße der Vulkane eine neue Erde zu bebauen beginnt.

Aber alles dieses ist keine „Schicksalsgeschichte", wie der Verlag ankündigt. Schicksale unterhalten nicht, Schicksale schildern nicht, sondern sie offenbaren, den Vorhang zerreißend, die Abgründe, aus denen unser Blut sich speist. Wir verdanken Blunck den „Stelling Rotkinnsohn" und manches andere. Das ist eine ernste Verpflichtung, und wer bis in den Atem des Mythos gedrungen ist, sollte sich nicht damit begnügen, im Atem der Erscheinungen stehenzubleiben, auch wenn es die Erscheinungen fremder Erde sind.

Königsberg Pr. — Ernst Wiechert

Digitized by Google

Muspilli. Erzählung. Von Wolfgang Götz. Mit Zeichnungen von Alfred Kubin. Stuttgart 1929, Adolf Bonz & Comp. 255 S. M. 4,—(6,—).

Henri Barbusse hat in seiner Novelle „Jenseits" durch die Explosion eines neuen Giftgases die ganze Welt zugrunde gehen lassen, bis auf einen überlebenden Flieger, der im Augenblick der Explosion sich just hoch in den Lüften befindet und so dem allgemeinen Tode entrinnt. Götz geht in seiner phantastischen Erzählung „Muspilli" von der gleichen Voraussetzung aus; nur daß seine Explosion lediglich die Menschen vernichtet; die „unschuldigen" Tiere bleiben bei Götz am Leben. Was Barbusse aber ins Ethische wendet, kehrt Götz ins Komisch-Burleske. Seine Erzählung hätte vor hundert Jahren erscheinen können, denn sie ist nicht nur ein typisches Beispiel der romantischen Ironie, sondern romantisch in bezug auf den Stil, die Form und den Inhalt. Wenn der „Ewige Jude" hier zur Hauptfigur gemacht wird, der sich mit dem überlebenden weltfremden Idealisten am Ende über literarische und künstlerische Fragen unterhält, ihm Anekdoten über berühmte Männer erzählt, die er alle persönlich gut gekannt hat, so ist das nicht originell. Wenn aber gar der „Ewige Jude" mit dem Autor, der sich zum Schlusse selbst in die Geschichte einführt (weil er „nicht weiß, wie sie sonst zu Ende gehen sollte!"), über das dichterische Schaffen debattiert und über politische Fragen kannegießert, so sind wir genau im Jahre 1810, wo selbst der geringste der Romantiker dem Autor sagen könnte: Das habe ich schon besser gemacht.

Es ist ein typisches Literatenbuch. Die Leitartikel, die hier gegen die maschinelle und politisch aufgewühlte Zeitströmung gesprochen werden, sind sicher sehr ehrlich gemeint; aber es wirkt, wie der Walkürenritt auf der Drehorgel. Die Ehrlichkeit der Gesinnung und die humorige Weinlaune, aus denen dieseWeltuntergangsgeschichte geboren ist, werden gern anerkannt; sie sind die einzigen Faktoren, die die Erzählung lesenswert machen.

Berlin — J. E. Poritzky

Die Straße. Roman. Von Friedrich von Gagern. Leipzig 1929, L. Staackmann. 584 S. M. 7,— (10,—).

Dieses neue Werk des österreichischen Dichters, das in seiner Wucht und Größe die früheren Romane „Ein Volk" und „Wundmale" noch übertrifft, ist mir ein weiterer Beweis dafür, daß Fr. von Gagern nicht nur einer der bedeutendsten österreichischen Dichter ist, sondern auch die meisten reichsdeutschen Erzähler turmhoch überragt und einen Platz neben den Epikern der Weltliteratur verdient. — Irgendwo drunten an der österreichischen Grenze wird eine Bergstraße erbaut, und diese Tatsache gibt dem Dichter Gelegenheit, eine Fülle von Gestalten lebendig zu machen, von den leitenden Baumeistern bis zum letzten, in Schnaps halb verkommenen Steinschläger, von der armseligen, ihr mühsames Frauenschicksal und hartes Mutterglück tragenden Häuslerin bis zur halb vertierten Wirtin und lasterhaften Magd, alle erdgebunden wie Pflanze, Tier und Stein, triebhaft hingegeben allem, was aus Urtiefen in ihnen emporprängt. Schmuggel, Wilddieberei, Mord, Totschlag, alle Laster wüten in dem von den Tatzen des immer näher kriechenden Verkehrs aufgeschreckten Tal, dessen dumpfer Brodem nicht weicht vor dem Waldruch, den die Nacht von den Hügeln herniedersendet, noch vor dem reinen Lebenshauch, der von den Trägern tiefster Sittlichkeit und Menschlichkeit ausgeht. Wieder, wie in dem Roman „Ein Volk", stellt der Dichter einen Gewaltmenschen in den Mittelpunkt, einen Jäger, der in sich die ganze strotzende, erdentwachsene Lebenskraft und jauchzende Lebensgier seines ukrainischen Volksstammes verkörpert und im Kampf gegen Laster und Gemeinheit untergeht, weil in ihm stärker als in allen anderen die von Urzeiten her in jedem Geschöpf lebendige Verbundenheit mit allen geheimnisvollen Kräften der Erde sich als formende, treibende Kraft zeigt, weil in ihm das Gefühl für die erbärmliche Schändung, die die Menschen in ihrer frevelhaften Zerstörungsgier den heiligen Bergen und Wäldern, den stummen und tauben Geschöpfen antun, noch wie aufschäumendes Meer rauscht. — Es ist erschütternd schön, wie der Dichter diese Erdgebundenheit darstellt, wie er die Natur seiner heimatlichen Berge und Wälder schildert, seine Sätze mit klingendem, ganz neu geprägtem Wortgold vollballt, daß man ergriffen und hingerissen ganze Seiten wieder und wieder liest, ganz erfüllt von dem rauschenden, brausenden Strom dieser in Wahrheit großen Darstellungskunst, dieser starken Kunst eines der stärksten Epiker deutscher Zunge.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Der junge Fritz. Friedrichs des Großen Weg zum Thron. Von Willy Norbert. Berlin 1929, Neufeld & Henius. 307 S. M. 3,—(4,50).

Ein leicht lesbarer Unterhaltungsroman ohne literarische Ambitionen. Der Verfasser erzählt zum soundsovielsten Male die Geschichte der bitteren Jugend Friedrichs des Großen. Wenn auch die historische Wahrhaftigkeit der Romanhandlung nicht angezweifelt werden soll, so fehlen diesem Klischee doch Blut und Nerven. Die Kenntnis historischer Details schafft noch keinen historischen Menschen. Die psychologischen Voraussetzungen für die Charaktergestaltung des jungen Friedrich sind im Grunde viel interessanter als die dramatischen Höhepunkte der äußeren Geschehnisse, wie Flucht, Gefangennahme und der Tod Kattes. Ihnen nachzuspüren ist heute wichtiger als etwa den historisch beglaubigten Dekreten eines hochlöblichen General-Kriegsgerichtes oder den Auslassungen eines gewissenhaften Oberkerkermeisters von Küstrin.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Der Hellseher. Roman. Von Ernst Lothar. Wien 1929, Paul Zsolnay. 525 S.

Einige professionelle Begrüßer haben diesem Buch auf den Weg geholfen. Wenn sie zuerst auch nichts anderes taten, als dem Publikum die wirkungsvolle Fassade des Werks anzupreisen und es nicht vermochten, deutlich und mit allem Nachdruck auf die selten saubere, sittliche Grundhaltung des Autors hinzuweisen, so haben sie diesmal der Literatur keinen schlechten Dienst erwiesen. Das Buch, das sich anfangs sehr maskiert, liest sich seitenlang wie eine unbeachtliche Reiselektüre. Dann zerschwatzt der Autor die Sprache und gerät oft ins Schludern. Schade! Denn die Kraft, die das Werk treibt, und um dessentwillen ich es hochschätze, ist ungewöhnlich, ist reinigend in mancher Beziehung. Alle Begebenheiten, die der Autor in diesem Buch abspult, bzw. durch die „kleine Fertigkeit" des graphologischen Hellsehens abspulen läßt, sind um einen herrlichen, unantastbaren, inneren Kern gruppiert, um die Gesinnung einer Mutter. Und dieser strahlende Kern und seine fromme Kraft, die den Wirbel aller Begebenheiten, die sich um die „kleine Fertigkeit" entwickeln, zurückzuleiten und aufzulösen vermag, diese saubere Abgrenzung zwischen lichter Magie (des Religiösen) und schwarzer Magie (des Hellsehertums), lassen mich an diesem Buch froh werden. Man weiß am Ende, daß man den

Digitized by Google

Autor unter die Verantwortlichen zu rechnen hat. Seine Gesinnung ist von starkem Erzählertum so organisch absorbiert worden, daß es ihm wohlgelingt, allein durch die romanhafte Handlung und ohne alle Lehrhaftigkeit erziehend zu überzeugen.

Kurz: Ernst Lothar lockt den Leser mit großer Klugheit ins Gestrüpp der Geschehnisse, um ihn schließlich in der Idee als dem Endsinn des Buchs wie in einer Falle zu fangen und vor das Gericht der religiösen und sittlichen Verantwortung zu ziehen. Aus diesem Grunde wünsche ich dem Buch weitere prominente Begrüßer, besonders aber drüben in den U.S.A.

Dresden — Fritz Diettrich

Theodor Obermeyer. Roman. Von Wilhelm Engelke. Braunschweig 1929, Georg Westermann. 513 S. M. 7,50 (10,—).

Das rheinisch-westfälische Zechengebiet in seinem märchenhaften Aufstieg während der letzten vierzig Jahre und durch den Weltkrieg hindurch nebst den tollen Wirtschaftsauswirkungen, die folgten. Für den Leser, der die Aktien nicht kennt, also mit der Börse nicht vertraut ist, bleibt der heiße Atem des umfänglichen Buchs nicht durchweg erregend, weil unser Verständnis zwischendurch erlahmt. Dafür entschädigt die Laien als Mittelpunkt und Schwungrad die phrasenfreie Persönlichkeit des Organisators dieser deutschen Arbeitslandschaft. Theodor Obermeyer ist eine hinreißende Originalgestalt der deutschen Aufbaukraft und der königlichen Pflichterfüllung als Bürgerkrone, bis in den Tod.

Der westfälische Verfasser wirkt seit 1907 an der Gewerbeschule in Hamburg als Lehrer; nach dem Kriege studierte er an der Universität dort Rechts- und Staatswissenschaften. So ist er mit den volkswirtschaftlichen Gegenwartsproblemen vertraut. Zum Besten der breitausladenden Erzählung rechne ich die Eingangsskizzen, zumal die erste Begegnung mit Obermeyer im Kohlenschacht, wo die beiden einander fremden Männer tiefgründig über Dasein, Vererbung, Schicksal und Verantwortung philosophieren. Nichts in den arbeitsreichen, erfolgstarken, schicksalgezerrten Erlebnissen, die diesen rastlosen genialen Mann als Wirker und als Dulder, als Aktivisten und als Problematiker erreichen, überbietet diesen kostbaren Auftakt.

Charlottenburg — Theodor Kappstein

Heini Jermann. Die Lebensgeschichte eines Kriegs- und Fürsorgekindes. Von Anni Geiger-Gog. Stuttgart 1929, D. Gundert. 192 S. Geb. M. 5,20.

Die vorliegende Erzählung ist in Form und Inhalt durch die sozialpädagogische Einsicht bestimmt, daß eine fortschrittlich gesinnte Erziehung Kindern mit reifendem Bewußtsein nur solche Bücher reichen darf, die das Bewußtsein klären und für die seelischen, körperlichen und geistigen Wirklichkeiten dieses Lebens aufnahme- und arbeitsfähig machen. Anni Geiger-Gog hat sehr richtig erkannt, daß Märchen und Phantasiegeschichten mit ihren illusionären und wirklichkeitsentstellenden Inhalten die Bewußtseinsentwicklung im Kind in eine falsche, lebensfremde Richtung drängen, und daß das einmal mit Illusionen, Utopien und idealisierten Daseinszuständen gefütterte und getrübte junge Bewußtsein niemals zu einer begreifenden, wegweisenden, wegbahnenden Tätigkeit gelangen kann. Dieser heutigen Erziehungsforderung hat Anni Geiger-Gog mit ihrer Erzählung entsprochen. Das sei mit dankbarer Anerkennung festgestellt. Um so mehr muß man bedauern, daß ihr Werk nicht die wert- und wirkungsentscheidende Kongruenz des sozialen Wollens mit dem künstlerischen Vermögen erreicht. Anni Geiger-Gogs Hände sind zu zart, zu zärtlich für die Formung rauher, harter Proletarierwirklichkeit. Sie beklagt, sie bemitleidet die Parias unserer Gesellschaft, anstatt das Elend der Entrechteten und Enterbten in sachlicher Unerbittlichkeit darzustellen. Oft ist die Erzählerin stärker erschüttert als wir. Auch gewinnt man nicht den Eindruck, daß Anni Geiger-Gog die Zusammenhänge der kapitalistischen Gesellschaftsordnung durchschaut. Anstatt in die Tiefen der Kausalität hinabzudringen, bleibt sie bisweilen nur auf der Oberfläche der Erscheinung. Heinis Pflegevater, der Bierbrauer, ist ein Trinker. Warum trinkt er? Darauf gibt Anni Geiger-Gog keine Antwort. Er trinkt eben. Anni Geiger-Gogs Alkoholproblem ist weder soziologisch, noch biologisch bestimmt. Wenn man eine Krankheit heilen will — und die von starkem sozialen Verpflichtungsgefühl erfüllte Autorin will heilen — dann ist die entscheidende Voraussetzung für die Therapie die Diagnostizierung der Krankheitsursache. Also hätte Anni Geiger-Gog die Ursache der Trunksucht gestalten müssen.

Anni Geiger-Gog vermag nicht sozialkritisch in die gesellschaftlichen Untergründe hineinzuleuchten, sie vermag nicht, Hintergründiges plastisch aufzuhellen, aber sie vermag schlicht zu erzählen. Oft trifft sie einen Ton, dessen warmblütige Zartheit und eindringliche Einfachheit den kritischen Leser mit den evidenten Schwächen der Erzählung aussöhnt. Sehr anerkennenswert der verantwortliche Versuch, jungen, reifenden Menschen damit zu dienen, daß man ihnen durch ein Buch Einblick in wirkliche Daseinsverhältnisse vermittelt.

Die der Erzählung beigegebenen farbigen Vollbilder sind trotz einiger Sentimentalitäten nicht unbegabt. Zwar gibt der Illustrator Max Ackermann in seinen Heini Jermann-Bildnissen nicht die Not eines ausgemergelten, vom Schicksal drangsalierten Proletarierjungen, sondern die Angste eines hypersensiblen, dekadent-schlanken Knabentypus bürgerlicher Provenienz. Doch trifft hier den Illustrator keine Schuld. Denn er hat seinen Porträts nur die gleichen unproletarischen Züge gegeben, die das Geiger-Gogsche Modell trägt. Er hat eine Schwäche des Buchs illustriert.

Berlin-Charlottenburg — Werner Türk

Der Weg wider den Tod. Roman einer Heimkehr. Von Otto Heuschele. Leipzig 1929, Philipp Reclam jun. 244 S. M. 3,— (4,50).

Hinter diesem „Weg wider den Tod" wittere ich Pastorenluft, eine süddeutsche Mentalität und die moralisch-pathetische Diktion einer sehr fragwürdigen „Höhenluft".

Der Verlag Philipp Reclam hatte in der Reihe seiner jungen Romane einen durchschlagenden Erfolg: Heinrich Hausers „Brackwasser". Dieser Schriftsteller zwingt den epischen Vorgang aus einer optischen Energie in die Dynamik der Wortfolge.

Was aber tut der Verlag in der Fortsetzung seiner jungen Romane? Er gibt Herrn Otto Heuschele das Wort. Er propagiert dessen Buch als „Geschichte eines Menschen unserer Zeit", er tauft es auf „zeitlos", „magisch", „schicksalhaft" und bahnt mit solcher Spekulation auf metaphysische Bedürfnisse einem Schriftsteller den Weg, der mit allen seinen Instinkten die pseudoklassische Gefühlswelt wieder auf den Plan ruft.

Diese romanhaft-schwärmerische Handlung! Diese peinliche Süßlichkeit aller Gefühle! Dazu: eine mythische Welt, Hölderlins Name, das Pathos der Diktion nur bemüht, um einen „Weg wider den Tod" im Sinne Heuscheles einem verwirrten Leserkreis plausibel zu machen.

Digitized by Google

Und der Erfolg?
:— die klassische Welt wird in diesem verquollenen Nebel der Gefühle desavouiert und die Welt der Gegenwart um ihre Werte betrogen.
Oder ist solche Diktion kein Betrug an allem Tatsächlichen: „um mich tosten die Wirbel der Weltstadt" oder „mitten im frechen Luxus der Großstadtstraßen". Oder erreicht die Verlogenheit dieses Sprachstils nicht hier ihren Höhepunkt: „ich mußte zu ihr, ein schöner Leib verlangt nach seiner Heiligung!... Aber das Geheimnisvollste war, daß dieser Mädchenkörper in meinen Armen aufblühte, wie Blütenknospen, die man an einem Sommermorgen in die Sonne gestellt hatte."
Mich packt der Ekel! Seit wievielen Jahren „Kampf der Metapher"?! Aber Philipp Reclam gibt Herrn Otto Heuschele 1929 das Wort!

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Das rufende Land. Von Friederich Zschepank. Dresden 1929, Oscar Laube. 201 S. Geb. M. 5,—.

Keine Belletristik, vielmehr Poesie, wenn auch in kleinem Ausmaß. Weicher Rhythmus, sentimentale Stimmung, fast gegenwartsfeindlich, geht von dieser künstlerischen Prosa aus, in die Verse eingestreut sind. Bilder und Bildchen wenig gegenständlich und wesenhaft, Handlung nur angedeutet; doch innerer und teilweise auch äußerer Zusammenhang bei sinnreicher Anordnung. Urlaub von der Stadt, an der indessen der Dichter auch Stilleben entdeckt; ländliche Idyllen im Wechsel der Jahreszeiten; Wanderungen und Reisen auf Straße, Bahn und Fluß; Dorfwelt mit Gutshöfen und Mühlen, Wäldern und Wiesen, Obstbäumen und Blumen. Erst in den letzten Stücken des Buchs pulsiert das Leben stärker, aber auch da bleibt Zschepank seiner dichterischen Zeichensprache treu.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Boston. Zeitgeschichtlicher amerikanischer Roman. Von Upton Sinclair. Übersetzt von Paul Baudisch. Berlin 1929, Malik-Verlag. 800 S. Kart. M. 4,80, geb. M. 7,—.

Wem Upton Sinclairs Tendenzschriftstellerei Kunst bedeutet und wer keinen Anstoß nimmt an den zu vielen nackten Reportagestellen einerseits und dem persönlichst gefärbten Tatsachenbericht andererseits, der wird sich auch durch diesen Wälzer mit Begeisterung lesen. Anderen, wozu ich mich rechnen muß, wird die Freude über den Gesinnungsmut und den manchmal hinreißenden Stil des Verfassers durch eben jene fanatische Tendenz, durch eine oft groteske Einseitigkeit der Auffassung und Darstellung vergällt. Manche der Probleme hat überdies schon ein Winston Churchill vor Jahren poetischer, besser dargestellt. Und wenn ich bedenke, daß viele Tausende von deutschen Lesern sich nach Upton Sinclair ein Bild Amerikas, „wie es wirklich ist", formen, dann kann mir nur grausen.
Das vorliegende Buch ist eine überaus wirksam geschriebene, historisch-getreue Geschichte des Falles Sacco-Vanzetti, dessen Ausgang sich jeder Freund Amerikas anders gewünscht hätte, dessen Tragödie aber doch nicht derart verallgemeinert werden darf. Sinclairs „Boston", so wahr es in seiner dokumentarischen Darstellung wirken mag, ist nicht Amerikas und Neuenglands Boston. Das kann jeder Amerikakenner nur immer wieder betonen und damit zugleich zur Kritik mahnen. Die Übersetzung von Paul Baudisch ist lesbar.

Berlin — Friedrich Schönemann

Der Mann, der den Präsidenten kannte. Von Sinclair Lewis. Berlin 1929, Ernst Rowohlt. 220 S. M. 5,— (8,—).

Die Studie des amerikanischen Bürgers: mit schriftstellerischem Elan und schauspielerischer Virtuosität beweglich, ironisch, zündend hingeworfen.
Der Typ wird festgenagelt: mit allen Verlogenheiten, Idealismen, Niederschlägen, billigen Tröstungen, und wie er mit Schwätzen — die geistige Leere als Fundament, die geistige Leere als Folge — Erfolg, Erfolg, Erfolg hat.
Großartig!

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Nacht und Traum. Roman. Von Gunnar Gunnarsson. Deutsch von Erwin Magnus. München 1929, Albert Langen. 392 S. M. 7,50 (10,—).

So viele Bücher auch gelesen sind, seit Gunnarssons „Schiffe am Himmel" unser Herz bewegten: unvergessen blieb über tausend andere Buchgestalten hinaus dieser kleine Junge, Uggi, der seine Mutter verliert. Seine Jugendgeschichte setzt sich in diesem Buch fort, er wird Jüngling und Mann. Seit man dieses Dichters „Leute vom Berg" kannte, wußte man, daß man unter den großen Schriftstellern und Epikern Skandinaviens den begnadetsten gefunden hatte, den, der dem schöpferisch Unbewußten am nächsten kommt, der aus Eingebung schreibt, dem absichtslos unter der wirkenden Hand die Heldengesänge vom Menschen entstehen. Ihm singt es, indes es den anderen spricht.
Dieses hier, „Nacht und Traum", ist fast traumwandelnd erzählt. Aus dämmernder Entrücktheit kündet der Dichter langsam, zögernd, nur für sich redend, vom Schicksal einer Seele. Hier ist an keinen Leser gedacht, für keinen Druck geschrieben; und gewiß ist, daß viele, die nichts als lesen wollen, dieses Buch in empörter Langeweile fortlegen werden. Es gehen, im Preis, drei Kriminalromane auf diesen einen! Was geschieht denn? Nichts. Ein mutterloses Kind erwächst, erwirbt sich Erde und Himmel, erkämpft sich den Menschen, das Tier, Nacht, Blume, Meer. Es reitet, es weidet Vieh, es mäht, es schreibt, es will und muß, und es leidet und lacht. Es liebt... Es sieht den Dornbusch brennen und hört und versteht Gottes Stimme.
Es ist nichts weiter zu sagen von dem, was in dem Roman „geschieht". Es ist nichts dran an dem Buch, aber alles ist drin. So wie von einer Wolke kaum etwas auszusagen ist, und ihr Leben im Äther beseligt uns über ihr Erlebnis hinaus. — Ein Bauern-, ein Heimatroman: an diesem Beispiel verflüchtigen sich unsere Volksromane zu Papier und Tinte. Der Dichter hat nichts gewollt und das Vollkommene geschaffen. — Er schuf wie die Kraft, die uns auf einen Stern im All setzte: aus innerer Fülle und Leidenschaft, aus Maßlosigkeit des Liebesdrangs und der Sehnsucht nach Vaterschaft, aus Traurigkeit und Einsamkeit...

Freiburg i. Br. — Kurt Münzer

Die Unerbittliche. Roman. Von Hugo Wast. Deutsch von Erna Stoldt. Berlin 1929, Germania A.-G. 315 S.

Hugo Wast, oder wie er richtig heißt: Martinez Zuviria, der argentinische Vielschreiber, arbeitet nach dem Rezept der nordamerikanischen Romanfabrikanten, die nun leider Gottes auch den deutschen Büchermarkt durchseuchen. Über dreißig Bände hat Wast bisher produziert, fixe Stenotypistenarbeit und wahrlich auch danach: seicht, flüchtig, banal, öd, sprunghaft vom Hundertsten ins Tausendste;

Digitized by Google

ohne wirklichen Grundgedanken, ohne rechte Ideen, ohne Gefühl, ohne Stimmung, bar aller Farbe oder Plastik. Hie und da auf zwei, drei Seiten irgendeine halbwegs gelungene Schilderung, alle zehn Seiten einmal ein origineller Ausspruch, eine sinnvollere Betrachtung. Sonst eintönige Litanei, daherholpernd und ratternd — man hört nachgerade das Klappern der Underwood, die dieses Machwerk geboren. — „Unerbittlich" ist Donna Mercedita, weil ihr Gatte in Buenos Aires in einer Bar gesehen worden — sie sagt sich los von ihm und zieht sich mit ihrem Töchterchen Judith auf ihr Landgut zurück. Vom Gatten erfährt man so gut wie nichts mehr, dagegen wird geschildert, wie Judith späterhin — ohne tiefere seelische Nötigung — zu Fall kommt, wodurch die „unerbittliche" Mutter endlich lernt, verzeihen zu müssen. Recht unwesentliche Dinge gehen sonst da vor, und fesselte nicht einigermaßen das exotische Kolorit, es hielte schwer zu Ende zu lesen.

Wien — Martin Brussot

Verschiedenes

Das Gesicht unserer Zeit. Von Broder Christiansen. Buchenbach, Baden 1929, Felsen-Verlag. 117 S. Geb. M. 4,50.

Dieses ganz ausgezeichnete Buch wünschte ich möglichst vielen in die Hand gedrückt, so etwa, wie man als Lehrer einem in der Praxis bewährten Leitfaden eine möglichst große Verbreitung wünscht. Es hat in der Tat etwas von einem Elementarbuch der Zeitkunde, und ich wüßte nicht, wie man dem komplizierten Thema knapper und umfassender, und dabei, das ist wichtig, strenger und unparteiischer nahetreten könnte. Die Strenge und die knappe Form geben dem Buch einen Gehalt an Wissenschaftlichkeit; die unparteiische Haltung sichert ihm einen Platz fern vom Kampf und Krampf der Generationen. Beides, noch einmal, macht es zu einem Lehrbuch über den Stil dieser Zeit, das bisher gefehlt hat. Bisher nämlich ist über unsere Zeit als Stilträger kaum anders geschrieben worden als in polemischer Weise. Den weniger zahlreichen negativen Betrachtungen stand die Schar jener Hurra-Hoch-Essays gegenüber, die unsere Zeitschriften neuerdings bis hoch hinauf zu füllen pflegen. Es sah aus, als wäre den Betrachtern das Hemd der Parteinahme in diesem Fall näher als der Rock der Erkenntnis. Mit dieser primitiven Einstellung macht Christiansen resolut Schluß, und zwar in den ersten Sätzen, durch die wie eine Binsenwahrheit klingende Feststellung, es gebe keinen klar vorliegenden Stil in unserer (oder irgendeiner) Zeit, sondern die Stile kreuzten und mischten sich, im wesentlichen deren vier; der vorgestrige (V), der gestrige (G), der heutige (H), und der Stil von morgen (M).

Die Feststellung, wie gesagt, klingt banal. Die Einteilung aber, und wie sie durchgeführt ist, verleiht dem Buch seinen hohen Wert, und verbürgt seine Unparteilichkeit. Aus der strengen Schematisierung und Aufteilung des Problems entspringen freilich auch die Schwächen der Schrift: eine gewisse eigensinnige Lust zu begrifflichen Überspitzungen, eine Art „Reimst du dich nicht, dann freß ich dich". Sie sind aber mehr als aufgewogen durch die vielen neuen, oft überraschenden, oft anfechtbaren, immer aber ausgezeichnet disponierten Interpretationen der vier Stile, gut disponiert insofern, als sie nie kritisch-divergent werden, sondern immer in einem Brennpunkt zusammenlaufen. Am anfechtbarsten, gleichzeitig am verblüffendsten und dankenswertesten sind die Bemerkungen über den H-Stil, schon deshalb, weil hier der Nebel der Parteinahme die Landschaft besonders unsichtig zu machen pflegt. Wie oft haben wir uns zum Beispiel damit zufrieden gegeben, unserer Zeit einen sportlichen Charakter zuzuschreiben. Christiansen, indem er seinen Blick zugleich auf die benachbarten Stile richtet, hebt heraus, was innerhalb des Sportlichen für H charakteristisch ist: diese beinahe ritterliche Übung, den Schweiß der Leistung zu verheimlichen (der einzige edle Sinn des Keep Smiling: nur ohne Schweiß ein Preis!) — oder diese fast schon kindische Freiluftkultur um des Braunwerdens willen („Wind und Bergsonne gleichgeordnet der Vibrationsmassage und dem Lippenstift") — oder die soziologische Auswirkung des Sportlichen bis in die Frauenfrage und das Arbeiterproblem hinein.

Dies sind wenige und willkürliche Beispiele. Sie mögen den Einwand hervorrufen: das haben wir doch alle gewußt. Gewiß, aber wir wußten es nur in der trüben Gefühlssphäre, die Lebensgefühl oder Zeitrhythmus benannt wird. Es ans Licht einer vergleichenden Stilkunde gehoben zu haben, ist Christiansens Verdienst, denn erst so wird das Stilmerkmal fortzeugend, in den glücklichen Fällen stilbildend wirken können.

Ich spreche damit vom M-Stil und begnüge mich am besten, das Schlagwort zu referieren, mit dem er ihn bezeichnet: Neue Dynamik. Was er damit meint, sagt am besten der Abschnitt über die Religiosität der kommenden Zeit, der so richtig aus den Notwendigkeiten von heute heraus verstanden ist, daß man ihn Wort für Wort zitieren und unterschreiben möchte.

Zitieren und Ausarbeiten — das ist überhaupt das Bedürfnis, das im Leser (ich glaube: in jedem Leser) durch das Buch geweckt wird. Hält man daneben seine oben besprochenen methodischen Nachteile, so möchte man sich abschließend dies wünschen: Christiansen wolle nach dem Leitfaden eine Reihe von illustrierten Einzeldarstellungen geben, er wolle von schematischer zu plastischer Betrachtung fortschreiten. Öffentlichen Erfolg dürfen wir ihm dabei nicht verheißen, denn je plastischer eine Gegenwartsdarstellung wird, desto schärfer wird sie das Instrument der Wahrheit handhaben, und die Wahrheit zu hören, ist unsere Zeit, die scheinbar so unpfäffische, weniger geneigt, ja weniger geschaffen als so manche ihrer Vorgängerinnen. Indes die M-Menschen würden sie hören und das wäre genug.

München — W. E. Süskind

Schriften aus der Kriegs- und Nachkriegszeit. Von Walter Rathenau. Berlin 1929, S. Fischer. 284 S. Geb. M. 8,50.

In diesem Bande sind Broschüren und Aufsätze Walter Rathenaus aus der Kriegs- und Nachkriegszeit zusammengestellt. Ein Buch, das staatsmännisches Denken lehrt und es wie wenig andere verdient, standard work für Hochschulen der Politik zu sein: weil es Intuition und Wissen fruchtbar vereinigt und auch in Lesern, die gegensätzlich zu diesem eminent politischen Kopf eingestellt sein mögen, durch den Zwang zu ernsthafter Auseinandersetzung neue Erkenntnisse wecken, schöpferische Wahrheiten hervorrufen muß. Die Essayreihe „An Deutschlands Jugend" wird in diesem Sinne besonders wichtig.

Berlin — Lutz Weltmann

Der Schmied Roms. Von Rumpelstilzchen. Berlin 1929, Brunnen-Verlag Karl Winckler. 110 S. M. 3,— (4,—).

Das Buch des bekannten Journalisten entspricht in Tendenz und Stil durchaus seinen bekannten Zeitungsaufsätzen und

Digitized by Google

so fehlen denn auch überaus scharfe parteipolitische Bemerkungen nicht. Interessant sind die Mitteilungen über Verhandlungen der faszistischen Regierung mit deutschen Stellen (S. 96 ff.). Im übrigen ist das Buch eine meinem eigenen Nationalgefühl unverständliche Verherrlichung Mussolinis und des faszistischen Italien, bis zu der breit und begeistert gegebenen Erzählung von der an politischen Gegnern vorgenommenen Rizinusölkur. Von einer sachlichen und wissenschaftlichen Erörterung der Probleme des faszistischen Italien, die sich in manchen, dem Verfasser politisch nahestehenden deutschen Büchern findet, kann keine Rede sein. Es sei nur erwähnt, daß der Verfasser glaubt, die harte Behandlung des Deutschtums in Südtirol hätte ihren alleinigen Grund in der franzosenfreundlichen deutschen Politik, was doch wohl eine sehr starke Verkennung der nationalistischen Realpolitik Mussolinis sein dürfte.

Marburg — Wilhelm Mommsen

Selbstdarstellung. Von Albert Schweitzer. Leipzig 1929, Felix Meiner. 44 S. M. 2,— (4,—).

Als Wirkender und als Leidender will Schweitzer die Kraft eines Menschen bewahren, der seinem Dasein einen Sinn gab und zu dem Frieden über aller Vernunft strebt für sich und seine Mitmenschen. Seit dieser genialische und heroische Mann 1928 in Frankfurt a. M. den Goethepreis erhielt, kennt ihn die weite Öffentlichkeit. In meiner Bücherei steht seine Geschichte der Leben Jesu-Forschung: Von Reimarus zu Wrede von 1906 und seine Geschichte der Paulus-Forschung von der Reformation bis 1911. Ein Theologe, der keck seine Eigenwege ging und keine Ketzerei scheute. Was wurde aus diesem Schüler von H. J. Holtzmann und Karl Budde, W. Windelband und Th. Ziegler, Ad. Harnack und Stumpf und Simmel? Er erbaut sich in Lambarene im Urwald selber seine Hütte und wirkt dort — abends rauscht Orgelklang in die Tropennacht, und der berliner Mission bietet der wunderbare Nazarener, Arzt geworden aus Menschenliebe und Bachmusiker bleibend aus Herzensdrang, Evangelist in allem, soeben einen Missionsarzt und zwei Schwestern auf seine Kosten an!

Nun reicht er uns den Schlüssel zu seinem Wesensschatz: Mystik der Ehrfurcht vor dem Leben, sagt er schön. Dies schlichte Heft wiegt dicke Dogmatiken und hundert Paragraphen der Ethik auf. Schon gibt es ein halb Dutzend Bücher über den Vielseitigen: sein Leben ist sein Werk; er ist der leuchtende Tatbeweis des Christentums im 20. Jahrhundert.

Charlottenburg — Theodor Kappstein

Wie wir unsern Weg fanden. Lebenserinnerungen eines Schwesternhausrektors. Von Johannes Naumann. Gotha 1929, Leopold Klotz. 248 S. Geb. M. 8,—.

Friedrich Naumanns jüngerer Bruder aus dem sächsischen Pfarrhaus erzählt schlicht, fromm, bedeutsam sein Leben als Mann der Kirche und der Inneren Mission. Er organisierte und leitete das Haus für weibliche Geisteskranke in dem ehemaligen Lustschloß des starken August, Hubertusburg, das der Staat nach Muster und Vorgang Wicherns und besonders vom originellen Bodelschwingh auf religiöse Grundlage stellte. Naumann hat in der Ausbildung von Pflegeschwestern und in der seelsorgerlichen Betreuung der Geisteskranken und Schwachsinnigen, auch der Blinden und der geisteskranken Strafgefangenen seinen Lebensberuf gefunden und Bleibendes geleistet. Er ist nicht so ursprünglich reich an Geist und so mächtig der redenden und schreibenden Kunst wie sein genialer Bruder, der Politiker und Poet, Redner und Organisator, Seelsorger und Journalist in einem war; ihm wird in diesen Skizzen das Mal treuer Bruderliebe errichtet, wie die Schwester Margarete uns den Werdegang des jungen Friedrich Naumann erschlossen hat. Aber man erfreut sich an der schlichten, aufrichtigen und abgeklärten Charakteristik von Personen und Verhältnissen, die in wesentliche Probleme der menschlichen Gemeinschaft tief hineinführen. Die ungerechte Amtsentsetzung des Geh. Regierungsrates unter dem unrühmlichen Ministerium Zeigner im Freistaat Sachsen 1923 erwies den vollen Wert der unbeugsamen Persönlichkeit des Gemaßregelten. Die Theologen werden die plastischen Bilder seiner akademischen Lehrer in Leipzig, Erlangen und Marburg begrüßen: Kahnis und Franz Delitzsch, Luthardt und Frank, Wilhelm Wundt und Herrmann; auch die ehrwürdige Gestalt des berühmten Großvaters Friedrich Ahlfeld steigt herauf, später der gottinnige „Kellnerpfarrer" in Cannes, Hermann Schmidt.

Charlottenburg — Theodor Kappstein

Gardinen-Predigten. Von Katharina von Kardorff und Ada Beil. Berlin 1929, Paul Stegemann. 211 S.

Ein Weltkind und eine Philosophin halten in gescheiten, temperamentvollen, persönlichen Briefen dem heutigen Staate zwölf Gardinenpredigten! Ein charmantes, köstliches und sehr nachdenkliches Buch. Liebenswert schon um seiner Einzigartigkeit willen! Katharina von Kardorff die Leonore Sanvitale und gleichzeitig das enfant terrible in der Politik und in der Frauenbewegung, die große Dame von Welt, die tüchtige, kluge Industrielle großen Stils, die bewußte Mutter und Führerin, wird in ganz neuen Zügen lebendig. Ausgezeichnet, wie die jüngstvergangene Politik, die schon Geschichte ist, hier aufblitzt. Was etwa über Ebert und seine zweimalige Rettung der Reichseinheit, was über den Hitler-Putsch, über den Parlamentarismus, gesagt wird, ist unvergeßlich. Sie hat die glückliche Hand des echten Politikers zu populären Formulierungen: „Die Parteiorganisation, nicht der Parlamentarismus ist führend geworden." „Ein Parteipolitiker ist noch lange kein Vaterlandspolitiker." Ihr gegenüber steht die nachdenkliche und kritische Soziologin, Individualpsychologin und Philosophin, eine tiefe Altstimme zu dem Sopran der ersten. Sie ist ungewöhnlich gescheit, sie ist sogar mehr, sie ist weise, wenn sie etwa über die Tatsache der Seelenentfaltung, deren Gebote niemals auf die Dauer verletzt werden können, oder über den rhythmisch wiederkehrenden Frauenüberschuß in den Ländern spricht oder etwa bemerkt: „Die Entwertung des schöpferischen individuellen Menschen und Führers gehört zum heutigen politischen Modestil und ist vielleicht als ein Kompensationsausgleich anzusehen, den der Krieg vorübergehend bei denjenigen erzeugt, welche, wie Deutschland und Rußland, der Übermacht der Verhältnisse erlagen."

Kurzum: ein politisch Lied, aber durchaus kein garstig Lied, sondern eins, an dessen Doppelstimme sich männiglich erfreuen sollte.

Berlin — Ilse Reicke

Der Heidepastor. Leben und Werk Wilhelm Bodes. Von Walter Brauns. Hamburg 1929, Quickborn-Verlag. 234 S. Geb. M. 6,50.

Dies frohe und ernste Lebensbild ist das Buch über die Lüneburger Heide! So konnte nur ein eingeweihter intim-

Digitized by Google

ster Kenner die herbschönen Landschaften schauen und schreiben. Als ich im wilseder Heidemuseum die Heimatschätze bewunderte und die einsame Gegend durchstreifte, da kannte ich den originellen Schutzpatron der Heide noch nicht. Wilhelm Bode, dessen Bruder Julius als Pastor in Bremen auch vom Liberalismus zum germanischen Wodanskultus nationalistisch sich wandelte, ist der Schöpfer des Naturschutzparks in der Lüneburger Heide, das lebendige Denkmal vergangener Zeit für die Generationen. In schwermütiger Schönheit wacht der wilseder Berg über den weiten, verschwiegenen Heidegründen; hart und lieblich zugleich lassen sie Charakter und Seele des Norddeutschen sichtbar werden. Der eigenwüchsige, selbstsichere Hüne ist erdhaft, knorrig, tieffromm und weltversonnen, trinkfest und leichtherzigsorglos. Der an Geist und Körper ungewöhnlich Ausgerüstete ist ein Draufgänger, streitbar aus Heimatliebe. Großartig, wie er seiner Gemeinde neben ihrer Seelenpflege auch sozial dient, wie seinerzeit Oberlin im elsässischen Steintal. Doch der Diener der Kirche wächst über seine Ortsgemeinde, in beständigem Widerstand gegen sein Konsistorium, hinaus zum prophetischen Diener Gottes in der Natur. Vielleicht hätte dieses lodernde Ungestüm nicht Pfarrer, sondern Nationalökonom werden sollen, da er sich in die Schranken der kirchlichen Ethik so wenig einfügen wollte, daß die Behörde ihn letztlich mit Amtsenthebung belangen mußte. Hätt' er Methode, hieß er nicht der Bode ... Der vorbildliche Volkserzieher seiner Heidjer sieht auch seine Binnenheide durch die Zivilisation bedroht — er flieht vor den technischen Wundern, um in weitgefaßtem Banngebiet die unberührte Landschaft zu retten. Daran setzt er sein Leben, seinen Frieden; doch er siegt. Seine Heide blüht ihm den Dank übers Grab.

Charlottenburg Theodor Kappstein

Napoleon I. Schicksalswende. Von Hermann von François. Berlin 1929, August Scherl G. m. b. H. 218 S. mit 22 Bildbeigaben und 6 Kartenskizzen. M. 4,— (6,—).

Wenn ein bekannter Heerführer, wie General von François, ein geschichtliches Buch vorlegt, so wird der Fachhistoriker bei der Beurteilung auf den Maßstab rein wissenschaftlicher Kritik verzichten. Aber auch unter dieser Voraussetzung wird er über diese Veröffentlichung schwerlich ein einigermaßen günstiges Urteil abgeben können. Dem Verfasser fehlt die Kenntnis der wichtigsten historischen Zusammenhänge. Schon die Gliederung des Stoffs und seine Verteilung zeigt, daß er den Gegenstand nicht meistert. Seitenlang finden sich Aufzählungen äußerer Tatsachen, der Namen der Armee- und Korpsführer und anderem mehr. Wichtige Dinge werden ganz knapp, unwichtige häufig ausführlich behandelt. So braucht der Verfasser für den Erfurter Kongreß von 1808 fast 30 Seiten, was in keinem Verhältnis zum Gesamtumfang seines Buches steht. Er erklärt das damit, daß der Erfurter Kongreß überaus wichtig gewesen sei, was an sich richtig ist; er arbeitet aber nicht heraus, warum er wichtig war, sondern stellt eine Fülle äußerer Tatsachen fast unverarbeitet nebeneinander. Auch die Schilderung der militärischen Vorgänge besteht mit wenigen Ausnahmen nur in der Zusammenstellung äußeren Materials, so daß in den Fragen, in denen man von einem militärischen Verfasser zum mindesten anregende Ansichten erwartet hätte, das Buch eine Enttäuschung bleibt. François nennt sein Buch im Untertitel „eine psychologische, kulturhistorische Studie". Von Kulturgeschichte findet man in ihm freilich so gut wie nichts, und auch von einer psychologischen Studie kann man nicht sprechen, obwohl der Verfasser selbst im Vorwort sagt, daß das Schicksal Napoleons „psychologische Probleme" stelle, „die der Lösung harren". Ich kann nicht finden, daß hier psychologische Probleme irgendwie gelöst werden, vielfach scheint mir überhaupt die Problemstellung zu fehlen. Das Buch scheint so kaum geeignet, weiteren Kreisen die Kenntnis Napoleons und seiner Zeit zu vermitteln oder auch nur durch seine Darstellungskraft anziehend zu wirken. Mancher Leser wird dafür vielleicht Ersatz finden in der Fülle politischer Ausführungen, die in ein derartiges historisches Buch nicht gehören und deren Einseitigkeit gerade dadurch auffällt, daß die historischen Parallelen gerade nach dem, was von François selbst sagt, vielfach das Gegenteil von dem bedeuten, was er als Politiker daraus folgert. Es ist hier nicht der Ort, sich mit den politischen Auffassungen des Verfassers auseinanderzusetzen, nur zwei Einzelheiten seien hervorgehoben. Von François sagt, die Arbeit habe an Reiz für ihn gewonnen, nachdem er „im Kriege Gelegenheit hatte, die gallische Volksseele im eigenen Lande kennenzulernen". Ich selbst habe die Erfahrung gemacht, daß man als Soldat im feindlichen Gebiet von dessen Volksseele sehr wenig kennen lernte, und ich möchte bezweifeln, daß das in Hauptquartieren sehr viel anders gewesen ist. Und noch eine andere Einzelheit. Im Gegensatz zum französischen Heer 1812 haben dank der Vorzüglichkeit unserer Heeresversorgung usw. „unsere Soldaten im Weltkriege nicht gehungert". Die Vorzüglichkeit unserer Heeresversorgung ist nicht zu leugnen und ebensowenig die Tatsache, daß die Ernährung an der Front ohne Zweifel relativ besser war als in der Heimat. Aber sehr viele deutsche Soldaten werden dem Urteil des Generals über das „Nicht-Hungern" kaum zustimmen und aus diesem Satz und manchem anderen schließen, daß er die Verhältnisse im eigenen Heer nicht besser kannte als Napoleon und seine Zeit.

Marburg Wilhelm Mommsen

Humoristischer Hausschatz. Von Wilhelm Busch. 2 Bde. München o. J., Fr. Bassermann.

In dieser handlichen und repräsentativen Ausgabe schmuggelt sich Wilhelm Busch unter die deutschen Klassiker. Es ist aber keine Schmuggelei dabei. Er gehört dazu, ist unter ihnen unentbehrlich. Eine deutsche Literaturgeschichte ohne Wilhelm Busch wäre unvollständig.

Nicht nur weil die großen Humoristen im deutschen Schrifttum erstaunlich spärlich hervortreten und keiner unter ihnen die Schlagkraft des Wortes besaß wie der Zeichner Wilhelm Busch. Der Spätgeborene erhält auch eine ganz eigentümliche literarische Mission dadurch, daß er in der Periode des Epigonentums zu einem letzten Willensvollstrecker der Romantik wird. Es hat die „11" Scharfrichter wesenhaft nie gegeben. Diesen einen gibt es. Er vollzieht — wilhelmische Sonne lächelt dazu — die Hinrichtung des Philisters, er tut es (unter einigem Kitzeln des Delinquenten) kraft romantischen Verdikts. Unter diesem Gesichtspunkt ist er neu zu lesen, wartet er seines Interpreten. „Er faßt die arme Seele schnelle und fährt mit ihr zum Schlund der Hölle. Hinein mit ihr! — Huhu! Haha! Der heil'ge Franz ist auch schon da."

Berlin Ernst Heilborn

Digitized by Google

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXXVIII

Schwester Hadewych

Von Philipp Strauch (Universität Halle)

Das kleine Heft, das zur Besprechung vorliegt,[1] will für eine Vorlesung über die Geschichte der deutschen Mystik des Mittelalters kritisch bearbeitete Übungstexte in der Ursprache zur Verfügung stellen, verfolgt also in erster Linie akademische Zwecke: es sind sieben Kapitel aus der Mechthild von Magdeburg Fließendem Licht der Gottheit, die erste Vision der Schwester (suster) Hadewych und sechs Eckhart-Predigten ausgewählt; in einem weiteren Heft sollen Tauler, Seuse, Ruusbroec und des Frankfurters Theologia Deutsch zu Worte kommen. Ich glaube dem Zweck dieser Monatsschrift am besten zu dienen, wenn ich mich darauf beschränke, die Aufmerksamkeit auf die Schwester Hadewych aus Brabant, eine Geistesverwandte der Mechthild von Magdeburg, zu lenken. Daß der Herausgeber gerade sie in seiner knappen Auswahl berücksichtigt hat, scheint mir besonders dankenswert, denn diese hervorragende Frau, menschlich wie literarisch gleich interessant, ist bei uns, und nicht nur in weiteren Kreisen, so gut wie unbekannt. Die Geschichte der deutschen Mystik ist mit einer Ausnahme[2] bisher an ihr vorübergegangen.

Was wir über Hadewychs Leben wissen — wir verdanken darüber eingehende Studien J. van Mierlo jr. S. J. in der belgischen Monatsschrift „Dietsche Warande en Belfort", Jahrgang 1921, 1922, 1923 — ist bald gesagt. Sie hat bis in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts gelebt. Dem damals gerade in den Niederlanden sich schnell ausbreitenden Beginenwesen steht sie noch fern. Wir besitzen von ihr in flämischer Mundart aufgezeichnete geistliche, oft predigthaft anmutende, auch hymnenartig ausklingende Briefe an eine Freundin, 31 an der Zahl, sodann 14 zum Teil umfangreiche, überwiegend die Gottesminne verherrlichende Visionen; daneben ist geistliche Lyrik reichlich vertreten.[3] Schwester Hadewych stellt uns ähnliche Probleme wie die magdeburgische Mechthild: die Gedankengänge und die schwungvolle Ausdrucksweise, die das Wesen der Dinge erschließen möchte, gemahnen — so groß auch der Abstand, an Dante. Wo aber haben wir bei diesen Frauen die Quellen zu suchen, an denen sie ihre geistlichen Anschauungen und Vorstellungen bilden konnten? Wie Mechthild muß auch Hadewych mit der Mystik eines Hugo und namentlich eines Richard von SVictor in Berührung gekommen sein und dadurch auch wohl mit der Areopagitischen Tradition, dem Neuplatonismus. Aber darüber hinaus führt uns Schwester Hadewych Wege, über deren Ausgangspunkt sie sich selbst kaum volle Rechenschaft hat geben können. Sie wandelt die Pfade uralter, orphisch-mystischer Überlieferung in ihrer späteren scholastischen Auslegung, die auch manches aus arabischer, durch Spanien vermittelter Wissenschaft aufgenommen hatte, und sucht uralte Kulte in Bildern festzuhalten. Wenn wir diese Frau uns geistesgeschichtlich näher bringen wollen, wird man sich des ebenso kundigen wie feinsinnigen Übersetzers Worte zu eigen machen dürfen: „Hadewychs Werke sind eine Art Brennspiegel, der eine Fülle des Lichts aus dem Osten noch einmal sammelt, ehe es sich in der weiteren geistigen Entwicklung der Menschheit verliert, und der dadurch auch Licht auf die in ihrer Zeit vorhandenen Unterströmungen wirft." Es ist der Schwester Hadewych gewiß nicht leicht geworden, den religiös-philosophischen Gehalt ihrer Briefe und Visionen in ihr brabantisches „Dietsch" zu fassen. Hat sie auch manches, was sie lehrte, was sie visionär an sich vorüberziehen ließ, nicht voll ausdeuten können: die Inbrunst, die Beredsamkeit, mit der sie dem Höchsten, dem Ewigen Ausdruck zu geben weiß, vermag doch zu fesseln, zu ergreifen. Es sind Bekenntnisse einer, wenn nicht schönen, so doch dichterisch hochgestimmten Seele. Als Probe sei hier aus ihren sonst in Prosa abgefaßten Briefen ein in Verse gekleideter Eingang wiedergegeben; ich folge der neuhochdeutschen Übersetzung Plaßmanns.

Gott sei mit dir! Er gebe dir Klarheit,
Daß du erkennst der Minne Wahrheit,
Die sich in jenem Wort verkündet,
Das man im Hohen Liede findet:
Mein Liebster mir, und ich in ihm. —
Wer auch im Streite unterliegt,
Zuletzt die Minne doch besiegt;
Das hoff ich fest und ohne Wanken:
Drum wollen wir der Minne danken.
Wer Minne recht ergründen will,
Sie, lange irrend, finden will
Und endlich siegreich ihrer walten,
Der darf sich nicht an Wege halten!
Hinstürmend über Berg und Tal,
Durch fremden Trost, durch Leid und Qual,
Fern vom Bereich der Menschensinne
Trägt ihn das starke Roß der Minne,[4]
Denn wie die Minne Freiheit übt
Und ganz durchschauet den sie liebt,
Das mag Vernunft nicht eher finden,
Als bis sie selbst die Freiheit übt.
Die Freiheit, die die Minne gibt,
Wird Tod und Leben überwinden,
Sie wird — doch wer kann das ergründen?
Wo Worte fehlen, stockt der Reim ...

[1] Deutsche Mystikertexte des Mittelalters I. Zusammengestellt und bearbeitet von Dr. phil. Joseph Quint, Privatdozent an der Universität Bonn. Bonn 1929, Hanstein. 63 S. 8°.

[2] Die Werke der Hadewych. I. Teil: Die Briefe. Mit ausgewählten Gedichten. II. Teil: Die Visionen. Aus dem Altflämischen übersetzt und mit ausführlichen Erläuterungen versehen von J. O. Plaßmann. Hagen i. W. und Darmstadt 1923, Folkwang-Verlag.

[3] Neueste Ausgaben der geistlichen Lyrik und der Visionen durch J. van Mierlo jr. S. J. 1910, 1912, 1924.

[4] Das starke Roß der Minne ist nichts anderes als das Sonnenroß selbst, auf dem Helios die Himmelsbahn durchreitet „über Berg und Tal".

Digitized by Google

Nachrichten

Todesnachrichten. Arno Holz ist in der Nacht vom 25. zum 26. Oktober in Berlin im Alter von 66 Jahren einem hartnäckigen Nierenleiden erlegen. Reich an Anerkennung — er war Ehrendoktor an der Universität Königsberg und Mitglied der Akademie für Dichtkunst, war sogar für den diesjährigen Nobelpreis vorausgesehen — war er verhältnismäßig arm an Lesern. Unter diesem Widerstreit hat er sein ganzes Leben über gelitten. Er war zunächst als Nachfahre Emanuel Geibels in die Literatur getreten, hatte sich dann in ausgesprochenem Bekenntnis zum Naturalismus seinen Namen und seine Stellung geschaffen. Mit Johannes Schlaf zusammen brachte er die „Familie Selicke", spätere dramatische Leistungen wie „Traumulus", „Frei", „Gaudeamus", „Bürl" verdankt er der Mitarbeit von O. Jerschke. Sein eigenes Gesicht tritt am schärfsten in seiner Lyrik zutage. Der immer wieder umgearbeitete „Phantasus" darf als das eigentliche Werk, neben der „Blechschmiede", bezeichnet werden.

Hermann Ungar ist nach einer Meldung vom 28. Oktober im Alter von 36 Jahren in Prag an den Folgen einer Blinddarmentzündung gestorben. Er war einer der begabtesten Vertreter der prager Dichterschule, als deren Meister Franz Kafka gilt. Seine Hauptwerke sind die Novellen „Knaben und Mörder" und die Romane „Die Verstümmelten" und „Die Klasse". Mit seinem Schauspiel „Der rote General" vermochte er die Bühne zu erobern. Eine Komödie „Die Gartenlaube" soll noch in dieser Spielzeit an einer berliner Bühne zur Aufführung kommen.

Rudolf Utzinger ist nach einer Meldung vom 5. November im Alter von 38 Jahren in Davos einem langjährigen Lungenleiden erlegen. Er war als Sohn eines schweizer Ingenieurs in Nürnberg geboren. Seiner Nationalität nach Schweizer, hat er in Zürich studiert, dann aber längere Zeit in Stuttgart sehr ernsthaft Anthropologie betrieben. Seine Bücher „Masken" und „Indianerkunst" zeugen für sein tiefes Verständnis der Kunst der Primitiven. In Heilbronn ist seinerzeit die „Nilpferdbude", die aus dadaistischen Stimmungen hervorgegangen war, zur Aufführung gelangt. In den letzten Jahren hat Utzinger wertvolle kritische Essays und Reisebilder geschrieben.

Max Ettlinger ist am 12. Oktober im Alter von 52 Jahren in Ebenhausen gestorben. In seiner wissenschaftlichen Schulung, aus der münchener Universität hervorgegangen, hat er als ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Münster gewirkt, nachdem er lange Jahre als Schriftleiter am „Hochland" tätig gewesen. Seine Studien galten neben seinem philosophischen Hauptfach auch literarhistorischen Problemen, insbesondere hat er sich auch mit Tierpsychologie, Ästhetik und Pädagogik beschäftigt.

Silvio di Casanova ist nach einer Meldung vom 23. Oktober in Mommern bei Stein a. Rh. einem langwierigen Leiden erlegen. Er hatte von Mitte der achtziger bis Mitte der neunziger Jahre in Stuttgart Musik studiert und hat aus diesem Aufenthalt eine tiefe Liebe zu deutscher Art und Kunst in sein Gesamtschaffen hinübergetragen. Der Italiener schrieb deutsche Gedichte, die in ihrer Verbindung von Musikalität und Plastik zu den sehr deutschen gehören: „Lieder der Liebe und Einsamkeit" (1920), „Wald und Element" (1922), „Pan" (1927), „Hertha" (1928). Silvio della Valle Marchese di Casanova war von der Technischen Hochschule, Stuttgart, zum Ehrenbürger dieses Instituts ernannt worden.

Harold Begbie ist nach einer Meldung vom 17. Oktober im Alter von 58 Jahren in London gestorben. Seine Romane „Painted Windows" und „A Gentleman with a Duster" haben ihn auch über England hinaus bekanntgegeben. Vorzüglich aber wird seine Biographie des Generals der Heilsarmee William Booth, „Der Feldzug der Liebe", gerühmt. Wladimir Maxinowitsch Fritsche, der sowjetrussische Literarhistoriker marxistischer Richtung, ist am 4. September im Alter von 59 Jahren in Moskau einer schweren Operation erlegen. Fritsche nahm an der Leitung einiger wissenschaftlicher Institute Moskaus regen Anteil und hat eine Reihe von Werken, wie „Die italienische Literatur des 19. Jahrhunderts", „Soziologie der Kunst", „Die westeuropäische Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Haupterscheinungen" u. a. verfaßt. (P. E.)

Antonio José Almeida, bekannter portugiesischer Dichter, der auch wissenschaftliche, insbesondere historische, soziologische und politische Schriften verfaßt hat, ist Ende Oktober im Alter von 63 Jahren in Lissabon gestorben. Er hat 1910 an der Seite des großen Dichters Theophilo Braga tatkräftig am Sturz der Monarchie mitgewirkt. 1919 wurde er Präsident der Republik.

* * *

Der Carl Schünemann-Preis in Höhe von 2000 Mark für ein wertvolles deutsches Romanwerk ist Friedrich Alfred Schmid Noerr für seinen Roman „Frau Perchtas Auszug" zuerkannt worden. Der diesjährige Preisrichter D. H. Sarnetzki begründet sein Urteil mit folgenden Worten:

Es handelt sich in dem „mythischen Roman" Frau Perchtas Auszug von Friedrich Alfred Schmid Noerr um ein Dichtwerk von außerordentlich hohem Rang, das, ganz abseitig aller Gegenwartsdichtung individualistischer oder intellektueller Richtung, abseitig im Stofflichen wie in Sinndeutung und Sprachgeist, einen Mythos deutscher Vergangenheit belebt: den Kampf der altgermanischen Heidengötter gegen das vordringende Christentum, örtlich angesiedelt im oberbayrischen Seegebiet zwischen Lech und Isar. Es ist dem Dichter gelungen, indem er an die Urgründe deutschen Wesens rührt, den Austrag geschichtlich-weltanschaulichen Ringens von größtem Ausmaß in der Seele einer Mensch gewordenen Göttergestalt bis zum selig-unseligen Ende in einer Art Götterdämmerung durchzuführen, dichterisch-visionäre Schau mit einer dem gewaltigen Stoff gemäßen Stilgebung vereinend; Dichtung mythischer Welt wird im überhöhten Sinne geschichtliche Wahrheit. Mehr noch: der geheimnisvoll dunkle Mythos der beseelten Natur, im Menschenherzen verwurzelt, und das hellere Licht der Geschichte verschmelzen durch das Mittel der Dichtung zu einer neuen und vollkommenen Einheit. Das bedeutet, daß wir in dem Werk des Dichters die Erweckung des altgermanischen Mythos in einer neuartigen und großen Form gewonnen haben und die Erweckung zugleich eines neuen idealistisch-romantischen Geistes, es gibt uns ein Vorbild, wie ein alter Mythos von innen heraus neu gestaltet werden muß. Der Dichter hat aber auch durch die erstaunliche Bildhaftigkeit der Sprache von eigenwillig klangvoller Fülle — sein Werk wird zum Sprachdenkmal von verantwortungsvoller Wucht und wegweisender literarischer Kunst und Kraft — die zwingende Gabe, uns in diese Welt zu verzaubern und sie uns wahr und glaubhaft, die beseelte Natur zum Sinnbild ergreifender Menschlichkeit zu machen. Der Untergang der vorzeitlichen

Digitized by Google

Götterwelt, eine der gewaltigsten Wenden deutscher Geschichte, die deutsches Schicksal bestimmte, gibt zugleich tiefinnere Beziehung zur Gegenwart: sie wird uns elementar anschaulich, weil unser Gegenwartsleben sich in einer fast ebenso umwälzenden, von erschütternder Tragik umwitterten Schicksalswende befindet. Nur wer die Sprache und das Urwissen und das Schicksal der Vergangenheit zu deuten versteht, kann der Gegenwart gerecht werden. In den mythischen Urgründen, die hier lebendig werden, liegt ein wichtiger, wenn auch halbvergessener Wesensteil unseres Volkes beschlossen. Dieses Werk wird, wie fast jedes echte Kunstwerk, zwar langsam in die Zeit, aber dauernd in die Tiefe der Seelen wachsen.

Der römische Verleger Mondadori hat einen neuen Literaturpreis in Höhe von insgesamt 100 000 Lire ausgeschrieben. Die Ausschreibung sieht einen Wettbewerb von unveröffentlichten Arbeiten italienischer Schriftsteller vor, die die heroische Heiligkeit des für die Verteidigung des Vaterlandes und die Eroberung seiner Grenzen gerechten und notwendigen Krieges verherrlichen. Auch eine Erklärung des Remarque-Verbotes in Italien!

Die berliner Universität erläßt für 1930 ein philosophisches Preisausschreiben über die englische Auffassung vom Charakter der Deutschen. Es soll an Äußerungen namhafter Persönlichkeiten der englischen Kulturgeschichte, von Historikern, Dichtern, Schriftstellern und an Romantypen, vornehmlich aus neuerer Zeit, das Bild des Deutschen in englischer Auffassung untersucht werden.

Die Staatspreise der tschechoslowakischen Republik, die am 28. Oktober zur Verteilung gelangen, erhielten heuer Josef Hora für das lyrische Buch „Deset let" („Zehn Jahre"); Vojtěch Martinek für den Roman „Plameny" („Flammen"); Vladislav Vančura für den Roman „Poslední soud" („Das Jüngste Gericht"); Arne Novák für die Monographie „Josef Dobrovský" und Josef Pekař für das Buch „Svatý Václav"; dann der slowakische Dichter Ján Smrek für die Gedichte „Božské uzly" („Gottes Knoten") und endlich Rudolf Medek für das Schauspiel „Plukovník Švec" („Major Švec").

Die Nachfolge Paul Soudays am „Temps" ist in folgender Weise geregelt worden: die „Entrefilets" der ersten Seite zeichnet Emile Henriot; das literarische Feuilleton schreibt André Thérive; die Theaterkritik ist Pierre Brisson anvertraut worden.

Alfred Bock wurden zu seinem 70. Geburtstag die Glückwünsche des hessischen Staatspräsidenten durch den Provinzialdirektor der Provinz Oberhessen ausgesprochen. Dem Dichter wurde ein im Auftrag des hessischen Staatspräsidenten von Professor Chr. H. Kleukens hergestellter Sonderdruck seines Romans „Der Flurschütz" überreicht.

Es ist beschlossen und ins Werk geleitet worden, Max Dauthendeys sterbliche Überreste heimzuholen und Ende Mai 1930 im Kreuzgang des Neumünsters, der sich im rückwärtigen Garten des Museums zu Würzburg befindet, in einem Ehrengrab beizusetzen.

In Ecclefechan, der Geburts- und Grabstätte Thomas Carlyles wird ein Carlyle-Denkmal errichtet werden. Die Mittel stammen aus der Versteigerung des Manuskripts „Vergangenheit und Gegenwart", das Carlyles Neffe unter den Papieren seines Onkels fand und dessen Erlös er für das Denkmal bestimmte.

Zum fünfundzwanzigsten Todestag Peter Hilles wird auf dem Platz vor der Volksschule Langeloh im Stadtteil Dortmund-Löttringhausen ein Gedenkbrunnen errichtet werden. Der Brunnen steht auf einer Bastion, auf der der Kopf des Dichters in Überlebensgröße angebracht wird.

Am 13. Oktober wurde auf dem Hause des Palacký-Luvois in Prag, wo Jaroslav Vrchlický seine letzte Schaffenszeit verbracht hat, eine Gedenktafel enthüllt.

In München sind neue Straßen nach Hugo von Hofmannsthal, Rainer Maria Rilke und Hermann Sudermann benannt worden. In Breslau hat man zwei Mittelschulen die Namen von Felix Dahn und Joseph Görres gegeben.

Eine Rundfrage des „Manchester Guardian" nach dem populärsten Schriftsteller Englands ergab, daß John Galsworthy zur Zeit im Mittelpunkt des Interesses steht.

Waldemar Bonsels' „Mario und die Tiere" ist von der Universität von Kalifornien in Los Angelos als Lehrbuch für die deutsche Sprache in Amerika erworben worden.

Anna Seghers' „Aufstand der Fischer von St. Barbara", bereits mit dem Kleistpreis ausgezeichnet, erscheint in französischer und holländischer Sprache.

Von Cécile Ines Loos' „Matka Boska" wird eine englische Übersetzung vorbereitet.

Von Josef Winclers „Der tolle Bomberg" sind die Übersetzungsrechte nach Amerika verkauft worden.

Graf Du Moulin Eckarts Cosima-Wagner-Biographie ist von dem Verlag von Alfred Knopf in Neuyork für eine amerikanische Ausgabe erworben worden.

Richard Lewinsohns „Der Mann im Dunkeln, Sir Basil Zaharoff" ist in englischer Übersetzung erschienen.

Ernst Glaesers „Jahrgang 1902" ist in spanischer Übersetzung erschienen. Die erste Auflage war nach wenigen Tagen vergriffen.

John Knittels Roman „Therese Etienne" ist in englischer, schwedischer und katalanischer Übersetzung erschienen.

Ludwig Renns „Krieg" erscheint in amerikanischer und spanischer Übersetzung.

Robert Neumanns „Sintflut", „Jagd auf Menschen ...", „Die Pest ..." sind in amerikanischer Übersetzung erschienen; „Sintflut" ist auch nach England, Dänemark und Norwegen verkauft.

Es erscheint in französischer Übersetzung von Thomas Mann „Der Tod in Venedig", von Felix Salten „Bambi".

Von den deutschen Kriegsromanen sind unlängst folgende ins Tschechische übersetzt worden: Remarques „Im Westen nichts Neues", Renns „Krieg" und Arnold Zweigs „Der Streit um den Sergeanten Grischa". Leonhard Franks „Karl und Anna", als Novelle längst übersetzt, erlebte auch als Schauspiel auf dem tschechischen Nationaltheater einen aufrichtigen Erfolg.

* * *

Unter dem Namen Gesellschaft „Deutsche Literatur" ist soeben ein Verein mit dem Sitz in Leipzig gegründet worden, der sich die Pflege deutscher Literatur zur Aufgabe gestellt hat. Insbesondere wird die Gesellschaft die Herausgabe des vor zwei Jahren begonnenen, jetzt in den Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig, übergeleiteten, auf 250 Bände berechneten Monumentalwerks „Deutsche Literatur", Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen, fördern, das von Prof. Dr. Heinz Kindermann, Danzig, in Gemeinschaft mit Geheimrat Prof. Dr. Walter Brecht, München und Prof. Dr. Dietrich von Kralik in Wien, herausgegeben wird. Mitglieder der Gesellschaft sollen alle bisherigen und zukünftigen Subskribenten des Werkes sein. Die Geschäftsstelle der Gesellschaft befindet sich beim Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22–24. Den Vorstand der Gesellschaft bilden: Stadtbibliotheks-

Digitized by Google

direktor Hans Ludwig Held, München; Geheimrat Prof. Dr. Walter Brecht, München; Prof. Dr. Heinz Kindermann, Danzig-Langfuhr; Prof. Dr. Dietrich von Kralik, Wien; Prof. Dr. C. von Clenze, München; Dr. Joseph Pohl, Sektionschef im Bundesministerium für Unterricht, Wien; Dr. Ernst Reclam, Leipzig; Geheimer Regierungsrat Dr. Schellberg.

Die Gesellschaft für Volksbildung stellt aus ihrer Rickert-Stiftung unbemittelten Volksbüchereien, die Mitglieder der Gesellschaft sind, 30000 Bände unentgeltlich zur Verfügung. Die Stiftung, die seit 1903 besteht, hat weitere 9129 Büchereien mit annähernd 200000 Büchern unterstützt. Im letzten Geschäftsjahr allein wurden Bücher im Werte von über 70000 Mark an 919 Büchereien abgegeben.

* * *

Auf dem bukarester Kritikerverband der Theater- und Musikkritiker ist die Gründung eines internationalen Verbandes der Kritiker, mit Sitz in Paris, beschlossen worden.

Auf dem Spielplan des warschauer Nationaltheaters für den kommenden Winter befinden sich Schillers „Don Carlos" und Georg Kaisers „Bürger von Calais".

Am 9. Oktober jährte sich zum fünften Male der Todestag des russischen Dichters Valerij J. Brjussoff. Aus diesem Anlaß hat die „Brjussoff-Gesellschaft" in Moskau in Gemeinschaft mit dem „Allrussischen Schriftstellerverein" im sogenannten „Herren-Hause" eine umfassende Brjussoff-Schau veranstaltet. Zahlreiche Originalmanuskripte und Erstausgaben, Bildnisse und andere Dokumente brachten das vielseitige Schaffen Brjussoffs zum Ausdruck.

Der „Öffentlichen Lenin-Bibliothek", Moskau, sind seit kurzem, wie seinerzeit berichtet wurde, ein Tschechoff- und Gorkij-Museum, sowie eine vorderhand temporäre Korolenko-Ausstellung angegliedert. Es wird nun beabsichtigt, diese drei Sammlungen, sobald der jetzt in Angriff genommene grandiose Neubau der genannten Bibliothek fertiggestellt sein wird, zu einem weiten „Russischen Literatur-Museum" auszubauen, das auch die reichen literarhistorischen Materialien der Lenin-Bibliothek, in erster Reihe zu Puschkin, Lermontoff und Lew Tolstoj, umfassen soll. Zu diesem Zweck bildet sich in Moskau eine „Gesellschaft der Freunde des Literatur-Museums der Lenin-Bibliothek", die bereits jetzt dem zukünftigen Museum die Bahn zu ebnen beabsichtigt.

Deutschland („Germania") und deutschem Schrifttum ist in den zwei neuesten Bänden der in Moskau erscheinenden „Großen Sowjet-Enzyklopädie" und „Literatur-Enzyklopädie" — letztere wird von der Kommunistischen Akademie herausgegeben — ein weiter Platz eingeräumt. Fast die Hälfte des Bandes XV der „Sowjet-Enzyklopädie" (Heilbronn — Germania) füllt der über 700 Spalten umfassende Aufsatz „Deutschland", der jedoch in diesem Bande noch nicht beendet ist, und in dem deutsche Literatur und Kunst speziell unter diesen letzteren Stichwörtern behandelt werden sollen. Von den in diesem Bande berücksichtigten deutschen Schriftstellern sei u. a. der siebzehnspaltige Heine-Aufsatz erwähnt, in den sich vier verschiedene Verfasser teilen.

Noch ausführlicher ist Heine im zweiten Bande der moskauer „Literatur-Enzyklopädie" (Byli — Grib) behandelt, in dem auch ein besonderer Artikel über „Heine in Rußland" geboten wird. Auch sonst fehlen hier wohl kaum irgendwie bedeutende Namen der deutschen Literatur, und sogar Erscheinungen, wie z. B. die Zeitschrift „Die Weißen Blätter", sind in Betracht gezogen. Goethe steht hier natürlich in erster Reihe (23 Spalten) und ein besonderer Aufsatz ist „Werther und dem Wertherismus" gewidmet. (P. E.)

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Auer, Grethe. Bonvouloir. Ein Roman aus den Vendéekriegen. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 441 S. Geb. M. 8,—.

Bartsch, Rudolf Hans. Der große alte Kater. Eine Schopenhauer-Geschichte. Leipzig 1929, L. Staackmann. 343 S. M. 5,— (7,50).

Beumelburg, Werner. Sperrfeuer um Deutschland. Oldenburg 1929, Gerh. Stalling. 542 S. M. 5,— (6,50).

Blunck, Hans Friedrich. Land der Vulkane. Eine Geschichte von drüben. Jena 1929, Eugen Diederichs. 181 S. M. 3,50 (6,—).

Braun, Felix. Die Heilung der Kinder. Drei Erzählungen. Wien 1929, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung Nachf. 258 S. M. 3,60 (5,—).

Döblin, Alfred. Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte vom Franz Biberkopf. Berlin 1929, S. Fischer. 529 S.

Dörfler, Peter. Abenteuer des Peter Farde. Roman. Freiburg i. Br. 1929, Herder & Co. G. m. b. H. 414 S. M. 4,80 (6,50).

Ebermayer, Erich. Kampf um Odilienberg. Roman. Wien 1929, Paul Zsolnay. 438 S.

—, —. Nacht in Warschau. Novelle. Leipzig 1929, Philipp Reclam jun. 141 S. M. 2,50 (4,—).

Finckh, Ludwig. Urlaub von Gott. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 240 S. Geb. M. 5,50.

Franck, Hans. Die einsame Kerze. Novellen. Berlin 1929, Bühnenvolksbund. 98 S. M. 2,—.

Gagern, Friedrich von. Die Straße. Roman. Leipzig 1929, L. Staackmann. 584 S.

Ginzkey, Franz Karl. Der Wundervogel. Leipzig 1929, L. Staackmann. 259 S.

Goetz, Wolfgang. Muspilli. Erzählung. Mit Zeichnungen von Alfred Kubin. Stuttgart 1929, Adolf Bonz & Co. 255 S. M. 4,— (6,—).

Haas, Rudolf. Triebl-Streiche. Geschichten vom freudigen Leben. Leipzig 1929, L. Staackmann. 279 S. M. 4,— (6,—).

Hadina, Emil. Geheimnis um Eva. Ein Frauenreigen. Leipzig 1929, L. Staackmann. 319 S. M. 4,50 (6,50).

Hammer, C. M. von. Friederike von Wurmb. Ein Zeit- und Lebensbild vom Rokoko bis zu Napoleons Tagen. München 1929, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 266 S. M. 4,80 (7,—).

Handel-Mazzetti, Enrica von. Frau Maria. Ein Roman aus der Zeit August des Starken. I. Teil (Das Spiel von den zehn Jungfrauen). München 1929, Josef Kösel & Fr. Pustet. 570 S. Geb. M. 10,—.

Digitized by Google

Harten-Hoencke, Toni. Karolas Scheidung. Zeitroman. Berlin-Leipzig 1929, B. Behrs Verlag/Fr. Feddersen. 338 S. M. 5,– (6,50).

Hauser, Heinrich. Donner überm Meer. Berlin 1929, S. Fischer. 242 S. M. 4,50 (6,50).

Hinrichs, August. Das Volk am Meer. Roman. Leipzig 1929, Quelle & Meyer. 401 S. M. 5,– (6,–).

Herwig, Franz. Willi siegt. Roman. Stuttgart 1929, Adolf Bonz & Comp. 302 S. M. 4,– (6,–).

Höcker, Paul Oskar. Die Meisterspionin. Roman. Berlin 1929, August Scherl G. m. b. H. 257 S. M. 3,50 (5,50).

Hohenstein, Lily. Das Kind und die Wundmale. Roman. Vorwort von Paul Ernst. Berlin 1929, Deutsche Buchgemeinschaft G. m. b. H. 445 S. Geb. M. 4,90.

Hohlbaum, Robert. Sänger und Könige. Der „Unsterblichen" dritte Folge. Novellen. Leipzig 1929, L. Staackmann. 212 S. M. 2,– (3,50).

Jelusich, Mirko. Caesar. Roman. Wien 1929, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung Nachf. 499 S. M. 5,– (8,–).

Kesten, Hermann. Die Liebes-Ehe. Berlin 1929, Gustav Kiepenheuer. 206 S.

Kliegel, Ludwig. Der goldene Kubus. Ein okkulter Roman. Basel 1929, Rudolf Geering. 212 S. M. 5,20 (6,60).

Kohlenegg, Viktor von. Das Paradeis. Roman. Stuttgart-Berlin 1929, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 289 S. Geb. M. 6,80.

Korff-Rheda, Ulrich. Die große Stunde des Camille Desmoulins. Ein Roman zwischen den Wirklichkeiten der französischen Revolution. Ebenhausen bei München 1929, Wilhelm Langewiesche-Brandt. 483 S. Geb. M. 5,50.

Kyber, Manfred. Die drei Lichter der kleinen Veronika. Der Roman einer Kinderseele in dieser und jener Welt. Leipzig 1929, Grethlein & Co. 270 S. M. 6,50 (10,–).

Lania, Leo. Der Tanz ins Dunkel. Anita Berber. Ein biographischer Roman. Berlin 1929, Adalbert Schultz. 196 S. M. 4,– (5,50).

Leip, Hans. Die Blondjäger. Ein Roman von Negern, weißen Mädchen, Gentlemen und Halunken. Berlin 1929, Propyläen-Verlag. 338 S. M. 4,– (6,–).

Lilienfein, Heinrich. Die Geisterstadt. Roman. Stuttgart-Berlin 1929, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 231 S. Geb. M. 6,50.

Mackay, John Henry. Staatsanwalt Sierlin. Die Geschichte einer Rache. Berlin 1928, Stirner-Verlag. 183 S. Geb. M. 5,50.

Mann, Klaus. Abenteuer. Novellen. Leipzig 1929, Philipp Reclam jun. 163 S. M. 2,50 (4,–).

Mayer, Theodor Heinrich. Minister Bruck. Roman. Leipzig 1929, L. Staackmann. 371 S. M. 5,– (7,50).

Mechow, Karl Benno von. Das ländliche Jahr. Roman. München 1930, Albert Langen. 367 S. M. 6,50 (9,–).

Molo, Walter von. Die Scheidung. Ein Roman unserer Zeit. Wien 1929, Paul Zsolnay. 288 S.

Münch, Paul Georg. Tralü! Eine Geschichte von lustigen Staren. Leipzig 1929, Verlag der Dürrschen Buchhandlung. 127 S. M. 3,60 (4,50).

Neumann, Alfred. König Haber. Erzählung. 21.–25. Tausend. Stuttgart 1929, J. Engelhorns Nachf. 142 S. M. 4,– (6,50).

Norbert, Willy. Der junge Fritz. Friedrichs des Großen Weg zum Thron. Berlin 1929, Neufeld & Henius. 307 S. M. 3,– (4,50).

Pietsch, Otto. Der Großfürst und die Tänzerin. Ein Roman aus den Tagen des Kriegsausbruchs. Berlin, Reimar Hobbing. 292 S. M. 3,– (4,–).

Presber, Rudolf. Die Witwe von Ephesus. Roman. Stuttgart-Berlin 1929, Deutsche Verlags-Anstalt. 465 S. Geb. M. 7,50.

Richter, Hermann. „Von ewiger Liebe." Ein Schumann-Brahms-Roman. Leipzig 1929, Koehler & Amelang. 223 S. Geb. M. 5,–.

Roth, Joseph. Rechts und links. Roman. Berlin 1929, Gustav Kiepenheuer. 370 S.

Scholz, Wilhelm von. Der Weg nach Ilok. Roman. Berlin-Grunewald 1930, Horen-Verlag. 522 S. Geb. M. 11,–.

Skutsch, Karl Ludwig. Musche. Novellen. Leipzig 1929, Philipp Reclam jun. 112 S. M. 2,– (3,50).

Spohr, Carl. Der fromme Landsknecht. Mit Holzschnitten von Hans Unkel. Leipzig 1929, Koehler & Amelang. 288 S. Geb. M. 7,50.

Steiger, Willy. Mit Hurra zum Sinai. Irrfahrt einer Jugend. Dresden 1929, Carl Reißner. 208 S. M. 4,– (5,–).

Stenbock-Fermor, Graf Alexander. Freiwilliger Stenbock. Bericht aus dem baltischen Befreiungskampf (Lebendige Welt). Stuttgart 1929, J. Engelhorns Nachf. 236 S. M. 5,50 (8,–).

Stratz, Rudolph. Das Geheimnis von Fuensanta. Roman. Stuttgart-Berlin 1929, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 446 S. Geb. M. 7,–.

Strobl, Karl Hans. Die Fackel des Hus. Roman. Leipzig 1929, L. Staackmann. 560 S. M. 6,– (9,–).

Stucken, Eduard. Im Schatten Shakespeares. Roman. Berlin-Grunewald 1929, Horen-Verlag. 574 S. Geb. M. 11,–.

Süskind, W. E. Jugend. Roman. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 415 S. Geb. M. 7,50.

Vegesack, Siegfried von. Liebe am laufenden Band. Berlin 1929, Universitas Deutsche Verlags-A. G. 228 S. M. 3,20 (4,80).

Vogel, Bruno. Alf. Eine Skizze (Bd. 1 der Asy-Bücherei). Berlin 1929, Asy-Verlag. 349 S. M. 6,–.

Voigt-Diederichs, Helene. Ring um Roderich. Roman. Jena 1929, Eugen Diederichs. 352 S. M. 5,– (7,80).

Vring, Georg von der. Camp Lafayette. Roman. Bremen 1929, Carl Schünemann. 416 S. M. 5,– (8,–).

Wanderer, Walter. Mit Meißel und Bohrer. Sozialer Roman. Regensburg 1929, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 328 S. M. 4,50 (6,–).

Wassermann, Jakob. Christoph Columbus, der Don Quichotte des Ozeans. Ein Porträt. Berlin 1929, S. Fischer. 263 S. M. 6,– (9,–).

Wegner, Armin T. Fünf Finger über Dir. Bekenntnis eines Menschen in dieser Zeit. Stuttgart-Berlin 1929, Deutsche Verlags-Anstalt. 358 S. Geb. M. 9,—.

Wittmer, Felix. Krieg. Augsburg, Dom-Verlag. 76 S. M. 2,50 (3,40).

–, –. Herrenreiter. (Ebenda.) 42 S. M. 2,– (2,80).

–, –. Ein Untergang im Hause Habsburg. (Ebenda.) 32 S. M. 1,60 (2,40).

* * *

Dreiser, Theodore. Das Genie. Roman. Bd. I/II. Deutsch von Marianne Schön. Wien 1929, Paul Zsolnay. 552 S.

Glaspell, Susan. Narziffa. Roman. Übertragen von Georg Schwarz. Wien 1929, E. P. Tal & Co. 265 S.

Raabe, Kapitän H. E. Kannibalennächte. Als Raubhändler bei den Wilden der Salomonen. Aus dem Englischen von Max Mezger. Leipzig 1929, F. A. Brockhaus. 296 S. M. 4,50.

Tauchnitz-Edition. Vol. 4903. Anita Loos, But – Gentlemen marry brunettes. 239 S. – Vol. 4904. Lorna Rea, Six Mrs. Greenes. 271 S. – Leipzig 1929, Bernhard Tauchnitz. Je 1,80 (2,50).

Bloch, Jean Richard. Auf einem Frachtdampfer nach Afrika. Deutsch von Paul Amann. Wien 1929, Paul Zsolnay. 485 S.

Dunois, Dominique. Georgette Garou. Roman. Deutsch von Marianne Trebitsch-Stein. Wien-Leipzig 1929, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 349 S. M. 4,50 (6,80).

Gard, Roger Martin du. Die Thibaults. Die Geschichte einer Familie. Der 6. Roman: Der Tod des Vaters. Wien 1929, Paul Zsolnay. 303 S.

Digitized by Google

Maurois, André. Reise ins Land der Artikolen. Deutsch von Fritz Bondy. Tübingen 1929, Alexander Fischer. 104 S. Geb. M. 3,60.

Voisins, Gilbert de. Die verlorenen Augenblicke des John Shag. Deutsch von Ernst Gieser (Editeufra-Bücherei, Bd. 5). Berlin-Zehlendorf, Editeufra Ernst Gieser. 290 S.

Deledda, Grazia. Schiffbrüchige im Hafen. Roman. Aus dem Italienischen von Theodor Lücke. Braunschweig, Georg Westermann. 255 S. M. 4,50. (6,50).

—, —. Der Alte und die Jungen. Roman. Übersetzt von demselben. (Ebenda.) 184 S. M. 3,60 (5,50).

Keller, Walter. Italienische Märchen. Gesammelt, übertragen und eingeleitet von W. K. Jena 1929, Eugen Diederichs. 324 S. Geb. M. 7,— (7,50).

Die symbolische Franziskuslegende. Die schönsten Stücke des Franziskuskanons. Übersetzt von Heinrich Lützeler. München 1929, R. Oldenbourg. 122 S. M. 4,50.

Andersen, Knud. Perlmutter. Roman. Aus dem Dänischen von Else von Hollander-Lossow. Braunschweig, Georg Westermann. 296 S. M. 5,— (6,80).

Hamsun, Marie. Ola Langerud in der Stadt. Erzählung. München 1930, Albert Langen. 218 S. Geb. M. 7,—.

P., Kåre. Liv und ich. Mit Zeichnungen von Klaus Richter. Aus dem Norwegischen von Erwin Magnus. Berlin 1929, Universitas Deutsche Verlags-A. G. 109 S. Geb. M. 3,60.

Krasnow, P. N., Der Weiße Kittel. Vom roten Stern zum Doppeladler. Ein Roman der Gegenwart. Deutsch von R. Freiherr von Campenhausen. Stuttgart-Berlin, Union Deutsche Verlags-Gesellschaft. 349 S. M. 4,— (6,50).

Mariengof, Anatolij. Zyniker. Roman. Deutsch von Gregor Jarcho. Berlin 1929, S. Fischer. 173 S. M. 3,— (5,—).

Ossorgin, Michael. Der Wolf kreist. Ein Roman aus Moskau. Deutsch von R. Candreia. München, Drei Masken Verlag A.-G. 421 S.

Lyrisches und Episches

Das teutsche Dichterroß in allen Gangarten vorgeritten von Hanns von Gumppenberg. Mit zehn Karikaturen von Bruno Paul und Olaf Gulbranssen. 13. und 14. Aufl. München 1929, Georg D. W. Callwey. 165 S. M. 4,50 (6,—).

Brust, Alfred. Ich bin. Gedichte. Berlin-Grunewald 1929, Horen-Verlag. 66 S.

Effenberger, Rudolf. Weite Wege. Gedichte. Radolfzell 1929, Heimverlag. 114 S.

Lindenbaum, Robert. Morgenruf. Gedichte. Eger 1929, Verlag der literarischen Adalbert-Stifter-Gesellschaft. 66 S. Geb. M. 2,50.

Muthreich, Marie. Herz im Glück. Gebundene Zeilen. Schweidnitz-Breslau 1929, Heege-Verlag. 73 S. Geb. M. 3,—.

Stirm, Alfred. Ein Leben. Gedichte. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 96 S.

Wildgans, Anton. Buch der Gedichte. Leipzig 1929, L. Staackmann. 228 S.

* * * Gluten unter der Asche. Lieder heimlicher Liebe. Privatdruck. 32 S.

Dramatisches

Liehburg, Max Eduard. Christus. Ein sakrales Spiel. Zürich 1928, Orell Füßli. 64 S. M. 2,80.

—, —. Aischylos, Prometheus. Ein sakrales Spiel. Umdichtung. (Ebenda.) 74 S. M. 2,80.

* * *

Lope de Vega. Komödien. Zum erstenmal ins Deutsche übertragen von Wolfgang Wurzbach (Der Tribut der hundert Jungfrauen. Die Witwe von Valencia). Wien 1929, Hans Epstein. 363 S.

Sherriff, R. C. Die andere Seite. Drama in drei Akten. Deutsch von H. Reisiger. München 1929, Drei Masken Verlag. 167 S.

Literaturwissenschaftliches

Ballhausen, Hans. Margarete Windthorst. Auswahl und Einführung. M.-Gladbach 1929, Führer-Verlag. 91 S. Geb. M. 2,50.

Ehrlich, J. Goethe im Schloß zu Jena. Weimar, Fritz Fink. 18 S.

Epstein, Hans. Der Detektivroman der Unterschicht. I. Die Frank Allan-Serie. Mit einem Geleitwort von Ernst Krieck. Frankfurt a. M. 1930, Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H. 68 S. M. 2,—.

Friedrich, Hugo. Abbé Prevost in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte XII). Heidelberg 1929, Carl Winters Univ.-Buchhandlung. 161 S. M. 10,—.

Germann, Rudolf. Heinrich Lilienfein. Seine geistige Gestalt. Stuttgart-Berlin 1929, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 99 S. M. 3,50 (6,—).

Glockner, Hermann. Hegel. Bd. I. Die Voraussetzungen der Hegelschen Philosophie. Mit einem Bildnis. Stuttgart 1929, Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz). 443 S. M. 14,50 (16,50).

Hesse, Otto Ernst. Hans Friedrich Blunck. Ein Beitrag zur nordischen Renaissance. Jena 1929, Eugen Diederichs. 110 S. M. 3,—.

Rilke, Rainer Maria. Briefe aus den Jahren 1902—1906. Herausgegeben von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber. Leipzig 1929, Insel-Verlag. 332 S. Geb. M. 7,50.

Schmidt, Georg. J. J. Bachofens Geschichtsphilosophie. München 1929, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 140 S. M. 7,50.

Schnehen, Wilh. von. Eduard von Hartmann. Mit Bildnis. Stuttgart 1929, Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz). 425 S. M. 12,— (14,—).

Toit, M. L. du. Der Monolog und Andreas Gryphius. Wien 1925, Druck: J. H. de Bussy, Amsterdam. 112 S.

Viëtor, Karl. Der junge Goethe (Wissenschaft und Bildung 262). Leipzig 1930, Quelle & Meyer. 165 S. M. 1,80.

Walzel, Oskar. Neuere deutsche Dichtung und die Schule (Mnemosyne, Heft 1). Bonn 1929, Ludwig Röhrscheid. 43 S. M. 3,—.

Würtenberg, Gustav. Goethe und der Historismus (Zeitschrift für Deutschkunde, 21. Ergänzungsheft). Leipzig 1929, B. G. Teubner. 48 S. M. 1,80.

Verschiedenes

Allfeld, Philipp. Das Verlagsrecht. Kommentar zu dem Gesetz vom 19. Juni 1901 über das Verlagsrecht. Zweite verbesserte Auflage. München 1929, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 226 S. Geb. M. 11,—.

Berggrav, Eivind. Die Seele des Gefangenen. Erfahrungen und Beobachtungen aus der Strafanstalt. Göttingen 1929, Vandenhoeck & Ruprecht. 140 S. M. 4,20 (5,80).

Beringer, Jos. Aug. Hans Thoma. Aus achtzig Lebensjahren. Ein Lebensbild aus Briefen und Tagebüchern gestaltet. Mit 20 Bildern (Gesammelte Schriften). Leipzig 1929, Koehler & Amelang. 347 S. Geb. M. 10,—.

Blecher, Carl. Du und das Dasein (eine Lösung des Problems Gottes). Offenbarungen. Leipzig, Kommiss.-Verlag Rudolf Besser Nachf. 143 S. M. 3,50.

Böhle, Wilhelm. Die Köperform als Spiegel der Seele. Mit 62 Photographien und 34 Zeichnungen. Leipzig-Berlin 1929, B. G. Teubner. 229 S. M. 12,40 (15,—).

Craemer, Rudolf. Gladstone als christlicher Staatsmann. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 512 S. Geb. M. 14,—.

Digitized by Google

Credé, Carl. Frauen in Not. § 218. Berichtet von C. C. Berlin 1929, Adalbert Schultz. 207 S. M. 4,40 (6,–).

Denhof, Moriz. Die Linie des geringsten Widerstandes. München 1929, Drei Masken Verlag A.-G. 424 S. M. 6,– (7,50).

Der Große Brockhaus. Bd. 3. (Ble-Che.) Leipzig 1929, F. A. Brockhaus. 776 S. Geb. M. 26,–.

Die Frau von morgen, wie wir sie wünschen. Herausgegeben von Fr. M. Huebner. 17 Beiträge von namhaften Autoren. Leipzig 1929, E. A. Seemann. 182 S. Geb. M. 6,50.

Erman, Adolf. Mein Werden und mein Wirken. Erinnerungen eines alten berliner Gelehrten. Leipzig 1929, Quelle & Meyer. 295 S. Geb. M. 12,–.

Essad-Bey. Öl und Blut im Orient. Mit einem Vorwort von Werner Schendell. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 301 S.

Filchner, Wilhelm. Om mani padme hum. Meine China- und Tibetexpedition 1925–1928. Mit 103 Abbildungen und Skizzen, sowie einer Übersichtskarte. Leipzig 1929, F. A. Brockhaus. 352 S. M. 13,– (15,–).

Flake, Otto. Ulrich von Hutten. Berlin 1929, S. Fischer. 369 S. M. 9,– (12,–).

Fülöp-Miller, René. Macht und Geheimnis der Jesuiten. Kulturhistorische Monographie. Mit 228 Abbildungen. Leipzig 1929, Grethlein & Co. 576 S.

Gmelin, Otto. Naturgeschichte des Bürgers. Beobachtungen und Bemühungen. Jena 1929, Eugen Diederichs. 106 S.

Grave, Friedrich. Marktrauber. Die Erlösung vom Zweck. Jena 1929, Eugen Diederichs. 210 S.

Hodann, Max. Onanie weder Laster noch Krankheit. Berlin 1929, Universitas Deutsche Verlags-A.-G. 91 S. M. 6,– (7,50).

Hofmiller, Josef. Ludwig Thoma für die Jugend. Ausgewählt und eingeleitet von J. H. München 1930, Albert Langen. 180 S. Geb. M. 5,–.

Klühs, Franz. Werden und Wachsen der sozialistischen Bewegung. Berlin 1929, Arbeiterjugend-Verlag. 111 S. M. 1,90 (2,80).

Kreuzberg, Lola. Tiere, Tänzerinnen und Dämonen. I. und II. Teil: Mit der Filmkamera durch Bali und Indien. III. Teil: Gemeinschaft mit Tieren. Mit 56 Abbildungen. Dresden 1929, Carl Reißner. 130 S. M. 7,– (9,–).

Kuntze, Friedrich. Der morphologische Idealismus. Seine Grundlagen und seine Bedeutung. München 1929, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 118 S. M. 6,–.

Meisner, Heinrich Otto. Kaiser Friedrich III. Tagebücher von 1848–1866. Mit einer Einleitung und Ergänzungen. Herausgegeben von H. O. M. Leipzig 1929, K. F. Koehler. 582 S. Geb. M. 10,–.

Michaelis, Karin. Flammende Tage. Gestalten und Fragen zur Gemeinschaft der Geschlechter. Dresden 1929, Carl Reißner. 333 S. M. 5,– (7,50).

Osthoff, Helmuth. Adam Krieger (1634–1666). Neue Beiträge zur Geschichte des deutschen Liedes im 17. Jahrhundert. Leipzig 1929, Breitkopf & Härtel. 107 S.

Piper, Hartmut. Der gesetzmäßige Lebenslauf der Völker Chinas und Japans. Leipzig 1929, Theodor Weicher. 110 S. M. 3,50.

Piscator, Erwin. Das politische Theater. Unter Mitarbeit von Gasbarra. Berlin 1929, Adalbert Schultz. 262 S. M. 5,– (7,–).

Pleß, Fürstin von. Tanz auf dem Vulkan. Erinnerungen an Deutschlands und Englands Schicksalswende. Dresden 1929, Carl Reißner. 365, 381 S. M. 15,– (22,–).

Rathenau, Walther. Politische Briefe. Dresden 1929, Carl Reißner. 348 S. M. 7,– (9,–).

Requark, Emil Marius. Vor Troja nichts Neues. Berlin 1930, Brunnen-Verlag Karl Winckler. 119 S.

Scherr, Johannes. Menschliche Tragikomödie. Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder. Herausgegeben von Max Mendheim. Bd. I/III. Leipzig, Philipp Reclam jun. 167, 188, 142 S. Geb. je M. 4,80.

Scheurmann, Erich. In Menschenspuren um die Welt. Ein Buch der Sehnsucht und der Erfüllung. Berlin 1929, Brunnen-Verlag Karl Winckler. 275 S. M. 4,80 (7,–).

Schiedermair, Ludwig. Die deutsche Oper. Grundzüge ihres Werdens und Wesens. Leipzig 1929, Quelle & Meyer. 327 S. M. 12,– (14,–).

Siegfried, Walther. Aus dem Bilderbuch meines Lebens. Mit 24 Bildtafeln. Zweiter Teil. Zürich 1929, Aschmann & Scheller. 286 S.

Steinhausen, Georg. Geschichte der deutschen Kultur. Dritte, neubearbeitete Auflage. Mit 151 Abbildungen. Leipzig 1929, Bibliographisches Institut A.-G. 685 S. M. 26,–.

Stöwer, Willy. Zur See mit Pinsel und Palette. Erinnerungen. Mit 257 einfachen und 4 farbigen Abbildungen. Braunschweig 1929, Georg Westermann. 301 S. M. 11,50 (14,–).

Thieß, Frank. Erziehung zur Freiheit. Abhandlungen und Auseinandersetzungen. Stuttgart 1929, J. Engelhorns Nachf. 382 S. M. 10,– (12,–).

Thilo, Johannes. Mein Leben in 99 Anekdoten. Mit dem Bildnis des Verfassers. Weimar 1929, Alexander Duncker. 228 S. M. 3,50 (5,–).

Tillich, Paul. Protestantismus als Kritik und Gestaltung. Herausgegeben von P. T. (Kairos erstes Buch). Darmstadt 1929, Otto Reichl. 407 S.

Voßler, Karl. Frankreichs Kultur und Sprache. Geschichte der französischen Schriftsprache von den Anfängen bis zur Gegenwart. Zweite, neubearbeitete Auflage. (Sammlung romantischer Elementar- und Handbücher.) Heidelberg 1929, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung. 410 S. M. 7,50 (9,50).

Weber, Marianne. Die Idee der Ehe und die Ehescheidung. Frankfurt a. M. 1929, Frankfurter Sozietäts-Druckerei G. m. b. H. Abt. Buch-Verlag. 70 S. M. 2,–.

Weltmann, Lutz. Käthe Dorsch. Ein Frauen- und Rampenprofil. Mit 32 Abbildungen. Berlin-Grunewald 1929, Horen-Verlag. 178 S. Geb. M. 5,80.

* * *

Maeterlinck, Maurice. Geheimnisse des Weltalls. Übersetzt von Käthe Illch. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 181 S. Geb. M. 6,—.

Vlaminck. Gefahr voraus! Aufzeichnungen eines Malers. Deutsch von Jürgen Eggebrecht. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 277 S.

Hildegard von Bingen. Der Weg der Welt. In Auswahl übersetzt von Maria-Louise Lascar. München 1929, R. Oldenbourg. 168 S. M. 5,50.

Newman, E. M. Seeing Germany (Newman Traveltalks). Over 300 Illustrations. Neuyork 1929, Funk & Wagnalls Comp. 406 S.

Redaktionsschluß: 5. November 1929.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Lutz Weltmann, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.

Erscheinungsweise: monatlich einmal – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,–, Einzelheft Rm. 2.–

Digitized by Google

N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg a. L.

Größte Beachtung findet
die geisteswissenschaftlich orientierte Biographie

Franz Grillparzer

Ein Kampf um Leben und Kunst
von Dr. Ernst Alker, Wien
brosch. M 10.—, geb. in Leinen M 12.—

Das Bild in der Dichtung

I. Band: Versuch einer Morphologie der metaphorischen Formen von Hermann Pongs. 513 Seiten M 20.—

Lehren über Kunst und Weltanschauung im Kreise von

Stefan George

von Dr. Hans Dahmen. M 3.—

E. T. A. Hoffmanns Weltanschauung

von Dr. Hans Dahmen. M 3.50

Henrik Ibsen

Ein Erlebnis der Deutschen
von Dr. Mar. Thalmann. M 2.50

Walter Flex

Ein Deuter des Weltkriegs
von Dr. Joh. Klein. M 5.—

Eduard Keyserlings

Erzählungen von Dr. Käthe Knoop. M 4.—

Verzeichnisse über deutsche Literaturwissenschaft kostenfrei

Die Sprachkunst André Gides

von Wilhelm Schulz. M 3.50
(S. ausf. Bespr. in »Die Literatur« Nr. 2)

Alfred Bock-Buch

herausgegeben von Will Scheller
272 S. Kart. M 2.25, geb. M 3.—
Diese Auswahl wird dem beliebten hessischen Dichter, dessen Romane in zahlreichen Auflagen vorliegen, viele neue Freunde werben!

Deutscher Literaturatlas

von Gustav Könnecke, mit Einf. von Chr. Muff. Enth. 826 Abb., 2 Beilagen und Text. Gebunden M 10.—
Nur noch wenige Exemplare verfügbar!

Geschichte der deutschen Philologie in Bildern

(Eine Ergänzung zu Könneckes großem Bilderatlas!) v. Prof. Dr. Fritz Behrend. 184 Abbild. u. 7 Beilagen enth. Geb. M 12.–

N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg a. L.

Verlagsberichte

Die diesjährigen literarischen Neuerscheinungen des Verlages Bruno Cassirer, Berlin W 35: Arthur Eloesser, Die deutsche Literatur von Barock bis zur Gegenwart. 2 Bände. Bd. I: Die deutsche Literatur bis zu Goethes Tod. 680 Seiten. Geheftet M. 28.—, in Ganzleinen M. 34.—. Bd. II: Die Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Erscheint 1930. Beide Bände sind vollständig in sich abgeschlossen und ohne Bandzahl, können daher auch einzeln bezogen werden. Georg Fink, Mich hungert. (Roman). Geheftet M. 5.—, in Ganzleinen M 7.50. Die erschütternde Selbstbiographie eines jungen Proletariers, der heute unter fremdem Namen Filmschauspieler in Hollywood ist. Christian Morgenstern, Galgenlieder. 100. Tausend, die als Jubiläumsausgabe in Ganzpergament ausgegeben werden. Preis M. 14.—.

*

Neuerscheinungen 1929 des Verlages Rascher & Cie. A.-G., Zürich: Mittelmeerflug. Mit 120 Fliegeraufnahmen in Tiefdruck von Walter Mittelholzer. Gebunden ca. M. 9.50. Lilith, von Lina Schips-Lienert, Leinen gebunden ca. M. 6.—. Marokko, von Leo Wehrli. Von Marakesch bis Fez. Mit 32 ganzseitigen Autotypien und 8 mehrfarbigen Tafeln. Ganzleinen ca. M. 9.50. Pollyanna, ein frohes Buch von Eleanor H. Porter. In Halbleinen M. 5.50. Schweizer Frauen der Tat 1659—1827, 1831—1854, 1855—1885. Leinen pro Band M. 6.40. Aus meinem Leben, von Else Züblin-Spiller, Erinnerungen. Broschiert M. 2.40, Leinen M. 4.—. Drei Jahre im Urwald — Savanne, von C. Doucas. Illustriert. Ganzleinen M. 7.60. Leo Tolstoi-Tagebuch 1895—1898. Ganzleinen M. 4.80. Jean Jacques Rousseau, von Henriette Roland-Holst. Ein Bild seines Lebens und seiner Werke. Ganzleinen M. 4.80. Das Feuer, von Henri Barbusse, 65. Tausend. Leinen M. 7.50. Menschen im Krieg, von Andreas Latzko. 31. Tausend. Leinen M. 4.80. Neapel, von Jakob Job, Reisebilder und Skizzen. Illustriert. Leinen M. 9.50. Kochbuch für Heute und Morgen, von Helene Mühlemeier. Kartoniert M. 6.—.

*

Neuerscheinungen des Verlags Georg Müller, München, Herbst/Weihnachten 1929/30: Nikolaus Schwarzkopf, Der Barbar. Ein Matthias Grünewald-Roman, Leinen ca. M. 7.50. Cäsar von Simay, Kampf der Seligen. Ein Loyola-Roman,

Digitized by Google

Leinen M. 9.—. Max Mohr, Die Heidin. Roman, Leinen ca. M. 8.50. Willy Seidel, Die magische Laterne des Herrn Zinkeisen, Erzählungen. Leinen ca. M. 8.—. Hermann Wiedmer, Die Verwandlungen des Walter von Tillo. Ein Reinkarnationsroman, Leinen ca. M. 9.—. Konrad Beste, März. Roman, Leinen ca. M. 7.—. Barbara Ring, Petra. Die Geschichte eines jungen Mädchens, Tagesband M. 4.80, Leinen M. 6.50. Peik. Die Geschichte eines kleinen Jungen. Neuauflage, Pappe M. 5.50. Ch. A. Dupuy, Intrige um Josephine. Roman, Leinen ca. M. 4.—, Tagesband M 3.—. Erich von Salzmann, Das Geheimnis des Nashornbechers. Ein Roman aus dem modernen China, Leinen M. 6.50, Tagesband M. 4.50. Frances Külpe, Imogen. Roman, Leinen M. 5.50. Doppelseele. Leinen M. 5.50. Kinder der Liebe, Leinen M. 5.50. Das Reich. Leinen M. 5.50. Ring. Leinen M. 5.50 (Neuauflagen). Paul Madsack, Die metaphysische Wachsfigur. Satirischer Roman, Leinen M. 6.50. M. Johnston, Percy kauft eine Frau. Ein abenteuerlicher Roman aus der Zeit der Besiedelung Virginiens, Tagesband M 4.50, Leinen M. 6.—. Leo Balner, Palmen, Sumpf und Sonne. Mit Federzeichnungen des Autors, Leinen ca. M. 8.—. Droste-Hülshoff, sämtliche Werke. Schlußband (Nachlaß- und Jugendwerke), Leinen ca. M. 13.—, Halbleder ca. M. 18.—, Bütten in Halbleder ca. M. 45.—. Paul Ernst, Jugenderinnerungen. Leinen ca. M. 12.—, Subskriptionspreis M. 7.—. Grundlagen der neuen Gesellschaft, Leinen ca. M. 13.—, Subskriptionspreis M. 7—. Geschichten zwischen Traum und Tag, Leinen ca. M. 12.—, Subskriptionspreis M. 7.—. Liebesgeschichten, Leinen ca. M. 11.—, Subskriptionspreis M. 7.—. Romantische Geschichten Leinen ca. M. 11.—, Subskriptionspreis M. 7.—. W. von Hartlieb, Das Antlitz der Provence (Burgen, Tempel und Arenen). Leinen ca. M. 7.50. Heinrich Heine, Sämtliche Werke. Band 11, Schlußband. Leben Heinrich Heines aus Dokumenten und Briefen. Herausgegeben von Prof. Fritz Strich. C. O. Jatho, Frankreich. Ein Reisebuch. Mit 40 Tafeln, Leinen M. 12.—. E. G. Kolbenheyer, Die Brücke. Ein Schauspiel, Geheftet M. 2.50, Leinen M. 3.75. Heroische Leidenschaften. Neuauflage, Geheftet M. 2.50, Leinen M. 4.50. Kindheit des Paracelsus. Neuauflage, Leinen ca. M. 10.—. Das dritte Reich des Paracelsus. Neuauflage, Leinen ca. M. 10.—. Arthur Kutscher, Frank Wedekind, sein Leben und seine Werke. (Dritter, Schlußband), Leinen ca. M. 12.50. Oscar Panizza, Visionen der Dämmerung. Neuauflage, Leinen ca. M. 8.—. Eduard Reinacher, Bohème in Kustenz. Humoristischer Roman, Leinen ca. M. 5.50. Pol Sackarndt, Katzen. 48 Photos, Leinen ca. M. 12.—. August

Neuerscheinungen 1929

TUCHOLSKY, KURT:

Deutschland, Deutschland über alles.
Ein Bilderbuch mit vielen Fotografien. Montiert von *John Heartfield*. III. Auflage. 20.-50. Tausend 1929. 4°. 240 Seiten. 200 Fotos. Kart. RM. 3.20. Leinen RM. 5.—

ZILLE, HEINRICH:

Für Alle. Ernstes und Heiteres.
Auswahl und Zusammenstellung der Beiträge besorgte *Otto Nagel* gemeinsam mit Meister *Zille*. 1.—20. Tausend 1929. 4°. 64 Seiten. 60 Bilder. Kartoniert RM. 2.85, in Künstlerleinen RM. 4.20

BARBUSSE, HENRI:

Tatsachen. Geschichten von Krieg, Terror und anderem. Novellen. 1. Auflage 1929. 1.–5. Tausend. 8°. 244 Seiten. Preis Ganzleinen gebunden RM. 4.—

Fordern Sie unsern vollst. Katalog

Neuer Deutscher Verlag
Berlin W 8

Wilhelm Schmidtbonn

Die Geschichten von den unberührten Frauen

In Leinen gebunden M 5.50

»Aus vielfältigen Erlebnissen ergibt sich das Geständnis: daß die Frauen, zu denen man hingezogen war, mit denen es aber nicht zum Letzten gekommen ist, im Grunde die wahrhaft Geliebten gewesen sind. In diesem Buche wird von einer ziemlichen Reihe Frauen erzählt, denn bunt ist das Leben, nie ruhend, und der Fahrten auf Bahnen und der Aufenthalte in Städten sind unzählige.«

So schrieb der Verfasser über dieses köstliche Buch, das Anlaß zu einer seltsamen, tragikomischen Verwicklung wurde.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART • BERLIN • LEIPZIG

Digitized by Google

Frauenkleidung ist die Wetterfahne

der Kulturbewegung. Denn hier werden die großen Stilwandlungen am frühesten merkbar.

Was bedeutet nun, so gesehen, das neue Abendkleid dieses Winters? Nicht weniger als dieses: daß unser heutiger Stil, „die neue Sachlichkeit", sich aufzulösen beginnt und daß leise anhebt der kommende Stil: „die neue Dynamik". Wohl sind die Motive von heute noch Dominante, aber man spürt daneben, in der gotischen Vertikaltendenz des Kleides, ein neu gerichtetes Wollen.

In absehbarer Zeit werden die Auswirkungen dieses neuen Wollens zutage treten auch in Kunst und Liebe, Tanz, Erziehung, sozialer Einstellung, Philosophie und Glaubensbewegung.

Solche Probleme
sind zum erstenmal behandelt in dem Buch

Bruder Christiansen: Das Gesicht unserer Zeit
Leinenband 4.50 RM

Von diesem Buch schreibt das *Berliner Tageblatt:* „Erst ist man betroffen und dann begeistert. Die Neuartigkeit der Formulierung, die mathematische Nüchternheit, mit der hier unser aller Schicksal vorgezeichnet wird in einer Vergangenheits- und Zukunftsschau, die an Spengler geschult ist, aber jeder Untergangsstimmung mit heiterer Überlegenheit entgeht, hat etwas Überzeugendes und Hinreißendes." – *De Nieuwe Rotterdamsche Courant:* „Hier ist einer am Werk, der unsere Kultur bis in ihre letzten Tiefen verstanden hat." – *Hermann Hesse* schreibt: „Broder Christiansen deutet das Gesicht unserer Zeit, wie ein exakter Graphologe eine Handschrift deutet: nicht aus den Programmen, sondern aus den Gebärden. Ich las das prachtvoll klar und knapp geschriebene Buch mit tiefem Interesse und war nicht unempfänglich für den Trost, den seine Vordeutungen auf das Gesicht des Morgen geben. Wenn seine Prognose mehr ist als Wunschbild, habe ich nicht umsonst gelebt." – *Professor Witkop,* Freiburg i. Br.: „Das Buch ist so reich an Anregungen, so geistreich im guten Sinne, voll überraschender und überzeugender Formulierungen, daß ich es im Oberseminar mit meinen Schülern lese und bespreche." – *Wilhelm Schäfer:* „Ich muß gestehen, weder in Wort noch Schrift jemals ein so überzeugendes Bild dessen empfangen zu haben, was als massiges Heute alles Vergangene und Zukünftige überschattet."

Felsenverlag, Buchenbach i. Br.

Einbanddecke

zum 31. Jahrgang
(Oktbr. 1928 bis Septbr. 1929)

Die Literatur
in Leinen M 2.50

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART · BERLIN · LEIPZIG

Strindberg, Er und Sie. Der Briefwechsel Strindbergs mit seiner ersten Frau. während der ersten Ehe derselben. Leinen ca. M. 8.—. Therstappen, Eridanus. Gedichte über den Rhein, Leinen ca. M. 24.—. Josef Magnus Wehner, Das Land ohne Schatten. Tagebuch einer griechischen Reise, Leinen ca. M. 7.50. Wittwer-Gelpke, Neue Gedichte. Halbleinen M. 20.—, Halbpergament M. 25.—, Ganzpergament M. 50.—. O. Binns, Ein Mädchen und zwei Männer im Urwald. Roman, Tagesband M. 3.50, Leinen M. 4.50.

*

Deutsche Dichter in fremden Sprachen. Das deutsche Buch findet erneut das Interesse des Auslandes. Die Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart berichtet: Holland übersetzt den Roman von W. E. Süßkind, „Jugend", Amerika bringt Josef Winckler, „Der tolle Bomberg", Spanien wählte Joseph Breitbach, „Rot gegen Rot", England Cécile Ines Loos, „Matka Boska".

*

Der Verlag L. Staackmann, Leipzig hat diesem Heft eine Ankündigung beigelegt, in welcher er seine diesjährigen Neuerscheinungen bekannt gibt. — Über die Hauptwerke des Verlages Felix Meiner in Leipzig unterrichtet der diesem Heft beigefügte Prospekt. — Mit den Neuerscheinungen des Verlages Grethlein & Co. in Leipzig macht das beiliegende ausführliche Verzeichnis bekannt. — Der beigefügte Sammelprospekt über die Werke der Dichterin Johanna Wolff gibt ein Bild über das gesamte Schaffen der bekannten Schriftstellerin. — Der Verlag K. F. Koehler in Leipzig berichtet in einer Beilage über seine Neuerscheinungen des Jahres 1929. — Unter dem Titel „Wertvolle Bücher unseres Verlages" erschien ein Prospekt der Firma Adolf Sponholtz G. m. b. H., Hannover, der am Schlusse des Heftes beigefügt ist. — „Die Neuerscheinungen des Jahres 1929 im Verlag Eugen Diederichs in Jena" zeigt der beigefügte Prospekt dieses Verlages an. — Über die in dem Verlag Benno Schwabe & Co. in Basel erschienenen Hauptwerke gibt die beigeheftete Drucksache Auskunft. — Ein ausführlicher Prospekt über das soeben erschienene Werk von Hermann Stegemann „Erinnerungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit", sowie das Verzeichnis „Wertvolle Neuerscheinungen der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin 1929" liegt diesem Heft bei. — Auf die Frage „Was schenke ich?" gibt der dieser Nummer beiliegende Prospekt der Firma F. Soennecken, Bonn, Berlin, Leipzig, ausführlich Antwort. Soennecken-Füllhalter und -Ringbücher zählen zu den praktischen, beliebten Weihnachtsgeschenken. Sämtliche Drucksachen empfehlen wir besonderer Beachtung.

Digitized by Google

AUS ERSTEN URTEILEN:

FRAUEN IM KRIEG

ROMAN VON META SCHEELE

GANZLEINEN 5 MARK

Wie die Frau das Große, das Selbstverständliche vollbracht hat, schildert Meta Scheele eindrücklich in ihrem Buch ... Die, die nach uns kommen, denen das Erlebnis fehlt, die sollen lesen können, wie der Krieg alles und alle verwandelt. Und diese Wandlung der Frau im Kriegsgeschehen hat Meta Scheele mit großem Können dargestellt. National-Ztg., Basel.

... So zieht auch in diesem Roman das Leben von vier Familien verschiedener Bildungsstufen und Gesellschaftsklassen, gekrönt in der hochgemuten Persönlichkeit Johannas, in dramatischen Bildern am geistigen Auge vorüber, und der Leser muß erschüttert durch alle Leiden und manche schuldhafte Verstrickung mit hindurchgehen, jedoch von der ersten bis zur letzten Seite des Buches, das den Ewig-Gestrigen den Kampf ansagt, zutinnerst angefaßt. Prüde Gemüter allerdings, denen die Wahrheitsfrage harter Wirklichkeit unbequem ist, werden diesem kühnen Buche tunlichst nicht begegnen.
Hans Hermann Gaede.

Um vier Familien aus verschiedenen Gesellschaftsklassen handelt es sich, um Heldentod, Hunger, Sexualität — das Buch ist ehrlich bis in sein Letztes — und ist deshalb in seiner Darstellung von Vergangenem auf das Zukünftige gerichtet. Es wird in seiner Wahrhaftigkeit manchem ein Stein des Anstoßes sein, aber gerade deshalb, weil es ein Zeichen ist, dem widersprochen wird, ist ihm der Sieg bei allen echten, ehrlich-deutschen Naturen aller Parteien gewiß. Erich Bockemühl.

Der letzte Sinn dieses starken und klugen und in der Form schlechthin meisterhaft geschriebenen Buches ist nicht die in ihm gegebene Zeichnung der Art und Schicksale der Frauen im Krieg. Dieser Bericht, so gekonnt und plastisch er auch gegeben ist, ist nur Folie, nur Mittel zum Zweck. Letztes Wollen und tiefste Bedeutung dieses Buches ist das Aufzeigen und Sichtbarwerden einer neuen Einstellung zum Leben überhaupt, ist das Bekenntnis einer jungen, der Nachkriegsgeneration zum Leben. Ernst Vincent.

Das Buch hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Es behandelt eine Seite des Krieges, die in den bisherigen Kriegsbüchern noch nicht genügend dargestellt worden ist: das stille Heldentum der Frau. Packend ist der düstere Hintergrund des Krieges dargestellt. Heinrich Getzeny.

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Digitized by Google

JAN 8 1930

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 32. Jahrgang

1930 Januar Heft 4

Zeitlupe: Mit Beiträgen von Eduard Reinacher, Hans Kyser, Fred A. Angermayer: Deutsche Würde * Bekenntnis zu Lampel * Hörspielregie * Partielle Beleuchtung * Echter als echt

Wilhelm von Scholz .. .. Rechtsfälle III

Friedrich Wolf. .. .. Dokumente der Zeit

Klaus Mann. .. .. Gottfried Benns Prosa

Rudolf Kayser. .. .. Hermann Ungar

Robert Neumann .. .. .. Die Meute hinter Remarque

Hans-Joachim Flechtner .. .. Geheimnisse des Weltalls

G. A. Alfero .. .. Italo Svevo

Kurt Aram .. .. Ein Orientale über den Orient

Heinrich Temborius .. .. Rilke als Künstler des Briefs

Norbert Langer .. .. .. Aphorismen von Rilkes Mutter

Marie von Bunsen .. .. Lord Haldanes Autobiographie

Otto Doderer .. .. Essays und Abhandlungen

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Almanache * Echo der Bühnen * Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten * Büchermarkt

Deutsche Verlags-Anstalt • Stuttgart

Digitized by Google

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgeber: Ernst Heilborn / 32. Jahrgang

Die „Literatur" hat durch Beigabe des illustr. Abschnittes „Die Zeitlupe" und der Kunstdruckbeilage „Das neueste Buch im Bild" weitere Bereicherung erfahren

Aus „Kölnische Zeitung", vom 30. März 1929: Es gibt keine zweite Stelle in literarischen Angelegenheiten, die so zuverlässig und im wesentlichen erschöpfend alles Zerstreute aufnimmt, um es wohlgeordnet wie im Nachschlagewerk, wie eine fortlaufende Chronik wiederzugeben. So erfüllt die „Literatur" eine hohe kulturelle Aufgabe, sie ist eine Literaturgeschichte eigner Art, ein Orientierungsmittel, wie es in dieser Hinsicht kein zweites gibt, nicht begrenzt auf das geistige Leben des deutschen Sprachgebiets, sondern universal gerichtet und damit geistig auch völkerverbindend. D. H. Sarnetzki

Einzelheft RM. 2.–, vierteljährlich RM. 5.– Ausführlicher Prospekt u. Probeheft kostenlos erhältlich

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART

BERLIN UND LEIPZIG

Neue Urteile über

CLARA VIEBIG

Die mit den tausend Kindern

In Leinen gebunden M 7.–

Keine Frage: es ist ein Thema, das viele bewegt, ein ernstes Thema der Zeit, der Zwiespalt der Frau zwischen persönlichem Glück und Beruf, und der Zwiespalt ist Schicksal. Viel Liebe hat die Dichterin in dieses Buch gesenkt, das Menschliche tritt unmittelbar und überzeugend hervor, der ethische Berufsidealismus triumphiert; es ist eine Verklärung des Opfergedankens um der Menschenliebe willen, im engen Kreis ein Beispiel heiligen Führerwillens. D. H. Sarnetzki, Kölnische Zeitung.

Dieses Buch ist ganz erfüllt von der Menschlichkeit und Herzenswärme, die uns aus dem ganzen Lebenswerk dieser deutschen Dichterin entgegenweht. Ihre bewährte Kraft der Menschenschilderung zeigt sich besonders stark, wenn sie in die Natur und das Schicksal dieser ärmsten unter den Kindern hineinleuchtet. Berliner Morgenpost.

Was dieses Buch Clara Viebigs zu einem der empfehlenswertesten unter allen modernen Erscheinungen macht, das ist seine große Objektivität und nüchterne Unparteilichkeit. Die Menschenliebe und Menschengüte der Dichterin feiert vielleicht ihren bisher schönsten Triumph in diesem Roman. Gral, Münster i. W.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin Leipzig

Digitized by Google

JUGEND.

Zum Roman von W. E. Süskind.
Auszug aus einem Artikel von René Beaujon in der Neuen Zürcher Zeitung vom 10. November 1929.

Erst vereinzelt — dann immer zahlreicher tauchten sie aus der ungeheuren Flut deutscher Literatur empor, trieben voran, schlugen durch, und bestimmen heute in mächtigem Strom eine eigene Richtung. Mit hemmungsloser Gewalt entlädt sich in ihrer Bewegung das gestaute Erlebnis einer seelisch zerrütteten Generation, und mitgerissen von der inneren Kraft des Geschehens durchlebt auch der Leser das seelische Chaos dieser durch den Krieg vergewaltigten Jugend.

Was mich packt und hinreißt an all diesen Büchern ist nicht das Vergangene. Nicht der Schrecken des Trommelfeuers. Nicht das unheimliche Grauen in den irren Augen. Nichts von dem! Was mich bannt und hinreißt ist das gewaltige Streben, das greifbar gegenwärtig aus den Zeilen spricht. Es ist die lebendige bejahende Kraft, die sich siegreich aus den Trümmern herausarbeitet, die sich schüttelt und reckt, den Schutt abwirft und steht. Wieder steht! Das ist es auch, was uns den neuen Roman »Jugend« von Süskind zum Erlebnis werden läßt. Das ganze irrsinnige Chaos seines Inflationsromanes ist beseelt durch das verzweifelte Ringen seiner Jugend gegen die Gewalten der Zeit.

Das erste Buch berichtet aus der Schulzeit.

Der zweite Teil bringt den Zusammenbruch. Inflation. Unweigerlich werden die jungen Seelen in den Wirbel gerissen. Zersetzend, vernichtend wirkt diese Zeit auf die jungen Gemüter. Die Tage überstürzen sich. Es ist eine tolle wahnwitzige Pubertät.

Fleming kommt nach England zu einer Tante. Kehrt zurück. Der Dollar steigt in die Milliarden. Alles spekuliert. Alles ist irrsinnig. Da — die Mark wird stabilisiert und mit einem Schlage legt sich der wilde tosende Orkan. Ruhe herrscht. Ein nüchterner Alltag bricht an. Arbeit. Die Jugend sucht sich zurecht zu finden. Doch das ist nicht leicht. Die Inflation hat nicht nur die materiellen Werte zerstört. Wiederaufbau! Wer aber baut an den vernichteten Seelen?

— Das ist die offene Frage, die das Buch im Texte läßt; aber zwischen den Zeilen hören wir die Antwort. Der Autor gibt sie uns durch die Tat seines Werkes und aus ihm spricht lebendig und lebensnah die Stimme einer verschollenen Generation: Da sind wir. Da leben wir. Trotz allem!

Die Generation um 1900 ist auferstanden. Ihre Sehnsucht nach der verlorenen Jugend hat sich durchgearbeitet durch den wilden erdrückenden Schutt ihrer Zeit und heute gibt sie uns in ihren reifen Werken den stärksten und unmittelbarsten Beweis lebendiger Triebkraft.

Hier sucht sich eine Generation zum zweitenmal zu erleben, sucht nochmals all das Trübe und Zersetzende, all die Schrecken und Wirrnisse ihrer Jugend auf, um sie verstehend und begreifend zu überwinden und so endlich den furchtbaren Alb, das drückende Gespenst ihres Lebens, endgültig loszuwerden.

In diesem Kampfe vorangegangen zu sein und dadurch vielen Schwächen ihrer Zeit den Weg gebahnt zu haben, ist das hohe menschliche Verdienst der Renn, Remarque, Gläser und Süskind. Darüber hinaus aber sind sie uns die mächtigen Herolde der Lebenskraft, des Wollens und Strebens, und im Kampfe um ihre verlorene Jugend leben auch wir auf und stürmen mit, gepackt und ergriffen von dem allmächtigen Zug ihres Sehnens.

Jugend heißt das neue Wort. Jugend. Und es fliegt von Herz zu Herz und pocht an. Habt ihr gehört? Braucht ihr mich nicht? Und es liegt ein ernster Ton in dieser Frage. Denn Jugend will ihre Zeit haben. Doch unsere Zeit hat keinen Platz für die Jugend. Und die Kriegszeit hatte erst recht keinen Platz für die Jugend. Und daher muß man die Zeit überwinden. Das ist das Geheimnis der Jugend.

In diesem Sinne habe ich Süskind verstanden und in diesem Sinne muß ich ihn empfehlen. Lest seine »Jugend«. Es ist eine wilde wahnwitzige Pubertät, eine Inflation seelischer Werte. Ein Verkommen und Verwesen im Nichts. Der Kurs steht Eins zu 42 Milliarden. Seelischer Ruin. Moralischer Bankrott. Der eine erschießt sich. Das ist der Schwache. Der Starke wertet auf. Stabilisiert. Gewinnt zurück. Und gibt Rechenschaft. Sein Buch liegt vor: »Jugend!«

W. E. SÜSKIND / JUGEND. Roman. 415 Seiten ..... In Leinen Mark 7.50

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART BERLIN LEIPZIG

Digitized by Google

ANDRÉ GIDE

Deutsches Bekenntnis zu seinem Werk

Aus den nach Hunderten zählenden Pressestimmen zum 60. Geburtstag des Dichters

BERNHARD GUILLEMIN im Berliner Tageblatt:

André Gide ist heute der repräsentativste Dichter Frankreichs, repräsentativer selbst als Valéry. Auch insofern gebührt Gide vor Valéry der Vorzug, als Valéry durch ihn gewissermaßen mitrepräsentiert wird, während das Umgekehrte von Valéry, dem absoluten Nichtepiker, nicht gesagt werden könnte. Beide haben, aller Unterschiede ungeachtet, viel Gemeinsames. Vor allem sind sie nicht nur Dichter, sondern auch Doktoren, wenn es erlaubt ist, dieses Wort in seiner, ich möchte sagen: mittelalterlichen Bedeutung zu gebrauchen.

OTTO ZAREK in der Vossischen Zeitung:

Es spricht für das zeitgenössische Frankreich, daß es diesen schwierigen Geist ohne Tempo, mit großer Geduld zu erfassen verstand und ihn zum unbestrittenen Führer im Kampfe um eine neue Prosa designierte. Gide selbst war einsichtig genug, die Schwierigkeiten, die er dem Leser bereitet, nicht zu unterschätzen. »Die Frage lautet nicht: wie Erfolg haben? — sondern: wie bleiben?« verkündet er im »Journal des Faux-Monnayeurs«, diesem aufschlußreichen, tiefschürfenden Büchlein, das am schnellsten und eindringlichsten den rechten Weg zu seinem Werke weist. Nirgends hat es Gide seinem Leser bequem gemacht; noch weniger aber sich selbst. Im »Tagebuch« legt er erschütterndes Zeugnis ab, wie er, einer letzten künstlerischen Wahrheit zuliebe, leicht erreichbare Wirkungen zu vermeiden bemüht ist. Er erstrebt eine neue, traditionsferne Roman-Komposition; den »integralen Roman«.

ERICH KÄSTNER i. d. Neuen Leipziger Zeitung:

André Gide hat einen ungewöhnlich scharfen Blick, mit dem er eigene und fremde seelische Bezirke durchsucht. So sieht er schon da, wo andere Einfachheit taxieren, schwer darstellbare Verflochtenheit. Und so genügt ihm die echte, natürliche Komplikation. Er ist einer der ehrlichsten und unbestechlichsten Kenner und Darsteller der zeitgemäßen Seele. Er erzählt nicht nur, was seine Figuren sagen; er erzählt nicht nur, was sie, oft im Gegensatz dazu, denken; er erzählt auch, was währenddem in ihrem halb- oder nicht bewußten Innenleben vorgeht. Er schaut durch drei, vier Wände, wo andere nur die Fassade sehen. Das macht seine Bücher so außergewöhnlich. Das macht sie so wertvoll und insgeheim nützlich.

FRANK THIESS in der Rigaschen Rundschau:

In Deutschland gibt es noch viele, die sich beim Namen Gide nichts denken können. Ich glaube, es ist Zeit, ihnen von diesem Manne zu erzählen, Frankreichs größtem lebenden Dichter, der in sich auf eine sehr tiefe und bezwingende Weise die Versöhnung französischen und deutschen Wesens darstellt. Vielleicht ist diese merkwürdige Synthese bei Rolland überzeugender gelungen, doch wunderbarer ist sie bei Gide, denn hier steht ein echter Franzose von unverwechselbar gallischem Esprit u. rein romanischen Affekten vor uns. Die Linie der Stendhal und Flaubert scheint sich in ihm ungebrochen fortzusetzen, die große Tradition formaler Kultur ist im matten Glanz seines Stils, im Charme seiner Ironie bewahrt.

ANDRÉ GIDE, WERKE

Die deutsche Gesamt-Ausgabe der Werke in Einzelbänden

Bereits erschienen:

Stirb und Werde. Autobiographische Aufzeichnungen. Übersetzt von Ferdinand Hardekopf. In Leinen M 10.—

Die Falschmünzer. Roman. Übersetzt von Ferdinand Hardekopf. In Leinen M 9.—

Tagebuch der Falschmünzer. Übersetzt von Ferdinand Hardekopf. In Leinen M 4.50

Die enge Pforte. Roman. Übersetzt von Felix Paul Greve. In Leinen M 7.—

Die Schule der Frauen. Übersetzt von Käthe Rosenberg. In Leinen M 5.50

Aus anderen Verlagen übernahmen wir:

Der Immoralist. Roman. Übersetzt von Felix Paul Greve. In Leinen M 5.50

Die Pastoral-Symphonie. Roman. Übersetzt von Bernhard Guillemin. In Leinen M 2.50

Paludes. (Die Sümpfe.) Übersetzt von F. P. Greve. In Leinen M 4.50

Der schlechtgefesselte Prometheus. Übersetzt von Franz Blei. In Leinen M 4.—

Saul. Schauspiel in 5 Aufz. Übers. v. Felix P. Greve Geheftet M 2.—

Die Rückkehr des verlorenen Sohnes. Übers. v. Rainer Maria Rilke (erscheint i. ein. Sammelband)

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART BERLIN LEIPZIG

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

Was kann der Mensch geben?

Was kann der Mensch geben, daß er seine Seele löse?
Wir sind verschuldet, wir Besitzenden und Genießenden, angesichts der furchtbaren Überzahl aller Zukurzgekommenen. Wir haben, und jene haben nicht. Wir sind frei, jene sind gebunden. Und sind wir zudem nicht auf Kosten der anderen frei und besitzend? Die Unmöglichkeit, daß alle zur gleichen Besitzeshöhe gelangten, und die Ablehnung eines allgemeinen und gleichen Krippenglücks mit staatlich abgesteckten Perspektiven und Horizonten genügen nicht zur Entschuldigung. Unser Gewissen bleibt unruhig, und das in der Jugend vernommene Wort wird uns durch unser Leben hin nachgehen: Gib den Armen, was du hast, und folge mir nach. Das heißt in der Sprache unserer Tage: verwende alle deine Kräfte im sozialen Dienst! Solange nicht allen das Notwendige gesichert ist, halte dich zurück von dem, was darüber hinausgeht!
Diesem Gebot gehorchen, heißt der Kultur den Rücken kehren. Heißt für den Künstler: Selbstvernichtung üben.
Und das Gebot besteht. Ich jedenfalls lehne ab, es durch einen leicht zu konstruierenden Kompromiß zu umgehen, zu modifizieren, zu reduzieren. Ich bekenne mich zur Schuld des Egoismus und zugleich zu seinem Rechte. Schuldig bin ich, weil ich einer von Millionen bin, im Rechte bin ich, weil ich einer bin. Schuld und Recht bestehen gleichzeitig und im Widerspruch zueinander. Mein Verstand resigniert vor diesem Widerspruch, aber mein Leben erhält seine Gluten aus der Reibung, die er erzeugt.
Nur nach solchen Voraussetzungen ist es mir erlaubt, mich zur Idee der allmenschlichen Kameradschaft zu bekennen. Und je weniger Arbeit ich dafür hergeben kann, diese Kameradschaft im Leben des Tages zu verwirklichen, mit desto größerer Sympathie sehe ich den Bemühungen anderer zu, deren Lebensstern das soziale Ziel ist. Innerhalb meines egoistischen Rechtes ist das brennende Interesse für ihre Arbeit mein Tribut an die soziale Verpflichtung, der sie sich hingeben, und der ich mich entziehe.
Mein Freund, der Dichter J. W. Mack ist Direktor eines Fürsorgeheims. Man schickt ihm Kinder, die durch häusliche Umstände in Gefahr sind, zu verwahrlosen, und junge Burschen und Mädchen, die mit den Forderungen der bürgerlichen Gesellschaft in Widerspruch geraten sind. Mack und seine Helfer sind dazu da, an diesen jungen Menschen zu heilen und gut zu machen, was die Natur (welche sie mit einem zu wankenden Willensmechanismus ausstattete) und die Mängel der Gesellschaftsordnung an ihnen verdorben und beschädigt haben. Mack erlaubte mir, einige Wochen in dem Heim zuzubringen, um zu sehen und zu hören, wie es mit solcher Arbeit des Erziehungshauses allenfalls bestellt sein könne. Ich ging hin, einerseits erfüllt von den Eindrücken, die P. M. Lampels Stück (meiner Ansicht nach in sehr wünschenswerter aufrüttelnder Weise) der bürgerlichen Welt vermittelt hatte, andererseits bewegt von der Erwar-

Eduard Reinacher besucht ein Fürsorgeheim

Digitized by Google

tung, zu sehen, wie Mack es werde angefangen haben, an seinen Fürsorgezöglingen seinen Grundsatz der gewaltlosen Erziehung durchzuführen. Ich habe davon während dieser paar Wochen tatsächlich einiges gesehen und begriffen, wovon ich hier nur einige Züge wiederzugeben versuchen darf. Das erste, was mir bei der Ankunft im Heim auffiel, war ein allgemeiner Zug zum Hellen, Bunten und Freudigen. Das Haus war mit einer Goldfarbe gestrichen, die mir weit auf der Straße schon entgegengeleuchtet hatte. Die Mädchen trugen bunte, gar nicht uniformhafte Kleider, im Hofe wurde viel gelacht, und Mack, der mich an der Bahn abgeholt hatte, wurde mit kindlichen Scherzen empfangen. Ich schloß daraus auf eine sehr große Autorität, die ja allein die Grundlage eines so sorglosen Verkehrs sein konnte, und kam, als diese Vermutung sich mir bestätigte, zu einer grundsätzlichen Trennung der Begriffe Gewalt und Macht in der Erziehung. Gewalt ist Schwäche, die sich durch körperlichen Zugriff zu maskieren sucht, Macht dagegen ist die Erscheinungsform des erzieherisch en Liebeswillens. Die erste Eroberung an den Seelen der Zöglinge, welche diesem Willen zu machen obliegt, ist die des Vertrauens. Was das heißt, könnte durch rührende und erschütternde Anekdoten belegt werden. —

Was meine Person angeht, so kam ich in das Heim mit dem Vorsatz, wohl zu sehen und zu hören, aber selbst möglichst nicht vorhanden zu sein, nicht zu stören, mich nicht einzumischen. Ich habe mich an diesen Vorsatz so gehalten, daß ich ziemlich einsiedlerisch im Leben der Anstalt stand. Nur das gelegentlich, Notwendige sprach ich mit den Kindern, den Burschen und Mädchen, die mir etwa einen Führungsdienst erwiesen. Auch den Lehrern und Erziehern gegenüber hielt ich mich mit Fragen nach Methoden und Erfahrungen zurück. Ich fühlte mich nicht berechtigt zu dergleichen Fragen, als einer, der ja doch bald wieder in einer ganz anderen Welt leben und ganz anderen Zielen nachgehen würde. Ich fühlte aber, wie nach Tagen im Gegensatz zur äußeren Zurückhaltung und Sonderung in meinem Innern ein Gefühl der Zugehörigkeit und des Zuhauseseins in dieser Gemeinschaft wuchs. Ein Gefühl, das für mich nicht eine von mir ausgeübte seelische Tätigkeit, etwas von mir Gewolltes und Erstrebtes war, sondern das Geschenk einer Gnade, die ich unverdient, beglückt hinnahm. Ich vergaß nicht, daß man noch kein Philanthrop ist, wenn man die Idee und den Wunsch hat, jeden Menschen in seinem Recht und Sinn erfüllt zu sehen, ohne daß man sich für die Arbeit, die Idee zu verwirklichen, aufbraucht. Aber ich freute mich einer stummen, menschlichen Kameradschaft, die aufkam. Ich freute mich, wenn ich aus kleinen Gebärden entnahm, daß dieser Junge, jenes Mädchen die Achtung gewahr wurde, die ich vor seinem Schicksal und für sein Selbst empfand. Köstlich sind diese zaghaften Annäherungen, ihrer selbst nicht bewußten Bekundungen des Vertrauens auf die gegenseitige Anständigkeit, der Karawanenfreundschaft, welche ein Stück gemeinsamen Weges heiligen kann. Als man mich photographierte, ehe ich aus dem Heim wieder schied, war es eine kostbare Entdeckung, zu finden, daß ich selbstverständlich Arm in Arm mit Buben, Arm in Arm mit Mädchen des Heims aufgenommen werden mußte. Ich gehöre nun doch zu ihnen und bin von ihnen beschenkt. Und wenn mein Leben der religiösen Erfüllung sprachlicher Formungstriebe gehört, so bin ich des Geschenkes sicher, in solchen Formen Inhalte zu umschließen, die jenseits meines notwendigen und von mir als erwähltes Schicksal bejahten Egoismus liegen.

Eduard Reinacher

Deutsche Würde

Schon während des Krieges machte man die sehr betrübende Erfahrung, daß in nationalen Fragen ein Wollen, ein Ziel in der gesamten englischen, französischen, italienischen Presse zum Ausdruck kam, in Deutschland aber jedes Fraktiönchen, jedes Winkelblatt es für Recht oder Pflicht hielten, ihre höchst eigene, nur von innerpolitischen Rücksichten diktierte Meinung herauszubellen. Eine Militärdiktatur erzwang sich damals notdürftig etwas wie Ausdruck des nationalen Bewußtseins.

Und heute? Es ist, als gäbe es kein Gemeinschaftsgefühl, das dem Deutschen den Deutschen verbrüdert.

Wird in England, Frankreich, Italien einem Bürger des Landes die Auszeichnung des Nobelpreises zuteil, so empfindet das Volksbewußtsein mit wachem Stolz: der Engländer, der Franzose, der Italiener ist in ihm geehrt. Der Citykommis, der pariser Gemüsekrämer fühlt sich mit und in ihm erhoben. Wir aber? Thomas Mann wird der Nobelpreis zuerkannt, und der „Tag" (eine nationale Zeitung?) läßt sich aus Stockholm unter dem Datum des 12. Novembers berichten:

„Da es in Weimar nicht gelang, Herrn Thomas Mann in den Vorstand der Goethe-Gesellschaft zu wählen, wird die Freude in der demokratischen Literatur des neuen Deutschland um so größer sein, daß mit der Verleihung des Nobelpreises die Rehabilitierung erreicht ist. Zu groß und aufrichtig war damals, im Mai dieses Jahres, der Ärger der Linkspresse, die ‚ihren' Thomas Mann um die ihm zugedachte Ehre gebracht sah. Das deutschbewußte Schrifttum wird über diese neue Würde Manns mit Gleichmut hinweggehen können. Sicherlich kann man dem schwedischen Nobelpreiskomitee keinen Vorwurf daraus machen, daß es gerade einen Literaten auszeichnete, der sich durch seine politische Stellungnahme in der Öffentlichkeit das Vertrauen weitester deutscher Volkskreise verscherzt hat."

Man liest das, und fühlt, daß einem die Schamröte ins Gesicht steigt. Man fragt sich aber auch, ob hier nicht eine Abart von Dummheit vorliegt, die auf operativem Wege beseitigt werden müßte. E. H.

Thomas Mann hat das Wort

Wie denkt sich Thomas Mann selbst Deutschlands Erlösung aus einem Nationalismus, der ungeistig, und einer Geistigkeit, die nicht national ist? Er beantwortet die Frage in seiner eben erschienenen „Forderung des Tages" (Reden und Aufsätze aus den Jahren 1925—1929. S. Fischer Verlag, Berlin 1930):

„Was not täte, was endgültig deutsch sein könnte, wäre ein Bund und Pakt der konservativen Kulturidee mit dem revolutionären Gesellschaftsgedanken, zwischen Griechenland und Moskau, um es pointiert zu sagen — schon einmal habe ich dies auf die Spitze zu stellen versucht. Ich sagte, gut werde es erst stehen um Deutschland, und dieses werde sich selbst gefunden haben, wenn Karl Marx den Friedrich Hölderlin gelesen haben werde —, eine Begegnung, die übrigens im Begriffe sei, sich zu vollziehen. Ich vergaß, hinzuzufügen, daß eine einseitige Kenntnisnahme unfruchtbar bleiben müßte."

Weniger Grund, einen Überparteilichen in das Parteigetriebe zu ziehen, lag wohl nie vor. Die aber nicht zu lieben vermögen, schlagen Münze aus ihrem Neid. E. H.

Digitized by Google

Bekenntnis zu Lampel

Das ist das Wesentliche: Während an Lampels Werk doch nun mancherlei Zweifel wach geworden sind, ist der Glaube an ihn selber ganz stark geworden. Mancherlei Verleumdungen, an denen es nicht fehlte, vermochten ihn nur zu befestigen. Die jüngst gegen ihn erhobene Anklage: er selber sei der Fememörder einer, hat ihm — wie merkwürdig das auch ist! — die letzte Bekenntniskraft gegeben.

Zum Teil verdankt das Peter Martin Lampel seinem neuen Buch „Verratene Jungen" (Frankfurt a. M. 1929, Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H.). Hier ist wieder, die ihn früh auszeichnete, atembeklemmende Vergegenwärtigung. Man lebt mit. Man selber sieht sich in diese Schwarze Reichswehr eingereiht. Man selber bleibt an dem hier verübten Fememord nicht schuldlos. Zum Ankläger wird der Angeklagte, die wahrhaft Schuldige heißt: Zeit.

Zeit aber ist das, an dem wir alle in gleicher Weise Anteil haben. Peter Martin Lampels „Verratene Jungen" ist auch ein Buch der Reife. Hier ist jene Tragik, die im Niederwuchten befreit.

Man wird in die Geschehnisse und ihre grausige Folgerichtigkeit hineingerissen. Und wieder mutet es eigenartig an: Während man beim Lesen dieses Romans der Wirklichkeit die Empfindung hat, die einzig etwas konstruierte Gestalt sei die der Mutter des Gemordeten, deren Kommen, Wiederauftauchen, deren letztes und entscheidendes Eingreifen recht eigentlich die Schürzungen im Handlungsfaden bedeutet, — erfährt man als Erstes aus der Tagespresse, daß es Lampels eigene Mutter ist, die sich zu dem des Fememords Beschuldigten stellt, um ihn sorgt, sich zu ihm bekennt. Prophetie aus Herzenserfahrung heraus?

Wenn Lampels neuer Roman für ihn zeugt — es ist stärkere Beweiskraft in seiner Persönlichkeit als solcher.

Was war denn die Empfindung, die „Revolte im Erziehungshaus" in uns allen heraufbeschwor? Doch die: den Bekenner zu vernehmen. Der durfte Lampel sein, weil — er durch Irrungen gegangen war. Wer nie geirrt hat, hat auch kein Recht zu bekennen. Nur der tief durch Sünde Gegangene kann heilig gesprochen werden. Nur wer zu Narrheit fähig gewesen und in ihren Strudeln umhergetrieben worden, hat Anspruch auf Weisheit. Und das eben ist es Lampel gegenüber: Die Anklage, er selber sei des Fememords schuldig geworden, gab seiner Verdammung der Fememorde letzte Weihe.

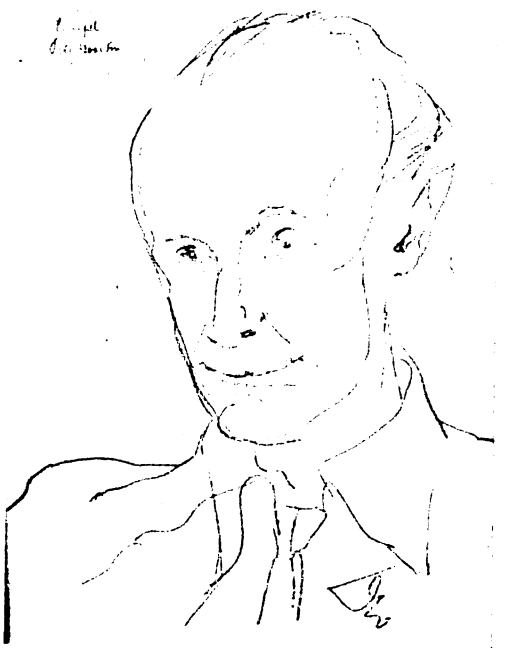
Man schauert, was diese Kriegs- und Nachkriegsjugend zu durchkämpfen hatte. Man schauere nicht! Was sie erfahren hat an letzten Vergewaltigungen und Erniedrigungen wird sie befähigen, Fenster aufzustoßen, durch die uns allen Licht einfällt. Man kann die Rechnung klar auf Plus und Minus stellen: für den zu Schrifttum Berufenen ist ein Jahr Schwarze Reichswehr bessere Schulung als das Triennium germanistischen Studiums.

Wir lernten, wie es andere gemacht haben. Sie lernen, wie man es selber zu machen hat. E. H.

Lampel über sich selbst

(Aus dem Brief aus dem Gefängnis. Berl. Börs.-Cour. 545)

„Ich habe heute noch die ersten Leichen, die ich als Fahnenjunker in den Schützengräben sah, in schrecklicher Erinnerung. Fast kann ich sagen: alle Leichen, die ich draußen im Feld traf (schon aus diesem Grunde bin ich Flieger geworden). Ich habe entsetzlich darunter gelitten, aber damals trank ich öfters und dann war ja die Gefahr, die jeden Tag das eigene Leben bedrohte. Angst hab ich oftmals gehabt, ich war ja an sich schwächlich, aber ich glaube, daß ich niemals einer Gefahr, einer dienstlichen Notwendigkeit, einem Flug oder Angriff auch nur im geringsten ausgewichen bin, ich war viel eher abenteuerlustig.



Peter Martin Lampel
Zeichnung von B. F. Dolbin

Ich wollte büßen, indem ich in den Menschen die Verantwortlichkeit weckte, sie aufschreckte über die Not des Nebenan. Aber mit ungewaschenen Fingern kann man nicht verbinden. Mit bloßem Gut-sein-wollen kann man nicht erlösen helfen. Glauben Sie doch nicht, daß jemand ein Buch wie ‚Verratene Jungen' ohne erschütternde Verzweiflung schreiben kann. Aber mit einem sogar noch so gut und rückhaltlos geschriebenen Roman kann man die Tatsachen nicht korrigieren. Das eigene Leben muß zunächst bereinigt werden

. . . . . .

Was wollen aber die Literaturkliquen — die mich, schon aus Prinzip, als Außenseiter hassen — ? Was verstehen sie von der zwangsläufigen Entwicklung meines Lebens und der Gestaltung meiner inneren Welt? Ich bin einfach ein naiver Mensch gewesen mit einem unbändigen Glauben ans Leben. Ich habe überall nach dem Kern der Dinge, nach der Wahrheit und nach der Gerechtigkeit gesucht. Zwangsläufig, schicksalhaft, vielleicht oft leichtfertig, aber niemals mit Absicht schlecht und, weiß Gott, niemals selbstsüchtig."

Epik und Landschaft

„Volk und Erde" nennt sich eine Sammlung alemannischer Dichterbildnisse, die Philipp Witkop bei C. F. Müller, Karlsruhe, veröffentlicht. Diese literarischen Porträts werden — gleichsam ein Gegenstück zu des Verfassers ausgezeich-

Digitized by Google

netem Werk „Die deutschen Lyriker von Luther bis Nietzsche" – zu einer kleinen Literaturgeschichte, die große Maßstäbe enthält.

Die graphische Kurve, die Witkops Darstellung nimmt, gleicht einer Parabel. Der freiburger Literarhistoriker beginnt mit Uli Braeker und Johann Peter Hebel: während Goethe mit seinem „Werther" ins europäische Geistesleben eindringt, schreibt der „arme Mann im Toggenburg", der sein Shakespeare-Erlebnis fast mit den gleichen Worten ausdrückt wie der Dichter des „Werther", seine Goethe ebenbürtige Prosa, schafft der „unschätzbare Hebel", zu dem sich Goethe als zu einem „Stammverwandten" bekennt, seine alemannischen Gedichte und Erzählungen, deren Weltgefühl dem neuen Ton entspricht, um den Goethe die deutsche Dichtung bereichert hat. Er schließt mit Friedrich Lienhards vergeblichen Bemühungen, von der Literatur zur Natur zurückzufinden, und mit der Bejahung von René Schickeles „neuer, strahlender Einheit von Heimat- und Weltbewußtsein", die „ein alemannisches Vorbild für die Dichtung Europas" sei.

Die Zwischenglieder sind Pestalozzi, Gotthelf, C. F. Meyer, Scheffel, Federer, Gött, Emil Strauß, Hesse, Schäfer, Burte, Schaffner und Steffens. Im volkhaften Zusammenhang sieht Witkop die Sicherheit epischen Schaffens begründet, erkennt er den grundlegenden Unterschied zwischen Kunstroman und epischer Dichtung. So wird aus dem Porträt Gottfried Kellers ein wichtiger Beitrag zum Thema Soziologie und Epik, so zeigt Scheffels Weg zur Historie, daß der Dichter die Bindung zum Volk bereits verloren hat, lehrt die Gegenüberstellung Federers und Auerbachs, daß wahre Heimatkunst über ihren engen Kreis hinaus weltbaltig ist, beweist das Schwanken in Schaffners Werk, daß er zum Großstadtliteraten wurde, weil er den Halt an seiner Heimat verlor, bekundet Steffens Flucht in die Sekte die Sehnsucht nach einer Gemeinschaft.

Wie das alemannische Sprachgebiet, das heute Teile von Baden, Württemberg und Bayern, Vorarlberg, die deutsche Schweiz und das Elsaß umfaßt, als pars pro toto für Deutschland genommen werden kann, so lassen sich die Probleme, die das Buch aufgreift, auf die deutsche Literatur in ihrer Gesamtheit übertragen: die Literaturgeschichte eines deutschen Stammes bringt Klarheit in unsere verworrenen Begriffe von epischer Kunst. L. W.

Hörspielregie

Die letzte Regie, die ich führte, war die meines Lutherfilms. Zwei Riesenateliers in Babelsberg standen zu meiner Verfügung. Hier baute sich Gang, Vorsaal und Saal des Reichstags zu Worms auf mit Renaissanceportalen, gemalten Wänden, parquettiertem Boden, Galerien, Fürstengestühl und Thronsessel, dort wuchtete bis zur halben Atelierhöhe die Papsttreppe vor der Laterankuppel empor, auf ungeheurem Praktikabelunterbau wuchs ein deutscher Kiefernwald auf, die Modelle zu zwanzig neuen Bauten füllten das Architektenzimmer und an manchen Tagen reichte die megaphonverstärkte Stimme nicht aus, die Hunderte von kostümierten Komparsen zu leiten. Alles war auf Bild, Bau, Erscheinung, Maske, Spiel gestellt, alles auf Bewegung, Sichtbarkeit, Licht.

Ich bin im Aufnahmeraum der berliner Funkstunde. Im vierten Stock eines Wohnhauses in der Potsdamer Straße. Ein großes Zimmer mit einem winzigen eingebauten Fensterchen zu einem schmalen Nebenraum. Hier sitzt vor einem Lautsprecher der Abhörer, gibt durch das geschlossene Fenster dem Hörspielregisseur im großen Zimmer Zeichen. Es herrscht nur der Ton, nur die Stimme, nur die akustische Maske. Das Auge ist ausgeschaltet. Die Perspektive des Lichts wird von der Perspektive raumschaffender Tonstärken abgelöst. Die Illusion, die der Film zerstört hat, indem er sie schuf, schafft sich durch die Phantasiekraft des Hörsinnes selbst. Die Sprache kehrt zu ihrem Ursprung zurück: sie wird selbst Bild, Gesicht und seelische Magie.

Man führt mein erstes Hörspiel „Prozeß Sokrates" auf. Wir sind in der Heliaia, dem atheniſchen großen Geschworenengericht. Fünfhundert Geschworene sind in dem riesigen offenen Halbrund versammelt. Das Volk Athens lauscht mit Zustimmung und Widerspruch. Von den Märkten Athens braust das Leben herüber. Die Fischhändler rufen ihre Waren aus. Smelon, der attische Preisboxer, wird mit Jubel gleichsam in die Arena getragen. Bettelmusikanten spielen. Die Ankläger hetzen die Volksleidenschaften auf. Ein improvisiertes Vormatch zwingt zu kurzer Aufhebung der Sitzung. Sokrates spricht, und die Tausende lauschen.

Alfred Braun führt die Regie. Mit der einen Hand bewegt er näher und weiter den Ständer, an dem das handgroße Wunder hängt: das Mikrophon, mit der anderen Hand bewegt er eine Türe des großen Zimmers, die auf das Treppenhaus führt. Hier auf den Stufen bis zur ersten Etage verteilt stehen zwanzig bis dreißig Komparsen. (Der Fahrstuhl ist abgestellt.) Braun winkt, der Hilfsregisseur im Treppenhaus winkt, der Chorregisseur auf der Treppe winkt: Athen braust im Widerspruch auf, Athen schreit den Anklägern Beifall zu, Athen lauscht. Braun hört die Tiefe des akustischen Raumes, Braun kontrolliert sich mit einem Blick zu dem Abhörer hinter dem Fensterchen, Braun hebt die Hand: schon steht der Ankläger Anytos vor den Geschworenen, Braun winkt mit dem Auge: die Fischhändler ziehen mit ihren Wagen vorüber, es sind keine Wagen, es sind nur Stimmen, ein Harmonium hält den Ton des rauschenden Marktes. Sokrates – Klöpfer spricht. Er spielt allein mit dem Ton seiner Stimme. Ton und Sprache werden zur Totalität des Menschen. Man sieht seine souveräne Ironie, man sieht das Blitzen in seinen listigen Äuglein, man sieht die Majestät seines unzerbrechlich logisch denkenden Genies.

Die ersten drei Proben durfte ich die Regie allein führen. Ich führte sie als Regie des Wortes. Braun legte eine Nachtprobe ein. Als er mir das Werk nach dieser Probe vorführte, war das Wort Gestalt geworden, das große Zimmer ein Geschworenengericht unter freiem Himmel, die Klarheit der attischen Luft lag über diesen Märkten. Ich wußte, was Hörspielregie war: sinnliche Raumvision des Wortes schaffen.

Hans Kyser

Köpfe, die dem Rundfunk fehlen

Die berliner Funkstunde hat kürzlich ihr sechsjähriges Jubiläum gefeiert. Mit imponierenden Rückblicken. Mit kluger Betrachtung der Gegenwart. Mit hoffnungsvollen Ausblicken in die Zukunft. Ein Jubiläum, das von der Riesenarbeit, die am berliner Sender geleistet wurde, lebendiges Zeugnis ablegte. Ganze Armeen von Männern und Frauen sind schon durch die Senderäume der Potsdamer Straße gezogen. Ihre Namen allein würden Bände füllen. Und doch gibt es noch immer eine lange Reihe markanter, nicht zu übersehender Persönlichkeiten, die man im berliner Sender vermißt. Die – obwohl sie alle gute, zum Teil hervorragende – Sprecher sind, noch nie vor dem Mikrophon der Reichshauptstadt ge-

Digitized by Google

ſtanden haben. Wie kommt das? Die Antwort iſt leicht. Nichts auf Erden iſt vollkommen. Auch die berliner Funkſtunde nicht. Tagaus, tagein präſentieren ſich ihr ſo viele Menſchen, daß ſie an denen, die ſich ihr nicht präſentieren, einfach vorbeigeht. Überorganiſation. Die Fülle iſt zu gewaltig. Sucht im Wald einen Baum, ihr werdet ihn nicht finden. Perſönlichkeiten, die man im berliner Sender vermißt? Schon ſehe ich Fleſch, Braun, Köppen und Kaſack die Köpfe ſchütteln. Ausgeſchloſſen! Bei uns hat jede Perſönlichkeit von Rang ſchon einmal geſprochen! Von Einſtein bis Ihering! (Und Liebermann?) Von Kerr bis Alsberg! (Und Theodor Wolff?) Von Jeßner bis Georg Kaiſer! (Und Reinhardt?) Doch wir wollen nicht kleinlich ſein. Verlaſſen wir die Gipfel. Es gibt ſo viele lebendige, moderne, wichtige Menſchen, die allen Hörern etwas zu ſagen hätten, wenn ſich die Funkſtunde um ſie bemühen würde. Verſuchen wir einen beſcheidenen Überblick. Zählen wir nur eine Handvoll dieſer Mikrofremdlinge auf. Zuerſt die Dichter. Gewiß: tauſende Dichter ſind ſchon im Senderaum der Funkſtunde geſtanden und haben die Hörermillionen erfreut. Trotzdem vermiſſen wir aber ſeit ſechs Jahren den hervorragenden Lyriker Ernſt Blaß, der mit ſeinem berühmten Gedicht: „Die Straßen komme ich entlang geweht" eins der ſchönſten Gedichte deutſcher Sprache geſchaffen hat. Wir vermiſſen Jakob Haringer, Max Hermann-Neiſſe, Paula Ludwig, Elſe Lasker-Schüler und Paul Zech. Möglich, daß der eine oder andere dieſer Lyriker in den vergangenen ſechs Jahren ſchon einmal ein Gedicht im Sender geleſen hat. Die meiſten aber haben noch nie geleſen! Egon Erwin Kiſch war kürzlich in Amerika. Hat Hollywood durchforſcht. Jeder andere Sender hätte den „raſenden Reporter" längſt gebeten, den Hörermillionen ſeine Eindrücke zu ſchildern. Wann wird ihn die Funkſtunde dazu auffordern? Die berühmte Photographin Rieß hat eine italieniſche Reiſe hinter ſich. War bei Muſſolini. Hat den Diktator photographiert. Mit ihm geplaudert. Ging durch die Salons der römiſchen Nobiles. Wann wird ſie darüber im Rundfunk erzählen? Hätte die berliner Funkſtunde nicht ſchon längſt einmal den Münchner Fritz Strich oder den heidelberger Profeſſor Ernſt Robert Curtius in ihren Senderaum bitten müſſen? Wäre es nicht für weiteſte Kreiſe von hohem Intereſſe, einmal den Bildhauer Rudolf Belling mit dem Architekten Hans Poelzig über Plaſtik ſprechen zu hören? Wie wäre es, wenn einmal berühmte Antiquare, wie Paul Graupe, Max Perl, Martin Breslauer, oder Praktiker des Buchs wie S. Martin Fränkel oder Georg Ecke über Auktions- und Sammelabenteuer ſprächen? Die meiſten Hörer kennen den franzensbader praktiſchen Arzt Dr. Löbel, der — ein wahrer Coué — ſeinen Patienten vor allem die Hypochondrie austreibt. Sie kennen ihn aus ſeinen Plaudereien in berliner Blättern. Weshalb hört man dieſen hochverdienten Mann nicht auch einmal im Rundfunk? Der neue Intendant hat mit den „Zeitberichten" zweifellos das Rundfunkprogramm bereichert. Doch dieſe Berichte, immer von ein und demſelben Verfaſſer „Aktualis" zuſammengeſtellt, zeigen bereits ſtarke Spuren der Eintönigkeit. Darum verpflichte man einmal für die „Zeitberichte" andere Leute. Es gibt tauſend findige Köpfe dafür. Einer davon iſt zweifellos Robert Breuer, der bisher noch nie vor dem berliner Mikro ſtand. Warum? Man aktiviere ſeine geiſtige Beweglichkeit, ſein reiches hiſtoriſches Wiſſen und ſein klares Urteil. Man lade ihn ein, für die Hörermillionen beiſpielsweiſe den „Dreyfusprozeß" zu geſtalten. Millionen Menſchen leſen täglich die Zeitung. Aber nur die wenigſten wiſſen, was eigentlich ein Auslandskorreſpondent iſt. Welche Pflichten er hat. Wieviel Verantwortung auf ihm laſtet. Wir haben in Berlin vitale, moderne Vertreter der Auslandspreſſe. Man lade einmal den Vertreter des „Temps" oder des „Popolo" oder der „New York Times" in den berliner Senderaum. Sie ſollen den Hörern von ihren Aufgaben erzählen. Köpfe, die dem berliner Rundfunk fehlen!... Hundert, zweihundert andere Namen könnte man aufzählen. Doch das iſt nicht unſer Amt. Wir haben unſere Miſſion erfüllt. Fingerzeige gegeben. Lücken aufgedeckt. Alles übrige iſt jetzt Aufgabe der Sendeleitung.

Fred A. Angermayer

Ludwig Meidners Zeichnen und Dichten

Ludwig Meidners „Gang in die Stille" (Euphorion-Verlag, Berlin) iſt ein Horchen in ſich und in die Zeit. In zweierlei Material bekennt er ſich: in Zeichnungen, deren Strich beſeelte Bindung zwiſchen Ich und Gott iſt, und in Worten, die muſikhaft durchdrungene Proſa oder Gedichte von viſionärer Myſtik ſind. Ludwig Meidner hat die ekſtatiſche Epoche ſeines Schaffens hinter ſich, bei gleicher Beſeſſenheit des Steigerns, bei wachſender Ausdruckskraft verzichtet er heute auf den Schrei, der den Geſtaltungsprozeß unterbricht. Überwog zuvor in ſeinen Porträts von Betern, Büßern und ſonderbaren Heiligen das Kantige und Verzerrte, in dem ein gut Teil aufs Phyſiognomiſche gerichtete Naturbeobachtung lag, ſo gibt er jetzt die transparente Realität, hinter der die Myſtik ſchimmert. Meidner iſt religiöſer geworden — früher erzwang er die Gnade durch hyſteriſche Überſteigerung, heute wartet er auf ſie, indem er die gottgewollte Natur in

Zeichnung von Ludwig Meidner
„Gang in die Stille"

Digitized by Google

franziskanischer Demut anbetet. Diesen Entwicklungsprozeß liest man aus den Bekenntnissen dieses Buchs, erkennt man in den Köpfen, die das Bekenntnis musikhaft untermalen: es sind Fragen an das eigene Antlitz, und der Spiegel gibt Antwort auf die Beschwörungen, Süchte, Phantasien eines Suchenden – wie der Filmstreifen einer Probeaufnahme dem Fachmann sagt, was das Gesicht des Prüflings an Ausdruckskraft herzugeben vermag. L. W.

Partielle Beleuchtung

Das Wesentliche in Jeßners „Don Carlos"-Inszenierung? Aus dem Drama war Drama herausgehoben. Man durfte beinahe Don Carlos und seine Liebe, Marquis Posa und sein Evangelium der Humanität über dem Schicksal des Gealterten vergessen.

Dieser Gealterte: die Krone und ein gläsernes Zeremoniell haben ihn vereinsamt. Er nahm ein junges Weib und verfiel todnaher Krankheit. Das junge Weib war die Verlobte seines Sohnes gewesen, in seinen Ohren war das Raunen des Verbrechens wider die Jugend. Im eigenen Sohn gewann ihm das Grollen der Jugend vernehmlichere Stimme. Im Sohn wartete der Nachfolger – der Nebenbuhler. Den Gealterten schlägt Eifersucht. Der Gealterte giert nach anderen jungen Weibern, um sich und das Bewußtsein seiner Jahre Lügen zu strafen. Aus der Jugend scheint ihm der eine, der so anders geartet ist als die vielen, als Retter zu nahen – auch dieser Eine verrät ihn an die Jugend. Aus dem Drama wird – wie man aus einem Bildwerk die eine, vielleicht etwas abseits stehende Figur belichten mag – die Alterstragödie herausgehoben.

Man fragt sich, was Jeßner zu solcher Inszenierung veranlaßt haben mag? Vielleicht die Empfindung, daß die Jugend im „Don Carlos" nicht mehr zu unserer Jugend zu sprechen vermag. Skepsis an einer Gefühlsseligkeit, für die unser Himmel zu blaß und unsere Erde zu laut ist. Partielle Beleuchtung also letzten Endes aus – Furcht vor Reichtum.

Seltsam! Durch diese Furcht vor dem Reichtum und dies belichtende Herausheben der einen keineswegs zentralen Gestalt erscheint das Drama als solches – reicher. Weil immer und überall Ahnung des Nicht-zur-geltung-kommenden ist und solche Ahnung mehr gibt als Besitz. Kein Schillerschwärmer hätte diese einziggeartete szenische Kraft, dies Überquellen der Handlung und den Überschwang der Sprache so zu Bewußtsein führen können, wie der Skeptiker, der ungläubig ausschied.

Daneben kommt man freilich von dem Gefühl nicht los: es ist die Armut in uns und in unserer Zeit, die dem großen Vergangenheitswerk gegenüber zu partieller Beleuchtung zwingt. E. H.

Echter als echt

In einer Neueinstudierung der „Ballerina des Königs" hat man die Tänzerin des alten Fritz mit jener Schauspielerin Strickrodt besetzt, die bis vor kurzem Herzogin von Anhalt gewesen war. Die Schauspielerin, die es bis zur Gattin eines Herzogs brachte, mußte doch besonders prädestiniert sein für die Tänzerin, an der Friedrich II. sein Gefallen hatte.

Als jüngst für die Hauptrolle in Mehrings „Kaufmann von Berlin" der passende Darsteller gesucht wurde, wählte man den veritablen Ostjuden Paul Baratoff.

Und jetzt kündigt man für die Darstellung einer Chinesin in Gerhard Menzels „Fernost" die Mitwirkung der chinesischen Filmschauspielerin May Wong an.

Diese Beispiele, die man beliebig vermehren könnte, zeigen die künstlerische Verwirrung unserer Zeit. Künstlerische Echtheit – das ist Echtheit des Erlebens und des Gestaltens, Typisierung, die geformt ist und keine Angelegenheit des Zufalls.

Was diese Theaterdirektoren tun, entspricht vielmehr den entarteten Theaterdarbietungen der römischen Kaiserzeit, in denen man Verbrecher mitspielen ließ, die auf offener Bühne ans Kreuz geschlagen wurden.

Der Kreuzestod war das einzig echte an diesen Spielen.

Echt wie der Kreuzestod der Kunst in den genannten Besetzungen der berliner Bühnenleiter. L. W.

Noch einmal: Weltgeschichte im Kinderreim

Zu einem in dem Aufsatz „Nochmals Weltgeschichte im Kinderreim" (L. E. XXXI, 586) abgedruckten Reim möchte ich eine Variante mitteilen, die von Kindern in Hamburg gesungen wurde:

Eins, zwei, drei, vier,
Fünf, sechs, sieben, acht,
Neun, zehn, elf, zwölf,
Dreizehn, vierzehn, fünfzehn, sechzehn,
Siebzehn, achtzehn, neunzehn, zwanzig,
Die Franzosen zogen nach Danzig,
Danzig fing an zu brennen,
Die Franzosen kriegten das Rennen,
Ohne Strümpf und ohne Schuh
Liefen sie nach Frankreich zu.

Das Verschen wurde als Abzählreim gebraucht.

Dr. S. Hoge
Universität Stellenbosch (Südafrika)

Woran unsere Prominenten arbeiten

Eine Rundfrage

Hans J. Rehfisch und Wilhelm Herzog: Justizmord am Schuldigen. (Ein deutsches Trauerspiel.)
Emil Ludwig: Mussolini „der Mann des Schicksals".
Arnolt Bronnen: Adolf Hitler – eine Monographie.
Alfred Kerr: Philosophie des Nicht-Ich. Essay.
Herbert Jhering: Die Schaubühne als politische Anstalt.
Leopold Jeßner: Neuinszenierung des „Torquato Tasso" – Revolutionsdrama in vier Akten und einem Zwischenspiel von Goethe.;
Alfred Döblin: Aus meiner ärztlichen Schreibstunde, eine Polnepik.
Bert Brecht: Plagiat oder aus Nichts wird Etwas – ein Drama aus Wild-West.
Joseph Ponten: Marslandschaft.
Egon Erwin Kisch: Wie ich es sah und nicht sah. Eindrücke einer Reise.
Clara Viebig: Die mit den tausend Vätern. Roman.
Peter Martin Lampel: Aufruhr des Embryo. Drama.

Digitized by Google

Rechtsfälle

III

Von Wilhelm von Scholz (Seeheim)

Das erregendste Buch, das geistige Grundlage und Handhabung (Theorie und Praxis) des heutigen Rechts, ja der Rechtsprechung überhaupt, behandelt, das gleichzeitig fesselnd, spannend vorgetragene Rechtsfälle aufrollt und den Leser dabei über die Berechtigung des Richtens in schwerste gedankliche Zweifel stürzt, ist „Justiz" von Walther Rode (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin); das ungewöhnliche Werk eines ungewöhnlichen Mannes. Es ist aus österreichischen Verhältnissen erwachsen, greift aber mit seinem Gültigen weit darüber hinaus.

Vorweg: es ist als Sprache, als Rede, wo es Rede widergibt, als Schriftsatz, wo es ruhiger — wenn auch nicht minder leidenschaftlich! — einen Fall darlegt, es ist schriftstellerisch vortrefflich: lebendig, voll Temperaments, das sich im harten Rhythmus stürmender Sätze kundgibt, von großem, selbst im Irren einsichtigem Verstande geleitet.

Nicht minder vorweg: es krankt an einem fast liebenswerten Mangel. Es sieht nicht ein, was die Menschheit wohl im allgemeinen, trotz steten scheinbaren Danachhandelns, überhaupt nicht einsieht: daß den Teufel mit Beelzebub austreiben nicht nur kein Unsinn ist, sondern meist die einzige, uns armen Menschen gelassene Art, den Teufel überhaupt auszutreiben.

An der Spitze des Buchs stehn diese entscheidenden Sätze: „Ich habe mir die Strafjustiz in verschiedenen Ländern angeschaut; sie hat mir nirgends gefallen. Ich habe mich zwanzig Jahre lang mit dieser Justiz herumgeschlagen; ich habe den Frontalangriff gegen das thronende Gericht in die Rechtspflege eingeführt. Es ist mir nicht gegeben, den täglichen Justizbetrieb als etwas Selbstverständliches hinzunehmen. Nicht nur das bösartige oder das dumme Gericht, das Gericht an sich empört mich. Einige Dokumente meiner Empörung lege ich vor."

Wie menschlich schön ist dieser Satz: „Das Gericht an sich empört mich." Da hinein ist alles gedrängt, was nicht nur das Herz dessen, den ein anderer Mensch richtet, sondern, und vielleicht noch mehr, des Mannes Gewissen bedrängt, der über andere Menschen richten soll. Das Vergewaltigen des einen Menschen durch den anderen ist, wie es im Verbrechen furchtbar ist, nicht minder furchtbar auch im Gerichtsakt als Handlung des Rechts.

Aber wo ist die Idealwelt, in der — ich will mich bescheiden ausdrücken — nicht fast alles furchtbar ist, was geschieht? und wo ist die Idealwelt, die ohne Gericht und ohne Furcht vor dem Gericht auch nur einen Tag bestehen könnte?

Mir ist bei Rodes Buch von vornherein völlig verständlich, und es erfüllt mich mit tiefster Sympathie: daß der Autor fast besessen ist von seiner Idee und nicht an irgendwelche sachlichen Folgen gerichtsloser Zustände denkt. Aber auch er ist nicht ohne Widerspruch mit sich selbst: der größte Aufsatz des Buchs „Der rätselhafte Tod der Susi Hauser-Devrient" bemüht sich gerade, einen Mann, den Rode laut des Mordes bezichtigt, einem säumigen Gericht ans Messer zu liefern.

Die Kritik des Gerichts: die groben und feineren Fehlerquellen, die bei der Behandlung aller in die größeren Gefüge der Politik und der Wirtschaft eingreifenden Rechtsfälle bemerkbar werden, sind glänzend entdeckt und dargestellt. Wie das Menschliche — mit all seinen Menschlichkeiten, Partei-, Religionszugehörigkeit, ererbter Abneigung und Vorliebe, anerzogenen Idealen und was sonst! — in die Urteile eindringt und sie oft bis ins Letzte fälscht! Ich mußte bei der Lektüre an zwei Worte des Gerichtsrates in Goethes „Natürlicher Tochter" denken; an dies:

„Sorge, Furcht
vor größerem Übel nötiget Regenten
die nützlich ungerechten Taten ab."

Digitized by Google

Und an das erhabenere:

„In abgeschlossenen Kreisen lenken wir
gesetzlich streng das in der Mittelhöhe
des Lebens wiederkehrend Schwebende.
Was droben sich in ungemess'nen Räumen
gewaltig, seltsam hin und her bewegt,
belebt und tötet ohne Rat und Urteil,
das wird nach andrem Maß, nach andrer Zahl
vielleicht berechnet, bleibt uns rätselhaft."

Der genialste Abschnitt dieses Buchs — als getane Tat und als bewahrende Rede und Schrift — ist das „Gericht über den obersten Gerichtshof", den Kassationshof in Wien. Ihn hat Rode aufs schwerste beleidigt und dann vor dem Schwurgericht, vor dem die Beleidigungsklage des obersten Gerichtshofs gegen Rode ausgetragen werden mußte, die Geschworenen in zündenden Darlegungen gewonnen, so daß sie seinen Wahrheitsbeweis als gelungen ansahen, sein Urteil über den Kassationshof zu dem ihren machten und den Beleidiger freisprachen.

Aus der Rede vor den Geschworenen will ich einen Satz wiedergeben, der die ganze rücksichtslose Schärfe und epigrammatische Gespitztheit des Rodeschen Stils zeigt. Er sagt Seite 266 über den Kassationshof in Wien, indem er sich verteidigt: „Weil ich weiß, daß seine Tätigkeit Scheintätigkeit ist, verhöhne ich ihn mit der Behauptung, die Zahl seiner freisprechenden Urteile sei im vorhinein bestimmt. Ich tue ihm hier unrecht; aber es geschieht ihm recht, daß ihm Unrecht geschieht!"

Mit diesem Aufsatz sind die großen schriftstellerischen Vorzüge des Buches nicht erschöpft. Wie körperhaft deutlich ist eine Anzahl von wiener Anwälten, von Richtern geschildert! Mit fast künstlerischen Mitteln sind sie zu arthaften Gestaltungen erhöht! —

Neben dieses kämpferische, leidenschaftliche, bewußt übers Ziel schießende Buch lege ich eins der menschlichsten, verstehendsten Bücher, das heute für die Freunde seines verstorbenen Verfassers die wehmütige Erinnerung an einen warmherzigen Lebensbetrachter, an einen ernsten und edlen Humoristen ist: Slings — der eigentlich Schlesinger hieß — „Richter und Gerichtete" (Verlag Ullstein, Berlin).

Dieses über den Menschen in seiner Schwäche — als Übeltäter wie als Richter — milde urteilende, manchmal kummervoll lächelnde, oft genug auch bitter mahnende Buch ist nicht in die Region hinaufgesteigert, in der wie bei Rode die Tatsache Gericht, die Institution, überhaupt bestritten und geleugnet werden kann. Es bleibt im Wirklichen, sogar mit einer gewissen Vorliebe im Klein-Wirklichen, das vor Gericht die Breite ausmacht.

Natürlich: Sling war der vortreffliche Gerichtsberichterstatter der Vossischen Zeitung, der die sonst nur aufs Sensationelle hin bearbeitete Spalte der Blätter „Gerichtssaal" auf eine hohe Stufe menschlichen Verstehens, lebendiger Schilderung, ernster eindringender Kritik am Bestehenden erhob (wozu ihm seine gute literarische, überhaupt künstlerische Vergangenheit die besten Dienste leistete) — der aber doch immer an das gebunden war, was ihm die Gerichtsschranken an Vorwürfen boten. Er hat in der Alltagsware von Fällen und ihrer Behandlung sehr bald das Gültige, das „in des Lebens Mittelhöhe (nicht ganz!) wiederkehrend Schwebende" erkannt, von dem aus das heutige Leben für den Betrachter und Berichterstatter zu sehen sei.

Die Freunde, Leser, Anhänger, die er mit diesen Sling-Berichten der Vossischen Zeitung und sich erwarb, waren so zahlreich, daß die Herausgabe seiner Zeitungsaufsätze als Buch mehr als gerechtfertigt erscheint. Wie viele, die oft und gern seine Berichte lasen, bedauerten es damals, daß Slings Gedanken, Anregungen, Charakteristiken von Personen mit der Zeitungsnummer, selbst wenn man sich Mühe gab, sie aufzuheben, vergilbten und abhanden kamen! Diesen Lesern allen gibt sie das Buch wieder.

Aber freilich gibt dem Buch jetzt die Entstehung als Bericht für den Tag einen Mangel. Schlesingers Betrachtungen der großen, zu ihrer Zeit vielbesprochenen Rechtsfälle — Heydebrand, Krantz, Angerstein, Leiferde u. a. — setzen bei den Lesern die Kenntnis alles dessen voraus, was die Presse während des Gerichtsverfahrens an rein Tatsächlichem täglich fortlaufend mitteilte. Wiederholung solcher Sachlichkeiten hätte damals ermüdet — wäre heute an vielen, vielen Stellen des Buchs gut und nützlich zum vollen Erfassen dessen, was Sling nun menschlich oder in bezug auf die Üblichkeiten des Gerichtsverfahrens, über die Personen der Zeugen, der Richter aussagt, an Urteil, an Einblick gewährt. Die kurzen sachlichen Vorbe-

Digitized by Google

merkungen der einzelnen Fälle genügen nicht, um den Leser instand zu setzen, überall zu wissen, worauf sich Slings knappe, nicht wortreiche Ausführungen beziehen.

Aber man wird diesen Mangel gern mit in Kauf nehmen um des Guten, Großen, Herzlichen willen, das dies Buch in den Lesenden überleitet und gewiß auch schon in viele Richter übergeleitet hat. —

Gegenüber Werken wie Rodes „Justiz", die am Fundament der Rechtsprechung überhaupt rütteln — so segensreich sie gewiß als Kritik und Kontrolle für die Rechtsprechung selbst sind — und gegenüber Slings menschlichem Verstehen, das natürlich doch auch letzten Endes ein leises Schwächen der Rechtsprechung durch das gute verzeihende Herz ist, tut es not, immer wieder an die Schrecken des Verbrechens zu erinnern; gerade uns Humane, die fast nur an das Furchtbare der harten Strafen denken. Das Verbrechen lehrt kennen und sehen in mustergültiger Weise und verdichtet seine Schauer und Schrecken in Wort und Bild: Robert Heindls „Berufsverbrecher" (Pan-Verlag Rolf Heise, Charlottenburg). Dies Buch zeigt in Bild und Text die nackten erschütternden Tatsachen. Es betrachtet den Verbrecher und sein Recht, die Strafe, nach den verschiedensten Seiten. Es stellt sowohl die Verbrechensformen dar wie die üblichen Arten der Sühne, erörtert die Einzelfälle wie die Verbrechensstatistiken. Es ist ein gutes Gegengewicht gegen den Irrtum, Gericht und Gerichte wegen ihrer eingestandenen Mängel und Schwächen für entbehrlich zu halten. Ein Gegengewicht auch gegen ein zu sehr für den Verbrecher sich erwärmendes und erweichendes Herz.

Bilderfolgen wie „Der Fall Großmann I—V" oder „Das gezeichnete Geständnis I—XI" mit seinem schauerlichen Nachwirken des uneingestandenen Verbrechens in der Täterseele — welche den abgeleugneten Mord immer wieder bildlich darzustellen gezwungen ist, wie Macbeth genötigt war, in der Luft den schwebenden Dolch vor sich zu sehen — oder die Reihe von photographierten Knochenfunden in der Leine zum Fall Haarmann sprechen laut genug ihr „Landgraf, werde hart!"

Die jetzt erschienene sechste Auflage dieses bedeutenden und berühmten Buches bedarf keines weiteren Preisens. Heindls Werk hat längst seinen Platz in der Fachliteratur. —

Ich möchte meine Leser aber nicht mit dem schweren und düsteren Eindruck, den diese Sammlung der Berufsverbrecher und ihrer Strafen notwendig erweckt, für heute entlassen. Deshalb sei noch eines hübschen, auch bildergeschmückten Werkchens hier Erwähnung getan, das mehr im literarisch-Unliterarischen beheimatet ist und in die Gegend Goethescher Schwagerschaft führt. Es ist Curt Elwenspoeks „Rinaldo Rinaldini, der romantische Räuberfürst" (Stuttgart 1929, Süddeutsches Verlagshaus). Hier weht nicht die Luft des Verbrechens, sondern die des Edelmuts, des ritterlichen Kampfes; auch der Verführung und der Sinnenfreude. Rinaldo Rinaldini ist ja unserer Generation nur mehr ein Name, kaum dazu noch ein unbestimmter verschwommener Begriff von Hintertreppenliteratur und einer Gestalt daraus. Er wird eigentlich auch durch dieses Buch nicht mehr. Aber unähnlich und viel lebendiger tritt ihm in Elwenspoeks Untersuchungen sein angebliches Urbild Angelo Duca zur Seite, an dessen Taten und Schicksal es Elwenspoek gelingt, ein kleines Kulturbild des 18. Jahrhunderts aufzurollen.

Die gewissenlose grausame Intrigen- und Kabinettsjustiz, eigentlich überhaupt kaum noch Justiz, die da in dem Königreich beider Sizilien und Neapel herrscht und Angelo Duca, diesen süditalienischen Michael Kohlhaas, einfach ohne Rechtsprechung abtut, steht auch in einer aufschlußreichen Beziehung zu dem ersten Buch, das dieser Aufsatz bespricht. Ich glaube, daß wir die schweren Mängel, die Rode der Rechtsprechung nachsagt, doch wohl milder beurteilen werden, wenn wir solch ein Bild des 18. Jahrhunderts betrachten, in dem „Recht" überhaupt nur ein anderer Name für Macht und Gewalt ist; in dem nicht einmal eine Ahnung von dem fast metaphysischen Sinn und Ideal des Rechtes dämmert, dem unter den von Rode gerichteten Richtern doch gewiß eine ganze Anzahl zu dienen glauben und sich zu dienen bemühen. —

Digitized by Google

Dokumente der Zeit

(Döblin, „Berlin Alexanderplatz", S. Fischer Verlag, Berlin; Kläber, „Passagiere der III. Klasse", Illes, „Die Generalprobe", beide: Internationaler Arbeiter-Verlag, Berlin, Zürich, Wien)

Von Friedrich Wolf (Stuttgart)

Taine kam am Ende seiner historischen Porträts zu dem Schluß: „Die Menschen sind Produkte wie Vitriol und Zucker." An diesen Satz wird man bei Döblins „Berlin Alexanderplatz" erinnert. Auch die Menschen dieses fest umrissenen, geographisch-historischen Bezirks, auch sein Franz Biberkopf, auch die Eva, der Klempnerkarl, der Meck und Reinhold, sie alle sind keine aus der

Alfred Döblin
Zeichnung von B. F. Dolbin

Ewigkeit rollenden Sterne; sie sind chemisch einwandfreie Kristallisationen der vorerst undurchsichtigen Lauge Berlin Alex, die auf bestimmte Ereignisse — Haftentlassung, Aussperrung, Razzias — derart reagiert, daß sie das „Salz der Erde" gleich ein paar Dutzend oder tausend Menschen absondert. Nicht mehr „Berge, Meere, Giganten" zu Olims Zeiten in einer Landschaft Feuerbachs; es sind vielmehr sehr exakte „Produkte", die uns jede Minute zwischen dem „Alex" und Friedrichshain begegnen können, die unsere Sprache sprechen, unsere kleinen verknüllten Sorgen und Begehren haben, die in der „Elektrischen Nr. 68" zwischen Rosenthalerplatz und Lichtenberg mitten im Nebel des Arbeitsmorgens eine „Besserung des Tiefdruckgebietes" und mehr freundliches Wetter erleben.

Und da jeder Strich dieser Kaltnadelmanier sitzt und ohne „Schwung" und Prätention eingezeichnet ist, da man spürt, wie der Kollege Döblin keine Gewaltkur an einem „dichterischen" Stoff vornahm, sondern in aller Ruhe die Konstitution dieses trägen, grollenden, galgenhumorigen Riesens Berlin mitsamt seinem Biberkopf studierte, betastete, beborchte, bevor er sein Protokoll verfaßte, da man diese Sicherheit und Ruhe dem Stoff gegenüber spürt, läßt man sich willig führen, fesseln, verführen. Und am Schluß dieser gewaltigen Kaltnadelradierung ist man vollkommen miteingesponnen von den Hunderten Fäden und Wegen des Franz Biberkopf, von der lebendigen Anatomie des Gefäßsystems dieser Stadt, die wie keine Stadt sonst ist. Die Verführung ist vollkommen, die Umpflanzung in Franz Biberkopf ... Verzauberung auf exakt elektrolytischem Wege! Die Wirkung dieses Romans trotz tausender Abzweigungen und Dialysen ist zuletzt die einer zwingenden Synthese, eines Kristalls, dessen Moleküle aus der übersättigten Lösung gerade zusammenschwirren. Dieser Roman ist ein großer Beginn. Die romantisch-exzessive Epoche der „Berge, Meere ..." und „Manas" liegt weit hinter ihm. Hier liegt ein unfreiwilliges Bekenntnis unserer Tage vor, daß auch wir „Produkte sind wie Vitriol und Zucker".

Ein noch konsequenterer Vorstoß auf diesem Weg sind Kurt Kläbers „Passagiere der III. Klasse". Auch hier ist das Salz „Mensch" aufs sorgsamste molekular zusammengesetzt, aus Hunderten von Gesprächen, Handlungen, winzigen Porträts und Geschehnissen ... eine Arbeit, die in ihrer Genauigkeit an die Technik Zolas und ... Tolstojs erinnert, der ja ebenfalls seine Stoffe schon Zeitungsausschnitten und Tagebuchaufzeichnungen entnahm. Deshalb verblüfft auch bei Kläber die unbedingte Treue der Beobachtung. Er setzt dem Buch als Schlüssel voran: „Dreizehn Arbeiter und drei

Digitized by Google

Frauen fahren sieben Tage zusammen auf einem Schiff. Die ‚Passagiere III. Klasse' sind die beinahe stenogrammartige Niederschrift ihrer Gespräche und Handlungen." Das mag auf den ersten Blick minutiös erscheinen. Doch lest dies Buch! Es ergibt sich mehr noch daraus als eine Synthese, als ein naturechter Kristall; es ergibt sich plötzlich daraus ein neues Bild, ein ganzes Weltbild, das stärker ist als die tausend Teile, aus denen es entstand! Der Kristall reflektiert nicht nur, er verschärft und spiegelt zugleich das Bild von sechs Seiten! Dieses Bild ist geschliffen! Ungewollt ist ein Gesichtspunkt da: Auch diese Geschöpfe sind Produkte wie Vitriol und Zucker! Aber mit nicht bloß geographisch-zeitlicher Ortsbestimmung; sie sind bei Kläber auch noch weiter: Produkte einer Wirtschaftsordnung, einer Wirtschaftsanarchie; sie sind Produkte einer „Klasse"! Ist der „Alexanderplatz" der präzise Kristall aus: „Alex" plus 1929, so sind die „Passagiere" Kläbers das geschliffene Produkt aus: Europa plus 1929 plus Standpunkt (Blickpunkt) „III. Klasse". Das aber bedeutet eine Koordinate mehr, eine weitere Präzision!

Und dann Illes in seiner „Generalprobe", die Tatsachensprache der ungarischen Revolution 1918/19... von einem ungarischen Arbeiter erzählt. Mit den Augen des primitiven Menschen, in einer Sprache aus Erzählerübermut, aus wacher Erinnerung, aus detailliertester Kenntnis jedes Ortes, den er beschreibt, jedes Rockes, den die Leute zwischen der Theiß, der Moldau und der Walachei tragen, in einer Sprache voll bäuerlicher Späße, voll schneidender Klugheit, voll grimmiger Empörung: wir haben einen guten Kampf gegen eine morsche Zeit gekämpft... war dieser Kampf umsonst?!

Hier ist Kunst mehr als Verführung, hier ist Kunst Aufrüttelung, Wegweisung, Führung, Waffe! Einer der wenigen urwüchsigen Romane, bei denen es einem den Rücken hinunter läuft wie bei Sinclairs „Jimmi Higgins" Schlußkapitel, wie bei Gladkows „Zement".

Lest Döblins „Alexanderplatz", studiert und verbreitet Kläbers „Passagiere", tragt Illes „Generalprobe" im Mantel, in der Aktenmappe, auf der Brust mit euch herum!

Gottfried Benns Prosa

Von Klaus Mann (München)

Das Abseitsstehen Gottfried Benns, seine Verbitterung, ist einer der Beweise für die Instinktlosigkeit des großen Publikums, für den Mangel an fruchtbarer Aktivität bei der literarischen Presse. Wenn einem Ruhm gebührte, so diesem. Feststellungen, wie er sie in „Summa Summarum" über seine äußere Karriere, über seine Einnahmen macht, sind beschämend für alle, die Ruhm inszenieren oder ihn genießen.

Sein Band Prosaschriften (bei Gustav Kiepenheuer erschienen) beweist nur aufs neue, was allen, die seine Lyrik kennen, seit langem Tatsache ist: daß hier eine dichterische und intellektuelle Energie von gespanntester Intensität ihren eigensten und unerbittlichsten Ausdruck findet.

Er hat beides: die Leidenschaft der Analyse, des Zersetzens, des Hasses; und das Pathos der Vision, des dichterischen Blickens und Ahnens. Er ist präzise in der Berauschtheit, wissenschaftlich in der Ekstase. „Die Kategorie, in der der Kosmos offenbart wird, ist die Kategorie der Halluzinationen", formuliert er seherisch, aber genau.

Inbrunst und eine Genauigkeit, die zur grausamen Verbissenheit wird, sind charakteristisch für seinen Stil. Mit inbrünstiger Genauigkeit dient er dem Wort. Jedes ist eine Beschwörungsformel. Er nimmt einen Begriff, einen fremden, großtönenden, hält ihn hoch, läßt ihn leuchten — und Vergangenheiten werden lebendig, Mythen atmen, weiß Gott wie fremde Atmosphären wehen uns an. „Worte, Worte — Substantive! Sie brauchen nur die Schwingen zu öffnen, und Jahrtausende entfallen ihrem Flug." So huldigt er der „schwer erklärbaren Macht des Wortes, das löst und fügt".

Wer sich dem Wort und seinem Mysterium mit solcher Ergriffenheit naht, wird für das Phänomen des Dichterischen, des Künstlertums überhaupt, keine frisch-fromm-fröhlich materialistische Erklärung finden. Über künstlerisches Pathos und Schicksal finden sich wundervolle Aussagen und Andeutungen in der

Digitized by Google

Rede für Klabund, der sein Freund war. Diese Andeutungen werden klarer in dem zeitpolitisch radikalen Aufsatz über „Kunst und Staat". Mit größerer Ehrfurcht und mit ahnungsvollerer Einsicht kann das Wesen der Kunst nicht betrachtet, nicht diskutiert werden. Wer vor dem mystischen Phänomen der künstlerischen Produktivität nicht fromm wird, soll über weniger verfängliche Themen seine Meinungen aufschreiben, über dieses Gebiet aber den Mund halten. Am erschütterndsten wird die Aussage dessen sein, der die unerklärbare Erscheinung aus der dunkelsten Intimität seines Ichs, aus eigenstem Erleben kennt: das heißt: erlebt, erlitten, aber nie verstanden hat. Er spricht von der „produktiven Substanz aus dem Dunkel des Irrationalen, substanziell aus Vorzeiten im Menschen liegen geblieben, Mammutmasse und Schöpfer des Gehirns". —

Gottfried Benn bedeutet eins der nicht sehr häufigen Beispiele dafür, daß politisch-kultureller Radikalismus nicht mit einer absichtlichen Verengung des geistigen Horizontes identisch sein muß. Oft vereinfacht Radikalismus, auch Probleme, die zur Vereinfachung nicht taugen. — Radikaler als dieser kann niemand sein, niemand kann leidenschaftlicher hassen, ändern und bessern wollen. Manifeste wie „Dein Körper gehört Dir" (gegen den Abtreibungsparagraphen) sind tendenziöses Kunstwerk von prachtvoller Schärfe.

Trotzdem fehlt der Materialismus, der programmgemäß doch dazu gehörte. Die überraschende Behauptung, Kunst sei immer und glattweg als „Propaganda" für gewisse Wirtschafts- und Regierungsformen erklärbar, findet sich nicht bei Benn, der die Kunst das „isolierte Phänomen, individuell, unfruchtbar und monoman" getauft hat.

Der Dichter ist revolutionär, gegen die Mitte. Sein Haß gegen das juste milieu, das Bürgerliche, die „Demokratie" wird zum Krampf, zur Ekstase; der Begriff des „Fortschritts" zum roten Tuch, der Entwicklungsgedanke zur „proletischsten Idee des Abendlandes".

Unstillbar sein Heimweh, sein Durst nach Menschheitsepochen, die tragisch und entfernt von der Idee des Fortschritts waren; daher sein sehnsüchtiges Heraufbeschwören und Anrufen ägyptischer, frühgriechischer Weisheiten und Gestalten. Trostlos sucht er hinter der Maske einer glatten Gegenwart das wahre Antlitz des Lebens, „dunkel und wundenvoll".

Es ist der Schmerz, den er sucht; ihn, den alles Mittlere, alles eudämonistisch Schlaue meidet und flieht. „Schmerz" heißt sein Zuruf. „Faustschlag gegen das Pamphlet des Lebens aus dem ausgefransten Maule hedonistischer Demokratien, Chaos, das die Riesenfelder bürgerlicher Ratio überfegt und tief vernichtet und den Kosmos sich neu zu entfalten zerstörend zwingt — Wort aus den Reichen, wo das Schicksal waltet."

Gottfried Benn
Zeichnung von B. F. Dolbin

Wer so ruft, steht vereinsamt. Er läßt seine Stimme klagen, dabei wartet er kaum mehr auf Antwort. Der Rest ist Bitterkeit, Einsamkeit, Haß. — Der Haß eines solcherart Vereinsamten ist positiver, befruchtender, stärker als unsere kompromißbereiten Liebenswürdigkeiten.

Der erste Teil seines Buchs, die „novellistische Prosa", ist der Sehnsuchtsruf, das Aufklagen und Auffingen; der zweite Teil, die Essays: der Haß gegen die Zeit, die Bitterkeit, die Tendenz gegen sie und über sie hinaus.

Der Zugang zu der lyrisch gesteigerten Prosa ist mir durch gewisse Sprachallüren erschwert, die oft zu sehr an die „expressionistischen" erinnern, an den übertriebenen Jargon der Nachkriegsjahre, dessen

Digitized by Google

krampfhafter Akzent uns so befremdlich geworden ist. Die energievibrierende Sachlichkeit der Essays — etwa der Aufsätze über das „moderne Ich", über „Staat und Kunst" — klingt unserem Ohr pathetischer, erschüttert uns unmittelbarer als der Wortreichtum der phantastischen Erzählungen.

Er wirkt oft am stärksten, wenn er schnoddrig wird. „Wie soll man da leben?" heißt es einmal. Die Antwort von schauerlicher Trockenheit lautet: „Man soll ja auch nicht." Dies zynische Achselzucken birgt mehr Verzweiflung und mehr Erkenntnis als ein pessimistisches Lehrsystem.

Aus demselben Munde tönt das Gedicht von sanftester und bereitester Todesnähe, wo aus der Bitterkeit das tiefere Gefühl blüht: die Trauer, die das tiefste Gefühl ist. „Der Tod steht heute vor mir wie ein Geruch von Myrrhen, wie ein Geruch von Lotosblumen, wenn man am Ufer der Trunkenheit steht."

Im ersten Teil, der die Abenteuer, Irrfahrten und Verzweiflungen eines radikal vereinsamten, tragisch isolierten Ichs schildert — „die tiefe, schrankenlose, mythenalte Fremdheit zwischen dem Menschen und der Welt" — glühen Farben von der mystischen Schmerzenseindringlichkeit des Van Gogh, dessen Geist in dem Prosastück über den Garten von Arles beschworen ist; im zweiten Teil glühen die Erkenntnisse. Die aufgewühlte Exaktheit, die bebend beherrschte Weißglut dieses untersuchenden, fordernden, zersetzenden Stils erinnerte mich an die Prosa Ernst Blochs, dem Benn im Geiste der Utopie und im Zeichen einer hohen Revolution verwandt ist. Daß dieser unversöhnliche Feind der Wissenschaft, der Aufklärung und jeder Art „19. Jahrhundert", im Nebenberuf Arzt sein muß, scheint ein blutiges Parador. Es ist trotzdem charakteristisch. Wenn er etwas nicht ist, dann „Schöngeist". Sein Umgang und seine Vertrautheit mit des menschlichen Körpers Schmutz und Schwäche feit ihn vor jeder Sentimentalität. Die kleinen und delikaten Gefühle, die uns, die wir uns mehr mit Literatur als mit Tripperspritzen beschäftigt haben, erregen, kommen nicht mehr in seine Nähe. Mit ihm verglichen sehen wir alle ein bißchen wehleidig, ein bißchen verzärtelt aus.

Darum gibt es junge Leute, die ihn mehr als irgendeinen anderen verehren. Ich kenne solche, in Berlin, in Paris. Er ist ihr Vorbild, in ihrer Lyrik, ihrer kritischen oder hymnischen Prosa erkennt man seinen unverkennbaren Tonfall wieder. Er wirkt, er hat Einfluß, wenn auch nur auf Vereinzelte.

Es sollten ihrer mehr werden. Zwischen vielen verschwommenen Gesichtern hat sein Antlitz die vom Schmerz gehärtete Kontur des Auserwählten.

Hermann Ungar

Von Rudolf Kayser (Berlin)

Daß der Begriff der Generation recht problematisch ist, lehrt nichts so sehr wie der Tod, wenn er im Kreise von Altersgenossen sein Vernichtungswerk treibt. Schließlich ist das Alter eines Menschen weniger durch die Entfernung von seiner Geburt als durch die von seinem Tode bestimmt. Der Frühvollendete und der im Greisenalter gestorbene Mensch: das Schicksal hat sie zu Gleichaltrigen gemacht, im Augenblick ihres Sterbens.

Der Schriftsteller Hermann Ungar starb mit sechsunddreißig Jahren. Wir hatten noch viel von ihm erwartet, hofften noch auf eine große Zahl von Werken, die in ihrer Gesamtheit ein Lebenswerk darstellen sollten. Das alles ist nicht geschehen. Drei erzählende Bücher und zwei Theaterstücke tragen seinen Namen. Hätte er länger gelebt, so wären diese Arbeiten das Werk nur des jungen Hermann Ungar. Jetzt sind sie Ungars Werk schlechthin, das Wort „jung" hat seinen Sinn verloren durch diesen frühen Tod.

Wer diesen Dr. Hermann Ungar, der Jurist, Legationsrat an der berliner tschechischen Gesandtschaft und dann höherer Beamter im prager Außenministerium war, kannte und auch seine Bücher las, fragte sich vielleicht, wie diese Werke und dieser Mensch zueinander kamen. Ungar war ein blasser, zarter, blonder junger Mann. Sein Wesen war Stille und Zurückhaltung. Nur manchmal, in glücklichen Stunden, brach eine lautere Heiterkeit aus ihm hervor. In seinen Büchern aber lebt eine ganz andere Welt, eine Unterwelt des Gefühls und des Geschehens, eine Welt von größter Eigen-

Digitized by Google

tümlichkeit und Schwere, in der es sehr schmerzlich, gequält, traurig, verbittert aussieht. Da aber bei einem Dichter irgendwie die Welt seiner Dichtung auch in ihm selbst sein muß, so gab es wohl in diesem stillen jungen Menschen dunkle Bereiche, die wir nicht kannten, die aber in seiner Dichtung dann ans Licht traten.

Die Welt dieser Bücher (sämtlich bei Ernst Rowohlt erschienen) ist eine östliche Welt, sie liegt in der Nähe der Dostojewskij-Welt, also in den tiefsten Abgründen der menschlichen Seele. Mit dem Buch „Knaben und Mörder", das zwei größere Erzählungen

Hermann Ungar
Zeichnung von B. F. Dolbin

enthält, trat Hermann Ungar im Jahre 1920 zum erstenmal vor die Öffentlichkeit. Den hohen Rang und die große schöpferische Begabung des neuen Dichters begrüßte als einer der ersten Thomas Mann.

In diesem ersten Buch ist bereits der ganze Hermann Ungar enthalten. Da ist die große mitleidige Liebe zu Leidenden, zu unglücklichen Menschen, zu absonderlichen Schicksalen und zu seltsamen psychologischen Abläufen. Da ist vor allem aber auch schon seine große Darstellungsfähigkeit. In einer Sprache von ungewöhnlicher Ausdruckskraft und ganz persönlicher Prägung sind diese Menschen und ihre Welt, sind diese Vorgänge und diese maßlose Gewalt des Leidens dargestellt. Es herrscht eine Wollust des Schmerzes, die um so stärker zu dem Leser spricht, als sie niemals lyrisch und reines Wort ist, sondern immer Anschauung und menschliche Wirklichkeit. Wir stehen mitten in diesen Schicksalen, seien sie die Begegnung zwischen einem Knaben in der Zeit der erwachenden Sinnlichkeit und einer Magd, seien sie — in der „Geschichte eines Mordes" —, die Haßausbrüche gegen das Leben, in dem ein Mensch als armer Krüppel aufwachsen muß.

Körperliche Gebrechen, sie haben auf Hermann Ungar eine seltsame Anziehungskraft. In ihnen ist Symbol und Anschauung geworden das Leid aller Kreatur, die furchtbare Verwüstung, die jedes Menschendasein zu erfahren hat. Ungar ist ja kein Naturalist, der nur den äußeren Alltag beschreiben will. Er ist auch kein sozialer Dichter, wenn auch die Welt seiner Bücher die der tiefer stehenden sozialen Klassen ist. Ihn interessiert nicht das Schicksal anonymer Massen, sondern immer einzelner Menschen. Denn in ihnen nur herrscht wirklich greifbar das Leben und also auch das Leiden.

Der Roman „Die Verstümmelten" erzählt wieder das Leben eines Krüppels. Aber dieses entsetzliche Leben ist für den Dichter auch irgendwie wieder Symbol für das Leben der großen Welt, von dem allerdings hier nur ein ganz kleiner Ausschnitt, der völlig im Dunkeln liegt, gegeben wird. Das letzte erzählende Werk Hermann Ungars, der Roman „Die Klasse", ist zugleich sein reifstes. Mehr noch als in den vorangehenden Werken zeigt sich der Dichter hier als tiefer Psycholog, als Kenner des menschlichen Herzens. Auch in diesem Buch herrscht eine traurige und schmerzliche Atmosphäre. Auch dieser Roman ist die Erzählung von einem einsamen leidenden Menschen. Aber er steht nicht mehr so allein und im Mittelpunkt seines eigenen Schmerzes. An sein Leben kommen andere Leben heran, vor allem die Leben junger Menschen.

Der Held dieses Romans ist ein Schullehrer. Erzählungen, die von Lehrern und Schülern handeln, sind in der deutschen Literatur Legion. Aber Hermann Ungars Roman „Die Klasse" steht ganz außerhalb dieser Literatur; denn er handelt nicht

Digitized by Google

von pädagogischen Problemen, sondern von dem Schicksal eines Menschen, der diesmal Josef Blau heißt, aber ganz zur Gemeinschaft der anderen Gestalten des Dichters gehört.

Der Anfang dieses Romans lautet so:

„Er wußte, daß die Blicke der Knaben ihn umlauerten, daß jede Blöße, die er sich gab, sein Verderben werden konnte ... Er mußte sich damit abfinden, grausam zu scheinen. Er wußte, daß er es nicht war."

Mit so knappen Worten hat Ungar bereits seine Hauptgestalt umrissen. Ja, dieser Lehrer, der gütigste und weichste Mensch, muß als das Gegenteil erscheinen von dem, was er ist. Er hat die Grausamkeit der Schwäche und zerstört damit nicht nur sich selbst, sondern auch den einzigen Schüler, der ihm wirklich menschlich nahe steht. Das ist ein Vorwurf von wirklich tiefer und ergreifender Tragik. Ungar hat diesen Vorwurf zu einem erschütternden Menschenbildnis gestaltet, wieder in dieser starken und klaren Sprache, die ihn von Anfang an ausgezeichnet hat.

Es ist sicher, daß dieser Roman „Die Klasse" eins der bedeutendsten erzählenden Werke der letzten Jahre ist. Aber er hatte das Schicksal, das so häufig ist und immer wiederkehrt: er wurde kaum gelesen und erfüllte so die Hoffnung des Dichters nicht. Ich weiß, wie Ungar darunter litt. Man sagte ihm: Ja, deine Welt ist zu grau. Die Leute wollen so Niederdrückendes nicht lesen. Eine derartige Äußerlichkeit der Ablehnung kann aber nur noch mehr bedrücken.

Hermann Ungar ist dahingegangen, unbekannt und unerkannt. Die Zukunft hat gut zu machen, was ihm im Leben an Gleichgültigkeit und Nichtverstehen begegnete. Die wenigen, die sein Werk kannten, wußten auch von seinem Wert, von diesem reinen und tiefen Künstlertum, von dieser großen dichterischen Begabung, die allzu früh ihr Ende gefunden hat.

Die Meute hinter Remarque

Von Robert Neumann (Wien)

Sie werden es ihm niemals verzeihen: er hat in ihre „Belange" Bresche gelegt.

Ein Herr „Emil Marius Requark" schreibt „Vor Troja nichts Neues". Eine Travestie, kurioserweise eine Transvestition des Remarqueschen Buches ins Unaktuelle: in den Umkreis des Trojanischen Krieges. Es zeigt — aber wozu bemühe ich mich? Stellt mir doch der Brunnen-Verlag Karl Winckler, Berlin, seinen schmucken Waschzettel kostenlos zur Verfügung! „Es zeigt" also, „daß es immer und überall, auch im Trojanischen Kriege, eine Latrinensprache und einen Latrinengeist gab." So. Jetzt haben sie ihm's gesagt. Wenn Remarque, den wir ja schon längst im Verdacht hatten, daß er die große Zeit aus der Froschperspektive beurteilt hat, nach diesem Privatissimum (das — ach, wie gern! — ein Publizissimum wäre: „Wer das eine Buch gelesen hat, der muß das andere kaufen!" ruft der Verleger mit einer treuäugigen Geschäftsklugheit, die fast schon wieder entwaffnet) — wenn sich also Remarque jetzt überhaupt noch auf die Straße wagt, so soll mich das wundern. Aber ich will ja zitieren.

„Sie standen nie stramm und noch weniger grüßten sie einen Vorgesetzten, es lag System darin."

„Was kann uns passieren, wenn wir unsere Offiziere so ruppig behandeln, wie sie es verdienen?"

(Rufe aus dem Publikum: „Aha!")

„Hast du auch von dem Dreck berichtet? Und von den Läusen? Und von dem hundsgemeinen Fressen?" So fragt Requark den Homer. Aber der hat nicht. Der sieht „überall Krieg, überall Kampf und Vernichtung, und doch wieder Leben, wunderbares Leben, unsagbar gesteigerte Daseinslust!" — also mit einem Wort: den Krieg. Da sieht man eben wieder mal, was ein Drückeberger ist und was ein bodenständiges Element.

Oder:

„Ich habe Mitleid mit jedem, der fällt, ob Freund oder Feind ist mir gleichgültig. Das Mitleid ist bei mir Selbstzweck."

Wer lacht da nicht? — Aber warum frage ich? Ich kann ja wieder zu dem Waschzettel greifen: „Dieses Buch wirkt befreiend! Dieses Buch weckt das helle deutsche Lachen! Dieses Buch sprüht von — "Nun, Leser? Wovon sprüht dieses Buch? Antwort: „— von Geist und Witz!" Und aus wessen Feder stammt es? „Aus der Feder des großen Schalks, der sich als Verfasser dieses Buches Emil Marius Requark nennt." Welch ein Parodist! Ich aber sage euch: Ist das kein tollgewordener humanistischer Studienrat und Leutnant d. R., so will ich von heut ab ein großer Schalk sein.

*

Aber bleiben wir ernst. Nur mit Ernst und mit Bedauern sehen wir einen Mann wie Friedlaender-Mynona mit jenem Schalk an einem Stricke ziehen. Muß ich hier sein gedanklich bedeutendes und tief ins Zeitgetriebe blickendes Buch „Hat Erich Maria Remarque wirklich gelebt?" (Paul Steegemann-Verlag) neben jenes humorige Elaborat setzen, so hat er selbst es sich zuzuschreiben. Ich glaube, Struktur und Werdegang dieses Buches zu durchschauen. Eine Remarque-Attacke parodistischer oder polemischer Natur aus dem Verlage Steegemann war einfach fällig — Steegemann versäumt es grundsätzlich nie, an fremdem Feuer sich sein Hähnchen zu braten. Sein Lieferant Reimann war gerade mit Wallace beschäftigt: so suchte man einen andern. Und fand

Digitized by Google

in Friedlaender-Mynona einen, dem ein Buch wider den literarischen Zeitgeist oder Zeitungeist auf den Nägeln brannte. Diese Absicht also wurde eingeschränkt, verbogen, umgebogen zu einer Spezialattacke. Mynona meint die Zeit – und nennt sie Remarque. Er weiß das natürlich, kennt wohl auch, als einer der klügsten Polemiker, die wir haben, die Schwäche der Position – und verschanzt sich darum hinter achtfacher Verklausulierung. Er schreibt eine „satirische Apotheose" Remarques – und behält auf diese Weise immer recht gegen einen sehr bequemen (er wird sagen: unbequemen – aber ich beharre: bequemen) Gegner: gegen sich selbst. Er greift nicht einfach mit der rechten Hand nach dem linken Ohr, sondern er greift (alle möglichen Einwände antizipierend, gegen sich selber pseudo-polemisierend, Purzelbäume schießend mit bitter ernstem Gesicht) – er greift, sage ich, mit der rechten Hand rund um sich herum nach seinem rechten. So hat man es mit der Kritik nicht ganz leicht.

Aber lassen wir uns nicht beirren und untersuchen wir vor allem: was sagt Mynona gegen Remarque? Da erweist es sich nun, daß er an Argumenten durchaus nichts anderes ins Treffen zu führen weiß als – sagen wir: das preußische Adelsblatt. So: Remarque heiße gar nicht Remarque mit einem vornehmen „que", sondern Remark mit einem schlichten „k". Ein Argument, das Ihrer würdig ist, Herr Mynona, recte Friedlaender? Oder: Remarque ist möglicherweise gar nicht an der Front gewesen! Und schreiende Pferde gibt's gar nicht! Und daß einem durch eine Mine die Montur vom Leibe gerissen wird – nein, das gibt es nicht! Ein Argument, Herr Mynona? Oder: Remarque hat nicht immer Kriegsromane geschrieben, sondern er hat angefangen mit Reklameartikeln für eine Pneumatikfabrik, mit „mondänen" Plaudereien, mit einem sportlich-erotischen Allerweltsroman. Die beharrliche Konfrontation dieser (zugegeben: geschmacklosen) früheren Schreibereien mit „Im Westen nichts Neues" füllt Mynonas Buch zu gut einem Drittel. Ein Argument?

Aber da wollen wir einen Absatz machen. Denn da, Mynona, zeigt sich der Riß in Ihrem polemisch-logischen Bau: Haben Sie hundertmal recht damit, daß Sie über den Geniekult sich lustig machen, der, alle Details seines privaten Lebens aufspürend, dem bescheidenen und sympathischen Remarque sich an die Fersen heftet – auf der anderen Seite ist Ihr ganzes Buch nichts anderes als eine Orgie des gleichen Geniekults, wenn der auch diesmal (was durchaus keinen wesentlichen Unterschied ausmacht) mit negativem Vorzeichen versehen ist. Was, zum Teufel, geht Sie Remarques Privatleben an? Die außerordentlich klugen Taschenspielerkunststückchen, die Sie produzieren, um den geistig Minderbemittelten über den Riß in der Mauer Ihres Baus hinwegzutäuschen – sie können doch Ihnen selbst gegenüber nicht wirksam sein!

Aber kommen wir zur Sache und zu einem Ende. Bei allem Respekt lehne ich Mynonas Buch ab,

weil er die Zeit meint und Remarque sagt, und weil er so Wasser leitet auf die Mühle von Leuten, auf deren Mühle Wasser zu leiten an sich schon ein Verstoß gegen die Solidarität aller guten Geister ist,

weil er eben dadurch, daß er Remarque sagt, indes er die Zeit meint, seinen mit großer Potenz und scharfem Blick geführten Angriff gegen die Apotheose der Mittelmäßigkeit, gegen die Konfektionärsgesinnung, gegen die Verullsteinung unseres geistigen Lebens im letzten Augenblick selbst entwertet,

und schließlich und nicht zum geringsten, weil er, der ein abstrakter Denker ist, in einen künstlichen Stil polemischer Witzigkeit, in eine fruchtlose formale Bemühung zwischen Kerr und Kraus sich hineinzwingt, die ihn nötigt, dem zufällig sich darbietenden Doppelsinn eines Wortes, eines Satzteils zuliebe Dinge an den Haaren herbei und Personen in den Bezirk seiner Invektiven zu ziehen, die mit der Sache und mit dem Sinn seines Buches in keiner Weise zu tun haben. Witz, Herr Mynona? Wenn Monty Jacobs, der, wie jeder weiß, ein Mann von starrster Unbestechlichkeit ist, in diesem Buch hundertmal als der kritische Reklamemanager des Verlages Ullstein hingestellt wird, nur weil Mynona in das Motto „parturiunt Montys . . ." sich verliebt hat – wer lacht da? Wenn Mynona sich auf das Zeugnis von Leuten beruft, denen er „nicht einmal das Abwaschwasser reichen kann, obwohl sie es nötig hätten, zum Beispiel Arnold Zweig" – wer lacht da? Wir bleiben ernst. Wir bleiben doppelt ernst und bedauern, den Philosophen Friedlaender in einer Gesellschaft zu finden, in der er seinem geistigen Formate nach nichts zu suchen hat: in der Meute hinter Remarque.

Geheimnisse des Weltalls

Ein neuer Maeterlinck

Von Hans-Joachim Flechtner (Stettin)

Diese „Geheimnisse des Weltalls" sind das Schwesterwerk der „Vierten Dimension" (ebenfalls bei der Deutschen Verlags-Anstalt erschienen). Diese beiden Werke sind bei der Beurteilung nicht zu trennen. Sie haben in der Entwicklung Maeterlincks eine neue Periode eröffnet. In der äußeren Struktur gleich, in der inneren Entwicklungslinie von verschiedenen Ausgangspunkten in derselben Richtung sich erhebend: das ist ihre wesentliche Gemeinsamkeit. Ausgang ist für beide die Naturwissenschaft, und zwar die neueste, oft phantastisch anmutende Naturwissenschaft. Das Erlebnis der Einsteinschen Relativitätstheorie steht vor diesen Werken, sie sind der Ausdruck für die Verarbeitung dieses umstürzenden Systems durch den Geist des Philosophen. Die Welt der „Vierten Dimension" war die Physik, die der „Geheimnisse des Weltalls" ist die Astronomie. In breitem Anlauf schwingt sich das Buch in die kühnen Höhen der Abstraktion und Spekulation. Im ersten Kapitel, das von den Un-

Digitized by Google

endlichkeiten des Alls handelt, schüttet Maeterlinck eine erdrückende Fülle astronomischen Materials über den Leser aus. Seine Belesenheit ist wirklich verblüffend. Die tiefsten Abgründe des Alls klären sich vor unseren Blicken — und Maeterlinck beweist wieder einmal, daß er es wie wenige versteht, die spröde Materie moderner Naturwissenschaft zu formen, zu lebendiger Wirkung zu gestalten. Schon darin verkörpert sich der Wert dieses ersten Kapitels. Aber es ist nur Aufschwung, Anlauf. Mit kühnem Ruck wendet sich die Betrachtung, aus den unermeßlichen Tiefen des Alls stürzt sie in die ebenso unmeßbare des Unendlichkleinen. Elektronen formen sich zu Atomen, Atome zu Molekülen und durch alle Gebilde des Alls schwingt das gleiche Grundgesetz. Das Elektron als grundlegender Baustein und gleichzeitig als Urkraft des Alls. Hier auf der Erde im Wassertropfen wie im fernsten Sternnebel. In bunter Folge ziehen die Probleme der Entwicklung, der Bewegung des Alls vorüber. Das All in seiner Gesamtheit muß unbeweglich sein, in ihm ist jede Entwicklungsmöglichkeit schon verwirklicht. Man könnte auch vom Standpunkt der Grundwissenschaft zu solchem Ergebnis kommen: Bewegung ist Ortsveränderung. Es kann keinen Ort außer dem All geben, also ist das All unbeweglich. Aber die Teile dieses Alls, die Milchstraßensysteme, die Sonnensysteme, sie sind in unendlicher, ruheloser Bewegung. Auch hier tauchen neue Anschauungen auf: Das universelle Weltall steht „unbeweglich zwischen zwei Unendlichkeiten, die es nicht begrenzen. Wie ließe es sich sonst erklären, daß unser Sonnensystem seit Milliarden Jahren mit einer Geschwindigkeit von 20 Kilometern in der Sekunde in der Richtung der Wega fällt, während die Milchstraße, also unser Weltall, mit einer Geschwindigkeit von 600 Kilometern in der Sekunde auf den Steinbock zueilt, und daß beide seit unendlichen Zeiten nicht bloß ihr Ziel nicht erreicht, sondern sich ihm nicht einmal merklich genähert haben? Liegt es nicht daran, daß diese Ziele sich mit ihnen verrücken, und unser Planetensystem und unser Milchstraßenweltall, statt geradenwegs in eine grundlose Tiefe zu fallen, mit allem, was wir wahrnehmen, Wega, Steinbock und das übrige miteinbegriffen, sich wie ein Rad ohne Felge um eine unsichtbare Achse drehen, und wir es statt mit einem ewigen Fall in das Nichts mit einer kreisenden Bewegung ohne Ende, aber nicht ohne Grenzen im Raum zu tun haben?"

Doch auch all diese großartigen Darstellungen sind noch Auftakt. Den Philosophen berühren größere, schwerere Probleme noch: „Einflüsse der Sterne" betitelt sich das letzte Kapitel, und hier erleben wir den Höhepunkt des Ganzen. Bewohnbarkeit der Himmelskörper, Einflüsse aus „anderen Welten", Ist das Wesen der Welt Geist oder Materie? Das sind die Fragen, um deren Lösung Maeterlinck mit dem ganzen Rüstzeug seines Wissens ringt. Und die Lösungen muten ganz naturwissenschaftlich an: Schwerkraft, Licht, Zeit und Wärme sind die wesentlichen Einflüsse, nicht der Rat höher entwickelter Kulturen auf anderen Gestirnen führt uns, sondern die blinden Kräfte der Natur. Und zum Schluß die größte Frage. Die Physik bequemt sich immer mehr dazu, die Materialität der Welt zu leugnen. Ist das Elektron noch Materie? Was ist Kraft? Und in diese Fragen schlägt das Problem: Was ist Geist? Können wir das Elektron noch materiell nennen? „Und wenn es nicht Geist ist, körperlose Substanz, Hauch, immerwährende Bewegung, unermüdliche, nie verlöschende Strahlungskraft, was ist dann Geist, wo sollen wir ihn suchen, wie sollen wir ihn erklären, und mit welchem Recht maßen wir uns an, daß er sich nur in unserem Gehirn verwirkliche?"

Damit landet das Buch bei dem letzten überhaupt möglichen Problem: Gott, und findet hier seinen gewaltigen Ausklang.

Schon die „Vierte Dimension" machte auf das „Problem Maeterlinck" aufmerksam, die „Geheimnisse" verstärken diese Aufmerksamkeit. Es gibt wirklich ein Problem Maeterlinck. Die Kenner und Freunde seiner früheren Schriften werden aus eigener Erfahrung wissen, wie kühn, wie hoffnungslos phantastisch seine Schicksalstheorien damals anmuteten, wie man über ihn, der seine Erkenntnis aus der Welt des Okkulten zog, spottete. Er hat sich nicht beirren lassen, hat sein kühnes Weltgebäude beharrlich weitergebaut — und er kann heute die unfaßbare Genugtuung erleben, daß seine größte Gegnerin, die Naturwissenschaft, auf seine Bahnen gekommen ist. Wer die neuesten Theorien Schrödingers zum Beispiel durchdenkt, wer die Bedeutung der Zeit als vierter Koordinate im

Digitized by Google

System mathematisch-physikalischer Berechnungen erkannt hat, begreift mit Erstaunen, daß Maeterlinckſche Anſchauungen ſich als notwendige Folge aus dieſen Erkenntniſſen ergeben. Das iſt ein Sieg der Lehre, wie er ſtärker nicht gedacht werden kann. Deshalb wieſen wir hier noch einmal auf das vorige Werk des Philoſophen hin. „Die Ereigniſſe ſind geſchehen, wir bewegen uns nur auf ſie zu, treffen mit ihnen zuſammen, und erſt dies Zuſammentreffen nennen wir (für uns) das Ereignis", ſo ähnlich hatte es Maeterlinck vor Jahren verkündet. Und die Phyſik heute lehrt: Die Zeit iſt eine gleichberechtigte Koordinate neben dem Raum, ſie iſt gewiſſermaßen eine ruhende „Strecke", an der wir uns entlangbewegen. Zeit und Raum ſind homogen. Und was die „Vierte Dimenſion" begann, ſetzen die „Geheimniſſe" fort. Jetzt kann der Philoſoph die Ergebniſſe der Naturwiſſenſchaft als Material benutzen — das iſt die Kennzeichnung der Entwicklung, die die Gedankenwelt des Abendlandes genommen und in der Maeterlinck eine der weſentlichen Stationen bedeutet.

Nur ein Wunſch ſei zum Schluß noch ausgeſprochen. Der Verfaſſer zitiert eine Fülle von Werken, die bei uns in Deutſchland faſt unbekannt ſind. Erſcheinungsjahr und Verlagsort dieſer Werke zu kennen, wäre für viele Leſer ſicherlich eine erfreuliche Bereicherung.

Italo Svevo

Von G. A. Alfero (Genua)

Als Anfang 1926 B. Crémieux und V. Larbaud ihre „Entdeckung" Italo Svevos kundmachten und Svevo als einen der größten modernen Schriftſteller ausriefen, war der trieſtiniſche Romandichter nicht nur im Ausland, ſondern auch in Italien, ſo gut wie völlig unbekannt. Sein erſter Roman, Una vita (1893), hatte kaum die Aufmerkſamkeit der Kritik, geſchweige denn des Publikums, erregt; ſein zweiter Roman, Senilità (1896), war mit allgemeinem Stillſchweigen aufgenommen worden, und erſt der dritte, La coscienza di Zeno, den er zwanzig Jahre ſpäter, während des Krieges, begann und 1923 veröffentlichte, hatte hier und da einige Würdigung gefunden.[1] Es hatten zwar auch bei uns einzelne Stimmen nicht gefehlt, die vor Crémieux und Larbaud die Eigenart und Größe Svevos öffentlich anerkannt hatten; und wenn S. Benco und F. Paſini ſchon 1923/24 die Originalität und den Wert ſeines „Zeno" hervorgehoben, ſo hatte E. Montale in ſeinem „Omaggio a Italo Svevo" (L'Esame, 1925) als erſter die ungewöhnliche Bedeutung des Romandichters und ſeine Stellung und Rolle in der Entwicklung der italieniſchen und der europäiſchen Literaturgeſchichte feſtgeſtellt. Erſt aber als zwei ſo angeſehene Schriftſteller wie Crémieux und Larbaud für Svevo eintraten und man erfuhr, daß es Joyce geweſen, der ihre Aufmerkſamkeit auf Svevo gelenkt habe, kam Svevos Name aus dem Schatten hervor, und eine plötzliche Berühmtheit folgte dem ungerechten langjährigen Stillſchweigen. Die Anerkennung war zwar nicht gleich allgemein und ohne Vorbehalt; ſie war aber deſto anhaltender, und — was ganz ſonderbar iſt — es waren eben die Jüngſten, die ſich von dem ſchon ſechzigjährigen Schriftſteller angezogen fühlten, ihn am beſten verſtanden, ihm als einem Vertreter der modernſten literariſchen Richtungen und einem Meiſter huldigten. Heute beſtreitet niemand mehr, daß der ſo lange unbeachtete Dilettant, der trieſtiniſche Geſchäftsmann und Induſtrielle, einer unſerer beſten Erzähler iſt, vielleicht unſer größter Romandichter nach Verga.[2]

[1] Italo Svevo (Ettore Schmitz) wurde am 19. Dezember 1861 in Trieſt geboren, ſtudierte in Deutſchland (1873–1878) und in Trieſt, wo er zuerſt als Bankbeamter, dann als Induſtrieller, lebte. Er ſtarb am 13. September 1928 an den Folgen eines Automobilunfalls. Seine Werke erſcheinen nun in Neuausgaben beim Verlag Morreale, Mailand: „Una vita" (1929²); „Senilità" (1927²); „Coscienza di Zeno" (1929²). Auch bei Morreale ſind eben die kürzeren Erzählungen von Svevo und ein Fragment ſeines letzten unvollendeten Romans „Il vecchione" erſchienen: „La novella del buon vecchio e della bella fanciulla", 1929. „Zeno" liegt jetzt in einer guten deutſchen Überſetzung von Piero Rismondo vor: Zeno Coſini, Rhein-Verlag, Baſel, 688 Seiten.

[2] Unter dem Wichtigſten, das über Svevo geſchrieben wurde, erwähne ich nur die liebevollen aus langer Beſchäftigung mit dem Dichter entſtandenen Arbeiten von Fr. Sternberg, „L'opera di Italo Svevo", Trieſt, C. E. L. V. J., 1928,

Digitized by Google

Und doch noch heute, nachdem soviel über ihn geschrieben worden ist, nachdem sein plötzlicher Tod unsere Sehnsucht nach ihm vermehrt, kann man nicht sagen, er sei populär, sein Werk sei, selbst in den gebildeten Kreisen, genug bekannt. Dies bedeutet, daß nicht nur die Kritik Schuld daran war, daß Svevos Werk so lange unbeachtet blieb; daß die Gründe, die man sich zurechtgelegt hat, diese frühere Unbeachtung zu erklären (vollständiger Mangel an rhetorischer Verzierung in einer höchst verfeinerten literarischen Epoche; Mangel an politischer Färbung, in einer Stadt, wie Triest, wo man nur die Kunst beachtete, die im Dienste des Irredentismus war — F. Pasini —) nur teilweise das Richtige treffen. Die eigenste Erklärung des „Falls Svevo" liegt vielmehr in Svevos Werk selbst: nicht zwar, wie man behauptet hat, in seiner Sprache und seinem Stil, denn Svevos Sprache ist gewiß oft unrein und voll mundartlicher Wendungen, sein Stil hat zweifellos etwas Gezwungenes und Hartes an sich, aber seine Sprache und sein Stil haben auch eine ganz ungewöhnliche Ausdrucksfähigkeit und Kraft, und ich bin gewiß nicht der Meinung, seine Werke mögen gewinnen, wenn man sie, wie es vorgeschlagen wurde, in ein reineres Italienisch „übersetze"; die Ursache liegt in der innersten Natur des Dichters und in seiner aus ihr wachsenden künstlerischen Anschauung.

Svevo hat ein unersättliches Bedürfnis, alles zu zersetzen und zu ergründen, was in unserem Innersten geschieht, überzeugt, daß wir unser Inneres nicht genug kennen oder kennen wollen, und daß nur aus dessen genauer Betrachtung und Kenntnis ein volles Bild des Lebens zu gewinnen ist. Die äußere Welt interessiert ihn viel weniger, obwohl ihm der Sinn für die Natur und das Schöne nicht fehlt; der Mensch ist für ihn alles, und eine außerordentlich feine Beobachtungsgabe erlaubt ihm, auch die kleinste psychologische Regung zu verfolgen, auch das Geheimste und Dunkelste in uns zu entschleiern und auszusprechen. Das spiegelt sich in seiner Kunst ab: alles Äußere verliert auch da an Gewicht, während ihm das innere Leben der Personen zur Hauptsache wird; nicht so sehr ihre Handlungen, wie das feine Gewebe ihrer Gedanken und Gefühle wird dem Dichter zum Stoff; er nimmt sie unter seine Lupe, und alles, was sich in ihrem Inneren abspielt, auch das scheinbar Unbedeutendste wird ihm bedeutend; alles merkt und sagt er mit einer unerbittlichen Offenherzigkeit, Schärfe und Genauigkeit, die zuweilen den Leser erschrecken, zu-

Italo Svevo
Zeichnung von B. F. Dolbin

weilen sogar peinigen, nur bemüht, die Totalität zu erreichen.

Man hat von Psychoanalyse und von Freud gesprochen; aber, wenn Svevo sich lange und leidenschaftlich mit der Psychoanalyse beschäftigt hat, wenn er in „Zeno" sogar die Methode der Psychoanalyse anwendet, so kann man doch nicht sagen, er sei ein

191 Seiten, und „L'arte e la personalità di Italo Svevo", ibid. 1929, 52 Seiten; die Aufsätze von E. Montale („L'Esame", Dezember 1925); B. Crémieux (La Fiera letteraria", Februar 1926); F. Pasini („Annali della R. Università di Trieste", 1929); S. Benco („Pègaso", Januar 1929); G. Debenedetti („Il Convegno", Januar-Februar 1929); das ganze Heft ist Svevo gewidmet, und enthält, außer einigen eindringenden Beiträgen, eine sorgfältige Svevo-Bibliographie, sowie auch das ganze März-Aprilheft von Solaria, das sehr interessante Urteile und Beiträge über den Menschen und den Dichter Svevo, von Angioletti, Brion, Boulanger, Chabas, Consiglio, Crémieux, Debenedetti, Ehrenbourg, Goll, Hellens, Joyce, Larbaud, Monnier, Montale, Palazzeschi, Raimondi, Saba, Schwenk, Solmi, Soupault, Tecchi, Van Schendel, Thérive u. a. m. enthält.

Digitized by Google

Anhänger Freuds, dessen Schlüsse er entschieden zurückweist; man hat ihn mit Joyce, Proust, Gide, Kafka und anderen noch verglichen; und in der Tat weist er besonders mit Joyce und Proust verschiedene Berührungspunkte auf; aber schon in seinen zwei früheren Romanen, d. h. lange vor Joyce und Proust, sowie auch vor Freud, war seine analytische Art deutlich ausgesprochen. Er ist vielmehr, wie man treffend bemerkt hat, mit Goldoni, Manzoni, Verga, Pirandello zu verbinden, nur daß er ihre Methode bis zur äußersten Möglichkeit bringt. Die erste Folge davon ist die Breite seiner Erzählungen, in denen die Handlung zu gering ist und zu langsam vor sich geht, eine Breite, die besonders in „Zeno" zu bemerken ist, wo sie der Verfasser durch seine Betrachtungen, die tiefe Ausblicke eröffnen, und oft prägnant, humorvoll, parador sind, noch vermehrt. Eine andere Folge ist der damit zusammenhängende anscheinende Mangel an Maß und Einheit.

Man begreift wohl, daß es dem Leser nicht leicht wird, dem Verfasser in seinen peinlich genauen Analysen zu folgen, besonders dem Leser, der gewohnt ist, im Roman hauptsächlich Handlung zu suchen und vom inneren Leben der Helden nur das als berechtigt zu erachten, was zu der Handlung in Beziehung steht und sie erklärt; man begreift, daß sich der Leser vor der fast wissenschaftlichen Beschreibung eines Wirrwarrs von oft widerstrebenden Gefühlen nicht gleich zurechtfindet, und ihren Grund und Zweck nicht leicht sieht. Schon Paul Heyse warf Svevos früheren Romanen, in zwei interessanten Briefen an ihn (1897, 1898), die eben F. Pasini veröffentlicht hat, „überflüssige Detailmalerei, redselige Breite, unendliche Wiederholungen" vor; und er bewunderte doch Svevos „ernstes Streben nach innerer Wahrheit", seine „entschiedene Begabung für psychologische Probleme", und prophezeite, er werde gewiß „durch die Wahl eines glücklicheren Stoffes" und „die straffere Zügelung des Vortrages", „einen Platz unter den geachteten Romandichtern" einnehmen. Die Mängel, die er an Svevo rügte, schienen ihm eine Folge des Naturalismus zu sein; aber schon in seinen Anfängen war Svevo kein einfacher Nachahmer von Zola, Balzac, Flaubert, obwohl er ihnen Anregung verdankte; es waren dagegen die Wahrzeichen der eigentlichen Natur des Dichters, sowie seiner eigenen Kunstanschauung. Und wie hätte Svevo diese vorgeworfenen Mängel überwinden können, ohne auf sein Selbst und seine Kunst zu verzichten? Er ist sich treu geblieben; aber wenn dieser Umstand seine Anerkennung verzögert hat und ihm noch jetzt die Popularität erschwert, so hat Svevo doch nur auf diese Weise sich behaupten und den Platz einnehmen können, der ihm gebührt; und in der Tat, wer sich ihm ganz überläßt, wer sich in sein Werk einfühlt, der kann nicht umhin, seine Größe zu bewundern, seine Schöpferkraft anzustaunen.

Svevo ist vor allem ein gewaltiger Schöpfer von Personen, die vor uns leben und leiden und einen ganz eigenen Pulsschlag, ein ganz eigenes Gesicht haben. Das gilt nicht nur von den Helden seiner Romane, sondern auch, und fast noch mehr von den Personen, die sich um die Helden bewegen, wie Balli („Senilità") und Guido Speier („Zeno") und besonders die Frauen: Amalia, Angiolina („Senilità"), Ada, Carla und vor allem Augusta („Zeno"); das gilt auch von den ganz unbedeutenden Nebenrollen. Wenn man Svevos Romane und Erzählungen gelesen, sind für uns seine Personen wie Bekannte, mit denen wir gelebt haben, und die wir im Innersten wie, oder noch besser als uns selbst kennen; nichts Literarisches haftet ihnen an; sie haben eine Körperlichkeit, die nur ganz ausnahmsweise bei dichterischen Schöpfungen zu finden ist. Diese Fähigkeit, uns zur Syntheſe durch die Analyse und trotz einer so peinlichen Analyse zu führen, kann nur ein großer Schriftsteller haben.

Und zu einem Ganzen, trotz der Breite, der Langsamkeit und der verschwommenen Umrisse der Erzählung, werden auch seine Romane, nicht nur „Una vita" und „Senilità", die eine geschlossenere Handlung aufweisen, auch „Zeno" selbst, in dem die verschiedenen Teile freier gebunden sind, und wo der Verfasser gar nicht um die Einheit bekümmert scheint. Es ist aber nicht die Einheit einer Dichtung: es ist die Einheit des Lebens selbst, denn auch das Leben ist aus unendlichen Fäden gewoben, auch im Leben, selbst wenn es dramatisch verläuft, findet man gewöhnlich keine scharfen Grenzlinien, keinen geradlinigen Lauf, keine offenbaren Höhepunkte, und oft sieht man keinen deutlichen Schluß. Svevos Romane machen in der Tat den Eindruck eines Stücks Leben.

Digitized by Google

Damit hängt Svevos Vorliebe für Helden zusammen, die nichts Ungewöhnliches an sich haben, noch mehr, für gefühlvolle aber schüchterne, haltlose Menschen (man hat seine Helden mit „Charlot" verglichen), denn diese erlauben ihm besser und tiefer einzusehen und zu zeigen, wie eigentlich das Leben ist, wie das Leben wird. Nach Svevo bildet und lenkt der Mensch zumeist nicht selbst, oder nicht bewußt, sein Leben; das Leben ist wie ein Spiel, immer neu, verschieden, rätselhaft, regellos, meist unabhängig von unserem Willen und ganz von unseren Träumen; und der Mensch ist gewöhnlich, mit all seinen Träumen, Idealen und Gefühlen, ein so schwaches, wankelmütiges, von seinen Trieben beherrschtes, und der Willkür hingegebenes, ungesundes Wesen! Es gibt so wenig gesunde Menschen! Gründlich pessimistisch war zuerst Svevos Lebensanschauung, und bitter war der Humor, mit dem er die Zwietracht zwischen Ich und Welt, Wollen und Sein, betonte: Schopenhauer war sein Philosoph. Aber in „Zeno" werden die Farben schon heller, sein Pessimismus vermindert sich, sein Humor wird heiterer: die Anklage gegen unsere Schwäche tritt hinter die Nachsicht des Dichters zurück; schon sieht man die Möglichkeit einer Versöhnung: wenn das Leben ein Spiel ist, so ist es auch interessant, dieses unendliche, originelle Spiel zu betrachten, und es ist gut, sich in alles zu fügen, was es uns gibt, was es aus uns macht, ohne zu verzweifeln, wenn es unseren Wünschen widerspricht; nicht nur: das Spiel kann auch ein gutes Ende nehmen, der Mensch kann auch am Ende das Glück finden, wenn er trotz seiner Schwächen, seiner Schwankungen im Innern gut bleibt und gute Menschen trifft, die ihn lieben. Das geschieht bei Zeno durch Augusta. Und eine versöhnende Lebensanschauung sollte aus dem letzten Roman sprechen, den Svevo nur angefangen hat, „Il vecchione", und der eine Fortsetzung von „Zeno" sein sollte, so wie es aus seinen ausgezeichneten Erzählungen („Novella del buon vecchio e della bella fanciulla"; „Una burla riuscita"; „Vino generoso") spricht. Aber das Schicksal, das schon mit ihm so seltsam gespielt hatte, hat Svevo plötzlich hingerissen, gerade als er — endlich anerkannt und geschätzt — sich ganz der Dichtung hingeben wollte.

Ein Orientale über den Orient

Von Kurt Aram (Berlin)

Der Sohn eines der größten mohammedanischen Ölmagnaten von Baku, der seit acht Jahren in Berlin lebt, erzählt in deutscher Sprache unter dem Titel „Öl und Blut im Orient" (300 S., Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1930) von seinen Jugendjahren in Baku und von seiner Flucht vor den Bolschewisten durch das noch nicht bolschewistische Georgien über Batum nach Europa. Dieser Mohammedaner aus altem, vornehmem Geschlecht, das von Samarkand seinen Ausgang nahm, erzählt europäisch, sachlich, ohne Metaphern und nicht durch die Blume; und doch liest sich sein Buch wie das phantastischste Märchen aus „Tausendundeiner Nacht", so bunt, so abenteuerlich, durchtränkt mit Blut und voll wilder, unverhüllter Greuel, über denen plötzlich immer wieder altorientalische mohammedanische Weisheit und innerste Gelassenheit aufleuchtet wie einer der ewigen Sterne. Das Wunderlichste aber ist, daß es sich nirgends um ein Märchen handelt, sondern überall um unverfälschte Wahrheit. Ich glaube, dafür zeugen zu können, denn zufällig kenne ich alle die Orte und Landschaften und zahlreiche ihrer Menschen, um die es sich bei diesem ungewöhnlichen Werk von Essad-Bey handelt. Ihn selbst kenne ich nicht.

Zum letztenmal sah ich Baku als russischer Gefangener. Ich kam aus der Türkei und mein Paß lautete auf die Türkei. Grund genug für Tiflis im August 1914, mich einzusperren und mit der Zeit nach dem Ural zu verschicken. In einer sternklaren Spätsommernacht zog der Gefangenentransport an Baku vorbei. Gelber Sand, dunkle Bohrtürme und die Silhouette stummer Kamelkarawanen. In seiner gespenstischen Unwahrscheinlichkeit wie eine Landschaft auf dem Mond. Was Essad-Bey von Baku erzählt, seinen Magnaten und ihren Leibgarden, dem immensen Reichtum weniger und der ungeheuerlichen Armut der vielen, dem irrsinnigen Luxus jener und dem kaum vorstellbaren Elend dieser, das gab es in solchem Ausmaß auch nur in

Digitized by Google

Baku. Und wenn er erzählt, wie eines Tages ein junger mohammedanischer Ölmagnat vor der unerträglichen Hitze im knappen Schatten des Gefängnisses spaziert, und was sich dabei zutrug, das ereignet sich auch nur auf dem Mond oder in Baku. Der junge Magnat verliebt sich nämlich in eine Gefangene, deren er zufällig ansichtig wird, weiß sie zu befreien, entläßt seinen Harem und heiratet die junge revolutionäre Russin. Es werden die Eltern Essads. Auch die grausige Groteske, wenn die Stunde der mohammedanischen oder armenischen Blutrache günstig ist, das blutgierigste, schauerlichste Gemetzel tagelang durch die Stadt tobt und die Ölmagnaten beider Rassen in ihren kugelsicheren, mit Vorräten wohl versehenen unterirdischen Räumen bei elektrischem Licht und Telephon nicht um ihr Leben, sondern um die Öltürme zittern, und der armenische Magnat den mohammedanischen anruft, wenn ein armenischer Ölturm durch Feuer gefährdet ist, daß er seine kämpfenden Rassegenossen zurückpfeift, und umgekehrt, auch eine solche Groteske ist an keinem anderen Ort der Erde möglich.

Sind schon so typisch orientalische Vorgänge dem Europäer unbegreiflich, weshalb er ihnen fast immer falsche Motive unterschiebt, wieviel unverständlicher bleibt ihm noch der mohammedanisch-orientalische Mensch, von dessen innerstem Leben er ja kaum etwas zu sehen bekommt, auch wenn er Jahre im Orient lebt. Auch hier leistet die Darstellung Essad-Beys Außerordentliches für den verständnissuchenden Europäer, wenn ihm nicht dem Inkommensurabelen des Orientalen gegenüber längst der Verstand ausgegangen ist. Ein Orientale kann sehr weise, auch sehr geschäftsgerissen sein (was nichts mit unserer „Bildung" zu tun hat), aber er wird nie so vom Intellekt beherrscht wie ein entsprechender Europäer. Ob Bettler, Fürst oder Räuber (aus diesem wird im Orient noch leichter jener, als im Mittelalter aus einem erfolgreichen Strauchritter ein Standesherr), Blutswallungen, Urgefühle brechen plötzlich aus, rasen, metzeln und martern, um ebenso plötzlich wieder aufzuhören. Nicht etwa weil derweil moralische Hemmungen oder dergleichen eingetreten sind, sondern weil die ausbrechende Grausamkeit, der Blutrausch sich in sich selbst verzehrt hat wie ein Feuer, das keine Nahrung mehr findet. Was z. B. den jungen Essad bei den Bolschewisten abstößt, sind nicht die Metzeleien, an die des bakuer Mohammedaners Augen gewöhnt sind, sondern daß sie ihnen ein ideologisches Mäntelchen umhängen. Und in der tiefsten Seele zuwider und verächtlich werden ihm die Bolschewisten, als sie nach der Kapitulation Bakus ihr schriftlich gegebenes Wort nicht halten und planmäßig, kalten Blutes, hinterlistig ganze Bevölkerungsschichten ausrotten. „Das war noch schlimmer als ein Blutbad. Der Orient kennt Massakers, blutige Tage, tierische Grausamkeit, die sich sozusagen explosionsartig entlädt, aber bald wieder dem angeborenen Phlegma der Bevölkerung Platz macht. Die planmäßige Ausrottung ganzer Bevölkerungsschichten (durch die Tscheka) ist absolut unbekannt." Die planmäßige Ausrottung der Armenier in Ostanatolien, wie sie im Weltkrieg ebenfalls unter einem nationalideologischen Mäntelchen gelang, ist von den Alttürken trotz aller Metzeleien nie ernsthaft erwogen worden. Das gelang erst der an okzidentaler Zivilisation gebildeten führenden Schicht der neuen Türkei, wie hier einem naheliegenden Einwand gegenüber hervorgehoben sei. Wie ja auch die Hungerblockade großen Stils und die geräuschlosen Giftgase europäische Erfindungen sind.

Auf den düsteren Hintergründen leuchtet die Stellung des Orientalen zu Literatur und Wissenschaft um so heller. Die Professoren der altmohammedanischen Universität Samarkands dürfen ihr Wissen nicht zur eigenen Bereicherung verwenden, ja an dieser Hochschule werden grundsätzlich keine Fächer unterrichtet, durch die sich ein Mensch bereichern könnte. Viele Professoren leben von Almosen, aber sie sind frei, dürfen lehren, was sie wollen, und genießen im ganzen Land ein ungeheures Ansehen. Ein Beschluß des Universitätssenats kann den Herrscher vom Thron stürzen. „Die Studenten, von denen manche ihr ganzes Leben an der Universität verbringen, sind berühmt als die ärmsten Leute des Ostens, aber jeder Vater ist froh, seine Tochter mit einem künftigen Weisen zu vermählen. Mögen sie noch so arm bleiben, sie sind der geachtetste Stand des Orients ... Wie groß ihr Einfluß ist, geht u. a. daraus hervor, daß sie jedes Gesetz des Schahs von Persien für ungültig erklären, die Bevölkerung von der Steuerlast befreien und den Kaufleuten jeglichen Handel auf Monate hinaus verbieten kön-

Digitized by Google

nen ... Ein eigenartiger Zweig ihrer Weisheit ist die Mystik oder, besser gesagt, die Lehre von Dämonen und Geistern. Auf Grund solcher Kenntnisse können sie Geister beschwören, Wunder vollbringen und Glück und Unglück unter den Leuten verbreiten ... Solche Macht soll aber nur als Stufe zur tieferen Erkenntnis Gottes führen. Wer sein Wissen zu profanen Zwecken mißbraucht, verliert Ansehn und Würde, wird verstoßen und als Satansdiener verrufen."

Das alles ist echter alter Orient, und ich denke mir, Essad-Bey in Berlin hat nicht ohne Stolz den Satz geprägt: „Im Orient sind Bildung und Reichtum voneinander getrennt."

Die besondere Liebe des Aserbeidschaners und auch des Persers, wie ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann, gilt der Dichtkunst, einerlei, ob Fürst oder Räuber, Bauer oder Nomade. Es gibt sogar noch öffentliche Dichterwettkämpfe, bei denen Fürst und Bettler als gleichberechtigt rivalisieren können, und wenn der Bettler siegt, „verbeugt sich der Fürst vor dem Meister und küßt ihm die Hand". Die Dichtkunst wird an den Universitäten gelehrt und erfordert nach Essad-Bey ein Studium von durchschnittlich fünfzehn Jahren, worüber die Freunde der „Literatur" in dem Buch selbst das Nähere nachlesen mögen. Unseren Lyrikern sei eine Frage aus einem Dichtereramen mitgeteilt, an deren Lösung sie sich vielleicht ebenfalls versuchen: „Womit würden Sie die Hüften Ihrer Geliebten in einem Sonett vergleichen? Und womit die Hüften Ihrer Frau Gemahlin?"

Als ich dem persischen Gouverneur von Choi, in dessen Gebiet ich mich niederzulassen gedachte, meine Aufwartung machte, saß er gerade in einem seiner Weinberge zu Gericht. An einigen Bäumen hingen schon mehrere abgeurteilte Delinquenten, andere standen in der Sonne mit entblößtem Oberkörper und harrten des Urteils. Ich war damals ein Schopenhauernarr, und dank meinem ausgezeichneten Dolmetscher brachte ich bald das Gespräch auf die Welt als Wille und Vorstellung, derweil die Übeltäter weiter in der Sonne brieten. Ich habe nie einen interessierteren Zuhörer gehabt und merkte erst gegen Schluß, daß ich für ihn auch der amüsanteste Spaßmacher war, der ihm je begegnet. Diesem Umstand verdankten es die noch lebenden Delinquenten, daß sie nicht gehängt wurden, sondern mit einer Fußbastonade davonkamen. Seitdem erschien von Zeit zu Zeit bei mir eine berittene Dienerschar des Gouverneurs mit einem Brief, wann ich meine erhabenen Füße wieder einmal seiner bescheidenen Wohnung zuzuwenden geruhen würde? Und da mein glänzender armenischer Dolmetscher die Antwort auch noch in einen schönen Rhythmus zu gießen verstand, mußten wir uns recht häufig der Strapaze eines zweitägigen Rittes nach Choi unterziehen. Dank meiner närrischen Gelehrsamkeit und der Reimkunst meines Dolmetschers ritt uns fortan bei jedem Ausflug in Chois Umgebung der Lieblingsknabe des Gouverneurs feierlich voran, wodurch wir für die Mohammedaner des Gouvernements sozusagen tabu wurden. So erfuhr ich am eigenen Leibe, was Wissenschaft, mag sie für einen Perser noch so närrisch sein, im Verein mit der Kunst, Verse zu machen, im Orient vermögen. Mein Nachfolger in diesem Bezirk, der weder Schopenhauer noch einen Verse machenden Dolmetscher für sich hatte, wurde schon nach vierzehn Tagen erschossen aufgefunden.

Essad-Bey
Zeichnung von B. F. Dolbin

Digitized by Google

Schade, daß im Titel von Essads Buch nur von Öl und Blut die Rede ist. Der Inhalt hält weit mehr, als der Titel verspricht, wie man sieht. Es ist das erste Werk eines deutsch schreibenden, mit den Deutschen sympathisierenden Orientalen über den Orient, wie er war und wie er nach der bolschewistischen Springflut und der europäisierenden Technikbegeisterung mancher europäisierter Führer im nahen Orient einmal wieder sein wird. Der Orient hat schon Schlimmeres überstanden als solche Invasionen, ohne von seiner innersten Art zu lassen. Essad-Bey schenkte uns eins der interessantesten, unterhaltendsten und lehrreichsten Bücher dieser Zeit.

Rilke als Künstler des Briefs

Von Heinrich Temborius (Berlin)

Seit Monaten wartete man auf das Buch. Nun hält man es in Händen und blättert darin. Wie in einem bunten weitläufigen Garten geht man darin spazieren und genießt und bewundert das feine, herrliche Wachstum dieses seltenen Bereichs. Viele Winkel, Wege und Bestände, von denen man bislang nur halbe oder gar keine Vorstellungen und Begriffe hatte, hier treten sie ergreifend und plastisch an den Tag. Der Grund und Boden dieses menschlichen dichterischen Daseins, manche Strömungen, Winde und Stürme, die über fünf Lebensjahre dahingingen, auf diesen Blättern treiben sie nun, für immer seltsam gespiegelt, ihr Wesen. Diese Gebilde interessieren nicht nur als Zeugnisse eines besonderen, begnadeten menschlichen Seins, als Dokumente einer bestimmten Zeitlage: über ihren psychologischen Wert hinaus sind sie gewichtig als Form von Dichtung, als Kunst, die zuweilen neben das Werk trat oder es auf lange Strecken hin ganz ersetzte. Briefe schreiben war dem Dichter zeitweise die geliebte Form seines geistigen Daseins, war ihm wie seelsorgerisches Amt und Beruf. Ihm war es in der Tat wie kaum jemandem gegeben, „einen Teil der Ergiebigkeit seiner Natur in Briefe abzuleiten".

So ist das Unternehmen, von dem hier der beglückende Anfang vorliegt, den Gesamtbestand der Briefproduktion zugänglich zu machen, gerechtfertigt und zu begrüßen. Man wird die Bücher später gewiß neben anderen berühmten Briefwerken nennen dürfen, etwa neben dem eines Flaubert, eines Feuerbach oder van Gogh. Man ist nun dabei, das Bestandfähige mit Einsicht und Takt auszusondern, ein gefährliches, da leicht verfälschendes, aber wohl unumgängliches Unternehmen. Man geht dabei auf organisch geordnete Gruppen aus, will die längere oder kürzere Kette eines Briefwechsels als schöne Einheit mit Anfang und Ende sichtbar machen. Und dem ist gut so. (Ein Beispiel einer solchen Anlage liegt in Nr. 406 der Inselbücherei vor.)

Im vorliegenden ersten Band tritt der Entwicklungszusammenhang wichtiger Stationen des rilkeschen Daseins lückenlos hervor. Es ist die Zeit vor der Entstehung des „Malte", eine Zeit, in der freilich nach Ansicht der Herausgeber der eigentliche Briefschreiber Rilke sein Werk noch nicht begonnen hat. Diese Proben, etwa 500, gliedern sich inhaltlich leicht in solche, die das Werk begleiten und ergänzen, und solche mehr persönlichen Charakters. Das will freilich hier im Grunde mehr oder weniger dasselbe besagen. Denn bei Rilke war die Kunst eine, vielmehr die Form seines Menschseins überhaupt. Das wird auch in diesen Äußerungen, die die Strecke von 1902 bis 1906 in ihrem wesentlichen Gehalt beleuchten, nein, gestalten, als durchgehendes Grundmotiv offenbar. Das zeigt sich besonders in den Kernstücken der Sammlung, den Briefen an Lou Salomé (vom 8., 10. und 11. August 1903). Diese wundervollen Seelendokumente treten auch äußerlich, dem Umfang nach, aus der Reihe der übrigen Briefe hervor.

Der Gehalt der Briefe ist überaus reich und nicht leicht zu erschöpfen. Es handelt sich um die gefährliche Übergangszeit um das dreißigste Jahr herum, in der der Dichter die Sicherung seines inneren und wirtschaftlichen Lebens, die Rettung aus dem zerfließenden Schwanken der unwirklichen, nutzlosen Jahre vor dem Verkehr mit Rodin, der Achse dieses Buchs, im Auge hat. Als oberstes Gesetz erkennt er die Notwendigkeit, Geduld zu haben und unablässig zu arbeiten, auf Verwirklichung im Werk bedacht zu sein, so wie es ihm sein großes verehrtes Vorbild

Digitized by Google

Rodin mit seinen Mitteln, in seiner Ebene vorlebte. An sich und an dem Meister mußte er in tragischer Erkenntnis erleben, daß die Werkgestaltung das einfache menschliche Glück zerstöre, die Wärme, die die Liebe, das Leben in der Familie, den andern schenkt, nicht aufkommen lasse. Befriedigendes Wirklichkeitsbewußtsein wird von beiden nur im Schaffen erfahren. Rilke sagt einmal: „In einem Gedicht, das mir gelingt, ist viel mehr Wirklichkeit als in jeder Beziehung oder Zuneigung, die ich fühle."

Das ist ein erster Hauch aus der ungeheuren Einsamkeit, die den Dichter von dem Verkehr mit Menschen isolieren sollte, in der sich ihm auch die Ehe mit Clara Westhoff, an die sich die meisten Briefe dieses Bandes richten, als Irrtum erweisen sollte. Um die Begriffe Wirklichkeit, Arbeit, Fragen des Handwerks, echten, sinnerfüllten Daseins geht weiterhin das selbstquälerische Suchen und Versuchen, das diese Seiten durchzittert. Rilkes Überzeugung ist, „daß das Leben, wenn es nur erst Arbeit wird, Kunst werden kann." In der Antike, der Gotik, „den fernsten Kunstdingen", sieht er Wegweiser und Möglichkeiten, Verwirklichungen dessen, was er ersehnt und meint. Bitter beklagt er sich über die ungenügenden Voraussetzungen zur Selbstvollendung im Werk, über seine planlose, zerfahrene Ausbildung auf dem Gymnasium, die am Leben, an der Wirklichkeit meist vorüberging. Er will das fehlende Wissen und Können auf alle mögliche Weise nachholen, macht hundert Pläne, um zur unmittelbaren Berührung mit „dem Einfachen und Wesentlichen" zu kommen. „Mir fehlen vielleicht nur ein paar Handgriffe und Hilfen," klagt er einmal. Er sucht Erweiterung seiner Substanz, Beherrschung und Ergänzung seiner Mittel auf Reisen, nach Italien, das ihm freilich wenig zu geben hat, nach dem Norden, der ihn innerlich weiterbringt, „seine Sinne seither zu Leisem und Einfachem erzogen hat". Rom dagegen ist ihm wie „ein schlechtes Museum". „Ausstellungsstimmung, die so bezeichnend ist für die Stadt, ist auch des römischen Frühlings sichtbarstes Merkmal."

Für sein eigentliches Kunstwollen dieser Jahre, das mit den Mitteln der Sprache auf dinghaftes, plastisches, objektives Sein ging, ist seine Stellung zur Musik kennzeichnend. Sie muß ihm in seiner Situation als eine unwirkliche Kunst, als ein Medium zweiten Grades erscheinen. „Musiker sind voller Auswege, entsprechend den leichten Auflösungen, die ihre Kunst (eine Kunst der Entwirklichung) ihnen nahelegt."

Wesentliche Punkte und Wahrheiten des Buchs haben wir berührt. Es bleibt des Herrlichen die Fülle.

Aphorismen von Rilkes Mutter

Mitgeteilt von Norbert Langer (Graz)

Wie vielleicht bei keinem anderen Dichter ist im Werke Rainer Maria Rilkes das Persönliche hinter das Gebilde zurückgetreten. Obwohl oder gerade weil er alles aus subjektivem Empfinden formt, hat er es vermieden, persönliche Beziehungen in den Kreis des dichterischen Schaffens treten zu lassen. Dies schließt schon Thematik und Art seiner Lyrik aus, so daß wir eher noch aus den erzählenden Werken entsprechenden Aufschluß finden können. Aber auch da sind gleiche formale Prinzipien, die jede persönliche Bindung sublimieren: in der Musikalität, mit der alles Reale in schwebendere und flüssigere Töne aufgelöst wird, in der Plastik, mit der Rilke als Gestalter überdimensioniert, Licht und Schatten verteilt, umsetzt, wegläßt, vergrößert, und in der Transzendentalität, durch die alles Individuelle ins Allgemeine seiner Art, durch letzte Formung und restlose Erschöpfung geradewegs zum Typus, das Geringste zum Ewigen, erhoben wird. Den überpersönlichen Dichtungen Rilkes stehen als persönliche Offenbarungen die größtenteils noch unbekannten Briefe Rilkes gegenüber, die der Insel-Verlag nach dem Tode des Dichters zu sammeln begonnen hat und deren vollständige Ausgabe uns zugleich ungeheure dichterische Werte öffnen wird. Denn Rilke hat selbst den Brief, diese typische Form des persönlichen Bekenntnisses, zur Kunstform gestempelt und darin auch einen guten Teil seines künstlerischen Bekenntnisses niedergelegt. Zumal in den letzten Jahren, die ihn, den Schwankenden und durch den Krieg Zerrissenen, nicht mehr die Kraft zu einem geschlossenen großen Kunstwerk finden ließen, sieht man von den schon lang vorgearbeiteten „Sonetten an Orpheus" und den „Duineser Elegien" ab.

Es ist also eine ebenso schwierige wie heikle Aufgabe, die erst nach der Erschließung der Briefe einigermaßen erschöpfend erfüllt werden kann, aus dem dichterischen Werk Rilkes Persönliches zu erschließen. Erschwert durch den Umstand, daß man damit heute noch vielfach ins volle Leben greift. Selbst in dem persönlichsten Werke Rilkes, im „Malte Laurids Brigge" hat der Dichter alles Intime so keusch verhalten und umschleiert, daß es schwer fällt, dies und das auf eine bestimmte Tatsache aus Rilkes Leben zu beziehen, obwohl wir wissen, daß hinter dem Buch seine eigene Kindheit und Entwicklung stehen. Das Bild seiner Eltern vollends zeichnet Rilke nur mit ganz ungewissen Farben

Digitized by Google

und über seine Stellung zum Elternhaus wissen wir wenig, wollen wir aus Andeutungen und geringen Handhaben nicht unberechtigte Schlüsse ziehen. Denn immer sind auch diese Dinge von Rilke ins Abstrakte gehoben, daß wir ihnen historisch nicht nahekommen können. Er, der von der Vererbung nicht nur im physischen Sein, sondern auch im Wissen um sie geistig abhängig war, hat uns wenig Konkretes sagen wollen. Vom Vater hat er im ersten Teil der neuen Gedichte ein Jugendbildnis gegeben, aber schon die Mutter hat er nicht mehr einheitlich zu zeichnen versucht.

„Mich hat nicht eine Mutter geboren.
Tausend Mütter haben
an den kranken Knaben
die tausend Leben verloren,
die sie ihm gaben."

Im „Buch der Bilder" steht das Gedicht „Der Letzte":

„Ich habe kein Vaterhaus
und habe auch keines verloren;
meine Mutter hat mich in die Welt hinaus
geboren."

Es wäre ungerecht und ungerechtfertigt, aus solchen Stellen Rückschlüsse auf das persönliche Verhältnis Rilkes zu seinen Eltern zu ziehen. Der Dichter gibt nicht persönliche Erfahrungen, sondern überpersönliche Gleichnisse, transzendentale Substanz, nicht historische Tatsachen. In diesem Sinn ist auch die Stelle vom Vater im „Stundenbuch" zu verstehen.

„Liebt man denn einen Vater?
. . . . . .
Ist uns der Vater denn nicht das, was war;
vergangne Jahre, welche fremd gedacht,
veraltete Gebärde, tote Tracht,
verblühte Hände und verblichenes Haar?
Und war er selbst für seine Zeit ein Held,
er ist das Blatt, das, wenn wir wachsen, fällt."

Ebenso verfehlt wäre es, die Worte über die Mutter in den „Erzählungen und Skizzen aus der Frühzeit" als persönliches Bekenntnis aufzufassen, wenn schon ihnen wie der Gestalt der Frau Malcorn in der Erzählung „Die Letzten" ungleich mehr Persönliches als Hintergrund dient. Ist es Selbstbekenntnis, Scham oder Kontrast, wenn Rilke ebenda Marie Holzer auf die Frage „Haben Sie Ihre Mutter lieb gehabt?" antworten läßt: „O ja. Aber wir waren sehr arm. Wir haben nie Zeit gehabt, es uns zu sagen. — Ich glaube, sie hat es nie gewußt." Noch persönlicher und direkt aus der Sphäre des Elternhauses ist die 1898 geschriebene Geschichte „Leise Begleitung", die mit den Worten beginnt: „Die Mutter sitzt am Fenster und stickt."
Wer ist diese Mutter? Mehr als vage Vermutungen muß uns Tatsächliches leiten. Wir wissen von Rilkes Mutter heute nicht viel mehr, als daß sie einsam, zurückgezogen und gottergeben in Prag lebt, in eben jenem Prag, mit dem Rilke in seinen ersten Werken und gerade in den oben zitierten so verbunden ist und dessen Bild sich in das Wesen des Dichters unauslöschlich geprägt hat. Über die äußeren Beziehungen und inneren Bindungen des Blutes sind wir bislang noch wenig informiert.
Der Zufall hat mir kürzlich ein kleines Büchlein in die Hände gespielt, das einige interessante Streiflichter auf dieses Verhältnis zu werfen imstande ist. „Ephemeriden" von Phia Rilke. Prag 1900. Commissionsverlag von Gustav Neugebauer. Mit der Widmung: „Dies Buch ist meinem teueren Sohne René zugedacht." Das Büchlein, das aphoristische Betrachtungen aus dem Leben enthält, stammt aus dem Besitz der Frau Josefine von Lennkh in Murau in Steiermark und trägt eine eigenhändige Widmung der Mutter Rilkes zur Erinnerung an den gemeinsamen Aufenthalt beider Frauen in Rom im Jahre 1904, demselben Jahre also, dessen Winter René in der Villa Strohl-Fern in Rom verbracht hatte. Es ist interessant, Frau Rilke in den Ephemeriden als geistvolle Beobachterin des Alltags und seiner tausend Beziehungen von Mensch zu Mensch kennenzulernen. Ein scharfer kritischer Verstand heißt sie gegen alle Schwächen des Umgangs Stellung nehmen und vornehmlich die Gabe ironischer Betrachtung und sarkastischen Lächelns läßt sie hier manchen glücklichen Satz finden. Neben vielem, das wir um drei Jahrzehnte Jüngeren für selbstverständlich halten, stehen markante Worte unwandelbarer Geltung. Frau Rilke ist vor allem eine Kritikerin des Ewig-Weiblichen, und wir finden unter ihren Aussprüchen manche Perle von Witz und Satire. Technisch sind die Aphorismen stark pointiert, vielfach Wortspiele oder verblüffende Wendungen volkstümlicher und sprichwörtlicher Redensarten, die mit neuem Sinn gefüllt sind. Wir geben hier eine kleine Auswahl:

Gnadenbrot ist selten nahrhaft.

*

Gar viele ruhen am liebsten im Schatten — ihres Stammbaumes.

*

Es gibt auch Herzen, die sich mehr als einmal brechen lassen.

*

Mammon heißt das Putzmittel, womit gar viele die Flecken ihrer Ehre beseitigen.

*

Jene Liebe, die nur auf dem Mitleid basiert, behält stets gruftartigen Hauch.

*

Erröten ist zuweilen Pflicht.

*

Pflicht und Sünde meiden einander. Dennoch gibt es eine Verpflichtung zur Sünde.

*

Es gibt Wunden, die nie geheilt werden können, weil wir sie nicht bloßlegen dürfen.

*

Auch der Pegasus hat seine Sonntagsreiter.

*

Wer Trost findet, hat niemals tief gelitten.

*

Dem Größenwahn stehen am fernsten die Großen.

*

Sein Beileid aussprechen ist für manchen eine Freude.

*

Auch der Händedruck bedeutet zuweilen einen Druckfehler.

*

Digitized by Google

Auch ein Tugendspiegel kann erblinden.

*

Manche Trauung ist nur das Gebet vor der Schlacht.

*

Die größten Böcke werden auf der Jagd nach dem Glücke geschossen.

*

Welch armseliges Licht dient oft als Brennpunkt des Interesses.

*

Man läßt auch Gras wachsen, um es ja nicht zu mähen.

*

Den Frauen hätte man für immer die Zeitrechnung nach Olympiaden zusichern sollen.

*

Gar viele „versprechen" sich, indem sie ein Versprechen abgeben.

*

Die weltfreudigsten Frauen benützen zuweilen den Heiligenschein als Kopfbedeckung.

*

Man bettet sich auch auf künstliche Rosen.

*

Die innere Stimme ist bei vielen Menschen immer heiser.

Lord Haldanes Autobiographie[1]

Von Marie von Bunsen (Berlin)

Über vierzig Jahre saß Haldane im Parlament, in der, wie er sagt, „großen Hochschule", rasch hat er die höchste juristische Laufbahn seines Landes erklommen, ist zweimal Lord-Großkanzler gewesen. Länger als irgendeiner seiner Vorgänger bekleidete er das Amt des Kriegsministers, und allzeit war er Philosoph. „Mich hat die Erforschung des Lebens als Ganzes stets mehr gefesselt als die Beschäftigung mit den Vorkommnissen des Tages." Daß er einen so beträchtlichen Teil seines Daseins dem öffentlichen Leben widmete, erschien ihm eine „ironische Fügung".

So zeigt Haldanes Leben äußerlich einen glänzenden Verlauf, innerlich widersprechende Elemente, und so bietet seine soeben erscheinende Autobiographie in ihrer kräftigen Ehrlichkeit, in ihrer erlesenen Kultur ein nicht nur wertvolles, sondern auch ein ungewöhnlich fesselndes Menschendokument. Herbert von Hindenburg hat das Buch mit feinem Sprachgefühl übersetzt, seine Vorrede ist wohlangebracht, sie betont und erklärt manche Eigentümlichkeiten, die sich aus dem englischen Leben wie aus Haldanes Werdegang ergeben.

Sein Vater war Schotte, seine Mutter Engländerin, er zeigt die Züge dieser zwei verschiedenen Stämme. Behagliche Verhältnisse, eine strenge Lebensführung, aber ein herzlich warmer Zusammenschluß der Familie. Der Vater hielt sich zur Baptistensekte, predigte oft in einer Scheune, als ein geliebter Sohn starb, sagte er: „Vor der Erschaffung der Welt war dieses bestimmt." Den Baptistengebräuchen entsprechend, sollte Haldanes Taufe erst nachdem er erwachsen war, vor sich gehen. Der junge Student der Philosophie willigte ein, falls die Zeremonie in aller Stille stattfände. Diakonen und andere Zuschauer waren jedoch, der Verabredung entgegen, anwesend, so verkündete er, wassertriefend dem Taufbecken entsteigend, nur seinen Eltern zuliebe hätte er sich der Handlung unterzogen, er könne die Lehren nicht annehmen und löse sich hiermit von jeglicher kirchlichen Gemeinschaft. So menschlich und gerecht empfanden die Eltern, daß dieser sie gewiß tiefbetrübende Vorgang niemals auch nur erwähnt wurde, ungetrübt blieb das Familienverhältnis.

Von einschneidender Bedeutung war Haldanes Studium in Göttingen unter Lotze, „einem der größten und geistigsten der modernen deutschen Denker, damals auf der Höhe seines Ruhmes. Lotzes Einfluß hat mich gemodelt." Als er sich später in die kniffligste Jurisprudenz hineinarbeitete, erschien ihm alles „leicht im Vergleich zur deutschen Metaphysik". Bei weittragenden juristischen Fragen ersah er den Vorteil, „auf große Grundprinzipien zurückzugreifen". Immer wieder betont er seine Arbeitskraft, seine Arbeitsfreude; als Siebziger, sein Leben überblickend, schreibt er: „Im Bewußtsein, gearbeitet zu haben, fand ich mein Glück."

Das Rechtsstudium erfüllte ihn allmählich mit einer „wahren Leidenschaft", auf diesem Gebiet

[1] Richard Burdon Haldane. Erinnerungen aus meinem Leben. Übersetzt und herausgegeben von Herbert von Hindenburg. Stuttgart, Berlin und Leipzig 1930, Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

war sein Gedächtnis, wie er selber zugibt, „ungeheuer". Er hatte Erfolg. Bald verdiente er als Rechtsanwalt jährlich 800 000 Mark. Trotzdem — dies ist bezeichnend englisch — war sein Endziel die Politik, das große öffentliche Leben. So nebenbei wurde er liberales Parlamentsmitglied, als Vorübung zum Lord-Großkanzlerposten, er verkehrte bei einem einflußreichen Teil der londoner Gesellschaft, er bestrebte sich, „weltmännischer" zu werden. Mit Asquith zusammen gab er gesuchte kleine Tischgesellschaften, immer wurden vier Künstler oder Literaten und vier Politiker eingeladen. Zu der damaligen imperialistischen Gruppe der Liberalen hatte er nahe Fühlung, später hat er sich der Labourpartei angeschlossen, es hinderte ihn jedoch sein philosophischer Idealismus daran, regelrechter Politiker zu werden. Vor allem, so sagte er, hemmte ihn hieran Goethe und dessen Auffassung des Lebens. Goethe hatte über ihn Macht; mit einem befreundeten Professor der Geschichte verlebte er jeden Osterurlaub in Thüringen, am liebsten in Ilmenau, um Goethes Spuren nachzugehen. Eine von ihm gebrachte Überlieferung aus Dornburg wird nicht in Hans Wahls Dornburg-Buch erwähnt. Dem alten Kastellan hatte dessen Vater, der zur Zeit Goethes dort Kastellan gewesen war, erzählt, daß Goethe bis vier Uhr immer auf seinem Zimmer arbeitete und nicht gestört werden durfte. Es gab nur eine Ausnahme, Frau von Stein. So oft es ihr beliebte, ging diese bei ihm aus und ein. Nachmittags spazierte Goethe im Garten, schnitt dort Silhouetten von der Freundin wie von deren Kindern, und einige dieser Scherenschnitte hat Haldane dort gesehen. Tief und echt war Haldanes Goethe-Verehrung, wenn er jedoch Shakespeare, Wordsworth und Goethe zusammenreiht, schütteln wir den Kopf!

Einem unseligen englischen Dichter vermochte er zu helfen. Als Mitglied des Ausschusses für Gefängniswesen erbat er sich vom Direktor des Hollowaygefängnisses die Erlaubnis, Oscar Wilde zu sprechen. „Zur Zeit seiner gesellschaftlichen Erfolge war ich ihm öfters begegnet, und obwohl ich ihn nicht gut kannte, verfolgte mich der Gedanke, was dieser hochsensitive Mensch als Gefangener leiden müsse. Der Anstaltsgeistliche wurde gerufen, er freute sich über mein Kommen, denn ihm wäre es nicht geglückt, sich Wilde irgendwie zu nähern. Darauf hatte ich allein mit diesem in seiner Zelle eine Unterredung. Anfänglich wollte er nicht sprechen; ich legte meine Hand auf seine in die Gefängnisjacke gekleidete Schulter, sagte, ich hätte ihn früher gekannt und wollte ihm etwas sagen. Er habe seine große schriftstellerische Gabe nicht völlig ausgenützt, weil er ein Genußleben führte und weil er sich nie einen großen Gegenstand erwählte. Jetzt könne dies Unglück dem Dichter zum Segen gereichen, jetzt habe er den großen Gegenstand. Ich würde mein möglichstes tun, ihm Bücher und Schreibmaterialien zu erwirken. Er weinte, versprach, den Versuch zu machen ... Nach seiner Freilassung erhielt ich, anonym, ein Buch — The Ballad of Reading Gaol. So hatte er sein Versprechen eingelöst."

In Deutschland kennt man Lord Haldane vor allem als Kriegsminister, als Schöpfer der von unserer Behörde leider mißachteten Expeditionsarmee und als Verhändler in dem kritischen Jahre 1912. Mögen andere beurteilen, ob er in dieser Zeit vor dem Krieg und während desselben ein loyaler Feind war. Deutschfreundlichkeit wurde ihm in London mit Erbitterung vorgeworfen, er beklagt die verhängnisvolle englische Unkenntnis des deutschen Wesens und der deutschen Verhältnisse. Beim Ausbruch des Krieges glaubte er jedoch auf Grund seiner Kenntnis des deutschen Generalstabs, es werde sich bei den Deutschen „nicht nur um die Unterwerfung von Frankreich und Rußland, sondern um die Weltherrschaft handeln". Hat er das tatsächlich geglaubt?

Vielerlei ließe sich aus seinen schlicht und eindringlich vorgetragenen Lebenserfahrungen anführen, viele Schilderungen der namhaften Freunde, die im damaligen England eine Rolle spielten, sind sehr bemerkenswert. Die Spanne seines Daseins war in seltenem Maß weitgezogen. Nicht lange vor seinem Tod sagte dem bekannten Dekan von St. Pauls Inge, wie dieser einer Verwandten von mir erzählte, der Kriegsminister, Politiker und Lord-Großkanzler von England: „Die Heimat meiner Seele ist eine deutsche Universität."

Digitized by Google

Essays und Abhandlungen

Von Otto Doderer (Berlin)

1.

Das große Reisebuch. Von Stockholm bis Korsika, von Monte Carlo bis Assisi. Von Kasimir Edschmid. Mit 15 Zeichnungen von Erna Pinner. Berlin, Deutsche Buch-Gemeinschaft G. m. b. H. 331 S.

Städte, Landschaften und ewige Bewegung. Ein Roman ohne Helden. Von Alfons Paquet. Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 231 S.

Herkunft und Zukunft. Zwei Essays zum Schicksal eines Volkes. Von Arnold Zweig. Mit Bildern von Max Liebermann, Marc Chagall u. a. Wien, Phaidon-Verlag. 231 S.

Da steht sie, eine kleine Bibliothek mehr oder minder geistreicher oder doch lehrhafter Werke, bunt wie sie der Zufall nebeneinander reihte und wie nun hier über sie berichtet werden soll, nachdem die meisten von ihnen bereits mehrere Jahreszeiten überstanden haben. Dichterische und gelehrte Essays, Aufsätze, Abhandlungen, Studien, biographische Erzählungen, Feuilletons — sie alle wollen unter dem Namen Essay begriffen sein, obwohl, was vorweg gesagt sei, nur ganz wenige Arbeiten darunter sind, die im strengen Sinn das bedeuten, was unter einem Essay verstanden werden kann: gedichtete Gedanken, gestaltete Erlebnisse.

Dem resümierenden Charakter der Gattung entsprechend, sind nicht wenige von ihnen die Früchte einer auserlesenen Bildung. Ohne Rücksicht aber auf das stoffliche Gewicht nimmt man zuerst ein Werk wie das spritzige Reisebuch von Kasimir Edschmid zur Hand, weil es ein Beispiel dafür ist, wie glücklich der Essay in der dichterischen Darstellung von Zuständen sein kann, für die sonst die Prosa keinen Raum hat. Der Genuß des Erlebnisses erzeugt in der Form, in der es hier mitgeteilt wird, wirklich einen ästhetischen Genuß wieder. Eine wollüstige Phantastik, die lüstern macht, ein verwegenes Temperament, ein Gewimmel von glänzend formulierten Gedanken spiegeln schönste und lockendste Landschaften Europas, alles gesehen mit der universalen Anschauung der internationalen Müßiggänger, wie sie in Hotelhallen, auf Wintersport- und Rennplätzen anzutreffen sind, aber alles viel üppiger, als die Wirklichkeit es ist, und viel mehr auf das Atmosphärische als auf die Genauigkeit des Gegenstandes hingedacht, durch persönliche Erfahrungen festgehalten, nicht schildernd, sondern berichtend, beinahe erzählend. Freilich schmeckt man ein wenig die Pose, wenn Edschmid allzu betont als Grandseigneur Figur machen möchte und auch sein Stil mit manierierter Lässigkeit Hauptsachen in die Nebensätze steckt.

Viel weiter gespannt und seelisch in ganz andere Tiefen reichend ist das sowohl als geistige wie auch als formale Leistung merkwürdige Werk, das sein Verfasser Alfons Paquet „einen Roman ohne Helden" nennt. Selbst wer nicht weiß, daß der kosmische Wanderer Paquet darin Bruchstücke aus seinen früheren Reisebüchern zu dieser Art von Epos verflochten hat, wird fühlen, daß der Lebensgehalt eines ganzen Daseins sich vor ihm ausbreitet, die grandios komponierte Symphonie einer Reise über die Erdteile und die Jahrtausende. Sie führt über das alte Rußland und das alte Asien, dann durch die Weltverwirrung des Krieges und der Revolution nach heiligen Stätten in Griechenland und im Orient und schließlich in die werdende Zukunft inmitten Deutschlands. Ein in bebender Wachheit aufgerissenes Leben ist unterwegs. Der Publizist und Dichter, der nüchterne Gelehrte und der Romantiker sind darin seltsam vermischt, der Geograph, Ethnograph, Städtebauer, Soziologe, Nationalökonom, Kulturpolitiker mit dem vom Rausch sektiererisch eigenwilliger Ideenkonstruktionen Besessenen, dem Zukunft Witternden, der immer ethisch wertet und über eine lyrische Gewalt des Wortes verfügt, die komprimiertes Erleben von Städten, Ländern und Völkern in wunderbaren Sätzen leuchten läßt.

Neben diesem tollen Wirbel steigt Arnold Zweigs Essay „Das ostjüdische Antlitz" in seinem Buch über das Judentum wie eine einzige ruhige Vision, ein breit angelegtes Freskogemälde, auf. Die Liebe des Juden träumt viel in die Sache hinein. Das Heimweh nach seinem verstoßenen und zerstreuten Volke läßt ihn auch dessen Wesen verklärter erscheinen, als es wohl im Lichte der Wirklichkeit gesehen werden kann. Der Jude ist ihm schlechthin „der vergeistigte Mensch"; mit keinem Gedanken rührt er an das so ausgeprägte spekulative Moment im jüdischen Charakter, ja er findet an dem Juden der polnischen Ghettos, wie seine Eindrücke während der Kriegszeit sie aufnahmen (der Essay ist schon 1919 geschrieben), geradezu hervorstechend die „Verachtung des puren Geldes", die „Verachtung des Nichts-als-Besitzes". Der Essay ist indessen keine rassenpsychologische Untersuchung, sondern die triebhaft glorifizierende, im vollen Sinne des Wortes bezaubernde Darstellung eines Dichters, der reinen Herzens eine Idealisierung gibt und dies mit Milde und Melancholie und der feierlichen Sprache eines Lobgesanges tut. Kühlerer und sachlicherer Art ist der andere Beitrag des Buchs, „Das neue Kanaan", der sich mit der jüdischen Politik in Palästina auseinandersetzt.

2.

Pariser Rechenschaft. Von Thomas Mann. Berlin, S. Fischer. 121 S.

Meditationen. Einige Blätter Prosa von Will Scheller. Einmaliger Druck in 200 Exemplaren für die Freunde des Verfassers. Melsungen 1926, A. Bernecker. 27 S.

Unsere Zeit. Vier Aufsätze. Von Otto Flake. Berlin, S. Fischer. 71 S.

Über den Ernst des Lebens. Von Bernard von Brentano. Berlin 1929, Ernst Rowohlt. 48 S.

Stimme von der Galerie. 25 kleine Aufsätze zur Kultur der Zeit. Von Rudolf Arnheim. Mit einem Vorwort von Hans Reimann und vielen Bildern von Karl Holtz. Berlin-Schlachtensee 1928, Wilhelm Benary. 152 S.

Der europäische Geist. Von Leopold Ziegler. Darmstadt 1929, Otto Reichl. 149 S.

Praktische Lebensweisheit. Allerlei Nachdenkliches über Probleme des täglichen Lebens. Von Alfred Kuhlo. München 1929, Ernst Reinhardt. 115 S.

Zeit und Stunde. Neue Essays. Von Karl Scheffler. Leipzig 1926, Insel-Verlag. 144 S.

Blumen. Von Theodor Lessing. Berlin 1928, Oesterheld & Co. 225 S.

Gedankenschiffe. Von Dorothy Grenside. Übersetzung aus dem Englischen von Emi von Bidoli. Leipzig, Theosophischer Kultur-Verlag. 62 S.

Befreiungsschlacht. Kulturpolitische Betrachtungen aus literarischen Anlässen. Von Julius Bab. Stuttgart 1928, J. Engelhorns Nachf. 217 S.

Handlungen und Abhandlungen. Von Rudolf Borchardt. Berlin-Grunewald 1928, Horen-Verlag. 280 S.

Vom Geschmack. Von Wilhelm van Vloten. München Delphin-Verlag. 183 S.

Von den eben besprochenen Werken, deren innere Notwendigkeit unverkennbar ist, trennt ein weiter Abstand die „Pariser Rechenschaft", obwohl sie von Thomas Mann stammt. Eine Tagebuchaufzeichnung über den seinerzeitigen kurzen Aufenthalt Thomas Manns in Paris auf Ein-

Digitized by Google

ladung der Carnegie-Stiftung, mit dem Ergebnis, das lediglich die Gegenüberstellung von Kultur und Zivilisation, von romantischem und klassizistischem Geist wiederholt, ist sie heute – zwei, drei Jahre nach dem Erscheinen – schon zu einer fast privaten Angelegenheit zusammengeschrumpft.

Selbstbescheidung gehört mindestens dazu, ein für den Tag und nicht für die Ewigkeit geschriebenes Buch als Privatdruck erscheinen zu lassen, wie Will Scheller es mit seinen ebenfalls hier zu erwähnenden Betrachtungen über einige innerliche und häusliche Dinge getan hat.

Für den Zeitkritiker genügt es nicht, eine eigene Meinung zu haben und sie mit würdevoller Rhetorik vorzutragen; es gehört dazu vor allem die Fähigkeit, mit scharfem Verstand unter die falschen Götzen und die Liederlichkeiten der Zeit dazwischenhauen zu können, eine Eigenschaft, die Otto Flake nicht abzusprechen ist. In der Broschüre „Unsere Zeit" sagt er schneidig Brutalitäten gegen den Radikalismus, das Schlagwort, die starre Dogmatik der Parteipolitik und für einen vernünftigen denkenden Individualismus.

Bernard von Brentano, ein als Berichterstatter begabter junger Journalist, untersuchte eingehend die „Kriegsbriefe gefallener Studenten" und entdeckt mit vielem Aufwand, daß diese Studenten, wie die Soldaten (aller Völker) überhaupt nicht wußten, wofür sie starben, daß sie mit der Illusion in den Krieg gingen, er könne ihnen eine Erfüllung bringen, die ihnen im Frieden versagt blieb. „Sind wir ein Staat geworden, welcher das Leben erfaßt?" fragt er dann zum Schluß, und hierin liegt die Fiktion, denn wer glaubt im Ernst daran, daß der Staat „für Dichtung, Kunst, Philosophie und Kultur" da ist?

Welch eine Erquickung, nun die forschen Glossen eines anderen jungen Journalisten, Rudolf Arnheims, zu lesen, in denen ohne professorale Bombastik mit kaltschnäuzigem Witz und, wo sie am Platze ist, mit ehrlicher Begeisterung die verschiedensten Dinge aufgespießt werden, die modische Psychoanalyse, eine Haeußer-Versammlung, die berliner Polizeiausstellung, Filme und alles mögliche. Hier wächst ein Talent heran unter den modernen Reportern, die wohl einmal von der „neuen Sachlichkeit" am meisten Gewinn gehabt und gelernt haben werden, vom Standpunkt ihres Zeitungslesers, also voraussetzungslos und induktiv, zu betrachten und zu urteilen, die lieber eine amüsante „Stimme von der Galerie" als ein gelehrter Besserwisser sein wollen.

Leopold Ziegler, unstreitig einer der überlegensten Ausdeuter unserer Zeit, wäre kein Philosoph, wenn er nicht die Erkenntnis der Erscheinungen in ein abstraktes Kollektiv fassen würde, wodurch aber immer nur eine von den vielen Wahrheiten der konkreten Welt auszudrücken ist. In drei Vorträgen, die zusammen mit einem Aufsatz „Entgöttlichung der Welt" als Buch gedruckt sind, gibt er eine Zusammenfassung seiner Gedanken von der Erneuerung Europas. Auf den modernen Intellektualismus oder, wie er sagt, auf die „Verwissenschaftlichung des Geistes" führt er eine „Entzweiung des entgeisteten Lebens und des entlebendigten Geistes" zurück, „den Seelenschwund einer sakral depotenzierten Menschheit". Er sieht das Heil in einer Wiederherstellung jener geistig-seelischen Einheit, wie sie einmal im Mittelalter das ganze Abendland umfaßt hatte. Angreifbar erscheint ohne weiteres die Folgerung, „daß die Wiedervergöttlichung Europas entweder eine Wiederverchristlichung oder daß sie überhaupt nicht sein wird".

Letzten Endes aber ist auch die beste Philosophie nur ein Streiten um Begriffe, und der unvoreingenommene Zeitgenosse, der die Augen aufmacht, sieht so viel Junges, Frisches, Erfreuliches ringsum im Werden, daß er keinen Anlaß hat, den Pessimismus der Philosophen zu teilen. Nehmen Sie andere kontemplative Bücher, die sich mit der Gegenwart befassen, z. B. das Buch eines philosophierenden Dilettanten, wie es der Verfasser einer „Praktischen Lebensweisheit", Alfred Kuhlo, ist. Ein älterer gebildeter „Mann aus dem Volke", der übrigens eine verantwortliche Stellung in der bayrischen Wirtschaft inne hat, äußert seine Gedanken über den Sinn des Lebens und der Zeit, in den Grenzen eines toleranten Konservativismus ein wenig beengt. Von dem Verlust der „primordialen Tiefenschicht", die Ziegler so beklagt, läßt er, der die Denkungsweise breiter Volkskreise vertritt, nichts spüren.

Ebensowenig wie Karl Scheffler in den Aufsätzen „Zeit und Stunde", einer Reihe von Bemerkungen zu kulturellen und, wie es sich in diesem Fall von selbst versteht, besonders auch zu kunstpolitischen Fragen. Ein Nebenwerk des Kunstkritikers, aber ausgezeichnet durch die phrasenlose gedankliche Präzision des tüchtigen Schriftstellers. Er sieht über unsere Übergangsepoche mit dem Optimismus hinaus, daß es „in zwanzig, dreißig Jahren" in Europa „im ganzen wieder steil aufwärts gehen" könnte, „wenn sich jetzt von der gestaltlosen und willenlosen Masse der Charakter absonderte und die Herrschaft ergriffe".

Theodor Lessing hat einst wie Ziegler auch den „Untergang der Erde am Geist" verkündet, freilich ohne das Entweder-Oder einer „Wiederverchristlichung". Sein Buch über die Blumen ist vielleicht ein Zeugnis dafür, daß hinter der gefürchteten Überbetonung des neuzeitlichen Kausaldenkens schon die Anfänge einer neuen Religiosität lagern, die keineswegs von der Idee der Christenheit ausgehen, sondern sich eher schon wieder dem Urmythos nähern. Kein Dichter kann phantastischer, glühender und mit mehr Symbole schaffender Kraft dichten als dieser Naturphilosoph, dieser Naturbegeisterte in seinen Offenbarungen von dem Wesen, den Leiden und Schmerzen der Pflanzenseele und ihren geheimnisvollen Beziehungen zu aller Kreatur. Ein ehrwürdiges, ein frommes Buch voll Herzensreichtum.

Die kleine Schrift über die Macht des Gedankens von Dorothy Grenside, die in deutscher Übertragung vorliegt, in ihrer naiv-religiösen Begrenzung aber wenig bedeutet, kann gleich als Beispiel dafür erwähnt werden, wie auch die Theosophen an ähnliche monistische Vorstellungen herankommen.

Julius Bab, von jeher eine Persönlichkeit, entschieden und kämpferisch, und gewohnt, die Literatur vom kulturpolitischen Gesamtbild aus zu betrachten, sieht in seinen Abhandlungen – über den „Zauberberg", die „Forsytes", die „Buddenbrooks", den „Untertan", neue Lyrik und neues Drama, über Shaw, Ford, Whitman, die Russen und Goethe – Europa kulturell gefährdet durch „wesensfremde" Einflüsse, namentlich aus dem Osten, woher die „Grenzenlosigkeit" kam, während er bemerkenswerterweise „entscheidende Hilfe, auch seelischer Art", von Amerika erwartet, von der „ungereiften Volkskraft der großen abendländischen Kolonie". „Ich glaube," so sagt er, „für Europa hängt die Existenz davon ab, ob es ihm gelingt, Hand in Hand mit der westlichen Tochter aus dem bloßen Programm Demokratie einen inneren Besitz, eine religiöse Wirklichkeit zu machen". Er erwartet eine Befreiung aus der Zerrissenheit und den Aufgang des Abendlandes im Geiste Goethes „zu jener begeistert ergriffenen Pflicht des Daseins, die Goethes letzter Gewinn ist".

Anders wiederum sieht Rudolf Borchardt die Dinge in seinen Beiträgen zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts, sein Blickpunkt ist gewissermaßen Bab entgegengesetzt. Dieser betrachtet die Literatur in Sorge um den Bestand der Kultur, Borchardt dagegen betrachtet die Zeit vorwiegend in Sorge um die Reinerhaltung der Poesie. Ein besonderer Genuß ist die prätentiös gezüchtete „Denkform", wie sie dem Kreis um Hofmannsthal eigentümlich ist, und, was beinahe ein und dasselbe ist, die bedächtige Sprache, die, bevor sie ein Wort hinsetzt, es durch viele Abstufungen und Auslegungen hindurch überprüft und schließlich von allen verwendbaren Worten das vornehmste auswählt. Im Grunde ist das Buch ein Konglomerat von Gelegenheitsarbeiten, aber es stellt doch eine Gipfelung geistiger Bildung dar, die zudem über eine philologische Schulung ungewöhnlichen Maßes verfügt.

Digitized by Google

Außerdem steht darin, in jeder Fuge erlebt und existent, ein hervorragender Essay „Über den Dichter und das Dichterische". Die Gestalt des Dichters, wie sie hier gesehen ist, die erhabene, hehre, der Halbgott der Ästheten, ist freilich widerlegbar von seiten derjenigen, die von der Dichtung nicht nur Weihe und Feste, sondern Lebensnahrung erheischen.

Zur Klärung der Verwirrung unserer Zeit in Geschmacksfragen hat einer, W. van Vloten, ein nicht dummes, nicht unnützes Buch geschrieben, das auch mit der nötigen Ironie der Relativität den Begrifflichkeiten auf den Leib rückt.

3.

Über den Umgang mit Büchern. Von Josef Hofmiller. München, Albert Langen. 213 S.

Franzosen. Essays. Von Josef Hofmiller. (Ebenda.) 193 S.

Ausgedachte Dichterschicksale. Von Emil Szittya. Paris, Les Ecrivains Réunis. 145 S.

Geist und Gestalt. Aufsätze und Briefe. Von Otto Heuschele. Stuttgart 1927, Karl Haug. 151 S.

Von Aufbruch und Untergang. Aufsätze über Dichter und Dichtungen. Von Arthur Friedrich Binz. Heidelberg 1927, Hermann Meister. 95 S.

Der neue Dichter und die Frau. Von S. D. Gallwitz. Berlin 1927, F. A. Herbig G. m. b. H. 183 S.

Inzwischen sind wir mitten in einen Lieblingsbereich des Essays geraten, nämlich in die Literaturästhetik und die ihr naheliegenden kultivierten Bildungsbezirke. Geradezu „Über den Umgang mit Büchern" nennt Josef Hofmiller einen Band anregender Aufsätze über eine Reihe der klug ausgewählten Bücherbestände seiner Studierstube. In schönem, sauberem Deutsch liest man sachkundige, unverbogene Urteile eines erfahrenen, gründlich nachdenkenden Mannes, der eine seltene pädagogische Mittlergabe hat und ebenso fern von Snobismus wie von Schulmeisterei ist. In einem zweiten Band desselben Verfassers, in dem die gleiche warme, sachliche Gerechtigkeit und vielseitige Belesenheit obwaltet, vermißt man jeden Versuch einer zusammenfassenden Charakteristik der französischen Literatur, zu der der Titel des Buchs verpflichtet hätte. Auch ist die Auswahl der behandelten Dichter rein zufällig, es fehlen z. B. Zola, Balzac, Maupassant, Goncourt, während bezeichnenderweise dem Professor Taine zwei Kapitel gewidmet sind. Höchst beachtenswert ist die wohlbegründete scharfe Aburteilung von Maeterlinck und die vortreffliche kritische Monographie über Molière.

Als einen weltliterarischen Flaneur und rechten Literaturliebhaber lernt man Emil Szittya kennen in einem Buch, das den sonderbaren und nicht richtigen Titel „Ausgedachte Dichterschicksale" führt. Vermutlich wollte er „Durchdachte" sagen, wie denn ein fremdländischer Akzent häufig in eigenwilligen Prägungen des Buchs merkbar wird und Druckfehler darin nicht selten sind. Von solchen äußerlichen Schönheitsfehlern abgesehen, findet man tadellose Essays voll intuitivem Erfassen des Wesentlichen und voll dem Spiel der Formen, das sich aus dem Inhalt kristallisiert, das nicht nur eine Ansicht, sondern auch ein Gesicht zeigt, das Gesicht eines Betrachters ohne Krähwinkelei, voll Zynismus, wahrhaft unabhängig, nach Paris hin orientiert, aber mit besonders freundschaftlichen Gefühlen für die deutsche Dichtung.

In Otto Heuschele und Arthur Friedrich Binz wachsen zwei junge deutsche Kritiker heran, deren Stärke die Rezeptivität und die Leidenschaft ihres ehrenhaften Bekenntnisses ist. Heuschele in seinem Buch „Geist und Gestalt", zum George-Kreis hinneigend, entschlossen sich dem Strom der Moderne entgegenstellend, führt mit eindringlicher, noch etwas schwulstiger Begeisterung zurück zu der reinen Tiefe der deutschen Seele in der Klassik und Romantik, zu Herder, Goethe und Hölderlin.

Binz liefert in seinem Buch „Von Aufbruch und Untergang" mehr, als der Titel verspricht, nämlich klug abwägende Beiträge zu einer Geschichte des modernen Romans, vollgesogene Umschreibungen und Deutungen, die in eine richtungweisende Linie zusammenwachsen.

Für S. D. Gallwitz ist das Thema „Der neue Dichter und die Frau" nur ein Vorwand, zehn neuere deutsche Dichter aus dem Inhalt ihrer Werke darzustellen, mit der nicht überraschenden Feststellung, daß es heutzutage in der Dichtung ein Frauenideal im großen ganzen nicht gibt.

4.

Kunst und Schicksal. Vier Bildnisse. Von Emil Ludwig. Berlin 1927, Ernst Rowohlt. 251 S.

Sterblich Unsterbliche. Von Herbert Eulenberg. Berlin 1926, Bruno Cassirer. 294 S.

Flucht ins Gestern. Von Moriz Scheyer. München 1927, Georg Müller. 227 S.

Ungewöhnliche Menschen und Schicksale. Von Franz Blei. Berlin 1929, Ernst Rowohlt. 312 S.

Menschen der Liebe. Von Karl Nötzel. Wernigerode a. H., Hans Harder. 287 S.

Große Frauen der Vergangenheit. Von Maria Kruse-meyer. München, Kösel & Pustet. 171 S.

Die Frauen im Leben Friedrichs des Großen. Von Otto R. Gervais. Berlin-Lichterfelde 1928, Edwin Runge. 191 S.

Deutsche Köpfe. Bausteine zur Geistes- und Literaturgeschichte. Von Heinrich Spiero. Darmstadt 1927, Ernst Hofmann & Co. 391 S.

Deutsche Dichter. Reden und Abhandlungen. Von Harry Maync. Frauenfeld, Huber & Co. 304 S.

Andreas Gryphius. Von Friedrich Gundolf. Heidelberg 1927, Weißsche Universitäts-Buchhandlung. 63 S.

Die Frauen der Romantik und das soziale Problem. Von Irmgard Tanneberger. Forschungen zur Literatur-, Theater- und Zeitungswissenschaft, herausgegeben von Eugen Wolff, Bd. 4. Oldenburg 1928, Schulzesche Hofbuchdruckerei und Verlagsbuchhandlung Rudolf Schwartz.

Montaigne, Edmund Burke und die französische Revolution, Francis Bacon. Drei Essays. Von Felix Freiherr von Oppenheimer. Wien 1928, Manzsche Verlags- und Universitäts-Buchhandlung.

Mit den zuletzt genannten Büchern hat schon die Gruppe literarischer Porträts begonnen. Auf diesem Gebiet ist Emil Ludwig in den letzten Jahren von ungewöhnlichem Erfolg begünstigt gewesen. Was seinen rein politisch oder weltanschaulich eingestellten Lebens- und Zeitbildern zum Vorwurf gemacht wird, Tendenziösität und schnellfertige Ungeschichtlichkeit, trifft nicht die vier Bildnisse Rembrandts, Beethovens, Webers und Balzacs, die nach eigenem Geständnis aus persönlichen Sympathien entstanden. Ludwig ist hier lediglich, was er ursprünglich sein wollte: Dichter. Mit psychologischem Feingefühl und plastischer Vorstellungskraft verlebendigt er in dramatisch aufgebauten, biographischen Berichten Schicksale, legt er Charaktere dar, macht er den Konflikt des Genies mit der Umwelt sinnfällig in einer Weise, daß er, seiner Popularität zum Trotz, dabei in der Tat keinen Rivalen hat.

Herbert Eulenberg, der seine „Schattenbilder" um einen neuen Band mit 24 Silhouetten von Malern, Musikern und Dichtern vermehrte und sich novellistischer Mittel bedient wie Ludwig der Mittel des Romans, wirkt neben diesem fast belanglos. Zwar gelingt ihm meist, von einer einzelnen charakteristischen Situation aus in die Gegenwart seiner Menschen hineinzuführen und damit ihr Profil zu zeichnen, aber man merkt jetzt allzusehr die Methode eines geübten Routiniers, es bleibt schließlich nichts weiter als das äußerlich

Digitized by Google

Episodische, das zudem gelegentlich noch mit dem Makel der Plattheit behaftet ist (Pascal, Berlioz).
Moriz Scheyer, mit dem Spürsinn eines Publizisten, durchforscht die Weltgeschichte nach aufregenden Sensationen vergangener Zeiten und abenteuerlichen Schicksalen und berichtet darüber in immerhin scharmanten Feuilletons.
Franz Blei tut dasselbe preziöser, eleganter, aber er reflektiert seine Berichte in den Tod der Langeweile; als ob er selber mit der Zeit übersättigt sei von den groben Tatsachen der unaufhörlichen skandalösen oder galanten Geschichten, verschüttet er sie gewissermaßen unter philosophierende Aperçus.
Karl Rötzel erzählt schlicht und schmucklos von Wohltätern der Armen, Kranken, Strafgefangenen und verwahrlosten Kindern, er setzt dreizehn wunderbaren Männern und Frauen der karitativen und humanitären Fürsorge, Helden der Seele, ein würdiges Denkmal.
Die Lebensbilder großer katholischer Frauen von Maria Krusemeyer sind durch eine starke konfessionelle Brille gesehen.
Otto R. Gervais gibt sich alle Mühe, das Liebesleben Friedrichs des Großen heroisierend zu beschönigen, die Ausschweifungen zu entschuldigen und das rohe Verhalten Friedrichs gegenüber seiner Gattin, der Königin Elisabeth Christine, in ein milderes Licht zu setzen. Seine rechte Hand will von der historischen Wahrheit nichts wissen, die seine linke schrieb.
Mit Heinrich Spieros fleißigen und sorgfältigen Studien in dem umfänglichen Werk „Deutsche Köpfe" wird noch einmal die ganze Epoche der deutschen Literatur etwa von der Vormärzzeit bis zum Weltkrieg aufgeweckt. Ein an Erinnerung und Kenntnis reiches Leben der älteren Generation ruft längst vergessene oder schon fast — wie schnell! — vergessene Gestalten wieder vor unsere Augen und unterzieht dabei manches landläufige Fehlurteil einer berechtigten Korrektur (Rudolf Lindau, Sudermann, Frenssen). Eins der lebendigsten Kapitel ist der Paulskirche gewidmet.
Harry Mayne legt in dem Band „Deutsche Dichter" acht Arbeiten vor über Fleming, Haller, Gotthelf, Geibel, Keller, Fontane, Meyer und Wildenbruch. Der göttinger Literarhistoriker erweist sich auch hier wie in seinen großen Monographien als einer jener modernen Literaturgelehrten, die über die Emsigkeit ihrer Forschungen einen schriftstellerischen Ehrgeiz setzen, die nicht in der pedantischen Anhäufung von Belegen und Daten ihre Aufgabe sehen, sondern in dem kritischen Herausformen der Persönlichkeit aus den sie bedingenden Lebens- und Zeitumständen.
Sein heidelberger Kollege Friedrich Gundolf hat aus Vorträgen über die deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts, die vor einem Jahrzehnt gehalten wurden, den Abschnitt über Andreas Gryphius veröffentlicht (der bedeutender war als Grimmelshausen, aber unbekannter blieb). Es ist das Meisterstück einer souveränen, strengen und gerechten Würdigung, der man nur einen weiteren Rahmen gewünscht hätte.
Die Untersuchungen von Irmgard Tanneberger über die soziale Einstellung der Frauen der Romantik behandeln eine interessante Seite des vielseitigen Themas der deutschen Romantik, die ja ganz allgemein eine Emanzipationsbewegung war und politisch zu dem Sturmjahr 1848 führte. Im übrigen ist das Werk die typische Arbeit aus einem germanistischen Seminar mit einem geschwollenen Apparat von überflüssigsten Nachweisen und Anmerkungen.
Felix Freiherr von Oppenheimer beschäftigt sich in einer Schrift mit Montaigne und Bacon, den Begründern des Essays, die aber nicht als solche, sondern lediglich in ihrer historischen Stellung eingehender betrachtet werden, und mit Edmund Burke, wie Bacon ein englischer Staatsmann, der sich als politischer Denker und Gegner der französischen Revolution hervortat. Den drei Studien ist eine Zusammenstellung von Auszügen aus den Reden und Schriften Burkes beigefügt.

5.

Aphorismen

Gedanken für Denkende. Spruchartiges. Von Otto Siedel. Leipzig N 25, Selbstverlag. 17 S.
Das ABC des Lebens. Von Fritz Maul. Darmstadt, Woog-Verlag. 62 S.
Jenseits der Einsamkeit. Aphorismen. Von Hans Ossenbach. Berlin, Weltgeist-Bücher Verlags-Gesellschaft m. b. H. 58 S.
Die Laterne. Betrachtungen und Bemerkungen. Von Wilhelm Neumann. Heidelberg 1928, Merlin-Verlag. 315 S.
Buch der Sprüche und Bedenken. Aphorismen und Fragmente. Von Arthur Schnitzler. Wien 1927, Phaidon-Verlag. 235 S.

Aphorismen sind Essays en miniature, die ökonomischste Kunstform. Das Gewicht, das sonst auf ganze Seiten sich verteilt, krallt sich bei ihnen möglichst in einen einzigen Satz zusammen und muß tatsächlich Krallen haben; darum bedient sich der Aphorismus des Paradoxons. Aphorismen sind Spitzfindigkeiten; wenn sie keine Spitze haben, sind sie verfehlt.
Über die oben angeführten numerierten „Gedanken für Denkende", das „ABC des Lebens", die in Metaphern ausgedrückten Binsenweisheiten „Jenseits der Einsamkeit" und die Definitionen, die sich als „Betrachtungen und Bemerkungen" bezeichnen, geht man am besten schweigend hinweg.
Erst wo zu dem Gedanken ein außergewöhnlicher Charakter hinzutritt, wo Thema und Formulierung durch das Schmelzfeuer eines schöpferischen Hirns hindurchgegangen sind, wird ein Einfall auch als Aphorismus endgültig. Die geschmeidige Dialektik war schon in den Theaterstücken Arthur Schnitzlers nicht das Unwichtigste, in seinem „Buch der Sprüche und Bedenken" hören wir nun die Dialektik in direkter Anrede. Der Dichter, sonst versteckt hinter den Figuren seiner Phantasie, bekennt sich und rechtfertigt sich persönlich. In Sinnsprüchen und kurzen Erörterungen äußert er sich zu Fragen des allgemeinen Menschenlebens, zur Religion, Politik, Literatur und natürlich auch zu Liebesfragen; als Skeptiker, wie es alle klugen Männer sind. Er schreibt selber das Motto vor seinen Zettelkasten: „Tiefsinn hat nie ein Ding erhellt; Klarsinn schaut tiefer in die Welt." Jeder der mehr als 400 Aphorismen ist eine Endsumme, drückt in konzentrierter Kürze überraschende Differenzierungen aus, scharfsichtige Feinheiten eines Lebenskundigen. Eins jener besonderen Bücher, in denen immer wieder Dinge zum erstenmal ausgesprochen werden, die unsere eigene Einsicht vielleicht schon erkannt, aber noch nicht ins faßbare Bewußtsein aufgenommen hatte. Ein Buch statt vieler Bücher, das Kompendium der Erfahrungen eines seiner selbst gewissen Menschen.

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

André Gide

(Zum 60. Geburtstag)

„Nicht des Egoismus, aber des Egotismus kann man Gide beschuldigen. Was er geworden ist, der größte lebende Schriftsteller Frankreichs, ist er aus ewigem Nachdenken über sich, aus unerschöpflicher Analyse immer wachen Erlebens geworden. Man kann seine Methode psychologisch nennen. Seine Erzählungen gehören bestimmt in die Reihe, die der Ahne Stendhal begründet hat. Doch bedeutet auch hier die Klassifizierung bei ihm gar nichts. Gide ist Gide, bleibt Gide, und wird immer nur Gide sein. Er kann keine Schüler haben, weil er nur in seiner ganzen Persönlichkeit Muster sein könnte. Er ist individuell im unglaublichsten Grade. Er sucht seelische Sublimitäten, intellektuelle Nuancen, Eigenheiten der Sinnlichkeit, die ihn isolieren. Er hat niemals die Massenauflagen gekannt und nicht erwartet. Er bewegt sich in Regionen, in denen die Freiheit der Luft sich dem Atem versagt. Man folgt ihm angeregt, gebannt, gefesselt, doch niemals erschüttert. Das Klima Gides ist kühl. Eine eminent überlegene Geistigkeit herrscht durch die Klarheit, durch die diamantene Härte eines klassischen Stils. Gide hat weitschichtige wissenschaftliche Studien zu einzelnen seiner Werke gemacht. Er ist selbst wissenschaftlich eingestellt. Er bekämpfte Barrès' Theorien von der nationalen „Entwurzelung" mit gelehrter botanischer Beweisführung. Aber seine Sprache bleibt wunderbar einfach. Es wäre eine Aufgabe für die Philologen, auszurechnen, mit welch geringem Wortschatz er auskommt. Er braucht kaum mehr als die Umgangssprache. Die kompliziertesten Angelegenheiten seiner komplizierten Persönlichkeiten lösen sich in simplen Gesprächen." Fritz Schotthöfer (Frankfurter Ztg. 870 — 1 M.).

Vgl. auch: Bernard Guillemin (B. T. 551 u. a. O.); Hans Adelbert Freiherr von Maltzahn (Vorw., Unt. 547); H. Sahl (Berl. Börs.-Cour. 543); Eugen Lerch (Münch. N. Nachr. 315 u. a. O.); Otto Zarek (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 272); Emil Lucka (D. A. Z. 540); Hanns Herrland (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 273); Fl. (Königsb. Allg. Ztg. 546); Franz Blei (Prag. Pr. 317); André Gide „Die zehn französischen Romane, die ..." (Köln. Ztg. 639a); K. H. Ruppel (ebenda, Lit. 644a); M. Ch. Nagel (Rhein. Westfäl. Ztg., Kunst 601 u. a. O.); Eva Mertens (Hannov. Kur. 548/49); Klaus Mann (Bund, Bern 547 u. a. O.); Albert Thibaudet (N. Zür. Ztg. 2277); Gl. (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 24); Otto Forst-Battaglia (Germ., Ufer 33 u. a. O.); Elisabeth Darge (Bresl. Ztg. 22, Nov. 29); S. Floch (Dresd. N. N. 270); Kurt Müno (Wirtschafts-Korr. f. Polen, Kattowitz 16. Nov. 29); Erich Kästner (N. Leipz. Ztg., 20. Nov. 29); Ernst Friedrichs (Mannh. Tagebl. Nov. 29 u. a. O.); Hans Walther (Bad. Pr., Umschau 24); S. Melchinger (Stuttg. N. Tagbl. 559); Ludwig Winder (Dt. Ztg., Prag 19. Nov. 29); R. K. Muschler (Münch. Ztg. 319).

*

Der Nobelpreisträger Thomas Mann

„Um irgend jemandem zu dienen, einem Menschen, einem Volk, ist es nötig, daß wir ihn lieben und ihn kennen. Liebe ohne Kenntnis entartet bald, aber die Kenntnis allein bleibt kalt und kann nicht helfen.

Das Beispiel Thomas Manns zeigt, wie Liebe und Kenntnis zusammenwirken.

Hier wird jemand aus einem Menschen, der vorwiegend als Erkennender begann, ein teilnehmender Mensch, ein im Geiste hilfreicher und für sein ganzes Volk wissentlich werbender Schriftsteller.

Er ist sich bewußt, er wird immer gewisser, daß er nicht nur für sich steht, nicht einsam lebt und schreibt, sondern im Sinn einer sehr großen Zahl, die ihrerseits ein Volk in allen seinen Teilen darstellt. Wenn sein Werk in der Welt gerühmt wird, trifft der Ruhm wirklich ein Volk zugleich mit — und soll es auch mittreffen. Darum muß jedes seiner neuen Werke sowohl das Wesen dieses Volkes als auch das Schicksal einer der Stunden dieses Volkes wiedergeben. ‚Buddenbrooks' zeigten erst das heimatliche Bürgerhaus, sein Glück, seine Gefahren. Die ‚Betrachtungen eines Unpolitischen' entstanden schon aus den mitgefühlten Gefahren und dem miterlebten Glück der ganzen Nation in ihren schwersten Tagen. Ein deutsches Lehrbuch der persönlichen Entwicklung aber ist der Roman ‚Der Zauberberg'. Er vor allem kennzeichnet einen langen, verantwortungsvollen Weg, den Weg Thomas Manns vom Bürgersohn, der Erinnerungen an ein Haus in Lübeck schrieb, bis zum Meister, der für sein Volk spricht." Heinrich Mann (B. T. 537).

„Ich leugne nicht, daß es mich beglückt. Was das Gewinnende an meiner Arbeit sein mag — etwas Musikalisches, etwas Sittliches, etwas von beiden — Gott mag es wissen, der es mir gegeben hat. ‚Kein Verständiger kann zergliedern, was den Menschen wohl gefällt', heißt es bei Platen. Auf jeden Fall ist es eine

Digitized by Google

wundervolle, tief dankenswerte Sache, einem großen Kulturvolk, wie dem deutschen, anzugehören, von seiner Sprache getragen zu sehen, sein höchstes Erbgut, wahren und fortentwickeln zu dürfen. Man erfährt von diesem Glück erst spät. Die Jugend ist notwendig individualistisch und nur dies. Erst später lernt man, lernt es auf dem Wege des Erlebnisses, daß Kunstwerke von irgendwelcher Bedeutung sozial empfangen werden, empfangen in beiderlei Sinn, dem der Konzeption und der Rezeption. Man glaubt nur sich zu geben, nur von sich zu reden, und siehe, aus tiefer Gebundenheit und unbewußter Gemeinschaft gab man Überpersönliches. Es gibt ein Wiedererkennen von Vertrautem, von Zügen der Echtheit, des national Überlieferten und Gemeinschaftlichen, und eben dies Überpersönliche, wodurch das Werk von vornherein heimlich bestimmt war, ist das Beste. Es macht die Begegnung zwischen dem Dichter und dem geistigen Volk erst möglich, und es ist das, was uns ermutigt, Ehrungen überhaupt auch nur anzunehmen." Thomas Mann (Rhein.-Westf. Ztg. 584).

Vgl.: D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg. 624a); Arthur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 314); Glinski (Kreuz-Ztg. 361); Erich Jenisch (Königsb. Allg. Ztg. 534); Dr. L. (Köln. Volksztg. 813, ebenda 805: Thomas Mann: Über den Erfolg des Künstlers); Elisabeth Darge (Die Stadt der Buddenbrooks — Bern, Bund 537); Erna Freymuth-Schäfer (Königsb. Hart. Ztg. 554).

*

Heinrich Lilienfein

(Zum 50. Geburtstag)

„1904 bringt Paul Lindau das in den religiösen Gegensätzen den menschlichen Kern suchende Stück ‚Maria Friedhammer' auf die Bretter des Deutschen Theaters. Es wird ein voller Erfolg, den die Provinz bestätigt: ein neuer Dramatiker ist der deutschen Bühne erwachsen! Seitdem folgt Schauspiel auf Schauspiel — es sind im ganzen schon an die zwanzig. Mit historischen und sagenhaften Stoffen aus den verschiedensten Epochen und Kulturkreisen wechseln moderne, zeitgeschichtliche, an Einzelfälle aus dem Wirklichkeitsleben anknüpfende. Sie sind alle auf die Bühne gekommen, mit ungleichem Erfolg, wie bei solcher Fruchtbarkeit nicht anders zu erwarten. Lilienfein weiß sehr wohl dem Theater zu geben, was dem Theater gebührt; aber seine Hochachtung vor der echten Dichtkunst verwehrt ihm, sich auf das Artistische oder Sensationelle einzulassen. Daher mag es kommen, daß sich kein Saisonschlager unter seinen Dramen befindet.

Immer hat es Lilienfein verstanden, mit seinem Zeitalter Schritt zu halten. Aber es war ihm von jeher ein ebenso großes Anliegen, daß der Zusammenhang mit der großen Vergangenheit unserer Literatur aufrechterhalten bleibe. Wie den Jahren so auch dem ästhetischen Bekenntnis nach steht er zwischen Alt und Jung. Eben seine unbefangene Parteilosigkeit befähigt ihn in besonderem Maße dazu, des verantwortungsreichen Amtes zu walten, das dem heil aus dem Weltkrieg Heimgekehrten zugefallen ist. Als Generalsekretär der Deutschen Schiller-Stiftung in Weimar, jener altbewährten Wohlfahrtseinrichtung für notleidende Dichter und deren Hinterbliebene, ist er rastlos bemüht, ins Unermeßliche gesteigerter Bedrängnis abzuhelfen." R. Krauß (B. T. 544).

Vgl.: Georg Witkowski (Leipz. N. Nachr. 324); Max Dreyer (Tag 277); J. Landau (Berl. Börs.-Cour. 541); Hanns Martin Elster (Münch. N. Nachr. 316 u. a. O.); H—r (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 271); Rudolf Germann (Köln. Ztg., Lit. 630); Heinrich Lilienfein (Biographische Selbstschau — Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 594); Walter Bähr (Geraer Ztg., Bücherfreund 16 u. a. O.); H. M. (Württ. Ztg. 273); Ernst Ege (Schwäb. Merkur 546); Kurt Bock (Württ. Ztg. 274); Paul Wittko (Hamb. Corr. 543); Otto v. Moser (Schwäb. Merkur 552).

*

Helene Böhlau

(Zum 70. Geburtstag)

„Helene Böhlaus erster Novellenband: ‚Salin Kaliske' brachte ganz Weimar in Verwunderung und Entsetzen. Schon dieser Anfänger trug den Stempel einer Begabung, die aus groteskem Humor und tiefem Gefühl glücklich gemischt war. Die Stoffe waren so originell wie ihre Darstellung. Als ich gegen einen jungen Mann meine unverhohlene Bewunderung über das Buch äußerte, bekam ich die Antwort: ‚Eine Dame, in deren Büchern das Wort ‚Kerl' vorkommt, ist für mich gerichtet.' Das war damals zu Anfang der achtziger Jahre in Weimar.

Helene Böhlau entfloh dieser Atmosphäre bald, ihr Schicksal führte sie zunächst nach Berlin, dann nach Konstantinopel. Übrigens hat sie Weimar nie in sich überwunden: die enge Spießigkeit, die in den alten Häuschen hockte, bildete all die wunderlichen Käuze, die sie mit so viel guter Laune zu schildern weiß — die Ratsmädel, ihr erster großer Publikumserfolg, nahmen ihren Zauber aus der Jugend ihrer Großmutter, einer entzückenden alten Frau, die ihr sonniges, blumendurchduftetes Mansardenstübchen über dem Gärtchen auf der alten Stadtmauer hatte und über dem patrizisch-behaglichen Heim des Hofbuchhändlers Hermann Böhlau, in dem das Kind mit seinen Schwestern aufgewachsen

Digitized by Google

war. Die Liebe zur romantischen Idylle trug Helene in ihr späteres größeres Leben mit hinüber. Siebzig Jahre hat Frau Al Raschid erlebt, aber wie leuchtet ihr letztes Buch in Jugendfülle und Jugendleidenschaft! Immer reicher wird die Welt von Gestalten barocker und reizender Prägung, die aus der Phantasie der Dichterin sich formen." Gabriele Reuter (Münch. N. Nachr. 317 u. a. O.).

Vgl.: Frieda Radel (Hambg. Fremdenbl. 323); Arthur Eloesser (Voss. Ztg. 549); Hugo Bieber (Berl. Börs.-Cour. 542); Helene Glaue (Münch. -Augsb. Abendztg., Frauen-Ztg. 46 u. a. O.); H. F. (Magdeb. Ztg., Frau 637); Ilse Reicke (Hannov. Kur., Frau 543 u. a. O.); Käthe Miethe (N. Bad. Landesztg., Frau 590); Frigga Brockdorff-Roder (Deutsche Tagesztg. 553); Beda Prilipp (Tag 279); Hermann Arno (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 273); Hanns Martin Elster (Königsb. Allg. Ztg. 547); Will Scheller (Kreuz-Ztg. 368); R. Buchwald-Jena (Ostpreuß. Ztg. 274); Frida Spandow (Flensb. Nachr. 273); K. Sch. (National-Ztg. Basel 542); Siegmund Bing (Frankf. Ztg, Lit. Bl. 45); Ernst Hermann (Pfälz. Rundsch. 24. Nov. 29); Walther Allerhand (Tageblatt, Brünn 540); (N. Nachr. Lauban 274).

*

Jeremias Gotthelf

(Zum 75. Todestag)

„Gotthelfs literarisches Schicksal ist nicht ohne Ironie. Er schrieb für die Bauernstuben seiner schweizerischen Heimat und fand den größeren Anklang in den berliner Salons. Es war ihm nur um aktuelle volkserzieherische Einwirkung auf seine Zeit zu tun, und heute stehen seine Werke im zeitentrückten Dauerbesitz der deutschen Dichtung. Seine Schätzung unterlag starken Schwankungen, sie war nie so unbestritten wie heute. Einer noch stärkeren Verbreiterung seines Leserkreises steht nur der starke mundartliche Einschlag seiner Sprache im Wege. Was aber in den letzten Jahrhunderten so wenigen zu vereinigen gelang, das war ihm beschieden: sein Werk ist zugleich den anspruchsvollsten und den einfachsten Lesern gemäß, es ist nicht schlicht auf Kosten der Tiefe, nicht tief auf Kosten der Schlichtheit.

Gesundheit, Kraft und Einheit sind die bestimmenden Züge seiner Persönlichkeit. Züge, die bei einem Dichter in neuerer Zeit besonders selten sind. Bei ihm erscheinen sie zur Monumentalität gesteigert. Keine Risse, keine Widersprüche, keine Problematik. Keine Romantik, nichts Literarisches, nichts Genialisches. Und fast wäre man versucht zu sagen: im Leben des Pfarrers von Lützelflüh gab es auch keine Poesie. Er ging nicht auf Dichtung aus; sie war eine Frucht, die ihm in den Schoß fiel. Ähnlich wie Tolstoj, war er ein Künstler wider Willen. ... Erkenntnis und Naivität liegen in ihm ohne Bruch, ja innig verbunden nebeneinander. Goethes Wort über J. P. Hebel: Ihm habe sich das Universum anmutig verbauert, möchte man auf Gotthelf mit der Variation anwenden, das Universum habe sich ihm großartig verbauert.

Ein intuitives Wissen um den Menschen, ein visionäres Schauen von Gestalten und Situationen ist der weiter nicht zu erklärende, schöpferische Urgrund Gotthelfs. Erfahrung und Erfindung sind bei ihm nicht zu scheiden. Er hatte es nicht nötig, nach Art der intellektuellen Naturalisten vom Jahrhundertende Beobachtungen systematisch zusammenzutragen und mosaikartig zum Bilde zu fügen. Seine Welt und seine Gestalten holt er als Ganzes und Unteilbares, trotz aller Einzelzüge, fertig aus sich heraus.

Mit Recht aber gilt er vermöge seiner, die Lebenswirklichkeit mächtig anpackenden und ins Wort zwingenden Gestaltungskraft, doch als der erste große deutsche Naturalist seines Jahrhunderts, nicht ein theoretischer, bewußter, grundsätzlicher, sondern ein intuitiv-naiver Naturalist, und nicht einer, der die Natur nachahmt, sondern — um jenen feinen und wichtigeren Unterschied, den Jean Paul macht, auf ihn anzuwenden —: einer, welcher der Natur nachahmt." Robert Faesi (Tag, Unt. 252).

Vgl.: Paul Fechter (D. A. Z. 488) und Erwin H. Rainalter (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 247 u. a. O.).

*

Zur deutschen Literatur

„Der unbekannte Sturz." (Helferich Peter). Zu seinem 150. Todestag. Von William Freiherr von Schröder (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 621).

„Ist Schiller noch lebendig?" Zum 170. Geburtstag. Von Thomas Mann (Königsb. Allg. Ztg. 526).

„Schiller." Von Richard von Schaukal (Deutsche Ztg., Kultur 265 u. a. O.).

„Über die Lyrik Schillers." Von Ernst Lissauer (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 264 u. a. O.).

„Schiller und die deutsche Jugend." Von Karl Bornhausen (Schles. Ztg., Unt.-Bl. 574).

„Zacharias Werners Weg zum religiösen Drama." Von Oskar Walzel (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 22).

„Zacharias Werner und Frau von Staël." Von Hans Günther (Königsb. Hart. Ztg., Ostpreußen-Bl. 505).

„Heinrich von Kleists geistige Gestalt." Von Paul Kluckhohn (Hannov. Kur. 514/15).

„Heine und Düsseldorf." Von Ernst Elster (Köln. Ztg. 602).

„E. T. A. Hoffmann. Wie ihn Willibald Alexis erlebte". Von Felix Hasselberg (Königsb. Allg. Ztg. 526).

„Görres' Erfolge als junger Gelehrter." Von Robert Stein (Germ., Ufer 31).

„Die Erschießung Kaiser Maximilians. Ein unbekannter Aufsatz von Adalbert Stifter." Mitgeteilt von Käthe Braun-Prager (D. A. Z. 512).

Digitized by Google

„Ein wunderlicher Poet [Christian Wagner]." Von Eugen Aellen (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 42).

„Schulpforta und Nietzsche." Von Oskar Kreuzer (Bamberg. Tagbl., Hohe Warte 13–16).

„Bekenntnis zu Paul Scheerbart." Von Hellmuth Draws-Tychsen (Deutsche Ztg., Kultur 262a).

„Briefe von Rainer Maria Rilke." Von Anton Schnack (Neue Bad. Landesztg. 563).

„Der Gottsucher Rainer Maria Rilke." Von Wilhelm Lübnitz (Deutsche Ztg. 247a).

„Der junge Hofmannsthal." Erinnerungen. Von Alfred Gold (Berl. Börs.-Cour. 503).

„Begegnungen mit Hofmannsthal." Von Richard Billinger (Münch. N. Nachr. 296).

„Erinnerung an Hugo von Hofmannsthal." Von Rudolf Kaßner (Frankf. Ztg. 783 – 1 M.):

„Ich habe ihn fast ein Menschenalter lang gekannt und durch viele Jahre hindurch oft gesehen. In der Zeit vor dem Kriege häufiger als während des Krieges, da ich den größten Teil des Jahres in Bayern verlebte, oder nach ihm. Als ich 1902 das erstemal nach Rodaun kam, und zwar mit Hermann von Keyserling, der mich bei ihm einführte, war er aus dem Zaubergarten seiner unvergleichlichen Jugendjahre bereits herausgetreten. Dem ich begegnet bin, das war nicht mehr der ‚Prinz', der ‚verschwendende Erbe' usw. worauf ich durch zahlreiche Artikel in Revuen und Zeitungen, wohl auch durch solche aus der Lektüre seiner Gedichte und Aufsätze genährte Vorstellungen vorbereitet worden war, sondern etwas ganz anderes, das mich begreiflicherweise im ersten Anprall befremden mußte: ein sehr nervöser, hastender, oft mit Mühe sich beherrschender, mit der Stimme leicht überschlagender Mensch, der einen schon verstanden zu haben schien, bevor man den Satz zu Ende gesprochen hatte und nicht so sehr den Widerspruch wie eine Unterbrechung durch diesen lieber vermied als herausforderte. Und der dann im gegebenen Augenblick oft abbrach, müde, und den, zu dem er redete, ansah mit einem Blick, darin Angst lag. In seinem Gesicht war nebenbei wie in dem R. M. Rilkes dieselbe Spannung zwischen dem Auge und einem sehr sinnlichen Mund. Nur war das hellblaue Auge Rilkes das eines staunenden Knaben und dessen enormer Mund der einer Maske, als hätten andere, Vorfahren ohne Phantasie, damit an den Quellen der sinnlichen Freude geschlürft und getrunken und nicht er, der letzte und unsterbliche Knabe und Dichter.
Diese Angst im Auge Hofmannsthals war dann immer ganz plötzlich da. Oft nach Ausbrüchen großer Heiterkeit. Ich bin, meine ich, im Leben keinem begegnet, dessen Gespräch witziger gewesen wäre. Sein Gesicht erschien zuweilen von Ausbrüchen des Humors, der guten Laune wie überschwemmt, wovon nur ein verhältnismäßig geringer Teil in seine Komödien übergeflossen ist."

„Silvio di Casanova zum Gedächtnis." Von Hermann Binder (Stuttg. N. Tagbl. 503).

„Rudolf Utzinger." Von Hermann Hiltbrunner (N. Zür. Ztg. 2149).

„Hermann Ungar." Von Bernard Guillemin (Magdeb. Ztg. 610).

„Ein Dichter bietet sein Werk an." [Zu Hermann Ungars Tod.] Von Anton Kuh (B. T. 511).

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Ein Preisgekrönter" [O. W. Eisek]. Von Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 501):

„Er ist ein Statiker als Erzähler, also einer, der das Seiende, Eindeutige, Stehende lieber und besser darstellt als das Bewegte, sich Wandelnde, Zweideutige, sich Entwickelnde. Einer, der mit größerem Genuß eine Landschaft, einen Körper schildert, als eine seelische Gegeneinanderwelt, ein aus Chaoswirbel rein aufschließendes Willenskristall, eine Seele und eine Tat."

„Paul Ernsts Jugend." Von Curt Hotzel (Deutsche Tageszeitung 528).

„Marthe Renate Fischer." Von Walter Bähr (Geraer Ztg., Lese 15).

„Natur und Gott." (Etwas über Paula Grogger.) Von Chr. Friedr. Schleichert (Magdeb. Tagesztg., Unt. 243).

„Bekenntnis zu Kolbenheyer." Von Conrad Wandrey (Geraer Ztg., Lese 14).

„Den Nobelpreis Ricarda Huch!" Von Rudolf Paulsen (Deutsche Ztg. 256a).

„Dichter aus Franken" [Albert Otto Rust]. Von Wilhelm Kunze (Nürnb. Ztg., Luginsland 44).

„Fritz Reck-Malleczewen." Von Walther Zierfch (Münch. N. Nachr. 308).

„Eduard Reinacher, Träger des Kleistpreises." Von Wilhelm Schäfer (Stuttg. N. Tagbl. 518):

„Sein Name wird sich nun wohl endlich der deutschen Gegenwart einprägen als der eines Dichters, dem die Sprache eigentümlicher als sonst einem unter den Jüngeren zur Verfügung steht. Man kann nicht fünf Zeilen von ihm lesen, ohne eine leibhaftige Freude zu haben, wie da ein saftiges Wort aus der Mundart heraufkommt, und auf einmal das an sich hat, was es eben in der Dialektdichterei verliert, nämlich Herkunft."

„Eduard Reinacher." Von Jochen Klepper (Schles. Ztg., Unt. 551).

„Robert Neumann." Von Rudolf Brandes (Schlesw. Nachr., Nordmark 264).

„Bericht über mich selbst." Von Robert Neumann (ebenda).

„Der Aufbruch der Nation" [Franz Schauwecker]. Von Ernst Jürger (Münch. N. Nachr. 292):

„Es ist das persönliche Glück und Unglück Albrechts, des Helden dieses Romans, mit der Natur und den Bedürfnissen eines Künstlers geboren zu sein. So steht er zu der unerbittlichen Landschaft des Krieges in einem ähnlichen Konflikt wie der ‚Soldat Suhren'. Aber während Von der Bring, der Autor des ‚Soldaten Suhren', sich individualistisch entscheidet und seinem Roman ungefähr die Form einer Anklage wegen Freiheitsberaubung verleiht, erkennt Schauwecker das unbedingte Vorrecht der überpersönlichen Bindungen an, mit denen er die persönlichen Konflikte, ohne sie zu übersehen oder zu leugnen, überwölbt."

„Friedrich Schnack." Von Paul Kämpchen (Köln. Volksztg., Lit. Umsch. 20).

„Werk und Weg der schleswig-holsteinischen Dichterin Helene Voigt-Diederichs." Von Heinrich Jacobi (Schles. Nachr., Nordmark 258).

„Ina Seidel." Von Else Schmücker (Essener Volksztg.).

„Bei Hermann Claudius, dem Urenkel des Wandsbecker Boten." Von Bernd Borg (Schlesw. Nachr., Nordmark 246).

„Helene Stöcker." Zum 60. Geburtstag. Von Mathilde Vaerting (Voss. Ztg., Unt. 266).

„Oskar Walzel." Zum 65. Geburtstag. Von Alexander Baldus (Deutsche Reichsztg., Bonn, 233).

*

„Gesellschaft der Menschenrechte." Franz Theodor Csokor zu seinem Stück. (Münch. N. Nachr. 295.)

Digitized by Google

„Der Lyriker Hermann Hesse." Von R. Krauß (Württbg. Ztg., Schwabensp. 44).

„E. G. Kolbenheyer als Lyriker." Von H. Binder (Bes. Beil. des Staatsanz. für Württbg. 10).

„Das Herz des Wortes" [Konrad Weiß]. Von Roman Woerner (Münch. N. Nachr. 287).

„Land der Vulkane" (Hans Friedrich Blucks neuer Überseeroman). Von Christian Jenssen (D. A. Z., Unt. 480).

„Ein neuer Roman Alfred Döblins" („Berlin Alexanderplatz"). Von H. A. Wyß (N. Zür. Ztg. 2162):

„Zum ersten Mal ist die Gedankenmontage, dieser merkwürdige Prozeß, der in jedem zu jeder Minute geschieht und den Joyce begründet hat, zwingend durchgeführt. Aber, bei Joyce ein zerrissenes, wüstes Feld des Innern, Sektionsbefunde des lebendig Zerschnittenen bis zur pathologischen Lust, bei Döblin aber Feld und Befund in seinen natürlichen, unverzerrten Zusammenhängen gelassen. Aller Naturalismus, der in Gesprächen und Ortsschilderungen scheinbar überwiegt, bedeutet nur Schale und Hülle, unter der die den Tatsächlichkeiten zugrunde liegende, geheimnisvolle Lebenskraft hervorbricht. Der ‚Alex' wird eine kleine Drehscheibe voller Gewimmel, mit komischen, oft gemeinen Figuren. Man kann sie jedoch nicht einfach aburteilen, das Leben ist einmal so. Der Mensch ist ein Dickhäuter, der vom Schicksal geschlagen und geklopft werden muß, um hellhörig gemacht zu werden. Und dieser — wenn man so sagen will — metaphysische Prozeß gibt Döblins Buch die Linie. Dieser, einer groben und gemeinen Wirklichkeit eingewobene Sinn, läßt eine Strahlung von dem Buch ausgehen."

„Magie über dem Alexanderplatz" (Alfred Döblins neuer Roman). Von Bruno E. Werner (D. A. Z. 496).

„Alfred Döblin: Berlin Alexanderplatz." Von H. Br. (Tag, Unt. 264).

„Wettlauf um Byron." (Zu Edschmids Roman und Brods Drama.) Von Wilhelm Westecker (Berl. Börs.-Ztg. Kunst 263).

„Von Erde genommen ..." (Das dichterische Werk Friedrich Griefes.) Von Johannes Günther (Tag, Unt. 256).

„Ein Roman aus der Zeit August des Starken" [Enrica von Handel-Mazzetti]. Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 2065).

„Robert Hohlbauns biographische Novellen." Von Arthur Fischer-Colbrie (Hamb. Fremdenbl., Lit. 283).

„Ein Roman Meinrad Lienerts" („Der doppelte Matthias und seine Töchter"). Von M. G. (N. Zür. Ztg. 2137).

„Teufel Morphium" [Fritz Lion]. Von W. Schweisheimer (Münch. N. Nachr. 290).

„Ein großer deutscher Roman" [„Das ländliche Jahr" von Karl Benno von Mechow]. Von Glinski (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 22):

„Mechows ‚Ländliches Jahr' ist keinesfalls ein Bauernroman der üblichen Prägung, geschweige denn gar ein Landschafts- oder Heimatroman. Es ist so, als ob das, was einer ganzen und nicht kleinen, noch geringen Anzahl deutscher Dichter — von Jeremias Gotthelf über Polenz bis zu Löns und Thoma — als schließliches Ziel vorgeschwebt haben mag, hier von einem debütierenden Neuling mit dem ersten Schlage erreicht worden ist: die lebensvolle, literarische und dichterische Gestaltung des erdverwurzelten, schollengebundenen Daseins, in seiner gesetzmäßigen Totalität, nicht als abgesplittertes Einzelschicksal."

„Walter von Molos ‚Scheidung'." Von Christian Jenssen (Düsseldorf, Stadt-Anz., Büchertisch):

„Es wäre zu billig, das Wort ‚Zeitdokument' auf Molos Buch anzuwenden. Aber ein Liebesdokument ist ‚Die Scheidung', Bekenntnis eines Menschen, der tief erfahren hat, daß die Zeit böse ist, solange sie nicht in der Verantwortung der Seele als Ewigkeit erlebt wird. Und es ist zum Schluß, als ob der Dichter sie, die er nach vorn gezerrt und notwendig ein wenig verzerrt hatte, demütig in die Unendlichkeit wieder einbette."

„Rechts gleich links?" (Ein neuer Roman von Joseph Roth.) Von Erich Kuttner (Vorw., Unt. 497).

„Albrecht Schaeffers ‚Kaiser Konstantin'." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 2065):

„Das Licht beglänzt die edle Prosa Schaeffers, aber in die Seelenmitte des Mythos oder der Legende werden wir nicht hineingerissen. Die Schönheit der Legende bestrickt den Erzähler. Mythen aber reden aus tiefster Versunkenheit. — Im übrigen sei gesagt, daß Schaeffer seit C. F. Meyer wohl der erste ist, der wieder die psychologische Rednerei vermeidend, die Fabel der Schönheit des geistreichen Wortes zurückgibt, und dies nicht nur in Augenblicken, sondern durchhaltend. Jedes Wort, das der Kaiser spricht, ist gezählt und gewogen; jeder Dialog in diesem Roman geistig und doch sinnlich eindrücklich. Schaeffers Werk will nicht historischer Roman sein. Ist es auch nicht nach überkommenem Begriff. Hier mündet ein Roman in die reine und hohe Form der Dichtung."

„Der Weg nach Ilok." (Der neue Roman von Wilhelm von Scholz.) Von Peter Hamecher (D. A. Z., Unt. 528):

„Scholz bannt das Seelenerlebnis des Kapistran, seine Erlösung aus der dogmatischen Erstarrung zur Gottschau, vollkommen in die Wirklichkeit, in die epische Sichtbarkeit. In breiten, großgefügten Sätzen schildert er Leben der Zeit in szenischen Bildern von außerordentlicher plastischer Kraft und läßt Menschen vielfältig und lebendig erscheinen. Das Werk ist wie aus festestem Gestein gefügt, form- und gestaltenreich, ein gotisches Bauwerk. Mächtig ist der Gesamtaufriß; aber man tritt auch gern vor die Einzelheiten und freut sich ihrer. Innen aber brennt, den Stoff verzehrend, mit weißer Flamme das mystische Gotteslicht. Alles ist hier fest und wird doch merkwürdig schwebend. Es ist ein bedeutendes Werk, das Scholz hier geschaffen hat, voll der Kraft einer Wirkung, die nicht im Tage endet."

„Menschen nach dem Kriege" [Hans Sochaczewer]. Von Arnold Zweig (B. T. 512):

„Hans Sochaczewer? Gestalter von Frauen, ein kluger Mann, Schriftsteller in kristallklarem, ein bißchen selbstverliebtem, darum doch tiefmusikalischem Deutsch, ein Meister in zarten, verschwimmenden Tönen und im Atmosphärischen um Menschen. Er wird sich schon durchbeißen. Dann werden Sie den Dichter Hans Sochaczewer zu den kraftvollen Dichtern zählen müssen."

„Wassermanns Christoph Columbus." Von D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. 590a):

„Es wird ohne weiteres verständlich, was Wassermann an dem grandiosen Stoff gereizt hat. Nicht nur das Ungewöhnliche, vor allem das Mysteriöse dieser fast unerklärbaren Menschennatur. ‚Die meisten Dramen der Geschichte nehmen sich nur von ferne lapidar aus, in der Nähe bestehen sie aus minutiösen und schwer entzifferbaren Runen.' Wassermann hat versucht, die Runen in der Seele eines dämonisch Unrastigen, dessen Bildnis vielgestaltig und verzerrt in der Geschichte steht, zu lesen, und eine neue Deutung ans Licht gehoben. Columbus entdeckte visionär eine neue Welt; Wassermann entdeckte aus dichterischer Vision ein neues und vielleicht zutreffendes Bild des Entdeckers."

„Ein Roman von Schuld und Sühne [‚Feuerprobe' von Ernst Weiß]." Von Wolfgang Weyrauch (Frankf. Ztg., Lit. 43).

Digitized by Google

Barbara, der neue Roman Franz Werfels." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 2112):

„Der Reichtum Franz Werfels ist Verschwendung. Ein epischer Raum löscht den anderen aus. Eine Figur überholt die andere. Ein glänzend gesehenes Bild, das andere, es sei nur an das ergreifende von den sterbenden Pferden erinnert. Und doch, Werfel dekomponiert durch dieses monströse Zusammenraffen, das doch nicht in einer Synthese sich bindet. Sein Roman gehöre der Weltliteratur an, versichern uns österreichische Kritiker. ‚Barbara' selber ist wohl schüchterner und weiß, daß ihr eine Grenze gesetzt ist; denn im Grunde ist von diesem Roman zuviel verlangt; er soll das Schicksal Österreichs in den Tafeln des Gedächtnisses erhalten. Ich fürchte, die Schrift wird verwittern, aber die fromme Melodie Barbaras tönt noch lange im Ätherraum. — Achtzig von achthundert Seiten bleiben. Von einem Romankoloß eine Legende, von einer Legende ein Zauberklang. Wäre das wenig?"

„Franz Werfels ‚Barbara'." Von Kasimir Edschmid (Frankf. Ztg., Lit. 44):

„Franz Werfel: Barbara oder die Frömmigkeit." Von Joseph Chapiro (B. T. 528).

„Franz Werfels Gerichtstag." Von o. p. (Prag. Presse 286).

„Franz Werfels neuer Roman." Von Hans Teßmer (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 265).

*

„Huttens Kampf um die Würde der Nation." (Über Otto Flakes ‚Ulrich von Hutten'.) Von Wilhelm Westecker. (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 253.)

„Ein Beitrag zur nordischen Renaissance" (O. E. Hesses Blunck-Biographie). Von Christian Jenssen (Hamb. Fremdenbl., Lit. 297).

„Kisch entdeckt Amerika." Von C. Z. Klötzel (B. T. 528).

„Der Schattenkönig" [Hans Roger Madol]. Von Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wiss. 43).

„Josef Nadler." Von Rudolf Borchardt (N. Zür. Ztg. 2168 u. 2148).

„Goethe wird analysiert" [Felix A. Theilhaber]. Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 46):

„Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Es wird schon von dem jungen Goethe behauptet, daß er nicht habe jubeln können, daß seine Komplexe und Verlagerungen ihn ein volles sinnliches, jugendliches Empfinden nicht ausströmen ließen. Der Dr. Theilhaber zieht den ‚laut beglückten Liebesgesang eines Scheffel' vor. — Wie herrlich leuchtet mir die Natur!! Es kann nur angenommen werden, daß dem Patienten Goethe auf dem Sofa gerade dieses Lied nicht eingefallen ist, das er rein aus Frühling, Liebe, Sonne, Jugendmut gemacht hat. Was aber machen wir mit diesem Analytiker? Wenn es in diesen Dingen ein Gericht gäbe, würde es nicht anders erkennen dürfen, als daß der Angeklagte nach Einziehung seiner mißbrauchten Goethe-Ausgabe zu zehn Jahren Trompeter von Säckingen verurteilt wird."

„Der europäische Geist" [Leopold Ziegler]. Von Schweizer. (Karlsr. Ztg., Wiss. 256.)

„Der Mann ohne Gewissen." (Zu Stefan Zweigs Fouché-Biographie.) Von Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 257).

„Ein ‚Vorläufer' von Karl Marx." (Auseinandersetzungen mit Stefan Zweig.) Von Hermann Wendel (Vorw., Abend 246).

*

Zur ausländischen Literatur

„Galsworthy und die Liquidation des deutschen Eigentums." Von Ernst Keetmann (D. A. Z. 526).

„Byroniana." Von Stefan Zweig (Frankf. Ztg., Lit. 602).

„Die Weltgeschichte von H. G. Wells." Von Christian Jenssen (Hamb. Fremdenbl. 304).

„Poes geheimnisvoller Tod." (Köln. Ztg. 583a.)

„Die Abenteuer des Edgar Allan Poe." Von Albert Ehrenstein (B. T. 508):

„Überlegt band er sich zu Beginn seiner literarischen Laufbahn an ein Kind, mit dem zumindest noch längere Zeit nach der Ehe körperlicher Verkehr ausgeschlossen schien. Wohl konnte Poe nicht gewußt haben, daß Virginia stets krank sein würde, aber — er war ein hellsichtiger Ahner! Es muß die Geschlechtslosigkeit ihrer Schönheit gewesen sein, die ihn besonders faszinierte. In Frau Clemm, die er Mutter nannte, liebte er die Mutter, die er brauchte und deren Schatten er mit Liebe verfolgte; in Virginia hatte er vor sich den bleichsüchtigen Engel, der durch all seine Träume schwindet. Beide waren gespenstische Schutzgeister, deren Unwirklichkeit eine Vereinigung, die er nicht vollführen konnte, unnötig erscheinen ließ. Virginia blieb die einzige Frau, die Poe liebte. Sie war sein letzter Halt; als sie Ende Januar 1847 starb, brach er zusammen.
Vergebens folgte ihrem Tod eine groteske Rekordserie von vierzehn Liebeleien: sentimental verhaltener, imaginärer Verhältnisse, welche der endgültigen Katastrophe vorausgingen und sie beschleunigten. Edgar Allan zögerte längst nicht mehr, Frauen, die von seiner interessanten Lord-Byron-Persönlichkeit oder Maske geblendet waren, Geld abzunehmen. Vor dem geistreich-tiefsinnigen Poe-Essay des Vincent O'Sullivan gab man sich zufrieden, derartige Geldliebesbriefe Edgar Allans ‚als abscheuliche Verbrechen gegen den guten Geschmack zu brandmarken'.
Zielbewußt mögen seine ‚schönen' Geldliebesbriefe gewesen sein. Aber — kein Mensch ist so oft gestorben wie Edgar Allan Poe. Im Elend wanderte er durch alle Todesarten. Im 40. Lebensjahr endlich wollte er es besser haben. Er wollte leben. Zum erstenmal. Doch sein Sinn für makellose Reinheit konterkarierte ihm den Wunsch- und Albtraum einer Geldehe. Hielt er so seiner toten Frau und sich die Treue?"

„Der Theaterdichter Eugene O'Neill." Von Elisabeth Loos (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 258).

„Der Doktor Doolittle (Hugh Lofting)." Von j. h. (Arb.-Ztg., Wien, 313).

*

„Pascal." Von Hans Siemsen (Frankf. Ztg., Lit. 42).

„Verlaines Tod." Aus dem Tagebuch von Maurice Barrès (B. T. 516).

„Besuch bei Anatole France." Von Fürstin Marthe Bibesco (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 259).

„Bergson und Guyau." Von Paul Feldkeller (Stuttg. N. Tagbl. 509).

„Über Marcel Proust." Von Fritz Lehner (Der Tag, Wien, 2401).

„Die Colette in Berlin." Von Hanns Herrland (Berl. Börs.-Ztg. 496).

„Interview mit der Colette." Von Annie Jacker (Hamb. Fremdenbl. 303).

*

„In der Heimat Boccaccios." Von Walter Dahms (Rhein.-Westf. Ztg. 570).

*

„Die Theologie von Georges Bernanos." Von Josef Froberger (Köln. Volksztg. 773).

*

Digitized by Google

„Glück, Eintracht, Friede." Ein Besuch bei Felix Timmermans. Von Fr. M. Huebner (Münch. N. Nachr. 287).
„Aus meinem Leben." Von Felix Timmermans (Köln. Volksztg. 799).

*

Allgemeines

„Junge niederrheinische Dichtung." Von Otto Baumgard (Deutsche Tagesztg., Lit. Umsch. 522).
„Deutsche Dichtung der Gegenwart." Von Alfred Biese (General-Anz. Stettin, Buch 311).
„Eine deutsche Literaturgeschichte (E. Engel)." P. J. Cremers (Rhein.-Westf. Ztg. 550).
„Das Problem des zeitgenössischen Romans." Krise des Bürgertums. Von Alfred Kantorowicz (N. Bad. Landesztg., Kunst 557).
„Ausländerei in der deutschen Literatur." Von E. von Kapherr (General-Anz. Stettin, Buch 297).
„Die geistige Gegenwart der Antike." Von Werner Jaeger (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 43).
„Das politische Theater. Bürgerliches Begräbnis eines Revolutionärs." Von Junghans (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 22).
„Rosenkreuz oder der Mythos des Barock." Von C. F. Hartlaub (Frankf. Ztg., Lit. 43).
„Hallo-Dichterakademie!" Ein Vorschlag zur Arbeit. Von Albrecht von Heinemann (Deutsche Ztg. 252a).
„Geist der deutschen Dichtung 1830—1880." Von Hanns Herrland (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 252).
„Kunstkritik und Weltkritik." Von Julius Levin (D. A. Z., Unt.-Bl. 520).
„Deutschland und der Nobelpreis für Literatur." Von Lt. (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 566).
„Das Stelldichein der Dilettanten." Von Hans Natonek (Bad. Pr., Lit. Umsch. 22).
„Wirklichkeit und dichterische Vision." Von Rudolf Paulsen (Stuttg. N. Tagbl. 525).
„Die Rettung des Dramas." Von Jules Romains (Magdeburg. Ztg. 23. Okt. 1929).
„Der Gedanke einer deutschen Dichterakademie und die Sektion für Dichtkunst an der preußischen Akademie der Künste." Von Wilhelm Schäfer (Frankf. Ztg. — 805 A.).
„Tierdichtung." Von Herbert Scheffler (Bund, Bern, Kl. Bund 49).
„Der Kleist-Preis." Von Wilhelm von Scholz (B. T. 503).
„Gesammelte Werke." Von Heino Schwarz (Düss. Nachr., Bücherschrank 41).

Echo der Zeitschriften

Die Neue Rundschau. XXXX, 11. (Berlin und Leipzig.) Das Novemberheft der Zeitschrift ist dem Gedächtnis Hugo von Hofmannsthals gewidmet. Jakob Wassermann zeichnet ein höchst persönliches Bild von dem Heimgegangenen. Er charakterisiert den verstorbenen Freund in der Unterhaltung:

„Sein Gespräch ... um auch nur anzudeuten, was es war, müßte ich die Geister zu Hilfe rufen, die ihm und ihm allein dabei zu Gebote standen. Verließ man ihn nach solchem Beisammensein, so war einem zumute, als ob das Sprechen aller anderen Menschen ein unbehilfliches Stottern und Stammeln sei. Er besaß in der mündlichen Mitteilung den erstaunlichsten Wortschatz und in seinem Gebrauch eine beispiellose Lebendigkeit und Variabilität. Im Ausdruck scharf, genau, treffend, in der Geste sparsam, im Mienenspiel von anziehender, ich möchte sagen beschwichtigender Natürlichkeit und Wahrheit, in der Diskussion mit zartestem Bedacht jegliche Schroffheit, Verfänglichkeit, Gereiztheit meidend, von dialektischen Künsten so weit entfernt, daß es zuviel wäre, zu behaupten, er habe sie verachtet, ritterlich schonend, wo er auf Gegenmeinung stieß, voller Geduld und Rücksicht, wenn er sich nicht gut verstanden wußte: alles Eigenschaften, durch die er vom ersten Satz an faszinierte, von Kapazität und Magie ganz zu schweigen, von Führung und Haltung. Sonderbar die Stimme; in der leichten Konversation hell, krähend fast, wie zum Weltgebrauch absichtlich entseelt, sank sie im ernsten Zwiegespräch in immer tiefere Lagen und wurde warm und sonor. Er hatte eine sehr fleischige, den Gaumen ausfüllende Zunge, die sich beim Reden gegen die Zähne rollte, wobei die habsburgische Unterlippe muschelhaft ausgebogen wurde, was an sich bannend war und rein physisch die Aufmerksamkeit fesselte, auch wenn man es an dem dantesken Profil nur von der Seite wahrnahm. Es ist mir dies ungeheuer gegenwärtig, und da ich glaube, daß es ihn ein wenig sichtbar machen kann, versuche ich es zu zeigen, wie sollte sonst ein Bild entstehen, und sein Bild darf nicht verloren werden. Ein großer Mensch vergeht so schnell, alles, was Erscheinung an ihm war, erstarrt zur Silhouette und verfällt jenem unheimlichen geschichtlichen Aberglauben, der oft neben dem Werk herläuft wie ein Schatten neben einer ohnehin verhüllten Figur."

Die Aktion. XIX, 5—8. (Berlin-Wilmersdorf.) Franz Pfemfert gedenkt Oskar Kanehls:

„Es heißt, Oskar Kanehl sei ein Dichter gewesen. Ist Dichtung Ausdruck des politischen Willens, dann war Oskar Kanehl Dichter. Er selbst wollte es nicht sein. Er wollte mehr sein. Er hat sich Hetzer-Dichter, Pöbel-Dichter, Stimme des revolutionären Proletariats genannt. Er hat nicht lyrisch gesungen, sondern gellend geschrien, so gellend, daß der Widerhall seiner Schreie von Hunderttausenden, von Millionen gehört, aufgenommen und weitergetragen wurde. Es gibt wohl keine

Digitized by Google

Demonstration revolutionärer Arbeiter, bei der Oskar Kanehls Kampfstrophen nicht gesungen werden, gesungen, nicht um poetische Stimmung zu erzeugen, sondern um Bereitschaft zur Entscheidungsschlacht kundzutun. Sein Lied ‚Wir sind die erste Reihe' mit den Donnerzeilen: ‚Mit Luxemburg und Liebknecht, wir greifen an!' ist Parole der kommenden Entscheidungsschlacht ...

Seine Verse hatten das Schicksal ganz großer Dichtungen: sie drangen anonym in die Massen, das Proletariat nahm sie auf, weil diese Verse wesentlich, eindeutig sind wie die Wahrheit. Sie sind selbstverständlich und einfach wie Volksdichtungen und sie werden wie Volksdichtungen von Mund zu Mund weiterleben."

Der Kreis. VI, 10. (Hamburg.) Albert Malte Wagner schreibt in seinem Aufsatz „Von Scherer zu Jhering":

„Jhering sieht die Welt vom Theater aus — und das ist recht so, denn er ist Kritiker des Theaters. Er kennt nichts anderes, und das ist seine Stärke. Er glaubt, daß wir heute vor einer neuen klassischen Dichtung stehen — und das Gegenteil ist ihm auch dann nicht zu beweisen, wenn man ihn daran erinnern wollte, daß ‚Klassik' ja gar nicht notwendig an das Theater gebunden zu sein braucht. Mag er die Bedeutung Reinhardts für die Regie am Schauspieler übersehen, weil er die Gefahren des artistischen Regisseurs am Schauspieler beweisen will; mag er Brecht und Piscator überschätzen: Unterschätzung und Überschätzung sind immer die zugleich starken und schwachen Seiten einer Reformatornatur, die aus Nietzscheschem Geist die Klassik für die Gegenwart retten will, indem sie sie zu den Lebensfragen der Klassik in Beziehung setzt.

Nietzschescher Geist? Jherings neue Klassik ist kollektiv gerichtet oder sie ist nicht Klassik. Einzelkonflikte und Seelentragödien lehnt er ab, und er behauptet, daß auch unsere Zeit sie ablehne. Das stimmt gewiß nicht. Jhering kann eine neue Klassik prophezeien — aber er kann nicht prophezeien, wie sie aussieht. Die Opposition gegen Lampel aus politischen Gründen ist lächerlich. Durchaus möglich, daß Lampel und seine Genossen Vorläufer einer Dichtergeneration sind, die eine spätere Zeit die neue Klassik nennt. Wer ihren kollektiven Charakter postuliert, bevor sie da ist, steht nicht weniger unter politischen Suggestionen als die meisten Gegner der Piscator usw. Lenz schreibt kollektivistische Dramen — aber der Erfüller war der ‚Götz', der die Sehnsucht des Kollektivismus, der Zeit, im Einzelkonflikt der heroischen Seele zeigte."

Westermanns Monatshefte. LXXIV, 879. (Braunschweig.) Rudolf Germann kennzeichnet ein Innerliches in Heinrich Lilienfeins Wesen und Werk:

„In einer aufschlußreichen selbstbiographischen Skizze hat Lilienfein seine Weltanschauung als metaphysischen Individualismus bezeichnet. Letzter Träger des Seins ist also für ihn das Einzelwesen. Als die übersinnliche Wurzel des individuellen Seins bezeichnet er mit der Terminologie Kants und Schopenhauers das intelligible Ich. Er versteht darunter die mit dem Einzelwesen gegebene individuelle Idee, die als formende Kraft das empirische Ich erfüllen und durchdringen müsse. Aufgabe des einzelnen ist es demnach, sein höheres Ich zu erkennen und zu verwirklichen. Das ist der Weg zur Persönlichkeit, die auch für ihn höchstes Glück der Erdenkinder ist. Der Gattung spricht er — darin durchaus mit Schopenhauer einig — die Vervollkommnungsfähigkeit ab. Nicht sinn- und zielvolles Wachstum der Menschheit lehre die Geschichte, sondern nur eine Entfaltung in die Fläche. Verzweiflung an der Menschheit klingt uns aus einem seiner ersten Dramen, der ‚Menschendämmerung' entgegen, und ‚es gibt kein Emporwachsen der Menschheit über sich selbst, sie lernt nichts, sie vergißt nichts, sie haßt, sie mordet — ohne Sinn, ohne Ziel ...' lautet achtzehn Jahre später in seinem Revolutionsdrama ‚Die Überlebenden' das pessimistische Echo. Seine Losung kann deshalb nur ‚Liebe zum Menschen', nicht ‚Liebe zur Menschheit' sein. Denn er sieht ja auch in allem Gattungsmäßigen dasjenige, was den wertvollen Einzelnen in seiner Entwicklung zu seinem höheren Selbst auf das stärkste bedroht. Hier handelt es sich besonders um die Einverleibung von Schopenhauers Metaphysik der Geschlechtsliebe in die Weltanschauung Lilienfeins. Er übernimmt die Lehre des Philosophen, daß Liebende durch ihre Vereinigung ihren individuellen Zwecken zu dienen meinen, während sie in Wirklichkeit zuallermeist nur den Gattungswillen erfüllen. Diese Selbsttäuschung durch den Genius der Gattung, dieser ‚Wahn' verfälscht und zerrüttet das wahre Wesen der Betroffenen, das dann, wenn es überhaupt noch möglich ist, nur unter schweren Kämpfen wiederhergestellt werden kann. Bei Ehen, die einen solchen Verlauf nehmen, sieht Lilienfein — ganz im Sinne Schopenhauers, nach dem der ‚Zweck des Wahns' die Zusammensetzung der nächsten Generation ist — in die Konfliktssphäre die Kinder besonders insofern einbezogen, als sie in sich den Widerstreit väterlicher und mütterlicher Erbeigenschaften zum Austrag bringen müssen."

Neue Schweizer Rundschau. XXII, 11. (Zürich.) „Zur Problematik André Gides" bemerkt Wolfgang Zuelzer in kluger Analyse:

Digitized by Google

„Die Herkunft André Gides ist symbolisch für sein Wesen. Sein Vater stammt aus Uzès in Südfrankreich, seine Mutter aus der Normandie (Rouen). So sind ihm schon durch seine Geburt Gegensätze als Schicksal bestimmt. Er sagt darüber in ‚Si le Grain ne meurt': ‚Rien de plus différent que ces deux provinces de France qui conjuguent en moi leurs contradictoires influences. Souvent je me suis persuadé que j'avais été contraint à l'œuvre d'art parce que je ne pouvais réaliser que par elle l'accord de ces éléments trop divers qui sinon fussent à se combattre ou tout au moins à dialoguer en moi.' Das Wort ‚contraint à l'œuvre d'art' bildet einen Zugang zur Erkenntnis Gides. Die innere Spannung, die Widersprüchlichkeit treibt Gide zum Kunstwerk. Dieses entsteht aus der Unfähigkeit, die ihn bedrängenden Konflikte im Bereiche des Persönlichen zu lösen. Gide erkennt jedoch jetzt die moralische Forderung dieser Konflikte. Und da setzt nun das Kunstwerk ein, wie Gide es aufgefaßt hat in dieser Periode, die etwa mit dem 20. Jahrhundert beginnt und (mit der Porte Etroite) 1909 abschließt. Gide fühlt sich außerstande, selbst, in seinem Leben eine existentielle Entscheidung zu treffen. Daher sein Wort: ‚J'aime mieux faire agir que d'agir.' In der Dichtung setzt er andere an seine Stelle. Mit dem Immoraliste verlegt Gide sein Dilemma aus sich heraus, aus dem innersten in jenen äußersten Kreis. Dabei gelangt das moralische Problem auf ästhetische Weise, wenn nicht zu einer Lösung, so doch zu einer Auflösung. In den Morceaux Choisis sagt Gide einmal: ‚Je sens en moi toujours une foule contradictoire; certaines fois, je voudrais agiter la sonnette, quitter la séance, laisser les autres se débrouiller.' Der Optativ ‚je voudrais' darf uns nicht irreführen. Tatsächlich verläßt Gide ‚die Sitzung', überläßt die Diskussion der inneren Stimmen diesen selbst. Kunst ist ihm Ausweg, Flucht. Er kämpft sich nicht hindurch durch das Leiden, das ihm aus seiner Zerspaltenheit, seinem Nur-Verstehen, seiner Unfähigkeit, sich zu einer Haltung zu bekennen, erwächst. Als Künstler fühlt er sich frei. So sagt Gide in der Vorrede zum Immoraliste: ‚A vrai dire, en art il n'y a pas de problème, dont l'œuvre d'art ne soit la suffisante solution.' Hier glaubt Gide, nur Künstler und als solcher unverbindlich, mehr noch, souverän zu sein Problemen gegenüber, die er in der persönlichen Auseinandersetzung nicht bewältigen konnte und darum von vornherein mied. Damit stellt er sich scheinbar unter neue Gesetze. Ihm ist die Moral ‚une dépendance de l'Esthétique', ‚l'étoffe dont nos livres sont faits'. Und wirklich scheint nunmehr alle Problematik als solche aufgehoben. Denn dem Künstler, dessen ursprüngliche Sehweise und ganze Denkart schon die konkret gestaltende ist, kommt es niemals auf das ‚Problem an sich' an, losgelöst von den tragenden Gestalten. Der wahre Bildhauer denkt stets schon in Marmor. Ein Dostojewskij (den gerade Gide — und vielleicht gerade darum — als einer der Ersten in Frankreich verstanden hat) denkt seine Probleme schon in Gestalten, in Handlungen."

Edda. XVI, 3. (Oslo.) Aus einer sehr eingehenden Studie von Carl David Marcus über Sigrid Undset:

„Der Blickpunkt dieser reichgegliederten, gewaltigen Menschendarstellung wird bei Frau Undset nach der Krise die katholische Religion, als sie im Mittelalter ihre höchste Stufe erreichte. Sie weiß besser als wir anderen, wie auch diese gewaltige Deutung der letzten Dinge sich im Laufe der Zeiten gewandelt hat, aber sie kennt kein stärkeres Mittel, um die Ziellosigkeit der Gegenwart zu überwinden. Sie weiß wohl, daß die Zersplitterung nur ein Symptom einer gewaltigen Geisteskrise ist, die tief unten an den Mauern des Daseins rüttelt. Der Erfolg ihrer Bücher beweist auch, wie sehr die Menschheit sich nach einer einheitlichen Lebensdeutung sehnt. Und auch, wie schon die äußere Form ihrer großen Romane wohltuend wirkt auf die Phantasie der Leser. Romain Rollands Jean Christophe und Galsworthys Forsytesaga beweisen dasselbe, wie man in der Dichtung nach den großen Gebilden greift, die einem das Leben vorenthält.

Für Sigrid Undset allein wird die Religion die letzte Erlösung, aber — über den Weg der reinen Kunst! Sonst würde sie Gebetbücher schreiben. Für Goethe war das Letzte die Beherrschung der Welt als eine Gesamtschöpfung der Kultur — hier fand er die Ruhe, sein Über allen Gipfeln — — —. Und vor den Religionen verbeugte er sich, Hofmann wie er war. Für Shakespeare war es Prosperos Zauberstab, war es Ariels Geist, der die Menschen nach einer höheren Idee ummodelte, damit sie ihre Kalibanmasken fallen lassen möchten — —. Für Mozart die graziöse Muse der durchsichtigsten Musik, die alle Schwere in Akkorden auflöst, und auch den Verbrecher, den Don Juan unter den rhythmischen Klängen des Orchesters sterben läßt. Für Michel Angelo und Nietzsche die grandiose Vision des Übermenschen, der, von Gott geschaffen, Gott vom Throne hebt — —.

Es kommt nicht so sehr auf die Lösung an, vielmehr auf den Drang nach Erlösung, der bei allen derselbe ist."

„Ein Besuch bei Klopstock." Aus den Aufzeichnungen Christian Ludwig Stubenrauchs. Mitgeteilt von H. Stubenrauch (Zeitschrift für Bücherfreunde XXI, 5. Leipzig).

„Die Mutter Moses Mendelssohns." Von Max Freudenthal (Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland I, 3. Berlin).

Digitized by Google

„Moses Mendelssohn und die religiösen Gestaltungen des Judentums im 19. Jahrhundert." Von Max Wiener (ebenda).
„Mendelssohn und Mecklenburg." Von Siegfried Silberstein (ebenda).
„Drei ungenannte Empfänger Mendelssohnscher Briefe." Von Bruno Strauß (ebenda).
„Bekenntnis zur Weisheit Goethes." Von Kurt Liebmann (Der Diederichs-Löwe III, 3. Jena).
„Novalis." Von Gerhart Göhler (Ostdeutsche Monatshefte X, 8. Berlin).
„Kleist und Molières ‚Amphitryon'." Von Karl von Felner (Blätter des Hessischen Landestheaters 1929/30, 3. Darmstadt).
„Aufriß und Probleme der modernen Büchner-Forschung." Von Rudolf Majut (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVII, 9/10. Heidelberg).
„Aus Hebbels Heimat." Eine literarische Studienreise. Von Karl Strecker (Velhagen & Klasings Monatshefte XLIV, 3. Berlin).
„Ferdinand Kürnberger." Von Fritz Sachsenburg (Radio VI, 2. Wien).
„Das Sachsentum bei Wagner und Nietzsche." Von Friedrich Markus Huebner (Der Kontakt 1929/30, 5. Erfurt).
„Wedekind und sein Publikum." Von Heinrich Mann (Der Scheinwerfer III, 3. Essen).
„Hans Kaltneker." Von Friedrich Brabec (Die alpenländische Literatur II, 10. Wien).
„Erinnerungen an Carl Hauptmann." Von Reinhold Conrad Muschler (Ostdeutsche Monatshefte X, 8. Berlin).
„De profundis [Georg Trakl]." Von Hans Wolfgruber (Politische Wochenschrift V, 44. Berlin).
„Erinnerung an Klabund." Von Hernbert Menzel (Ostdeutsche Monatshefte X, 8. Berlin).
„Zu Hofmannsthals Gedächtnis." Von H. Steiner (Der Lesezirkel XVII, 1. Zürich).
„In memoriam Hugo von Hofmannsthal." Von Rudolf Alexander Schröder (Die neue Rundschau XL, 11. Berlin).
„Hofmannsthal, der Freund." Von Jakob Wassermann (ebenda).
„Aus dem Nachlaß." (Ebenda.)
„Zum Gedächtnis." Von Hermann Bahr (ebenda).
„Erinnerung." Von Hans Carossa (ebenda).
„Hofmannsthals Werk." Von Max Mell (ebenda).
„Hofmannsthal und das Sozialproblem." Von Josef Nadler (ebenda).
„Hofmannsthal und die Romanität." Von Ernst Robert Curtius (ebenda).
„Hugo von Hofmannsthal als österreichische Erscheinung." Von Raoul Auernheimer (ebenda).
„Österreichische Form." Von Heinrich Eduard Jacob (ebenda).
„Dem toten Arno Holz zur Feier." Rede an seinem Grab. Von Alfred Döblin (Die Literarische Welt V, 45. Berlin).
„Phantasus. Arno Holz zum Gedächtnis." Von Alfred Günther (Reclams Universum XLVI, 6. Leipzig).
„Hermann Ungar†." Von Paul Kornfeld (Das Tagebuch X, 44. Berlin).
„Über E. G. Kolbenheyer." Von Josef Hofmiller (Der Kunstwart XLIII, 2. München).
„Albrecht Schaeffer: Kaiser Konstantin." Von Werner Schendell (Die Literarische Welt V, 43. Berlin).
„Stefan Zweig." Von Max Lederer (Radio VI, 2. Wien).
„Alfred Döblins neuer Roman [‚Berlin Alexanderplatz']." Von Axel Eggebrecht (Die Literarische Welt V, 45. Berlin).
„‚Berlin Alexanderplatz' [Döblin]." Von Balder Olden (Das Tagebuch X, 45. Berlin).
„Walter von Molos ‚Scheidung'." Von Georg Lichey (Die Chronik V, 211. Schweidnitz).
„Der Stil des Präsidenten [W. von Molo]." Von Kurt Reinhold (Das Tagebuch X, 41. Berlin).
„Hauptmann Latour." Von Karl Federn (ebenda, 45. Berlin).
„O. S." [Bronnen]. Von Ernst Jünger (Der Scheinwerfer III, 3. Essen).
„O. S." Landkarte kontra Dichter [Bronnen]. Von Karl Werthoven (Der Scheinwerfer III, 2. Essen).
„René Schickele — Annette Kolb — Hans Carossa." Dichtung aus katholischem Erbe. Von Eduard Schröder (Literarischer Handweiser LXVI, 2. Freiburg i. B.).
„Heinrich Lilienfein." Von W. A. Krannhals (Der Türmer XXXII, 2. Stuttgart).
„Rudolf Leonhard." Von Richard Beer (Radio VI, 6. Wien).
„Ein neues Lutherdrama [Ernst Lissauer]." Von Emmy Beckmann (Die Frau XXXVII, 1. Berlin).
„‚Südseespiel' von Alfred Brust. Ein Spielgang dazu." Von Reinhard Leibrandt (Das Volksspiel VI, 1. Berlin).
„Walter Hasenclever." Von Wilhelm Knevels (Die Christliche Welt XLIII, 21. Gotha).
„Und noch einmal Hasenclever." Von Wilhelm Schümer (ebenda).
„Hans Grimm." Von ihm selbst erzählt (Eckart V, 11. Berlin).
„Felix Dörmann." Von Richard Beer (Radio VI, 3. Wien).

* * *

„Thomas More und Margaret Roper-More." Von Meta Keßler (Die Frau XXXVII, 1. Berlin).
„Joseph Conrad." Von E. W. Freißler (Atlantis 1929, 10. Berlin).
„Von jüngster amerikanischer Dichtung." Von Walter Heynen (Masken XXIII, 5. Düsseldorf).
„Jean-Jacques Rousseau als Musiker." Von Fritz Gysi (Neue Schweizer Rundschau XXII, 11. Zürich).
„Rimbaud oder der Anti-Poet." Von Alfred Wolfenstein (Das Tagebuch X, 43. Berlin).
„Roger Martin du Gard." Von Eva Mertens (Neue Schweizer Rundschau XXII, 11. Zürich).
„Ein Besuch bei Francis Jammes." Von Carl Klinkhammer (Abendland V, 1. Köln).
„Die französische Norm und die Umwelt." Von Friedrich Sieburg (Neue Schweizer Rundschau XXII, 11. Zürich).
„Das Kunstwerk Pedro Calderon de la Barcas." Von Eugen Gürster (Der Scheinwerfer III, 2. Essen).
„Bernanos und die Freude." Von Karl Pfleger (Hochland XXVII, 2. München).
„Abschied von Kierkegaard." Von Christoph Schrempf (Der Diederichs-Löwe III, 3. Jena).
„Schwedische Dichtung und schwedische Kultur in ihrem Einfluß auf das deutsche Theater." Von Hanns Walther Sattler (Der Kontakt 1929/30, 4. Erfurt).
„Das russische Kinderbuch nach der Revolution (1917—1927)." Von H. Lubinsky (Das werdende Zeitalter VIII, 11. Kohlgraben b. Vacha).

* * *

„Die Phantasie im Lichte des Montessorigedankens." Von Anne Adelar-Fürch (Das werdende Zeitalter VIII, 11. Kohlgraben b. Vacha).
„Dichter und Reporter." Von Werner Bergengruen (Deutsche Rundschau LVI, 2. Berlin).
„Die Entwertung des Kulturbegriffs, ein Unglück und ein Glück." Von Rudolf Borchardt (Deutsche Rundschau LVI, 2. Berlin).
„Germanische und russische Heldendichtung." Von O. B. Briem (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVII, 9/10. Heidelberg).
„Bemerkungen zum Phänomen ‚Tragödie'." Von Werner Deubel (Das Schauspiel 1929/30. 5. Königsberg i. Pr.).
„Neue Formen dramatischer Kunst." Von E. Kurt Fischer (Der Kontakt 1929/30. 5. Erfurt).

Digitized by Google

„Dichter und Gesellen." Von Rudolf Fischer (Politische Wochenschrift V, 45. Berlin).
„Die Dichtung der Auslanddeutschen." Von Gottfried Fittbogen (Deutsches Volkstum XI, 11. Hamburg).
„Wo bleibt das proletarische Kriegsbuch?" Von A. Goldstein (Arbeiter-Jugend XXI, 11. Berlin).
„Buch und Bücher." Von Börries, Freiherr von Münchhausen (Der Türmer XXXII, 2. Stuttgart).
„Novelle und Drama." Von Robert Petsch (Der Kreis VI, 10. Hamburg).
„Bildung und Gemeinschaft, ein Kernproblem griechischer Geistesgeschichte." Von Karl Prümm S. J. (Stimmen der Zeit LX, 2. Freiburg i. B.).
„Querschnitt durch das jüngste deutsche Drama. I. Historiendrama." Von Joseph Sprengler (Literarischer Handweiser LXVI, 2. Freiburg i. B.).

Echo der Almanache

„Goethes Briefgedichte." Von Julius Bab (Goethe-Kalender 1930, Leipzig):

„Ein Mensch, den es heftige Erlebnisse mitzuteilen drängt, ist dazu bestimmt, eine Korrespondenz von innerer Bedeutung zu führen. In der Tat, wenn man die gewaltigen Massen rein geschäftlicher und rein wissenschaftlicher Korrespondenz in Abzug bringt, so stammt das Wesentliche und Wichtige der riesenhaften Goetheschen Briefsammlung aus der Befriedigung des gleichen inneren Antriebs, der ihn zum lyrischen Dichter im innersten Sinne gemacht hat. Die Goetheschen Briefe, die man wohl zu den allerwichtigsten Dokumenten für die Gesamtoffenbarung seiner Persönlichkeit rechnen muß, entstammen alle dieser Leidenschaft, diesem schmerzhaften Glück, diesem unbedingten Zwang: das innere Leben auszusprechen, durch sprachliche Gestaltung zu überwinden. Man denke nur (das ist der reinste Fall) an diese wunderbare Jugendkorrespondenz mit Auguste von Stolberg, die Goethe überhaupt nicht kannte, wo eigentlich jeder praktische, vernünftige Zweck des Briefschreibens wegfällt, wo nur ein lyrisches Tagebuch an eine phantastische Adresse gerichtet und dadurch geformt wird. Aber auch die Leidenschaft, mit der Goethe später den Briefwechsel mit Schiller, mit Zelter, sogar noch mit dem Grafen Reinhardt aufgriff, zeigt an, wie sehr ein lyrisches Aussprachebedürfnis (über den praktischen Brief-Zweck einer Verständigung und Mitteilung hinaus) hier am Werke ist."

*

„Zwei Revolutionäre: Börne und Heine." Von Ludwig Marcuse (Almanach Paul List 1930, Leipzig):

„Von Soden und von Helgoland fuhr ein deutscher Revolutionär nach Paris: Börne eilte am ersten Tag zu den Stätten, an denen der Kampf stattgefunden — Heine auf die Bibliotheque Royale, um den berühmten Manessischen Kodex der Minnesänger zu sehen. Heine war der Goethe — der Revolution. In Heine traf Börne — noch einmal Goethe. Börne ist Goethe nicht gerecht geworden, Menzel nicht gerecht geworden und Heine nicht gerecht geworden: und dreimal sich selbst treu geblieben. Seine Kämpfe waren richtig — seine Kampfdeutungen nicht immer zureichend. Heine war der Statthalter Goethes in der nachgoethischen Zeit. Börne bekämpfte, vielleicht ohne daß er es wußte, in Heine noch einmal Goethe: einen romantisch-revolutionären Goethe: nicht mehr den großen Heiden — aber den tragischen Nachkommen, der sich nach dem Heidentum sehnte. Zwischen Goethe und Börne war das klare Verhältnis des Antipodentums; Heine verband tragisch das Entgegengesetzte: Goethe und Börne; den Künstler und den Ethiker; die Liebe zur Form und die Liebe zur Freiheit. Und er verband sie so: daß er Börne mehr verwandt war und Goethe mehr liebte; seine Existenz war romantisch-revolutionär, seine Sehnsucht antikheidnisch. Seine Antipathie gegen Börne war die Antipathie gegen den Heine in ihm, den er nicht überwinden konnte und nicht überwinden wollte — und nicht liebte: in Börne bekämpfte er — in seiner Sprache zu reden — den Nazarener Heine."

„Zu Manzonis Promessi sposi." Von Hugo von Hofmannsthal (ebenda).
„Giordano Bruno." Von Robert Prechtl (ebenda).
„Mirabeau — der Begründer der Pressefreiheit." Von Henry de Jouvenel (ebenda).
„Freundschaft mit Oscar Wilde." Von Lord Alfred Douglas (ebenda).
„Jack London oder Der Optimist aus Elend." Von Valeriu Marcu (ebenda).

*

„In memoriam Hugo von Hofmannsthal." Von Thomas Mann (Almanach 1930, S. Fischer, Berlin).

*

„Ein Bücherkatalog aus dem Jahre 1555." Von R. W. Huber (Orell Füßli-Almanach 1930, Zürich).
„Der Philosoph Bertrand Russell." Von Will Durant (ebenda).
„Wolfgang Amadeus Mozart." Von Wolfgang Goetz (ebenda).
„Bei Salomon Geßner im Sihlwald." Von Paul Leemann (ebenda).

„Felix Salten." Zum 60. Geburtstag. Von Richard Beer-Hofmann, Max Brod, Sigmund Freud, John Galsworthy, Paul Géraldy, Gerhart Hauptmann, Hugo von Hofmannsthal, Arno Holz, H. R. Lenormand, Heinrich Mann, Thomas Mann, Franz Molnar, Fritz von Unruh. (Jahrbuch 1930, Paul Zsolnay, Wien.)

*

„Die deutsche Literaturwissenschaft in der geistigen Bewegung der Gegenwart." Von Emil Ermatinger (Amalthea-Almanach 1930, Wien).
„Lenin an Gorki." Von René Fülöp-Miller (ebenda).
„Die Brüder Schlegel." Von Josef Körner (ebenda).

*

„Der Dichter in Zeit und Ewigkeit." Von Otto Heuschele (Reclams Deutscher Almanach für das Jahr 1930, Leipzig).
„Kampf um Dionysos." Von Werner Deubel (ebenda).

*

„Ein Brief des jungen Schopenhauer." (25 Jahre Piper & Co., München.)

*

„Rudolf Herzog." Zum 60. Geburtstage. Von Richard Wilde (Greif-Almanach, Cotta, Stuttgart-Berlin).
„Heinrich Lilienfeins Romane." Von Rudolf Hermann (ebenda).
„Hermann Sudermann und der Chauffeur." Von Alexander Matantin (ebenda).

*

Digitized by Google

„Brief an seine Braut." Von Theodor Storm (Geständnisse, Almanach 1930, Westermann, Braunschweig).

*

„Wer spricht da noch von teuren Büchern?" (Sechzig Jahre L. Staackmann-Verlag, Leipzig.)

*

„Alfons Paquet." Von Wolfgang Schumann (Gesundbrunnen, Jahrbuch des Dürer-Bundes 1930, Berlin).

*

„Der Gründer des V. d. B." [Hans Ossenbach]. (Zehn Jahre Volksverband der Bücherfreunde, Berlin.)

*

„Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag." In diesem Bücher-Almanach für Menschen unserer Zeit (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) heißt es:

„Zu neuen Lebensformen, neuen Freiheiten und neuen Bindungen drängt die Menschheit.
Überall regen sich Kräfte, um aus der Erstarrung einer immer äußerlicher gewordenen Formenwelt — in der Kunst wie in der Politik, in der Wissenschaft wie in Moral und Erziehung — den Weg ins Freie zu finden und als Bahnbrecher einer neuen Kultur zu wirken.
Erscheinen diese Versuche auch, gemessen an den großen Leistungen der Vergangenheit, oft noch primitiv und abwegig, oder gar als Auswüchse und Degenerationserscheinungen, so kann dem Tieferblickenden doch nicht verborgen bleiben, daß überall mehr oder weniger leicht erkennbare Zusammenhänge bestehen, daß weder die neue Baukunst, noch die erhöhte Pflege des Sports und des menschlichen Körpers, weder der moderne Frauentyp noch seine äußere Erscheinung ihr Dasein blindem Zufall verdanken.
Eine neue Kultur wird heute nicht mehr aus dem geistigen Lebensgrunde einer einzelnen Nation hervorgehen. Sie wird weltumfassend sein und die Stimmen der verschiedenen Völker und Rassen zu einer großen Symphonie vereinigen. Darum dürfen wir uns auch nicht in engherziger Auswahl auf Werke deutscher Herkunft beschränken, sondern müssen ohne falsche Furcht vor Überfremdung deutschen Geistes und Wissens, die immer ihre besondere Klangfarbe behalten werden, auch fremde Stimmen aus den verschiedensten Teilen der Welt zu Gehör bringen."

Echo der Bühnen

Stuttgart

„Luther und Thomas Münzer." Drama. Von Ernst Lissauer. (Uraufführung im Württ. Landestheater am 2. November 1929. Buchausgabe: Oesterheld & Co., Berlin.)

Nun hat Ernst Lissauer seinen vielgeliebten, in lyrischen und balladesken Versen umworbenen Dr. Martin Luther auch noch im Drama gepackt. Er nahm nicht den Sprachschöpfer, nicht den Theologen, nicht den Papstgegner, sondern den Kämpfer gegen die Geister, die er selbst gerufen hatte: den Feind der „räuberischen und mörderischen Bauern", der sozialen Revolution, die aus der geistigen erwachsen war, des Bauernführers Thomas Münzer. Dem mit ungehemmter Glaubenskraft ins „Neue Reich" vorstoßenden Fanatiker, dem von tiefster Erbitterung über die Qualen des ausgesaugten Volkes aufgewühlten Revolutionär des Schwerts, für den die ‚Freiheit eines Christenmenschen' nur im befreiten Leibe möglich ist, steht dieser „Auch-Revolutionär" Luther gegenüber, den sein traditionsgebundenes Gefühl und sein abwägender Verstand zu einem Einerseits-Andererseits, zum Kompromiß zwingt, der ‚Schlichter', dessen Wort der grauenvoll hinschlachtenden Rache des Adels allzu weitgehende Sanktionierung gibt, der Sieger schließlich, der in Gewissensqual die Scherben betrachtet. Lissauer läßt zu diesem Ende eine schöne Reihe von farbig lebendigen Einzelszenen vorbeiziehen — die Verbrennung der päpstlichen Bannbulle, die große Auseinandersetzung, in der Münzers Wort das Volk zu seinen Fahnen herüberreißt, der Untergang des Bauernheeres, die letzten Worte, die, auf dem Weg zur Richtstätte, der Besiegte mit dem großen Gegner wechselt —, aber er führt nicht sehr viel weiter, als zu dem Ergebnis, das sich am gemäßesten mit den Worten des rasch resignierenden Realpolitikers der Straße zusammenfassen läßt: „Wie man's macht, ist es nichts." Trotz mancher sehr dicht gestalteten, spannenden Einzelheit, trotz mancher gut eingesetzten Figur, die das Wesen der Hauptfiguren, sie so erhellend, abwandelt und widerspiegelt, trotz einer mit dem Geist jener Zeit oft sehr nah verwandten Sprache: die Bilderfolge bleibt zu dekorativ, die geistige Auseinandersetzung hat nicht die ursprüngliche Kraft und Tiefe, die Menschen haben nicht die mitreißende Lebendigkeit des Blutes und Geistes, die das Ganze aus jenem Flachland völlig in die Sphäre der tragischen Schuld heben könnte. Wohl hat sich Lissauer nicht, nach schöner Festspielweise, da-

Ernst Lissauer
Zeichnung von Frank-Klein

Digitized by Google

mit begnügt, von den im Morgenrot einer neuen Zeit strahlenden Höhepunkten des Lutherschen Schicksals den Glanz zu borgen; er hat's gewagt, seinen Helden auf dem Kampfplatz zu zeigen, auf dem er die unglücklichste Rolle seines Lebens gespielt hat. Aber das Wagnis ist nicht ganz gelungen. Der Pol Luther hat in dieser dramatischen Spannung doch eine allzu gebrochene Kraft. Die letzte Entladung und Lösung fehlt. Immerhin, ein Wesentliches bleibt: der Lyriker hat bewiesen, daß er kein langweiliger Undramatiker ist. Und nicht zuletzt: er hat in seinem historischen Drama ein weithin heutiges gegeben. Er hat ein Thema, das uns alle unheimlich nahe angeht, die „Revolution und die Grenzen der Gewalt" zur Diskussion gestellt.

Hermann Strenger

Weimar

„Nacht in Polen 1812." Ein Drama in drei Akten von Heinrich Lilienfein. (Uraufführung im deutschen Nationaltheater am 19. November 1929. Buchausgabe: J. G. Cotta Nf., Stuttgart Berlin).

Am Vorabend von Heinrich Lilienfeins 50. Geburtstag (20. November) ging mit starkem Erfolg seine jüngste Schöpfung über die Bretter des Deutschen Nationaltheaters. Auch dieses Werk durchzieht, wie viele seiner früheren Bühnendichtungen, der Erlösungsgedanke. Ein typisches Einzelschicksal, das mit dem Zusammenbruch der französischen Armee nach dem Rückzuge Napoleons über die Beresina eng verbunden ist, hat der Dichter in den Mittelpunkt einer erschütternden Handlung gerückt. Es ist im Grunde die alte Geschichte des treulosen Weibes, das sich von dem durch das Gerücht fälschlich totgesagten Gatten, eines verdienten Kriegsobersten im Heere des Kaisers, befreit wähnt und nun, bar jedweder Scham, in den Armen des ihrer Lust schon längst verfallenen Adjutanten und Freundes des ungeliebten Mannes Befriedigung sucht. Allein das Schicksal bringt in öder Winternacht das unglückselige Paar auf der Flucht mit dem im Elend halbverkommenen Gatten in einer einsamen Blockhütte auf polnischem Boden zusammen. Nach peinlichen Auseinandersetzungen führt am Schluß das Verhängnis zur Tötung der Frau, durch den sie richtenden Gatten, just in dem Augenblick, da sie mit einem neu aufgetauchten Galan zu entfliehen sucht. Durch diese Wendung wird eine Versöhnung der alten, von dem unseligen Weibe betrogenen Waffengefährten ermöglicht. Beide folgen dann, während in der Ferne versprengte Teile des zurückflutenden französischen Heeres vorübergeistern, der Aufforderung des unerwartet erscheinenden Marschalls Ney, dem Kaiser von neuem zu dienen. Auf diesen mit der Haupthandlung recht lose verknüpften Abschluß des Dramas möchte man freilich lieber verzichten, da durch das verblüffende Nachspiel das auf die glückliche Lösung des so kunstvoll behandelten Problems konzentrierte Interesse etwas verkümmert wird. Die spannenden Vorgänge überstürzen einander innerhalb einiger qualvoller Stunden vom Abend bis zum Morgengrauen. Der düsteren Atmosphäre entsprechend sind die differenzierten Charaktere scharf gestaltet; die Sprache ist von ungeschminkter Natürlichkeit, kraftvoll und derb, wo es die Situation erfordert, doch fehlt's auch an zartem Einschlag nicht, so in den an den Adjutanten nach dem tödlichen Schuß gerichteten Worten des Obersten, mit denen das Stück hätte wirksam schließen sollen.

Otto Francke

Düsseldorf

„Die Brücke." Schauspiel in vier Aufzügen. Von E. G. Kolbenheyer. (Uraufführung im Schauspielhaus am 19. November 1929. Buchausgabe: Georg Müller, München.)

Kolbenheyers Schauspiel behandelt das Generationenproblem. Die Jugend heischt das Recht zu eigener Lebensführung und die Anerkennung ihrer Daseinsbedeutung vom Alter. Symbol für die Gegensätzlichkeit und ihre Überbrückung bildet die Brücke, die der Ingenieur Prein in kühner Genialität über das Höllental gebaut hat.

Sie hat ihre Sicherheit gegen die entfesselten Elemente zu beweisen. Prein, ungewiß zwar, ob sie die Probe bestehen wird, doch sicher im Glauben an die Kraft des erfindenden Geistes, muß einmal erschüttert, einmal klein und verzagt erscheinen. Seine in allem Menschlichen scheinbar eiserne Härte mußte einmal gebrochen werden, wenn nicht sein junger Assistent Rübsam von der Wucht solcher Größe zerdrückt werden soll. Er läßt im Aufruhr des Sturmes Bergmassen in der Nähe der Brücke in die Bucht stürzen, den Einsturz der Brücke vorzutäuschen. Prein hält auch dieser vermeintlichen Katastrophe stand; die Jugend aber steht ihm gegenüber als einem Urereignis, das primitivste Verhältnisse, Klarheit und Wahrheit schafft. In Rübsam bricht es dem Geständnis seiner Liebe für seines Meisters Tochter Bahn; in ihr selbst öffnet es alle durch emanzipierendes Studium verdeckten Quellen naturhaften Frauentums; in ihrem dem Vater als geologischer Gutachter seines Werkes beigeordneten Teilhaber Bühl läßt es kleinliche Bedenken für seine Laufbahn entstehen.

Die Jugend dieses Herrn von Bühl, der nach diesem Ereignis ausschaltet, ist unjung, Berechnung, Kraftlosigkeit aus Entartung des Blutes. Aus ihr kann nie

Digitized by Google

Leistung, nie Schöpfung werden. Franziska Preins neue menschliche Lage wird leider nicht näher vorgestellt noch ihr Verhältnis zu Rübsam und ihre Wirkung aufeinander weiter berührt, obwohl die Verfolgung dieser Linie menschlich und dramatisch fruchtbar hätte sein können.

Rübsams Jugend dagegen ist Tatkraft, Tatwille, echter Schaffensstolz. Und doch bleibt er hinter Prein in der großen Auseinandersetzung des vierten Aktes zurück; denn ihm fehlt das Entscheidende: die aus immer wieder behaupteter Menschenwürde entstandene Lebenshaltung. Nicht Lebensjahre verleihen das Recht zur Führung, nicht Programm, Kritik, Revolution, nicht einmal Leistung allein. Ihr Wert für die Zukunft ist fragwürdig; sie kann sich im Zuständlichen einer Epoche erschöpfen. Leistung im geistbiologischen Sinn kann einzig der in der Persönlichkeit zur Form gewordene, zu sittlicher Gestaltung gereifte Werkwillen werden. Den hat das Alter der Jugend voraus. Mit ihm baut es die Brücke über den Abgrund zwischen den Generationen. Sache der Jugend ist es, sie in Ergriffenheit und Liebe zu beschreiten.

Kolbenheyer hat also den Mut gehabt, unmodern zu sein, seine Stimme zu erheben gegen die Vergötterung der Jugend, die seit Hasenclevers „Sohn" in Drama, Roman und Gedicht ihr Daseinsrecht krampfig forderte. Der Dichter blickt tiefer in die Lebensgesetze als der Schriftsteller. Er ist immer modern.

Der Künstler Kolbenheyer dagegen hat nicht alle Aufgaben, die das Drama stellt, gelöst. Wie in den „Heroischen Leidenschaften" ersetzt auch im letzten Akt dieses Stücks der Vortrag die dramatische Verlebendigung; überdies versteht der Dichter es nicht, mehrere Personen zugleich um einen Mittelpunkt in Bewegung zu halten. Doch führt ein dynamisch abgestufter und an entscheidenden Stellen scharf zusammengefaßter Dialog, geistige Sammlung und Tiefe, Sinn für bühnengemäße Handlungsführung, klare Typenbildung an den Gestalten und eine dichterisch durchgeformte Sprache sicher auch über die schwachen Stellen des Stücks.

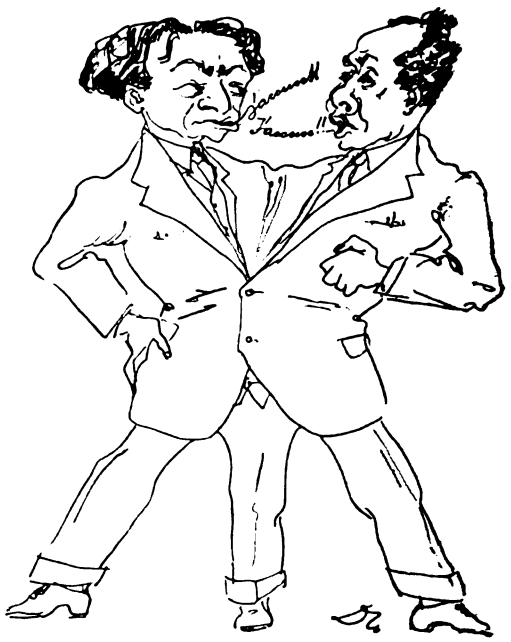
H. W. Keim

Berlin

„Die Affäre Dreyfus". Schauspiel in 5 Akten von René Kestner. (Uraufführung in der Volksbühne am 25. November 1929).

Man weiß, wer René Kestner ist. Hans J. Rehfisch und Wilhelm Herzog sind keusch in den Paletot des Unbekannten geschlüpft. Diese Keuschheit ist denn freilich die einzige, die sie in ihrer Affäre bekundet haben. Gerade Keuschheit der schriftstellerischen Vergegenwärtigung ist es, die das Schauspiel vermissen läßt. Es sei denn, daß man Keuschheit in möglichst treulichem Abschreiben von Wirklichkeitsdokumenten erblicken wollte.

Künstlerisch steht es um diese „Affäre Dreyfus" genau so, wie um Erich Mühsams „Sacco und Vanzetti". Reportage und Protokoll entscheiden über die Wirkung, führen sie herbei, wo sie im Stich lassen, bleibt auch der Eindruck aus. Nur mit dem einen sehr wesentlichen Unterschied zugunsten der „Affäre Dreyfus": es erweist sich, daß die Bühne sehr wohl Instrument dazu ist, den Sieg der Gerechtigkeit zur Darstellung zu bringen, nicht aber, den Triumph der Ungerechtigkeit vorzuführen. Das ist älteste Weisheit, und schon Schiller hat sie mit liebem Pathos betont. Es gibt aber Weisheiten, die so selbstverständlich geworden sind, daß man sie von Zeit zu Zeit als überraschend neu empfindet.



René Kestner
Zeichnung von B. F. Dolbin

Höhepunkt dieser „Affäre Dreyfus" ist der Zola-Prozeß vor dem Geschworenen-Gericht, in dem — wieder schillerisch gesprochen — die Szene zum Tribunal wird. Hier durften die Verfasser aus ihrer kargen Einsicht ins Licht der Wirklichkeit, aus ihrem dialogischen Ungefähr in Protokoll-Gewitter flüchten. Und es bleibt erstaunlich, wie Redewendungen von damals, am Feuer des Erlebnisses geglüht, noch heute leuchten.

Was die Verfasser aus Eigenem hinzugetan, bleibt in der Sphäre des Ungefähr und des Subalternen. Man fühlt sich einigermaßen in der Lage des Mannes, der

Digitized by Google

genötigt ist, welthistorischen Vorgängen aus der Portierloge zuzusehen. Zumal im letzten Akt wird man den Eindruck einer gewissen schriftstellerischen Unsauberkeit nicht los, der immer da ersteht, wo Empfindungs- und Ausdrucksvermögen den stofflichen Ansprüchen nicht gewachsen sind. Dagegen ist voll anzuerkennen, daß die Verfasser es verstanden haben, Spannung vom ersten bis zum letzten Augenblick zu halten, daß sie geschickt exponierten und auch einigermaßen zum Abschluß kamen. Nur daß freilich gerade der geschickte Abschluß geeignet ist, Vorhang aufzureißen über einer ganzen Welt des Nichterfüllten. Vielfach gaben sie frappant Gesicht, meist aber Gesicht ohne Seele.

Ernst Heilborn

Bremen

1.

„Flieg, roter Adler von Tirol." Schauspiel in drei Aufzügen. Von Fred A. Angermayer. (Uraufführung im Schauspielhaus am 11. Oktober 1929.)

Ein Grenzlanddrama, das tüchtige und wirkungsstarke Werk eines etwas zu flinken Dichters, der mit ergriffenem Herzen die Not seines Volkes erlebt, denn er ist Österreicher, aber ohne jede Regung von Gehässigkeit, aus einem tiefen und starken Weltgefühl heraus, das alle grobe Einseitigkeit verbietet, denn er ist im Grunde doch schon Europäer. Freilich, die Tatsachen reden genug, und er verzichtet sogar auf die Gegenüberstellung der Parteien. Er bringt nur die Bewohner des deutsch gebliebenen Grenzhofes am Brenner und ein paar Bauern, die gelegentlich auf der Paßhöhe einkehren, in Bewegung. Mit Entsetzen spüren sie die harte Hand des Feindes an denen, die noch gestern ihre Nachbarn und Freunde waren. Verrat geht um; keiner traut dem anderen. So erwacht der Haß gegen die Grenzhofwirtin, die Eggthalerin, die eine Welsche ist, wenn sie auch seit fünfzig Jahren unter ihnen lebt und den Hof kraftvoll und klug betreut, vergöttert von Sohn und Enkel, von Knecht und Magd, und nun plötzlich allein, denn sterbend hat die Botenfrau sie als Angeberin genannt. Schmerzvoll schweigt sie auf alle Anschuldigungen, sie weiß, daß sie eine Fremde geblieben ist trotz all der Zeit, daß sie vergebens ihr Herz geöffnet hatte, aber in einer schönen und starken Szene mit dem Kräuterweib schüttet sie im Übermaß ihres Kummers all das ausgestandene Leid vor der teilnahmevollen Alten aus und wächst so über sich selbst hinaus zu ergreifender Menschlichkeit. Sie gehört zu ihren Kindern, zu dem Land, das sie ein Leben lang getragen, zu ihren Leuten, und mit harter Hand schlägt sie den tiroler Adlerschild an die Wand des Grenzhofs: Flieg, roter Adler von Tirol!

Das ist Schluß und Titel des Stücks, und etwas von dieser gefühlsseligen Umständlichkeit haftet auch einzelnen Gestalten an, die fast alle mehr episch als dramatisch bewegt werden, mit großer dichterischer Feinheit zuweilen, aber nicht mit der unbedingten, aus dem Wesen der Menschen erwachsenden Stoßkraft, wie sie das Drama braucht. Über der seelischen Enthüllung der Eggthalerin kommt die im ersten Aufzug stark und wuchtig begonnene Handlung zu kurz; statt einer stetigen Weiterentwicklung des begonnenen Konflikts wird die Not der Unterdrückten in einer Reihe von Stimmungsbildern geschildert, und der tragische Knoten erst im letzten Augenblick und nur ganz notdürftig aufgelöst. Aber die ehrliche Beredsamkeit und die lautere Gesinnung des Dichters spricht doch sehr an und brachte seinem Werk, das ein rechtes Volksstück ist, einen starken Erfolg.

2.

„Die Dame Sabine." Komödie. Von Albert Halbert. (Uraufführung im Stadttheater am 16. Oktober.)

In einem geschickten, aber unendlich langen ersten Aufzug deutet der Verfasser ein sehr artiges Spiel zu vieren an, aber dann wittert er plötzlich ein Problem, das nirgends erörtert wird, obgleich es auf der Hand liegt, und aus einer vergnüglichen Satire auf die beschäftigungslose Frau wird ein mäßiger Schwank, der auch dadurch nicht genießbarer wird, daß er in jüdischen Kreisen spielt. Dabei hat der Verfasser eine ganze Reihe guter Einfälle, aber dabei bleibt es; es kommt ganz und gar nichts weiter heraus, und so ist ein Stück entstanden, das aus lauter verpaßten Gelegenheiten besteht. Dabei ist die Technik der beiden letzten Aufzüge so hilflos, daß sie mit den ältesten Birchpfeiffereien aufwartet und selbst dadurch nicht unterhaltsamer wird.

Karl Neurath

München

„Gesellschaft der Menschenrechte." Stück um Georg Büchner. Von Franz Theodor Csokor. (Uraufführung im Prinzregententheater am 31. Oktober 1929.)

Es ist gewiß kein Zufall, daß fast zu gleicher Zeit zwei Uraufführungen stattfinden, die das Los des Aufrührers Georg Büchner zum Gegenstand nehmen. Jener Bauernsturm und jener Drang der Jugend nach Menschenrechten in dem Hessen von 1830 gleichen zu sehr der Unruhe und dem Begehren unserer Tage. Csokor sucht denn auch nicht bloß das Einzelleben eines genialen Revolutionärs herauszustellen, sondern mit ihm ebenso die Genossen, seine Umwelt, ein ganzes System, ja wenn es nicht zu stark behauptet wäre, eine Philosophie der Geschichte, am Ende Büchners eigene Philosophie.

Digitized by Google

Darum der Titel: Stück um Georg Büchner. Eigentlich ist episches Stückwerk um ihn. In zwölf Szenen zwölf Bruchstücke, aus der Literaturgeschichte nachzufüllen, und vielleicht das Doppelte an Motiven. Damit ist schon die Schwäche eines Baus bezeichnet, der wohl wieder einmal Mannigfaltigkeit, aber keine strenge, ideelle, dramatische Einheit hat. Welch tragischer Zündstoff allein in diesem Büchner! Er ist jung, wie seit Hanns Johst alle Menschen jung sind, voll Hast, von Gedanken, von Plänen gewirbelt, von der Liebe, von der eifernden Erwartung der Freunde aufgetrieben, zunächst in die Menschheit sich stürzend, vielleicht mehr auf der Flucht vor dem Ich, ohne mit dem Herzen etwas zu umfangen, während sie, die Freunde, einer um den anderen, im Gefängnis schmachten und vergehen für seine Freiheit, die er ausgestreut hat, er, der schließlich doch an ihnen zum „Menschenfresser" wird, indem er alle wegwirft und die Wirklichkeit und die unmittelbare Tat dazu, um nur sich, das heißt zu innerst seiner Phantasie, seinen schöpferischen Träumen, seinem Dichterwerk zu leben. Solch Widerstreit war in unzähligen Literatenstücken da. Wie den Schuldigen das Gewissen überkommt, ihn das Fieber der Reue ergreift, ihn die höhnenden Schreckgesichte durchrütteln und nicht mehr aufstehen lassen, das ist Abwandlung in expressionistischer Technik.

Dazwischen hinein die Spannung vom Vater zum Sohn; die gleichermaßen ethische und tragische Frage, ob das Müssen zugleich ein Sollen bedeute; die fatalistische Frage, ob alles Sollen und Wollen doch nur ein Müssen sei; der Kleinmut darüber, wieviel der Drache Gemeinheit verschlinge; der Zweifel, ob es überhaupt einen Fortschritt gäbe; der Zynismus, daß nur der Galgen überdauere: alles das wird lediglich angeschlagen. Fürwahr eine reiche Tragödie, wenn sich Tragik je durch eine Summe von Motiven häufen ließe, wenn sich schicksalhaftes Sein nicht wie Ring und Klammer zu schließen hätte. Die Szenen sind hier so locker, weil die Psychologie locker ist. Statt daß Büchner lebt, sich durchlebt, sich auslebt, wird er gedeutet bald von dem, bald von jenem, bald von sich selber. Dann schlingt sich die tragische Formel gleich einem Spruchband um ihn. „Wie Sie an der Tat versagten, so scheitern Sie jetzt am Gedanken. Qual, Zweifel und Reue — das wartet auf Sie." Und andere Deutungen. Doch sei damit das Stück um Georg Büchner keineswegs als nüchterne Aussage abgetan. Je mehr es Bewegung hat, freilich seltener dramatischen Widerprall, je mehr es Überraschungen, Grelles, Derbstes, Zotiges, Rohes bis zum Bösewichtertum liebt, ebensosehr gibt es sprachlich auch Zartheiten, Lyrik, Stimmung, Romantik, Geist; nur noch nicht Stil. Nachdem der Junge, den sie für den Befreier hielten, hinübergeschlummert ist, haust der Richter, der Bluthund in der roten Robe weiter. „Ich bin der Mann, der das Feld behält. Ich bleibe!" Monumentale Menschheitstragödie. „Möchte ich den? Ach, aufhören möchte ich lieber!... Gebt doch endlich Frieden, Ihr Menschen! Warum — — gebt — — Ihr nicht — — Frieden — —?" Sentimentalischer Moralitätenschluß.

Joseph Sprengler

Echo des Auslands

Amerikanischer Brief

Der heutige Stand der jungamerikanischen Bewegung

Als man in Europa von einer solchen Bewegung sprach, war's eine Zeit frischen Lebens bei uns in Amerika. Scharfe Worte, Proteste, Kampfansagen von hüben und drüben der Parteien durchschwärmten die Luft, und hinter allem ein mutiges Wagen und ein fröhliches Hoffen. Was ist geblieben? Geblieben ist uns, die wir unverbesserliche Optimisten sind, das Hoffen, das aber an seinem Frohsinn eingebüßt hat. Geblieben sind uns auch die einstigen Wortführer, auf die wir unser Hoffen setzten. Jung waren sie schon damals nicht, heute aber sind sie achtbare Herren und ehrsame Matronen geworden. Sie arbeiten und schreiben im Tempo würdiger Leute, die Literaturgeschichte machen. Man begegnet ihnen entsprechend; lebhafte, sprudelnde Jugend paßt nicht zu ihrer Würde. So ist sie denn verstummt. „Jugend wie schäumender Wein" ist, nach beiden Richtungen gelesen, eine Sache der Erinnerung geworden. Sicherlich, sie gehören nicht notwendig zusammen, kein Naturgesetz fordert ihre Verbindung. Eine stark pulsierende geistige Bewegung läßt sich auch ohne Alkoholika denken. Sie muß vor allem einem inneren Bedürfnis entsprechen, einer Abneigung gegen das Alte, weil es verbraucht ist, und einem Drange nach dem Neuen, das sinnvoll ist für das Leben. Das Bedürfnis war einst mächtig, der Weg des geringsten Widerstandes war das Rebellieren. Heute steht auf dem Weiser dieses Weges: sich anpassen. Die Jugend, d. h. die wirkliche Jugend, besonders die auf Amerikas hohen Schulen, die sich um Sinclair Lewis, O'Neill, Mencken, Dreiser und andere scharte, war kampflustig. Sie hatte hohe ideale Ziele, sie suchte die berühmte Befreiung des Geistes vom Schematismus, Institutionellen und behäbig Bürgerlichen. Aber auf

Digitized by Google

dem Wege dahin sah sie dicht vor sich eine feste Schranke, einen zäh widerstrebenden reaktionären Konservatismus. Er besaß die magische Waffe des Maschinenzeitalters: Geld. Diese Feste war zuerst zu nehmen. Viel gute Kraft ging dabei verloren. Hartnäckig rang man mit ihr, so hartnäckig, daß man sie schließlich als das Ziel überhaupt ansah. Und überraschend schnell gelangte man zum Ziel. Zugeständnisse auf beiden Seiten, diese wirtschaftliche Parole wurde auch im Kampf der Geister die Sesamsformel. Wo gibt es in der Welt einen fruchtbareren Boden für Kompromisse als in Amerika? Dazu kommt ein anderer Zug des amerikanischen Daseins. Es ist nicht ganz ohne Bedeutung, daß gerade amerikanische Psychologen den wirtschaftlichen und erzieherischen Wert der Gewohnheit erkannt haben. Gewohnheit üben ist ein wichtiger Grundsatz der amerikanischen Pädagogik. Daher sind wir, so aggressiv wir auch in geschäftlichen Dingen scheinen mögen, in geistigen Angelegenheiten, und vielfach auch in wirtschaftlichen, so konservativ, daß Gewohnheit eine Substanz unseres Lebens wird. Konflikte sind unvermeidlich, aber man räume sie baldmöglichst durch Kompromisse aus dem Wege und kehre zum Normalzustand zurück. Bekämpfte die Reaktion also nach dem Kriege alle Kritik an gesellschaftlichen und literarischen Zuständen als sozialistisch oder gar kommunistisch, so sind wir mittels der erwähnten Lebensgrundsätze heute so weit, daß der Sozialismus als politische Partei anerkannt ist. Führer dieser Partei werden zum Empfangsausschuß für den britischen Premierminister hinzugezogen, und die Partei selber steht Spalier. Das schadet nichts, die „Prosperität" sorgt schon dafür, daß die Spalierreihen nicht zu dicht werden. Sie gestattet es den Machthabern, sogar den Kommunisten Straßenversammlungen zu gewähren. Indem man so alle Äußerungen der jungamerikanischen Bewegung im wesentlichen politisch-wirtschaftlich deutete und der vermeintlichen Unzufriedenheit nach derselben Seite hin zu begegnen suchte, entkräftete man sie. Bewegungen geistiger und kultureller Natur erhalten ihre Lebenskraft im Überwinden von Widerständen. Die gab's nun nicht mehr; so wurden die Anhänger lau, und ihre Reihen verstärkten sich nicht mehr.

Zwei faktische Belege dafür. Im Sommer berichteten die Tageszeitungen, „The New Student", ein Wochenblatt, sei eingegangen. Warum? Aus Mangel an Beteiligung. Das war nun aber gerade das Organ gewesen, mit dem man in studentischen Kreisen das Signal zum Sammeln unter dem Banner einer eigenen nationalen Kultur gegeben hatte. Mancherlei Anregungen hatte es in den etwa acht Jahren seines Bestehens geboten; Verhandlungen über Prüfungsordnungen, Lehr- und Unterrichtsformen, Lehr- und Studienpläne hatten von dorther ihren Anstoß erhalten. Diese Stimme schweigt also jetzt. Noch wesentlicher in seiner Bedeutung ist aber ein anderer Todesfall. Im vergangenen Sommer hat auch „The Dial" sein Erscheinen eingestellt. Leicht zu verschmerzen, sagen die Optimisten. Zweifellos! Nichts im Werden und Vergehen dieser besten aller Welten ist unersetzlich. Trotzdem ist dieser Fall ein Symptom für den Wandel, wie er sich vor unseren Augen vollzieht. Der „Dial" war ein Erbstück aus dem Ende der victorianischen Zeit, ein Wahrzeichen dafür, daß auch nach den Emersons und Thoreaus der Sinn für Geisteskultur nicht ausgestorben, ein Denkmal für den ernsten Willen der Bahnbrecher, die sogenannte Neuenglandkultur, dieses wirkliche amerikanische Kulturprodukt, auch in dem sich mächtig entwickelnden Mittwesten, dem Mississippibecken, am Leben zu erhalten. Denn in dessen Zentrum, in Chikago, hatte er bis zum Ende des Krieges sein Dasein; Buchkritik war sein Arbeitsgebiet, vornehm der Ton, sachlich das Gebotene. Dann kam die neue Zeit, ihr mußte man sich anpassen. Die Schriftleitung ging nach Neuyork, aus dem Wochenblatt wurde eine stattliche Monatsschrift in gediegener Erscheinung. Mitarbeiter aus den Reihen der neuen Bewegung wurden gewonnen, die europäische Literatur fand weitgehende Berücksichtigung. In letzterer Hinsicht war die Veröffentlichung der Einleitung zu Spenglers „Untergang des Abendlandes" in englischer Übersetzung eine hervorragende Leistung. Der ganze Ton war weniger der einer Propaganda für eine Sache als vielmehr des kritischen Prüfens der neuen Ideen, also gerade das, was die junge Bewegung brauchte. Allerdings ihre Anhänger scheinen nicht der Meinung gewesen zu sein. Gewiß, geschäftliche Schwierigkeiten spielten beim Schluß eine Rolle. Allein was weiß der Durchschnittsleser einer Zeitschrift von ihren privaten Angelegenheiten. Es fehlte einfach der Leserkreis, dem der „Dial" Bedürfnis gewesen wäre.

Mehrere andere Zeitschriften sind in den letzten Monaten denselben Weg gegangen. Sie waren zum Teil zu radikal, zum Teil waren sie auch nur für den Augenblick geboren. Andere haben, um sich am Leben zu erhalten, dem Handelsgott Opfer gebracht. Haben, um den Postgesetzen bezüglich Anzeigen zu genügen und ihren Anteil an diesem Einkommen nicht zu verlieren, ihr Format in das kommerziell übliche geändert. So beispielsweise das im würdigen Alter von etwa fünfzig Jahren stehende „Forum" und der belletristisch hochstehende „Cosmopolitan" und der stark international orientierte „Survey Graphic". Aus ihren Seiten reden noch immer die Männer und Frauen mit den bekannten Namen, die eine Bresche schlugen für den Nachkriegsgeist. Doch die Geschäftstüchtigkeit des neuen Gewandes

Digitized by Google

ist für ihren Einfluß nicht ganz ohne Verhängnis. Noch immer treten sie ein für die von Anfang an gepredigten Ideale der größeren Wahrhaftigkeit, des tieferen Erlebens des Lebens, predigen sie gegen die Geist- und Inhaltslosigkeit des amerikanischen Daseins. Aber man hat sie so oft gehört, man glaubt ihre Wege und ihre Ziele zu kennen, mit einem Wort: man ist an sie „gewöhnt". Und darin ruht ihr Schicksal und das ihres Wollens.

Damit ist die jungamerikanische Bewegung also am Versanden? Sie hat keine Werte geschaffen, die sich das amerikanische Leben zu eigen gemacht hat? Mit nichten! Die Frage ist zu verneinen. Dazu ist die amerikanische Psyche trotz allem intellektuellen Konservatismus viel zu empfänglich. Zunächst haben wir eine ganz unverkennbare Freude am Buch zu verzeichnen. Bücher haben, Bücher lesen, Bücher kennen ist im besseren amerikanischen Bürgertum heute etwas Selbstverständliches. Das ist ganz gewiß als Gewinn zu notieren, am europäischen Leben gemessen vielleicht ein sehr geringer, für den Kenner unserer Verhältnisse aber ein sehr hoher. Die deutschen Vorbildern nachgeahmten Buchgemeinschaften haben nicht etwa diese Freude geschaffen, sie suchen ihr vielmehr zu entsprechen. Natürlich auch die Verleger ohne Ausnahme. Der eben erschienene Index des „Publishers Weekly" stellt 5000 Neuerscheinungen und Neudrucke für den Herbst 1929 in Aussicht, das Sechsfache gegen frühere Herbstkataloge, wie er freudig verkündet. Das Buch gehört heute nicht mehr nur dem Erwachsenen, sondern ebenso der heranwachsenden Jugend und dem Kinde. Privatdrucke, autographierte Ausgaben, typographische Kunstdrucke, das alles sind nicht nur mehr europäische Begriffe, sondern feste Belänge und Gebiete im amerikanischen Büchermarkt. Von wesentlicher Bedeutung ist dabei, daß Herstellung und Verkauf sich nicht auf ein einzelnes Zentrum wie Neuyork beschränken. Vielmehr hat das ganze Land, zum mindesten eine ganze Anzahl Städte daran Anteil. Nur das einst so bildungsstolze Boston macht eine Ausnahme. Doch bin ich boshaft genug zu glauben, daß die dortige Reaktion weniger spontan aus reaktionärer Quelle sprudelt, als daß sie von dem Büchermarkt provoziert wird. Andererseits weisen Städte mittlerer Größe mit Vorliebe heut auf ihren Büchermarkt, ihre Museen usw. hin, und an der Pazifikküste redet man besonders laut von der eigenen Kultur, die sich dort entwickelt.

Als Folgeerscheinung der jungamerikanischen Bewegung wird von manchen auch die Neubelebung der Liebhaberbühnen angesehen. Kein Zweifel, das Interesse dafür hat Ausmaße angenommen, von denen man sich außerhalb Amerikas kaum Vorstellungen macht. Seit fünf Jahren bewerben sich die dabei betätigten Vereine alljährlich um einen Ehrenpokal; eine ganze Woche nimmt dieser Preisbewerb in Anspruch, jeden Abend spielen drei oder mehr Vereinigungen, die selbst erst wieder innerhalb ihrer provinziellen Verbände als Bewerber delegiert worden sind. Unbedingt liegt in diesem kindlichen Spiel ein erzieherischer Wert. Es hält zunächst einmal in einer Zeit des Niedergangs des Theaters das Interesse am Drama lebendig, namentlich in der Kleinstadt. Allzu leichte Ware muß vermieden werden, denn Auswahl des Stücks ist beim Wettbewerb ein ausschlaggebender Punkt. Man spielt nicht gegen das Theater, sondern bedient sich, wo man irgend kann, künstlerischer Beratung. Wert wird nicht nur auf mimische Leistungen, sondern auch auf Ausstattung, Bühnenbilder und künstlerische Auffassung gelegt. Anerkannte Bühnenkünstler sitzen im Preisrichterkollegium; Beckmesserei soll vermieden werden. Zweifellos lernt manch einer bei diesem Gebaren beobachten, schauen, empfinden. Viel Klein- oder Vorstadtgeist wird dabei in tätige Bahnen gelenkt, in denen manch Fruchtbares erreicht wird. Dennoch bleibt es eine Frage, ob das Ganze als Gewinn zu buchen ist, ob die unvermeidlichen Gefahren dabei nicht viel größer sind als die Beteiligten ahnen, ob das Erreichte im richtigen Verhältnis zum Aufwand steht. Man fragt: wird Verstehen und Begreifen hoher Kunst gefördert oder herabgesetzt und entleert?

Sehr viel klarer liegt die Frage nach der Bejahung des Gewinnes auf einem anderen Gebiet, nämlich dem der Kritik. Natürlich nicht dem der literarischen Kritik, sondern dem der kulturellen Arbeit. Hier haben das sardonische Lachen eines Mencken, die rücksichtslose Bitterkeit eines J. Nathan, die logische Schärfe eines Villard ein neues Bewußtsein geschaffen, zum mindesten sind sie auf dem besten Wege dahin. Wer sachlich am amerikanischen Leben, besonders an seiner Geistigkeit, etwas auszusetzen hat, der darf auf Gehör rechnen. Allerdings mit einer Einschränkung: er muß es von Geburt auf kennen, muß also ein Geburtsrecht auf seine Kritik nachweisen können. Nicht-Eingeborenen hört man nicht zu; dagegen ist man bereit, auch das zu erwägen, was wirkliche Ausländer zu sagen haben. Und wo setzen die Einheimischen den Hebel an? Vor mir liegt ein Buch des vorteilhaft bekannten Hermann Foerster mit dem durch Emerson berühmt gewordenen Titel: „The American Scholar." Seine These läuft auf die Warnung hinaus, daß unser mit Hochdruck arbeitender wissenschaftlicher Betrieb zwar unter dem Schein großer Vielgeschäftigkeit mancherlei in den angewandten Wissenschaften fördert, aber den Geisteswissenschaften alles schuldig bleibt. Eine vereinzelte Stimme in der Wüste? Keineswegs, Henry Seidel Canby benutzt das Erscheinen der Briefe und

Digitized by Google

Schriften Stewart Shermans, eines aufrichtigen Wahrheitsuchers unter den Akademikern, zu einer Philippika über den Mangel an ähnlichen Charakteren, die forschen und Jugend zur Forschung führen um des Forschens willen. Wieder ein anderer, Waldo Frank, der Schriftsteller, rückt in einem starken Band „The Rediscovery of America, Introduction to a Philosophy of American Life" der Frage nach einem amerikanischen Kulturleben von anderem Gesichtspunkt zu Leibe. Amerika — Anbeter der Macht, daher die Ehrfurcht vor der Maschine, dem Geld, der Organisation; daher sein Ruf nach dem Moses, der uns aus dieser Knechtschaft führen muß. Noch ein anderer. J. T. Adams bezeichnet in „Harpers Magazine" Amerikas Zivilisation als die eines Geschäftsmannes; der aber rechnet nur mit Tatsachen, darum fehlen unserem Leben die Ideen, von denen jede Kultur getragen sein muß. Walter Lippmann untersucht in „A Preface to Morals" die moralischen Grundlagen unseres geistigen Lebens und will dem heutigen Tasten nach einer neuen Moralität Richtung geben. „Middletown", dies wirtschaftliche Dokument einer Kleinstadt, verfaßt von zwei Neuengländern, hält in lebenswahren Bildern den Spiegel vor die Hohlheit des Daseins im dritten und vierten Stande. Wie ein Roman lesen sich die tragischen Schicksale dieses Buchs. Und all diese Aufsätze und Bücher kamen in den letzten zwölf Monaten. Bleiben sie unbeantwortet? Amerika liest sie, redet darüber; die Bildungsschicht denkt auch darüber nach. Einzelne, wie Jean Nathan in seiner Satire „Monks are Monks" suchen sich mit Humor über die scheinbare Aussichtslosigkeit hinwegzusetzen. Doch der Geist der Kritik geht um, der Kritik, die aus dem Zersetzen etwas Besseres schaffen will, der Kritik, die dem Hochmut und Dummstolz Bewußtsein beibringen und die Indifferenz warnen will vor der Sandbank, auf die wir laufen. Gewiß, Kritik ist selten schöpferisch, sie baut nicht auf. Aber unsere Kritik hat zwei Voraussetzungen für ihre Wirkung: sie ist zäh, sie läßt sich nicht entmutigen und — sie wird gehört, sie verhallt nicht im Raume. Und darum hoffen wir auf eine bessere Zukunft.

Neuyork A. Busse

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Fünf Finger über Dir. Von Armin T. Wegner. Bekenntnisse eines Menschen in dieser Zeit. Stuttgart 1930, Deutsche Verlags-Anstaltt. 358 S. Geb. M. 9,—.

Ein Reisebuch aus Rußland, in Briefen abgefaßt. Bei der ersten Seite, also im voraus, ist man noch versucht, diese Form als eine allzu lockere, allzu zufällige zu empfinden, aber sehr bald war mir deutlich, daß, um über Rußland zu schreiben, diese heute die einzig richtige, die einzig mögliche ist, weil sie am besten das wechselnd Stimmungshafte, das unsicher Schwankende unserer seelischen Situation ausdrücken kann. Ich selbst, wie jeder aufrichtige Reisende, habe diesen Zwiespalt erlebt, der dort wie überall zwischen Idee und Methode unverweigerlich waltet. Mit der Seele wird man von der Größe der Ideen lebhaft gepackt, manchmal sogar restlos überzeugt, aber die Methode, die Realisation des Geistigen im Irdischen gehört in fremde Domäne, jene der Politik, und erweckt immer Widerstand. Dieses Zwischengefühl hingebungsvoller Bewunderung an ein großartiges, ein tragisches, ein wundervoll leidendes Volk und andererseits das Mißtrauen gegen die Verbeamtung, Entgeistigung der Revolution kommt in diesem unbedingt ehrlichen und gerade in der Leidenschaft wirklich wahren Bekenntnisbuch Armin T. Wegners prachtvoller als in jedem mir bekannten zum Ausdruck. Weder maßt er sich an, Rußland zu erklären, noch zu beurteilen, noch zu verurteilen — er gibt nur aus dieser unbekannten Welt bezwingende dichterische Bilder und Eindrücke, er vermittelt jene merkwürdige rauschhafte Ekstase, der sich niemand entziehen kann, wenn er einem wirklichen Geheimnis gegenübersteht. Vielleicht muß man in Rußland gewesen sein, wenn auch nur ein paar Tage, um zu begreifen, wie einen dies anfaßt, dies sonderbare Gefühl inmitten eines chaotisch Werdenden, in einem Brennpunkt der Weltgeschichte sich zu befinden, ohne zu wissen, wohin die Strömung führt, ob nach oben oder nach unten, zu Schöpfung oder Vernichtung. Nirgends habe ich diesen Zustand, in dem auch der Zweifel leidenschaftlich wird, so menschlich mitreißend ausgedrückt gefunden als auf einer russischen Reise und dann wieder hier bei einem Dichter. Das große Publikum freilich, das von einem Rußlandbuch ein blankes Ja oder Nein verlangt, einen Hymnus auf den Bolschewismus oder eine grimmige Verwerfung, wird vielleicht enttäuscht sein, nicht zu erfahren, wo der Autor dieses Buchs mit seinem Herzen steht. Und doch ist diese Stellung so ungemein einfach: Armin T. Wegner steht bei dem Volke und mitten im Menschlichen. „Wer das Volk anrührt, rührt die Welt an," sagt er einmal auf diesen Blättern, aus einer momentanen Niedergeschlagenheit sich prachtvoll aufhebend in durchaus unpolitische Leidenschaft. Nur als Dichter, als der bewährte und der wahrhaft humane, den wir in ihm von früheren Werken her lieben, stellt er sich frei und überzeitlich den neuen Phänomenen gegenüber und gibt damit ein entscheidendes Beispiel, wie wir alle uns zu politischen Phänomenen anderer Nationen stellen sollen, nämlich mit einem leidenschaftlichen Willen, alles Wesentliche und Wertvolle überall anzuerkennen, jedes Volk und jede Nation zu beurteilen nach ihren schöpferischen Werken und zu versuchen, an jeder neu zu lernen und umzulernen. Dieses Buch hilft mit zur geistigen Gerechtigkeit innerhalb Europas, eben weil es übernational und bloß humanitätspolitisch geschaffen ist, und damit wächst seiner dichterischen Kraft ein besonderer Rang zu. Möge es in viele Hände gelangen!

Salzburg Stefan Zweig

Digitized by Google

Dummhans. Roman. Von Gustav Frenssen. Berlin 1929, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 453 S.

So leitet Frenssen sein Buch ein: „Es hat uns immer geschienen, als wenn die Märchen eines Volks durchaus von einer oder zwei einstigen Wirklichkeiten hergenommen, und danach durch Erzählen und Wiedererzählen, erst ins Phantastische, eben ins Märchen, abgeglitten seien. Da es uns so schien, kamen wir zuweilen auf den Gedanken, von irgendeinem unserer Märchen ausgehend, in Leben und Welt überall zu sehen, ob uns etwa solch eine Begebenheit, die Geschehnisse eines Vormärchens, über den Weg gelaufen sei oder gerade vorübergehe, während wir danach suchten. Und seht, das ist uns nun widerfahren. Und zwar handelt es sich in diesem Fall um eins der bekanntesten unserer Märchen, das in mehr als einer Fassung über den ganzen Norden und Angelsachsen überliefert ist. Nicht, daß beide Erzählungen, jenes Märchen und diese Wirklichkeit unserer Tage, in allen Stücken gleich seien; aber die Handlung ist in beiden dieselbe. Die wirkliche Geschichte trägt das Märchenwunder in sich. Welche Geschichten aber sollte man lieber niederschreiben und in Druck geben, in diesen Zeiten, da Unzählige glauben, daß es nichts in der Welt gibt als Geld und Schlechtigkeit ... als Geschichten von dieser Art?“ ... Und dann erzählt er in prachtvoll breitem epischen Stil, in klingender, singender, wundervoll plastischer Sprache die Geschichte von Dummhans, in diesem Fall Bendix Groth aus Dithmarschen, diesem ungeschlachten Moorjungen, den alle für dumm halten, mit Ausnahme von Anke von Howe, die ihn von Kindertagen an liebt und an sein heimliches Königtum glaubt, wie er es selber tut, seit er auf dem Kinderfest eine Krone gewonnen und stolz auf den semmelblonden Haaren getragen hat. Schwer und hart ist Bendix Groths Leben, namentlich, nachdem sein Vater, der aus Not zum Brandstifter geworden ist, ins Gefängnis hat wandern müssen. Aber sein Leben ist auch bunt und schön; denn selbst die trübsten Tage werden überleuchtet vom Glanz der Märchenkrone, die er durch Wachen und Traum auf dem Haupt spürt. Keck und siegessicher geht er, wie Dummhans im Märchen, auf sein Ziel los, und dieses Ziel ist Anke von Howe, die er nach langem Kämpfen und Mühen endlich heimführt, wie Dummhans seine Prinzessin, weil sie beide aneinander glaubten und in diesem Glauben stark wurden. Das ist kurz die Geschichte von Dummhans, von Bendix Groth, der selbst in seiner allertiefsten Not nicht verzagte, sondern an seine Zukunft und einen sieghaften Aufstieg glaubte. Wenn ich den Dichter recht verstehe, hat er in diesem an das Märchen anknüpfenden Buch die Wirklichkeit unserer Tage aufdecken und uns stark machen wollen in dem Glauben: Es muß doch Frühling werden! Trotz der schweren Not, die uns bedrückt, werden wir aufwärts steigen! Dieser Bendix Groth ist ja nicht irgendeiner, sondern mit all seinen schönen und wunderlichen Eigenschaften, in all seiner Tiefe und Schwere, seinem grüblerischen und doch oft so göttlich leichten Sinn, der Typ des Deutschen schlechthin, Träger auch unserer Träume und Sehnsüchte, unseres Wollens und Hoffens, und als solcher ist er wundervoll gestaltet. Aber nicht nur er! In der ungeheuren Fülle von Gestalten ist nicht eine flüchtig hingeworfen oder lässig gezeichnet, sondern jede mit langsam geführtem Pinsel liebevoll und doch durchaus objektiv in das große Gesamtgemälde hineingemalt worden. Und dieses Gemälde zeigt eine breite, weite, niederdeutsche Landschaft in der Farbenpracht, Weite und Tiefe altholländischer Meister und darüber hinaus ein Zeitbild, das alle wirtschaftlichen Nöte unserer Zeit verlebendigt und so seinen Wert über unsre Tage hinaus behalten wird.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Achtung! Der Otto Puppe kommt! Von Hans H. Hinzelmann. Wien 1929, E. P. Tal & Co. 293 S.

Der Otto Puppe, dessen Kommen der schwülstige Titel avisiert, ist eine Menschenblüte am Baum des Zeitgenössischen: der ewige Koofmich, der Arrivist um jeden Preis, der wendige Handelsmann, aufsteigend vom kleinen Schmuggelhändler im hamburger Hafen zum Inflationsschieber und zum seriösen Warenhausdirektor mit Auto und Badezimmerkultur. Seine Laufbahn legt dieser Roman weniger klar, als daß er sie in Momentbildern, rasch abgeblendeten, beleuchtet.

„Der Otto Puppe kommt!“ — also sieht Hinzelmann in ihm so etwas wie einen charakteristischen Typ dieser oder der kommenden Jahre. Um dieses Gehalts an soziologischer Prognose willen muß man seinen im einzelnen sehr qualitätvollen Roman ablehnen. Zum zeitgültigen Helden, zum auch nur annäherungsweise modernen Menschentyp ist Otto Puppe nicht geeignet. Warum? Weil er ein altmodisches Gewürm ist, ein Sklave jeglichen bürgerlichen Vorurteils, ein Hysteriker, der Mißerfolg und Anfechtung mit Wut und Tränen quittiert, eine anschmiegsame Hundeseele, ein typischer Nicht-Held — während der zeitgenössische Held, selbst in schurkischer Eigenschaft, ein neu und anders konstituiertes Wesen wäre.

Davon abgesehen spricht viel für Hinzelmanns Buch. Weniger als Roman, denn handlungsmäßig erhebt es sich kaum übers Zeitungsniveau und enthält eine Art von sentimentalischem Pathos, wodurch das interessante Unkraut Otto Puppe am richtigen, saftigen Wuchern verhindert wird. Dagegen verrät der Vortrag eine seltengehörte Vehemenz, eine Richtung zum Aufgelockerten und zu fruchtbarer Ironie. Diese Sprache ist zukunftsreich, nämlich gescheit und witzig, mit erstaunlichen Übergängen von Schnoddrigkeit zu Ernst.

München — W. E. Süskind

Die Katzenburg. Eine Märchengeschichte. Von Wilhelm Matthießen. Mit Bildern von Johannes Thiel. Freiburg i. B. 1928, Herder & Co. 262 S. Geb. M. 4.40.

Wenn Matthießen Märchengeschichten erzählt, erzählt er ungezwungen und aus eigenem inneren Jungsein für Kinder, aber das nicht allein, er gibt auch immer das Märchen seiner eigenen Seele voll Handlung und Spannung. Es ist die Biographie seines innigsten Menschen. Nirgendwo spürt man ein absichtliches Bemühen, „Jugendschriftsteller“ zu sein, nirgendwo die „Technik“ des Kinderbuchs und nirgendwo moralisierende Gewaltsamkeiten, sogenannte „Belehrungen“ und die absichtliche pädagogische Herabstimmung des Erlebnisses auf ein infantiles Niveau. Die Kindertümlichkeit ist nur Matthießens andere Seite, die er als sein Eigentümliches immer wieder zwanglos zur Geltung bringt. Hier in diesem Buch erzählt der Dichter die Geschichte einer Katzenfamilie im Kottenforst am Rhein, umgeben von dem ganzen Zauber der deutschen Wald- und Feldmythologie, er ist selbst ergriffen von ihr — mögen es auch Durchschnittsmenschen nicht begreifen, wieso das möglich ist — und aus diesem Naturgefühl kommen ihm die affektvollen Beziehungen zur Umwelt, die märchenbildende Kraft. In viele Lebenskreise seiner anderen Bücher reicht auch diese Märchengeschichte hinein, es ist aber, als ob der Erzählende das

Digitized by Google

Wunschbild, den Traum seines Lebens, seine Idee von sich selbst vom Spiegel solcher Romantik auffangen und reflektieren ließe.

Wien — Franz Strunz

Du sollst dir kein Bildnis machen. Ein Roman aus Hollywood. Von Arnold Höllriegel. München, Drei Masken Verlag A.-G. 362 S.

Ein Dichter fühlt: die schriftlose Dichtung kommt. Die Erfindungen von Film, Radio, Tonfilm sind Vorboten. Ihre Ausdrucksmittel werden ihm Erlebnis, ihre Möglichkeiten Beglückung. Wohin er tritt, findet er Stoffe. Er greift den geeignetsten auf, komponiert aus bildmäßigen Handlungseinfällen, die ihm in Fülle zuströmen, einen Film. Nie hat er Zündenderes geschaffen. Dann kommt er zur „Produktion", zu den Leuten, die die Filme machen. Und ihm ist ungefähr so, als habe er sein Manuskript aus Versehen im Zoo in den Affenkäfig gereicht. Eine Tragigroteske begibt sich. Wenn er es fertig brächte, sich zum Affen seiner selbst zu wandeln, er könnte Ruhm und Dollars einheimsen. Aber er ist ein Dichter, ein guter Europäer und ein dummer homo sapiens, der auf seinen zwei Menschenbeinen davonläuft, zum guten alten Schreibtisch zurückkehrt und den Traum von der schriftlosen Dichtung fein säuberlich mit Tinte und Feder zu Papier bringt.

Dieser typische Vorgang ist der Keim- und Kerngedanke von Höllriegels Roman, der reich ist an tiefen Einblicken und Durchblicken durch die seichte Schicht der Filmwelt, geistvoll in der Darstellung des Geistlosen, Geistfremden, ausgezeichnet in der Porträtierung des Physiognomielosen, und der obendrein noch ein komplettes Filmexposée Höllriegels enthält, „Der Hobo von Hollywood", ein hinreißendes Szenarium, das in den Augen Hollywoods nur den einen Fehler hat: ganz wahr und aktuell zu sein. Doch das wollen die Produzenten nicht und verschanzen sich hinter eine Publikumsmeinung, von der sie so wenig wissen wie von der Seele des Dichters. Darum muß sich ein Publikum, das für Höllriegels Film Interesse hat, notgedrungen zu seinem Buch begeben, wo er unverkitscht in bildhafter Sprache abrollt. Denn die schriftlose Dichtung steht noch immer auf dem Papier.

Berlin-Lichterfelde — Rudolf Frank

Der Tanz ins Dunkel. Anita Berber. Ein biographischer Roman. Von Leo Lania. Berlin 1929, Adalbert Schultz. 196 S. M. 4,— (5,50).

In früheren Jahren hätte man vielleicht den Haupt- und Nebenpersonen eines solchen Buchs fingierte Namen gegeben — dann wäre ein Schlüsselroman daraus geworden — vielleicht hätte man obendrein die Begebenheiten ein bißchen umgebogen und künstlich verknüpft, dann wäre es als normaler Roman hinausgegangen. Leo Lania, zeitnah im Blick, unmittelbar im Zugriff, verhütet beides. Er berichtet alles, was er über das Leben dieses zerstörerischen Tanz-, Film- und Koksgeschöpfs erfuhr und in eigenen Gesichten erschaute, läßt uns die viel begehrende, viel begehrte Männin aus ihrer Zeit und ihrem Wesen heraus verstehen. Und deutet zugleich aus ihrem Wesen und Leben die ganze, Leiber und Seelen mordende Kriegs- und Nachkriegszeit, in deren Strudeln sie auf- und unterging. Nichts ist „gestellt", nichts retouchiert, und doch — oder vielleicht eben deshalb — hat Lania seine Heldin viel weniger kompromittiert, als sie es selbst bewußt und konsequent getan hat. Tout comprendre, c'est tout pardonner. Leo Lanias künstlerischer Ernst und menschlicher Takt entreißt Anita Berbers arme Seele dem Fegfeuer pharisäisch-bürgerlicher Verdammung und ihre künstlerische Erscheinung ruhmloser Vergessenheit.

Berlin-Lichterfelde — Rudolf Frank

Bruder und Schwester. Roman. Von Leonhard Frank. Leipzig 1929, Insel-Verlag. 269 S.

In diesem Roman begegnen uns zwei Leonhard Franks: der Dichter der mystischen Gegenwartsdichtung „Karl und Anna" und der Literat, der durch flinke Dramatisierung verantwortungslos Werte zerstörte, die einmalig und endgültig geprägt waren. Wie die Liebe zwischen den Geschwistern entsteht, die sich nach der Scheidung ihrer Eltern, ohne einander zu kennen, begegnen — das ist eine Liebesgeschichte unter mondänen, sorgenlosen Hotelhabitués, mit klarer Durchdringung der Dinge des Alltags erzählt, jene Verzauberung, die jedem Sachlichkeitsfimmel widersteht, als Wirklichkeit gestaltend. Aber diese Liebe hat ihre Sonderexistenz, ist vom Thema Geschwisterliebe unabhängig. Frank stellt prachtvoll die typische Schönheit der zweiten Liebesnacht dar, voll hinreißender Psychologie, ohne daß das geschwisterliche Blut jedoch in einem besonderen Takt pulst. Soweit der Dichter. Der Literat, der leider auch in Leonhard Frank steckt, verallgemeinert den Einzelfall. (Wenn es eine Norm gäbe: suchte der Mann die blutgemäße Ergänzung nicht eher in Wesen, die dem Typ von Schwester oder Mutter konträr sind?) Franks Konstantin erlebt eine Steigerung seines Gefühls, sieht seine Liebe erhöht, als er erfährt, daß sie der Schwester gilt, und seine Lydia fühlt ihre Liebe geläutert, als sie nach der Eröffnung des Geheimnisses zum Bruder und geliebten Manne zurückfindet. Frank packt hier nur ein „interessantes Thema" — und sucht vorzutäuschen, als ginge er geheimnisvollen Gesetzen der göttlichen Weltordnung nach. Das verführt ihn zu seltsamen Inkonsequenzen. Er sieht in dieser Geschwisterliebe etwas Gottgewolltes — und tut alles, um die Liebenden zu entlasten. Wie in antiken Mythen kommen die „Erkennungszeichen" an den Tag — ist den Geschwistern mit den keineswegs alltäglichen Vornamen nicht am ersten Tage der Vorname aufgefallen? Frank schildert die Liebenden als feine Instinktgeschöpfe — und nur Liebesraserei, keine dunkle Hemmung? Und die Mutter, die Selbstmord verübt, nachdem sie die Tochter aufgeklärt hat! Hätte diese Mutter, der das Glück der Tochter alles gilt, nicht eher ihr Geheimnis ins Grab genommen? Ihr Verhalten erscheint keineswegs zwingend. Eine Lücke der Komposition, die bei einem Könner wie Leonhard Frank besonders verräterisch wird. Es rächt sich, wenn Dichter, über denen die Gnade ist, Konzessionen an den Tag machen.

Berlin — Lutz Weltmann

Abenteuer des Peter Farde. Roman. Von Peter Dörfler. Freiburg in Breisgau 1929, Herder & Co. G. m. b. H. 414 S. M. 4,80 (6,50).

Vor Jahren erschien dasselbe Buch in viel kleinerem Format, und da wirkte es als eine vom christlichen Wunderlicht durchstrahlte schreckensreiche Abenteurergeschichte, bunt und unterhaltsam wie ein Bilderbogen. Wer hat den klugen und feinsinnigen Dichter überredet, diese bescheidene, aber in ihrer Art schöne Sache zu zerstören, um daraus einen anspruchsvollen Roman zu machen? Was früher in abenteuerlicher Schicksalshaftigkeit nah und ergreifend zusammenlag, ist jetzt auseinander gezogen worden. So nämlich wirkt es auf mich. Nun ist es teils ein Landschaftsroman, teils ein psycho-

Digitized by Google

logischer Bekehrungsroman, teils ein Kultur- und Sittenroman aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Voll Spannung und Freude las ich alles Landschaftliche. Der Karawanenzug durch Nordafrika hat mich mitgerissen. Tiere, Pflanzen, Erdformen, Lufterscheinungen, alles lebt zusammen und voneinander. Auch die nebensächlichsten der Nebenfiguren, jene, die nur äußerlich beschrieben und mit einigen Worten in die Handlung gestellt sind. Auch dem Begleiter des Peter Farde gelang es oft, sich mir als körperlich anwesend zu suggerieren. Alle anderen tauchten auf und verschwanden. Einen Moment hatte ich sie, dann waren sie wieder nichts als Redefiguren. Am meisten haben die Bekehrungsszenen durch die Verlängerung gelitten. In der früheren Fassung waren sie für Kinder ganz schön und wirkten so wie ein anständiges Heiligenbildchen, das zur ersten heiligen Kommunion verschenkt wird. Das hatte Sinn und Zweck. Jetzt aber handelt es sich um die Bekehrung eines gebildeten Arabers aus der arabischen Kultur heraus, nicht nur aus einzelnen Koransuren und aus der Sklavenwirtschaft. Einen Sklaven zu bekehren ist leicht. Aber einen Mann, der im Besitz einer Kultur ist, die der unserigen heute noch ganz bedeutende Werte gegenüberzustellen hat? Die echte Bekehrung, nicht nur die geschäftliche? Und dann auch noch durch einen solchen Laienbruder? Durch Einfalt, sei sie noch so gut gemeint, geht das nicht. In der Wirklichkeit schon gar nicht und im Roman erst recht nicht. Muß ich den Dichter an seinen großartigen Schäfer erinnern mit der unsagbaren Sünde im Leib? Dies ist ein Fall, der so überzeugt, daß einem im Traum noch dieser Schäfer erscheint und in unser Leben, in unsere Seele, in unser Blut eingeht. Den neuen Peter Farde aber werden wir schnell wieder vergessen, lieber Herr Peter Dörfler.

Berlin Hans Roselieb

Willi siegt. Roman. Von Franz Herwig. Stuttgart 1929, Adolf Bonz & Comp. 302 S. M. 4,— (6,—).

Franz Herwig hat in diesem Buch einen herrlichen Einfall dargestellt: ein rachitischer Junge, kränklich und schwächlich, Willi geheißen, reagiert seine körperlichen Minderwertigkeitserlebnisse ab, indem er seine seelischen und geistigen Vollwertigkeitsgefühle als bezwingende Waffen gegen die böse Welt gebraucht. Die böse Welt, das ist Berlin vom Görlitzer Bahnhof bis zur Ackerstraße und den Laubenkolonien. Kleine Handwerker, Waschfrauen, Weißnähe-rinnen, Säufer, Hehler und Schwindler aus Not. Nahe beim Zillemilljöh mit dem Hunger als Atmosphärendruck. Der Anfang des Romans ist allerdings ein bißchen nüchtern wie der Eintritt in diese Welt. Bald aber geht es in dieser Melodie: „Willi rief: ‚Wat is denn nun los?‘ — ‚Hier!‘ antwortete Kautz, ‚nimm es nur gleich hin — denn ich habe es sehr eilig und muß gleich wieder fortlaufen.‘ — ‚Wat sollen wir denn mit det Karnickel, Mensch?‘ — ‚Vielleicht gibt es doch einen Braten — zum Sonntag,‘ sagte Kautz mit verlöschender Stimme, ‚aber tot machen kann ich es nicht. Und ich werde nun jede Woche eins bringen — weil doch die Not so groß ist. Und schließlich ist es ja auch ein wenig tröstlich, daß Gott den Kaninchen eine so große Fruchtbarkeit verliehen hat.‘ — Oder: ‚Was flennste denn? Was ist denn dabei, wenn ich ins Krankenhaus muß?‘ — Da sagte sie schluchzend: ‚Dämlicher Bengel, meinste ich heule wegen dir? Wer soll denn nun wecken?‘ — ‚Quatsch mich doch nicht an! Bist doch wohl groß genug, um allein aufzustehen. Und unterm Rock guckt dir auch wieder was raus.‘ — Aber eigentlich wollten sie beide etwas anderes sagen.“

Offen gestanden empfinde ich gegen diesen Willi etwas Neid. Ich merke zu wenig, daß es ihm auch mal etwas schwer fällt, in der verhochdeutschten berliner Ackerstraßensprache mit allen Widernissen seines Lebens schon von Jugend an so meisterlich fertig zu werden. Ich möchte ihn schärfer beobachten, seine Augen, sein Mienenspiel, namentlich das um seinen Mund, seine Gebärden, seinen Gang mit den krummen Beinen. Das möchte ich sehen, um ihn zu überraschen, ob er nicht doch ein bißchen anderes empfindet als Neugierde, Lust zur Ordnung, Freude auch anderen zu helfen und Wonne des Meisters, alles einrenken zu können. Ob der körperliche Schmerz, krank und krumm zu sein, ihm auch geistig nicht größere Hemmungen bereitet? Ob er im tiefsten Inneren nicht vorübergehend erboster, viel erbitterter ist, als wir es im Roman zu sehen bekommen? Wenigstens auf den ersten 150 Seiten? Ich sehe zu wenig, wie ihm diese wundervolle Lebensbeherrschung überhaupt möglich wird. Er ist jedenfalls zu begabt. Er ist zu voll der Gnade, ohne daß ich spüre, was das für eine überirdische oder andere Gnade ist. Deshalb bin ich manchmal so neidisch auf diesen seelisch so vollkommenen Kerl mit den krummen Beenen. Er kann sogar, was für Herwig als katholischen Dichter allerlei ausmacht, ohne Gebet, ohne Religion so vollkommen sein. Aber diese eifersüchtigen Bedenken verfliegen, wenn wieder so eine vollkommene Schilderung kommt wie die, wo er mit seinem Freund Kautz zum erstenmal die große Natur kennen lernt; wie die im Krankenhaus, wo ihn Religion wie ein Wunder, das neben ihm geschieht, streift; wie die Schilderung, wo er seinen Freund, der unschuldig eines Kindermordes verdächtigt wird, verteidigt; und viel mehr bis vor den Anfang des Schlusses. Der Schluß erscheint mir ein solches happy end, daß es wie Hohn wirkt auf eine wirkliche berliner Laubenkolonie nach 1918. Jeder geschmackvolle Leser wird diesen Schluß schmerzlich bedauern. Und diesen famosen Willi auf der bedeutsamen letzten Seite eines Buchs als Vorbild für ganz Deutschland hinzustellen, das ist Stil aus einer Zeit, weit vor 1918. Dieser Willi hat es nicht nötig, daß aus ihm noch Literatur gemacht wird. „Eigentlich ist er ein Staatskerl,“ sagt die Schwester viele Seiten vorher von dem Krummbeinigen. Und was sagt er selber darauf? „Nicht wahr? Wie wir jebaut sind!“ Das kann selbst sein Dichter nicht übertrumpfen.

Berlin Hans Roselieb

Der Kampf gegen den Tarnhelm. Roman. (Mit 6 Bildbeigaben schottischer Schlösser nach alten Stichen.) Von Hildegard Wiegand. Stuttgart, Den Haag, London 1930. Orient-Occident-Verlag. 348 S. In Ganzleinen M. 8,— (M. 6,50).

Der geschichtliche Held dieser Erzählung, Francis Bothwell, geboren 1555, ist ein Abkömmling des Geschlechts der Stuart, der im Knabenalter, als Page der Königin Maria Stuart und Liebesbote zwischen ihr und dem Grafen James Bothwell, Darnleys Mörder, seine Laufbahn beginnt und im Jahre 1612, unter König Jakobs Regierung, ein von politischen Wirrungen und religiösen Strebungen bis zum Rand erfülltes Leben endigt. Blut und Erbteil seiner Sippe, ein verzehrender Ehrgeiz, stellt ihn also mitten in eine Zeit wilden und zähen Kampfes um die Vormacht in Schottland und England. Das Erwachen eines neuen Menschengeistes in Europa um dieselbe Zeit, durch die Reformation angebahnt und durch Jakob Böhmes Stern im Zenit bezeichnet, ist hier an dem Beispiel eines außerordentlichen Menschen dargestellt, nicht des ersten und sicht-

Digitized by Google

barsten auf der politischen Bühne, aber sicherlich einer vom Geheimnis ihres Wesens und Wirkens fort und fort umwitterten und von der unausweichlichen Tragik ihrer höheren Sendung beseelten Gestalt. Schwarze und weiße Magie mischen ihren Nebeldunst und Lichtglanz in die ganz von innen her bewegte Sphäre des Romans. Ritterliches Heldentum und opferwillige Menschlichkeit verwirklicht sich an Francis Bothwell im Dienste einer überpersönlichen Macht, immer reiner läutert sich das Innenbild der geistigen Gestalt eines „Patrioten". Hildegard Wiegand hat ihr Buch auf Grund umfangreicher Studien geschrieben, sagt das Nachwort. Geschichte und Phantasie lösen sich nicht allenthalben gleich durchsichtig auf im Element des Epischen. Es bleibt gelegentlich ein Rest, so namentlich wenn die Erzählerin historische Tatsachen vorausnimmt, die der Leser an Ort und Stelle nicht zu erfahren braucht. Stil und Komposition gleichen alten, silbrig flimmernden Stahlstichen. Jede Linie ist rein und zart gezogen, Licht und Schatten sind abgedämpft.

Stuttgart — Martin Lang

Italienische Märchen. Gesammelt und eingeleitet von Walter Keller. Jena 1929, Eugen Diederichs. 324 S. Geb. M. 7,—.

Die älteste Internationale ist die der Volksmärchen, sie ist fast so alt wie die Internationalität der Wolken und Sterne, die ihre Bahn über alle Länder der Erde ziehen und von denen alle Völker in ihrer Sprache erzählen. Vorliegender Band, der sechsunddreißigste von Friedrich von der Leyens monumentaler Sammlung „Die Märchen der Weltliteratur", zeigt uns die uralten Motive auf ihrer Wanderung durch italienische Landschaft. Wir erkennen sie auch im welschen Gewand: den treuen Johannes, den Doktor Allwissend, Rapunzel, den Meisterdieb, den gestiefelten Kater, Dornröschen, Hänsel und Gretel und das Katerlieschen. Sie gebärden sich etwas freier als bei uns, viel ungebundener als es im heutigen Italien gestattet wäre: der „Zauberlehrling" verletzt keines düsteren Hexenmeisters, sondern eines schimmernd nackten Fräuleins wohlmeinende Gebote. Von diesen Cantari e favole ist nur ein kleiner Sprung ins Dekamerone. Die Grenzen fließen ineinander; es sind Märchen, Märchennovellen, Novellen, Abenteuer, nicht für Kinder, sondern für ein ganzes kindliches Volk.

Früher als in anderen europäischen Ländern hat man in Italien solche Produkte flunkernder Phantasie gesammelt. Was jenseits der Alpen Musäus und Brüder Grimm, war hier Straparola und Battista Basile. Ihre Haus-Märchen waren Märchen der Straße, des Marktes und wurden schon seit der Mitte des 15. Jahrhunderts aufgezeichnet. „Dreizehn angenehme Nächte" hieß der lockende Titel der frühesten Sammlung. Die zweite, in neapolitanischem Dialekt, „Il Pentamerone", erschien 1634. Beide Sammlungen bilden mit 26 ihrer prägnantesten Stücke den Grundstock der Kellerschen Auswahl. Ihre Motive stammen aus noch ferneren Zeiten und Ländern: aus der Odyssee und Herodot, aus Vergil, Ovid, Äsop, Lukian, Apulejus, aus Tausendundeine Nacht und der Legenda aurea, und vieles davon weist in seinen Ursprüngen auf Indien, die Wiege aller märchenhaften Dichtung.

Der dem Buch beigefügte wissenschaftliche Apparat erfüllt mit Quellennachweisen, Bibliographie und Anmerkungen in vorbildlicher Knappheit und Zurückhaltung auf 12 Seiten alle Ansprüche.

Berlin-Lichterfelde — Rudolf Frank

Der Garten Allahs. Roman. Von Robert Hichens. Deutsch von Jacques Sgalitzer. Zwei Bände. Wien 1929, Paul Zsolnay. 388, 404 S.

Bei den Arabern gibt es ein Sprichwort: „Die Wüste ist der Garten Allahs". Aus der Wüste wächst, in ihrer Luft blüht und wuchert dieser Roman in betäubender, erstickender Fülle der Düfte, Gesichte, Geräusche. Kein Reisender, kein Forscher, kein Film, kein Hörspiel hat ihr Geheimnis mit gleicher Hingabe umworben, belauscht, ergründet. Mit den Gestalten des Dichters sinken wir in das unermeßliche Reich der Vergessenheit. Uns umfängt eine unbekannte, seltsam wilde Mystik. Unser Bewußtsein sträubt sich gegen ihren Sinn, lehnt ihn ab als absurd: Ein Katholizismus allerstrengster Observanz durchdringt in schwelgerischer Inbrunst den Allahglauben des Islams und verbindet sich mit ihm zu einer barock-zelotischen Handlung. Der Mönch Androwsky, der die Gelübde brach, weil ihn das Leben drängte, findet auf der Fahrt in die Wüste das Weib, das seine Gattin wird, Domini, die orthodoxe Tochter eines atheistischen Vaters. Sie erleben eine Liebe, unermeßlich wie die Sahara. Doch als er endlich der Geliebten seine Sünde beichtet, will sie keine andere Buße als Trennung und Rückkehr ins Kloster. Schweigend wie der Trappist trägt Domini unterm Herzen sein Kind, von dessen Dasein er nie erfahren wird. Hier versagt die atmosphärische Narkose des Buches. An Stelle der handelnden Personen lehnt sich der Leser auf gegen eine falsch und schematisch angewandte Dogmatik, die im Zeichen der Liebe Leben und Liebe vernichtet und die heiligen Sakramente des eigenen Glaubens zerstört.

Berlin-Lichterfelde — Rudolf Frank

Der kosmische Tanz. Vier Erzählungen. Von Johan Luzian. Paderborn 1929, Verlag der Esser'schen Buchhandlung. 24 S. M. 2,— (3,—).

Erzählungen um eine Tänzerin geschrieben. Aber was mehr bedeutet, der Tanz als Erlebnis, als eigentlicher Schöpfungsakt, wird hier in darstellerisch vollendeter Form umschrieben und erfühlt. Wenn auch keine Erzählungen im Sinne epischer Gestaltung, sind es doch Dichtungen voll gesättigter lyrischer Stimmung. Das dünne Buch sagt mehr vom tiefsten Wesen des Tanzes als manche dickleibige Theorie.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Geheimnis um Eva. Ein Frauenreigen. Von Emil Hadina. Leipzig 1929, L. Staackmann. 319 S.

Es erhebt sich, da man diesen Kreis von Erzählungen liest, die Frage, welches Verhältnis zum Leben eigentlich sein Autor habe. In der Groteske „Geheimnis um Eva" gibt er selbst aphoristische Antwort: „Es ist mitunter doch nicht alles so kitschig und herkömmlich, was uns das Leben auftischt." Den Faden weitergesponnen: „von tausend Affären, die das Leben bietet, kaum eine, die romanhaft oder novellistisch verwertbar wäre. Fast ewig der gleiche kitschige Alltagstyp." Die eine aber hat Hadina ergriffen — ergreifen müssen, wollte er nicht sein Fallit erklären als Dichter: nur ganz matt gebrochen erscheint das Leben in ihr. Daher konnte er die Erzählungen am besten zu Märchen und Grotesken gestalten. Ein Duft ist in dem Buch wie von alten Märchen so süß, so umkränzt von blühenden Schilderungen der Landschaft und des Milieus. Gleich die erste Erzählung ist voll von orientalischer Gebärde. Aber das Ganze andererseits etwas oberflächlich, etwas speziell; motivisch fast auf denselben Nenner gebracht: „Zwei Frauen und eine Liebe", „Der Freund und die Frau. Variante des Dritten": Geheimnis um Eva heißt

Digitized by Google

hier „die Macht der Frauen und das Schicksal der Männer"; aber dieses Geheimnis wirkt etwas billig und leicht; das sogenannte „Frauenkennertum" Hadinas ist darin so gar nicht überzeugend, weil das Psychologische fehlt, weil das Gefühl nicht bis zu den Gründen geht. Freilich: es ließe sich aus dem Motiv, Können vorausgesetzt, etwas Gescheites machen, wenn man Persönliches und Nacherlebbares überzeugend zu sagen hätte.

Tübingen — Karl H. Bühner

Meine Argonautenfahrt. Von Adam Karrillon. Berlin 1929, G. Grotesche Verlagsbh. 171 S. M. 3,— (4,50).

Adam Karrillon erzählt in dem schmalen Band seine Erlebnisse als Schiffsarzt auf der Ostsee, als nach Kriegsende der Gefangenenaustausch mit Rußland stattfand und Optanten nach Ostpreußen zur Abstimmung gebracht wurden.

Seit vielen Jahren steht Karrillon seinen Mitmenschen als praktischer Arzt in allen Nöten des Leibes getreulich bei. Wer ein langes Menschenalter durch immer zwischen Wiegen und Sterbebetten hin- und hergegangen ist, der hat einen weiten Weg gemacht.

Reiche Lebenserfahrung spricht aus diesem Buch; randvoll ist der Brunnen gelaufen, aus dem der badenser Dichter schöpft, aber seine Welt ist nicht die der vollen Tafeln und der Freudenfeste, sondern es geht oft grausam zu, der Zufall regiert mit seiner Narrenpritsche, und die Besten tragen oft das zerschlissenste Kleid, ohne daß ein Lenker von droben in die Speichen greift.

Jede Seite ist überglänzt von einem Humor, der als freudige Heiterkeit, als derbsinnliche Lebenslust immer wieder emporspringt, wenn seiner Seele Spiegel windstill liegt, von keinem Hauch gekränkt und gekräuselt.

Unwillkürlich behält man die Worte im Sinn, die Karrillon spricht: „Wer heute leben muß, der tue es ohne viel zu denken. Wir alle sitzen in einem Kino, und was wir vor uns haben, ist nur ein Schattenspiel, an dem wir weder mit Lachen, noch mit Weinen etwas zu ändern vermögen."

St. Andrae-Wördern — Albert Leitich

Die einsame Kerze. Drei Novellen. Von Hans Franck. Berlin 1929, Bühnenvolksbundverlag. 98 S. M. 2,—.

Die drei in diesem Büchlein vereinten Novellen „Die einsame Kerze", „Ernemanns Opfergang" und „Annlies Angermann" sind Kabinettstücke feinster, reifster Erzählkunst eines Dichters, dem wir so viel Schönes verdanken und dessen Können so fest steht, daß eine bloße Nennung eines neuen Buchs von ihm genügen dürfte, um Leser herbeizurufen. Und so mag zur Charakterisierung dieser drei Novellen nur kurz angedeutet werden, daß der Dichter in ihnen hinabtaucht in die Kinderseele und sie in ihrer scheinbaren Eindeutigkeit und oft doch so verwickelten Kompliziertheit zeigt.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Das ländliche Jahr. Roman. Von Karl Benno von Mechow. München 1930, Albert Langen. 367 S. M. 6,50 (9,—).

Ein Roman? Mitunter vergißt man beim Lesen, einen Roman vor sich zu haben und glaubt, in ein landwirtschaftliches Lehr- und Lesebuch vertieft zu sein, so ausführlich und bis ins kleinste gehend schildert der Autor Bestellung des Ackers, Aussaat, Ernte usw. Wenn er trotzdem auch noch in diesen Teilen seines Buchs zu fesseln weiß, so ist das ein Beweis für seine Veranschaulichungskraft. Es geschieht in dem ganzen Roman so gut wie nichts. Ein junger, etwas zaghafter, willensschwacher Inspektor verbringt in unermüdlicher Arbeit ein Jahr auf einem Landgut, und allerlei Leute laufen ihm über den Weg, die gut geschaut und lebendig dargestellt sind, wenn man auch das Gefühl nicht los wird, daß der Verfasser seinen Gestalten gegenüber nicht immer objektiv ist und daher einseitig Schwarz und Weiß verteilt. Alles in allem aber scheint in Karl Benno von Mechow ein Talent vorzuliegen, das Beachtung verdient und auf seine weitere Entwicklung neugierig macht.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Die Schatzgräber. Eine unterhaltsame Geschichte aus Spanien. Von Ludwig Brinkmann. Berlin 1928, Paul Steegemann. 512 S.

Ein kreuzfideles Buch, geistvoll, prickelnd von grotesker Laune, farbensprühend, phantastisch. Wie spanische Schatzschwindler, konterkariert durch einen amerikanischen Glücksritter, einen gutmütigen deutschen Professor und dessen Begleiter, einen braven springlebendigen merscheider Hosenschnallenfabrikanten hereinzulegen suchen. Schon ist Professor Faulhaber daran, ein herrlich gelegenes Landgut, das sonst aber wertlos ist, für eine Unsumme zu erstehen, um nach dort angeblich verborgenen Schätzen zu graben, schon ist der wackere Fabrikant dabei, einer glutäugigen Bordellschönen Herz und Hand zu schenken, als ein Umschwung der Umstände im kritischen Moment soviel Unheil vereitelt, aber eben dadurch die lustige Konfusion noch durch weitere heitere Episoden auf die Spitze treibt. Das Leben und Treiben in einem spanischen Provinzstädtchen, mit seinen korrupten Honoratioren, seinen vielfältigen kleinen Begebnissen findet sich trefflich geschildert. Bürgermeister, Richter, Domherr, Herbergswirt, Stadtgeck, Kupplerin, Dirnchen, Polizist, Geizhals, Schmuggler und Briganten, man lernt sie hier so wesensecht und wahrheitsgetreu kennen, als hätte man sie selber mit Leibesaugen geschaut.

Wien — Martin Brussot

Einer von uns. Von Willa Cather. Zwei Bände. Freiburg i. B., Urban-Verlag. 335, 245 S. M. 10,—(12,—).

„Es sind die radikalen Bahnbrecher einer Bewegung, die sich am schnellsten durchzusetzen pflegen und so sind wir in Deutschland heute vertraut mit Vertretern der jungamerikanischen Bewegung wie Mencken, Dreiser, Sinclair Lewis oder Dos Passos. Ihr tendenziöser Kampf gegen Mißstände und Vorurteile der eigenen Nation gibt auch dem Nicht-Amerikaner ohne weiteres eine Basis zum Verständnis. Weniger vertraut sind dem europäischen Publikum die Geister, die ohne solche Tendenzen die Tragik der amerikanischen Seele darzustellen suchen. Das gilt selbst für eine so feine und sympathische Persönlichkeit, wie die Virginierin Willa Cather, die jeder Sensation abhold in eigenartiger Weise liebevolle Beobachtung des täglichen Lebens mit Sinn für das Seelische und Ideale zu verbinden weiß. Wir begrüßen es, wenn eins ihrer besten Werke, der Roman „Einer von uns" (One of Ours), der 1922 den Pulitzer-Preis errang, nunmehr in einer vortrefflichen deutschen Übersetzung von Marielis Menk, dazu in musterhafter Ausstattung vorliegt.

Der neuen Strömung innerhalb der amerikanischen Literatur gehört „Einer von uns" insofern an, als der tiefste Gehalt des

Digitized by Google

Werkes im Bewußtsein der eigentümlichen seelischen Mängel des amerikanischen Lebens wurzelt. Äußerlich scheint der Roman in zwei disparate Teile zu zerfallen. Der erste zeigt den jungen Claude auf einer Farm in Nebraska, wie er eingespannt in den Kreis seiner Familie, unverstanden, wenn auch nicht unglücklich, dahinlebt und sein eigenes, nach Tieferem sich sehnendes Wesen nur dunkel zu empfinden oder zum Ausdruck zu bringen vermag; der zweite zeigt ihn im Weltkrieg, im Übungslager, auf dem Transport und schließlich auf französischem Boden kämpfend und fallend. Und doch gehören beide Teile innerlich zusammen, denn beide sind getragen von der Idee, daß Amerika schlummert, gebunden in eine der Tiefe entbehrende puritanische Tradition, während Europa lebt. Die Ehe, die Claude noch im ersten Teil eingeht, bringt den Gegensatz zwischen amerikanischen und europäischen Idealen symbolisch zum Ausdruck. Der tief angelegte, beschauliche Claude, der so weit entfernt ist vom amerikanischen Erfolgstypus, heiratet eine Frau, die bei allen äußeren Reizen und Talenten den leeren puritanischen Tätigkeitsdrang der Amerikanerin entfaltet, in diesem Fall auf dem Gebiete der Antialkoholbewegung, und das innerliche, empfindsame, liebebedürftige, auf das Seelische eingestellte Wesen ihres Mannes nicht versteht und vergewaltigt. Auch der Krieg ist von eigenartigem Standpunkt aus gesehen: Einmal hätte Amerika, wenn es überhaupt eingriff, *eher* eingreifen müssen; zum anderen sind die Lorbeeren des Krieges nicht in die richtigen Hände gelangt. Der deutsche Leser empfängt einen klaren Eindruck davon, wie der Amerikaner auf dem Lande den Krieg ansah und empfand. Die Schilderung der deutschen Kriegführung ist nicht immer schmeichelhaft, aber sie ist auch niemals gehässig, vielmehr getragen von dem Streben, gerecht zu sein.

Es ist ein eigenartiger und anziehender Hintergrund, vor dem die seelischen Geschehnisse des Romans sich abspielen, die Landschaft von Nebraska und die Gemeinschaft der Siedler, die den verschiedensten europäischen Nationen entstammen und so immer wieder europäische Art mit amerikanischer kontrastieren. Das angelsächsische Siedlerelement ist eine geschlossene Welt alten Schlages, aufgebaut auf primitiven puritanischen Empfindungen, tüchtig und schlicht, aber ohne Zugang für die Gefühlswelt Europas. Kein Werk der amerikanischen Literatur macht die Sehnsucht so vieler Bürger der neuen Welt nach der alten so verständlich wie das vorliegende.

Freiburg i. B. Friedrich Brie

Das elfte Gebot. Von Karl Klüger. Wien 1928, R. Löwit. 164 S. M. 3,– (4,50).

Das elfte Gebot heißt: „Du sollst dich nicht freuen!" und ist eins der strengen 613 Gebote des Talmud. – Es ist ein Buch mit Geschichten aus einer kleinen jüdischen russischen Stadt und enthält, so schmal es ist, die ganze tränenschwere Atmosphäre jüdischen Lebens, es enthält die Wahrheit vom Juden. Wir haben im Deutschen nur sehr wenige Bücher, die uns jene trauervolle, herzwarme, in Geist, Mystik, Liebe sich verzehrende Welt erschließen. Klüger tut das in fünfzehn Geschichten, die nicht den Ehrgeiz zur Novelle und Humoreske, zur „Literatur" haben; er notiert fast sachlich Vorgänge und Zustände einer religiösen Rassegemeinschaft auf, deren einfache, unverschönte oder gar dilettantische Wiedergabe genügt, uns zu erschüttern, zu erheben und zu bereichern. Daß man solch ein Buch den Zeitgenossen aufzwingen könnte! Es ist Aufklärung, Richtigstellung, Wahrheit, die ohne alle weitere Versicherung überzeugt.

Berlin Kurt Münzer

Literaturwissenschaftliches

Perceval oder die Geschichte vom Gral. Von Chrestien de Troyes. Übersetzt von Konrad Sandkühler. Stuttgart 1929, Orient-Occident-Verlag. 206 S.

Wolfram von Eschenbachs Quelle zum „Parzival" ist bisher noch nicht übersetzt worden. Diese Übertragung hat ein Schriftsteller aus dem Steiner-Kreis vorgenommen, um Brücken zu schlagen von den Gralssagen, um die man sich in Frankreich um 1200 ebenso mühte wie heutige Autoren um Ehekrise, Abtreibung und Todesstrafe, zu den Bestrebungen Rudolf Steiners und seiner Jünger. Da Chrestiens Werk unvollendet ist, müssen diese Gedankengänge, die Sandkühler bestechend vorträgt, Hypothesen bleiben. Aber er treibt produktive Quellenforschung, wenn er in der Einleitung die geistigen Strömungen darstellt, die das Interesse an den Gralssagen weckten. Bei Chrestien findet sich schon die Bipolarität Parzival-Gawan: der Mensch, der berufen ist, den Gral zu finden, und der, der stets vom Wege abirrt. Der Gral ist etwas, wonach der einzelne Mensch streben muß, nicht etwas Menschheiterlösendes. Perceval wie Gauwain sind Wesen, von denen jeder Mensch etwas in sich hat. Erst Wolfram macht aus dem Stoff den Entwicklungsroman, deutet selbst die Vorgänge der keltischen Epen, Chrestien trägt die Idee in sich, ist naiver, objektiviert seine Anschauung in seinen Gestalten. Chrestien von Troyes ist als Dichter eher vom Schlage Gottfrieds aus Straßburg als von Wolframs Art – wir können durch diese Übertragung Vergleiche zwischen deutschem und französischem Kulturkreis in einem frühen Stadium vertiefen. Sandkühlers Übersetzung enthält im bisher vorliegenden ersten Bande den Parzival-Roman, soweit ihn Chrestien selbst vollendet hat, nebst einem apokryphen Prolog. Er wählt eine klare, schlichte Prosa, die dem Ton des Ganzen angemessen ist. Die Übertragung ist nicht Dichtung geworden, aber liest sich angenehm. Sie kann als Gegenstück zu Joseph Bédiers Nacherzählung des „Tristan" gelten, die Rudolf G. Binding vorbildlich nachgedichtet hat. (Und „Parzival" wie „Tristan" bedürfen einer Fassung, die von Wagner wegführt!) Französische Buchmalerei aus dem 14. Jahrhundert erhöht den Reiz dieser Ausgabe.

Berlin Lutz Weltmann

Käthe Dorsch. Ein Frauen- und Rampenprofil. Von Lutz Weltmann. Mit 32 Abbildungen. Berlin 1929, Horen-Verlag. 179 S. In Ganzleinen geb. M. 5,80.

Käthe Dorsch ist eine Schauspielerin, die unendlich verwandlungsfähig ist, obwohl man sie schon nach einer einzigen Rolle zu erkennen glaubt. Ihre Erscheinung auf der Bühne offenbart in lebendigster Form die zeitlose Idee Weib, die sich in ihren Schöpfungen immer wieder vielgestaltig zu erkennen gibt. So versucht Lutz Weltmann, in dem die Dorsch einen begeisterten Biographen gefunden hat, diese „irdische Inkarnation" des echten Weibstums in allen seinen Phasen festzuhalten, indem er ihre Rollen als Material nützt, um die Künstlerin ihr reiches Frauentum zeigen zu lassen. Hauptsache ist nicht, daß sie diese oder jene Rolle spielt, es geht „um verschwimmende Übergänge, um die Ganzheit einer Erscheinung Leben, um die Melodie einer singenden Seele". Die einzelnen Rollenbilder, bei deren Nachzeichnung und Ausdeutung dem Verfasser seine nahen inneren Beziehungen zum Theater dienlich gewesen sein mögen, enthalten alle Höhepunkte der Dorschschen Darstellungskunst. Immer übersetzt sie die Pointen in weibliches Empfinden, immer geht in diesem „Spieltrieb der Lebenskräfte" die

Digitized by Google

Gleichung: Natur gleich Theater vollkommen auf. Und in dem allabendlichen Applaus der Zuschauer erblickt Weltmann nicht kritiklosen Jubel über den Star, er deutet ihn als den „Dank an das Leben, dessen Quellen anderswo verstopft zu sein scheinen".

Das mit reizenden, zum Teil noch unbekannten Bildern geschmückte Buch ist mit Charme und Humor geschrieben. Es wird auch darin der süddeutsch-fränkischen Eigenart gerecht, die das ganze Wesen der Käthe Dorsch durchströmt.

Krefeld — Ernst Martin

Heinrich Lilienfein. Seine geistige Gestalt. Von Rudolf Germann. Stuttgart und Berlin 1929, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 99 S. M. 3,50 (6,—).

Das kleine Buch zeugt von gründlicher und liebevoller Versenkung in Wesensart und Gedankenwelt des nunmehr fünfzigjährigen Dichters. Es ist, wie es sich für eine Festschrift ziemt, mehr Ausdeutung als Beurteilung; doch fehlt es auch nicht an freimütigen kritischen Äußerungen. Der Verfasser war bemüht, die Zusammenhänge der einzelnen Werke Lilienfeins überall nachzuweisen und die gerade Linie in seinem gesamten Schaffen aufzuzeigen. Das Biographische ist nur soweit berührt, als es zum Verständnis der dichterischen Entwicklung gehört. Lilienfeins segensreiche Wirksamkeit für die deutsche Schillerstiftung hätte aber doch nicht übergangen werden sollen. Auch durch sie wird sein geistiges Bild mitbestimmt, insofern sich darin seine überparteiliche Mittelstellung innerhalb der heutigen deutschen Literatur ausprägt.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Verschiedenes

Gladstone als christlicher Staatsmann. Von Rudolf Craemer. Mit einem Porträt Gladstones. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 512 S. Gr.-8°. In Leinen geb. M. 14,—.

Die hier vorgelegte Arbeit, die, soweit wir wissen, eine Erstlingsschrift ist, bringt überaus wertvolle Beiträge nicht nur zur Beurteilung des bekannten englischen Staatsmannes, sondern darüber hinaus zu dem Problem Religion und Politik. Der Verfasser kann gelegentlich Aufzeichnungen des Sohnes und mündliche Mitteilungen desselben benutzen, fußt aber im allgemeinen auf gedruckten Quellen, was freilich bei der Eigenart der Fragestellung den Wert der Arbeit nicht beeinträchtigt. Er bezeichnet sie selbst als eine Ergänzung der Biographie Morleys und meint, daß die religiösen Unterlagen der Politik Gladstones bei ihm und auch bei der größten Zahl der übrigen Beurteiler nicht genügend in den Vordergrund getreten seien. Indem er die religiös kirchlichen Anschauungen Gladstones zunächst in dessen theologischen Jugendschriften untersucht und die weitere Entwicklung dieser Anschauungen bei dem Politiker Gladstone schildert, immer hineingestellt in den großen Zusammenhang der innen- und außenpolitischen Probleme, gelingt es ihm, ein anschauliches und lehrreiches Bild von Gladstone und dem Wesen seiner Ideen zu entwerfen. Es ist, wie wir meinen, dem Verfasser durchaus geglückt, die starke Bedeutung seines Christentums und der katholisch gefärbten anglikanischen Auffassung herauszuarbeiten. Es ist an dieser Stelle nicht möglich, im einzelnen darauf einzugehen, wie aufschlußreich der Verfasser die Entwicklung Gladstones und seiner christlich kirchlichen Auffassung, die Wirkung seines Ideals christlicher Politik auf Außen- und Innenpolitik des Jahrzehnte von ihm geleiteten englischen Staates schildert. Dabei wird der einheitliche Grundzug des Wesens Gladstones trotz aller Wandlung in der sachlichen Einstellung, vom Konservatismus zum Liberalismus und vor allem in der Frage des Verhältnisses Kirche und Staat, deutlich hervorgehoben. Entscheidend ist dabei wohl auch für den Verfasser das Ergebnis, daß bei der Gesamtlage des 19. Jahrhunderts eine „christliche" Staatskunst im inneren Widerstreit mit den politischen und geistigen Tendenzen der Zeit stand, und daß eine gewisse Schwäche Gladstones gerade darin lag, daß er sich diesen inneren Widerspruch nicht eingestehen wollte und trotzdem den realistischen Mächten des Jahrhunderts immer wieder Konzessionen machte. Es ließe sich noch mancherlei zu diesem Buch sagen, aber der Raum verbietet das. Es darf nur zum Schluß betont werden, wie erfreulich es ist, daß eine derartige Erstlingsschrift und Dissertation wissenschaftlich zuverlässig und in geistig weit gespanntem Rahmen ein großes Problem anzupacken und sicher zu lösen versteht.

Marburg — Wilhelm Mommsen

Die Welt, in der ich lebte. Erinnerungen aus glücklichen Jahren 1860—1912. Von Marie von Bunsen. Leipzig 1929, Koehler & Amelang. 247 S. Geb. M. 8,—.

Ein reiches Leben, ohne Unordnung und Überschwang, tut sich vor uns auf. Und war doch bunt genug! Und anerkannte nur die Schranken von Religion und Sitte. Daß es sich aber in den festen, unverrückbaren Grenzen vollzog, die Marie von Bunsen in sich selber trug, das macht die Verfasserin dieses Buches so verehrungswürdig.

Schon früh haben Erziehung und Tradition an ihr gebildet. Im Hause des bedeutenden Politikers und großen Menschen Georg von Bunsen war Kultur des Geistes und der Sinne eine Selbstverständlichkeit.

Wissenschaft, Kunst, Reisen, Geselligkeit, Natureindrücke galten als willkommene Förderer der Entwicklung, jeder Genuß war eine Aufgabe, auf deren Bewältigung man sich mit eifrigem Studium und ernstem Fleiß vorbereitete.

Marie, die älteste Tochter, war durch Anlage und Pflege aufs günstigste ausgestattet. Mit begabten Sinnen und selten versagender körperlicher Gesundheit gab sie sich klug ihren Eindrücken und Erlebnissen hin. Ihr Vater, Mitglied des Reichstags, nahm sie bei „größeren Anlässen" zu den Sitzungen mit. Sie hörte Bismarck gegen die Fortschrittler reden, war 78 bei der großen Sozialistendebatte zugegen, hörte Bebel, den Sozialdemokraten, hörte ihren Vater seine liberalen Grundsätze vortragen. Ihr Tagebuch füllte sich mit politischen Betrachtungen, in denen sie aus all den verschiedenen Meinungen, die sie mit anhören durfte, sich ein bestimmtes, selbständiges Urteil bildete.

Das vorliegende Buch ist aus rückschauender Erinnerung und mit Hilfe der Tagebuchaufzeichnungen entstanden. So hat es neben reifer Anschauung auch noch alle Frische der Jugend. Die Hand, die dieses Werk zusammenschloß, gehört zwar einer fast Siebzigjährigen an. Das Niedergeschriebene selbst aber zeigt die Eindrücke des Augenblicks. Der lebhafte Geist, der hier spricht, ist noch der gleiche, der die Vierzehnjährige durstig zu allen reinen Quellen des Wissens und des Lebens trieb. Und immer weiter hat sie in allen Phasen ihres Lebens zu den Feurig-Besonnenen gehört, von denen Goethe sagt, daß sich in ihnen Lebensfreudigkeit mit historischem Wissen verquickt.

Wir sehen sie in sicherem Takt durch Fürstenhäuser und bescheidene Künstlerstuben schreiten. Aufmerksam betritt sie den

Digitized by Google

Boden fremder Länder, und auch dort „beobachtet sie sorgsam" die Dinge und Menschen.
Freilich nicht, ohne Reflexionen und kluge Gedanken einzuflechten. Weltliche und geistige Höhenwege dürfen wir mit ihr betreten. Ihre intimen Freundschaften mit den Großen dieser Erde schmücken ihr Leben. Überall von Liebe und Vertrauen, oft Bewunderung begleitet, kann sie das Gefühl haben, vielen gegeben zu haben. Ihre Freundschaft mit der deutschen Kronprinzessin bildet eins der interessantesten Kapitel dieses interessanten Buchs.
Manche Abschnitte sind spannend wie ein Roman. Und wenn man die 240 Seiten gelesen hat und zu Ende ist mit der letzten Seite, blättert man noch oft zurück, um wiederzukehren zu all den Plätzen und Menschen, die sich in dem Buch widerspiegeln wie blühende Ufer in einem starken, klaren, beruhigten Strom.

Berlin — Anselma Heine

Zehn Jahre Freie Waldorfschule. (Zur Pädagogik Rudolf Steiners. 3. Jahrg., Heft 3/4. September 1929.)

Aus dem vorliegenden Jubiläumsheft der von Caroline von Heydebrand herausgegebenen Zweimonatsschrift „Zur Pädagogik Rudolf Steiners" gewinnt man ein recht anziehendes Bild von der Gesinnung und Lehrweise, die der stuttgarter „Waldorfschule" in den zehn Jahren ihres Bestehens trotz des begreiflichen Mißtrauens, mit dem sie anfänglich von vielen Seiten beobachtet wurde, einen so guten Ruf verschafft haben. Vor allem sieht man aus den Beiträgen von Emil Molt, dem Begründer der Schule (sie sollte in erster Linie eine soziale Aufgabe an den Kindern der Arbeiter seiner Zigarettenfabrik erfüllen), von Herbert Hahn („Von Tagen und von Stunden, die zum Werden der Waldorfschule führten") und von Caroline von Heydebrand („Rudolf Steiner und die Waldorfschule"), wie entscheidend wichtig es war, daß Steiner selbst (dessen Eröffnungsansprache vom 7. September 1919 in dem Heft auch wieder abgedruckt ist) von Anfang an der eigentliche spiritus rector war, die Lehrerschaft schon vor der Eröffnung in einem monatelangen seminaristischen Kurs auf ihre besondere Erzieheraufgabe vorbereitete und hernach an der Unterrichtspraxis der Waldorfschule seine eigene Erziehungskunde immer weiter ausbaute. Dabei muß Steiner — das geht aus allen Beiträgen des Heftes hervor — eine fabelhafte Fähigkeit gehabt haben, die Lehrerschaft zu neuen Problemstellungen anzuregen und sie die methodischen Folgerungen daraus selbst ziehen zu lassen. Bei den beiden Beiträgen aus dem Gebiet der Mathematik und Physik, die das Heft enthält („Die Anfänge der Bruchrechnung von Ernst Bindel und „Die Erscheinung der Optischen Hebung" von E. A. Karl Stockmeyer), des Schöpfers der dänischen Volkshochschule, fühlt man sich geradezu an die Wirkung erinnert, die Grundtwigs Lehrgesinnung auf Appell und La Cour ausübte. Sehr interessant ist auch alles was in dem Heft über die Bedeutung der Eurythmie für die anderen Unterrichtsfächer und für die Heilpädagogik mitgeteilt wird. Am sympathischsten aber berührt den außerhalb der Anthroposophie stehenden Beurteiler der ehrliche Wille des Lehrkörpers, den Schülern nicht die Lehrmeinungen der „Geisteswissenschaft" zu suggerieren, sondern nur eine „Grundgesinnung" auf sie zu übertragen, ganz allgemein ihren Sinn für eine religiös-soziale Haltung zu wecken und zu bilden und es vertrauensvoll ihrer freien Entwicklung zu überlassen, in welchen Formen sich diese Haltung später auswirkt.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Nachrichten

Todesnachrichten. Maria Luise Weißmann ist am 7. November im Alter von 31 Jahren in München, wo sie als Gattin des Verlagsbuchhändlers Heinrich F. S. Bachmair lebte, gestorben. Sie war eine Lyrikerin von ungewöhnlicher Ausdruckskraft. Ihr Gedichtzyklus „Robinson" und „Das frühe Fest" legen Zeugnis dafür ab, daß sie auch den schlichten Liedton zu treffen wußte. Sie hat auch Prosaessays veröffentlicht.
Ernst Bach, unvergessen seit seiner darstellerischen Tätigkeit am berliner Residenztheater und am Lustspielhaus, ist nach einer Meldung vom 2. November im Alter von 53 Jahren in München, wo er als Direktor des münchener Volkstheaters wirkte, gestorben. Er hat gemeinsam mit Franz Arnold die bekannten Thielscher-Schwänke verfaßt, von denen „Der keusche Lebemann", „Unter Geschäftsaufsicht", „Weekend im Paradies" die bekanntesten geblieben sind.
Oskar Friedmann, ein Bruder Egon Friedells, ist nach einer Meldung vom 6. November in Wien einer Zuckerkrankheit erlegen. Er war Mitverfasser einer Reihe von Operettentexten und Lustspielen.
A. M. Willner, bekannt als Mitverfasser des Librettos vom „Dreimäderlhaus", ist nach einer Meldung vom 30. Oktober in Wien gestorben.
Josef Eisenburger ist nach einer Meldung vom 8. November in Bistritz im Alter von 65 Jahren gestorben. Er hat sich als siebenbürgisch-sächsischer Dialektdichter durch eine Reihe von Tendenzstücken im guten Sinne des Worts bekanntgegeben, unter denen der „Dorfdrache" und die „Wundergeige" sich am stärksten durchgesetzt haben. Deutsches Volksbewußtsein tritt in seinen Dramen lebendig zutage.
Aby Warburg ist in der Nacht vom 26. zum 27. Oktober in Hamburg, wo er als Honorarprofessor an der Universität wirkte, im Alter von 63 Jahren einem Herzleiden erlegen. Er galt als Kunsthistoriker als hervorragender Kenner des Orients und hat sich als Begründer und Stifter der sogenannten kulturwissenschaftlichen Bibliothek Hamburgs, die nunmehr im Stadtpark der Öffentlichkeit zugänglich sein wird, um die geisteswissenschaftliche Forschung ein besonderes Verdienst erworben.
Paul Levin ist nach einer Meldung vom 6. November im Alter von 61 Jahren in Kopenhagen gestorben. Er hat Georg Brandes nahegestanden und galt dank seiner umfangreich angelegten Romane als eigentlicher Vertreter des alten Kopenhagenertums in der dänischen Literatur. Er leitete jahrelang die Zeitschrift „Tilskueren", galt als treffsicherer Kritiker und hat auch ein zweibändiges Werk über Victor Hugo und über den französischen Roman verfaßt.
Ernst Osvath hat sich nach einer Meldung vom 30. Oktober im Alter von 52 Jahren in Budapest erschossen. Der Verlust von Frau und Tochter, die ihm im Laufe eines Jahres starben, soll ihn zu diesem Entschluß getrieben haben. Er

Digitized by Google

gehörte zu den Führern der neuen ungarischen Literatur, stand den Ady und Babits nahe und leitete in den letzten zehn Jahren die Zeitschrift „Nyugat" („Der Westen"), in der er sich die Förderung jugendlicher und fortschrittlicher Talente angelegen sein ließ.

Luis Montoto y Rautenstrauch, spanischer Dichter und Akademiker, ist im Oktober zu Sevilla gestorben. Er verfaßte realistische Romane („El duro del vecino", „Los cuatro ochavos" u. a.), dramatische Werke ernsten sowie heiteren Charakters („El último dia", „La transmigración de las almas" usw.), ferner Versbücher nach überkommener Manier („Noche de luna", „Flores del campo"). Als Cervantesforscher publizierte er nicht weniger als sechs Werke, darunter „Cervantes y Sevilla" und „Un hombre y un libro".

(M. B.)

Jan Baudoin de Courtenay ist am 3. November im Alter von 84 Jahren in Warschau gestorben. Er war in Radzymin (Gouv. Warschau) geboren. Nach Absolvierung des Gymnasiums studierte er in Prag, Petersburg, Jena, Berlin und Leipzig, wo er den Doktortitel erlangte. Sein Hauptgebiet war vergleichende Sprachwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der slawischen Sprachen, vorzugsweise der polnischen. Er hat zahlreiche Arbeiten in fast allen slawischen Sprachen sowie auch in deutscher, französischer und italienischer Sprache verfaßt. Die Kenntnis dieser Sprachen befähigte ihn zur Mitarbeit an den bedeutendsten linguistischen Zeitschriften Europas, u. a. am „Archiv für slawische Philologie", den „Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung" u. a. Von seinen Arbeiten sind zu erwähnen: „Aus der Pathologie und Embryologie der Sprache" (polnisch), „Über die altpolnische Sprache bis ins 14. Jahrhundert" (russisch), „Übersicht der slawischen Sprachenwelt im Zusammenhang mit den anderen arioeuropäischen Sprachen" (deutsch), „Der Dialekt von Cirkno" (deutsch) und Abhandlungen über einzelne slawische Sprachidiome (Rjasan) u. a. m. Er war Professor für vergleichende Sprachforschung in Petersburg, Kasan, Dorpat, hierauf in Krakau und zuletzt in Warschau. Er betätigte sich außerdem in der polnischen Freidenkerbewegung, trat unerschrocken für Gerechtigkeit und Gedankenfreiheit ein und wurde im zweiten Sejm von den nationalen Minderheiten Polens zum Präsidenten der Republik in Aussicht genommen.

(H. S.)

* * *

Heinrich Lilienfein hat zu seinem 50. Geburtstage ein Telegramm des Reichsinnenministers erhalten, worin Lilienfeins Tätigkeit für die Schiller-Stiftung besonders gerühmt wird. Das thüringische Staatsministerium und die Stadt Weimar haben ihn durch Überreichung einer Büste geehrt.

Josef Nadler ist von der Martin-Bodmer-Stiftung, Zürich, der Gottfried-Keller-Preis in Höhe von 6000 Franken für seine vierbändige „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" zuerkannt worden, wobei sein Verdienst um die Schweiz — Nadler wirkte jahrelang als Professor an der Universität Freiburg in der Schweiz — und seine Bücher „Von Art und Kunst der deutschen Schweiz" (1922) und „Vom geistigen Aufbau der deutschen Schweiz" (1924) mit besonderer Anerkennung genannt werden.

Der Literaturpreis der Stadt Posen in Höhe von 10000 Zloty ist dem Dichter Josef von Weyßenhoff, dem Schilderer des polnischen Großgrundbesitzes und seiner Menschen zuerkannt worden. Weyßenhoffs Erzählung: „Herr Podfilipski" ist auch ins Deutsche übertragen.

Der tschechoslowakische Staatspreis für Literatur des Jahres 1929 ist E. G. Kolbenheyer für seinen Gedichtzyklus „Alpensymphonie" zuerkannt worden.

Der von der Zeitschrift „L'Europe Nouvelle" gestiftete Preis für das beste politische Buch des Jahres ist Maurice Pernot für sein Buch „Der unruhige Orient" verliehen worden. Pernot hat auch Deutschland sein besonderes Interesse zugewandt, wofür sein Buch „Das heutige Deutschland" zeugt.

Von der Stadt Braunschweig ist ein Lessing-Preis in Höhe von 5000 Mark für die beste, wissenschaftlich begründete und gemeinverständlich gefaßte Darstellung von Lessings Weltanschauung ausgeschrieben worden. Ablieferungstermin: 15. September 1930 an den Rat der Stadt Braunschweig.

Von W. E. Süskinds Roman „Jugend" hat der holländische Verlag W. de Haan, Utrecht, die Übersetzungsrechte erworben.

Der Roman „Ginster" wird demnächst beim Verlag „Cenit" in spanischer Übersetzung erscheinen; zugleich wird eine amerikanische Übersetzung im Verlag C. Howard Watt, Neuyork, vorbereitet.

Friedrich Schnacks „Das Leben der Schmetterlinge" erscheint in französischer Sprache bei der Librairie Stock in Paris; den Waldroman „Sebastian im Wald" hat Prentice Hall, Neuyork, für die amerikanische Ausgabe erworben.

Erich Maria Remarques „Im Westen nichts Neues" hat nun auch den letzten noch ausstehenden Weltteil erobert, Asien. Im vorigen Monat erschien die chinesische Übersetzung in Schanghai, und bei dem starken Interesse, das das Lesepublikum des fernen Ostens der seinerzeitigen Übertragung von Barbusses „Le Feu" entgegenbrachte, wird über die Wirkung dieses zweiten europäischen Kriegsbuchs in China kein Zweifel sein. Hsi-sien wu chan-shu, so heißt der Titel auf chinesisch, ist übersetzt von Professor Hung Shen und Ma Yen-siang, ersterer als Schriftsteller, Theater- und Filmfachmann, sowie aus seinen Übertragungen von Oscar Wilde und anderen englischen und amerikanischen Dichtern bekannt. Die Voranzeige zitiert neben anderen Kritiken auch das Urteil Tollers über das Buch von Remarque.

(Schi.)

Vom Januar an erscheinen die „Horen" wieder im Horenverlag gemeinsam mit der schweizer Zeitschrift „Die Individualität", die bisher in Dornach bei Basel herauskam. Herausgeber: Hanns Martin Elster und der bisherige Herausgeber der „Individualität" Willi Storrer.

Eine literarische Rundfrage. Bei der von der führenden tschechischen Tageszeitschrift „Lidové Noviny" veranstalteten Rundfrage über das interessanteste im Vorjahre gelesene Buch, an der sich etwa 300 Personen, meistens aus der höchsten Intelligenz beteiligt haben, wurden folgende deutsche Schriftsteller erwähnt: Remarque, Im Westen nichts Neues, 45 Stimmen; Ludwig, Der Menschensohn, 4; Ludwig, Juli 1914, 3; Ludwig, Wilhelm II., 2; Ludwig, Napoleon, 1; Werfel, Verdi, 2; Zweig, Sergeant Grischa, 2; Binding, Unsterblichkeit; Gläser, Jahrgang 1902; Goethe, Faust, in O. Fischer's tschechischer Umdichtung, und Pandora; Hesse, Knulp; P. Keller, Die alte Krone; Kellermann, Der Tor; Thomas Mann, Zauberberg; Ponten, Die Studenten von Lyon; Wassermann, Christoph Columbus; Werfel, Barbara; Winder, Die Reitpeitsche; außerdem allerlei theologische, strategische und politisch-historische Schriftsteller, von der Literaturgeschichte nur Bab's Theater der Gegenwart und Walzel's Handbuch der Literaturwissenschaft. Von den

Digitized by Google

ausländischen Autoren erhielten neben Remarque der Engländer Galsworthy und der Franzose Maurois die höchsten Ziffern. Bemerkenswert ist es auch, daß die einheimischen Namen stark hinter den Ausländern stehen, unter jenen sind der Roman Podzemní plameny, Unterirdische Flammen, von B. Benešová, und das Geschichtswerk Der heilige Wenzel von Jos. Pekař am häufigsten genannt worden.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zugehen oder nicht.)

Romane und Erzählungen

Binz, Arthur Friedrich. Frühe Schatten. Ergreifende Mädchenschicksale. Herausgegeben von A. Fr. B. Saarlouis, Hausen Verlags-Ges. m. b. H. 204 S. M. 3,– (3,50).

Bock, Alfred. Wege im Schatten. Erzählungen. Berlin 1930, Deutsche Landbuchhandlung. 151 S. Geb. M. 3,–.

Brehm, Bruno. Susanne und Marie. Roman. München 1929, R. Piper & Co. 257 S. M. 4,– (6,–).

Busse, Hermann Eris. Markus und Sixta. Schwarzwaldroman. Berlin-Grunewald 1929, Horen-Verlag. 306 S. Geb. M. 7,50.

Droonberg, Emil. Das Gold der Nebelberge. Ein Roman aus Kanada. 18.–20. Aufl. Leipzig, Hesse & Becker. 295 S.

–, –. Am Nelsonstrom. Ein Roman aus Kanada. 12. bis 14. Tausend. (Ebenda.) 334 S.

Dürr, Max. Der Hexenturm. Eine spukhafte Geschichte. Mit 12 Originalaufnahmen. Stuttgart 1929, Burgverlag Otto F. Hahn G. m. b. H. 55 S. M. 1,80 (2,80).

Ertl, Emil. Das Lattacherkind. Ein Roman aus der Bergwelt. Leipzig 1929, L. Staackmann. 277 S.

Fankhauser, Alfred. Der Herr der inneren Ringe. Roman. Steglitz 1929, Eckart-Verlag G. m. b. H. 299 S. Geb. M. 6,–.

Fink, Georg. Mich hungert. Roman. Berlin 1929, Bruno Cassirer. 368 S. M. 5,– (7,50).

Fliegel, Alice. Die Madonna in der gläsernen Kugel. Legenden. Hamburg 1929, Oscar Enoch. 79 S.

Frank, Bruno. Der Magier. Novelle. Berlin 1929, Ernst Rowohlt. 91 S. M. 2,50 (3,80).

—, Leonhard. Bruder und Schwester. Roman. Leipzig 1929, Insel-Verlag. 269 S.

Frenssen, Gustav. Dummhans. Roman. Berlin 1929, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 453 S.

Friedenthal, Richard. Der Eroberer. Ein Cortes-Roman. Leipzig 1929, Insel-Verlag. 469 S. Geb. M. 8,50.

Fueß, Hanna. Freie von Ottenhaus. Leipzig 1929, Koehler & Amelang. 263 S. Geb. M. 5,50.

Gluth, Oskar. Unser Christl! Ein Schalk auf Gottes Straßen. Leipzig 1929, L. Staackmann. 286 S.

Grabenhorst, Georg. Die Gestirne wechseln. Roman. Leipzig 1929, Koehler & Amelang. 300 S. Geb. M. 6,–

Gramatzki, H. J. Das weiße Tier. Köln a. Rh. 1929, Hermann Schaffstein. 230 S. M. 3,80 (5,50).

Haebler, Hans von. Die Aussaat. Roman. Leipzig 1929, Theodor Weicher. 325 S. M. 4,50 (6,–).

Haensel, Carl. Die letzten Hunde Dschingis-Khans. Stuttgart 1929, J. Engelhorns Nachf. 317 S. M. 7,50 (10,50).

Hauptmann, Gerhart. Buch der Leidenschaft. Zwei Teile. Berlin 1930, S. Fischer. 260, 243 S.

Hausmann, Manfred. Salut gen Himmel. Roman. Berlin 1929, S. Fischer. 330 S. M. 5,– (7,–).

Hein, Alfred. Eine Kompagnie Soldaten. In der Hölle von Verdun. Minden i. W. 1930, Wilhelm Köhler. 333 S. Geb. M. 6,–.

Heller, Arthur. Meister Unruhig. Prag 1930, Die Bücherstube. 197 S.

Herwig, Franz. Hoffnung auf Licht. Roman. München 1929, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 373 S.

Hoeck, Harry. Weg und Umweg einer Liebe. Neue Wanderbriefe an eine Frau. Hamburg 1929, Gebr. Enoch. 255 S.

Hofer, Klara. Rückzug von Moskau. Ein osteuropäisches Schicksal. Die Geschichte des Artillerieleutnants L. N. Tolstoj. Tübingen, Rainer Wunderlich. 318 S. Geb. M. 7,50.

Höllriegel, Arnold. Du sollst Dir kein Bildnis machen. Ein Roman aus Hollywood. München, Drei Masken Verlag A.-G. 362 S.

Huggenberger, Alfred. Liebe Frauen. Erzählungen. Leipzig 1929, L. Staackmann. 201 S. Geb. M. 5,–.

Illés, Bela. Die Generalprobe. Der Roman der ungarischen Revolution. Berlin 1929, Internationaler Arbeiter-Verlag G. m. b. H. 358 S. Geb. M. 5,–.

Kalinowski, H. E. von. Judas Ischariot. Leipzig 1929, Grunow & Co. 204 S. Geb. M. 5,–.

Kapherr, Egon Freiherr von. Die Fahrt ins Mammutland. Eine abenteuerliche und phantastische Geschichte. Köln a. Rh. 1929, Hermann Schaffstein. 230 S. M. 3,80 (5,50).

–, –. Murf Tatzelbrumm. Ein Sohn der Wälder. Mit Zeichnungen von W. Arnold. Berlin 1929, Brunnen-Verlag Karl Winckler. 259 S. M. 5,– (7,50).

Karillon, Adam. Meine Argonautenfahrt. Berlin 1929, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 171 S. M. 3,– (4,50).

Karlweis, Marta. Ein österreichischer Don Juan. Roman. Leipzig-Zürich 1929, Grethlein & Co. 283 S. M. 5,– (7,50).

Kesten, Hermann. 24 neue deutsche Erzähler. Herausgegeben von H. K. Berlin 1929, Gustav Kiepenheuer. 418 S.

Kläber, Kurt. Passagiere der III. Klasse. Roman. Berlin, Internationaler Arbeiter-Verlag G. m. b. H. 276 S. Geb. M. 5,–.

Lampel, Peter Martin. Verratene Jungen. Roman. Frankfurt a. M. 1929, Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. 182 S. M. 3,50 (4,50).

Lauber, Cécile. Die Wandlung. Roman. Leipzig-Zürich 1929, Grethlein & Co. 535 S. Geb. M. 10,–.

Leip, Hans. Die getreue Windsbraut. Bremen 1929, Carl Schünemann. 229 S. M. 4,50 (6,–).

Lux, Jos. Aug. Franz Liszt. Himmlische und irdische Liebe. Roman. Mit 15 Wiedergaben nach zeitgenössischen Bildern und drei Faksimiles. Berlin 1929, Rich. Bong. 327 S.

Luzian, Johan. Der kosmische Tanz. Vier Erzählungen. Paderborn, Essersche Buchhandlung. 23 S. M. 2,– (3,–).

Mann, Heinrich. Sie sind jung. Wien 1929, Paul Zsolnay. 284 S.

—, Klaus. Alexander. Roman der Utopie. Berlin 1929, S. Fischer. 251 S. M. 4,50 (6,50).

—, Thomas. Buddenbrooks. Verfall einer Familie. (Ungekürzte Volksausgabe.) Berlin 1930, S. Fischer. 729 S. Geb. M. 2,85.

Michaelis, Karin. Bibis große Reise. (Bd. II.) Mit Zeichnungen von Hedwig Collin und Bibi. Berlin 1930, Herbert Stuffer. 343 S. Geb. M. 6,50.

Müller-Partenkirchen, Fritz. Frauenlob. Geschichten. Leipzig 1929, L. Staackmann. 208 S. M. 3,– (4,50).

Münch, Paul Georg. Tralü! Eine Geschichte von lustigen Staren. Leipzig 1929, Dürrsche Buchhandlung. 127 S. Geb. M. 4,20.

Digitized by Google

Plivier, Theodor. Zwölf Mann und ein Kapitän. Novellen. Leipzig/Wien 1930, E. Weller & Co. 273 S. M. 3,50 (6,–).

Pohl, Gerhart. Partie verspielt. Berlin 1929, Adalbert Schultz. 234 S. M. 4,20 (5,50).

Radt, Martin. Noah Hett. Der König der Zauberer. Ein Roman aus dem heutigen Amerika. Berlin 1929, Paul Steegemann. 187 S.

Reck-Malleczewen, Fritz. Jean Paul Marat, Freund des Volkes. Roman. München 1929, Drei Masken Verlag A.-G. 356 S.

Salten, Felix. Fünfzehn Hasen. Schicksale in Wald und Feld. Wien 1929, Paul Zsolnay. 200 S.

Scheele, Meta. Frauen im Krieg. Roman. Gotha 1930, Leopold Klotz. 270 S. Geb. M. 5,–.

Strecker, Karl. Rufe aus dem Dunkel. Roman. Stuttgart-Berlin 1929, J. G. Cottasche Verlagsbuchhandlung Nachf. 347 S. Geb. M. 6,80.

Tynjanow, Wilhelm. Küchelbecker, Dichter und Rebell. Historischer Roman. Berlin 1929, Gustav Kiepenheuer. 527 S.

Uzarski, Adolf. Das Hotel zum Paradies. Mit 100 Zeichnungen vom Verfasser. München 1929, Delphin-Verlag. 199 S.

Watzlik, Hans. Die Fräulein von Rauschenegg. Ein Roman. Leipzig 1929, L. Staackmann. 200 S.

Wendler, Otto Bernhard. Soldaten-Maricen. Roman. Wien 1929, E. P. Tal & Co. 238 S. M. 3,50 (5,50).

Werfel, Franz. Barbara oder die Frömmigkeit. Wien 1929, Paul Zsolnay. 809 S.

Wiechert, Ernst. Die kleine Passion. Roman. Berlin 1929, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 365 S.

Wöhrle, Oskar. Querschläger. Das Bumserbuch. Aufzeichnungen eines Kanoniers. Berlin 1929, Verlagsbuchhandlung J. H. W. Dietz Nachf. G m. b. H. 394 S. Geb. M. 4,–.

Zobeltitz, Hans-Caspar von. Der Vitapalast. Roman. Berlin 1929, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 311 S. Geb. M. 6,–.

* * *

Arlen, Michael. Welch reizende Leute! Deutsch von E. L. Schiffer. München 1929, R. Piper & Co. 314 S. M. 4,– (6,–).

Butler, Samuel. Der Weg alles Fleisches. Roman. Deutsch von Herberth E. Herlitschka. Bd. I/II. Wien 1929, Phaidon-Verlag. 307, 295 S.

Galsworthy, John. Die letzte Karte. Novellen. (Gesammelte Werke.) Deutsch von Leon Schalit. Wien 1929, Paul Zsolnay. 226 S.

Hope, Laura Lee. Drei tapfere Mädels gehen ins Leben. Eine wahre Geschichte aus dem heutigen Daseinskampf. Bearbeitet von Margit Vogler. Stuttgart, Fr. A. Perthes. 215 S.

Johnston, M. Percy kauft eine Frau. Ein virginischer Roman. Deutsch von Käthe Mader. München, Georg Müller. 390 S. M. 4,50 (6,–).

Kennedy, Margaret. Zuflucht. Roman. Aus dem Englischen von E. L. Schiffer. Hamburg 1929, Gebr. Enoch. 282 S.

Lawrence, David Herbert. Spiel des Unbewußten. Deutsch von Walter Osborne. München 1929, Dorn-Verlag Grete Ullmann. 318 S. M. 5,80.

London, Jack. Das Mondtal. Roman in drei Büchern. Deutsch von Erwin Magnus. Berlin 1929, Universitas Deutsche Verlags-A.-G. In einem Band 300 und 274 S. M. 6,– (9,60).

Tauchnitz-Edition. Vol. 4905. A. Conan Doyle, The maracot deep. 272 S. – Vol. 4906. G. K. Chesterton, The Poet and the Lunatics. 272 S. – Vol. 4907. W. B. Maxwell, Himself and M. Raikes. Leipzig 1929, Bernhard Tauchnitz. Je M. 1,80 (2,50).

Wilder, Thornton. Die Cabala. Übertragen von Herberth E. Herlitschka. Wien 1929, E. P. Tal & Co. 275 S. M. 4,– (6,–).

Williamson, Henry. Tarka, der Otter. Sein lustiges Leben im Wasser und sein Tod im Lande der zwei Flüsse. Berlin 1929, Dietrich Reimer Ernst Vohsen. 286 S. M. 5,50 (7,50).

Constantin-Weyer, M. ... ein Blick zurück und dann ... Roman. Deutsch von Hermann Strehle. Berlin, Propyläen-Verlag. 245 S. M. 4,– (6,–).

Flament, Albert. Manets Leben. Biographischer Roman. Mit 16 Abb. Deutsch von Paul Bourdin. Berlin, Julius Bard Verlag G. m. b. H. 349 S.

Gide, André. Die enge Pforte. Übersetzt von Felix Paul Greve. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 250 S.

Mauriac, François. Schicksale. Roman. Übersetzt von G. Cramer. Leipzig 1929, Insel-Verlag. 230 S. Geb. M. 5,50.

Prévost, Marcel. Der jungfräuliche Mann. Roman. Deutsch von Franz Blei. Berlin 1929, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 335 S. Geb. M. 6,–.

Fleuron, Svend. Flax Adilius. Das bunte Leben eines Schäferhundes. Jena 1929, Eugen Diederichs. 230 S. M. 3,– (5,–).

Ammers-Küller, Jo van. Maskerade. Ein Liebesroman. Deutsch von Else Otten. Leipzig-Zürich 1929, Grethlein & Co. 348 S. M. 4,50 (8,50).

Bojer, Johan. Der neue Tempel. Roman. Herausgegeben von J. Sandmeier, übersetzt von demselben und E. Angermann. München 1930, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 336 S. M. 5,25 (7,–).

Elster, Kristian. Das Amtsrichterhaus am Fjord. Roman. Deutsch von Ottilie von Harling. München 1930, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 318 S. M. 4,80 (7,–).

Hagerup, Jens. Juvi die Lappin. Roman. Aus dem Norwegischen von Georg Bachmann. Köln a. Rh. 1929, Hermann Schaffstein. 238 S. M. 4,– (6,–).

Ring, Barbra. Petra. Die Geschichte eines jungen Mädchens. Deutsch von Eläre Greverus Mjöen. 295 S. M. 4,80 (6,50).

Söiberg, Harry. Der Seekönig. Roman. Deutsch von Niels Hoyer. Köln a Rh. 1929, Hermann Schaffstein. 205 S. M. 4,40 (6,50).

Móricz, Zsigmond. Die Fackel. Roman. Aus dem Ungarischen von Heinrich Horvát. Berlin 1929, Ernst Rowohlt. 444 S. M. 5,– (8,–).

Kallas, Aino. Der tötende Eros. Aus dem Finnischen von Rita Öhquist. Köln a. Rh. 1929, Hermann Schaffstein. 271 S. M. 4,40 (6,50).

Asch, Schalom. Petersburg. Roman. Deutsch von Siegfried Schmitz. Wien 1929, Paul Zsolnay 447 S.

Gorki, Marim. Das Leben des Klim Samgin. Roman. Deutsch von Rudolf Selke. Berlin 1930, Sieben-Stäbe-Verlag. 615 S.

Sakharow, Konstantin W. Nina Grigorewna. Ein Roman aus dem heutigen Rußland. Übersetzt und bearbeitet von Georgine von Gnömöry-Almásy. München 1929, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 264 S. Geb. M. 6,–.

Stepun, Fedor. Wie war es möglich. Briefe eines russischen Offiziers. Deutsch von Käthe Rosenberg. München 1929, Carl Hanser. 281 S. M. 7,– (9,50).

Lyrisches und Episches

Huch, Ricarda. Gesammelte Gedichte. Leipzig, H. Haessel, Insel-Verlag. 271 S. Geb. M. 7,50.

Mettke, Reinhold Paul. Altländer Lieder. Sommerfeld 1929, Ostmarken-Verlag. 63 S.

Ringelnatz, Joachim. Flugzeuggedanken. Berlin 1929, Ernst Rowohlt. 156 S. M. 4,50 (7,–).

Sendelbach, Hermann. Ein Weg. Vierzeiler. München Arche-Verlag. 61 S. Geb. M. 3,–.

Digitized by Google

Wittwer-Gelpke, Martha. Neue Gedichte. München 1929, Georg Müller. 252 S.

* * *

Shânupsâmdhji. Am heiligen Strom. Der Menschen Hohelied von Liebe, Leid und Tod. Leipzig 1928, Bruno Volger. 90 S.

Dramatisches

Brod, Max. Lord Byron kommt aus der Mode. Schauspiel in drei Akten. Wien 1929, Paul Zsolnay. 175 S.

Campagnolle, Roger de. Der andere Christus. Eine Weltchristmette. Sprechchor in Rhythmen. Berlin 1929, Paul Steegemann. 118 S.

Müller, Otto. Bauernsturm. Das deutsche Trauerspiel anno Domini 1525. In fünf Aufzügen und einem Vorspruch. Bruchsal i. B. 1929, Im Selbstverlag. 165 S.

* * *

Shaw, Bernard. Der Kaiser von Amerika. Eine politische Komödie in drei Akten. Deutsch von Siegfried Trebitsch. Berlin 1929, S. Fischer. 104 S. M. 3,– (4,–).

Literaturwissenschaftliches

Borchardt, Rudolf. Die Aufgaben der Zeit gegenüber der Literatur. Rede, gehalten am 8. Februar 1929 zu Bremen. Bremen 1929, G. A. von Halem. 64 S. M. 2,50.

Brecht, Franz Josef. Platon und der George-Kreis. Leipzig 1929, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 84 S.

Elsner, Richard. Das deutsche Drama. Ein Jahrbuch. Herausgegeben von R. E. I. Jg. Berlin 1929, Verlag der deutschen Nationalbühne. 274 S. Geb. M. 4,50.

Enking, Ottomar. Gerhart Hauptmanns Till Eulenspiegel. Eine Studie. Berlin 1930, S. Fischer. 123 S. M. 3,– (4,–).

Fliedner, Wilhelm. Goethe und Christentum. Die Religion und Ethik Goethes und der Hauptvertreter des Christentums. Gotha 1930, Leopold Klotz. 147 S. M. 4,–.

Hofmannsthal, Hugo von. Buch der Freunde. Tagebuch-Aufzeichnungen. Neue aus dem Nachlaß vermehrte Ausgabe mit einem Nachwort von R. A. Schröder. Leipzig 1929, Insel-Verlag. 118 S. Geb. M. 5,–.

Löns, Ernst. Hermann Löns' Mannesjahre. Sein Leben und Schaffen bis zum tragischen Ende. Erzählt von seinem Bruder. Minden i. W. 1930, Wilhelm Köhler. 247 S.

Mann, Thomas. Die Forderung des Tages. Reden und Aufsätze aus den Jahren 1925–1929 (Gesammelte Werke). Berlin 1930, S. Fischer. 417 S. M. 6,50 (9,–).

Miehle-Pagel. Religiöse Kindheitserlebnisse. Aus Lebensbeschreibung und Dichtung gesammelt von August Miehle und Friedrich Pagel. Breslau 1930, Ferdinand Hirt. 200 S. Geb. M. 6,40.

Naumann, Hans. Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Vom Naturalismus bis zum Expressionismus (Epochen der deutschen Literatur. Bd. VI). Stuttgart 1930, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung. 402 S. M. 9,– (11,–).

Palgen, Rudolf. Die Weltanschauung Henri Bergsons (Sprache und Kultur der Germanisch-Romanischen Völker. C. Romanistische Reihe, Bd. I). Breslau 1929, Priebatschs Buchhandlung. 148 S. M. 7,–.

Susman, Margarete. Frauen der Romantik. Jena 1929, Eugen Diederichs. 179 S. M. 6,– (8,50).

Zierch, Walther. Wie Ludwig Thoma Jagdkönig wurde und andere Thoma-Erinnerungen. München, Drei Masken Verlag A.-G. 223 S.

Verschiedenes

Aus Städten und Dörfern der Pfalz am Rhein. Kunstmappe mit 24 Orig.-Zeichnungen von Herm. Hussong. Ludwigshafen a. Rh., Verlag der „Pfälzischen Rundschau". M. 6,75.

Bernatzki, Hugo Adolf. Ein Vogelparadies an der Donau. Bilder aus Rumänien. Tierwelt – Volksleben. (Atlantis-Bücher.) Berlin 1929, Ernst Wasmuth A.-G. 96 S. Geb. M. 9,60.

Bickermann, Joseph. Don Quijote und Faust. Die Helden und die Werke. Berlin 1929, Arthur Collignon. 402 S. Geb. M. 9,–.

Binz, Arthur Friedrich. Das starke Herz. Ein Buch von großen Taten und großen Schicksalen. Herausgegeben von A. Fr. B. Saarlouis, Hausen Verlags-G. m. b. H. 204 S. M. 3,– (3,50).

Bölsche, Wilhelm. Drachen, Sagen und Naturwissenschaft. Mit 16 Bildern (Kosmos-Bändchen 115). Stuttgart 1929, Franckhsche Verlagshandlung Kosmos. 80 S. M. 1,25 (2,–).

Das unsterbliche Herz. Bilder zur Heldensage und Geschichte der Deutschen. 37 Hochradierungen von Arthur Illies. Braunschweig 1929, Georg Westermann.

Dennert, E. Lindseys Kameradschaftsehe biologisch und ethisch nachgeprüft. Leipzig 1929, Adolf Klein. 102 S.

Ebeling, Erich. Geschichte des Morgenlandes (Sammlung Göschen 43). Berlin 1929, Walter de Gruyter & Co. 152 S.

Ehrenzweig, Stephan. Zoo. Zeichnungen von B. F. Dolbin. Berlin 1930, Herbert Stuffer. 100 S. M. 2,20 (3,60).

Eichhorn, Werner. China. Gestern / Heute / Morgen. Mit einer Einführung von Ed. Erkes. Mit 50 Abb. Leipzig 1929, Hesse & Becker. 215 S. Geb. M 4,80.

Eipper, Paul. Tierkinder. Mit 32 Bildnisstudien nach Original-Aufnahmen von Hedda Walther. Berlin 1929, Dietrich Reimer / Ernst Vohsen. 65 S.

Essad-Bey. Öl und Blut im Orient. Mit einem Vorwort von Werner Schendell. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 301 S. Geb. M. 8,50.

Ewald, Karl. Tiere unter sich. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. 158 S. Geb. M. 2,80.

Feiler, Arthur. Das Experiment des Bolschewismus. Frankfurt a. M. 1929, Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abt. Buchverlag. 270 S. M. 5,– (6,50).

„Film-Photos wie noch nie." 1200 interessante Photos aus den besten Filmen aller Länder. Herausgegeben von E. Bucher und A. Kindt. Gießen 1929, Kindt & Bucher G. m. b. H. 255 S. (Davon Text 63 S.) M. 4,80 (6,50).

Forster, Georg. Ausgewählte Schriften. Herausgegeben von Rudolf Leonhard. Berlin, Deutsche Buch-Gemeinschaft G. m. b. H. 475 S.

Fürstenberg, Hans. Das französische Buch im 18. Jahrhundert und in der Empirezeit. Weimar 1929, Gesellschaft der Bibliophilen. 431 S.

Greef, E. Bewegung als Wesen der Welt. Eine Welt- und Wesensschau. Fürth 1930, Hans Krause. 177 S.

Heuschele, Otto. Seelenhaftes Leben. Ein Buch aus deutscher Weihezeit. Herausgegeben von O. H. Tübingen, Rainer Wunderlich. 262 S. Geb. M. 2,85.

Hueck, Walter. Menschen unter sich. Eine Kurz- und Kleinwarenphilosophie für jedermann. München 1929, R. Piper & Co. 148 S. M. 3,– (4,80).

Jatho, Carl Oskar. Frankreich. Ein Reisebuch. Mit 40 Abb. München 1929, Georg Müller. 245 S. M. 6,– (12,–).

Kantorowicz, Hermann. Der Geist der englischen Politik und das Gespenst der Einkreisung Deutschlands. Berlin 1929, Ernst Rowohlt. 504 S. M. 12,50 (13,50).

Kellermann, Bernhard. Der Weg der Götter. Indien – Kleintibet – Siam. Mit 49 Abb. Berlin 1929, S. Fischer. 250 S.

Kern, Elga. Führende Frauen Europas. Neue Folge. 25 Selbstschilderungen. Herausgegeben von E. K. München 1930, Ernst Reinhardt. 239 S. M. 7,50 (9,50).

Kircheisen, Fr. M. Fürstenbriefe an Napoleon I. Herausgegeben von Fr. M. K. Deutsche Fürsten und Fürstinnen.

Digitized by Google

Mit sechs Bildnissen und sechs Brieffaksimiles. Stuttgart: Berlin 1929, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 384 S. M. 10,50 (14,–).

Kolb, Annette. Versuch über Briand. Berlin 1929, Ernst Rowohlt. 217 S. M. 6,50 (9,50).

Kutzleb, Hjalmar. Steinbeil und Hünengrab. Deutschland in der Vorgeschichte. Mit 28 Bildern. Hamburg 1929, Hanseatische Verlagsanstalt. 218 S. M. 6,– (7,50).

Lamberty, Paul. Botschaft des Lebens. I. Teil. Mit drei Bildern auf Beilagen. Tübingen 1929, Logos-Verlag. 81 S. M. 3,60.

Maresch, Maria. Neue Jugend. Ein Buch der Lebensgestaltung für junge Mädchen. München, Josef Kösel & Fr. Pustet. 400 S. Geb. M. 9,–.

Marx, Karl. Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Im Zusammenhang ausgewählt und eingeleitet von Benedikt Kautsky. Leipzig 1929, Alfred Kröner. 398, 356 S. Geb. je M. 3,75.

Mehrhardt-Ihlow, E. Ausgerechnet Canada. Mit lachenden Jägeraugen durch Prärie und Busch. Mit humoristischen Zeichnungen von Karl Wagner. Berlin 1930, Paul Parey. 211 S. Geb. M. 6,–.

Meier-Graefe, Julius. Die weiße Straße. Berlin 1929, Klinkhardt & Biermann Komm. A.-G. 355 S. M. 6,50 (7,50).

Müller-Freienfels, Richard. Psychologie des deutschen Menschen und seiner Kultur. Ein volkscharakterologischer Versuch. Zweite umgearbeitete Aufl. Mit sechs Abb. München 1930, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 246 S. M. 7,50 (10,50).

Mynona. Hat Erich Maria Remarque wirklich gelebt? Der Mann. – Das Werk. – Der Genius. 1000 Worte Remarque. Berlin 1929, Paul Steegemann. 258 S.

Naumann, Johannes. Wie wir unseren Weg fanden. Lebenserinnerungen eines Schwesternhausrektors. Gotha 1929, Leopold Klotz. 248 S. Geb. M. 8,–.

Perlewitz, Paul. Wetter und Mensch. Mit 85 Abb. Leipzig 1929, Hesse & Becker. 279 S. Geb. M. 4,80.

Pinnow, Hermann. Deutsche Geschichte. Volk und Staat in tausend Jahren. Mit 32 Abb. Berlin 1929, Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G. 392 S. M. 9,50 (12,50).

Propyläen-Weltgeschichte. Herausgegeben von Walter Goetz. Zehn Bde. Die Französische Revolution, Napoleon und die Restauration (1789–1848). VII. Bd. Berlin 1929, Propyläen-Verlag. 598 S.

Raff, Helene. Der Findling. Mit vier farb. Bildern von Erica von Kager. Stuttgart, K. Thienemann. 117 S. Geb. M. 2,–.

Schmitz, Oscar A. H. Wespennester. Letzte Folge. München 1929, Musarion-Verlag. 292 S. M. 5,– (7,–).

Schumann, Wolfgang. Lebenskunst und Lebensglück. Eine Lehre vom glückhaften Leben. Leipzig 1929, Dürrsche Buchhandlung. 144 S. Geb. M. 4,20.

Steinberg, J. Als ich Volkskommissar war. Episoden aus der russischen Oktoberrevolution. Mit 20 Abb. München 1929, R. Piper & Co. 254 S. M. 3,80.

Thompson Seton, Ernest. Allerlei Tiere. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. 156 S. Geb. M. 2,80.

Voigt, Bernhard. Die Buren. Südafrikanisches Grenzbuch. Mit 16 Tafeln. Berlin 1930, Paul Parey. 256 S. Geb. M. 10,–.

Walter, Reinhold von. Ernst Barlach. Eine Einführung in sein plastisches und graphisches Werk. Mit 37 Abb. Berlin, Furche-Verlag. 48 S. M. 3,60.

Zimmer, Heinrich. Spiel um den Elefanten. Ein Buch von indischer Natur. Mit 10 Abb. München 1929, R. Oldenbourg. 184 S. M. 8,50.

25 Jahre Süddeutsche Monatshefte. Gesamtverzeichnis zu Jg. I–XXV (1904–1928). München 1929, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. 174 S.

* * *

Haldane, Richard Burdon. Erinnerungen aus meinem Leben. Übersetzt und herausgegeben von Herbert von Hindenburg. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 302 S. Geb. M. 10,—.

Shibley, F. W. Der neue Weg zum Reingewinn. Mit einem Vorwort von Donaldson Brown. Aus dem Amerikanischen von Erich Dinse. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 222 S. Geb. M. 7,50.

Small, James. Geheimnisse der Botanik (Kosmos-Bändchen 116). Deutsch von Georg Stehli. Stuttgart 1929, Franckhsche Verlagshandlung Kosmos. 79 S. M. 1,25 (2,–).

Wilde, Oscar. Geisterepigramme. Aus dem Englischen von Werner Leist. Leipzig-Wien, E. Weller & Co. 59 S. M. 2,80.

Paléologue, Maurice. Drei Diplomaten: Talleyrand – Metternich – Chateaubriand. Deutsch von Marta Flersheim. Berlin, Julius Bard Verlag G. m. b. H. 185 S.

Rolland, Romain. Beethovens Meisterjahre. Von der Eroica bis zur Apassionata. Mit 29 Bildtafeln und einem Faksimile. Deutsch von Th. Mutzenbecher. Leipzig 1930, Insel-Verlag. 275 S.

Croce, Benedetto. Gesammelte philosophische Schriften. II. Reihe 2. Kleine Schriften zur Ästhetik. I/II. Tübingen 1929, J. C. B. Mohr. 260, 283 S. M. 11,50 (15,50) und 12,50 (16,50).

Maeterlinck, Maurice. Geheimnisse des Weltalls. Deutsch von Käthe Illch. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 181 S. Geb. M. 6,—.

Troyes, Chrestien de. Perceval oder Die Geschichte vom Gral. Deutsch von Konrad Sandkühler. Mit sieben Bildbeigaben. Stuttgart/Haag/London 1929, Orient-Occident-Verlag. 206 S. Geb. M. 10,50.

Echagüe, José Ortiz. Spanische Köpfe. Bilder aus Kastilien, Argonien und Andalusien. Aus dem Spanischen übersetzt von E. A. Grunauer (Atlantis-Bücher). Berlin 1929, Ernst Wasmuth A.-G. 31 u. 80 S. Geb. M. 9,60.

Trotzki, Leo. Mein Leben. Versuch einer Autobiographie. Deutsch von Alexandra Ramm. Mit acht Abb. Berlin 1930, S. Fischer. 569 S. M. 9,50 (12,50).

Zimmer, Heinrich. Anbetung mir. Indische Offenbarungsworte. Aus dem Sanscrit ins Deutsche gebracht von H. Z. München 1929, R. Oldenbourg. 56 S. M. 3,20.

Kalender

„Bards Museums-Kalender auf das Jahr 1930."

„Dürer-Kalender" 1930. Herausgegeben von Karl Maußner. Künstlerische und typographische Gestaltung von Paul Pfund. Berlin, Sieben-Stäbe-Verlag. M. 3,50.

„Kunst und Leben. XXII. Jg. 1930." Mit 53 Original-Zeichnungen und -Holzschnitten deutscher Künstler und mit Gedichten und Sprüchen deutscher Dichter und Denker. Berlin-Zehlendorf, Fritz Heyder.

Redaktionsschluß: 26. November 1929.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Lutz Weltmann, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.

Erscheinungsweise: monatlich einmal – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,–, Einzelheft Rm. 2.–

Digitized by Google

FÜR LESER DER „LITERATUR"

Soeben erschienen!

THEODOR PLIVIER

Zwölf Mann und ein Kapitän

Novellen. 280 Seiten. Ganzleinen RM. 6.—

Ein deutscher Jack London, ehemals Matrose der deutschen Kriegsmarine. „Schreibt nicht, nein, haut sie hin, diese Novellen. Und jede wird ein Treffer. Jede birgt ein Erlebnis. Prachtstücke der Erzählerkunst mit unerhörter Kraft und Eindringlichkeit." (Hamburger Neueste Nachrichten.)

RAMON GOMEZ DE LA SERNA

Torero Caracho

Roman. 272 Seiten. Ganzleinen RM. 6.50

Dieser Spanier, der sich Europa erobern wird, ist tatsachenhart wie ein moderner Amerikaner, aber in jeder Fiber beschwingt, agil und leuchtend, ein iberischer Mensch (C. v. Ossietzky, Weltbühne). Man muß an Picasso als an Ramons Bruder denken (Frankfurter Zeitung).

C. F. RAMUZ

Das große Grauen in den Bergen

Roman. 288 Seiten. Ganzleinen RM. 6.50

Ein Tragiker großen Stils. Wie ein genialer Forscher, nur der Enthüllung letzter Wahrheit zugekehrt. Sein Bergroman ist herrlich (Frank Thieß).

MICHAEL ARLEN

Kompromiß Venetia

Roman. 15. Tausend. 496 Seiten. Ganzleinen RM. 8.—

Galsworthys Fleur und Arlens Venetia sind Schwestern im Wesen der Ehrlichkeit und dem Schicksal nach. Eines der klügsten Bücher über unsere Epoche und unsere Nöte (N. L. Z.).

MARIE LE FRANC

Eva und der Einfältige

Roman. Prix femina. 216 Seiten. Ganzleinen RM. 6.—

Wie die Frau an der bei allen Leiden kraftvollen Einfachheit dieses Mannes genest, wie der Mann stammeln und reden und wieder denken lernt: das ist eine Leistung, die ins Dichterische vorstößt. Das Buch einer Romantik, die ewig wie alles Dichtertum ist (O. E. Hesse, Voß).

C. WELLER CO. VERLAG / LEIPZIG-WIEN

Digitized by Google

Verlagsberichte

Soeben ist erschienen im Paul Neff Verlag, Stuttgart: Frans Hals, ein Leben und ein Werk von Franz Dülberg. Großoktav. 224 Seiten auf Mattkunstdruckpapier mit 94 meist ganzseitigen Abbildungen. Geheftet M 19.—, gebunden in Buckramleinen M 22.—. Über diese erste, das Literarische mit dem Wissenschaftlichen verbindende Darstellung des großen holländischen Malers schrieb Geheimrat Prof. M. J. Friedländer an den Autor: „... Mir scheint, Sie haben die ungemein schwere Aufgabe vorzüglich gelöst. Ihr Text ist anschaulich und an die Sache heranführend und wie nicht anders zu erwarten: literarisch wertvoll."

*

Von Waldemar Bonsels „Mario und die Tiere" sind außer den bereits bestehenden 3 ausländischen Ausgaben weitere 4, nämlich eine amerikanische, eine afrikanische, eine finnische und eine französische Ausgabe zustande gekommen. Damit hat die Auslandsauflage bereits die derzeitige Auflage der deutschen Originalausgabe überschritten.

*

Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart gab unter dem Titel „Zu neuen Ufern" einen „Bücher-Almanach für Menschen unserer Zeit" heraus, der zu Werken führt, die der Entwicklung unseres neuen Weltbildes dienen.

*

Die dem vorliegenden Heft beigefügten Prospekte der Firmen: Carl Hanser Verlag, München, August Hopfer, Burg Bez. Magdeburg, Verlag Huber & Co., Frauenfeld, Verlag der Ärztlichen Rundschau, München, Günther Wagner, Hannover, Leopold Klotz Verlag Gotha, Verlag Rudolf Geering, Basel, sowie die Prospekte über die Werke von Helene Böhlau und Wertvolle Neuerscheinungen der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart empfehlen wir den Lesern unserer Zeitschrift zur besonderen Beachtung.

*

Gesuchte Bücher

Der neue Merkur, Jahrg. 5, Heft 7 (1921 Oktober).
Gide, Ein Liebesversuch (Berlin 1907).
Hermann Fischer, Schwäbisches Wörterbuch.
Hermann Hesse, Eine Stunde hinter Mitternacht.
Crébillon, Der Schaumlöffel.
Mura saki Shiki Pu, Das Genji Monogatari.
Tuti Namsh (Insel).
Angebote erbeten unter Nr. 101 durch Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

ORIENT-OCCIDENT-VERLAG / STUTTGART - DEN HAAG - LONDON

NEU *HILDEGARD WIEGAND*

DER KAMPF GEGEN DEN TARNHELM

Roman

Mit sechs Bildbeigaben schottischer Schlösser nach alten Stichen

8°, 351 Seiten, Ganzleinwand RM. 8. — kartoniert RM. 6.50

Man denkt spontan an die Prosa-Dichtungen von C. F. Meyer, so geschlossen, so spannend und situationssicher ist dieser Roman geschrieben. Die Verfasserin schildert den Bewußtseinsumschwung im 16. Jahrhundert, der für manchen Menschen jener Zeit ein schweres Seelenproblem bedeutete. Das schottische Hochland mit einsamen Adelssitzen, der romantische Zauber der sturmdurchbrausten Heide- und Wasserflächen, aber auch der gebändigtere Geist der Residenz Edinburgh geben den Gestalten Maria Stuarts, Jacobs VI. und seines Gegenspielers Francis Stuart einen bewegten Hintergrund, den im Verlauf der Handlung Spanien und Italien ablösen. Man trennt sich nur schwer von diesem Buch, bis man die letzte Seite in Spannung erreicht und ein hinreißendes Bild jener Zeit in sich aufgenommen hat.

ORIENT-OCCIDENT-VERLAG / STUTTGART - DEN HAAG - LONDON

»Ein neuer Meister des psychoanalytischen Romans.« *Kölnische Zeitung*

Italo Svevo

ZENO COSINI

ROMAN. AUS DEM ITALIENISCHEN ÜBERSETZT VON PIERO RISMONDO

688 Seiten. Geb. RM 9.—

In allen Buchhandlungen

Es gibt in der internationalen Literatur einige wenige Werke von so schmuckloser Echtheit, bei denen in jedem Wort das rohe Material des Daseins zu erkennen ist — eben deshalb erschütternd in einer Weise, die sonst nur den höchsten Kunstwerken zu eigen ist. *Ernst Weiß in einem großen Aufsatz im Börsen-Courier*

Wer neue Möglichkeiten in der Entwicklung des Romans kennen lernen will, muß dieses Meisterwerk lesen. *Kölnische Zeitung*

RHEIN-VERLAG

Deutsche Geschäftsstelle: MÜNCHEN Königin-Straße 55 a

Digitized by Google

FEB 17 1930

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 32. Jahrgang

1930 Februar Heft 5

Zeitlupe: Alfons Paquet: Meine Rundfunkerfahrungen * O. M. Fontana: Empfang eines Dichters * Das Chinakapitel in der Weltliteratur * Tempo in der Komik * Kinonovellen * Zur marxistischen Literaturgeschichte

S. M. Eisenstein .. .. ..Drehbuch? Nein: Kino-Novelle!
Hans Kyser .. .. Über das Hörspiel
Herbert Scheffler. .. ..Zum Wesen des Fragments
Kurt Aram .. .. Hauptmanns „Buch der Leidenschaft"
Lutz Weltmann .. .. Franz Werfel
Ernst Lissauer .. .. Die Gedichte der Ricarda Huch
Guido K. Brand.. .. .. ..Josef Winckler's Eiserne Welt
Heinrich Jilek .. .. .Petr Bezruč
C. F. W. Behl .. .. Stuckens neue Romandichtung
Max Hochdorf.. .. .. .Neugriechisches
Emil Utitz. .. .. Neue Kunstliteratur
Kurt Ochsenius: Die Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz und ihre Stellung in der Bibliophilie

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Bühnen * Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten * Büchermarkt

Deutsche Verlags-Anstalt • Stuttgart

Digitized by Google

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgeber: Ernst Heilborn / 32. Jahrgang

Die „Literatur" hat durch Beigabe des illustr. Abschnittes „Die Zeitlupe" und der Kunstdruckbeilage „Das neueste Buch im Bild" weitere Bereicherung erfahren

Aus „Kölnische Zeitung", vom 30. März 1929: Es gibt keine zweite Stelle in literarischen Angelegenheiten, die so zuverlässig und im wesentlichen erschöpfend alles Zerstreute aufnimmt, um es wohlgeordnet wie im Nachschlagewerk, wie eine fortlaufende Chronik wiederzugeben. So erfüllt die „Literatur" eine hohe kulturelle Aufgabe, sie ist eine Literaturgeschichte eigner Art, ein Orientierungsmittel, wie es in dieser Hinsicht kein zweites gibt, nicht begrenzt auf das geistige Leben des deutschen Sprachgebiets, sondern universal gerichtet und damit geistig auch völkerverbindend. D. H. Sarnetzki

Einzelheft RM. 2.–, vierteljährlich RM. 5.– Ausführlicher Prospekt u. Probeheft kostenlos erhältlich

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART

BERLIN UND LEIPZIG

Heinrich Hellmund

DAS WESEN DER WELT

3 Bände. 1332 Seiten. In Ganzleinen gebunden M 36.—

Hellmunds Lehre will alle Teilgebiete der Welt und des Lebens aufgehen lassen in einem allumfassenden Grundgesetz, die verwirrende Vielheit der Erscheinungsformen unter letzten einheitlichen Gesichtspunkten zusammenfassen. Alles Geschehen wird aufgefaßt als Veränderung von Verhältnissen. In der Metaphysik erblickt Hellmund die Wissenschaft, die zur Erkenntnis aller Zusammenhänge und des letzten Sinnes der Welt führt. Hellmunds Lehre nimmt ihren Ausgang von einer Reihe als erwiesen angenommener physikalischer Grundtatsachen, wie Unzerstörbarkeit der Materie, Anziehung und Abstoßung der Körper, von denen aus er dann weiter vordringt zu einer alle Widersprüche auflösenden Erkenntnis des Wesens der Welt. Die Tragik des Weltprozesses ist zugleich der tiefste Grund der Tragik unseres eigenen Lebens. Eine des Menschen würdige soziale Ordnung wird erst dann geschaffen werden können, wenn der Sinn des Ganzen richtig begriffen sein wird. Hellmunds Lehre ist getragen von dem Glauben an die Einheit von Natur und Geisteswelt, deren gleichartige Struktur nachgewiesen wird. Hamburger Fremdenblatt

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin u. Leipzig

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

Meine Rundfunkerfahrungen

Ich bin – und die meisten meiner Kollegen sind es so wie ich – dem Rundfunk gegenüber Autodidakt. Ich bin langsam, ohne praktische Anleitung, in ein Verhältnis zum Rundfunk hineingewachsen. Das einzige war, daß mir Gelegenheit gegeben wurde, im Rundfunk zu sprechen und dort einige Erfahrungen zu sammeln. Es ist mir so gegangen, daß auch ich zunächst mit einer ausgearbeiteten Niederschrift zum Rundfunk kam, die ich vorlas. Ich habe leider zu selten eine Äußerung gehört, ob ich das richtig machte oder nicht. Mir sind im Anfang nur einige allgemeine Verhaltungsmaßregeln gegeben worden, z. B. daß ich recht deutlich und verständlich sprechen, das Wort vorn im Munde bilden soll. Das ergab kein unbefangenes Sprechen. Heute sagt man: Sprechen Sie so frei und leicht wie immer. Von vornherein habe ich empfunden: ich spreche zu einem Publikum, das ich zwar nicht sehe und höre, das aber überall und wirklich vorhanden ist. Ich muß den Menschen etwas Verständliches, Einfaches sagen, dann werden sie schon aufpassen. Deswegen braucht, was ich sage, durchaus nicht platt zu sein! Ich bin dann nach und nach vom Manuskript unabhängiger geworden. Schließlich kam es so, daß ich es wagen konnte, in meinen Vorträgen ganze Teile zu überspringen und statt ihrer neue Zwischenteile einzufügen. Manchmal habe ich dabei Jacke und Weste ausgezogen, so stark hatte ich das Gefühl der vollen Unmittelbarkeit dieses Sprechens. Ich hatte merkwürdigerweise gerade dann das Gefühl, daß ich bestimmt nicht schlecht gesprochen habe. Man brauchte mich im Raum nur allein zu lassen. Ich konnte mich da bewegen, wie ich wollte. Nur einmal kam der Rundfunkleiter und schob mich wieder in die Nähe des Mikrophons, von dem ich mich wohl zu weit entfernt hatte. Auf diese Weise habe ich ein paar Erfahrungen gesammelt, und ich bin heute schon fast so weit, daß ich imstande bin, vor dem Rundfunk zu improvisieren. Ich nehme manchmal kaum noch ein ausgearbeitetes Manuskript mit. Allerdings überlege ich mir vorher genau, was der Stoff verlangt, dann gestalte ich ihn neu beim Sprechen. Ich meine nicht nur die Reportage. Ich meine sogar das Gedicht. Es kommt auf das Zusammenraffen des Stoffes, auf das blitzartige Formfassen an. Auf dieses Ziel sollte stärker hingearbeitet werden. Ich habe bei dem Kongreß über Funk und Film in Frankfurt interessante Ausführungen über dieses Problem gehört, und ich möchte dem Gehörten nichts hinzufügen als die Forderung: Man gebe uns ein Studio. Man gebe uns die Möglichkeit, uns selbst zu hören, aber auch die Möglichkeit, aus der Fülle von Stoff, über die einzelne verfügen, immer wieder zu sprechen. Ich habe vor allem den einen Wunsch, daß es denen, die am Rundfunk Gastrollen geben, möglich gemacht werde, aus dem autodidaktischen Stadium herauszukommen in das Stadium einer wirklichen Beherrschung der technischen Möglichkeiten des Rundfunks. Nur wer sich in den technischen Möglichkeiten einer neuen Kunstform ganz auskennt, der kommt auch auf neue künstlerische Ideen!

* * *

Im Rundfunk schlummert eine Kunst, deren Möglichkeiten noch kaum erkannt sind. Das Niegewesene ist dem Rundfunk möglich: ein Weltorchester zu bilden, in dem das Geräusch der Weltstädte ebenso seinen Platz hat wie das einsame Rufen eines Kuckucks im Walde, die Stimme des Dichters wie die des Marktschreiers. Nur der überschauende, ganz menschliche, ganz künstlerische Mensch vermag schließlich der Dirigent des großen Weltorchesters zu sein, das Rundfunk heißt. Aus unserer alten Vorstellung, daß wir Punkte der Landkarte bewohnen, die selbst nur eine Fläche ist, löst sich das neue Gefühl der Erde, das Kugelgefühl, das Empfinden des Erdzusammenhanges der Rundfunkgemeinde, die über alle Länder und Meere hinweg durch die unsichtbare Welle verbunden ist. Aus dem unmittelbaren Empfang der Mitteilungen, der Erkenntnisse, die alle angehen und von allen mit Spannung aufgenommen werden, erwächst uns die Einsicht, daß der Rundfunk die Elemente einer Weltuniversität in sich schließt, in der die Menschen glücklich sind, als Hörer, als Lernende eingeschrieben zu sein.

* * *

Der Rundfunk, der Spezialisten zu Worte kommen läßt, vermittelt übrigens auch den praktizierenden Fachleuten, z. B. Rechtsanwälten, Ärzten und anderen gelehrten Berufen, neue Kenntnisse, wichtige Übersichten und Forschungsergebnisse. Es ist kein Zweifel, daß der Rundfunk aber nicht nur diesen Spezialisten von Wert ist, sondern auch dem Laien. Denn er macht ihn anspruchsvoller gegenüber den Leistungen seines Beraters, sei es der Arzt oder der Rechtsanwalt, und zwingt diesen, sich auf der Höhe zu halten.

* * *

Zur Frage des Dramas, des Hörspiels: Was Schnack über den Wert des Rundfunks gesagt hat: daß das schwingende Wort, das man Lyrik nennt, der Anfang von allem sei, trifft zu. Es handelt sich hier wirklich um Möglichkeiten, die über alles uns bisher Bekannte hinausgehen. Wir müssen dem Rundfunk dankbar sein, daß er dem Leben das gesprochene Wort wieder nahe bringt. Daß er den Dichter mit einem Wirken bekannt macht, das seit den Rhapsoden der alten Zeit verloren ging und seit Luther in dem papierenen Zeitalter der Literatur nicht wieder erwachte. Ich bin von diesen Möglichkeiten ganz ergriffen. Wir erörtern hier das von Mensch zu Mensch gezielte, fliegende Wort, und ich habe das Gefühl, daß hier zwischen Dichtern und Funkleuten ein Funke übergesprungen ist. Die Schriftsteller, die Dichter, die in den technischen Problemen der Sprachgestaltung drinstecken, und die Rundfunkleute, die verwandte Probleme im Sinne der Übertragung, der Fernwirkung bearbeiten, haben

Digitized by Google

etwas Gemeinsames, so wie Sprache und Weiterleitung etwas Gemeinsames ist. Wenn hier ein Kontakt sich schließt, ist etwas Fabelhaftes geschaffen.

* * *

Man hat gesagt, das Charakteristische des Funks sei die Mittelbarkeit seiner Wirkung. Das unterscheide ihn auch vom Film. Aber da stimmt etwas nicht. Ich empfinde die Wirkung des Rundfunks als unmittelbar. Sie bezieht sich eben nicht nur auf die Gesamtheit der Masse, sondern auch auf den einzelnen, auf eine Menge von Einzelhörern. Es gibt kaum etwas, was unmittelbarer in Haus und Stube hineinwirkt. Für den Menschen, der am Sender steht, ist gerade das Gefühl der Unmittelbarkeit seiner Wirkung so hinreißend. Keiner kann das stärker empfinden als der Dichter, der Phantasiemensch, der Sensible. Man darf die Sorgen, die Schwingungen des Tages in Rechnung ziehen. Man muß es tun. Man stellt sich vor, daß ein Mensch genau einem zuhört, ihm gehen dieselben Fragen durch den Kopf wie mir, nun berühre ich die Stimmung dieses Menschen, spreche in diese Stimmung hinein. Da gibt es schon einen Ton, einen Einfall. Und wenn wir so am Mikrophon stehen und aus der Schreibe eine Rede machen, so geschieht es im Gefühl, daß wir unmittelbar sind. Der Einfall verändert das geschriebene Manuskript. Auch das ist nichts Endgültiges. Wenn ich vor derselben Aufgabe mehrmals stehe, wenn ich denselben Gegenstand vor einem anderen Sender noch einmal behandeln soll, so ändere ich nochmals, und bei der nächsten Gelegenheit ändere ich es zum drittenmal. Ich weiß nicht, warum es so ist, aber ich habe am Sender vor den unsichtbaren Hörern genau wie auf dem Rednerpult einem sichtbaren Publikum gegenüber den Eindruck von einem mitschaffenden Auditorium.

Alfons Paquet

Rundfunk-Philologie

Die „Funk-Stunde" gibt in ihrer Nr. 52 eine Inhaltsangabe zu Shaws „Major Barbara", die allen Shaw-Kennern, im besonderen aber allen zukünftigen Shaw-Biographen aufs angelegentlichste empfohlen sei. Sie werden zu dringend notwendiger Bereicherung ihres Wissens eine ganz neue „Major Barbara", von der ihnen bisher kaum eine Ahnung aufging, kennenlernen.

„Major Barbara"

(Zum Sende-Spiel am Donnerstag, dem 2. Januar, abends 8.30 Uhr, über die Sender Berlin O — Stettin — Magdeburg)

Lady Britomart ist Mitglied der Heilsarmee, was sie aber nicht abgehalten hat, einen Waffenfabrikanten, Herrn Undershaft, zu heiraten. Es gelingt der Frau, ihren Mann zur Teilnahme an den Heilsarmee-Übungen zu veranlassen, doch macht er nicht nur diese mit, sondern zugleich wird ihm die Heilsarmee auch ein Gegenstand seiner kapitalistischen Interessen. Andererseits gelingt es ihm auch, seine Frau zu bewegen, sich näher mit der Organisation der Waffenfabrik zu befassen. Dabei muß sie sich davon überzeugen, daß, wenn dort allerdings auch Kriegsgerät hergestellt wird, so doch auch zahlreiche der Wohlfahrt der Arbeiter und Angestellten dienende Einrichtungen getroffen sind, ja sogar eine Kirche ist vorhanden. Infolgedessen gibt sie die Absicht auf, sich von ihrem Mann zu trennen. E. H.

Das Chinakapitel in der Weltliteratur

Alle Vögel fortgeflogen,
Letzte Wolke weggezogen,
Zwei nur, nimmer sattgesogen,
Sehn sich an — der Berg und ich.

Was ist das? Die deutsche Nachdichtung eines chinesischen Gedichts von Li Tai Po (701—762). Indem man den eigentümlich bestrickenden Versen nachsinnt, meint man ein Ineinander an sich fremder Stimmungselemente zu erspüren, die nun doch zu einem lebendigen Neuen geworden sind.

Zeichnung von Rudolf Großmann

(Illustrationsprobe aus Hans Böhm: „Lieder aus China" München 1929, Georg O. W. Callwey)

Dieser im Fremden heimatliche Reiz erneuert sich bei fast allen Nachdichtungen chinesischer Lyrik, die Hans Böhm in seinen „Liedern aus China" (München 1929, Georg O. W. Callwey) vorlegt. Wie verschiedengearteten Zeitläuften diese Verse auch entnommen sind, immer hat man die Empfindung, als dichte ein aus seinem Vaterland verschlagener, dem Heimweh preisgegebener chinesischer Maler, nun in Deutschland ansässig geworden, deutsch.

Der gleiche Eindruck aus Rudolf Großmanns Zeichnungen: Großmann hat sich ersichtlich in chinesische Holzschnitte tief versenkt. Er kommt ihrer Ausdrucksgebung nahe, erreicht sie manchmal, scheint es, ganz. Und ist darüber doch der wohlvertraute Rudolf Großmann geblieben, verrät in einigen Blättern auch die Beeinflussung durch andere deutsche Zeichner.

Man vergegenwärtige sich, wie das Bild der Antike, das man in Deutschland erfaßte, mit den sich wandelnden Generatio-

Digitized by Google

nen — von Winckelmann zu Nietzsche — ein anderes geworden ist. Jede schöpferische Zeit in Deutschland entdeckte sich ihre eigene Antike, — war dazu gezwungen — denn das, was man Antike nannte, war eben immer die Vermählung der Antike mit der jeweiligen deutschen Geistigkeit.
So nun, und schon seit längerem mit China. Und das eben ist der Sinn der Weltliteratur: nicht um das Übernehmen eines Fremden handelt es sich, sondern um die Geburt eines Neuen aus dem Fremden, aufgesaugt vom Heimatlichen.

E. H.

Hamlet-Phantasie

In einer witzigen Selbststatistik erzählt Lion Feuchtwanger unter anderem, daß 41 durch einen Druckfehler sinnlos gewordene Verse eines seiner Dramen in 2346 Vorstellungen von 197 Schauspielern gesprochen wurden, ohne daß es ein Regisseur, ein Darsteller, ein Rezensent oder sonst jemand von etwa eineinhalb Millionen Zuhörern gemerkt hätte.
Gerhart Hauptmann stützt seine Vermutung, daß im „Hamlet" der Aufstand des Laertes vom Dichter ursprünglich dem Titelhelden zugedacht und die Verschiebung durch Rollenneid eines Kollegen oder Flüchtigkeit eines Abschreibers entstanden war, vor allem auf die Verse:

„Der Tropfen Blut, der ruhig ist, nennt mich Bastard,
Schilt Hahnrei meinen Vater, brandmarkt Metze
Hier auf die keusche unbefleckte Stirn
Der treuen Mutter."

Man denke an Feuchtwangers Statistik: im Munde des Laertes haben diese Verse keinen Sinn. Auch ein Aufstand Hamlets, der beim Volk beliebt ist und Rechte an den Thron hat, ist sinnvoller, als wenn Laertes plötzlich Anwartschaft auf den Thron erhebt (die der König merkwürdig ernst nimmt). Der Monolog, der mit den Worten anfängt: „Wie jeder Anlaß mich verklagt und spornt" und mit den Worten schließt: „Von Stund' an trachtet nach Blut, Gedanken, oder seid verachtet!" kann sehr wohl zu einer Szene überleiten, in der Hamlet mit Bewaffneten vor dem König erscheint und ihn mit den Worten anredet: „Du schnöder König, gib mir meinen Vater!" Nichts jedoch richtet nicht die Intention, wohl aber die Ausführung der Hauptmannschen Hamlet-Bearbeitung mehr als das Fehlen dieses Monologs, der durch eine Haupt- und Staatsaktion zwischen Hamlet und Fortinbras ersetzt ist.
Als Luxusdruck der Cranach-Presse (255 Exemplare, Auslieferung durch S. Fischer), unter Leitung von Harry Graf Keßler hergestellt, dient Hauptmanns Bearbeitung weniger zur Diskussion der Philologen und Theaterleute denn als Beitrag Hauptmanns zu einem ewigen Thema. Es ist höchst sinnvoll, wenn Auszüge aus Shakespeares Quellen, Saxo Grammaticus, François de Belleforest und the Historic of Hamblet in der Ursprache und in Keßlers Übertragung Hauptmanns Text, der teilweise eine Neuübersetzung ist, umrahmen: Thema mit Variationen.
Holzschnitte und Figurinen Gordon Craigs, die vorbildlich zum Schriftbild stehen, sind eine weitere Stimme in dieser Phantasie: überlebensgroße Schattenspiele, mit großen Gebärden und räumlicher Tiefe, die durch verschiedene Schattierungen des Schwarz erreicht wird. Bühnenvisionen, die als Schattenschnitte auf die großen Blätter des Buches projiziert sind.

L. W.

Hamlet-Figurine von Gordon Craig
(Illustrationsprobe aus „Hamlet, übersetzt und eingerichtet von Gerhart Hauptmann". — Druck der Cranach-Presse, Weimar, Kommission: S. Fischer, Berlin)

Empfang eines Dichters

Es gibt verschiedene Arten, einen berühmten oder unberühmten Dichter und sein Werk zu empfangen und ihnen zu begegnen. Gerhart Hauptmann hat sie alle jetzt in Wien erleben müssen. Sie ihm nachzuerleben, ist nicht ohne Reiz, zeigt sich doch darin, wie sehr an der Oberfläche, wie sehr im unverbindlich Plauderhaften all das steckt, was wir Literatur, Kritik und Ruhm nennen.
Da ist zuerst der offizielle Empfang. Reden, gereimt und ungereimt, mit einem heitern und mit einem vor Rührung nassen Aug', rauschen nieder, Händedrücke werden gewechselt,

Digitized by Google

Trinksprüche ausgebracht, Vollbärte werden umgehängt und wallen bedeutungslos auf und nieder, Danaergeschenke werden überreicht, die dem Empfänger plötzlich in der Hand zu brennen beginnen. Die Dichterfeier verwandelt sich in ein Opferfest, und das Opfer ist der Dichter. Warum sollte es anders sein? Der Dichter ist ein Außenseiter der Gesellschaft. Wenn sie ihn schon anerkennt, meint sie damit nur ihre eigene Bestätigung. Wenn sie sich mit ihm einläßt, mißbraucht sie ihn wie jeden Schwächeren.

Nach dem offiziellen Empfang die vielen kleinen individuellen Empfänge durch die „führenden" Geister. Da ist der Typ des Professors, der einen Dichter und sein Werk an sich herankommen läßt, wie ein liebenswürdig lächelnder, aber hoch auf dem Katheder thronender Professor die Aufgaben eines Schülers entgegennimmt. Sein langweiliges Wohlwollen degradiert nicht nur, sondern schläfert alle und alles ein. Da ist der Kraftkerl, der sich dem Dichter und seinem Werk entgegenlümmelt, er steht nicht auf, er bleibt in seinem Fauteuil faul und von seiner eigenen Bedeutung aufgepumpt, sitzen, er hat in seinem Minderwertigkeitsgefühl Angst, sich imponieren zu lassen und sagt daher immer nur: „Ich bin da. Bitte mich nicht zu vergessen. Gott, wie bin ich witzig, wie bin ich gescheit, viel gescheiter als der von mir Kritisierte — ich — ich — ich — nur immer ich!" Da ist der Schlauberger: ich laß mich nicht drankriegen — Hauptmann-Uraufführung in Wien, da muß was faul sein. Dieser Typ, der sonst immer auf Berlin schimpft, hätte jetzt Gelegenheit, die furchtbare Stickigkeit des modernen Theaterbetriebs aufzuzeigen, die auch einen Hauptmann nicht aufkommen läßt, wenn sein Werk sich nicht leicht und schnell in die allgemeine Konjunktur einfügt. Aber was kümmern den Schlauberger die soziologischen Zusammenhänge, in denen auch der Dichter steckt, die auch sein Schicksal und sein Werk bestimmen! Da ist der Typ, der um alles in der Welt nicht denken will. Zwingt ihn der Dichter zu denken, antwortet er mit „Unverständlich", behauptet, der Dichter habe nicht gewußt, was die Feder geschrieben habe, macht sich über Verstehen-Wollen lustig, murmelt was von Gefühlen, die Poesie vermitteln solle. Ach, daß jeder Dummkopf das Herz schändet, indem er es anruft!

Da ist der Beharrliche, der immer im Vorgestrigen verharrt und durch nichts zu bewegen ist, sich von der Stelle zu rühren. Im Fall Hauptmann wird er immer nach der „Versunkenen Glocke" rufen. Was einmal getönt hat, soll immer wieder im gleichen Rhythmus, in gleicher Klangfarbe, in gleicher Tonfolge sich wiederholen. Da ist der Strenge, der diesmal unerbittlich ist, weil ein Dichter einsam ist, keine Beziehungen hat oder zu vergeben hat; der Strenge, der sonst immer zu Schönfärbereien aufgelegt ist, diesmal dekretiert er: Keine Beschönigung, keine Nachsicht, in die Ecke Dichter! Da ist der Generationsfex; ist der Dichter jung, plappert er: „Zu jung!" Ist der Dichter alt, krächzt er: „Zu alt!" In jedem Fall, der Dichter muß ins Unrecht gesetzt werden. Da ist der humanitäre Rationalist, er reibt sich die Hände, statt sie dem Dichter zu reichen. Das Dichten scheint ihm ein Krankheitsfall; unter vielen „Wenn auch" und „Obschon" versteckt er seine wahre Meinung, denn um sie zu bekennen, müßte er sich mutig und aufrichtig zur wäg- und meßbaren Plattheit bekennen. Aber Nordau und Paul Goldmann stehen heute tief im Kurs. Also schwindelt der Verstand Verständnis, um so besser den Verhaßten, den Dichter zu treffen und zu verwunden. Da ist der Gesellschaftsplauderer, er kennt nur sich und seine Welt sexualbetonter Unterhaltungen — also muß er auch sie in den Dichter hineintragen — denn keiner sieht mehr in einem Dichter, als in ihm selber ist — also muß er, weil er selber ein Schwein ist, den Dichter ein Ferkel nennen.

Woher all der Haß, woher all das Mißverstehen, woher all die Feindschaft? Es ist das Ungewöhnliche im Dichter, das bekämpft wird. Er ist immer um einige Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte (dieser Unterschied bestimmt seine Größe) den Zeitgenossen voraus. Die aber, langsam, träger, glauben ihn am Bein erwischen zu müssen, um ihn zu Fall zu bringen, um ihn endlich auf dem Boden liegen zu sehen. Der Dichter braucht immer jemand, ein Individuum oder eine Gesellschaft, die sein Werk zu Ende dichten. Er gibt die Musik, singen müssen die andern — die Menschen, denen er glaubt, auf die er hofft. Komplett, für den Gebrauch fertig ist nur das Machwerk, bei dem keine Anstrengung gefordert wird, das alles ins Haus liefert, was gerade gewünscht wird. Aber der Dichter will die Mühe, will den Kampf — nicht nur von sich, auch von den Menschen. Darum ist er den meisten verdächtig, darum muß er durch die raffiniertesten Methoden, von denen ich nur einige genannt habe, unschädlich gemacht werden. Die Gesellschaft empfängt einen Dichter — das heißt nichts anderes, als daß sie fieberhaft daran arbeitet, ihn aus einem sinnbildlichen Menschen zu einem lächerlichen Spatzenschreck zu machen. Aber der Dichter ist nicht zu verunstalten, der Dichter ist nicht umzubringen, weil der Geist unsterblich ist, weil die Musik unsterblich ist.

Oskar Maurus Fontana

Kino-Novellen

In seinem Aufsatz „Drehbuch? Nein: Kino-Novelle" fordert Eisenstein als notwendige Grundlage für den Regisseur die Kino-Novelle. Er spricht aus eigener Erfahrung und exemplifiziert: Worte aus der Novelle wie „In der Luft hing eine tödliche Stille" bergen die denkbar stärkste Anregung für den Regisseur, den Zwang, mit seinen Mitteln das scheinbar mit Augen Unfaßbare dem Zuschauer visuell zu vermitteln.

Der Verlag von Reimar Hobbing, Berlin, legt gleichzeitig zwei Kino-Novellen vor. „Die Entgleisten" von Leonhard Frank und „Sechs Personen suchen einen Autor" von Luigi Pirandello und Adolf Lantz nach dem gleichnamigen Theaterstück von Pirandello.

Die Film-Novelle als solche kommt, darüber kann kaum ein Zweifel bestehen, einem literarischen Bedürfnis des Tages entgegen: dem nach Abbreviatur. Wer des allzu blühenden Fleisches überdrüssig geworden, darf sich hier an dem Knochenbau laben. Das ist in beiden Kino-Novellen gut geraten. Ein Verbrechermilieu bei Leonhard Frank. Daß der pünktliche, saubere Subalternbeamte in den Verbrecherzirkel hineingerät, deutet auf die literarische Beeinflussung durch Georg Kaiser. Daß die Dirne, die seelisch Tote, zu Leben erwacht, weist auf ein dichterisches Erlebnis. — Bei Pirandello wird sichtbar, wie sich die eindrängenden Stoffschichten des bekannten Dramas im Kopf des Dichters durch Erlebnisse bilden, klären. Die Wirklichkeitsfiguren, zum mindesten die eine unter ihnen, sieht ihr eigenes Schicksal in dem zum Schluß auf der Bühne dargestellten Drama widergespiegelt.

Beide Novellen halten sich an den Tatsachenbericht, wenn auch bei Pirandello ohne Bildnumerierung. Ein Wort wie „In der Luft hing eine tödliche Stille" findet sich in keiner von beiden. Der Regisseur darf sie zur Ausführung bringen, innere Anregung zu eigener Stimmungsbeschwörung gewinnt er aus ihnen nicht. In ihrer Weise sind sie fertig.

Wir zweifeln, daß ein Regisseur sie zur Ausführung bringen wird.

Digitized by Google

Das ist das Seltsame an beiden Film-Novellen, daß sie, scheinbar rein an das Visuelle gebunden, das Visuelle gerade in ihren wesentlichen Voraussetzungen zu überschreiten trachten. Bei Pirandello: die Mutter erzählt dem Dichter von ihrem ersten Mann. Großaufnahme des Kopfes der Mutter, in den nun das Bild des ersten Mannes hineinkomponiert ist. Großaufnahme des Kopfes des Dichters, wiederum mit Einkomponierung des Bildes dieses ersten Mannes, aber nun, wie es sich ihm, dem Dichter, zeichnet. (!) — Bei Leonhard Frank in dem über das Filmganze entscheidenden Bild: „Es muß bei diesem Spiel herauskommen, daß Marie ganz allein durch die Kraft ihrer Persönlichkeit den Mörder zur Aussage der Wahrheit zu zwingen vermochte. Diese Kraft ist klar optisch exponiert bereits in der ersten Szene ihrer Begegnung mit dem Mörder" (!)

Ergebnis: Die Film-Novelle zwingt auch den Leser des Buchs, wie recht und billig, zu visueller Einstellung. Zugleich aber führt der Novellencharakter aus sich heraus zu dem Versuch, den inneren Geboten dadurch gerecht zu werden, daß man zum Bild zu machen trachtet, was — rein seelischer Vorgang — sich den Augen entzieht. Was man zugleich seiner seelischen Würde entkleidet, wenn man es trotzdem in irgendwelchen Surrogaten vor Augen zwingt.

Ergebnis: Die Film-Novelle sitzt vorerst zwischen zwei Stilen.

E. H.

Max Pallenberg in Molnars „Eins, zwei, drei!"
Zeichnung von B. F. Dolbin

Tempo in der Komik

In Franz Molnars neuem Spiel „Eins, zwei, drei" hat Max Pallenberg die Aufgabe, aus einem Autodroschkenchauffeur einen repräsentablen Schwiegersohn eines Dollarmillionärs zu machen. Innerhalb einer Stunde muß das geschehen — es ist das Fruchtbare dieses Einfalls, daß die dramatische Zeit und die schauspielerische Verve des Darstellers, für den Molnar das Stück geschrieben hat, kongruent sind.

Tempo in der Komik — war das nicht auch das Prinzip der commedia dell'arte, wenn Goldonis Arlecchino als Diener zweier Herrn sich abzappelt? Hinter Molnars dramatischem Feuilleton steht die uralte dramatische Spielart, hinter dem modernen Generaldirektor der geplagte, listenreiche Diener aus dem Mimus.

Hat sich nur das Kostüm gewandelt? Nicht so ganz. Harlekin, Hanswurst und Kasperle waren nur stehende Typen, dieser Generaldirektor ist eine Individualität. Höchstens daß es typisch ist, wenn diese Clowns gefräßig sind und Generaldirektoren eine Geliebte haben. Aber wie Lieben eine individuellere Tätigkeit ist als Essen, so ist es eine Fortentwicklung der alten Spielgattung, wenn der Generaldirektor, statt am Essen verhindert zu werden, die Untreue seiner Geliebten erfährt . . . gerade wenn er im besten Zuge ist.

Das Tempo, in dem er die Verwandlung des künftigen Millionärschwiegersohns vornehmen muß, läßt ihm keine Zeit für seine Privatschmerzen. Einen Augenblick lang hält Pallenberg inne, mit den Rastelli-Kugeln seines schauspielerischen Witzes zu jonglieren — und die Ruhe leitet die Bewegung weiter. Tempo in der Komik gleich Dynamik im Drama.

L. W.

Not der Bibliotheken

Die Preußische Staatsbibliothek, deren Bedeutung auch darin besteht, ganz Deutschland mit Leih-Material zu beliefern, ist von der vierten Stelle, die sie unter den Büchereien der Welt einnahm, auf die neunte hinabgesunken. Ihr Vermehrungsfonds, der sich noch 1926 auf zirka 550000 Mark belief, ist für das Haushaltungsjahr 1930/31 auf 400000 Mark hinabgesetzt worden. Angesichts dieser ernsten Lage hat bereits das B. T. den Warnungsruf laut werden lassen, Ernst H. Posse nimmt ihn (Köln. Ztg. 687a) auf und gibt ihn weiter.

Man selber sagt sich: Das Buch ist in seiner Bedeutung in Deutschland überschätzt worden. Von einer historisierenden Bildung gilt es freizukommen. Eine der Lehren des Krieges, die an Deutschland erging, war auch die, daß innerhalb unserer Grenzen zuviel gelernt, zuwenig selbständig gedacht wurde.

Das scheint ein Trost zu sein, aber angesichts der Not der Bibliotheken verfängt er nicht. Lücken, die im Material der wissenschaftlichen Zeitschriften, zumal des Auslands, entstehen, sind nachträglich kaum auszufüllen. Es ist aber auch kein Mensch imstande, zu unterscheiden, welche Bücher unter den Neuerscheinungen für die Nachwelt wichtig, welche überflüssig sein werden. Wir möchten aus eigener Erfahrung hinzusetzen, daß Kritiker und Gelehrte zu solcher Aussonderung am wenigsten fähig sind. (Als wir einmal Material zum Studium der Gassenhauer verflossener Jahrzehnte suchten, waren alle Bibliotheken dafür: 00.)

Abkehr von historisierender Bildung ist eine rein innerliche, an den dazu Befähigten ergehende Forderung. Über den Wert der Bibliotheken entscheidet nach wie vor der Gesichts-

Digitized by Google

punkt möglicher Vollständigkeit. Darum muß es jedwedem, dem es um Geistigkeit zu tun ist, ernst damit sein: Die deutschen Bibliotheken sind in Gefahr! E. H.

Das Verhüllte

Das hebräische Theater „Habima", das, in Moskau gegründet, nach Jerusalem verpflanzt, während seines berliner Gastspiels die Zehnjahrfeier seines Bestehens begehen konnte, führt jetzt im Spielplan Calderons Schauspiel „Die Locken Absalons". Haben die Juden das Drama des Spaniers entkatholisiert? Das tat nicht not: das Religiöse ist in diesem

König David in der Habima-Aufführung
Zeichnung von B. F. Dolbin

biblischen Spiel ziemlich allgemein gefaßt. Calderons Juden sind Könige und Ritter einer feudalen Welt. Die Inszenierung der „Habima" — man stellte nachträglich fest, wieviel von der unvergeßbaren Dybuk-Aufführung auf die Rechnung des Regisseurs Wachtangow ging — glitt leise ins Kunstgewerbliche ab, so konnte man eins der vielen Bibeldramen der Neuklassizisten und Neuromantiker spielen. Aber etwas Wunderbares geschah: die alte Rasse der jüdischen Schauspieler sang, Geblüt offenbarte sich, Geschlechter erstanden auf — durch Calderons religiöses Spiel leuchtete der Urmythos grauer Vorzeit durch, Thamars Blutschande mit dem Bruder, Absalons Empörung gegen den Vater, die Sagen um die Krone Davids erschienen als Stammesgeschichte eines wilden Hirtenvolkes.

Wie in der Erotik das Verhüllte stärker wirkt als das Nackte, so wird auch die Pikanterie eines Kunstwerks erhöht, wenn sein Eigentliches durch die Hüllen schimmert. So entdeckt man griechische Formensprache an der Plastik romanischer Kirchen, so genießt man deutsche Art in den lateinischen Epen und Sequenzen des Mittelalters, die uns Paul von Winterfelds genialische Nachdichtung zugänglich gemacht hat.

Mit dem neuen Naturalismus ist es nicht anders: je mehr man die Wirklichkeit erobert, desto mehr Mystisches sagen die Schatten aus, die das neu entdeckte Gebiet wirft. L. W.

Zur marxistischen Literaturgeschichte

Franz Mehrings Aufsätze zur Literaturgeschichte liegen jetzt gesammelt vor: in zwei Bänden — von Calderon bis Heine, von Hebbel bis Gorki (Soziologische Verlagsanstalt, Berlin). Arbeiten eines Mannes, der sich im wesentlichen mit Kunstwerken der bürgerlichen Epoche auseinandersetzen muß, die er für abgewirtschaftet hält, der erst dem proletarischen Zeitalter die Fähigkeit zutraut, wieder künstlerisch Belangvolles hervorzubringen.

Was sagen die Schriften des 1919 verstorbenen Journalisten und Gelehrten uns Heutigen, die wir mitten in diesem Entwicklungsprozeß stehen — gleichgültig, ob das neue Zeitalter bald anbrechen wird oder ob das Bürgertum noch einmal ein Bollwerk dagegen aufzurichten imstande ist? Diese Entwicklung verkennen, hieße den Kopf in den Sand stecken. Sie kommt — auf evolutionärem oder revolutionärem Wege und wird bestehen, bis die Spiralenwindungen des Weltgeschehens eine neue Wendung nehmen werden. Eine Literaturbetrachtung ganz ohne die soziologischen Maßstäbe des Nicht-Mehr und Noch-Nicht ist heute nicht denkbar. Vielen fragwürdigen Literaturerscheinungen geht Mehring in wesentlichen Formulierungen solcher Entwurzelung auf den Grund. Aber Schichten eines Kunstwerks bleiben bestehen, die materialistischer Geschichtsauffassung unzugänglich sind. Mehring unterscheidet sich dadurch vorteilhaft von manch einem seiner Nachfolger, daß er das Vorhandensein dieser Schichten zugibt, daß seine Literaturkritik nicht auf eindimensionales Rechthaben herauskommt — sei es, daß er diese Schichten im Augenblick für die minder wichtigen hält (inter arma silent musae), sei es, daß er die bürgerliche Befangenheit der Autoren klar und einen Trotz-dem-Wert feststellt. Er schüttet Goethe nicht mit dem Börne aus.

Es gibt verschiedene Standpunkte, von denen aus man ein Kunstwerk betrachten kann. Das vollkommene Kunstwerk wird seine Schönheit von jedem Blickpunkt aus offenbaren. Unsere heutige, im Grunde undemokratische Literaturkritik leidet daran, daß sie nur eine einzige Ansicht für möglich hält. Entzieht sich das Kunstwerk dieser Blickrichtung, so kann wohl das Urteil, nicht so sehr das Kunstwerk schief sein.

Noch eines macht diese marxistische Literaturgeschichte wichtig: sie ist so geschrieben, daß sie auch ein Arbeiter verstehen kann. Ohne daß sie auf tiefere Gedanken verzichtet. Die Mehrzahl der heutigen Literaturstribenten schreibt einen ästhetischen Jargon, der selbst dem Literaturbeflissenen Rätsel aufgibt. Wie die Wiederentdeckung des Volkslieds uns von den Fesseln der Gelehrtenpoesie befreit hat, so sind Franz Mehrings Schriften zur Literaturgeschichte Mahnung und Weg.

L. W.

Digitized by Google

Drehbuch? Nein: Kino-Novelle!

Von S. M. Eisenstein (Moskau)

„Das nach Nummern eingeteilte Szenarium bringt der Kinematographie genau so viel Wiederbelebung, wie die Nummern, die den Leichen der Ertrunkenen im Schauhaus von den Beinen baumeln."

So schrieb ich, als die Hauptschlacht über die Streitfrage entbrannt war, in welcher Form ein Kino-Szenarium geschrieben werden muß.

Diese Frage steht auch heute noch im Brennpunkt des Streites.

Denn das Szenarium ist seinem Wesen nach nicht Formung des Materials, sondern eine Stufe im Bestehen des Materials.

Eine Stufe auf dem Wege zwischen der Aneignung des erwählten Themas durch ein Temperament und seiner optischen Verkörperung.

Ein Kino-Szenarium ist kein Theaterstück. Das Drama ist ein selbständiger Wert auch außerhalb seiner theatralisch wirksamen Gestaltung. Es gibt sogar Buchdramen von Ewigkeitswert.

Das Szenarium hingegen ist nur das Stenogramm eines emotionellen Ausbruchs, der nach der Verkörperung in einer Unzahl bildlicher Gestaltungen strebt.

Ein Szenarium ist der Block, der die Form eines Stiefels für eine gewisse Zeit feststellt, bis der lebendige Fuß darin geht.

Das Szenarium ist die Sektflasche, die zu nichts anderem da ist, als den Pfropfen daraus knallen und das überschäumende Temperament des Weines daraus in die durstigen Gurgeln strömen zu lassen.

Das Szenarium ist die Chiffer, die von einem Temperament dem anderen übergeben wird.

Der Autor drückt mit seinen Mitteln dem Szenarium den Rhythmus seiner Auffassung auf.

Der Regisseur tritt hinzu und überträgt den Rhythmus dieser Auffassung in seine Sprache.

In die Sprache des Kinos.

Er findet das kinematographische Aquivalent für die literarische Kundmachung.

Dies ist die Wurzel der Sache.

Und nicht etwa die Aufeinanderfolge einer Kette von Bildern, die anekdotische Kette der Ereignisse des Szenariums.

So formulieren wir die Forderungen an ein Szenarium.

Der traditionellen Form des „Drehbuchs" mit seinen Einzelnummern wird damit ein gefährlicher Stoß versetzt.

Das Szenarium, das schlimmstenfalls von einem gewöhnlichen Handwerker seines Faches geschrieben wird, liefert die traditionelle optische Beschreibung dessen, was dem Zuschauer zu sehen bevorsteht.

Das Geheimnis liegt aber darin, durch das Szenarium die Kette der Erlebnisse, die dem Zuschauer bevorstehen, zu schmieden!

Auf der Suche einer methodischen Herstellung eines derartigen Szenariums gelangten wir zu der Form der Kino-Novelle. In dieser Form streben wir danach, auf dem Papier durch das Wort darzulegen, was die Leinwand durch das Mittel von: Viehherden, Sonnenuntergängen, Wasserstürzen, endlosen Feldern bietet.

Die Kino-Novelle, wie wir sie auffassen, ist ihrem Wesen nach die in höchster Erregung wiedergegebene Erzählung unseres künftigen Zuschauers von dem Bilde, das ihn so sehr ergriffen hat.

Sie ist die Vorstellung des Materials in den Stufungen und Rhythmen des Packenden und Erregenden, wie sie unseren Zuschauer „nehmen" muß.

Irgendwelche Fesseln einer gezwungen optischen Auslegung von Tatsachen im Drehbuch erkennen wir nicht an.

Mitunter bedeutet uns die rein literarische Wortgebung des Szenariums mehr, als die bis zum Übelwerden protokollierten Verzerrungen der Großaufnahmen der Protagonisten.

„In der Luft hing eine tödliche Stille..."

Was hat dieser Ausdruck mit der konkreten Fühlbarkeit einer optischen Erscheinung gemeinsam?

Digitized by Google

Wo ist der Haken in der Luft, an den man die Stille aufhängen kann?

Unterdessen ist dieser Satz, richtiger das Bestreben, diesen Satz auf der Leinwand zu verkörpern, gerade das, was für die Filmverstärkung das richtigste ist. Er trägt die „Ausdrucks-Ladung", die im Bildlichen explodieren kann.

Dieser Satz stammt aus den Erinnerungen eines der Teilnehmer vom Aufstand des „Panzerkreuzers Potemkin". Er hat die ganze Auffassung der tödlich würgenden Pause bestimmt, wenn über der schwankenden Fläche des Segels, das die Todeskandidaten bedeckt, die zitternden Gewehrläufe der Kameraden, die ihre Brüder erschießen sollen, sich emporrichten.

Das Szenarium stellt emotionelle Forderungen. Ihre sichtbare Lösung ist Aufgabe des Regisseurs.

Der Verfasser des Szenariums hat das Recht, seine eigene Sprache zu sprechen.

Denn je deutlicher er seine Absicht ausdrückt, desto vollendeter wird ihre Deutlichkeit.

Und damit auch desto szenisch wirksamer im literarischen Sinn.

Und das ergibt das Material für die richtige Lösung des Regisseurs. Das packt nämlich auch den Regisseur. Das wird ihm zum Sporn des schöpferischen Aufschwungs bis zur gleichen Höhe, der Expression durch die Mittel seines Bereichs, seines Berufs, seiner besonderen Kunst.

Es ist deshalb wichtig, daß einer dem anderen die Stufung des Druckes oder Ausbruchs, die packen müssen, klar machen kann.

Um diesen Ausbruch des Gefühls dreht sich alles.

Der Verfasser des Szenariums sowohl, wie der Regisseur legen ihn jeder in seiner Sprache aus.

Der Verfasser sagt: „Tödliche Stille."

Der Regisseur: Unbewegliche große Flächen; das dunkle Vorderteil des Panzerkreuzers schwankt leise. Die Kriegsflagge flattert. Vielleicht springt noch ein Delphin aus den Wellen, vielleicht streicht eine Möwe niedrig über der Wasserfläche.

Der Zuschauer aber hat ein und dasselbe emotionelle Würgen im Halse, ein und dieselbe Erregung, die ihm in die Kehle steigt, so wie sie den Verfasser der Erinnerungen an seinem Schreibtisch ergriffen hat, oder den Regisseur des Films am Montagetisch, oder unter den Strahlen der Sonne während der Aufnahme.

Deshalb sind wir gegen die gewöhnliche Form des nummernweise protokollarisch vorgehenden Drehbuchs. Deshalb sind wir für die Form der Kino-Novelle.

Der erste Versuch auf diesem Gebiet, der bis ins Jahr 1926 zurückreicht, ist das Szenarium der „Generallinie".

Über das Hörspiel

Von Hans Kyser (Berlin)

Die Phantasie ist grenzenlos, das Grenzenlose ohne Raum. Jede Kunstform muß als Raumgestaltung der Phantasie aufgefaßt werden. Selbst die lyrische Strophe ist nichts anderes. Wenn ich an dieser Stelle den Film den großen Ausdrucksformen der schöpferischen Phantasie der Menschheit an die Seite gestellt habe, so geschah es mit der Einschränkung, daß außerhalb dieser Theorie die heutige Filmkunst fast ohne Ausnahme Industrieprodukt bleibt. Was sie aber auch darstellen mag, sie hat in uns den Raumbegriff aufgelockert: die Gegenwart des Schauspielers, der Dekoration, der Landschaft ist überall. Die Tragik der Gish, der Humor Chaplins, das Groteskspiel Keatons, die verführende Mondänität der Garbo wirken gleich räumlich in allen Ländern der Erde. Der Film ist die optische Kunstform unserer Bewegungstechnik, der Rundfunk oder schlagwortartiger: der Funk ist die akustische Kompensation. Der Augensinn, von der Augenfülle der Bildeindrücke vergewaltigt, sucht einen Ausgleich in der mächtigeren Erregung des Hörsinns. Überwand der Film den Raum, überwindet der Funk die Zeit. Der Zeitraumbegriff, diese gewaltigste Bindung des Menschen, ist von den technischen Künsten zerstört: das Auge sieht die Welt überall, das Ohr belauscht sie gleichzeitig. Der Künstler hat die Pflicht, die neuen Kunstformen seines Zeitalters mit Inhalten zu füllen.

Wer es sich einmal vergegenwärtigt, daß die Kunstform des Dramas über zweitausenddreihundert Jahre alt ist, die Kunstform des Films kaum zwanzig, die Kunstform des Funks etwa sechs Jahre, den

Digitized by Google

wird es nicht verwundern, zu bemerken, wie wenig schöpferische Kräfte bisher sich um diese neuen Formen wirklich ernstlich bemüht haben. Film und Funk sind in der guten Gesellschaft konservativer Kunstformen die Parvenus. Man behandelt sie von oben herab, läßt sich wohl gelegentlich von den Neureichen zu Tisch bitten, pocht aber bei jeder Gelegenheit auf Tradition und Uradel. Ich habe diesen Standpunkt nie teilen können. Ich empfinde es als ein Glück, in einer Zeit leben zu dürfen, die Anfänge hat. Die stärksten Erregungen der Phantasie liegen immer in den Anfängen. Das Schöpferische betätigt sich am kräftigsten in der Erschaffung der Formen. Millionen sind bereit, die Wunder der Zeit zu sehen und zu hören. Wer dem Volk die Speise gläubig darreicht, wird es sättigen.

Die Entwicklung des Rundfunks hat vor dem Film zwei Vorzüge von bedeutender Wirkung voraus: die Unabhängigkeit vom konkurrierenden Kapital und die Möglichkeit der Darbietungen unserer musikalischen und sprachlichen Kulturgüter. Man brauchte nicht sofort Stoffe zu erfinden, der Form entsprechend zu gestalten und bei der Masse des Verbrauchs sich auf die billigsten Unterhaltungsinstinkte der Zuhörer einzustellen. Man hatte Zeit — fünf Jahre, eine sehr lange Zeit!! —, sich auf eine dem Funk eigentümliche Kunstform zu besinnen. Man nennt sie heute das Hörspiel. Es sind erst wenige ernsthafte Versuche gemacht worden. Ich selbst habe zwei Hörspiele geschrieben: „Prozeß Sokrates" und „Der Sturz der Verdammten" (Der 9. Thermidor). Es können hier also keinerlei Gesetze aufgestellt, sondern nur Anregungen gegeben und Beobachtungen mitgeteilt werden.

Die Übertragung von vorhandenen Opern und Schauspielen machte bald dem am Lautsprecher oder mit der Hörmuschel lauschenden Ohr deutlich, daß man nicht ungestraft den Sinn des Auges dort ausschalten kann, wo der Künstler ihn in sein Werk miteinbezogen hatte. Natürlich kann man jedes Shakespearesche Drama mit verteilten Rollen lesen lassen, und es wird je nach der Güte der Darbietung seine Wirkung ausüben. Ja, gerade Shakespeare, um bei diesem stärksten dramatischen Beispiel zu bleiben, wird durch die Bildkraft seiner Sprache zuweilen dem mit geschlossenen Augen lauschenden Hörer Eindrücke übermitteln, die die mehr oder minder grobe Bühnenillusion zerstört. Aber die Totalität seines für die Szene gedachten Werkes geht verloren. Das Maskenspiel der griechischen Tragödie mit ihren die Handlung exponierenden, begleitenden, die Stimmung erregenden oder dämpfenden Stimmchören ist noch weniger auf das Auge gestellt —, ich sehe von den späteren Theatermaschinen und wechselnden Prospekten ab —, und die rhapsodischen Darstellungen von Geschehnissen und Charakteren, wie sie die homerischen Gesänge zeigen, wenden sich ausschließlich an die Phantasiekraft der Zuhörer.

Zwischen der rhapsodischen Darstellung, der chorischen Begleitung und der szenischen Sprachillusion liegen die Möglichkeiten der Hörspielgestaltung. Man übersetze diese Begriffe ins Heutige. Der Rhapsode unserer Zeit ist der Reporter, der Chor: die Masse als Volksversammlung, Parlament, Gericht, Stimme der Straße, Sportarena, die Szene: das Überall der Welt und des Lebens. Das Hörspiel als Kunstform wird dieser Elemente nicht entbehren können. Man hat Versuche gemacht, das Leben unmittelbar durch Reportage und seine Geräuscheffekte einzufangen. Die Wirkung konnte nicht befriedigen, da die Totalität, die die Gewalt des Lebens ausmacht, fehlte. Es ist, als ob man dem Blinden eine Handvoll Meerwasser reicht. Er schmeckt das Salzige, aber das Meer sieht er erst, wenn es durch die Kunst des Wortes gestaltet wird. Man hat Rekonstruktionen von Parlamentsreden, Prozessen, Staatsaktionen unter Ausschaltung künstlerischer Gestaltung gleichsam als Sachberichte vorgenommen. Der Eindruck blieb gleichgültig oder verwirrend. Es geht nun einmal nicht ohne das Schöpferische.

Das Hörspiel setzt wie jedes Kunstwerk eine gestaltende Kraft voraus. Die einen glauben, es habe seine Form der technisch verwandten Kunst: dem Film zu entlehnen, d. h. mit dem Wechsel akustischer Eindrücke zu arbeiten ähnlich dem Wechsel des Filmbildes, die anderen meinen, man müsse zur Urform des Dramas zurück. Ohne Zweifel unterliegt das Hörspiel, wenn man vom Hörsketch absieht, denselben oder sehr ähnlichen Kompositionsgesetzen wie das Drama. Ob man durch Reportage exponiert oder durch Stimmenkomplexe, d. h. Stimmen belauschter Einzelpersonen oder der Menge, ob man die Handlung durch eine Rede, durch den Dialog, durch

Digitized by Google

Zwischenrufe, durch Musik, Ton oder Geräusch fortführt, man muß sie in dramatischer Spannung halten. Der Schauspieler verschwindet völlig, es gibt nur, wenn man so sagen darf, die Mimik des Wortes. Wenn man auch noch so scharf die Stimmen gegeneinander abhebt, was leicht den natürlichen Eindruck zerstören kann, man wird die Redner nicht auseinander halten können, es sei denn, man rede sie an oder stelle sie durch vorangegangene Spannungsmomente in „Großaufnahme". Die Anonymität des menschlichen Geschehens wirkt sich am stärksten aus. Das Mikrophon verwischt die Gesichter und umreißt die Seelen. Der Held spricht oder schweigt über die Massen weg. Die Hörpause ist ebenso wichtig wie die Hörzeichnung. Aber im Schmerz wie im Glück sagt uns alles allein die menschliche Stimme. Das Unsichtbare ist immer das Mächtigste. Darum hat das Hörspiel seine stärksten Akzente in jenen Szenen, die das Menschliche berühren. Und so hat es zugleich die wesentliche Aufgabe, unserem Drama jene Innerlichkeit zurückzugewinnen, die unsere Bühne fast ganz verloren hat. Man lernt wieder sprechen, weil man lernt zuzuhören. Die im Film verstummte Seele, durch unsere heutige Bühnenregie mit Äußerlichkeiten verstellt, beginnt im Hörspiel wieder Stimme zu gewinnen. Die neue Phantasieform erinnert sich gleich bei ihrer Geburt, daß sie uralt ist. Der Dichter hat wieder das Wort. Es hat sich nur das Auditorium um die Welt erweitert.

Zum Wesen des Fragments

Von Herbert Scheffler (Frankfurt a. M.)

Die Kunst des Schreibens besteht unter anderem darin, einem Gedanken zwar die möglichst klare Richtung zu geben, ihn aber in dieser Richtung nicht ganz bis zum Ziel vorzustoßen, damit für den Lesenden ein Rest von Selbsttätigkeit, von Produktivität bleibe. Es ist die große Kunst des Weglassens, die man viel zu flach faßt, wenn man sie im nachträglichen Zusammenstreichen von Längen und Einsparen überflüssiger Worte bestehen läßt. Das Weglassen gehört nicht zur Korrektur, sondern zum Schaffen. Denn das Ungesagte muß genau so erlebt, muß genau so da sein wie das Gesagte. Nur dann bekommt die Dichtung jene merkwürdige Pendelkraft, welche die Zeilenstränge durchstößt und gleichsam auch in den Rücken der Worte führt.

Auf den ersten Blick scheint die Anwendung dieses Prinzips auf das Fragment nicht statthaft. Hier ist doch, so wendet man ein, das Weglassen nicht ein Akt des Individuums, sondern geschieht laut höherer Gewalt, also ganz gegen den Willen des Individuums. „Jetzt ruft mir unsere heilige Schutzgöttin zu, daß es genug sei," schreibt Kleist, als er vor dem Guiskard-Stoff endgültig kapituliert. Und Hebbel wie Schiller, als sie beide gerade über ihrem „Demetrius" sitzen, ruft der Tod zu, daß es genug sei. Andererseits wird sich niemand vor Büchners „Woyzeck" dem Eindruck entziehen können, daß eben das Fragmentarische dieses Werks seine unheimliche Wirkung steigert. Hier wird eine Tragödie abgespielt, die auch im Leben nur Einschnitte, aber kein Ende hat. Die Szenen sind nach hinten und vorne zu offen, genau so verzweifelt anfang- und endlos wie Szenen des Alltags. Eine saubere Vollendung des „Woyzeck" hätte das Werk vielleicht theatergemäßer, aber nie kunstgemäßer gemacht. Es wäre uns, so glaube ich, durch die Schließung der Form verschönt, das heißt aber eigentlich: ferner gerückt worden.

Ähnlich ist es mit manchen Russenstücken, die äußerlich vollkommen fertig und geschlossen vor uns stehen und gleichwohl fragmentarisch sind. Die „Tage des Lebens" von Andrejew beginnen irgendwo im Leben, sie haken an einer Stelle ein, die willkürlich gewählt scheint, weil an ihr nichts Besonderes vorgeht. Und der Schluß dieses Stücks wirkt wie ein nur provisorischer Abschluß, hinter dem das Lebensrad endlos weiterrollt. (Ausscheiden muß in dieser Betrachtung das bewußte Fragment, wie es etwa Oscar Wilde in dem Einakter „Eine florentinische Tragödie" gibt. Die einleitende Liebesszene zwischen Guido und Bianca, in die der Ehemann Simone hineinplatzt, ist nicht vorhanden und aller Wahrscheinlichkeit nach nie geschrieben worden. Also ein künstliches Fragment. Und auch das bewußte Operieren mit dem fragmentarischen

Digitized by Google

Charakter alles Lebens gehört nicht hierher. In „Die Verbrecher" von Ferdinand Bruckner heißt es bei jedem Aktschluß: „es geht weiter." Der ganze dritte Akt des Stücks ist eigentlich ein einziger Beleg für dieses „Es geht weiter", das sich, wenn der Idee nicht schon Genüge getan wäre, auch noch auf einen vierten Akt erstrecken könnte. Aber das Fragmentarische ist eben bewußt angestrebt, ist als Kunstwirkung von Anfang an in Rechnung gestellt.)

Das unbewußt Fragmentarische in äußerlich völlig geschlossenen Stücken, die man darum vielleicht als heimliche Fragmente bezeichnen könnte, führt uns zu der Möglichkeit, daß das Gesetz des Weglassens auch bei vielen reinen, tatsächlichen Fragmenten waltet. Nur geht das Gesetz jetzt nicht mehr vom Individuum aus, sondern vom Genius des Individuums. Es ist in eine höhere Lage gerückt. Der Dichter darf nicht mehr nach freiem Ermessen weglassen, sondern ihm muß etwas wegbleiben. An seinem Werk als Ganzem wird von höherer Instanz das geübt, was er in den Details des Werkes von sich aus übte.

Als Beispiel dafür das Romanfragment „Charles Blanchard" von Charles Louis Philippe. Drei Fassungen und immer wieder neue Varianten zu den einzelnen Fassungen: die Ungenügsamkeit des Genius, der sein Geschöpf zu immer neuen Ansätzen zwingt, ist nur noch bei Kleist gleich erschütternd. Die entsprechenden Kapitel in den verschiedenen Fassungen sind anders, aber alle gleich groß. Und so muß dieser Versuch, sich immer noch selbst zu überbieten, tragisch, das heißt: mit dem endlichen Ablassen vom Werk endigen. Das Fragment ist kein zufälliges Unvollendetbleiben mehr, sondern ein Aufhören auf höheren Befehl. Die letzte Intensivierung des Stoffes ist erreicht, ein Mehr würde in Flachheit oder Widersinn abstürzen müssen. Durch das Fehlen der Fortsetzung wächst sich die Wirkung des Anfangs ins Riesige, ins Unendliche aus. Es ist, als wenn wir vor der Basis eines Turmes stehen, der, wenn er fertig gebaut würde, unweigerlich stürzen müßte; der Ansatz des Turms gibt eine Ahnung vom All, der fertige Turm gäbe nur noch — eine Katastrophe.

Je mehr die Dichtung (wie eben auch im Fall des autobiographischen „Charles Blanchard") Gelegenheitsdichtung im goetheschen Sinne ist, je mehr die Dichtung mit dem Leben verzahnt ist, um so tiefere Bedeutung beginnt das Fragment zu bekommen. Hölderlin arbeitet jahrelang am „Empedokles", dieser Verdichtung seines eigenen Kämpfens und Ringens. Es existiert der erste Entwurf, der ein fünfaktiges Trauerspiel plant, es existieren die fast fertigen zwei Akte einer offenbar auf drei Akte berechneten Fassung, ferner der Anfang eines wieder breiter geplanten Ablaufs, schließlich der Entwurf zum „Empedokles auf dem Ätna", der auf eine ganz neue Verdichtung des Stoffes hindeutet. Hölderlin war dabei, die Krisis, um nicht zu sagen: die Tragödie seines Lebens zu gestalten, doch konnte er sein Werk nur soweit vorstoßen, wie er es durchlebt hatte. Hätte er es vollenden dürfen, runden, abschließen, vielleicht hätte er sich damit wieder zum Leben durchgeschrieben. Aber er war zu sehr der Mensch seiner Dichtung, er war zu sehr Empedokles. Und so stürzte er selbst in den Krater des Wahnsinns wie Empedokles sich hätte in den Krater des Ätna abstürzen sollen. Das Werk fand im Leben seines Dichters den Abschluß, die grausame und erschütternde Krönung.

Ein analoger Fall ist Tolstoj und sein Drama „Und das Licht leuchtet in der Finsternis". Der Gutsherr Nikolai Iwanowitsch kämpft Tolstojs Kampf, er führt ihn soweit durch, wie Tolstoj selbst ihn durchgeführt hatte. Dann, mit dem vierten Akt, bricht das Drama ab. Die Notizen zu einem fünften Akt lassen erkennen, daß dem Dichter eine theatralische Lösung wohl möglich gewesen wäre; aber es schien ihm unehrlich, theatralisch zu lösen, was menschlich noch nicht gelöst war: er hatte ja für sich selbst noch keinen fünften Akt gefunden. Immer wieder nahm er das Stück vor, immer wieder legte er es weg. Bis ihm klar wurde, daß solch ein Schlußakt überhaupt nicht mehr zu schreiben, sondern nur zu handeln sei ... Kurz darauf machte er seine Weltabsage zur Tat und verschwand aus Jasnaja Poljana.

Hier und bei Hölderlin fühlen wir besonders deutlich das Gesetz des Weglassens, das nicht mehr wie im Prozeß der Arbeit vom Menschen selbst gesetzt wird, sondern über ihm steht als die Verfügung seines Genius oder (bei denen, die über ihrem besten Werk wegsterben) als das Schicksal aller Menschenarbeit überhaupt. Jedoch: Stückwerk ist noch nicht Stümperwerk. Auch hier führt das Un-

Digitized by Google

gesagte, mag es nun durch das Leben kommentiert werden oder nicht, tiefer hinab als das Gesagte. Oder besser: das Gesagte führt uns nur auf die Höhe, von der wir das gelobte Land liegen sehen. Der Anblick, die letzte Freude angesichts einer völligen Freiheit und Schönheit, kann nicht mehr gesprochen werden. Sie geht über alle Worte. Aber sie braucht auch nicht mehr die Worte. Sie ist stumm beredt wie alles Letzte, wie jede äußerste Vollendung, die wir ausdenken und erahnen können.

Hauptmanns „Buch der Leidenschaft"

Von Kurt Aram (Berlin)

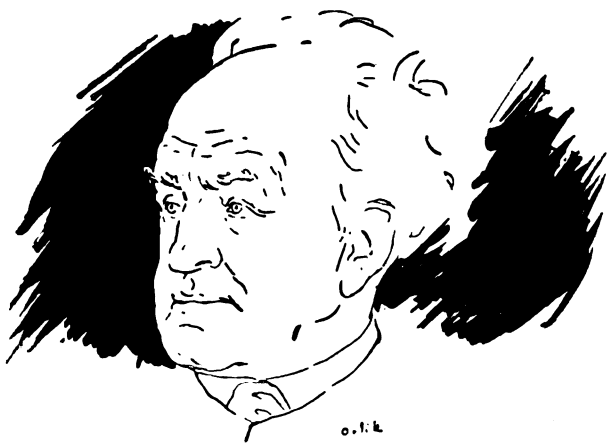
Der Verlag (S. Fischer) nennt seines Autors Gerhart Hauptmann neuesten Zweibänder: „Buch der Leidenschaft" (Berlin 1930) einen autobiographischen Roman. Vielleicht hofft der Verlag, durch so kräftigen Appell an die Neugier den Absatz zu steigern, was ja seines Amtes ist. Wenn dabei aber unwillkürlich die Erinnerung an „Dichtung und Wahrheit" auftaucht, nützt der Verlag seinem Autor und dessen neuem Werk nicht. Eine Erinnerung an Goethe offenbart sofort, wie wenig dichterische Qualitäten namentlich der erste Band des neuen Werkes aufweist. Die Ehefrau Melitta und die junge Anja, zwischen denen Titus vom allmächtigen Eros wie ein steuerloses Schiff hin und her geworfen wird, gewinnen in keinem Augenblick lebendige Gestalt. Sie werden auf zweieinhalbhundert Seiten im Ablauf zweier Jahre immer wieder beschrieben, und es wird über sie und den Jammer, der damit zusammenhängt, rastlos, bis zur Erschöpfung des Lesers reflektiert. Niemals aber werden sie dabei leibhaftig oder gar bis zur Körperlichkeit wahrnehmbar wie etwa die Mädchen und Frauen in „Dichtung und Wahrheit", trotzdem über sie der sechzigjährige Goethe auch reichlich reflektiert. Soweit kein persönliches Interesse an den „autobiographischen" Vorbildern vorhanden ist, bringt der Leser für Melitta und Anja keine Wärme auf, denn er kann von ihnen kein konkretes Bild gewinnen. Unsere Vorstellung greift kaum einmal über das in solchen Unglücksfällen nachgerade geläufige Schema von der hingebenden Gattin und dem herben jungen Mädchen hinaus. Gewiß, nach seinen endlosen, in Tagebuchblättern festgehaltenen Selbstgesprächen und Reflexionen bricht der Ehe- und Liebeskonflikt Titus fast das Herz entzwei, aber der Leser wird trotzdem nicht sonderlich aufgerührt. Die Frauen bleiben schemenhaft und ihr Held und Abgott (im ersten Band) ein wenig gar zu kläglich.

Im Grunde seines Herzens denkt nämlich Titus nur an sich und seine Rettung. Im ersten Band ist ausschließlich sein Ich seine Welt. Trotz aller Selbstpeinigung, die er sich als Bürger überkommener Moral angedeihen läßt, steht ihm sein Ich über allem, was auch geschehen mag. Was aus ihm, seiner bürgerlichen Reputation und seinem Lebensbehagen wird, ist immer das Entscheidende. Das Los der beiden Frauen berührt ihn nur unter diesem Aspekt. „Was du jetzt durchzukämpfen hast, wird deinen Gesichtskreis erweitern, dich auf unverwelkliche Weise berühren," reflektiert Titus in höchster Not. „Beinahe kam es mir nun vor, ... als sei ich, als der Auserwählte einer Gottheit, gewürdigt worden, höchstem Dasein entgegenzuwachsen." Er schreibt Anja einen Abschiedsbrief, reflektiert aber dazu: „Anja konnte vielleicht aus ihm ersehen, daß für sie nicht alles verloren war." Er reist Melitta nach, die mit den Kindern nach Amerika floh. Als ihn am Kai nur sein ältester Sohn in Empfang nimmt, schreibt Titus wie ein Schulmeister in sein Tagebuch: „Melitta hat einen Fehler gemacht. Sie hat einen folgenschweren Fehler gemacht, hat böse Gedanken in mir wachgerufen ... War eine Frau, der es möglich ist, in einem solchen Augenblick die Beleidigte zu spielen, sich berechnend und geizig zurückzuhalten, statt mir beim ersten Schritt auf fremdem Boden wortlos um den Hals zu fallen, der Martyrien wert, die ich um ihretwillen erlitten, des Opfers, das ich ihr gebracht habe?" Ein bißchen sehr viel verlangt!

Da wir Titus in allen entscheidenden Augenblicken als reinen Egoisten kennen lernen, den weniger die Not der beiden Frauen peinigt als seine übergroße Empfindlichkeit, von ihnen immer wieder aus seinem bürgerlichen Behagen aufgestört zu werden, fesselt uns auch Titus nur selten tiefer. Rein intellektuell und für Psychologen und spätere

Digitized by Google

Literarhistoriker ist diese Figur wahrscheinlich interessant, als Mensch müßte er für menschliche Leser denn doch etwas mehr und menschlicher sein. Ein Mensch erschöpft sich nicht in Wiedergabe seiner Kläglichkeiten. Wenn Hauptmann im Vorwort sagt: „Leben, Lieben, Leiden ist allgemeines Menschenlos, und indem man dem Leben, Lieben und Leiden Worte verleiht, spricht man im Persönlichen doch nur das Allgemeine aus —", so scheint er nicht ausreichend beachtet zu haben, wie unmenschlich, man könnte fast sagen: untermenschlich sein Titus in den Aufzeichnungen des ersten Bandes dasteht und sich in seinem „Persönlichen" daher nur ganz vorübergehend einmal das „Allgemeine" aussprechen kann. Man müßte denn annehmen, dies Persönliche sei das Allgemeine.



Nach einer Zeichnung von Emil Orlik
(Mit Genehmigung von S. Fischer Verlag, Berlin)

Der zweite Band bringt auf fast ebensoviel Seiten die Tagebuchblätter über acht, nicht wie der erste Band über zwei Jahre dieses Kampfes, in dem Anja über Melitta siegt, als sie Titus einen Sohn schenkt. Zwischen dem Datum der letzten Aufzeichnung des ersten Bandes und der ersten des zweiten Bandes liegt knapp ein halbes Jahr. Man gewinnt bei der Lektüre aber sehr bald den Eindruck, als läge mindestens ein Jahrzehnt dazwischen. Man erkennt unschwer, um mit Hauptmanns Vorwort zu sprechen, daß die Lebensbasis von Titus eine andere ist als die am Anfang, „sie ist höher, breiter und fester geworden". Nur liegt der „Wachstumsprozeß" zu diesem neuen Titus größtenteils zwischen den beiden Bänden und kann daher nur gläubig hingenommen werden, ohne miterlebt zu sein. Man möchte annehmen, die Aufzeichnungen des ersten Bandes wurden wirklich ohne größere Retusche Tagebüchern aus den Jahren 1894 bis 1896 entnommen, während die des zweiten Bandes mit Daten aus den Jahren 1897 bis 1904 in den letzten Jahren vor dem Erscheinen des Ganzen (1930) stark überarbeitet worden sind, und zwar nicht von einem Dreißig-, sondern von einem Sechzigjährigen, der sich längst wieder in wohlgeordneter bürgerlicher und ehelicher Situation befindet und das Vergangene aus weiter, ungefährlicher und ungefährdeter Distanz betrachtet. Diese Annahme wird noch dadurch verstärkt, daß der zweite Band zwei längere Darstellungen enthält, die sich vom sonst vorherrschenden rein referierenden und reflektierenden Stil als ausgesprochen novellistisch stark abheben. Hier hat eine gestaltende Hand direkt und unmittelbar eingegriffen. Das tut dem kunstempfänglichen Leser wohl, stört aber empfindlich die Gesamtwirkung, weil es die Uneinheitlichkeit des Ganzen nur allzu stark bewußt macht. Entweder ein document humain in Tagebuchblättern, denen die künstlerische Form nebensächlich, ja gleichgültig ist, oder ein aus ihnen geschöpftes, künstlerisch Gestaltetes. Eine Mischung aus beiden kann auf die Dauer nur verstimmen.

Auch im zweiten Band hält das Schwanken zwischen Melitta und Anja noch lange an. Bald finden wir Titus bei der einen, bald bei der anderen; und sobald er bei der einen ist, sehnt er sich nach der anderen. Immer noch ein Schiff ohne Steuer. Mit der Zeit aber verstärkt sich nur der Eindruck, daß unseren Titus eigentlich nicht der allgewaltige Eros so haltlos hin und her wirft, sondern die Sorge um sein bürgerliches Ansehn und seine soziale Geltung. Als Anja sein Kind erwartet, bekennt er sich immer noch nicht offen zu ihr, sondern läßt sein Verhalten auch jetzt noch entscheidend von äußeren Rücksichten auf Verwandte und das Urteil der Leute beeinflussen. Nirgends auch nur ein Anlauf zu seelischer Tapferkeit. Niemandem möchte dieser wehleidige Titus ernstlich weh tun. Sich nicht und natürlich auch den beiden Frauen nicht. Nach den Erfahrungen so vieler Jahre sieht er immer noch nicht,

Digitized by Google

daß er jede der beiden Frauen mit seiner Methode des Abwartens und den Kopf in den Sand Steckens nur nachhaltiger martert und als Person beim Leser dieser Blätter nicht gewinnt. Anja kann die Marter noch am ehesten ertragen, sie ist die Jüngste und glaubt an ihn und ihre Zukunft. Titus wandelt das seelische Minus in sich selbst zu einem Plus nach dem Maßstab einer konventionellen Moral. Seine durch erfolgreiche Arbeit erworbenen Mittel ermöglichen es ihm, für alle aufs beste wirtschaftlich zu sorgen. Wie hoch steht er um deswillen da! Für Melitta aber wird die Situation immer unerträglicher. Von den dreien erweist sie sich am Schluß doch als der innerlich Reifste und Tapferste. Nicht Titus, sondern Melitta zerschneidet endlich das Band, das nur noch zum Schein in Rücksicht auf die Gesellschaft besteht. Titus, der sentimentale Egoist, erreicht nicht durch Kampf, sondern durch Wartenkönnen sein Ziel.

Liebte der allmächtige Eros die Ironie, so würde es ihn vielleicht reizen, den nun wieder in den Augen der Gesellschaft höchst ehrenfesten Titus noch einmal in dieselbe Versuchung zu führen. Doch als Gott weiß er wohl ohnehin, daß Titus wieder nur durch Passivität den Sieg erringen könnte. Vielleicht ist er sogar davon überzeugt, daß den Titus vom Ende des zweiten Bandes schwerlich noch eine neue Versuchung aus der neuerrungenen bürgerlichen Feste zu einer erotischen Vagabundage mit all ihren Unbequemlichkeiten verlocken würde. Schon in einem Tagebuchblatt aus Dresden vom 18. Oktober 1895 heißt es einmal: „Einen Mann wie mich kann nur der Grund und Geist einer Familie stark machen." Wie richtig Titus damit die Wurzeln und Grenzen seiner Kraft erkannt hat, beweist gerade der Ausgang des Werks, zeigen die Aufzeichnungen aus den vier ersten Jahren unseres Jahrhunderts besonders deutlich. Und doch ist dieser Titus vom Ende des zweiten Bandes mit einem sechsten Sinn begabt, weiser, naturnäher, kosmisch gebundener, als man es ihm je nach dem ersten Band zugetraut hätte. Hier endlich gewinnt er tieferen menschlichen Reiz und allgemeinere Bedeutung. Ihn möchte man in einem dritten Band näher kennen lernen. Auch auf die Gefahr hin, daß in ihm Anja so schemenhaft wird, wie Melitta im ersten Band. Dieser Titus könnte nämlich ein wenig in die Zukunft weisen und damit der heranwachsenden Generation fruchtbar werden, während der Titus dieses „Buches der Leidenschaft" eine Vergangenheit referiert und repetiert, die für die Gegenwart und die Nöte der Leute, die heute überhaupt noch Bücher lesen, keinerlei Wirklichkeit mehr besitzt und für sie daher nirgends irgendwie zukunftsträchtig wird.

Doch Hauptmann läßt ja den Verfasser des Manuskripts gestorben sein. Er hat es nicht vollständig abgedruckt, weil er aus ihm nur das Haupterlebnis, das Schwanken zwischen zwei Frauen, das sich über zehn Jahre erstreckt, herausschälte. „Dieser Fall ist verwickelt genug und darf nicht, wie es im Original geschieht, vom Gestrüpp des Lebens überwuchert werden, wenn man ihn in seinem organischen Verlauf begreifen soll." Möglich, daß der Herausgeber als Nächstbeteiligter auf diese Weise wirklich den organischen Verlauf des Haupterlebnisses begriffen hat. Dem Leser erschwert er das durch sein „wunderliches Versteckenspiel", das zu einem unorganischen, rein sezierenden Stil verführt. Man hofft, der Herausgeber verleiht seinem neuen Titus doch noch einmal lebendige, gedichtete Gestalt. Der Zeit, die heute brandet, könnte das ganz anders eingehen als jenes „posthume Lebensdokument" aus vergangenen Tagen, wenn es in der Hauptsache nur referiert, psychologisiert, seziert, aber nicht darstellt, verlebendigt, anschaulich macht.

Digitized by Google

Zum deutschen Drama

IX

Franz Werfel

Von Lutz Weltmann (Berlin)

Dem Lyriker Franz Werfel hat Hofmannsthal die ersten Schritte beigebracht; was bei Hofmannsthal müde Morbidezza war, bekommt bei Werfel den Glanz strahlender Pathetik. In diesem Pathos ist religiöse Ekstase eines Gottsuchers und das schwungvolle Gebärdenspiel eines Mimen.

In dem Dichter Franz Werfel steckt ein Schauspieler und ein Gott.

Der Mensch Franz Werfel weiß um diesen Zwiespalt in ihm.

In seinem ersten Drama — wenn man von den lyrischen Dramolets „Mittagsgöttin" und „Spielhof" absieht und den dem Euripides aus dem Gefühl nachgedichteten „Troerinnen", daß „die menschliche Geschichte in ihrem Kreislauf wiederum den Zustand passiert, aus dem heraus dieses Werk entstanden sein mag", der stärksten Schöpfung des Lyrikers Werfel — im „Spiegelmensch" setzt sich der Dichter zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen in ihm auseinander: Werfel kennt die Gefahren des Literatentums, sieht in ihm eine Kraft, die des Satans ist, sieht in ihm das Prinzip des Bösen. Thamals Gegenspieler, der „Spiegelmensch", ist eine Spaltung seines Ichs — ein Monologist, ein Lyriker versucht sich zum erstenmal in der Kunst des dialogischen Dualismus, des Dramas. Ein Lyriker, der von Hofmannsthal die ästhetische Drapierung gelernt hat: die Mysterienwelt dieses „magischen Spiels" trägt Calderons und Raimunds erborgte Pracht. Und der quietistische Schluß huldigt der Zeitmode — Tagore in Goldschnitt und Kamine im Buddhabauch. Wir begegnen dem Dichter in Versen, die klar und gebändigt sind und bei allem Geheimnisvollen nie verwirrend wirken; wir begegnen dem auf Bluff bedachten Mimen, wenn er in einer szenischen Anmerkung verlangt, daß der Schauspieler das Publikum hypnotisieren soll.

Dem platonischen Geist-Drama folgt die Tragödie des Menschen. Wehe, das Tier in uns ist leichter zu entfesseln als der Gott! Im „Bocksgesang" schafft Werfel — bei einiger Gewaltsamkeit, die ihm stets eignet, wenn er sich in einer neuen Form versucht (man denke an seinen Romanerstling „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig!") — so etwas wie einen neuen Volksmythos. Die slawischen Kräfte seines Bluts feiern Urständ.

Der gütergesegnete Gospodar Milic hat mit seiner Frau in liebeleerer Ehe zwei Söhne gezeugt, beide entartet: der eine, ein mißgeborenes Halbtier, wird streng vor der Welt verborgen, der andere, der dekadente, aber äußerlich wohlgeratene Mirko, wird der jungen Stanja anverlobt, der näschrig-lüsternen Tochter des gleich Milic gütergesegneten Gospodars Vesilic. Den Besitzenden gegenübergestellt die land- und namenlose Masse, die Land fordert. Durch den Ausbruch des sorgsam gehüteten Ungeheuers außer sich schlägt der Gospodar Milic dem fahrenden Volk die Bitte ab. Der ausgebrochene, mißgestaltete Sohn ist Symbol, der Held, der das Drama beherrscht, unsichtbares Bindeglied der beiden Par-

Franz Werfel
Zeichnung von Ludwig Meidner

Digitized by Google

teien. Er lebt als beständige Furcht der Eltern, ihr Geheimnis könne offenbar werden, er lebt, offenbar geworden, als Dämon der Masse, unterdrückt und emporkommend wie sie, panische, treibende Kraft, aber, weil liebelos entstanden, nicht zeugend, sondern zerstörend ... Das Erscheinen des Stiermenschen stürmt auf die Zeugen seines Nahens wie ein Naturereignis ein: der entschlußunfähige Mirko zeigt sich der mit ihm spielenden weibchenhaften Braut als Herrn, der sich mit tatloser Verachtung der Reichen begnügende Student Juvan, Stanjas Mädchentraum, wird machthungriger Führer der Masse, die träge Masse selbst, die Juvans vorherige Weigerung, sie zu führen, ebenso resigniert hinnahm wie den ablehnenden Spruch des Gospodars, wird zum Aufstand angepeitscht, räumt die Hybris der Seßhaften aus der Welt — die von einer neuen Hybris erfüllt wird: die aufbegehrende Masse will nicht bessern, nicht siegen, sie will unterdrücken, will vernichten. Überheblich wirft Juvan dem zottigen Riesen Stanja vor. Aber Stanja bleibt Siegerin, freiwillig gibt sie dem Ungeheuer, was doch für Juvan bestimmt war, besiegt so das Tier in ihr selbst. Das Halbtier stößt befreit einen Lustschrei aus, die Masse, die den als Böcken verkleideten Menschen im alten Hellas gleich ihres Gottes harrte, vernimmt den Bocksgesang. Ihre Herrschaft ist erfüllt, sie erliegt den gesetzmäßigen Hütern der Ordnung, der Bock kommt in den Flammen um. Auf dem Gang zum Richtplatz begegnet Juvan noch einmal Stanja. Ihr Trieb zog sie schon immer zueinander hin, jetzt erkennen beide, zum Eros gereift, daß sie füreinander bestimmt waren. Beide sühnen ihre Schuld: Juvan verschmäht ihr Opfer, mit ihm in den Tod zu gehen, Stanja verschweigt ihm, den Todesweg ihm zu erleichtern, daß sie von des Halbtiers ekler Umarmung unwillkommene Frucht trägt. Der Trieb, die Kraft bleibt in der Welt — wird der Eros, der Geist sich mit ihnen in der Zukunft vermählen, nach dem kathartischen Gewitter?

Größeres als diese heidnisch kühne Vision, zu der sein Wahlchristentum, in der Zeit des entwerteten Wortes auf Bergpredigten verzichtend, das ethische Kunstwerk formt: „... und hättet der Liebe nicht!", hat der Dichter nicht wieder konzipiert. Am tiefsten sinkt er von dieser Höhe in dem unmittelbar folgenden Stück „Schweiger" hinab, dessen künstlerisch wie menschlich gleich unbegreifliche Roheit nur so erklärt werden kann, daß der Dichter, verärgert über den Mißerfolg dieses Hauptwerks, für das die Bühne nicht erobert wurde, ein grobes Effektstück schreiben wollte. Daß er aus der Psychoanalyse, die den Anstoß zu diesem Monstrum gab, auch künstlerisch zu schöpfen vermag, beweist Werfel in seiner Novelle „Abituriententag": ein Richter wähnt in einem Untersuchungsgefangenen einem Schulkameraden zu begegnen, dem er übel mitgespielt hat, und bereitet sich auf sein Amt vor, indem er aus dem Unterbewußten beichtet, Gerichtstag hält über seine Jugendschuld.

In dem dichterischen Theaterstück „Juarez und Maximilian" darf uns die Kultur der Form und die Kraft des Ethos nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir eher eine dialogisierte Historie vor uns haben als ein Drama. Der Trick, Maximilians Gegenspieler nicht auftreten zu lassen, ist ein Theatercoup wie die Verkleidungen des Porfirio Diaz und der Prinzessin Salm-Salm, nur etwas feiner. Aber als Deuter der Zeit erkennt der Dichter in dem Geschehen um die Erschießung Maximilians die Wiederholung des Montezuma-Schicksals, vergrößert so den dramatischen Raum. Und wieder geht es um die Liebe, die Franz Werfels stärkste Kraft ist. „Der Sinn der Feindschaft ist die Versöhnung," sagt der gute, schöne Mensch Maximilian. Aber er muß sich zu dem Standpunkt durchringen, daß der Wille zur Liebe noch nicht Liebe sei.

Um die Liebe kreist auch des Dichters Meisternovelle „Der Tod des Kleinbürgers". Den Aeserweg, den Jesus in Werfels berühmtem Gedicht beschreitet, geht dieser Kleinbürger, indem er mit dem Tode um Aufschub ringt, den Seinen die Versicherungsrente zu retten; er bringt den heroischen Beweis, daß das Herz nicht nur ein Muskel sei, sondern auch ein Instrument, das man beherrschen müsse, wolle man die rechte Menschenliebe ausüben. Die theatralischen Schnörkel in „Juarez und Maximilian" weisen auf ein Fabuliertalent hin, das in seinem Schaffen allmählich durchdringt: die Erzählungen des Bandes „Geheimnis eines Menschen" und die (im Zsolnay-Almanach 1930 veröffentlichte)[1] Erzählung „Kleine Verhältnisse" bestätigen es. In

[1] Die Werke Franz Werfels sind mit Ausnahme der von Kurt Wolff verlegten „Bocksgesang", „Spiegelmensch", „Spielhof" und „Mittagsgöttin" bei Paul Zsolnay, Wien, erschienen.

Digitized by Google

epischer Form gestaltet er jetzt die Probleme, die ihn bewegen. Der Roman der Oper „Verdi" ist sein episches Hauptwerk. Bekenntnis zum Künstler als Genius seines Volkstums. Forderung des Gutseins als Voraussetzung der Gnade. Mit Meisterschaft weiß Werfel die Erlebnisse zu beschwören, die Verdi im abstrakten Reich der Töne gebannt hat.

Nur noch einmal versucht er sich am Drama.

Dem Dichter, in dessen Gedichten die Melodie biblischer Psalmen summt, während seine geistige Haltung von seinem Wahlchristentum bestimmt ist, hätte es eigentlich liegen müssen, den welthistorischen Augenblick dramatisch festzuhalten, in dem das Christentum sich vom Judentum loslöst. Man gibt sich großem Geschehen hin, erwartet (um im Bereich des musikkundigen Werfel zu bleiben) Verdi zu hören — und muß sich mit Meyerbeer begnügen. Franz Werfel verdichtet die Eindrücke von einer Palästinareise nicht zu einer dramatischen Legende, er gibt eine dialogisierte Abhandlung über die Entstehung des Christentums mit theatralischen Bildschlüssen. „Paulus unter den Juden" ist wesentlich als Beispiel für die Tragik von Werfels Wurzellosigkeit: für den Dichter bedeutet der Väterglaube weder Zugehörigkeit zu einem Volkstum noch eine ethische Macht. Wo eine dramatische Wirkung aufkommt, ist sie im rein Stofflichen begründet — die innere Dramatik liegt in der Historie, nicht im Stück. Wir sehen das Judentum im Augenblick seiner stärksten Belastungsprobe: hier starre Orthodoxie, der Jesus geopfert wurde, dort der opportunistische Hohepriester, der mit Rom zu paktieren sucht, hier Hitzköpfe, die zum nationalen Widerstand gegen Rom verbündet sind, dort die ersten Christen als eine Sekte innerhalb Judäas, die nicht mehr wissen, an welchem Kreuz der Richtstätte Christus gelitten hat. In diese zerrüttete Welt kehrt Saulus zurück, der in Damaskus zum Paulus geworden ist. Der einstige Christenverfolger kämpft nach zwei Fronten — gegen Petrus und Jakobus, die in Christi Lehre keine Loslösung vom Judentum befohlen sehen, gegen seinen Lehrer Rabbi Gamaliel, der die Berichte über den Mann aus Nazareth prüft und seinem abgefallenen Lieblingsschüler zugesteht, daß die Kreuzigung Jesu ein Justizirrtum gegenüber einem frommen Menschen gewesen sei. (So hat die katholische Kirche später das Mädchen aus Orleans heilig gesprochen.) An die Gottheit Jesu vermag Gamaliel nicht zu glauben: in der Erwartung des Messias sieht er die Festigung der Frommheit, in den Gesetzen Gottes die schamhafte Liebe eines Vaters zu seinen Kindern. Die Wege des „letzten Gerechten in Israel" trennen sich von dem durch eine göttliche Erscheinung erleuchteten Paulus, um dessen Seele er ringt. Während der Aufstand des Chanan den Römern willkommene Gelegenheit gibt, gegen die Juden vorzugehen, beginnt mit Paulus das streitbare Christentum.

So schürzt Werfel den Knoten seines dramatischen Versuchs, der über den Fall Paulus hinaus zeigt, daß revolutionäre Bewegungen erst dann ins Rollen kommen, wenn Abtrünnige aus dem anderen Lager ihre Führer werden: so war es in den Bauernkriegen, war es beim kommunistischen Manifest, war es in Rußland. Werfel gelangt auf Nebenwegen zu geistesgeschichtlichen Erkenntnissen, ohne ein geistiges Stück geschrieben zu haben. Die politischen Gespräche, die der römische Landpfleger führt, sind flach — und melden doch gebieterisch ihre Herkunft von Shaw und Anatole France an.

Im Roman „Barbara oder die Frömmigkeit" steckt eine tiefe Legende von Wahlkindschaft und Wahlmutterschaft. Barbara, des Helden Ferdinand Kinderfrau, ist sein Schutzgeist, Symbol der Frömmigkeit des Herzens, die das Leben um seiner selbst willen liebt, durch nichts von wahrer Frömmigkeit abgedrängt wird. Ferdinand, vom Stamme des Werfelschen Maximilian, spürt in der Ferne, wie sie stirbt — und wappnet sich an ihrem Glauben zu inhaltvollem Leben. Bezeichnend genug: mit einer Geste — er wirft den Rest des irdischen Gutes, das ihm Barbara vermacht hat, ins Meer. Nicht minder bezeichnend: der Held ist — wie sein Dichter — fast vierzigjährig. Hat der Dichter zur Wurzel seiner Stärke heimgefunden? Dieser Roman ist das Ergebnis der Krise des Vierzigjährigen. Die Legende wird überwölbt von den Ereignissen aus der Zeit, in die der Dichter gestellt war. Die Gefahren werden dargestellt, die dem Dichter drohen — vielleicht überwunden, indem er sie darstellt. Sein Ich spaltet sich. In Ronald Weiß zeigt er die Gefährdungen des wesentlichen Menschen durch das Literatentum. In Alfred Engländer den Wahnsinn, der hinter der Selbstzerfleischung christusgläubigen Judentums lauert. Handlungen des Helden rühren an

Digitized by Google

den Zweifel, wie weit seine Menschenliebe Eigenliebe sei.
Als Kunstwerk ist der Roman überladen und vollgestopft. Die Form ist romantisch, ohne daß eine romantische Weltanschauung dahinter stünde. „Lebensfragmente" nennen sich die Einteilungen — und muten wie Selbstschutz des Autors gegen die Versuchungen der Reportage an.
Der Kreis hat sich geschlossen. Mit allen Problemen, die ihn eine Generation hindurch beschäftigt haben, setzt sich Werfel noch einmal auseinander. Wir begegnen seinen Halbheiten und seinem Dichtertum, dem Schauspieler und dem Gott. Was ist stärker in ihm? Franz Werfel am Scheidewege. Hat der Mensch Werfel — wie sein Ferdinand — die Gefährdungen seines Daseins überwunden? Dann dürfen wir von ihm — im Drama, im Gedicht, im Epos — das Wesentliche erst erwarten — hat er selbst doch ausgesprochen: „Die Welt fängt im Menschen an."

Die Gedichte der Ricarda Huch

Von Ernst Lissauer (Wien)

Alle Gedichte dieses Buchs[1] sind im äußeren Sinn wohlgeformt; eine Anzahl — zumeist offenbar aus frühen Jahren — empfindet man als dieser Dichterin nicht wesentlich zugehörig, wie von einer Nachfahrin der münchner Poeten geschrieben, zum Beispiel „Eros", „Iphigenie" oder manche Naturgedichte. Die Dichterin ist der Schweiz nahe verbunden: Kellersche Abkunft zeichnet den „Kampf mit dem Schicksal", Meyersche „Phidias". Solche minder persönlichen Stücke stehen fast nur in jener ersten Gruppe, die früher den bei Haessel erschienenen Band „Gedichte" bildete, gar nicht unter den „Liebesgedichten", die früher die Insel verlegte, und in dem dritten, „Alte und neue Gedichte" benannten Teil.
Ganz deutlich ist der Urton dieser Dichterin zu unterscheiden; immer wieder, wie verborgenes Gewässer unter der Wünschelrute, zuckt das Gefühl des Lesenden auf: Dies ist sie, zutiefst sie! Es sind alles Gedichte der Leidenschaft, der Fülle, des starken Lebens, in denen diese Dichterin ihr innerstes Wesen kundtut. Wohl finden sich scherzende, tändelnde Gedichte — besonders gern spielt ihr Gedicht mit Katzen —, aber das eigentliche Gedicht der Ricarda Huch bebt von heroischem Gefühl des Schicksals, von Gefühl ihrer selbst, von Gefühl des Du, des, wie es scheint, unablässig gemeinten einen Du. Nur wenige Gedichte stehen abseits; oder scheinen abseits zu stehen: im Grunde sind auch sie mit dichtem Blutstrang an dies schwerrauschende Gefühl geknüpft: das gewaltige „Wiegenlied aus dem Dreißigjährigen Kriege", darin die mächtige Kraft des „tollen Christian" in Gebet und Sang der Mütter dräut; jenes herrlich vollkommene Lied „Erinnerung", darin die stark Lebende vorgeburtliches Sein wiederträumt. „Ankunft im Hades": als der neue Kömmling spricht:

„— Lenz war droben, da von dannen ich gemußt.
Mit hinab in eure Grüfte
Nahm ich Veilchendüfte:
Diesen vollen Strauß an meiner Brust, —"
„Seht, da ruhn die Danaiden; von der Qual
Muß auch Tantalus sich wenden;
Jäh aus müß'gen Händen
Stürzt der Stein des Sisyphus zu Tal."

Höchstes Gefühl des Lebens, widerhallend im Gefühl der Schatten.
Sie ruft:

„Zu kämpfen bin ich da; ich schmachte nicht nach Ruhe."

Ein ander Mal:

„Sei deine Welt, dein Stern; beglückt, wenn deine Glut
Am goldnen Leben schafft,
Und fordre nichts. Dir ward kein andres Gut
Als deine Kraft."

Sie jauchzt, Meyerschem Gefühl als eine selbstig hohe Tochter verwandt:

„Aber noch herrlicher ist's, zu schlürfen
Alles in einem Zug!
Größeste Fülle, doch dem Bedürfen
Nimmer genug!"

Dies ist ihr innerstes Bekenntnis:

„Empfinden will ich mich, sei's auch an Wunden!"

[1] Gesammelte Gedichte. H. Haessel Verlag, Insel-Verlag zu Leipzig o. J. 271 S.

Digitized by Google

„Leben" heißt dies Gedicht:

„Nur dann, wenn diese Arme straff sich spannen,
Wenn diese Augen auf ein Ziel gerichtet,
Wenn der Gedanke sich zur Tat verdichtet,
Kann ich des Daseins Schwermut von mir bannen."

Des Daseins Schwermut: melancholia ingenii; sie muß — nach dem Wort, das Emil Ludwig in seinen Darstellungen genialer Naturen immer wieder braucht — „ihre Kräfte ermüden".
Jedoch zugleich ist ihr unbändiges Gefühl des eigenen Selbst zutiefst in eins geschmolzen mit dem Gefühl jenes Du. Einmal, in dem Gedicht „Versuchung", entzünden sich diese beiden Mächte gefährlich aneinander:

„Du bist in meiner Hand; ein Wort von mir
Erheitert oder dunkelt deine Stirne.
Schicksale könnt ich fügen, wie die Firne
Lawinen braut, zermalmend dort und hier,"

und dies Machtgefühl übersteigert sich, ins Kosmische empor:

„Gäb's einen Gott, der tief verborgen schwebt,
Unendlichkeiten fähig zu umspannen,
Ihn müßt es, wähn ich, einmal übermannen,
Der stolzen Welt zu zeigen, daß er lebt:

Den Sonnenball, der Welten um sich dreht,
Zu stürzen jäh aus unsichtbaren Händen
Und zu den Sternen, die entsetzt verenden,
Der Führerin beraubt, zu sagen: Seht!"

In allen Formen und Tönen singt diese Dichterin den Geliebten; mit dem Klange des Volkslieds:

„Um bei dir zu sein,
Trüg ich Not und Fährde,
Ließ ich Freund und Haus
Und die Fülle der Erde,"

in jenen achtzeiligen „Liebesreimen", welche die Sammlung durchwirken, in Zweizeilern, in spruchhaft kurzen, in sonetthaft gedanklichen, in hymnisch schwellenden Gedichten. Mit immer neuem Gleichnis sagt sie ihre Liebe:

„Der Becher klingt; mein Herz ist der Becher!
Trink Liebe, trinke dich satt."

Und:

„Mich band die Liebe an den Pfahl der Pein,
Durchbohrend mit dem Schwerte, das nicht tötet."

Und:

„Ich bin dein Schatten.
Du bist, der mich schafft,
Du gibst Gestalt und Maß mir und Bewegen."

Wie Novalis die Maria sieht sie den Geliebten in tausend Bildern ausgedrückt: „Du kamst zu mir, mein Abgott, meine Schlange"; er ist der „Tropfen Wein", der, „ins Glas gesprüht, des Wassers Nüchternheit verschlingt". Und:

„Die andern machte Gott mit der Maschine,
Mit seinen Händen hat er dich gemacht."

Und einmal dies: er erzählt die Sage von dem Teich, daraus nachts der Nöck aufsteigt, er singt neun Weisen:

„Doch die neunte klingt wie seine Tränen.
Sie erweckt in dir unendlich Sehnen,

Wer sie hört, um den ist es geschehen,
Erd und Himmel mag er nicht mehr sehen.

Wer erlöst ihn, sprachst du, seiner Leiden?
Sahst mich an mit deinen Augen beiden,

Und da hub aus ihrer Tiefe leise
Sich der Neck und sang die neunte Weise."

Einer Zeit, die Schriftstellertum mit Dichtung verwechselt, muß man es sagen: dies ist Dichtung; einer Zeit, die Chanson, Groteske, Zeitungspoem mit Lyrik verwechselt: dies ist Lyrik; die Eros und Serus verwechselt: dies ist Liebe.
Jene älteren Liebesreime erscheinen gehemmter: nicht immer leuchtet die Flamme durch das Wort; in den späteren schlägt sie vor. Blitz langt, bleckt, lodert, die Worte brennen, die Rhythmen schweifen — und immer nun, allenthalben aufgestört, das Bild der Flamme. Am herrlichsten diese in alle Ewigkeit funkelnde Zeile:
„Geliebter Herr, du taufest mich mit Feuer!"
Es ist, als ob alle späteren Verse, auch jene, die nicht Liebe bekennen, von dem Feuer jener Liebesgedichte getauft seien. Sie singt das „Indische Märchen" von Tschandra, dem Mädchen mit dem „bezauberten Haar", das mit einer Strähne Dörfer und Städte entzündet, und sie bricht aus:

„Mein Volk, mein Volk! Lieb' ich dich nicht viel mehr
Als einen Einz'gen, mir noch so teuer?
Daß ich Tschandra wäre, das rächende Feuer!"

Ihre Auferstehung:

„Dereinst zerbrech ich deine Felsenseiten
Und lodre glorreich aus geborstnem Grabe."

Alle Bilder, alle Rhythmen scheinen wie aufgeweitet, die Sprache leuchtet inwendig. „Der

Digitized by Google

Palmbaum": „Das leichte Luftgewölbe trägst du nur ..., dich krönt dir selbst das strenge Diadem." Der Mond kommt, „wie aus Fabelmeeren ein Segel safrangelb, im Ufertang verstrickt". Ganz stark schwebt die Gewißheit tönend über ihr:

„Ob die Erde bebt und brüllt,
Rauscht die Luft und glüht das Eisen,
Unverletzlich, lichtverhüllt
Werden Gottes Kinder reisen.

Mitten tief im Untergang,
Böser Tiere Mord und Wüten
Klingt ein heller Lobgesang,
Gott wird seinen Liebling hüten."

Und diese Gewalt in ihr fühlt die Gewalt, mit der Grünewald den Auferstehenden schuf — sinnbildlich scheint es, daß sie vor Jahren Phidias sang, nun den von Emporbruch bebenden barocken Gotiker —:

„Dies ist die Kraft auf seines Vaters Thron,
Der jäh den Stein zerriß, der ihn gefangen!
Kniet hin und betet an!
Gott ward der Göttersohn;
Das Weltall rollt heran,
Den, der es schuf, die Liebe zu empfangen."

„Heroische Landschaft" heißt das letzte Gedicht, heroische Landschaft einer Seele ist in diesem Buch gebreitet. Noch fließt dies Leben, wie der Strom, von dem dieser Gesang kündet, „stark, unaufhaltsam, lautlos, weich". Noch ruft das Herz dieser hohen Frau:

„Ich weine ja und bete,
Unsterblicher, verjünge mich,
Mit deinen Schöpferhänden knete
Den Ton, der bricht,
Du bist kein Gott der Toten."

Nicht zufällig, so dünkt es, deutet das einzige Gedicht, das von fremdem Kunstwerk zeugt, jene riesig hochberstende Auferstehung.

Josef Winckler's Eiserne Welt

Von Guido K. Brand (Berlin)

„Gott fordert von uns neue Rechenschaft,
neue Überprüfung, neuen Glauben."
(Aus dem Nachwort.)

Bankenkrache, Millionenschiebungen, Zusammenbrüche, Korruptionsskandale, Durchstechereien, versuchter Betrug, dreihundert Jahre Gefängnis in einem Prozeß, Weißenseemystizismus, Ku-Klux-Klan, Parteien der Hausbesitzer mit und ohne Zentralheizung, Kokainschieberprozeß, achtfacher Mord eines Wahnsinnigen, Mysterienspiele, Supraralismus, laufendes Band, nationalistischer Haß, tausendjährige Ehebruchkomödie als immer neuester Import, Homoerotik und Revolte im Erziehungsheim: ist das der neue Mensch, die neue Rechenschaft? Liest man die Zeitung, hört man auf das Tagesgetümmel, begegnet man lieben Bekannten: Haben Sie schon gehört: „Das Morphium soll's gewesen sein?"

Ist das neue Überprüfung?

„Da verrammeln sie sich die gesunde Natur mit abgeschmackten Konventionen, haben das Herz nicht, ein Glas zu leeren, weil sie Gesundheit dazu trinken müssen — belecken den Schuhputzer, daß er sie vertrete bei Ihrer Gnaden und hudeln dem armen Schelm, den sie nicht fürchten." Das schrieb Schiller 1781. Der Teufel, es liest sich noch so frisch wie von vorgestern. Aber ebenso schickte er eine Vorrede voraus, in der er sich verteidigte: „Zu kurzsichtig, mein Ganzes auszureichen, zu kleingeistisch, mein Großes zu begreifen, zu boshaft, mein Gutes wissen zu wollen, wird er, fürcht ich, fast meine Absicht vereiteln ..."

Er meinte eine andere Zeit, einen anderen Menschen, als den, der von Angesicht zu Angesicht ohne nähere Verbundenheit auf der Oberfläche sichtbar war. Er fühlte den Kommenden, den der sich ankündigte, den der die morsche Decke durchbrach wie Phöbus. Nicht daß er ihn nur sehen wollte, er sah ihn.

So Josef Winckler, der rheinische Dichter, der Arbeiter, Prolet, Lehrer, Wanderer und Geistmensch. Der Ahner und Seher. Der Liebende und Mahner, der Trunkene und Werkgierige. Ja, was ist es um die neue Rechenschaft, die neue Überprüfung, den neuen Glauben? Brüllen nicht aus tausend Ecken und Enden Fratzen, grinsen nicht verzerrte Gesichter aus den Weltstädten, stürzen nicht Hunderte und

Digitized by Google

Tausende von den Sätzen? Oder ist das die große Tämmerung, der gigantische Reinigungsprozeß, der ein Millionenvolk bis in die Grundfesten wirtschaftlichen und moralischen Haltes erschüttert, und sieht ein Dichter hinter dieser von Phrasen und Psychosen verschwelten und vergasten Zeit eine neue Epoche, die mit Gott anders abrechnet?
Glaubt an euch, laßt das Feuer in euch lodern, schwingt den Hammer, schlagt zu, baut auf, vertraut der Kraft, vertraut auf Gott, auf eure Jugend, seid Brücke, seid Bogen und Pfeiler, seid Dom und Straße, seid tiefes, tiefstes Werk!!!

Gebt Raum, daß wir die Schultern breiter recken,
Gebt Raum, daß wir im Kampf mit Welt-Millionen
Alle Tüchtigen unter uns erwecken!

Ein unerhörter Ton, ein gewaltiges, unerschütterliches Glaubensbekenntnis, eine schöpferische Zuversicht, ein Mensch der Opfertat spricht hier posaunenhaft zu den dumpf überlagerten Menschen, zu den Pessimisten und Ungläubigen, zu den Überheblichen und Schleichern. Wacht auf aus eurer Stumpfheit und Trägheit, aus eurem Hinbrüten und Dahingehenlassen, reißt euch auf aus dem Morast, aus dunkler Umfangenheit, aus Phrase und Ästhetentum: nur aus der eisernen Arbeit, aus stählernen Energien, aus unbeugsamem Willen wächst das Werk, die Zukunft. Wie aus schmetternder Trompete schleudert sich Ton um Ton ans grelle Licht, wie Hämmer sausen die Sätze, wie Maschinen stampfen die Rhythmen, wie Fabriken dröhnen die Verse: immer nur Arbeit, Arbeit und Werk in Brudergemeinschaft, aus Kraftverschwendung, aus Selbstzucht und Treue: Das Eisenherz jauchzt aus der neuen Zeit. In Städten und Domen, in Bergwerken und Fabriken, auf Meeren und Strömen, durch Drähte und Atherwellen zittert die neue Stimme, schwillt an, wird zum Gesang:

Wohl dem, der brüdergläubig nutzt den Tag:
Bis Weltbruderschaft die Welt vollendet.

Josef Winckler, der den Bomberg seine tollen Sprünge machen ließ, den Doktor Eisenbart seine Medizinkunst an Lahmen und Blinden experimentieren ließ, der ein paar skurrile Novellen schrieb, holt seine „Eiserne Sonette" aus dem Jahre 1914 und gibt sie uns unter neuem Titel „weiter gebildet vom heutigen Blickpunkt aus" (Stuttgart 1920. Deutsche Verlags-Anstalt). Dies ist kein schöner Satz, entspricht aber der Wahrheit und gibt Geisteskrämern neue Arbeit zu solennen Vergleichen. Ich aber rate euch: nehmt nicht mehr das Inselbuch, sondern hier den Menschen, den Gläubigen, den Schaffenden und Bruder eurer Nöte. Nehmt diesen stoßenden, geballten Rhythmus, den stampfenden schwingenden Vers und die Wahrheit seiner Gedichte: „Das Höchste, Letzte bleibt die Tat, die Pflicht." Er geht mit euch durch die Straßen der Städte, auf die Schiffe im Hafen, durch die Dome und Fabriken, in die Generalversammlungen und Laboratorien, durch die Kohlenzechen, zwischen die sprühenden Bessemerbirnen, er fährt mit euch in rasenden Zügen, auf langsamen Frachtkähnen, ins Mittelalter zu Parsifal, zu Christus, in die Börse, in die Schächte, zum Boxkampf, an den Broadway und überall, überall zeigt er euch die Arbeit, die gefurchte Stirn, die demütigen Augen, die Muskeln, das Ziel, den Kampf, das Werk: ein wildes Lied der Arbeit, das Zweifel und Furcht zerstört.
Glaubt ihm, glaubt euch, Hol aus, Hol ein: „Der Mensch des 20. Jahrhunderts muß erst schicksalschmerzlich lernen, den neu geschenkten Globus in würdiger Hand zu wägen", und keine Mystik, kein Pessimismus, kein Unglaube wird den Sieg aufhalten! Wäre von dem Buch nicht die Rede, müßte man von dem Menschen Josef Winckler sprechen. Aber in diesem Buch ist Mensch und Dichter zur tiefsten, schöpferischen Einheit geworden: er gibt uns den Glauben an die Zukunft wieder. Er reißt die Schleier weg, er schreitet über das Gezücht am Boden, über die Lauen und Kriecher, über die Falschen und Schwindler. Er zeigt auch sein jauchzendes, blutendes Herz, das mit dem Hammer schwingt, mit dem Tritt der Arbeiter schlägt, er schreit euch an, fanatisch und verzückt an dem Weltmenschen. Er kämpft gegen die Baissiers des Glaubens und der Stimmung. Er will, daß der Mensch wieder mit dem herrlichsten Bewußtsein von seiner Pflicht zu einem Schöpfer von Taten werde.

Wir sollen unser glühendstes Leben
Läuternd lauter weitergeben,
Freude ist der Sinn des Seins.

Digitized by Google

Petr Bezruč

Von Heinrich Jilek (Leipzig)

Ich Petr Bezruč, ich von Teschen, Bezruč,
Landstreicher, irrsinnig, Dudelsackpfeifer,
toller Rebell und betrunkener Sänger,
kündender Kauz auf dem Turm von Teschen ...[1]

Wer ist Petr Bezruč? In Deutschland trotz mehrfacher Übersetzungen wenig bekannt, hat er sich in seinem tschechischen Vaterlande und darüber hinaus eine zahlreiche Leserschaft gewonnen. Als im Jahre 1899 seine ersten Gedichte in der Beilage einer prager Zeitung erschienen, wurden die gefährlichsten erst einmal konfisziert, dann aber erregten sie allgemeine Verblüffung. Die Sache lag auch merkwürdig genug. Nicht nur, daß diese bald wild aufreizenden, bald melancholisch entsagenden Lieder alle bisherigen Begriffe von Vers- und Reimtechnik auf den Kopf stellten, auch der Kreis der geistigen Interessen des Dichters schien der denkbar engste zu sein: die nationalen und sozialen Nöte des in Schlesien und im benachbarten Mähren ansässigen und nach des Dichters Meinung zum Untergang verurteilten tschechischen Volksstammes und einige persönliche Reminiszenzen, das war alles. Trotz alledem war der Verfasser offensichtlich ein wirklicher Dichter und ein recht begabter dazu. Der sonderbarste Umstand war der, daß man nicht im geringsten wußte, wer sich unter dem geheimnisvollen Pseudonym Petr Bezruč verbarg, man riet bald auf einen Bergmann, bald auf einen Ingenieur, und erst nach elf Jahren Kopfzerbrechens kam es an den Tag, daß ein braver, pflichtgetreuer Postbeamter in Brünn diese aufrührerischen Verse geschrieben hatte. Heute, da der Dichter bereits seinen 60. Geburtstag gefeiert hat, ist sein Lebenswerk längst abgeschlossen. Ein dünnes Bändchen „Schlesische Lieder" — was sonst noch erschien, ist wenig und bringt nichts Neues —, das ist alles, was der schlesische Barde Petr Bezruč der Nachwelt hinterläßt, ein paar Verse, einfach, manchmal schon lächerlich einfach, und doch von beachtenswerter Größe.

Er hat, sagt man, sich seiner Persönlichkeit entäußert, um das schlesische Volk mit allen seinen Leiden, nicht mit seinen Freuden, zu verkörpern. Das Gegenteil ist der Fall. Bezruč ist ein äußerst ichbewußter Mensch. Er erzählt sogar viel von sich selbst, aber es sind immer dieselben Dinge, über die er nie hinauskommt, heute ebensowenig wie vor dreißig Jahren.

Trauer und Verneinung zieht wie ein roter Faden durch Bezručs Werk. Die Trauer ist echt und entspringt der seelischen Formung des Dichters. „Mein Leben war still wie die Mitternacht und bang wie der Herbst," „Trauer ohne Ende zieht durch mein Leben". Der finstere Dämon ist sein Erzeuger, aus seiner Seele floh der Glaube, und Gott lebt nicht für ihn. Die Beinamen, die er sich selbst gibt, sind nicht weniger düster: „Der häßliche Seher, aus Knechtschaft entsprossen, aus Verräterblut," „häßliches Phantom und eines versunkenen Volkes Barde" (häßlich ist eins seiner Lieblingsworte). Sie sollen ihn lächerlich machen und erniedrigen; er ist der „komische Rhapsode", der Don Quichotte aus den Beskiden mit einem Speer vom Wacholderstrauch, einem Harnisch aus Moos und einem Helm aus Tannenzapfen, „das unheilkündende Käuzchen vom Turme in Teschen", der Deserteur, der feige entwichen ist. Bezruč legt demnach wohl Wert darauf, die dunklen Seiten seines Wesens in den Vordergrund treten zu lassen. Wem das Unglück das Kainszeichen auf die Stirn drückt, den ächtet es, aber es hebt ihn auch empor über die Masse der nur Glücklichen. Zudem bezeichnet er sich ausdrücklich als Seher und Prophet und verkündet schon dadurch seine Ausnahmestellung. Das Pathos könnte uns wankend machen. Vielleicht glaubt er selbst nicht allzu fest an diese Ausnahmestellung. Vielleicht gibt es auch hier Wachtfeuer geschlagener Heere, furchtsam und matt gleich jenen seiner zurückweichenden Siebzigtausend. Ein Liebeserlebnis in der Jugend mit unglücklichem Ausgang hat Bezruč nie verwunden. In seinen Gedichten taucht die Erotik blitzartig auf, um wieder zu verschwinden, aber sie ist da, ein feuriger Strom unter der Erde. Heute lebt Bezruč als einsamer Junggeselle und

[1] Übersetzt von Rudolf Fuchs. Leipzig 1917, Kurt Wolff Verlag.

Digitized by Google

scheuer Sonderling in Brünn, von wenigen Freunden umgeben und ängstlich darauf bedacht, aus seinem Privatleben nichts an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen. Auch von Trübsinnsanfällen ist die Rede, und das mit einer fast unbegreiflichen Hartnäckigkeit festgehaltene Pseudonym spricht deutlich genug. „Sie wissen, daß Männer in die Fremdenlegion und in die Trappistenklöster gehen — um namenlos leben zu können." — „Mein Hirn ist wie leergebrannt, eine Trauer ohne Grenzen beklemmt mich, und das Leben lastet auf mir wie ein Lasso auf einem freien Pferd — durch eigene Schuld, hinter mir liegt das Leben... alles ist gleichgültig, was einst gereizt hat..." schreibt er in bereits an anderer Stelle veröffentlichten Briefen an seine Freunde. So wird es ihm leicht, auf Ehrungen der Akademie und auf glänzende Verlegerangebote zu verzichten. Das ist ja alles gleichgültig, das gemeine Leben ist überhaupt gleichgültig. Sein Ehrgeiz liegt anderswo. Der Prophet, der vor seinem Volke wandelt und es, um die Tragik ganz auszuschöpfen, zum Untergang führt, das will Bezruč sein. In der Sturmnacht, hinter Wolkenschleiern, so soll die Erscheinung Bezruč der staunenden Menschheit offenbar werden, aber nicht in der Gestalt des Postbeamten, mit allen Schwächen und Alltäglichkeiten, wie sie uns nun eben anhaften.

Bezrucs Liebe gehört den Schwachen und Armen, die schuldlos und gut sind — denn daß diese Begriffe zusammengehören, davon ist er überzeugt. Ihr Los ist es, still und ergeben Unrecht und Gewalt zu leiden und endlich rettungslos unterzugehen. Er hat die komplizierte Tatsachenwelt auf die denkbar einfachste Formel gebracht: oben und unten, reich und arm, mächtig und schwach, böse und gut; aber er gelangt nicht zum verschrobenen Weltbild des realistischen Romanciers Dickens, seine Gestalten sind Symbole, was er spricht, klingt fern, balladenhaft, märchenhaft. Das Mädchen, das aus Verzweiflung den Tod im Gebirgsbach sucht, der Häusler, der, um seine armseligen Felder vor den Hasen des Gutsherrn zu schützen, wildern geht und „natürlich" vom gewalttätigen Herrn erschossen wird, der Sklave in der Arena, der im ungleichen Kampf gegen zwei Gegner erliegen muß, das sind typische Vertreter seiner Welt. Gleich den zertretenen Blumen am Wegesrand oder dem hilflosen, längst ausgerotteten Vogel Dodus ineptus. Mit demütiger Ergebenheit, ohnmächtigem Zorn, Ressentiment und Rufen nach dem Rächer antworten sie auf die Angriffe des Starken. Nur ganz selten versuchen sie auch, sich zu wehren, „natürlich" vergebens. Der Böse (der Lebenskräftige?) muß immer triumphieren, verkündet der Dichter, der sich selbst „das unheilkündende Käuzchen vom Turme in Teschen" genannt hat, mit boshafter Freude. Weit entfernt ist Bezruč vom heiligen Zorn des Propheten oder dem felsenfesten Glauben des Führers, nur ein zähflüssiger Strom von untätiger Melancholie und hoffnungsloser Resignation strömt durch sein Werk. Er ist kein Wettersturm, der von den Beskiden her braust, keine Brandfackel, eher schon die Abendröte nach einem leidvollen, nutzlosen Tag. Die Nacht wird kommen, und dann ist alles gut. Vielleicht aber auch dann nicht. Noch Maryčka Magdónovas Grabhügel duckt sich in der Ecke der Kirchhofmauer.

Der Fehler in der Bewertung dieses Dichters lag darin, daß man in ihm um jeden Preis einen nationalen und sozialen Dichter sehen wollte. Bezruč wäre Bezruč geworden, auch wenn es kein schlesisches Volk und keine Arbeiter in den Kohlengruben von Mährisch-Ostrau und in den Hochöfen von Witkowitz gäbe. Ein tiefer metaphysischer Schmerz bildet den Grundton aller seiner Lieder, er ist die eine Melodie, die der Dichter auf seiner einzigen Saite spielt, und zugleich das Geheimnis seiner Kunst.

Eduard Stuckens neue Romandichtung

Von C. F. W. Behl (Berlin)

„Im Schatten Shakespeares." Berlin-Grunewald 1929, Horen-Verlag. 574 S.

Eduard Stuckens dichterische Phantasie, von kulturhistorischem Erleben immer wieder beflügelt, liebt es, ferne Welten und Zeiten zu beschwören. Sie ist dann gleich so gegenwärtig in ihnen, so selbstvergessend, so hingegeben, daß sie sich fast in der Fülle des Stofflichen zu verlieren scheint.

Digitized by Google

Sein jüngstes Romanwerk hat nicht das bedeutende Format der „Weißen Götter", nicht die bei aller Kompliziertheit des epischen Gewirks imposante Knappheit des „Larion". Der Dichter hat sich diesmal um ein weniges zu tief versponnen. Und der Überreichtum an Farben, Lichtern und Schattierungen verwirrt zuweilen die schöpferische Vision. Gleichwohl ist auch dieses neue Epos vom Untergang des elisabethanisch-shakespearischen Englands eine hohe und schöne Leistung: reinstes Gebild dichterischer Zauberkraft.

„Im Schatten Shakespeares" vollzieht sich die große Schicksalswende Alt-Englands, und ein Abglanz Shakespearescher Gestalten und Situationen liegt auf dem Werke Stuckens selbst. Aber auch aus der Zukunft fällt ein Schatten gespenstisch und drohend über alle Geschehnisse dieses Buches: der Schatten vom Henkerbeil, das bald in Whitehall auf Karls I. Haupt niedersausen wird. Nur als Knabe begegnet dem Leser das zukünftige Opferlamm des in geistiger und seelischer Korruption entartenden Stuartkönigtums gelegentlich im Lauf der Handlung. Im Mittelpunkt steht die groteske Gestalt James' I., seines Vaters, der — als Persönlichkeit wahrlich „kein Renaissancemensch" — doch die Laster eines Borgia mit der Charakterlosigkeit Neros in sich vereinigt und — ein „melancholischer Orang-Utan" und der „gelehrteste Narr Europas" zugleich — zum Totengräber des Merry Old-England wird. Die am reichsten und liebevollsten ausgestattete Figur des Romans ist der Bastard-Prinz von Wales, ein anderer Prinz Heinz und Liebling des einfachen Volks, die letzte, unerfüllt dahingehende Hoffnung einer versinkenden Kultur, und seine Geliebte, Prinzessin Arbella, die der König als Prätendentin in langer Gefangenschaft verborgen hält und schließlich vergebens zu seiner Mätresse zu machen versucht. Die Handlung, oder vielmehr: die vielen, kunstvoll durcheinander gewirkten Handlungen sind von einer starken, auch äußeren Spannung erfüllt.

Den eigentlichen Wert des Romans macht jedoch die Ausmalung des buntbewegten Hintergrundes aus: mit lüsternen Frauen, Narren, Staatsmännern, Magiern, Atheisten, Giftheren, Rosenkreuzern, Lustknaben, Gespenstern und sogar einer Art Sherlock Holmes des 17. Jahrhunderts. Es ist schlechthin bewundernswert, mit welcher Detailkenntnis Stucken hier wiederum eine ganze Zeit, das Milieu einer längst versunkenen Kultur zum Leben erweckt hat. Und wie er zugleich die kommende Revolution der Puritaner, dieser „Maulwürfe, die das Grab für Shakespeares England gruben" und das neue England für Jahrhunderte prägten, kontrapunktisch hineinverwoben hat. Freilich leidet streckenweise die Plastik der Darstellung unter der Überfülle des Dargestellten. Es ist wie auf alten Gobelins, deren köstlich reiches Figurengewirk sich nicht immer leicht enträtseln und entwirren läßt, und die doch als Ganzes einen bannenden Zauber üben.

Man vergleicht Stucken vielfach mit Flaubert. Die Forschererexaktheit hat er sicherlich mit ihm gemein. Aber er ist romantischer und gleichzeitig barocker und dann wiederum pathetischer als Flaubert, so etwa in den beiden großartigsten Szenen kurz vor dem Ende des Romans, in der letzten Abrechnung des Prinzen Hal mit seinem Stiefvater und im Martyrium des zum Feuertode verurteilten Atheisten. Hier erinnert Stucken eher an den romantischen Pathetiker Victor Hugo. Und auch das hat er in diesem Buch (das als Dichtung selbst im Schatten Shakespeares gewachsen ist) mit ihm gemein, daß er sich gern an dem embarras de richesse seiner nachgestaltenden Phantasie berauscht.

Neugriechisches

Von Max Hochdorf (Berlin)

Als Jan Psicharis vor einigen Wochen starb, hatte die neugriechische Literatur den Tod eines ihrer erlauchtesten Inspiratoren zu beklagen. Psicharis war nicht auf hellenischer Erde geboren, sondern in der Verbannung: Der Sohn des in Odessa ansässigen Kaufmanns hat kaum in dem Zentrum des griechischen Geisteslebens, in Athen selbst, längere Zeit geweilt. Er erwarb seine geistige Bündigkeit in Frankreich. Er nährte sich mit der Wissenschaft der Sorbonne. Er wurde der Schwiegersohn Ernest Renans. Und dieser Auslandsgrieche, der in Frankreich zu einem angesehenen Schriftsteller und Universitätslehrer wurde, hat die Entwicklung der neugriechischen Literatur mächtig vorwärtsgestoßen.

Psicharis besaß die Unerbittlichkeit, um den pedantischen Historizismus der Schriftsteller vom Ende des 19. Jahrhunderts zu bekämpfen. An dieser Stelle können nicht all die lebendigen Schilderer des griechischen Volkslebens aufgezählt werden, die sich beengt und beeinträchtigt fühlten durch die philologische Tradition. Es werde aber gesagt, daß

Digitized by Google

der verstorbene Karkawitzas und der heute noch tatkräftige Kostis Palamas fleißig an den Überlieferungen zu rütteln hatten, bevor es ihnen gelang, auch den gebildeten Lesern ihren volkstümlichen Stil akzeptabel zu machen. In diesem Kampf war Psicharis der energischste und unermüdlichste Führer, zugleich ein gründlicher Gelehrter und ein glühender Pamphletist.

Heute wagt es kaum noch einer von den jungen griechischen Dichtern, die in den Jahrhunderten der politischen Sklaverei versteinerte Akademikersprache zu schreiben. Es ist selbstverständlich geworden, daß die Lyriker in der Volkssprache reimen. Karl Dieterich, der emsige Verfasser der neugriechischen Literaturgeschichte und der andachtsvolle Vermittler zwischen Deutschland und Griechenland, wählte den richtigen Moment, um eine neugriechische Dichteranthologie herauszugeben. Bald werden die Griechen das Jahrhundertfest ihrer politischen Unabhängigkeit feiern. Sie wurden politisch frei, das heißt, sie wurden eine europäische Nation in dem Moment, da sie das Türkenjoch abschüttelten. Dieses Festjahr ist besonders dazu geeignet, geistige Ernte einzubringen. Es wurde die Deutsch-Griechische Gesellschaft gegründet, die an diesem Gedächtniswerk mitarbeiten will. Es nähern sich die Kaufleute und Wirtschaftspolitiker auf beiden Seiten, aber auch die Forscher und Dichter. Karl Dieterich hat eine schöne Sammlung neugriechischer Dichter zusammengetragen. Er hat selber verdeutscht. Er ist ein gewandter Übersetzer, wenn auch nicht so stark Meister seiner Muttersprache, daß er den singenden Schwung und die flötende Leichtigkeit all dieser griechischen Lyrik wiedergeben könnte. Diese griechischen Lyriker sind natürlich dankbare Jünger dessen, was die europäischen Genies dachten und formten. Aber es lebt auch in ihnen jene eigentümliche Musik, die gemischt ist aus Orientalischem und Südlichem und einer Schwermut, die noch aus der romantischen Zeit in die griechische Gegenwart übernommen wurde. Griechenland will heute eine moderne Demokratie sein. Das Gefühl des Sozialen kam auch in den jungen griechischen Dichtern auf.

Konstantin Christomanos war unter den Wegbereitern der neugriechischen Dichtung einer der findigsten, einer der lautesten. Er hatte in Deutschland das naturalistische Theater kennen gelernt. Er hatte als Vorleser der Kaiserin Elisabeth den merkwürdigsten Blick getan in das verworrene Seelenleben einer entgleisten Monarchin. Er war darauf eingestellt, den Literaturbetrieb Deutschlands und Deutsch-Österreichs zu beobachten, und er erlebte jene stürmische Zeit, in der die deutschen Dichter sich gewöhnten, die Schicksale ihrer Menschen in der Volkstiefe zu suchen. Elisabeth von Österreich wurde gemordet, Christomanos kehrte nach Athen zurück. Für ihn war weder ein Gewissenskampf noch ein Philologenkrieg notwendig, damit er die Sprachenfrage für die griechische Literatur löste. Er gründete in Athen die Neue Bühne, die eine Nachahmung der deutschen Revolutionsbühnen war. Er war zugleich Regisseur, Direktor, Obergardrobier und Vortragsmeister seines Theaters. Und nebenbei schrieb er Erzählungen aus dem Volk, u. a. „Die Wachspuppe", eine seltsame Novelle, die Aberglauben und Religiosität, erotische Abenteuerlust und soziale Niedrigkeit des atheniischen Volks schillernd und waghalsig illustrierte. Alexander Steinmetz hat dieses kuriose Stück verdeutscht, ein wenig herb, nicht ganz so geschmeidig und auch nicht ganz so gespenstisch, wie es im Original zu lesen ist. Es bleibt immerhin noch eine außergewöhnliche Novelle übrig. Wir danken es der Deutsch-Griechischen Gesellschaft, daß sie diese Erzählung nach Deutschland brachte. Alle Publikationen der Gesellschaft erscheinen heute im Verlage de Gruyter.

Dort hat auch Karl Dieterich eine Dokumentensammlung veröffentlicht, die gerade recht kommt, um das große Kapitel vom Unabhängigkeitskampf der griechischen Nation zu beleuchten. Er trug ein Buch zusammen, das er „Deutsche Philhellenen in Griechenland 1821–1822" nannte. Es handelt sich um eine Auswahl aus den Tagebüchern der Männer und Jünglinge, die nach Griechenland gingen, um die Hellenen von den Türken zu befreien. Wollten diese Deutschen das nur? Wir wissen, daß die Griechenromantik und die Polenromantik in Deutschland mächtig gespukt haben. Es war jedoch meist nur eine Begeisterung auf dem Papier. Man machte sich besoffen, indem man Freiheitsgedichte für die unterdrückten Völker reimte. Die Dichter blieben immer mit Sorgfalt in ihrer wohlgewärmten Mansarde. Nur wenige, wie der phantastische Lord Byron, wagten die Pilger- und Kriegsfahrt. Einige wurden auch von den Sumpfdünsten des Peloponnes vergiftet. Die meisten, die nach Griechenland hinübersegelten, um als Fremdenlegionäre bei den Griechen zu fechten, waren verkrachte Existenzen: entlassene Offiziere, entlaufene Schreiber und Studenten. Sie wollten Geld und Land und hohe Titel. Sie wollten nicht sterben, sondern emporsteigen zu Ruhm und Generalsposten. Sie mischten sich, ohne etwas von den Lebensbedingungen des Volkes zu verstehen, in die inneren Verhältnisse des Landes und wurden bald lästig und sogar lächerlich. Die wenigsten waren Helden, die meisten waren zügellose Abenteurer, die das Paradies suchten, weil sie meinten, die heimische Hölle nicht länger ertragen zu können, und sie gingen dann auch unter und verlumpten. Karl Dieterich hat da ein merkwürdiges Kapitel Kulturgeschichte aus einem wilden Kapitel Weltgeschichte herausgeschält.

Neue Kunstliteratur

Von Emil Utitz (Halle a. d. S.)

Ernst Barlach. Ein selbsterzähltes Leben. Mit zahlreichen Bildtafeln. Berlin 1928, Paul Cassirer. 74 S. und LXXXIII Tafeln.

Vincent van Gogh. Briefe an seinen Bruder. Drei Bände. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin 1928, Paul Cassirer. 469, 518, 465 S.

Siegfried Streicher. Vincent van Gogh. Zürich und Leipzig 1928, Orell Füßli. 48 S.

Jan Toorop. Von Miel Janssen. Mit 32 Abbildungen. München-Gladbach, Führer-Verlag. 32 S.

Albert Gleizes. Kubismus. (13. Band der Bauhausbücher.) Mit zahlreichen Abbildungen. München, Albert Langen. 101 S.

Ferdinand Hodler. Sechs farbige Wiedergaben seiner Werke. Mit einer Einführung von Werner Müller-Zürich. Zürich und Leipzig 1927, Rascher & Cie.

Hans Thoma. Briefwechsel mit Henry Thode. Herausgegeben von Jos. Aug. Beringer. Leipzig, Koehler und Amelang. 376 S.

Rudolf Schäfer. Ein deutscher Maler der Gegenwart. Von Konrad Mack. Mit 49 Bildproben. Leipzig und Hamburg, Gustav Schloeßmanns Verlag (Gustav Fock). 79 S.

Adolf Frey. Der Tiermaler Rudolf Koller; 1828–1905. Mit einer Einleitung von Hermann Uhde-Bernays. Monographien zur Schweizer Kunst. Fünfter Band. Zürich und Leipzig, Orell Füßli. 128 S., 53 Kunstdruckabbildungen, 4 farbige Tafeln und 7 Tiefdrucktafeln.

Das Werk des Malers Diego Rivera. Berlin 1928, Neuer deutscher Verlag. 16 S. und zahlreiche Bildtafeln.

Karl Federn. Das ästhetische Problem. Hannover 1928, Adolf Sponholtz. 142 S..

Digitized by Google

Echt und Unecht. Aus den Erfahrungen des Kunstkenners von Max J. Friedländer. Berlin 1929, Bruno Cassirer. 70 S.

Wilhelm Hausenstein. Kunstgeschichte. Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft. 526 S., mit zahlreichen Abbildungen.

Kunstgeschichtliches Wörterbuch. Von Hans Vollmer. Leipzig und Berlin 1928, B. G. Teubner. (Teubners kleine Fachwörterbücher, 13.) 272 S.

Griechentum und Gotik. Vom Weltreich des Hellenismus. Von Wilhelm Worringer. Mit 122 Abbildungen. München, R. Piper & Co. 112 S.

Die Kunst der Renaissance in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich usw. Von Gustav Glück. Berlin, Propyläen-Verlag. (Propyläen-Kunstgeschichte. X. Bd.) 659 S. Mit mehreren hundert Abbildungen und Tafeln.

Die Architektur der deutschen Renaissance. Von Carl Horst. Berlin, Propyläen-Verlag. 327 S., 217 Abbildungen und 16 Tafeln.

Die italienische Renaissance. Von Leo Bruhns. (Die Meisterwerke; eine Kunstgeschichte für das deutsche Volk.) 5. Band. Mit 136 Bildern. Leipzig, E. A. Seemann. 375 S.

Das Weib in der Renaissance. Herausgegeben von Hanns Floerke. Mit 112 Tafeln. München 1929, Georg Müller. 174 S.

Die Dramatik des Lichts im Werk Matthias Grünewalds. Von Roman Boos. Mit 15 Textbildern und 11 Tafeln, darunter die Reproduktionen der 10 Grünewaldzeichnungen der Sammlung von Savigny. Basel 1928, Rudolf Geering. 42 S.

Emil Waldmann. Englische Malerei. Breslau 1927, Ferdinand Hirt. (Jedermanns-Bücherei.) 148 S. mit 37 Bildern.

Die Frauengestalt der deutschen Frühe. Von Gertrud Bäumer. Berlin 1928, F. A. Herbig. 38 S. mit zahlreichen Tafeln.

Lebensgut aus deutschem Barock. Herausgegeben von Emil Schönfelder und Hans Heinrich Schmidt-Voigt. (Diesterwegs Deutschkunde.) Frankfurt a. M. 1928, Moritz Diesterweg. 112 S. mit zahlreichen Abbildungen.

Hans Multscher. Von Kurt Gerstenberg. Mit 175 Abbildungen. Leipzig 1928, Insel-Verlag. 266 S. (Aus der Sammlung: Deutsche Meister.)

Deutsche Bauten. Herausgegeben von Max Ohle. Burg bei Magdeburg, August Hopfer, Druck und Verlag. — **Walter Fries, Die St. Sebalduskirche zu Nürnberg.** Mit 70 Abbildungen. 96 S. (10. Band.) — **Kurt Gerstenberg, Die St. Lorenzkirche in Nürnberg.** Mit 73 Abbildungen. 112 S. (11. Band.) — **Werner Burmeister, Dom und Neumünster zu Würzburg.** Mit 83 Abbildungen. 120 S. (12. Band.) — **Hans Reinhardt, Das Münster zu Basel.** Mit 76 Abbildungen. 104 S. (13. Band.)

Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst. Herausgegeben von den Direktoren der staatlichen Kunstsammlungen. München 1928, Georg D. W. Callwey. (Festschrift für Paul Wolters.) 165 S. mit zahlreichen Abbildungen und Lichtdrucktafeln.

Meil-Bibliographie. Verzeichnis der von dem Radierer Johann Wilhelm Meil illustrierten Bücher und Almanache. Von Wilhelm Dorn. Berlin 1928, Gsellius. 339 S. mit zahlreichen Illustrationen.

Spanien in Bildern. Von Fr. Christiansen. Berlin, August Scherl. 160 S. mit 166 Abbildungen.

Hundert Türme. Ein Buch vom alten Prag. Herausgegeben von Paul Nettl. Prag 1929, Die Bücherstube (Paul Steindler und Julius Bunzel-Federn). 180 S. und 8 Bildtafeln.

Jahrbuch der deutschen Werkstätten 1929. Hellerau bei Dresden und München, Verlag der deutschen Werkstätten. 139 S. mit zahlreichen Abbildungen.

Wieder gilt es einen kurzen Querschnitt zu ziehen. Nach zwei Richtungen hin muß er leider subjektiv bleiben. An der einen ist der Referent unschuldig: sie betrifft die Auswahl. Nur die Bücher werden hier berücksichtigt, die der Schriftleitung zur Besprechung zugingen; also nur ein kleiner Ausschnitt aus der Fülle der Erscheinungen. Für die zweite Einseitigkeit muß ich mich aber selbst verantwortlich bekennen. Manchem der Werke gegenüber erscheint lediglich der Spezialforscher zu einem entscheidenden Urteil berufen, und dieser Gesichtspunkt zwingt zu kritischer Zurückhaltung. Andere Werke wieder — wie z. B. Lexika — werden erst durch längere, fleißige Benützung erprobt. So mag diese Anzeige in verschiedener Hinsicht dem gebildeten Kunstfreund als ein vielleicht nicht unwillkommener Hinweis dienen, ohne irgendwie auf Endgültigkeit oder Vollständigkeit Anspruch zu erheben. Sie gleicht einem ersten Gang durch neues Gelände, einem Gang, der vieles erfassen will und darum nicht behaglich verweilen darf.

Und da ist es wohl von Vorteil, mit einem sehr starken Eindruck zu beginnen, mit einem sehr erfreulichen und wertvollen: mit dem selbsterzählten Leben, das Ernst Barlach uns beschert hat. Er gibt hier die Geschichte seiner künstlerischen Anfänge und seiner allmählichen Reifung. Er schreibt eindringlich und anschaulich und nicht ohne Humor. Allenthalben spüren wir die große künstlerische Persönlichkeit dieses außerordentlichen Plastikers und Graphikers, dieser in unserer Zeit doppelt wunderbaren Menschlichkeit. Ich führe nur ein wichtiges Beispiel an, weil es die schicksalvolle Wendung in Barlachs Entwicklung aufdeckt: „Ich finde es überflüssig, mich gegen die Legende zu wenden, daß ich erst durch Rußland zum plastischen Ausdruck geführt sei — oder wie man sowas sonst formuliert hat. Die Tatsache besteht, daß die Wirklichkeit für mein Auge plastische Wirklichkeit war, und daß sie mein bisher unbefriedigtes Bedürfnis mit mir heranführte, Bereitschaft und Fähigkeit zum Leben nicht der anderen, sondern der plastischen Werte. Rußland gab mir seine Gestalten, aber freilich und vermutlich bin ich nicht ohne Anteil an dem Sosein des endlichen Ausfalls, denn als ich zurückkehrte und die ersten beiden Bettler, diese Bettler, die mir Symbole für die menschliche Situation in ihrer Blöße zwischen Himmel und Erde waren, in Friedenau im alten Stübchen anlegte, drang der alte Zweifel zu: wird das nun auch endlich wirklich Plastik oder wieder Modellierarbeit? Restlich mußte doch nicht schlecht gelämpft werden und der Dumme mag glauben, daß die in Rußland gewonnene Form aus der reichen Hand beiläufig und trinkgeldmäßig in meine arme gelegt sei. Form — bloß Form? — Nein, die unerhörte Erkenntnis ging mir auf, die lautete: du darfst alles Deinige, das Äußerste, das Innerste, Gebärde der Frömmigkeit und Ungebärde der Wut, ohne Scheu wagen, denn für alles, heiße es höllisches Paradies oder paradiesische Hölle, gibt es einen Ausdruck, wie denn wohl in Rußland eines oder beides verwirklicht ist." Ich darf noch hinzufügen, daß die Illustrierung des Werks ganz vorzüglich ist, und daß ein chronologisches Verzeichnis der Arbeiten Barlachs das Buch abschließt, beginnend mit den Porzellanstücken vom Jahre 1906 und endend 1927 mit dem Entwurf zum Beethoven-Denkmal und dem bronzenen Ehrenmal im Dom zu Güstrow i. M., der kleinen Landstadt, die sich Barlach zum Wohnsitz ausgesucht hat.

Nicht minder wichtig und eindrucksvoll ist die dreibändige Ausgabe der Briefe von Vincent van Gogh an seinen Bruder. Auch hier: erstaunliches Künstlertum, seltsam ergreifende, ja erschütternde Menschlichkeit und packende Kraft der Darstellung. Und darüber hinaus noch ein bedeutsamer Beitrag zur Psychopathologie des Malers. Über die Ausgabe dieser Briefe äußert sich Vincent van Goghs Schwägerin, daß sie im April 1889 als Theos junge Frau in einem Schreibtisch die Briefe Vincents fand, und daß Woche für Woche die „wohlbekannten gelben Briefumschläge" mit der charakteristischen Schrift den Inhalt der Schieblade bereicherten. Nach Vincents Tode wünschte sein Bruder Theo, die

Digitized by Google

Briefe zu veröffentlichen. Doch starb er, ehe noch die Verwirklichung jenes Planes begann. Seither verstrich ein Vierteljahrhundert. „Es würde eine Unbilligkeit gegen den verstorbenen Künstler gewesen sein, für seine Person Interesse zu erwecken, ehe noch sein Werk, dem er sein Leben geopfert hatte, in dem Maße erkannt und gewürdigt werde, wie dieses es verdiente. Viele Jahre sind es nun schon, daß Vincent als Maler anerkannt wird, nun kann man ihn auch als Menschen kennen lernen und begreifen." Seine Menschlichkeit ist uns besonders durch Meier-Graefe nahe gerückt, sowie durch die deutenden Bemühungen moderner Psychiatrie. Um so herzlicher und freudiger dürfen wir es begrüßen, daß diese Hauptquelle nun auch dem deutschen Leser in ausgezeichneter Übersetzung zugänglich wird, ein Dokument ersten Ranges von Künstlerleben, Künstlerleid und Künstlerschicksal. Eine neue Erhellung dieses Seins versucht Siegfried Streicher in seiner kleinen Schrift über van Gogh, und nicht ohne Glück. Denn gerade das Holländische an van Gogh wird da klar erkannt, während er gemeinhin allzu sehr dem Französischen angenähert wird. Auch nach Holland führt uns Miek Janssen mit seiner Jan Toorop gewidmeten Monographie. Sie ist nicht frei von Überschätzung, aber geboren aus genauester Kenntnis des Malers und seiner Kunst. Toorop wurde 1858 in Java geboren, kam bald nach Europa und fand nach langen religiösen Kämpfen Halt im Katholizismus. Seine Kunst ist daher in erster Linie religiös. Das Büchlein ist auch reizvoll durch zahlreiche charakteristische Aussprüche des Malers selbst und durch eine Illustrierung, die einen guten Überblick über sein Schaffen gibt. Seine Bedeutung ist heute umstritten. Max Osborn rühmt in der Springerschen Kunstgeschichte dieses „außerordentliche Talent", während Karl Scheffler in seiner Geschichte der europäischen Malerei bemängelt, daß Toorop sich allen Malrichtungen seiner Zeit hingegeben habe, und daß man ihm darum seinen endgültigen Stil nicht recht glaube. „Die hart und genau gezeichneten Bildnisköpfe haben den Nazarenerzug. Es lockt Toorop zum Monumentalen, doch ist er im Grunde ein Detailist." Ich neige mehr dem Urteil Schefflers zu, aber trotzdem war es ein Verdienst, Toorops Kunst in einer eigenen Darstellung klar herauszuheben.

Er zählt zu den Führern der Jungen. Mitten in ihren Betrieb versetzt uns Albert Gleizes mit seinem Buch über den Kubismus. Gewiß horchen wir auf, wenn einer der Hauptbeteiligten wie Gleizes selbst das Wort ergreift, zumal, wenn er so gewandt und klug die Feder zu handhaben weiß, wie dieser Maler. Es ist ferner unterhaltend und belehrend, wie er die einzelnen Bilder mit kurzen Bemerkungen kommentiert. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß Gleizes mittelbar und unmittelbar deutsche Künstler beeinflußt hat. Allein entscheidend neue Aufschlüsse gewinnen wir nicht, wohl aber gar manches zur Geschichte des Kubismus. Und in gewissem Betracht ist er ja bereits „historisch" geworden. Kurz können wir die kleine Hodler-Mappe anzeigen mit ihren guten mehrfarbigen Reproduktionen, ein neuer Beweis, wie kräftig die Schweiz ihrer Künstler sich annimmt. Und nicht vieler Worte bedarf es, um den Briefwechsel Hans Thomas mit Henry Thode zu empfehlen. Wer sich für die Kunst und Menschlichkeit Thomas interessiert — und das sind sehr viele — wird gern nach diesem Bande greifen, den Jos. Aug. Beringer sorgfältig redigiert hat. Die Briefe reichen von 1890 bis 1920. Beringer hat recht, wenn er sagt: „Für ihren gemeinsamen Zeitabschnitt — es ist ein Teil der frankfurter und der karlsruher Zeit Thomas, die von den letzten italienischen Reisen, den niederländischen und den schweizer Fahrten unterbrochen wurde, und es ist bei Thode im wesentlichen die frankfurter Direktorstelle, die heidelberger Lehrtätigkeit, die Arbeitszeit in Venedig und Cargnacco, sowie die unstete Kriegszeit — sind bei beiden Briefschreibern entscheidende Wendungen und Ereignisse im Leben und Schaffen eingetreten: in den hier veröffentlichten Briefen spiegelt sich in reichem Wechsel des Lichtes und der Schatten das innere Werden und Wachsen beider, das Mit- und Füreinandersein, das Sichsteigern in der gegenseitigen Aussprache." Für einen Charakterologen wäre es ungemein dankbar, die Briefe van Goghs mit denen Thomas genau zu vergleichen. Das Ergebnis wäre ein wichtiger Beitrag zur Typenpsychologie gerade des religiös verwurzelten Künstlers. Zur Nachfolge Thomas zählt Rudolf Schäfer. Zu seinem 50. Geburtstage hat Konrad Mack diese gekürzte Ausgabe seines vor drei Jahren erschienenen Buchs veröffentlicht, und zwar gleich in 15000 Exemplaren. Der Künstler scheint sich also einer volkstümlichen Beliebtheit zu erfreuen, die ich zwar verstehen, aber nicht ganz teilen kann. Er dünkt mich als liebenswürdiges, inniges, aber sehr begrenztes Talent. Zum 100. Geburtstag des schweizer Tiermalers Rudolf Koller (1828—1905) hat Hermann Uhde-Bernays die vor fast einem Vierteljahrhundert geschriebene große Monographie von Adolf Frey neu herausgegeben, in einem stattlichen, sehr gut illustrierten Bande. Jene Monographie und der würdige Künstler verdienen es, daß die Schweizer diese neue Ehrung veranstalten. Problematischer erscheint das Werk des Mexikaners Diego Rivera: eigentümlich wilde, verkrampfte Fresken, voll unverhüllter Tendenz, aber auch voll exotisch-stofflichem Reiz. Der Maler hat selbst eine reichlich anspruchsvolle Einleitung seinen Werken vorangeschickt. Damit rundet sich der kleine, gegenwärtigem Kunstschaffen gewidmete Kreis der vorliegenden Bücher. Ihre Anzahl ist gering. Ich kann nicht mit Bestimmtheit angeben, ob durch Zufall gerade so wenig Veröffentlichungen aus diesem Gebiete zur Besprechung einliefen, oder ob tatsächlich da eine gewisse Ebbe eintrat. Ich möchte das Letztere annehmen, namentlich im Vergleich mit den früheren Berichten. Man hat so freigebig selbst die Jüngsten mit Monographien bedacht, daß es fast an Stoff mangelt: denn so üppig drängen die neuen Talente nicht hervor. Und man hat weiterhin so viele Enttäuschungen erlitten, daß eine gewisse Ernüchterung Platz gegriffen hat. Das ist nicht zu bedauern. Werdende Kunst kann sich viel ruhiger und zwangloser entfalten, wenn nicht jeder ihrer Schritte mit grellen Paukenschlägen und waghalsigen Prophezeiungen begleitet wird. Man kann sie auch weit besser fördern, wenn man sie nicht gleich in den scharfen Lichtkegel einer fraglichen Ewigkeit hineinrückt. Aber wo mir eine Unterlassung vorzuliegen scheint, das ist das Fehlen kleiner Monographien zur jüngsten Architektur. Nicht als ob ich einer blinden Überwertung mich hingeben wollte: aber fraglos schaffen hier zahlreiche eigenartige Begabungen, und fraglos handelt es sich um eine Bewegung, die uns alle sehr eng angeht. Denn ein jeder ist interessiert an seiner Wohnstätte und an dem Antlitz der Stadt, in der er lebt. Und es wäre gut, wenn gerade diese Probleme viel mehr als bisher durch sachliche Erörterungen in breite Kreise hineingetragen würden. Heute ist die Frage der Architektur eine der wichtigsten nationalen Kulturforderungen.

Wenden wir uns jetzt allgemeinsten Fragen zu, stellen wir „das ästhetische Problem" von Karl Federn an die Spitze. Er schließt sich in seinem Buch an die Forschungen Benedetto Croces an, glaubt aber doch weiter zu gelangen als sein Meister. Seine allgemeinste Bestimmung lautet: der künstlerische Ausdruck wird um seiner Form willen geschaffen, und diese Form muß derart sein, daß sie an jeder Stelle oder in jedem Augenblick eine vom Künstler gewollte bestimmte Stimmung hervorruft. Ich vermag in dieser Formulierung keine glückliche Bereicherung unseres Wissens zu erblicken und vermisse darüber hinaus eine Erhellung der Beziehung des ästhetischen zum künstlerischen Ausdruck. Federn nimmt sich nun besonders der Poetik an. Seine Schrift ist gewiß kunstnah und reich an richtigen Einsichten. Vielen seiner Anschauungen kann ich freudig beipflichten, da ich die gleichen bereits in eigenen Veröffentlichungen dargelegt habe. Es hätte mich noch mehr gefreut, wenn sich Federn dieser Arbeiten erinnert hätte. Mit ungeteiltem Beifall begrüße ich die „Erfahrungen des Kunstkenners", die Max J. Friedländer in seinem dünnen, aber gehaltvollen Büchlein „Echt und Unecht" mitteilt. Friedländer ist ein Meister klarer,

Digitized by Google

lebendiger und eleganter Darstellung. Und sein Bemühen, wichtigste Kunstbegriffe durch scharfe Klärung genau zu fassen, verdient unbedingte Anerkennung, auch dann, wenn man selbst geneigt ist, einige Linien anders zu ziehen als er. Friedländers sehr beherzigenswerte, an die Adresse der Sammler gerichteten Forderungen will ich hier abdrucken: Traut euren eigenen Augen, seht euch die Bilder genau an, bemüht euch selbst um Kennerschaft. Geht zu den Händlern, betrachtet, was sie haben, wartet nicht auf Angebote, wendet euch an kenntnisreiche Händler, an solche, die auf ihre geschäftliche Ehre bedacht sind. Überschätzt nicht die Bedeutung des Autornamens. Es gibt ausgezeichnete Bilder, deren Urheber unbekannt sind. Die Meinungsäußerung in bezug auf den Autor beruht auf mehr oder weniger sicherer Vermutung. Die apodiktische Form, in der attestiert wird, ist nichts als Selbsttäuschung des Experten, Konvention, wenn nicht Bluff. Viele Bilder sind schlecht erhalten. Davon steht nichts in den Attesten. Der Wert eines Gemäldes ist aber in hohem Grade abhängig von dem Zustande. Sucht Verkehr mit den Kennern. Bei direktem Gedankenaustausch mit ihnen werdet ihr mehr erfahren und lernen, als auf den Papieren steht, die euch von Händlern und Agenten überreicht werden. Die acht Essays dieses Büchleins sind so ein Gedankenaustausch mit einem der hervorragendsten Kenner, einem der klügsten und kultiviertesten. Wichtige und tiefe Einsichten werden nicht langweilig dozierend dargelegt, sondern gleich lockenden Leckerbissen aufgetischt. Und nur wer mit zum Teil ähnlichen Fragen gerungen, ahnt ganz, welch straffe Gedankenzucht die scheinbare Leichtigkeit sicher trägt.

Die allgemeine Kunstwissenschaft leitet herüber zur allgemeinen Kunstgeschichte. Wilhelm Hausenstein bietet sie in einem einzigen, nicht zu dicken Bande. Es ist eine überraschende Leistung, eine so ungeheuere Stoffülle in diesem engen Rahmen zu bewältigen, ohne in trockene und flüchtige Aufzählungen zu verfallen. Hausensteins Buch ist flüssig lesbar und vermittelt in angenehmer Weise sehr viel Wissenswertes. Lebendiges Kunstempfinden hat Hausenstein selbstverständlich, aber er gibt sich diesmal – was besonders anerkannt sei – einfach und ungezwungen, schlicht und nicht prunkend. Eine Nachprüfung zahlreicher seiner Urteile ergibt eine überdurchschnittliche Besonnenheit. Eine gewisse Ungleichmäßigkeit der einzelnen Kapitel erscheint in diesem Fall selbstverständlich, denn niemand meistert das ganze Material in vollendetem Ebenmaß. Sehr gut ist die Auswahl der Abbildungen. Alles in allem halte ich dieses Buch Hausensteins für die beste „Kunstgeschichte für jedermann", wobei – und das halte ich gerade für das Erfreuliche – Kunst und Geschichte in demselben Maße betont sind, ja die Kunst noch mehr als die Geschichte. Eine willkommene Ergänzung bietet dem Anfänger das kunstgeschichtliche Wörterbuch von Hans Vollmer aus der Teubnerschen Reihe kleiner Fachwörterbücher. Durch öfteres Nachschlagen konnte ich mich von der praktischen Brauchbarkeit überzeugen. Natürlich sind die einzelnen Erläuterungen sehr knapp gehalten und keineswegs erschöpfend. Aber das kann hier auch gar nicht verlangt werden. Das Buch ist nicht für den Fachmann geschrieben. Der Laie wird sich seiner mit größtem Nutzen bedienen. Und Irrtümer berichtigen, Nötiges ergänzen kann eine hoffentlich bald erscheinende zweite Auflage.

Und nun zur spezielleren Kunstgeschichte! Wir beginnen mit Wilhelm Worringers Buch „Griechentum und Gotik", das den Untertitel „vom Weltreich des Hellenismus" trägt. Worringer geht davon aus, daß es heute zwei getrennt vorgehende Kunstgeschichten gibt: eine europäische (und die ist fast am Ende ihrer fruchtbaren Entwicklungsmöglichkeiten) und daneben eine Weltkunstgeschichte, die erst im Werden ist und eben die ersten blassen Umrisse zeigt. Das abendländische Mittelalter wird endgültig im Weltkunstzusammenhang gesehen werden müssen. Man kann sich nicht genug klarmachen, daß in dem Widerstand gegen die Auflösung des abendländischen Geschichtsbegriffs nur die nachwirkende Kraft des Humanismus am Werk ist. Praktisch sind alle Wege geöffnet zu einem Universalismus der Betrachtung, ideell bleiben wir Humanisten mit abendländischer Blickbeschränkung. Abhängig nicht von den geschichtlichen Tatsachen, sondern von der bestimmten Geschichte ihrer Geschichtwerdung. Worringers Buch will nun versuchen, eine der vielen perspektivischen Verzeichnungen unseres Geschichtbildes zu korrigieren. Schwer ausrottbar bleibt uns im Gefühl immer noch jene humanistische Akzentsetzung, die keine Mehrpoligkeit des historischen Geschehens anerkennt, sondern uns die Renaissance als einpoligen Mittelpunkt des geschichtlichen Kreislaufes aufdrängt. Als Rechtstitel beruft sich dabei die Renaissance auf die Antike, die nur auf italienischem Boden wirklich legitim sein könne, weil nur da bluthafte Kontinuität der antiken Tradition vorhanden sei. Dem gegenüber behauptet Worringer, daß z. B. in der künstlerischen Entwicklung die Kontinuität des griechischen Formgedankens eine ungleich größere ist als die des lateinischen. Und daß, „um das Unerwartetste zu sagen, sogar die französische Gotik, so selbständig sie in ihrer abendländisch-mittelalterlichen Typik auch ist, Seiten ihres Wesens hat, die sie als eine ideale Wiederaufnahme und Fortsetzung spezifisch griechischer Formgedanken erscheinen läßt." „Soweit die mittelalterliche Kultur einen Körper hat – einen Staatskörper, einen Kirchenkörper, einen Rechtskörper, einen Sprachkörper – ist er lateinisch. Alles Statische, alles Organisatorische des Mittelalters ist Romerbe, ist Romanik." Aber Sprachkörper und Sprechklang sind zweierlei und die auf Lateinklang geeichte Stimmgabel schwingt nicht ohne weiteres, wenn ihr ein Vers von Racine entgegenklingt. „Es kommt da auf Dinge an, die mit Etymologie, Grammatik und Syntax nichts zu tun haben, die aber das eigentliche Sprachgeheimnis treffen. Und man wiederhole den Versuch mit einer Stimmgabel, die auf griechischen Sprechklang abgestimmt ist!" So ausgerüstet tritt nun Worringer den Gang durch die Zeiten und Weiten an. Er beginnt mit den Katakomben; und er berührt unmittelbar hintereinander eine Figur aus den Katakomben und einen Reimser Engel: der Klang bricht nicht ab. Griechischer und gotischer Lyrismus sind wesensverwandt. Ravenna taucht auf und die Welt Giottos, der als ein großer Deklamator, aber als kein Sänger bezeichnet wird. Denn sein Hintergrund ist Rom. Nach Venedig werden wir geführt, zur Mschatta-Fassade in Berlin, nach Indien usw. Frankreich und Siena empfangen uns und das weite Rußland. Überall wird die griechische Stimmgabel angesetzt! Das Griechische wird bejaht, das Römische verneint. Ich weiß nicht, ob die von Worringer angestrebte Umwertung der Werte wirklich so neu ist, wie er glaubt. In der Philosophie sind wir seit jeher gewohnt, das Griechische in seiner sachlichen und historischen Bedeutung ganz anders einzuschätzen als das Lateinische. Und ich weiß auch nicht, ob Worringers Begriffe nicht eine zu weitgehende Einfachheit bedingen, ob sie ferner überhaupt ständig gleichsinnig verwendet werden. Denn Griechisch kann einmal eine ganz bestimmte historisch-völkische Kunststufe – einen Stil – bedeuten, das andere Mal aber eine rein systematische Möglichkeit der Kunstformung. Im ersten Fall ist das Griechische eine nicht wiederholbare historische Erscheinung, die selbstverständlich weiter wirkt, und weit mehr, als man bis vor kurzem angenommen hat. Es gilt, streng und sauber die historischen Zusammenhänge zu klären und zu belegen. Im zweiten Fall ist aber das Griechische (da sollte man jedoch den Terminus vermeiden) eine Kunstmöglichkeit, die sich zu ganz verschiedenen Zeiten und bei ganz verschiedenen Völkern verwirklichen kann, wenn ähnliche Voraussetzungen gegeben sind, die nicht gerade auf historischen Beeinflussungen beruhen müssen. Alle Lyrismen zum Beispiel werden einander verwandt sein, nicht wegen des Griechischen, sondern weil jegliche Lyrik ähnliche Töne anschlägt. Und dann käme es auf die spezifisch-griechische Lyrik an. Aber unabhängig von allen grundsätzlichen methodischen Bedenken sei der großzügige, von Anregungen strotzende, ja geradezu erregende Wurf Worringers dankbar anerkannt. Sein eigenwilliges, faszinie-

Digitized by Google

rendes und darum nicht ungefährliches Denken läßt ihn neue Sinnzusammenhänge erschauen, neue Probleme aufwollen. Und sein Blick ist bewundernswert weit, zumindest in der Richtung, die er leidenschaftlich verfolgt.

Gerade der Renaissance, deren Dogmatismus Worringer als so schwere Last und Lähmung beklagt, gelten die folgenden fünf Bücher. Es ist kein Zufall, daß Renaissance in der Schätzung der Gegenwart wieder wächst. Neues Empfinden für die edle Sachlichkeit des Klassischen gestattet uns, den Werten der Renaissance gerechter zu werden als Richtungen, die allein das Ekstatische und Eruptive gelten lassen wollten. Das Dürer-Jahr hat uns nicht nur Dürer feiern lassen, weil gerade sein Jubiläum festlich begangen werden mußte, sondern weil wir reif für Dürer geworden waren und ihn nicht nur im titanischen Schatten Grünewalds erblickten. Eben die nordische Renaissance ist es, deren Bedeutung wir uns klar zu machen versuchen, gerade da sie uns erlebensmäßig so nahe rückt. Darum kommt uns auch dieser Band der Propyläen-Kunstgeschichte so willkommen. Gustav Glück haben wir ihn zu danken. In gewohntem prächtigen Gewande liegt er vor uns. Seine Bildtafeln verdienen jegliches Lob. Wir stimmen Glück völlig bei, wenn er sagt: „Will man die bedeutenden Schöpfungen der nördlichen Renaissance mit Gerechtigkeit und ohne Vorurteil betrachten, so muß man von dem Begriff der Stilreinheit abzusehen und die Mannigfaltigkeit dessen, was hier geschaffen worden ist, unbefangen zu genießen suchen. Was für das Individuum gilt, muß auch für den Stil gelten: hervorragende Leistungen entstehen fast niemals ohne fremde Einwirkungen. Und die Malerei, die Graphik, die Skulptur, die Architektur, das Kunstgewerbe des 16. Jahrhunderts in Deutschland, den Niederlanden und Frankreich enthalten wahrhaftig der hervorragenden Leistungen genug. Ihr Reichtum und ihre Vielseitigkeit muß jedem zum Bewußtsein kommen, der die Abbildungen dieses Bandes durchblättert." Und Glück hat mit seinem klugen Begleittext wesentlich dazu geholfen, die Abbildungen in jenem Sinn und Geist aufzunehmen. Er behandelt zuerst die Malerei, dann Plastik, Architektur und Kunstgewerbe. Albrecht Dürer, Grünewald, dem Donaustil eines Altdorfer und Huber, Lucas Cranach, den beiden Holbein, Orley und Mabuse, Peter Breughel dem Älteren usw. sind eigene Kapitel gewidmet. Ein engeres Thema aus diesem großen Umkreis hat Carl Horst gewählt: die Architektur der deutschen Renaissance. Es gilt eine Ehrenrettung. Denn die deutsche Architektur der Renaissance wird noch vielfach als kümmerliche Nachahmung angesehen. Dem gegenüber will Horst zeigen — und es gelingt ihm auch — daß der Deutsche im 16. und 17. Jahrhundert in der Baukunst nicht versagt hat. Von erschwerenden Anfängen und auf schwierigen Wegen rang er sich durch zu eigenen Großtaten. Daraufhin werden gemustert die Kirchen und Schlösser, öffentliche Bauten und der bürgerliche Wohnbau, zum Schluß noch der Städtebau und Gartenbau. Es ist eine sehr erfreuliche Ernte, die Horst hier heimbringt. Auch der Ausstattung seines Buches hat der Propyläen-Verlag alle erdenkliche Sorgfalt angedeihen lassen; es ergänzt in sehr angenehmer Weise Gustav Glücks großes Werk.

Der italienischen Renaissance hat Leo Bruhns das dritte Bändchen seiner bereits gut eingeführten „Kunstgeschichte für das deutsche Volk" gewidmet. Als kleine Kostprobe darf ich wohl einen Abschnitt zur Baukunst hier wiedergeben: in der italienischen Architektur hat sich besonders eine Sitte, allen fremden Einflüssen und allem Wechsel der Zeitstile zum Trotze, zäh durch alle Jahrhunderte bis in die Gegenwart erhalten, nämlich die Trennung des Glockenturms vom Kirchengebäude und die Verbindung beider nur zu einem Freundschaftsbunde, nicht zur Einheit. „Diese konservative Haltung kann nichts anderes bedeuten, als daß ein Hauptbedürfnis der nordischen Seele der südlichen fremd gewesen ist: die Zusammenfassung aller Erdenkräfte zur heldenhaften oder ekstatischen Himmelfahrt." Italiens Fassaden waren zum Teil nicht weniger prächtig als die französischen, aber sie blieben gleichsam vielversprechende Vorhänge vor einem Heiligtum auf Erden, wiesen nicht hinauf zu einem unsichtbaren, noch erhabeneren in die Höhe. „Der Hauptakzent wurde nicht ihnen zuteil, sondern dem Kern der Kirche, der Stelle über dem Hochaltar, auf den sich der Segen des Himmels in Form einer Kuppel hinabsenkte. Toskana, das im 13. Jahrhundert mehr und mehr die Führung auf der apenninischen Halbinsel übernahm, gab schon in Pisa der Kuppel das letzte, aber noch zarte und stille Wort, zwang sie in Siena schon lauter und stolzer zu sprechen, und verlangte in Florenz schließlich von ihr ein Ungeheures, was in gotischer Sprache ein inbrünstiges Gebet der ganzen Stadt von der Erde weg geworden wäre, als Kuppel aber umgekehrt den Himmel auf den Dom und die Stadt in gewaltiger Fülle sichtbar herabzog." Daß diese ganze Kunstgeschichte von einer gediegenen künstlerischen und auch allgemein geschichtlichen Kennerschaft getragen wird, bedarf angesichts ihres Autors keiner besonderen Erwähnung. Aber das Buch ist auch flüssig geschrieben. Der Anfänger wird nicht abgeschreckt, sondern lebhaft gefesselt. So folgt er gespannt den gewaltigen Schicksalen dieser Epoche, bis die müde gewordenen Augen der alten heroischen Zeit Michelangelos prophetisch in die Zukunft schauen, „in den vollen Sieg des Hell-Dunkels, in das Jahrhundert Rembrandts". Die gleiche Zeit behandelt Hanns Floerke in seinem vorzüglich ausgestatteten und von sehr großem Wissen durchtränkten Buch: Das Weib in der Renaissance. In den einzelnen Kapiteln werden besprochen: das weibliche Schönheitsideal, Virago und Regentin, Liebe und Religiosität, die große Dame und die Kurtisane. Besonders reich erscheint der kulturgeschichtliche Ertrag dieses Werkes. Kurz verweise ich noch auf die Dramatik des Lichts im Werk Matthias Grünewalds von Roman Boos, einem Büchlein, das ganz unter dem Einfluß der Anthroposophie Rudolf Steiners steht, über deren sachliche Berechtigung zu sprechen hier nicht der geeignete Ort ist.

Zu einer ganz anderen, viel seltener behandelten Kunst führt uns Emil Waldmann mit seiner Kennzeichnung der englischen Malerei, in einem der schmucken Bändchen der „Jedermanns Bücherei". Man darf nicht vergessen, daß England mindestens ein Jahrhundert lang eine sehr starke, zeitweilig auch auf das übrige Europa wirkende nationale Malerei besaß, während jenes Jahrhunderts, das mit dem Auftreten William Hogarths begann und erst ungefähr mit dem Tode des großen Phänomens William Turner schloß. Gewiß ist die englische Malerei, „als Ganzes genommen, nicht vergleichbar an Wert und europäischer Bedeutung der holländischen oder auch nur der spanischen der goldenen Zeit, und hinter den Ekstasen englischer Baukunst tritt sie ins zweite Glied zurück. Aber so unselbständig wie in ihren Anfängen ist sie nicht dauernd geblieben und man darf sie nicht als einen Nebenschößling oder gar als eine Schlingpflanze am Baume der europäischen Kunst abtun. Sie führt zeitweise ihr eigenes und ausgesprochen nationales künstlerisches Leben. Und da diese Lebendigkeit stark genug war, um fruchtbare Wirkungen auch auf andere Kunstvölker auszustrahlen, vom Kontinent nicht nur zu empfangen, sondern dem Kontinent auch zu geben, und da dieser Kontinent einmal Delacroix hieß und ein andermal Menzel, muß die englische Malerei von Zeit zu Zeit immer wieder einmal von neuem hineinbezogen werden in den Kreis gesamteuropäischer Kunstbetrachtung." Und den neuesten Versuch in dieser Richtung haben wir eben Waldmann zu danken. Er beginnt mit dem Bildnis in England im 16. und 17. Jahrhundert, widmet William Hogarth ein eigenes Kapitel, bespricht dann die großen Porträtisten, die Landschaftsmalerei und das Genrebild, Klassizismus und Romantik und die Schule der Präraffaeliten. Er schließt mit der Aufweisung der Zusammenhänge mit der modernen europäischen Malerei. Er belebt — wie wir das bei diesem eleganten und kultivierten Schriftsteller gewohnt sind — seine Ausführungen mit zahlreichen Kunstaussprüchen und witzigen Anekdoten, die blitzartig

Digitized by Google

die Situation erhellen. Kamen wir so bis an die Gegenwart heran, müssen wir wieder in die Vergangenheit zurückkehren, wenn wir die Frauengestalten „der deutschen Frühe" betrachten, die Gertrud Bäumer uns vorlegt. Nicht kunstgeschichtliche Absichten leiten die Verfasserin. Sie glaubt, daß lange schon das Suchen weiblicher Jugend die Gestalt umkreist, die in vielfacher Wandlung in den Frauenbildern der mittelalterlichen Plastik erscheint. „Nicht um Nachahmung kann es gehen. Sondern um ein inneres Erschauen des lebendigen Gesetzes dieser Gestalten und die Aufnahme dieses Gesetzes in die eigene Bildung." Und das Bestreben ist sicherlich verdienstlich, gerade diese Gestaltenreihe deutscher weiblicher Jugend entgegenzutragen. Handelt es sich hier darum ein „Lebensgut" zu gewinnen, wollen Schönfelder und Schmidt-Voigt ein anderes vermitteln: aus deutschem Barock. Es ist ein vorzügliches Buch geworden. Den Anfang bilden Zeugnisse aus dem Schrifttum. Johann Fischart, Jakob Böhme, Martin Opitz, Friedrich von Logau, Paul Fleming, Andreas Gryphius, Hofmann von Hofmannswaldau, Liesselotte von der Pfalz, Leibniz und manche andere kommen zu Wort. Zahlreiche Wiedergaben von Werken bildender Kunst umrahmen den Text. An den Schluß treten Aufsätze aus der wissenschaftlichen Literatur über die wichtigsten Erscheinungen dieses Zeitabschnittes. So schreiben — um nur einige Beispiele zu nennen — Ermatinger über den Geist des Barock und über den Aufbau und Stil des barocken Dichtwerkes; Georg Dehio über Renaissance und Barock; Heinrich Wölfflin über barocke Baukunst; Hans Joachim Moser über Musik; Albert Schweitzer über Johann Sebastian Bach; Josef Nadler über die Sprache Fischarts usw. Man wird fast neidisch, daß man nicht selbst auf dem Gymnasium von einem so fürsorglichen Berater betreut wurde, wie ihn dieses schmale Büchlein darstellt. Es leitet unaufdringlich, aber desto eindringlicher zu den Originalen und zur besten Literatur über sie.

Deutscher Kunst und Kultur dient auch das schöne Buch, in dem Kurt Gerstenberg Hans Multscher eine monographische Behandlung zuteil werden läßt. Das Buch reiht sich der Sammlung „Deutsche Meister" würdig ein. Wie es sich für diese Sammlung von selbst versteht, ist es vorzüglich ausgestattet und illustriert. Hans Multscher — bisher nur Fachkreisen ein wohl vertrauter Name — soll in seiner Bedeutung nun auch allgemein bekannter werden. Man wird ihn künftig „auch in der knappsten Übersicht der deutschen Plastik des 15. Jahrhunderts" nicht mehr auslassen dürfen. „In der Zeit von etwa 1430—1460 hat Deutschland keinen größeren Bildhauer besessen." Aber Gerstenberg wirbt nicht nur in glücklicher Weise für Multscher, es ist ihm auch dank seiner sicheren Kennerschaft gelungen, durch Heranschaffung bisher unbekannten Materials die Multscherforschung auf eine neue Grundlage zu stellen. Als erste wirklich greifbare Künstlerpersönlichkeit des 15. Jahrhunderts führt Multscher die entscheidende Stilwende zum spätgotischen Realismus herauf. „Dazu gehört ein starker männlicher und leidenschaftlicher Geist. Aber dieser Grundcharakter Multschers ist bis heute verkannt worden." Er galt als sanfter Inrischer Schwabe, obwohl schon seine Jugendwerke dramatische Leidenschaft atmen. „Niemals sind es die zarten biegsamen Talente, die einen neuen Stil aus den Angeln heben, sondern immer die Ingenien von energischer Spannkraft." Die geistige Atmosphäre Ulms war zwar von friedsamer Stille und sanfter Idealität erfüllt, die sich ohne den Drang, der Natur näherzukommen, in einem Schönheitskanon Genüge tat. Multscher überwand diesen Stil, allein langsam wandelte der Ortsgeist seine Kunst. „Wie ein Gestirn allmählich abkühlend, beschreibt er seine Bahn bis zu der Gehaltenheit der Stimmung, die im Sterzinger Altar vor unsere Augen tritt. Aber wie sich Dürer durch die niederländische Reise aus der Erstarrung löste, so scheinen auch in Multscher nach dem Aufenthalt in Südtirol neue Kräfte entstanden, die sich in einer letzten uns erhaltenen Arbeit der Werkstatt, der Muttergottes in Maria-Mödingen auswirkten. Niemals allerdings ist er eintönig geworden in seinem Stil; gerade in Sterzing blickt sein persönlicher Anteil charakterisiisch durch den strömenden Reichtum der Erfindung." Gerstenberg ist auch mit einem Bändchen an der ganz ausgezeichneten Sammlung beteiligt, die Max Ohle unter dem Titel „Deutsche Bauten" herausgibt. Ich konnte schon im letzten Bericht diese neue Reihe wärmstens empfehlen. Ich freue mich, daß sie so schnell und erfolgreich fortgesetzt wird. Sie kommt einem wirklichen Bedürfnis entgegen. Und wo es fehlt, sollte es geweckt werden. Wir brauchen dem Umfang nach kleine, aber gründliche Führer, wissenschaftlich zuverlässig und dem Wertvollen aufgeschlossen. All diese Vorzüge eignen jenen Heften; sie lehren uns die Bauten wahrhaft kennen. Ihrer Leitung dürfen wir uns getrost anvertrauen; so heißen wir sie herzlichst willkommen. Der gebildete Kunstfreund ist gut beraten, der diese Reisebegleiter auf seine Fahrten mitnimmt.

Das Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst hat ein eigenes Heft als Festschrift für Paul Wolters herausgegeben. Die Beteiligung ist glänzend. Wilhelm Pinder erörtert antike Kampfmotive in neuerer Kunst, Heinrich Wölfflin schreibt über das Rechts und Links im Bilde, Paul Arndt steuert einen Beitrag zum Marsyas des Myron bei, Erich von den Bercken bespricht einige Grundprobleme der Geschichte des Kolorismus in der Malerei usw. Auf jeden Fall überragt dieser Band weit das übliche Niveau von Festschriften. Und nun füge ich in bunter Reihe, ohne gewaltsame Zusammenhänge stiften zu wollen, noch vier Bücher an. Wilhelm Dorn legt eine sehr appetitliche Meil-Bibliographie vor. Das künstlerische Wirken Johann Wilhelm Meils setzt ein mit dem Anbruch der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Es ist die Blütezeit des Rokoko. Nach dem Tode Chodowiecis (1801) wird Meil sein Nachfolger als Akademiedirektor. Meil starb 1805. Berühmt wurde er als Illustrator des Lessing-Kreises. Darüber hinaus hat er die Werke fast aller Dichter und Schriftsteller der damaligen Zeit mit Kupfern und Vignetten geschmückt. Dorn schwebte es nun vor, eine dem vorzüglichen Chodowiecki-Verzeichnis von Engelmann ähnliche Arbeit zu liefern. So ist diese reizvolle, entzückend illustrierte Veröffentlichung entstanden, deren Wert noch zwei interessante Anhänge steigern: eine kleine Selbstbiographie und „Gedanken zu einer, unter Aufsicht der kgl. Akademie der Künste usw. zu errichtenden Zeichenschule für Handwerker", die Meil der Jüngere 1787 vorlas. In sehr schönen Bildern führt Christiansen durch Spanien, wobei Kunst, Landschaft, Volksleben usw. in bunter Reihe an uns vorübergleiten. Das Buch erfüllt durchaus seine Aufgabe, dem Spanienkenner eine angenehme Erinnerungshilfe zu bieten und in den anderen Sehnsucht zu wecken. Nach Prag führt uns der Almanach „Hundert Türme", den Paul Nettl umsichtig redigiert hat. Er setzt die von uns bereits besprochene Folge alt-prager Almanache glücklich fort. Nettl beteiligt sich selbst mit einer anmutigen Erzählung, die in Prag spielt: Mozart und Casanova. Otto Kletzl bespricht die Zeichner der Stadt im 19. Jahrhundert. Und auch sonst ist der Inhalt reich und anregend. Man greift mit Vergnügen nach diesem gut ausgestatteten Bändchen, das einige alte Stiche zieren. Zum Schluß verzeichne ich noch das Jahrbuch der deutschen Werkstätten, die jetzt schon auf ein dreißigjähriges, ehrenvolles Bestehen zurückblicken können. Die entscheidende Bedeutung, die sie einst hatten, kommt ihnen wohl heute nicht mehr zu, gerade weil sich die von ihnen verfochtenen Bestrebungen durchgesetzt haben. Aber noch heute sind sie in der Lage, viel Schönes zu zeigen. Und das erfolgt in diesem netten, aber vielleicht etwas zu spielerischen Bändchen. In einem heiteren Allegro klinge diese Besprechung aus.

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Zur deutschen Literatur

„Eine Johannestragödie des 16. Jahrhunderts." Von Richard Newald (N. Zür. Ztg. 2301).

„Die Haller-Handschriften in Bern." Von Hans Bloesch (Bund, Bern, 563).

*

„Der psychanalysierte Goethe" (Felix A. Teilhaber). Von G. K. (Germ. 541).

„Goethe sexualwissenschaftlich gesehen" (Teilhaber). Von Otto Flake (Königsb. Hart. Ztg. 572).

„Wertvolle Goethe-Funde in Genf" (H. H. Houben). (Bund, Bern, 559.)

„Spuk um Goethe." Von Graf N. Rehbinder (Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 362).

„Goethe und die Familie Cagliostros." Von Hans Autenrieth (Staatsanz. für Württemb., Bes. Beil. 11).

„Eckermann" (75. Todestag). Von Georg Zivier (N. Bad. Landesztg. 614 u. a. O.).

„Die Rätsel Schillers." Von Hanns Martin Elster (N. Zür. Ztg. 2242).

*

„Der junge Savigny." Von Georg Langer (Schles. Ztg. 632).

„Hutten und Kleist als Erfüllungspolitiker." Von Wilhelm Bruchmüller (Deutsche Ztg. 285a).

„Dorothea Schlegel." Von Alice Türk (Königsb. Hart. Ztg., Frau 567).

*

„Ein Brief Kinkels aus der Frühzeit seiner politischen Entwicklung" (1842). Mitgeteilt von Richard Sander (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 662).

„Ludwig Börnes Tod und Nachruhm." Von Ludwig Marcuse (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 551).

*

„Hans Hopfens Balladen" (25. Todestag). Von Ernst Lissauer (Tag, Unt.-Bl. 276).

„Hans Hopfens Lyrik." Von Ernst Lissauer (D. A. Z., Lit. Beil. 540).

„Hieronymus Lorm." Von Karl Kruster (Tagesb. Brünn 544).

„Fritz Mauthner" (80. Geburtstag). Von Theodor Kappstein (B. T. 551).

„Fritz Mauthner." Von Alfred Wolfenstein (N. Bad. Landesztg. 592).

„Der Philosoph Fritz Mauthner." Von Heinrich Jacobs (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 273).

„Ein Theodor Fontane-Fund" (Briefe an Lepel). Von Paul Lindenberg (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 276).

„Oskar Panizza" (Fränkische Schicksale). Von Heinrich Seufert (Fränk. Tagespost 320).

„Marie von Olfers." Von Irene Forbes-Mosse (B. T. 570).

„Sudermann, der Morituri-Dichter." Von H. W. (Königsb. Allg. Ztg. 545).

*

„Rilke Briefe." Von Hugo Marti (Bund, Bern, 569).

„Leben und Werk Jakob Boßharts." (Bund, Bern, 569).

„Arno Holz" (Kurt Eisner). Von Else Eisner-Belli (Vorw., Unt. 545).

„In memoriam Arno Holz." Von Felix Braun (B. T. 548).

„Eine Revue aus Hofmannsthals Nachlaß." Von M. D. (Münch. N. Nachr. 337).

„Nachruf auf Robert Misch." Von Müller-Rüdersdorf (Posener Tagebl. 283).

„Zum Gedächtnis Hermann Ungars." Von r. r. (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 46).

„Zum Tode Hermann Ungars." Von Bernard Guillemin (N. Bad. Landesztg. 577).

„Zwischen den Werken. Tagebuch-Aufzeichnungen." Von Hermann Ungar (Berl. Börs.-Cour. 577):

„Ich habe im Krieg die unmittelbare Gefahr des Todes stündlich vor mir gehabt, aber als ich betete, betete ich, daß mich Gott nur leben lassen solle, wenn ich zum Dichter ausersehen sei. Ich lebe. Aber trotzdem habe ich das Wunder dieses Geschenks nicht als unverlierbares Zeichen meiner Sendung genommen, vielmehr immer weiter um meinen Inhalt gebangt. Ich stand immer unter der merkwürdigen Vorstellung, daß es stündlich Gelegenheiten zu Sünden gibt, die man begehen kann, um für immer seinen character delebilis als Schöpfer zu verlieren. In jedem Lob, das meinen Werken gespendet wurde, fand ich Beunruhigung. Wenn man sagte, eine Figur, von mir geschaffen, sei einmalig, bebte ich schon um die nächste, ob auch sie mir so gelingen würde. Wenn man eins meiner Bücher das stärkste nennt, ist es mir, als hätte man es das schwächste genannt, denn daß ich stärkste geschrieben habe, zeigt, daß ich schwächere schreiben kann .... gut, wie jeder andere, wie Goethe, wie Shakespeare, wie Dostojewski, aber mich beruhigen nicht die Tröstungen der Literaturgeschichte."

„Nachrufe auf Ewald Silvester": H. (Bund, Bern, 410); St. (St. Gallener Tagbl. 422); M. (Münch. N. Nachr. 238); (Münchener Ztg. 242).

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Fred A. Angermayer, ein deutscher Dramatiker." Von Hellmut Draws-Tychsen (Deutsche Ztg. 285b).

„Hermann Eris Busse." Von Arnold H. Schwengler (Bund, Bern, 541).

„Aufklang für Marieluise Fleißer." Von Hellmut Draws-Tychsen (Germ. 543).

„Rudolf Maria Holzapfel." Von Hugo Debrunner (Schwäb. Merk. 550).

„Der Hunsrückdichter Jakob Kneip." Von Arthur Friedrich Binz (Rhein.-Westf. Ztg., Buch 60):

„Es ist in den Kneipschen Büchern, ‚als ob hier Ur- und Erdsprache ginge'. Es ist etwas von der unverbrauchten Kraft des alten Jeremias Gotthelf und viel von der schalkhaft gütigen Einfachheit Johann Peter Hebels in seinen Kunstmitteln, immer aber Frische. Seine Prosa in ‚Hampit der Jäger' ist tief gesättigt von gesundem Daseinsgefühl, und die Rhythmen seiner Gedichte entströmen in unbefangenen und tiefen Atemzügen. Kneips Lyrik, die ja wie alle große Lyrik religiös ist, steht wie die der Claudius, Eichendorff, Mörike weit über aller konfessionellen Gebundenheit. Aber Kneips Religiosität ist unbefangen und kindlich, ist farbig ausgemalt, mit Schnitzwerk und Schnurren verziert, wie nur das Volk sich unbefangen anschauungsgesättigt hingeben kann. Jakob Kneip

Digitized by Google

und sein Werk sind in allem Natur und erfüllt von großer Liebe zu Mensch, Tier und Ding. Diese lebendige Nähe zu allem geschöpflichen Sein hat uns seit Hebel, Claudius und Mörike kaum mehr ein Dichter in solch volkstümlicher Reinheit erleben lassen wie Jakob Kneip, der versponnene Sinnierer, Träumer und Schelm."

„Peter Martin Lampel." Von Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 267).

„Lampel." Von Helmut Schüttig (Deutsche Ztg. 271 a).

„Christa del Negro, die erste deutsche Journalistin." Von Rudolf Schade (Köln. Volksztg., Schritt 843).

„Siegfried von der Trenck, ein Dichter tieferer Aktualität." Von Friedrich Kayßler (D. A. Z. 536).

„Hermann Stegemann." Sein Lebensbild. (Kreuz-Ztg. 366/67).

„Frank Thieß, der Dichter, Ethiker und Wegbereiter des Jahrhunderts." Von Kurt Bock (Schlesw. Nachr., Nordmark 287).

„Ernst Zahn." Von Heinrich Meyer-Benfey (Hamb. Fremdenbl. 321):

„Erst Zahn ist ein reiner Erzähler und will nichts anderes sein. Und doch ist auch er vom Geschlecht der großen Volksschriftsteller. Das will sagen, daß seine Dichtung zum ganzen Volk spricht, nicht zur Schicht literarischer Kultur, und daß ihre Wirkung, über die Unterhaltung hinaus, mehr ethischer als rein ästhetischer Art ist. Zahns Dichtung ist Heimatkunst. Einfach, groß und stark wie die Menschen sind auch die Geschehnisse in Zahns Büchern. Wie alle guten Erzähler alten Schlags gibt er wirkliche, spannende, wohl komponierte Geschichten. Keine Häufung von Ereignissen, aber jedes einzelne ist sorgsam von langer Hand vorbereitet, entwickelt sich Schritt vor Schritt, kommt so zu voller Wirkung und ordnet sich zugleich einem leicht übersehbaren Gesamtplan ein, der Wucht und Größe hat."

„Julius Zerzer." Von Jul. Kühn (Geraer Ztg., Bücherfreund 17).

*

„Wie der Roman ‚Die Sterne lügen nicht' entstand." Von Arthur Brausewetter (Württ. Ztg. 276).

„Byron oder ‚Um jeden Preis Dämonie'." Von Kasimir Edschmid (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 46).

„Warum ich meinen Fliegerroman schrieb." Von Richard Euringer (Deutsche Ztg. 290 a).

„Eine Rede Hauptmanns in Wien." (Köln. Ztg. 653.)

„Begegnungen mit Thomas Mann." Von Kurt Martens (Voss. Ztg., Unt. 288 u. a. O.).

„Wenn man Nobelpreisträger wird." Unterredung mit Thomas Mann. Von A. Geldner (Gelsenkirchener Allg. Ztg. 332).

„Der Gefangene seines Ruhmes": Remarque spricht über sich selbst. Von Wilhelm Scherp (Köln. Ztg., Unt. 648).

*

„Rudolf Herzog." Zum 60. Geburtstag. Von Julius Hart (Tag, Unt. 291):

„Will man in wenigen Worten und knappsten Zügen das Grundwesen seiner Persönlichkeit, das typische Wesen seiner Dichtung kennzeichnen, so sticht zunächst gewiß das ganz und gar Unproblematische seiner ganzen Natur und Begabung hervor. Nur der Mensch mit seinem Widerspruche steht nicht vor uns. Nur ein dunkler Grübler und Rätselspinner ist er nicht, nur kein Lebensverneiner. Eine ganz helle, lichte und klare Welt liegt bei ihm ausgebreitet, und das Land seiner Seele ist ein vom Sonnenlicht überflossenes, leuchtend in goldgrünem Schimmer und Glanze. Eine Frohnatur. Der rheinische Mensch in seiner Reinkultur mit all seinen heiteren Temperamenten, seiner Beweglichkeit, seinen fröhlichen Sinnlichkeiten und Genießerfreuden."

„Rudolf Herzog." Von — er — er (D. A. Z. 566).

„Rudolf Herzog." Von Paul Burg (Deutsche Ztg. 286 a).

„Rudolf Herzog." Von Alfred Biese (Stett. Gen.-Anz., Buch 339).

„Rudolf Herzog." Von Paul Lindenberg (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 191).

„Rudolf Herzog." Von Christian Rodegg (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 284 u. a. O.).

„Rudolf Herzog." Von V. (Hannov. Kur. 570/71).

„Rudolf Herzog." Von H. J. (Schles. Ztg., Unt. 618).

„Oskar Walzel." Zum 65. Geburtstag. Von Heinrich Lützeler (Köln. Volksztg. 814).

„Hans Watzlik, der Böhmerwalddichter." Zum 50. Geburtstag. Von Karl Hans Strobl (Münch. N. Nachr. 342 u. a. O.):

„Ein vielfältiger, überreicher und doch durchaus einheitlicher Dichtermensch steht vor uns. Lyrisch einfühlsam, mit allem Naturwesen verbunden, zärtlich hingegeben an das Leben von Gras und Kraut, von Baum und Tier wie Adalbert Stifter, auch Lyriker, durch einige wunderschöne Versbücher zunftmäßig ausgewiesen, kraftvoll wirklichkeitsnaher Erzähler wie Maximilian Schmidt. Es ist aber in diesem Zusammenklang noch etwas, das über jene beiden hinausreicht: Der dramatische Atem, dessen Wehen wir in jedem seiner aufwühlenden und hinreißenden großen Romane spüren."

„Hans Watzliks Sendung." Zum 50. Geburtstag. Von Walter Bloem (Tag, Unt. 299).

„Hans Watzlik." Von H. J. (Schles. Ztg. 636).

*

„Gesammelte Gedichte von Ricarda Huch." Von E. M. (Bund, Bern, 583):

„Das Wort vermittelt alle lebendigen Möglichkeiten des seelischen Erlebnisses, aus dem es geflossen ist, vermittelt alles das, was eigentlich unaussprechlich ist. Was wir bewußt bewundern, wie Originalität der Bilder, rhythmische Mannigfaltigkeit, Geschlossenheit der Form, ist nur die selbstverständliche und greifbare Konsequenz jener Schöpfergewalt, deren Wirken uns immer ein Geheimnis bleiben wird. Man kann einem Kunstwerk kein höheres Lob zollen als ihm unbedenklich zugestehen, daß es erfüllt ist vom Leuchten dieser Schöpferkraft."

„Der Lyriker Gustav Schüler." Von Charlotte Ball (Kreuz-Ztg., Unt. 377).

*

„Ein Buch der Auslandsdeutschen: Hans Friedrich Blunck ‚Land der Vulkane'." Von Christian Jenssen (Stadt-Anz., Köln, Staat und Volk 594).

„Das Grabmal am Berge Kishavas (Hans Carossas ‚Rumänisches Tagebuch')." Von Erich Bockemühl (Königsberg. Hart. Ztg. 551).

„Döblins Heimkehr: Berlin Alexanderplatz." Von Herbert Ihering (Berl. Börs.-Cour. 591):

„In die Geschichte von Franz Biberkopf schneidet Döblin Daten und Zeitungsfetzen, Nachrichten und Gerüchte, Wirklichkeiten und Warnungen, geistige Leitmotive und heimliche Angste. Alles, was unterhalb des Bewußtseins bleibt, alles, was von außen das Bewußtsein kaum ritzt, alles ist für Döblin wichtig, um die Einwirkung auf einen Menschen zu zeigen, um den ungleichen Kampf der Kräfte abzustecken. Eine Piscatoraufführung als Roman. „Berlin Alexanderplatz" bereichert den deutschen Roman um einen ungewohnten Inhalt und eine ungewohnte Form. Mehr noch: er

Digitized by Google

führt den Roman durch tausendfältige Spiegelungen und Brechungen der Gedanken und der Darstellung über sich selbst hinaus zum Epos, zur Odyssee durch das Berlin von 1928."

„Döblins neuer Roman [Berlin Alexanderplatz]." Von Hans Christoph Kaergel (Schles. Ztg. 639).

„Alfred Döblin: Berlin Alexanderplatz." Von Hugo Mauerhofer (Bund, Bern, 573).

„Berlin Alexanderplatz: Alfred Döblins neuer Roman." Von W. Schweisheimer (Münch. N. Nachr. 322).

„Berlin Alexanderplatz, Alfred Döblins neues Werk." Von Wilhelm Westecker (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 268).

„‚Kampf um Odilienberg', Erich Ebermayers Roman." Von Peter Suhrkamp und Gustav Wyneken (B. T. 573).

„Die Tragödie Max Reinhardts. Zu der Schlüsselnovelle ‚Der Magier' von Bruno Frank." Von Richard Biedrzynski (Deutsche Ztg. 276a).

„Der neue Leonhard Frank [‚Bruder und Schwester']." Von Heinrich Mann (B. T. 575 u. a. O.):

„Leonhard Frank weiß in diesem Roman ungemein viel tiefe Dinge. Die ägyptischen Könige heirateten ihre Schwester, um unvermischt mit Fremden und eigentlich allein zu bleiben. Es war ihre Form der Askese. Ein Bruder und eine Schwester, die unter allen Lebenden nur einander sehen und zu erkennen bestimmt sind, entsprechen einem Zustand, der die Begierden des Menschen und seinen Selbstverlust auf das äußerste beschränkt. Es sind keine anderen, Entgegengesetzten, an die sie sich verschwenden dürfen: nur wieder sie selbst in Gestalt des anderen Geschlechts. Mehr ist ihnen nicht erlaubt. Es ist nach Umfang und Fülle weniger als was alle tun. Es ist das schmalste Leben, nur äußerst gespannt und auf sich selbst allein gestellt — bei Geschwistern von heute nicht anders, als es bei den Pharaonen war."

„Die Räuberlegende: Paula Groggers neues Werk." Von Richard Billinger (Münch. N. Nachr. 338):

„Paula Grogger findet wieder die ‚verworfenen' Väterworte. Es treibt das Herz diese Frau zur Legende, zur heiligen Erzählung. Doch weiß sie es auch, wie es in den Kammern des Satans aussieht; sie nährte auch evaschuldig die Schlange des Bösen. Ein Sturm weht in diesem Buch, der knickt und bricht, die Herzknospen aber entfalten hilft. Emporgehoben wird man, Zeile um Zeile seiner Seele schenkend, wie von Engelsfäusten; man verliert das Schwergewicht. Paula Grogger ist eine Dichterin, die die Urgabe des Weibes besitzt: das Deuten, Erraten, das Wissen um die geheimen Dinge."

„Die Räuberlegende: Zu Paula Groggers neuem Werk." Von Hans Mörtl (Grazer Tagespost 336).

„Gerhart Hauptmann: Buch der Leidenschaft." Von Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 933 — 1 M.):

„Also kein biographisches Welt- und Lebensbild, sondern Geschichte einer Seele. Reibung von Seele an Seele. Daher nur ein ‚Roman' des realistisch gesehenen Nebenpersonals; während die Hauptagenten nur lyrische Gedichte spielen."

„Hauptmanniana: ‚Buch der Leidenschaft' und anderes." Von Fritz Engel (B. T. 569):

„Das Zehnt wird von den Jahren 1894 bis 1904 begrenzt. Wer die beiden Bände liest, wer sich in ihren biographischen Wert vertieft und spürt, wie groß ihre Bedeutung für die Kenntnis Gerhart Hauptmanns ist, fragt natürlich, was er in diesen zehn Jahren geschaffen hat. Antwort: Hannele, Florian Geyer, Versunkene Glocke, Fuhrmann Henschel, Armer Heinrich, Rose Bernd und wohl auch Pippa. Eine große, unvertilgbare Galerie. Wir stellen erstaunt und bewundernd fest, daß hier Bleibendes und Großes nicht in der Stille und an ruhigem Gestade geworden ist, sondern in der Zeit einer heftigsten persönlichen Krisis, in einer Sturmzeit, in der es beinah um Leben und Tod ging. So bezeugt dieses Buch der Leidenschaft, wie eine Künstlerseele sich an der Leidenschaft selber stählt und wie sie das in Schmerzen gebiert, was sie in bequemer Luft nicht gebären könnte."

„Gerhart Hauptmanns ‚Buch der Leidenschaft'." Von Hans von Hülsen (N. Zür. Ztg. 2461).

„Hauptmanns ‚Buch der Leidenschaft'." Von Monty Jacobs (Voss. Ztg., Unt. 280).

„Hauptmann ‚der Bürger' oder ‚Das Buch der Leidenschaft'." Von Herbert Lepère (Vorw., Unt. 565).

„Buch der Leidenschaft." Von W. M. (Schles. Ztg. 621).

„Gerhart Hauptmanns ‚Stirb und werde!'" [„Buch der Leidenschaft".] Von o. p. (Prag. Pr., Dichtung 49).

„Gerhart Hauptmann: Buch der Leidenschaft." Von Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 555):

„Wer den Anblick dieses prometheischen Menschen ertragen kann, wie er mitten in der Fülle des Lebens und des Glückes verdurstet und mitten in der Gnade an der Gnade verzweifelt und dann tapfer, stolz und gütevoll wieder sich ermannt — wie er steigt, irrt und fällt —, der lese dieses Buch. Es gehört zu den echtesten Dokumenten eines ewig geprüften und eben deshalb ewig sich bewährenden großen Herzens."

„Robert Hohlbaums biographische Novellen." („Sänger und Könige.") Von Arthur Fischer-Colbrie (Wiener N. Nachr. 1437).

„Hohlbaums ‚Sänger und Könige'." Von Fritz Trathnigg (Schlesw. Nachr. 275).

„Der Fememörder klagt die Schuldigen an. [Der Roman ‚Verratene Jungen' von Peter Martin Lampel]." Von e. f. (Arbeiter-Ztg., Wien, 334).

„Stadt und Land, Hinweis auf ein erfreuliches Buch [Benno von Mechow: Das ländliche Jahr]." Von Wilhelm von Schramm (Münch. N. Nachr. 311).

„‚Die Heidin', Max Mohrs neuer Roman." Von Georg Hirschfeld (Münch. N. Nachr. 342):

„Es ist keine Lektüre, die Ruhe gibt — oft und immer noch zu jugendlich deutlich schiebt sich der Autor vor, den Leser unterhaltend, weil er ein Dichter ist, zuweilen aber auch aufhaltend mit einem Ideenfeuerwerk, das journalistisch anmutet. Die Welt, die Max Mohr gestalten kann, verpflichtet — wir wollen bei ihm Menschen sehen, nicht Reflexionen hören. Er hat eine Art, gewiß, das ist sein Heil unter vielen Artlosen unserer Literatur, aber sein tapferes Herz sollte Unarten noch abstoßen. Die Angelegenheit Max Mohrs ist ernst und darum groß, aber hier hapert es noch am Abwägen, an objektiver Künstlerschaft. Sie wird ihre stärksten Leistungen bringen, dessen darf man gewiß sein, denn wer die Heldin Lea Herse geschaffen hat, ist ein Dichter, der viele Türen, sogar die der Kurtisane Theater, hinter sich zuschlagen kann."

„Ein Roman der deutschen Kriegsflotte [Theodor Plivier: ‚Des Kaisers Kulis']." Von Josef Melnik (Berl. Börs.-Cour. 589):

„Der Dichter kommt aus dem Taifun unserer Zeit und nicht aus dem Papierreich der Literatur, überwältigend und erschütternd ist der Roman, der die von der Zeit und Forschung torpedierten Memoiren der Admiräle überleben und als ein geschichtliches und dichterisches Dokument dauernden Wert behalten wird. Man wird nicht verfehlen, Theodor Plivier als einen Remarque der See zu bezeichnen. Er hält den Vergleich nicht nur aus, sondern kann aus ihm als Sieger hervorgehen. Er ist im gleichen Sinne elementarer, wie es die See dem Festland gegenüber ist."

„Jean Paul Marat, Freund des Volkes" [Fritz Reck-Malleczewen]. Von Hanns Johst (Münch. N. Nachr. 337).

Digitized by Google

„Rechts und links, Roman von Joseph Roth." Von Stefan Zweig (B. T. 577):

„Dies macht das Besondere der Bücher Joseph Roths für mein Gefühl aus, daß sie einen dermaßen verworrenen Seelenzustand mit der äußersten Klarheit, mit einer bis zum kleinsten Kiesel unter der Strömung hinableuchtenden Transparenz darstellen, daß sie unbarmherzig exakt sind in ihren harten Feststellungen. Innerlich sehr erschüttert, im Menschlichen bis zur Verzweiflung erregt und bewegt, stellt Joseph Roth als Künstler mit einer unheimlichen Sicherheit und Umrißkraft jeden einzelnen Menschen, jede einzelne soziologische Erscheinung dar. Er kennt das ganze Triebwerk der Gesellschaftsmaschine bis in die letzte verborgen wirkende Feder, bis in die kleinste, winzigste Kraftumschaltungsstelle, und ebenso sicher legt er, ohne jedweder pathetischen Vergrößerung und Vergröberung zu bedürfen, die Krankheitskeimzelle jeder einzelnen Psyche dar. Er hat gefährlich wache Nerven, dieser Joseph Roth, Nerven, die auf jede Unechtheit und Undeutlichkeit geradezu schmerzhaft reagieren."

„Der neue Roman von Wilhelm von Scholz [‚Der Weg nach Ilok']." Von D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. 15. Dez. 1929):

„Wilhelm von Scholz hat hier ein Werk geschaffen, von dem man ohne Zögern sagen darf, daß es sich erst späteren Zeiten in seinem ganzen Dichtungs- und Geisteswert voll erschließen wird. Sein Lebensgehalt ist unerschöpflich. Hier liegt der Weg beschlossen, auf dem wir zu einer neuen und großen deutschen Epik gelangen werden, und dieses Buch ist schon ein Höhepunkt. Alle konstruktiven Versuche aller Lehrmeinungen, aller Lärm in den Gassen der Literatur um die vielen Eintagserscheinungen werden vor solchen Werken in alle Winde zerstieben. Hier ist dichterische Schau, die nichts mit dem Kampf der Generationen, mit den vergänglichen Problemen des Tages zu tun hat, sondern über die Gegenwart hinweg — als schöpferische Leistung — als Sinnbild des geistigen Kampfes und des künftigen Versöhnungswillens der Menschheit ins Ewige strebt."

„Der Weg nach Ilok." (Ein neuer Roman von Wilhelm von Scholz.) Von Will Scheller (Münch. N. Nachr. 341).

„‚Wildeisen' von Albert Steffen." Von Konrad Bänninger (N. Zür. Ztg. 2298).

„Im Schatten Shakespeares [Eduard Stucken]." Von F. A. Schmid Noerr (Münch. N. Nachr. 327).

„Das Lied vom Hus [Karl Hans Strobl: ‚Die Fackel des Hus']." Von Robert Hohlbaum (D. A. Z. vom 1. Nov. 1929).

„Der Don Quichotte des Ozeans [Jakob Wassermanns ‚Columbus']." Von Carl Helbling (N. Zür. Ztg. 2277):

„Die Analogie der Cervantes-Figur mit Columbus ist gewinnend und schlagend. Ibañez hat einen nach seinem Tode erschienenen Columbus-Roman hinterlassen, der unsagbar langweilig befunden wird. Wassermanns Werk, das kein Roman ist, erobert den Leser, auch den ahistorischen. Was ist die treibende Kraft, welche die Gestalt des Columbus bei Wassermann aus dem Chaos der Überlieferung befreite und ihr diese menschlich hohe Wirkung gibt? Dieselbe, welche die zeitnäheren Schöpfungen des Dichters kennzeichnet: die ungeheure Schaukraft. Eine historische Figur in ihre Zeitbedingtheit zurückzuführen, ist Arbeit eines überragenden Gestalters. Daß ein Deutscher diese spanische Vision hatte, wirkt wie ein Wunder. Man nimmt es gläubig und dankbar auf."

„Columbus im Roman" [Wassermann]. Von Hanns Herrland (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 285).

„Wassermann: Columbus." Von A. K. (Bund, Bern, 587).

„Mythos und Geschichte" [Jakob Wassermann]. Von G. K. S. (Bad. Pr., Lit. Umsch. 23).

„Franz Werfels ‚Barbara'." Von Kasimir Edschmid (Hannov. Kur., Bücher 540/41):

„Die Liebe, sagt Werfel, dieser armen, ungebildeten Person ist wichtiger als alles andere, wichtiger als stürzende und entstehende Reiche, als Psychoanalyse, als Ruhm, als Kokain, als diese und jene Religion ... sie ist das einzige, das läutert. Dieses Fazit zieht Werfel aus einem Buch von tolstojschem Atem. Diese Summe zieht sein Held, als er, noch ohne zu ahnen, was er tut, den kleinen Sack mit Gold, den Honig der eifrigen Arbeitsbiene Barbara, deren Gedanke ihn, als sie im Sterben liegt, noch einmal erreicht, in das Mittelmeer schüttet."

„Barbara oder die Frömmigkeit [Franz Werfels neuer Roman]." Von Peter Hamecher (D. A. Z., Unt. 574).

*

„Eine neue deutsche Literaturgeschichte [Arthur Eloesser]." Von Hermann Uhde-Bernays (Münch. N. Nachr. 323).

„Eine neue Literaturgeschichte [Eloesser]." Von Emil Schaeffer (Berl. Börs.-Cour. 549).

„Literaturgeschichte." Von Fritz Engel (B. T. 540):

„Arthur Eloesser, Kritiker, Kleist-Biograph, Otto-Ludwig-Biograph und einiges andere, schreibt eine große Literaturgeschichte, vorerst bis zu Goethes Tode. Er ist gelehrt, ohne mit Gelehrsamkeit zu prunken. Man fühlt, daß er nicht auf dem Umweg über die Forschung anderer zum Urteil gelangt ist, daß er es aus den Originalen schöpft, daß er seine Meinung ohne Eitelkeit, ohne gewaltsame Persönlichkeitsworte vorträgt, dennoch unverkennbar in einem eigenen Ton, zusammengedrängt, sachlich, ernst und hier und da mit einer leisen Ironie, die seine berliner Skepsis über die Sätze träufelt und die ein so gutes Schutzmittel gegen den Superlativismus ist."

„Dichter und Volk." Zu den Jugenderinnerungen von Paul Ernst. Von Otto Freiherrn von Taube (D. A. Z., Unt.-Bl. 570).

„Die Hutten-Biographie von Otto Flake." Von Carl Friedrich Wiegand (Tag, Unt.-Rundsch. 292); vgl. Theodor Böttiger (D. A. Z., Unt.-Bl. 15. Dez.).

„Drinnen und draußen." Zu Wilhelm Hausensteins Tagebuch (Münch. N. Nachr. 332).

„Meister und Werke." Über ein neues Buch von Wilhelm Hausenstein. Von Wilhelm Michel (Münch. N. Nachr. 336).

„Er ist ständig von der Kunst verführt, er ist von ihr verlockt wie ein Liebender von der Geliebten; aber immer als ein ‚sinnlich-übersinnlicher Freier', der auf Wesen horcht, indem er auf Reiz zu antworten scheint. Sein Amt ist nicht das Zerlegen, sondern die Freude an der Gestalt. Noch wo er ablehnt, bleibt er dem Wesenskern des Werkes oder des Künstlers zugetan. Das gibt seiner Arbeit an der Kunst den großen Umfang, zugleich auch die Fähigkeit, so bereichernd, so lebenstiftend in fremde Erkenntnis hinüberzuwirken, wie er es seit je getan hat."

„Die Kulturgeschichte eines Jahrhunderts." (Zu Ernst Heilborns „Zwischen zwei Revolutionen".) Von D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Literatur 8. Dezember):

„Hier ist ein gewaltiger Stoff mit souveräner Hand gestaltet. Geistige Taten, wie das Wesen des schaffenden, des auf- oder niedergehenden Geistes erfahren, von dem Blickpunkt eines Überschauenden gesehen, tiefere Erfassung. Ganz neue Ein- und Überblicke tun sich unausgesetzt auf. Und diesem wahrhaft Schöpferischen eint sich die wundervolle Formgebung der beiden Bände. Die Schreibweise Heilborns in ihrer prägnanten Verdichtung — alle geschichtlichen und politischen Vorgänge werden stillschweigend vorausgesetzt, weil es hier um ganz andere Dinge geht, von denen jene nur äußere Er-

Digitized by Google

scheinungen sind – gibt in jedem Wort, in jeder Zeile Zeugnis von einer geistigen und seelischen Kultiviertheit, die höchste Reife und Geklärtheit der Anschauung spiegelt und die allen Büchern Heilborns eigen ist. Ich wüßte kein Werk dieser Art, das ihm zu vergleichen wäre, das so reich, vielseitig, selbständig ist, das zu schaffen ein Wagnis war und zu einer großen Erfüllung geworden ist."

„Ricarda Huchs deutsche Städtebilder." Von Maria Waser (N. Zür. Ztg. 2425, 2432).

„Ludwig Klages ‚Der Geist als Widersacher der Seele'." Von Arnold Kutzinski (Königsb. Hart. Ztg., Lit. Rundsch. 551).

„Das neue Buch von Thomas Mann" („Die Forderung des Tages"). Von Erich Burger (B. T. 537).

„Ludwig Marcuses Börne-Biographie." Von Willlam Freiherrn von Schröder (Hamb. Fremdenbl. 332).

„Brief über die ‚weiße Straße'" (Meier-Graefe). Von Gotthard Jedlicka (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 48).

„Ernst Michel auf dem Index." Von Ernst Rasch (Köln. Ztg. 636).

„Gott in Frankreich" (Friedrich Sieburg). Von Annette Kolb (Frankf. Ztg. 940 – 1 M.):

„Sieburg ist Herr über sein Thema, am schönsten aber wird das Buch, wenn dessen Strömung, immer sich verbreiternd, ihn erfaßt, sei es, daß er bei dem Lande selbst oder bei dessen Menschen verweilt. Die Kapitel ‚Paris', ‚Einsamkeit', ‚Wein und Brot' gehören zu den erfühltesten des Werkes."

„Gott in Frankreich" (Friedrich Sieburg). Von J. Meier-Graefe (B. T. 584).

„Erziehung zur Freiheit" (Frank Thieß). Von Ludwig Gorm (D. A. Z., Unt.-Bl. 562).

„Armin T. Wegner: Fünf Finger über Dir!" Von Paul Scheffer (B. T. 586):

„Wegner stellt sich als ein schwankender Geist, im edlen Sinne des Wortes, dar, als Sucher nach einer letzten Erkenntnis, wie wir sie lieben, nach einer Weltanschauung. In der Sowjetunion hat man ihm, wie allen, dafür einen Tausch angeboten, nämlich eine bestimmte wissenschaftliche Erkenntnis, den Marxismus als Steuer aller Dinge. Aber gerade, was Wegner nach Rußland getrieben hat, ein humanitäres, den Massen zugewandtes Ideal, das fand er dort vielfach verachtet, vergewaltigt. Er suchte Freiheit statt Macht, Liebe statt Blut. Welche Enttäuschungen! Er suchte Anerkennung des Geistes. Welches Mißtrauen gegen ungefesselte Erwägungen begegnet ihm! Es fesselt, aber es peinigt auch, wie Wegner sich unerbittlich alle seine Enttäuschungen eingesteht. Und wer kann ihm Bewunderung versagen, ob der Kraft, mit der er bis zuletzt das anerkennt, ja, oft gewaltsam zu sich reißt, was ihm zu bestätigen scheint, hier entstehe doch eine neue Welt, die besser, trotz allem, sei als die alte."

„Leben und Wirken Stefan Georges. Deutsche Geistesgeschichte seit 1890". (Zu Friedrich Wolters' „Stefan George und die Blätter für die Kunst".) Von Will Scheller (Kasseler Post 344).

„Unheroische Biographie" (Stefan Zweigs „Joseph Fouché"). Von Will Scheller (Kasseler Post, Bücher-Post 325).

„Ein Genie des Verrats" (Stefan Zweigs „Joseph Fouché"). Von Heinrich Karl Köhler (Köln. Volksztg. 809):

„Die Liebe zu Balzac führte Stefan Zweig auf die verschlungenen Pfade der Lebensarbeit von Joseph Fouché. Je mehr er sich mit diesem Abbild eines Diplomaten beschäftigte, um so stärker empfand er nach eigenem Urteil eine seelenwissenschaftliche Freude an der bewundernswerten beharrlichen Charakterlosigkeit dieser rätselvollen Persönlichkeit. Das prachtvoll psychologisch Komplizierte dieser Natur wurde Gestalt in seinem ausgezeichneten Buch über Joseph Fouché, gewidmet dem Genie des Verrats."

*

Zur ausländischen Literatur

„Sainte-Beuve oder der Geist einer gewesenen Buchkritik." Von Valeriu Marcu (B. T. 565):

„Er liebt die glaubenden Menschen aller Zeiten, ohne selbst zu glauben, entzündet sich an ihren Hoffnungen, sieht die Kränze, die Kelche, die schweigenden Lippen, hört jeden Schrei, und vor soviel Sein der Vergangenheit eingeschüchtert, erhebt sich das Gefühl kritischer Ruhe für die Gegenwart.
In dieser Empfindung wird er zum Papst der Literatur, glaubt, nur in Kontinuität und Tradition zu leben. Der Pontifex maximus zitiert vor die Stufen des Thrones die Menschen seiner Gegenwart: Victor Hugo, Balzac, Lamartine, Chateaubriand, Musset, Flaubert und andere. Den Jahren zwischen 1830 und 1868 schenkte seine Kritik eine unvergleichliche Enzyklopädie. Er ist oft gereizt, unterstützt in ihren Anfängen die später Erfolgreichsten, um dann sie anzugreifen, um vor allem zwischen ihrer Agonie und ihrem Begräbnis über Unsterblichkeit zu entscheiden. Diese Bannsprüche fallen oft ungünstig aus. Sainte-Beuve hat aber die Arbeit einer großen Generation begleitet, erklärt, war in Freundschaft, Feindschaft und Liebe mit ihr verbunden."

„André Gide". Von Fritz Lehner (Tag, Wien, 2452).

„Über Paul Claudels ‚Art poétique'." Von Robert Grosche (Köln. Volksztg., Schritt 858).

„Ein französischer Erziehungsroman" (Léon Bopp „Le Crime d'Alexandre Lenoir". Von Fritz Lehner (Tag, Wien, 2429).

„Das Locarno der Literatur." Von Karl Reber (Berl. Börs. Cour. 564).

*

„Thomas Hobbes (250. Todestag). Von Paul Feldkeller (Stuttg. N. Tagbl. 570).

–, –. Von Michael Gruſemann (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 283).

–, –. Von Heinrich Maier (B. T. 563).

„Lord Byron." Von P. B. (Königsb. Hart. Ztg. 558).

„Englische Literatur von heute." Von Rudolf Kircher (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 46).

„Das Schicksal einer Ehe" (Thomas Carlyle). Von Rita Öhquist (D. A. Z., Frau 546).

„Erinnerungen an Joseph Conrad." Von Jessie Conrad (N. Zür. Ztg. 2486, 2511, 2518, 2562).

„Liebe zu einem Element: Joseph Conrad" (Königsb. Hart. Ztg. 536).

„Ein englischer Kriegsroman." Ralph H. Mottram „Der spanische Pachthof". Von H. Sch. (Bund, Bern, Kl. Bund 47).

„Ein Dichter, der sein Metier beherrscht" (Ernst Hemingway). Von Wilhelm Speyer (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 295).

„O'Neills Entwicklungsgang." Von Harry Bergholz (Vorw., Unt. 537).

*

„Adam Oehlenschläger" (150. Geburtstag). Von Hans Sturm (Germ. 531).

„Björn Björnson" (70. Geburtstag). Von V. Günther (D. A. Z. 535 u. a. O.).

„Sigrid Undsets neuer Roman." Von Hugo Marti (Bund, Bern 583).

*

Digitized by Google

„Tolstoj improvisiert." Von Fürst Obolenski (Hamb. Fremdenbl. 322).

„Der Demokrat Tolstoj". Von August Strindberg (Vorw., Unt. 573).

*

„Anmerkung über Benedetto Croce." Von Guido Piovene (N. Zür. Ztg. 2331).

*

Allgemeines

„Thomas Mann und der Ruhm." Von Fr. A. Binz (Saarbr. Ztg. 314).

„Das Problem der Arbeiterdichtung." Von Gerhard Birnbaum (Königsb. Hart. Ztg. 552).

„Bekenntnisse der Front." Der Krieg im Spiegel der Dichtung. Von Wilhelm Ehmer (Lüdensch. Gen.-Anz. 285).

„Schriftsteller oder Dichter?" Von Friedrich Elmer (Tag, Unt. R. 278).

„Die Ruhestätten unserer Dichter." Von Hanns Martin Elster (Gen.-Anz. Stettin, Buch 325).

„Das Geheimnis des Conan Doyle." Ein Versuch über die Technik des Detektivromans. Von Ernst Guggenheim (Rhein.-Westfäl. Ztg., Kunst 614).

„Die Sphärenharmonie in der Geistesgeschichte." Von J. Handschin (N. Zür. Ztg. 2435).

„Dichter-Biographien." Von Georg Hirschfeld (Münch. N. N. 314).

„Neue Jugend." Von Robert Hohlbaum (Dt. Ztg., Kultur 271).

„Die Berufsfrau als Romanfigur: die Lehrerin, die Ärztin, die Schauspielerin." Von M. R. J. (Germ. Frauenw. 51).

„Hier schreibt Berlin'." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 2043).

„Studien zur europäischen Literatur." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 2393).

„Blick in die Verlagswerkstatt." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 2437).

„Unsere Zeit und die Literatur." Bemerkungen zu Rudolf Borchardts Rede in Bremen. Von C. K. (Saarbr. Ztg., Gegenw. 315).

„Die Frau in der Arbeiterdichtung." Von R. F. Merkel (Münch. Augsb. Ab.-Ztg., Frauen-Ztg. 50).

„Der Sieg des Alltags." Eine Betrachtung über die Lage der Dichtkunst in dieser Zeit. Von Rudolf Paulsen (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 281).

„Handschrift als Selbstporträt." Von Max Pulver (B. T. 541).

„Die österreichischen Volkshymnen." Von Karl Reisert (Köln Volksztg., Schritt 822).

„Der Magnetismus der Berge." Die Schweiz und Deutschland. Von Wilhelm von Scholz (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 279).

„Roman oder Biographie?" Stimmen zu einer Wandlung der Literatur." „Der Roman als Lebensgestaltung." Von Wilhelm von Scholz. — „Der Weg zur Biographie." Von Bernard Guillemin (Bad. Pr., Umsch. 25).

„Die Gralsburg — eine Grenzfestung in Afghanistan?" Von Richard Smekal (Hamb. Fr.-Bl. 334).

„Die Zukunft des Theaters." Von Erwin Stranik (Köln. Ztg. 676).

„Der Mythos der Gewalt. Die Lehre von Sorel." Von Hermann Wandersleb (Volksstaat, Dresden 271).

„Romane des Weltkriegs." Von Philipp Witkop (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 635).

„Frühes Sterben in einer Dichtergeneration." Von Alfred Wolfenstein (Saarbr. Ztg. 321).

„Briefe berühmter Männer an ihre Mütter." Von H. Z. (Bund, Bern 577).

Echo der Zeitschriften

Stimmen der Zeit. LX, 3. (Freiburg i. Br.) Zu dem Thema „Amerikanisierung des Geistes" hat J. Overmans S. J. Belangvolles zu sagen:

„Im ganzen treten die Lichtseiten der amerikanischen Buchkultur weniger im Bücherkauf als in der Einrichtung öffentlicher Bibliotheken hervor. Schon durch ihre erstaunliche Zahl, durch oft wechselnde Ausstellung besonders kostbaren oder besonders lehrreichen Besitzes, und vor allem durch die Leichtigkeit, mit der in ihnen Tausende von Büchern ohne jede Förmlichkeit sofort von jedermann benützt werden können, sind sie eine starke Anlockung zu geistiger Betätigung. Zuweilen sieht man noch in ziemlich neuen Bibliotheksgebäuden Inschriften, die einem Kolonistenvolk den Wert der Geistesbildung im Sinn der längst vergangenen Aufklärungszeit vorhalten. So steht an der Front der gewaltigen öffentlichen Bibliothek in Neuyork (Fifth Avenue) das fast ein Jahrhundert alte Wort Daniel Websters: ‚Auf der Verbreitung der Volksbildung ruht die dauernde Bewahrung unserer freiheitlichen Einrichtungen.' Und in derselben Bibliothek mahnt von der Wand des Saales der Kuratoren herab Thomas Jefferson: ‚Ich betrachte die Verbreitung von Licht und Bildung als wichtigste Hilfe zur Besserung der Lebensbedingungen, zur Förderung der Tugend und zur Steigerung des Glückes der Menschheit.' Aber was immer die Beweggründe gewesen sein mögen — jedenfalls besitzt Nordamerika, das ums Jahr 1800 erst 62 öffentliche Bibliotheken hatte, jetzt ungefähr 12000 von großenteils vorbildlicher Betriebstechnik. Vergleicht man in Europa die Länder, in denen die Volksbüchereien am höchsten entwickelt sind, mit den Vereinigten Staaten, so ergibt sich in runden Zahlen bei Berücksichtigung der gesamten Bevölkerung, daß für 24 Engländer 6 Bücher zur Verfügung stehen, für 24 Dänen 12, für 24 Norweger 15, für 24 Amerikaner aber 26 Bücher!"

*

„Amerikanisierung des Geistes bedeutet noch etwas anderes als die von uns allzu willig übernommenen

Digitized by Google

sensationellen Schlagzeilen der Zeitungen und die gräßliche Bilderbuntheit unserer Bücher, zumal der Buchumschläge, die seit dem Kriege aus den Schaufenstern der Läden und von den Wänden der Kioske schreit. Amerikanisierung des Geistes ist auch die in Deutschland immer mehr geforderte Verbindung der akademischen Wissenschaft mit dem Leben der Gegenwart, ist geistige Anpassung an unabänderliche Verhältnisse, ist rasche Entschlußfähigkeit, ist also immerhin auch etwas, wodurch der deutsche Hang zu Schwerfälligkeit und Weltfremdheit vielleicht heilsam gemindert werden könnte."

Der Querschnitt. IX, 11. (Berlin.) Alf Schmidt sucht André Gide in Paris auf und erzählt aus der Unterhaltung:

„Wir kamen dann auf Montaigne zu sprechen. Als er merkte, wie sehr ich diesen ungebundenen und doch so menschlichen Philosophen liebe, ging er immer mehr aus sich heraus und begann mir zu erzählen, was für ihn Montaigne sei. Er arbeite gerade über ihn und wolle bald seine Arbeit veröffentlichen. (Sie ist im Winterheft 1928/29 von „Commerce" erschienen.) Seine Augen belebten sich mit jedem Worte mehr und mehr. Ein Gedanke entzündete sich am anderen. Plötzlich griff er ein Buch vom Regal herunter und schlug mir eine Stelle darin auf, die er mit Bleistift unterstrichen hatte. Ich fühlte, daß er mit ganzem Herzen an diesen Worten hing. Er sagte, er würde sie gerne als Motto über Montaignes Essays setzen. Ich las im Montaigne: „L'être véritable est le commencement d'une grande vertu." (Und weiter, um das wahrhaftige Wesen zu finden): „Il faut ôter le masque aussi bien des choses que des personnes." (Vgl. auch: Essai sur Montaigne par André Gide, Paris 1929, J. Schiffrin, pag. 14.)

„Il faut dégager l'être véritable," sagte Gide.

Das war ein kühner Spruch für das Leben und nach meinem Gefühl der Sinn aller Erziehung. Ich mußte an das Bekenntnis der deutschen Jugend auf dem Hohen Meißner denken. Die freideutsche Jugend will ihr Leben nach eigener Bestimmung, nach eigener Verantwortlichkeit mit innerer Wahrhaftigkeit gestalten. Ich lachte vor Freude, daß ein solches Wort uns beide gleicherweise zu begeistern vermochte, ihn den Älteren und Weisen, wie mich den Jungen. Gide sprach noch vieles von Montaigne, nicht anders, als er es später selbst in seinem Montaigne-Aufsatz veröffentlicht hat."

Die Christliche Welt. XXXXIII, 22. (Gotha.) Walther Kühlhorn bietet einen beachtenswerten Aufsatz über Ernst Lissauer und sein Lutherdrama (über das dann an gleicher Stelle auch Heinrich Spiero schreibt). Darin heißt es grundsätzlich:

„An der Aufgabe, eigentümlich Geschautes besonders zu sagen, scheitern alle ‚Auch-Dichter', wenn ihnen wirklich einmal ein besonderes Erlebnis geschenkt wurde. Entweder gelingt es ihnen nicht, die alltägliche oder die schon abgenutzte künstlerische Ausdrucksweise zu übertreffen, oder sie verwechseln die absonderliche Form mit der besonderen. Jene will durch das Ungewöhnliche verblüffen, diese durch das Bezeichnende Anschauung, besser noch: Schau erzielen.

Dazu ist aber nichts Geringeres und nichts Größeres nötig, als daß der Dichter Gewicht und Tragweite des Wortes, fast möchte man sagen des Wortes Schwingungszahl, fingerspitzenfein erfühlen kann.

Dies Gefühl hat Ernst Lissauer in überaus hohem Maße. Er spürt, er wittert, er schmeckt den Worten ihre Aussagekraft ab. Er arbeitet aber nicht geschmäcklerisch wie ein Stukkateur in Gips, sondern wie ein Baumeister, dem im rechten Werkstück selber das Zierat schlummert, welches wach wird, glimmt, glüht und leuchtet, wenn das Werkstück am rechten Orte eingefügt wird. Fast verführerisch wirkt auf den Dichter diese Kraft des Wortes, so daß seine Verse lange vor Werfel, Lersch und den vielen späteren anderen gern in den mehr sagenden als singenden Langzeilen sich ergießen, Ausbrüche einer nie erkaltenden, ständig vorwärtsschiebenden Lava.

Wahrlich, auch diese Gestaltungskraft ist ein Stück Gnade, das dem Lyriker Lissauer zuteil wurde.

Grundlage seines Künstlertums aber ist doch die Kraft, Ewigkeit und Unendlichkeit als Wirklichkeiten zu erleben. Diese Größen in Raum und Zeit lebendig werden zu lassen, ist der Sinn seines Künstlertums. Das lesen wir auch in seinen so sehr ergiebigen betrachtenden Prosabüchern (‚Der festliche Werktag', ‚Von der Sendung des Dichters', ‚Glück in Österreich'). Das treibt ihn auch zur Herausgabe seiner Auswahlbücher (‚Lingg', ‚Kopisch', ‚Der heilige Alltag', ‚Kinderland', ‚Deutsche Balladen', ‚Geschichten von Musik und Musikern')."

Der Kontakt. Erfurter Bühnenblätter 1929/30, 6. (Erfurt.) Aus einem Funkstundengespräch zwischen Georg Kaiser und Hermann Kasack:

„Kasack: Sie meinen, daß sich das gegenwärtige Theater zu sehr nach den Wünschen des Publikums richtet, und aus diesem Grunde sagten Sie vorhin, daß es ein Publikum als Anregung für Ihr Schaffen nicht gibt. Und doch ist es eine Tatsache, daß Sie durch das Theater wirken und daß Sie einer der meistgespielten modernen Autoren sind.

Digitized by Google

Kaiser: Dafür habe ich auch eine Erklärung, die rasch verständlich zu machen ist. Es ist nämlich alles, was in Dialogform sehr prägnant ausgedrückt wird, sofort darstellbar. Denn die Dialogform verlangt von ihrem Schöpfer die schärfste Sachlichkeit, die dem Denken abgerungen werden kann. Ich weise zur Unterstützung meiner These ohne weiteren Umweg auf Platon hin. Platon schrieb keine ausgiebigen Wälzer, um eine Idee auszudrücken, sondern läßt sprechende, ja handelnde Personen auftreten und formt auf diese Weise die großartigsten Dramenwerke der gesamten Weltliteratur, die je gedichtet sind, beispielsweise ‚Das Symposion' und den ‚Tod des Sokrates'. Platon erreicht Spannungen auf eine Weise, die nur die deutlichste Durchführung eines Gedankens erzielen kann. — Niemals ist eine noch so aufreizende Handlung — ja Sensation — zu erzielen, wie das, was gedacht wird. Der Kopf ist stärker als das Blut. Wer das nicht einsieht, sinkt zum Bedarfsdecker oder Anfertiger dramatischer Scherzartikel herab, die heute das abendliche Theater braucht, um seine Häuser jeden Abend zu füllen. Selbstverständlich ist es möglich, auch im Sinne Platons zu irren und der beste Wille produziert Nebensächliches und rasch Verfallendes. Aber der Willen eines Dichters muß jedenfalls erhalten bleiben und mit allen Mitteln aufs reinlichste gepflegt werden. Das ist eine kleine Forderung, aber zugleich auch die größte. Platon ist kein Rezept, sondern ein Ziel."

Das Nationaltheater. II, 2. (Berlin.) Paul Fechter kennzeichnet die Lage des Theaters in Berlin: „Das ist es jedenfalls, was die Gegenwart des Theaters in Berlin kennzeichnet: der völlige Zerfall der Beziehungen zwischen Bühnen und Publikum, das Aufhören jedes besonderen Publikums in den einzelnen Häusern und damit jedes besonderen Gesichts eben dieser Unternehmungen. In den zehn Jahren seit dem Kriege haben die Berliner Bühnen vom Staatstheater bis zu den kleinsten Privattheatern einen Angleichungsprozeß durchgemacht, den man noch zu Beginn dieser Entwicklung kaum für möglich gehalten hätte. Das Staatstheater selbst, die Bühnen Reinhardts, Barnowskys, Saltenburgs, Zickels und wie die Direktoren sonst noch heißen mögen, unterscheiden sich heute eigentlich nur noch durch ihre geographische Lage und gelegentlich durch ihre Regisseure. Zu Beginn dieser zehn Jahre waren noch Spuren eigener Züge vorhanden. Es wurde noch der gute Kampf gegen das Geschäftstheater der Gebrüder Rotter mit Energie und Ausdauer geführt; es schien zuweilen, als sollte sogar das Staatstheater wenigstens im Charakter einzelner Aufführungen unter seinem Leiter Ansätze zu einem Gesicht bekommen. In der Zwischenzeit sind die Rotters von der sichtbaren Bildfläche verschwunden — erst in der allerletzten Zeit sind sie wieder als unmittelbare Bühnenleiter aufgetaucht; ihr Prinzip aber hat auf der ganzen Linie gesiegt. Es gibt heute sozusagen nur noch ein Theater Groß-Berlin, das einige dreißig Bühnenhäuser sein eigen nennt; es gibt ein Ensemble Groß-Berlin, dessen Mitglieder bald hier bald da auftreten, wo sie gerade benötigt werden, und wo man glaubt, durch ihr Erscheinen Publikum anlocken zu können. Es gibt aber kein Theater mehr, an dem man den neuen Werken der führenden Menschen der deutschen Dichtung begegnet — das es als Pflicht empfindet, das deutsche Drama zu zeigen und nicht bloß gewinnbringend irgendeine internationale Komödie möglichst oft vorführt. Es gibt an keinem dieser Häuser mehr ein bestimmtes geschlossenes Ensemble, von dem man weiß, daß es eben nur an dieser Stelle zu sehen ist, etwa wie man früher das Brahmsche Ensemble nur am Deutschen Theater zu sehen bekam, und es gibt vor allen Dingen in der Auswahl der einzelnen Stücke keinerlei Unterschiede zwischen den einzelnen Direktionen mehr."

Der Scheinwerfer. Blätter der städtischen Bühnen Essen III, 5. (Essen.) Heinrich XLV Erbprinz Reuß zieht die „Bilanz des Dramas 1929" und gelangt dabei zu nachstehender Forderung:

„Was ist es, was wir von der Bühne her erleben wollen? Nun, das ist unschwer aus den Erfolgen einzelner Stücke, einzelner Bücher abzuleiten. Ich nenne nur ‚Das Grabmal des unbekannten Soldaten' und ‚Die andere Seite', ich nenne Renns Kriegsbuch und Bronnens Oberschlesien-Roman, ich nenne die ‚Forsyte Saga' und ‚Volk ohne Raum'. Ich postuliere nicht den gleichen Wert dieser Bücher, ich bleibe unvollständig bei dieser Aufstellung, ich stelle nur fest, daß hier Themen und Gestaltungen vorliegen, die eine Gesamtheit unmittelbar berühren. Ich stelle weiter fest, daß die deutschen Dramatiker nicht eins dieser Themen ergriffen haben. Man hat in diesen Kreisen offenbar noch nicht gemerkt, daß Krieg, Revolution, Inflation, Elsaß, Ruhr, Rhein, Oberschlesien, Ostpreußen, Danzig, Zollmauern, Steuerschrauben, Konkurse, Parteikämpfe und Diktatur, Zusammenbruch von Ständen, Familien, Personen, Überwindung von Raum und Zeit usw., daß diese — zufällig herausgegriffenen Themen wirklich Grundthemen der Zeit, der Nation sind, die nicht nur eine Schicht, sondern eine Nation im Parkett der Theater versammeln würde. Wichtig ist die Gesinnung und nicht die parteipolitische Einstellung zu diesen Themen. Wichtig ist, daß man sie ergreift und nicht in banaler Komödienform, in billiger Ironie behandelt.

Digitized by Google

Wichtig ist, daß nicht Konjunktur, Sensation, Marotte Anlaß zur Gestaltung sind, sondern innerer Zwang, Überzeugung, Lebendigkeit. Denken wir nur an ein paar politische Dramen deutscher Vergangenheit: Kabale und Liebe, Hermannsschlacht, Dantons Tod, Die Weber. Welch ein Abstand nicht nur der Fähigkeit, nein, auch der Gesinnung. Wie nobel, wie (auch für den politischen Gegner) überzeugend die Haltung.

Und nun der Frage tiefer auf den Grund zu gehen, warum unsere heutigen Dramatiker diese Gesinnung, diese Wesentlichkeit nicht aufbringen: Es liegt daran, daß ihre überwältigende Mehrzahl aus Bezirken kommt, die einfach für die dramatische Tätigkeit nicht ernstlich in Betracht kommen. Es sind die Literaten, die Reporter, die Angestellten der Theater, Zeitungen, Verlage. Immer neue Männer dieser Provenienz drängen ins Drama, und das Drama wird immer ärmer. Die Männer des Snobismus, der Schlagzeile und des Fachs, sie sind der Verderb unserer heutigen dramatischen Produktion. Ein handfestes Theaterstück, ein brauchbares Lustspiel, eine Revue können durchaus aus dieser Richtung kommen, nie aber die bewegenden Dramen der Zeit."

„Hildegard von Bingen." Ein Lebensbild einer deutschen Nonne. Von Kurt Aram (Velhagen & Klasings Monatshefte XLIV, 4. Berlin).

„Lessing." Von Robert F. Arnold (Die Quelle LXXIX, 12. Wien).

„Vernunft und Offenbarung bei Lessing." Von G. Fittbogen (Protestantenblatt 1929, 46. Görlitz).

„Vater und Sohn. Ungedruckte Briefe von Johann Gottfried Herder." Von Werner Deetjen (Der Türmer XXXII, 3. Stuttgart).

„Wege zu Goethe." Von Willi Stieber (Zeitschrift für Deutsche Bildung V, 11. Frankfurt a. M.).

„Goethes Urpflanze." Eine biographische Untersuchung. Von Max Nußberger (Acta Universitatis Latviensis I, 1. Riga).

„Der Prolog im Himmel in Goethes ‚Faust'." Von Expeditus Schmidt OFM (Das Nationaltheater II, 2. Berlin).

„Neues von Goethe Vater." Von Heinrich Lilienfein (Der Türmer XXXII, 3. Stuttgart).

„Briefe von und an August Wilhelm Schlegel." Mitgeteilt von Josef Körner (Preußische Jahrbücher CCXVIII, 3. Berlin).

„Zu Kleists ‚Prinz von Homburg'." Von Elise Dosenheimer (Zeitschrift für Deutsche Bildung V, 11. Frankfurt a. M.).

„Über Georg Büchner." Von Otto Brües (Das Nationaltheater II, 2. Berlin).

„Der Fichte des wilhelmischen Zeitalters [Max Weber]." Von Max Wieser (Das Wort III, 4. Hamburg).

„Horacker. Raabes Beitrag zur Fürsorgeerziehung." Von Waldemar Neumann (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XIX, 4. Wolfenbüttel).

„Schulmeistergestalten bei Raabe." Von Helmut Grubert (ebenda).

„Raabes Pädagogik." Von Christoph Juchhoff (ebenda).

„Zu Raabe und Uhland." Von Heinrich Blume (ebenda).

„Der weihnachtliche Wandersmann [Peter Hille]." Von E. Bockemühl (Ostdeutsche Monatshefte X, 9. Danzig).

„Hermann Löns und Jeremias Gotthelf." Von Wilhelm Deimann (Markwart V, 10/11).

„Weihnachten bei Friedrich Lienhard." Von Paul Bülow (Der Türmer XXXII, 3. Stuttgart).

„Jakob Boßhart." Von Max Konzelmann (Der Lesezirkel XVII, 2. Zürich).

„Heinrich Federer." Von Erwin H. Rainalter (Radio VI, 9. Wien).

„Arno Holz." Von Hanns Martin Elster (Die Christliche Welt XLIII, 24. Gotha).

„Arno Holz zum Gedächtnis." Von Ludwig Goldstein (Ostdeutsche Monatshefte X, 9. Danzig).

„Arno Holz zum Gedächtnis." Von Carl Meißner (Der Türmer XXXII, 3. Stuttgart).

„Arno Holz." Von Robert Petsch (Das Wort III, 4. Hamburg).

„Arno Holz." Von Wolfgang Schumann (Die Volksbühne IV, 9. Berlin).

„Leopold Ziegler." Von Paul Wegwitz (Das deutsche Buch IX, 11/12. Leipzig).

„Karl Scheffler." Von Gotthard Jedlicka (Der Lesezirkel XVII, 2. Zürich).

„Max Ettlinger, ein christlicher Philosoph." Von Heinrich Kühle (Hochland XXVII, 3. München).

„Paul Ernsts ‚Weg zur Form'." Von Erich Härlen (Baden-Badener Bühnenblatt IX, 78).

„Gesicht unserer Zeit: Joseph Fouché von Stefan Zweig und Ulrich von Hutten von Otto Flake." Von Hellmuth Elbrechter (Die Tat XXI, 9. Jena).

„Der Dramatiker Lilienfein." Von Walter Bähr (Die Rampe 1929, November. Erfurt).

„Bernhard Kellermann." Von Arthur Friedrich Binz (Die schöne Literatur XXX, 11. Leipzig).

„Werfels neuer Roman [‚Barbara']." Von Willy Haas (Die Literarische Welt V, 49. Berlin).

„Molo zur Molo-Krise." (Die Literarische Welt V, 49. Berlin.)

„Ernst Lissauer." Von Wolfgang Born (Reclams Universum XLVI, 10. Leipzig).

„Über Jakob Haringer." Von Fred A. Angermayer (Die Einsiedelei XXXI. Treten [Pomm.]).

„Peter Dörflers Heraklius-Roman." Von Friedrich Braig (Hochland XXVII, 3. München).

„Joseph Wittig." Von Christian Jenssen (Saarländer Schulzeitung X, 15. Saarbrücken).

„Hans Friedrich Blunck." Von Christian Jenssen (Schacht VI, 1).

„Das magische Ich [Otto Wirz]." Von Albrecht Erich Günther (Deutsches Volkstum XI, 12. Hamburg).

„Drei Junge: Heinrich Hauser, Joseph Roth, Georg von der Vring." Von Paul Rilla (Das Tagebuch X, 47. Berlin).

„Das Privatleben." Von Joseph Roth (Die Literarische Welt V, 49. Berlin).

„‚Die Armeen hinter Stacheldraht' [Wilke, Dwinger, von der Vring]." Von Roman Hoppenheit (Politische Wochenschrift V, 46. Berlin).

„Remarque im neutralen Ausland." Von Rurik (Politische Wochenschrift V, 50. Berlin).

„Rudolf Utzinger." Von Werner Schendell (Die Literarische Welt V, 47. Berlin).

„Hans Watzlik." Von Robert Hohlbaum (Der getreue Eckart VII, 3. Wien).

„Max Mell." Von Arthur Fischer-Colbrie (Das Nationaltheater II, 2. Berlin).

„Hermann Krieger." Von Carl Müller-Rastatt (Das Wort III, 4. Hamburg).

„Der politische Schriftsteller Karl Kraus." Von Rolf Nürnberg (Der Scheinwerfer III, 4. Essen).

„Charlotte Niese." Von Grete Berges (Ostdeutsche Monatshefte X, 9. Danzig).

„Handel-Mazzettis ‚Frau Maria'." Von Johannes Mumbauer (Literarischer Handweiser LXVI, 3. Freiburg i. B.).

„Irma von Drygalsky." Von Ludwig Bäte (Ostdeutsche Monatshefte X, 9. Danzig).

Digitized by Google

„Zwischen siebzehn und zwanzig. Junge Menschen von heute [Elisazabeth Benson]." Von El. Studer — von Goumoens (Schweizer Erziehungs-Rundschau II, 7. Zürich).

* * *

„Mit Frau Jack London durch Berlin." Von Wolf Zucker (Die Literarische Welt V, 46. Berlin).
„Dolittle" [Hugh Lofting]. Von Alfred Polgar (Die Weltbühne XXV, 50. Berlin).
„Norman Douglas." Von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (Süddeutsche Monatshefte XXVII, 3. München).
„Bücher über Amerika." Von Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode (Süddeutsche Monatshefte XXVII, 2. München).
„Grenzen der Wahrheit im Roman." Gruß an André Gide zum 60. Geburtstag. Von Alfred Günther (Reclams Universum XLVI, 9. Leipzig).
„Zu André Gides 60. Geburtstag." Von Willy Haas (Die Literarische Welt V, 47. Berlin).
„André Gide." Von Fritz Lehner (Radio VI, 9. Wien).
„André Gide." Von W. E. Süskind (Das Tagebuch X, 46. Berlin).
„André Gide." Von W. E. Süskind (Das deutsche Buch IX, 11/12. Leipzig).
„André Gide." Von Wolf Zucker (Die Weltbühne XXV, 47. Berlin).
„Nationalismus." Von André Gide (Musik und Theater IV, 2. Novemberheft. Berlin).
„Rimbaud." Von Paul Claudel (Die Literarische Welt V, 47. Berlin).
„Um Rimbaud." Von René Schickele und Alfred Wolfenstein (Das Tagebuch X, 47. Berlin).
„Henri Barbusse und die Platte ‚Lord help me — !'." Von Ignaz Wrobel (Die Weltbühne XXV, 47. Berlin).
„Französische Kinder- und Jugendliteratur." Von Anna Nußbaum (Das werdende Zeitalter VIII, 12. Berlin).
„Knut Hamsun und wir." Von Alex Emmerich (Die Christliche Welt XLIII, 24. Gotha).
„Jugoslawische Literatur von heute." Von R. Kaltofen (Klingsor VI, 12. Kronstadt).

* * *

„Die Bühne als Zuflucht des Geists." Von Richard Benz (Masken XXIII, 7. Düsseldorf).
„Gestaltwerdung des Dramas im Raum." Von Kh. Bodenstiek (Der Neue Weg LVIII, 23. Berlin).
„Kindertheater." Von Martin Borrmann (Das Schauspiel 1929/30, 6. Königsberg i. Pr.).
„Piscator und Schwejk." Von Max Brod (Die Weltbühne XXV, 49. Berlin).
„Sprechbühne und Film." Von Carl Dietrich Carls (Stadt-Anzeiger XXVIII, 11. Mannheim).
„Stoff und Form des neuen Dramas." Von Curt Elwenspoek (Die Rampe 1929, November. Erfurt).
„Zeit und Theater." Von Max Halbe (Der Autor IV, 11. Berlin).
„Dichter, Theater, Rundfunk." Von Ernst Hardt (Der Neue Weg LVIII, 22. Berlin).
„Bekenntnis zum politischen Theater." Von Alfred Mühr (Der Scheinwerfer III, 4. Essen).
„Von dramatischer Kunst." Von Misch Orend (Klingsor VI, 12. Kronstadt).
„Vom Wesen des Kindertheaters." Von Karl Röttger (Musik und Theater IV, 1. Dez.-Heft. Berlin).
„Das dramatische Wort." Von Lothar Schreyer (Das Nationaltheater II, 2. Berlin).
„Chorische Bühne." Von Karl Vogt (Die Volksbühne IV, 9. Berlin).

* * *

„Bemerkungen zur Buch-Kritik in Deutschland." Von Paul Alverdes (Der Kunstwart XLIII, 3. München).
„Das Menschenbild, gespiegelt im Typus." Von Theophile von Bodisco (Deutsche Rundschau LVI, 3. Berlin).
„Über den Verfall der Rezension." Von Oskar Maria Graf (Die Literarische Welt V, 47. Berlin).
„Vom Sinn des Märchens." Von Adolf Hoeltzenbein S. J. (Stimmen der Zeit LX, 3. Freiburg i. B.).
„Über die Lebensgesetze der Dichtkunst und des Dramas." Von E. G. Kolbenheyer (Das Nationaltheater II, 2. Berlin).
„Das Problem des Sprachstils." Von Ernst Lewy (Zeitschrift für Deutsche Bildung V, 11. Frankfurt a. M.).
„Eine neue Geschichte der deutschen Literatur." Von Georg Minde-Pouet (Deutsche Rundschau LVI, 3. Berlin).
„Romane, die nicht gedruckt werden." Von Otto Alfred Palitzsch (Der Kreis VI, 11. Hamburg).
„Über den Roman." Von Robert Petsch (Das Wort III, 4. Hamburg).
„Literaturpflege an Kindern." Von Rudolf Reuter (Das werdende Zeitalter VIII, 12. Berlin).
„Vom Dienst am Wort." Im Bereich kindlicher Kräfte. Von Elisabeth Rotten (Das werdende Zeitalter VIII, 12. Berlin).
„Der Mensch und die Dichtung." Von Ludwig Strauß (Die Kreatur III, 3. Berlin).
„Das Dichten." Von Johanna Wolff (Ostdeutsche Monatshefte X, 9. Danzig).
„Lyrik und neue Sachlichkeit." Von Karl Wölfle (Zeitschrift für Deutsche Bildung V, 11. Frankfurt a. M.).
„Was lesen die Siebenbürger Sachsen?" Von Heinrich Zillich (Klingsor VI, 11. Kronstadt).
„Der Rundfunk und seine Verächter." Von Wolf Zucker (Die Weltbühne XXV, 50. Berlin).

Echo der Bühnen

Berlin

1.

„Frau Emma kämpft im Hinterland." Ein Schauspiel in drei Akten. Von Ilse Langner. (Uraufführung durch die Aktuelle Bühne im Kleinen Theater am 4. Dezember 1929.)

Hier sind Banalität und Schwulst die denkbar kinderreiche Ehe eingegangen. Das Unechte wird geboren. Eine sehr nationalistisch eingestellte Frau Major: sie verliert ihre beiden Söhne an der Front und wird zur rotplakatierten Ophelia. Ein junges Mädchen aus guter Familie, die Tochter der Frau Major, tänzelt ohne weiteres ins Dirnentum hinein. Pathos entströmt dem Munde des Dienstmädchens: „Du hast mein Kind ermordet!" (gesprochen zu der Frau, die sich dem Liebhaber dieser Köchin hingab, von ihm geschwängert wurde und das Kind abtreiben ließ). Das alles aber ist — Spaß! — Nebenhandlung.

Stricknadeln werden hier zu Dolchen.

„Frau Emma kämpft im Hinterland." Sie nimmt den

Digitized by Google

Schurken, den sie auf den ersten Blick durchschauen muß und auch durchschaut, als Zimmermieter trotzdem in ihre Wohnung auf. Verkauft sich ihm, da ihr Kind erkrankt ist und es der Kleinen in dieser Zeit, da es an allen Lebensmitteln fehlt, für ein Pfund Butter und zwei Pfund Speck. Heuchelt Leidenschaft, um den Kauf zum Abschluß zu bringen. Läßt das Kind, das sie von diesem Niederträchtigen empfangen, abtreiben. Wird lernbegierige Schülerin im Lebensmittelschmuggel. Tritt in den Postdienst ein. Sieht der Rückkehr ihres Mannes aus dem Feld, im stolzen Bewußtsein ihres Heimatkämpfertums, seelenruhig entgegen.

Wofür hat Frau Emma im Hinterland gekämpft? Man kann nur sagen: für die komplette Amoral.

Dies ist das Drama einer im Kohlrübenacker der Kriegszeit gärtnernden Frau.

2.

„Die Gartenlaube." Komödie in 3 Akten von Hermann Ungar. (Uraufführung im Theater am Schiffbauerdamm am 12. Dezember 1929.)

In diesem letzten Werk des Jungverstorbenen ist die Erotik auf „Nackt" gestellt. Die Bourgeoistochter, sechzehnjährig, verhandelt wiederholt mit dem Diener der Familie über ihre Entjungferung; läßt sich von ihm Bilder zeigen, die den Vorgang anschaulich machen; setzt ihren Willen durch und — verlobt sich alsbald mit dem beliebigen andern.

Diese Nacktstellung der Erotik bewirkt, daß sich nach erster Überraschung jeder erotische Reiz verflüchtigt. Nur im Schleier wohnt die Sehnsucht. Sie hat aber auch zur Folge, daß der satirischen Verulkung des Bourgeoistums ihr bester Stachel genommen wird. Denn das Wesen des Bourgeoistums ist Lüge. Was sich derart aber nackt gibt, ist — sagt man — Wahrheit.

Unter der Nacktstellung der Erotik leidet auch die Handlungsführung, der dadurch die Spannung genommen wird. Es ist hier Handlungsstrom mit stetem Kurzschluß. Ohnedies ein schwacher Handlungsstrom. Die Elemente, die zu seiner Verstärkung herangezogen werden, entstammen verbrauchten Lustspielbatterien.

Wer in dieser Komödie nach Originalität suchen wollte, könnte sie nur im Übertrumpfen entdecken. Aus jedem Einzelzug, aus jeder Physiognomiegebung lugt literarische Tradition. Auch aus dem Stil. Nur daß stets, wo ein Häkchen üblich und am Platz war, mit einigem Applomb ein Haken eingeschlagen wird.

Bleibt die Gestalt des Dieners. Man könnte ihn als den „akademischen Proletarier" bezeichnen. Vater starb, als er, beim Diebstahl ertappt, von der Leiter fiel: daher der proletarische Groll. Dieser Diener stellt sich bewußt auf: ich tu meine Pflicht, und damit basta. Seine Gefühle behält er für sich, die stehen nicht im Dienstvertrag. Auch der Handel mit dem Backfisch tritt unter diesen Gesichtspunkt. Entjungferung gehört nicht zu den ihm übertragenen Dienstobliegenheiten. Erst als das Mädel ihm klar macht, daß es gelte, ihr die „bürgerliche Ehre zu nehmen", schreitet er zur Tat. Im Schlußakt wird dieser Diener aus dem akademischen in den zielbewußten Proletarier verwandelt. Er schlägt mit der Faust auf den Tisch. Die Gartenlaube gerät ins Wanken, aber sie bleibt stehn.

In Hermann Ungars Sinn, der sich gerade diese Gabe erflehte, (vgl. S. 279) eine „einmalige Figur". Auch in unserem Sinne. Und doch ist nicht zu verkennen, daß auch dieser Diener Hirngeburt ist, wie die gesamte Gartenlaube aus literarischen Staketen zusammengehämmert wurde.

In Hermann Ungars Tagebüchern steht das Bekenntnis, daß Ungar in diesen letzten Gefahren an der Front zu Gott betete, ihn nur dann am Leben zu erhalten, wenn aus ihm ein Dichter werden könne.

Ernst Heilborn

Wien

1.

„Spuk: Die schwarze Maske". Schauspiel. „Hexenritt." Satyrspiel. Von Gerhart Hauptmann. (Uraufführung im Burgtheater am 3. Dezember 1929.)

Obzwar ein Einakter von recht ansehnlichen Dimensionen, erscheint die „Schwarze Maske" dennoch mit schwererer Fracht beladen, als sie zu tragen vermag. Da sind erstlich Verpflichtungen gegenüber der Geschichtlichkeit, weil die Begebenheiten unnötigerweise irgendwann nach dem Dreißigjährigen Krieg angesiedelt sind; da ist ferner eine überaus verwickelte Vorgeschichte, deren Dschungel sich auch nach einer (schauspielerisch beinahe unmöglichen) Generalbeichte der Hauptperson nicht völlig lichtet; da werden endlich so oft, mit so unverkennbarer Absicht und gleichwohl so wahllos alle Geister und Erreger und Behelfe des Grauens aufgeboten, daß die beabsichtigte Wirkung ausbleibt, ja die entgegengesetzte sich einstellt und einer, der auszieht, um das Gruseln zu lernen, in dieser Schreckenskammer nicht auf seine Rechnung kommt. Im Wesentlichen geht es um die geschlechtliche Hörigkeit einer Frau, vielmehr um das dem Tatbestand nach nur im ungewissen Helldunkel wahrnehmbare letzte katastrophale Stadium dieses Verhältnisses einer Weißen zu einem dämonischen Halbneger; auf das Shakespearesche Vorbild wird in der Konversation des Schauspiels (unglaubwürdig genug) hingewiesen. Dieser neue Othello, seinem Urbild so ähnlich wie ein Satyr dem Hyperion, wird übrigens nur zweimal auf

Digitized by Google

wenige Sekunden sichtbar; um so breiter machen sich eine Anzahl anderer Personen, die mit der zentralen Angelegenheit nur lose, wenn überhaupt, zusammenhängen und leider zum größten Teil das Meisterzeichen ihres Dichters, die überzeugende Vitalität, das Geheimnis des Erdgeruchs und der Erdschwere vermissen lassen, ohne daß in anderer Weise für diesen Mangel künstlerisch Ersatz geboten würde. Vielleicht liegt hier der Stoff eines breit auszuführenden Romans etwa im Duktus (gewiß nicht mit dem Tiefgang) Emanuel Quints; auf den Brettern aber ist die „Schwarze Maske" fehl am Ort, und sollte sie sich dennoch dort behaupten, so wird der Darstellung das Verdienst zufallen. Daß man sich gleichwohl auf hohem Niveau befindet, beweisen wundervolle, wenn auch vereinzelte Einzelheiten des Dialogs, namentlich während eines etwa die Hälfte von Raum und Zeit einnehmenden Gastmahls, und das aus van Dyck, Rembrandt und Callot gemischte Kolorit; aber so wenig das festgelegte Bild unseres berühmtesten lebenden Dramatikers durch dies Schau- oder Schauderspiel irgendwie bereichert oder verändert wird, so sicher wird ihm die Zukunft einen gewissen biographischen Wert zuerkennen.

Auch das Satyrspiel oder Capriccio „Hexenritt" wird in zehn und mehr Jahren zunächst, und vielleicht ausschließlich, als biographisches Zeugnis Aufmerksamkeit fordern und finden: als Urkunde für Hauptmanns Freundschaft mit dem schwedischen Ornithologen und Forschungsreisenden Bengt Berg (der mit Haut und Haaren, freilich auch mit veränderter Visitkarte den Faust einer schwedischen Walpurgisnacht vorstellt) und für die parapsychologischen und sonstigen okkulten Interessen unseres Dichters. Aber darüber hinaus bleibt viel des Ergötzlichen und Geistreichen übrig, namentlich so oft und so weit der Mephisto jenes Faust, ein rationalistischer Berliner, in Betracht und zu Wort kommt; und wenn der Spuk im Bannkreis der „Schwarzen Maske" sich letzten Endes ganz diesseitig aufklärt, so schwebt über dem Hexensabbat des „Hexenritts" bis zuletzt der Zweifel, wo denn hier der Traum beginne, wo die Wirklichkeit ende, und erhöht den Reiz der tollen Arabesken, die wir in Hauptmanns Lebenswerk nicht missen möchten.

2.

„Im Spiel der Sommerlüfte." In drei Aufzügen. Von Arthur Schnitzler. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater am 21. Dezember 1929.)

Wenn die Herren Stehkragen, Girardihüte oder den Waffenrock, die Damen lange Kleider und lange Haare tragen, wenn Gehälter in Gulden ausbezahlt werden, Gymnasiasten aus Griechisch durchfallen können, Kapläne Botanik treiben und der Neubau eines Theaters seinen Giebelfries mit dem Triumphzug des Dionysos schmückt — dann offenbar umgibt uns eine halkyonische Vergangenheit oder Vorvergangenheit, die bekannte moderne Pastorale, in der, wie Schnitzler uns wieder einmal glauben machen könnte, abgesehen von ein bißchen Kunst nur eines zog, nur eines wog, nur eines das Leben erfüllte und bis zum Überfließen, nur eines das Leben lohnte und auch den Tod: die Liebe, nein das Lieben. Wie auf einer Tapete späten Mittelalters oder bei einem Petrarchisten ein richtiger Triumph des Liebesgottes, hinter dessen Wagen die Gefangenen einherschreiten, liebend und geliebt, liebenswert und liebenswürdig, wohlbekannt und dennoch neu, kreuz und quer durch Rosenketten so leicht gefesselt, daß es nur eines Rucks bedarf und alte Bindungen fallen, um durch neue ersetzt zu werden. Zu solch einem Ruck genügt schon das von dem pretiösen Titel unterstrichene Spiel der Sommerlüfte; wenn hier der Sturm der Leidenschaften wüten will, gleich wird auch er zu solchem Spiel der Sommerlüfte abgedämpft. Und Sitte und Gesetz und Sittengesetz, zwar mit großen Fragezeichen versehen, schneiden diesmal erheblich besser ab, als wohl sonst bei Schnitzler. Mag die betreffende Erörterung sich auch etwas lang gestalten, sie liegt auf so hoher Ebene, daß wir ihrer nicht entraten möchten und den erotischen Reigen gerne durch christliche und durch weltliche Resignation ergänzt sehen. Überraschungen freilich hat das anmutige Spiel nicht zu bieten, es wäre denn die, daß die Hand seines Schöpfers noch immer mit alter Leichtigkeit und Sicherheit gestaltet und lenkt.

Robert F. Arnold

Gera

„Die gute Zeit." Von Ernst Barlach. (Uraufführung im Reußischen Theater am 28. November 1929.)

Ernst Barlach wird im Januar 60 Jahre alt. Wenn staatliche Subvention für eine Bühne wie das berliner Staatstheater überhaupt einen Sinn haben soll, so nur den, daß sie ermöglicht, schwere Einzelwerke zu spielen — neben dem Abendplan, als Ehrung, als geistige Repräsentation.

In Berlin ist immer noch nicht der „Blaue Boll" aufgeführt worden. Jetzt gibt Gera „Die gute Zeit". Das unzugänglichste Werk Barlachs, eine Karstdichtung, unwegsam, im Geröll und Getürm der Gedanken sich verlierend. Im „Armen Vetter" in den „Echten Sedemunds", in „Der Sintflut", im „Blauen Boll" — die Gestalten sprechen, ruhend erregte, breit hingesetzte, denkend verwühlte Barlach-Figuren. „Die gute Zeit" knüpft an den „Toten Tag" an. Gestalten werden nicht Sinnbilder, Sinnbilder suchen Gestalt zu werden. „Die

Digitized by Google

gute Zeit“: voll Hohn und voll Andacht wird es gesagt, Qual und Erlösung, Enge und Freiheit — Worte, Worte. Tastende Worte, die noch vor der Sprachzeugung zu stehen scheinen. Worte, die sich noch selbst gebären wollen. Urchaos, Nebel. Und manchmal klingt es wie die Posaune des Gerichts.

Gebärde und Wort, symbolische Situation und sichtbare Bühnenbewegung — ein schmerzlicher Riß. Konversationston, Alltagsworte und symbolträchtige, sinnbildbeladene Sätze bekämpfen sich. Es ist wie in manchen Alterswerken Gerhart Hauptmanns: Wort und Bedeutung, Bild und Sinn laufen auseinander.

Wenn man scharf hinhört, scheint es, als ob die Welt einer flachen Modephilosophie, einer unverbindlichen gesellschaftlichen Gewohnheit einer Urwelt entgegengesetzt werden soll. Graf Keyserling kämpft gegen

Ernst Barlach. Selbstbildnis

Mit Genehmigung des Verlages Paul Cassirer, Berlin

Digitized by Google

Richard Wagner. Graf Keyserling unterliegt gegen Richard Wagner. Die Modewelt versinkt und die Heldin, alles hinter sich lassend, steigt zum Opfertode empor.

Es bekämpfen sich also zwei geistige Sphären, die uns beide heute fremd sind. — Ist es richtige Theaterpolitik, Ernst Barlach mit einem schwachen Werke zu ehren? Wann spielt Berlin den „Blauen Boll"?

Herbert Ihering

Köln

„Columbus." Schauspiel in zehn Bildern. Von Hans Kyser. (Uraufführung im Kölner Schauspielhaus am 5. Dezember 1929.)

Es ist immer eine eigene Sache um den Versuch, das Lebensschicksal eines Menschen, dessen Umriß die Geschichte in festen Linien vorgezeichnet hat, auf das theatergemäße Geschehen eines Abends zusammenzupressen. Einmal liegt die Gefahr nahe, zum Bebilderer geschichtlicher Ereignisse hinabzusinken und damit das Theater in den Dienst der Geschichte zu zwingen; und die andere Möglichkeit — ob auch das eine Gefahr ist? — bietet sich dadurch, daß der Dramatiker die Geschichte als ein Requisit für seine Absichten benutzt.

Hans Kyser vermochte sich in seinem „Columbus" zu dieser Souveränität des Dichters nicht aufzuschwingen, wahrscheinlich weil er keine dichterische Absicht außer und über der Geschichte hatte; vielmehr hat ihn die Geschichte des Abenteurers Columbus so eingenommen, daß er von ihr besessen war und eben nur diesen Abenteurer und sein Abenteuer gestalten konnte, nicht aber was an diesem Abenteuer über das Einmalige hinausweist in das ewige Abenteuer des menschlichen Herzens.

Es wird immer für viele Zuschauer angenehm sein, wenn sie sich bei den Vorgängen auf der Bühne ihres Geschichtsbuchs von der Schulbank her erinnern. Das sind die, welche unter dem Gefühl der Überlegenheit des Dichters im Wissen um die Dinge leiden. Sie freuen sich der bunten Bilder und des vielen Volkes, der Widerstände, die Columbus überwindet, und beklagen die Undankbarkeit, die den Entdecker um die klingenden Früchte seiner Arbeit bringt, und trösten sich und ihren Helden, daß es damals ebenso war wie heute. Wenn sich in dieser Art der Sinn des Theaters erschöpft, dem bedeutet Kysers „Columbus" ein gutes Stück, zumal er das Handwerkliche des Theaters beherrscht in breiten und doch äußerlich belebten Szenen. Aber das Theater hat noch einen tieferen Sinn und verlangt nach anderen Explosionen als denen eines Feuerwerks, von dem jeder im voraus weiß, daß es keinen Schaden anrichtet. Unser Inneres ist nicht zu erschüttern durch das Bedauern, daß ein Entdecker die Früchte seiner Tat nicht in die eigene Scheuer bringen kann, daß Amerigo Vespucci den Ruhm erntet und dem entdeckten Lande seinen Namen leiht, als habe er es aus dem Dunkel gehoben. Immer hat man den Eindruck, daß das Ringen dieses Columbus um Ziel und Beute kein ernstlicher Kampf, sondern wortstarker Radau ist — Amerika ist ja entdeckt. Wir wollen nicht das Wie einer längst erledigten Angelegenheit, sondern das Was einer nie gelösten Aufgabe, um die wir uns alle noch mühen, wir wollen den Kampf auf Leben und Tod, der uns aus allen Himmeln des Entzückens in die Hölle der Furcht und Verzweiflung reißt. Also nicht äußerlicher Donner, sondern Blitz und Einschlag — Erschütterungen!

Daß der Columbusstoff die Dramatiker reizt, wissen wir aus manchen Bemühungen um seine Gestaltung seit dem 18. Jahrhundert und besonders in den letzten Jahren. Eigenartig, daß ihm die wirklich großen Dramatiker aus dem Wege gegangen sind. Auch Hans Kyser meistert ihn nicht — bebildert Geschichte und überläßt die Lösung einem anderen — vielleicht einem Epiker.

Die gute Aufnahme durch das Publikum darf nicht darüber täuschen, daß die bunte Fülle der einander rasch folgenden Bühnenbilder — mit dankbaren Aufgaben für den Regisseur — theatergemäß den Zuschauer besticht.

Paul Bourfeind

Königsberg i. Pr.

„Lord Byron kommt aus der Mode." Schauspiel in drei Akten. Von Max Brod. (Uraufführung im Neuen Schauspielhaus am 30. November 1929.)

Autoren, die um literarhistorische Persönlichkeiten herum Romane oder Dramen schreiben, geraten immer irgendwie in bedenkliche Nähe des berühmt-berüchtigten Dreimäderlhauses. Auch Max Brod, der in seinem jüngsten Bühnenwerk die reizvoll schillernde Gestalt Byrons aufs Korn genommen hat, ist dieser Gefahr nicht ganz entgangen. Er selbst erklärt zwar in einem Nachwort: „Nichts habe ihm ferner gelegen, als eine dramatisierte Biographie zu geben." Wie soll man aber ein Stück nennen, das zu mindestens 75 Prozent aus verbürgten oder legendären Einzelheiten besteht? Byrons lahmes Bein, seine lose Krawatte, sein Grabspruch auf einen Hund, seine absurde Neigung, aus Totenschädeln Wein zu trinken, die Liebe zu seiner Halbschwester Augusta — alle diese und noch einige andere überlieferte Eigentümlichkeiten, Wesenszüge und Charakteristika trägt Brod eifrig zusammen, um daraus ein möglichst lückenloses Bild des „Kain"-Dichters zu rekonstruieren. Auch seinen bekannten Ausspruch: „Eines Morgens erwachte ich und war berühmt," hören wir,

Digitized by Google

als Zitat, aus irgendeinem Munde. Das erinnert lebhaft an die einst so beliebten literarischen oder musikalischen „Lebensbilder", in denen etwa jemand sagt: „Ah, da kommt ja der am 28. August 1749 geborene Goethe."

Immerhin ist Brod zu geschmackvoll und zu sehr Künstler, um im Anekdotischen stecken zu bleiben. Sein Versuch, den historischen Byron zum symbolisch überhöhten Urtyp eines genialisch-bohemhaften, antibürgerlichen Sozialaristokraten umzustilisieren, darf sogar bis zu einem gewissen Grade als gelungen gelten. Er und die anderen Personen sprechen die Sprache unserer, nicht der Empirezeit. In lockerer Szenenfolge, die mehr vom geistigen Band des Byronschen Fluidums als vom Rahmen der Handlungseinheit zusammengehalten wird, entrollt sich der Ablauf schicksalsträchtigen Geschehens: Aufstieg des Helden vom talentvollen Anfänger und privaten Arbeiterfreund zum berühmten Dichter und oppositionellen Politiker; dann jäher Absturz des vergötterten Salonlöwen und glückhaften Frauenlieblings, dem selber vor seiner Gottähnlichkeit bange wird, ins graue Elend der Verfemtheit; zuletzt ruhmreicher Untergang des philhellenischen Freiheitskämpfers mit Traumvision (à la Egmont), die ihm noch einmal Glück und Glanz vergangener Tage zeigt.

Ungefähr sagen das — bis auf die phantastische Schlußapotheose — die offiziellen Byron-Biographen auch. Nur mit ein bißchen anderen Worten; allerdings auch mit viel weniger Geist und poetisch-psychologischer Einfühlung.

Brods Byroniade ist, nehmt alles nur in allem, noch eins der annehmbarsten Beispiele dramatischer Geschichtsklitterung. Und für die literarisch orientierte Bühne, die zugleich auf anständige Art unterhalten will, ist sie, das zeigte der königsberger Erfolg, zweifellos ein Gewinn.

Hans Wyneken

Mannheim

„Das Vergessen Gottes." Drama in drei Akten. Von Waldemar Jollos. (Uraufführung im Nationaltheater am 14. November 1929.)

Es gilt in diesem Stück den Kampf zwischen den ewigen Gegensätzen, halb religiös, halb philosophisch gewandet, zwischen Ordnung und Chaos, Vernunft und Gefühl, Zucht und Trieb, Welt und Unendlichkeit. Immer ist die gedankliche Auseinandersetzung, die geistige und seelische Zerfaserung der höchste Punkt der in drei Akten beschriebenen Kurven. Aber das Geheimnis dieses sehr problematischen und abstrakten Stücks ist seine außerordentliche Lebendigkeit, sein Überschuß an ausgezeichneter Detailschilderung, sein höchst dramatischer Impuls, mit dem es über dürftige, konstruierte, papierene Stellen fort immer wieder ins Gegenständliche, Greifbare, in leidenschaftliches Leben vorstößt. Obwohl ein seiner Problemstellung und seinem geistigen Habitus nach ganz im verflossenen Expressionismus verankertes Werk, hat es ein realistisches, dem Alltag zugekehrtes Gesicht und zieht aus ihm seine Tragik und die Menschlichkeit seiner Konflikte. Das Größte symbolisiert sich hier in kleinbürgerlicher Enge, der Kampf der Weltanschauungen im Sträflings- und Bürgermilieu, und Erschütterung geht von der Not einer jungen Mädchenseele aus, die zwischen zwei Welten beheimatet ist, der ordentlichen, vernunftmäßigen, Gefühl regulierenden Welt von Mutter und Pfarrer und der chaotischen, grüblerischen des Verbrecher-Vaters, der in seinen bösen und dunklen Trieben ebenso um Gott, um Erkenntnis ringt, von der Nachtseite her, wie die anderen im Schutz von Vernunft und Gesetz.

Ein verspäteter expressionistischer Nachklang also, wenn man will, aber darüber hinaus ein Bekenntnis zu blutwarmer Wirklichkeit, zum ganzen Menschen, nicht mehr rhetorisch, monologisch, sondern versinnlicht, ins Darstellerische umgesetzt, dramatisch. Auf jeden Fall ein Stück, das seine Aufführung lohnte.

Paula Scheidweiler

Breslau

1.

„Eros im Zuchthaus." Schauspiel in drei Akten. Von Friedrich Lichtneker. (Uraufführung im Breslauer Lobetheater am 23. November 1929.)

Das Stück, das Lichtneker nach einem bereits vom Film ausgeschlachteten „Bekenntnisbuch" von Karl Plättner und unter dessen Mitwirkung geschrieben hat, stellt zum tausendunderstenmal die „sexuelle Not" zur Diskussion. Bei der Jagd auf Spezialgruppen, deren sexuelle Nöte bisher noch nicht dramatisch verarbeitet worden sind, ist Lichtneker aus dem Lampelschen Erziehungshaus ins benachbarte Zuchthaus geraten. Zweifellos ist die Humanisierung des Strafvollzugs ein ernstes, der Erörterung sehr würdiges Thema. Aber dafür sind Parlament, Wissenschaft, Presse entschieden geeignetere Instanzen als die Bühne, die allzu leicht ins einseitig Tendenziöse, ins nur Sensationelle abgleitet. Zugegeben, daß Lichtneker diese Klippen zu vermeiden trachtet, sich auch nicht mit der Toga des ethischen Anklägers selbstgefällig drapiert. Nur sagt leider der romantische Fall, den er dem Plättnerschen Buch nacherzählt, wenig oder nichts zur Sache. Eine gute Ehe zwischen zwei braven Menschen, von denen der eine wegen eines „edlen" Meineids auf zwei Jahre ins Zuchthaus gerät, geht an

Digitized by Google

diesem Pech zugrunde, weil die sexuelle Not hinter Gefängnismauern den Mann auf Abwege geführt und zur Fortführung der ehelichen Gemeinschaft unbrauchbar gemacht hat. Hier liegt ein (konstruierter?) Ausnahmefall vor, und Lichtneker weiß weder eine Brücke von ihm zu den Regelfällen zu schlagen noch anzugeben, wie nach seiner Ansicht die beklagte Not zu lindern oder zu beheben wäre. Die Technik des Schauspiels ist die zur Zeit am häufigsten geübte: Querschnitt durch die Stockwerke eines Zucht- und eines Vorstadthauses, fortwährender Wechsel von Beleuchtung und Verfinsterung, buntes Mosaik von Szenen und Szenchen. Zur Erholung von den Zuchthausauftritten, in denen es manchmal hart auf hart geht, erhalten die Hörer des öfteren gemütliche Kneipendiskurse im Parterre des Wohnhauses vorgesetzt, bei denen eine wüste Kellnerin und ein den Casanova markierender Friseur das große ruppige Wort führen. Zu schaffen hat aber die Kneipe nicht das mindeste mit dem Zuchthausthema, nur daß es auch dort beim Glase Bier „zufällig" beklopft wird. Der mit dem derben Volksstück liebäugelnde Wirtshausschwank kontrastiert gar seltsam mit der Tragödie im Zuchthause. Mißverstandenes und zu Mißverständnissen Anlaß gebendes „Zeittheater".

2.

„Herrn Salvermosers seltsame Seelenwanderung." Komödie in 4 Akten. Von Roland Betsch. (Uraufführung im Breslauer Lobetheater am 9. November 1929.)

Die „Komödie" hebt alsbald damit an, daß ein Scheintoter, der nächtlicher Weile ins Krematorium zur Einäscherung überführt wird, wieder zum Leben erwacht und aus dem Leichenauto ausreißt. Zum Glück für den dauernd im Tran befindlichen Chauffeur, der doch seinen Toten pünktlich abliefern möchte, ist in der Schenke, vor der sich der seltsame Fall begibt, gerade ein frisch verstorbener Landstreicher vorrätig, der nun also in die „Himmelskutsche" kommt, während der scheintot gewesene Konditor Salvermoser unter Schnaps gesetzt und mit den Papieren des Tippelfritzen Kolinke ausgestattet wird. Seitdem ist der Wiederauferstandene sowohl für die Behörde, wie für seine maßvoll trauernde „Witwe" einfach der Leineweber Kolinke und bleibt es trotz allem seinem Sträuben. Im dritten Akte sträubt er sich freilich nicht länger, weil nämlich inzwischen dem seligen Kolinke, wie halt so der neckische Zufall spielt, von einem in Indien verstorbenen Jugendfreunde eine Millionen-Erbschaft zugefallen ist. Kann man es dem wackeren Salvermoser verübeln, daß er für dieses leckere Millionengericht endlich seine bisher so zäh verteidigte Konditor-Vergangenheit aufgibt und sich freudig zu Kolinke bekennt? Nein, man kann es ihm nicht verübeln. Um so weniger, als er auf diesem Umwege wieder zu seinem süßen Konditorladen, zu seiner ziemlich bitteren Frau, ja sogar zu seinem Namen gelangt. All dies kauft er sich für einen Teil der indischen Kolinke-Millionen zurück, und so hat sich für ihn der Scheintod und die ihm behördlich aufgezwungene „Seelenwanderung" wenigstens gelohnt.

Diese gewiß seltsame Geschichte, die dem Autor nach eigner Angabe stückchenweise aus Polizeiberichten zugeflogen ist, wird von ihm mit derben, meist abwegigem Humor erzählt, der sich an ungezählten Wiederholungen der gleichen, immer wieder auf Tod, Krematorium, Leichen zielenden „Scherze" förmlich berauscht, also mit Entsetzen ebenso gröblichen, wie billigen Spott treibt. Daneben läuft eine wegen ihrer Übertreibungen nicht gerade schlagkräftige Satire auf die Polizei und die Nervenspezialisten, die dem Seelenwanderer beweisen wollen, daß er nicht Salvermoser, sondern Kolinke ist. Mit seinen Beamten- und Arzt-Karikaturen rechtfertigt Betsch seinen für mehrere Szenen wiederholten Schlußrefrain: Die Behörde irrt sich nicht. Doch irrt sich nicht manchmal ein Autor?

Erich Freund

Hamburg

„Fräulein Frau." Lustspiel in drei Akten. Von Ludwig Fulda. (Uraufführung im Thaliatheater am 27. November 1929.)

Dies neue Werkchen Fuldas ist ganz das, was es sein will: ein Lustspiel und weiter nichts. Ein heiteres Spiel nicht um die Wirklichkeit, sondern über der Wirklichkeit, von der der Autor nur eben so viel nimmt, wie er braucht, um die Scherze seiner Phantasie sinnfällig zu machen, in modernes Kostüm zu stecken. Die Abneigung der Mädchen von heute gegen die Ehe und ihr Entschluß, wenn sie schon heiraten, dann sich erst recht nicht gebunden zu betrachten — die Schwärmerei für das Kino und die schönen Filmhelden: das sind die beiden Punkte, die er aus der Jetztzeit herausgreift und verbindet. Da hat so ein modernes Mädel sich verheiratet und beginnt schon auf der Hochzeitsreise einem Don Juan der Leinwand bedenkliche Avancen zu machen. Armer Flitterwöchner! Aber der ist schlau. Er suggeriert seiner Frau, daß ihre Trauung nur Farce war, daß sie gar nicht Frau, sondern Fräulein ist. Und durch diesen Schwindel gewinnt er sie zurück. Das ist das ganze Fabelchen des Stücks, und niemand wird behaupten wollen, daß es sehr originell oder sehr tiefsinnig wäre. Aber was Brillat-Savarin einmal vom Braten gesagt hat, es käme nicht auf die Substanz, sondern auf die Zubereitung an, das gilt auch vom Lustspiel. Und Fulda

Digitized by Google

ist ein dramaturgischer Koch, der sein Metier versteht. Er richtet die „Substanz" mit ungezwungenem Witz, liebenswürdiger Grazie und sicherer Bühnenkenntnis so her, daß man sich bestens dabei unterhält. Er serviert keine schwere Kost, sondern ein angenehm mundendes, leicht bekömmliches Gericht. „Fräulein Frau" ist gutes Unterhaltungstheater.

Carl Müller-Rastatt

Oldenburg

1.

„Meyer XI." Schauspiel in sieben Bildern. Von Bruno Wellenkamp. (Uraufführung im Landestheater am 19. November 1929.)

Auch bei diesem neuen Werk des jugendlichen Verfassers handelt es sich immer noch mehr um ein Versprechen als um eine Erfüllung. Ein bunter, gut gesehener und wirksam gebrachter Ausschnitt aus dem traurigen und gewiß bemitleidenswerten Dasein der Kleinrentner und abgebauten Beamten, aber bestenfalls doch nur freundliche Reportage. Wellenkamp sieht nur das Tatsächliche und das Äußerliche und kommt nur hin und wieder mit einem flüchtigen Wort bis ans Menschliche hinan. Meyer XI. — ehedem Syndikus und Weltmann, heute, mit knapp fünfzig Jahren, ein verbitterter, müder Arbeitsloser, dessen Groll gerade noch ausreicht, den Hund des Hausverwalters aufzuhängen, aber trotz aller hilfreichen Hände nicht mehr die Kraft hat, ein neues Leben zu beginnen. Eine Romanfigur, die sich auf die Bühne verirrt hat, aber trotzdem schattenhaft bleibt und auch in der Spiegelung der anderen kein rechtes Leben gewinnt, weil sie alle nur — hochmütig und standesversessen — leben, aber durchaus nicht arbeiten wollen, weil sie, wie mehrfach betont wird, den „Anschluß an die neue Zeit verpaßt" hätten. Diese Einseitigkeit rächt sich, es bleibt bei der matten, offenbar absichtlich gefärbten Zustandsschilderung einer eigenartigen und sicher auch „zu dramatischer Gestaltung geschaffenen" Welt, aber es fehlt — die Gestaltung. Immerhin hörte man auch diesmal nicht ungern zu, denn Bruno Wellenkamp ist sicher begabt, und wenn er erst von der Rednertribüne hinabsteigt und eines Tages gar sein Herz entdeckt, dann wird er vermutlich etwas zu sagen wissen, was Klang und Kraft hat.

2.

„Die Bauern." Schauspiel in fünf Aufzügen. Von August Stramm. (Uraufführung am 6. Dezember 1929 im Landestheater.)

Ein Bauernkriegsstück, mit Michael Kohlhaas im Mittelpunkt, nach dem Vorbild von Hauptmanns Webern und im engen Anschluß an Kleists Novelle, nur daß er schließlich nicht durch den Henker, sondern von Freundeshand fällt, weil er keine Gewalttaten leiden will. Von der Kraft des Vorbilds ist wenig übrig geblieben; was dort lebendig und natürlich aus dem Kampf einer gemarterten Seele mit ihren Wiedersachern herauswächst, das ist hier zu rein äußerlicher Rauferei geworden, in nichts auch nur von geringstem Belang. Selbst die plattdeutsche Sprache, die den Bauern in den Mund gelegt ist, gibt dem hilflosen Schaustück keine besondere Farbe, da es sich im Grund um landläufiges Hochdeutsch im Lautgewand des Niederdeutschen handelt; nicht einmal das Gestammel, das ihn zum Meister des Sturmkreises machte und wenigstens einige technische Fertigkeit verriet, ist hier zu finden, und so bleibt nur der peinliche Rest bitterster Enttäuschung. — August Stramm ist 1915 in den Rokitnosümpfen als letzter seiner Kompagnie, die er zum Sturm führte, durch einen Kopfschuß gefallen; er hat sein Leben erfüllt. R. i. p.

Karl Neurath

Mainz

„Völkerbund vis-à-vis." Schauspiel in fünf Bildern. Von Otto Rombach. (Uraufführung im Stadttheater am 29. November 1929.)

Trotzdem in diesem Drama das Wort fällt, daß heute nur eine vom Geschrei der Welt erfüllte Dichtung gelte, handelt es sich nicht um jene, bis zum Überdruß genossene Konjunkturdramatik, die Tatsachenmeldungen des Morgenblatts abends auf die Bühne stellt. Zeittheater allerdings. Allein, Rombach hat es verstanden, das Geschehen auf jene Ebene zu verlegen, die Abstand schafft vom Leben. Das Stück greift eine der treibenden Kräfte heraus, die hinter den scheinbar wie Naturkatastrophen sich vollziehenden Weltereignissen am Werke sind: Die Waffenfabrikation.

Für Mehmed Erizian, den Magnaten der Kriegsindustrie, ist Krieg ein Geschäft. Man muß Kriege machen, wenn man den Aufständischen Gewehre liefern und aus dem Gewinn zugleich den Regierungen Kredite gewähren will. Es gibt hier nichts Unmoralisches. Deshalb finanziert der einzige Mitregent der Welt neben dem König von England, nachdem er sich auf Friedensproduktion umgestellt hat, auch die Bolschewisierung Chinas. Selbst der begeisterte Glaube des Bolschewismus an die Freiwilligkeit der Weltgemeinschaft wird, wie alle Menschheitsbewegungen, vom Kapital regiert, das man nicht entbehren kann.

Es liegt im Wesen eines derartigen, in der Form einer überzeitlichen Geschichtsphantasie unternommenen Deutungsversuchs zeitgenössischen Erlebens, daß die handelnden Personen weniger Charaktere als Rollen bil-

Digitized by Google

den und die gradlinige, in einer Bilderfolge bestehende Handlung ohne eigentliche Peripetie verläuft, weil das Gesetz der Reaktion, nach dem auf das Jahrhundert des größten Krieges das Jahrhundert des Friedens folgt, die Stelle des eigentlichen Gegenspiels einnimmt. Aber dichterisches Geschick hat diesen Mangel in ein Kunststück umgebogen. Wären statt ideentragender Mechanismen fühlende Seelen Träger des Geschehens — die Bergeslast des gestalteten Schicksals würde den Zuschauer zermalmen, den der Autor nun mit einem befreienden Lächeln über die Ironie der Welt entläßt. Freilich ohne an unsere Tiefen zu rühren. Das eben ist der Fluch der — Gegenwartsnähe: Daß sie nämlich selbst hier, wo keine Tendenzdichtung in Frage steht, ein Vorwalten des Konstruktiven im Gefolge hat, das dem Dichterischen reichlich Blut aus den Adern saugt, wofür letzten Endes auch die dynamischen Werte eines hinfegenden Films nicht entschädigen.

Leo Sternberg

München

„Tiroler Weihnachtsspiel." Von Josef Garber. (Uraufführung im Prinzregententheater am 19. November 1929.)

Für Puritaner ist dieses tiroler Weihnachtsspiel freilich nicht geschrieben. Es ist kein Akt der reinen Weihe. Es will von vornherein gar kein Mysterium sein. Es hat, möchte ich sagen, überhaupt kein Ziel, es sei denn das aller Moralitäten, aufzurufen und zu bessern; aber es hat dafür einen um so deutlicheren Ursprung: es stammt, wie schon der Titel vorausbenennt, aus Tirol, und es spielt und lebt einzig nur im Glaubensland Tirol. Nämlich nicht in der kleinsten unter den Städten Judas, sondern in einem Bethlehem etwa dreißig Schrittlängen von der Alm weg wird der Heiland geboren. Und merkwürdig, die Alpler sind bereits stockkatholisch, bekreuzigen sich und rufen ihre Heiligen an, bevor das Jesuskind zu ihnen niederkommt. Ich weiß nicht, ob Anachronismus der richtige Ausdruck für solch ein Ineinandergehen der Zeitschichten ist, wobei sich die Vorstellung stets neu an der Überlieferung entzündet. Eher ließe sich sagen, daß hier Weihnacht Wiedergeburt mitten in der christlichen Zeit und Neugeburt zugleich ist. Jedenfalls birgt sich darin der tiefere fromme Humor und die freudigste Naivität des Spiels, und noch mehr: die webende Volksseele, die ein Kritiker einmal als die anonyme Schöpferin sämtlicher Passionen und Heilsszenen bezeichnet hat. — Wie die Tiroler nun das Jesulein aufnehmen, wie sie, die Wirte, die Hirten, der Hans, der Jörg, die Moidl zu Gott und Teufel, Laster und Liebe stehen, das ist die Handlung der drei Aufzüge, nein der drei Dutzend bäuerlichen Episoden. Rankenwerk ist alles, in dem die Nebenfiguren zu Hauptfiguren werden, mit einem Lebenshauch um die Strophen, daß man die carmina burana nachspürt, mit einem Witz um des Teufels Stank und Schwanz, daß, wer nicht über den Witz lacht, doch über die Harmlosigkeit lächelt, und dennoch auch mit ein paar sehr schönen Aufschwüngen in den Engelchören zum Himmelsbild.

Joseph Sprengler

Bremen

„St. Helena." Schauspiel in fünf Bildern. Von Heinz Steguweit. (Uraufführung im Stadttheater am 7. Dezember 1929.)

Vierzigtausend Biographen haben sich bisher bemüht, das Leben Napoleons und sein einsames Sterben auf St. Helena zu schildern, davon viele, die ehrlich bemüht waren, im Sinne des alten Plutarch nicht nur ein Bild der äußeren Umstände zu geben, sondern auch das Antlitz zu zeigen und einen Blick in die Seele tun zu lassen. Manchen ist das hin und wieder geglückt, die meisten blieben auf halbem Wege stehen und begnügten sich mit einer redseligen Bewunderung. Natürlich; denn der einzige ebenbürtige Zeitgenosse des Kaisers, Goethe, bekannte, daß er ein Kompendium der Welt, ein Halbgott gewesen sei, und wer sollte also seine Seele offenbaren können? So hat sich Heinz Steguweit, der junge rheinische Erzähler, damit begnügt, eine dramatische Schilderung dieses tief ergreifenden Untergangs zu versuchen, aber er übersah, daß man mit den kärglichen Mitteln beschreibender Dramatik einem Manne, der in Kontinenten dachte, nicht eigentlich gerecht werden kann, und so sehr hat er sich über die Wirksamkeit seines Stoffes getäuscht, daß er jeder der in Wahrheit ständig vorhanden gewesenen Verwicklungen ängstlich aus dem Weg gegangen ist. Das bis zum Wahnsinn gesteigerte Übermaß peinigender Langeweile, die Napoleon teilweise selbst verschuldete, der im ewigen Beieinander bis zur Siedehitze entfesselte Haß unter den Gefangenen, den die streng bewahrte Hofetikette nur mühsam zu bändigen vermochte, die steten Eifersüchteleien der Hofdamen, die Steguweit mit keinem Wort erwähnt, die gefährlichen Nervenzustände des Kaisers, die unaufhörliche Angst der Engländer vor der leicht möglichen Flucht, alles das bleibt unbeachtet, und so sehen wir eigentlich nur einen armen kranken Mann, der von seinem Kerkermeister mit niedrigen Bosheiten verfolgt wird, und von dem wir eigentlich nur zufällig wissen, daß es einmal Napoleon gewesen ist.

So wird das Stück durchaus negativ begründet, auf

Digitized by Google

dem Haß gegen England, und das ist für fünf Aufzüge etwas reichlich wenig, da kaum etwas Wesentliches geschieht, und nach dem Tod Napoleons noch ein ganzes Bild mit den Trauerfeierlichkeiten und einem kleinen Disput zwischen General Lowe und einem Obersten gefüllt wird. Das allein beweist, wie sehr Steguweit die Bühne verkennt und die Wirksamkeit seines Stoffes überschätzte, den er aber trotz dieser Überzeugung mit allerlei überflüssigen und hemmenden Szenen überlastet hat. Karl Neurath

Nürnberg

„Weh um Michael." Stück in 5 Akten (22 Bildern) von Waldfried Burggraf. (Uraufführung im Alten Stadttheater am 14. Dezember 1929.)

Es ist das Schicksal des kraftgenialen Michael Reinhold Lenz aus der Sturm- und Drangzeit, das in diesen 22 Bildern vor uns aufgerollt wird, sein Leidensweg von dem hochgeschwellten Dichterbewußtsein und den Weltbeglückungsideen des ganz auf das Ideale gerichteten Jünglings im stillen elterlichen Pfarrhaus zu Seßwegen in Livland bis zu dem Weltekel, der Verzweiflung, dem Wahnsinn des Mannes, der schließlich seinen Tod in den eisigen Fluten der Moskwa sucht und findet. So stellt sich dieses „Stück in fünf Akten" mehr als ein dramatisierter Roman dar, der den Fluch des bescheidenen Talentes im Gegensatz zum gottbegnadeten Genius zum Gegenstand und eigentlichen Mittelpunkt hat. Denn die ja auch historisch beglaubigte eifernde Liebe des jungen Lenz zu Goethe und der Wetteifer mit dessen Schaffen, dessen Erfolgen sind die dämonisch treibende Kraft, die den Schwächeren immer mehr zur Tiefe führt. Mit innerem Anteil folgen wir dem angehenden Studenten der Theologie aus seinem Heimatorte auf die königsberger Universität, dann nach Straßburg, wo aber Freund Goethe hinter den Kulissen bleibt, und zum Sesenheimer Pfarrhof, ferner nach Emmendingen zu Rat Schlosser, dem Gatten der dahinsiechenden Cornelia Goethe, nach Weimar, wo wir auch Zeuge der „Eselei" werden, die ihn dort unmöglich machte, zu Pfarrer Oberlin in Waldersbach und bis zur Endstation Moskau. Das durch die sympathische Persönlichkeit des unseligen Dichters zusammengehaltene Ganze wirkte zwar in einzelnen Phasen erschütternd, aber zu eigentlicher Illusion konnte doch der Zuschauer kaum gelangen, zu echt dramatischer Wirkung konnte es diese Folge rasch wechselnder kurzer Szenen nicht bringen. Immerhin verhalfen die skizzenhafte, aber feine Charakterzeichnung auch der Nebenpersonen, die wohl abgewogene knappe und kultivierte Diktion — die Titelüberschrift geht auf einen Ausspruch Schlossers zurück — dem neuen Stück Waldfried Burggrafs bei seiner Uraufführung zu einem unbestrittenen Erfolg. Theodor Hampe

Stendal

„Drama V." Von Felix Pausinger. (Uraufführung im Stadttheater am 6. Dezember 1929.)

Das altmärkische Landestheater in Stendal brachte als Uraufführung ein Stück Felix Pausingers, „Drama V". Unklar bleibt in erster Linie der Titel. Warum nennt Pausinger sein Stück nicht „Drama VIII" oder „Drama X"? Das hätte noch Erklärungsmöglichkeiten durch die Handlung. Der Verfasser gibt im Anschluß an den Nachexpressionismus oder die neue Sachlichkeit ein Drama in drei Akten, dessen erste beide Aufzüge im wesentlichen überflüssig sind, weil im dritten — einer im Dramatischen übrigens viel verwandten Gerichtsszene — durch die Plädoyers usw. alles noch einmal wiederholt wird, was der Zuschauer schon kennt. Dadurch geht die für das Stück notwendige Spannung natürlich verloren, wenn auch eine Gerichtsverhandlung — auch wenn sie nur Gerichts*szene* ist — an und für sich immer etwas Spannendes hat. Doch fehlt dem Verfasser die Kraft der Diktion, die aus Vorbildern dieser Art bekannt ist. Im übrigen gibt Felix Pausinger gut gesehene Charaktere, die wie das ganze Stück wiederum bekannte Vorbilder in der Dichtung der Gegenwart haben. Erinnert sei nur an Schnitzlers „Professor Bernhardi", und an Hans Müllers „Der Schöpfer". Pausingers „Drama V" aber hält einen Vergleich mit jenen Stücken nicht aus. Die Handlung rankt sich um den bekannten Paragraphen des Strafgesetzbuches, dreht sich um die Euthanasie, deren Vertreter Professor Brückler — die Hauptrolle des Stücks — ist. Er steht auf dem Standpunkt, einem unrettbar dem Tode Verfallenen das Sterben erleichtern und beschleunigen zu dürfen. Der Verlauf des Stücks aber bringt ihn zu der Überzeugung, daß dies mit objektiver Klarheit niemals durchzuführen ist. Am Ende widerruft er seine Theorien und fällt selbst seinem Mittel, das er Euthanasin genannt hat, zum Opfer.

Heinrich Schleichert

Digitized by Google

Echo des Auslands

Französischer Brief

Die meisten neuen Autoren Frankreichs sind von Gaston Gallimard entdeckt. Jedes Jahr führt dieser rührige Verleger eine beträchtliche Zahl junger Autoren in die Literatur ein. Natürlich halten mehrere von ihnen nicht, was sie in ihrem ersten Buch versprachen; immer aber haben auch die Bücher seiner Debütanten einen gewissen Rang, der den Beobachter französischer Literatur zwingt, keinen dieser weißen Bände mit dem rotgedruckten Titel ungelesen beiseite zu legen.

Man erlebt das Werden französischer Talente und spürt in vielen Erstlingsbüchern, welch hohen Wert schon der junge Franzose auf die Phonetik, auf die Vokal- und Konsonantenfolge, auf den rhythmischen Fluß der Sprache legt. Pierre Bérys „Pont-Egaré" ist eine Folge von Freskozeichnungen. Flächenkunst, die noch keineswegs bis zum rundplastischen Herausarbeiten von Charakterentwicklung und Schicksalsverknotung führt, sprachlich aber ist das Buch eine beachtenswerte Leistung. Es ist nicht möglich, die Erzählung zu durchhasten. Die Musik des Satzbaus zwingt zum Langsam-Lesen, und bald ertappt man sich beim Laut-Lesen, so rhythmisch fesselnd ist die fest gefügte Architektonik der bildhaften Sprache. Der rein lateinische Satzbau wird vom schwärmenden Geist der Neuromantiker gelockert, so daß der Stil Festigkeit verlierend, gleitend, schwebend, nebelhafter wird. Antoine de Saint-Exupéry in „Courrier Sud" liebt dementsprechend mehr dunstige Atmosphäre, legt seine Erzählung knochenlos, weich, fließend an; denn er will greifen, was hinter Dingen und Menschen liegt. Er sieht einerseits die Einheit der Erde und fühlt andererseits die Einsamkeit jedes einzelnen. „Je suis encore en étrangère dans une vie qui n'est pas la mienne." Wie Jacques Spitz tritt er als starke Hoffnung auf, hoffentlich hält sein Talent, was es verspricht. Sein Buch ist ein neues Zeichen dafür, daß das junge Frankreich nicht nur Europa, sondern die Welt erobern will. Exupéry ist Beamter des Luftpostdienstes und hat als solcher drei Erdteile bereist. Henri Michaux, in den Ardennen gebürtig, als Mediziner ausgebildet, hing plötzlich, von der Wanderlust der Zeit ergriffen, seinen bürgerlichen Beruf an den Nagel und verdingte sich als Matrose. Sein Reisetagebuch „Ecuador", in das er Lyrik im Stil Whitmans mischte, ist mehr eine Folge von Selbstgesprächen als Schilderung fremder Zonen. Er ringt um persönliche Ausdrucksform. Unruhe in sich selbst, Erlösung vom Ich sucht André Wurmser, dessen Erstlingsbuch die starke Talentprobe eines Dichters ist, der in den Bahnen teils von Duhamel, teils von E. T. A. Hoffmann wandelt. Ein Phantast, zugleich ein Ironiker, der über eine natürliche Kompositionsgabe verfügt. Nicht das Interesse an der Sprache, sondern am Einfall beherrscht ihn: Changement de propriétaire. Ein Mensch will seine Existenz nicht weiterführen; er „zieht um" in ein neues Leben, nimmt sich einen anderen Namen, erfindet neue Verwandtschaft, schafft sich eine neue Legende und blickt auf seine erste Existenz ironisch lächelnd hinab. Als ein Fertiger tritt Alexander Vialatte mit seinem ersten Roman auf. „Battling le Ténébreux" ist die Erzählung von drei Schulkameraden, die sich von jugendlicher Auflehnung bis zum gesättigten Bürgertum entwickeln. Sehr gut wird in der Schulzeit der Konservatismus der Lehrer charakterisiert: „La caricature" sagen sie, „n'est pas de l'art, c'est de l'anarchie" und der Autor fügt lächelnd hinzu: „Les maîtres imprudents qui apprennent à lire à leurs élèves, ne savent pas le tort qu'ils se font." Mit vielem Humor charakterisiert er die Fremden in Paris, schildert, wie falsch sie gelegentlich dies oder das verstehen. Auch Vialatte ist ein Franzose von europäischem Geist; in diesem Jahr hat er sich mit Feuereifer für Franz Kafka eingesetzt und zwei seiner Bücher übersetzt. Marguerite et Henri Membre beweisen in ihrem ersten Roman „Non-Lieu" Talent für abenteuerliche Verwicklungen. Aus dem Nachlaß des 1914 verstorbenen Schriftstellers Bernard Combette, der mit 34 Jahren die halbe Welt bereist hat, erschien ein exotischer Roman „L'isolement", der den frühen Tod dieses phantasievollen Erzählers noch einmal lebhaft bedauern läßt.

Von älteren Autoren erschienen im gleichen Verlag ein neues Buch von Paul Claudel „L'oiseau noir dans le soleil levant", das eine Reihe von Aufsätzen über die Seele Japans enthält, eine Sammlung von Städtebildern von Pierre Mac Orlan unter dem Titel „Villes", in der auch eine Fahrt durch das besetzte Rheinland Aufnahme fand, und ein neuer Roman „Astaroth" von Marcel Jouhanneau, dem begabtesten Dichter der Generation von 1890. Claudel ist auch dem jüngsten Nachwuchs Vorbild als Wortpräger und Sprachkünstler; nur diejenigen, deren Natur zu impressionistischer Gestaltung drängt, sehen in dem vielfältig schillernden Jouhanneau ihren Meister und in Léon Paul Fargue, dessen Prosadichtungen bisher in Zeitschriften oder in schwer erreichbaren bibliophilen Ausgaben verstreut waren. Breitere Kreise und das Ausland kannten ihn infolgedessen bisher kaum; es ist daher erfreulich, daß Gallimard jetzt zwei Bände: „Espaces" und „Sous la lampe" von ihm herausgibt, sowie

Digitized by Google

weitere Sammlungen seiner Gedichte, Skizzen, Studien und Maximen vorbereitet. Innerhalb der französischen Literaturkreise hat Léon Paul Fargue seit zwanzig Jahren als Stilist eine ständig wachsende Führerstellung, die gerade die Jüngsten anregt, der phantastischen Schönheit der Wortprägung, dem schillernden Glanz des Satzbaus erhöhte Beachtung zu schenken.

Bei Plon gab Daniel Rops seinen ersten Roman heraus ... Als vor zwei Jahren sein zeitkritisches Bekenntnis „Notre inquiétude" erschien, in der Rops die Aufwühlung der französischen Statik durch nordische und östliche Einflüsse als guter Europäer darstellte, wies ich zum erstenmal ausführlicher auf ihn hin. Daß Rops die Unruhe der Gegenwart an sich selbst tief erfahren hat und wie er aus ihr Erlösung fand, zeigt sein Erziehungsroman: „L'âme obscure". Blaise Orlier, der Held des Buchs, vollendet im letzten Kriegsjahr das siebzehnte Lebensjahr. Pessimistisch, skeptisch lehnt er sich gegen Lehrer und geistliche Erzieher auf. Europäische Nachkriegsstimmung. Unsicher und gleichzeitig beunruhigt durch seine Einsamkeit schwankt er durchs Leben, bis er durch die Liebe zu einem Mädchen zur Aktivität erweckt wird und die Auferstehung seiner selbst durch die Freude erlebt. Mag diese flüchtige Skizzierung des Thematischen banal wirken, so muß betont werden, daß in der Untermalung und Ausarbeitung Rops gelungen ist, das schmerzvoll innere Leiden einer jungen Generation lebendig zu machen. Solche Bücher aus der französischen Provinz verdienen auch in Deutschland bekannt zu werden, denn in ihnen gewinnt die Seele Frankreichs Gestalt.

Auch Louis Charles Baudouin hat den Ehrgeiz, umfassende Querschnitte zu geben. Er hat ein angenehmes Erzählertalent; aber seine Romane sind unpersönlich angelegt und in einem Stil geschrieben, der originale Prägung vermissen läßt. Das ist schade, denn Baudouin hat Sympathien für Deutschland und gute Kenntnis unseres Landes und unserer Geschichte. Er beginnt gegenwärtig eine großangelegte Romanreihe unter dem Titel „Générations" bei Bernard Grasset, die das deutsch-französische Problem von 1800 an aufrollt und bis zur Gegenwart fortführen will. Gleichzeitig erschien im selben Verlag ein einzelner Roman: „La loge de la rue du vieux muy". Baudouin hat vor einigen Jahren in Deutschland Vorträge über Psychoanalyse gehalten, ist also bei uns kein Unbekannter. Auch René Brouilhet tritt in seinem ersten Roman „Belzébuth crucifié" (André Delpeuch) als Durchschnittsbegabung auf. Dem Debütanten S. Déjust dagegen fehlt vorläufig noch die Fähigkeit, Spannungen zu erzielen. In dem Roman „Chauffage Central" verfolgt er die originelle, aber etwas abwegige Idee, die Geschichte eines alten pariser Hauses episch zu gestalten — ein Thema, das einen Poe oder E. T. A. Hoffmann erfordert. Das aber ist der junge Debütant nicht; er hat jedoch Stilempfinden, und ihm gelingen musikalische Satzfolgen. Als reich begabter Schriftsteller erweist sich Maurice Courtois-Suffit in seiner Novellensammlung „Le rossignol américain" (Au sans pareil). Mit überlegener Sicherheit handhabt er das sprachliche Material, setzt hin und wieder gewandt ironische Blitzlichter auf und gibt an manchen Stellen dem epischen Stil lyrischen Schwung.

Wenn man eine so große Zahl von Büchern der jüngsten Generation gelesen hat, ist es reizvoll, zu älteren Schriftstellern zu greifen und das aufstrebende Geschlecht mit dem absterbenden zu vergleichen. Die Jugend redet gern vom Fortschritt. Ist Fortschritt gegenüber den alten Herren der Akademie wahrzunehmen? Man kann nicht mit verachtungsvoller Handbewegung Paul Bourget und Henri Bordeaux als rückständig bezeichnen. Der letztere galt nie und nirgends als Genie, sondern immer nur als gewandter Erzähler, der eine Fabel wirkungsvoll aufzubauen und abzuwickeln versteht. Diese Gabe entfaltet er auch in seinem neuen, einen Rechtsfall behandelnden Roman „Valombré" (Plon). Paul Bourget war immer mehr. Er ist heute ein Greis; aber nicht greisenhaft. Sein Gesamtwerk hat Charakter. Es ist aus einem Guß, von einheitlicher Gesinnung. Wenn die vier kleinen Einakter „On ne voit pas le cœur" (Plon) nicht seinen stärksten Arbeiten zuzurechnen sind, so wird man Nachsicht mit seinem hohen Alter haben. Wesentlich und entscheidend, auch für diese Kleinkunst, bleibt, daß auch aus ihnen die starke, ethische Persönlichkeit, der klare Aufbau, die schöngeschliffene Sprache des Dichters hervorleuchtet. Auch Madame Rachildes „Madame Adonis" (J. Ferenczi et Fils) wirkt durch menschliche Kraft. Hat die Zeit sich gewandelt, so bleibt doch der Wert der Persönlichkeit nach wie vor als einzig entscheidender Maßstab bestehen, und vor Colette war Rachilde die mutigste und leidenschaftlichste Frau Frankreichs. Das beweist wieder einmal der Neudruck ihres Erstlingbuchs. Dagegen war Francis de Miomandre von jeher nur ein sympathischer Erzähler, wie auch sein neuestes Buch „Soleil de Grasse" (J. Ferenczi et Fils) wieder beweist. In „Baroque" schildert der Verfasser liebenswürdig das Deutschland der Vorkriegszeit an einem kleinen Hof.

Jérôme et Jean Tharaud leiten zum jüngeren Geschlecht über. Auch in ihrem neuesten Buch „La Chronique des frères ennemis" (Plon) pulsiert der Rhythmus unserer Zeit. Ihre Art, zu erzählen, ihr Satz-

Digitized by Google

bau, ihre Wortwahl haben naturgemäß eine direktere Wirkung auf alle, die wie sie heute im Mannesalter stehen.

Die „Revue des Deux Mondes", die im Dezember ihr hundertjähriges Jubiläum feiert, hat einen originellen, sehr mutigen Verjüngungsversuch unternommen. Sie forderte den jugendlichen, keineswegs offiziell abgestempelten Romanschriftsteller André Berge auf, in ihren Blättern über „L'esprit de la littérature moderne" zu berichten. Für die konservative Gesamthaltung der vornehmen Monatsschrift, in der meistens nur Mitglieder oder Kandidaten der Académie française auftreten, wurden diese literarischen Betrachtungen ein Ereignis. Sie liegen jetzt als Buch bei Perrin und Cie. vor. Liest man sie noch einmal, so muß man sagen, daß André Berge der ehrenvolle Auftrag nicht zu Kopf gestiegen ist. Er vertritt tapfer und offen den Standpunkt der jungen Generation: Apollinaire, Betz, Beucler, Bloch, Cendrars, Max Jacob, Picasso, Jules Romains wurden zum erstenmal charakterisierend und anerkennend in den Blättern, die für viele noch die Welt bedeuten, genannt. In Buchform bieten die Aufsätze eine glänzende Einführung in die Umwertung aller Werte durch die Kriegsjahre. In der von René Lalou geleiteten Sammlung: „Le XIXe siècle" (Les œuvres représentatives) erschienen als neueste Bände: „Le Parnasse" von André Thérive und „Le Naturalisme" von Léon Deffroux, beide Vertreter der neuen Jugend. Der Neukatholik Thérive, von dem hier häufig die Rede war, hat als Nachfolger des verstorbenen Paul Souday vor einigen Monaten die literarische Kritik im „Temps" übernommen. Sein neuestes Buch zeigt ihn wieder als vorzüglichen Kenner der literarischen Bewegung des 19. Jahrhunderts. Léon Deffroux hat sich bereits mehrfach als sachkundiger Historiker des Naturalismus erwiesen, wie aus vielen Einzelstudien über diese Epoche hervorgeht. Jeder Band bietet nach einer umfassenden literarischen Übersicht Auswahlstücke der führenden Meister, so daß die Sammlung auch für Ausländer nützlich ist. Deffroux hat seinem Buch ein brauchbares Schlagwortregister hinzugefügt.

Otto Grautoff

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Die enge Pforte. Roman. Von André Gide. Übersetzt von Felix Paul Greve. Stuttgart-Berlin 1930. Deutsche Verlags-Anstalt. 250 S.

André Gide gehört zu den Christen mit einer passionierten Hinneigung zum Heidnischen. Das ist wohl eine sehr typisch europäische Geistesverfassung.

Innerhalb seines Gesamtwerks bildet „La porte etroite" Gegenstück und kontrapunktische Ergänzung zum „Immoralist". Der Immoralist ist die Beichte seiner wißbegierigen Passion fürs Heidnische, „Die enge Pforte" aber sein opus metaphysicum.

Das Lebensgefühl dieses hohen, zarten und schwierigen Buches ist christlich in einem extremen und exemplarischen Grade. Nichts kann christlicher sein als in so heroisch ungenügsamer Weise das Werden, Wandern und Suchen vor das Sein und Ruhen zu stellen. Selbst die himmlische Freude wird nicht als ein Aufgehen in Gott, sondern als eine unendliche, fortdauernde Annäherung an ihn begriffen.

„O Herr, behüte mich vor einem Glück, das ich zu schnell erreichen könnte! Lehre mich mein Glück bis zu dir aufschieben, zurückstellen!" Aus diesem Motto heraus quält das Mädchen Alissa den Knaben Jerome, den sie ihren Schmerzensfreund nennt. Wer die enge Pforte wählt und den schmalen Weg, den nur wenige finden, verachtet das Glück. Es ist würdig der Masse, die kein anderes Ziel kennt. Das Christentum, mit solcher Unbedingtheit erlebt und erlitten, ist Angelegenheit der Erwählten.

Die Sphäre, in der dieser Liebesroman sich abspielt, ist nicht nur über alles Konventionelle, sondern über alles Irdische weit erhaben. Alissa, die den Geliebten zugleich festhält und von sich stößt, trägt seraphische Züge. In ihrer schwärmerischen Zartheit scheint sie aus dem Reiche deutscher Romantik eher, denn aus lateinischen Gebieten zu kommen. Ihre intellektuellen Verzückungen lassen an die des Novalis denken und ihre wundervollen Tagebücher, in denen die Komposition gipfelt, könnten von einer der großen Gottsucherinnen des späten deutschen Mittelalters sein. Freilich ist sie bei aller Ekstase klug, und darin Französin; ja sogar von einer gewissen traumwandlerischen Schlauheit und weiblich berechnenden Koketterie, wie sie sich den Jüngling zugleich fernhält und doch bewahrt; nur daß sogar diese Schlauheit in höchste Sphäre gehoben und verklärt wird, so daß sie das geheiligte Mittel scheint, mit dem ein gewitzter Abgesandter Gottes die liebende Menschenseele für das Himmelreich zu gewinnen trachtet.

Entsagt Alissa? Ihre Entsagung ist höchster Anspruch. Sie verzichtet, da sie den Freund hinter sich läßt; aber sie verzichtet um des Besseren, Höheren willen, zu dem sie sich von Gott bestimmt und ausgezeichnet weiß. Freilich, sie leidet. Aber in ihrem Leiden ist Rausch. Bitterer, irdischer als sie leidet der Geliebte, der nicht zu ihr darf, leidet Juillette, die jüngere Schwester, die den Schmerzensfreund Alissas heimlich liebt, doch den Weinbergbesitzer heiraten muß. Alissa aber, die anspruchsvolle Entsagende, geht allein den Weg zu Ende, der für zweie zu schmal war. Es ist der Weg der Verklärung.

So heißt Heiligkeit das Ziel, zu dem eine große und unruhige Seele dieses Mal aufbricht. Doch nur für das Geschöpf des Dichters, nur für Alissa konnte dieses Ziel endgültig sein, so endgültig, daß sie ihm das Leben opferte. Gide, anspruchsvoller, unruhiger noch als seine anspruchsvollsten, unruhigsten Geschöpfe, ist inzwischen zu tausend anderen Zielen unterwegs gewesen. Aber das Denkmal, das er der Heiligen setzte

Digitized by Google

und die „Enge Pforte" taufte, wird als einer der reinsten und liebenswertesten Merksteine an seiner Straße bestehen bleiben.

München — Klaus Mann

Salut gen Himmel. Roman. Von Manfred Hausmann. Berlin S. Fischer. 330 S. M. 5,– (7,–).

Dies ist der zweite Band der Abenteuer Lampioons, des allerseligsten Halunken unserer Literatur. Der erste Band hieß „Lampioon küßt Mädchen und kleine Birken". Gewandert und gewandert, gehungert und gefroren, in Sonne und zufälligen Lebensfreuden geschwelgt wurde dort, wird auch in dem neuen Bande. Nur ist Lampioon älter geworden, er ist weiter in sich selbst ausgebildet und gerundet. Seine Sprechweise, die von einem tragischen Jungenserlebnis her die Süße und verwundete Ironie hat, ist gewissermaßen ihrer selbst sicher, fast ihrer selbst bewußt geworden. Die Haut von Kultur, die den Kern des Menschen von den Dingen der Welt scheidet, ist dichter geworden, der Mensch ist einfacher, seine Güte selbstverständlicher und die Äußerungen seiner inneren Gespaltenheit sind diskreter. Es wird uns das Paradox geboten, daß ein Kunde von der Landstraße Haltungen höchster seelischer Kultur verkörpert und Sehnsüchte der Klasse, von der ausgestoßen er seinen Lebensweg sucht, an sich erfüllt. Überirdischer ist die Heiterkeit hier, aber auch eindeutiger die Beziehung zu den rätselhaften, tragischen, unheilbaren Angelegenheiten des Lebens. Der Salut gen Himmel schließt den Salut an den Tod in sich. So rundet Hausmann die Formel seines Lampioon. Wird er den Band von der Kindheit seines Helden noch schaffen? Von einer Figur, die wir einmal liebgewonnen haben, können wir schließlich nicht genug erfahren.

Aichelberg — Eduard Reinacher

Partie verspielt. Von Gerhart Pohl. Berlin 1929, Adalbert Schulz. 234 S.

Gerhart Pohls Buch enthält fünf Erzählungen, die nach ihren Entstehungsdaten chronologisch geordnet sind. Diese fünf wirklichkeitsechten Schicksalsberichte empfindet man als fünf Stationen einer steil ansteigenden künstlerischen Aufwärtsentwicklung, die sich vor den Augen des teilnehmenden Lesers in überraschender Weise vollzieht und die in einer meisterhaften Schlußerzählung einen erstaunlichen Höhepunkt erreicht.

Pohl, der sich als Publizist im Kampf gegen kulturelles Muckertum und gegen die Macht sozialer Unterdrückung einen ausgedehnten Geltungsbereich erobert hat, erfüllt in dem vorliegenden Werk auf dichterischem Gebiete die Forderung seines ihm innewohnenden gesellschaftlichen Verpflichtungsgefühls. Pohl gibt in seinen kleinbürgerlichen und proletarischen Einzelschicksalen nichts Zufälliges, nichts Absonderliches. Nur Typisches, Allgemeingültiges. Es gelingt ihm, in den schlichten Schicksalsgestaltungen von Einzelmenschen die Brüchigkeit eines Systems zu demonstrieren. Es gelingt ihm, in den Lebenskonflikten kleiner Leute die verworrene Problematik unserer Zeit zu entwirren und greifbar zu versinnlichen. In rühmlichem Gegensatz zu vielen jungen Realisten, die durch ausschließliche Beachtung des Stofflichen zu einer Vernachlässigung der Diktion gelangen, besitzt Pohl eine respektable Sprachkultur. Man spürt: Pohl schreibt die Erzählungen nicht herunter. Er feilt und bosselt mit artistischer Sorgfalt, mit kunstgewerblichem Fleiß, mit sichtbarer Freudigkeit. Dieser produktiven Lust an sinnvollen und farbensatten Wortprägungen entspricht eine nie ermattende Gestaltungsfreudigkeit. Wie liebevoll ist die Figur des Isaak Fischel gezeichnet, jenes verwaisten und vereinsamten jüdischen Jungen, der auf einem schlesischen Gut arbeitet und sich unter dem Druck schonungsloser Ausbeutung und menschlicher Mißachtung nach dem Paradies Palästina sehnt, in dem er Freiheit und Wohlstand zu erlangen hofft. Sich mit dieser Novelle kritisch näher zu befassen, lohnt sich ganz besonders. Dies der Inhalt: Nach abenteuerlicher Weise landet Isaak Fischel als blinder Passagier in dem gelobten Land. Dort muß er erleben, daß auch in Palästina das Leben „fier de Arbeitsleute beleimt is ... beleimt wie ieberall". Und er gewinnt jene Erkenntnis, deren Träger das klassenbewußte, emanzipationswillige und kampfbereite Proletariat aller Länder ist. – Also eine Tendenzgeschichte. Jawohl. Aber frei von politischer Abstraktion und journalistischer Nüchternheit. Ein Kunstwerk mit gestalterisch aufgelöster Tendenz. Mit immanenter Weltgesinnungsabsicht. Ein Stück Leben. Wahrhaft. Überzeugungskräftig. Unvergeßlich.

Nach diesem starken Begabungsbeweis wartet man gespannt auf das nächste Buch des jungen Autors.

Berlin — Werner Türk

Die Blondjäger. Roman von Negern, weißen Mädchen, Gentlemen und Halunken. Von Hans Leip. Berlin, Propyläen-Verlag. 338 S. M. 4,— (6,—).

Man denkt an Brecht. Auch an die Filme Josef von Sternbergs. Matrosen, Häfen, fremde Zonen, Abenteuer: lebendig, bunt, in solch bewegter Fülle nicht immer ganz klar disponiert, aber in dieser szenenreichen Überfülle nie ohne Reiz. Ein Buch voll exotischer Farben und Abenteuer für viele.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Die Gestirne wechseln. Roman. Von Georg Grabenhorst. Leipzig 1929, Koehler & Amelang. 300 S. Geb. M. 6,–.

Einfach bis zur Konvention. Und in der Formulierung der Gedanken nicht besonders eigenwillig. Ein Unternehmen, das Nachkriegserlebnis noch einmal zu schildern: nicht aus notwendiggestaltendem künstlerischen Drang, wenn auch unleugbar aus privater Notwendigkeit. Aber eben da liegt die Grenze!

Für einfache Menschen, die an Einfachem sich zu klären sehnen, vielleicht sogar wertvoll. Wertvoll durch eine frische und anspruchslose Lebendigkeit.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Abenteuer um Gott. Von David Luschnat. München 1928, Paul Stangl. 198 S.

Umblitzt von eigentümlichen Gedanken und Bildern. Ein wenig eigensinnig, für Unbewußtes hellhörig, im Kampf um eine persönliche Anschauung nicht frei von Hemmungen Überkommenem gegenüber. Durch eine selbstgeschaffene geistige Isolation geistig fruchtbar. Durch diese Isolation aber auch abgetrennt vom Strom lebendig wirkender Erkenntnisse.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Sonderlinge. Erzählungen. Von Wilhelm Speyer. Berlin 1929, Ernst Rowohlt. 194 S. M. 3,— (5,50).

Speyer hat diese sonderbare Geste des „interessanten Erzählers". Er schneidet vielleicht nicht auf, aber man glaubt ihm doch nicht. „Gut erfunden," wird man ihm zubilligen. Denn was schildert er? Menschen, die aus irgendeiner Ordnung heraus plötzlich an die Grenze des Chaos treten. Zu-

Digitized by Google

weilen kommen sie eben noch zurück. Aber nicht ihr Leben hat sie zwangsläufig dahin geführt; die Phantasie des Dichters und der etwas zügellose Schwung seiner Rede taten ein übriges. Das ist das Sonderlichste an diesen Sonderlingen. Marionetten mit flammenden Papierherzen, aufgeklebt. Sie haben eine verdammte Menschenähnlichkeit. Sollten sie am Ende doch wirklich leben? „Das Schicksal der Menschheit dunkelt über ihnen" – würde Speyer etwa sagen.

Mannheim Erich Dürr

Juan Sorolla. Roman. Von Hanns Julius Wille. Leipzig 1928, Philipp Reclam jun. 464 S.

Ach, und wieder ein Musikerroman, ach, und nicht endenwollendes Gerede über „Kulturfragen", in altmodischer, lederner Romantechnik an den Mann gebracht. Auch ein didaktischer Roman muß Erlebnis und Anschauung haben. Hier kommen wir nicht über zähe Theorie, trockene Begriffssystematik und das Schlagwortregister ästhetischer Salons von gestern hinaus. Äußerlich ist eine halbe Welt aufgeboten. Aber der Verfasser sieht nicht die Menschen und Dinge, von denen er spricht. Sie werden leblos unter seinen Händen. Armes Buch, das so bedeutend sein möchte!

Mannheim Erich Dürr

Martin Kressanders Paradies. Ein Roman zwischen Europa und Südamerika. Von Klaus Gustav Holländer. München 1929, Albert Langen. 220 S.

Es ist das fast immer so mit den Söhnen literarischer Väter: die Begabung ist unverkennbar, aber es ist nicht eine, der man Entwicklung zutraut, sondern sie ist schon vorvollendet. Literarische Milch hat sie gesäugt, literarische Atmosphäre atmet sie. Klaus Gustav sucht ihr nach Amerika durchzubrennen, dort den Naturburschen zu spielen, aber er wird seinen Schatten nicht los. Dies auch ein Grundmotiv des Romans, ja fast sein Formprinzip. Denn das Buch ist kein Roman, eher die Fortsetzung eines solchen. Was der Gestaltung nicht gelingen wollte — wird als bekannt vorausgesetzt. Es ist auch bekannt: als jünglinghafte Liebesgeschichten. Dazu nun das modische Abenteurertum. Der Mann mit dem Gottfried-Keller-Namen wird an den Quellflüssen des Amazonas dem Hungertod ausgesetzt. Und nun als interessante Besonderheit noch ein rätselhafter telepathischer Fall. Die kleine Liebe Silbermann lebt die Lebenskurve des ihr völlig unbekannten Abenteurers von Berlin aus fiebernd mit. Auch die Todesstunde wird seelisch „telegraphiert". Gibt es das? Das Buch zwingt nicht zum Glauben im Sonderfall, man hört nur die sentimentale Umschreibung. Gefühlsechter, überzeugender einige Ausbrüche der Kulturmüdigkeit und Kameradschaftssehnsucht. Die Realitäten aber stehen nur in Umrissen da, sie müßten kompakter werden.

Mannheim Erich Dürr

Das Rattennest. Roman. Von Oskar Wöhrle. Dresden 1929, Buchverlag Kaden & Comp. 320 S. M. 4,– (5,–).

Der Kolportageroman einer Jugend, die mit gewaltigem Einsatz von natürlicher Kraft die Schaukel zwischen Pantagruel und Werther im Schwunge hält. Sundgauisches Temperament bis zum Vulkanischen überhitzt, und eine zarte Empfindsamkeit und unschuldige Unwissenheit, die sich schamhaft in einen Mantel von Schweinsborsten hüllt. Der durchgebrannte Seminarist Schack erzählt seine Abenteuer in Mülhausen und Umgebung. Er packt uns stilistisch sozusagen mit beiden Fäusten an, um uns alles auch wirklich so seltsam und wild, so abscheulich, groß und innig hinzustellen, wie es war. Unsere Nerven sind ihm wurst. Er stößt uns seine Vergleiche vor den Magen und haut uns seine Redensarten um die Ohren, er schlägt auf den Tisch und geniert sich nicht, mitten im Bericht einmal laut hinauszuheulen. Er glaubt an die Engel und wühlt in der Satanität der vom genus civile organisierten Welt. Er beschummelt das Versatzamt mit Markneukirchner Geigen und füttert von seinem Gewinn seine halbverhungerte Hauswirtsfamilie an einem einzigen Abend mit allem, was die armen Mägen unmöglich verdauen können. Er wird unter Mordverdacht verhaftet, geht der Polizei durch und wird, wieder eingefangen, halbtot geschlagen. Im Delirium treibt er sich bei den „Müttern" um, erwachend im Gefängnisspital findet er die Liebe in Gestalt der weißen Krankenschwester an seinem Bett. Dann tauchen ihn die Wochen der Untersuchungshaft tief in die Atmosphäre des Untermenschlichen ein. Hanebüchene Geschichten werden erzählt und passieren in den Mauern des (mit Nietzsche zu reden) Exkretionsinstitutes der Gesellschaft. Schack sieht, lacht, erhitzt sich, grübelt, staunt und wird schließlich entlassen, vom Mordverdacht frei, aber von den Schlingen des Rattennestes, der verbrecherischen Kehrseite der Gesellschaft, umstrickt. Zunächst kämpft er dagegen, dann stößt ihn die Enttäuschung, die er an seiner weißen Krankenschwester erlebt, wirklich hinein. Durch Zufall wird er des ersten Verbrechens, zu dem er sich verabredet hat, nicht schuldig, aber fast durch den gleichen Zufall wird er in eine schauerliche Mordtat, von der er nicht wußte, verwickelt. Die letzten Zeilen zeigen ihn im Kampf mit der Polizei, die ihn überwältigen wird. Was wird aus diesem Burschen weiter werden? Dem Erzähler soll die Antwort nicht erlassen sein. Vorläufig, in diesem Bande, bietet er die Geschichte eines Zusammenbruchs. Das Schicksal vernichtet einem Sohn des Kleinbürgertums alles, was ihm durch seine Klasse als Welt und Wert überkommen ist. Seine Anlagen und die Ereignisse wirken darin zusammen, und es liegt in diesem logischen Ablauf einer Selbstvernichtung etwas schreckenvoll Faszinierendes. In das tiefste, dunkelste Tal führt uns die erzählerische Soziologie Oskar Wöhrles. Wann wird sie wieder herausführen? Man möchte fast nicht wünschen, daß es zu bald geschehe. Es ist eine große Aufgabe der Epik, über jene Tiefen so wahrhaftig zu berichten, wie es nur einer kann, der gründlich hineingesehen hat, der so absolut unverlogen ist wie Wöhrle, und in dem zugleich so viel Werther steckt, so viel schmerzlicher und unverlierbarer Anteil an den hohen Bildern und Sehnsüchten der Menschheit.

Aichelberg Eduard Reinacher

Schicksale. Roman. Von François Mauriac. Deutsch von G. Craemer. Leipzig 1929, Insel-Verlag. 230 S. Geb. M. 5,50.

Der Insel-Verlag setzt die Reihe seiner Serie „Romane des heutigen Frankreich" mit Mauriacs „Schicksale" fort. Die Handlung, in die man auf etwas verwirrende Art eingeführt wird, ist so düster, wie die der beiden anderen Romane Mauriacs, die in demselben Hause unter den Titeln „Die Tat der Therese Desqueyroux" und „Der Kuß des Aussätzigen" deutsch erschienen sind. Mauriac schildert das Zusammentreffen einer alternden, in der katholischen Anschauung lebenden Gutsbesitzerin der französischen Provinz mit einem früh verdorbenen, hübschen Jungen, Bob Lagave, der sich seiner schönen Augen wegen von der pariser Lebewelt beider Geschlechter aushalten läßt. Die Frau wird sich ihrer Liebe erst bewußt, als Bob Lagave sich auf ihrem Gut ein

Digitized by Google

Stelldichein mit einer Pariserin aus guter Familie gibt. Die beiden lieben sich ernsthaft. Bob Lagave will mit dem Mädchen ein neues Leben beginnen. Sie verloben sich. Unglücklicherweise erscheint an diesem Abend der Sohn der Gutsbesitzerin, ein fanatischer Theologe. Er klärt das ahnungslose Mädchen über die Verhältnisse, in denen den Gerüchten nach ihr Verlobter lebt, auf. Sie reist sofort ab, um sich Klarheit zu verschaffen. Die Gutsbesitzerin läßt sie abreisen, ohne Bob zu benachrichtigen. Nicht aus Trägheit. Sie liebt ihn. Bob errät am nächsten Tag sofort den Grund dieser plötzlichen Abreise. In einer Auseinandersetzung mit dem übereifrigen, indiskreten Sittenrichter ohrfeigt er diesen. Es beginnt eine schlimme Zeit für ihn. Er wartet und wartet. Keine Nachrichten von seiner Braut. Er verzweifelt und ergibt sich dem Alkohol. In diesem Zustand treffen ihn einige Pariser Freunde, die auf einer Autofahrt nach Deauville begriffen, ihm guten Tag sagen wollen. Sie setzen ihm solange zu, bis er mit ihnen fährt. Auf dieser Reise findet er durch einen Unfall des Autos den Tod. Seine Braut, die nichts von diesem Ereignis weiß, hat sich inzwischen entschlossen, Bob Lagave „trotz allem" zu heiraten. Das Drama ist komplett. Dies der äußere Rahmen.

Man ist berechtigt, an den Verfasser der Therese Desqueyroux die höchsten Ansprüche zu stellen. Mit diesem Werk enttäuscht er. Er behandelt den problematischen Stoff, als hätte er einen Unterhaltungsroman schreiben wollen. Der Konflikt, in den der Theologe, der an der Verwicklung der Ereignisse einzig die Schuld trägt, verstrickt wird, die Anfechtungen der Liebe, die die Gutsbesitzerin in Widerspruch mit ihrer Religion und gesellschaftlichen Stellung bringen, sind nur angetippt, nicht behandelt und in vaguen Andeutungen gestaltet. Die geschickte Komposition und überaus farbige Diktion Mauriacs können nicht über diesen Mangel hinwegtäuschen. Man spürt das Arrangement. Es ist clair genie latin auf dumpfe Töne abgestimmt. Glatt, auskalkuliert, eine Rechnung, die stimmen muß. Hier wird nicht nebelhafte „Tiefe" reklamiert, aber festgestellt, daß ein großer Schriftsteller sein reiches Können fahrig über ein Thema gleiten ließ, ohne daraus zu schöpfen, was das Sujet verlangen konnte. Dies muß gesagt werden, ehe das Buch empfohlen wird. Die Lektüre in der guten Übersetzung G. Cramers ist ein Genuß. Bei einem derart fehlerhaften Werk wird es erst deutlich, wie gut man heute in Frankreich schreibt. Durch die Übertragung spürt man noch den Elan der glücklichen Formulierungen, der geistreichen Kontrapunkte, der lebendigen Anschaulichkeit. Ein Maximum im Handwerklichen, aber eben nur im Handwerklichen.

Paris — Josef Breitbach

Die Judasse Jesu. Von Henri Barbusse. Deutsch von Eduard Trautner. Wien 1928, E. Weller & Co. 328 S. M. 5,— (7,50).

Diese Worte können nur hinweisen auf ein großes Buch, das jedem Menschen gehört. Bücher wie dieses, welches den Vorstoß des Antichristen Nietzsche mit leidenschaftlicher Klarheit weiterführt, sind bestimmt, das geistige Weltbild des europäischen Menschen zu klären und, was heute ökonomischen Gesetzen bis zur Blindheit unterworfen ist, streng und verantwortungsvoll auch geistigen Gesetzen wieder zu unterstellen.

Wieder bestätigt sich die verehrungswürdige Größe des Franzosen Barbusse, dessen Zeitschrift „Monde", in Paris erscheinend, die geistigen Kämpfer Europas und Amerikas zu einer großen Gemeinschaft zu sammeln beginnt.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Literaturwissenschaftliches

Der neue Mythus. Waldemar Bonsels und sein Werk. Von Karl Rheinfurth. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 197 S. Geb. M. 4,—.

Sein Bekenntnis zu dem Dichter Waldemar Bonsels hat Karl Rheinfurth in der neuen, vorliegenden Bearbeitung wesentlich erweitert, um nicht zu sagen, zurechtgerückt. Bonsels selbst steht kaum mehr im Vordergrund, nur sein Werk allein, das, was dieses Werk heute zu repräsentieren hat, nämlich den Mythus, oder, wie Karl Rheinfurth will, einen „Neuen Mythus". Und mit dieser Definition hat er durchaus recht. Ebensowenig, wie sich der Dichter Waldemar Bonsels registrieren ließe, ebensowenig auch die Inkarnation seines Werkes, eben sein Mythus. Irgendwo in der „Indienfahrt" hat der Dichter einmal selbst eine Definition seiner Sendung zu geben versucht mit folgenden Worten: „Das Mystische ist weder das Dunkle und Unklare, noch das phantastisch Bedrohliche unverständlicher oder geheimnisvoller Vorgänge, sondern es umschließt, seiner tieferen Bedeutung nach, viel eher die Gewißheit ewiger Wahrheiten in ihrem Fortwirken jenseits unserer Erkenntnis." Zwischen diesem Versuch einer Definition und dem Schlußvers von Waldemar Bonsels „Grabschrift": „Glauben ist alles. Woran frage nicht" — liegt das eigentlich mystische Ziel dieser dichterischen Sendung.

Karl Rheinfurth sucht diesem Ziel, dem aus der schöpferischen Phantasie geborenen Einklang des Lebens, Symbol der allgegenwärtigen wirkenden Gottheit, in dem vorliegenden Buch auf vielfache Weise beizukommen. Teils aus der Verteidigung heraus (insbesondere gegenüber Helmuth Schreiners Streitschrift: „Das Geheimnis des dunklen Tores"), teils durch die belegmäßige unantastbare Weltanschauung des Dichters selbst heraus. Ausgehend von seiner vitalen Naturverwobenheit, die in allen Büchern Bonsels den Leser förmlich anspringt, kommt Rheinfurth zu der Überzeugung, daß es sich hier um einen Menschen und Dichter handelt, der aus dem Herzen lebt, das Quelle der Liebe, Gegenwart und Wirklichkeit göttlicher Kraft ist. Der bei aller Polarität seiner Beschaffenheit niemals tragisch mit seinen Kräften in Widerspruch gerät, sondern in schöpferischer Synthese einen neuen Himmel und ein neues Werk in Kraft und Freiheit aus seinem Geistesfleisch erstehen läßt. An dieser geistigen Gestalt Bonsels rückt Rheinfurth das „große Kindliche" an eine betonte Stelle. Er widerspricht mit aller Entschiedenheit der weitverbreiteten Meinung, als warte der Dichter Bonsels mit einer Art Lehre auf. Rheinfurth skizziert vielmehr mit aller Liebe und mit heißem Herzen den Weg seines Dichters, den Weg zu sich selbst, „jenen einzigen Weg, den wir gehen können, wenn wir wahre Gemeinschaft mit den Menschen finden wollen."

Jedes neue Werk Bonsels' hat ebenso sehr mit Dichtung wie mit gedanklichen, religiösen und lebensphilosophischen Dingen zu tun. „Kein Dichter unserer Zeit nötigt uns so sehr zur Sichtung der Grundfragen unserer geistigen Existenz wie Waldemar Bonsels. Von jedem seiner Bücher spüren wir, daß es irgendwie unsere Angelegenheit ist, die erörtert wird." Dieser Ausspruch Karl Rheinfurths mag befremdlich und kühn erscheinen. Aus dem Gesichtskreis heraus jener in „magischer Naturbetrachtung" Vereinigten ist er selbstverständlich. Daß aber über diese seelischen Bindungen (und über die persönlichen Beziehungen zu dem Dichter) hinaus dem Verfasser diese Apologie eines „Neuen Mythus" gelingen konnte, mag als doppelter Gewinn angemerkt sein.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Digitized by Google

Verschiedenes

Askania Nova. Das Tierparadies. Ein Buch des Gedenkens und der Gedanken von Woldemar von Falz-Fein. Neudamm 1930, J. Neumann. 323 S.

Vor rund hundert Jahren wandte sich die russische Regierung mit der Bitte an das Königreich Sachsen, veredelte Schafrassen zur Aufbesserung der eigenen Zucht nach Rußland einzuführen. Der Herzog von Anhalt, der davon erfuhr, dessen Schafzucht damals berühmt war, wandte sich direkt an Rußland und erklärte sich bereit, auf russischem Gebiet eine Stammschäferei für ganz Rußland einzurichten. Der russische Finanzminister von Cancrin, russischerseits wohl die Seele des Gedankens, trat für den Vorschlag ein. Vor seiner Russifizierung hieß er Krebs. Nikolaus I. hatte den einstigen Hofjuden von Worms (oder Mainz?) an sich gezogen und zum Dank für seine glänzende Finanzwirtschaft in den Adelsstand erhoben. Übrigens wurde seine Tochter die Großmutter des Grafen Keyserling (Darmstadt), wenn ich recht unterrichtet bin. 1828 kam der Vertrag zwischen dem Zaren und dem Herzog zustande. Im südrussischen Steppengebiet (Gouvernement Taurien) wurden zwei Areale von rund 220 000 Morgen zur Verfügung gestellt. Das kleinere Steppengut, das an das Schwarze Meer reichte, behielt seinen Tatarennamen Dofineh (26 000 Morgen). Das Hauptgut von rund 190 000 Morgen, wovon nur 17 000 Morgen für Schafzucht ungeeignet waren, erhielt, da der Herzog von Anhalt auch den Titel eines Grafen von Askanien führte, den Namen Askania Nova.

Die Geschichte dieser deutschen Siedlung ist drei Jahrzehnte lang unter der allzu fernen Oberleitung in Anhalt eine Leidensgeschichte gewesen. Erst vom Jahre 1856 an, als der Herzog den Besitz an einen südrussischen Großgrundbesitzer Fein, württembergischer Abstammung, verkaufte, beginnt allmählich der Aufschwung. Friedrich Fein gewann den gelernten Schafzüchter und Wollsachverständigen Johann Gottlieb Pfalz, der aus Sachsen stammte, zum Helfer. Er heiratete Feins Tochter. So entstand die Familie Falz-Fein, bis in den Weltkrieg hinein die erste und begütertste südrussische Grundbesitzerfamilie deutscher Abstammung. Wohin man auch kam, ein Stolz aller Kolonien deutscher Zunge bis in das fernste Transkaukasien hinein. In der ganzen Welt aber wurde Askania Nova durch den ältesten Sohn aus dieser Verbindung Falz-Fein berühmt, wo immer Zoologen, Botaniker, große Jäger und Tier- und Naturfreunde lebten. Friedrich Falz-Fein gründete auf seiner Besitzung aus eigenen Mitteln als einer der tätigsten Männer der damals auch in Rußland aufkommenden Naturschutzbewegung seinen Tierpark, der sich in unserem Jahrhundert zu einem wahren Tierparadies auswuchs, in dem sich Känguruhs, Kamele, Dromedare, Lamas, Hirsche, Büffel, Bison, Wisent, Rehe, Antilopen, Zebras, afrikanische Urwaldpferde, Hasen und Murmeltiere so frei als irgend möglich bewegen konnten. Im Januar 1914 lebten nach einem systematischen Verzeichnis 402 verschiedene Vogelarten dort. Vom nordafrikanischen Strauß über Möwen, Seeschwalben, Entenvögeln, Schnepfen, Wasserläufern, Tauchern, Trappen, Kranichen, Flamingos, Störchen, Reihern, Fasanen, Pfauen, Perlhühnern, Wachteln, Tauben, Adlern, Geiern, Bussarden, Falken, Weihen, Eulen, Spechten, Kakadus, Sittichen, Kuckucks und allein 127 Singvögelarten bis zum Sperling.

Zugleich aber hat Friedrich Falz-Fein diese Steppen, die früher nur von Tataren mit ihren Herden durchzogen wurden, durch Viehzucht und Ackerbau der Kultur erschlossen. Alles im Grunde die Tat eines Mannes, der seinen Reichtum wahrhaft fruchtbar zu machen verstand für Land und Leute.

Vor den Bolschewisten, die heute Askania Nova zum Staatseigentum erklärt haben, nachdem ihre roten Truppen alles möglichst ruiniert und die achtzigjährige Mutter erschossen hatten, entkam Friedrich Falz-Fein, dessen Familie von Nikolaus II. geadelt wurde.

Wie das alles wurde, wuchs und endete, das erzählt der jüngste Bruder Friedrichs in diesem dem Ältesten und seiner außerordentlichen Lebensleistung geweihten Buch, auf das an dieser Stelle leider nicht näher eingegangen werden kann. Nicht nur für Natur-, Tier- und Kulturfreunde eine Erquickung, sondern auch für Politiker und solche, die sich einbilden, es zu sein. Namentlich in seinen letzten Kapiteln sehr lehrreich und jedem, der weit vom Schuß auf die jetzige russische Staatsräson schwört, zum Nachdenken besonders dringend zu empfehlen.

Das Vorwort schrieb Geheimrat Heck, ein Nachwort Dr. Heinroth, der Direktor des berliner Aquariums, beides Freunde des Verstorbenen, der 1920 in Kissingen einem Herzschlag erlag. Auf dem Zwölf-Apostel-Friedhof in Berlin wurde er beigesetzt. So fand ein bedeutender Russe deutschen Bluts in deutscher Erde seine letzte Ruhe. Zwei seiner Lieblingsvögel, zwei Steppenadler aus Stein, flankieren sein Grab. Kletterrosen umranken den Hügel wie einst sein fernes Haus in Askania Nova, bolschewistisch schleunigst in Tschapli umgetauft.

Berlin — Kurt Aram

Wie war es möglich. Briefe eines russischen Offiziers. Von Fedor Stepun. München 1929, Carl Hanser. 282 S.

Diese Kriegsbriefe eines Philosophen werden nicht den Absatz finden wie „Im Westen nichts Neues", man möchte ihnen aber recht viele nachdenkliche Leser wünschen. Unter dem zaristischen Regime konnten sie nur in verstümmelter Form erscheinen, von den Bolschewisten wurden sie einfach verboten, denn sie sind „in der Tat alles andere als eine pazifistische Schreckensrevue zur Verherrlichung des Bürgerkrieges". Sie sind die Auseinandersetzung eines scharfen Denkers mit dem Problem des Krieges, eine Auseinandersetzung, die das Problem nicht löst, weil es unlösbar ist, sondern sich zuletzt demütig vor der Tragik des Unbegreiflichen beugt. „Etwas erkennen heißt mit dem zu Erkennenden eins werden. Der Krieg ist Wahnsinn, Tod und Zerstörung, darum könnte er nur von seelisch oder körperlich völlig Zerstörten — von Wahnsinnigen oder Toten — begriffen werden. Alles, was wir, die am Leben und bei Verstand geblieben sind, von ihm aussagen können, ist unzulänglich und geht an seinem tiefsten Wesen schließlich doch vorbei."

Der Verfasser dieser Briefe verdankt deutscher Kultur kaum weniger als seiner russischen Heimat. Wie er sich mit der Notwendigkeit, gegen Deutschland zu kämpfen, auseinandersetzt — ohne sich mit der bequemen Phrase zu trösten, daß „Potsdam" vernichtet werden müsse, damit „Weimar" wieder zu seinem Rechte komme — das soll man im Buch selbst nachlesen. Vielleicht liegt der Hauptwert des Buchs überhaupt darin, daß es ganz auf das Tatsächliche gestellt ist und Unlösbares nicht durch Scheinlösungen erledigt, vielmehr sich offen und ehrlich zum Ignoramus und Ignorabimus bekennt, allerdings nicht von vornherein, sondern erst nach langem Suchen und Ringen, dessen einzelne Stadien zu verfolgen vielleicht das Reizvollste für den Leser ist. Mit zu dem

Digitized by Google

Wertvollsten gehören die Erörterungen über Gegensätze und Verwandtschaft deutschen und russischen Wesens.
Der Titel „Wie war es möglich" stammt von der Übersetzerin oder vom Verlag. Im Original heißt das Buch ganz einfach „Briefe eines Artillerie-Unterleutnants". Das hätte auch für die deutsche Ausgabe genügt, um so mehr, als das Buch auf die Frage, wie es möglich war, eben keine Antwort gibt. Die Übersetzerin hat auch sonst leider recht flüchtig gearbeitet.

Leipzig — Arthur Luther

Zeitgeschichtliche Anmerkungen

XXV

Die Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz und ihre Stellung in der Bibliophilie

Von Kurt Ochsenius (Chemnitz)

Im Jahre 1899 wurde die erste bibliophile Gesellschaft in Deutschland gegründet, mit der die Namen der jetzigen Vorsitzenden Fedor von Zobeltitz und Georg Witkowski besonders verknüpft sind. Diese Gesellschaft der Bibliophilen, Sitz Weimar, ist die eigentliche Muttergesellschaft aller bibliophilen Bestrebungen. Die später gegründeten Vereinigungen nennen sich im Verhältnis zu dieser „Tochtergesellschaften". Von diesen rund 20 Vereinigungen seien besonders erwähnt der Leipziger Bibliophilen-Abend (gegründet 1902), ferner diejenigen zu Prag, Darmstadt, Berlin (hier besonders die Maximiliansgesellschaft), München, Dresden, Wien, Frankfurt a. M., Essen, Eisenach, Hamburg und Bremen. Unter den Tochtergesellschaften ist die Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz (gegründet 1921) mit 472 Mitgliedern gegenwärtig die größte, d. h. sie streitet sich mit der Gesellschaft der hessischen Bücherfreunde zu Darmstadt stets um diesen ersten Platz, der zwischen beiden oftmals wechselt.
Darmstadt und Chemnitz — ein Programm, ein Schicksalsgeschehen! Dort der frühere Hof, der die Künstlerschaft unterstützt und gefördert hat, und hier Chemnitz, die Stadt der Arbeit, die dieses Amt jetzt übernimmt.
Man sagt mit Recht, daß es dem größten Teil der deutschen Künstlerschaft, dem deutschen Künstlertum, in der Gegenwart deshalb so schlecht ginge, weil die wenigsten der jetzigen Fürsten, die Geldfürsten, es bisher gelernt haben, die Pflicht zu übernehmen, die früher die Landesfürsten als ihre vornehmste Aufgabe betrachteten, nämlich die Förderung von Kunst und Wissenschaft.
Nun, Chemnitz hat diese Aufgabe begriffen und erfüllt sie den Dichtern gegenüber vorbildlich, so daß beispielsweise Prof. Witkowski-Leipzig bereits vor fünf Jahren über das Wirken der Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz schrieb: „... wahrlich, dieses deutsche Manchester, das im allgemeinen für so wenig musenfreundlich gilt, leistet mehr für die Erkenntnis und Anerkenntnis der Lebenden als so manche hochgerühmte Kunststadt."
Die Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz nimmt ihre von allen Bibliophilen Deutschlands anerkannte Sonderstellung ein durch ihr Programm und die Ausführung dieses ihres Programmes. Das von dem bekannten Schriftkünstler Wieynk-Dresden in Schrift und Wort geschilderte ideale Ziel der Bibliophilie, nämlich Pflege der zeitgenössischen „Literatur in zeitgenössischem Gewand" ist bereits sieben Jahre vorher von der Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz erkannt worden; sie ist die einzige bibliophile Vereinigung, die sich ausschließlich in den Dienst lebender Autoren stellt.
Diesem Zwecke dienen zunächst ihre Jahresgaben, die stets von einem anerkannten Autor stammen und die nicht im Buchhandel zu haben sind, sondern nur den Mitgliedern, als Äquivalent für den Jahresbeitrag, eingehändigt werden.
Als Autoren der Jahresgaben sind zu nennen Paul Ernst, Albrecht Schaeffer, Rudolf Binding, Hermann Stehr, Ludwig Strauß, Wilhelm Schäfer, Herm. Hesse, Hanns Johst, Hans Friedr. Blunck, Ludwig Emanuel Reindl, Felix Braun, Ernst Lissauer, Henry von Heiseler †, alles Namen von gutem Klang!
Daneben erscheint fortlaufend eine Reihe von Autobiographien „Bekenntnishefte", bisher 14 an der Zahl, von Ina Seidel, Heinrich Lersch, Paul Ernst, Hanns Johst, Albrecht Schaeffer, Alfred Brust, Josef Ponten, Adele Gerhard, Ernst Lissauer, Wilh. von Scholz, Theodor Däubler, Hans Friedrich Blunck, Wilhelm Schäfer und von Hans Franck.
Zur Förderung junger starker Talente gibt die Gesellschaft als Sonderveröffentlichungen Werke von jungen Dichtern heraus, so von Werner Illing, Martin Richard Möbius, E. K. Fischer, Ludwig Abigt.
Alle Veröffentlichungen der Gesellschaft sind in vorbildlichem bibliophilen Druck und in ausgezeichneter Ausstattung erschienen. Die Drucklegung erfolgt in der Buchdruckerei Adam, die Einbände besorgt Albin Heumer, Chemnitz.
Mit dieser bibliophilen Betätigung verbindet die Gesellschaft — wiederum als einzigste Vereinigung in Deutschland — eine soziale Fürsorge für notleidende Dichter. Zu diesem Zwecke wird der zehnte Teil der Jahresbeiträge, rund 1000 Reichsmark, satzungsgemäß alljährlich einem oder mehreren Autoren als Ehrengabe überreicht. Bisher erhielten diese Stiftung Arno Holz, Otto zur Linde, Alfred Brust, Karl Söhle, Ludwig Strauß, Wilh. Schmidtbonn, Rudolf Pannwitz, Hanns Meinke, Agnes Miegel, Felix Braun und Theodor Däubler. Außerdem werden nach Bedarf freiwillige Sammlungen für in Not geratene Dichter veranstaltet — beispielsweise für den inzwischen verstorbenen Arbeiterdichter Alfons Petzold.
Ein weiteres Feld der Betätigung sind die regelmäßigen Dichtervorlesungen und Vorträge von Rezitationskünstlern und Gelehrten über Themen, die das Gebiet der literarischen Bestrebungen der Gesellschaft berühren.
Es unterliegt keinem Zweifel, daß zur Zeit eine Krise in der deutschen Bibliophile besteht. Neue Gesellschaften werden gegründet, oftmals lediglich aus persönlichen Interessen, ohne eigentliches Programm. Alte Sachen, die es nicht verdienen, werden neu gedruckt. Viel Geld wird für Nichtigkeiten ausgegeben. Um dem Zustande abzuhelfen, daß die vielfach verzettelten Vereinsbeiträge nutzlos vergeudet würden, machte der bekannte Antiquar Dr. h. c. Junk in Berlin vor etwa einem Jahr in einer vielfach beachteten Rede über die Krise in der bibliophilen Bewegung den Vorschlag, dieses Kapital, das er auf 100000 Mark jährlich schätzte, für Druckwerke auszugeben, die von einem Verleger wegen ihrer

Digitized by Google

Kostspieligkeit nicht herausgebracht werden können. Er wies darauf hin, daß wertvolle Geistesgebiete, die der Förderung und Entdeckung wert wären, von den Bibliophilen bisher unbeachtet gelassen worden wären, wie z. B. die Schriften und Reden großer Naturforscher, Historiker und Geographen. Nun, für die Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz ist dieses Suchen nach einem Ziel gegenstandslos. Sie hat das eine große Ziel vor Augen, sich in den Dienst von lebenden Autoren zu stellen und die gute, wahrhaft wertvolle zeitgenössische Literatur zu fördern. Und dies kann sie, weil sie in ihrem wissenschaftlichen Leiter die Persönlichkeit eines Albert Soergel als Berater hat.

Nachrichten

Todesnachrichten. Ernst Maaß ist nach einer Meldung vom 15. November im Alter von 74 Jahren in Marburg gestorben. Er hatte sich 1883 in Berlin habilitiert, war ordentlicher Professor der klassischen Philologie in Greifswald und Marburg, wo er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1924 gewirkt hat. Seine wichtigsten Forschungen („Orpheus", „Antike Seelenfeste") gelten der griechisch-römischen altchristlichen Jenseitsvorstellung und Religion, doch hat Maaß auch in seinen Werken „Goethe und die Antike" sowie in Studien über die Venezianischen Epigramme und die Wahlverwandtschaften Wertvolles für die Goethe-Forschung geleistet.

Robert Misch ist nach einer Meldung vom 29. November im Alter von 69 Jahren in Berlin gestorben. Schüler des Französischen Gymnasiums in Berlin, war er zunächst Schauspieler geworden und hat dann mit seinen Lustspielen „Das Ewig-Weibliche", „Prinzchen", mit seinen Romanen „Villa Kaltenbach", „Der Herrenreiter" gute Erfolge erzielt.

Frieda Jung ist am 14. Dezember im Alter von 64 Jahren den Folgen einer schweren Operation erlegen. Sie hat sich in ihrer ostpreußischen Heimat als Lyrikerin bekanntgegeben und ist durch den frischen und innigen Volksliedton ihrer Gedichte den Heimatgenossen vertraut geworden. Unter ihren Gedichtbänden: „Maienregen", „Neue Gedichte", „Ausgewählte Gedichte", dazu die Erzählungen „Gottes Segen".

Ewald Silvester (Hans Karl Heide) ist am 31. August in einem münchener Krankenhaus im Alter von 51 Jahren gestorben. Er hat lange Zeit in München, lange Zeit auch in der Schweiz gelebt. Gedichte, Novellen, Romane, ausgezeichnet durch Humor und frische Lebenskraft, hat der auch journalistisch Tätige verfaßt. Sein Roman „Erbgift" ist in weite Kreise gedrungen. Sein Schauspiel „Flucht" ist in Basel zu erfolgreicher Uraufführung gelangt. Von seinen Gedichten ist die Sammlung „Der flammende Kranz" zu nennen.

* * *

Das Kuratorium der Julius-Reich-Dichterstiftung hat die Preise für 1929 einstimmig den Erzählern Bruno Brehm (Wien), Mela Hartwig (Graz), Manfred Hausmann (Worpswede) und dem Lyriker Theodor Kramer (Wien) zuerkannt.

Ernst Wichert hat für seine Erzählung „Der Hauptmann von Kapernaum" den Literaturpreis der europäischen Zeitschriften erhalten.

Der Goncourt-Preis ist Marcel Arland für sein dreibändiges Werk „L'ordre" zugesprochen worden.

Der Preis Théophraste Renaudot wurde Marcel Aymé für seinen Roman „La Table aux Crevées" zuerkannt.

Den Prix Femina erhielt Georges Bernanos für sein Buch „La Joie".

Der polnische Dichterpreis in Höhe von 15 000 Zloty ist dem Dichter Ferdinand Goetel für seine Erzählung „Das Herz des Eises" zuerkannt worden.

Den durch Georges Courtelines Tod freigewordenen Sitz der Akademie Goncourt erhielt Roland Dorgeles, der durch seine Kriegsromane „Croix de Bois", „Le Cabaret de la belle Femme" bekannt geworden ist.

Drei nordische Verlagsanstalten: Albert Bonnier, Stockholm, Gyldendal Norsk Verlag, Oslo, Gyldendalske Boghandel, Kopenhagen haben unter Aussetzung von Preisen von 10 000, 5000, 2500 Kronen (außer dem üblichen Verfasserhonorar) ein Preisausschreiben für den besten Roman erlassen. Für die beste der prämiierten Arbeiten soll ein weiterer Preis in Höhe von 25 000 Kronen verliehen werden.

Der Verband der Buchhändler und Verleger in der Tschechoslowakei hat anläßlich seines fünfzigjährigen Bestehens den Betrag von 100 000 Kronen für eine Dotation festgesetzt, aus deren Zinsen regelmäßig Preise zur Verteilung gelangen sollen.

Der hamburger Senat hat für sein Preisausschreiben in Höhe von 15 000 Mark, für das deutsche Dichter, Schriftsteller und Gelehrte in Betracht kommen, die auf den von Lessing gepflegten Wissensgebieten die Erkenntnis und den sprachlichen Ausdruck gefördert haben, die Mitglieder des Preiskollegiums berufen; unter ihnen Professor Leopold Jeßner.

Die Stadt Barmen hat zur Ehrung Rudolf Herzogs anläßlich seines 60. Geburtstages einer Straße seinen Namen gegeben.

Alfred Staackmann in Leipzig, Leiter des Verlags L. Staackmann in Leipzig, ist das goldene Ehrenzeichen für besondere Verdienste um die Republik Österreich verliehen worden.

Rektor und Senat der Georg-August-Universität zu Göttingen haben Professor Dr. phil. h. c., Dr. rer. pol. h. c. Heinrich Sohnrey zum 70. Geburtstag die herzlichen Glückwünsche als dem echten Sohn ihrer niedersächsischen Heimat, dem dichterischen Gestalter von Niedersachsens Landschaft und Volkstum ausgesprochen.

Ernst Johannsens „Vier von der Infanterie" ist im pariser Verlag L'Epi in französischer Übersetzung erschienen. Eine besondere Auflage auf Büttenpapier mit Namenszug des jeweiligen Kritikers wurde den französischen Buchkritikern gewidmet.

Thomas Manns „Unruhe und frühes Leid" ist in der Übersetzung von Lavinia Mazzucchetti in italienischer Sprache im Verlage Sperling & Kupfer in Mailand erschienen.

Leonhard Franks Novelle „Karl und Anna", übersetzt von Giacomo Prampolini, ist im gleichen Verlag herausgekommen. Sein Roman „Bruder und Schwester" ist bereits vor seinem Erscheinen in Deutschland zur Übersetzung in Amerika, England, Holland und Spanien angenommen worden.

Walter von Molos Roman „Mensch Luther" ist im Verlag von R. Cobden-Sanderson in englischer Sprache erschienen.

* * *

Digitized by Google

Die Deutsche Bücherei in Leipzig hat festgestellt, daß es zur Zeit nicht weniger als 24 900 periodische Veröffentlichungen in deutscher Sprache gibt, davon sind 11 086 Zeitschriften im engeren Sinn des Wortes. An jährlichen Veröffentlichungen erschienen 7652, an Serienwerken 6189. Die Gesamtzahl der bei der Deutschen Bücherei seit 1912 gesammelten periodischen Schriften mit Einschluß der inzwischen wieder erloschenen beläuft sich auf 45 298. Es haben demgemäß im Verlauf von 16 Jahren 20 398 Periodika ihr Erscheinen eingestellt.

Nach einer Mitteilung der Deutschen Bücherei in Leipzig wurden von den im Jahre 1928 erschienenen deutschsprachigen Büchern 56,8 Prozent in Fraktur und 43,2 Prozent in Antiqua gedruckt. Von Zeitschriften 59,8 Prozent in Fraktur und 40,2 Prozent in Antiqua.

Die Deutsche Bücherei in Leipzig hat eine beinahe lückenlose Sammlung des dichterischen und literarischen Schaffens Rainer Maria Rilkes nebst den Übersetzungen aus den Schriften über ihn erworben. Die Sammlung stammt aus dem Besitz des Literarhistorikers A. Hünich und enthält auch Rilkes Erstlingswerk „Leben und Lieder" aus dem Jahre 1894, das bisher in keiner öffentlichen Bibliothek vorhanden war. Die Sammlung soll der Forschung in weitgehendem Maße zugänglich gemacht werden.

Die „Revue d'Allemagne" hat unter dem Titel „Hommage à Hofmannsthal" ein Doppelheft mit Beiträgen von E.R. Curtius, B. Groethuysen, Lugnée-Poe, J. E. Spenlé und Geneviève Bianquis herausgegeben.

Im Stadtarchiv zu Freiburg i. B. ist eine Sammelstelle für Dichtungen und Briefe Emil Götts geschaffen worden.

Die Notgemeinschaft für deutsches Schrifttum begann am 1. Januar 1930 ihre Tätigkeit. Dem Vorstand gehören an: H. M. Elster, Donndorf, Fritz Engel, Georg Engel, Ludwig Fulda, Walter Harlan, H. Lilienfein, W. Mahrholz, W. von Scholz, Lutz Weltmann. Zu ersten Vorsitzenden wurden Ludwig Fulda und Heinrich Lilienfein, zu deren Stellvertretern Fritz Engel und Georg Engel gewählt. Zur Führung des Lektorats der Abteilung Werkhilfe wurden Max Tau und Wolfgang von Einsiedel berufen. Auskunft durch die Geschäftsstelle: Berlin W. 62, Lutherstr. 10.

Das Manuskript von Sherriffs „Journeys End" wurde zugunsten der Völkerbundsliga versteigert und erzielte den Preis von 15 000 Pfund Sterling. Der Käufer, Sir Walter Lawrence, teilte mit, daß er das Manuskript der Nation zum Geschenk machen werde.

Die im 14. Jahrgang erscheinende Monatsschrift für Bücherfreunde „Der Bücherwurm" ging in den Besitz des Verlags für Buchwerbung, Berlin SW. 61 über, der sie mit seiner Monatsschrift „Der Büchermonat" zu einer umfassenden Zeitschrift zu vereinigen gedenkt. Herausgeber: Karl Rauch.

Unbekannte persönliche Erinnerungen an Goethe. In dem anläßlich des Joseph-Dobrovsky-Jubiläums herausgegebenen Sammelband der tschechischen Vierteljahrsschrift Bratislava gelangen eben zum Abdruck Auszüge aus dem bisher unveröffentlichten Tagebuch des böhmischen Grafen Eugen Erwin Karl Czernin (1796–1868), eines Freundes und Gönners des Patriarchen der Slavistik. Darunter finden sich auch zwei Aufzeichnungen über Goethe; die erste, vom 4. August 1810, durch ihre knabenhafte Naivität einfach bezaubernd, stammt aus der Feder des 14jährigen Knaben, welcher Goethe bei seinen Eltern in Schönhof, wohin der Dichterfürst einen Ausflug aus Karlsbad gemacht hat, kennen gelernt hatte. Die andere Notiz trägt das Datum 12. August 1817 und bezieht sich auf den Besuch Goethes in dem jungen Haushalt des Grafen und seiner schönen Gattin Marie Therese, geborene Orsini Rosenberg, in Karlsbad. Die Aufzeichnungen lauten:

4. VIII. 1810. Nachmittag kam der berühmte Schriftsteller und Dichter Göthe mit Herrn Riemer, Doktor der Philosophie aus Weimar an. Sie kamen von Karlsbad. Ersterer ist geheimer Rat und macht jetzt in Deutschland durch seine Gedichte und Schriften, die vorzüglich Romane sind, am meisten Aufsehen. Er ist auch ein starker Physiker und Mineralog. Er ist schon gegen 60 Jahre alt, nicht groß, hat eine etwas gekrümte Nase und etwas Mißtrauisches und Stolzes in seiner Physiognomie.

12. VIII. 1817. Göthe bei uns gespeist mit seinen 2 Adjutanten Buquoy und Paar, Werry Palffy etc. Göthe, der doch sonst es nicht gern hat, wenn man ihn einladet, um ihn anzugaffen und sprechen zu hören gleich wie man ein ausländisch Thier aus Neugierde beschaut oder einen Gaukler kommen läßt, der einem seine Kunststücke vorschwatzt, war heute recht guter Laune, wie er überhaupt dies Jahr weit munterer ist als sonst. Nur muß man ihm keine ausgesuchten Redensarten und feine Complimente vorplaudern wollen, dann wird er sogleich verdrießlich. Er scheint dann verlegen zu werden als ob er für die Complimente keine Antwort fände, seine gewölbte Stirn runzelt sich mürrisch zusammen, er wird steif und ernst, und zieht sich aus jedem Gespräch einsilbig und wie es scheint stolz zurück. Leitet man aber das Gespräch auf ganz gleichgültige Dinge und bringt es dann unvermerkt auf interessantere Gegenstände, so nimmt Göthe den wärmsten Anteil daran und spricht und erzählt mit munterer Laune stundenlang fort äußerst unterhaltend und belehrend, besonders unter wenig Zuhörern. Bei Tische machte Göthe meiner Mutter Entschuldigungen über sein, wie er es nannte, unartiges Betragen, als er vor einigen Jahren zu Schönhof bei uns war. Er sagte seine Gesundheit sei damals von der Art gewesen, die es ihm sehr schwer machte in Gesellschaft munter und so höflich zu sein, als er es sein sollte. Nach Tische sprach Göthe manches gegen das mechanische Erlernen der Dichtkunst, gegen das Scandieren, er meinte, das Dichten sei eine Gabe der Natur, die einem nicht so eingebläut werden könne, wie dem Schuster das Schuhmachen. Werry Palffy sehr beredete gegen Göthe. Göthe für die Beweisart durch Induction, wir urteilen immer durch Analogie – – –. Disput darüber mit Buquoy, der dagegen ist. (Arne Novák)

* * *

Im Verlag Th. Knaur Nachf. sind drei Bücher zu dem bekannten billigen Preis erschienen, die Literaturfreunde besonders angehen: in vollständiger Ausgabe Wilhelm Scherers „Geschichte der deutschen Literatur", eine Neuausgabe von Lily Brauns „Im Schatten der Titanen", mit durchaus annehmbaren Bildtafeln und Brieffaksimiles, endlich Anselm Feuerbachs sehr wichtiges Buch „Ein Vermächtnis", dem wiederum acht Bildtafeln in Kupfertiefdruck beigegeben sind. Namentlich letzteres Buch ist für die Mentalität des 19. Jahrhunderts überaus wichtig; es vereint damit den Reiz der Konfession.

* * *

S. M. Eisensteins Filmszenarium „Die Generallinie" wird als Buch bei Reimer Hobbing, Berlin, erscheinen. Die prinzipiell richtige Einleitung bieten wir im Aufsatzteil dieses Hefts.

Digitized by Google

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Bahr, Hermann. Österreich in Ewigkeit. Roman. Hildesheim 1929, Franz Borgmeyer. 164 S. M. 2,50 (4,—).

Baur, Marie Theres. Das Hannele vom Herrenhaus. Erzählungen. Innsbruck 1929, Tyrolia. 336 S. Geb. M. 5,—.

Beste, Konrad. März. Roman. München 1930, Georg Müller. 308 S. Geb. M. 7,—.

Biging, Curt. Die große Fehde. Tiergeschichten. Illustriert von Erich Bloch. Berlin 1930, Arbeiterjugend-Verlag. 111 S. M. 4,50 (7,50).

Bloem, Walter Julius. Feuer im Norden. Roman einer Frau. München 1929, Drei Masken Verlag A.-G. 281 S.

Brändl, Georg. Ben Hur in Rom. Eine Erzählung aus der Zeit des Caligula. München, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 141 S. Geb. M. 4,—.

Delius, Rudolf. Die Tänzerin. Ein Roman vom Weibe. Dresden 1929, Carl Reißner. 225 S. M. 3,50 (6,—).

Eckel, Anna Hilaria von. Die Königreiche der Trine Hansen. Roman. Breslau 1929, Bergstadt-Verlag W. G. Korn. 307 S. Geb. M. 7,—.

Ernst, Paul. Geschichten zwischen Traum und Tag. München 1930, Georg Müller. 273 S.

—, —. Romantische Geschichten. (Ebenda.) 333 S.

—, —. Liebesgeschichten. (Ebenda.) 308 S.

—, —. Jugenderinnerungen. (Ebenda.) 344 S.

—, —. Grundlagen der neuen Gesellschaft. (Ebenda.) 599 S.

Fernholz, Henriette. Bedrängte Jugend. Roman. München 1929, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 297 S. Geb. M. 7,—.

Flamm, Peter. Du? Roman. Wien 1929, Paul Zsolnay. 335 S.

Flodur, Armin. Michel im Jenseits. München-Gr. 1929, Karl Rudolf. 353 S.

Frank, Leonhard. Die Entgleisten. Technische Mitarbeit: Adolf Lantz. Berlin, Reimar Hobbing. 95 S.

Frömberg, Kurt. Toteninsel. Novellen. Berlin-Krummhübel 1928, Bonavoluntas-Verlag. 183 S. M. 3,50 (4,50).

Gail, Otto Willi. Die blaue Kugel. Breslau 1929, Bergstadtverlag, W. G. Korn. 158 S. Geb. M. 4,50.

Graf, Oskar Maria. Kalender-Geschichten. Bd. I/II. München 1929, Drei Masken Verlag A.-G. 407, 400 S.

Hatvany, Ludwig. Bondy jr. Ein Roman. München 1929, Drei Masken Verlag A.-G. 635 S.

Hauser, Heinrich. Schwarzes Revier. Berlin 1930, S. Fischer. 149 S. M. 6,— (8,—).

Hülsen, Hans von. Der Schatz im Acker. Roman. Berlin/Solothurn 1929. Eigenbrödler-Verlag. 446 S. M. 4,50 (7,—).

Jacob, Heinrich Eduard. Blut und Zelluloid. Roman. Berlin 1930, Ernst Rowohlt. 353 S. M. 5,— (8,—).

Jahn, M. Boleke Roleffs. Eine niederdeutsche Erzählung. Göttingen 1930, C. Spielmeyer Nachf. 62 S. M. 1,— (1,80).

Jahnn, Hans Henny. Perrudja. Roman. I./II. Bd. Berlin 1929, Gustav Kiepenheuer. 431, 437 S. Geb. M. 48,—.

Johannes, Martin Otto. Adel verpflichtet. Roman. Leipzig 1930, Hammer-Verlag. 244 S. Geb. M. 4,50.

Kaden-Bandrowski, Julius. General Barcz. Roman. Frankfurt a. M. 1929, Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abt. Buch-Verlag. 458 S. M. 5,50 (7,50).

Karlin, Alma M. Einsame Weltreise. Die Tragödie einer Frau. Minden i. W. 1930, Wilhelm Köhler. 331 S. Geb. M. 6,—.

Klages, Victor. Die Neger. Roman. Berlin 1929, Martin Wasservogel. 378 S.

Knittel, John. Der blaue Basalt. Roman. Zürich 1930, Orell Füßli. 310 S. M. 4,80 (6,40).

Kraus, Hilde Maria. Ärztinnen. Eine Erzählung. Breslau 1929, Bergstadtverlag W. G. Korn. 110 S. Geb. M. 3,50.

Lienert, Meinrad. Der doppelte Matthias und seine Töchter. Roman. Berlin 1929, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 403 S. M. 5,— (7,50).

Madsack, Paul. Die metaphysische Wachsfigur oder Auf Geisterfang mit Sir Arthur Conan Doyle. Eine magische Groteske. München 1930, Georg Müller. 230 S.

Mathar, Ludwig. Die Rache der Gherardesca. Roman aus Sardiniens Heldenzeit. Einsiedeln, Benziger & Co. A.-G. 365 S. M. 6,— (7,50).

Maner, Erich August. Gottfried sucht seinen Weg. Roman. Berlin 1929, Adolf Luser. 616 S. Geb. M. 9,—.

Mohr, Max. Die Heidin. München 1929, Georg Müller. 303 S.

Peteani, Maria. Frauen im Sturm. Roman. Leipzig 1929, Eulen-Verlag. 395 S. M. 2,50 (3,75).

Richter, Hans. Die unter Tage. Roman. Berlin 1929, Ernst Keils Nachf. (August Scherl) G. m. b. H. 233 S. M. 4,— (5,50).

Rubatschei, M. V. Agnes. Eine gotische Geschichte. München 1930, Josef Müller „Ars sacre". 45 S. Geb. M. 1,60.

Salburg, Edith Gräfin. Die Nonnen von Sankt Hildegunden. Ein Buch der Glaubensnot. Leipzig 1930, Hammer-Verlag. 324 S. Geb. M. 7,—.

Schneider-Weckerling, Meta. Cornelia Goethe. Roman in Tagebuchblättern. Mit 12 Tafeln. Jena 1930, Eugen Diederichs. 301 S. M. 6,— (9,50).

Schüler, Gustav. Von Tieren und Narren. Bilderbuch aus meiner Heimat. Stuttgart-Berlin 1930, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 204 S. Geb. M. 5,—.

Schwarzkopf, Nikolaus. Der Barbar. Ein Matthias-Grünewald-Roman. München 1930, Georg Müller. 293 S.

Seidel, Willy. Die magische Laterne des Herrn Zinkeisen. München 1930, Georg Müller. 475 S. Geb. M. 8,—.

Siman, Cäsar von. Kampf der Seligen. Ein Loyola-Roman. München 1930, Georg Müller. 463 S.

Sondermann, Gustav. Der Totenweck. Fünf Novellen vom Tod zum Leben. Stuttgart-Berlin 1930, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 227 S. Geb. M. 5,50.

Steguweit, Heinz. Der Tumult um den Schüler Sadowski. Ein Knabenschicksal. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 103 S. M. 2,— (3,50).

—, —. Kreuzweg des Kreuzigers. Gestalten und Legenden um Napoleon. (Ebenda.) 129 S. M. 2,50 (4,—).

Straßburger, Egon H. Lustige Geschichten. 40 Humoristen haben das Wort. Herausgegeben von E. H. St. Leipzig, Emil Reis. 242 S. Geb. M. 4,—.

Vershofen, Wilhelm. Rhein und Hudson. Elf Grotesken. Wiesbaden/Leipzig 1929, Walther Gericke. 215 S. M. 4,50 (6,—).

Walim, Gibré Ben. Der Raub des Basch-namé. Ein Jugendroman. Langensalza 1930, Julius Beltz. 231 S. Geb. M. 5,50.

Wiedmer, Hermann. Die Verwandlungen des Walter von Tillo. München 1930, Georg Müller. 479 S.

Wöhrle, Oskar. Das Rattennest. Roman. Dresden 1929, Buchverlag Kaden & Comp. 320 S. M. 4,— (5,—).

* * * Nur eine Knabenseele ... Nach Familienpapieren

Digitized by Google

herausgegeben. Freiburg i. B. 1930, Herder & Co. G. m. b. H. 114 S. M. 2,– (3,–).

* * *

Arlen, Michael. Lily Christine. Roman. Deutsch von Else Baronin von Werkmann. Leipzig 1930, C. Weller & Co. 447 S. M. 5,– (8,–).

Asch, Nathan. Liebe in Chartres. Aus dem Englischen von Hermynia zur Mühlen. Frankfurt a. M. 1930, Rütten & Loening. 226 S. M. 3,– (5,–).

Benson, Robert Hugh. Gespenstergeschichten. Übersetzt von Friederike Freifrau von Moreau. München, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 211 S. Geb. M. 5,–.

Hemingway, Ernest. Männer. Aus dem amerikanischen Manuskript von Anne-Marie Horschitz. Berlin 1929, Ernst Rowohlt. 253 S.

Mukerdschi, Dhan Gopal. Ghond. Aus dem Englischen von Hilda Westphal. Frankfurt a. M. 1930, Rütten & Loening. 237 S. M. 4,50 (6,50).

Sinclair, Upton. 100 Prozent. Roman eines Polizeispitzels (Die Roman-Rundschau Nr. 8). Wien 1929, Strom-Verlag. 124 S. M. 1,–.

Smedley, Agnes. Eine Frau allein. Aus dem amerikanischen Manuskript von Julian Gumperz. Frankfurt a. M. 1929, Frankfurter Societätsdruckerei G. m. b. H., Abt. Buch-Verlag. 434 S. M. 4,– (6,–).

Wells, Herbert George. Mr. Blettsworthy auf der Insel Rampole. Roman. Deutsch von Helene Maria Reiff. Wien 1929, Paul Zsolnay. 394 S.

Barbusse, Henri. Novellen. Deutsch von Lina Frender. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 154 S.

Istrati, Panait. Kodin. Kindheit des Adrian Zograff. Aus dem Französischen von O. R. Sylvester. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 212 S. M. 4,– (6,–).

Levy, Sarah. Geliebter! O mon Goye! Roman. Deutsch von N. Collin. Berlin, Erich Reiß. 198 S. M. 3,80 (5,80).

Rolland, Romain. Das Leben des Ramakrishna. Deutsch von Paul Amann. Erlenbach-Zürich 1929, Rotapfelverlag. 352 S. Geb. M. 8,50.

Dixelius, Hildur. Sara Alelia. Roman. Aus dem Schwedischen von Wolfheinrich und Dagmar von der Mülbe. München 1930, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 509 S. M. 6,– (8,50).

Egge, Peter. Hansine. Roman. Deutsch von Heinrich Goebel, Leipzig, Quelle & Meyer. 310 S. Geb. M. 6,–.

Mikkelsen, Ejnar. John Dale. Aus dem Dänischen von Wolf-Heinrich von der Mülbe. Berlin 1929, Universitas Deutsche Verlags-A.-G. 266 S.

Östenso, Martha. Der junge Maimond. Roman. Deutsch von Nelly Hobsbaum. Wien 1929, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 270 S. Geb. M. 6,50.

Rölvaag, Ole Edward. Peder der Sieger. Roman. Deutsch von Ellinor Drösser. Leipzig/Zürich, Grethlein & Co. 374 S. Geb. M. 9,–.

Undset, Sigrid. Gymnadenia. Roman. Herausgegeben von J. Sandmeier. Übersetzt von demselben und S. Angermann. Frankfurt a. M. 1929, Rütten & Loening. 481 S. M. 7,50 (10,–).

Vaering, Astrid. Harte Jahre. Roman. Deutsch von Gerhard Niedermeyer. Berlin-Steglitz 1929, Eckart-Verlag. 271 S. Geb. M. 6,–.

–, –. Marja. Eine Erzählung aus dem schwedischen Hochland. Deutsch von Ortrud Freye. Tübingen 1930, Alexander Fischer. 205 S. M. 4,50 (6,–).

Unamuno, Miguel de. Frieden im Krieg. Ein Roman aus dem Carlistenaufstand. Aus dem Spanischen von Otto Buek. Berlin 1929, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 383 S.

Aldanov, M. A. Die Teufelsbrücke. Historischer Roman. Deutsch von R. Candreia. München, Drei Masken Verlag A.-G. 351 S.

Tolstoj, Leo. Nach vierzig Jahren. Volkserzählung. Übersetzt von Rahel bin Gorion. Tübingen 1930, Alexander Fischer. 143 S.

Lyrisches und Episches

Binding, Rudolf G. Ausgewählte und neue Gedichte. Frankfurt a. M. 1930, Rütten und Loening. 204 S. M. 4,50 (6,50).

Döblin, Hugo. Stimmen aus dem Dunkel. Berlin 1929, Verlag der Hoboken-Presse.

Federer, Heinrich. Ich lösche das Licht. Gedichte. Berlin 1930, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 165 S.

Preisendanz, Karl. Gedichte um Reichenau und Mainau. Herausgegeben von K. P. Konstanz 1929, A.-G. Oberbadische Verlagsanstalt. 95 S. M. 1,80.

Preradović, Paula von. Südlicher Sommer. Gedichte. München 1929, Jos. Kösel & Pustet. 102 S.

Rückert, Friedrich. Ausgewählte Werke in einem Band. Herausgegeben von Julius Kühn. Leipzig, Philipp Reclam jun. 372 S.

Sarasin, Paul. Gesammelte Dichtungen. Bd. I. Lyrische Gedichte. Aarau, H. R. Sauerländer & Co. 281 S.

Schanderl, Josef. Mitten im All. München, R. Piper & Co. 141 S. Geb. M. 6,–.

Schaumann, Ruth. Die Kinder und die Tiere. 21 handkolorierte Holzschnitte mit Versen. München 1929, Jos. Kösel & Fr. Pustet. M. 7,50.

–, –. Der blühende Stab. Neun Gedichte. Neue Holzschnitte. (Ebenda.) 160 S. Geb. M. 7,–.

Soergel, Albert. Kristall der Zeit. Eine Auslese aus der deutschen Lyrik der letzten 50 Jahre. 822 Gedichten von 193 Dichtern. Leipzig/Zürich 1929, Grethlein & Co. 608 S.

Sommerfeld, Martin. Deutsche Barocklyrik. Nach Motiven ausgewählt und geordnet. (Literarische Bibliothek I.) Berlin 1929, Junker & Dünnhaupt. 189 S. M. 5,50.

Stegemann, Hermann. Von Leben zu Leben. Ein Sonettenkranz. Nr. 87. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 113 S. Geb. M. 5,–.

Teut, Ansolt. Kranz des Jünglings. Als Manuskript gedruckt bei Gebr. Hofer A.-G., Saarbrücken. 61 S.

Toller, Ernst. Verbrüderung. Ausgewählte Dichtungen. Berlin 1930, Arbeiterjugend-Verlag. 73 S. M. –,90 (1,50).

Totentanz. 12 Bilder von Hans Holbein mit Gedichten von Georg Schwarz. Stuttgart, Buchdruckerei Gottl. Holoch.

Trenck, Siegfried von der. Don Juan – Ahasver. Eine Passion der Erde. Gotha 1930, Leopold Klotz. 346 S. Geb. M. 10,–.

–, –. Offenbarung des Eros. (Ebenda.) 244 S. Geb. M. 4,50.

Winckler, Josef. Eiserne Welt. Gedichte. 15.–20. Taus. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 102 S.

* * *

Galsworthy, John. Neue und alte Verse. Übertragen von Kurt Schrey. Wien 1929, Paul Zsolnay. 71 S.

Strecker, Karl. Moralisch-satirische Gedichte Walters von Chatillon. Aus deutschen, englischen, französischen und italienischen Handschriften. Heidelberg 1929, Carl Winters Univ.-Buchhandlung. 179 S. M. 6,–.

Böhm, Hans. Lieder aus China. Nachdichtungen chinesischer Lyrik. Mit 17 Zeichnungen von Rudolf Großmann. München 1929, Georg D. W. Callwey. 62 S. Geb. M. 7,–.

Dramatisches

Hauptmann, Gerhart. Spuk. Die schwarze Maske. Schauspiel. – Hexenritt. Satyrspiel. Berlin 1929, S. Fischer. 99 S.

Hornig, Oskar. Tiberius Gracchus. Drama in fünf Akten. Berlin-Friedenau, A. Bahlcke. 128 S. M. 1,85.

Digitized by Google

Lilienfein, Heinrich. Nacht in Polen 1812. Ein Drama in drei Akten. Stuttgart-Berlin 1929, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 92 S. M. 2,20.

Neurath, Otto. Emils Fahrt zum Weihnachtsmann. Eine Weihnachtsreise ins Märchenland in sechs Bildern. Bremen 1929, Carl Schünemann. 55 S.

Oesterroth, Franz. Am Marterpfahl der Sioux. Schmökerspiel oder Ein Mädchenraub im Wilden Westen. 7.–9. Tausend. Berlin 1930, Arbeiterjugend-Verlag. 35 S. M. –,90.

Rollenhagens, Georg. Spiel vom reichen Manne und armen Lazaro. 1590. Herausgegeben von Joh. Bolte (Neudrucke der deutschen Literaturwerke Nr. 270–273). Halle a. d. S. 1929, Max Niemeyer. 163 S. M. 4,–.

Schnitzler, Arthur. Im Spiel der Sommerlüfte. In drei Aufzügen. Berlin 1930, S. Fischer. 85 S.

Stach, Ilse von. Die Frauen von Korinth. Dialoge. Breslau 1929, Bergstadtverlag W. G. Korn. 275 S. Geb. M. 6,–.

* * *

Pirandello, Luigi. Heute abend wird aus dem Stegreif gespielt. Deutsch von Harry Kahn. Berlin, Reimar Hobbing. 142 S. M. 3,–.

Literaturwissenschaftliches

Albrecht-Hönigschmied, Hofrat August von. Goethe. Westöstlicher Divan. Nach seinem Gedankenaufbau erläutert. Wien 1930, Wilh. Braumüller. 334 S.

Alker, Ernst. Franz Grillparzer. Ein Kampf um Leben und Kunst. Marburg a. d. L. 1930, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 256 S. M. 10,– (12,–).

Ball-Hennings, Emmy. Hugo Ball. Sein Leben in Briefen und Gedichten. Mit einem Vorwort von Hermann Hesse. Berlin 1930, S. Fischer. 312 S. M. 6,– (8,–).

Baumgarten, Otto. Meine Lebensgeschichte. Tübingen 1929, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 515 S. M. 18,–.

Bernt, Alois. Der Ackermann aus Böhmen des Johannes von Saaz. Herausgegeben von A. B. Heidelberg 1929, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung. 53 S. M. 2,50.

Beyer, Rudolf von. Meine Begegnung mit Goethe und anderen Zeitgenossen. Tagebuchblätter. Bearbeitet von seinem Enkel Rudolf Schade. Berlin 1930, Brunnen-Verlag Karl Winckler. 192 S. M. 3,50 (5,50).

Birt, Theodor. Wie ich lernte. Hamburger Erinnerungen und Stimmungsbilder aus den Jahren 1813–1872. Leipzig, Quelle & Meyer. 291 S. Geb. M. 8,–.

Borkowsky, Ernst. Die deutsche Romantik (Führer zur Deutschen Dichtung. 5. Heft). Breslau 1929, Ferdinand Hirt. 183 S.

Elbertshagen, Th. W. Briefe über Reinhold Conrad Muschler. (Privatdruck.) Leipzig 1929, Fr. Wilh. Grunow. 93 S.

Engel, Eduard. Kurzgefaßte deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis in die Gegenwart. Ein Volksbuch. 37. neubearbeitete und ergänzte Auflage. Leipzig 1929, Hesse & Becker. 447 S. M. 8,– (10,–).

Federn, Karl. Das Leben Heinrich von Kleists. Berlin 1929, Brücken-Verlag. 371 S.

Feigl, Hans. Jahrbuch Deutscher Bibliophilen und Literaturfreunde. 14./15. Jahrg. 1927/28. Mit vier Abbildungen. Herausgegeben von H. F. Wien 1930, Amalthea-Verlag. 206 S. Geb. M. 10,–.

Goethe. Faust. Der Tragödie letzter Akt. 25 Blätter aus Goethes eigenhändigen Niederschriften ausgewählt und in Faksimile-Nachbildung herausgegeben von Hans Wahl (Schriften der Goethe-Gesellschaft. 42. Bd.). Weimar 1929, Verlag der Goethe-Gesellschaft. 31 S.

Hunziker, Rudolf und Paul Schaffner. August Corrodi als Dichter und Maler. Mit 40 Illustrationen. Ein Gedenkbuch. Mit einem Beitrag von Hermann Burte. Winterthur 1930, Kommiss.-Verlag A. Vogel. 235 S.

Imhoof, Walter. Der „Europamüde" in der deutschen Erzählungsliteratur (Wege zur Dichtung VIII). Horgen/Zürich/Leipzig 1930, Münster-Presse. 144 S.

Jenisch, Erich. Die Entfaltung des Subjektivismus. Von der Aufklärung zur Romantik. Königsberger Deutsche Forschungen. Heft 6. Königsberg i. Pr. 1929, Gräfe & Unzer. 145 S. M. 6,–.

Kataun, Oskar. Dichter-Briefe. Der Briefwechsel zwischen Peter Rosegger und August Silberstein. Wien 1929, Österreichischer Bundesverlag. 280 S.

Kindermann, H. Das literarische Antlitz der Gegenwart. Halle a. d. S. 1929, Max Niemeyer. 103 S. Geb. M. 3,80.

Klabunds Literaturgeschichte. Die deutsche und die fremde Dichtung von den Anfängen bis zur Gegenwart. Neugeordnet und ergänzt von Ludwig Goldscheider. Wien 1930, Phaidon-Verlag. 398 S.

Knoop, Käte. Die Erzählungen Eduard Keyserlings (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft Nr. 37). Marburg a. d. L. 1929, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung G. Braun. 94 S. M. 4,–.

Kolb, Luise. Klingers „Simsone Grisaldo" (Bausteine zur Geschichte der deutschen Literatur XXVI). Halle a. d. S. 1929, Max Niemeyer. 115 S. M. 4,50.

Konzelmann, Max. Jakob Boßhart. Eine Biographie. Erlenbach-Zürich, Rotapfel-Verlag. 197 S.

Kummer, Herbert. Der Romantiker Otto Heinrich Graf von Loeben und die Antike (Hermaea XXV). Halle a. d. S. 1929, Max Niemeyer. 122 S. M. 5,–.

Lepper, Karl Franz. Hans Watzlik. Sein Leben und Schaffen. Eger 1929, Verlag der Lit. Adalbert-Stifter-Gesellschaft. 306 S. Geb. M. 5,–.

Lessings Werke. Bd. 1–7. (Anmerkungen Bd. 8–15, 16–25.) Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Maltzahn, Hellmuth Freiherr von. Karl Ludwig von Knebel, Goethes Freund. Mit 21 Bildern. Jena 1929, Frommannsche Buchhandlung Walter Biedermann. 258 S. M. 5,80 (7,80).

Mendelssohn, Moses. Schriften zur Philosophie und Ästhetik. Bd. I. Bearbeitet von Fr. Bamberger (Ges. Schriften. Jubiläumsausgabe). Berlin 1929, Akademie-Verlag. 639 S.

Reinhardt, Heinrich. Mörike und sein Roman „Maler Nolten" (Wege zur Dichtung IX). Horgen/Zürich/Leipzig 1930, Münster-Presse. 126 S.

Rheinfurth, Karl. Der neue Mythus. Waldemar Bonsels und sein Werk. 9. u. 10. Tausend. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 197 S. Geb. M. 4,–.

Scherer, Wilhelm. Geschichte der deutschen Literatur. Vollständige Textausgabe. Herausgegeben von Heinz Amelung. Berlin, Th. Knaur Nachf. 831 S. Geb. M. 2,85.

Schulte-Kemminghausen, K. Briefwechsel zwischen Jenny von Droste-Hülshoff und Wilhelm Grimm (Veröffentlichungen der Annette von Droste-Gesellschaft. Bd. I) Münster i. W. 1929, Aschendorffsche Buchhandlung. 168 S.

Shakespeare-Jahrbuch. Herausgegeben im Auftrag der deutschen Shakespeare-Gesellschaft von Wolfgang Keller. Bd. 65. N. F. VI. Bd. Leipzig 1929, Bernh. Tauchnitz. 301 S. M. 8,– (10,–).

Staege, Max. Die Geschichte der deutschen Fabeltheorie (Sprache und Dichtung, Heft 44). Bern 1929, Paul Haupt. 74 S. M. 2,80.

Vincent, Ernst. Zwei Goethe-Studien. Jena 1929, Frommannsche Buchhandlung W. Biedermann. 104 S. M. 3,50.

—, —. Leidenschaft und Klarheit. Frauen im Leben Goethes. Gotha 1930, Leopold Klotz. 91 S. Geb. M. 4,–.

Werner, Johannes. Die Schwestern Bardua. Bilder aus dem Gesellschafts-, Kunst- und Geistesleben der Biedermeierzeit. Aus Wilhelmine Barduas Aufzeichnungen. Mit 38 Bildern. Leipzig 1929, Koehler & Amelang. 336 S. Geb. M. 10,–.

Wolters, Friedrich. Stefan George und die Blätter für

Digitized by Google

die Kunst. Deutsche Geistesgeschichte seit 1890. Berlin 1930, Georg Bondi. 590 S. M. 15,50 (18,50).

* * *

Carlyle, Alexander. Die Liebesbriefe von Thomas Carlyle und Jane Welsh in zwei Bänden. Herausgegeben von A. C. Übersetzt und mit Einleitung und Anmerkung versehen von Lucy Hoesch Ernst. Zürich/Leipzig 1929, Orell Füßli. 307, 386 S. M. 12,80 (15,60).

Soret, Frédéric. Zehn Jahre bei Goethe. Erinnerungen an Weimars klassische Zeit 1822–1832. Übersetzt und erläutert von H. H. Houben. Mit 39 Abbildungen. Leipzig 1929, F. A. Brockhaus. 799 S. M. 15,– (20,–).

Verschiedenes

Abschatz, Hans Aßmann Freiherr von. Anemons und Adonis Blumen. Herausgegeben von Günther Müller (Neudrucke deutscher Literaturwerke Nr. 274–277). Halle a. d. S. 1929, Max Niemeyer. 76 S. M. 4,–.

Bahr, Hermann. Labyrinth der Gegenwart. Hildesheim, Franz Borgmeyer. 183 S. M. 6,– (7,50).

Bauer, Heinrich. Stresemann, ein deutscher Staatsmann. Mit 16 Bildtafeln und zwei faksim. Briefen. Berlin 1930, Georg Stilke. 266 S. M. 5,– (6,–).

Bernhart, Joseph. Der Gottesfreund. Sprüche. Gesammelt und gefaßt von J. B. München, Josef Müller „Ars sacra". 80 S. Geb. M. 2,40.

Bibl, Viktor. Thronfolger. München 1929, Musarion-Verlag. 274 S.

Bismarck. Gedanken und Erinnerungen. Die drei Bände in einem Band. Vollständige Ausgabe. Stuttgart-Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Berlin, Th. Knaur Nachf. 751 S. Geb. 2,85.

Bock, Emil. Vorboten des Geistes. Schwäbische Geistesgeschichte und christliche Zukunft. Stuttgart 1929, Verlag der Christengemeinschaft. 260 S. M. 6,50 (8,–).

Braun, Lily. Im Schatten der Titanen. Erinnerungen an Baronin Jenny von Gustedt. Mit einem Vorwort von Julie Vogelstein. Vollständige Ausgabe. 161.–220. Tausend. Berlin, Th. Knaur Nachf. 475 S. Geb. M. 2,85.

Burckhardt. Jacob Burckhardt-Gesamt-Ausgabe. Bd. I. Frühe Schriften. Herausgegeben von Hans Trog t und Emil Dürr. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 416 S. Geb. M. 12,—.

Colerus-Geldern, Richard. Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Steyr 1929, Vereinsdruckerei Steyr. 312 S.

Conzett, Verena. Erstrebtes und Erlebtes. Ein Stück Zeitgeschichte. Leipzig/Zürich, Grethlein & Co. 435 S. Geb. M. 10,–.

Coudenhove-Kalergi, Heinrich Graf. Das Wesen des Antisemitismus. Eingeleitet durch: Antisemitismus nach dem Weltkrieg von R. N. Coudenhove-Kalergi. Wien 1929, Paneuropa-Verlag. 284 S. M. 5,50. (8,–).

Deutscher Schulkalender 1930. München, Knorr & Hirth G. m. b. H.

Deutscher Bier-Kalender 1930. (Ebenda.)

Dülberg, Franz. Frans Hals. Ein Leben und ein Werk. Mit 94 Abbildungen. Stuttgart 1930, Paul Neff. 224 S.

Dupuy, A. Ch. Intrige um Josephine. München 1929, Georg Müller. 161 S.

Durant, Will. Die großen Denker. Mit einem Vorwort von Hans Driesch. Deutsch von Andreas Hecht. Zürich/Leipzig 1930, Orell Füßli. 557 S. M. 14,– (17,–).

Edschmid, Kasimir. Afrika nackt und angezogen. Frankfurt a. M. 1929, Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abt. Buchverlag. 281 S. M. 6,– (8,50).

Elbogen, Paul. Liebste Mutter. Briefe berühmter Deutscher an ihre Mütter. Herausgegeben von P. E. Berlin 1929, Ernst Rowohlt. 260 S.

Endres, Franz Carl. Griechenland als Erlebnis. Ein Reise- und Erinnerungsbuch. Mit 61 Bildern. Stuttgart 1929, Walter Hädecke. 215 S. Geb. M. 9,50.

Engel, Eduard. Menschen und Dinge. Aus einem Leben. Leipzig 1929, Koehler & Amelang. 402 S. Geb. M. 10,–.

Falz-Fein, Waldemar von. Askania Nova. Das Tierparadies. Ein Buch des Gedenkens und der Gedanken. Mit 150 Abbildungen bearbeitet von Egon von Bahder. Neudamm 1930, J. Neumann. 323 S.

Feuerbach, Anselm. Ein Vermächtnis. Herausgegeben von Henriette Feuerbach. Vollständige Ausgabe. Berlin, Th. Knaur Nachf. 318 S. Geb. M. 2,85.

France, Raoul. So mußt Du leben! Eine Anleitung zum richtigen Leben. Mit elf Bildern. Dresden 1929, Carl Reißner. 183 S. M. 3,30 (5,80).

Friedmann, Hermann. Die Welt der Formen. System eines morphologischen Idealismus. Zweite ergänzte Auflage. München 1930, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 519 S. M. 18,– (22,–).

Fundiger, Paul und Gertrud. Zehn Jahre Freie Waldorfschule und wir Eltern. Stuttgart, Ernst Surkamp. 264 S.

Gerathewohl, Fritz. Das Deutsche Vortragsbuch. München 1929, Georg D. W. Callwey. 312 S. M. 5,50 (7,–).

Grünberg, Carl. Weltgeschichte. Leben und Kultur der Völker. I. Altertum. II. Altertum. Die Griechen. Leipzig 1929, R. Voigtländer. 531, 627 S. Geb. je M. 8,80.

Hahn, Arnold. Die Steigerung der geistigen Leistungsfähigkeit. Leipzig/Zürich 1929, Grethlein & Co. 258 S. Geb. M. 4,80.

Hartlaub, G. F. Der Genius im Kinde. Ein Versuch über die zeichnerische Anlage des Kindes. Zweite umgearbeitete Auflage mit vielen Bildern. Breslau 1930, F. Hirt. 229 S.

Hartlieb, Wladimir von. Das Antlitz der Provence. München 1930, Georg Müller. 143 S.

Hausenstein, Wilhelm. Badische Reise. Mit 12 Bildtafeln. München 1930, Knorr & Hirth G. m. b. H. 88 S. M. 2,30 (2,90).

–, –. Drinnen und draußen. Ein Tagebuch über Landschaften und Städte, Tiere und Menschen. München 1930, Knorr & Hirth, G. m. b. H. 332 S. M. 5,50 (7,50).

–, –. Meister und Werke. Gesammelte Aufsätze zur Geschichte und Schönheit bildender Kunst vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Mit 16 Bildtafeln. München 1930, Knorr & Hirth G. m. b. H. 315 S. M. 8,– (10,–).

Heilborn, Adolf. Aus der Kinderstube der Tiere. (Das Tier im Bild. Bd. I.) Berlin 1929, Brehm-Verlag G. m. b. H. 32 S. Text und 128 Abbildungen. Geb. M. 15,–.

Hübscher, Chr. Leben und Wahrheiten des Geisterschers Swedenborg. Bremen, Buchhandlung Hübscher. 86 S. M. 2,50.

Jahrbuch für Kosmo-Biologische Forschung. Herausgegeben von H. A. Strauß. Buch I/II. Augsburg, Dom-Verlag M. Seitz & Co. 128, 148 S.

Jensen, Johannes V. Die Stadien des Geistes. Zur Bestimmung des Gradus. Berlin 1930, S. Fischer. 392 S. M. 10,– (12,50).

Jolles, André. Einfache Formen (Sächs. Forschungsinstitute in Leipzig, Heft II). Halle a. d. S. 1929, Max Niemeyer. 272 S. M. 12,–.

Kahane, Arthur. Die Thimigs. Theater als Schicksal einer Familie. Leipzig 1930, Erich Weibezahl. 143 S. M. 5,50 (8,–).

Kaindl, Raimund Friedrich. Geschichte und Kultur Deutsch-Österreichs von den ältesten Zeiten bis 1526. Auf Grundlage der „Geschichte Österreichs" von Fr. F. Mayer. Wien, Wilhelm Braumüller. 401 S. M. 13,50 (16,–).

Kazemzadeh-Iranschär, H. Die Heilkraft des Schweigens. Eine Pilgerfahrt zum Tempel der Erlösung. Berlin-Steglitz 1930, Oriental. Zeitschriften-Verlag „Iranschär"-G. m. b. H. 79 S.

Kircheisen, Friedrich M. Fürstenbriefe an Napoleon I. Mit acht Bildnissen. Stuttgart-Berlin 1929, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 361 S. M. 14,– (18,–).

Digitized by Google

Klabund. Lesebuch. Vers und Prosa. Zweite Auflage. Berlin-Zehlendorf 1930, Fritz Heyder. 261 S.

Kritzinger, Hans-Hermann. Todesstrahlen und Wünschelrute. Beiträge zur Schicksalskunde. Leipzig/Zürich 1929, Grethlein & Co. 362 S. Geb. M. 8,—.

Lampel, Peter Martin. Jungen in Not. Berichte von Fürsorgezöglingen. (Volksausgabe.) Berlin 1929, Gustav Kiepenheuer Verlags-A.-G. 208 S. M. 3,—.

Lindau, Hermann. Gesichter der Zeit. Ein Buch der Tatsachen. Dresden 1929, Carl Reißner. 203 S. M. 4,— (5,50).

Lucas, Anna. Franz Pocci und das Kinderbuch. Mit einer Bearbeitung der Schattenspiele. Münster i. W. 1929, Regensbergsche Buchhandlung und Buchdruckerei. 92 S. Geb. M. 5,—.

Ludwig, Emil. Michelangelo. Mit 16 Kupfertiefdrucktafeln. Berlin 1930, Ernst Rowohlt. 151 S.

Martin, William. Staatsmänner des Weltkrieges. Mit 25 Bildnissen. Übersetzung von Eric Keßler. Frauenfeld/Leipzig 1930, Huber & Co. A.-G., 304 S. Geb. M. 10,80.

Masereel, Frans. Landschaften und Stimmungen. 60 Holzschnitte. München 1929, Kurt Wolff. Geb. M. 3,50.

Münzenberg, Willi. Die dritte Front. Aufzeichnungen aus 15 Jahren proletarischer Jugendbewegung. Berlin 1930, Neuer Deutscher Verlag. 389 S.

Olden, Rudolf. Stresemann. Berlin 1929, Ernst Rowohlt. 275 S.

Pipers Kunstkalender 1930. Wien, Waldheim-Eberle A.-G.

Plaut, Paul. Die Psychologie der produktiven Persönlichkeit. Stuttgart 1929, Ferdinand Enke. 320 S. M. 15,— (17,—).

Renesse, Margarete von. Guckerle Flimmerling. Ein Märchen. Bilder von Ernst Kutzer. Fürth i. B., G. Löwensohn. 30 S.

Schanz, Frida. Das Himmels-Hospital. Bilder von Tamara Ramsay. Fürth i. B., G. Löwensohn.

—, Pauline und Frida. Der flammende Baum. Ausgewählte Märchen. Buchschmuck von Steiner-Prag. Fürth i. B., G. Löwensohn. 253 S.

Scheffel, P. H. De Principiis rerum gestarum. — Die Regel in der Geschichte. Wurzen 1929, Kommiss.-Verlag E. Junghans. 321 S. M. 15,—.

Schultze-Pfaelzer, Gerhard. Von Spa nach Weimar. Die Geschichte der deutschen Zeitenwende. Mit 73 Abbildungen. Leipzig-Zürich 1929, Grethlein & Co. 386 S. Geb. M. 15,—.

Sieburg, Friedrich. Gott in Frankreich? Ein Versuch. Frankfurt a. M. 1929, Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abt. Buchverlag. 337 S. M. 7,— (10,—).

Steinbömer, Gustav. Abtrünnige Bildung. Heidelberg 1929, Niels Kampmann. 119 S. M. 3,50 (4,80).

Tafler, Georg. Bridge als Spiel und Kunst. Mit 30 farbigen Kartenbeispielen. Wien 1930, Fiba-Verlag. 187 S.

Thaler, Christine von (del Negro). Fantasia... Das Lebensbuch der ersten deutschen Journalistin. Bearbeitet von Rudolf Schade. Mit vier Bildbeilagen. Berlin 1929, Verlag der Gesellschaft deutscher Literaturfreunde. 320 S. Geb. M. 5,75.

Trinkler, Emil. Im Land der Stürme. Mit Yak- und Kamelkarawanen durch Innerasien. Mit 124 Abbildungen. Leipzig 1930, F. A. Brockhaus. 243 S.

Verweyen, Joh. M. Der neue Mensch und seine Ziele. Menschheitsfragen der Gegenwart und Zukunft. Stuttgart 1930, Walter Hädecke. 214 S. Geb. M. 8,50.

Volksbuch 1930. Herausgegeben von Otto Katz. Berlin 1930, Neuer Deutscher Verlag. 225 S. M. 3,—.

Wehner, Joseph Magnus. Das Land ohne Schatten. Tagebuch einer griechischen Reise. München 1930, Georg Müller. 135. S.

Weise, Alfred. Vom Wildpfad zur Motorstraße. Streifzüge durch die Geschichte des Verkehrs. Berlin 1929, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verband G. m. b. H. 287 S.

Wilhelm II. und Hermine. Geschichte und Kritik von Doorn. Mit 16 Bildtafeln. Vom Verfasser der „Gestalten um Hindenburg". Dresden 1929, Carl Reißner. 224 S.

Wolf, Johanna. Grüne Märchen (Blau 192). Sonnenvögel (Blau 191). Köln a. Rh., Hermann Schaffstein. Je 80 S. Je M. —,50 (—,90).

* * *

Napoleon an Josephine. Briefe der Liebe. Übersetzt von Hannah Szász. Freiburg i. B., Urban-Verlag. 237 S. M. 8,— (10,—).

Kruif, Paul de. Bezwinger des Hungers. Deutsch von Curt Thesing. Leipzig/Zürich, Grethlein & Co. 344 S.

Popenoe, Paul. Des Kindes Erbschaft. Aus dem Amerikanischen von Felix Tietze. Stuttgart-Berlin 1930. Deutsche Verlags-Anstalt. 340 S. Geb. M. 10,—.

Smith, E. D. Psychologie für Vorgesetzte. Aus dem Amerikanischen übersetzt von R. L. Mehmke und J. Mehmke-Canivé. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 275 S.

Amundsen, Roald. Mein Leben als Entdecker. Mit drei Karten und sieben Bildern und einem Vorwort von Franz Behounek. Deutsch von Georg Schwarz. Wien 1929, E. P. Tal & Co. 301 S.

Die Legende vom Leben des Buddhas. Übersetzt und eingeführt von Ernst Waldschmidt. Mit vielen Illustrationen. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 248 S.

* * *

Reclams-Universal-Bibliothek. Nr. 7026/27. Alfred Bock, Der Flurschütz. 119 S. — 7028. Alfred Brauchle, Hypnose und Autosuggestion. 77 S. — 7029/30. K. F. Kurz, Ein Grab im Moor. 130 S. — 7031/33. Walter von Rummel, Das Welfenerbe. 236 S. — 7034. Robert Walter, Grabbes Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie". 79 S. — 7035/37. Viktor Engelhardt, Die geistige Kultur der Antike. 271 S. — 7038/39. Richard Specht, Florestan Kestners Erfolg. 136 S. — 7040. Martin Beheim-Schwarzbach, Der kleine Moltke und die Papierkunst. 69 S.

Weltgeist-Bücher. Heraklit, Über das All. 82 S. — Corvin, Michael. Der Weg zum Menschen. 72 S. — Seidel, Ina. Die Brücke. 114 S. — Fontanes Lebenskunst. Herausgegeben von Jos. Hofmiller. 59 S. — Versuch einer gebundenen Übersetzung des Trauerspiels von dem Tode des Julius Cäsar. Aus dem englischen Werke des Shakespeare. Übersetzt von C. W. von Boreke. Herausgegeben von Max J. Wolff. 120 S. — Andrejew, W. Der Dieb und andere Erzählungen 74 S. — Tarkington, Booth. Monsieur Beaucaire. 56 S. — Berlin, Weltgeist-Bücher-Verlag. G. m. b. H.

Redaktionsschluß: 6. Januar 1930.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Lutz Weltmann, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2.—

Digitized by Google

MAR 30

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 32. Jahrgang

1930 März Heft 6

Tag des Buches 1930: Buch und Jugend mit Beiträgen von Rich. Billinger, Rich. Friedenthal, H. D. Kenter, Herm. Kesten, Cecile Ines Loos, Alfr. Neumann, Ernst Penzoldt, Th. Plivier, Otto Rombach, W. E. Süskind, Friedr. Wolf, Carl Zuckmayer

René Schickele . . . . . Europäisch reden

Albert H. Rausch . . . . . Ja und Nein

Ferdinand Lion . . . . . Die Thibaults

Friedrich Rosenthal . . . . . Eugen Ortner

Ernst Heilborn . . . . . Eloessers Literaturgeschichte

Karl Hans Bühner . . Probleme der neuen Erzählkunst

Hans Kyser . . . . . Führer ins Wesen

Guido K. Brand . . . . . Siebzehn gegen den Krieg

Melchior Vischer . . . . . Tierbücher

Herbert Günther . . . . . Die Kunst von morgen

H. D. Kenter . . . . . „Das magische Ich"

August Gotzes . . . . Beitrag zur Brentano-Forschung

Paul Kornfeld . . . . . Eine Manuskriptseite

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Bühnen * Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten * Büchermarkt

Deutsche Verlags-Anstalt • Stuttgart

Digitized by Google

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgeber: Ernst Heilborn / 32. Jahrgang

Die „Literatur" hat durch Beigabe des illustr. Abschnittes „Die Zeitlupe" und der Kunstdruckbeilage „Das neueste Buch im Bild" weitere Bereicherung erfahren

Der Begriff der historischen und kulturellen Zusammengehörigkeit der gesamten modernen Literatur der einzelnen Nationen ist noch in keiner Zeitschrift so überzeugend zur Anschauung gebracht worden, wie in der „Literatur". Ihre Bände stellen nichts weniger als eine Art Gesamtverzeichnis aller literarisch wichtigen Vorgänge und Begebenheiten dar, die hier nicht nur vermöge der Fülle des Stoffes gesammelt und vermittelt, sondern durch eine vorzügliche Judizierung erst richtig erschlossen werden. So ist sie, und darin liegt ihre Eigenart, vermöge der glücklichen Verbindung von Darstellung und Dokumentation die vollkommenste Zusammenfassung des literarischen Geschehens in Form einer Zeitschrift und ergänzt jede Literaturgeschichte und jedes literarische Handbuch. (Oberbibliothekar Dr. O. E. Ebert, Stellvertretender Direktor der Deutschen Bücherei)

Einzelheft RM. 2.–, vierteljährlich RM. 5.– Ausführlicher Prospekt u. Probeheft kostenlos erhältlich

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART

BERLIN UND LEIPZIG

Ein menschliches Dokument von hohem Rang und von ungewöhnlichem Reiz

Soeben erscheint:

Rudolf Haym

Ausgewählter Briefwechsel

Herausgegeben von Hans Rosenberg

420 Seiten Gr.-8°. In Leinen gebunden M 15.—

Die Briefe Rudolf Hayms, des berühmten Verfassers der „Romantischen Schule", die hier in einer sorgfältig erwogenen Auswahl der Öffentlichkeit vorgelegt werden, geben ein geschlossenes Bild vom Werden und Sein seiner Persönlichkeit und von seinem Wirken als Publizist und Politiker, als Literarhistoriker, Geschichtschreiber und Philosoph. Sie sind zugleich ein Querschnitt durch das politische, geistige und soziale Leben seiner Zeit, der er angehört als einer der vornehmsten Repräsentanten des „klassischen" Liberalismus und in der er steht als ein ganzer voller Mensch, als einer noch „vom alten Adel der deutschen Bildung", der die Synthese von Goethe-, Hegel- und Bismarck-Zeit für sich verwirklicht hat. Aus der Zwiesprache mit Freunden und Gleichstrebenden, von denen hier Dahlmann, Max Duncker, Gervinus, Heinrich von Gagern, Klaus Groth, Hirzel, Mommsen, Scherer, Treitschke, Friedrich Theodor Vischer genannt seien, erwächst das lebendige Bild jener Epoche, die wohl weit hinter uns liegt, in der aber die Lebenskräfte auch unserer Gegenwart und unserer Zukunft tausendfältig verwurzelt sind. Alle, die sich ein Gefühl dafür bewahrt haben, werden dankbar diese Publikation begrüßen.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin und Leipzig

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

TAG DES BUCHS 1930

Jugend und Buch

Meine Bücher

Ob noch heute das Buch jemandem Pfeil und Tal der Nymphen und der Krug voller Quellen ist, ich weiß es nicht. Ich liebte Mörikes Gedichte, als ich jung war, und ich sang mir die Verse Nietzsches vor. Ich war besessen von dem, was man so schlechthin „Poesie" nennt. Gibt es heute das Buch, das beflügelt, den Ahnen dankt, das Tore öffnet, die Welt einem ans Herz drückt? Darf der Sportmensch den Poesiemenschen begraben? Wohl weiß ich es, daß aus Herz und Leib das Wort fließen muß, das göttergedachte, doch gibt der Athlet dem Helden in uns die „Erlösung"?
Man schaut auf brache Äcker, hoffnungwitternd. Die Jungen kosten die Sprache der Väter, wollen nach eigenen Melodien tanzen. Das „silentium et potentia" siegelt wieder viele. Georg Rendl aus Salzburg, der die große Erzählung (noch ungedruckte) „Vor den Fenstern" schrieb, der Lyriker Fritz Diettrich —: immer glüht es auf, die Brandung des Gemütes, das Leben, geschenkt der Sprache.

Richard Billinger

Das Durchschnittsniveau ist gestiegen

Ältere Menschen pflegen meist zu lamentieren. „Meine Tochter liest nichts. Und der Junge ... Sport! Radio! Auto! Das sind jetzt die Interessen." Zu Ihrer Zeit, gnädige Frau, waren es die Bälle, das Militär- und Studentenwesen, nicht wahr? Als ob unsere Väter sich in ihrer Jugend mit Gottfried Keller und C. F. Meyer gestopft hätten. Man verschlang damals sogar, wenn wir recht informiert sind, in ganz enormen Mengen ein Treberzeug, das heute kaum noch auf dem Lande oder in den ganz kleinen Städten verfüttert werden kann. Das Durchschnittsniveau ist bedeutend gestiegen. Man liest heute gute Autoren. Und die Jugend liest die jungen Autoren. Das Genre der speziellen, mit dem Odium der Bevormundung peinlich behafteten Jugendlektüre, der Bearbeitungen „für die reifere Jugend" et cetera ist in rapidem Abbau. Die Bücherschränke — soweit sie nicht durch Betonklötze ersetzt worden sind — haben keine Séparées mehr, die abgeschlossen und nur für den Gebrauch der Älteren reserviert werden. In den Schulen sogar liest und behandelt man Werke von Dichtern, die unverstorben und blutlebendig unter uns wandeln. Das sind, gebt es doch zu, erfreuliche Zeichen.

Campes Buchladen um 1830
Zeichnung von J. P. Lyser
Illustration aus Lysers Komischem Roman „Benjamin"

Digitized by Google

Wenn doch die Stirn gerunzelt und etwas bemängelt werden soll – und man muß das wohl tun, will man nicht in den Geruch eines leichtfertigen Optimisten kommen, dem es ganz offensichtlich zu gut geht –, so sei auf die Gefahr des hemmungslosen Verbrauchs von „Neuigkeiten" hingewiesen, der freilich nicht nur eine Eigentümlichkeit der Jugend ist. Das Buch des Jahres, des Monats, der Stunde, der Minute ist die größte Gefahr für die Dichtung. Denn die wirklich wichtigen Werke wachsen heute wie immer nur langsam zum Erfolg heran. Ich halte es für gut, daß ein junger Mensch heute von einem Roman Handlung, von der Novelle Spannung, vom Theater buntes szenisches Geschehen fordert; ich bin durchaus damit einverstanden, daß der psychologistische Narzismus einer gewissen Epoche abgetan ist. Aber allerdings hat man auch das Wertgefühl für Fragen des Stils – jenes Stils, der nicht nur schriftstellerische Marotte, sondern der entscheidende Ausdruck der geistigen Haltung eines Autors ist – verloren. Ich bin freilich überzeugt, daß dieses Qualitätsbewußtsein sich ebenso den literarischen Dingen gegenüber wieder bilden wird, wie man es jetzt schon bei Architektur und Kunstgewerbe hat und selbstverständlich anwendet. Oder vielmehr – ich hoffe es.

Richard Friedenthal

Geburt des Buchs

Ausschlaggebend, klappt man ein Buch zu, sei dies: sprang es den Leser an als Leben. Setzt es ihn, der gleichermaßen geistig wie körperlich fühlt, in Bewegung. Bringt es ihn über ein Ab-Sitzen hinaus zum Mit-Gehen.

Die Reihen der Bücher – aufgestapelt in den Schränken Privater, aufgehäuft in den Bibliotheken – endlich einmal zu sichten und ohne Rücksicht auf literarischen Wert und traditionelle Achtung Ausgemustertes endgültig zu vernichten: wäre ein erster Schritt, dem Buch selbst den Weg zwar rigoros, aber gründlich freizumachen in den lebendigen Gleichschritt mit seinem Kameraden Mensch.

Leugnen wir nicht: das Buch bleibt immer und immer wieder zurück hinter dem Leben. Ersessene Gedanken lähmen die Sprungkraft aller Erlebnissehnsucht. Fälschen den Marschschritt jeder Tugend um zu Trott und Zottel.

Die Jugend, überfallen vom Hunger, die Welt von allen Seiten zu fassen, Natur zu atmen, gemeinsam mit dem Buch zu tieferem Atem zu kommen, wittert in dieser Gegenwart, daß der Geist nicht nur vom Geist, daß er vom Körper her zu nähren sei. Und ist eher als jede frühere bereit, das Sitzen und Lesen und seßhafte Verdauen ersessener Gedanken zu vertauschen mit Ruder und Ski, Wasser und Luft. Bereiter als je – statt durch das Buch – durch die lebendig praktische Umsicht und Einsicht das eigene Leben am allgemeinen zu messen.

Es mögen sich die Dichter hüten! Enthüllt ist: der Schreibtisch als Requisit der Literaten! Enthüllt ist als Keim aller Nebelgedanken das Dichten im Sitzen.

Das Buch sei in Marsch gesetzt! Durchleuchtet von der Natur. Von Gedanken, die wandern und fliegen. Von Gedanken, die sitzend weder ersonnen noch nachgedacht werden können. Von Gedanken, deren rücksichtsloser Marsch das Leben ordnet, klärt, baut.

Der Untergang der Bücher ist die Geburt des Buchs.

Heinz Dietrich Kenter

Umgang mit Büchern

Ich liebe Bücher. Sie sind ein Ersatz für Menschen, ein Weg zu Menschen, eine Schule, Menschen kennenzulernen. Nur Bücher können die Illusion von der Vollkommenheit des Menschen geben. Nur Bücher vollbringen das Wunder, daß man die Seele des Menschen rein erkennt und in ihrer Reinheit liebt trotz des unsympathischen äußeren Wesens dieses Menschen. Es gibt nur eine Sorte Bücher, die guten Bücher. Denn die schlechten Bücher sind gar keine Bücher, sie täuschen nur Bücher vor, so wie dumme oder böse Menschen gar keine Menschen sind, sondern irreführende Figuranten des idealen Typus Mensch, der in Wahrheit göttlicher ist als die falschen Idealgestalten der Götter der Menschheit. Die guten Bücher sind selten wie die guten Menschen. Aber man braucht auch nur wenige. Ein gutes Buch ist wie ein Individuum. Sein Reiz stammt aus dem Individuellen. Das Beste, das wir einem Buch verdanken, ist das Bild und die Wirkung einer Persönlichkeit. Die meisten Bücher von irgendwelchen Personen geschrieben, sind das Bild irgendwelcher anonymen Personen. Sie sprechen eine anonyme Sprache, die zuweilen „Die Sprache der Zeit" heißt. Aber denen die diesen Begriff erfunden haben und ihn gebrauchen, ist „Die Zeit" die Sammlung alles Anonymen ihrer Epoche, alles Gleichgültigen, alles Wertlosen, des gesamten Plunders der Dekade. Im übrigen habe ich zuweilen Bücher junger Menschen geschätzt, doch meist liebe ich die Bücher der Männer und Greise. Und die Bücher nur für die Jugend, diese famose Marke „Jugendbücher" haben mich immer schaudern lassen. „Jugend" im Zusammenhang mit dem Buch hieß immer eine Entschuldigung für Unmündigkeit. Im Bezirk des Geistes, ohne den es nur Scharteken, keine Bücher gibt, trotz der gegenteiligen Meinung der meisten Schriftsteller und Kritiker, die in nichts als in Dummheit exzellieren, im Bezirk des Geistes aber hat nur das Mündige wert, gilt nur das Vollkommene, hat Anspruch nur das Fertige, der Fertige. (Was nichts gegen Entwicklung sagt, aber alles gegen literarische „Hoffnungen", gegen schreibende Dummköpfe, gegen berühmte Dilettanten, die das Instrument der Sprache nur mangelhaft beherrschen!)

Hermann Kesten

Der Schriftsteller als Führer

Nietzsche sagt: „Nicht nach Worten, aber nach Werten dreht sich leise die Welt ..." Was ist heute unser Leben? – Umsturz nach allen Seiten mit der großen Devise: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist ... Ich aber sage euch, so ..." Wir wollen Führer in unseren Schriftstellern sehen. Führer in der neu orientierten Zeit. Wir wollen uns hineinstürzen in die Bücher und uns durch ihren Geist erklären und läutern lassen. Wenn wir das Buch zu Ende gelesen haben, wollen wir sehen, ob wir durch das Buch verändert worden sind. Wir wollen prüfen, ob uns ein unhaltbarer Begriff abhanden gekommen ist. Das Unhaltbare müssen wir verlieren, je eher je besser; aber wir müssen darauf achten, daß wir das Gültige erfassen. Was einen Wert darstellt in uns, kann uns niemand nehmen. Kann es uns jemand rauben, so besaß es auch keinen Wert. Es ist ganz nebensächlich, durch was unsere innere Reinigung zustande kommt, ob durch Ernst oder Humor. Durch Grauen oder durch Anmut. Durch Sachlichkeit oder durch Intuition. Wir sind Instrumente mit vielen Saiten. Ein Buch, das auf den Saiten unserer Seele spielt, ohne uns zu berühren, war ein nutzloses Buch für uns.

Digitized by Google

Eine Zeitverschwendung, es zu lesen. Und das haben wir herausgefunden, wir Modernen, daß wir die Zeit nicht mehr unnütz verschwenden mögen. Statt überflüssige Dinge zu tun, die uns nichts helfen, freuen wir uns lieber unseres Lebens. Wer Wahrheiten humoristisch sagen kann, beweist, daß er sehr hoch denkt. Der Humor ist die letzte Einsicht in die Dinge.

Cécile Ines Loos

Die Jugend sucht das Buch

In den letzten Wochen las ich in zehn Universitäten Deutschlands und der Schweiz der Jugend vor. Sie war immer mit großem Aufgebot zur Stelle, sie ging immer mit, sie machte immer mutig oder sogar glücklich. Das Buch sucht die Jugend, die Jugend sucht das Buch: wir wollen (oder wir dürfen sogar) Optimisten sein.

Alfred Neumann

Zu neuer Klassik?

An Stelle des Lebens ist heute die Existenz getreten, und die junge Generation ist in der tragischen Lage, erst die meist unbezahlten Anzüge des großen Bruders auftragen zu müssen. –

Dennoch ist die Verwandlung des Menschen nach dem Kriege nicht nur durch die Technik eine gewaltige. Die Umsiedlung, die neue Wohngesinnung, die neue Geltung des Animalischen in der Sport- und Freiluftbewegung, die sogar das Theater ergriffen hat, sind deutliche Zeichen eines anderen Zeitalters. Die junge Generation will nicht mehr historisch leben, sondern gegenwärtig.

Sichtbarkeit und sich sehen lassen können ist die Forderung unserer Zeit, nicht nur in der Bildersprache des Films, überhaupt in der eigentlich erst nach dem Kriege so recht entdeckten Photographie, sondern vor allem im Buch: im Einband, in der Schrift, im Inhalt.

Sichtbarkeit, freilich auch Mühelosigkeit wollen die Jungen vom Buch in den Pausen zwischen Arbeit, Sport, Tanz und Liebe. Das sieht alles ein wenig barbarisch und heidnisch aus. Die junge Generation hält nicht viel von Unsterblichkeit nach so viel Tod. Sie hält nicht viel vom Buch.

Aber aus dieser neuen, kindlichen Freude an Sport und Spiel und im Genügen an der lebendigen Anwesenheit der Natur im Menschen kristallisiert sich vielleicht gerade die neue Einfalt und Klarheit der Literatur, eine andere Klassik.

Ernst Penzoldt

Aufruf und Aufbruch

Das Buch der jungen Generation? Die junge Generation – was bedeutet das? Ist etwa eine runde Welt, da eine große allgemeine Linie in gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen Bestrebungen, die es nur nötig hätte, sich aus den Kräften junger nachdrängender Generationen zu erneuern? Nein, ein Riß ist da, der durch Krieg und Nachkrieg deutlicher als je sichtbar geworden ist. Ein Riß, der quer durch alle Völker geht, durch Sieger und Besiegte; eine Kluft ist aufgerissen, welche die menschliche Gesellschaft, unabhängig von nationalen Grenzen, in zwei Lager teilt: die herrschende Klasse und auf der anderen Seite die breiten Massen, gestern Soldaten des Imperialismus, heute Soldaten des Industrialismus.

Und hier liegen die Aufgaben des Buches. Hier liegt auch die Bedeutung, die Bücher für unsere Zeit haben können. Die Erzeugnisse einer verspäteten Romantik, Werke individualistischer und psychologischer Problemstellung gehören dem Gestern an, sind nur noch geistige Fassade, letzten Endes Dekoration in den Bücherschränken.

Die Bücher unserer Zeit kommen aus den Massen und aus dem Massenerleben. Sie sind nicht mehr Problem, sondern schon Antwort, eindeutig in Gesinnung und Zielsetzung. Diese Bücher sind Bekenntnisse und fluten zurück. Sie wurden gestern von Tausenden gelesen, heute von Zehntausenden; morgen werden es Hunderttausend sein. Und dann werden die letzten Konsequenzen des Buches von heute offenbar: sie sind Aufruf und Aufbruch.

Theodor Plivier

Der Bücherwurm
Plastik von Jacob Pleßner

Debattenmaterial

Weitaus die meisten Bücher heutiger Menschen und vornehmlich junger Menschen bekunden den Willen, zunächst eine kritische Schau über die Zeit und ihre Erscheinungsformen vermitteln zu wollen. Vereinzelte, die diese Forderung sehr mit Recht erhoben, fanden rudelweise Anhang, da plötzlich jedem die Literaturfähigkeit und Chancen der wirtschaftlichen, politischen und soziologischen Themen aufgingen. Diese Eindeutigkeit der Vernunft dominiert über der schöpferischen Manifestation und macht sie sich gefügig. Weil aber ein Großteil der Kritik zuerst die Haltung eines Autors (also dessen politische Stimmungsmache) ausschlaggebend in die Waagschale wirft, ist dem begabten Schriftsteller politischer Observanz die literarische Podiumfähigkeit ohne weiteres garantiert.

Hier liegt der Bruch in der Wertung des heutigen Buchs, zugleich aber auch seine stärkste Argumentation. Denn es muß voll gewürdigt werden, daß der Niederschlag solcher Meinungen gerade für die Jugend unerhört wesentlich ist. Man trieb es nur zu viel und unmaßgeblich. Zu loben aber ist die

Digitized by Google

Tatsache unbedingt, daß durch das heutige Buch eine Unmasse von Debattenmaterial unter die Masse gebracht, daß Notstände und Mißstände aufgedeckt wurden. Das Buch von heute ist dokumentarisch für eine kämpferische, der Aufklärung beflissene, wache, oft intolerante, selbstbewußte, wenn auch zuweilen verirrte Jugend. Das Buch ward politisches Mittel, indem es zur Auflichtung der Umwelt beitrug; es konnten derer nicht genug sein, die zur Gestaltung neuer Formen und zu neuen Zielsetzungen, zu neuen Erkenntnissen beitrugen. Aber nun scheint der Saisonbedarf gedeckt zu sein. Man hat alle Probleme vom ersten Gebot bis zum § 218 auf der Bühne und in Büchern behandelt. Das Buch kann demnach wieder beginnen, Zweck zu sein. Denn es gilt nun, scheinbar neue Formen mit Inhalten zu füllen. Nachdem der Einzelne sich über sein Verhältnis zur Gesamtheit klar wurde, wird er zur Innenarchitektur in sich selbst übergehen müssen. Damit wird eine Reihe gut gefragter Autoren verschwinden und das gute Buch — auch nicht betont politischer Haltung — einen viel höheren Wert bekommen, der allerdings nur indirekt in der Masse, um die es sich bis jetzt gedreht hat, spürbar sein kann. Otto Rombach

Schlechte Zeiten für das Buch?

Wer sich selbst mit Bücherschreiben abgibt, entgeht schwerlich der Gefahr, daß er sich von der Bedeutung des Buchs falsche, aufgeschwemmte oder aber zynische Vorstellungen macht. Ob der Betreffende für seine Person viel oder wenig liest, ändert daran nichts: Lektüre herstellen benebelt auf jeden Fall den Sinn für Lektüre als Gegenstand des täglichen Arbeitsmarkts. Dies bedacht, und alle Mühe angewandt, mich als naiven, lesenden Zeitgenossen zu belauschen, komme ich zu folgendem Resultat:

Ich finde in mir ein undisziplin*iertes*, ein sozusagen sprunghaftes Verhältnis zum Buch. In Anfällen überkommt es mich, daß man eigentlich lesen müßte, dies und jenes neu, und jenes zur Auffrischung, und auf eine Bahnfahrt von drei Stunden nehme ich sieben höchst verschiedene Bücher mit, lese aber kein einziges, weil ich mehr Freude daran habe, Menschen zu betrachten oder die Landschaft anzustarren. Ähnlich ergeht es mir auch ohne Reise von Tag zu Tag. Ich halte insgeheim das Buch für die beste und weitläufigste Beschäftigung, finde diese Ansicht bestätigt, sowie ich ernsthaft etwas Ernsthaftes lese, und beschäftige mich doch praktisch mit tausend anderen Dingen lieber, obwohl ich keineswegs empfinden kann, daß das Buch „wirklichkeitsfern" oder „lahm" oder „hinter dem Leben nachhinkend" wäre. Nein — während ich von Tradition ein unersättlicher Leser sein müßte (was habe ich geschmökert mit zehn Jahren!), bin ich in Wirklichkeit ausgesprochen ein verhinderter, ein „eigentlicher" Leser, einer der noch auf die Stunde der Einkehr wartet. Dabei ist mein Gewissen gut und ich stelle unbedenklich meinerseits Lektüre her. —

Mir scheint, daß meine Entwicklung von einem lesetüchtigen Kind zu einem „eigentlich" gern, praktisch wenig lesenden jungen Mann für meine Altersgenossen ziemlich charakteristisch ist, vielleicht — und in verstärktem Maß — auch für die etwas Jüngeren. Jenseits aller wirtschaftlichen Umstände gilt für uns alle, daß wir der Kleidung, dem Auftreten, dem in Geld Meßbaren — daß wir einer ziemlich ordinären Lebenskunst mehr Mittel und mehr Zeit widmen als die jungen Leute vor zwanzig Jahren, und daß darunter unser Verhältnis zum Buch, zur sublimeren Lebenskunst fürs erste leidet. Man kann auch sagen: was direkt die Beziehungen zum Mitmenschen erleichtert, das steht hoch im Kurs; auf dem Umweg über sich selbst, über Einsicht und Schicksal, den Mitmenschen erreichen, wie im Buch, scheint einigermaßen Zeitverschwendung.

Resultiert aus alledem, daß bei der Jugend fürs Buch schlechte Zeiten herrschen? Nicht unbedingt! Es gibt heute zwar weniger grundsätzliche Leser als in einer bildungssicheren Zeit. Es gibt aber, wie ich glaube, auch weniger grundsätzliche Nicht-Leser. Eine so absolute Sahara-Öde an Buchfremdheit wie bei gewissen älteren Semestern des sogenannten gebildeten Mittelstands gibt es, meiner Vermutung nach, bei keinem jüngeren Menschen, wohin sein Interesse auch neigen mag. Einerseits hat eine auf Verbreitung bedachte Presse die Literatur bis zu einem gewissen Grad zur Mode des kleinen Mannes gemacht — hier hilft uns Beelzebub selber. Andrerseits drängt, von Jahrgang zu Jahrgang deutlicher, eine bisher benachteiligte Masse des Volks zur Bildung und bringt durch ihre Energie in die Gesamtheit der jungen und noch wandelbaren Menschen einen Impetus, der mehr noch als der Quantität der Qualität des Lesens zuträglich sein wird. Buch und Bücherliebe legen mehr und mehr den Charakter des Tabu ab — sie rücken ein in die Reihe der Beschäftigungen, die den zeitgemäßen, meinetwegen: den eleganten jungen Mann machen. Sie sind grundsätzlich reçu — das scheint mir wichtig, selbst wenn bis auf weiteres der einzelne junge Mensch nur wenig, nur „eigentlich" belesen ist. Ihn wirklich belesen zu machen, das gehört in jenes Problem, das heute vielleicht am allerwichtigsten ist: die Schaffung und Erhöhung eines gebildeten Menschen in dieser Zeit. W. E. Süskind

Jugend und Politik

Was war denn unserer eigner Leib- und Magenschmaus zwischen 12–20 Jahren? Wochenlang gab's für mich nichts anderes als auf dem Rhein rudern und schwimmen; da wir unsere Kajaks selbst bauten, wurden selbst in den Schulstunden nur Bootsmodelle gezeichnet. Selbstverständlich las man auf den Knien während des Unterrichts Karl May „Im Reiche des Silberlöwen", Tolstojs „Kosaken" und ... Maupassants Novellen. Aber dann kamen Perioden, da verschwand man mit einem Buch auf die „Krippen" (Schieferbuhnen) unserer Rheininsel oder auf den Dachboden; dann las man in Ruhe, zeitlos, Stunden, bis kein Licht mehr da war. Solche Bücher des 15jährigen waren: Rousseaus „Bekenntnisse", Häckels „Welträtsel" und Krapotkins „Gegenseitige Hilfe im Menschen- und Tierreich". Ich weiß, daß ich als Obersekundaner nach der Krapotkin-Lektüre nächtelang von den Hirschen des Amurgebietes träumte, die bei Einbruch der Schneestürme fliehen und im Strom eine lebendige Barriere bilden, bis die schwächeren Tiere unterhalb von ihnen hinüber sind. Erst als ich darüber eine Ballade „gedichtet" hatte, wurde ich ruhiger. Ich war kein Sonderfall. Was uns Jungens bewegte, war nicht der „Götz", sondern die „Wahlverwandtschaften", nicht Schillers Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, sondern ... Nietzsches „Zarathustra", den wir mit 16 Jahren auswendig konnten. Man kann sagen: Unverdautes Zeug! Aber wir wollten Antwort haben auf Fragen, die uns bewegten. Das ließ sich nicht mit „unreife Jungens" und „noch nicht trocken hinter den Ohren" verbieten oder defamieren.

Letzthin kam ein Pennäler zu mir wegen einer kleinen ärztlichen Frage. Wie ich wieder in mein Sprechzimmer trete, steht er vor meinem Bücherschrank; ich merke, er hat etwas

Digitized by Google

Lesende
Zeichnung von Honoré Daumier

auf dem Herzen. Er sagt mir schließlich, er möchte „brennend gern" ein Buch lesen, aber ich würde ihm das Buch, das er wolle, ja doch nicht geben. Er wünschte den VII. Band der großen Lenin-Ausgabe „Die Revolution von 1905". Ich gestehe, mein erstes Wort war: „Junge, das verstehen Sie ja gar nicht!" Darauf er: „Bitte, ich habe doch den ‚9. Januar' von Gorki gelesen; ich möchte mehr darüber wissen." Ich habe ihm den Lenin-Band gegeben. Ich sehe nicht ein, weshalb der Untergang des gewaltigen Zarenreiches mit den großartigen Episoden des „Schwarzen Sonntags" und der Geschichte des Mönches Rasputin weniger packend und lehrreich sein soll als Wallensteins Ende? Weshalb die Schaffung des ersten Arbeiterstaates der Welt, die unter schwersten Geburtswehen vor sich geht und die täglich in Zeitung, Bild, Film auch den Jungen vor Augen tritt, weshalb dieser historische Vorgang ersten Ranges unserer Jugend in den Quellen vorenthalten werden soll? Totschweigen kann man es nicht mehr, und für Klitterung hat die heutige Jugend ein feines Ohr. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!"

Dieser Lenin-Band[1] (VII. der Gesamtausgabe) läßt uns verstehen, mit welcher Zwangsläufigkeit und Notwendigkeit der geschichtliche Prozeß, in dem wir leben, sich vollzog und sich fortsetzt. Prophetisch sind die Reden und Aufsätze aus der züricher Zeit, unerhört an Klarheit und Präzision seine Anweisungen, im Stil an Cäsars Bericht über den „Bellum gallicum" erinnernd. Wer den IV. Band, die „Periode der Iskra" oder diesen VII. Band las, der versteht, daß hier ein Genius an Geist, Einfühlung, Willenskraft am Werke war, ein Denker, Politiker, Feldherr, Kämpfer, wie seit Julius Cäsars Zeit in dieser Verbindung und Dynamik die Geschichte ihn nicht wieder besaß. An dieser Gestalt wird sich unsere Jugend begeistern, allen Warnungen zum Trotz. Die große Lenin-Ausgabe, die mit ihren dokumentarischen Berichten, Aufsätzen, Programmen, Erlebnisaufzeichnungen, Reden und Briefen (darunter wertvolle in Faksimile, wie der Briefwechsel zwischen Bebel und Lenin) zum erstenmal uns das Riesenwerk dieses Menschen vor Augen führt, diese Bücher sind Bücher, die einem fürs Leben haften, die eine wirkliche Nahrung sind, nach denen — über das Zeitliche hinweg — die Jugend hungert. Sie sind Dokumente der Menschheit wie die großen Russenfilme, wie der „Potemkin", wie „Sturm über Asien", wie „Turksib".

Ein Gegenstück zu dem Giganten des Ostens ist ein document humain der anderen Seite, ein Zeugnis letzter westlicher Kultur: Die Erinnerungen Clemenceaus.

„Clemenceau spricht!"[2] Auch hier wird ein Leben aufgerollt, wie es kein Dichter spannender und farbiger hätte erfinden können! Auch hier öffnet sich eine Epoche, jedoch im Rückblick! Es ist fast wie ein Symbol. Der 88jährige Kämpe, der „Vater des Sieges", der „Tiger" schaut in die Vergangenheit, in eine untergehende Welt: Fin de siècle. Er, der Freund Zolas und Monets, der Bürgermeister des 18. Arrondissements / Montmartre in den Sturmtagen der Kommune 1871, der Zeuge von Versailles 1871 und 1919, der Mann, der mit 78 Jahren in die Schützengräben von Compiègne geht und als einziger nicht verzweifelt, der mit seiner ganzen Kraft 1919 dann gegen Foch und gegen die Forderung der Nationalisten, das Rheinland zu annektieren, ankämpft, weil er „kein Elsaß-Lothringen" will, dieser Mann schaut auf sein 88jähriges Leben zurück, das nicht mehr und nicht weniger bedeutet als 60 Jahre Weltgeschichte, als 60 Jahre Europa! Und dieser Mann ist groß und stolz und geistvoll genug und — was die Summe dieser Eigenschaften ist — wahrhaftig genug, zu gestehen: Dies ganze mächtige Lebenswerk bröckelt unaufhaltsam ab, im Untergang der Weststaaten. Ein stolzer, grandioser Wahrheitsfanatismus und Pessimismus eines Mannes, der auf verlorenem Posten gekämpft hat und nach 88jährigem Leben dies erkennt und gesteht. Auch „ein Held unserer Zeit"! Ein ganzer Mann, ein Kerl, ein Geist, der Westpol Europas! Ein hinreißendes Buch, das auch zwischen den Zeilen gespenstisch lebt. Man sieht den großen Totentanz einer Zeit. Nicht ein „In memoriam" ist dies Buch, vielmehr ein „Memento!"

Lenin und Clemenceau, der Ost- und Westpol Europas! Nicht bloß Europas! Beide Giganten an Geist, Einfühlung, Willenskraft und ... Erfolg. Beide mit Haut und Haaren Kinder ihres Landes, ihres diametralen soziologisch-historisch bedingten Standpunkts. Der „Tiger" durchaus das Produkt der Endepoche des europäischen Liberalismus; er steht am Ende einer Epoche, schaut rückwärts, und sagt vor seiner Gruft, die er selbst noch vorbereiten läßt, zu seinem Freund Jean Martet: „Haben Sie gesehn? Das ist der Schluß, das Fazit von allem, was Sie über mich schreiben werden: ein Loch und viel Lärm um Nichts ..." Fin de siècle. Der „Tiger" war ein Mann ohne Phrase. Das Fazit: ein Nichts! — Wie eine Fanfare klingen dagegen die Briefe und Reden

[1] Lenin. Sämtliche Werke im Verlag für Literatur und Politik. Wien-Berlin.
[2] „Clemenceau spricht." Von Jean Martet. Deutsche Übersetzung. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin, 1930.

Digitized by Google

Lenins. Dieser Gigant steht am Anfang einer Zeit. Das Fazit dieses Lebens: der Anfang einer Epoche!
Beide Bücher ergänzen einander wie der Abend und der Morgen. Sie sind der beste Geschichtsunterricht für die erwachsene Jugend. Die sämtlichen Werke Lenins sind zudem eine Dokumentensammlung und ein Quellenwerk, das in seiner mustergültigen wissenschaftlichen und redaktionellen Anordnung ein Standardwerk in der Geschichte der Gegenwart bilden wird.
Lebendige Geschichte für unsere Jugend, die nicht wieder bloß Objekt der hohen Politik sein soll, das sind diese Bücher von Männern, in denen Geschichte sich verkörpert! Aus diesen Büchern wird unsere Jugend mehr lernen als aus Xenophons „Anabasis" und den „Punischen Kriegen" die damals zu ihrer Zeit wichtig waren! „Politik" in die Herzen unserer Jugend? „Politik", das ist heute nicht mehr Kampf der Kabinette; „Politik" das ist heute der Glaubenskampf und Machtkampf zweier Epochen.

Friedrich Wolf

Forderung an das Buch

Es gab eine Zeit, nach dem Krieg, wo man die Jugend, oder die Jugend sich selbst, bis zum Erbrechen voll mit Literatur stopfte. Die Zwölfjährigen lasen Freud und Weininger, die Erstkommunikanten debattierten über Spengler, Bergson und Max Scheler. Dann kam eine Zeit, wo sich ältere Literaten begeisterungsglühend erzählten, ihr Junge interessiere sich nur für Vierkötter, Nurmi und Strackerjahn, ein gut gestoßener Fußball sei ihm wichtiger als der ganze Knut Hamsun mitsamt der Lagerlöf.
Beides waren „Einstellungen", Verzerrungen, Modesprüchlein, einseitig und eng gefaßt, hatten mit der wirklichen Jugend so wenig zu tun wie Reportage mit Dichtung oder „Sachlichkeit" mit Kunst.
Die wirkliche Jugend in Deutschland ist heute von einem absoluten Willen zur Leistung, zur produktiven Lebensgestaltung, zur positiven Zukunft Deutschlands und Europas befeuert. Sie ist ebenso naiv wie zielbewußt, mutig, frisch und natürlich. Sie ist, wie alle kraftvollen Generationen, keineswegs gewillt, eine materialistische Weltanschauung als Lebensgrundlage anzuerkennen. Was ihr an Religion fehlt, muß ihr die Natur ersetzen.
Darum werden alle Bücher, die von den einfachen großen Kräften der Erde und des menschlichen Wesens zeugen, von ungeheurer Bedeutung für die junge Generation sein. Alle solchen Bücher der Weltliteratur und der speziellen Jugendliteratur, in denen ein männlich heroisches Ideal unbedenklich und beispielgebend gestaltet wird. Alle solchen Bücher, dem Stoff und der Sprache nach, die ohne Phrase wahrhaft im Volkstum wurzeln. Legende, Sage, Chronik und Lied. Alle Bücher, in denen Leistung und Wert des Einzelnen, der Persönlichkeit — mächtiger ist als das verschwommene Massengefühl falscher Gegenwartsapostel. Alle Bücher endlich, bibel- und fibelhaft! —, in denen echtes, strömendes, wurzelhaftes Naturgefühl und Wissen um die Natur, ihre Kräfte und Erscheinungen, vermittelt wird.

Carl Zuckmayer

„Unverleihbar"

Unvergessen: Um die Jahrhundertswende war's, daß ein deutscher Schriftsteller auf den Gedanken verfiel, sein Buch durch Aufdruck als „Unverleihbar" zu kennzeichnen, mit ausdrücklichem Verbot für Leihbibliotheken. Ein paar Wochen wurde die Angelegenheit lebhaft erörtert, versank dann in dem großen Trichter, das Buch ging dahin, unverliehen, ungelesen.
Jetzt berichtet der kopenhagener Korrespondent der Frankf. Zeitung (27 — 1 M.) von gleichem Vorfall, nur eben mit etwas anderer Ausgangsarabeske. Der dänische Polarschriftsteller Peter Freuchen gab seinem Buch „Nordkaper" die Kennmarke „Unverleihbar" mit auf den Weg —, da der kopenhagener Buchhändler Hassing das Buch trotzdem in seine Leihbibliothek aufnahm, erging Klage, die vor dem Landgericht Kopenhagen zum Austrag kam. Das Gericht anerkannte das Recht des Autors, der Buchhändler wurde verurteilt die Kosten des Verfahrens im Betrage von 200 Kronen zu tragen. In der Urteilsbegründung hieß es: „Es sei durchaus denkbar, daß durch solche Verleihungen der Verkauf des Buchs geschädigt werde."
Der Vorsitzende des dänischen Schriftstellervereins Sophus Michaelis pflichtete seinerseits in einem Zeitungsinterview dieser Entscheidung bei, der staatliche Bibliotheksinspektor Hansen aber erklärte sofort, das Gerichtsurteil beziehe sich nur auf den Leihbibliothekar, berühre die öffentlichen Bibliotheken nicht. Dagegen erheben Freuchen und sein Verteidiger Widerspruch, der Streit geht weiter, Freuchen will sein „Unverleihbar" auch den öffentlichen Bibliotheken gegenüber durchsetzen.
Ein Zeichen der Zeit, Peter Freuchen ist keine Einzelerscheinung, es nimmt auch in Deutschland die Zahl der Autoren zu, die ihr Werk als Ware, und nur als solche, betrachten. Wahrscheinlich eine Folge der wirtschaftlichen Notlage. Aber besteht nicht auch Notlage auf geistigem Gebiet und muß es nicht Wunsch der Wünsche sein, gelesen zu werden? E. H.

Das Recht des Autors, sein Buch als „unverleihbar" zu bezeichnen, ist wohl kaum zu bestreiten. Werde ich aber als Verleger gefragt, ob eine derartige Bestimmung im Interesse des Autors und seines Buches liegt, so kann ich nur verwundert und ablehnend den Kopf schütteln. Solange ein Einzelner sich einen solchen Scherz leistet und gegen Zuwiderhandelnde klagbar vorgeht, wird er damit vielleicht eine gewisse Reklame-Wirkung erzielen, die auf die Neugier des Publikums wirkt. Allgemein betrachtet kann ich mir aber kaum etwas Törichteres denken, als wenn manche Autoren und Buchhändler im Verleihen von Büchern eine Schädigung des Verkaufs sehen.
Wie liegt denn der Fall? Zweifelt jemand ernstlich an der Richtigkeit folgender Tatsachen?

1. Die beste Propaganda für ein Buch ist die Empfehlung von Mund zu Mund. Keine andere noch so kostspielige Reklame kommt ihr an Wirkung gleich.
2. Es gibt in Deutschland Millionen von Menschen, die gern gute Bücher lesen möchten, aber nicht das Geld haben, sie zu kaufen.
3. Der Verleger ist nicht in ausreichendem Maße imstande, diesem Lesebedürfnis durch Verbilligung der Bücherpreise entgegenzukommen. Wohl kann er von bekannten, gut eingeführten Büchern nach einiger Zeit billige Aus-

Digitized by Google

gaben veranstalten, was ja auch reichlich genug geschieht. Die Masse der Neuerscheinungen kann aber nicht billiger hergestellt und verkauft werden, weil die heutigen Bücherpreise noch nicht entfernt mit der Erhöhung der Herstellungskosten seit der Zeit vor dem Kriege Schritt gehalten haben.

4. Das französische System, billige, aber schlecht ausgestattete Broschüren herauszubringen, ist gegen den Widerstand des deutschen Publikums nicht durchzusetzen, da der Deutsche, wenn er sich schon einmal ein paar Mark für ein Buch vom Busen reißt, nach der Lektüre nicht nur einige lose Fetzen und Bogen, sondern einen gebundenen Band zu besitzen wünscht, den er entweder weiter verschenken oder für Kinder und Enkel in seine Bücherei stellen kann.

Was ist also zu tun? Wie bringen wir Menschen und Bücher zusammen, damit auch bei uns eine Art literarische Atmosphäre — die unerläßliche Voraussetzung für einen lebhaften und befriedigenden Büchermarkt — entstehen kann? Die Antwort kann nur lauten: durch sorgsame und verständige Pflege aller Einrichtungen und Möglichkeiten, die dazu dienen, Bücher kennen zu lernen und ihre Kenntnis zu verbreiten. *Gelesen müssen unsere Bücher werden, gesprochen werden muß von ihnen, dann werden wir sie auch wieder verkaufen können.*

Was verschlägt es denn, daß jemand, der in einer Gesellschaft ein Buch rühmt, sich dieses Buch vielleicht selbst entlehnt hatte, wenn nur der eine oder andere Zuhörer dadurch veranlaßt wird, sich das Buch bei nächster Gelegenheit anzuschaffen. Daß auch viele sich Bücher leihweise verschaffen, die wohl in der Lage wären, sie zu kaufen, soll nicht bestritten werden. Kein Ding in der Welt hat nur gute Seiten. Wichtig bleibt nur, sich darüber klar zu werden, daß die Vorzüge des Bücherverleihens die Nachteile bei weitem überwiegen. Das kam vor einiger Zeit auch in einer sehr interessanten Feststellung des Leiters der Volksbüchereien Kanadas zum Ausdruck, der in Übereinstimmung mit dem dortigen Buchhandel darauf hinweisen konnte, daß überall, wo in kanadischen Städten gut geleitete öffentliche Büchereien bestehen, auch der Buchhandel blühe, während dieser darniederliege, wo nichts für die Pflege des Lesens geschehe.

Ich habe deshalb auch schon im vorigen Jahr anläßlich meines Referats in der Singakademie darauf hingewiesen, daß es eine der wichtigsten Aufgaben des Tags des Buches werden könnte, den Buchhandel mit den Volksbildungs- und Volksbücherei-Verbänden zu gemeinsamer Arbeit zusammenzuführen. Hier sind leider noch auf beiden Seiten gewisse Vorurteile auszuräumen. Der Buchhandel muß immer mehr lernen, im Volksbildner und Volksbibliothekar seinen Freund zu sehen; umgekehrt muß aber auch dieser verstehen, daß seine Arbeit ohne die Existenz und Mitwirkung eines leistungsfähigen und wirtschaftlich gesunden Sortimentsbuchhandels Stückwerk bleiben muß.

G. Kilpper, Stuttgart

Wie ich als Lehrer Leser warb

Ein junger Freund, in grausenvoller Kriegszeit noch mein Schüler, der mit gleicher Hingabe und Begeisterung bei anderen Lehrern Sophokles und Goethe, mit mir Shakespeare und Molière las, wies mich auf eine Abhandlung hin, in der Oskar Walzel[1] äußert, der Jugend werde vom Lehrer zugegeben, ihr erstehe kein Gewinn aus mehr oder minder kunstvollen Gestaltungen, die ihrem eigenen Zeitalter viel zu sagen hatten, dem Ohr der Jugend von heute indes, wenn nicht unverständlich klingen, so doch nichts Erlösendes zuzuraunen haben.

Ob wirklich ein verantwortungsbewußter Lehrer zu solcher Konzession sich bereit gefunden hat, entzieht sich meiner Kenntnis; dagegen kann ich aus meiner Tätigkeit als Verwalter der Schülerbücherei eines berliner humanistischen Gymnasiums bestätigen, daß zwanglose, freimütige Zwiesprache mit Jugendlichen, besonders des Reifealters, manchen unter ihnen für die Lektüre eines vorher von ihm mitleidig belächelten — auf Grund welcher Tatsachen, war meist nicht zu erfahren — von der kritischen Literaturgeschichte anerkannten Werks gewonnen hat; auch gelang es mir, durch Hinweise in mancherlei Form, Leser für Bücher heranzuziehen, die vielleicht nichts Erlösendes zuzuraunen — muß denn die Jugend schon erlöst werden? —, aber entweder durch Gestalt oder Gehalt auch der heutigen Jugend noch etwas zu sagen haben.

Diese Jugend der höheren Schule — meine Erfahrung erstreckt sich auf die Angehörigen der bürgerlichen Mittelschicht — bearbeiten, wie jeder weiß, von außen her in grausamer Weise zwei gewaltige Kräfte: ein Teil der Jugendlichen ist der Tagespresse blind ergeben, meist der im elterlichen Hause evangelisch gewerteten, dem anderen führt die im Jugendbund wehende Luft oft stark parteiisch gefärbte Lektüre zu. Der Einfluß der Schule als Organismus ist gering — geworden. Dem Leiter der Schülerbücherei erwächst die Aufgabe, durch persönliche Einwirkung bei der Wahl der Bücher Einseitigkeit, Voreingenommenheit, Verranntheit unmerklich zu bekämpfen und bei den Lauen Interesse für — gute — Bücher zu erwecken. An wenigen Beispielen soll nun das verschiedenartige Verfahren gezeigt werden, durch das ich jene Hemmnisse zu beseitigen vermochte.

Ein „ganz rechts eingestellter" Obersekundaner wünschte einen spannenden Roman. Ich wußte, daß der Schüler einer liberalen Familie entstammte. Ich griff nach Spielhagens „Problematischen Naturen", sagte, den Titel habe der Verfasser wohl aus Goethe geschöpft, jedenfalls sei der Ausdruck zum Klischee geworden, wahrscheinlich wegen der ungemeinen Verbreitung des Werkes. Der Junge nahm die Bände und verlangte bei der Rückgabe „Hammer und Amboß".

Auf einem anderen Wege führte ich Schüler derselben Stufe an C. F. Meyer heran. In einer französischen Stunde wurde die Frage erörtert, ob es bilingue Menschen gäbe. Ich erzählte von zweien meiner Universitätslehrer, die als Schweizer deutsch und französisch mit gleicher Sicherheit beherrschten und wies dann mit einigen Worten der Bewunderung auf ihren großen Landsmann hin, den Verfasser des „Heiligen" und der „Hochzeit des Mönches", der anfangs geschwankt habe, ob er französisch oder deutsch schreiben solle. Diese Art literarhistorischer Belehrung außerhalb der deutschen Stunde in scheinbarer Zusammenhanglosigkeit mit dem sonstigen literarischen Unterricht tat ihre Wirkung. Nach der Stunde verlangten zwei Jungen von diesem eigenartigen Menschen etwas zu lesen.

Als sie mich zur Bücherei begleiteten, benutzte ich die noch vorhandene Spannung und erzählte von einem Emigranten,

[1] Neue deutsche Dichtung und die Schule (Mnemosyne Heft 1). Bonn a. Rh. 1929. Ludwig Röhrscheid.

Digitized by Google

der in Berlin eine zweite Heimat gefunden habe, früher als Dichter geschätzt, heute kaum noch Leser fände, aber Verfasser einer amüsanten, nachdenklichen Erzählung sei, in der sich an manchen Stellen französischer Stil spüren ließe: Chamisso mit seinem Peter Schlemihl. Das Buch wurde sogleich vorbestellt.

Ein Unterprimaner, eifriger Leser des Feuilletons der Tagespresse ganz bestimmter Richtung, war von einem Artikel über Paris besonders beeindruckt und fragte mich nach meiner Ansicht. Von eigener Anschauung ausgehend, lenkte ich das Gespräch auf einen vom Ausland zwar allgemein als groß anerkannten, von seinen Landsleuten nicht so einstimmig geschätzten deutschen Lyriker, der in vorbildlicher Sprache sich über das Paris seiner Zeit geäußert habe; seine Schriften seien jederzeit in der Bücherei erhältlich: es war ein Leser für Heine gewonnen.

Häufig erbitten Schüler der obersten Klassen mein Urteil über die Form, die ein berühmter berliner Kritiker seinen Besprechungen zu geben pflegt. Der direkten Beantwortung einer so kitzlichen Frage habe ich mich stets dadurch entzogen, daß ich auf die Zeitbedingtheit jeder menschlichen Betätigung hinweise und als Beispiel dafür den Prosaiker Lessing, den von den Schülern zunächst gar nicht gemochten, anführe. Auch er war Theaterkritiker, sage ich, und hat vieles geschrieben, was wir heut für vollkommen abwegig halten, aber die Eleganz seiner Darstellung ist unübertroffen; wahrscheinlich haben manche seiner Zeitgenossen ihn für einen großen Dichter gehalten; ein Sprachkünstler war er, von dem noch heute stilistisch viel zu lernen ist: Und siehe da, die hamburgische Dramaturgie wird begehrt.

Noch ein Beispiel möchte ich anführen, weil es in besonders auffälliger Weise zeigt, wie eine Einzelheit zu Bedeutung gelangen kann. Im Englischen ergibt sich häufig von selbst ein Vergleich zwischen einem Wort und seiner deutschen etymologischen Entsprechung. Dabei wird dann gegebenenfalls der Lautverschiebung Erwähnung getan und die englische Bezeichnung dafür: ‚Grimms law" gegeben. Der Märchenerzähler erscheint plötzlich in einem neuen Licht: als großer Sprachforscher. Der gierige Bücherwart fügt hinzu, Jakob Grimm sei auch ein Meister der Sprache gewesen, wovon seine Rede über das Alter zeuge, Cicero habe auch „de senectute" geschrieben, aber Jakob Grimm ergreife. Sofort wünschen einige die Rede zu lesen und erhalten den Edelstein in der kostbaren Fassung, die ihm der Verlag Meyer und Jessen vor dem Kriege gegeben hat.

Wenn nun der Leser unzufrieden äußert, für die klassische oder moderne Literatur sei aber mit diesen Mätzchen nichts gewonnen, so bitte ich entgegnen zu dürfen, daß jene für die Jugend der höheren Schulen Zwangslesestoff darstellt und deshalb ihre Wirkung auf die Leser abhängt von der Behandlung durch den Lehrer. Darüber ist an dieser Stelle nichts zu sagen. Die „moderne" Literatur dagegen wird unter dem Einfluß der anfangs genannten Mächte irgendwie gelesen. Ja, es gibt noch eine dritte Gruppe Jugendlicher, die, aus wohlhabendem Hause stammend, in dem Geistigkeit herrscht, Modernes gelesen und gesehen haben, bevor es dem berufsbeschwerten Lehrer zugänglich war.

Aus meinem Verkehr mit der Jugend schöpfe ich die Überzeugung, daß nicht gegängelt, nicht gefesselt, sondern wohlwollend gelenkt und geführt die Jugendlichen auch heute noch „der Kunst der Vergangenheit eingedenk" bleiben.

Gustav Schultze-Buchwald

Wege zu Büchern

Wie schwer sind nicht die Mittel zu erreichen: das ist der Stoßseufzer bei mancher geistig-gestaltenden Arbeit, zu der gedruckte Quellen und Hilfsmittel nötig sind! Die Dezentralisation unserer Kultur, die sattsam bekannte Eigenart unserer staatlichen wie kulturellen Entwicklung, zeigt sich auch in der Fülle der Büchersammelstellen, von denen fast jede ihre Note und ihre Geschichte hat. Ihre Zusammenfassung in irgendeiner Form, die die räumliche Trennung zu überwinden wußte, konnte hier für schöpferische Menschen zum größten Segen werden. Vor 25 Jahren, am 1. April 1905, nahm das „Auskunftsbüro der deutschen Bibliotheken" seine Tätigkeit mit dem Zweck und Ziel auf, den gesamtdeutschen Bücherbestand für jeden wissenschaftlich Arbeitenden an jeder Stelle Deutschlands nutzbar zu machen. Der Begriff Bibliothek verliert so den Charakter der örtlichen Gebundenheit; jedes in einer deutschen Bücherei vorhandene Buch wird nachgewiesen und ist an jedem anderen Ort benutzbar. Damit ist in Wahrheit eine — ideale — deutsche Gesamtbibliothek geschaffen; das Auskunftsbüro ist gleichsam die Dachorganisation aller deutschen Büchereien!

Erfüllt wird diese Aufgabe einmal durch den Gesamtkatalog der preußischen Bibliotheken, durch den $2^1/_2$ Millionen verschiedener Werke jeden Augenblick nach ihrem Vorhandensein in einer der fünfzehn angeschlossenen Bibliotheken nachgewiesen werden können, dazu kommt das System der Anfragen — ursprünglich Sammelanfragen in Form von Suchlisten, seit Jahren durchschnittlich täglich 45 Einzelanfragen — an deutsche oder in besonders wichtigen Fällen auch an ausländische Büchereien, die für den besonderen Fall wesentlich in Frage kommen; ist die erste Umfrage ergebnislos verlaufen, erfolgt eine zweite an eine größere Zahl von kleineren, aber spezialisierten Bibliotheken. Die einlaufenden Antworten kommen in einen Ergänzungskatalog (gegenwärtiger Umfang zirka 200000 Titel); hinzu kommt noch ein bibliographischer Apparat von fast 4000 Bänden.

Fünfzig Prozent aller Nachfragen umfaßt ältere, selten gewordene Literatur. Dabei gelingt oft die Ermittelung von Büchern, die bisher als verschollen galten oder die als „Phantom" betrachtet wurden; auch die Seltenheit von Büchern kann auf diese Weise festgestellt werden. Keine Einzelbibliothek aber ist mehr in der Lage, der extensiven Entwicklung der Gesamtwissenschaft zu folgen; fremdsprachliche Veröffentlichungen über ein einzelnes Gebiet können jetzt in Deutschland oft nur an einer Stelle gesammelt werden; wo diese Dinge zu finden sind, meldet das Auskunftsbüro! Das gilt auch für alle Zweige der schönen Literatur. Ein Literarhistoriker arbeitet über Karl Bleibtreu und will seiner Studie eine Bibliographie von dessen Werken beigeben. Wo sind die zahllosen Einzelwerke dieses wahrhaft vulkanisch schaffenden Autors zu haben? Die preußische Staatsbibliothek besitzt vielleicht zwanzig Prozent davon; das Auskunftsbüro wies etwa fünfzig Prozent nach; der Rest ist in öffentlichen deutschen Büchereien nicht vorhanden! Die meisten Anfragen machen eine genaue „Bibliographierung" nötig, denn den Bibliotheken, bei denen oft täglich etliche Dutzend Anfragen einlaufen, darf nur das Aufsuchen des Titels in ihren Katalogen zugemutet werden. Da gibt es manche bibliographische Rätsel zu lösen und verstümmelte Zitate sind zu entziffern. Eine Literaturangabe zu einem besonderen Thema wird grundsätzlich nicht erteilt; sucht aber z. B. ein deutscher Bergingenieur in einem rumänischen Dorf Literatur über die heilige Barbara als Patronin des Bergbaus,

Digitized by Google

so erfährt er keine Abweisung! Einige Zahlen können die Arbeitsleistung zeigen:

1905	3295	gesuchte	Bücher;	davon	nachgewiesen	2113
1910	10675	„	„	„	„	7329
1913	13970	„	„	„	„	9583
1920	12148	„	„	„	„	5825
1925	13236	„	„	„	„	11531
1928	17273	„	„	„	„	13922

Im Verkehr mit dem Ausland wurde 1928 von wissenschaftlichen Arbeitern aus 16 verschiedenen Ländern 1080 Bücher gefragt, von denen 798 nachgewiesen wurden. Ein Gesamt-Zeitschriften-Verzeichnis (1914; seine Erneuerung ist eine nächste Aufgabe) und ein Gesamtverzeichnis der ausländischen Zeitschriften (GAZ) in deutschen Bibliotheken (für 1914–1924), 1929, sind einige der bibliographischen Veröffentlichungen des Auskunftsbüros, das auf dem Wege ist, ein mitteleuropäisches Auskunftsbüro zu werden. Das Ausland erhofft von seiner Findigkeit oft viel; ein englischer Theologe fragte, in welcher englischen Bibliothek außerhalb des Britischen Museums ein bestimmtes Buch des 18. Jahrhunderts sei. Dem Gelehrten konnte man eine deutsche Bibliothek nachweisen, die ihm das Buch durch seine Universitätsbibliothek zur Verfügung stellen kann. Zwei Fälle jüngster Vergangenheit sind nicht ohne Interesse, weil sie die sachliche Spannweite dieses unermüdlich helfenden, immer sicheren und zuverlässigen Unterstützungsmittels geistiger Arbeit und Erkenntnis dartun können: das berliner städtische hygienische Untersuchungsamt brauchte ausländische Aufsätze über die Papageienkrankheit; einer war in Veröffentlichungen der Sorbonne, Faculté de médecine, nachzuweisen und eine Photokopie wurde bestellt; und Josef Ponten kabelt aus Milwaukee: Wo ist in Deutschland die deutsch-amerikanische Monatsschrift „Der deutsche Pionier" vorhanden? Das Antwortkabel lautete: In der Universitätsbibliothek Bonn!

Es ist um des deutschen geistigen Lebens und Fortschritts willen dringend zu hoffen und zu wünschen, daß die amtlichen Stellen, denen die wirtschaftliche Sorge für das Auskunftsbüro deutscher Bibliotheken obliegt, immer für dessen Wege, Ziele und Zwecke das sich tatkräftig auswirkende nötige Verständnis haben mögen!

Paul Alfred Merbach

Die Herstellung von Büchern und Zeitschriften

Habent sua fata libelli, schon bevor sie beim Verleger oder Buchhändler liegen bleiben. Ist das Manuskript erst bei 20 Verlegern abgelehnt worden, dann setzt der 21. Himmel und Hölle in Bewegung, um daraus ein Buch zu machen. Wollte man alle Betriebe dieses Produzentenkreises zusammenlegen, so wäre die Geburt eines so unscheinbaren Dinges, wie es das Buch ist, allerdings eher eine Auffahrt aus der Hölle. Das wenigstens in effigie einmal vorgeführt zu haben, ist ein großes Verdienst des Schröderschen Buchs (Fritz Schröder, Die Herstellung von Büchern und Zeitschriften, C. E. Poeschel Verlag, Stuttgart). Über seine hauptsächliche Bedeutung für den Fachmann ist hier nicht zu sprechen. Schließlich interessiert es ja auch den wißbegierigen „Laien", über all diese Dinge etwas zu erfahren, warum ein Buch leicht, ein anderes schwer in der Hand liegt (Papier), eins billig und eins teuer ist (Auflagenhöhe, Druckverfahren); wer wollte nicht bei dem Anspruch, den man an die Reproduktion von Bildern heutzutage stellt, auch darüber etwas lernen; oder sich einmal jenseits der Streitfrage „Antiqua oder Fraktur" über die Geschichte der Schrift unterrichten, ein Kapitel, das dank der vielen Schriftproben dem forschenden Bibliophilen besonders willkommen ist. Erfährt er dabei etwas über Preisgestaltung, so kann das auch nur nützen, wenn er sich vergegenwärtigt, wieviel ungangbare Bücher der verantwortungsbewußte Verleger aus kulturellen Gründen druckt; man wird kein Krösus dabei, aber der Geist belebt die Materie, bevor und nachdem er sich gedruckt manifestiert. Man vergißt das zu leicht im Zeitalter der Industriegiganten, das einen „Tag des Buchs" notwendig macht.

Edwin Landau

Das gesprochene Buch

Die berliner Funkstunde hat dreimal den Versuch gemacht, Erzähler am Mikrophon dichten zu lassen. Ein beachtenswertes Experiment. Ein Weg, von der Kunsterzählung zur Volkserzählung zu kommen, Autoren von frisiertem und phrasiertem Schriftdeutsch zum lebendigen und spontan-erlebten Wort zu führen.

Wie die freie Rede unmittelbarer wirkt als die abgelesene oder einstudierte, so fielen die Stücke am meisten ab, bei denen man spürte, daß es auswendig gelerntes, vorbereitetes Zeug war. Am stärksten dagegen wirkte die Schnurre, die Anekdote, die Reportage. Man müßte eine Gegenprobe machen: man hätte mitstenographieren und die Erzählungen dann drucken sollen. Zeiten und Völker, die das Schrifttum ernst nehmen, hätten das in einer Epoche, in der sich neue Formen der literarischen Übermittlung vorbereiten, getan. Akademien hätten sich bemüht, die Gesetze einer neuen, gewachsenen Ästhetik zu finden.

Die Stilmittel des gesprochenen Buchs sind selbstverständlich andere als die des gedruckten. Schon der (notwendig begrenzte) Umfang der Funkerzählung verbietet weitausholende Vorbereitungen. Aber schon mit der Wiederholung verhält es sich anders: Wiederholungen, die nötig sind, weil man es dreimal sagen muß — Wichtiges kann sich dem Zuhörer das eine oder andere Mal entziehen — können sich zu Kunstmitteln steigern. Endlich: der Autor braucht nicht zugleich ein guter Sprecher zu sein, er muß also den epischen Vortrag seinem mehr oder minder zulänglichen Rezitationsvermögen anpassen. Stimmfarbe, Sprechtempo, Organstärke werden dabei eine Rolle spielen. So bildet sich Stil.

Vielleicht wird die hier angedeutete Entwicklung lange dauern. Aber die Buchproduktion wird ihren Vorteil davon haben: die Folge muß eine Leistungserhöhung des Buchs sein. Der Buchkritiker wird wieder lernen müssen, daß der Stoff nicht für die Bewertung eines Werkes das Primäre bedeutet, daß eine Seite goethischer Prosa etwas anderes ist als ein Zeitungsblatt.

L. W.

Buch und Kulturkrise

In Rudolf Borchardt besitzt Deutschland einen Kulturkritiker von höchstem Rang. Er betrachtet die Dinge des geistigen Lebens von einer Warte, die so hoch ist, daß ihm Erscheinungen, die immerhin Werte bedeuten, oft allzuklein erscheinen. Im geistigen Konservatismus seelisch beheimatet, ist er beileibe kein Alexandriner: hat er doch seiner Zeit für

Digitized by Google

das Große Schauspielhaus eine Lanze gebrochen, weil er, ohne blind zu sein gegen dessen Fehlleistungen, in ihm einen neuen Theatertypus vorgebildet fand, wie ihn eine sich wandelnde Zeit erfordere. Der Übersetzer Dantes, Swinburnes und Platos, der Verfasser edler Prosa und esoterischer Wortkunstwerke zieht aus einer bewegten Zeit auch die Konsequenz, in den Tagesstreit einzugreifen: aktivistisch nennt er seinen letzten Essayband „Handlungen und Abhandlungen", als Broschüre legt er jetzt eine Rede vor: „Die Aufgaben der Zeit gegenüber der Literatur" (Verlag G. A. von Halem, Bremen). Daß seine Ausführungen sich in vielem mit Feststellungen des französischen Verlegers Grasset berühren (vgl. L. E. XXXI, 685), nimmt uns weniger wunder als der Umstand, daß seine Beurteilung der Literatur unserer Epoche in den proletarischen Chor einstimmt, der da meint, daß alles, was besteht, wert sei, daß es zugrunde geht. Die berühmten Extreme, die sich berühren? Diese Einmütigkeit ist doch verwirrender: Borchardt datiert nämlich den Niedergang der deutschen Literatur (bis auf gelegentliche Seitenblicke beschränkt er sich nur auf diese) nicht von Kriegs- und Nachkriegszeit her, sondern vom Naturalismus, von den — oft abtrünnigen — Johannessen der neuen proletarischen Kunst unserer Tage. Was er über den heutigen Literaturbetrieb sagt, wie er Mißstände im Verlagswesen und in der Buchkritik, in der Zeitschriftenleitung und in Sortimenterberechnungen geißelt, das ist erwägenswert, beherzigenswert, gehört in das große Kapitel Inflation der Literatur. Daß mit dem Worte Dichter unerhörter Mißbrauch getrieben wird, ist eine Inflationserscheinung, in der sich die Senkung des geistigen Niveaus auswirkt. Borchardts Unterscheidung des Dichterischen vom Literarischen und vom Künstlerischen ist ebenso gründlich wie beherzigenswert. Aber die Stabilisierung, die Borchardt vorschlägt, ist ein Radikalmittel, das sehr originell aussieht, ohne es zu sein, und schmeckt nach einem Snobismus, der dieses Autors nicht würdig ist. Seine Abhilfe? Hier ist sie: heutzutage keine Bücher lesen, denn man versäumt nichts! Das Rezept erinnert an eins, das der Romantiker Eichendorff der Gegenseite gegeben hat: „Die Dichter müssen nur nicht nachgeben, sondern die Theater poetisch aushungern, sie an ihrer eigenen Misere und Langweiligkeit allmählich verschmachten lassen und unterdes draußen frisch und keck die Welt auf ihre eigene Hand dramatisieren." Aber auch hinter Eichendorffs ungleich sinnvollerem Wort wird man heute ein Fragezeichen setzen müssen. Muß es dem verantwortungsbewußten Zeitkritiker Borchardt nicht zu denken geben, daß Stefan George sein Dichtertum, das er dem eines Äschylos, Dante, Goethe, Kleist gleichsetzt, in dieser Zeit nur dadurch bewahren kann, daß Georges Jünger ihn vor der Welt verschließen, ihm die Sorgen um die materielle Existenz abnehmen? Folgt daraus nicht, daß Borchardt, hätte er zu Goethes Zeit gelebt, Goethe vorgeworfen hätte, daß er kein Dichter wie Dante, hätte er zu Tassos Zeit gelebt, daß dieser kein Dichter wie Äschylos gewesen wäre? Borchardt übersieht, daß eine Zeit auch die Seelenstruktur des dichterischen Menschen wandelt. Daß die Zeit einem Dichter ihre Aufgaben stellt. Daß in unserer Zeit die propagandistische Aufklärung vielleicht die gleichen Daseinsbedingungen für die Dichtung schafft wie einst die Kirche oder die feudale Welt. Daß einer Klassik immer vorbereitende Epochen vorangegangen sind, die sich mit dem Umformungsprozeß der menschlichen Gesellschaft beschäftigen. Sollte Rudolf Borchardt seinen Lesestreik auch für sich selber durchführen, so beraubt er sich nicht nur der Möglichkeit, einer kommenden Klassik die notwendigen ästhetischen Maßstäbe zu geben, seine Kulturkritik wird vielmehr, statt den höchsten Standpunkt der Zeitdeutung einzunehmen, eine platonische Spielerei neben der Zeit sein. Aber das sind — für einen Rudolf Borchardt am allerwenigsten — nicht die Aufgaben der Zeit gegenüber der Literatur. L. W.

Magie des Buchs

Im Jahre 83 v. Chr. brannte in Rom der Tempel ab, in dem die sibyllinischen Bücher aufbewahrt wurden. Man sandte Boten nach Kleinasien und in die Tempel des Apollo, die alten Weisagungen neu zu sammeln, Kaiser Augustus ließ eine Sichtung vornehmen, durch die Belangloses ausgeschieden wurde, die als echt anerkannten Sprüche wurden in dem Tempel des palatinischen Apollo untergebracht und blieben bis in den Anfang des 5. Jahrhunderts ein Gegenstand gläubiger Verehrung.

Magie des Buchs begreift man in ihrer Entstehung, wenn man das Wort zum Symbol werden sieht. Als Symbol ist es zugleich das Wesen des Dinges selbst. Von dem Symbol geht die wundertätige Kraft aus. Das Wort kann aber sogar rein durch seine Buchstabenzusammensetzung an Stelle des fernen und herbeigesehnten Gegenstands treten, und so ist magisch der Fisch (*ichthys*) Vergegenwärtigung und greifbare Nähe von Jesus von Nazareth, Sohn Gottes, Heiland. Im Anfang ist das Wort Symbol.

Es ist aber auch Magie des Buchs in dem wohl seit der Reformation geübten Brauch, die Bibel zu ergreifen und ein Messer aufs Geratewohl hineinzustoßen. Dort wo die Spitze hingeraten ist, ist Antwort auf die Frage, die das bekümmerte Herz bedrängte. Noch der junge Bismarck (die Mutter las ihren Swedenborg) fragt derart bei dem Buch um Rat.

Im Volksbewußtsein ist der Zauberer ohne sein großes Buch undenkbar.

•

Magie des Buchs tritt in der Offenbarung Johannis entscheidend und für alle Zeiten bestimmend zutage. In der rechten Hand dessen, der auf dem Stuhl sitzt, ruht das mit sieben Siegeln verschlossene Buch. Niemand vermag die Siegel zu lösen und Einblick zu tun. So geht das Buch auf das Lamm über.

Und das andere Symbol: Der Engel, dessen Füße wie Feuerpfeiler sind und der auf der Erde und auf dem Meer steht, hat in seiner Hand ein Büchlein. An Johannes ergeht der Befehl, das Büchlein zu nehmen und es zu verschlingen.

Goethes Faust hat das Buch des Nostradamus aufgeschlagen, er erblickt das Zeichen des Makrokosmus, und durch den Anblick ist ihm die Geisterwelt unmittelbar erschlossen. Er wendet das Blatt, das Zeichen des Erdgeistes ist Gegenwart des Geistes, das Zeichen geheimnisvoll aussprechen ist letzter Ruf, ist eine Forderung an den Geist, die dessen Antwort erzwingt.

In der geheimnisvollen Höhle findet der Heinrich von Ofterdingen des Novalis das Buch des Einsiedlers, das in einer ihm fremden Sprache geschrieben ist und das ihm vorzüglich gefällt, trotzdem er keine Silbe davon zu enträtseln vermag. Beim Suchen findet er einige Bilder. Sie dünken ihn bekannt, er entdeckt seine eigene Gestalt. Nun die von anderen, mit denen er vertraut geworden oder doch zusammengetroffen ist. Gegen Ende wird seine eigene Gestalt größer und edler. Die letzten Bilder werden dunkel und unverständlich.

Dem Studenten Anselmus (E. T. A. Hoffmann: „Der goldne Topf") hat der Archivarius Lindhorst ein Blatt zur

Digitized by Google

Abschrift vorgelegt, dessen seltsam verschlungene Zeichen bald Pflanzen, bald Moose, bald Tiergestalten darzustellen scheinen, so daß der Jüngling verzagt, das alles so genau nachmalen zu können. Es naht ihm aber Serpentina, und sie erzählt ihm alles, was er als ihr Verlobter von ihrer geheimnisvollen Herkunft und dem Salamanderfürstentum des Vaters wissen muß. Ihre Zeit ist um, sie scheidet von ihm mit einem Kuß. Ihn bangt es, noch immer nichts geschrieben zu haben, aber zu seinem Erstaunen sieht er, daß die Kopie vollendet ist, es will ihm scheinen, als enthielte das geheimnisvolle Manuskript eben den Bericht, den Serpentina ihm erzählte.

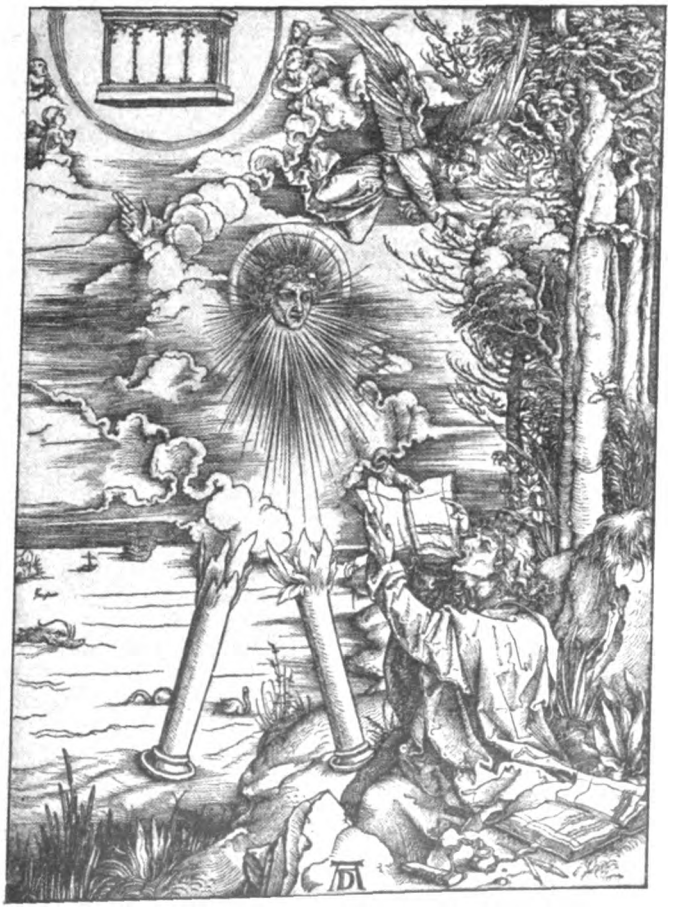
Im Eichendorffschen Märchen (aus: „Dichter und ihre Gesellen") sitzen die beiden Kinder, Kasperl und Annerl vor dem Hause und blicken gemeinsam in ein großes Bilderbuch. Auf dem Bilde ist eine schöne Gegend mit fruchtbaren Auen, wunderbar gezacktem Gebirge, einsamen Kapellen und Wäldern, eine Prozession mit bunten Fahnen — und auf das Bild fällt das Abendrot. Eh der Kasperl sich noch besinnen kann, sieht er das Annerl schon mitten in der Landschaft, sie winkt ihm fröhlich, er faßt sich ein Herz und springt ihr nach: „so liefen beide voller Freuden in das Buch und in die Landschaft hinein."

Bei Andersen („Das Abcbuch") springt der Hahn aus dem alten Abcbuch, um krähend darzutun, was für ein jammervolles Machwerk das neue Abcbuch sei. Hier nun heißt es: „Es liegt eine furchtbare Macht in den Buchstaben. Sie können Leben geben und totschlagen ... ja, als der liebe Gott ihnen seine Gedanken unterlegen ließ, da ging eine größere Klarheit vor uns auf, als wir zu tragen vermochten, wir beugten uns tief, aber die Buchstaben verleihen uns Kraft, sie zu tragen."

*

Eine Wanderung durch Vorstellungssphären. Das Wort, oder auch bereits der Buchstabe, ist Symbol. Derart Symbol, daß es an Stelle des in ihm gespiegelten Gegenstandes steht und auch die Kraft hat ihn herbeizubeschwören (Faust). Da aber die Schöpfung ein Gedanke Gottes ist, müssen auch die Buchstaben, die in ihren vielfältigen Abwandlungen die ganze Schöpfung umspannen, Gedanken Gottes sein.

Was ist, ist irgendeinmal gewesen. Die Zukunft, die sich verschleiert, war im Gewesenen bereits geoffenbart. Das Buch mit den sieben Siegeln, das dem Lamm anvertraut wird, birgt als ein Abgeschlossenes das gesamte Weltgeschehen, sei es, daß das Geschehen in dem Augenblick, da es sich vollzieht, sich selber schreibt, sei es, daß das Buch der Schöpfung abgeschlossen vorlag an dem Tage, da Gott die großen Lichter rief. Bei dem Novalis: sein Ofterdingen lebt abgelebtes Leben wieder, wie es sich vollzog, muß sich sein Schicksal wieder vollziehen.



Johannes verschlingt das Buch
Holzschnitt aus Albrecht Dürers „Apokalypse"

Digitized by Google

Das Buch ist Spiegel der Welt. Weil Zukünftiges auch Vergangenes ist, ist das Geschriebene deutend, bindend.
Wer das Buch ißt (Offenb. Joh.), der hat das Schöpfungsgeheimnis in sich aufgenommen. (Ein Vorgang, der zur Aufnahme der Hostie in Parallele tritt.)
Das Geschehnis schreibt sich selber. (Bei dem Romantiker, wenn Kunst und Liebe Mittler sind.) Darum muß, was Serpentina erzählt, zugleich auf dem Blatt stehen. Die Buchstaben müssen aber auch Moosen und Tiergestalten gleichen, denn — sie sind, wie alles Kreatürliche, Gedanken Gottes.
Die Buchstaben und die Bilder haben Symbolkraft: Man vermag (Eichendorff) in das Bild hinzugehen, ganz so, wie das Zeichen des Geistes, die Gegenwart des Geistes gewährleistet. Damit schließt sich der Ring um die Sphären.

Ernst Heilborn

Unveröffentlichter Briefwechsel

Liliencron und sein Feldwebel

Der stettiner Königsplatz weist uns am Denkmal des Alten Fritz vorüber nach dem Stadttheater. Eine Schwenkung links — und wir befinden uns zwischen Straßenbahngleis und Musenhof auf einem pflasterlosen Fleck Erde. Hier stand im vergangenen Jahrhundert ein schlichter Bau, das alte Gardelandwehrzeughaus. Hinter dem ersten Fenster links vom Eingang waltete Herbst 1874 ein gewisser Premierleutnant und Bezirksadjutant seines Amtes, der sich damals noch nicht Detlev, sondern Fritz von Liliencron nannte. Die Geschäfte überließ er im wesentlichen seinem tüchtigen Feldwebel Schultz; die Schreibstube war nicht nach dem Geschmack des Soldaten, der aus den Kriegen 66 und 70 mit dem Eisernen Kreuz und dem Pour le mérite hervorgegangen war. Er beschränkte seine Anwesenheit auf das Notwendigste und veranstaltete lieber, wozu er nicht verpflichtet war, freiwillige Manöverspiele mit einzelnen Truppenabteilungen. Im Büro war der hochgeborene Baron der liebenswürdigste Mensch; mehrmals besuchte er mit seinem Untergebenen das Restaurant Schäfer am Königsplatz. Dort spendete er Bowle und Zigaretten, spielte Klavier und sang seinen geliebten Schumann. Das ist in den neun Monaten des hiesigen Aufenthalts dreimal vorgekommen. Eine Tatsache, die beide Teile ehrt.
Im übrigen lebte Liliencron sehr bescheiden und zurückgezogen. Die Schulden drückten. Um sich „zu sanieren", schmiedete er die abenteuerlichsten Pläne. „Schultz," pflegte er dann wohl zu sagen, „kommen Sie mit nach der Türkei. Die kann Kerle wie uns gebrauchen. Ich organisiere das Heer, Sie die Landwehr."
Im Sommer 1875 — er war zum Generalstab einberufen und konnte jeden Tag sein Patent als Hauptmann erhalten — brach er wegen Wucherschulden zusammen. Zwischen Baron und Feldwebel schieben sich Ozean, Amerika, Enttäuschung, Rückkehr, Pellworm und Kellinghusen. Vergeblich besucht Schultz den Heimgekehrten in Hamburg. Er trifft ihn nicht zu Hause; doch von nun an ist die Briefpost geschlossen. Im November 1879 finden wir Liliencron auf dem eckernförder Landratsamt. Aus Borby schreibt er an seinen stettiner Freund:
„Meine doppelte Gratulation für den Bezirksfeldwebel und zu Ihrer Verlobung. Sie werden sehen: heiraten ist besser, als nicht heiraten. Für Ihre Fähigkeiten, lieber Herr Geheimsekretär, steht Ihnen noch eine ganze Welt offen, und ich bin überzeugt, daß Sie noch einmal Minister werden. Ihrer Fräulein Braut empfehlen Sie mich bitte, und sagen Sie ihr, daß sie ein allerliebstes Männeken zum Mann bekäme."
Der Ton auch der folgenden Briefe ist ungewöhnlich herzlich und spottet aller gesellschaftlichen Schranken. Fast an jedem Schluß folgen Versicherungen, die für den altadligen Offizier und im vorliegenden Fall von echt menschlicher Wärme zeugen — etwa: „Ich habe oft und gern Ihrer gedacht. Vergessen Sie mich auch nicht. Lassen Sie uns immer voneinander wissen, lieber Schultz, wenigstens nicht aus den Augen verlieren. In herzlicher Verehrung — in unvergeßlicher Erinnerung — Ihr alter treuer Kamerad."
Im Jahre 1880 trifft seinen einstigen Feldwebel das Unglück, bei einer Artillerieübung die rechte Hand zu verlieren. Da sendet er dem Schwergetroffenen einen rechten Trostbrief. Er schlägt ihm vor, sich bei einem großen Herrn um die Stelle eines Geheimsekretärs zu bemühen und fragt dann selber: „Aber wo? — Wenn es nur der Betreffende wüßte, welche Perle er gewönne, so ließe er Sie sofort vierspännig abholen."
Die Lücke zwischen diesem und dem nächsten Lebenszeichen ist ausgefüllt von Liliencrons Aufstieg zur Tagesberühmtheit. Ein Jahr vor der großen Nationalbettelei zu seinen Gunsten schreibt er nach Stettin: „Im Augenblick standen Sie mir wieder so lebhaft vor Augen. Und daß Sie ein so glückliches Familienleben haben: das wahrhaft einzige Glück auf Erden! Und sechs Jungens! Gratuliere! — Mir wird's jetzt endlich wohl besser gehn. Ich hab's verdient. Heutzutage Dichter — noch dazu Lyriker zu sein, ist ja ... ein ungeheurer Unsinn."
Fast ausnahmlos wird jetzt am Schluß der Briefe die Formel „Ihr alter Kamerad" verschärft zu der Wendung „Ihr altwerdender Liliencron", oder er ruft in neidlosem Neide aus: „Mein Gott, wie jung sind Sie noch dagegen!"
Allmählich aber begann er „zu ziehen". Auch die stettiner Dürergesellschaft lud ihn 1904 zu einem Vorleseabend ein. Er freute sich ganz besonders darüber, seinen Freund wiederzusehen. Am Morgen nach dem Vortragsabend unternahmen wir unter Herrn Schultz Führung einen Rundgang durch die Stadt, wobei der Dichter voll Laune allerlei Anekdoten springen ließ; wir weilten eine ergriffene Minute auf dem Militärfriedhof am Grabe des Obersten Bauer und folgten dann einer Einladung zum Frühstück bei dem zum Rechnungsrat aufgestiegenen einstigen Feldwebel. Aufs tiefste wurde der Dichter dort erschüttert, als treu bewahrende Liebe allerlei Erinnerungsstücke aus dem Nachlaß des stettiner Bezirksadjutanten vor ihm aufbaute. Seinen Eierbecher wieder in der Hand haltend, schien Liliencron die Spanne Zeit noch einmal zu durchlaufen, die ihn von jenen Tagen trennte, bis er plötzlich, wie aus bösem Traume auffahrend, unvermittelt die Worte hervorstieß: „Das Leben ist eine unerhörte Roheit!"
Damals vermochten wir seinem Gedankensprunge nur schwer zu folgen. Heute — vor der Generalbeichte in seinen Briefen — verstehen wir diesen seelischen Schauder nur zu wohl.

Hermann Ploetz

Digitized by Google

Europäisch reden

Von René Schickele (Badenweiler)

Annette Kolb, „Versuch über Briand". Verlag Ernst Rowohlt, Berlin. 217 Seiten. Mit zahlreichen Photographien. Geh. M. 6,50, geb. M. 9,50.

Wofür Annette Kolb seit einem Lebensalter wirbt, das ist heute keine Utopie mehr. Vielleicht genügt schon ein Jahrzehnt zur Verwirklichung des Europäischen Zollvereins, und wie sich aus dem wirtschaftlichen Zusammenschluß ein überstaatliches politisches Bewußtsein in Europa entwickeln wird, kann man in der Geschichte nachlesen. Auch das deutsche Volk gelangte (leider erst sehr spät) über die wirtschaftliche zur politischen Einheit.

Dem Propheten Coudenhove-Kalergi, einem Mann von einfältiger, fast kindlicher Glaubenskraft, ist Aristide Briand auf dem Fuße gefolgt. Er hat sich nicht nur zu „Paneuropa" bekannt, sondern auch gleich die Einberufung einer europäischen Staatenkonferenz angekündigt, mit dem Ziel, die Einigung des europäischen Kontinents in die Wege zu leiten.

Wenn jemand die Bezeichnung eines Realpolitikers verdient, so ist es Aristide Briand, der sich selbst einmal einen „Professionellen der Ministerpräsidentschaft" genannt hat. Darunter verstehe man, daß er, ungleich anderen Ministern, nicht nur gelegentlich in den Sattel kam, sondern berufsmäßig zu reiten versteht. Er trat seinen Weg an als Matador der äußersten Linken. Vom Tage an, da er in der Kammer saß (und das sind bald dreißig Jahre her), lebte er mit nie versagendem Erfolg und geradezu überzeugend die Rolle des „ehrlichen Maklers" zwischen den Losungen und Bedürfnissen des Tages, zwischen den hervorragenden Persönlichkeiten der französischen Politik, zwischen den Parteien und, seit der Konferenz von Cannes, zwischen den Völkern.

Auf die Fanfare, die jene sagenhaften „Vereinigten Staaten Europas" herbeirief, antwortete voriges Jahr im Haag der Deutsche Stresemann — ein Neuling auf dem Gebiet der politischen Wirklichkeit, ein aufrichtig Bekehrter der letzten Stunde. Seit Bismarck haben die deutschen Minister sich zwar immer für Realpolitiker gehalten, auch mag der eine oder andere es gewesen sein, nur fanden sie selten Gelegenheit, von dieser unschätzbaren Tugend Gebrauch zu machen. Sie erschöpfte sich bis 1918 in der Notwendigkeit, mit der Wirklichkeit des obersten Kriegsherrn gewissermaßen Tuchfühlung zu halten, und nachher, bis zum Tag, da der Minister des Auswärtigen Stresemann nach Locarno ging,

Annette Kolb
Zeichnung von B. F. Dolbin

in Kleinmut dem eigenen Volk gegenüber und in Ressentiment vor den Siegern, die gewiß in der Hauptsache darauf bedacht waren, möglichst rasch die größtmögliche Beute einzutreiben. Jedoch schon 1920 spricht Briand, wie Annette Kolb erzählt, von einem „wirklichen Frieden" als der einzigen Möglichkeit, die Früchte des Sieges zu ernten.

Sechs Jahre später, nach Locarno, in der großen Rede Briands vor der Kammer, wird nicht mehr von der Beute gesprochen und der besten Art, sie zu sichern, sondern da fallen Worte, die wie Signale

Digitized by Google

einer neuen Zeit aufleuchten, Worte vom Heldenmut, von der unbesieglichen Größe Deutschlands, und nun, nachdem auf diese Weise viel Häßliches in ritterlicher Weise widerrufen und gutgemacht ist, nennt Briand die neue, die notwendige Sprache, die in Zukunft zwischen Deutschland und Frankreich geübt werden soll, beim Namen. „Glauben Sie," ruft er einem unentwegten Patrioten unter den Abgeordneten zu: „glauben Sie, ich sei ohne Hemmungen nach Locarno gegangen, zu einem Stelldichein mit deutschen Ministern? Ich bin trotzdem hingegangen, und auch die Deutschen sind gekommen, und wir haben europäisch gesprochen. Das ist eine neue Sprache! Man wird sie erlernen müssen!"

Im Haag aber verglich Stresemann die europäische Kleinstaaterei von heute mit der deutschen Kleinstaaterei von gestern. Auch er, der bis zu Kriegsende sich nicht hatte genug tun können mit dem Pochen auf Siegfrieden und Kriegsentschädigung und die Notwendigkeit von verschleiertem und unverschleiertem Länderraub, derselbe Stresemann, der in der Überzeugung starb, der Krieg sei nur verloren gegangen, weil der Reichstag seinerzeit eine Vermehrung des stehenden Heeres um zwei oder drei Armeekorps abgelehnt habe, auch er beschloß Laufbahn und Leben (mochte die Vergangenheit sein, wie sie wollte!) im Glauben an die europäische Schicksalsgemeinschaft. Er hatte die neue Sprache gelernt. Er sprach sie schon fließend. Hätte er noch fünf Jahre gelebt, so hätte er, er vor allen, sie Deutschland gelehrt.

Dies alles steht, nebst vielem anderen, ungefähr auch im Buch Annette Kolbs. Nur findet es sich da rundum mit Lichtern besteckt, daß es dem Kurzsichtigsten einleuchtet. Nämlich: Annette Kolb schildert nicht nur, was uns immer viel Freude bereitet, weil niemand in Deutschland mit so zärtlich verschwiegenen Pastelltönen zu malen versteht — sie tritt schon auf der ersten Seite des Buchs einen Beweis an, den Beweis für eine Lehre, die von jeher die ihre war.

Ihr ganzes Leben mit seinen Erfahrungen muß dazu herhalten, ihr eigenes fast noch mehr als das ihres Helden. Und das ist gut so. Sie weiß von ihrem Leben mehr als von dem des anderen. Was sie von sich erzählt, von ihrem „Weg zu Briand", scheint mir sogar der überzeugendere Teil ihrer doppelten Beweisführung. Teils gewappnet mit gewichtigen Dokumenten, wie der im Wortlaut wiedergegebenen Rede Briands über Locarno, teils von persönlichen Erlebnissen, Schilderungen von Land und Leuten, sogar von amüsanten Anekdoten anmutig unterstützt, bewegt sich die Beweisführung Annette Kolbs vorwärts, bis sie dort steht, wo sie hinwollte: „Was Briand in den ersten zehn Jahren (seiner europäischen Politik) fertigbrachte, rechtfertigt unser Vertrauen in sein politisches Genie" — wobei, so denke ich mir, Genie so viel bedeuten soll wie: Ingenium.

Ja und Nein

Bemerkungen zu zwei Büchern über den George-Kreis

Von Albert H. Rausch (Paris)

Das erste der Bücher, auf die der Untertitel hinweist, nennt sich: „Platon und der George-Kreis" (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung in Leipzig). Es hat zum Verfasser den Philosophen Franz Josef Brecht. Das zweite, das von Friedrich Wolters, Professor der Geschichte an der Universität Kiel, geschrieben wurde, geht unter der Überschrift: „Stefan George und die Blätter für die Kunst. Deutsche Geistesgeschichte seit 1890" (Verlag Georg Bondi, Berlin). Es erscheint geraten, daß der Leser sogleich den Unterschied zwischen dem einfachen Titel des ersten und dem weit anspruchsvolleren des zweiten beachte und auf dem Wege dieser kurzen, eben nur hinweisenden Darlegungen nicht mehr aus dem Gedächtnis lasse.

Wir möchten wünschen, daß jeder, der ein Bescheidwissen um Stefan George und die von ihm ausgehende geistige Bewegung für wesentlich hält, vor dem Woltersschen Buch das Brechtsche lese. Es wird ihm den Weg ebnen und auch die psychologische Divergenz zweier Betrachtungsmethoden zeigen, deren Stoffgebiete zum Teil ineinander-

Digitized by Google

gefügelt sind. Es wird ihm auch begreiflich machen, warum wir zu Brecht alles in allem und keineswegs ungern ja sagen, während wir dem Wolterschen Werk — bei unbedingtester Anerkennung dessen, was es als hohe geistige Arbeitsleistung und pathetischer Wille zu einheitlicher Schau (Synopsis) bedeutet — an entscheidenden Stellen den Kampf ansagen müssen. Ganz gewiß keinen Kampf der persönlichen Leidenschaft: vielmehr einen solchen, zu dem uns die eigene, uns als unerbittliches Gesetz auferlegte Haltung geistigen Dingen gegenüber zwingt. Einen Kampf gegen unseren Wunsch und gegen unsere auf Abwägung und Ausgleich gerichtete Grundanlage: nur um Lauterkeit willen.

Das Brechtsche Buch zeigt uns in sorgfältigen Darlegungen, wie sich unter der belebenden Ausstrahlung Georgescher Wesenheit auf bedeutende und an ihren inneren Beruf mit unbedingter Treue hingegebene junge Denker (Forscher) unserer Zeit das Bild des größten antikischen Philosophen — Platos — gewandelt hat, mit welchen unterschiedlichen Schattierungen (Nuancen) es heute — von einigen geistigen Menschen erlebt und damit neu gestaltet — wieder vor unseren Augen steht, und wie sehr es — nach rückwärts — wegdeutend werden kann für die Erkenntnis seines eigentlichen Neuerweckers, eben Georges. Es zeigt uns gleichzeitig — an seinem Ende — ein diesem so erweckten Bilde völlig entgegengesetztes: uns selbst die Entscheidung überlassend, ob wir dieses oder jenes als das für uns gültige anerkennen wollen oder vielleicht lieber an einem solchen festhalten, wie es sich durch Bemühung um seine Erforschung, glaubhafte Überkommenheit und intuitives (blutmäßiges) Verhältnis zum Griechentum in uns selbst geformt hat. Es kann hier unmöglich unsere Aufgabe sein, die verschiedenen Plato-Ausdeutungen, welche Brecht aufzählt und erläutert — die unter sich verwandten von H. Friedmann (1912), Kurt Hildebrandt (1912), Kurt Singer (1920/27), Edgar Salin (1921) und die diesen entgegengesetzte von P. L. Landsberg (1923) — kritisch zu untersuchen. Dazu bedürfte es zum mindesten der gleichen Seitenzahl, über die Brecht in seiner Studie verfügt. Wir können nur über seine Arbeit selbst aussagen. Wir erachten sie als für jeden gebildeten Menschen nützlich, als recht verdienstvoll in ihrer sich mühenden Gedrängtheit (vielleicht sprachlich nicht so einfach, auch nicht ganz so klar, wie es im Merkzettel des Verlegers betont ist) und als zweifellos sympathisch durch ihren — trotz öfters durchbrechenden verehrenden Gefühls — gemäßigten, gebannten und bewußt-distanzierten Ton. Wir erachten auch die Gliederung des bedeutenden Stoffes für gelungen und haben am längsten und liebsten bei den vorbereitenden Kapiteln geweilt, welche den Lesenden langsam und zielsicher bis zu dem eigentlichen Gegenstande hinaufführen: der Neuformung des Plato-Bildes: bei jenen Kapiteln über die methodische Grundfrage der Geschichtserfassung (die zweipolige Gebundenheit der Auffassung, die Erweiterung des konkreten Subjektbegriffes); über die Scienza nuova des George-Kreises; über die neue Geschichtsbetrachtung (Heros als Norm, Kairosbegriff, Kritik an Wilamowitz); und über die Ausformung des neuen Plato-Bildes (Geschichte als Funktion der Gegenwart, Hildebrandts Einleitung zur Symposionübertragung). Das Plato-Bild dieser von George aus ihr Leben empfangenden Scienza nuova ist das Bild des „herrscherlichen", gotterfüllten, diesseitigen, geistigen Täters, wie ihn George als das ihm und den Seinen ewig-gültige Standbild errichtet und zur Norm gesetzt hat: ist also ein Bild, das sich mit dem hellenischen Ideal — einem wesentlich vorplatonischem — dieses Kreises in den Grundzügen deckt. Das Plato-Bild Landsbergs dagegen ragt über die Leib-Gott-Einheit dieses hellenischen Ideals hinaus und wird damit Exponent einer „rein individualistischen Erlösungslehre", welche ihren Schwerpunkt nur in der Erkenntnis haben kann, daß „ein Teil des gegebenen Menschentumes als der Theiosis (Gottangleichung) nicht fähig und also als ihr Hindernis angesetzt wird". Es liegt auf der Hand, daß ein so gesehener Plato als der Sprenger des vorplatonischen hellenischen Ideals und als der Wegbereiter der christlichen Erlösungsreligion bewertet werden muß. Es spricht für Brecht, daß er diese der Deutung der Scienza nuova entgegengesetzte Deutung so sorgfältig und klar herausgearbeitet hat, obwohl genug Anzeichen dafür vorhanden sind, daß seinem eigenen Fühlen eher jene erste nahe kommt. Er wahrt die Würde wissenschaftlicher Darstellung — eine Würde, die in seinem beteiligten Herzen besiegelt ist — von der ersten bis zur letzten Zeile: und macht nur einen

Digitized by Google

etwas verwunderlichen Faurpas: da, wo er von den „geölten" Jünglingen (Mitläufern) spricht, die seiner Ansicht nach den Namen Georges beschmutzen. Wozu noch heute eine solche Bemerkung? Wenn diese Jünglinge mitliefen, so dachten sie sich kaum etwas Böses dabei — und da sie sehr bald wieder in ihrer Anonymität versanken: wie sollten sie mit irgendeiner Wirkung das Bild des Dichters erreichen?

Nein, nicht sie geben zu Sorgen Anlaß. Gefahren drohen dem Bilde großer Menschen immer nur von Bedeutendem: und auf solche Gefahren hinzuweisen, ist nun unsere zweite Aufgabe. Keine uns selbst willkommene und eine um so schwerere, als angesichts des außerordentlich beschränkten Raumes, der uns hier zur Verfügung steht, jedes Eingehen auf Einzelheiten des Stoffes, jeder Beleg durch das Beispiel unmöglich sind.

Das Woltersche Buch wird ohne Zweifel innerhalb des George-Kreises als eine der bedeutendsten Leistungen gepriesen werden, welche jemals aus der Luft dieser besonderen Welt geboren wurden. Es gibt mit einer erstaunlichen Kenntnis aller Momente -- der menschlichen, geistigen, dinglichen -- in ihren tausend Verkettungen die Entwicklungsgeschichte Georges und des George-Kreises samt allem, was sie an wechselnder und bleibender Atmosphäre gezeugt hat. Uns, denen das Werk des Dichters seit ihrem fünfundzwanzigsten Jahr bis in jede Zeile vertraut ist, uns, den Kreisfernen, denen es damals die tiefsten Ergriffenheiten schenkte, konnte natürlich die Woltersche Gesamtdarstellung in vielem weit mehr Bestätigung eines schon Gewußten oder Geahnten als Kenntnis von völlig Unbekanntem geben. Den Gewinn genaueren Einzelwissens brachte uns vor allem die Schilderung der Kosmikerkämpfe in München (Klages, Schuler, um 1904). Auch erleichterte sie das faktische Verstehen mancher auf diese Gärungen anspielenden Verszeilen im Werk. Aber da wir ja — uns völlig mit verwandten Ansichten Georges aus der frühen und mittleren Zeit deckend — die endgültige und den Ausschlag gebende Äußerung des Künstlers immer nur in seinem Werke selbst zu erblicken vermögen: so würden wir das Woltersche Buch wohl auch dann nicht als eine so unbedingte Bereicherung empfinden wie andere, wenn es der Eigenschaften entbehrte, die wir nicht rühmen können.

Wer Friedrich Wolters ist, weiß heute jeder Gebildete. Seine großen Qualitäten zu nennen, ist überflüssig. Die griechischen, lateinischen und mittelhochdeutschen Übertragungen aus dem 1. bis 14. nachchristlichen Jahrhundert, die wir ihm danken, sind sein bleibender Ausweis. Er ist ein ungewöhnlich gebildeter, hochfliegender, aber auch hochfahrender Mensch. Dienen — und zwar dienen für jene oberste, einmalige geistige „Instanz", die sich ihm in George verkörpert, ist seine Art zu herrschen. Wie herrschbedürftig er wirklich ist, enthüllt sich allen, die es vorher nicht sehen oder glauben wollten, in seinem letzten Buch. Dieses Herrschbedürfnis äußert sich im Werturteil und gebraucht dieses als Waffe. Das so gehandhabte Werturteil aber wird zur Vergewaltigung.

Überall da, wo die Darstellung der Georgeschen Entwicklung sachlich, berichtend, geschichtlich-verknüpfend ohne Beifügung überflüssiger Bewertungen hinläuft — wie z. B. auf weiten Strecken des ersten Teils —, ist sie von wundervoll reiner Diktion. Sie sinkt jedoch von diesem Niveau — wie unter dem Druck einer feindlichen Gewalt — des öfteren hinunter, wenn sie geistig bewertet, dogmatisch eifert oder sich in lyrischer Gehobenheit selbst übersprudelt. Ganz besonders aber da, wo sie die geistespolitische Auswertung des späten Georgeschen Werkes unternimmt und die Georgesche Hierarchie, den „Helden", den „Bund", das „Reich", in fast hymnischer Aufgelockertheit nicht anders verkündet, als es mit dem verehrungswürdigen Recht unbedingt Glaubender eigentlich alle Jünger irgendwie getan haben. Geistesgeschichte aber kann unserer Auffassung nach niemals die Rückbeziehung völlig artverschiedener Elemente auf den Wertmesser *einer* Lehre, *eines* Heils bedeuten: Geistesgeschichte ist die Darstellung aller geistigen Planetensysteme, der größten wie der kleinsten, nach ihrer eigenen Gesetzlichkeit und nach ihrem koordinierten oder subordinierten, kausalen oder finalen Wirken untereinander in eben der Zeitspanne, die zu schildern der Historiker sich vornahm. Deswegen müssen wir es ablehnen, daß gerade das Woltersche Buch den summarischen, diktatorischen Untertitel führt: „Deutsche Geistesgeschichte seit 1890."

Wieviel bescheidener und überzeugender wäre es gewesen, wenn da einfach gestanden hätte: Zur deutschen Geistesgeschichte seit 1890! Dann wäre

Digitized by Google

eine Kampfansage wie die unsere überhaupt unnötig gewesen. Denn bei einem so begrenzten Untertitel hätte die Kritik nicht an jenen schweren Maßverletzungen im Bewerten einsetzen müssen, die uns unerträglich scheinen. Jenes „heilige Verschlossensein" gegen wesensfremde, den gestaltenden Trieb hemmende Kräfte, das für den schöpferischen Genius selbst eine Notwendigkeit ist, hätte dann als ein in die Methode des gläubig gelehrigen Jüngers eingegangenes Element von durchaus bedingtem Charakter abgewogen werden können. Es wäre — gewissermaßen als innerpolitischer Faktor des Kreises — im Bann seiner Sphäre geblieben und hätte deren Schutz genossen. In dem Augenblick, da es diese Schutzzone verließ, mußte es — zumal so, wie es in Erscheinung trat — auf die unerbittlichen Schranken stoßen, die ihm gesetzt sind. Denn Wolters, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, wird uns doch nicht glauben machen wollen, daß seine Beurteilung und Einreihung eines so großen Dichters wie Rilke — sechs fast wegwerfende Zeilen in einer „Deutschen Geistesgeschichte seit 1890", die für sich deren 24 000 (!) benötigt — auch nur diskutierbar sei!

Aber auch da, wo es um Auslegung von Dingen aus der Georgeschen Eigenwelt geht, haben wir mehr als einmal starke Bedenken vorzubringen, sowohl nach der Seite der Sprache wie nach der Seite der seelischen Akzentsetzung hin. Wir haben es immer als gewagt empfunden, wenn Werkdeutung in fast hymnischer Sprache vorgenommen wird. Wir können nicht mehr ja sagen, wenn das deutende Wort, das sich ganz an der rein dichterischen Sprache des gedeuteten Vorbildes nährt, durch seine unumgänglichen Ausweitungen diese selbst gewissermaßen überschlägt. Wir empfinden hier einen zentrifugen Superlativismus, an dessen Stelle wir bei einem grundlegenden, dokumentarischen Werk gerade über George weit lieber den einfachen Positiv sachlich kühler — und damit nur um so inniger dienender — Darstellung vorfänden. Auch würde das endliche Erscheinen eines solchen Positivs eine schmerzliche Lücke der George-Literatur ausfüllen. Wenn irgendwo, so hätte sich in diesem Buch das hellenische Maß bewähren sollen, das — ebenso wie uns — dem gesamten Kreis, und also auch Wolters, als oberstes gilt. Nicht daß es „einseitig" sei, werfen wir diesem Buch vor (sehr viele große Bücher sind einseitig, ja groß, weil einseitig), sondern die Verzogenheit des Gesichtswinkels, welche gerade einer Natur wie Wolters verhängnisvoll werden mußte. Wir fühlen uns zu diesem Vorwurf berechtigt, weil wir — wie wenige außerhalb des Kreises Stehende — seit zwanzig Jahren nicht aufhören, von unserem tiefen und dauernden Bewegtsein durch das Georgesche Werk in Wort und Schrift Zeugnis abzulegen. Auch möchten wir — endlich und ein für allemal — jene Gefahr gebannt sehen, welche — wie es uns unzählige erlebte Beispiele gezeigt haben — den Dichter bedroht: die Gefahr nämlich, daß er selbst verantwortlich gemacht werde für die Irrtümer übereifriger Liebe — und jene nicht minder große, daß antizipierte Kenntnis gewisser Schriften seiner Gefolgschaft der Jugend den Zugang zu seinem Werke erschwere, wenn nicht gar sperre. Da nun aber nichts wesentlicher ist und auch gerade von den Jüngern nichts mehr gewollt werden kann, als daß das Werk des Dichters wachsende Wirkung gewinne: so sollte eben dieser Wille ihnen immer wieder die peinliche Abwägung aller Akzente, die sie setzen, zur unbedingtesten Pflicht machen. Ihr eigener Einfluß würde dann ebenfalls an wünschenswerter Bedeutung gewinnen in einer erschütterten Zeit, welche zu ihrer Orientierung nichts so sehr braucht als den unumwölkten Positiv. So auch meinen wir — auf Wolters zurückkommend — zum Abschluß: je ursprünglicher, je schicksalhafter seine dienende Gesinnung ist (und wer dürfte an ihrer Echtheit zweifeln?), um so leichter müßte es ihm fallen, auf die Attitüde eines Großinquisitors zu verzichten. Und warum auch sollte er nicht eine etwas überzeugendere Reserve in der Akzentwahl seiner Werturteile beobachten, da er es doch unternimmt, eben mit der tragenden Kraft seines liebenden Dienens eine einmalige deutsche Dichtererscheinung aus Werkferne in Stoffnähe zu rücken?

Digitized by Google

Die Thibaults

Von Ferdinand Lion (Berlin)

Die Thibaults von Martin du Gard, deren erster Band 1922 erschienen ist und deren letzte erst für nächstes Jahr versprochen werden, sind eine lange Romanserie ähnlich dem Jean Christoph von Romain Rolland. Wie bei diesem handelt es sich auch bei den Thibaults um einen regelrechten Entwicklungs- und Bildungsroman. Nur daß hier vor unseren Augen zwei Wesen, welche Brüder sind, sich bilden und entfalten. Übrigens der Eindruck des Milieus und der allgemeinen Gesellschaft auf sie tritt dabei zurück; sie unterliegen im Grunde nur dem Einfluß des Vaters. Ja, es ist ein Vater- und Söhneroman: solange der Vater lebt, lenkt er sie, überschattet er sie; das ganze Dasein einer jungen Generation entsteht nur, so sehen wir, mit Hilfe der älteren, aber, plötzlich umschlagend, auch nur im Kampf gegen diese. Der zuletzt erschienene Romanband „La mort du père" schildert eigentlich den Höhepunkt in einer solchen Entwicklung: nämlich der Alte stirbt, verschwindet, nun sind die Söhne ganz auf sich gestellt, jetzt werden sie unbehindert sich entscheiden und in der Welt in ihrem eigensten Sinne wirken können.

Das Problem, welches du Gard immer beschäftigt und wahrscheinlich sein tiefstes Erlebnis ist, ist das Schwanken zwischen Katholizismus und Freidenkertum. Er wurzelt dabei offenbar in jener Epoche der Dreifus-Affäre um 1900, in der sich diese beiden Grundströmungen von Frankreich, die zwei Frankreichs, wie man damals sagte, trafen und aufeinander prallten. Und zwar offenbar wurde dieser Kampf nicht nur um ihn ausgefochten, sondern in ihm selbst; er ist daher nach beiden Seiten ein gerechter und einsichtiger Kenner. Schon in seinem Erstlingsroman „Jean Barois" schilderte er einen Katholiken, der im Laufe der Dreyfus-Affäre in das Lager der Freidenker getrieben wird, aber später zur Kirche wieder zurückkehrt (also eigentlich den Fall von Péguy und überhaupt der Generation von damals, die von Zola und Anatole France zu Barrès und Claudel überging). Auch bei den Thibaults handelt es sich, und zwar eingekleidet in das Vater- und Söhneproblem, um einen gleichen Konflikt: der Vater ist frommgläubig, die Söhne ringen sich von der Kirche und also zugleich von der väterlichen Autorität los. Vielleicht wird am Schluß der Romanserie, den wir noch nicht kennen, der eine oder der andere der Brüder zum Glauben zurückfinden. Jedenfalls auch hier ist es das Eigentümliche von du Gard, daß er den beiden Welten, der gläubigen wie der ungläubigen, gleiche Gerechtigkeit widerfahren läßt. Und dadurch unterscheidet er sich von Gide, dessen Werk auch um die beiden Pole der Freiheit und der religiösen Bindung kreist. Nur handelt es sich bei Gide nicht um den Katholizismus, sondern um das engere puritanische Milieu, dem er übrigens mit einer Art Ressentiment gegenübersteht. Freilich ist aber Gide doch gedanklich schöpferischer, denn er kleidet das antithetische Paar der Freiheit und der Bindung nicht nur in die schon gegebenen älteren Formen ein, sondern für sein Freiheitsgefühl hat er geradezu eine neue Philosophie geschaffen, für die er immer auf der Suche nach einer entsprechend neuen Bindung ist.

Das Eigentümliche von du Gard ist nun nicht nur in seinem beiderseits abwägenden Gerechtigkeitsgefühl, sondern überhaupt in einer allgemeinen sanften Menschlichkeit. Mit welcher Innigkeit wird die Lage des Freidenkers dargestellt, der allein in der Welt steht und, unbehütet von einem Gott, sich diese fortwährend neu erschaffen muß. Oder in dem Band „La Consultation" (denn der eine der Thibaults-Söhne ist Arzt) sehen wir in einer Sprechstunde die Kranken vorbeiziehen, welche der freidenkerische Arzt nicht aus irgendeinem von außen aufgedrängten Soll und Imperativ, sondern mit menschlicher Milde von Mensch zu Mensch behandelt. Fortwährend ergeben sich dann Gewissensprobleme. Darf er einem seiner zum Tod verurteilten Patienten über die letzten schwersten Tage hinweghelfen und den Tod befördern? Darf er — und hier wird der innerliche Konflikt tragisch — diesen Eingriff, der ihn fast zum Mörder stempelt, auch begehen, selbst wenn der Patient sein Vater ist? Solche Fragen werden erörtert, und zwar nicht leichthin, sondern auf besorgteste Weise. Sie bilden die innerste Substanz des Romans. Dieser Dichter ist offenbar von schwerem sittlichen Geblüt, ganz im Gegensatz zu Proust, der sich um das Sittliche nicht küm-

Digitized by Google

merte, und selbst zu Gide, dem verschleiert vieldeutigen Immoralisten.

Diese beiden sind freilich die größeren Künstler. Noch in „Jean Barois" hatte du Gard fast nur durch den Adel seines persönlichen Charakters und die Tiefe seines sittlichen Erlebnisses gewirkt. Seitdem ist er aber bei jenen beiden offenbar in die Schule gegangen. Wodurch gehört er nun als Künstler in den Kreis von Gide? Da ist von den beiden Thibault-Söhnen der eine eine durchaus Gidesche Figur, es ist diejenige des jüngeren, der mit einem Kameraden ein Schülertagebuch führt, welches so sehr die junge Lebensentzückung zum Ausdruck bringt, daß die Lehrer, die das Heft finden, an ein verbotenes Verhältnis zwischen den beiden Jungen glauben; sie fliehen dann zusammen. Weg vom Vaterhaus! Wie im „Verlorenen Sohn" von Gide. Dann wird der Junge zurückgeholt, in ein Internat gesteckt, aber er flieht später nochmals vom Vaterhaus weg, er ist unbezähmbar. In sich hat er etwas Rebellisches, Unwilliges, Dunkles, fast Böses. Aber zugleich ringt er, denn es ist das Schicksal des jungen Menschen, das Leben selbst zu erkunden, auch unter der Gefahr, dabei unterzugehen. Es ist also eine Gestalt, wie sie bei Gide vielfach variiert, oft freilich auch mit zweideutigen Zügen vorkommt. Eng an Gide halten sich auch große Teile des Romans in ihrer Methode und Vortragsweise. Denn dieser Meister läßt nie die Realität schwer lasten, sondern sie wird bei ihm gleichsam hauchweise dargestellt. Ein einzelner Zug muß oft für ein ganzes Porträt genügen. Für die Erzählung wird nicht der direkte Weg genommen, sondern sie wird am liebsten in Reflexen und Spiegelungen dargestellt. So ist es geradezu Gidesche Kunst, wenn du Gard in einem der Thibaultbände, der „Sorellina", dem geflohenen Bruder von seinem älteren nachspüren läßt; da findet er in einer Zeitschrift eine Novelle von jenem, in der, was jener in der Zwischenzeit erlebt hat, auf die Ebene der Poesie gebracht worden ist, und er nun, der ältere Bruder, muß sich all dieses in die Wirklichkeit, aus der es entstanden ist, zurückprojizieren. Auf ähnliche Weise wird der Charakter des Vaters mit den verschleierten und doch klaren Mitteln von Gide dargestellt: denn Papa Thibault ist nicht ein echter Frommer, sondern eine offizielle kirchliche Persönlichkeit, der eine entsprechende Rolle auch in der Gesellschaft spielt. Also — ein Heuchler? Ein Tartüffe? Nein, sondern eine Art Halbheuchler. In den Gedächtnisreden auf dem Friedhof wird die Person des Toten, wie sie der Welt erschien, noch einmal fixiert, während sich parallel dazu und zu gleicher Zeit der Thibault-Sohn, welcher zuhört, seine Gedanken macht, er kennt den Vater aus seiner Erfahrung, ja aus seinem Blut heraus auf eine andere, geheimnisvollere Weise, mit der sich jenes äußere Bild nur wenig deckt.

Was hat du Gard von Proust gelernt und geerbt? Eine einzige Lehre. Freilich nicht die eigentlich Proustische Relativitätstheorie allen Geschehens (denn bei Proust schwankt, wechselt alles in jeder Sekunde, was dem gefestigten Charakter von du Gard eigentlich widerspricht), noch hat er jenes Gehör und Gefühl von Proust für die unendlich fein verzweigten menschlichen Verbindungen. Denn die Thibaults spielen überhaupt nicht in der Aristokratie, sondern in einer gut bürgerlichen, arbeitsamen Welt, die gar nicht die Muße hätte, das Unhörbare zu hören und abzuwägen. Nein, etwas ganz anderes hat du Gard übernommen: nämlich Proust hat entdeckt, daß eine einzige Situation so reich an Geschehen ist, daß man sie kaum je erschöpfen kann. Er selbst nannte es den Realismus der Tiefe im Gegensatz zu der Methode der früheren Naturalisten, die, sich mit einer rohen Oberfläche begnügend, rasch die Schilderungen und Handlungen vorwärts führten. Proust dagegen brauchte für ein Diner oft fast hundert Seiten. Denn ein jedes Geschehnis ist nur wie die Masche in einem Netz, die ganze Welt läuft gleichsam auf diesen einen Punkt zu, wie sich die Wellen der fernsten Sender in einem kleinsten Radioapparat einfangen lassen. Diese Art der Darstellung hat fast sämtliche neuere Romanciers in Frankreich beeinflußt: da ist Jules Romains, der in seinem „Dieu des Corps" eine einzige Liebesnacht schildert; da ist Giraudoux, der an einem einzigen Wort haften bleiben kann und sich von ihm aus, als ob es eine zusammengedrängte Gewalt hätte, ins Unendlich-Poetische verschweben läßt. In seiner Romanserie hat du Gard auf diese Weise einen ganzen Band der einen Sprechstunde des Arztes gewidmet, und in der „Mort du père" ist alles auf die eine Situation der Agonie und des Todes gestellt, die daher bis in Tiefen beleuchtet werden, in welche man bis jetzt noch nicht gedrungen war.

Digitized by Google

In gewissem Sinn ist also du Gard der Treffpunkt der zwei bedeutendsten französischen Romanciers, Gide und Proust, geworden. Wäre er aber bloß Artist, so könnte er vielleicht doch nur als ein Schüler und Epigone dieser beiden gelten. Denn er übertrifft sie nie, erreicht sie hin und wieder und bleibt sowohl im Künstlerischen wie im Schöpferisch-Gedanklichen oft weit unter ihnen.[1] Aber der Reiz von du Gard ist, daß er neben diesen artistischen Eigenschaften noch seinen edlen und reinen Grundcharakter behalten hat, der sich mit allen Künsten vereint, die schließlich doch nur für jene Menschlichkeit, welche sein tiefster Kern bleibt, ein Gewand sind. Er ist, nehmt alles nur in allem, ein Ethiker, der unter die Artisten gegangen ist, ohne sie vielleicht zu erreichen, aber auch ohne sich an sie zu verlieren.

Eugen Ortner

Von Friedrich Rosenthal (Wien)

Das deutsche Drama ist „der Sehnsucht nimmermüder Sohn" seines Volkes. Und dieses Volk verzehrt sich in ewiger Sehnsucht nach einem hohen Drama, ist in ewigem Aufbruch zur Suche nach einer heroischen Kunstform. Aber wie Peer Gynt merkt es sein Glück nicht, während es dieses Glück erlebt, geht achtlos daran vorüber und erkennt erst spät, oft zu spät, vertane Jugend und versäumte Seligkeit der „nächsten Nähe".

Auch den höchsten Beispielen schöpferischen Geistes, auch den Klassikern, ist es in Deutschland nicht immer gut gegangen, und ihre heutige Umstrittenheit, zumindest für die Bühne, beweist, daß es damit und darin noch immer nicht anders geworden ist. „Bewundert viel und viel gescholten", das ist die formelhafte Aufschrift, die sich über aller deutschen Kunstleistung unveränderlich und unzerstörbar wölbt.

Diese besondere Erkenntnis muß vorsichtig machen, wenn es sich um die heutige Beurteilung eines jungen Dramatikers handelt, der — wie alles gute deutsche Schaffen — aus tiefliegenden Wurzeln uralter Heimaterde kommt, einen bekannten, von vielen beschrittenen Weg zieht, aber noch keineswegs vermuten läßt, wo er münden will und wohin er zielt. Immer steht hier im Aufbruch einer auf dem anderen oder dicht hinter ihm, aber es ist die köstliche Bestimmung und die besondere Begnadung dieses Volkes, daß ein Talent im „Strome der Welt" von einem „neuen Tag zu neuen Ufern" gelockt werden kann.

Und dann die Stoffwahl! Wo fängt im deutschen Kosmos, Gegenwart ablösend, Geschichte an? Wo ist diese, bei der stetigen Wiederkehr aller großen Erscheinungen, nicht Spiegelbild ewiger Aktualität? Wo sind, über Umwelt, Tracht und Gerät hinaus, die wirklichen Grenzen der Epochen, da doch der „Herren Geist" im Grunde stets derselbe bleibt?

Und dann die Formsuche — Architektur und Sprache! Wir haben in kaum zwei Jahrhunderten hier alles aus dem Nichts geschaffen und alles des öfteren wiedergekäut. Was zwischen 1750 und 1800 wurde, war baumeisterlich und figural ganz neu und so überwältigend reich, daß wir trotz kleiner, unbedeutender Schwankungen und schmaler Ausbuchtungen noch immer davon leben und noch viel besser leben könnten, als wir es in unverbesserlicher Unzufriedenheit der Nörgelsucht, in nie zu beschwichtigendem Aufruhr gegen alle Geruhsamkeit täglich tun. Die Franzosen, die tüchtigsten Sparer der Welt, beweisen uns an ihrem viel kleineren, substanzloseren und abgenützteren Kunstkapital immer wieder neu, wie man es machen muß.

Spricht man also von einem jungen deutschen Dramatiker, welcher der Rede überhaupt wert ist, so frage man beileibe nicht, was er treibt, welchen Stammes und welcher Art er scheint, sondern ganz einfach, wer er ist, was an Erlebnisfähigkeit und Blutspannung ausdrucksreif aus ihm spricht und spritzt. Und gerade hiefür ist der Nordbayer (Mittelfranke) Eugen Ortner (1890 bei Nürnberg ge-

[1] Der Wert der einzelnen Thibaultsbände ist sehr verschieden. Der erste „Das graue Heft" ist hinreißend dichterisch, der zweite „Le Pénitencier" geht an, die beiden folgenden, welche die Jugendzeit der Söhne schildern, sind mit Ausnahme weniger Episoden mittelmäßig. Dann hebt sich wieder die Serie, aber erst in der „Mort du père" wird der Rang des ersten Bandes erreicht.

Digitized by Google

boren, Lehrerssohn und selbst gewesener Jugenderzieher) ein kostbar charakteristisches Beispiel. Schon daß er nur Dramatiker ist und nach eigenem Zeugnis „so gut wie gar nichts Episches" geschrieben hat, dokumentiert seine geistige Gesinnung, die hier mit Mensch und Werk völlig identisch ist. Als Dichter durchaus Produkt der Revolution, in deren Dienst er nach drei harten Kriegsjahren aktiv stand, mußte er sich naturnotwendig im Drama ausdrücken, das die organische Kunstform jener jüngsten Epoche ist, die vielleicht einmal als Deutschlands schwerste, aber am Ende auch keimtragendste Zeit gelten wird. Die gefährliche Krankheit, von der gerade jetzt Drama und Theater fiebrig geschüttelt werden — ganz im Gegensatz zum schon völlig beruhigten und gesicherten Epos — läßt eine große, blühende Zukunft erwarten und — erhoffen.

Ein Geschüttelter, bis in den letzten Blutstropfen, bis in die letzte Nervenfaser Gepackter, ist auch Ortner. Aus dem sozialen Chaos von 1918 kommt er; in die Weltverständigung von wann? — sie heiße wie immer — will er. Er hat in seinem sechsten Drama „Madeleine Lepont" (oder auch mehrfach anders genannt „Los Nr. 1001", „Fackelträger in Paris", „Paris erwacht") ein neues Frankreich gezeigt, ein „junges idealistisches, das eine neue Welt mit Einbeziehung des deutschen Menschen aufbauen möchte". Als es 1926 erschien, mußte ich zu meinem Leidwesen erklären: „kein deutsches Theater wird es wagen, dieses menschlich und künstlerisch wertvolle Stück zu spielen." Ich bin nicht stolz darauf, in solcher Sache recht behalten zu haben; vielleicht ändert und überwindet fortschreitende Geistesfreiheit doch einmal diesen verbohrten und unbegreiflichen Standpunkt.

Diese „Madeleine Lepont" ist irgendwie — auch der Zahl nach — der Mittel- und Wendepunkt von Ortners Schaffen. Von den neun Stücken, die er geschrieben (das meiste im münchner Verlage „Die Wende" erschienen), sind die fünf, die vor jenem liegen, Versuche aller Art, aller Richtung und Herkunft. Die Vorbilder werden deutlich und lebendig. Das deutsche Gewissen mag sich beruhigen; es waren gute Lehrer und noch lange nicht tot: Wedekind und Hauptmann. Im Zeichen des ersteren gab's auch den üblichen, durch ihn legitimierten Theaterskandal, in Nürnberg 1920 (das Stück hieß „Der Marquis und sein Sohn"). Der Geist Hauptmanns, in jene Metaphysik gewendet, welche die junge Generation liebt, spricht aus „Michael Hundertpfund", dem erfolgreichsten Werk der ersten Epoche, das Ortners Namen zuerst bekanntmachte. Auch ein Heimkehrerstück — zwar nicht im äußerlichen Sinne — und ein Stück der Revenants, jener immer wiederkommenden „Gespenster" in Natur und menschlicher Gemeinschaft, denen keiner entrinnt.

Zwischen eins und fünf liegen Versuche von heute und gestern, aus Paris von 1793 und aus Deutschland von 1918. Sie heißen „Das Vorstadtparadies" (eine satirisch-politische Komödie mit Musik), „Die Häßlichen" (eine Tragödie aus der französischen Revolution) und „Schutt" (ein europäisches Autodafé mit einem Nachspiel in Wallstreet). Ihnen allen — wie zumeist dieser ganzen Produktion nach 1918 — eignet, wohl aus dem Kriegserlebnis stammend, ein starker Zug zur Gewaltsamkeit, ja ein triebhafter Hang zu Blut und Grausamkeit, womit innere Verzweiflung sich erschütternd deutlich beschwichtigen will.

Seit 1927 — nach „Madeleine Lepont" — ist an Ortner eine ruhigere, gewissermaßen friedlichere Entwicklung spürbar. Sind es schon Reifejahre, das Einbiegen in die breitere, ebenere Straße der „Klassizität", wenn man Wort und Begriff hier verwenden darf? Oder ist es bloß die rasende Schnelligkeit dieser unfaßlichen Zeit, in der Chaos, Ruhe und Reife sich so rasch ablösen wie früher kaum in Menschenaltern? Das Werk Ortners, das diesen Zustand kennzeichnet, heißt — aus einer der ältesten Quellen dichterischer Mutterlaute gezogen — „Meier Helmbrecht" und kann wirklich die „Tragödie der heutigen Jugend" genannt werden, im bedingten Sinne die der ländlichen Jugend und ihrer gewandelten Beziehung zu Heimat, Scholle und Vaterhaus. Es könnte — im Schaffen Ortners — wie der Anbruch einer nationalen Dramenreihe anmuten, die sich bewußt an Goethes „Götz", Hauptmanns „Florian Geyer" und Schönherrs „Glaube und Heimat" schließt; aber Ortner reißt es immer wieder in die weitere Ferne, wenn auch zumeist mit demselben Thema, dem eingeborensten aller Dramatik: dem Zusammenstoß zweier Welten. Daß sich darin dann auch

Digitized by Google

noch der typische, tragische Konflikt des Idealisten mit der Wirklichkeit birgt, ist nur ein besonderes Kennzeichen und eine menschliche Legitimierung dieses jungen Dichters. „Insulinde oder die Kaffeemaschinen von Lebak" (ein Schauspiel aus Holländisch-Indien aus der Mitte des 19. Jahrhunderts), das Drama des Kolonisten Multatuli, sein Kampf nach zwei Fronten, gegen die Verwilderung des Zivilisatorischen und durch das Zivilisatorische (an Hauptmanns „Der weiße Heiland" gemahnend), ist bisher das Gipfelwerk Ortners auf diesem steilen Wege zu einem höheren, musikalischen Drama großer weltanschaulicher Gegensätze. Demselben Gesichtskreis entstammt das allerjüngste, eben vollendete Stück „Aufbruch aus Österreich", (Drei Masken Verlag) Geschichte und Schicksal jener unglücklichen Wardaniere, deren eigentümlicher Versuch, durch eine neue Gemeinschaft dem alten, luftleer gewordenen Raum zu entfliehen, vor Jahresfrist die flüchtige Erschütterung kurzer Tage und den Inhalt vorbeirollender Zeitungsmeldungen bildete.

Die Sympathie, ja das tiefe Mitleid des Dichters steht — wie in all seinem Werk — bei jenen, die wieder zur Natur, besser ins Natürliche wollen, bei allen Pionieren und Wegbahnern nicht ins bedenkliche zivilisatorische Vorwärts, sondern in die langsam reifende kulturelle Stetigkeit.

Eloessers Literaturgeschichte

Von Ernst Heilborn (Berlin)

Literatur als Persönlichkeitsbesitz: das ist das Wesentliche in Arthur Eloessers Literaturgeschichte.[1] Und will besagen: in diesem Buch gibt es keine „toten" Dichter. Sie leben alle. Sie sind insgesamt durch ein Fegefeuer gegangen, in dem sie zu bewähren hatten, daß sie für den modern empfindenden Menschen etwas zu besagen haben, sei es in ihrem Werk, sei es in ihrer persönlichen Lebensführung, sei es in ihrem bürgerlichen Ringen, Sichdurchsetzen oder Zugrundegehen. Das ist die Kraft in Eloesser: durch Staub und Mörtelschichten durchdringen, den Zeitboden freilegen, so daß man die Pflanzen, aber auch das Gras, in ihrem Wachstum beobachten kann.

Hier setzt sich und sein Empfinden einer zum Maßstab. Er tut das aber nicht als Etagenbewohner eines Berlin W-Straßenhauses, nicht als Parteiangehöriger, sondern als einer, der auf sich besteht und die eigenen Erfahrungen verallgemeinern darf.

Weil hier persönliches Besitztum den Ausschlag gibt, darum vergegenwärtigen sich — das ist ein entscheidendes Merkmal dieser Literaturgeschichte — neben dem zeitbedingten Werk die überragenden Werke aus allen Zeiten. Eloesser kann nicht vom „Simplizissimus" reden, ohne den „Wilhelm Meister", den „Ofterdingen", den „Grünen Heinrich" unmittelbar daneben zu sehen. Und so stets. Das gewährleistet nicht nur kritischen Maßstab; klärt nicht nur das Zeitgebot: es macht, daß man beständig in Landschaft wandert, niemals Bibliothekssäle zu durchmühen hat.

So sehr ist diese Literaturgeschichte Persönlichkeitsschau, daß man Eloesser auch in seiner langjährigen dramaturgischen Tätigkeit wiederfindet, sich einem Mann anvertraut sieht, der um die lebendige Bühne weiß. Schreibt Eloesser über Schillers Wallenstein, so ist es für ihn unausschaltbar, daß die moderne Bühne ihren Bedarf an Historien bei Strindberg deckte, Silhouette tritt neben Silhouette und gibt dem Schillerkopf Relief. Der Abschnitt über Goethes „Tasso" macht den Leser zum Theaterdirektor, der eine „Tasso"-Aufführung in Betracht zieht: Eloesser wird zu seinem Dramaturg und gibt ihm sehr beherzigenswerten Ratschlag. Wiederum, bei Gelegenheit des „Wallenstein" und „Tell", sitzt Eloesser zu kritischem Pronunziamento im Parkett; kein Anlaß für ihn, vor Mängeln die Augen zu verschließen; aber beinahe schon Selbsterhaltungstrieb, sich von seinem Besitz nichts rauben zu lassen.

Vorbedingung so persönlicher Geschichtsvermittlung ist: Erweiterung der eigenen Persönlichkeit.

Wenn Arthur Eloessers Literaturgeschichte ein Werk ist — und das trifft in reichstem Maße zu —

[1] Die Deutsche Literatur. Vom Barock bis zur Gegenwart. Bd. I: Bis zu Goethes Tod. Von Arthur Eloesser. Berlin 1930, Bruno Cassirer.

Digitized by Google

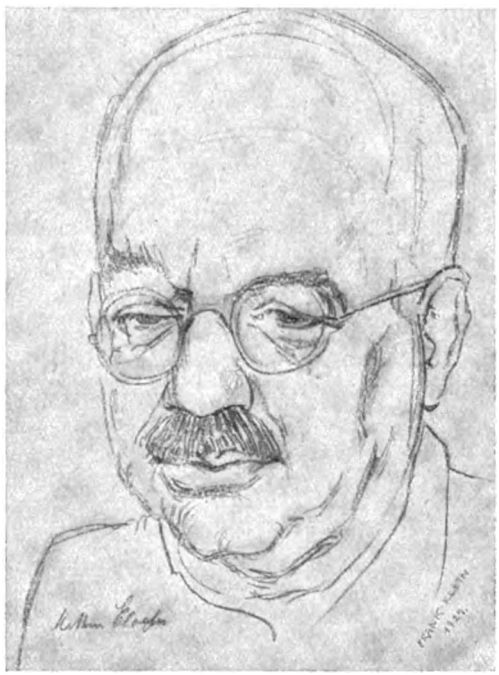
das Sammlung finden läßt und in Sammlung bereichert, so ist ihr ein anderes, wesentliches Werk vorangegangen: eine Leistung der eigenen Persönlichkeit des Verfassers, die nur durch andauernde Aufnahmebereitschaft, durch schonungslose Selbstkritik, durch Nachprüfung der eigenen Lebenserfahrungen erzielt werden konnte. Man muß Eloesser etwa über Zinzendorf nachlesen, um sich zu überzeugen, was sich innerlich ausgewirkt hat: was hier zu Aussprache drängt, ist etwas sehr anderes als ästhetisierendes Betrachten fremder Kirche, ist mehr als gefälliges Niederknien vor irgendwelchem Altar, ist Andacht, in der das eigene religiöse Bewußtsein sich in dem andersgearteten wiederfindet.

Eloesser hat auch gelernt. Ergebnisse Nadlerscher Forschung sind mehrfach verwertet worden, die ideengeschichtliche Methode hat bei gebotener Gelegenheit Anwendung gefunden. Gern vergegenwärtigt Eloesser den Gesamtertrag einzelner Jahre, er lenkt sein Augenmerk auch sozialen Bedingungen und Bedingtheiten zu. Aber sein Buch ist eben keins der Methoden, sondern der Persönlichkeit. Dynamisch wirkt sich der Andrang des historischen Materials auf den Menschen von heute aus.

Daß in alledem die Frage nach dem Publikum, das die Dichter für ihre Werke fanden oder suchen durften, stärker hätte berücksichtigt werden können, steht für mich außer Zweifel. Hier ist ein Manko bei Eloesser, hier war es für ihn geboten, über Hettner, dem er in vielem wesensverwandt ist, hinauszugehen. Zwischen Gellert und Novalis, zwischen Lessing und Friedrich Schlegel muß eine wirtschaftliche, kulturelle, soziale Umschichtung des Publikums liegen, und gerade sie wird für moderne Anschauungsweise wichtig. War hier von organischem Wachstum, das man bei Eloesser verfolgen kann, die Rede, so bildet sie dafür den Boden. Wer in dem Bewußtsein lebt, daß jedweder schöpferische Geist dauernd aus einer geistigen Atmosphäre gespeist wird, in die seine Werke als neue Nahrung eingehen, muß zu jedweder Geschichte der Dichtung auch die des aufnahmebereiten (in Einzelfällen aufnahmeversagenden) Publikums fordern. In seiner Weise schafft Eloesser dafür Ersatz, indem er an Stelle des zeitbedingten Publikums den Leser von heute substituiert. Doch bleibt's Ersatz.

Soweit bei solchem Persönlichkeitswerk von Methode geredet werden kann, ist sie bei Eloesser auf Simultanität gerichtet. An jeder Wegmarke hat Eloesser das Bedürfnis nach weiter Umschau. Bei dem Blick auf den Berggipfel wird auch der Lauf des Bachs im Tal berücksichtigt. In das Kapitel Lessing sind die Mendelssohn, Nicolai, die Klinger und Leisewitz einzugliedern. Demgemäß: wenige, umfangreiche Abschnitte. Der jeweilig zeitgegebene höchste Standpunkt, Monumentalstil (durch Ironie aller Feierlichkeit entkleidet).

Solches Beginnen setzt darstellerisch langen Atem voraus. Er steht Eloesser in ganz einziger Art zur Verfügung. In einer Zeit, in der jeder Erzähler



Arthur Eloesser
Zeichnung von Frank-Klein

seinen Stoff durch die Hackmaschine gehen läßt, ehe er ihn aufträgt, hat dieser Literarhistoriker Mut, Ausdauer, Kraft, organische Großgebilde ans Feuer zu tragen.

Und eben damit wird Eloessers Buch noch zu etwas ganz anderem als der dankenswerten Literaturgeschichte, die sie ist: zum Zeugnis für eine Generation.

Scheinbar hat es diese Generation sehr leicht gehabt. Sie wuchs in gesicherten wirtschaftlichen Verhältnissen aus. Ihr standen alle erdenkbaren Bildungsmöglichkeiten zu Gebote. Das Ausland war

Digitized by Google

ihr nahe gerückt. In Deutschland selbst überraschte ein neu erwachtes Interesse an literarischen Angelegenheiten, eine Fülle der Talente, ein aufnahmebereites Publikum. Zwischen Wissenschaft und Presse knüpften sich denkbar enge Beziehungen.

In Wirklichkeit hatte kaum eine Generation in Deutschland trügerischeren Weg zurückzulegen. Denn in diesem wirtschaftlichen Gedeihen war Sattheit; in diesem Allgemeininteresse Oberflächlichkeit; aus dieser Verbindung von Wissenschaft und Presse zog nur der Journalismus Gewinn.

Es ist nicht zu viel gesagt: ein Buch wie das Arthur Eloessers ist innerlich nur durch den Krieg ermöglicht worden.

Nun aber besteht es und zeugt: daß eine Generation sich auf sich selbst besann; sich Persönlichkeit erarbeitete; Zeitfurcht verlor; zu Gestaltung erstarkte.

Probleme der neuen Erzählkunst

Von Karl Hans Bühner (Tübingen)

Unsterbliche Kunst ist der Ausdruck der Zeit, ins Zeitlose, Ewige projiziert. Diese Wertung wird man auch der neuesten Kunstrichtung, der „Neuen Sachlichkeit" gegenüber anwenden müssen. Ihrem Begriff nach könnte Neue Sachlichkeit auf den ersten Blick erscheinen als eine trockene Objektivität den Dingen gegenüber, als ein blutloses, ungeistiges und ingeniöses Verhältnis zur Materie, zum Anorganischen überhaupt. Man könnte auch glauben, daß jetzt munter Sachen dargestellt würden, frivol, fast ohne Auswahl, der künstlerischen Gruppierung völlig entratend, rein auf das äußere Werden bedacht.

Ein böswilliger Kritiker hat zwar auch das üble Schlagwort von der Krisis des Romans geprägt, womit er meint, eine andere Orientierung sei unerläßlich: die Sorte der Romane, die sich mit Erziehungs-, Entwicklungs- und Bildungsfragen beschäftige, habe endgültig abgewirtschaftet, Probleme der Seele und des Geistes solle man endlich gelassen über Bord werfen, das innere Werden ginge uns nichts mehr an.

Diese Forderung ist das ausgesprochene Diapositiv jener des Expressionismus nach dem absoluten, von aller Materialität und Realität abstrahierenden Geist, ist Forderung von „bloßer", nicht von „neuer" Sachlichkeit. Ich fürchte gleichfalls, diese naheliegende Beschränkung auf das Sachliche schlechthin wäre der so falsch gedeutete Inhalt der Zeit, der sich im Künstlerischen präsentieren solle, aber in eine langweilige, glänzende Monotonie der Welt entartete. Man durchschaut, glaube ich, auch die Gründe, die diese Haltung bewirkten: schreckliche innere Leere, furchtbare Einöde des Herzens treibt unmittelbar hin auf eine Bejahung der Oberfläche des Lebens, des ohne geistige Anstrengung zu erreichenden Sichtbaren, Außen, des mechanistisch und sportsmäßig aufgezogenen Aktuellen.

Wüßte man nicht, daß in dieser Zeit Kräfte, die einige Nachhaltigkeit versprechen, wirksam wären, Kräfte des in der Tiefe des Daseins quellenden anti-denkerischen, unsinnlichen und unsachlichen Stroms, so wäre man versucht, dem Schlagwort seine Berechtigung zuzubilligen. Den Sachen bloß nachgehen, heißt: sich einzig an der Wirklichkeit — die, wie wir wissen, sehr unverläßlich ist — orientieren, heißt: den Menschen von sich ablenken auf eine kalte Nüchternheit, auf eine Wichtigkeit hin, die sinnlos und mechanisch-starr ist. Aber: hinter der Erscheinung verbirgt sich der Geist; er durchblutet die Gestalt; er pulst in ihr.

Unsere Forderung an den Roman der Gegenwart müßte vielmehr so lauten: er soll den Menschen mit all seiner Problematik, seinem Beziehungsreichtum, seiner schäumenden Betriebsamkeit in die Breite der Welt, ins Zwielicht dieser Tage hineinstellen, er soll die Zeichen der modernen Zeit zu einem großen Gemälde zusammenfassen. Man wird ferner verlangen müssen, daß der „Roman" Roman ist im Sinne des Worts und der Form: er soll kein Gedicht sein, kein Essay, keine als Roman verkleidete billige Reportage oder kompositionslose Dokumentierung.

Ein großer Teil der heutigen Epik fällt nun ihrem Inhalt nach nicht in unsere Definition der Kunst als des Ausdrucks der Zeit. Sie steht außerhalb, ist gänzlich unbeteiligt am heftigen Drang der Tage und müht sich vielfach um uralte, menschliche Problematik (dies eine Feststellung bloß, kein Vorwurf: denn lächerlich, gegen Kunst zu polemisieren, weil sie kein Verhältnis zur Zeit findet), um einem vom Leben und der Wirklichkeit abgeschlossenen Idealismus. Aber es sind schon vereinzelte Werke da, zerstreute Gebilde, denen man anmerkt, daß in ihnen etwas grundsätzlich Neues, eben Zeitgemäßes vorhanden ist. Freilich sind das bedeutende, sehr beachtliche Leistungen, die versuchen, in den Hintergrund die in Bewegung gesetzte Zeit zu malen, sie mit farbenfreudigem Kolorit wiederzugeben.

Ich nenne da an erster Stelle Heinrich Manns Gesellschaftsroman: „Mutter Marie" (Paul Zsolnay Verlag, Wien). Ein Autor meinte kürzlich sehr treffend darüber, daß es sich darin um alle Symptome einer mechanisierten Welt handle: jedes Leben vom Geschäft geprägt, Liebe nur durch Geld, Leidenschaft nur in der Spekulation, und er fährt fort: „Aber es begibt sich das Merkwürdige: jeder der Handelnden hat die Möglichkeit zum Andersein. Ein General weiß um die Verantwortung des Menschen für sein Leben; ein heutiger junger Mensch — servil, haltlos, ohne Struktur — kann, wenn es gilt, sich zur Kühnheit sammeln. Und vor allem die Wandlung der Heldin: die Baronin, die Abenteurerin wird: Mutter. Sie bekennt sich zur Reue, zur Umkehr, zum Opfer. Ein Mensch kommt über die ‚Verrichtungen der Glieder und Sinne' hinaus zu einer Entscheidung des Geistes. So läßt Heinrich Mann die Mechanik auf ihrem tiefsten Kältepunkt in Wärme umschlagen: in die Wärme des menschlichen Herzens. Die Zeit mag sich noch so kalt und ethisch indifferent äußern, in den einzelnen Wesen sind die veralteten Gefühle für Güte, Pflicht, Innerlichkeit nur verschüttet und können jederzeit frei werden. Der Geist stachelt die Menschen, er ist nicht abzuschütteln, so sieht es Heinrich Mann."

Mir scheint, daß Heinrich Mann einer der Fortgeschrittensten, Liberalsten und Klügsten unter der dezimierten, vom Kriege betroffenen Generation ist, der den Sinn der Zeit voll erfaßt, doch ein wenig vom Politischen zu stark eingenommen ist. Dieses Werk zeigt, wie Sachlichkeit, vom Geist wesentlich durchdrungen, wie Reales, vom Denkerischen etwas zersetzt, zerfressen, das Kriterium einer ungemein interessanten Zeit ist. Ich wüßte kein anderes Beispiel, an dieser Stelle würdig genannt zu werden, das die Probleme dieser Tage und der zeitgenössischen Kunst zu solcher Tiefe führt wie dieses.

Ich spreche von den Möglichkeiten des neuen Stils, soweit er die Zeit bejaht und als formales Element eines Dicht-

Digitized by Google

werks auftritt. Faßt man einmal — entgegen der sonstigen Gepflogenheit — Sachlichkeit auf als eine Kunstübung (mit dem anderen Begriff: „magischer Realismus" fällt man in gewagte Deutung), die das „Nebensächliche" fortläßt, sich also auf das Hauptsächliche, das Wesentliche beschränkt, und richtet man im Vergleich des Stilistischen sein Augenmerk auf das Formproblem, so bemerkt man überraschend — beispielsweise bei Heinrich Manns „Mutter Marie" und „Eugénie" (Paul Zsolnay Verlag, Wien) — eine Unterdrückung bombastischer Arabesken, eine durch die Fortlassung verschnörkelter Zierkunst fast arm anmutende Sprache. Von den Älteren könnte man noch Otto Flake erwähnen, der mit seinen „Romanen um Ruland" ein weiteres Beispiel liefert für die Art sachlicher Erzählkunst. All den epischen Werken, die ich nannte, ist noch eine verräterische neue Diktion gemein, die, um zu wirken, das Hauptwort gewöhnlich oder überhaupt des früher so üblichen, peinlich gepflegten und oft sehr gesuchten Eigenschaftsworts beraubt. (Zum Vergleich ein Band des frühen Hermann Hesse und Heinrich Manns.) Man gewinnt dadurch den Eindruck, daß das Beschauliche, Verweilende inzwischen entbehrlich geworden ist. Solch neuer Vortrag verdichtet; er übertrumpft und verfälscht eine Erscheinung, eine Gebärde, eine Haltung nicht.

Unter den jungen Autoren sind schon etliche sichtbar geworden, die im gleichen Sinne schreiben: ich zitiere da mit Stolz die wertvollen Arbeiten von Heinrich Hauser: „Brackwasser" (Gerhart Hauptmann-Preis 1929, Philipp Reclam jun., Leipzig), Anna Seghers: „Aufstand der Fischer von St. Barbara" (Kleistpreis 1928, Gustav Kiepenheuer Verlag, Berlin) und Ernst Glaeser: „Jahrgang 1902" (ebendort). Der Stil dieser in kurzer Zeit nacheinander erschienenen Werke ist, kann man ruhig sagen, hart vor Sachlichkeit. Jeder Satz hat seine Wichtigkeit. Keiner ist bloßes Füllsel, keiner hat die Bedeutung eines dekorativen Elements. Man hat den Eindruck, daß hier nur gesagt wird, was notwendig ist. Die Sätze scheinen so selbstverständlich, ohne alle Zwischenrufe, Umschweife, alle Verdeckungen, alles Dekors aufs Wesentliche gerichtet, auf das, worauf es ankommt. Satz fügt sich zu Satz, ohne Nebenabsicht steht Tatsache bei Tatsache. Ja: die Herausarbeitung des Kontrastes geht sogar so weit, daß die Sätze nachgerade antithetisch wirken. Aber sie wirken: ihre Wirkung ist nicht oberflächlich, sondern vehement. Diese neue Art vorzutragen, hält einem Vergleich stand, der auf der Hand liegt: in der Diktion dieser Prosa, in ihrer Reihung ist die dynamische Spannung der eisernen Brückenbogen, die Sparsamkeit des Materials, die Ausnutzung der Elastizitätsgrenze des Eisenbetons wort-tönend geworden. Dieser strenge Umriß, diese entsprechende Zweckmäßigkeit, diese klare Handschrift ist hier sinnhaft. Was, indem man die Form dem Zweck unterordnet und anpaßt — dabei herauskommt, ist ein ästhetisch positives Resultat. Früher war man aus falsch verstandener, in unseren Tagen mit Fug und Recht zweifelhaft gewordener Ästhetik von der dichtenden und bildenden Kunst bis hinauf zur Architektur bemüht gewesen, den Zweck formal hinter verschlungenen, aufgebauschten Sätzen zu verbergen, das Ornament in den Vordergrund zu schieben und das Praktische barock zu verhüllen. Heute ist das umgekehrt geworden: das Organische wird sichtbar herausgestellt, aller Arabesken mißrät die Gegenwart: sie ist auf das Lineare, Gerade gerichtet.

Diese paar jetzt schon vorhandenen Dichtwerke halte ich für Anzeichen einer neuen Erzählkunst, von der man jedoch nicht weiß, ob sie allgemein oder ob sie lange vorhalten wird, und von deren Problemen hier aphoristisch die Rede war.

Führer ins Wesen

Von Hans Kyser (Berlin)

In seinem neuen Werk „Magie und Mystik" (Albertus-Verlag, Berlin) spricht Kurt Aram zu Zeitgenossen. Ist es nicht eine fast unmögliche Aufgabe, heute schon über Magie und Mystik, diese übelbeleumundeten Gebiete des Nicht-Wissens, zu „Zeitgenossen" zu sprechen? Es bleiben zeitlose, weil allgegenwärtige Bezirke der menschlichen Seele, dem rationalistischen Denken ebenso verschlossen wie der experimentellen Forschung. Die magische Weltverbundenheit wie die mystische Schau wechselt nur das Vokabularium, ob es sich nun um das Tao Laotses, den En Soph der Kabbala, um Plotins Weltseele, um das Fünklein Eckeharts oder um Jakob Böhmes „Ungrund" Gottes handelt. „Die Magika ist eine große verborgene Weisheit, so die Vernunft eine große öffentliche Torheit ist" — sagt der „Heilige der Natur", der alchymistische Seelenarzt Paracelsus. —

Kurt Aram redet als Genosse unserer Zeit aus der Vernunft über die Weisheit, und gerade das scheint mir ein besonderer Vorzug seines durch Wissen wie durch die Erkenntnis des Wesentlichen gleich außerordentlichen Werks. Er versucht nach Möglichkeit, seine Darlegungen dem zeitgenössischen Denken anzupassen, denn nur so kann er hoffen, die intuitiven Erkenntnisse vergangener Zeitläufte wie das Schöpferisch-Ekstatische bevorzugter Persönlichkeiten dem Laien beispielhaft zu erklären. Hierzu bedient er sich vor allem naturwissenschaftlicher und besonders biologischer Deutungen, hütet sich aber zugleich als Wissender vor billiger Skepsis und oberflächlicher Begriffsbestimmung. Er kennt offenbar aus Selbstprüfungen die Grenzscheide zwischen Physik und Metaphysik, er weiß um das astrale Sehen wie um die spirituelle Schau.

Obwohl sich seine Darstellung noch an den historischen Ablauf hält, vereinigt und trennt er nach der Wesenheit, wo es nur möglich ist, und überbrückt so die unserer Gegenwart entlegensten Geistesräume: vorchristliche Schöpfungsmythen und babylonischen Dämonenglauben, altägyptische Totenmagie und die Magie des Pentateuch, den etruskischen Zauberkult und das Geistschema der Gnostiker, die Mystik des Katholizismus und des Protestantismus. Er faßt die Dämonien eines Ignatius von Loyola und des Nettesheymer Agrippa zusammen, er zeigt den Weg auf, der den Magus aus der Natur zu dem Sanktus aus Gott führt. Fast die Hälfte seines Werks widmet er der europäischen Gegenwart, der er unter anderem das Wort des Predigers voranstellt: „Wo viel Wissens, da ist viel Grämens." Es sind sehr verschiedene „Revolten der Seele", die uns seine forschungsreiche und klare Darstellungskunst zum Erlebnis umschafft: die sublim erotische der Madame Guyon und Fenelons, die visionär mythische William Blakes, die moralisch diätetische Franz von Baaders, die seelensichtig-kosmische des Präsidenten der Kaiserlich-Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher Carl Gustav Carus. — Die uralten Phänomene des Spiritismus, die uns die parapsychologische Forschung heute geläufiger gemacht hat, ebenso wie die „positiven Fakten" des Animismus weiß Aram mit erstaunlicher Naturerkenntnis zu unterstützen, ohne sie zu deuten, und er bleibt sich doch zugleich stets bewußt, daß die heute noch vorherrschenden rein analytischen Arbeitsmethoden nur der Erkenntnis der Werkzeuge, der Vehikel, der grob- und feinstofflichen dienen, die die Magier zu ihren Zwecken benutzten. Antike Magie, mittelalterliche Dämonie und Mystik und neue experimentell naturwissenschaftliche Forschung bleiben verknüpft. In einem Schlußkapitel „Wanderer ins Wesen" wird an den Beispielen eines russischen Bauern, eines französischen Priesters, eines indischen Sädu und eines

Digitized by Google

evangelischen Deutschen die gegenwärtig-allgegenwärtige Wirkung des christlichen Mythus aufgewiesen.
Schon Professor Schleich, ebenso berühmt als Erfinder der Lokalanästhesie wie als Seelenforscher, hat nachgewiesen, daß die sogenannten a-priori-Begriffe Raum, Zeit und Kausalität nicht die ältesten Sprossen an unserem „Gehirnbaum" sind. Die Narkose hebt diese Begriffe zuerst auf, an zehnter Stelle erlischt das Ichbewußtsein, und unter dieser Schwelle liegen die unbewußten Funktionen. Das schauende Bewußtsein des Intuitiven aber, das seelische Gestaltungsvermögen des Ekstatischen, die prägende Form Goethes wirken aus der transzendentalen Welt, die die Strahlen unseres Bewußtseins ebensowenig erreichen wie die Grenzen des All. Man könnte sagen, daß sowohl im Leben des Einzelnen wie im Leben der Völker zwei Bewußtsein steigen und sinken wie die Schalen einer Waage: das empirische mit seinem physiologischen Zeitmaß und das Transzendentale mit seiner Allgegenwart. Wenn das eine ins Licht steigt, sinkt das andere ins Dunkel. Heute halten sich diese Waagen das Gleichgewicht. Aber es sind Wissende genug da und am Werk, denen alle äußeren Geschehnisse und Erscheinungen nur als Reflexe der Bewegungen einer universalen Seele sich zeigen. Auf dem Weg, dem inneren Weg zur Erkenntnis, wird das Buch Arams ein ernster Führer sein. In einer sehr ausgewählten Bibliographie weist er uns selbst auf seine eigenen Führer hin.

Siebzehn gegen den Krieg

Von Guido K. Brand (Berlin)

Einmal schrieb ich, daß die Bücher aus und über den Krieg immer besser würden. Das traktätchenhafte Jammern hatte nachgelassen, es kamen Kerle mit Gift und Galle, die sich einen Dreck um den Pazifismus kümmerten, Zerrüttete, deren stahlgebadete Seele jahrelang schrie, bis sie in ein paar wuchtigen, unvergeßlichen Bildern von Feuerschlünden, Leichenfeldern und stinkenden Wüsteneien Erlösung fanden. Mehr als zehn Jahre wird daran geschrieben, wie sich Millionen und Abermillionen zerfetzt haben. Tausende von Büchern reißen die entsetzlichste Erinnerung unseres Lebens auf und wühlen wie die Würmer im morschen Holz. Und je weiter wir uns davon entfernen — ja, was ist nun? — sollen wir denn nach den Millionenziffern von Remarque oder Renn nie zur Ruhe kommen? Gibt es denn wirklich so viel zu berichten? War denn das Grauen und Furchtbare nicht überall, im Westen, im Osten, in den Alpen, in den Unterseebooten, in den Sümpfen, in den Lüften, überall dasselbe? Ob sie in den Kreidefelsen der Champagne, in den Schlammgräben von Flandern, in den Dolomiten oder in den Stollen mit und ohne Giftgas verreckten, hingemäht wurden, in den Drähten hingen: um Millionen Menschen dezimiert, um Milliarden ärmer, zerrüttet an Seele, Gehirn, Körper saust unser Erdball durch den Weltraum mit dem Trost: in hundert Jahren ist alles vorbei. Da werden noch einmal tausend Bücher geschrieben, hundert Manifeste verfaßt, hunderttausend Versammlungen abgehalten. Und der Krieg ist wahrscheinlich immer noch da. Ja, je weiter wir uns entfernen von 1918, desto näher ist vielleicht ein noch sinnloserer, unausdenkbarer Völkermord.
Diese siebzehn Bücher sind wie ihre Vorgänger gegen den Krieg. Zwischen Alfred Polgars „Hinterland"[1] und Werner Beumelburgs „Sperrfeuer um Deutschland"[2] liegen fünfzehn ehrlich geschriebene, gute und schlechte Bücher, die mit ihren Heissas und Hurras, mit ihrem Potzblitz und Gefluch, ihrem Gestöhn und zerfetzten Geschrei eine Phalanx bilden könnten gegen den Brudermord, wenn, ja ... wenn ... die Menschen begreifen würden, wenn sie aus all dem Grauen der Stacheldrähte und Minenfeuer, aus den heulenden Nächten um Arras, Ypern, in den Karpathen, am Isonzo endlich, endlich einmal einen Riß spüren würden, in den sie samt ihrem schönen geruhigen Dasein hinunterstürzen und vor Entsetzen mit zerschmetterter Seele um sich her die Millionen Gefallenen sehen würden.
In allen Ländern, in allen Sprachen gerechnet müssen diese Kriegsbücher in die Millionen gehen. Millionen müßten zu Defaitisten werden, Millionen müßten eine Liga bilden gegen Kriegsrüstung, Mordwaffen und Gastod. Und warum geschieht das nicht? Ja, warum nicht? Kein Mensch weiß es. Und so bereiten sich die neuen Geschlechter immer selbst ihr Schicksal.
Siebzehn Kriegsbücher berichten von allen Fronten, vom Ausmarsch bis zur Revolution; von allen Truppenteilen, von der Infanterie, Kavallerie, Artillerie, von den Pferden, Kanonen, Offizieren, Frauen, Lazaretten, von der Gefangenschaft in Rußland, Frankreich. Jedes ist ein Ausschnitt, ein Einzel, jedes will ein Mal sein für den ganzen Krieg. Bis man zuletzt gewahr wird, daß der Krieg zu furchtbar und entsetzlich gewesen ist, als daß er von dem Einzelnen begriffen werden könnte und daß ein kleines Erlebnis, wie einer stirbt, wie einer stöhnend hinausgetragen wird, wie einer Patrouille geht oder vor Angst bleich wird, grauenhafter berührt als das ganze Trommelfeuer von Armentières.
Wie wir es nicht begriffen und auf ein Wort aus den Gräben stiegen, gefesselt in uns selbst, in die nächste Kameradschaft, so ist es jetzt, wenn wir diese paar tausend Seiten lesen, auf denen nichts anderes steht, als vom Tod. Die meisten Verfasser sagen, sie hätten ihr Buch vor Remarque geschrieben. Darum ist es nicht besser geworden, wenn der Verleger die Konjunktur ausnutzen will. Aber darüber sei mit ihnen nicht gerechtet.
Alfred Polgar ist der sensible Beobachter in der Heimat, die belogen worden ist. Er schreibt ein bissiges, satirisches Kapitel „fern vom Schuß", das für alle Länder gelten kann, denn er legt ein paar menschliche Eigenschaften bloß, die eines weiteren Kommentars nicht bedürfen. Während des Krieges und nachher gab es ein paar Tausend in allen Städten, denen das durch eine eiserne Front abgeriegelte Land ein schöner Garten war. Da wuchsen Mädchen, da wuchs Geld, Stellung, Ruhm und Ehre. Aus jedem Dreck konnten sie etwas machen. Polgars Kleinigkeiten müssen ganz langsam gelesen werden, denn hinter spitzfindigen, harmlos klingenden Worten und Beispielen röchelt ein ganzes

[1] Alfred Polgar: Hinterland. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.
[2] Werner Beumelburg: Sperrfeuer um Deutschland. Gerh. Stalling, Oldenburg.

Digitized by Google

Volk zu Tode. – A. A. Kuhnerts „Kriegsfront der Frauen“[1] handelt auch von der Heimat. Ist aber mehr gut gemeint als gut geschrieben. Die einzige Frage, die erschüttert, ist: „wie konnte man es solange aushalten?“ Aber sie ist nicht genügend gestaltet. Remarque hat die Heimkehr des Sohnes zur Mutter viel grandioser geschildert, Romain Rollands Mutter und Sohn ist viel urgründiger im Schicksal der Heimat. Was ist das alles: Hamsterzüge, Lebensmitteldiktator, Mädchen, die sich hingeben, Bauern, die sich vollfressen, während die Städte hungern, Frauen, die plötzlich aufbrechen gegen den Irrsinn? Es ist nicht die Intensität, die zehn Jahre später noch rüttelt.

Paul Alverdes schreibt eine kleine Geschichte, die soviel Tragisches birgt, daß man weinen möchte: „Die Pfeiferstube.[2] Vier Soldaten, denen der Kehlkopf durchschossen ist, liegen in einem Zimmer eines Lazaretts und haben silberne Kanülen in ihrem Hals, aus dem ein pfeifendes Geräusch kommt, wenn sie sprechen wollen. Wie sie einander sehen, sich zuerst schämen, wenn sie gefragt werden, wie sie immer geschickter werden im Sprechen, wie einer stirbt, das ist in der einfachen, anspruchslosen Grammatik so unendlich traurig, daß man müde wird wie von einem Druck der Ewigkeit. – Ernst Johannsen hat zwei Bücher herausgebracht, von denen eins mißlungen ist: „Fronterinnerungen eines Pferdes“.[3] Es ist gut gemeint, aber kaum über gute Sätze hinausgekommen. Den 9506000 gemordeten Pferden, die im Kriege geblieben sind, ist es gewidmet. Wogegen sein „Westfront 1918“[4] ein erschütterndes Beispiel ist, wie ein Arbeiter das Schicksal einer Kameradschaft von vier Menschen gestalten kann. Da liegen sie in der Hölle von Verdun und suchen den Irrsinn zu begreifen, der auf die Gräben und Unterstände trommelt, sie philosophieren über Gott und die Welt, sie schreien, beten und morden und zuletzt fallen sie alle vier. Wenn manches noch aus Angelerntem hineingetragen ist: Johannsen ist ein Dichter.

Von der Artillerie erzählt Gerhart Siegert,[5] von der Kavallerie Eduard Lachmann,[6] zwei Gegensätze und stilistisch ohne Wirkung. Daß Siegert ein „schlichter Mann“ aus dem Volke ist, wird entschuldigend vorangestellt. Aber in dichterischen Dingen gilt es nicht, wenn das Werk hinter der Schlichtheit zurückbleibt. Weitschweifend, ausladend, breit, ergeht es sich in technisch-artilleristischen Dingen, wobei bei den Deutschen alles am Besten ist. Liebevolles Bemühen gestaltet kaum ein Erlebnis. Lachmann dagegen schreibt ungeheuer gewandt, eine glänzende Grammatik, aber nur mit dem Fehler, daß nichts drin steht. Sein Bericht könnte wahrhaft erschütternd sein, wenn Lachmann aus der Form seiner Sätze die Form des Erlebens erstehen lassen könnte.

Über alle Trommelfeuer hinweg schreit das Schicksal der Gefangenen. Diese Lager, in denen noch Hunderttausende nach ihrer Rettung sterben an Hunger, Ruhr, Cholera, sind das schrecklichste Brandmal der Völker, die in der einmal aufgepeitschten Mordgier an dem grauenhaften Leiden von Hilflosen sich weideten. Kein Mensch bezweifelt, daß es gute, humane Gefangenenlagerkommandanten gegeben hat, daß das Rote Kreuz unendlich viel Gutes zur Erleichterung getan hat: wer aber Karl Wilkes „Prisonnier Halm“[7] und Dwingers „Die Armee hinter Stacheldraht“[8] gelesen hat — das eine zeigt Frankreich, das andere Rußland – dem möchte wahrhaft das Herz zerspringen über so viel Grausamkeit, Schikane, Elend, Hohn und Erniedrigung des Menschen durch Menschen. Ein über das andere Mal fragt man sich, ob es denn möglich sei, daß ein Mensch, den schon das Trommelfeuer, der Hunger, die Angst zermürbte, noch so viel an Märschen, an körperlichen und seelischen Erschütterungen ertragen kann. Aber sie haben es ja getan, sie gingen, schleppten sich in die furchtbaren Stacheldrahtzäune und siechten dahin mehr Tier als Mensch unter einer grausamen Last. Dwingers Erlebnisse sind ein einziger gellender Schrei, der über die sibirischen Eiswüsten brüllt ... tausend haben innerlich mit ihm geschrien ... Hunderttausende haben wie er an den eisernen Gittern gerüttelt und wurden von einem satanischen, unmenschlichen Kommandanten angegrinst wie Tiere. Dwingers Buch gehört zu dem Unerhörtesten und Stärksten, das sich eines Menschen Seele abringen konnte unter dem schauernden Druck der Erinnerung. Wilkes Darstellung ist etwas zu breit, aber wer wollte angesichts des Grauens noch den strengsten Maßstab anlegen? Das Menschliche allein ist erschütternd genug, um zu begreifen, daß dieser Mensch diese Last nicht mehr ertragen konnte.

Während Martin Beradt[9] das Schicksal eines geistigen Menschen dicht hinter der Front schildert, die Arbeit unter dem Rest der Gebrauchsfähigen, so erlebt Heinrich Brandt[10] nach zehnjähriger Haft im Irrenhaus noch einmal das Trommelfeuer, das ihn zur Niederschrift zwingt. Beradts Buch wurde schon 1916 geschrieben und verboten. Kein Wunder, wenn die Heimat das alles schon damals erfahren hätte. Wie hier ein Mensch, ein bedeutender Rechtsanwalt grausam unter Metzger und andere geistlose Gesellen gemischt wird, um eine Siegfriedstellung oder zerschossene Gräben auszubauen, wie die ganze Sinnlosigkeit hinter der Front, in der Etappe aufschreit, das hätte aufrütteln müssen. Aber sie mußten alle stumm sein. Heinrich Brandt ist fast zu literarisch und komplexhaft, als daß er sich frei machen könnte, um sein Erlebnis zu gestalten. Jedoch zum Größten gehört die Schilderung der Artillerieschlacht, die der Artillerist Siegert nie erreicht.

Den Rückzug der russischen Armee 1917 erlebte der Arzt Burghard Breitner und nannte sein Buch „Die Flucht“.[11] Es sind zuviel der Worte erdacht, heißt es einmal bei Brust und das ist das Merkmal dieses Romans. Das ungeheure Fazit, daß eine Millionenarmee sich auflöst, flieht und von den Bolschewisten überwältigt wird allein durch die Idee, hätte ein Buch werden können von größtem Ausmaß.

---

[1] A. A. Kuhnert: Kriegsfront der Frauen. Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig.
[2] Paul Alverdes: Die Pfeiferstube. Rütten und Loening Verlag., Frankfurt a. M.
[3] Ernst Johannsen: Fronterinnerungen eines Pferdes. Fackelreiter Verlag, Hamburg-Bergedorf.
[4] Vier von der Infanterie. (Ebenda.)
[5] Gerhart Siegert: Tagebuch eines Nichtkanoniers. Ernst Hofmann & Co., Darmstadt-Leipzig.
[6] Eduard Lachmann: Vier Jahre. Horen-Verlag, Berlin.
[7] Karl Wilke: Prisonnier Halm. Koehler und Amelang, Leipzig.
[8] Edwin Erich Dwinger: Die Armee hinter Stacheldraht. Das sibirische Tagebuch. Eugen Diederichs Verlag, Jena.
[9] Martin Beradt: Schipper an der Front. S. Fischer Verlag, Berlin.
[10] Heinrich Brandt: Trommelfeuer. Symphonie des Kriegslebens. Fackelreiter Verlag, Hamburg-Bergedorf.
[11] Burghard Breitner: Die Flucht. Der Roman einer Armee. Ernst Hofmann & Co., Darmstadt-Leipzig.

Digitized by Google

Aber es ist ein aufgeregtes, sprunghaftes, nervöses Buch, mit tausend Bildersetzen, mit rasend wechselnden Situationen, ohne daß eine Geschlossenheit, eine Größe erreicht würde. Manches ist herrlich gesehen. Von zu Vielem überladen, versinkt es in Worte ... Worte. — Diesseits der Russenlinie und etwas nach dem eigentlichen Kriege kämpften die Baltikumer, ein Krieg, den man aus dem Grenzland begreifen muß. Graf Stenbock-Fermor,[1] der schon ein interessantes Buch von seinem Arbeiterjahr geschrieben hat, gibt einen „Bericht" von dem baltischen Befreiungskampf. Noch einmal wacht der Krieg auf, flammt über das östliche Grenzland und verlöscht im diplomatischen Gewirr ... Menschenleben gingen dahin, Häuser brannten nieder, Gefangene wurden niedergemetzelt und der Sinn des Ganzen? Die Provinzen gingen verloren, die Baltikumer benahmen sich unrühmlich, ein Landsknechtleben hatte ein Ende.

Wo auch immer Krieg war: es war furchtbar. Wenn Kurt Gerlach[2] alle Gespräche im sächsischen Dialekt führen läßt, so ist dahinter noch viel grausamer ein Stück Mensch sichtbar, weil er eine merkwürdige Einheit erreicht. Diese Sprache plätschert so seltsam fremd in dem Donnern und Springen der Granaten, in dem Heulen und Zischen der Geschütze, diese Sachsen, die zwischen Preußen und Bayern liegen, sind mit einemmal viel leibhaftiger Mensch, weil sie in ihren Ängsten und Tapferkeiten, in ihrem Morden und Kameradsein nichts anderes sind als ein Stück Heimat untereinander. Der Titel ist falsch und unverständlich, die Schilderung aber eminent sicher.

Von drei Büchern ist noch die Rede. Von den drei erschütterndsten und besten. Man soll den Dwinger lesen, Alverdes, Beradt. Aber man muß den „Hauptmann Latour",[3] den „Tod in der Wüste"[4] und das „Sperrfeuer um Deutschland" lesen. Karl Federn hat nach den Aufzeichnungen eines Offiziers ein Buch geschrieben, das für Tausende gilt. Es ist das Denkmal eines geistig überragenden, unerschrockenen, mutigen, überlegenen Hauptmanns, der den Krieg überlistet, der ihn gewinnt und verliert, weil er sich opfert. Der ganze Krieg mit seinen Schlachten, seinen Märschen, Trommelfeuern, mit seinen kleinen Späßen und Freuden wird an dieser Figur lebendig. Die russische und französische Front, die berliner Atmosphäre im Kriegsministerium ist noch in keinem Buch vom Krieg so voll Grauen und Überlegenheit, so voll Hohn und tiefer soldatischer Inbrunst geschrieben worden. An einem einzelnen Menschen, der alle bis hinauf zu den Generälen an geistiger Kapazität überragt, wird die Riesenkraft eines Millionenvolkes sichtbar, die Unbeugsamkeit und Liebe zum Vaterland, die Hingabe und Opferfreudigkeit.

Schildern all diese Bücher den einzelnen in der Masse, in der Tausende von Kilometern langen Front, so ist Macdonalds Tod in der Wüste das Gespenst des Todes in der furchtbaren Verlassenheit und Verlorenheit. Eine vom Gros abgeschnittene englische Patrouille verliert ihren Führer, und keiner weiß die Aufgabe, das Ziel, die Richtung. Mitten in der endlosen Wüste lagern sie in einer Oase, von Datteln sich nährend, Wasser für den Durst, aber mit der furchtbaren Gewißheit, daß eine Rettung unmöglich ist. Und Nacht für Nacht starren sie in das Dunkel, wo die Araber lauern, woher der Tod surrt, denn einer nach dem anderen fällt ihnen zum Opfer, bis über zehn Leichen der unendliche Himmel der Wüste sich wölbt und kein Schrei, kein Schuß mehr die Stille stört. Fürchterlich zu denken, wie diese Menschen zusammenhocken, in dem ewigen Gefühl des Todes, wie einer verrückt wird, wie aus dem Hinterhalt die todbringenden Schüsse kommen, wie sie immer weniger werden ... Der Irrsinn des Mordens wird an dieser Patrouille in der Wüste zum schrecklichsten Beispiel.

Und nach all diesen sechzehn Büchern das siebzehnte: Beumelburgs Sperrfeuer um Deutschland. Hier ist kein Einzelschicksal, sondern die Tragik des ganzen deutschen Volkes in eine Geschichte vom Krieg zusammengepreßt. Ohne Einzelheiten entrollt sich an Zahlen und Daten die Entwicklung des großen Mordens vom ersten Schuß in Sarajewo bis zum letzten und umklammert den Sturz und die Hinrichtung eines Landes, das viele Fehler hatte, aber mit seinen sechzig Millionen eine europäische Potenz war. Beumelburg will an der turbulenten Häufung von Ereignissen an allen Fronten, zu Wasser und zu Lande noch einmal das Gewissen aller aufrütteln und jedes Menschen Herz anschreien mit der Furchtbarkeit der vier Jahre, in denen wir alles hingegeben haben bis zur Erschöpfung.

Wer will noch mal, wer hat noch nicht ... hereinspaziert!!

Tierbücher

Von Melchior Vischer (Berlin)

Tiere sind da und denken nicht nach, wie sie da sind. „In einem glücklichen Schlaf" — wie es einmal Bölsche bezeichnet hat — „tun sie, was sie tun müssen." Ihr bloßes Dasein ist für sie ein Paradies auf einer menschlichen Erde; daß dieses Paradies nicht ewig währt, dafür sorgt schon der Mensch. Da sind die Tiere des Meeres, der Flüsse, der Steppen, der Wälder, der Berge, des Himmels. Erde, Wasser und Luft, diese Mischung der Elemente behagt den Tieren. Erde, Wasser und Luft, aus diesen drei Teilen ist die Freiheit zusammengesetzt. Erde, Wasser und Luft. Nur wenn der Mensch in diese ungöttliche Dreieinigkeit tritt, wittern es die Tiere und flüchten. Durch Jahrtausende seines Erdendaseins hat es der Mensch nicht verstanden, den Tieren Freund zu werden. Befreundet ist er nur mit ausgestopften Tieren und wenn er ihre Felle um den Hals oder um die mit Fleisch ausgepolsterten Knochengestelle — was man eben so als menschliche Körper bezeichnet — gewickelt trägt, ist ihm wohl zumute. Daß es unter Millionen Menschen Tausende von wirklichen Tierfreunden gibt, ist wenig. Bei manchen Buddhisten ist der Idealzustand erreicht; dafür ein Beispiel: Wir schließen den Deckel einer Marmeladenbüchse, damit keine Insekten an der Marmelade kleben bleiben; der Buddhist jedoch schließt den Deckel, damit die Insekten nicht in Lebensgefahr kommen. Ob nun die Tiere eine Seele haben, mehr oder weniger

[1] Graf Alexander Stenbock-Fermor: Freiwilliger Stenbock. J. J. Engelhorns Nachfolger, Stuttgart.
[2] Kurt Gerlach: Zwischen den Fronten oder der Krieg von unten. Hellerhaus-Verlag. Hellerau b. Dresden.
[3] Karl Federn: Hauptmann Latour. Adolf Sponholtz Verlag, Hannover.
[4] Philip Macdonald: Tod in der Wüste. Th. Knaur Nachf. Berlin.

Digitized by Google

Intelligenz im menschlichen Sinn besitzen, darüber braucht der Alltagsmensch sich nicht den Kopf zu zerbrechen. Seien wir stolz darauf, daß wir in unserer Hirnrinde zehn Milliarden Zellen haben, der Orang-Utan aber, unser nächster Tierbruder, nur eine Milliarde; denn diese, unsere neun Milliarden Mehrzellen sind wohl das gewisse Etwas, das unser „Menschliches" ausmacht. Über andere Fragen dürfen wir schon eher nachdenken, auch wenn wir mitten im Alltag stehen, etwa darüber: Leben die Tiere auch heute noch in einem Paradies (vom Standpunkt der Tiere), gerade weil sie sich noch im tierischen Zustand befinden? Es scheint so, denn sie wissen nicht, daß sie einmal sterben müssen. In letzter Zeit denkt man über Tiere nicht nur mehr nach als früher, man beobachtet sie auch mehr als sonst, in ihrem Urzustand, in ihrem Gefangenendasein. Die Zuflucht zu den Tieren mag wohl eine Flucht vor unserer so hoch gerühmten Menschlichkeit sein, die gerade dann immer versagt, wenn sie sich beweisen soll. — Dichter, naturwissenschaftliche Schriftsteller und Photographen werden trotzdem nicht müde, die noch zaudernden Menschenherzen immer wieder aufs neue für die Tiere erobern zu wollen. Jedes Jahr bringt eine Fülle solcher Bücher, die sich mit dem Leben der Tiere beschäftigen.

„Tarka der Otter" von Henry Williamson (Dietrich Reimer Verlag, Berlin) ist unter allen erzählenden Tierbüchern zuerst zu nennen. Tarkas lustiges Leben im Wasser und sein Tod im Lande der zwei Flüsse wird hier von einem Dichter geschildert, der die Gnade hat, das Tierhafte mit der Sprache der Menschen kundzutun. „Tarka" ist heutig, dichterisch in der Sprache und zugleich wahrhaft im Geschehen. In diesem Buch wird nichts vermenschlicht, Trieb der Natur ist Trieb der Natur und nichts anderes, sei dieser Trieb nun nach menschlicher Vorstellung gut oder böse. Wenn so ein Fischotter sein Leben selbst aufzeichnen könnte, würde es wohl so sein, wie Williamson es niedergeschrieben hat. Diese animalische Biographie beginnt mit Tarkas Mutter; eine großartige Mutter, die ihre Kinder liebt, aber nicht verzieht; sie vernachlässigt nie ihre Mutterpflichten. „Den ganzen Tag lag die Fähe zusammengerollt da, um drei blinde Welpen zu wärmen ... Die älteste und größte der Welpen war ein Männchen, und als es seinen ersten Atemzug tat, war es von der Nasenspitze bis zur Wurzel seiner winzigen Rute kaum fünf Zoll lang. Es hieß Tarka, ein Name, den vor vielen, vielen Jahren die in Hütten am Moor wohnenden Menschen den Fischottern gegeben hatten und der ‚Kleiner Wasserwanderer' bedeutet." Vierzehn Tage, nachdem Tarka das Augenlicht bekommen hatte, wagte er sich schon bis zum Ausgang des Fischotterbaus, denn „er kannte noch keine Furcht". Er bekommt von seiner Mutter Ohrfeigen, dann wärmt sie ihn wieder; er spielt mit dem Schädel einer Wühlmaus, die herausgebrochenen Zähne klappern im Innern und darüber freut sich Tarka; der Mausschädel ist für ihn ungefähr das gleiche, was für Menschenkinder eine Osterklapper ist. Tarka geht bald allein auf Abenteuer aus. Einmal bleibt er an einer einsamen Wurzel, die weit in den Fluß hinausragt, hängen, kann weder vor noch zurück, beginnt ängstlich zu schreien. Die Mutter hört es, kommt zu Hilfe, packt ihr Kind, bringt es in Sicherheit. So verbringt Tarka seine Kindheit, neugierig und frisch. Aus dem kindlichen Tarka wird der jugendliche Tarka. Wie Jugend schon einmal ist, sie kann nicht anders und sehnt sich nach dem anderen Geschlecht. Und diese Abenteuer erfreuen nicht nur den mannbaren Tarka, sondern auch uns. Aber auch die ganze Umwelt wird mit jedem neuen Tag drohender. Langsam merkt er, daß sein Leben von Gefahren umlauert ist. Aus Spiel wird Jagd. Er jagt Tiere, wird von anderen Tieren und von Menschen gejagt. Wenn er Fische fängt, taucht er im Wasser unter; wenn es gefährlich wird, ebenfalls. Dann erscheinen an der Wasseroberfläche zerplatzende Luftbläschen, die aus seinen Nasenlöchern kommen, gleichsam den Weg anzeigend, den er unter dem Wasserspiegel zurücklegt. Tarka ist kein langes Leben beschieden, er wird von Jägern mit ihren Hunden zu Tode gehetzt. Sein letzter Kampf ist heroisch. Schwerverwundet von den Bissen des tapfersten Hundes der Meute, verbeißt sich der Otter, im Wasser kämpfend, in die Kehle seines Angreifers, zieht ihn mit sich in die Tiefe hinab; wenn er schon sterben muß, soll sein Todfeind mit ihm sterben. Es seien hier die Schlußworte des Dichters angeführt; einfach und stark ist seine Sprache; sie hat, trotz ihrer herben Kürze, etwas von der Weite der Welt, etwas von dem Fernweh jedes Lebewesens, sei es nun Mensch oder Kreatur: „Die Flut strömte träger und begann zurückzuebben, und die Menschen warteten und spähten, bis der Kadaver des Hundes an die Oberfläche kam und langsam im Schaum auf den Wassern dahintrieb. Sie zogen den Kadaver des Hundes aus dem Fluß, trugen ihn ans Ufer, legten ihn ins Gras und sahen mit betrübter Verwunderung auf den toten Hund hinab. Als sie schweigend dort standen, stieg eine große Luftblase aus den Tiefen des Wassers empor und platzte; während sie noch hinblickten, kam eine zweite Luftblase zitternd an die Oberfläche und zerplatzte, dann eine dritte auf den meerwärtsstrebenden Wassern, und dann nichts mehr." Williamson hat an diesem wunderbaren Buch beinahe fünf Jahre gearbeitet; so lange hatte die schwierige Naturbeobachtung gedauert. Die gute Übersetzung ist von E. McCalman. — Ganz anders in der Grundauffassung eines Tierbuches ist Felix Saltens neues Werk „Fünfzehn Hasen" (Paul Zsolnay, Wien). Hier sind die Tiere vermenschlicht; Tiere des Waldes und Feldes treten auf, reden miteinander und tun ganz so, als ob sie eine menschliche Seele hätten. Aber auch auf diesen Umwegen gelangt der Dichter zur Natur. Die Schicksale der Hasen werden geschildert und derjenigen Tiere, die im Umkreis der Hasenlandschaft leben. Manche Kapitel dieses Buchs sind innig und ergreifend: Wie die Hasen unter dem Winter zu leiden haben und einer von ihnen, Murk, zum erstenmal in seinem Leben den Winter mitmacht; er gerät im verschneiten Wald in eine Schlinge, hält diese erst auch für eine der Unbilden des Winters, „unangenehm, doch vergänglich", wartet anfangs geduldig, will dann losspringen und wird nur stärker gewürgt, Angst bricht in ihm aus; die Rehe und seine Kameraden, die andern Hasen, stehen ratlos und ängstlich um ihn herum, verlassen ihn dann; zuerst die Rehmutter, die weiß: „Da gibt es keine Rettung, das kann ich nicht mitansehen." Und dann folgen Worte, würdig eines großen Dichters: „Auch die Hasen entfernten sich. Zögernd und schonungsvoll. Wie man Abschied nimmt von einem, der nicht merken darf, daß es ein Abschied ist." Und nun die wehmütige Geschichte von der Gefangennahme und dem Hinsterben des Jüngsten der Hasen, des kleinen Epi. Ein stilles, gütiges Buch eines gütigen Dichters. — Svend Fleuron, der bedeutende dänische Tierdichter, ist auch in Deutschland vielgelesen und vielgeliebt. Er braucht hier nicht mehr besonders gelobt zu werden. Er hat uns in seinen Tierromanen die Uhus, die Hasen, die Katzen, die Buntspechte, die Schwäne, die Hechte, die Füchse und die Dackel hinreißend geschildert. Nun kommt er mit dem Roman eines Schäferhundes „Flax Adilius" (bei Eugen Diederichs, Jena). Besitzer und Freunde von Schäferhunden werden besonders begeistert sein. — „Tiere unter sich" (Franckhsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart) ist das Buch eines anderen dänischen Tierdichters, Karl Ewald. Dieser Naturforscher will einem die Tierseele in naturwissenschaftlichen Märchen näher bringen; das gelingt ihm auch. Ewald bedient sich einer wohlgepflegten, jedoch niemals überschwenglichen Sprache. Im gleichen Verlag erschien unter dem Titel „Allerlei Tiere" eine kleine, gute Auswahl der Tiernovellenbücher des amerikanischen Naturforschers, Trappers und Schriftstellers Ernest Thompson Seton. Es sind erlebte Geschichten. Unvergeßlich die Erzählungen „Kasta-Kohl, das wilde Pferd" und „Jinny, die Zähmung eines bösen Affen". — „Murk Tatzelbrumm" (Brunnen-Verlag, Berlin) ist ein abenteuerliches Buch des Jagd- und

Digitized by Google

Reiseschriftstellers Egon von Kapherr. Die unheimlichen Wälder im Uralgebiet sind die Schauplätze der spannenden Handlung. Die vereinzelten Menschen, die hier hausen, haben etwas von der tödlichen Einsamkeit des Urwaldes; mitunter sind sie aber auch heimtückisch. Die freien Tiere, die hier leben, sind unerbittlich wie die Natur selbst oder furchtsam; sie flüchten oder verfolgen. Hier geht es vor allem um das Schicksal des Bären, der die Menschen meidet, dann von ihnen gejagt wird, sich verteidigt und sie angeht. Zuletzt verendet der Bär Murf, von einer Kugel getroffen, Haß gegen den Menschen noch im letzten Zucken seines starken Bärenherzens; sein Sterben ist einsam und hilflos. „Die Meisen werden an ihm hacken, die Häher, Krähen und Elstern. Und die Kleinen werden leben von dem letzten Großen ihrer Heimat." — Gute Tierbücher für die Jugend sind F. Ossendowskis „Tagebuch einer Schimpansin" (Phaidon-Verlag, Wien), „Jochen von Sandberg" von Eberhard Lauter-Oesfeld (Behrs Verlag, Berlin) und „Tralü" von Paul Georg Münch (Dürrsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig). Dichterisch wertvoll ist Ossendowskis Buch von der gescheiten Affin Kitty, die ihre merkwürdigen Erlebnisse im Urwald und ihre noch merkwürdigeren bei den Menschen aufzeichnet, naiv, heiter und auch ein wenig ironisch. Lauter-Oesfeld erzählt von Fischottern, Hechten und Aalen, einem Reiher, Kuckuck und anderem Getier, in der Manier von Fabeldichtern. Münch beschäftigt sich in mitleidsvoller Liebe mit den lustigen Staren; diese Vögel sterben bei uns langsam aus, da sie auf ihren Heimreisen im Frühjahr in den südlichen Ländern grausam verfolgt und getötet werden. Aus zweierlei Gründen: Weil das Töten dieser kleinen Tiere für manche Menschen ein vergnüglicher Sport ist; weil die Menschen jener Gegenden das Fleisch dieser Vögel gern zur Polenta fressen. Münchs Buch ist gleichzeitig ein Aufruf an die Völker, durch Gesetze dem Starenmorden Einhalt zu tun. — „Spiel um den Elefanten" von Heinrich Zimmer (Verlag A. Oldenbourg) ist ein geistig kostbares Buch. Hier wird das gnädige Leben der Elefanten ganz aus der indischen Vorstellungswelt heraus betrachtet; anregend, wundervolle Gedanken, dabei von wissenschaftlichem Wert, trotzdem nie langweilig. — Curt Bigings „Die große Fehde" (Arbeiterjugend-Verlag, Berlin) ist eine Sammlung von kurzen Tiergeschichten; mit Illustrationen von Erich Bloch. Die Tiere sind aber zumeist nur ein Vorwand, um soziale menschliche Miß- und Mißzustände wirksam zu befehden. In der mutigen Anklage gegen Christus in „Das Kamel von Nazareth" tritt Biging mit dichterischer Prägnanz für die Tiere ein. — „Zoo" von Stephan Ehrenzweig (Herbert Stuffer Verlag, Berlin) bringt in einem kultivierten Gedankenpointillismus einen Rundgang durch den Zoo. Der Zoo ist inmitten der Asphalt- und Reklamestadt das Paradies der Kinder. „Kinder und Tiere halten im allgemeinen gute Kameradschaft. Sie haben voreinander weniger Angst als Tiere vor Tieren und Erwachsene vor Erwachsenen." Ehrenzweig ist von einer heimlichen Grimmigkeit, die nicht gleich jeder merkt, weil sein Stil elegant ist, polgarhaft. (Dolbins Zeichnungen sind vortreffliche Unterstreichungen.)

Zum Schluß drei ausgezeichnete Bilderbücher. Paul Eippers „Tierkinder", mit Photos von Hedda Walther (Verlag Dietrich Reimer, Berlin). Hier sind die Tierjungen in Großaufnahme (textlich und bildmäßig) zu sehen. Betreut von dem guten Tierpapa Eipper. Er kennt die geheimen Sehnsüchte und Ängste dieser teils zarten, teils tolpatschigen, teils pfiffigen und frechen Tierkinder; Eipper behält es nicht für sich, er erzählt alles in einer direkten und frischen Prosa. Die Bilder lassen etwas von dem unsterblichen Nur-Sein ahnen, das wir seit unseren Kindertagen verloren haben. „Aus der Kinderstube der Tiere" von Adolf Heilborn (Brehm Verlag, Berlin-Charlottenburg) ist ein mit großer Kultur ausgestattetes Werk. Der Herausgeber hat mit gründlicher Sachkenntnis und viel Liebe Bildtafeln virtuos zusammengestellt, die alle das eine Thema darstellen: Wie sieht die Kinderstube der Tiere aus, wie schauen die jungen Tiere in ihrer Kinderstube drein? Ein knapper, dennoch erschöpfender Einführungstext bringt Naturfernes menschennah, mit der weisen und einfachen Schlußerkenntnis: „Auch dem Tierjungen ist die Kinderstube das Paradies, aus dem es schließlich durch das Gesetz vom Kampf ums Dasein vertrieben wird." Von den zahlreichen schönen Bildtafeln seien besonders erwähnt: „Pferde auf der Koppel", „Bluthund", „Setterhündin", „Haselmausmutter mit ihren Jungen". Ein Buch, das bereichert. — Hugo Adolf Bernatzik lenkt mit seinem schönen Buch „Ein Vogelparadies an der Donau" (Verlag Ernst Wasmuth, Berlin) unsere Aufmerksamkeit auf wertvolles Auslandsdeutschtum: Schwaben und Sachsen in Rumänien. In ihren und rumänischen Siedlungsgebieten leben Vögel beinahe zauberhafter Art: Löffler, die in dem seltsamen Dreieckzug zu fliegen pflegen Seiden-, Purpur-, Grau-, Rallenreiher, die phantastischen Kormorane und die schwarzköpfigen Lachmöwen. Die Photos dieses Buchs wirken auf uns Große so, wie einst in unserer Jugend Märchen gewirkt haben; das Buch ist in der Reihe der „Atlantis-Bücher" erschienen.

Proben und Stücke

Die Stadt

Aus: „Eiserne Welt" von Josef Winckler (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin)[1]

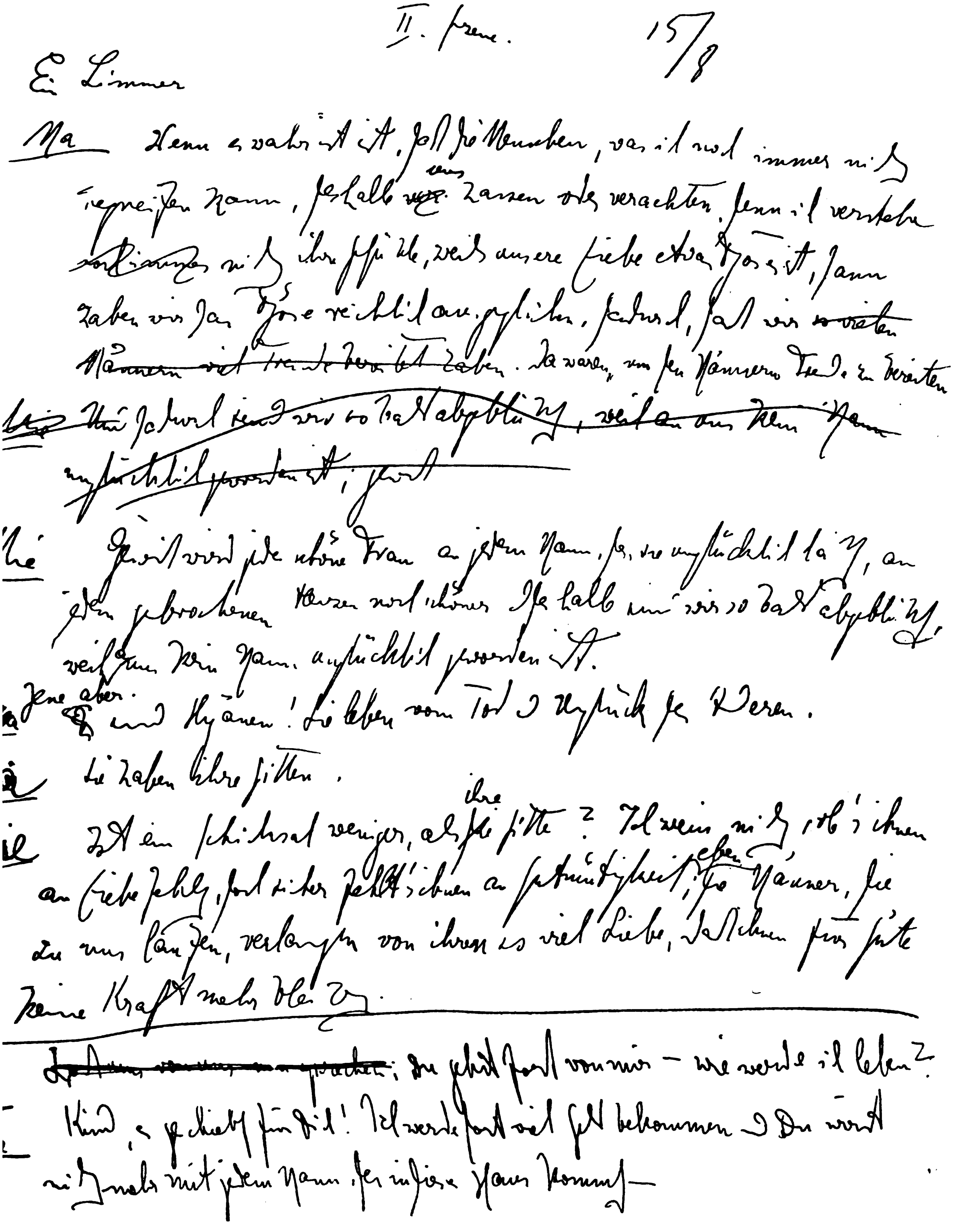
Rings Schlot an Schlot vermengt den Koksrauch schwer
Zu hangend langen, schmutzig düstern Schwaden;
Die Sonne sinkt mit Ruß und Staub beladen,
Und lauter hallt der Arbeit Stimmen her.
Rangieren, Rollen, Brausen, Hämmern überall,
Fahl wälzt der Strom sich im bedrängten Bette — —
Da schält sich eine graufe Silhouette
Phantastisch, mythengroß, ein Schattenball
Stadtüber hoch: er ist's, des Schlotwalds Pan,
Und schaut ins Land, mit Augen wie ein Tiger,
Sein Kopfhaar flammt ... der alte Gott Vulkan
Lauscht der Arbeit, einen Augenblick,
Und jauchzt, jauchzt wie zehnhunderttausend Krieger
Durch Lärm und Rauch, reckt sich und duckt zurück.

[1] Vgl. L. E. XXXII, 268.

Digitized by Google

Eine Manuskriptseite von Paul Kornfeld

Aus „Himmel und Hölle"



II. Szene. 15/8

Ein Zimmer

Ma[illegible] Wenn es wahr ist, daß die Menschen, was ich noch immer nicht [illegible] gepriesenen Mann, deshalb uns hassen oder verachten, denn ich verstehe [illegible] nicht ihre Schritte, weil unsere Liebe etwas Böses ist, dann haben wir das Böse reichlich ausgeglichen, dadurch, daß wir [illegible] Wir waren, um den Männern Freude zu bereiten

[illegible] Und dadurch sind wir so bald abgeblüht, weil [illegible] unglücklich geworden ist, [illegible]

[illegible] Gepriesen wird jede schöne Frau an jedem Mann, der so unglücklich lacht, an jedem gebrochenen Herzen noch schöner. Deshalb sind wir so bald abgeblüht, weil jener Mann unglücklich geworden ist.

[illegible] Jene aber und Hyänen! Sie leben vom Tod und Unglück der Wesen.

[illegible] Sie haben ihre Sitten.

[illegible] Ist ein Schicksal weniger, als ihre Sitte? Ich weiß nicht, ob es ihnen an Liebe fehlt, doch sicher fehlt es ihnen an Gesundheit; eben jene Männer, die zu uns kamen, verlangten von ihnen so viel Liebe, daß ihnen für die Sitte keine Kraft mehr blieb.

[illegible]: Du gehst fort von mir — wie werde ich leben?

Kind, es geschieht für Dich! Ich werde dort viel Geld bekommen und Du wirst nicht mehr mit jedem Mann, der in dieses Haus kommt —

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Das Jugendproblem

Die freiburger Bücherstube erließ ein Preisausschreiben, das die freiburger Studentenschaft zu einer wesentlichen Stellungnahme zu den Kriegsbriefen gefallener Studenten aufrief, Bernard von Brentano unterzieht (Frankf. Ztg. 21 — 1 M.) die Expektorationen der Preisgekrönten einer ebenso berechtigten wie scharfen Kritik und schließt daran die Betrachtung:

„Es ist eine schlimme Sache, daß unsere Studenten immer Studenten und niemals Bürger sind. Wer erlöst sie aus diesem Zustand? Man sieht keine Partei an dieser Arbeit; obendrein müßte sich eine solche Partei zuvor selber aus ihrem Zustand gelöst haben, immer Partei zu sein und nie eine Gemeinschaft nachdenklicher Männer. Ist man so jung wie unsere Studenten, hat man ‚Wille zu Kampf und Sturm' (schriftlich); ist man durch viele Examina älter geworden, hat man Sorgen und Neigung zu Kompromissen. Die Söhne unserer Väter sind genau die Väter unserer Söhne; ein unheimliches Perpetuum mobile ist das bürgerliche Deutschland. Manchmal gibt es einen Krieg, manchmal einen Frieden. Beides, findet man bei uns, ist nicht das Richtige. Wozu, möchte man fragen, hat man eigentlich die Fürsten pensioniert, die Vorherrschaft des Militärs gebrochen und die Beamtenschaft bis zu den Sozialdemokraten erweitert? Wem gehört denn Deutschland? Es gehört doch zu 80 von 100 diesen Studenten, die heute noch studieren (und davon solche Sätze schreiben), morgen aber in die Regierung, in die Verwaltung, in die Industrie gehen, Staatsanwälte, Richter und Lehrer werden. Alle Macht der Republik gehört heute dem Bürgertum und seiner Elite, den Studenten. Die Studentenschaft also hat Willen zu Kampf und Sturm? Was macht sie mit diesem Willen? Ja, das ist eine sehr präzise Frage. Was machen eigentlich unsere Studenten? In einer Versammlung der Hochschule für Politik in Berlin habe ich neulich einen prominenten jungen Redner sagen hören, die Aufgabe der deutschen Jugend sei, eine Synthese herzustellen zwischen Moskau und Neuyork. Niemand lachte schallend. Gar niemand. Was ist die Synthese zwischen Schwarz und Weiß? Grau. Einfach grau. Seit wann ist Grau die Farbe der Studierenden? Vielleicht erhebt sich diesmal ein allgemeines Gelächter über die Preisgekrönten von Freiburg, bringt diese zur Besinnung und uns zu einigen Kenntnissen von unserer Studentenschaft."

*

Ernst Barlach

(Zum 60. Geburtstag)

„‚Ja, es muß eine Wahrheit geben,' sagt der ‚Sohn' im Drama ‚Der Tote Tag', und dies Suchen nach der einen und einzigen Wahrheit hat den Künstler Barlach auseinandergespalten, hat den Bildhauer zur strengsten Form, zur Abstraktion, zum nackten Rhythmus, zum Verstummen getrieben, während es in dem Schriftsteller und Dramatiker Barlach ein ungezügeltes, oft geschwätziges, immer wieder nach sinngebenden Worten suchendes Wesen treibt. Die fahle Luft des Marschlands, das Geistern der Gespenster, das Wissen um ‚Ausgeburten aus Nacht und dickgebrauter Dämmerung', die Troll- und Gnomenwelt des Nordlands, all das, was dem Kind eine ‚geheime Sicherheit', ein heimlich berauschendes Doppelleben geschenkt hatte, ist in dem erwachsenen Mann zu dämonischer Angst, zu Grauen, zu Rebellion gegen den Trug der Wirklichkeit zusammengewachsen. Man muß das haarumflatterte, zerfurchte, nach Innen starrende Selbstbildnis Barlachs gesehen haben, um zu verstehen, mit welchen Teufeln sich noch der Fünfzig- und Sechzigjährige herumzuschlagen hat. In seiner Plastik hat er immer aufs neue und nichts anderes versucht, als Herr über die Nachtgesichte zu werden, ihnen eine Gültigkeit, ein Gesetz entgegenzustemmen. In seinen Dramen flutet die Angst, daß damit die Unübersehbarkeit der Welt und ihrer Sinnlosigkeiten nicht gebannt sein könnte, in das Gegenteil, in die Formlosigkeit, ins Einzelne, in die Zerlegung, in ein Philosophieren ohne Maß über." W. J. (N. Zür. Ztg. 5 u. 14).

Vgl.: Kurt Steinbart (Saarbr. Ztg. 1); Otto Aug. Ehlers (Stuttg. Tagbl. 1); Richard Biedrzynski (Deutsche Ztg. 2a); Annie Jacker (N. Bad. Landesztg. 3); Carl Dietrich Carls (Württemb. Ztg. 1); Wilhelm Westecker (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 304); Adolf Donath (B. T. 614); rs (Kreuz-Ztg. 407); Max Osborn, Annie Jacker (Voss. Ztg. 1); William Freiherr von Schröder (Köln. Ztg. 713 und Leipz. N. Nachr. 2); Heinrich Erbprinz Reuß (Berl. Börs.-Cour. 29); Paul Fechter (D. A. Z., Unt.-Bl. 602); G. (Germ. 3); Curt Glaser (Berl. Börs.-Cour. 3); Oskar Gehrig (Köln. Volksztg. 3); Otto Aug. Ehlers, Hans Hoppe (Generalanz. Stettin 3); Paul Wittko (Hamb. Corresp. 2. Januar); Hermann Eßwein (Frankf. Ztg. 14 A.).

*

Digitized by Google

Marie von Bunsen

(Zum 70. Geburtstag)

„Marie von Bunsen ist mütterlicherseits Engländerin. Ihre Großmutter war eine Waddington, ihre Mutter entstammte der großen englischen Bankierfamilie Birkbeck. Das Blut der uns rasseverwandten Engländer ist so stark, daß es sich sogar verdünnt, meistens noch in der zweiten und dritten Generation durchsetzt. Das beste Beispiel ist wohl die Tatsache, daß auch die nicht in England verheirateten Enkelinnen der Königin Victoria ihre Familien völlig anglisierten. Marie von Bunsen ist diesem Blutdruck nicht erlegen. Sie ist Deutsche geworden oder, besser gesagt, geblieben. Nur eine Deutsche konnte ein Buch schreiben wie das schöne Wanderbuch ‚Im Ruderboot durch Deutschland', und die deutsche Landschaft so innig lieben, fühlen und beschreiben.

Noch als Zwanzigerin glaubte Marie von Bunsen, zwei Heimatländer zu haben. ‚Später', schreibt sie, ‚habe ich die Doppelnationalität innerlich bekämpft. Ich versuchte, ohne die mir durch England zuteil gewordenen Werte zu verlieren, die ruhige feste Linie zweifelloser Volksgemeinschaft zu erringen.' Sie verurteilt daher auch die erwähnte Engländerei der Enkelinnen der alten Queen und spricht sich in dem interessanten Kapitel ihrer Lebenserinnerungen ‚König Carol und Carmen Sylva' sehr scharf über die Tatsache aus, daß das rumänische Königspaar diese Engländerei begünstigte." Hans Karl Wehrenfeld (Königsb. Allg. Ztg., Frau 24).

„Was ihre Persönlichkeit im allgemeinen Interesse gewirkt hat, ist noch ein Abschnitt für sich, ich erinnere nur an die Gründung des Deutschen Lyzeumklubs, die ihr Werk ist. Im geistigen Leben Berlins ist die heute Siebzigjährige eine überall willkommene Erscheinung, sie, eine Gestalt aus der Glanzzeit des wilhelmischen Hofes, dessen Umwelt sie so farbenreich schildert, hat mit Würde sich in die neue Zeit gefunden und scheint entschlossen, auch in ihr sich in Geltung zu erhalten." Flodoard von Biedermann (B. T. 19).

Vgl. auch: Armgard von Boetticher (Kreuz-Ztg. 21); Else Frobenius (D. A. Z. 25); Frida Ledermann (Berl. Börs.-Cour. 25); Hugo Bieber (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 14).

*

Wilhelm Waiblinger

(Zum 100. Todestag am 17. Januar)

„In der schwäbischen Welt ist er eine Seltsamkeit, von dem Drang nach Ruhm und Größe verzehrt, ungeduldig, sich selber verschwendend, nicht reich genug, um in der Stille zu warten, daß seine Früchte reifen; er bricht schon die Blüten ab, daß sie einen Strauß bilden. Aber der welkt bald. Eine ‚impressionable' Begabung, wechselndem Einfluß unterliegend, dem Hölderlins, dem Byrons, dem Platens, dabei erfüllt von dem Gefühl einer dichterischen Mission; im Kampf mit der publizistischen Lockung, von sich reden zu machen, die Leute spüren zu lassen, daß er ihnen überlegen sei, rasch und geistreich in der Form — ein Bohemien und schließlich ein armer Kerl. Man begegnet der literarischen ‚Boheme' im Schwäbischen erfreulich selten; in recht verschiedener Artung mag man sie, jeweils sehr zeitgeschichtlich gefärbt, bei Schubart, bei Herwegh sehen. Für Waiblinger wird die ‚asoziale' Unruhe seines Blutes Schicksal, und der heilbronner Kleinbürgersohn verwandelt sich zum Römer. Oder, da das zu pathetisch klingt, zum Italiener.

Er liegt draußen, jung weggestorben, auf dem protestantischen Friedhof, bei der Cestius-Pyramide, zwischen den strengen römischen Zypressen. Für ihn war dieser Boden Heimaterde geworden. Deutschland lag in weiter Ferne; er warb noch um seine Liebe und litt, daß diese nicht kam; es geht auch in trüben Stunden der Schatten des Heimwehs über seine Seele. Aber sein Leben ist wilde, ruhelose, spottende, genießende Gegenwart des römischen Volkstums. In ihm geht er auf, geht er unter, feindselig von den frommen Malern getrennt, die vor hundert Jahren die Frühwelt der Renaissance mit ihrem blutarmen Nazarenertum nachzeichneten. Der hier war blutvoll, nicht sehr fromm, zechte und lief Mädchen nach und schrieb höhnende Verse über die gestelzte Würde oder bläßliche Anmut seiner Landsleute. Kurz und gut: er war ‚heruntergekommen', und für die Heimat, die er auch nicht im besten Rufe verlassen, ein verlorener Sohn." Theodor Heuß (Hamb. Fremdenbl. 16).

Vgl. auch: Hanns Martin Elster (Köln. Ztg. 31a u. a. O.); Paul Vois (D. A. Z. 27); Erwin H. Rainalter (Stuttg. N. Tagbl. 26 u. a. O.); R. Link (Württemb. Ztg. 13); Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 13); v. (Saarbr. Ztg. 16); Hans Franke (Neckar-Ztg., Neckar-Rundsch. 3).

*

Zur deutschen Literatur

„Joh. Heinrich Pestalozzi und seine Subskribenten." Von di (Bund, Bern, 19).

„Neue Briefe der Gottschedin." Von Doris Dauber (Frankf. Ztg. 29 A.).

„Salomon Geßner." Von E. Br. (Bund, Bern, 15).

„Goethe Gespräche ohne Eckermann." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 2539).

„Goethe und Racine." Von Ernst Lüdtke (Generalanz. Stettin, Buch 359).

„Bei Goethe zu Besuch. Unbekanntes aus dem Tagebuch der Bardua" (Germ., Aus Zeit 3).

Digitized by Google

„Schillers und Goethes Freundschaftsbund im Spiegel ihrer Briefe." Von Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wissensch. 51).

„Friedrich Schillers deutsche Sendung." Von Fabricius (Deutsche Ztg., Kultur 4).

„Feuerbach und Montgelas wider Schillers ‚Räuber'." Von Fridolin Solleder (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 657).

•

„Grillparzer und Kleist." Von Egon Friedell (Berl. Börs.-Cour. 33).

„Andacht am Grabe Kleists." Von Heinrich Gutberlet (Deutsche Ztg. 11a).

„Eine unbedeutende Frau" (Henriette Vogel). Von Erwin H. Rainalter (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 7).

„Eichendorffs Tagebücher." Von Konrad Bänninger (Frankf. Ztg. 30 – 1 M.).

„Jean Paul und die Romantik." Von Oskar Walzel (Bund, Bern, Kl. Bund 51).

„Wilhelm Grimm." Von Robert Braun (Stuttg. N. Tagbl. 591).

„Ernst Moritz Arndts Geburtstag." Von Werner Lenz (Tag 306).

„E. T. A. Hoffmanns Weltanschauung." Von Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wissensch. 53).

•

„Zum 50. Todestag der Gräfin Ida Hahn-Hahn." Von Ines Schmid-Jürgens (Köln. Ztg., Frau 39 u. a. O.); von Hanns Martin Elster (N. Zür. Ztg. 59 u. a. O.); von A. Vogedes (Köln. Ztg. 20).

•

„Die Heimat der Droste." Von M. (Germ. 8).

„Ein ungedruckter Brief C. F. Meyers" (N. Zür. Ztg. 47).

„Nietzsche und die Frau." Von Johannes Klein (Köln. Ztg., Frau 11).

„Ferdinand Freiin von Brackel." Von A. Vogedes (Germ. 5).

„Theodor Fontanes Weg zur ‚Vossischen Zeitung'." Von Ernst Hamburger (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 303).

„Theodor Fontane und sein Ballbecher." Von Otto Pniower (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 10).

„Hans Thoma und der ‚Rembrandt-Deutsche'." Von Kurt Karl Eberlein (Münch. N. Nachr. 352).

„Franz Mehring, der kämpferische Literaturhistoriker." Von Valeriu Marcu (B. T. 28).

•

„Arno Holz-Erinnerungen." Von Baensch-Tuebben und Schultze (Vorw., Abend 12).

„Eine Jugenderinnerung an Arno Holz." Von Flora Hackel (Berl. Börs.-Cour. 601).

„Franz Rosenzweig." Von Margarete Susman (Frankf. Ztg. 952 – 1 M.):

„Schon im Jahre 1921 erschien ‚Der Stern der Erlösung', dies zuerst so schwer verstandene Buch, das Zeugnis ablegt von einer Umkehr seines gesamten Denkens. Franz Rosenzweig ist einer der ersten deutschen Menschen, die die Katastrophe des bisherigen Denkens nicht nur klar erkannt und ihr strengen und großartigen Ausdruck gegeben haben, sondern die auch etwas anderes an Stelle des bisherigen gesetzt haben. Mit klaren Worten spricht er es aus: ‚Soll von diesem Gipfel noch ein Schritt weiter geschehen, ohne zum Sturze in den Abgrund zu führen, so müssen die Grundlagen verrückt werden, ein neuer Begriff von Philosophie muß aufkommen.'

Dieser neue Begriff der Philosophie kann im Gegensatz zu allem voraussetzungslosen Denken nur eine Philosophie der lebendigen Erfahrung sein. Aus der Erfahrung einer Wirklichkeit des Lebens, die kein Denken mehr in sich fassen kann, kam Franz Rosenzweig die Umkehr vom abstrakten Denken zu einer Philosophie des Wirklichen. Die Wirklichkeit, die er als eine alles Denken überflutende erfahren hatte, war der Tod. Und zwar nicht der Tod, wie das Denken ihn bisher gekannt und einbezogen hatte, als allgemeiner Begriff des Todes, sondern als der ganze reale Tod jedes einzelnen Menschen, der persönlich gestorben werden muß. Indem er diesen ganz realen Tod jedes einzelnen als etwas außerhalb alles Denkens Wirkliches erkannte, erkannte er ihn zugleich als die Voraussetzung alles Denkens und Fragens selbst. Aus dem wirklich auf sich zu nehmenden Tod stammt die besondere Frage jedes einzelnen Daseins. Damit hat jede Existenz ihre eigene Wahrheit. Das bedeutet nicht nur den Zerfall des reinen Denkens, sondern den Zerfall der Einen Wahrheit: eine vollkommene Relativierung der Wahrheit überhaupt."

„Das Ende vom Lied. Hans Mergenthalers Gedichte." Von W. A. (Bund, Bern, 597).

„Erinnerung an Rilke." Von L. Contat-Mercanton (Bund, Bern, Kl. Bund 52).

„Erinnerung an Frieda Jung." Von Ludwig Goldstein (Königsb. Hart. Ztg. 588):

„Vielleicht hat hier Frieda Jung das Geheimnis ihrer Wirkung verraten. Ihre Poesie brachte, ästhetisch genommen, nichts Neues, kaum Wesentliches; die Gestrengen von der Zunft, die Snobs stehen abseits, wenn man von ihr Gutes sagt. Aber was ihr niemand absprechen kann und womit sie sich in die Herzen gesungen hat, das sind die rein menschlichen Inhalte und Eigenschaften ihrer Dichtung, das ist ihre Güte und Einfachheit, ihr Edelsinn und ihre durch Leiden geläuterte Liebe. In dieser Zeit der Zweifel und Zerrissenheit war Frieda Jung eine gläubige Seele. Ich meine das nicht bloß religiös, obwohl sie gewiß ein rechter Christenmensch war, sondern in jenem tieferen Sinn: sie glaubte an eine göttliche Weltordnung wie an eine heilige Menschensatzung; sie konnte, was heute so wenige können, verklärt emporblicken; sie hatte Ideale. In ihr lebte eine Frömmigkeit, die auch den Gottlosen erhebt, eine Liebe, die das Gemeine adelt, und nicht zuletzt darum ein Humor, der unter Tränen lächelt und mehr wert ist aller Witz der Welt."

„Frieda Jung." Von ba. (Königsb. Allg. Ztg. 588).

•

Zum Schaffen der Lebenden

„Willy Arndt." Von Alexander Baldus (Deutsche Reichszeitung, Bonn, 6).

„Rudolf G. Binding." Von Martin Sturm (Gerner Ztg., Lese 1):

„In strenger Arbeit hat er sich eine Kunstform errungen, die Anmut und Würde vereinigt. Es ist reizvoll, zu erfahren, daß Binding seine Novellen, Legenden und Gedichte nie in feilender Kleinarbeit, sondern in einem großen Zuge ‚fehlerlos sofort ins Reine' geschrieben hat, was er als ‚die beste Erziehung zur Einfachheit' bezeichnete."

„Hermann Eris Busse." Von F. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., 699):

„Weil er aus einem ursprünglichen Volkstum schöpft, weil noch junge, unverbildete und triebhafte Kräfte in ihm sind, ist die Fülle seiner Gesichte in gleicher Weise aus der Anschauung der Schönheit seiner Umwelt wie aus dem Rätselhaften der menschlichen Seelen genährt; beschauliche Freude an der Heimat bändigt die phantasievoll-wanderflüchtige Beweglichkeit des Geistes."

„Rudolf Huch." Von Wilhelm Stapel (Saarbr. Ztg. Gegenw. 4).

Digitized by Google

„Rede auf Thomas Mann." Von E. H. Becker (Voss. Ztg. 598):

„Wer uns Deutschen wirklich der Schilderer unserer Bourgeoisie sein will, muß sich vom Flaubertschen Anachoretentum ebenso fern halten wie von d'Annunzioschem Schönheitsrausch, und er muß uns das auch selber sagen. Und wenn es einer von sich selbst besser sagen kann, als alle seine Kritiker zusammengenommen, dann darf er es auch sagen. Das ist seine moralische Pflicht, und die Bourgeoisie hält es nun einmal mit der Moral. Der künstlerische Ausdruck unserer Bourgeoisie ist die bürgerlich-ethische Artistik. Die Kunstform dieser Artistik ist der bürgerliche Roman. Es lebe Thomas Mann!"

„Thomas Mann, der Europäer." Von Martin Platzer (National-Ztg., Basel, Basilisk 49).

„Börries von Münchhausen." Von Heinrich Meyer-Benfey (Hamb. Fremdenbl. 14):

„Kampf und Kriegsleben sind ein bevorzugtes Thema dieser Dichtung. Hier kommen auch die Massen zu ihrem Recht, es weht uns der Atem wirklicher Geschichte an. Sogar dem Bauernaufstand hat der ritterliche Sänger ein kraftvolles Lied gewidmet. Der Gesichtskreis des Dichters beschränkt sich nicht ausschließlich auf den Adel. Er hat sogar die Parias der Gesellschaft, die Zigeuner, an sein Herz geschlossen und findet zu ihrer Darstellung in frühen Gedichten überraschend echte Töne. Nur die bürgerliche Welt hat keinen Platz in seiner Dichtung."

„Eduard Reinacher." Von Walter Kordt (Düsseldorf. Stadt-Anz. 307):

„Es ist zugleich ein tragischer Zeitmensch und ein kosmischer Idylliker! Darum hat seine Natur, die sich selbst in den billigen Beiwerken seiner Dichtung nicht verleugnen kann, immer wieder zwei Gestaltungsthemen: die Sterne und den Tod! Aber selbst der Tod hat kein Grauen mehr. Er ist gesehen aus einer antiken Heiterkeit. Der Einsicht."

„Hermann Stehr und sein Werk." Von Heino Schwarz (Düsseldorf. Nachr., Unt. 311).

•

„Ida Dehmel." (Zum 60. Geburtstag.) Von Frieda Radel (Hamb. Fremdenbl. 12).

„Rückschau bei Sechzig." [Rudolf Herzog.] Von Heino Schwarz (Düsseld. Nachr., Unt. 337).

„Der schaffende Spiegel." Tim Klein als Kritiker und Dichter. (Zum 60. Geburtstag.) Von Hermann Bahr (Münch. N. Nachr. 6):

„Jeder Kritik aus dem Munde Tim Kleins hört man ihre Geburt aus dem Geiste der Dichtung an: er mißt jedes Werk an dem primären Einfall, er legt die Wurzeln bloß und wenn er nun, was aus diesen Wurzeln keimen und fruchten konnte, vergleicht mit dem wirklichen Ergebnis, so fällt er danach sein Urteil, doch das allein genügt ihm noch lange nicht, sondern indem er sein Urteil verkündet, verwandelt sich der Richterspruch selber auch wieder in ein Kunstwerk."

„Friede H. Kraze." (Zum 60. Geburtstag.) Von Beda Prilipp (Tag, Unt. 5).

„Ernst Preczang." (Zum 60. Geburtstag.) Von Martin Andersen Nexö (Arbeiter-Ztg., Wien, 15):

„Ein genialer Exponent der heutigen Unterklasse, Ausdruck ihrer besten Eigenschaften. Preczang ist in seinem höchsten Flug immer bodenständiger Proletarier geblieben. Auf ihn paßt, wie auf wenige, das Wort Kamerad. Eben das macht seine Arbeiten so reich an Vitaminen für uns, die wir nur Menschen sein wollen, nichts mehr und nichts weniger; und es ist zu hoffen, daß seine Produktion bald gesammelt und zugänglich gemacht wird für die breiten Schichten mit dem offenen Sinn und dem kleinen Geldbeutel."

„Bekenntnis zu einem Arbeiterdichter (Ernst Preczang)." Von Kurt Offenburg (Vorw., Unt. 25).

„Ein Besuch bei Ruth Schaumann." Von Hedwig Forstreuter (Köln. Volksztg. 897).

„Ein bedeutender Anglist (Josef Schick zum 70. Geburtstag)." Von Max Förster (Münch. N. Nachr. 346).

•

„Das hoffnungslose Geschlecht." Randbemerkungen zu Rudolf Borchardts neuerschienenem Novellenband. Von Rudolf Alexander Schröder (Münch. N. Nachr. 348):

„Nichts ist in diesen Novellen überflüssige oder achtlose Zugabe, jeder Zug bezieht sich auf den anderen, jede Einzelheit treibt die Handlung vorwärts, erläutert zugleich das hinter ihr Liegende, läßt hie und da einen Ausblick frei auf Dinge, die nicht eigentlich zu sagen aber doch dem gedenkenden Bewußtsein des Lesers unvermerkt nahezubringen sind. Eine Nation und eine Zeit, in der solche Gedichte ihren Dichter, ihren Verleger, ihr Publikum finden, braucht auf das Recht und die Pflicht der Hoffenden nicht zu verzichten."

„Kathinka Plüsch' von Irene Forbes-Mosse." Von Maria Waser (N. Zür. Ztg. 2337):

„Wie aus Traumland kommt man zurück, umhüllt und einigermaßen behext, und ist doch um so viel warme Menschlichkeit, so viel lebendige Gegenwart reicher geworden; aber als stärkstes Erlebnis bleibt vielleicht doch dieses: die Führung durch einen Menschen, der so weit über das Kleinmenschliche hinauswuchs, daß er es gar nicht mehr anders als mit gütig lächelnden Augen betrachten kann. Eine Zeitlang lebte man in der beschwichtigenden Luft allversöhnenden Verstehens."

„Unsterblichkeit in der Anekdote (Robert Hohlbaums ‚Sänger und Könige')." Von Iron (Neues Wiener Journal 14. Dezember 1929).

„Hans Henny Jahnn: Perrudja." Von Leo Hirsch (B. T. 613):

„Weder aus Paragraphen und ihren Konsequenzen, noch aus Kriegserinnerungen, weder aus politischer Gesinnung, noch aus Zeitreportage wird hier Tragik bezogen, und Kompromisse werden noch weniger geschlossen als in Jahnns Dramen. Von all seinen Generationsgenossen hat dieser allein den Blick vom Horizont nie auf das Nahe und Billige abgewendet. Keinem Menschen und keiner ‚guten Sache' zuliebe, dient Jahnn demütig ohne Aufblick einer ungeheuren Gewalt, die aus den brodelnden Tiefen ans Licht drängt. Perrudja ist ‚der Eine', sagt Jahnn; man stelle sich Stirners Einzigen, nachdem er alle blitzende Dialektik abgeworfen, als Romanfigur vor. Der Mann beinahe schlechthin, mit allen Nöten und Exzessen des Lebendigen, die sonst in Büchern aus Feigheit, Blindheit oder Konvention darzustellen vermieden wird."

„Die Nonnen der Gräfin Salbach" (Germ. 11).

„Der neue Roman von Wilhelm von Scholz: ‚Der Weg nach Ilok'." Von Wilhelm Westecker (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 295):

„Wilhelm von Scholz ist ein rechter Baumeister. Er baut ein Werk groß und gewaltig aus. Es hat keine laute und bestechende Fassade. Aber es hat eine zwingende Raumfolge, es hat innere Struktur. Es steht wie für die Ewigkeit, tief eingelassen in reinste Menschlichkeit mit seelischen Feinheiten überall ausgefugt und mit einem Sinn überdacht, der ebenso einfach wie großartig ist. Er wird noch groß und gewaltig dastehen, wenn der Lärm um die gepriesenen Bücher des Tages längst verstummt ist."

—. —. Von Leo Hirsch (B. T. 21. Dezember 1929):

„Mit tiefer Herzensfröhlichkeit sind hier Figuren um Figuren

Digitized by Google

geschaffen, jede ein Mensch, Stimmungen, in die man sich verfängt, Träume, die man wach behält, eine Liebesgeschichte, niederländische, derb und bunte Marktszenen, ein Ritt durch die Nacht, durch den Tag, balladenschön wie Rilkes Cornet, und mehr als romantisch bloß, voll großer Bedeutung der Schatten Meister Eckarts über dem Ganzen, der Schatten des frömmsten Ketzers."

—. —. Von Bj. (Neue Zür. Ztg. 15. Dezember 1929).

„Albert Steffens Roman ‚Wildeisen'." Von Walter Ueber Wasser (Basl. Nachr. 349).

„W. E. Süskind" (‚Jugend'). Von Hans Sahl (Voss. Ztg., Unt. 14):

„Süskinds Roman ist ein Beispiel dafür, inwieweit die Mobilisierung zur Leistung, die Überwindung des Provisoriums ‚Junge Generation' für die Gegenwart bereits fruchtbar geworden ist. Er bezeugt jenen überzeitlichen, geistig umfassenden Prozeß des Heranwachsens, der Verselbständigung der inneren Autorisierung zum Leben, der an keine bestimmte Generation gebunden ist, auch wenn ihn diese nur als Fragment erleben dürfte, Fragment wie diese Epoche selbst, deren Reflexe Süskind überzeugend heraufbeschworen hat."

„Ein zweiter Hans Grimm [Bernhard Voigt: ‚Die Buren — Südafrikanisches Grenzerbuch']." Von C. C. (Deutsche Ztg. 295 b).

•

„Paul Ernsts ‚Grundlagen der neuen Gesellschaft'." Von Horst Uhlenbrank (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 1).

„Stilwandel der Seele [Ernst Heilborn: ‚Zwischen zwei Revolutionen']." Von Fritz Schotthöfer (Frankf. Ztg. 921 — 1 M.):

„Nur Heilborn konnte dieses Buch schreiben, es so schreiben, wie es ist, es zu dem machen, was es ist: die seelische Durchstrahlung eines Jahrhunderts. Heilborn nahm die Innenseite der Menschen, auf der sich alles sammeln muß, um ins Bewußtsein und Unterbewußtsein einzutreten und ein Teil zu werden von dem, was diese Menschen empfinden und wollen. Es ist eine fortschreitende Analyse des Lebensgefühls, das sich wandelt und in den Wandlungen ewige Wiederkehr feiert. Menschen gehen an uns vorüber und sagen das Wesentliche über sich und ihre Gegenwart. So entstehen die Lichtquellen, die ganze Regionen der Vergangenheit klären, aufklären und — melancholisch verklären wie eine verlorene, nie wieder zu gewinnende Kostbarkeit. Sichere Methode ist Heilborns unbeirrbare Führerin in diesem Werke. Von der Wissenschaft holt er nur das Wissen, um es am eigenen Geiste lebendig aufglühen zu lassen. Doch durch alle diese Kapitel, voll von Zitaten, voll von Charakteristiken, voll von Zahlen auch, schwebt eine fast religiöse Pathetik. Man sieht, wie sehr, wie fest der Dichter des Büchleins ‚Vom Geist der Erde' auf seinem selbstgeschaffenen Boden steht, wie er sich den Tiefen verbunden fühlt, die unter jeder, jeder Oberfläche liegen und auf den Weckruf des Wachenden warten."

„Graf Keyserling entdeckt Amerika." Von Kuno Graf Hardenberg (Hamb. Fremdenbl. 8).

„Aus der Werkstätte Emil Ludwigs (Anmerkungen zu seinem ‚Michelangelo')." Von A. E. Brinckmann (Köln. Ztg. 20 a u. 26 a):

„Diese kinodramatische Kompositionsweise bestimmt die Kapitelteilung. Und als Seitenüberschrift liest man geheimnisvoll: 22 Buchstaben. Was aber teilt Ludwig mit? Eine Anekdote, wonach Michelangelo in einer Nacht seine Signatur auf das Brustband der Pietà in San Pietro gemeißelt haben soll, nachdem er unerkannt Leute sprechen hörte, sie sei von einem mailänder Bildhauer. Hat denn Ludwig überhaupt diese Pietà mit der markanten Inschrift gesehen? Signatur? Ludwig zählt schlau: MICHEL ANGELO BUONAROTTI = 22 Buchstaben, selbst bei der von ihm beliebten Schreibweise tt statt Buonarroti. Aber Michelangelo schlug in das Band, und kaum in einer Nacht, diese 34 Antiquaversalien: MICHAEL AGELUS BONAROTUS FLOREN. FACIEBA(T). Das sind gewiß Kleinigkeiten, aber Sauberkeit in kleinen Dingen ist doch wohl ein Hauptzeichen des vornehmen Geistes, selbst wenn dieser Geist der eines wissenschaftlichen Popularisten ist ... Ich wäre der letzte, zu verkennen, daß Ludwig, schöpferisch begabt und psychologisch sich einfühlend, stellenweise blitzhaft glänzende Formulierungen findet. Aber ebenso vermag er die banalsten Gedanken tönend zu formulieren. Die Gefahr ist, daß der Leser, von der Musik seines Stils mitgenommen, über diese Stellen hinwegtreibt, wie ein Boot in rascher Stromesschnelle über tiefen und seichten Grund geschwemmt wird."

„Josef Nadler." („Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften.") Von Rudolf Borchardt (D. A. Z. 602 und vom 13. Dezember 1929; vgl. Münch. N. Nachr. 353):

„Keine Nation Europas besitzt eine solche Urkunde des Ablaufes ihrer geschichtlichen Sendung. Am nächsten kommen ihr Frankreich Taines ‚Origines de la France', aber an Forscherkraft, Gedankengewalt und Seherblick ein neben ihm überhaupt nicht zu nennendes Werk. Er hat die deutsche Landkarte dramatisch gemacht, zum größten Drama der Zeit, jedem Deutschen der Vorzeit das Gesetzbuch seines Rechts an der Geschichte gegeben, dem Deutschen der Mitzeit eine neue Bedeutung des Begriffs, und wohl auch des Schicksals, ein Deutscher zu sein."

„Die literarischen Generationen." (Julius Petersen: „Die literarischen Generationen.") Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 50).

„Gott in Frankreich?" (Friedrich Sieburgs Bekenntnis.) Von Otto Alfred Palitzsch (Voss. Ztg. 297).

„Hermann Stegemanns Erinnerungen." Von —nn (Berl. Börs.-Ztg. 2 u. 5):

„In diesem Einzelschicksal eines Menschen lebt die Tragödie ganz Deutschlands auf. So weiten sich die im Persönlichen wie Politischen gleich aufhellenden Erinnerungen vom rein Menschlichen ins Weltgeschichtliche. Man liest das selten aufschlußvolle Memoirenwerk besonders in den Kriegskapiteln atemlos und mit wachsender innerer Ergriffenheit."

„Frauen der Romantik" (Margarete Susman). Von Karl Viëtor (Frankf. Ztg., Lit. 3).

„Über Frank Thieß: Erziehung zur Freiheit." Von Langheinrich-Anthos (Saarbr. Ztg., Gegenw. 11).

„Vom Ewig-Weiblichen" (Lutz Weltmann: Käthe Dorsch). Von Julius Bab (Berl. Volksztg. 551):

„Es ist ein reizend geschriebenes Buch, anmutig leicht und doch gehaltvoll ernst, ein Buch mit Herz und Verstand, ein Buch, das ohne jede Pedanterie doch alles vorträgt, was zur Sache gehört. Ein Buch aus der richtigen Künstlerliebe, die nicht blind, sondern sehend macht."

„Stefan George als historische Figur" (Friedrich Wolters: St. G. und die Blätter für die Kunst. Deutsche Geistesgeschichte seit 1890). Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 104):

„Friedrich Wolters' Buch will uns die Etüden der Leute aus den ‚Blättern für die Kunst' als Dichtung einreden, das ist das Tragische des Buchs, während es doch nur aufs neue erhärtet, wie vor Georges Macht den einzigen Dichter der Instinkt gerettet hat: Hofmannsthal! ... F. W., ein blendender Schriftsteller, ein Politiker in der Färbung jedes Satzes, ist die Hybris in Person. Es werden dem einen oder

Digitized by Google

anderen die Pfeile im Köcher schwirren, wenn er diesen 585 Seiten langen vorsätzlichen Versuch einer ‚Geistesgeschichte seit 1890' vor sich sieht."

—. —. Von Kurt Singer (Münch. N. Nachr. 16).

—. —. Von Berthold Vallentin (D. A. Z., Unt. 5).

—. —. Von Will Scheller (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 1 u. a. O.).

„Stefan Zweigs ‚Fouché'." Von Heinrich Eduard Jacob (B. T. 11):

„Das neue Buch Stefan Zweigs hat gerade für seine österreichischen Dichterkollegen einen ungemein paradigmatischen und mahnenden Wert. Es zittert von Leben, von Fülle, von Kraft; nicht aber von jener feuilletonistisch-lyrischen Anordnung, die sich dem Kundigen so bald als ein Zeichen innerer Schwäche verrät. Es ist ein wuchtiges, in großen Bildern daherschreitendes Buch; und keins von diesen Bildern dient der Selbstbefriedigung und dem Schmuckbedürfnis. Es ist das Werk eines Mannes, auf den Dichtung wie Geschichtsschreibung gleichermaßen stolz sein können. Eines Mannes obendrein, der heute jünger ist als vor fünfundzwanzig Jahren."

—. —. Von H. A. Wyß (N. Zür. Ztg. 89).

—. —. Von A. Baldus (Deutsche Reichs-Ztg., Bonn, 296).

*

Zur ausländischen Literatur

„Lord Pilgrim (Gérard de Nerval)." Von Hermann Wendel (Frankf. Ztg. 46 — 1 M.).

„Eine französische Kritik der Zeit: Lucien Romier ‚Explication de notre temps'." Von Carl Schmitt (Germ., Ufer 36).

„Der französische Roman der Gegenwart." Von Otto Forst-Battaglia (Königsb. Allg. Ztg., Lit. 16).

„Ein vergessener Dichter: Maurice de Guérin." (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 13).

„Francis Jammes." Von Georg Schaeffner (Bund, Bern, Kl. Bund 52).

„Noëlle Rogers neuer Roman ‚La princesse de la lune'." Von Charly Clerc (N. Zür. Ztg. 2563).

„André Gide und sein Werk." Von Heino Schwarz (Düsseld. Nachr., Bücherschrank 45):

„Gide kann heute auf ein Werk zurückblicken, das reich ist wie das weniger. Als abgeschlossen wird man es noch nicht betrachten dürfen. Gleich seinem Leben ist es aus Dunkelheit, die, wie er selbst sagt, ‚die innere Voraussetzung des Hellerwerdens, das folgte', gebildet, ins Licht gewachsen. Wie nach den ‚Faux-monnayeurs', die wieder auf die alte Ebene des Romans zurückkehrende, feinsinnige und mit vollendetem Zartgefühl gebotene Gestaltung eines Frauenschicksals in der erschütternden ‚Ecole des femmes' eine Überraschung bedeutet hat, so kam man von Gide, der in seinem Werdegang ein Bild der Geistesentwicklung Frankreichs in den letzten Jahrzehnten bietet, vielleicht nicht nur Neues, sondern auch noch Neuartiges erwarten. Gides Gesamtwerk rechtfertigt diese Annahme. Es drängt auch dazu, auf Gide selbst die Worte anzuwenden, die er in einem seiner Romane gebraucht: ‚Für die Kommenden will ich schreiben. Einer noch unbestimmten Neugier Nahrung liefern, einer Sehnsucht antworten, die noch nicht eingegliedert ist, so daß, wer heute noch ein Kind ist, morgen erstaunt sein wird, mich auf seinem Weg zu finden.'"

„André Gide." Von Ernst Sander (Braunschw. Landesztg., Lichtung 24):

„Daß Gide in der Darstellung seines Lebens sich wiederum als ein Meister der Form, als ein Meister des Stils erweist, bedarf keiner Erwähnung. Der Lateiner Gide zeigt sich im beherrschenden Willen zur repräsentativen Gütigkeit, zur Klassik, einer Klassik freilich, die aufgelockert erscheint — nicht starr und formelhaft, sondern lebendig und blühend. Es ist kein Zufall, daß André Gides breitere Wirksamkeit gerade in der Nachkriegszeit eingesetzt hat: unsere Zeit des Sichbesinnens auf die Grundlagen unserer Kultur, des Suchens nach Führern konnte an ihm nicht vorübergehen. In jedem seiner Bücher hat er von sich selbst Zeugnis abgelegt, jedoch mit dem Willen, daß die anderen dabei an sich dachten. Um der Stärkung und Bestätigung eigenen Wesens willen wird man ihn lesen und lesen müssen. Er ist einer der wenigen Heutigen, die fest in der Vergangenheit wurzeln, die wachen Auges in der Gegenwart und mit der Gegenwart leben und die in eine fruchtbare Zukunft weisen."

„Der vornehme Dichter (André Gide)." (Deutsche Nachr., Deutsch. Sonntag 34).

*

„Neues von Felix Timmermans." Ein Besuch in Lier. Von Hermine Schmülling (Rhein-Westf. Ztg., Kunst 21).

*

„Mencken." Von Karl Federn (B. T. 28):

„Wie Dreiser, Hergesheimer und viele andere amerikanische Schriftsteller, ist auch Mencken deutscher, niedersächsischer Herkunft. Sein Vorfahr Otto Mencken gab im 17. Jahrhundert die erste deutsche gelehrte Zeitschrift ‚Acta Eruditorum' heraus. Menckens Großvater wanderte im Jahr 1848 von Leipzig nach Amerika aus. Eine nahe Verwandte, Wilhelmine Louise Mencken, wurde die Mutter des Fürsten Bismarck. Sein Vater war ein vermögender Kaufmann in Baltimore, er selbst mit 25 Jahren Chefredakteur des ‚Evening Herald'. Später erschienen seine kühnen, aufreizenden Artikel in der ‚Evening Sun', und seit fünf Jahren gibt er zusammen mit George Jean Nathan in Neuyork den ‚American Mercury' heraus, eine der besten und modernsten Monatsschriften, die eine bedeutende Gruppe von Schriftstellern und denkenden Amerikanern um ihn vereinigt hat. Er ist heute etwa 45 Jahre alt, ein liebenswürdiger Mensch, ein froher Genießer, ein glänzender Gesellschafter und ein Todfeind des Alkoholverbots."

„D. H. Lawrence." Von H. Sch. (Bund, Bern, Kl. Bund 2).

„Widersacher der ‚Moderne'. Über G. K. Chesterton." Von Valeriu Marcu (Münch. N. Nachr. 2).

*

„Er und Sie. Strindbergs Briefwechsel mit seiner ersten Frau." Von E. K. (Bund, Bern, 13).

„Sven Lange." Von Inga Junghanns (N. Zür. Ztg. 55).

*

„Anton P. Tschechow." Von Wilhelm Friedrichsohn (Germ. 27).

„Über mich, meine Kritiker und mein Schaffen." Von Michail Soschtschenko (Prag. Pr., Dichtung 350).

„Dostojewskij und die Kriminalchronik." Von A. L. Neykoff (D. A. Z. 17).

*

Allgemeines

„Psychoanalyse und Literaturwissenschaft." Von E. Ae. (N. Zür. Ztg. 2555).

„Der enthauptete Dichter." Von K. Th. Bluth (B. T. 7).

„Die Eigenständigkeit der Dichtung." Von Bernard Guillemin (Saarbr. Ztg., Gegenw. 348).

„Vom Sinn der Kritik." Von Wilhelm Hausenstein (Münch. N. Nachr. 15).

„Berlin in Dichtung." Von Ernst Heilborn (Frankf. Ztg., Bäder-Blatt 31).

Digitized by Google

„Apologie der Lyrik." Von Wilhelm Kunze (Nürnb. Ztg. 11).
„Die Phrase vom Zeitgeist." Von Ernst Lothar (Hamb. Fremdenbl. 19).
„Für das Heine-Denkmal in Düsseldorf." Von Heinrich Mann (B. T. 611).
„Grenzen der Phantasie." Von Otto Michel (Geraer Ztg., Bücherfr. 17).
„Der Zeitungsroman." Von Karl Norbert Mrasek (Tagesbote, Brünn, 592).
„Die deutsche Literaturgeschichte." Von Richard Newald (Köln. Volksztg., Schritt 906).
„Politisches Theater." Zur Kritik der Piscator-Bühne. Von Josef Pfister (Germ., Ufer 2).
„Die vogelfreie Kritik." Von E. H. Rainalter (D. A. Z. 24).
„Deutsches National-Theater?" Wie steht es um die deutsche Bühne? Von Richard Riedel (Tag 5).
„Der Roman als Lebensgestaltung." Von Wilhelm von Scholz (Bund, Bern, 25).
„Der Dichter und seine Zeit." Von Hermann Stehr (Königsb. Hart. Ztg. 590).
„Tendenz-Literatur." Von Karl Viëtor (B. T. 4).
„Drama und Schaubühne." Von Werner Wirths (Germ., Ufer 2).

Echo der Zeitschriften

Sozialistische Monatshefte. XXXV, 12. (Berlin.) Das Ausschlaggebende in den „Wandlungen der geistigen Struktur Frankreichs" erblickt Hans Hartmann in der Überwindung des Zentralismus, die den religiösen Gedanken wie auch den nationalistischen umzuformen imstande ist:

„Es ist klar, daß die Bedeutung des religiösen Gedankens sich wandelt, und dieser durch das Einströmen vieler neuer Elemente eine deutliche Richtung vom Abstrakt-Dogmatischen zum Lebendig-Konkreten und zur Verantwortung für die Erneuerung des Lebens gewinnt. Man denke an die Rolle, die ein Paul Claudel spielt, oder an den Erfolg des Buchs Roux le bandit, das einen religiösen Kriegsdienstverweigerer verherrlicht, und dies unter den Augen der stärksten Armee der Welt. Hier nun berühren wir einen mit dem ersten zusammenhängenden Gedankenkompler, der einer gesonderten Betrachtung bedarf, und zwar unter dem (sicher nicht zu kühnen) Stichwort der Überwindung des Nationalismus. Der französische Nationalismus war nie eigentlich Imperialismus im Sinn des britischen. Er war der Ausdruck einer stolzen Isolierung, die die anderen nicht nötig zu haben glaubte, sich leicht von ihnen bedroht fühlte und schließlich wirklich glaubte, unter Waffen sicher zu sein. Dieser Nationalismus wurde philosophisch in der Neuzeit nicht begründet, sondern lebte aus der ‚großen Zeit' her friedlich mit dem Humanismus eines Comte zusammen, der doch den Menschen als solchen in den Mittelpunkt der Religion gestellt hatte.

Dieser Nationalismus wandelt sich fast zusehends zum europäischen Bewußtsein. Man spricht und denkt über die Einordnung der französischen Kultur, gerade auch der bodenständig organischen, in das Ganze des europäischen Geistes und der europäischen Aufgabe. Politisch-ökonomische Denker wie Francis Delaisi sind hier bahnbrechend. Delaisi ist in seinen Büchern über die Widersprüche der modernen Welt und die beiden Europa (das industrielle und das agrarische, die auf gegenseitige Ergänzung angewiesen sind) der Sozialphilosoph der auf die Vereinigten Staaten von Europa zielenden Politik. Und er weiß, daß er sich auf die sehr regsamen und mit weiten Perspektiven arbeitenden Gruppen, wie etwa die um den Advokaten Robert Lange sich sammelnde akademische Völkerbundsliga, verlassen kann. Mit dieser Wendung zum europäischen Bewußtsein hängt es zusammen, daß das Militär je länger je mehr von der Masse der Franzosen als notwendiges Übel betrachtet wird, das man, wenn man nur Sicherheit vor neuen Angriffen hat, wie sie in einem Vereinigten Europäischen Kontinent gegeben wäre, so schnell wie möglich loswerden will.

Damit stehen wir an der Grundtendenz der geistigen Entwicklung, die man mit gutem Recht in das Wort von der Überwindung der Romantik kleiden kann, wenn man den Begriff der Romantik im Vergangenheitssinn nimmt."

Die Horen. VI, 1. (Berlin-Grunewald.) Aus Wilhelm von Scholz: „Gedanken zum Wesen des Dramas" hebt sich der Einblick in das Wesen des Tragischen hervor:

„Der gemeine Sprachgebrauch bezeichnet es als tragisch, wenn ein großes Glück und ein schwerer Schmerz zeitlich so zusammentreffen, daß sie einander an der Entfaltung im Gefühl behindern. Das bloß zeitliche Zusammengebundensein zweier tiefer Gegensätze erscheint dem eindringenden Blick nicht als innig genug, um es tragisch zu nennen. Überall aber, wo Freude und Leid, Glück und Unglück, Jubel und Schmerz, Erfüllung und Verlust in eins geschmiedet sind, aus einer Quelle fließen, unlöslich verbunden, beide zugleich hingenommen werden müssen, da entsteht das in sich streitende Gefühl, das mit Berechtigung den Namen

Digitized by Google

des ‚tragischen' trägt. Es ist tragisch, wenn Hebbels Maria, die den kleinen kranken Jesus zu verlieren fürchtet, aufjubelt, als sie ihn in einer Vision am Kreuz sieht: man schlägt keine Kinder ans Kreuz; noch lange Jahre hab' ich ihn. Sie jubelt über seinen Tod am Kreuz! Der Reiz, den das tragische Gefühl auf uns ausübt, beruht in seinem Doppelcharakter, beruht in seiner den Menschen überschauernden Seltsamkeit, in der verwirrenden Gegensätzlichkeit, mit der es uns wie mit Fieberfrösteln durchdringt. Es lockt uns, wie der Abgrund uns lockt.

Tragische Dinge haben einen starken Formreiz. Tragik ist eine Form wie das Epigramm — ist ein antithetisches Spiel, ist das witzige Paradoxon, — dessen eingeborene Gegensätze sich nicht mehr im Scherz, sondern, nun das Ganze in Lebensgröße verwandelt ist, in blutigem Kampf aufheben.

Das tragische Epigramm ist überall da gegeben, wo die Bedingtheit hohen Wertes und seines Untergangs, ihr Zusammengeschmiedetsein, ihr Hervorgehen auseinander, ihr Bestehen voreinander, sichtbar hervorspringt.

Soll das tragische Gefühl in uns erwachen, so ist nötig, daß ein wertvoller Mensch gerade in seinem Wert Grund und Anlaß seines Untergangs trägt."

Berliner Beiträge zur Romanischen Philologie. I, 1. (Berlin). In dieser Festnummer für Eduard Wechßler, den Romanisten der berliner Universität, widmet Hermann Reich dem biologischen Roman der Antike eine philologisch-philosophische Studie und behandelt darin das Ringen um die Neugestaltung moderner epischer Kunst:

„Trotz allem reichen, wohlverdienten Lobe, das ihm bisher von der Kritik zuteil wurde, ward Hans Kysers ‚Gastmahl des Domitian' in seiner prinzipiellen Bedeutung noch ganz und gar nicht erkannt: in seiner Wendung zum Mimus und mimischen Roman, seiner zukunftsvollen, mimisch-biologischen Eigenart, seinem kühnen Voranschreiten auf dem neuen Mimuswege zur Neugestaltung des modernen Romans. — Hans Kyser ist ein guter Kenner der Antike. Das ganze Gastmahl ist wie ein mimisches Schauspiel gestaltet. Am Thema eines Gastmahls hat sich die antike Kunst oft zu höchster Vollendung entzündet. Da ist das weltberühmte Gastmahl des Trimalchio im Roman des Petronius. Das Gastmahl Platons ist sogar das höchste Prosakunstwerk der Antike. In Kysers Gastmahl ist die treibende Kraft der Eros, bei ihm wie bei Plato der mann-weibliche wie der mann-männliche. Beide streiten hier miteinander bis zum Untergang.

Der Dichter war, ehe er zu diesem außerordentlichen Roman kam, schon längst ein Meister des Dramas wie des Films. Von dorther stammt die straffe, bewunderungswürdige Komposition im ‚Gastmahl', die atemlos vorwärtsstürmende Handlung, die starke Bildhaftigkeit der bunten Szenen, sowie der klar gezeichneten zahllosen Typen und Figuren vom Kaiser bis zum Räuberhauptmann, zum Höker und zum letzten Sklaven. Wie im Film reiht sich Bild an Bild, schnell vorüberhuschend und doch im höchsten Maße eindrucksvoll, so besonders die fabelhaft gut gesehenen Volksszenen aus dem römischen Straßenleben, etwa nach der Ermordung des Pantomimen oder bei der Leichenfeier im Zirkus. Gegenüber diesen buntbewegten Massenszenen hier und da sozusagen Großaufnahmen, der Kaiser, die Kaiserin, der Pantomime, der Räuberhauptmann, der Chef der Geheimpolizei, der Präsident des Reichsrats, seltsame Gesichter, beglückt und verklärt und dann wieder von Grauen, Gram und Angst verstört. Hier kommen wir nun zum eigentlichen Geheimnis der schöpferischen Kräfte und der Konzeption in diesem außerordentlichen Kunstwerk. Heute wissen wir, daß der moderne Film einen glanzvollen Vorgänger hat im antiken Mimus, ja die Zukunft des neu entstehenden Sprechfilms wird um so großartiger, eigenartiger und beglückender sein, je mehr er verstehen wird, sich diesem hohen Beispiel zu nähern. Schon tauchten aus dem Sande Ägyptens, der so viele unerhörte Geheimnisse birgt, Papyri auf mit mimischen Bühnenstücken in der Form eines Drehbuchs. Hans Kyser als Kenner der antiken Kultur blieb nicht auf der Oberfläche des modernen Films, er tauchte hinab durch die unendliche Folge der Zeiten, bis er zum Bühnenmimus des griechisch-römischen Weltreichs kam und machte dessen schöpferische Kräfte wirksam für seinen Roman und damit für die Neugestaltung des modernen Romans überhaupt."

Die schöne Literatur. XXXI, 1. (Leipzig.) Martin Ritscher führt zur Balladendichtung des Freiherrn von Münchhausen aus:

„Eine besondere Stellung innerhalb seines Gesamtwerks nehmen die großen Dreiteiler ein, in denen Münchhausen den Versuch macht, die Dichtform der Ballade durch psychologische Vertiefung zur Weltanschauungsballade zu erweitern. Auch bei diesen großen Balladenringen erfolgt der Anstoß ganz von innen her, aus eigenem Erleben. Aber die erstaunliche Weite seines Gesichtskreises wie sein stark ausgeprägter Kunstverstand kommen ihm bei ihrer Gestaltung zu Hilfe. Drei Problemen geht er in ihnen nach: dem moralischen, dem intellektuellen und dem ästhetischen. Als die be-

Digitized by Google

bemſamſte unter dieſen Dichtungen wird man ‚Die Einſamen' anzuſehen haben. Der ihr zugrunde liegende Gedanke läßt ſich kurz dahin zuſammenfaſſen: Gott erlöſte ſich ſelbſt, als er die Welt ſchuf. Spuren dieſer ſchöpferiſchen Einſamkeit finden ſich in Hirn und Bruſt jedes genial ſchaffenden Menſchen. Nun müſſen auch ſie ſich ſelbſt erlöſen. An Rembrandt, Beethoven und Goethe läßt Münchhauſen die Tragik ſchöpferiſchen Geſtaltens uns miterleben. Auch in dieſen Balladenringen iſt Münchhauſen der Forderung nachgekommen, die ihm als die die innere Form jeder balladiſchen Dichtung beſtimmende erſcheint: alles Abſtrakte, Gedachte, Zuſtändliche iſt aufzulöſen in Sichtbares, Hörbares, mit den Sinnen unmittelbar Erfaßbares, d. h. in Handlung. Mit dieſen Dichtungen hat er die Ballade über den dreifachen Gipfel neuerer Balladendichtung — über Strachwitz, Fontane, Liliencron — hinausgeführt und eine Tür zu neuen Möglichkeiten aufgeſtoßen."

Forum der Jungen. Dezember 1929. (Magdeburg.) Das Urteil der Jüngſten über Bert Brecht:

„Mit tödlicher Sicherheit mußte Bert Brecht nun nach Amerika fahren. Einen Kampf zwiſchen zwei Menſchen in der Rieſenſtadt Chicago ſchildert er im ‚Dickicht der Städte'. Die Epiſode hätte ſich ebenſogut in Berlin abſpielen können, aber laſſen wir ihm das Vergnügen, Brecht hat nun mal den Amerika-Teufel im Leibe. Auch einige ſeiner Balladen haben amerikaniſche Stoffe zum Inhalt. Was tut's, die Balladen von Hanns Münſterer reiſen noch weiter, die weite Welt graſt er ab. — Vor dieſem ‚Dickicht der Städte' ſteht man erſt unwillig fragend: was will er? Die Idee iſt abſurd, die Handlung phantaſtiſch. Brechen wir mit dem üblichen Maßſtab, ſuchen wir die Schilderungen aller Möglichkeiten menſchlichen Lebens zu erfaſſen. Liebe, Haß, Eitelkeit, Borniertheit, kurz, alle erkennbaren guten und ſchlechten Eigenſchaften, alle Höhe und Tiefe des Weſens Menſch führen einen turbulenten Tanz vor uns auf. Die unmöglichſten Dinge werden glaubhaft zu machen verſucht, um die Idee zu demonſtrieren. Das iſt Philoſophie. Was ſoll die im Drama? Ibſen ſchrieb einmal ‚Brand'. Wer wird es ablehnen? Kann es nicht geſchehen, daß dieſe Art eingehen wird in den eiſernen Beſtand der Bühne wie ‚Peer Gynt', wie ‚Die Zauberflöte'? Man hat noch keinen Abſtand.

Zur Illuſtrierung Brechtſcher Motive ziehe ich hier Dichtungen von Hanns Münſterer heran. Wir behaupteten einmal irrtümlich, Brecht wäre von Münſterer beeinflußt. Heute ſehen wir die Marſchrichtung beider ganz klar. Brecht iſt der Wiedererwecker des Bänkelgeſangs und ſteht in ſeiner originellen Eigentümlichkeit unerreicht da. Die ſchwerſchwingenden Rhythmen Hanns Münſtererſcher Balladen ſind, wenn auch der Stoff vorherrſcht, aus dem Lyriſchen bedingt. Bei beiden ließe ſich alſo die Flucht ins Abenteuer als Hang zum Romantiſchen deuten. Und wir bezweifeln, daß ſich weder Brecht noch Münſterer vorläufig an deutſche Stoffe, an Probleme der deutſchen Republik heranwagen werden. Zieht man daraus eine Folgerung, ſo muß man erklären: Die Werke Brechts ſind negativ im Sinne des Gemeinſchaftsgedankens."

Das Tagebuch. XI, 2. (Berlin.) Paul Kornfeld ſchreibt im Hinblick auf die Nachfolgerſchaft Jeßners:

„Die Inſtanzen, die den Intendanten zu ernennen haben, werden nicht anders können als Phantaſie und Menſchenkenntnis aufzuwenden, um ihn zu finden; vielleicht finden ſie ihn unter den Dramaturgen (Zeiß war viele Jahre Dramaturg, bevor er der ausgezeichnete Intendant wurde), vielleicht unter den Schriftſtellern (wenn auch gewiß nicht unter den Dichtern), vielleicht unter den kritiſch Tätigen. Sie werden Phantaſie aufwenden müſſen, um ihn aufzuſpüren, dieſen Mann, der kein Künſtler ſein ſoll, aber ein künſtleriſcher Menſch, der ſeiner Tätigkeit nach kein Theatermenſch im engeren Sinn ſein ſoll, aber ſehr theaterkundig ſein muß, der ein gewiſſes Organiſationstalent hat, mit Menſchen umgehen, nach vielen Seiten des Lebens ſich wenden kann, kurz, einen höheren Typus des gebildeten vielſeitigen Weltmannes, der ſich in der komplizierten und vielfältigen Welt des Theaters zurechtfindet und ſie beherrſcht."

„Anmerkungen zu Goethes Aufführungen ſpaniſcher Dramen in Weimar." Von Arturo Farinelli (Italien III, 2. Heidelberg).

„Platons und Goethes Naturanſchauung." Von Hermann Reuther (Neue Jahrbücher für Wiſſenſchaft und Jugendbildung V, 6. Leipzig).

„‚Fauſt' erſter Teil in Handſchrift." Von Fedor von Zobeltitz (Zeitſchrift für Bücherfreunde XXI, 6. Leipzig).

„Unbekannte Briefe von Zacharias Werner." Von Oswald Floeck (Hochland XXVII, 4. München).

„E. T. A. Hoffmanns franzöſiſche Illuſtratoren." Von Reinhold Stahl (Reclams Univerſum XLVI, 14. Leipzig).

„Eichendorffs Beziehungen zu Mähren." Von Karl Freiherr von Eichendorff (Der Wächter XI, 11/12. Graz).

„Julius Langbehn, der Rembrandtdeutſche, als Student." Von Hellmut Bauer (Fortunatus 1929/30, 9. Lahr, Baden).

„Max Dauthendey und der moderne Panpſychismus." Von Ferdinand Joſef Schneider (Zeitſchrift für Äſthetik und allgemeine Kunſtwiſſenſchaft XXIII. Stuttgart).

„Alfons Petzold." Von Oskar Bendiener (Radio VI, 12. Wien).

„Gerhart Hauptmann und das Burgtheater." Von Erhard Buſchbeck (Burgtheater 1929, Dez. Wien).

„Marie von Bunſen erinnert ſich." Von Stefan Großmann (Das Tagebuch XI, 2. Berlin).

Digitized by Google

„Ernst Barlach." Von Carl Dietrich Carls (Singchor und Tanz XLVII, 1. Mannheim).
„Ernst Barlach." Von Ernst Adolf Dreyer (Die Volksbühne IV, 10. Berlin).
„Der Dichter Ernst Barlach." Von Werner von Trott (Die Literarische Welt VI, 1. Berlin).
„Ernst Barlach." Von Lutz Weltmann (Der Neue Weg LIX, 2. Berlin).
„Gruß an Thomas Mann." Von Rudolf Kayser (Die Neue Rundschau XXXXI, 1. Berlin).
„Der Fall Maurizius [Wassermann]." Von Marianne Thalmann (Deutsches Volkstum XII, 1. Hamburg).
„Meine Ahnen." Von Münchhausen (Die schöne Literatur XXXI, 1. Leipzig).
„Heinrich Lilienfein." Zu seinem 50. Geburtstag. Von Ewald Burger (Eckart V, 12. Berlin).
„Heinrich Lilienfein." Von Rudolf Germann (Ja und Nein I, 9/10. Berlin).
„Ernst Lissauer als Dramatiker." Von Hermann Ploetz (Monatsheft der Theatergemeinde Stettin IX, 5/7).
„Luther/Thomas Münzer [Ernst Lissauer]." Von Hermann Ploetz (Eckart VI, 1. Berlin).
„Der Fall Werfel." Von Herbert Ihering (Das Tagebuch X, 50. Berlin).
„Franz Werfel." Von Max Lederer (Radio VI, 14. Wien).
„Anton Wildgans." Von Lothar Ring (Radio VI, 13. Wien).
„Rudolf Borchardt, ein Johannes des Vergangenen." Von Gerhart Pohl (Die Weltbühne XXVI, 2. Berlin).
„Gedichte einer Exkommunikation [Joseph Wittig]." Von Stefan Großmann (Das Tagebuch XI, 1. Berlin).
„Konrad Weiß, der Denker und Dichter des geschichtlichen ‚Gethsemane'." Von Johannes Mumbauer (Literarischer Handweiser LXVI, 4. Freiburg i. B.).
„Emil Strauß." Von Paul Wittko (Deutsches Volkstum XII, 1. Hamburg).
„Max Kretzer." Von Franz Lüdtke (Ostdeutsche Monatshefte X, 10. Berlin).
„Der Dichter vom Frankenhorst [Hans Franck]." Von Otto Brües (Ja und Nein I, 9/10. Berlin).
„Hans Friedrich Blunck." Von Kurt Siemers (Radio VI, 16. Wien).
„Deutsche Arbeiterdichtung [Heinrich Lersch u. a.]." Von Walter Vollmer (Das Werk IX, 12. Düsseldorf).
„Über Josef Magnus Wehner." Von Hermann Dollinger (Fränkische Monatshefte VIII, 11/12. Nürnberg).
„Joseph Georg Oberkofler." Das lyrische Werk des tiroler Dichters. Von Chr. Fr. Schleichert (Herdfeuer 1929, 12).
„Heybert Menzel, der junge Lyriker." Von Julius Hart (Ostdeutsche Monatshefte X, 10. Berlin).
„Egon Erwin Kisch und die neue Sachlichkeit." Von Willy Haas (Die Literarische Welt VI, 1. Berlin).
„Moderne Dramatiker über sich selbst." Von Günther Weisenborn, Hans Meisel, Gerhard Menzel, Hermann Ungar, Joseph M. Velter (Stadttheater Erfurt 1929/30, 8).
„Hat Mynona wirklich gelebt?" Von Ignaz Wrobel (Die Weltbühne XXVI, 1. Berlin).
„Schöpferische Frauen. Einzeldarstellungen ihres Lebens und Wirkens: Johanna Wolff." Von Louise Brüggemeyer (Neue Frauenkleidung und Frauenkultur XXVI, 8. Karlsruhe).

* * *

„André Gide." Von Erich Lilienthal (Der Deutschen-Spiegel VI, 52. Berlin).
„André Gides neuer Roman [‚Frauenschule']." Von Erich Brock (Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur 1929, Novemberheft. Aarau).
„Panait Istrati und sein Rußlandbuch." Von Elisabeth Janstein (Das Tagebuch XI, 2. Berlin).
„Wege zu Molière." Von Eduard von Jan (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVII, 11/12. Heidelberg).
„Die ‚Theater der Jungen' in Paris." Von Henry Lyonnet (Deutsch-Französische Rundschau III, 1. Berlin).
„Französischer Heldenkult." Von Otto Grautoff (Deutsch-Französische Rundschau III, 1. Berlin).
„Hemingway." Von Alfred Polgar (Das Tagebuch X, 50. Berlin).
„Hardys letzte Gedichte." Von Karl Arns (Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht 1929. Berlin).
„Samuel Butler." Von Heinz Liepmann (Die Weltbühne XXVI, 3. Berlin).
„Der Weg alles Fleisches." [Butler.] Von Bert Brecht (Das Tagebuch X, 51. Berlin).
„Ein neuer Gegenwartsroman von Sigrid Undset ‚Gymnadenia'." Von Ernst Alker (Literarischer Handweiser LXVI, 4. Freiburg i. B.).
„Der ‚andere' Hamsun." Von Adolf Paul (Velhagen & Klasings Monatshefte XLIV, 5. Bielefeld).
„Italo Svevos literarischer Nachlaß." Von Karl Hellwig (Neue Schweizer Rundschau XXIII, 1. Zürich).
„Die italienischen faschistischen Zeitschriften." Von R. Kaltofen (Deutsche Rundschau LVI, 4. Berlin).

* * *

„Das sterbende Kammerspiel." Von Gustav Leutenitz (Die Volksbühne IV, 10. Berlin).
„Zwischenakt." Zeitlage und Bühne. Von Wilhelm von Scholz (Die Neue Rundschau XXXXI, 1. Berlin).

* * *

„Vom Wesen und Gegenwartswert christlich-mittelalterlicher und Goethescher Naturanschauung." (Fortsetzung.) Von Hans André (Der Kunstwart XLIII, 4. München).
„Die Auflagenkrankheit." Von Hanns Martin Elster (Die Christliche Welt XLIV, 1. Gotha).
„Schutzzoll für geistiges Schaffen." Von R. Hoppenheit (Politische Wochenschrift V, 51/52. Berlin).
„Die moderne Tiergeschichte und der Tierschriftsteller von heute." Von Egon von Kapherr (Westermanns Monatshefte LXXIV, 881. Braunschweig).
„Dichter und Volkstum." Von Jochen Klepper (Der Türmer XXXII, 4. Stuttgart).
„Über das Geheimnis dichterischer Sendung im lyrischen Bekenntnis." Von Helene Lingelbach (Die Horen V, 12. Berlin-Grunewald).
„Österreichische Lyrik im Zeitalter des Barock und Rokoko." Von Kurt Nemetz-Fiedler (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVII, 11/12. Heidelberg).
„Liebesdichtung der jungen Generation." Von Martin Rockenbach (Die Horen V, 12. Berlin-Grunewald).
„Die Sprache der Aufklärung." Von Hans Sperber (Zeitschrift für Deutschkunde XLIII, 12. Leipzig).
„Über das Wesen der Poesie." Von Paul Valéry (Neue Schweizer Rundschau XXII, 12. Zürich).
„Von der Weisheit der Tausendundein Nächte." Von Walter Willi (Neue Schweizer Rundschau XXIII, 1. Zürich).

Digitized by Google

Echo der Bühnen

Berlin

1.

„Amnestie." Schauspiel in drei Akten. Von Karl Maria Finkelnburg. (Uraufführung in der Volksbühne am 19. Januar 1930.)

Erregendes Moment: die Regierung plant einen Amnestieerlaß, Nachricht davon ist vorzeitig an die Öffentlichkeit gedrungen, hat Beunruhigung unter die Sträflinge und ihre Angehörigen getragen. Schauplatz: das Konferenzzimmer des Landeszuchthauses.

Zwei Akte voll Wucht und seelischen Ansturms. Der Verfasser kennt das Milieu, das er schildert, von Grund aus, er gestaltet. Er hat den Griff für die Typen, die modellierende Hand für die Individualitäten. Jedweder seiner Menschen gewinnt Gesicht. Er weiß auch, den Handlungsvorgängen dramatisch Relief zu geben. Das Verhör der Zuchthäusler, das Zuwortekommen der Angehörigen bestimmt die seelische Höhenlage je eines Aufzugs.

Für die Handlungsführung treten bestimmend hervor: der Regierungsrat, der Kompromißler; der Kandidat, ein Intransigenter. Vertreter einer im Amt abgemüdeten Gutwilligkeit der eine, Repräsentant jugendlicher Helferenergie der andere.

Es kommt zu einer Art Revolte im Zuchthaus, der Regierungsrat beauftragt den Kandidaten, die Aufgeregten und Auffässigen zu beruhigen, er gibt ihm zu weitgehenden Versprechungen Vollmacht.

Soweit das soziale Drama. Folgt ein Akt Tendenz.

Die Versprechungen, die der Kandidat geben durfte, sind von der Regierung nicht bestätigt worden, als ein Verratener und Verräter steht er zu gottesdienstlicher Feier vor den Opfern eines erneut verschärften Strafvollzugs. Er wirft den Talar ab. Er wird der Sache der in den Gefängnissen Hinschmachtenden fortan als Agitator dienen.

Die politische Tragweite dieser Tendenz muß hier außer acht gelassen werden. Urteilt man rein aus dem Wesen des Dramas heraus, so muß man ohne alle Einseitigkeit feststellen, daß eine Tendenz, welche die eine Figur, die sich bewährte, der Sympathie zuflog und von der Hoffnung ausging, des Bodens beraubt, aus dem sie aufwuchs, keine sonderlich kluge Tendenz sein kann.

Zur Politisierung des Theaters: Eine Frage wird nicht nur zur Diskussion gestellt, sie wird zu einer Herzensangelegenheit für jedweden, aber — sie findet keinerlei Antwort. In der Politisierung des Theaters bedeutet die Tendenz das: „ich kann nicht weiter, drum schlag ich um mich."

2.

„Apollo, Brunnenstraße." Volksstück in neun Bildern. Von Stefan Großmann und Franz Hessel. (Uraufführung in der Volksbühne am 9. Januar 1930.)

Das berliner Volksstück hat seit seinen Uranfängen an Handlungsanämie gekrankt. Hier ist es zu einer Bildergalerie geworden, und, wo es sie eben gut dünkt, schlagen die Verfasser den Bildnagel ein. Zwischen den kraus gepflöckten Nägeln der dünne Faden: an Stelle der Mietskaserne in der Brunnenstraße soll ein Filmpalast errichtet werden, den Mietern werden ihre Wohnungen aufgesagt, sie schließen sich im Protest zusammen, sie erbauen sich ein neues gemeinsames Heim im Grünen.

Weil der eine Mieter Boxkämpfer ist, spielt ein Bild auf der Galerie des Sportpalasts; weil eine Mieterin filmen darf, führt ein Bild das Filmbüro, ein zweites das Filmatelier vor. Die Folgsamkeit des Zuschauers sei des Kausalitätsbedürfnisses der Verfasser wert!

Aber: quickes Leben der einzelnen Bilder in sich. Manche Bilder nicht ganz ohne dramatischen Aufbau. Gut gezeichnete Interieurs. Klug belauschte Gestalten.

Wovon all diese Menschen in der Brunnenstraße leben? Von der berliner Redensart. Sie ist ihre Krücke, ihre Suppenterrine, ihre Harfe. Ihnen die berliner Redensart nehmen, hieße, ihre gut frisierten Köpfe in Kegelkugeln wandeln.

Wovon all diese Menschen ausgesprochenermaßen nicht leben? Von der Arbeit. Die Abfassung dieses Volksstücks fällt chronologisch in die Zeit vor Erfindung der Arbeit.

Und doch wurde — was ist Literatur! — Berlin die Stadt der Arbeit genannt?

3.

„Menschen im Hotel." Drei Akte. Von Vicki Baum. (Uraufführung im Theater am Nollendorfplatz am 16. Januar 1930.)

Mensch Nr. 1: Die Tänzerin mit dem unermeßlich reichen Perlenschmuck und dem Weltruhm im Koffer. Sie wird ausgepfiffen. Sie verbringt eine Nacht in den Armen des Gentlemaneinbrechers und trägt daraufhin Erfolgsbuketts heim (sprich: Liebe).

Mensch Nr. 2: Der Gentlemaneinbrecher, der bei jedem Einbruchsversuch ertappt wird. Ist das geschehen, so reicht er das gestohlene Gut dem Vorbesitzer mit Grandezza zurück (sprich: Edelmut).

Mensch Nr. 3: Der Generaldirektor mit dem Bluff. Verträge bringt er dadurch zustande, daß er erweislich falsche Angaben macht. Den Einbrecher tötet er mit

Digitized by Google

dem Wurfgeschoß der elektrischen Lampe (sprich: Tüchtigkeit).

Mensch Nr. 4: Der mystische Hotelgast. Du weißt nicht, woher, wohin, wozu. Aber wenn das Stück sich am bänglichsten dehnt, tröstet er dich mit dem Hinweis auf die Kürze des menschlichen Daseins (sprich: Schicksal).

Man wird mit Vicki Baum ob ihrer Menschengestaltung nicht grollen dürfen. Sie sieht den Mitmenschen, hier Hotelgast, durch das Medium einer unendlich reichen Phantasie.

Aber: Phantasie ist bekanntlich Strom aus der Quelle Gedächtnis. Wo, freundlicher Leser, sollten wir diesen oder verzweifelt ähnlichen Gestalten wohl schon begegnet sein? Ernst Heilborn

Erfurt

„Kalifornische Tragödie." In zehn Bildern. Von Eberhard Wolfgang Möller. (Uraufführung im Erfurter Stadttheater am 18. Januar 1930.)

Das Thema ist bekannt. Blaise Cendrars hat in seinem Roman „Gold" mit epischer Breite und Wucht erzählt, wie der schweizer Wechselfälscher und Defraudant Suter landhungrig nach Kalifornien flüchtet und dort die Wüste mit Korn und Wein bebaut. Bis im Sacramento-Tal Gold entdeckt wird, ein Heer von Abenteurern eindringt, sich über die blühenden Ländereien ergießt und sie verwüstet. In seinem berühmten Prozeß mit den siebzehntausend Farmern wird dem Kolonisator formales Recht, aber die rasenden Goldsucher fallen von neuem in Suters Besitz ein, plündern, sengen und brennen. Drei Söhne Suters kommen um, er selbst schleppt sich jahrelang von Gericht zu Gericht, eine Spottfigur in Generalsuniform, bis ihn der Gram um das verweigerte Recht tötet.

Ein gewaltiges Thema. Stefan Zweig hat es in den „Sternstunden der Menschheit" auf knapp zwölf Seiten konzentriert. Dort hat es dämonische Leuchtkraft. Der vierundzwanzigjährige Möller fand diesen Stoff bei Zweig und versucht nun, ihn im Brecht-Stil aufzuzäumen. Aber er nimmt sich nicht etwa „Mann ist Mann" zum Modell, sondern — die Dreigroschenoper. Er wurde eben in „Douaumont" nicht allzutief ins Dichterreich verschüttet; die Songs haben ihn hervorgelockt. Nun probiert er Kleist plus Bronnen plus Mackie Messer. Freilich ist er auch nicht so undichterisch, wie er scheinen möchte; einige seiner Szenen packen. Nur in der Thematik hat er sich vergriffen. In seinen zehn Bildern treibt er sich zur Rauhbeinigkeit an, aber der blasse junge Literat lugt ängstlich dabei hinter den Kraftworten hervor und kontrolliert sie auf ihre Wirkung. Es ist ihm nicht wohl beim Aufhängen stämmiger Männer und beim Blitzen der Revolverläufe, er übersteigert seine Grausamkeiten und schneidet sich in der Furcht vor dem Psychologismus die Begründungen ab. Aber er ist ja sehr jung; vielleicht ist noch Hoffnung. Dichterisches ist ihm in der Gerichtsszene zu San Franzisko gelungen, wo Suter innerlich vor den Folgen des Prozeßgewinnes zurückschreckt. Auch der Bettelgang des Irrgewordenen bei seinen Feinden am Schluß der Tragödie wirkt wie eine Besinnung auf Besseres. Damit kauft Möller den dicken Auftrag der Gewaltsamkeiten zurück. Erich Hoogestraat

Bochum

„Gegenüber von China." Komödie in sechs Bildern. Von Klaus Mann. (Uraufführung im Stadttheater am 27. Januar 1930.)

Gegenübergestellt werden Amerika als das Land des fertigen, selbstzufriedenen, ungeistigen Optimismus dem chaotischen östlichen Asien, wo drohend der gelbe Löwe „brüllt", die ordinäre Gesundheit der amerikanischen Jugend der krankhaften Problematik der europäischen, und diese amerikanische Jugend weitet sich uns zum Symbol des ganzen Amerika, das alles absorbiert, nivelliert, uniformiert, sogar die Außenseiter in das „große Spiel" einfängt. Die unproblematischen Boys und Girls meiden Sentimentalität und Originalität, nehmen nur den Sport und das väterliche Bankguthaben ernst. Der einzige Außenseiter unter ihnen mit nicht rein materiellen Ambitionen entkommt mit knapper Not den Fangarmen des „naiven riesenstarken Kollektivums, das man amerikanische Jugend heißt". Die intellektuelle Vertreterin des Europäismus bemüht sich vergebens, darin aufzugehen. Der harmlose proletarische Sportstrainer muß verschwinden, weil er die Liebe der Vorsitzenden des „Klubs der hartgesottenen Jungfrauen" verschmäht. Diese Jungfrauen benehmen sich ebenso albern wie die sie umflirtenden Jünglinge. Der Autor verwechselt dauernd die Begriffe „naiv" und „albern". Die interessanten Probleme, die er sich stellt, vermag er nicht zu verlebendigen und zu vertiefen. „Die Revolution der modernen Jugend" ist hier veräußerlicht. Klaus Mann hat aber Sinn für Bühnenwirkung, das beweisen einige spannende Szenen, wo es um Kabale und Liebe geht. Als „Milieustück" (er erhebt diesen Anspruch) ist das Ganze nicht ganz gelungen: die in einer üblen Betrunkenheit endende party ist wahrlich keine Walpurgisnacht, die Sitzung des Studentinnenklubs wirkt geradezu peinlich lächerlich, der sportliche Aufzug mit dem senilen Professor ist ohne Humor und Stimmung. Wenn Klaus Mann sich wenigstens auf die amerikanische Groteske verstände! Bei all seiner Gescheitheit hat er nicht einmal einen guten angelsächsischen Schwank zustande

Digitized by Google

gebracht. Die Stückeschreiber, die die londoner und neuyorker Geschäftstheater beliefern, können das viel besser; sie wollen aber auch nichts von Problemen wissen. Karl Arns

Straßburg

„Kokain." Drama in drei Akten. Von Ferdinand Bastian. (Uraufführung am Straßburger Stadttheater am 13. Jan. 1930.)

Ferdinand Bastians vom straßburger Stadttheater uraufgeführtes Drama „Kokain" ist eins der interessantesten Dialektstücke. Es ist allerdings in der Form, wie es vorliegt, nur möglich durch die einzigartige Entwicklung, die das elsässische Dialekttheater genommen hat; während das Dialektdrama an sich überall sich durch den heimatlichen Boden festgelegt fühlte — daher das Volksstück, das daraus hervorging — hat das elsässische Drama den Rahmen viel weiter gespannt. Aus den Bauernstücken, die anfänglich geschrieben wurden, entwickelten sich Schauspiele mit weiterem Ideenkreis; das Elsässer Land trat hinter der gedanklichen Initiative seiner Autoren zurück. Es kam zu einem richtigen Intellektualismus in der elsässischen Literatur. Bahnbrechend in dieser Hinsicht war Ferdinand Bastian, der schon in seinem „Phantom" gänzlich neue Wege im Dialektdrama einschlug. In seinem „Kokain" setzt er das begonnene Werk entschlossen fort. An diesem Drama ist in der Tat nur noch der Dialekt elsässisch; Inhalt und Form gehören der Literatur im weitesten Sinne an.

Der Dichter will in den drei wirkungsvollen Akten keinen Zustand (etwa des Kokainrausches) aufdecken. Insofern ist der Titel vielleicht irreführend. Letzten Endes geht es (wo wäre es nicht so?) um eine Frau. Gaby ist Tänzerin in einem Dancing. Dort lernt Florent sie kennen, er liebt sie und will sie heiraten. Hindernis: Geld. Sein Freund bietet ihm ein Kompagniegeschäft mit Kokain an. Nun entfaltet sich das auf dem gefährlichen Boden eines verbotenen Handels begonnene Abenteuer zu einer Flucht sich jagender Ereignisse. In einem Hotel an der Grenze, wo Gaby, die von ihrem Manne aus dem Hause gejagt wurde, mit Etienne haust, vollendet sich das Schicksal der drei. Etienne, von Florent der Polizei verraten, erschießt den Freund. Gaby bleibt allein; vielleicht wird sie sich jetzt dem schrecklichen Rauschmittel ganz ergeben. — Diese Handlung, die übrigens sehr geschlossen aufgebaut ist, bildet den Untergrund, die notwendige Substanz; es geht dem Dichter darum, ein Stück Zeit zu gestalten. Aber er verliert die Übersicht nicht. Der Wert des Menschen nicht nur unserer Zeit wird hier gewogen, und das Thema ist nur Anlaß zur Darstellung menschlichen Leidens. Ohne Zweifel erstaunlich ist die vitale Kraft, mit der die dramatischen Ereignisse fest fortgeführt werden. Unbedingt ist Bastian mit unseren Besten zu vergleichen; man sollte eine Aufführung dieses Stücks an deutschen Bühnen unternehmen.

M. Th. Bührer

Dortmund

„Tinkelsee." Komödie. Von Hans Alfred Kihn. (Uraufführung im Stadttheater am 11. Januar 1930.)

Tinkelsee soll ein emporgekommener Badeort sein, aber es ist nur ein übelriechendes Gewässer, in dem und um den sich recht zweifelhafte Zeitgenossen tummeln. Der Held ist ein Ritter von der traurigsten Gestalt, ein ganz entnervter Schmarotzer, der sich irgendwo den Doktortitel ergattert hat und auf Kosten seiner sehr anrüchigen geschiedenen Frau lebt; die Kraft, sich aus diesem Luderleben zu lösen, bringt er nicht auf; schließlich leistet er seiner Frau in „legitimer" Ehe sogar Zuhälterdienste. Aber die Fabel ist Nebensache, das Milieu die Hauptsache: es wird nicht nur nach Kräften gezotet, die Zoten werden in die Tat umgesetzt, damit die Fleischbeschauer auch auf die Kosten kommen. Die vermeintlichen Witze sind angelesen, die Schwankmotive geborgt, die Situationskomik abgestanden. Mit Zeittheater hat das Ganze nichts zu tun, es ist weiter nichts als Schmiere. Vom Verfasser des „Meiseken" hätte man etwas Besseres erwartet. Mit diesem „Zeitstück", mit dem er vielleicht die Tragik und Komik des aus der Gesellschaft Ausgestoßenen typisch gestalten wollte, erlebte er einen fast unbestrittenen Reinfall. Karl Arns

Leipzig

„Was spät kommt, kommt doch!" Lustspiel in drei Akten. Von Hartwig Bonner. (Schauspielhaus, 18. Januar 1930.)

Ein Mann, der mit dem Instinkt des Dilettanten fühlt, was seinesgleichen mundet, wärmt das älteste Ragout von Benedix- und Moser-Schmäusen auf: die überenergische, Freier angelnde Mama und der trottelhafte, im dritten Akt zu ungeahnter Energie erwachende Ehekrüppel, die böse Schwester und das Aschenputtel, der schüchterne, nie etwas merkende und der feudale Liebhaber, alles mit dem Löffel überkommener Schwanktechnik eingerührt, mit ein paar blöden siebenden Redensarten milde gewürzt. Der Mann hat recht. Weg mit allem Verlangen nach Kunst, nach Seele, nach Zeitbeziehung! Das duldet die Menge der heutigen deutschen Theaterbesucher mit respektvollem Ingrimm; aber bei Bonner und Genossen jauchzt das Herz. Georg Witkowski

Digitized by Google

Echo des Auslands

Argentinischer Brief

Die Ausstellung des „Argentinischen Buchs" im Vorjahr war nicht nur ein interessanter Versuch, sondern auch ein nicht zu verkennender Beweis von der geistigen Regsamkeit und Unabhängigkeit des Landes. Die Ausstellung, die am 21. September 1928 im Theater Cervantes — nebenbei eins der schönsten und prächtigsten der Welt — eröffnet wurde, hatte einen Erfolg, der alle Erwartungen weit übertraf. In den zehn Tagen, die sie dauerte, wurde sie von mehr als 30000 Personen besucht. Im Zuschauerraum und auf der Bühne waren die Auslagen der Buchhändler und Verleger in geschmackvoller und übersichtlicher Weise untergebracht, in den sehr schönen Räumen des ersten Stocks fand man die seltenen Ausgaben der ersten argentinischen Drucke und die gesammelten Werke großer Staatsmänner und Schriftsteller, als da sind: Domingo Faustino Sarmiento, Bartolomé Mitre, Nicolas Avellaneda, Florentino Ameghino, Joaquin V. Gonzalez, Paul Groussac und mancher andere. Da an jedem Tage der Ausstellung Vorträge stattfanden, über die Geschichte des Buchs, die Buchdruckerei, über Wirken und Einfluß einzelner Schriftsteller, die alle sehr besucht waren, darf man wohl sagen, daß die Absicht, im allgemeinen auf die geistige Arbeit des Landes hinzuweisen und über sie zu unterrichten, wohl erreicht wurde. Eine unmittelbare Folge war die Gründung der „Vereinigung argentinischer Schriftsteller", als deren erster Vorsitzender Leopold Lugones gewählt wurde.

Einen außerordentlich schweren Verlust hat Argentiniens Geistesleben durch den am 27. Juni 1929 erfolgten Tod Paul Groussacs erfahren, des langjährigen Direktors der Staatsbibliothek. Eine überaus reiche Lebensarbeit als Schriftsteller lag hinter ihm. Geboren am 15. Februar 1848 in Toulouse hat er seit 1866 mit kurzen Unterbrechungen hier im Lande gelebt. Lehrer, Schulinspektor und eifriger Mitarbeiter einer bekannten politischen Zeitung, der im Jahre 1884 gegründeten „Sud-America", an der auch Carlos Pellegrini, Roque Sáenz Peña, Lucio V. Lopez und andere später berühmte Staatsmänner tätig waren, wurde er im Januar 1885 zum Direktor der Staatsbibliothek ernannt und hat diesen Posten bis zu seinem Tode, also mehr als 45 Jahre, innegehabt. Viel hat dieses Land ihm in geistiger Beziehung zu verdanken, vor allem tiefgründige Forschungsarbeiten über die argentinische Geschichte, außer Novellen und literarischen Kritiken. Oder, wie sich neulich ein bekannter Staatsmann äußerte: Er hat uns einen großen Dienst erwiesen, indem er uns unsere Helden in ihrem tatsächlichen menschlichen Wesen zeigte, und mit der übertriebenen Heldenverehrung Schluß machte. Über sein erfolgreiches Drama „La Divisa punzó" (das rote Abzeichen), das im Jahre 1923 einen hier im Lande nie gekannten Anklang fand, habe ich früher berichtet (L. E. XXVIII, 238). Nie hat ein Theaterstück, und noch dazu ein geschichtliches, einen derartigen Triumph auf einer hiesigen Bühne gehabt oder ein erster dramatischer Versuch so die einstimmige Anerkennung aller gefunden, sei es Presse, Kritik oder Publikum. Nach diesem beispiellosen Erfolg war es wohl ganz natürlich, daß man noch Weiteres, Großes für die hiesige Bühne von ihm erwartete, eben weil man etwas ganz Außerordentliches erlebt hatte. Jetzt nach seinem Tode wird die Frage wieder laut, ob er nicht vielleicht ein Werk hinterlassen habe, daß, wenn auch unvollendet, sich zur Aufführung eignen könnte. Man spricht davon, daß sich unter seinen hinterlassenen Papieren ein Drama befinde, „Las dos patrias" (zwei Vaterländer). Der erste und dritte Akt soll in spanischer Sprache geschrieben sein, der zweite Akt in französischer. Man behauptet, Groussac, der Franzose und intime Freund Clemenceaus, habe in diesem Stück den Zwiespalt behandelt, den das Gefühl der Zugehörigkeit zu zwei Ländern mit sich bringen muß. Welches Vaterland besitzt ihn nun tatsächlich? Das der Geburt? Oder das seines langen erfolgreichen Lebens? Vielleicht werden wir also noch in nachgelassenen Schriften von ihm hören oder sehen, vielleicht wird Groussac noch nach seinem Tode Argentinien dadurch befriedigen, daß er ihm in einem Drama die Stellung gibt, die man immer instinktiv von ihm erwartete, die eines ganz überzeugten Argentiniers. Erst vor einigen Jahren hatte er die Staatsangehörigkeit erworben, wahrscheinlich weil es seinem großen Geist gar nicht zum Bewußtsein kam, daß er als Fremder, als Franzose, angesehen werden könnte, nachdem er mehr als ein Menschenleben Direktor der Staatsbibliothek und somit Verwalter der wichtigsten geistigen Schätze des argentinischen Landes war.

Einen weiteren höchst beklagenswerten Verlust hat Argentinien mit dem am 31. Juli 1929 erfolgten Tod des bekannten Philologen Arturo Costa Alvarez erlitten. Seine beiden größten Werke, „Nuestra lengua" (Unsere Sprache) 1922, Buenos Aires, Soc. Ed. Argentina und „El castellano en la Argentina" (Die spanische Sprache in Argentinien) 1928, La Plata, Impr. San Vicente de Paul — sind von so unterhaltender Art, daß sie nicht nur von Wissenschaftlern gelesen wer-

Digitized by Google

den, sondern zum Werkzeug eines jeden gehören, der sich mit Argentinien beschäftigen möchte, sei er Philologe oder Soziologe. Da die meisten hiesigen Philologen nicht den Reiz seiner sprühenden Sprache besitzen, werden seine Bücher und sonstigen Arbeiten ihn noch lange überdauern. Er brachte das Wunder zustande, ein sehr sprödes Thema zur angenehmen Lektüre zu machen. Ein wissenschaftlicher Kenner vieler Sprachen, aber Autodidakt, wurde er von den wenigen hiesigen Fachleuten wohl angegriffen, aber nie übertroffen.

Eine besonders wichtige Veröffentlichung war das Erscheinen des hochinteressanten Geschichtswerks von Ricardo Levenne, Dekan der humanistischen Fakultät der Universität La Plata Investigaciones acerca de la Historia Económica del Virreinato del Plata (Untersuchungen über die wirtschaftliche Geschichte des Vizekönigtums des La-Plata-Stroms, 1928, Coni, Buenos Aires). Levennes Autorität auf dem Gebiet der argentinischen Geschichte ist unbestritten und wird durch dies Werk nur noch gestärkt. Der erste Band bringt in synthetischer Weise die Geschichte der Jahrhunderte der Kolonialzeit Argentiniens und schildert die Entwicklung der Nationalökonomie Spaniens in seinen Überseebesitzungen. Der zweite Band befaßt sich hauptsächlich mit dem Vizekönigtum, das die interessanteste Zeit der Kolonialepoche ausmacht, und studiert den Kampf um die Hegemonie der beiden stärksten Plätze des damaligen spanischen Amerikas, Buenos Aires und Lima.

Leider hat das in diesem Jahr aufgeführte geschichtliche Drama von Ricardo Rojas Elelin (1929, Buenos Aires, Ed. Facultad) keinen Erfolg gehabt und mußte gleich wieder vom Spielplan verschwinden. Manuel Galvez wird immer gern gelesen, doch haben seine beiden letzten Bände aus dem paraguayischen Kriege nicht den Anklang seiner früheren Novellen gefunden. („Los caminos de la muerte" [Todeswege] und „Humaitá" 1929, Buenos Aires, J. Roldan y Co.). Dagegen wurde die Novelle von Hugo Wast (Martinez Zuviria) „Lucia Miranda" schon lange mit Ungeduld erwartet, sie besitzt auch alle die Vorzüge seiner früheren Arbeiten. Es ist im Eigenverlag erschienen, da er sich auf einer Weltreise befindet. Sehr reizvoll geschrieben und auch viel gelesen wurden zwei Bände des Argentiniers W. H. Hudson, die aber, obwohl sie argentinische Milieuschilderungen enthalten, und zwar ausgezeichnete, in englischer Sprache geschrieben wurden und dann ins Spanische übersetzt worden sind, was der Sprache etwas an Ursprünglichkeit nimmt. Ehe er also in Argentinien als Novellist bekannt wurde, hatte er schon glänzende englische Kritiken von Galsworthy, Conrad und vielen anderen. Ich darf mich darauf beschränken, seine Bücher besonders in englischer Sprache aufs wärmste zu empfehlen. Seine spanischen Ausgaben sind: „La tierre Purpúrea" (Die rote Erde) (1928, Madrid, Soc. Gen. Española d. Libreria) und „El Ombu" (1928, Buenos Aires, Agencia Gen, de Librerias).

Die nationalen und Stadtpreise haben dies Jahr gezeigt, daß unter der jüngeren Generation keine Genies zu finden sind. Da der erste Preis von 30000 ausfiel, erhielt den zweiten Preis der Rektor der Universität Tucuman, J. B. Teran, für Arbeiten, deren Erscheinen teils mehr als zehn Jahre zurückliegt, die aber schon vorher die allgemeine Anerkennung besaßen. Der dritte Preis wurde Arturo Marasso verliehen, ebenfalls für Werke aus früheren Jahren. Erfreulich hingegen ist, daß Argentiniens größter Humorist Roberto Gache diesmal durch einen Stadtpreis ausgezeichnet wurde für sein neues, sehr amüsantes Buch, Paris, „Glosario Argentino" (Argentinische Glossen) (1928, Ed. Babel, Buenos Aires). Ich glaube, seine stets geistreichen Skizzen würden sich auch für die Übersetzung eignen und Anklang finden. Julio Aramburu zeigt in seinem neuesten Buch „Tucuman" (1928, Gleizer, Buenos Aires), daß seine Beherrschung der Sprache und Gedanken groß genug ist, aus einfachsten Naturbeschreibungen die entzückendsten Gedichte in Prosa zu machen, die von der ersten bis zur letzten Seite fesseln. Nicht unerwähnt dürfen bleiben J. B. Rhode, „Espejos Andinos" (Spiegel der Anden) (1928, Buenos Aires, Coni); Nora Lange, „Voz de la vida" (Stimme des Lebens) (1927, Buenos Aires, Ed. Proa); F. Ortiz Echague, „Pasajeros, correspondencia y carga" (Passagiere, Briefwechsel und Gepäck) (1928, Gleizer, Buenos Aires); E. Morales, „Las enseñanzas de Pacaric" (Die Lehren des Pacaric) (1929, Buenos Aires, Ateneo). Achtzig Prozent der hiesigen Bücherproduktion sind Gedichte, meist ohne Reim, und wenig gelesen. Übersetzungen aus fremden Sprachen spielen nach wie vor eine große Rolle, sowohl was Novellen oder philosophische Werke, oder Naturwissenschaften angeht. So hatten in diesem Jahr die Übersetzungen des „Reisetagebuchs" von Keyserling, sowie sein Buch „Europa", im Zusammenhang mit seinem Besuch in Südamerika einen gewissen Erfolg. Verstimmt hat allerdings, daß der Philosoph für zwei Vorträge an der Universität La Plata 2000 Pesos verlangte, und für 1500 angebotene Pesos La Plata ohne seine Philosophie ließ. Viel gelesen werden augenblicklich die Arbeiten des Nordamerikaners Waldo Franck, der sich auch einer ganz besonders großen allgemeinen Beliebtheit erfreut, dank seiner Vorträge.

Digitized by Google

Übersetzungen aus dem Russischen und den nordischen Sprachen sind sehr beliebt, obwohl sie zum Teil ganz unerhört schlecht übersetzt werden. Ganze Seiten fehlen oft. Leider hat man hier noch keine Ahnung davon, welches Einfühlen, welche Kenntnis der fremden Sprache, und welche Kunst der Übersetzer besitzen muß, um ein anderes Werk nachzuschaffen. Remarque hat bisher nicht den Eindruck gemacht wie in den meisten anderen Ländern, obwohl eine billige Ausgabe von der sozialistischen Presse, neben der spanischen Übersetzung herausgebracht wurde. (Sin novedad en el frente. Trad. por E. Foertsch y B. Jarnes. Madrid.)

Argentinien ist im ganzen mehr ein produzierendes Land, als ein aufnehmendes Volk. Es wird sehr viel geschrieben und sehr wenig gelesen. Man orientiert sich aus den glänzend geführten hiesigen Zeitungen, die alle ausgezeichnete Mitarbeiter für Literatur und Kritik besitzen. Außerhalb der wissenschaftlichen Gesellschaften, gleichviel welchen Fachs, gibt es wenig Menschen, die intensive Studien durch Lesen treiben. Es besteht aber eine ganz besondere Vorliebe für Vorträge, die teils von Ausländern, die eigens dazu berufen werden, teils in den verschiedenen Fakultäten von Professoren gehalten werden. Das gesprochene Wort hat, besonders auch durch die Verbreitung des Radio, die Zukunft.

La Plata — Hänny Simons-Stöcker

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Der Wundervogel. Erzählung. Von Franz Karl Ginzkey. Leipzig 1929, L. Staackmann. 259 S.

In einem der Nachrufe auf Hofmannsthal stand die Meinung, daß Österreich erst nach seinem Untergang für seine überlebenden Dichter in jene Distanz geraten sei, die es zu einem poetischen Stoff erhoben und verwandelt habe. Das uns mitten im Nochdarinnensein entsunkene Land, dessen bedeutungsreiche Idee die wenigsten seiner Bürger begriffen, erscheint nun, wie alles Verlorene und Versäumte, beinahe romantisiert, ob auch nur den Dichtern. Schon haben einige es auf sich genommen, darzustellen, was ihnen deutbar geworden — jetzt eben reicht Franz Werfel ein innigmächtiges Bekenntnisbuch dar —, und in dem Maß, als durch den bloßen Verlauf der Zeit die Entfernung wächst, wird, falls überhaupt dann noch Dichter bestehen sollten, das große gelebte Epos seine Formungen wieder und neu erfahren.

Franz Karl Ginzkey, ein Poet der besinnlichen Schau, die in sich selbst distanziert; dem alten Kaiserstaat durch Herkunft und Dienst tief zugehörig; träumend, aber nicht ohne die Überlegenheit des leicht Erwachenden, der den Traum selbst abzubrechen vermag, was ein an Weisheit rührender Humor gern fördert; lehrhaft, wie es die mittelalterlichen Sänger waren, doch in einer Bescheidenheit, die nur der einfachen Seele gelingt: dieser lautere und vornehme Dichter hat in seinem neuen Buch eine zugleich entzückende und ergreifende Erzählung geschaffen, deren trauriger Held der alte österreichische Doppeladler ist. Ja, unser einst so hocherlauchtes, nun weggeworfenes doppelköpfiges Reichssymbol, dem der Verfasser den trefflichen Namen Palitschari gegeben hat, so das Gemisch der Nationen der Monarchie ausdrückend, ist der arme Held der Geschichte, ob er gleich, nach seinem kläglichen Sturz, nur mehr übel zu fliegen vermag —: aber hier bereits beginnt die Fabel, die ihn, märchenhafterweise, doch noch aufschweben und sogar so hoch empor gelangen läßt, daß er in dem Horst eines wirklichen Steinadlers landen kann. Von dieser glücklichen Erfindung aus, die sogleich zu einem anmutig-geistreich geführten Gespräch zwischen den beiden so verschiedenen Vögeln führt, wird eine Handlung weitergesponnen, deren Hauptreiz darin beruht, daß die Menschen, von den Adlern aus gesehen, klein erscheinen, ja, geradezu ein Sturz ist es, wenn der Leser aus der Adlerperspektive in die Menschenwelt hinab verwiesen wird, und wie unbeträchtlich nimmt sich selbst der Flieger und seine tapfere Gefährtin gegen das freie, große Wesen der Bergnatur aus! Dieser Einfall, ins Menschliche abzustürzen, und ebenso die fortgehende spannende und heiter stimmende Aktion unter den Menschen — wobei ein Zirkus den gegebenen mittleren Ort zwischen Mensch und Tier bildet —, gewinnt als Folie zu den beiden Adlern Reiz um Reiz. Palitschari freilich kann aus seiner Kläglichkeit nicht erhoben werden, immerhin ist doch er es, der die Gefahr, unter der die Liebenden schweben, durch seinen, wenn auch unvorhergesehenen, Niederfall auf den Kopf des bösen Tierbändigers zunichte macht, so beweisend, daß auch das Geringgewordene immer noch eine gute Fügung auf Erden bewirken mag. In der Gestalt des wahren Adlers ist dem Dichter eine an das Tragische selbst reichende große Sinnbildfigur geglückt. Es gehört mit zu der edlen Satire dieser Geschichte, daß das Naturwesen zum Sinnbild, das symbolische Wesen jedoch zum Naturbild gewandelt wird. Hier erweist sich innerstes Dichtertum, das auch die reinlich durchgeführte Komposition, die nicht selten über windschiefe Ebenen hinweggelenkt werden mußte, die freundlich milde und herzhafte Erzählung, die treue Anschaulichkeit der Landschaftsbeschreibungen aufs neue und einleuchtendste bezeugen. Gewiß ist der „Wundervogel" Franz Karl Ginzkeys schönstes Prosabuch, das auch darum dauern soll, damit unvergessen bleibe, was einst in und für Europa dies Sinnbild des Fluges, da es noch Krone, Schwert und Reichsapfel trug, bedeutet und geleistet hatte.

Wien — Felix Braun

Frau Maria. Ein Roman aus der Zeit August des Starken. Von Enrica von Handel-Mazzetti. I. Teil: Das Spiel von den zehn Jungfrauen. München 1929, Josef Kösel & Friedrich Pustet. 570 S. In Leinen M. 10.—.

Ein neuer Roman der Handel-Mazzetti ist jeweils eine neue Bestätigung und eine neue Enttäuschung. Eine Bestätigung für alle, die auch im Dichterischen Grenzen kennen und zu achten wissen. Eine Enttäuschung für jene, die solcher Grenzen entbehren zu können glauben. Und doch zeigt wohl nichts deutlicher als die Werke dieser österreichischen Aristo-

Digitized by Google

kratin, wie sehr das Menschliche, Herkunft, Konfession, Erziehung, die Dichtung bestimmt. Ihr uralter Adel birgt das geschichtliche Milieu, ihre katholische Weltanschauung die Unbedingtheit der Idee, ihre klösterliche Bildung die Barockhaftigkeit der Form. Und wenn man darüber hinaus noch bedenkt, daß ihr vor nahezu dreißig Jahren erschienener Erstlingsroman bereits vollreife Kunst zeigte und diese Kunst sich mit mancherlei Schattierungen über alle späteren Werke erhielt, so wird man mehr und mehr die Berechtigung der Grenzen ermessen. Aber trotzdem zeigt innerhalb dieser nun einmal gegebenen Grenzen der neue Roman, dessen erster Teil jetzt vorliegt, noch eine Entwicklung. Haben sich in ihm doch die Elemente der Herkunft, der Konfession und der Erziehung erstmalig so einheitlich und so organisch verdichtet, daß die Identität von Erlebtem und Erschautem keiner Frage mehr bedarf. Die Sprache selbst, historisiert und doch von dramatischer Lebendigkeit, hat wohl die letzten Möglichkeiten erschöpft. Über den Aufbau und die Durchführung der Handlung aber, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts im alten Quedlinburg spielt und sich um das Schicksal der jungen und schönen Kanonissin Maria von Bronnen dreht, ist vor Abschluß des ganzen Werks kaum etwas zu sagen. Vorläufig darf man der Fortsetzung zumindest mit Interesse entgegensehen.

Koblenz — Alexander Baldus

Die Nonnen von Sankt Hildegunden.

Ein Buch der Glaubensnot. Roman. Von Edith Gräfin Salburg. Leipzig 1930, Hammer-Verlag. 324 S. Geb. M. 7,—.

Geschichte der Maria Amrain, die, von der ersten Beichte zerbrochen, eine Braut Christi wird, von der Geistlichkeit zu immer rasenderer Inbrunst der Bußen, Versenkungen, Ekstasen getrieben, zu immer härterer Abkehr vom Menschen, bis der Körper, ausgebrannt, zerfällt, nicht ohne daß der brechende Blick Erkenntnis, Drohung, Revolte enthüllt. Kloster und Dorf, Atmosphäre schauriger Borniertheit des Geistes und der Seele, die Liebe, Verlöbnis, Ehe zerstört, Dumpfheit des Mittelalters im 20. Jahrhundert. Das Ganze auf 324 Seiten schlechten Papiers mit der Unerbittlichkeit eines Monomanen um eine fixe Idee zusammengebaut.

Nicht gerade eine „Sünde wider das Blut", aber doch eine gegen den Heiligen Geist der Kunst. Nicht aus der Erschütterung über Menschenlos erwachsen, sondern aus dem Kampf gegen die katholische Kirche, Erniedrigung des Menschenloses zu einem Mittel, um von Dingen zu befreien, von denen die Verfasserin Staat, Volk, Menschheit befreit zu sehen wünscht. Anlage, Aufbau, Weiß und Schwarz, Ereignisse, Gespräche sind so, daß der Teufel erscheine, vor dem der Leser sich bekreuzigen soll: Gott, ich danke dir, daß ich evangelisch bin!

Das ist das eine. Das andere ist, daß die Gestalt der Schwester Redempta aus den Grenzen normaler Fassungskraft hinausgleitet. An die Stelle der Erschütterung tritt das Grauen, die Stumpfheit, die Gleichgültigkeit. Krankheit und Passion sind zweierlei, und zwischen der Königstochter aus den „Königskindern" und der indischen Witwe auf dem Scheiterhaufen liegt eine Kluft der Ewigkeit.

Und trotzdem kann diese Frau etwas. Es gibt Szenen primitiver Menschlichkeit, die gestaltet sind. Und da ist der Vater der Maria, ein trunksüchtiger Schmied, der heimlich protestantisch wird und in seinem Sarg noch zu grinsen scheint, als auf dem Friedhof der Riesenskandal herauskommt.

Es ist ein wenig schade um dieses Buch. Aber wer wie die Verfasserin völkische Programme herunterdichtet („Judas im Herrn": Der Jude als katholischer Kirchenfürst, „Hochfinanz": Psyche des Geldes; „Suska-Susanne": Das Los einer Frau von gemischtem Blute), wird nie der Gefahr entgehen, daß die Kunst eine Magd der Politik wird, wie die Philosophie im Mittelalter eine „ancilla theologiae" gewesen ist.

Königsberg Pr. — Ernst Wiechert

Die Nase des Herrn Valentin Berger.

Ein wiener Film-Roman. Von Richard Specht. Wien 1929, Phaidon-Verlag. 256 S.

Specht nennt den Roman die Tragikomödie eines Filmschauspielers. Der erste Satz ist ein derber Fluch von gewinnender Unbekümmertheit. Der rüde Ton ist die Atmosphäre des Aufnahmeateliers, in der lebende Objekte mit Sorgen und Träumen schaffen und unter ihnen ein Mensch, ein ganzer Mensch ... Ein Filmstar von märchenhafter Häßlichkeit und eine jener feinfühlenden Naturen zugleich, deren mangelnde Ellbogentechnik für Weltuntüchtigkeit genommen zu werden pflegt. Er begibt sich seiner Macht über diese geschäftstüchtige Welt, um vielleicht die wesentlich wertvollere innere zu erobern, und läßt sich die häßliche Nase verschönern. Dabei wirtschaftet er ab. Für die Außenwelt ist der Fall erledigt, nicht wahr? Es macht einem Freude, dies konstatieren zu können, denn „so ist das Leben". Kommt das Innere, der Roman: Frauen. Gewiß handelt es sich um Frauen, aber es geht nicht um Frauen. Das allein wäre für einen so gründlichen Betrachter, als den wir den Musikkritiker Richard Specht, dem aber auch Schnitzler und Werfel interessant sind, längst kennen, zu billig; die Fragestellung reicht tiefer, zur Fortsetzung der Persönlichkeit und des Schicksals im Kinde. So wird das Buch, das von der ersten bis zur letzten Seite Tempo hält, ein Werk von subtiler Psychologie und freundlicher Menschlichkeit. Das ungewöhnliche — auch in seiner juristischen Beleuchtung interessante und durchaus sachkundig ausgewertete — Motiv der Häßlichkeit als Grundlage wirtschaftlicher Existenz im Widerstreit zum Lebensgefühl eines wenig robusten Menschen nimmt gefangen, ist Vitalität des Buchs. Obschon das unbekümmert Erzählte von einer ressentierenden, bekränzten „Leyer" irgendwelcher Schwärmerei nicht begleitet wird, da auf die Vorgänge filmisch scharfes Licht fällt, nicht jenes verhaltene wärmende Leuchten der Stimmung, die österreichischer Epik ja so sehr gemäß ist, — der Roman ist wienerisch durch und durch. Sentimentale Bonhomie fehlt, das Theatervolk ist echt im Guten und Bösen und leisetreterisch ist der Verfasser im Dialog gerade auch nicht. Er ist ein Kauz von wohltuender Aufrichtigkeit und ein Gentleman an Einfühlsamkeit. Zwischen den Zeilen sagt er nichts, dafür in ihnen vieles, wofür andere blind sind. Zu bemängeln ist der übertriebene Gebrauch reflexiver Zeitwörter in der Sprache der böhmischen Köchin Kathi, allerdings nur einer episodistischen Figur, der unentbehrlichen komischen Gestalt, was auf mangelnder Kenntnis slawischer Sprachgesetze beim Autor beruht. Aber diese Kleinigkeit „ist sich gut und macht nicht dick" ansonsten. Man kann mit dem neuen Specht, dem Fabulisten und Erzähler, sehr einverstanden sein.

Wien — Friedrich Wilhelm Illing

Die magische Laterne des Herrn Zinkeisen.

Von Willy Seidel. München 1930, Georg Müller. 475 S. Geb. M. 8,—.

Ein Buch voll glänzender und spannender Einfälle, einer exzentrischen Phantasie entsprungen, die mit billiger Mitternachtsgespenstik, mit der gängigen Seriengruselei fast nichts

Digitized by Google

mehr zu tun hat. Das Phantastische wird nicht mehr zum Zweck besonderer Sensation herausgereizt, sondern es quillt von selbst, natürlich und füllig, als ob das Hirn des Dichters eine übervolle Schachtel wäre, die ihren Deckel aufstoßen müßte, um nicht zu platzen. Es ist unrecht, bei Phantasten (man hat es auch bei A. M. Frey getan) immer gleich mit E. T. A. Hoffmann und Poe zu kommen. Diese beiden Verhexten sind allerdings einmalig, unvergleichlich in der genialen Ausmünzung hypertrophierter Einbildungskraft. Aber Willy Seidel wohnt irgendwo in ihrem Revier, nicht zugezogen, sondern als ein wirklich dort Beheimateter. Er kennt die Dämonie des Zufalls, die Überraschungen des menschlichen Herzens, das Grauen einer uhrenmäßig ablaufenden Wirklichkeit und die süßere, intensivere Wirklichkeit des Traumes. Dazu kommt die stilistisch vorzügliche Inszenierung seiner Einfälle. Bald steht der Stoff völlig nackt vor einem (in den beiden grausigen Artistenstückchen von der „lebenden Blume" und dem „Apfelsinentrick"), bald ist er kosmisch geweitet (in der wilden Geschichte vom „ältesten Ding der Welt"), bald menschlich gesättigt (in dem still erzählten „orangefarbenen Herzogtum"), bald satirisch zugespitzt (in dem skurrilen Abenteuer des Herrn Perlafinger, Fremdenführers der Hofburg, und in jenem anderen, in dessen Mitte ein berliner Kriegsgewinnler steht). Der Rahmen, in den die einzelnen Geschichten gesteckt sind, ist zwar nur auf einer Seite geschlossen, aber gerade damit (nämlich, daß die literarische Distinktion wegfällt) gewinnt das Buch eine improvisatorische Lockerung, die sich sehr schön im Einzelnen widerspiegelt.

Ich meine: gerade solche flüssig geschriebenen und doch nicht der Routine verfallenen, gerade solche turbulenten und vielfarbigen Bücher brauchen wir, damit wir endlich den Import ausländischer Unterhaltungsware (die oft so salzlos, so unerfinderisch nach einem einzigen Rezept angerührt ist!) durch die bessere Leistung abstoppen können.

Frankfurt a. M. Herbert Scheffler

Die Heidin. Von Max Mohr. München 1929, Georg Müller. 313 S.

Es scheint, daß Mohr anfänglich zu schildern beabsichtigte, was eine forsche Siebzehnjährige, die Lea Herse dieses Romans, hochpathetisch verkündete: daß man, könne man nicht mehr an Christus glauben, dann Schluß mit ihm machen solle und Heidin werden. Man erwartet nun, wie Lea Herse langsam, aber mit linearer Sicherheit ihren Kinderglauben ablegt und bewußt in hedonistisches Fahrwasser steuert, mit geblähten Segeln und bordvoll von Willen, der Frömmigkeit abzusagen. Aber es ist eine sture, vom Autor miserabel belohnte Neugier: es erweist sich, daß Lea zwar den Ozean des Lebens befährt, aber bald das Steuer verliert und getrieben wird eine Zeitlang vom Wind des leichten Lebens, einem unhöflich lange aus dem Blick fällt — und schließlich wieder sich zeigt, als sie, ländlich eingeödet, gesegnete Tage auf einem Bauerngut genießt.

So läßt sich der Titel „Die Heidin" eigentlich gar nicht rechtfertigen: die Heldin, meistens unsichtbar und von dünner Aktivität, bleibt in den Anfängen der Verwirklichung ihres Entschlusses stecken. Die ganze leidenschaftliche Problematik des Buchs ist lediglich literarische Geste und nicht substantiell bewiesen — das Schlimmste was man an kränklicher Anlage dieses Romans entdecken kann. Schließlich hat sich die Geschmacklosigkeit Max Mohrs an einer Stelle leider sehr heftig erwiesen: er hätte das böse, unästhetische Elaborat seines Gehirns: die „Schlechtwetterhexe Europas", dem Leser getrost vorenthalten dürfen — man wäre gewiß um nichts ärmer gewesen, und es lag auch — im Verfolg des Werks — gar kein Grund vor, einen sonst sehr ehrbaren Naturalismus zu übertreiben, durch Anwendung auf Irrealität gleichsam visionär zu machen, daß einem unbehaglich wird —: hätte Mohr die anderthalb Seiten am Eingang des Romans sich versagen können und schlicht begonnen: „Die Glonn liegt am Nordabhang der bayrischen Alpen...", so wäre weniger — effektiv mehr gewesen. Wozu das Buch mit einer Naturgeschichte des Embryo beschließen? Ich glaube jedem ohne weiteres medizinische Kenntnisse.

Ich vergaß zu sagen, daß Stellen des Romans humoristische Tönung haben, Ansätze zu jenem echten, aus der Tragik des Lebens fließenden Humor als dem Versuch, dem Leben von der Narrenseite her zu begegnen. Aber was Mohr präsentiert, sind größtenteils deplacierte Obszönitäten und schlechte schwammige Witze, mit dem Unterton des berliner Jargons und von einer unbesorgten Schnoddrigkeit, die zwar belustigt.

Weshalb ich das Buch lieben kann? Nur wegen einiger schöner epischer Stellen, wo der Humor einer tragischen Betrachtung des Lebens gewichen ist und wo der Mensch so unendlich traurig vor des Lebens Bitterkeit steht und in den sauren Apfel des Leids beißen muß, damit sein Gemüt nicht in sträflichem Leichtsinn verdampfe.

Tübingen Karl H. Bühner

Die Liebenden. Roman. Von Otto Zoff. Berlin 1929, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. 382 S.

Wieder ein wertvolles Buch, von dem man bedauert, daß es nur dem beschränkten Kreis der Mitglieder des Volksverbandes der Bücherfreunde zugänglich ist. Zoff, literarischer Außenseiter, der vor zehn Jahren mit seinem Roman „Der Winterrock" und dem Drama „Der Schneesturm" aufhorchen ließ, hat hier aus Zeitatmosphäre geschaffen. Motto: Liebe ist Schicksal, von Mächten Himmels und der Hölle zwei Menschen gesandt, daß es sie unlöslich verbinde. Verliert eins den anderen, geht dieses eine Menschlein zugrunde, weil es des Dus nicht mehr entraten kann. Einem jungen Arzt entschwindet die Geliebte, ein Mädchen mit schwerer Jugend, die sie durch alle Niederungen des Proletariertums führte, nach heftiger Auseinandersetzung auf der Reise im Süden. Nun beginnt endloses Suchen in allen Gegenden, Suchen, das Berufschance (ein Ruf an die Universität Berlin hat auf ihn gewartet), Geld, Ehre des unselig Harrenden verschlingt. Eine Ärztin, die ihn vergeblich liebt, Typ der unhübschen, sachlichen Berufsfrau, entdeckt die Gesuchte, die wieder in einem Nachtlokalmilieu lebt, dem sie lange schon entrissen war. Tragödie: die Ärztin, die ihn sofort zur noch so veränderten Geliebten eilen sieht, erschießt sich. Ein zweites Liebespaar, in niederer Sphäre des Gefühls gleich schicksalhaft verbunden, eine geschäftstüchtige Halbweltlerin und ein verkommener Graf, erlebt die Nach-Inflationszeit als Vernichterin all ihrer dunklen Geschäfte: sie wird halbwegs „solide", Engrosschneiderin, er wird ermordet. Ein feines Gefühl für Erosspannungen, tiefes Wissen um das Hoffnungslose berlinischen Lebens geben dem Buch als Zeitroman seinen Wert, wenn auch der zweite Teil dies eine Motiv des Suchens bis zur Monotonie verarbeitet. All diese Menschen, Irrende, Enttäuschte, Halbwertige aus Einsamkeit und der Unmöglichkeit eigenster Erfüllung sind Berlin ausgeliefert und der Kälte

Digitized by Google

einer endlosen Straßenzüge. Ein durchlebtes Buch, das der Qual unserer Gegenwart durch Gestaltung zu entrinnen sucht.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Religiöse Kindheitserlebnisse. Von August Miehle und Friedrich Pagel. Breslau 1930, Ferdinand Hirt. 200 S. M. 6,40.

Ein Sammelbuch aus Lebensbeschreibung und Dichtung, das ein Gesamtbild der Erlebnisbeziehungen des Kindes zum Göttlichen geben will und dazu eine mit genauester Kenntnis zusammengestellte Blütenlese aus den verschiedensten Büchern bedeutender Denker und Dichter bringt. Wie Gottesvorstellung und Gotteserkenntnis im Kinde sich anbahnen und wachsen, das wird aus ihr kenntlich. Dem verantwortungsvollen Erzieher wird die Bildung zur Religiosität immer das Kernstück seines Werks bedeuten. Deshalb hat diese Sammlung einen um so höheren Wert, als die Religionspsychologie des Kindes ein von der Wissenschaft bisher kaum betretenes Gebiet bedeutet, das vielleicht nur durch zweierlei entdeckt und zur Darstellung gebracht werden kann: durch rückschauende Analyse, die Selbsterlebtes spiegelt, und durch verstehende Einfühlungsfähigkeit, die nur dem wirklichen Dichter eignen kann. Autobiographie und Dichtung, verständnisvoll ausgewählt, sind die unersetzlichen Grundlagen zum Studium kindlicher Frömmigkeitsform.

So wird dies Buch ein sicherer Führer zu dem Ziel und Zweck alles wirklichen Lebens: der Gotteserkenntnis. „Näher, mein Gott, zu Dir!" das ist die Losung, die diese Sammlung von Anfang bis zu Ende durchzieht.

Danzig — Artur Brausewetter

Rufe aus dem Dunkel. Roman. Von Karl Strecker. Stuttgart und Berlin 1929, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 347 S. Geb. M. 6,80.

Zwei Brüder, die, zum Verwechseln ähnlich, in abenteuerlich bewegter Handlung ihre getrennten und gemeinsamen Wege gehen. Das Problem der sogenannten „Identischen Zwillinge". Der eine verschwindet. Der andere spielt seine Rolle weiter. Durch eigene, wenn auch durchaus geringe Schuld aus der Heimat vertrieben, wandert der eine nach Amerika, während der andere in der Heimat skrupel- und gewissenlos ergiebigem Mammonsdienst huldigt. Da kehrt jener aus Amerika zurück und stellt an den Bruder das freilich etwas eigentümliche Verlangen, ihm jetzt, nachdem er solange gedarbt und entbehrt, den errafften Reichtum zu überlassen, überhaupt das eigene Dasein mit dem seinen zu vertauschen, ihn im Wohlstand in der Heimat zu lassen und selber nach Amerika auszuwandern. Der Tod erledigt den Streit. Der zurückgebliebene Bruder spielt die Rolle des anderen, den er in den See versenkt hat. Bis auch ihn die „Stimme aus dem Dunkel" ins Wasser zieht.

„Also ein Unterhaltungsroman mit allen Motiven und Verwicklungen, Aufregungen, Spannungen, die diese Gattung von Romanen bei uns erfordert!", wird es heißen. Es hört sich immer sehr weise und vornehm an, wenn man einen Schriftsteller mit solch einem Urteil abfertigen will. Und doch gibt es kein törichteres Kriterium. Was heißt das denn: ein „Unterhaltungsroman?" Ist nicht jeder Roman, auch der allerbeste, ein Unterhaltungsroman, wenn er den Zweck, den gerade diese Art epischer Kunst verfolgt, im letzten Grunde erfüllen will? Ein Roman ist nicht dazu da, zu belehren oder zu erbauen. Seine Aufgabe ist, zu unterhalten. Freilich, nicht in äußerlicher Art. Vielleicht kann man den Unterschied zwischen einem guten und schlechten Unterhaltungsroman so ziehen: Dieser erreicht seine Spannung durch äußere, jener durch innere Handlung.

Streckers Roman ist darum ein guter und wertvoller, weil er die äußere Fabel seiner Erzählung gewissermaßen nur als Staffage betrachtet, auf der er mit der Kunst des Poeten eine innere Handlung aufbaut mit einer Fülle von Gedanken, psychologischen Problemen und fein beobachteten Naturschilderungen.

Danzig — Artur Brausewetter

Liebe in Chartres. Von Nathan Asch. Frankfurt a. M. 1930, Rütten & Loening. 226 S. Geb. M. 5,–.

„Irgendwo in Frankreich ist eine alte Stadt, heißt Chartres. Und in dieser Stadt ist eine wundervolle Kathedrale. Nein, eine sehr merkwürdige Kathedrale. Und in dieser Kathedrale gibt es ein Fenster. Es ist blau, dieses Fenster. Ganz blau. Und wenn man dieses Fenster ansieht... dann"... ja dann schreibt ein Dichter das Buch einer Liebe, einer von der Bläue des Fensters entflammten seltsamen Liebe zwischen zwei Menschen der neuen Welt inmitten dieser alten Stadt. Er schreibt es unendlich fein und doch unbezwingbar stark, weil er eben die Kleinheiten des Alltags kennt und doch immer wieder darüber groß die sonntägliche Bläue jenes Fensters leuchten sieht. Er schreibt es aus Liebe zu dieser Liebe, die am Ende doch zerbrechen muß, weil ihre Träger nicht den Glauben an die Bläue haben. Nicht? Oder noch nicht? Die Frage bleibt offen. Und als letzte Antwort des Buchs bleibt nur die Erkenntnis, daß es um manche Ehe besser bestellt wäre, wenn sie zuvor die Etappe „Chartres" durchlaufen hätte.

Koblenz — Alexander Baldus

General Barcz. Roman. Von Julius Kaden-Bandrowski. Frankfurt a. M. 1929, Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. 8°. 458 S. M. 5,50 (7,50).

Den polnischen Dichter, dessen bedeutendes Werk in ausgezeichneter und dem Original nach jeder Hinsicht gerechter Übertragung von J. M. Amdurski-Schubert erst in der „Frankfurter Zeitung" und nun als Buch veröffentlicht worden ist, betrachtete der westeuropäische Kritiker als verspäteten Genossen der französischen Naturalisten. Als ihren Genossen und nicht als Epigonen. Spät, um nicht zu sagen verspätet, dringen literarische Strömungen nach Polen, und man trägt in Warschau als letzte ästhetische Neuheit, was in Paris die dernière création einer früheren Generation gewesen war. Den „General Barcz" hätte ein patriotischer Zola polnischer Nationalität schreiben können, der statt der Débâcle sich den freudlosen Sieg des mit tausend Nöten kämpfenden jungen Staates zum Vorwurf nehmen wollte. So scheint es wenigstens auf den ersten Blick, der eine vortrefflich komponierte, wirksame Folge von krassen, überkrassen Bildern aus den Jahren des Krieges und der Inflation vor sich sieht; ein Pandämonium der Leidenschaften, dessen Toben durch ein paar mächtige Akzente eines Hymnus an die Nation oder noch mehr an den, der die Nation verkörpert, übertönt wird. Bald indessen gewahren wir, daß dieser mit groben äußerlichen Effekten arbeitende, mit peinlichem Vergnügen in schmerzlichen Wunden wühlende roman expérimental nicht am grünen Tisch erdacht und einer Theorie an den Rand geschrieben wurde. Im „General Barcz" ist der trübe Abglanz einer miterlebten Wirklichkeit; ist leicht verhüllte, dann wieder transponierte Wahrheit. Trotz allem: wir lesen hier keine Schlüsselerzählung im gewöhnlichen Sinn. General Barcz

Digitized by Google

stellt sich als riesenhafter Schatten Pilsudskis dar, ohne daß wir die einzelnen Schicksale des Romanhelden für die des Marschalls hinzunehmen hätten. Andere Figuren sind Typen, die von einem Dutzend Gestalten des polnischen Nachkriegs Züge in sich vereinen.

Den eigentlichen Inhalt aber und die Faculté-Maitresse dieses herben und aufwühlenden Buchs macht es aus, daß die Titelfigur zum Typus des Gewalthabers sich vollendet; daß im Schicksal des Generals Barcz die Tragik des Herrschens gezeigt wird, der kein Großer dieser Erde entrinnt. Ein Diktator ersetzt der Masse, während noch alles andere: Grenzen, Verfassung, Tradition dem neuen Staate fehlen, jene Imponderabilien, aus denen der Patriotismus, und mit diesem Gefühl der Staatswillen hervorgeht. Zum Idol erkoren, muß der Diktator auf sein Menschtum verzichten und das eigene, das Glück seiner Nächsten mit Füßen treten. Wer das Schwert erhebt, wird durch das Schwert umkommen, und wer der Staatsmaschine den Motor bedeutet, endet selbst als Maschine.

Kaden-Bandrowski rührt an tiefe Fragen und er rührt uns auch aufs tiefste. Die Kulissen seiner Handlung versinken und das Ewig-Menschliche seines Werkes bleibt: der Zufälligkeiten zeitlicher und örtlicher Bindung ledig; von adeliger Kunst des Wortes getragen.

Wien — Otto Forst de Battaglia

Sara Alelia. Roman. Von Hildur Dixelius. Deutsch von W. und D. von der Mülbe. München 1930, C. H. Beck'sche Verlagsbuchh. 512 S. M. 6,— (8,50).

Da erscheint in aller Stille ein Buch. Unbekannter Name, fünfhundert Seiten. Und hat man die ersten fünfzig gelesen, so weiß man: es ist ein herrliches Buch! — Das Wort ist nicht zu groß für ein Buch, das ich abends begann — und als ich, über dem Gelesenen sinnend, die Lampe löschte, brach der Tag durch die Fenster. Ich hatte die Zeit und die Welt vergessen, ich hatte — mit Sara Alelia — in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gelebt, ihr Leben, so schwer, hart, liebreich und in sich vollendet; ihres Sohnes und seiner Kinder Leben. Alles geschieht so, als empfängen wir es direkt aus dem Munde des Schicksals. Diese Menschenleben umwachsen uns wie Bäume und Blumen, wirkende Natur selbst. Man vergißt die Dichterin, es ist Gott entströmende Wahrheit. — Gott ... Vielleicht ist Er das Hauptthema des Romans. Der Glaube — aber es ist eben immer nur das innere moralische Gesetz der Menschen — lenkt sie auf ihrem Weg, zum Ziel, in die Höhe alle, wie sie auch enden. Und darum lösen sich dieser Kreaturen Schmerzen und Verzweiflungen, Irrtümer und Bosheiten letztlich alle in große Harmonie, in Läuterung zum Seligsein mit den Guten, mit dem Herrn. Es ist das schwedische Lappland, in dem sich alles begibt, vor hundert Jahren, in einer heidnischen Kulturarmut, in der nur einige Menschen höheren Lebens teilhaft sind. Oft ist es wie Mittelalter, das uns erschreckt, finsterer noch als die Welt der Undset ... Und da sind wir bei diesem Namen, den ich beschwören wollte, um eine Vorstellung von der Dixelius Werk zu geben. Sie schreibt ganz anders als die Undset, anderer Stil, andere Kunst- und Charakterisierungsmittel. Aber sie hat ihre menschliche und zeitliche Weiträumigkeit, auch sie modelliert mit männlichem Daumen ihre Köpfe, auch sie erhebt ihren Roman zur Saga. Und ich glaube, daß sie noch unmittelbarer ergreift als die Undset, tiefer und rascher zupackt nach unserem Herzen, weil ihr Erzähleratem von Lagerlöffscher Wärme und Weite ist. Viele Teile des Buchs könnten, für sich herausgenommen, dastehen als Novellen einer klassischen Erzählungskunst — die über ihrer darstellerischen Freudigkeit nie die seelische Untermalung vergißt. Es führte ins Unabsehbare, hier diese Stellen aufzuzählen oder besonders lebendige Gestalten zu erwähnen. Das Ganze muß genossen, geliebt und unvergessen sein. Man wird sich fürchten, andere Bücher der Hildur Dixelius zu lesen. Vielleicht waren sie alle nur Stufen zu diesem und müssen spätere von ausgegebener Kraft zeugen. Aber vielleicht hat die Dixelius das Unerschöpfliche ihrer großen (ich sage nicht: größeren) Schwestern da oben. Es ist ein gnadenreicher Himmel über diesen Ländern. Wohl uns und Dank, daß dieser Gnade Wege zu uns erschlossen werden.

Berlin — Kurt Münzer

Bibis große Reise. Von Karin Michaelis. Bilder von Hedvig Collin und Bibi. Berlin 1930, Herbert Stuffer. 340 S. Geb. M. 6,50.

Während unsere liebe Frau Karin vom blutenden Herzen ihre Gunhild-Lebensgeschichte vollendet, schreibt sie daneben an Bibis wundersamen, abenteuerlichen, bittersüßen Schicksalen weiter. Im zweiten Bande hier kommt das süße kleine Mädchen nach Deutschland, nach Berlin, Nürnberg, in die Spielzeugstädte, ins Riesengebirge, aber sie amüsiert sich nicht nur, sondern macht auch soziale Studien. Und was der Verstand der Verständigen — Also ein Kinderbuch, das viel mehr und tiefere Absichten hat als die sonst üblichen, ein Erziehungsbuch zu Menschlichkeit, Güte, Reinheit. Wie könnte man es anders erwarten von Karin Michaelis! Und wieder erzählt sie vom Kind aus, aus Kindervorstellung her, so wie Fleuron seine Tiergeschichten vom Tier schreiben läßt. Nicht nur in den Briefen, auch in den erzählenden Kapiteln ist die Welt, ist der Mensch von Bibi aus gesehen, empfunden, kritisiert. Und deshalb kann jedem Kind dieses Buch eingehen. Möchte es doch nur jedes Kind sein, dem man es geben könnte! An solchen Büchern wüchse die neue Generation zur Liebe heran.

Berlin — Kurt Münzer

Deutsche Gesamtausgabe der Romane von Luigi Pirandello. Herausgegeben von Hans Feist. Zürich 1928, Orell Füßli. 228, 239, 244 S.

Drei Bände Prosa, denen ein Geleitwort Alfred Kerrs vorangeschickt ist. Die hohe Wertung Kerrs wird durch diese Werke des Sizilianers bestätigt. Sie haben Bestand jenseits der Mode, die viele Stücke des Autors auf den Markt der deutschen Bühnen warf. Sie beweisen auch, daß sein berühmtes Theaterstück „Sechs Personen suchen einen Autor" durchaus nicht die exzeptionelle Stellung in seinem Gesamtschaffen einnimmt, die es auf den ersten Blick zu besitzen scheint. Der Roman „Kurbeln" ist ein Gegenstück zu diesem Drama — aus der Welt des Films. Wirklichkeit, die von der Leinwand auf die Darsteller projiziert wird. Schicksale der Akteurs und des Operateurs, den keine Maschine ersetzen kann, in den Spiegelungen verschiedener Erlebnis- und Denkräume. Der Band „Einer, Keiner, Hunderttausend", der auch „Kleine Ursachen, große Wirkungen" überschrieben sein könnte, schöpft (abhängig oder unabhängig?) aus Vaihingers Als-ob-Philosophie — und wird luftig-spielerisch vorgetragen wie eine commedia dell 'arte, mit dem Aroma der Landschaft, in der diese Kunstart wurzelt. Der dritte Band endlich, „Geschichten für ein Jahr", Philosophie in der Verkleidung des Satyrspiels, birgt Köstlichkeiten wie die Humoreske „Pflichten" und die reizende Tiergeschichte „Pallino und Mimi".

Berlin — Lutz Weltmann

Digitized by Google

Eine Frau allein. Mein Lebensroman. Von Agnes Smedley. Aus dem amerikanischen Manuskript von Julian Gumperz. Frankfurt a. M. 1929, Frankfurter Societätsdruckerei G. m. b. H. 434 S. M. 4,— (6,—).

Ein ungewöhnlich bitteres und grausames Buch, der Werdegang einer heute bedeutenden, vielgelesenen amerikanischen Schriftstellerin. Aber nicht das reiche, triumphierende, satte Amerika der „efficiency" und des „business", sondern Amerika von unten, von der Proletarierseite gesehen: mit den Augen jener, auf deren zerstörter Jugend, verkümmerter Reife und verhärmtem Alter sich jenes scheinbar so prunkvolle Amerika des Wohlstandes und der großen Zivilisation erhebt. Ein halb-indianischer Vater, zuerst Farmer, dann so etwas wie Räuberhauptmann und später Trunkenbold, eine Mutter aus bürgerlichen Verhältnissen, die von der kleinen Farmersfrau zur elenden Wäscherin, zur Hungers sterbenden Proletarierin wird, die immer helfende Tante, die Prostituierte wurde, sterbende, verderbende Geschwister, Hunger, immer wieder Hunger, und schwere Arbeit ums Geld, dazwischen die Sehnsucht nach der Schule und ein bißchen Geist, die grausam nüchternen, lieblosen, gesichtslosen kleinen Industriestädte Amerikas, dann die Steppe und das Gebirge und zuletzt das mörderische Neuyork — das ist die Umgebung, in der die stachlige, harte Pflanze dieses menschlichen Charakters aufwachsen muß. Es steht darin die Auflehnung, der Kampf der sozialistischen radikalen Kreise gegen die Kriegsstimmung in Amerika, die Verbindung mit den von England bespitzelten indischen Führern, Verhaftung als Spionin, Gefängnis — und über allem etwas anderes, das noch in anderem Sinne dieses Buch bedeutend und unvergeßlich macht: der flammende Haß gegen die Liebe, gegen die Ehe, gegen diese Kraft, die immer wieder das Frauenleben gefährdet und zerstört und die Frauen zu Sklaven macht, ihnen das eigene Ich unter dem Joch des Alltags auspreßt.

Für den Kulturforscher und Psychologen bedeutet dieser Lebensroman der Agnes Smedley, vielfach so monoton geschrieben, wie das Elend selbst ist, ein einzigartiges, vielleicht das erste erschütternde Dokument vom Haß und von der Verachtung der Frau gegen das Frauentum selber — ein Dokument aber auch von der Proletariernot, die in einem edlen Geist und starken Gemüt zum Lebenshasse wird.

Berlin — Ilse Reicke

Private Life. Von Paul Selver. London, Jarrolds. 288 S. 7,5 Schilling.

Ein Buch von eigentümlichem Reiz — der Verfasser verschmäht nicht stoffliche Spannung, aber sie ist nur Mittel zum Zweck, vor allem soll die Art wirken, wie sich allmählich das Geheimnis einer Persönlichkeit entschleiert. Gewiß geschieht das nach dem Vorbild des Detektivromans, aber wer hier Conan Doylesche Wirkungen suchte, würde recht enttäuscht sein, wird doch der dunkle Tatbestand, vor den der Anfang stellt, nicht einmal in jeder Beziehung aufgeklärt. Der Erzähler dieser Ichgeschichte ist auch kein Schüler des großen Sherlock Holmes und will es nicht sein; er ist zufrieden, daß der tote Freund, dessen Nachlaß er betreut, ihm allmählich in seinem wahren Wesen näher tritt: die täuschende Hülle des Alltags fällt, sie verbarg ungeahntes Geschick — daß es den Erzähler selber in seinen Bereich zieht, ihn zu sich selbst kommen und dabei wie den anderen den Untergang finden läßt, ist ein Stück seltsam ergreifender tragischer Ironie. Kurz: ein hervorragendes Buch, eine starke Probe der Erzählungskunst Paul Selvers.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Lyrisches

Von Leben zu Leben. Ein Sonettenkranz. Von Hermann Stegemann. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. In Leinen M. 5,—.

Den Rat des Sprichworts vom geschenkten Gaul darf man dieser Gabe gegenüber, die Hermann Stegemann seinen Freunden zum 60. Geburtstag darbietet, getrost beiseite schieben: sie ist ein köstlich reifes Lebensgut, und es ist beglückend, daran teilhaben zu dürfen. Der Dichter schreibt in der Widmung: „Es erscheint mir selbst merkwürdig, daß sich keine andere Form als die des Sonetts einstellte, als der einzelne Vorgang Klärung und Bewahrung forderte." Das klingt fast wie eine Entschuldigung — einer solchen bedarf es aber meines Erachtens nicht. Denn bei aller strengen formalen Bindung an die Gesetze des romanischen Vorbilds erfüllt es Stegemann mit einem urtümlich deutschen Inhalt und Gehalt. Hier hämmert sich ein grüblerischer Geist durch das Gebirg des Zeitlichen, durch die schweren Dinge des Lebens, Schicksals und Leides; Leben und Tod, Traum und Tat werden in seiner Schau zu Geschwistern — die großen Wirklichkeiten menschlicher Existenz: Mutter und Vater, Weib und Kind sind einfach und groß da. Aber er hämmert nicht nur, er kann auch fliegen und singen . . . Mit zu dem Kostbarsten gehören die wunderzarten Sonette eines herbstlich-süßen Liebesfrühlings, der dies leidbeschwerte, kampfdurchdröhnte Dichterleben verklärt. Wenn es der mir zur Verfügung stehende Raum gestattete, würde ich statt vieler Worte einige der Dichtungen, die mir in kurzer Zeit ans Herz wuchsen, abdrucken lassen — so aber muß ich mich damit begnügen, auf sie hinzuweisen: da ist die große Vision des Chronisten des Erdkrieges —: zu ihm schwebt ein Falter, ein Trauermantel, und senkt sich zu den Champagnehügeln... Erschütternder noch wirkt das Sonett „Der Teich". Doch wozu zitieren?! Es ist mein Wunsch, daß dies Versbuch bekannt werden möge in unserem Volk als das Bekenntnis eines Großen, den das Schicksal auserwählte, deutsch zu sein, reich an Traum und Tat, an Glück und Wert.

Leidhecken — Karl Rheinfurth

Musik der Jahreszeiten. Gedichte. Von Arthur Fischer-Colbrie. Wien 1928, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 41 S.

Ein unbedeutender Versband, der nur als Gegenbeispiel betrachtet sei. Die Zeit ist berauscht von sich selbst, vom Taumel ihres Tempos, von der Fülle ihrer Stofflichkeit, von der Kolossalität ihrer Mengen, Massen und Maße, und die Literatur, die Zeitungen sind überfüllt von Gestaltung gegenwärtigen Stoffes, die oft im nackten Stoffe stecken bleibt. Ein schriftstellerischer Materialismus kennzeichnet die unmittelbare Gegenwart. Manche, um eine geistige Erneuerung bemüht, versuchen Abstand von der Zeit zu halten, ihren Problemen nicht abgewandt, aber abseits vom ununterbrochenen Rollen der Sensationen und dem Gischten überhäufter Stofflichkeit. Ein verwandtes Streben ist auch in manchen Jüngeren verspürbar, doch muß eine scharfe Grenze gezogen werden. Pseudoklassik und Pseudoromantik kann jene, zwar nicht um Zeitlosigkeit, aber um Überzeitlichkeit kämpfende Gegen- und Unterströmung nur kompromittieren. Von den Tugenden, die man am wenigsten hat, spricht man am meisten, heißt es bei Lessing, und Poeten, die beständig Gemüt, Gefühl, Seele reden, sind verdächtig. Diese Gedichte sind von verschiedenen Seiten, meist in der bekannten freundlichen Briefweise, beglückwünscht worden: es ist ja überhaupt ein Zweig

Digitized by Google

der Berühmtheit geworden: jeder bekannte Mann äußert ununterbrochen wie der Erzherzog im „Feldherrnhügel“: „Da gratulier' ich.“ Jedoch, nicht mitzugratulieren, auszusagen bin ich da. Und da muß ich leider bekennen: diese Fischerschen Gedichte gleichen lyrischen bestenfalls wie eine hölzerne Lerche einer lebendigen. Epigonische Lyrik im Stande der Enkelschaft: die große idyllische und naturnahe Lyrik des 19. Jahrhunderts ward leer und taub bei den Söhnen Geibels; was soll uns nun dieser Nachklang nach abermals fünfzig Jahren? Warum ist es nötig, das tausende Male Gesagte immer nochmal zu sagen und diese sauberen Schularbeiten zu drucken, indes echte Talente keinen Verleger finden?

„Wo ist der Sänger, der dich überböte,
O Vogel Gnadenreich im Frühlingshain?
Birgt noch der Osten seine junge Röte,
Übst du dein Lied schon, sie zu grüßen, ein!“

Oder:

„Das Haus, vom Tagwerk tief gestillt,
Das Erdenglaube fromm vollbracht,
Gab sich, zu großer Rast gewillt,
Der guten Neumondnacht in Pacht.“

„Der göttliche Maler“ malt wie einst bei Eichendorff. Was tut die Glocke? Sie ruft: „Tag ist Vergangenheit!“ Was tut „das Sträßlein“? Es „läuft den Schattenhang empor“. Die nette Gegenständlichkeit, der dünne Wohllaut dieser Verse bezeugte Talent, wenn der Verfasser der alten schwäbischen Dichterschule angehörte. Wir leben aber in einer armen Zeit; so schätzenswert es ist, wenn Verleger lyrische Bücher drucken: dergleichen Plusmacherei ist Verschwendung. Und abgesehen davon, ist ein erlebter Journalismus immer noch mehr wert als unerlebter Idealismus, der sich mit längst ausgeblichenen Mustern drapiert.

Wien-Döbling Ernst Lissauer

Flugzeuggedanken. Von Joachim Ringelnatz. Berlin 1929, Ernst Rowohlt. 156 S. M. 4,50, (7,—).

Manche Menschen finden in diesen Gedichten grotesken Humor. Sei's. Ich finde, sie sind oft weniger von Ringelnatz gedichtet als vom Reim selbst; vom Reim, versteht sich, mittels Ringelnatzens Hirn und Hand. Er sagt z. B., auf Seite 98 von den Studenten bei der stuttgarter Platzmusik:

„Da stehen sie in Grüppchen
Nach Kopfbedeckung grün, rot, blau
Und löffeln sich ihr Süppchen
Und wissen alle nichts genau.“

Sie löffeln aber gar nicht, wie sollten sie auch, da sie stehen; und außerdem habe ich es gesehen: sie löffeln nicht. Es sind Verse, es sind Witze, es sind Späße, auf die man nur mit dem ungeheuren Hihi antworten kann. Er dichtet z. B. in dem Gedicht „Zu dir“:

„Sie sprangen aus rasender Eisenbahn
Und haben sich gar nicht weh getan ...
Sie schritten durch eine steinerne Wand“

und so weiter. Ja, und was tat denn das alles, ja was tommelt denn da? „Meine Gedanken.“ Oder er sagt uns:

„Berlin wird immer mehr Berlin.
Humorgemüt ins Große.
Das wär' mein Wunsch: Es anzuziehn
Wie eine schöne Hose.“

Sollte da nicht der Reim des Gedankens Vater sein? Und wenn er schreibt:

„Das Es ki mo no to ne
Besteht aus fünfmal Wort,
Und eine Kaffeebohne
Treibt niemals Pferdesport“

und weiter:

„Man ches ter ho sen il es —,
Geht vieles stumpf einher.
Quatsch gibt den Dummen vieles,
Gibt Klugen manchmal mehr,“

— sollte da nicht Morgenstern des ungeratenen Gedichtes Vater sein? Manches ist ja wirklich ganz lustig, z. B. das „Wannenbad“, und in einem Witzblatt läse man es gern. Jedoch: in dieser gekrampften Lustigkeit zittert Krampf der Gegenwartsstunde. Wie in Brechts „Hauspostille“ zutiefst eine ungeheure Langeweile über das Nichts der Welt klafft, wie eine letztlich ganz arme Verzweiflung des ohne Rettung in der Materie steckenden Menschen zu unterst wehklagt und mit massiger Choralimitation eines Hupen- und Jazzkonzerts überbleckt wird: so wirkt hier ein — harmloserer — Zynismus aus Langerweile. Der Quatsch dieses Klugen stammt aus tiefer, zu unterst trauriger Ödnis: Weltkater.

Wien-Döbling Ernst Lissauer

Bei der Kerze. Gedichte. Von Käthe Braun-Prager. Darmstadt 1929. Darmstadter Verlag.

Über diesen Erstling läßt sich Freundliches sagen. Es liegt hier der merkwürdige Fall vor: das sprachliche Erlebnis, die Zündung des Gefühls in der Sprache ist nicht kräftig, die Dichterin kommt oft über wohlbekannte Rhythmen und Vorstellungen nicht hinaus. Indes eine Anzahl Gedichte heben sich ab, schon hat man den Band beiseite gelegt, sie klingen nach, so daß man ihn wiederum ergreift: es sind die aus dem besonderen Erlebnis der Frau, der Mutter, entstandenen. Wie sie im Konzert sitzt, sanft bewegt das ungeborene Kindlein sich im Schoß; wie sie, um seinetwillen, jeden „bösen Blick“ fürchtet; ein Gedicht wie dies, „Neunter Mond“:

„Immer mehr und mehr drängt es ans Licht:
Unbekanntes du und ganz Vertrautes,
Niegesehnes und doch Vielgeschautes,
voller Seele süßes Angesicht.“

Oder Zeilen, mit denen „die Frau“ sich aussagt:

„Ich bin die große Brücke in der Welt,
der Übergang, doch nie das letzte Ziel,
ich bin die Stunde, aber nicht das Jahr.“

Oder die stille Realistik in dem Gedicht „Junge Bettlerin beim ersten Gang“. Manche verwandte Gedichte, etwa „Die Beamtin“, kommen über eine gewisse prosaische Lage nicht hinaus; überhaupt bleibt die Einfachheit dieser Verse oft Prosa. Wie sich aber diese schlichte Sanftmut immer wieder da und dort zu bewegtem und bewegendem Tonfall beseelt, wie die Aussage zu Lyrik wird, das läßt erhoffen, daß dieses vorerst noch schmale Talent sich allmählich breiter ausatmen, selbstiger aufklingen wird.

Wien-Döbling Ernst Lissauer

Digitized by Google

Der Lichtkreis. Balladen und Lieder. Von Friedrich Roth. Mannheim 1929, Gengenbach & Halm A.-G. 40 S.

Ein Anfang nur, aber ein Anfang. Wenn er sagt:

„Der Sterne silberne Zungen
Ertönen zur ewigen Wacht,"

vergreift er sich im Bild. Spricht er von „der hohen, stillen Frau Melancholie", von „Alabasterstirn", ist er falsch poetisch. Sagt er:

„Wie schlanke Säulen stehen die dunklen Bäume,"

wiederholt er Gewohntestes. Jedoch er sagt auch:

„Das Rauchfaß Gottes, der Mond
Schwingt durch die glühende Nacht;"

Und:

„Der Nachtzug rattert fensterhell vorbei.
Im Gold der Heizung steht der Feuerknecht."

Es gibt eine balladische Folge „Totentanz", „Der Revierjäger", „Der Ozeanflieger", „Der Nachtwächter", darin knapp hackende, scharf aufschlagende Rhythmen:

„Noch diese Nacht
fällt mir der Bock.
Was gilt's? Ich wett, Schlag ein!"

die dann verwandt auftönen in sanft geistlichem Lied:

„Vor dir, o Gott, bin ich ein Nichts.
Ein Hauch. Ein Blatt,
im Winde matt."

Wien-Döbling — Ernst Lissauer

Neue und alte Verse. Von John Galsworthy. Übertragen von Kurt Schrey. Wien 1929, Paul Zsolnay. 74 S.

Ohne die Schätzung und teilweise Überschätzung des Epikers Galsworthy in Deutschland hätte der Verlag wohl kaum diese Verse in deutscher Übertragung herausgebracht. Sie kommt eigentlich post festum, denn die Galsworthy-Mode in Deutschland ist schon lange im Schwinden begriffen. Mit sicherem Geschmack hat der Nachdichter, der Verfasser der bekannten Arbeit über „Galsworthy und die besitzenden Klassen Englands", das Schönste aus des Dichters Lyrik, die in den beiden Bändchen „Moods, Songs, Doggerels" (1912) und „Verses New and Old" (1926) vorliegt, ausgewählt. Manches darin mutet überraschend un-Galsworthian an, wie z. B. der leidenschaftliche Hymnus auf die „Liebe" und die energiegeladenen Verse auf die „Fahrende Ritterschaft". Den Dichter des Mitleids erkennen wir wieder in den ergreifenden sozialen Gedichten „Aufschrei im Elendsviertel" und „Die Dirne". Recht stimmungsvoll sind die Gedichte auf Galsworthys Heimat Devonshire, deren kämpferischer Geist rhythmisch bewegten Ausdruck findet. Von den „Kriegsgedichten" ist besonders willkommen das edle, feierliche Gedicht „Im Schattental", das Galsworthy zu einer Zeit schrieb, als die englische Lyrik sonst fast nur Propagandazwecken dienstbar gemacht wurde. Bei den weltanschaulich gerichteten Gedichten ist auffallend die innige religiöse Note und zugleich ein Drang ins Kosmische. Neben Didaktischem steht echte Poesie, wie die zarten, duftigen Verse auf die „Klare Nacht". Der Übersetzung merkt man die liebevolle Einfühlung in das Original in fast jeder Zeile an; manches mag zu frei wiedergegeben sein, aber der ursprüngliche Sinn ist nie direkt verfälscht. Wir geben als Probe den englischen und deutschen Text eines durch seine Prägnanz charakteristischen Vierzeilers:

There fell a man in the heat,
Out of the race he ran,
Who knew too well he was not beat —
O God! Was I that man?

Fiel einer im heißen Lauf,
Sprang aus der Bahn,
Gab weit vorm Ziel schon auf —
O Gott! War ich der Mann?

Bochum — Karl Arns

Verschiedenes

Stresemann. Von Rudolf Olden. Berlin 1929, Ernst Rowohlt. 275 S.

Stresemann, ein deutscher Staatsmann. Von Heinrich Bauer. Berlin 1930, Georg Stilke. 268 S. M. 5,— (6,—).

Die beiden hier vorgelegten Biographien des verstorbenen deutschen Außenministers sind im Wesentlichen schon vor seinem Tode im Manuskript vollendet gewesen. Das Buch von Bauer, der Stresemann persönlich nahe stand, ist zum Teil noch von Stresemann gelesen und mit ihm besprochen worden. Sein Wert besteht deshalb auch darin, daß mehrfach Äußerungen Stresemanns und anderes bisher Unbekannte mitgeteilt wird. Als Versuch einer Darstellung und biographischen Würdigung scheint uns aber Oldens Buch bei weitem den Vorzug zu verdienen, vielleicht gerade deshalb, weil er ihm ferner stand, so auch Kritik sprechen läßt und mit dadurch das eigentliche Wesen Stresemanns und seine Bedeutung viel klarer hervortreten läßt. Beide versuchen, Stresemann hineinzustellen in die Umwelt und in das politische und soziale Milieu, in dem er handelte, aber während bei Bauer die meist sehr weit ausholenden allgemeinen historisch-politischen Auseinandersetzungen mit der eigentlichen Biographie nicht recht verbunden sind, versteht es Olden, besonders in den früheren Teilen, ausgezeichnet, die persönliche Entwicklung in die allgemeinen Verhältnisse hineinzustellen. Vor allem die Entwicklung des jungen Stresemanns, die Bauer kaum behandelt, wird von Olden in ihrer Selbständigkeit und zugleich ihrer Bedingtheit ganz ausgezeichnet geschildert und etwa die so viel verspottete Dissertation über den Flaschenbierhandel mit den persönlichen Erlebnissen des Vaterhauses in Verbindung gebracht. Gerade weil Olden, der vielleicht sogar noch die Einheitlichkeit der Anschauungen Stresemanns überschätzt, doch die politische Bedeutung des späteren Staatsmannes von seinem Versagen im Krieg, das er freilich psychologisch durchaus verständlich macht, deutlich abhebt, tritt die Leistung des Außenministers außerordentlich eindringlich hervor. Freilich ist die Schilderung der amtlichen Tätigkeit Stresemanns wohl nicht so gelungen und vielleicht nicht so ausgereift wie die früheren Partien des Buches, obwohl überzeugend die bis zum Schluß festgehaltene Mischung von romantischer Gefühlsstimmung und nüchternem Realitätssinn dargelegt wird. Bei Bauer sind die biographischen Teile, so weit sie die politische Tätigkeit Stresemanns betreffen, fast mehr Materialsammlung als biographische Darstellung, und der Versuch, Stresemann gewissermaßen einzureihen „in den Gang der deutschen Geschichte", ist schon deshalb mißglückt, weil die dabei vielfach herangezogene Geschichte des 19. Jahr-

Digitized by Google

hunderts meist schief und zum Teil sehr äußerlich beurteilt wird. Wenn Bauer „zugleich dem unbekannten Menschen Stresemann in sein Herz zu leuchten" versuchen wollte, so ist ihm das vor allem in den abschließenden und überaus eindrucksvollen Kapitel „Der Mensch aus der Nähe" durchaus gelungen.

Marburg a. d. Lahn — Wilhelm Mommsen

Macht und Geheimnis der Jesuiten. Von René Fülöp-Miller. Leipzig und Zürich 1929, Grethlein & Co. 576 S.

Der Verfasser nennt sein umfangreiches Werk über die Jesuiten im Untertitel eine „kulturhistorische Monographie" und will mit ihr eine Darstellung „jener menschlichen Leidenschaften und Träume, Leistungen und Unzulänglichkeiten" geben, „durch welche unsere moderne Kultur bestimmt wurde". So ist das Werk überaus weit angelegt und behandelt aus Anlaß der gewiß welthistorischen Bedeutung und Tätigkeit des Jesuitenordens fast alle politischen und geistigen Probleme der letzten vier Jahrhunderte. Dabei ist ohne Zweifel die Materialbeherrschung und Tatsachenkenntnis des Verfassers durchaus anzuerkennen, wenn auch natürlich bei einem so umfassenden Werk mancherlei Einzelirrtümer nicht fehlen können. So sind etwa die Verhandlungen des bekannten Jesuiten Possovino mit Iwan dem Schrecklichen (S. 381 f.) kein Erfolg jesuitischer Politik gewesen, sondern der jesuitische Unterhändler und mit ihm die Kurie von der gewandten Diplomatie des Zaren getäuscht worden. Aber weniger wichtig als Einzelirrtümer scheint uns, daß die Fülle des überaus interessanten Stoffes doch wohl mehr äußerlich aufgezählt und aneinandergereiht, als wirklich geistig durchdrungen worden ist. Den Reiz des Buchs bildet im Grunde die farbige und vielfach eindrucksvolle Schilderung der weltumfassenden äußeren Tätigkeit des Jesuitenordens. So heißt es denn auch in der Einführung: „Der Verfasser hat demnach für seinen Gegenstand ein Material vorgefunden, wie er es sich köstlicher und anregender kaum hätte wünschen können. Es führt in die Salons der pariser Gesellschaft, in die Observatorien großer Astronomen, in die Urwälder Südamerikas, in die Zeremoniensäle Chinas, in den Palast des Sacrum Officium, in die Logen des Freimaurerbundes, in Verschwörerkonventikel und in Einsiedlerzellen. Wer sich diesen Quellen anvertraut, durchmißt alle Städte und Landschaften der bewohnten Erde, alle Epochen der neueren Zeit; er wird in alle ihre theologischen, philosophischen, naturwissenschaftlichen, politischen, soziologischen und literarischen Streitigkeiten hineingezogen ..." Es ist in diesem Sinn auch durchaus gelungen, ein überaus farbiges Bild zu geben, das freilich im einzelnen kaum nachzuprüfen ist, da der Verfasser trotz einem angefügten, überaus reichhaltigem Literaturverzeichnis — in dem freilich einige charakteristische Veröffentlichungen fehlen — nirgends im einzelnen die Grundlagen seiner Ergebnisse belegt. Das macht dann auch gelegentlich leicht, gegen Anschauungen zu polemisieren, die, soweit wir wissen, von ernsthafter Seite nie vertreten worden sind. So ist nie gesagt worden, daß Loyola die Einrichtungen des spanischen Heeresdienstes „sklavisch" übernommen habe, sondern nur, was auch der Verfasser sagt, daß eine tiefe Parallele zwischen militärischer und jesuitischer Subordination vorläge (S. 26).

Das Werk wendet sich an breitere Kreise und ist trefflich mit Bildern ausgestattet. Trotzdem möchten wir bezweifeln, ob die sehr wenig straffe Gliederung und das sehr starke Hin und Her der Schilderung einem breiteren Publikum ein wirkliches Bild des Jesuitenordens und seiner historischen Bedeutung zu vermitteln vermag. Um so weniger scheint uns angebracht, daß der Verfasser in der Einleitung es für nötig hielt, gegen die „Geheimsprache der Fachliteratur" und eine Objektivität zu polemisieren, die das Dumme wie das Weise mit gleich ernsthaftem Respekt und unparteiischer Trockenheit abhandle. (Soll das etwa auch für den vom Verfasser benutzten „Fachhistoriker" Gothein gelten?) Auch wir bekennen uns mit dem Verfasser zum Recht subjektiver Wertung und zu dem, was er über Probleme historischer Darstellung in der Einführung sagt, möchten aber betonen, daß die „subjektive Wertung" des Jesuitenordens uns bei ihm vielfach eine im Ganzen etwas einseitige Lobpreisung zu sein scheint.

Marburg a. d. Lahn — Wilhelm Mommsen

Krieg oder Frieden. Randbemerkungen zu Remarques Buch: Im Westen nichts Neues. Von Hermann Heisler. Stuttgart, Verlag der Christengemeinschaft. 48 S. M. —,80.

Mit immer neugierigerem Staunen hatte ich mich festgehalten bei der Lektüre des Pamphlets von „Mynona": „Hat Erich Maria Remarque wirklich gelebt? Der Mann, das Werk, der Genius; 1000 Worte Remarque" (Berlin, Verlag Paul Steegemann). Ich hielt solche Purzelbäume einer silbenstechenden, wortespießenden, gedankensuchenden Hirnakrobatik, wie sie 250 schlagend-geschlagene Druckseiten in neun Kapiteln zeigen, bislang nicht für möglich in der gepriesenen Gegenwart der neuen Sachlichkeit. Von solchem Kataraktausbruch des kritischen Geistes muß der gewöhnliche Sterbliche sich länglich erholen ...

Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein, das mir von der anthroposophischen Gemeinschaft Friedrich Rittelmeyers her zuflattert. Remarques Kriegsbuch, erschütternd in seinem Inhalt, aufrüttelnd in seiner Form, Klage und Anklage mit der Einseitigkeit des Leidenden, der um seine Wirkung nicht weiß — es wird mit Verständnis zergliedert, in seinem unerhörten Massenerfolg auf die ganze Welt (wobei der Verlag kräftig mithalf) gewürdigt, in seiner Lückenhaftigkeit festgestellt. Die Kriegsbriefe gefallener Studenten, die Philipp Witkop sammelte (Georg Müller in München), werden eifernd berufen, um die gar verschiedenartige Auslösung des Kriegsschicksals bei den differenten Kriegsmenschen nachzuweisen. Die Trostlosigkeit und niederdrückende Schwermut bei Remarque — der Glaube an die Zukunft unseres Volks, dessen Jugend so lebte und so starb!

Auch das vielgelesene Buch von Ludwig Renn: „Krieg" (Frankfurter Societätsdruckerei) in seiner gewiß nicht unkritischen, doch positiven Haltung zum Völkerschicksal lobt unser Verfasser. Das englische Kriegsstück „Die andere Seite" übe den Zweck des Grauens vor dem Kriege reiner als Remarque.

Heisler vertritt etwa die Thesen: 1. Deutschland gab sich seit 1870 nicht eine solche Stellung unter den Völkern, daß ein Krieg mit uns unmöglich wurde. 2. Abscheu gegen den Krieg ist kein wirksames Antikriegol. 3. Deutschland schuldet der Welt den neuen Menschen! Solch heiliger Wille zum Leben, der das Schicksal gestaltet, statt zur bittern Resignation des Remarque-Buches sich (millionenfach) zu bekennen, ist nach der frommen Überzeugung der „Christengemeinschaft" die Friedensgarantie an Stelle der Fortsetzung des noch nicht beendigten Weltkrieges ... Denn nur

Digitized by Google

auf geistig-seelischem Gebiet gibt es zur Zeit eine freie Entfaltung. 4. Darum: Los von Remarque! Nicht Untergang des deutschen Volkes, vielmehr die Christusmystik im Bunde mit allen klaren Erkenntnissen der Neuzeit. Schwert und Kreuz ...

Charlottenburg — Theodor Kappstein

Gott in Frankreich? Ein Versuch. Von Friedrich Sieburg. Frankfurt a. M. 1929, Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag. 317 S. M. 7,— (10,—).

Der Titel dieses Buchs ist die ganz lustige Verwendung des geläufigen Sprichworts, aber vielleicht verwirrt er ein wenig. Das Buch ist auch witzig und erzählt davon, wie schön es sich in Frankreich lebt, eben nun wie Gott in Frankreich, aber es ist nicht bloß witzig, sondern sehr ernst und sehr ernsthaft. Das Fragezeichen aber hat es an sich; es kehrt wieder in der Kapitelüberschrift: „Ist Gott Franzose?" Und die Antwort des Buches lautet: Ja; wenigstens bis heute ist er es, auch wenn die Franzosen nur mehr unvollkommen an ihn glauben, und das Schicksal des Landes, vielleicht des Kontinents hängt davon ab, ob er es bleibt. Das heißt: ob die französische Religiosität, der unreflektierte Nationalismus, der sich an der Spitze der Zivilisation weiß und mit einer so naiven wie starken Selbstverständlichkeit alle Entwicklungen auf sich bezieht und in sich bezieht, der Erweiterung ins Universale fähig wird. Die Jungfrau von Orleans ist für Sieburg die wunderbare Schöpferin dieser französischen Ich-Bezogenheit — ihre Erscheinung zu deuten, im knappen Geschichtsablauf und in der Symbolbildung, ist die Aufgabe eines reizvollen Präludiums. Dann aber rückt Sieburg, während die Melodie der heroischen Legende im Ohr bleibt und manchmal wieder durchklingt, der Gegenwart auf den Leib und beschreibt dies Frankreich des gelassenen bürgerlichen Lebens, der Gesittung, der Literatur als zivilisatorischen Institution, beschreibt es mit jener Liebe, die nicht die Urteile und Vorurteile eines geformten Maßstabes heranträgt, sondern das Menschliche in seiner individualistischen Prägung, in seinem Gruppencharakter aus den eigenen Notwendigkeiten versteht. Den leichtfertigen und gefährlichen Blödsinn, daß die Franzosen ein „degeneriertes" und sittenloses Volk seien, womit sich ein paar Jahrzehnte die deutsche Bildung genährt hat, braucht er den Deutschen nicht mehr auszureden; das hat der Krieg besorgt. Aber indem er den Lebensrhythmus der Breite des Hinterlandes zeigt, jener kleinen, manchmal verschlafenen, in ihrer Stille aber an und in Traditionen gewachsenen Städte der „Provinz", könnte er vielleicht helfen, eine für die innerdeutsche Auseinandersetzung immer sehr gebräuchliche Lesart zu zerstören: daß der „pariser Zentralismus" die Bewegungskräfte des Landes gelähmt. Dieses Herausheben des provinzialen Eigenwuchses und der Entscheidungskraft des Landes, ist, politisch gesehen, verdienstlich. Doch ist das natürlich nicht der Maßstab, mit dem man diesem herrlichen und starken Buch gerecht wird, das in einer breiten Fülle des Ausdrucks, Ironie und verhaltenes Pathos, novellistische Frische und sachlich konkrete Mitteilung in sich schließt, Landschaften und Menschengesichter deutet. Aber schließlich: daß es meisterlich geschrieben, ist auch nicht das Entscheidende; gute Feuilletons über Frankreich liefern noch andere Autoren mit einer koketten oder graziösen Einfühlung. Dies Buch ruht auf einer großen politischen und geistigen These: es sieht in dem französischen Volk die bewahrenden Kräfte gegen Rekord und Betrieb, es bejaht sie, weil sie in sich, im Menschlichen, werthaltig sind; aber dahinter meldet sich Frankreich „als Widerstand", als Gefahr für die Aufgaben einer neuen Gesinnung, in der die Nationen, vom Anspruch ihrer einzigen Mission sich trennend, im anderen den eigentümlichen Wert erkennen und anerkennen. Was Sieburg über das deutsch-französische Verhältnis sagt, geht an die seelischen Grundfragen heran, frei von dem billigen Allerweltsgewäsch der Oberflächenbetrachtungen und Friedenskongresse, aber hier, ernst und doch in vorsichtig abgesteckten Möglichkeiten optimistisch, hat das Buch eine Aufgabe zu erfüllen.

Berlin — Theodor Heuß

Politik und Humanität. Paul Nathan. Ein Lebensbild. Von Ernst Feder. Berlin 1929, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. 155 S. M. 6,— (8,—).

Ein inhaltreiches, gut geschriebenes, vorbildlich knappgefaßtes Lebensbild. Deutlich tritt die klare Hauptlinie des Menschen hervor, so wenig auch problematische Verwicklungen fehlten ... „Eine sich überstürzende Gedankenfülle, viel Selbstquälerei" ... der unvermählt Gebliebene war der Gefühlsromantik nicht unzugänglich, hatte jedoch schon in der Jugend „eine realistische Auffassung der Liebe" ... Starke Empfänglichkeit für sinnliche Eindrücke, die Fähigkeit, sie anschaulich und exakt wiederzugeben — keine dichterische Gestaltungskraft. Vielleicht vor allem aus Vernunftsgründen spätausübend, war und blieb er „eine schwerblütige Natur".

Es fehlen diesem Dasein auch nicht die äußeren Widersprüche. „Einem Geschlecht von Bankherren entstammend, hat er für nichts so wenig Sinn wie für das Geldgeschäft." — „Ganz frei von den Traditionen der Abstammung und der Religion aufgewachsen, hatte er den jüdischen Angelegenheiten bisher vollkommen ferngestanden." Trotzdem gab er seine politische Wirksamkeit entschlossen auf — er war eine der Stützen von Theodor Barths „Nation" — und widmete hingebungsvoll „aus Rechtsgefühl" seine besten Mannesjahre der jüdischen Sache.

An führender Stelle hat er für den Hilfsverein der Deutschen Juden sich eingesetzt, hat mit russischen Staatsmännern verhandelt, bereiste Palästina, vermochte es, in der Wilhelmstraße auf die politische Wichtigkeit des jüdischen Schulwerkes hinzuweisen. Das war die von ihm ersehnte „große ernste Arbeit".

Bisher hatte er auch Kulturinteressen getrieben, hatte als einer der ersten Adolf Hildebrand gepriesen, ersah zu einer Zeit, die Klingers Beethoven mit stürmischer Begeisterung feierte, „das charakteristische Experiment eines großen Menschen". Im Mittelpunkt seines Freundeskreises standen Bamberger und Homberger, auf diese beiden fallen im Buch manche Lichter. Aber auch auf andere. Sein kluger, welterfahrener Onkel, der Baron Cohn aus Dessau, Hofbankier des Kaisers Wilhelm I., meinte von diesem Monarchen: „Er war der größte Menschenkenner, den ich gesehen habe, er verstand es, auf jeden Posten seiner Umgebung, vom Barbier bis zum Kanzler, die für diese Funktion geeignete Persönlichkeit zu stellen." Bamberger sagte über den jungen Helfferich, in dem er mit Recht seinen Schüler sah: „Er ist ein so heller Kopf, daß es ein wahres Vergnügen ist, mit ihm zu tun zu haben." Bei Bamberger erschien 1899 der einundachtzigjährige Mommsen, erklärte, er wolle „jetzt

Digitized by Google

doch noch den vierten Band der Römischen Geschichte schreiben, weil er nach Beendigung des römischen Strafrechtes nichts mehr zu tun habe". Ein Vierteljahr darauf hielt Mommsen an Bambergers Grab jene Totenrede, von der man noch lange sprach, „ist dann schluchzend zusammengebrochen" ...

Paul Nathans Leben war nicht geräuschvoll, aber reich — Kultur, Politik und Humanität.

Berlin Marie von Bunsen

„Aber von dem Baum der Erkenntnis...." Sinn und Bild der Paradiesesbäume. Von Richard Karutz. Mit 19 Tafeln und 35 Abbildungen im Text, 145 S. Stuttgart-Den Haag-London 1930, Orient-Occident-Verlag.

Es ist ein großes Verdienst dieses Buchs, das wichtigste Bildmaterial zweier unsterblicher Symbole aller Zeiten und Völker aus den verschiedensten Schichten der Mythengeschichte an einen Ort zusammengetragen zu haben. Wer aus eigener Erfahrung die Mühen kennt, die es macht, auch nur für ein einziges derartiges Symbol aus der Fülle wissenschaftlicher Werke der Assyrologen, Ägyptologen, Gräcisten, Romanisten, Primitivenforscher, Kunsthistoriker die wesentlichen Abbildungen zusammenzubringen, der wird für die hier geleistete Arbeit am Bild, diese wichtigste Arbeit für alle derartige Forschung, besonders dankbar sein. Auch erleichtert es dem Leser, was jeder ernsthaften Forschung wichtig sein sollte, die Möglichkeit, sich selbst ein Urteil zu bilden und nicht einfach blindlings der Ansicht zu folgen, die der Autor vertritt. Auf die möglichst selbständige Mitarbeit denkfähiger Leser sollte niemand verzichten, dessen Arbeit und Urteil ernst genommen werden will. Diesen Voraussetzungen ist Professor Karutz in dankenswerter Weise nachgekommen.

Ein zweites wesentliches Verdienst dieser Arbeit sehe ich darin, daß der Verfasser all die blassen Deutungsversuche solcher Symbole, wie sie alle Mythenforscher (auch die, welche von der Religionsgeschichte herkommen), soweit sie noch felsenfest in der rationalistischen Tradition des 19. Jahrhunderts stehen, immer noch versuchen, einfach ignoriert. Ein besseres Schicksal verdienen sie in der Tat nicht. Solange man nur rein philologische Methoden gelten läßt, arbeitet man am Wesentlichen solcher Forschungsgebiete vorbei, zu denen Legenden, Sagen, Märchen und erst recht alle Mythen und ihre Symbolsprache in Schrift und Bild gehören.

Karutz befaßt sich ausschließlich mit den beiden Bäumen im Paradies, wie sie uns allen aus dem zweiten Kapitel des Pentateuch wohl bekannt sind, die zwei uns geläufigsten Symbole unseres Mythengutes, den Baum des Lebens mitten im Garten und den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen, wie Luther die Stelle verdeutscht hat. Schon deshalb kann er auf allgemeinstes Interesse für seine Arbeit rechnen. Was er dazu an Hand des Bildmaterials zu sagen hat, wie er in das Wesen der Symbolsprache eindringt und sie auch für heutige Leser noch sinngebend zu machen sucht, ist für viele gewiß neu und öffnet gewiß manchem, der noch nicht völlig verlogisiert ist, den Blick für das Wesentliche an solchen Symbolen und ihrem innersten Leben, aber in ihrer Deutung legt er sich als Getreuer Rudolf Steiners auf dessen Geisteswissenschaft und ihr Weltbild bis ins Kleinste und in jede Einzelheit fest. Er legt dann häufiger nicht aus, sondern unter. Der Erkenntnistrieb, der beim derzeitigen homo sapiens ja nicht schwächer ist als irgendein anderer Trieb, zwang Steiner, der von jeher stark Theoretiker war, seine theosophischen Erkenntnisse zu einem in sich geschlossenen System auszubauen, das keinerlei Lücken läßt. Darin liegt für viele eine Hauptanziehungskraft der Steinerschen „Lehre". Er tut damit dasselbe wie alle Theologen (im Unterschied zu den eigentlichen Religiösen), wenn sie die Einsichten und Erlebnisse, die ihr Mythus gewährt, zu einer Dogmatik oder einem scholastischen System ausbauen. Der Mythus verliert damit seine Unmittelbarkeit und die nur ihm eigene Kraft und kann fortan jederzeit vom Verstand und seinen Denkmitteln aus erschüttert und untergraben werden. Zwar hat die Steinersche Lehre es wahrscheinlich Karutz erst möglich gemacht, über alle Philologie hinaus die Sinndeutung der beiden von ihm untersuchten Symbole mit einiger Aussicht auf Erfolg zu unternehmen, und darin liegt ein Hauptverdienst Steiners, daß er seinen Anhängern das Auge dafür geöffnet hat — aber durch sein Schwören auf die verba magistri bringt er sich um manche Wirkung. Um nur einen Hauptpunkt kurz anzudeuten: die Verdeutschung Luthers „Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen" entspricht sicher nicht dem Ursinn dieser Worte in 1. Mos. 2, 9, und darauf kommt es doch zunächst an. Das hebräische tob und ra hat in der Sprache dieses uralten Mythus, wie schon aus 1. Mos. 1, 31 hervorgeht, einen ganz anderen, der hohen Zeit alles beherrschender Kultmagie entsprechenden Sinn, den wir in unserer Begriffssprache etwa als dem Kult und seinem Ritus zweckmäßig und schädlich wiedergeben könnten. Ich verweise dazu auf Goldbergs Forschungen, wie sie in seinem Werk „Die Wirklichkeit der Hebräer" niedergelegt sind. Sittlich gut und böse, Begriffsworte intellektueller Spätzeit, haben mit tob und ra im Sinne des ersten Buchs des Pentateuch gar nichts zu tun. Eingeschworen auf Steiners deskriptiv intellektuelles System, muß man an dem Ursinn jenes Symbols vorbeisehen.

Derlei durchaus sachlich zu begründende Einwände von Wichtigkeit lassen sich häufiger machen. Trotzdem sei das Werk zur Einführung in eine uns nicht mehr geläufige Gedankenwelt schon deshalb eindringlich empfohlen, weil sie wieder wichtig zu werden beginnt.

Berlin Kurt Aram

Joseph Fouché. Bildnis eines politischen Menschen. Von Stefan Zweig. Leipzig 1929, Inselverlag. 332 S.

In bewußtem Protest gegen die „heroische" Geschichtsschreibung, die — allzu einseitig betrieben — zur Geschichtsfälschung führen muß, hat es Stefan Zweig unternommen, hier das Bildnis eines genialen Verräters, eines „Gegenspielers" von großem Format zu entwerfen. Joseph Fouché, Klosterschüler aus Nantes, Deputierter des Konvents, Königsmörder und Atheist, Blutscherge über Lyon und obskurer Hintertreppenspion; Fouché, der Robespierre an das Messer der Guillotine lieferte, die große Revolution liquidierte, als Polizeiminister den Staatsstreich des Generals Bonaparte ermöglichte und — als millionenreicher Herzog von Otranto — den Kaiser Napoleon nicht nur einmal verriet, der den wiedergekehrten Bourbonen seine letzten Dienste widmete, um schließlich gegen das Ende seines abenteuer- und intrigenreichen Lebens, im Schatten des Exils, sang- und klanglos dahinzuwelken — dieser Joseph Fouché ist wahrlich ein Dämon des Bösen gewesen, ein Luzifer der Historie, ein Mensch, der die höchsten Gaben eines gefährlich klaren und wachen Intellekts nur immer in den Dienst der eigenen Geltungsmanie zu stellen vermochte. So zeichnet ihn Zweig, und seine Biographie, die spannender ist als die raffinierteste ersonnene Detektivgeschichte, erweist

Digitized by Google

sich als ein Kunstwerk von ungewöhnlichem Rang. Mit dem ins Wesenhafte dringenden Blick des Dichters hat Zweig die Figur Fouchés, ihre menschliche Problematik und ihre über den Einzelfall weit hinausgreifende Bedeutung erfaßt. Sein Buch richtet ein Beispiel von gleichnishaftem Gehalt auf; denn immer wieder werden alle großen, alle weithin sichtbaren, alle aus wahrem oder eingebildetem Idealismus handelnden Hauptakteure der Weltgeschichte mit einer Macht zu rechnen haben, wie sie sich in Fouché fast überlebensgroß verkörperte. Das Buch zeugt nicht nur für die souveräne Charakterisierungskunst Zweigs. Es ist — ohne daß damit irgend etwas gegen ihre dokumentarische Bedeutung gesagt werden sollte — Dichtung. Bedeutend ist die Fülle der Gestalten, die den Zeithintergrund dieses einen Lebensablaufs ausmachen. Sie alle sind knapp und wesentlich umrissen. Wie werden gleichsam im Kampf gegen den dämonischen Schatten ihres Gegenspielers Gestalt und Schicksal Robespierres oder Napoleons silhouettenhaft sichtbar! Und wie, bis in den Kern des Menschlichen vorstoßend, hat Zweig schließlich auch die tragische Sterilität in der Natur des charakterlosen Opportunisten Fouché bloßgelegt, vor dessen Erscheinung der Leser Furcht und doch zugleich auch einen Rest von Mitleid empfindet! So ist einem vielleicht auf den ersten Blick abseitig erscheinendem literarischen Versuch höchstes dichterisches Gelingen beschieden worden.

Berlin-Wilmersdorf C. F. W. Behl

Zeitgeschichtliche Anmerkungen

XXVI

Zur Kunst von morgen

Von Herbert Günther (Berlin-Lankwitz)

Die Kunst von morgen? Wer weiß von ihr? Wir wissen nur von der Kunst von heute oder wir ahnen um sie. Und so ahnen wir auch um die Kunst von morgen: im Blut.

Sind wir im Strom oder hat sich der Strom der deutschen Dichtung umgebettet? War der Fluß der Dichtung unserer Zeit, den wir sahen, ein Nebenarm und ging die eigentliche Strömung tiefer unter der Oberfläche? Ich glaube, so ist es. Dieser Nebenarm staut sich und weiß keinen Ausweg mehr. Der große Strom aber tritt wieder zu Tage.

Der Gegenstand der Kunst von heute ist: Boxkampf, Sechstagerennen, Amerikaflug. Die Kunst rivalisiert mit Zeitung und Rundfunk. Der Gegenstand der Kunst von heute ist die Sensation. Auch der Gegenstand der Kunst von morgen wird die Sensation sein. Aber die Sensation der Seele.

Man wird wieder entdecken, daß der Einzelne durchaus nicht nur Rasse-, Volks- oder Parteigenosse ist, durchaus nicht nur Molekül der moles. Daß er immer noch etwas anderes ist: nämlich wirklich ein Einzelner, ein Wesen mit seiner ganz besonderen, in jedem Fall einmaligen Struktur, ein Mensch. Ein — Individuum. Und es wird eine Sensation sein, wenn man die Seele des Individuums wieder entdeckt.

Unsere Epoche ist politisch. Wir haben den politischen Dichter (Brecht, Mehring), den politischen Regisseur (Piscator), den politischen Schauspieler (Kortner, Granach), den politischen Kritiker (Ihering). Die nächste Epoche wird nicht unpolitisch sein. Aber das Politische wird seinen Primat verloren haben. Und wenn es seine Alleinherrschaft einbüßt, wenn es an seinen Platz kommt, dann wird Raum für die Seele.

Wir werden die politische Epoche nicht vergeblich gelebt haben. Heute ist das Thema: die Masse, die Straße, das Geschrei. Das Ziel: Dokument. Morgen wird das Thema sein: das Innen, das Ich, die Stille. Das Ziel: Gestaltung. Dieser neue Individualismus aber wird keine Nervenkunst mehr bringen wie die Vorkriegszeit. Enthüllungen, Zergliederung, Perversion, das alles ist nicht mehr wichtig wie ehedem. Dieser neue Individualismus wird frei sein von Narzissismus, Selbstbespiegelung, Blasiertheit, Eitelkeit; nach den letzten anderthalb Jahrzehnten gibt es keine Dekadenze mehr. Seine Kunst wird eine Kunst des Herzens sein, unartistisch, wahr. Und den Mut zur Direktheit seiner Aussage wird ihm nicht zuletzt jene heutige Periode geben, die man Neue Sachlichkeit nennt und die das Ich, bewußt oder unbewußt, überhaupt negiert. Sein Stil wird sein: Verhaltenheit. Ganz unprüde und ganz unschwül. Doch gleichermaßen fern von tötender Nüchternheit. Denn dieser neue Individualismus wird genährt sein von einer neuen Religiosität, die gerade aus dem, gleichfalls blasierten, Materialismus unserer Tage ersteht.

Es gibt kein Drama von heute; auf dem Theater herrscht der dialogisierte Leitartikel. Die einzige dichterische Form, die heute blüht, ist die Epik. Man schreibt heute in Deutschland im allgemeinen bessere Prosa als zur Zeit des jungen Hauptmann und Liliencrons. Die Lyrik aber galt bis vor ganz kurzem als Kitsch schlechthin, Spleen mit reaktionärer Attitüde oder als entehrtes Heiligtum aus früherer Zeit. Ganz sacht kündigt sich hier eine Wandlung an. Es erscheinen wieder Gedichtbände; Ricarda Huch, Binding sammeln ihr Werk. Und sogar junge Lyrik beginnt zu erscheinen. Wirkliche Lyrik. Nicht „Gebrauchslyrik". (Was ist das? Je nach dem Sinne des Wortes entweder ein Nonsens oder eine Selbstverständlichkeit.)

Die so gern als tot erklärte Lyrik wird wieder aufleben. Denn der Gegenstand der Kunst von morgen, die Seele, ist ja vor allem ihr Gegenstand. Sie lebt auch heute, aber sie führt ein Scheindasein, sie spielt eine ironische Maskerade. Sie hat sich versteckt (sie weiß sich mißachtet und dennoch ersehnt), hat sich dort versteckt, wo man sie am wenigsten vermutet: in der Kritik. Kerr, Tucholsky, Polgar (und wieviele ihrer Gefolgschaft) sind heimliche Lyriker. Und steht nicht gerade durch sie die Kritik repräsentativer da im Bewußtsein der Öffentlichkeit denn je? Mir scheint, hieran hat nicht wenig die heimliche Lyrik Anteil, die man bei ihnen genießt, und mit besserem Gewissen als in Strophen und Versen. Vom Schreckgespenst des Goldschnitts ist eine manische Furcht vor der Lyrik überhaupt geblieben, an der wir alle noch tragen, und der Krampf des Expressionismus, der es so leicht machte, ohne Können bedeutsam zu scheinen, hat das Seine dazu getan. Diese neue Lyrik aber wird nicht mehr krampfig sein, wie sie nicht mehr spielerisch und nicht mehr nüchtern sein wird. Sie wird erfüllt sein. (Wer Lyrik will, ist also nicht rückständig, sondern fortschrittlich. Aber wir können nichts „wollen". Wir müssen warten und dankbar sehen, wie es wächst.)

Das Erstehen dieser Lyrik als das Neuerstehen einer Gattung, der in hohem Maße das Erotische Stoff ist, wird zusammen-

Digitized by Google

hängen mit der sich vorbereitenden Wandlung des Erotischen. Die erotische „Freiheit" wurde Wahllosigkeit; ihr Ergebnis: Wiederholung, Langeweile, Kater. Man darf sich nicht allzusehr wundern; man hatte ja etwas nicht ganz Unwichtiges dabei vergessen: die Liebe. Jetzt lernt man wieder lieben. Und diese Wandlung hilft mit wie nichts anderes, die Wandlung zur Kunst von morgen vorzubereiten, die eine neue lyrische Kunst sein wird.

Dann wird sich erweisen: die herrschende Kunst von heute war keine Kunst. Denn ihre Mutter war die Doktrin. Und ihre Erzeuger Literaten. Die Literaten, pfiffig und immer behende, werden sicherlich bald „in Gefühl machen", wie sie bisher in Sachlichkeit machten — noch zucken sie mitleidig die Schultern, aber sie fügen sich doch ins Unvermeidliche, suchen sogar schon, für alle Fälle, Anschluß. (Diese übliche gesinnungslose Mitläuferei ist diesmal bitterer als sonst, weil es um Tiefes, Wesentliches geht. Aber sie ist auch komischer.) Und vor allem: die Dichtung war weder gestorben, noch schlief sie. Sie war in den Schatten gegangen, bis man sie wieder rief. Nun tritt sie von neuem hervor und mit neuen Gaben.

XXVII

Otto Wirz „Das magische Ich"

Vortrag; erschienen in J. Engelhorns Verlag, Stuttgart

Von Heinz Dietrich Kenter (Berlin)

Wir sind nicht geschult genug, um Wirz mit gleich stark konstruierendem Geist entgegentreten zu können.

Nur: wir, die wir als einfache Menschen vor der schwierigen musikalischen Architektur eines Bach dasitzen und diese abstrakte Mathematik der Töne als lebendig klare Architektur eines weltbildenden Geistes ahnungsvoll empfinden, lehnen die ähnliche mathematische Errechnung eines Weltbildes, wie sie Wirz betreibt, grundsätzlich ab. In Wirz arbeitet nicht wie in Bach ein unbewußt schöpferischer Instinkt, in ihm arbeitet vielmehr ein aus kritischem Eigensinn streng berechnender Konstrukteur.

Es ist zweifellos ein organischer Zwang in Wirz tätig, mit seinem Weltbild die Öffentlichkeit zu bestimmen. Nicht aus Zufall ist er irgendwo Württemberger, dem es gleichsam eingeboren ist, ein geistig moralisches Weltbild der Öffentlichkeit aufzuprägen. Wir haben schon oft bemerkt, daß Württemberger die Übertragung ihres Weltbildes, sei es selbst mit theologischen Hin- und Hersprüngen, zu erreichen suchen (Nietzsche spricht in solchem Zusammenhang vom „Geist des Tübinger Stiftes"). Schiller gelang es durch den umwerfenden Elan seiner außerdem politisch betonten Idee durchschlagend. Hegel gar gelang es auf doppelte Weise: er wurde der geistige Vater zweier gänzlich entgegengesetzter politischer Methoden, der des absolutistischen Preußens und der des revolutionären Bolschewismus! Naiv, ohne Bedacht auf zeitliche Wirkung, ohne theologische Hinterabsicht gelang der Flug zum Ideal nur zwei Württembergern: dem Dichter Hölderlin aus der Intuition einer geistesbildenden Kraft und, so seltsam es sich in solchem Zusammenhang ausnimmt, dem Grafen Zeppelin aus der technisch berechneten Konstruktion.

Wirz steht auf der Grenze: er will mit den Mitteln der technischen Konstruktion Hölderlins Idee lebendig machen. Aber wir können den Gedanken nun, nachdem wir „Das magische Ich" gelesen haben, nicht loswerden, daß er ein wenig absichtlich seine geistig betonte Person, obwohl er sie mit Takt in den Hintergrund drängt, dem sachlichen Menschen der Gegenwart entgegenstellt: zuungunsten dieses sachlichen Menschen, zugunsten des von ihm propagierten objektiven Menschen.

Bei mancher Berechtigung, „die neue Sachlichkeit" abzulehnen, sei ein für allemal festgestellt, daß der Typ des sachlichen Menschen nicht als ein neuer Typ des Menschen überhaupt festgelegt werden darf, vielmehr, daß der sachliche Mensch ein Übergangstyp ist, von keinem anderen Willen und Ziel besessen, als die unter Gefühl- und Gedankenschutt begrabenen, gänzlich um ihren ursprünglichen Sinn gebrachten menschlichen Verhältnisse auf ihren Ursprung zurückzuführen, kurz: sie zu reinigen. Der sachliche Mensch ist ein reinigend vorbereitender Mensch.

Wirz treibt nicht falsche, aber falsch zu deutende Methodik, wenn er den sachlichen Menschen gegen den objektiven stellt, wenn er vom Januskopf des geistigen Menschen spricht. Hinsichtlich der schöpferischen Durchdringung eines Weltbildes kommt solche Gegensätzlichkeit nicht in Betracht. Sie kommt nur in Betracht, wenn man das Weltbild errechnet und den Gegner als Zahl einkalkuliert, wie Wirz es tut.

Der objektive Mensch, den er darstellt, ist mit seinem „Hang zum zweck- und nutzentbundenen Objektiven" nur die Fortsetzung des zu voller Wirkungslosigkeit verurteilten, völlig isolierten geistigen Weltbildes unserer Vergangenheit.

Der Drang unserer Gegenwart aber will die politische, d. h. öffentliche Auseinandersetzung, die politische Durchdringung des gesamten geistigen Gebietes, er will die geistesgeschichtlichen Funktionen Philosophie, Kunst und Religion in gemeinsamen Marsch bringen mit den realpolitischen Funktionen der Zeit, er will mit der politischen Verwendung der geistesgeschichtlichen Funktionen die sinnhafte Durchdringung der ökonomischen Verhältnisse der Welt.

Die Veränderung der menschlichen Psyche durch die transzendente Überwältigung, der Einbruch übersinnlicher Kräfte bleibt zum Beispiel in Wirz grundlegendem Roman „Die geduckte Kraft" absolut privat: das Geschehen bricht ein, die Öffentlichkeit wird in reißende Bewegung einbezogen — das Geschehen ebbt ab, die Öffentlichkeit ist nichts weiter als sensationell berührt.

Wirz geht vorbei! Nicht hindurch! Man ist geblendet. Man taumelt. Man steht wieder auf, wischt sich verwundert die Stirn, geht weiter. Wirz macht aus keinem Saulus einen Paulus, weil er trotz seiner unheimlich gestaltenden Kraft die in diesem Chaos einfach auf ein Signal wartende menschliche Natur weder erreicht noch trifft. Wirz donnert abseits. Seine Energie läuft nur und ganz in sich selbst.

„Das magische Ich": anregend, aber nicht uns alle angehend. Anregend da, wo Wirz über Gedankenlesen, Hellsehen, Zukunftslesen schreibt, wo er „Über okkulte Phänomene auf biologischem und physikalischem Gebiet" aussagt.

Aber über das Einbeziehen dieser Phänomene in den Kreis der Wissenschaft ist Wirz selbst noch unsicher. Er beschreibt

Digitized by Google

die Hintergründigkeit dieser Kräfte weiter und tiefer, als es bisher geschehen ist, er versucht durch den Erweis dieser Kräfte den Beweis für das Übersinnliche schlechthin zu führen. Er versucht gewissermaßen gerade die Wissenschaft, für deren Methoden doch sonst eine Welt über den Sinnen nicht besteht, als Einfallstor des Übersinnlichen zu verwenden, indem er okkulten Kräften wissenschaftlichen Charakter gibt. Er spricht von dem Rätsel von Konnersreuth, er bekennt sich zur unbefleckten Empfängnis als einer natürlichen Möglichkeit.

Eigenartig, wie sehr Auseinanderliegendes Wirz in einer einzigen Gedankenkonstruktion verbindet: wir stoßen, wenn wir bei ihm von der ursprünglichen Gemeinschaft der Menschen lesen, die, nunmehr isoliert, diese Gemeinschaft wieder suchen, auf Visionen Hölderlins. Wir stoßen auf theologische Spitzfindigkeiten in wissenschaftlicher Verkleidung (die unbefleckte Empfängnis). Wir stoßen zuletzt auf eine überraschende Skepsis, wenn nach diesen mit persönlichem Einsatz vorgetragenen Gedanken Wirz seine ganze Erörterung als Gleichnis, als Fiktion bezeichnet und wieder zurückzieht.

Wir fassen zusammen:

Die schöpferische Kraft des Genies, sein magisches Ich läßt sich nicht konstruieren!

Wir bewundern Wirz' Kraft, sein Außenseitertum so bestimmt zu deuten, sich selbst durch die kühnen Konstruktionen seines Geistes ein Recht auf lebendige Existenz zu beweisen. Diese Kraft hat ihn zu bedeutenden Romanen getrieben, die ihre Wirkung auf niemanden, der sich mit dieser Zeit eigenwillig auseinandersetzt, verfehlten. Gleichwohl mußten wir bei voller Anerkennung der durchaus einmaligen schriftstellerischen Leistung zugleich auf das Konstruierte seiner grundliegenden Idee hinweisen. Und wir müssen es nun, da er diese Idee gesondert in einem Vortrag zusammenfaßt, erst recht. Wirz ist ein selten unerbittlich suchender Mensch, seine Einstellung zur Welt ist von besonderer Eigenwilligkeit. Aber dieser Eigenwille, dieses Suchen darf nicht in ein die Öffentlichkeit verpflichtendes Weltbild geformt werden. Die Gewalten des Genies können nicht erzwungen, apokalyptische Gesichte nicht errechnet werden.

„Das magische Ich" steht im Luftlosen — abseits!

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXXIX

Ein Beitrag zur Brentano-Forschung

Mitgeteilt von August Götzes (Neuß am Rhein)

In meiner Briefsammlung befindet sich ein Brief der Dichterin Luise Hensel (1798—1876) an ihren Freund Clemens Brentano (1778—1842). Dieser Brief, der im Oktober 1835 geschrieben sein wird, ist in zweifacher Hinsicht von Bedeutung. Er gibt mit wenigen Worten, die ich durch Sperrdruck hervorgehoben habe, einen klaren Einblick in das Verhältnis der Mutter Luise Hensels zu Brentano vor ihrem Tode. Bekanntlich war dieses Verhältnis während ihres Lebens kein gutes. Sie stand der Freundschaft ihrer Tochter Luise mit dem Dichter Brentano sehr ablehnend gegenüber, und religiöse Anschauungen spielten dabei eine große Rolle. Aus diesem Briefe geht nun klar hervor, wie sehr sie ihr Unrecht eingesehen und bedauert hat, Brentano verkannt zu haben. Der Brief ist aber noch dadurch wertvoll, daß ihm ein Gedicht beiliegt, das von der Mutter Luise Hensels verfaßt ist. Dieses Gedicht, das wenige Tage vor ihrem Tode niedergeschrieben wurde, hat den gleichen volksliedartigen Charakter, wie die Dichtungen Luise Hensels. Die Niederschrift stammt von Luise Hensels Hand. Die Echtheit der Herstammung begegnet aber keinem Zweifel; denn eine diesbezügliche Anmerkung weist diese nach.

Ich gebe nachstehend beide Schriftstücke in der Orthographie der Originale wieder. Zunächst den Brief:

„Lieber Clemens!

Ich bitt, daß Du für die Seele meiner lieben Mutter beten wollest. Gott hat ihr vor ihrem Ende noch viele Gnaden geschenkt, u. sie ist in Hoffnung auf Sein Erbarmen gestorben. Oft hat sie während dieses Sommers auch von Dir gesprochen u. gesagt: ‚Ich schau jetzt öfters nach Brentano u. es thut mir leid, ihm früher Unrecht gethan zu haben.' Sie war sehr mild, sehr liebenswürdig geworden. Bete für sie u.

Deine Freundin Luise."

Das Gedicht der Mutter Luise Hensels mit den Anmerkungen lautet nach der Niederschrift ihrer Tochter Luise:

„Johanna Albertine Luise Hensel geb. Trost, geb. d. 26. Aug. 1764, gest. d. 4. Oktbr. 1835. Mutter von 8 Kindern, wovon ihr 5 vorangegangen.

Bald muß ich nun vor Dir erscheinen —
O Herr, mein Gott! erbarme Dich,
Laß Gnade mich vor Dir erweinen:
Mein Jesus büßte ja für mich.

Er tat genug für meine Sünden,
O treuer Vater! sieh auf Ihn,
Und hilf mir treulich überwinden
Und laß mich froh u. selig ziehn.

Hilf, Herr, o hilf mir überwinden!
Gott! geh nicht mit mir ins Gericht,
Laß, Herr! mich Gnade vor Dir finden,
Erbarmender, verwirf mich nicht!

(Von meiner lieben Mutter wenig Tage vor ihrem Tode niedergeschrieben. — Ich bitt so dringend um Gebet für ihre liebe Seele.) L. H."

Brief und Gedicht sind unzweifelhaft unter dem tiefen Eindruck, den der Tod der Mutter hervorrief, von Luise Hensel geschrieben worden, und das Gedicht, das in schlicht-einfachen und doch ergreifenden Worten den Seelenzustand der Mutter kurz vor ihrem Hinscheiden wiedergibt, hat sie Brentano als eine ihn gewiß erhebende und erfreuende Erinnerung übersandt.

Digitized by Google

Nachrichten

Todesnachrichten. Graf Nikolaus von Seebach, der ehemalige Generalintendant der sächsischen Hof- und Staatstheater (1894–1919), ist im Alter von nahezu 76 Jahren gestorben. Durch seine charaktervolle Haltung, seine klug künstlerischen Bestrebungen nimmt er unter den ehemaligen Hoftheaterintendanten eine einziggeartete Stellung ein. Für das Schauspiel hat er im Zusammenwirken mit Karl Zeiß seinerzeit Richtung gewiesen.

Leo Walther Stein hat unter dem Druck schwerer finanziellen Sorgen, in die ihn die Leitung des Trianon-Theaters stürzte, im Alter von 64 Jahren seinem Leben ein Ende gesetzt. In seiner Jugend beliebter Bonvivant an größeren Stadttheatern des Reichs, später mehrfach Bühnenleiter innerhalb und außerhalb Berlins, hat er sich auf dem Gebiet des leichteren Lustspiels („Die Scheidungsreise") erfolgreich betätigt. Aus seiner langjährigen Zusammenarbeit mit Rudolf Presber sind Repertoirestücke wie „Die selige Exzellenz" und „Die Ballerina des Königs" hervorgegangen.

Georg Kaufmann ist am 28. Dezember im Alter von 88 Jahren in Breslau gestorben. Ein Schüler von Georg Waitz, war er zunächst im Schuldienst tätig, wurde aber 1888 an die Universität Münster berufen, von der er 1891 nach Breslau ging, um dort bis zu seiner Emeritierung 1921 zu wirken. Unter seinen Werken: „Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen" (zwei Bände), „Geschichte der deutschen Universitäten" (zwei Bände, unvollendet), „Politische Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert".

Max Chop, Herausgeber seit 1920 der „Signale für die musikalische Welt", ist im Alter von 68 Jahren in Berlin gestorben. Er erfreute sich als Musikkritiker guten Ansehens, hat auch ein „Vademekum für Wagnerfreunde" und eine „Verdi-Biographie" veröffentlicht.

Sven Lange ist am 6. Januar im Alter von 61 Jahren in Kopenhagen gestorben, wo er noch bis vor kurzem als Theaterkritiker der „Politiken" sehr einflußreich, sehr sachlich fördernd gewirkt hat. Er lebte eine Reihe von Jahren in München, wo er als Redakteur beim „Simplizissimus" tätig war und in Italien. Seine Theater- und Literaturkritiken sind kürzlich in dänischer Sprache gesammelt erschienen. Unter seinen auch in Deutschland viel gespielten Stücken: „Samson und Delila" und „Die Liebe und der Tod".

Jakob Breda Bull ist im Alter von 77 Jahren in Kopenhagen gestorben. Er war ein sehr fruchtbarer Volksschriftsteller und nahm unter den norwegischen Heimatdichtern durch seine vielfältigen und farbigen Schilderungen des Volkslebens in seiner Heimat Österdalen eine geachtete Stellung ein.

Elgardo Maddalena, ein geborener Dalmatiner, ist am 23. Dezember 1929 in Florenz gestorben. Er hat vor dem Krieg als Universitätslektor in Wien gewirkt, sich um die Erforschung Goldonis und Alfieris hohe Verdienste erworben und wesentlich zur Kenntnis deutscher Literatur in Italien beigetragen. Er hat auch Tiecks „Gestiefelten Kater" ins Italienische übersetzt.

Eduardo Gómez de Baquero, bekannt als „Andrenio", starb betagt im Dezember 1929. Er galt dereinst als einer der führenden Kritiker und Ästheten der naturalistischen Epoche. Seine zahlreichen in Zeitschriften und Zeitungen verstreut erschienenen Aufsätze sammelte er in einer Reihe von Bänden. Sein kürzlich veröffentlichtes letztes Buch „Pen Club: Los Poetas" enthält Essays über zeitgenössische Dichter und solche früherer Generationen. (M. B.)

Iwan Alexejewitsch Bjelousſoff, russischer Dichter und Schriftsteller, ist in Moskau am 8. Januar im Alter von 67 Jahren verschieden. Von Beruf Schneider, schloß er sich in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts einer Gruppe von volkstümlichen Dichtern an, zu denen u. a. auch der Vater des jetzigen Schriftstellers Leonid Leonoff gehörte; später verkehrte er im Kreise Gorkijs, Tschechoffs, Andrejews. Außer seinen eigenen Gedichten hat er den ukrainischen Dichter Taras Schewtschenko ins Russische übersetzt; in den letzten Jahren hat er einige Bändchen interessanter literarischer Memoiren veröffentlicht. (P. E.)

František Khol, tschechischer Schriftsteller, starb zweiundfünfzigjährig am 3. Januar in Prag. Seine fein geschliffenen Novellen gehören zur Blüte des formvollendeten Neoklassizismus der Tschechen. Auch hat er sich große Verdienste als Direktor einer Theateragentur und als erster Schriftleiter des prager PEN-Klubs erworben.

Jaroslav Vlček, der namhafte tschechische Literarhistoriker, starb am Vorabend seines 70. Geburtstages, den 21. Januar, in Prag. Durch seine großangelegte „Dějiny české literatury" (Geschichte der tschechischen Literatur) wie auch durch seine dreißigjährige Tätigkeit an der prager Universität hat Professor Vlček sein Fach bei den Tschechen wissenschaftlich begründet. In der Slowakei geboren, hat er auch seinen engeren Landsleuten eine meisterhafte Geschichte der slowakischen Literatur geschrieben.

Josef Chaloupka, ein hervorragender tschechischer Lyriker, hat am 24. Januar in Brünn durch Gasvergiftung seinem Leben ein Ende gesetzt. Unter den Verssammlungen des erst einunddreißigjährigen Dichters steht wohl „Hlas a mlčení" (Stimme und Schweigen) durch melodische Schönheit am höchsten. (A. N.)

* * *

Auch in diesem Jahr soll der „Tag des Buches" auf den 22. März fallen. Diesmal heißt die Devise: „Jugend und Buch". Eine Sitzung des Arbeitsausschusses, der unter dem Protektorat des Reichsministers Severing steht, hat kürzlich in Berlin unter Vorsitz des Abgeordneten von Kardorff die vorbereitenden Beschlüsse gefaßt.

Literarische Preise an Frauen. Es errang Muriel Harris den von einem Verlag ausgesetzten Preis von 1000 Pfund Sterling für den besten englischen Roman mit ihrem Buch „The Seventh Gate", Margareth Irwin's Roman „None so pretty", Miß Lucas' Roman „Cecile" und Daphne Muirs Roman „The Lost Crusade" erhielten die drei ersten Preise in einem Wettbewerb für den besten historischen Roman.

Thomas Mann hat von seinem Nobelpreis die Summe von 20000 Mark dem Schutzverband deutscher Schriftsteller überwiesen. Davon sind 10000 Mark für den Gau Bayern, dessen Vorsitzender Thomas Mann ist, 10000 Mark für die berliner Zentrale des Schutzverbandes bestimmt. Das Geld soll für notleidende Talente zur Verwendung gelangen.

Die Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz hat ihre Ehrengabe 1929 in Höhe von 1000 Mark Theodor Däubler verliehen.

Der Preis der oberschlesischen Eichendorff-Gedächtnis-Stiftung ist Hugo Gnielczyk für die Novelle „Das Grubenpferd" und Viktor Kaluza für das Kriegsbuch „P. G. Nr. 3717" in Höhe von je 500 Mark zuerkannt worden.

Das Kuratorium der Julius-Reich-Dichter-Stiftung hat die

Digitized by Google

Preise für 1929 den Erzählern Bruno Brehm (Wien), Mela Hartwig (Graz), Manfred Hausmann (Worpswede) und dem Lyriker Theodor Kramer (Wien) zugesprochen.

Der Rathenau-Preis im Werte von 3000 Mark ist Hermann Stehr verliehen worden.

Der vom Verlag Allen & Unwin in London in Verbindung mit einem amerikanischen Verleger ausgesetzte Preis in Höhe von 5000 Pfund Sterling für den besten Kriegsroman ist Miß Mary Lee für ihr Werk „It's a great War" zuerkannt worden. Die Verfasserin soll im Verband der amerikanischen Expeditionsarmee an der Westfront tätig gewesen sein.

Die Stadt Zürich plant die Schaffung eines Geßner-Preises, der jährlich in Höhe von 2000 Franken an Schriftsteller verliehen werden soll, die mit der literarischen Tradition der Stadt Zürich zusammenhängen oder dort geboren sind.

In Aschaffenburg soll ein Grünewald-Preis geschaffen werden, der jährlich zur Verteilung kommen soll. In den nächsten sechs Jahren sollen ihn dreimal Vertreter der Malerei und Plastik und je einmal ein Vertreter der Literatur, der Musik und des Kunstgewerbes erhalten.

Der Termin des Preisausschreibens auf Gegenwartsromane, für das der Eugen Diederichs-Verlag, Jena, 10000 Mark aussetzte, läuft am 1. April 1930 ab. Die Preisrichter sind: Lulu von Strauß und Torney, Paul Fechter, Alfons Paquet und Frank Thieß. Wegen genauer Bedingungen wende man sich an den Verlag.

Den Literaturpreis des Landes Mähren für das Jahr 1929 erhielten folgende tschechische Schriftsteller: St. Cyliak für sein Lebenswerk, B. Benešová für ihren Roman „Podzemní plameny" (Unterirdische Flammen), Ed. Mašák für den Roman „Simon Stylites" und Vit. Nezval für das Gedicht „Edison".

Den Literaturpreis der Stadt Prag von 6000 tschechischen Kronen erhielt der tschechische Schriftsteller Emil Vachek für seine Romanleistungen.

Svaz českych knihkupců a nakladatelů (Verband tschechischer Buchhändler und Verleger) in Prag hat im Januar sein fünfzigjähriges Jubiläum festlich begangen. Bei diesem Anlaß hat er einen Fonds von 100000 tschechischen Kronen gestiftet, aus dem hervorragende Forschungswerke aus der Geschichte des tschechischen Buchhandels alljährlich honoriert werden sollen. Außerdem hat der Verband eine große Summe dem Verein Svatobor zur Unterstützung der Schriftsteller überwiesen. (A. N.)

Goethes „Hermann und Dorothea" erschien soeben in einer finnischen Übersetzung in Hexametern von Professor Otto Manninen im Verlag Otava, Helsingfors. Älteste Teil-Übersetzungen des Epos sind der neuen Übersetzung zugute gekommen.

Thomas Manns „Buddenbrooks" werden in nächster Zeit in litauischer Sprache in der Übertragung von Karnauskas erscheinen.

Armin T. Wegners „Fünf Finger über Dir" kommt in spanischer Übersetzung bei Editor Espana, Madrid, heraus.

Emil Ludwigs „Napoleon", bisher in 15 Sprachen übersetzt, wird jetzt auch im Orient in weitere vier Sprachen übertragen: ins Griechische, Türkische, Hebräische und Arabische.

W. E. Süskinds Roman „Jugend" ist von dem Verlag Payson & Clarke in Neuyork für eine amerikanische Ausgabe erworben worden.

Arnold Zweigs Roman „Der Kampf um den Sergeanten Grischa" wird demnächst in Mailand in italienischer Übersetzung erscheinen.

Ernst Johannsens „Vier von der Infanterie" liegt in französischer, holländischer und spanischer Ausgabe vor.

Richard Friedenthals Cortes-Roman „Der Eroberer" ist von W. Heinemann für eine englische und von Harper & Brothers für eine amerikanische Ausgabe erworben worden.

Walter Meckauers Roman „Die Bücher des Kaisers Wutai" wird von dem londoner Verlag Martin Secker in englischer und amerikanischer Ausgabe herausgebracht.

Alfred Neumanns Roman „Der Teufel" erscheint demnächst in spanischer Übersetzung im Verlag Ibero Americana in Madrid; seine Novelle „Der Patriot" — in italienischer Übersetzung im Verlag „Modernissima" in Mailand.

Ein Bronzekopf Gerhart Hauptmanns von Hermann Schneider, Hiddensee, ist von der preußischen Kunstverwaltung für die berliner Nationalgalerie erworben worden.

* * *

Von deutschen und schwedischen Gönnern ist ein Fonds von 350000 schwedischen Kronen zu Einrichtung einer Professur für deutsche Sprache und Literatur an der stockholmer Hochschule gespendet worden.

Ein Ehrenausschuß ist gebildet worden und ein allgemeiner Aufruf erlassen, ein Heine-Denkmal in Düsseldorf zu sichern.

Sonntag, den 19. Januar, fand in Rom, auf dem Testaccio-Friedhofe, wo Shelley, Keats und Goethes Sohn ruhen, eine deutsch-italienische Gedenkfeier am Grabe des Dichters Wilhelm Waiblinger statt, der nach einem kurzen, aber vielbewegten Leben, den 17. Januar 1830, im Alter von 25 Jahren und zwei Monaten in der Ewigen Stadt gestorben, am 20. im Schatten der Cestiuspyramide bestattet wurde.

Demnächst wird auf italienische Veranlassung eine Gedenktafel an dem Sterbehause Waiblingers in der Via Mascheroni angebracht werden.

Interessant ist es wohl zu verzeichnen, daß diese römischen Ehrungen anläßlich des hundertjährigen Todestags eines deutschen Dichters großenteils auf die Anregung eines französischen Schriftstellers, Professor Henri Buriot-Darsiles in Moulins (Allier) zurückgehen, der sich deshalb im vorigen Sommer an den Duce selber wendete, und dessen Waiblinger-Buch unter dem Titel „Ein kurzes romantisches Leben: Wilhelm Waiblinger" bald in Paris und hoffentlich dann auch bei uns erscheinen wird.

Das sächsische Wirtschaftsministerium hat mit Unterstützung des Reichsministeriums des Innern, der Stadt Leipzig und des Vereins Deutsche Buchkünstler E. V. eine Buchkunststiftung ins Leben gerufen, deren Zweck es ist, durch Erwerbung charakteristischer Stücke nationaler wie fremder Buchkunst grundlegendes Anschauungsmaterial für das Studium der Buchkunstbestrebungen der Gegenwart zu schaffen. Die Stiftung besteht aus einem Grundkapital von 30000 Mark und einer beträchtlichen Sammlung von buchkünstlerischen Originalstücken. Die Verwaltung ist der Deutschen Bücherei, Leipzig, übertragen worden.

Lujo Brentano veröffentlicht in dem Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts einen sehr wichtigen Briefwechsel Clemens Brentanos mit Bettine.

Das literarische Archiv des prager Nationalmuseums ist in seiner Handschriftensammlung auf über eine Million Stücke angewachsen. Die Sammlung enthält zahlreiche Briefe Humboldts und unveröffentlichte Gelegenheitsgedichte

Digitized by Google

Goethes, sowie eine umfangreiche Korrespondenz Goethes mit dem Grafen von Sternberg.

„Die Ästhetik Lew Tolstojs" betitelt sich ein Sammelwerk, redigiert von Prof. P. N. Ssakulin, das die moskauer „Akademie der Kunstwissenschaften" als stark verspätete Gabe zu dem vorjährigen Tolstoj-Jubiläum soeben veröffentlicht. Im Mittelpunkt der einzelnen Abhandlungen steht natürlich die bekannte Schrift Tolstojs „Was ist Kunst", und im einzelnen werden sein Verhältnis zur Literatur (N. Gudsij), Musik (J. Eiges) und Plastik (M. Fabrikant), sowie deren kritische Wertung durch den großen Schriftsteller untersucht. Ferner bringt der Band eine genaue Darstellung des ganzen ästhetischen Systems Tolstojs inmitten seines Kunstschaffens (T. Rajnoff), der Quellen, aus denen er Hilfsmittel für seinen obengenannten Traktat geschöpft hat (P. Popoff), sowie der zeitgenössischen Kritik des letzteren (W. Suboff). Als echte „Arbeiter-Ästhetik" definiert Professor Ssakulin in seinem einleitenden Aufsatz die betreffenden Ausführungen Tolstojs.

Ein „Lexikon des Puschkinschen Wörterschatzes" wird von der „Gesellschaft der Freunde russischen Schrifttums" in Moskau, speziell von deren „Puschkin-Kommission" unter dem Vorsitz von M. A. Ziawlowskij, in Angriff genommen.

Die „Glawnauka", d. h. das Wissenschafts-Departement des Kommissariats für Volksaufklärung, in Moskau hat zwei spezielle Kommissionen ernannt, die eine Vereinfachung der jetzt obligaten russischen Orthographie, sowie ein Projekt zur Latinisierung des russischen Alphabets vorzubereiten haben. (P. E.)

* * *

Klabunds Literaturgeschichte ist, von Ludwig Goldscheider und Hermann Kasack ergänzt und neu gruppiert, im Phaidon-Verlag, Wien, erschienen: ein mixtum compositum aus glücklichen, lebendigen Formulierungen Klabunds und aus flüchtigen, zuweilen unkritischen Aufzählungen, das eine Arbeit, die nicht als Nachschlagewerk angelegt war, gewaltsam in ein Handbuch umwandeln will.

Kürschners Literaturkalender 1930 ist soeben, herausgegeben von Gerhard Lüdtke, bei de Gruyter & Co. (Berlin) erschienen. Dieser unentbehrliche Berater für alle „Schreibtischler" ist wiederum ausgebaut worden, u. a. durch eine instruktive Arbeit über urheberrechtliche Fragen und das Verzeichnis von etwa 100 Filmautoren. Wer in Statistiken zu lesen versteht, wird sich bei der Lektüre allerlei denken können: in der dreijährigen Pause, die seit dem Erscheinen des letzten „Kürschner" vergangen ist, sind 900 neue Autoren hinzugekommen, so daß die Zahl 10000 in Bälde erreicht sein dürfte. Ein Register verzeichnet die Gedenktage – vom 50.–90. Geburtstag – wieviel Namen sind darunter, die man nicht mehr kennt!

* * *

Uraufführungen. Bremen. „Große Woche in Baden-Baden". Komödie von Hans Müller. (Schauspielhaus, 25. Dezember 1929.) – Guben. „Julius Cäsar Vanini." Tragödie von Paul Camill Tyndall (7. Dezember 1929).

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Bölsche, Wilhelm. Der Zauber des Königs Arpus. Ein Römer- und Germanen-Märchen vom Ursprung des Biers. 15. Aufl. Leipzig 1929, E. Haberland. 275 S. M. 5,– (6,50).

Christen, Ada. Geschichten aus dem Haus „zur blauen Gans". Herausgegeben von W. G. Hammer. Wien 1929, Österreichischer Bundesverlag. 146 S. M. 4,–.

Claden, P. M. Désiré Dannacker. Straßburg 1930, Heitz & Co. 151 S. M. 3,– (4,50).

Fierz, Tiny. Komödie der Alltäglichkeit. Wiesbaden 1930, Walther Gericke. 230 S. M. 4,50 (6,–).

Flach, Jakob. Die Verhinderten. Freiburg i. B., Urban-Verlag. 37 S. M. 2,50.

Koenen, M. Der wilde Jäger. Roman. Paderborn 1929, Ferd. Schöningh. 400 S. M. 5,– (6,50).

Raschke, Martin. Himmelfahrt zur Erde. Dresden 1930, Wolfgang Jeß. 71 S. M. 2,50.

Roth, Joseph. Panoptikum. Gestalten und Kulissen. München 1930, Knorr & Hirth G. m. b. H. 141 S. M. 4,50 (5,50).

Schnack, Friedrich. Der Sternenbaum. Ein Roman. Hellerau 1930, Jakob Hegener. 213 S. Geb. M. 6,–.

* * *

Dominique, Pierre. Seine Majestät... Ein Roman. Übersetzt von Th. Mutzenbecher. Leipzig 1929, Insel-Verlag. 327 S.

Maurois, André. Das Schweigen des Obersten Bramble. Deutsch von Karl Stransky. München 1929, R. Piper & Co. 201 S. Geb. M. 5,–.

Lyrisches und Episches

Hoche, Alfred Erich. Christus der Jüngling. Freiburg i. B., Urban-Verlag. 80 S.

Koch, Margarete. Brücken in das andere Land. Gedichte. Berlin, Dom-Verlag. 80 S. Geb. M. 2,40.

Kollbrunner, Oskar. Geschenk der Stille. Frauenfeld/Leipzig, Huber A.-G & Co. 76 S.

Majut, Rudolf. Das Jahr für Nora. Berlin 1929, Fritz Lach. 27 S.

Meyer, Alfred Richard. Des Herrn Munkepunke Coctail- und Bowlenbuch. Berlin 1929, Ernst Rowohlt. 95 S. Geb. M. 5,–.

Roth, Friedrich. Der Lichtkreis. Balladen und Lieder. Mannheim 1929, Gengenbach & Hahn A.-G. 40 S.

Welter, Nikolaus. Marienſommer. Ein Büchlein Lieder. Saarlouis, Hausen, Verlags-Gesellschaft m. b. H. 59 S. M. 1,80.

Würzburg, Karl. Gedichte. Herausgegeben vom Künstlerdank. Berlin-Grunewald 1930, Horen-Verlag. 69 S.

Dramatisches

Demling, A. Der Büßer. Elsässisches Schicksal. Eine dramatische Legende. Straßburg, Verlag „Erwinia". 132 S.

Literaturwissenschaftliches

Bach, Hans. Jean Pauls Hesperus (Palaestra 166). Leipzig 1929, Mayer & Müller G. m. b. H. 207 S.

Digitized by Google

Barthel, Ernst. Goethe das Sinnbild deutscher Kultur. Mit einem Titelbild. Darmstadt/Leipzig 1930, Ernst Hofmann & Co. 348 S. M. 6,80 (9,30).

Curtius, Ernst Robert. James Joyce und sein „Ulysses". Zürich 1929, Verlag der Neuen Schweizer Rundschau. 69 S.

Ernst, Fritz. Studien zur europäischen Literatur. Zürich 1930, Verlag der Neuen Schweizer Rundschau. 221 S.

Gundolf, Friedrich. Ludwig Achim von Arnim (ein Vortrag). Frankfurt a. M. 1929, Frankfurter Gesellschaft der Goethe-Freunde. 41 S.

Koch, Franz. Erwin Guido Kolbenheyer (Sonderdruck aus dem Sudetendeutschen Jahrbuch 1929). Eger 1929, Verlag der Literarischen Adalbert-Stifter-Gesellschaft. 34 S. M. 1,—.

Kochmann, Adolf Armin. Heinrich Lilienfein. Die Bedeutung der Künstlerpersönlichkeit für das dichterische Werk (Vortrag). Berlin 1929, Goten-Verlag. 32 S. M. 2,20.

Kohn, Hans. Martin Buber. Sein Werk und seine Zeit. Ein Versuch über Religion und Politik. Hellerau 1930, Jakob Hegner. 411 S. Geb. M. 15,—.

Olfers, Marie von. Briefe und Tagebücher 1870—1924. Herausgegeben von Margarete von Olfers. Mit sechs Lichtdrucktafeln. Berlin 1930, E. S. Mittler & Sohn. 355 S.

Petersen, Julius. Die literarische Generation. Berlin 1930, Juncker und Dünnhaupt. 58 S. M. 2,80.

Pfeiffer-Belli, Wilhelm. Die Dramen Goethes auf dem Theater seiner Vaterstadt. Frankfurt a. M. 1929, Moritz Diesterweg. 175 S. M. 6,—.

Scheller, Will. Alfred Bock-Buch. Marburg 1929, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 272 S.

Valéry, Paul. Stendhal. Deutsch von Herbert Steiner. Zürich, Verlag der Neuen Schweizer Rundschau. 48 S.

Verschiedenes

Bäumer, Gertrud. Sinn und Formen geistiger Führung. Berlin 1930, F. A. Herbig G. m. b. H. 159 S. Geb. M. 4,—.

Das Mittelalter in Einzeldarstellungen von Brunner, Dopsch, Eibl u. a. Mit neun Abbildungen und XVI Tafeln (Wissenschaft & Kultur III). Wien/Leipzig 1930, Franz Deuticke. 259 S. M. 18,— (20,70).

Drummer, Josef Franz. Das Münster zu unserer lieben Frau. XIV Stationen eines gottliebenden Erleidens mit einer Legende als Beginn. München 1929, Pössenbacher Buchdruckerei und Verlags-Gesellschaft Giehrl. 236 S.

Dyroff, Adolf. Reden, Ansprachen und Vorträge des Grafen Georg von Hertling mit einigen Erinnerungen an ihn ((Görres-Gesellschaft). Köln 1929, J. P. Bachem Kommiss.-Verlag G. m. b. H. 240 S. M. 3,60.

Forst-Battaglia, Otto. Prozeß der Diktatur. Herausgegeben von O. F.-B. Mit 16 Abbildungen. Zürich/Wien 1930, Amalthea-Verlag. 415 S. M. 12,— (15,—).

Gumbel, Hermann. Deutsche Sonderrenaissance (Deutsche Forschungen, Heft 23). Frankfurt a. M. 1930, Moritz Diesterweg. 268 S. M. 10,40.

Heisler, Hermann. Krieg oder Frieden. Randbemerkungen zu Remarques Buch „Im Westen nichts Neues". Stuttgart, Kommiss.-Verlag der Christlichen Gemeinschaft. 48 S. M. —,80.

Isolani, Gertrud. Die Seelenklinik. Leipzig/Utrecht 1930, Lewandowski & Co. 178 S.

Kachler, S. A. Vom geschichtlichen Erlebnisgehalt der Versailler Schuldthese (Akademische Vorlesung). Breslau 1929, Trewendt & Granier. 31 S. M. —,80.

Karutz, Richard. „Aber von dem Baum der Erkenntnis." Sinn und Bild der Paradieses-Bäume. Mit 19 Tafeln und 35 Abbildungen im Text. Stuttgart/Haag/London 1930, Orient-Occident-Verlag. 145 S.

Knapp, Fritz. Vincent van Gogh. Mit 44 Abbildungen (Künstler-Monographien, Bd. 118). Bielefeld-Leipzig 1930, Velhagen & Klasing. 59 S.

Landauer, Georg. Lesefrüchte (gesammelt). Wien/Leipzig 1930, Manz-Verlag. 116 S.

Lübbecke, Friedrich. Wilhelm Steinhausen. Mit 115 Abbildungen, 2. Aufl. (Künstler-Monographien, Bd. 109). Bielefeld/Leipzig 1929, Velhagen & Klasing. 102 S.

Mailly, Anton. Deutsche Rechtsaltertümer in Sage und Brauchtum. 26 Holzschnitte und Einband von Rose Reinhold. Wien 1929, Reinhold-Verlag. 251 S.

Niebergall, Friedrich. Die moderne Predigt. Kulturgeschichtliche und theologische Grundlage, Geschichte und Ertrag. Tübingen 1929, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 237 S. M. 9,— (11,—).

Perger, Arnulf. Einortsdrama und Bewegungsdrama (Schriften der Philosophischen Fakultät der deutschen Universität Prag 3). Prag 1929, R. M. Rohrer. 214 S.

Propper, S. M. von. Was nicht in die Zeitung kam. Erinnerungen des Chefredakteurs der „Byrschewnja Wedomosti". Frankfurt a. M. 1929, Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abt. Buch-Verlag. 286 S. M. 6,— (8,50).

Rühle, Otto. Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte. Kampf und Leben des Proletariats. Mit einem Vorwort von A. Lunatscharskij. In Lieferungen. Lief. 2/3. Berlin, Neuer Deutscher Verlag, Willi Münzenberg.

Schiller, Hans von. Im Zeppelin über der Schweiz. 55 Bilder eingeleitet von H. v. Sch. Bilder von Ernst Erwin Haberkorn (Schaubücher 36). Zürich 1930, Orell Füßli. Text 16 S. M. 2,40.

Sackarndt, Pol. Katzen. Mit 38 Tafelabbildungen. München 1930, Georg Müller. Text 110 S.

Spann-Rheinsch, Erika. Geistliches Bilderbuch. Hellerau 1930, Jakob Hegner. 246 S. Geb. M. 7,—.

Utitz, Emil. Christian Wolff (Rede). Zur 250. Wiederkehr seines Geburtstages. Halle a. d. S. 1929, Max Niemeyer. 22 S. M. 1,20.

Waldmann, Emil. Wilhelm Leibl. Mit 66 Abbildungen (Künstler-Monographien, Bd. 50). Bielefeld/Leipzig 1930, Velhagen & Klasing. 90 S.

* * *

Gasset, José Ortega J. Vom Einfluß der Frau auf die Geschichte. Zürich 1929, Verlag der Neuen Schweizer Rundschau. 47 S.

Larbaud, Valéry. Lob von Paris. Deutsch von Max Rychner. Zürich 1930, Verlag der Neuen Schweizer Rundschau. 42 S.

Mereschkowskij, D. S. Das Geheimnis des Westens. Atlantis-Europa. Betrachtungen über die letzten Dinge. Deutsch von Arthur Luther. Leipzig/Zürich 1929, Grethlein & Co. 558 S. Geb. M. 14,—.

Reißner, Larissa. Oktober. Ausgewählte Schriften. Herausgegeben und eingeleitet von Karl Radek. Berlin 1930, Neuer Deutscher Verlag. 520 S. M. 5,— (6,50).

Redaktionsschluß: 5. Februar 1930.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Lutz Weltmann, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2.—

Digitized by Google

X

4-4 12 1930

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 32. Jahrgang

1930 April Heft 7

Zeitlupe: Nachträglich: Buch und Jugend * Landschaft im Bühnenbild * Tonfilm-Experimente und Film-Studio * Eine Stunde mit Carl Vollmoeller * Fontanes erster berliner Gesellschaftsroman

Erwin Piscator .. .. Tonfilm Freund und Feind
Oskar Ewald .. .. Der religiöse Sozialismus
Arthur Eloesser .. .. Rudolf Haym
Felix Scherret .. .. Das Werk B. Travens
Josef Mühlberger .. .. Robert Michel
Anton Bettelheim .. .. Glossys Theatergeschichte
Erich Dürr .. .. Symphonie für Jazz
Kurt Aram .. .. Neue okkultistische Literatur
Alois Brandl .. .. Rosegger im Werden
Erika Mitterer .. .. Soziale Nöte

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Bühnen * Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten * Vorlesungs-Chronik * Büchermarkt

Deutsche Verlags-Anstalt • Stuttgart

Digitized by Google

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgeber: Ernst Heilborn / 32. Jahrgang

Die „Literatur" hat durch Beigabe des illustr. Abschnittes „Die Zeitlupe" und der Kunstdruckbeilage „Das neueste Buch im Bild" weitere Bereicherung erfahren

Der Begriff der historischen und kulturellen Zusammengehörigkeit der gesamten modernen Literatur der einzelnen Nationen ist noch in keiner Zeitschrift so überzeugend zur Anschauung gebracht worden, wie in der „Literatur". Ihre Bände stellen nichts weniger als eine Art Gesamtverzeichnis aller literarisch wichtigen Vorgänge und Begebenheiten dar, die hier nicht nur vermöge der Fülle des Stoffes gesammelt und vermittelt, sondern durch eine vorzügliche Indizierung erst richtig erschlossen werden. So ist sie, und darin liegt ihre Eigenart, vermöge der glücklichen Verbindung von Darstellung und Dokumentation die vollkommenste Zusammenfassung des literarischen Geschehens in Form einer Zeitschrift und ergänzt jede Literaturgeschichte und jedes literarische Handbuch. (Oberbibliothekar Dr. O. E. Ebert, Stellvertretender Direktor der Deutschen Bücherei)

Einzelheft RM. 2.–, vierteljährlich RM. 5.– Ausführlicher Prospekt u. Probeheft kostenlos erhältlich

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART
BERLIN UND LEIPZIG

Ein menschliches Dokument von hohem Rang und von ungewöhnlichem Reiz

Soeben erschien:

RUDOLF HAYM

AUSGEWÄHLTER BRIEFWECHSEL

HERAUSGEGEBEN VON HANS ROSENBERG

420 Seiten Gr.-8°. In Leinen gebunden M 15.—

Die Briefe Rudolf Hayms, des berühmten Verfassers der „Romantischen Schule", die hier in einer sorgfältig erwogenen Auswahl der Öffentlichkeit vorgelegt werden, geben ein geschlossenes Bild vom Werden und Sein seiner Persönlichkeit und von seinem Wirken als Publizist und Politiker, als Literarhistoriker, Geschichtschreiber und Philosoph. Sie sind zugleich ein Querschnitt durch das politische, geistige und soziale Leben seiner Zeit. Aus der Zwiesprache mit Freunden und Gleichstrebenden, von denen hier Dahlmann, Max Duncker, Gervinus, Heinrich von Gagern, Klaus Groth, Hirzel, Mommsen, Scherer, Treitschke, Friedrich Theodor Vischer genannt seien, erwächst das lebendige Bild jener Epoche, die wohl weit hinter uns liegt, in der aber die Lebenskräfte auch unserer Gegenwart und unserer Zukunft tausendfältig verwurzelt sind.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin und Leipzig

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

Nachträglich: Buch und Jugend

Schon diese Fragestellung bietet brauchbare (wenn auch nur aphoristische) Handhaben für ihre Lösung. Man gehe von zwei unzweifelhaften Tatsachen der Welt nach 1918 aus. Daß erstens keine junge Generation so viele Bücher schreibt, wie unsere, daß gleichzeitig keine so wenig Bücher gelesen hat, wie jene, die der bittere Frieden nach dem Weltkrieg als Zwanzigjährige angetroffen hat. Sie unterschätzte das vorhandene, aber sie überschätzte gleichzeitig das mögliche Buch, wie sie überhaupt nach dem Zusammenbruch notwendig in allem das Bestehende unterwerten und gleichzeitig die nach ihm mögliche Zukunft zu überwerten gedrängt war. Das gleiche wie von dem Menschen, dem Staat, der Seelenverfassung des Menschen von 1918 muß man also auch vom Buch aussagen: der jungen Generation hat das vorhandene Buch nicht bedeutet, was es ihr hätte bedeuten können. Es war aber auch dieses Buch, das ihr hätte in solcher Stunde etwas bedeuten können, einfach nicht vorhanden. Weder der Leser noch die Bücher haben also Schuld.

Diese Feststellung bliebe unfruchtbar, stellte sich nicht die Literatur als ein ganz besonderes Frage- und Antwortspiel dar. Für jede abgestorbene Antwort des Geistes wächst eine neue Frage auf. Und zwar fragt die Welt immer genau so wüst, wie sie alte Urteile zerbricht, nach den neuen, die jetzt möglich und notwendig sind. Hört das Wüten der übrigen Revolution auf, endet auch die Zerstörung der alten Begriffe in der Literatur. Platz für neues Antworten der Schreibenden auf dem geräumten Schlachtfeld ist geschaffen. Dann wird allgemach weniger gefragt und mehr geantwortet und die Schlagworte „Abkehr vom Expressionismus", „neue poetische Weltdeutung" und selbst „neue Sachlichkeit" bedeuten nichts anderes, als daß auch die Literatur neuerdings, nachdem die Welt des Zerbrechens früherer Antworten müde geworden ist, nun neu mit dem Antwortgeben einsetzt. Damit, also neuestens, ergibt sich die Möglichkeit, daß sich die kritische Lage zwischen Buch und der jungen Generation wieder ändert. Je mehr die neue schreibende Generation von einer fragenden zu einer antwortenden geworden ist, desto eher wird die lesende junge Generation sich wieder mit ihr, mit dem Buch befriedigt finden. Lesebegier ist in der Regel Fragebegier, und daher (Ausnahmen abgerechnet) wird immer das antwortende und nicht das fragende Buch dauernde Bedeutung haben. Je häufiger darum das Buch der neuen Schreiber ihrem Leser Antwort, Deutung, Klärung seiner Wünsche und Fragen (nicht Verwirrung, Übertreibung, Entmutigung) gibt, desto näher kommen wir dem letzten Ziel: Das Buch bedeutet der jungen Generation wieder genau soviel, wie es ihr von Ewigkeit her bedeuten kann.

Damit ergibt sich aber auch, um was es sich für uns, die junge schreibende Generation handelt. Um ein schwieriges Gleichgewicht. Jetzt so viel zu antworten als wir vor kurzem gefragt haben. Hic Rhodus, hic salta.

Friedrich Schreyvogl

Landschaft im Bühnenbild

Für die Frage nach Vermittlung starken und ursprünglichen Landschaftseindrucks im Bühnenbild wird die Aufführung von Goerings „Südpolexpedition des Kapitäns Scott" im Staatlichen Schauspielhaus (Bühnenbild: Caspar Neher, Regie: Leopold Jeßner) ungemein aufschlußreich.

Bühnenbild zu „Südpolexpedition". Zeichnung von B. F. Dolbin

Digitized by Google

Hier packt den Zuschauer der Eindruck: über der Eiswüste – wie einst über den Wassern – schwebt der Geist Gottes.
Wodurch der Eindruck erzielt wird? Durch Eintönigkeit. Sie dehnt sich bis an den weit gezogenen Horizont. Sie ist überwölbt. Hart in den Vordergrund ist das Zelt gerückt. Es versinkt in der Eintönigkeit, um sie tiefer erscheinen zu lassen.
Damit tritt das Bühnenbild als Landschaft in gewissen Gegensatz zum Bühnenbild als Interieur. Je mehr sachliche Bestimmungen, Gliederungen, Eingebautes das Interieur aufweist, um so stärker wird die Phantasieanregung für den Zuschauer. Jede Treppe klettert die Neugierde hinan, jedes Fenster öffnet der Orientierungswille. Die Stärke des Landschaftseindrucks aber wird durch jede überflüssige Bestimmung herabgesetzt. Die Landschaft will nur ein Wort verkünden: Weite.
Die Verinnerlichung des Landschaftseindrucks aber wird durch ganz andere Mittel gewonnen: die Menschen müssen in die Landschaft eingehn. Ihr kreatürlich eingeordnet sein. Aus dem Boden herausgewachsen scheinen. Im Wald baumhaft, in der Wiese blumenhaft, in der Eiswüste pinguinenhaft wirken. Dem kommt die moderne Sportkleidung, aus anderem Bedürfnis heraus der Natur angepaßt, entgegen – Kleidung, die hier gegen die Unbilden der Kälte schützen soll, ist in gewisser Weise dem Wintergarderobenfundus der Natur selbst entnommen. In der Weise, wie sie ihre Kreaturen schützt, schützt sich der Mensch. Er erfindet nicht, er benutzt. Scott und die Seinen in der Eiseinöde werden auf der Bühne des Staatlichen Schauspielhauses zu Polarlandschaft – die Naturstarre, durchpulst von einer, scheint es, aus ihr erwachten Willens-Energie. E. H.

Tonfilm-Experimente und Film-Studio

Der Tonfilm – heißt es in Fachkreisen – hätte erfunden werden müssen, wenn es ihn nicht schon gäbe, weil der Film am Ende seiner Möglichkeiten angelangt wäre.
Gewiß – die technischen Möglichkeiten des Tonfilms sind unbegrenzt, können dazu beitragen, das Weltbild zu erweitern, das die Künste bisher zu gestalten vermochten. Nur hat man aus den Anfängen des stummen Films nichts gelernt.
Wie der stumme Film seiner Zeit durchaus Dramensurrogat geben wollte, so bietet der Tonfilm bisher ausschließlich Leistungen, die der stumme Film nicht minder gut, ja besser bewältigen könnte: um die Mängel der vorläufig noch höchst notdürftigen Apparaturen, die allen Tücken der Aufnahme und der Akustik, der Stimmbildung und der Sprechtechnik ausgesetzt sind, vergessen zu machen, überbietet man den stummen Film durch Kitsch der Handlung. Wo liegt der Fortschritt, wenn Sätze, die sonst durch Titel wiedergegeben wurden, gesprochen werden? Darin, daß nunmehr häufiger (gesprochene) Titel eingeschaltet werden? Und der Lateinamerikaner nicht spanisch und der Engländer nicht amerikanisch versteht? Darin, daß in jedem Tonfilm einmal an eine Tür geklopft werden muß? Schicksal, pochpoch? Darin, daß Leute in Räumen, die in Wirklichkeit gegen Geräusche abgedämpft sind, auftreten, als wenn sie mit Holzsohlen auf Holzfußböden gingen? Darin, daß Musik leitmotivisch wiederkehrt? Hier – wo ein Weg wäre, fehlt den Tonfilmproduzenten die Phantasie: es sieht ganz danach aus, als wenn jetzt Musikerbiographien auf die Tagesordnung gebracht würden.
Statt der Phantasie waltet das Geschäft: bekanntlich synchronisiert man Tonfilme für den Auslandsmarkt, d. h. man läßt zu Tonfilmen, die mit deutschen Darstellern aufgenommen sind, von englischen Darstellern den Text sprechen. Flickwerk in Permanenz! Als ob nicht zu einem Körper nur ein und dieselbe Stimme gehörte! Aber man ist noch nicht darauf verfallen, das Synchronisieren künstlerisch anzuwenden: beispielsweise in Überschneidungen, die die Gleichzeitigkeit von Geschehnissen suggestiv machen – indem man zu einer stummen Szene vernimmt, was am anderen Ort vor sich geht. Auch über das Problem der dramatischen Zeit hat man sich noch nicht den Kopf zerbrochen – die Umschaltungen, die zeitliche Zwischenräume überbrücken, sind ganz willkürlich, ohne akustisches Überblenden.
Man dreht Tonfilme, ohne über ihre ästhetischen Bedingtheiten im klaren zu sein – unter Ästhetik verstehe man nicht Gesetze, die Fesseln anlegen, sondern Erkenntnisse, die produktiv machen. Man hat den Tonfilm in einem Zustand auf die Spekulationen der Filmindustrie losgelassen, der noch kaum laboratoriumsreif war.
Mitten hinein in den Tonfilmwirrwarr stellt Moriz Seeler, der von der Literatur herkommt, sein „Film-Studio 1929" zur Debatte: „Menschen am Sonntag" (Manuskript: Billie Wilder; Regie: Siodmak und Ulmer, an der Kamera: Eugen Schüfftan).
Warum ist dieser stumme Film wegweisend? Wegen der Mitwirkung von Dilettanten in den Hauptrollen? Einem Chauffeur, einem Weinreisenden, einem Mannequin, einer Elektrolaverkäuferin, einer Filmkomparsin, welch letztere übrigens am schwächsten ist? Nein – die Besetzung ist nur ein Protest gegen die Konvention, in der die Filmkunst zu erstarren droht.
Bezwingend ist der künstlerische Ernst, mit dem man gearbeitet hat. Hier ist endlich einmal Bildung und Geist statt Betriebs und Konfektion. Zu diesem Manuskript gehören diese Darsteller: Menschen der Masse, die ihren Sonntag verbringen, wie andere Menschen der Masse auch. Menschen der Masse filmen einmal, um dann wieder in der Masse unterzutauchen – mit Ausnahme der einen Brigitte Borchert, die so herausfordernd begabt ist, daß der Film an ihr nicht vorbeigehen konnte.
Eine primitive Handlung, die fast ohne Zwischentitel auskommt, alles durch Bewegung und Spiel ausdrückt. Man erlebt förmlich, wie den Filmnovizen die ersten Schritte beigebracht werden: ihre Mimik ist natürlich und unverderbt, ihre Gänge und Gesten sind am Anfang unsicher und befangen. In die Vorgänge eingeschaltet: Berlin von Sonnabend-Nachmittag bis Montag-Morgen: Arbeit, Vergnügen, Verkehr, Familie, Natur, Kunst, Soziales, Mondänes – unschematisch ausgewählt und musikalisch geschnitten. Das hat zum einen die Funktion des Chors, der dem Minimum von Handlung, einem Ausflug zu viert nach Freibad Wannsee, Hintergrund und spezifisches Format gibt, zum andern aber tun wir gleichsam einen Blick in das Innere dieser Menschen, die Bilder, die da an uns vorüberziehen, sind zugleich Ausschnitte aus der Vorstellungswelt dieser Menschen, Eindrücke, mit denen sie aufgewachsen sind, Ansichten, die sie an ihrem Alltag begleiten, Melodie ihrer Welt. Die Natur spielt mit – einmal als Kontrast zu dem Steinmeer, dem man sonntags entflieht, zum andern Folie zu dem natürlichen Vorgang, daß zwei Menschen, die einander zum erstenmal begegnen, sich finden und geben. Ohne Großaufnahme, ohne Augenaufreißen, ohne Mäulchenziehen. Die am meisten abgenutzte Filmsituation wirkt elementar. Romantisch

Digitized by Google

spielerisch hört es auf: ein junges Mädchen hat den ganzen Sonntag verschlafen. Aber diese hübsche Arabeske ist auch Umrahmung, die den Dingen noch einmal nachträglich zeitliche Intensivierung gibt.
Dieser gerade durch seine Anspruchslosigkeit sympathische Versuch ist die Spitzenleistung des deutschen Films im Winter 1929/30. L. W.

Eine Stunde mit Carl Vollmoeller

Zur Uraufführung des Tonfilms „Der blaue Engel". Manuskript (nach Heinrich Manns „Professor Unrath") von Vollmoeller und Zuckmayer. Regie: Joseph von Sternberg

Zigaretten rauchend sitzen wir uns in einem mit Kunstwerken vergangener Zeiten ausgestatteten Raum gegenüber (den Stuhl, auf dem ich sitze, bezeichnet er lächelnd als das erste Möbel, das er — für wenige Mark — erworben habe), aus Frage und Antwort wird allmählich Gespräch, rasch hergestellter Kontakt fördert Gedankenaustausch.
Vollmoeller schwärmt von Hollywood, dessen Atmosphäre ihm den ihm gemäßen Lebensimpuls verschaffe. In Los Angeles rolle gleichsam das Filmband schneller ab als anderswo, das Bewußtsein unmittelbarer Nachbarschaft von „Puma und Klapperschlange, Asphaltstraßen und Wolkenkratzern" schaffe einen Optimismus, den er zum Beispiel in Berlin nicht aufbringen könne. Hier werde er plötzlich zum Pessimisten bei dem Gedanken an die verhältnismäßige Trägheit in der Entwicklung des städtischen Organismus; der Gedanke, daß er den Durchbruch durch die Ministergärten nicht mehr erleben werde, mache ihn geradezu apathisch. Mit einem Wort, man lebe drüben in Anbetracht der Entwicklung quasi länger.
Was denn seine letzte Arbeit gewesen sei?
Ein Lustspiel, in englischer Sprache verfaßt, das erste einer Reihe von Hotelstücken. Es heiße „Pallace", spiele in St. Moritz und sei der Schauspielerin Billy Burk, der Gattin des „Erfinders der Ziegfeld-Girls" gewidmet, die die Hauptrolle in Neuyork kreieren werde. Erstaunt hochgezogenen Brauen erwidert er mit dem Ausspruch, daß die deutsche Sprache den Gesellschaftston eines solchen Lustspiels nicht wiederzugeben imstande sei. Ob denn die Anrede „gnädige Frau" nicht diese seltsame Unfähigkeit der deutschen Sprache genügend illustriere? Er wiederholt dieses „gnädige Frau" so oft, bis die Worte ihren Sinn verlieren, und die Gnadenlosigkeit ihres Klanges hörbar wird.
Das zweite dieser Stücke: „Ritz", in Neuyork und Paris spielend, habe er noch in Arbeit. Ob er Venedig aufsuche, um es dort zu beenden? Nein, dort wolle er an einem Roman arbeiten, der in den siebziger Jahren spielt, dessen Mittelpunkt eine berühmte Abenteuerin des zweiten Kaiserreichs sei. Und genießerisch — gleichsam eine Seite dieses Romans diktierend — erzählt er eine geistvolle Anekdote um diese seltsame Gestalt.
Allmählich gleitet das Gespräch, zwangsläufig und selbstverständlich, zum Thema Tonfilm. Temperamentsvollere Äußerungen Vollmoellers beweisen, daß er hier selbst Experimentator sei, daß ihn die Welle der Entwicklung gefaßt habe. Er prophezeit, daß es bald nur sprechende Filme geben werde, daß jetzt endlich „die Gehirne wieder hoch kommen werden". Die Zeit der Film-Nutten, der Unintelligenz, sei endgültig vorbei. Man werde das Untermaß einfach nicht mehr ertragen, wenn das Wort hinzutritt; Beweis?: die Theaterskandale, die es da und dort in Amerika bei schlechten Tonfilmvorführungen bereits gegeben habe; auf das „schlechtrassige Wort" reagiere man auch in U. S. A. mit Pfiffen. Man suche drüben nicht mehr nach Text-Konfektionären, sondern nach Text-Dichtern.
Das elektro-akustische Phänomen beschäftige ihn augenblicklich sehr. Er arbeite mit Theremin, der der „Western Electric", Neuyork, verpflichtet ist, um die geeignete Vertonung seines „Mirakel"-Films zu erreichen. Was ihn dabei fasziniere, sei die Möglichkeit, Töne an der Grenze des Hörbaren zu erzeugen, die nicht mehr hörbar und doch wirksam seien, Töne bis zu 32000 Schwingungen in der Sekunde, die er eben zur Erzielung eines auch klanglichen Mysteriums brauche.

Carl Vollmoeller. Zeichnung von B. F. Dolbin

Ich spreche den mir naheliegenden Vergleich mit der Wirkung ultravioletter Strahlen aus, dem er erfreut zustimmt.
Wie es denn mit der technischen Vervollkommnung stehe?
Das Ohr werde sich eben an die Konventionssprache des Tonfilms gewöhnen wie das Auge an das Schwarz-Weiß der Zeichnung. Nebengeräusche werde man bis zu einer gewissen Grenze nicht wahrnehmen, das Ohr werde einer unentrinnbaren Erziehung unterworfen.
Ich vermag den Dichter noch auf die Versuche Jörg Magers und auf dessen elektro-akustische Orgel hinzuweisen. Enthusiasmiert notiert er sich Jörg Magers Adresse, da ich überzeugt behaupte, dieser sei zwar technisch nicht, jedoch theoretisch viel weiter und radikaler als Theremin.
In Hollywood hat Vollmoeller die Arbeiten Joseph von Sternbergs am ersten Sprechfilm mitgemacht; dort will er die unterbrochenen Arbeiten wieder aufnehmen, bereichert um die Erfahrungen auf dem alten Kontinent.
B. F. Dolbin

Digitized by Google

Fontanes erster berliner Gesellschaftsroman

Eine über das Thema hinaus methodologisch bedeutsame Studie Julius Petersens (Berlin 1929, Verlag der Akademie der Wissenschaften) gibt Einblick in den Roman, den Theodor Fontane in den Jahren 1877–1879 plante, nie aber zu Ende führte und der den Titel „Allerlei Glück" tragen sollte. Was versteht Fontane unter allerlei Glück? Eine Notiz, die die verschiedenartigen Glücksucher und -finder aufsucht, gibt Aufschluß:

Erstens, die katholische Welt. Das Kloster als Ziel.
Zweitens, der leichtlebige Künstler.
Drittens, der militärische Avanturier.
Viertens, der Gesellschafts-, Titel- und Ordensmensch.
Fünftens, der alte Goethe-Enthusiast.
Sechstens, der Numismatiker.
Siebentens, der Pfeifensammler.
Achtens, der Sammler märkischer Urkunden.
Neuntens, la Bohème.
Zehntens, der Ozon-Enthusiast.

Schon diese Aufzählung läßt in ihrer Weise Einblick gewinnen, zumal es sich hier um einen Roman des Nebeneinanders und der Sonderlinge handeln sollte. Wobei es wieder von besonderem Interesse ist, daß das Haus Wangenheim, dessen Schilderung sich im Fontane-Buch findet, natürlich unter anderem Namen, bevorzugter Schauplatz sein sollte.

Fontanes Art der Landschaftsschilderung, über die uns Max Tau eine wesentliche, doch aber zu negativem Resultat führende Studie gegeben hat, tritt auch hier zutage. Es findet sich eine Notiz, die auf die etwas mühselige Zusammenstellung aus Einzelbeobachtungen schließen läßt. Die Notiz lautet: „Das Unterholz im Tiergarten grünt, die Heckensträucher, besonders der Flieder, voll grüner Blattknospen, hier und dort schon grüne Blätter; im grünen Unterholz eine erste Nachtigall. Die großen Bäume entweder noch kahl, oder dieser und jener mit bräunlichen oder grünbräunlichen Spitzen. Scharfes Licht. Der Himmel blau, aber ein heller silbergrauer Ton darin; Kastanienblättchen eben heraus. Hier und dort wird ein Haus neu gestrichen usw."

Bedeutungsvoll und auf das spätere Werk Fontanes weisend tritt dagegen die Gesellschaftskritik hervor. Auf einem weiteren Blatt heißt es: „Das Bourgeoistum, will sagen das ohne rechten Lebensgehalt bloß aufs Äußerliche gerichtete Dasein steckt jetzt viel mehr und jedenfalls häßlicher in den oberen Militär- und Beamtenkreisen als im Bürgertum. Jedenfalls tritt es hier (bei Militär und Beamten) häßlicher, verdrießlicher, beleidigender auf. Ein reicher Brauer hat keine Verpflichtung sich um ‚ideale Menschheitsgüter' zu kümmern, er verlangt Vermögen, Wohlleben und eine Villa. Jene ‚regierenden Klassen' aber haben aus alter Zeit die Vorstellung mit herüber genommen, daß es mit ihnen etwas besonderes sei, daß sie Hirn und Herz des Volkes verträten und sie vertreten heutzutage keins von beidem mehr, weder das eine noch das andere. Sie sind ganz und gar veräußerlicht, kleine sich unterwerfende, nur auf den Gehorsam gestellte Streber, die dann, wenn's endlich heißt, ‚Du hast es erreicht Octavio', wie der Kürassier (im ‚Lager') hochmütig vom hohen Sattel her auf die Menschheit niederblicken. Freilich, fallen sie, so stehen sie nicht mehr auf. Und das ist ein wahres Glück."

Warum Fontane den Roman nicht ausgearbeitet und zu Ende geführt hat? Man kann antworten, weil er keinen rechten Abnehmer dafür voraussah, und auf den Erwerb aus seiner Feder dringend angewiesen war. Wenn man diese Antwort aber gibt, so ahnt man zugleich etwas vom Zusammenwirken der inneren und äußeren Bedingnisse und sagt sich, daß dabei wohl schon das Richtige herausgekommen sein mag. Dies „Richtige" aber ist ein Doppeltes oder scheint es zu sein, wenn man auf den Zeitbedarf und das Werk des schöpferischen Menschen blickt. E. H.

Roswithas Grabschrift

In dem Städtchen Gandersheim, nahe dem Harz, findet sich der Grabstein der Roswitha, dessen Inschrift sie sich selbst ersann. Die Inschrift lautet seltsam genug:

ra ra ra
es et in
ram ram ram
i i

Johannes Kleinpaul (Königsb. Allg. Ztg. 77) löst das Rätsel. Dreimal (ter)ra und ram bedeutet terra terram, zweimal (bis) i besagt ibis. Der Spruch lautet also terra es et in terram ibis – Du bist Erde und sollst zu Erde werden. – Man kann in solchem Tun eine Spielerei erblicken. Es ist aber auch Magie des Buchstabens darin und ein Suchen nach dem Symbol. E. H

Hat Hebbel Tiecks Novelle „Die wilde Engländerin" gekannt?

Im ersten Band seines Buches „Zwischen zwei Revolutionen" erzählt Ernst Heilborn die Geschichte der jungen Florentine, die aus Kindheitserinnerungen nach der Lektüre eines anatomischen Werkes Abneigung gegen den Mann empfindet und dem Freunde ihres Vaters einen Korb gibt, als er auf einer Reitpartie um ihre Hand anhält. Beim Abschied will er ihr vom Pferde helfen und als sie sich unwillig abwendet, bleibt ihr Reitkleid am Sattelbogen hängen, halb entblößt steht sie vor ihm. Eine Woche lang schließt sie sich in ihr Zimmer ein, ohne zu essen und zu trinken, dann fordert sie den Vater auf, bei dem Freund für sie zu werben – nach dem Geschehenen müsse sie seine Gattin werden.

Wenn man an diese Stelle gerät, denkt man zuerst an Hebbels „Gyges und sein Ring", an Rhodope, die den Gatten erschlagen läßt und den Sieger ehelicht, weil dieser sie nackt gezeigt, jener sie nackt gesehen. Erst am Ende teilt der Autor mit, daß er den Inhalt von Tiecks Novelle „Die junge Engländerin" erzählt habe, und so erhebt sich angesichts Tiecks Priorität die Frage: Hat Hebbel das Werk des Romantikers gekannt?

Noch einmal taucht das Problem der Scham in Hebbels „Nibelungen" auf: „Des Weibes Keuschheit geht auf ihren Leib, / Des Mannes Keuschheit geht auf seine Seele, / Und eher zeigt sich dir das Mägdlein nackt, / Als solch ein Jüngling dir das Herz entblößt."

Hat Tieck Hebbel die Waffe weitergereicht für die Befreiungsschlacht des bürgerlichen Jahrhunderts? L. W.

Digitized by Google

Tonfilm Freund und Feind

Von Erwin Piscator (Berlin)

Die Einen: nun ist das Theater tot. Es wird in Zukunft nichts anderes geben als Tonfilm. Tonfilm, das bedeutet die Möglichkeit, optisch und akustisch ein Weltbild zu schaffen, das der Wirklichkeit adäquat ist oder durch seine künstlerische Zusammensetzung sie übertrifft.

Die anderen: diese zusammengesetzte Kunst beziehungsweise Unkunst, diese Mischkunst, diese lächerliche, grammophonhafte Wiedergabe von Tönen und Stimmen wird niemals von irgendwelcher Bedeutung innerhalb des künstlerischen Lebens sein.

Dasselbe sagten die berufenen „Sachverständigen" vor dreißig Jahren auch zu den ersten Filmversuchen (ganz zu schweigen von jener Großmutter, die auch den Siegeszug des Autos nicht verhindern konnte, trotzdem sie bis zu ihrem Tode prinzipiell ablehnte, sich in eins hineinzusetzen). Auch vor dreißig Jahren verwechselte man das Mittel, das der Film an sich ist, mit der Bedeutung, die er haben kann! Vorausgesetzt, daß . . . ! daß nämlich ein Ziel da ist, ein Weg sich bahnt, Menschen vorhanden sind, die verstehen, daß er nur ein Mittel ist zu etwas Größerem. Zehn-Groschen-Romane, das war das, was seine geistigen Verwalter an die Öffentlichkeit abgaben. Inzwischen sind wir durch Wunderwerke belehrt worden, daß „Kunst" geschaffen wurde. Es gibt eine spezifisch filmische Intuition, die beim Optischen beginnt. Schon wieviele Male dürften diejenigen errötet sein, die der Industrie oder dem mißachteten Plebs den früheren Film überließen, um sich stolz auf ihre reine Kunst zurückzuziehen. Merkwürdig, daß die Erfahrung so gar nichts lehrt.

So wird es mit dem Tonfilm sein. Es ist falsch, zu sagen, er wird die einzige Kunst sein. Die einzige und alleinige Kunst gibt es nicht. Ob Pinsel, Feder, Meißel, Note, Optik oder Akustik, das Mittel tritt stets zurück vor dem, was gesagt werden soll, und das, was gesagt werden soll, schafft sich auch die Form, wie es am besten gesagt werden kann. Dieses „Wie" aber gestaltet ein Bildhauer anders als ein Schriftsteller, ein Tonfilmautor (ich schließe in dieses Wort Schriftsteller und Regisseur zugleich) anders als ein Autor des stummen Films. Wie sehr wir nach neuen Ausdrucksmitteln zu suchen gezwungen sind, das habe ich in meinen verschiedenen Aufführungen zur Genüge bewiesen. Auch dort wurde mir stets der Vorwurf gemacht, daß ich untaugliche Mittel verwende, wie man sagt, unkünstlerische Mittel, indem ich z. B. den Film in das Theater einbezog. Häufig schon habe ich erklärt, daß es Prinzipien der Kunst im ästhetischen Sinne nicht gäbe, besonders aber heute nicht, da gerade die Randgebiete, die Überschneidungen flüssig und vielgestaltig sind. Vielleicht ein Übergang, vielleicht aber auch absolut, da sie der Kunst neue Stoffgebiete immer mehr erschließen. Meine Versuche waren in Wirklichkeit der Zeit so nahe wie der Tonfilm. Man könnte sagen, daß sie zum großen Teil schon Versuche zum Tonfilm gewesen seien. Und ich glaube, daß tatsächlich in dem Tonfilm ungeheure Entwicklungsmöglichkeiten liegen, so wie ich auch glaube, daß dieselben Entwicklungsmöglichkeiten im Theater vorhanden sind.

Nicht anders wird es auch mit dem Tonfilm sein. Seine Entwicklung ist nicht abzusehen. Unvergleichlich mehr als der stumme Film hat der Tonfilm die Möglichkeit, die Stoffe auszuschöpfen, sie endgültig zu machen, sie zu vertiefen, die Dialoge sowohl wie die Begleitterte: erzählende, referierende, pädagogische (belehrende). So groß kann die Bedeutung des Geräusches (Naturton) sein, so groß die der Musik, daß zum erstenmal vielleicht sich Musik auch optisch, d. h. konkret vorstellbar, gegenständlich entwickeln kann.

Der Tonfilm schafft binnen kurzem seine eigenen Gesetze. Es ist utopisch, zur Zeit von Wert oder Unwert des Mittels zu sprechen. Auch unnotwendig, wie lange dieses Mittel in seiner momentanen Form bestehen bleibt, da immer neue Erfindungen es verbessern oder eines Tages wieder aufheben. Die Kongruenz mit der Zeit schafft die einmaligen Kunstwerke. Schafft sie in der Architektur, im Bild,

Digitized by Google

im Theater, warum nicht im Tonfilm? Schon dadurch allein hat der Tonfilm einen ungeheuren Wert, weil er als Mittel ebenso wie der Film bereits revolutionierend an sich wirkt, revolutionierend auch bei sämtlichen angrenzenden Kunstgebieten.

Trotzdem selbstverständlich niemals ein „Mittel" revolutioniert, sondern nur der Inhalt, der Geist, die Auffassung (eine Tonfilmoperette bedeutet keine Revolution). Aber die geistigen Güter schaffen sich immer neue, variablere Ausdrucksformen und hierin besteht der Wert: je universeller ein Mittel ist, je phantastischer (eine Fliege kann im Film ebenso groß dargestellt werden wie ein Elefant, dasselbe kann mit dem Ton geschehen), um so mehr läßt sich damit sagen, und zwar eindringlich, leicht, erklärend, überzeugend, vielgestaltig durch Bewegung, Ton, Farbe, Vergrößerung und Verkleinerung. Es kann zur qualitativen Propaganda werden. Ebenso wie der Rundfunk, der die Welt umspannt. Aber ebenso kann die Ausbreitung der Wahrheit wie der Lüge damit bewerkstelligt werden. In wessen Hand diese Kunstmittel gegeben sind, welche geistigen Weltanschauungsgüter damit übertragen werden sollen, das allein macht ihre Anwendung wertvoll oder wertlos. Freund oder Feind, Recht allein behält die Anwendung, die Verwendung.

Der Mißbrauch, der zunächst damit getrieben wird, daß jedes Mittel zur Verbreiterung des lukrativen Vergnügungsbetriebs dient, ist unangenehm, aber nicht prinzipiell. Er bedeutet zunächst sogar eine Förderung, soweit das technische Experiment damit verbunden ist. Die Industrie gebraucht jedes Mittel, um es zu verbrauchen, vielleicht auch auf Jahre zu verderben (und zwar durch Minderwertigkeit, wo Höchstleistung zum selben Ziel führen konnte: Geld!). So gibt es natürlich nur eine Parole: Einreihung auch dieses Mittels in die übrigen künstlerischen! Machen wir es der Agitation dienstbar!

Der religiöse Sozialismus

Von Oskar Ewald (Wien)

Der religiöse Sozialismus ist im Grunde so alt wie die Religion, so alt wie der Sozialismus. Er schließt die beiden im Motiv der Gemeinschaft zusammen. Religion heißt wörtlich: Wiederverbindung. Sie bedeutet Überwindung der furchtbarsten aller Einsamkeiten, der Einsamkeit im Weltall. Der Mensch fühlt sich vom tiefsten Weltengrunde angesprochen, er sagt: Gott, und weiß sich in Sicherheit. Religion ist das große Geheimnis des Du-Sagens, sie muß sich darum auch im Verhältnis des Menschen zum Mitmenschen als gemeinschaftsbildende Kraft auswirken. Wir sehen sie überall in der Geschichte Modelle neuer gesellschaftlicher und staatlicher Ordnungen aufbauen. Namentlich im Urchristentum ist diese Kraft so lebendig, daß in Zeiten des sozialen Niederganges und Verfalles der Ruf nach jenen ersten und innigsten Formen christlichen Zusammenlebens wieder laut wird. Die Welt soll zur Stätte Gottes werden, an Stelle der Selbstsucht, Habgier und Machtbegierde soll das alleinige Gesetz der Liebe herrschen, wie es Jesus in der Bergpredigt verkündigt und die Urgemeinde gelebt hat. Von solchem Geiste war der Ahnherr des modernen Sozialismus, St. Simon, erfüllt. Marx freilich hat diese Auffassung als eine utopische durch seinen wissenschaftlichen Sozialismus überwinden wollen, dem es nicht um Ideale und Forderungen, sondern um die Erforschung der harten Naturtatsachen ökonomischer Entwicklung zu tun ist. Sich bewußt in ihren Dienst stellen, den notwendigen Prozeß beschleunigen, sei die einzige Aufgabe. Eine tiefere Betrachtung mußte jedoch zeigen, daß der Sozialismus, von welcher Seite man ihn auch in Angriff nehme, sich nie restlos in Wissenschaft auflösen läßt. Diese kann höchstens die äußeren Bedingungen, nicht aber die Art und den Sinn seiner Verwirklichung lehren. Denn in ihm handelt es sich nicht bloß um eine mechanische Verkettung von Ursachen und Wirkungen, sondern um ein höchstes Menschheitsziel, das nur aus der Freiheit schöpferischen Wollens — wenngleich mit einer gewissen Bindung an das gegebene Material — angestrebt und erreicht werden kann. Es geht um ein Endgültiges, Unbedingtes, Absolutes. Aus messianischer

Digitized by Google

Urfeuerkraft ist der Sozialismus geboren und das Moment der Verheißung bleibt untrennbar mit ihm verbunden. Er behält immer, auch in seinen nüchternsten, versachlichtesten Formen etwas von einem Bekenntnis und Glauben.

So erklärt es sich auch, daß der westliche, zumal englische Sozialismus die Verbindung mit dem Christentum nie preisgegeben hat. Keir Hardie, der Begründer der labour party, ist eine tiefreligiöse Natur gewesen wie Ramsay Macdonald, der gegenwärtige Premier. Das extreme Widerspiel ist Sowjet-Rußland, das in seinem fanatischen Kampf gegen jede Gläubigkeit freilich wieder zu einer Art Religion des Atheismus und Materialismus geworden ist. Zentraleuropa hält auch in dieser Hinsicht die Mitte. Hier hat die Sozialdemokratie die religiöse Entscheidung zur Privatsache erklärt und damit zu indifferenzieren getrachtet. Die Arbeitermassen werden in Wirklichkeit von freidenkerischer Propaganda beherrscht, die, wenn sie gelegentlich auch einige aufrüttelnde Wirkung übt, zumeist in platten Materialismus versandet. (Vgl. mein Buch: „Freidenkertum und Religion", Zürich, Rotapfelverlag.) Aus der Tiefe aber macht sich, in der Schweiz, in Deutschland und neuerdings auch in Österreich, ein stärkeres Anschwellen religiöser Strömungen fühlbar. Es bricht hier wie in der indischen Freiheitsbewegung die Einsicht durch, daß die Welt, auch die materielle — und gerade sie — nur vom Geiste her verwandelt werden kann. Ein ans Mystische grenzender Zusammenhang zwischen der Idee des Gottesreiches, von dem die Bibel spricht, und dem Sozialismus wird verkündet. Wegweisend sind hier die beiden Blumhart, Vater und Sohn, vorangegangen. Der Vater, ein württembergischer Pastor von wunderbarer Glaubensinnigkeit, die ihm die Kraft geistiger und seelischer Heilung verlieh; der Sohn, der aus gleichem Impulse der Hilfe in die Politik eintrat, Sozialdemokrat wurde, sich der Partei „der Gottlosen" zur Verfügung stellte, zu einer Zeit, da solches noch Ausschluß aus der bürgerlichen Welt bedeutete. Weiter muß Pfarrer Kutter in der Schweiz genannt werden, dessen Buch „Sie müssen" den Marxismus als ein unbewußtes Christentum, ein Christentum wider Willen zu erfassen sucht. Vor allem aber der treffliche Ragaz, Herausgeber der „Neuen Wege" in Zürich, eine Bekennernatur großen Stils, um die heute das Beste all dieser Bestrebungen kristallisiert. Die innere Vielfältigkeit des religiösen Sozialismus ist eine große; sowohl was das Verhältnis zur Religion als auch zum Sozialismus betrifft. Es gibt solche, die wie die Genannten aus dem Protestantismus kommen. Aber auch im katholischen Lager mehren sich seit dem Kriege die Stimmen, die eine radikale Neugestaltung der Gesellschaft im sozialistischen Sinne fordern. (Bei den letzten deutschen Wahlen haben Stimmungen wie diese sogar sehr zum Siege der Linken beigetragen.) In Österreich hat der Hilfsarbeiter Otto Bauer (vom gleichnamigen sozialdemokratischen Parteiführer zu unterscheiden) eine Bewegung ins Leben gerufen, die, den Verhältnissen des Landes entsprechend, eine katholisierende Tendenz hat, doch aber überkonfessionell gedacht ist. Ihr Organ ist das Monatsblatt „Menschheitskämpfer". Daneben gibt es allenthalben auch freireligiöse sozialistische Gruppen. Ebenso variiert andererseits das Verhältnis zum Sozialismus. Während ein Teil wie Pfarrer Eckert und Bauer sich ziemlich eng dem Marxismus angliedert und das Religiöse sogar gelegentlich in den Hintergrund treten läßt, ist der Anschluß bei Ragaz und seinen Mitkämpfern ein viel loserer. Hier erscheint das Evangelium als die Hauptsache. Der Sozialismus ist nicht mehr Selbstzweck, sondern Mittel zur Erfüllung geistiger, göttlicher Notwendigkeiten. Er ist dementsprechend in einem Prozeß fortwährender Umbildung und Wandlung begriffen.

Wir können nicht vorwegnehmen, was Ziel und Ende der Bewegung sein wird. Jedenfalls ist es von hoher Kultur- und Menschheitsbedeutung, daß zwei Mächte wie Religion und Sozialismus eine Auseinandersetzung, Verbindung und Durchdringung suchen. Für jene bedeutet das eine Verlebendigung, für diesen eine Vertiefung, für beide einen großen und entscheidenden Einsatz im Kampfe um die ewige Wahrheit.

Digitized by Google

Rudolf Haym

Von Arthur Eloesser (Berlin)

Rudolf Haym hat seinen unzerstörbaren Ruf in der Wissenschaft als Verfasser der beiden monumentalen Werke über Herder und die Romantische Schule. Seine Figur ist sonst etwas blaß geworden trotz seiner Selbstbiographie, die schon als Zeitdokument mehr gelesen werden sollte. Der ausgewählte Briefwechsel von Rudolf Haym, den Hans Rosenberg sehr sorgfältig und mit einer tüchtigen Einleitung veröffentlicht, gibt eine willkommene Gelegenheit, uns diesen Vertreter des deutschen Liberalismus wieder nahe zu bringen, mit ihm seine ganze Generation, die aus der Märzrevolution hervorging, um dann ihre Idee von der deutschen Einheit mit Bismarcks machtpolitischer Lösung auszugleichen. Die Veröffentlichung gehört zu den Deutschen Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts, die die Historische Kommission bei der Bayrischen Akademie der Wissenschaften erscheinen läßt. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin-Leipzig.)

Es handelt sich tatsächlich um eine ungemein ergiebige Quelle, die unsere Kenntnis einer etwas vergessenen oder vernachlässigten Periode neu befruchtet, um eine besonders vielseitige, die deutsche Geschichte in Philosophie, Politik, Literatur wieder flüssig macht. Der Biograph Herders bezeichnet sich hier einmal als einen Lessingianer; es tat ihm herzlich leid, zu einer Biographie Lessings als seiner eigentlichen Lebensaufgabe nicht gekommen zu sein. Seine Blutsverwandtschaft mit Lessing beruhte hauptsächlich auf derselben Ansicht von der Wandelbarkeit der Wahrheiten, unter denen die historische gewiß die unbeständigste und am meisten zu berichtigende ist.

Rudolf Haym, der zuerst und nicht lange in Halle Theologie studierte, wuchs noch als Hegelianer auf. Seine Entwicklung wurde typisch, wie sie von der Metaphysik ins Diesseitige zurückstrebte, um den spekulierenden Deutschen zu etwas Wirklichem zu gestalten; es galt, das abstruse Gebiet der Philosophie zur Schule der Gesinnung zu machen, aus der Metaphysik den ethischen Faktor zu entbinden. Das war das Programm eines Politikers, eines Publizisten, der auch sein Leben danach einzurichten hatte. Haym wurde schließlich Professor in Halle, aber seine eigene Sache hatte er vorher auf nichts gestellt. Die vaterländische Aufgabe, in der Zeit der Reaktion unter dem Druck der Zensur, forderte ihn auf, sich auf das Abenteuer einer rein schriftstellerischen Existenz einzulassen. Haym ist in dieser Verbindung von Wissenschaft, Politik, Journalismus verwandt mit den Gervinus, Hettner, Mommsen, Gustav Freytag, Karl Hillebrand, Treitschke, die auch fast alle in diesen Briefen auftreten, um ihren dokumentarischen Wert noch zu steigern.

Rudolf Haym hinterließ uns die unentbehrlich gewordenen Berichte von dem ersten Vereinigten Preußischen Landtag, von der Nationalversammlung in Frankfurt, zu der er selbst als Vertreter des linken Zentrums gehörte. In Berlin gründete er die Konstitutionelle Zeitung, dann die Preußischen Jahrbücher, die nach ihm Treitschke und Hans Delbrück geführt haben. „Die Zeit der Halleschen Jahrbücher ist vorüber", schreibt er im Anfang des Unternehmens; das Wort bedeutet die Wendung von der spekulativen zu einer praktischen Politik. Die neuen Jahrbücher sollten vom Standpunkt der höchsten Bildung und vom Standpunkt der höchsten Wissenschaft in den politischen Kampf mit eingreifen; sie haben das Jahrzehnte getan, sie behaupten sich bis heute als eine von den wenigen großen politischen Zeitschriften, zu denen es Deutschland gebracht hat.

In ihren Anfängen stößt man auf eine höchst interessante Differenz mit Gervinus, den Haym nicht zum Mitarbeiter gewinnen konnte. Der andere große Literarhistoriker bestand auch noch nach 1848 auf einer Revolution als einer gründlichen Reinigung, aus der erst ein wirklich konstitutionelles Leben hervorgehen konnte. Der Preuße Haym, zu Grünberg in Schlesien geboren, antwortete ihm als der näher und schärfer sehende Realpolitiker: Mit unseren Märkern, Pommern, Ostpreußen können Sie keine Revolution machen. Und er fügt einen weisen, sehr viel erklärenden Satz hinzu: Wir sind in Deutschland zwar meist schlecht regiert, aber ehrlich verwaltet worden.

Die Politik von Rudolf Haym trieb schon vor 1864 auf eine Einigung mit Bismarck, trotz allen mißtrauischen Vorbehalten gegen seine damals noch

Digitized by Google

sprichwörtliche Unzuverlässigkeit, gegen sein zynisch-elegantes Autokratentum. Zwischen 1864 und 1866 kam es Haym darauf an, aus seinen Annexionen auch deutsche Eroberungen zu machen, seiner Machtpolitik die nationale und zugleich moralische Tendenz unterzulegen, die er bei glänzender politischer Befähigung noch unentwickelt fand. Haym zog eine scharfe Grenze nach links, mit Demokraten wollte er nichts zu tun haben, wie er sich später, nun ganz bismärckisch geworden, vor der neuen Erscheinung der Sozialdemokratie entsetzte. Unter diesen Briefen finden wir auch seinen Entwurf, der zur Gründung der Nationalliberalen Partei führte. Als Abgeordneter hat es Haym selbst zu keiner entschiedenen Physiognomie gebracht; er war gewohnt, in großen geistigen Zügen zu denken, es war ihm nicht möglich, über Eisenbahnbauten, Budgetfragen und andere Realien zu verhandeln. Aber der Publizist behielt sein unvermindertes Ansehn, und als die deutsche Einheit mit Blut und Eisen zustande kam, gewann er endlich die Muße, seine großen literarischen Werke, seine außerordentlichen Essays über bedeutende Zeitgenossen zu schreiben.

Nach 1871 wurde Haym immer mehr bismärckisch schon aus dem Gefühl: dieser Mann läßt sich von uns doch nicht imponieren. Trotzdem wurde er seiner Abstammung aus einem ideellen Liberalismus nicht untreu, immer in der Sorge, die er etwa mit Gustav Freytag teilte, wie man diesen neuen gewaltigen Militär- und Wirtschaftskörper mit einer Seele des Rechts, mit einem Geist der Freiheit ausstatten könnte. In die alte schwarzweiße Fahne, sagt er einmal, müsse mehr gold und rot hineingewirkt werden. Aber seine Abstammung verhinderte ihn auch, in dem Aufstreben des Proletariats eine neue Idee, einen ethischen Antrieb zu entdecken. Trotz Bismarck, trotz Erfolg und Glanz, das deutsche Reich blieb ihm unbehaglich, ließ ihn nicht ohne Sorge, ohne die Befürchtungen, die auch den Altpreußen Fontane heimgesucht haben. Einer der letzten Briefe klingt wie ein Testament, durch das wenigstens eine Sorge an die Nachlebenden vermacht wird. Es war 1900 zur Zeit der chinesischen Expedition: „unser Vorwagen in der Weltpolitik, das chinesische Schattenspiel — wobei mir immer wieder die Erinnerung an die Kreuzzüge kommt — macht mir oft recht bange um den Ausgang. Wenn es Bülow mit und trotz diesem Kaiser gelingt, unser Schiff ehrenvoll in den Hafen zu bringen, so so wird er neben Bismarck in Ehren genannt werden dürfen."

Proben und Stücke

Nach 1848. Ein Briefwechsel zwischen Haym und Gervinus

Haym an Georg Gottfried Gervinus

Brandenburg, 2. Dezember 1850.

Seit lange hat es in meiner Absicht gelegen, mich mit der Bitte um Ihre literarische Mitwirkung für unser hauptstädtisches Parteiblatt an Sie zu wenden. Teils fehlte es mir dazu an Zeit, teils an Mut. Es trifft sich, daß der Augenblick, welcher mir hinreichend Muße gewährt, mir zugleich die Furcht verringert, ich könne eine abschlägige Antwort erhalten.

Sie kennen das Schicksal, welches neuerdings die „Konstitutionelle Zeitung" betroffen hat. Ich verbessere mich: Sie wissen, welchen Versuch unser Gouvernement gemacht hat, die Partei und deren Presse auseinanderzureißen. Selten ist einer Partei ihre Pflicht so klar vorgezeichnet. Man irre sich, wenn man glaube, die Partei sei nicht in allem Wesentlichen mit jenem Blatte einverstanden; man sei sehr kurzsichtig, wenn man meine, durch die Entfernung eines armseligen Individuums das Blatt zerstören, das Interesse der Partei an diesem Blatte verringern zu können —: das offenbar ist es, was den Herren von Manteuffel und Hinkelden demonstriert werden muß ... Ich schreibe an Sie, hochgeehrter Herr, mit dem ganz besonders dringenden Wunsche, daß es mir gelingen möchte, Sie von der Pflicht zu überzeugen, die Sie für ein, unter anderen Umständen Ihnen vielleicht ferner liegendes Blatt in diesem Augenblicke haben. Eine Ermäßigung des scharfen Tones, welchen die Zeitung der Elendigkeit unsrer Zustände gegenüber angenommen, würde ich für ein großes Unglück halten. Ich weiß, daß Sie seit länger als wir übrigen mit Bitterkeit und Leidenschaft in dies Getriebe sehen, dessen Ausgang Sie richtig erkannten und welches eben jetzt durch einen faulen Frieden zu Ende zu gehen droht. Patriotismus wie der Ihrige und eine Redegewalt wie die Ihrige, das sind Momente, die ich mehr als jemals in diesem Augenblicke in die Zeitung übertragen wünschte, die durch den Zorn, den sie erregt hat, als ein nicht ganz verächtliches Werkzeug gegen die Unfähigkeit und die Gemeinheit legitimiert worden ist.

Ich weiß in der Tat keinen, dessen Feder mit verderbenvollerem Eifer jetzt gegen die Manteuffel und Genossen losgelassen werden könnte, keinen, der mit mehr Erfolg eine allzu rücksichtsvolle Opposition, eine allzu bedenkliche

Digitized by Google

Kammer zu einem entscheidenden Auftreten anspornen könnte, und keinen endlich, dessen Autorität beim Publikum in diesen Dingen sowohl größer wie verdienter wäre. Es wird der Nennung Ihres Namens nicht bedürfen. Sie werden „vom Rhein" schreiben — und man wird Sie kennen — die einen werden Sie fürchten, die andern Ihnen gehorchen.

Wir sind verschlagen, wie mich bedünkt, weit hinter den März 1848. Da wo Sie sie fallen ließen, dürfen Sie heut Ihre Arbeit wieder aufnehmen. Eine eigentümliche Verwicklung der Verhältnisse weist Sie auf das Blatt hin, für welches ich als Werber bei Ihnen aufgetreten. Lassen Sie mich nicht vergebens gehofft und geworben haben!

Georg Gottfried Gervinus an Haym

Heidelberg, 7. Dezember 1850.

Ihr Brief vom 2. dieses kommt mir fast gleichzeitig mit einer gleichen und gleich dringenden Aufforderung von Aegidi zu. Ich kann sagen, daß mich beide in eine schmerzliche Verlegenheit setzen. Ich möchte Ihnen beiden in solch einem Momente nichts versagen, was ich irgend leisten kann, und doch kann ich in mir nicht finden, wie ich Ihnen das Verlangte gewähren könnte.

Ich hätte mich vielleicht nie in die politischen Händel dieser Tage praktisch einlassen sollen. Es scheint ein wesentliches Mißverhältnis zu bestehen zwischen einem geschichtlichen Beobachter und zwischen den handelnd Beteiligten und parlamentarischen Geschichtmachern. Mir wenigstens ist es bisher immer geschehen, daß ich mit meinen Überzeugungen nicht allein denen der mir fremden, sondern selbst denen meiner nächstgesinnten politischen Freunde um eine solche Zeitkluft voraus war, daß eine Verständigung zu gleichen Mitteln für einerlei Zwecke unmöglich ward. In diesem Augenblicke geht es mir ebenso.

Ich bin überzeugt, daß wir die Fahne der Republik aufstecken müssen, oder daß ich besser sage: uns dazu bekennen, dafür werben müssen, um sie zur rechten Zeit aufzupflanzen und vorwärtszutragen gegen Osten. Wenn es für uns irgendein politisches Heil gibt, so müssen wir auf diesem Wege dahin zu gelangen suchen; ich weiß wohl, daß er in den Abgrund so gut führen kann, als auf die Höhe, aber ich sehe dies verzweifelte Spiel für notwendig an. Es war für mich immer ein großes Problem, ob eine so geistig und sinnlich verweichlichte Nation überhaupt zu den Werken der Politik befähigt wäre, und die neueste Erfahrung scheint mir zu sagen, daß wenn sie es nach dieser verunglückten Probe noch werden soll, es nur durch das Zusammenfassen aller ihrer Kräfte, und nicht am wenigsten ihrer physischen Kräfte geschehen kann. Im Namen der Monarchie nun werden Sie diese Kräfte vergebens zusammenrufen, im Namen des Konstitutionalismus, wenn wir uns nicht täuschen wollen, noch vergeblicher; auf den Ruf der Republik aber werden Sie — nicht im Moment, aber seinerzeit — drei Vierteile des deutschen Volkes bereit haben und das andere Vierteil werden Sie mit dem Schrecken willig oder unschädlich machen. Selbst wer aus der konstitutionellen Monarchie immer noch so grundsätzliche Glaubensartikel macht, wird mitgehen müssen und können; er mag die Republik für ein Mittel, für einen Durchgang nehmen, während sie andre für Zweck und Ziel ansehen. Denn noch ist der Beweis nicht geführt, daß eine absolutistische Dynastie je den aufrichtigen Übergang zum Konstitutionalismus gemacht habe oder machen könne, ohne durch das Fegefeuer der Republik und der Revolution durchgegangen zu sein. Denn auch dies war immer ein Problem gewesen, selbst als ich am zuversichtlichsten für Reform und gegen Revolution schrieb, ob es möglich sei, daß ein großes Volk wie das deutsche zur politischen Reife und Selbständigkeit nun überhaupt, unter irgendwelchen Voraussetzungen gelangen könne ohne Revolution. Es wäre unmenschlich gewesen, am Vorabend vor der Krise, die diese Frage entschieden stellte, für die Revolution zu sprechen; denn selbst wenn man die wissenschaftliche noch so feste Überzeugung hätte, daß sie eine Notwendigkeit sei, so würde man doch die Massen von dieser Notwendigkeit durch keine rationellen Gründe der Welt überzeugen, sondern es muß dies die leidige Erfahrung tun, die die Schuld der Fürsten und ihrer Ratgeber evident und die Völker geneigt macht, ihr Richteramt anzutreten; die andren, die voreilig und ungerechtfertigt von dieser Schuld im voraus überzeugt waren, hätte man durch solch eine verfluchte Predigt in ihrer nutzlosen Blutgier und Wut nur gesteigert. Jetzt scheint mir die Sache [so] zu liegen, daß die Fragen: ob Reform oder Revolution, ob Monarchie oder Republik über allen Zweifel hinausgerückt sind. Die Frage scheint mir nur vorzuliegen, ob die bisherigen Konstitutionellen so grundsätzlich, so gewissenhaft, so doktrinär, so loyal, so moralisch sein wollen, sich selber und ihren bisher verfochtenen Tendenzen treu zu bleiben, oder ob sie sich so von der summa lex des Staatssinnes leiten lassen, ob sie so politisch sein wollen, das Mittel zu ergreifen, das allein übrigbleibt. An der Entscheidung dieser Frage mag wohl die Zukunft Deutschlands hängen, an der Frage, ob die, die sich bisher noch immer, was Einsicht angeht, als die Fähigsten bewiesen haben, die bedächtige Bewegung Deutschlands leiten oder bloß leiden wollen. In dem letztern Falle werden sich die geistigen Kräfte von den physischen scheiden, und an dieser Spaltung werden wir noch einmal scheitern, wie wir 1848 dadurch gescheitert sind, daß sich die Moderados weder mit den Regierungen und ihren Kammern, noch mit den Volksmassen verstehen wollten.

Nachdem ich Ihnen mit dieser flüchtigen Andeutung meine Überzeugungen offen und rückhaltlos dargelegt habe, werden Sie begreifen, daß ich nicht mehr zum Korrespondenten tauge, und daß es seine guten Gründe hatte, warum ich mich auch von der „Deutschen Zeitung" längst zurückzog. Unlängst war in Frankfurt eine kleine Versammlung, wo über das Schicksal dieser Zeitung beraten wurde. Ich stimmte unbedingt für ihren Untergang ... Es kam dabei zu Meinungsäußerungen. Ich hielt mich zurück; und hatte die überraschende Erfahrung, daß sehr loyale Senatoren und Bankiers sich einen Stein vom Herzen genommen fühlten, als man ihnen eine Überzeugung keck aussprach, die sie selbst bereits in sich aufgenommen, nur sich und andren noch nicht gestanden hatten. Bei dieser Gelegenheit kam auch ein andrer Punkt zur Sprache, der für Ihr Blatt ebenso wesentlich zur Erörterung ist. Man ist des Lesens offenbar in Deutschland satt, so wie ich längst an mir selber fühle, daß man des Schreibens satt wird. Die Frage ist, ob Männer von so ausgezeichneten Gaben wie Sie ihre Kräfte nicht besser auf eine bessere Zeit sparen. Das plötzliche Schweigen der Konstitutionellen und der D[eutschen] Z[eitung] ist auch eine Sprache. Man äußerte dann, anknüpfend an dies Thema, ob es nicht wünschenswert sei, daß Besprechungen in größeren Kreisen stattfänden über die nächst einzuschlagenden Wege. Und dies schien mir jetzt wichtiger, als alle Zeitungen. Denn niemand weiß, was er will; viele getrauen [sich] nicht

Digitized by Google

zu wollen, was sie eigentlich wollen. Würde die demokratische Richtung als eine Unausweichlichkeit angesehen, so wäre der Presse und den gebildeten Kreisen eine ungeheure und die würdigste Aufgabe gestellt: diese Richtung zu adeln und ihr die Impulse einer wirklich moralischen Kraft einzusenken.

Ich bin übrigens weit entfernt, diese meine Ansichten für unfehlbar zu halten. Möglich, daß das konstitutionelle Prinzip, das in unseren kleinen Staaten verspielt hat, eine ganz neue Kraft in dem großen Preußen erhält; es ist mir wahrscheinlich, daß Sie darauf hoffen und ich weiß es von anderen, wie von Aegidi, daß er darauf vertraut. Ich weiß aber auch von anderen Preußen, die ich für echtere und logischere ansehen darf als Sie beide, daß sie nicht das geringste Vertrauen auf solch eine Wandlung der Dinge haben. Und diese scheinen mir das Wahre zu treffen. Aber darüber urteile ich freilich aus verhältnismäßig wenigen Symptomen; und die Näherstehenden mögen dies viel besser beurteilen. Steht Ihre Hoffnung in dieser Hinsicht irgend fest, so lassen Sie sich durch mich gewiß nicht abhalten, auf dem bisherigen Wege mit der alten Energie und Tüchtigkeit fortzuarbeiten. Das eine Verdienst ist Ihnen sicher, daß ich als Gothaer allezeit als ein echtes und großes Verdienst aussprechen kann, daß Sie der Nation bis zur äußersten Evidenz zeigen, daß das Geschlecht der Herrschenden unverbesserlich ist.

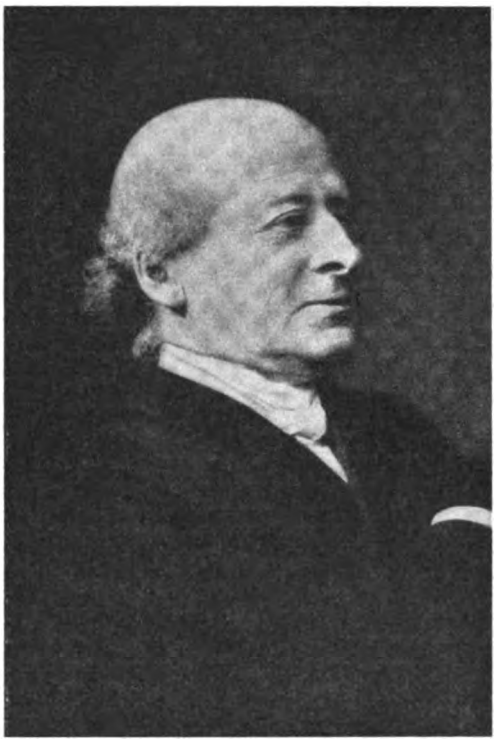
Es soll mich herzlich freuen, wenn Sie mir eine Antwort gönnen wollen.[1] Es ist mir von dem größten Wert, gerade die mir entgegengesetzten Meinungen aus Ihren preußischen Kreisen und aus dem Munde eines Mannes zu hören, der von den ersten Kindheitstagen seiner Tätigkeit an bis zuletzt meine ganze Achtung gehabt hat.

Haym an Georg Gottfried Gervinus

Halle, 31. Dezember 1850.

Wenn irgend etwas mich abgeschreckt hat, Ihnen auf Ihr ausführliches Schreiben vom 7. dieses früher zu antworten, so ist es Ihre Aufforderung zum Antworten gewesen. Es wäre mir höchst erwünscht gewesen, Ihre Feder für den Dienst der „Konstitutionellen Zeitung" werben zu können. Es war mir, als ich hierauf verzichten zu müssen belehrt wurde, immer noch höchst erfreulich, über die Motive Ihrer literarischen Enthaltsamkeit so vollständig von Ihnen selbst aufgeklärt zu werden. Da ich aber so anmaßend nicht bin, dem Ausdruck meiner Überzeugungen irgendeinen Einfluß auf Ihr erwogenes Urteil zuzutrauen, so schien es mir weder erfreulich noch nützlich, die zwischen uns bestehende Differenz zum Gegenstande weiterer Korrespondenz zu machen. Wenn ich nichtsdestoweniger noch am letzten Tage des Jahres mich zu diesen Zeilen bringe, so liegt der Grund dazu, abgesehen von dem was Höflichkeit und Dankbarkeit gebietet, in dem nicht abzuweisenden Gefühle, daß in letzter Instanz der Unterschied unsrer Ansicht durch die Gemeinsamkeit der Überzeugung und der Gesinnung weit überwogen wird.

Gleich anfangs nämlich muß sich jeder, welcher Ihnen zu opponieren geneigt ist, durch Ihr eigenes Geständnis in Verlegenheit gesetzt sehen, wonach Sie sich selbst die Rolle des geschichtlichen Beobachters und somit einen Standpunkt zueignen, welcher nicht der des praktisch Beteiligten sein darf. Wenn es sich um die Voraussetzung des weiteren Zieles der gegenwärtigen historischen Entwicklung handelt, so stimmen vielleicht beide, der Praktiker und der Theoretiker überein. Nur behauptet der erstere vielleicht, daß er hierzu vorerst den Beruf nicht fühle. Nur gesteht der letztere vielleicht, daß er sich einer *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* schuldig mache, wenn er zur Erreichung des vorausgesagten Zieles zugleich dem praktischen Politiker die Mittel und Wege vorzuschreiben versuchte. Von Ihnen, hochgeehrter Herr, wäre es nun freilich übermäßig bescheiden, wenn Sie sich lediglich in die Qualität des geschichtlichen Beobachters, von mir ganz unverzeihlich arrogant, wenn ich mich auch nur irgendwie in die des praktischen Politikers stellen wollte. Wohl aber liegt, auf den Unterschied zwischen diesen Zweien aufmerksam zu machen, eine so starke Aufforderung in Ihrem Briefe, daß dieser Aufforderung nachkommen und diesen Brief beantworten fast zusammenfällt.



Rudolf Haym

Wenn freilich jeder Einsichtige, wie entfernt er auch von dem Anspruch auf Kenntnis und Beurteilung der Geschichte wäre, den Untergang monarchischer Ordnungen in unserem Vaterlande für völlig zweifellos erklären müßte, so könnte zwischen ihm und dem, der diese Prophezeiung nach dem Schluß der Analogie in aller Völkerentwicklung aufgestellt, fortan auch über die Wahl der Mittel kaum mehr eine Differenz bestehen. Propaganda zu machen für die Republik, den Geist, den Willen und alle Kräfte der Nation auf diese vorzubereiten, sich selbst und andre für sie zu erziehen, wäre die Aufgabe, der sich still wie öffentlich jeder Patriot zu widmen, welche zu lösen er namentlich alle Mittel der öffentlichen Diskussion aufzubieten hätte. In der Tat jedoch fehlt viel, daß dem so sei. Ich finde in Ihrem Briefe einige Behauptungen,

[1] Hayms Antwort siehe nächsten Brief.

Digitized by Google

welche selbst ein genauer historischer Beobachter dem geistreichen Beobachter, welcher sie aufstellt, bestreiten dürfte. Ich finde einige andre darin, welche der in praktischer Wirksamkeit mit den Dingen Beschäftigte sich nimmermehr zuzugeben entschließen dürfte. Wenn Sie für unmöglich erklären, daß im Namen der Monarchie die Kräfte der Nation zusammengerufen werden könnten, so liegt uns die vor wenigen Wochen erneute Erinnerung an die Erhebung unsres Heeres und unsrer Landwehr noch zu nahe, als daß wir nicht protestieren sollten. Wenn Sie der Zuversicht leben, daß seinerzeit drei Vierteile des deutschen Volkes der Fahne der Republik willig folgen würden, so müssen Sie dem Preußen, welcher die Pommern, die Märker, die Ostpreußen kennt, verzeihen, wenn er an diesem Ausspruch vornehmlich nur — die vorsichtige Zeitbestimmung zu loben findet. Weit entfernt also, daß die Überzeugung von dem bevorstehenden Sturze des Monarchismus über allen Zweifel erhaben sei, gibt man Ihnen höchstens die Möglichkeit zu, daß ähnliche Regierungssünden wie etwa unter den Stuarts auch zu ähnlichen Katastrophen führen können. Man wird außerdem auf das Hinkende in dem Gleichnis aufmerksam zu machen nicht unterlassen dürfen. Man wird hinzufügen müssen, daß denn doch ein anderes unverächtliches Heilmittel gegen eine unverbesserliche Dynastie ein Hergang wie der von 1688 ist. Man wird eine Vergleichung mit Frankreich gänzlich abweisen müssen. Man wird mit einem englischen Blatte behaupten können, daß wegen der sogenannten äußeren Regierungspolitik — darum handelt es sich doch zumeist — ein Volk schwerlich revolutioniere, und man wird zugeben müssen was ich mich erinnere aus Soirons Munde gehört zu haben: Wir sind in Deutschland zwar meist schlecht regiert, aber doch in der Regel ehrlich verwaltet worden. Nehmen Sie zu dem allen, daß man Ihnen vielleicht gar die Grundvoraussetzung bestreitet, daß nämlich die deutsche Nation als eine selbständige eine unsterbliche Potenz sei — und Sie werden nicht in Abrede stellen, daß die historische Überzeugung von der Haltlosigkeit der Monarchie in Deutschland noch keineswegs eine zwingende Wahrheit ist.

Ist sie aber nur das nicht, so tritt gewiß der Unterschied zwischen dem Beobachter und dem praktisch Politisierenden sofort in sein volles Recht. Wie jener auf das Ziel der Entwickelung, so sieht gewiß auch dieser auf den Zweck des Handelns. Aber die Zwecke dieses liegen näher als die Ziele jenes. Jener darf die Mühsal der Entwickelung in einer kühnen Intuition überspringen: dieser muß in unablässigem Mühen von Zweck zu Zweck und von Kompromiß zu Kompromiß sich hindurchwinden. Für jenen haben die Mittel eine untergeordnete, für diesen haben sie eine primitive Bedeutung. Jener steht immer in Gefahr, zum Philosophen, dieser muß sorgen, niemals zum bloßen Empiriker zu werden. — Und er sorgt, glaube ich, um just bei unserem Falle stehen zu bleiben, sehr gut dafür, wenn er die Möglichkeit sich stets vor Augen hält, daß alle Anstrengungen, der Monarchie das Leben zu fristen, am Ende vergeblich sein könnten, wenn er aber zugleich von den Chancen keine überspringt, die für die Rettung der Monarchie ohne Zweifel noch vorhanden sind. In Preußen haben wir die Erfahrung des Konstitutionalismus nicht hinter uns, sondern vor uns. Was die übrigen deutschen Staaten in dieser Beziehung durchgemacht haben, kann in keiner Weise maßgebend für Preußen sein. Nichts freilich wäre übler, als wenn wir Konstitutionelle sein wollten in dem abergläubisch doktrinären Geiste eines Guizot oder eines Camphausen, oder doch nur das eine wäre übler: wenn wir schon heute für Republik schwärmen wollten, wie — ich will nicht sagen wer: denn ich könnte bis heute nur Narren oder Lumpen nennen. Ich glaube, daß es einen Whigismus unter der konstitutionellen Fahne gibt, von dem getragen die Monarchie bestehen könnte, und der doch nicht landesflüchtig zu werden brauchte, wenn es einstmals die Fürsten sollten geworden sein. Dieser Konstitutionalismus ist, soviel ich sehe, gerade jetzt in allgemeinerer Aufnahme begriffen. Er vermittelt die Verschmelzung und er ermöglicht die Läuterung der Demokratie. Von dem nationalen Elemente durchdrungen und mit dem Stempel der Ehrlichkeit versehen wird es ihm entweder gelingen, die Reform unsrer Zustände möglich oder die Revolution derselben unschädlich zu machen.

Oder wenn es denn durchaus die Vorbereitung zur Republik gölte, so wüßte ich nicht, wie man sich schlechter darauf vorbereiten könnte, als dadurch, daß man in weiten Kreisen das Beispiel der Untreue gegen lang gehegte Überzeugungen, das Beispiel der Kleinmütigkeit bei einem nach einer so kurzen Periode berechneten Fehlschlagen gäbe. Wenn dieses Beispiel jemals gegeben werden sollte, so wäre gewiß das Ziel, dessentwegen man so abtrünnig geworden, so verbürgt nicht wie das Scheitern nachträglich gerechtfertigt wäre, welches die Pläne unserer Partei in Frankfurt und Erfurt betroffen hat. Ich kann [illegible] Verwunderung nicht bergen, daß Sie für Ihre [illegible] Zustimmung, das [illegible] nicht welcher F[illegible] dieser Frage mag wohl Menschen ist alle[illegible] der Frage, ob die, die für ihre Träghe[illegible] für ihre [illegible]gt angeht, als die Fähig: Pflichten und Ih[illegible]chtige Bewegung Deutschlands rufen können. W[illegible] wollen. In dem letztern Falle die Republik [illegible]fte von den physischen scheiden, Gott keine Ab[illegible] werden wir noch einmal scheitern, Sie ersehen, doch [illegible]scheitert si[illegible] die Moderados allerwenigsten [illegible] raten könnte, den Sie gegen unsere [illegible]fahrt wissen wollen. Ich begreife, daß Sie das [illegible] Verstummen derselben „auch eine Sprache" nen[illegible]nnen. Es wäre dieselbe Sprache, welche Ihr Brief spr[illegible]. Auch mit dem Überdruß am Lesen, glaube ich, hat es [illegible]s auf sich. Vielmehr bin ich der Meinung, daß es bald besser um uns stehen würde, wenn wir Deutschen in allen praktischen Dingen so zäh und unermüdlich wären, wie wir unermüdlich im Lesen sind.

Inzwischen hat allerdings auch mich die Notwendigkeit der Dinge für jetzt aus der politischen Schriftstellerei hinweggeschlossen. Ich muß der gegenwärtigen Leitung der „Konstitutionellen Zeitung" recht geben, wenn sie Artikel, wie ich sie jetzt nun einmal nicht anders schreiben kann noch mag, als die Signale zu Konfiskationen zurückweist, während sie doch die Rettung des Blattes vor der Debitsentziehung durch keinerlei unehrenhafte Rekülade erkauft hat. Mögen Sie hochverehrter Herr, der Muße, die ich genieße und den theoretischen Studien, denen ich mich von neuem zugeworfen sehe, die Ausführlichkeit zugute halten, mit der ich mich nun doch noch Ihnen gegenüber ausgesprochen habe. Wäre aber einiges in diesen Zeilen freimütiger gesagt als billig ist, so wollen Sie darin nur ein Zeichen der unbegrenzten Hochachtung erblicken, mit der ich die Ehre habe, mich zu nennen usw.

„eitungen.
[sich] nicht

Digitized by Google

Das Werk B. Travens

Von Felix Scherret (Berlin)

In der Büchergilde Gutenberg erschienen bisher Travens Bücher: „Die Baumwollpflücker", „Der Schatz in der Sierra Madre", „Das Totenschiff", „Die weiße Rose", „Das Land des Frühlings", „Die Brücke im Dschungel", und „Der Busch".

Vor einigen Jahren erhielt die Redaktion einer großen berliner Tageszeitung ein mit Bleistift auf grobem Packpapier geschriebenes Manuskript „Wobbly oder die Baumwollpflücker". Das Manuskript war aus einer Stadt des südlichen Mexikos abgeschickt worden, und der Verfasser nannte sich B. Traven. Er erklärte, daß es sich in diesem Roman um Selbsterlebtes handle und daß er jede nähere Auskunft über seine Person verweigere. Der Roman erschien und hatte Erfolg. Seitdem sind noch eine Reihe anderer Romane auch als Bücher herausgegeben worden. Der Autor bleibt aber anonym. Man weiß nur, daß er irgendwo in Mexiko sitzt, doch [illegible] weiß nicht e[illegible] Beruf er dort [illegible] Kreisen und aus dem M[illegible] e schreibt und von den ersten Kind[illegible] schreibt, hanzuletzt meine ganze Achtu[illegible] [illegible]en, der einmal

Haym an Georg Go[illegible]

[illegible] Morphologie [illegible] Halle [illegible] erschnitt durch das Leben der weißen [illegible] [illegible]ölkerung, aus der Perspektive eines radikal[illegible] [illegible]kalisten entworfen. Sieht ein Joseph Herges[illegible] [illegible]er in seinem Roman „Tampico" die Kämpfe a[illegible]erikanischer Magnaten um die mexikanischen Ölquellen mit den Augen des neuyorker Börsenspekulanten, so steht Traven auf einer anderen Ebene, die in der bürgerlichen Rangordnung bedeutend tiefer liegt, denn er wählt zum Objekt seiner Darstellung das Proletariat, das bei den Trustkämpfen in Wallstreet überhaupt nicht in Rechnung gestellt wird. Es fällt jede heroische Geste fort, man sieht nur Ausgebeutete und Unternehmer, deren beiderseitige Moral höchst zweifelhaft ist.

Schreibt Traven Romane, Reiseschilderungen oder Selbstbekenntnisse? Die Grenzen verschieben sich, da diese Bücher der Einschachtelung in Kategorien spotten.

Mit dem Begriff des Abenteuerromans verknüpft [illegible] [illegible]hnlich ein Überwiegen der P[illegible]tesie, [illegible] Flug über die Gegebenhe[illegible] [illegible]er Alltäglichkeit hinaus, einen Kultus der großen, überragenden Persönlichkeit, die die Bande einer einengenden Zivilisation sprengt und sich in freieren Distrikten zu entfalten sucht. Selbst Hergesheimer, der weder Milieu noch Situationen auf das Romantisch-Abenteuerliche stilisiert, stellt in seinem Govett Bradier, dem Arrangeur der geschäftlichen Intrigen in „Tampico", so etwas wie ein abenteuerliches Heldenideal auf. Bei Traven fehlt auch dieses Bestreben.

Menschen mit allerdings härteren Nerven und Muskeln als der Durchschnitt suchen auf eine Weise, die von der hergebrachten Norm abweicht, zu Reichtümern zu gelangen. Es sind keine Abenteurer aus einem inneren Protest heraus, es sind keine Abenteurer mit der Sehnsucht nach der blauen Blume der Romantik, wie etwa der Francesco de Ortellana in Höllriegels „Urwaldschiff". Traven ist unlyrisch, seine Menschen könnten auch in anderen Zonen und in geregelten Verhältnissen im Zeichen europäisch-amerikanischen Bürgertums leben, und sie wären ebenfalls imstande, ihren brutalen Lebenswillen in Schranken zu halten. Es sind im Grunde Abenteurer wider Willen, denen die gefühlsmäßige Bindung an die Ferne, am romantischen Herumschweifen fehlt. Ihr Glaube ist immer der wirtschaftliche Erfolg, das Steigen auf der sozialen Stufenleiter. Traven nimmt diese Menschen als Gegebenheiten wie andere Menschen.

Das Leben selbst, die ganzen Verhältnisse in den mexikanischen Distrikten, sind derart seltsam für einen Europäer, derart abseits der abendländischen Alltäglichkeit gelegen, daß sie abenteuerlich erscheinen müssen, trotzdem sie Traven ohne jede abenteuerliche Zuspitzung zeichnet.

In der „Sierra Madre" etwa behandelt Traven die Schicksale dreier Menschen, die nach vielen Mißerfolgen schließlich Goldgräber werden. Der Kutscher Doolittle in Shaws „Pygmalion" erklärt, er sei noch nicht reich genug, um sich eine Moral zu leisten. Aber Doolittle hat wenigstens eine kleine

[1] Hayms Ant[illegible]

Digitized by Google

Position, während die Herrschaften bei Traven überhaupt nichts ihr eigen nennen. Es ist ein Lumpenproletariat so phantastischer Art, daß Moral für sie ein unfaßbarer Begriff bleibt. Traven zeichnet hier wie auch in den „Baumwollpflückern" das ganze Elend dieser Entrechteten. Er sieht alles völlig sachlich, und manchmal kommt ein sonderbar skurriler Humor zum Durchbruch. Es ist eine objektive Schilderung, eine logisch geschlossene Handlung, die eng mit wirtschaftlichen und sozialen Fragen verbunden ist, ja die dadurch erst ihre Richtung erhält.

Travens Hand zittert nie, gleichgültig, welche Situationen und Menschen sie malt. Aber in diesem Schriftsteller, der auf den ersten Blick wie das Musterbeispiel der sogenannten modernen Sachlichkeit aussieht, der vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus seine Romane aufbaut, lebt verborgen ein Romantiker.

Die Romantik zeigt sich nicht in der Zeichnung der Landschaften oder in dem Drum und Dran der Handlung, sondern in der Einstellung Travens zu dem Problem des Proletariats. Der radikale Syndikalist negiert alle Schöpfungen des europäischen oder amerikanischen weißen Proletariers. Sie sind für ihn unzureichend, sie bedeuten höchstens eine Verlegenheitslösung, aber sie werden niemals das Heil herbeiführen, und auch Rußland bildet nur einen unzureichenden Versuch, eine unbefriedigende Lösung.

Alles Heil kommt von den Indianern. Der rote Mann Mexikos oder Südamerikas wird der künftige Weltheiland der Enterbten werden. In ihm lebt natürlicher Gemeinschaftssinn und Verbundenheit mit der Scholle. Er allein ist noch nicht entwurzelt.

Der Kritiker am kapitalistischen System wird hier zum kritiklosen Schwärmer. Es ist, als ob sich der Kulturmensch nach der unverbrauchten Natur zurücksehnt und dorthin wie Rousseau alle seine Ideale projiziert.

Sachlichkeit und Romantik sind bei Traven keine Gegensätze. Sie ergänzen sich. Der Schriftsteller Traven verdient es aber, daß er endlich den weitesten Kreisen Deutschlands bekannt wird.

Robert Michel

Von Josef Mühlberger (Trautenau)

Robert Michel ist in seinen wesentlichen Werken einer unserer reinsten Epiker der Gegenwart. Seine Vortragsweise ist frei von Tendenz und Effekt, seine Art zu Erzählen ist voll antiker Unmittelbarkeit und Freude am Seienden. Das Werk ist selbstverständlich, als solches schön, rein und gut zugleich und in einem höheren Sinne unbeschreibbar. Die Kunst besteht hier in einer edlen Kunstlosigkeit, die Zucht und Fülle in einem ist, und in ihren schönsten Schöpfungen den frühlingszarten und reifeschweren Gebilden der Natur nahesteht.

Robert Michel ist ein stiller und abseitiger Dichter, den kaum seine eigene Heimat — Böhmen — im Herzen trägt. Werk um Werk aber ist hier ernstes Bemühen. Wohl ist überall ein einheitliches Empfinden, eine eng geschlossene Umwelt da; allein stets geht es dem Dichter um den Drang zu jener lauteren epischen Form und schlichten Seelentiefe, die seine Höhenwerke ganz erreichen. Viele Entwicklungsformen der Zeit — von der Neuromantik bis zu den Versuchen einer neuen Wirklichkeitskunst — jahrhundertelange Überlieferungen eines eben zusammenbrechenden Staates — Österreichs — haben Teil an der Bildung des stillen Werks. Es ist doch die vornehme Haltung des alten Österreich, die das Werk des Soldatendichters mit dokumentiert, die Haltung all der österreichischen Beamten- und Offiziersdichter, von Grillparzer über Saar hin zu Schaukal und Ginzkey. Die sanft-melancholische Durchtönung fehlt zunächst auch bei Michel nicht. Doch alle Weichheit, das traurige Spiel mit Seelenwirrwarr und Verwirrung, werden überwunden; nicht Deutung des Lebens wird nunmehr versucht, der Dichter gelangt zu der sicheren und edel gefaßten Schilderung und Abbildung des Lebens und Werdens. Derart mutet uns manche seiner Erzählungen wie ein erzenes Reliefband an. Auch die neuromantischen, etwas morbiden und müden Stimmungen von Schwermut und Ratlosigkeit, die z. B. noch seinen Roman „Der steinerne Mann" (1909) erfüllen, schwinden fast völlig. Der Dichter sieht weiterhin seine Aufgabe in Bericht

Digitized by Google

und Schilderung, die so schlicht und knapp als möglich gehalten sind, die fast nur die Oberfläche der Menschen, Dinge und Vorgänge berühren und — aus Verzicht heraus — das eigentlich Erschütternde und Bewegte nur ahnend andeuten und berühren. Das verleiht seiner Prosa eine eigene Verhaltenheit, eine sanfte Ruhe trotz aller tief verborgen glühenden Leidenschaftlichkeit.

Auch stilistisch zeigt sich der Wandel. Aus flimmernden Impressionen, aus einer Formung, die des scharfen Umrisses kaum achtet, löst sich immer deutlicher die einheitliche, fest und sicher geführte Linie, die trotz ihrer Sparsamkeit und Einfachheit stets Fülle umfaßt. Derart schlicht und satt zugleich ist die Bildkraft von Michels Prosa: „Aber das Schönste von allem, was sie fanden, war eine alte Brücke, die über die zerklüfteten Ufer der Narenta in Steinen gewölbt war, so leicht und wohlgekrümmt wie ein Bogen, von dem ein Pfeil in die Wolken geschossen werden soll."

Die Unmittelbarkeit der Darstellung Michels, die sich streng an das sinnlich Wahrnehmbare hält und mit dessen getreuer Wiedergabe auch das Undeutbare einbeziehen will; die Aufformung zu Klarheit und Schönheit; schließlich die Freude an ursprünglichen Verhältnissen und Dingen, das alles sind antike Elemente, die seit je zum Wesen der österreichischen Dichtung gehören. Ein zweites Element fügt sich bei: das christliche, manchmal leicht barock ausgeziert, meist aber in der Linienführung der Nazarener, deutlich an die lineare Kunst des Deutschböhmen Josef Führich gemahnend. Immer bleibt bei Michel, auch dort, wo er Legenden erzählt, eine eigene Irdischkeit gewahrt, äußerlich fehlt nie der feste Umriß, nirgends tritt Verflüchtigung oder gar völliges Verlieren ein. Fromm und keusch ist seine Kunst immer, ob in der Legende oder in der Liebesdichtung.

Zu den christlichen und antiken Elementen dieser Dichtung kommt ein drittes. Österreich war ein Landschafts- und Völkermosaik. Der Drang konnte in weite Fernen streifen, und doch blieben diese immer noch ein Stück Vaterland; früher Spanien und Italien, später vor allem die östlichen und südlichen Slawenvölker. Die schönsten Bücher Michels haben Land und Menschen Bosniens zum Vorwurf. Die Ursprünglichkeit der Menschen, die starke Farbigkeit der Landschaft, die Fülle an Volksgut und -überlieferungen hat Michel in seine bosnischen Erzählungen getragen. Das Motiv ist meist ganz bescheiden, immer geht es um die Liebe zweier Menschen. Michels Prosa ist geschult und herangereift an der Volksepik. Der ruhige, klare Fluß wird manchmal von liedhaften Klängen durchbebt, steigert sich zu der geballt eindringlichen Art der Volksballade. Das Drama „Mejrima" (1909) wirkt, ähnlich wie das Legendenspiel „Der heilige Candidus" (1919), durchaus episch. Der Roman „Die Häuser an der Dzamija" (1915) ist in

Robert Michel. Zeichnung von B. F. Dolbin

seiner einheitlichen und klaren Komposition wohl Michels reifstes und reinstes Werk. Mit einem Bild von antiker Einfalt und Größe beginnt der Roman. „Mu-Ha-rem!' — Die Silben klangen hoch und schmetternd wie aus dem metallenen Schlund einer Trompete. Mit dieser Stimme hätte man eine ganze Heerschar befehligen können; so heldenhaft sicher war ihr weitschallender Klang. Der Steinmetz Nurija Sekirija, der gerufen hatte, hielt zu einer Pause inne. Als dürfe er diesen Augenblick nicht ungenützt verstreichen lassen, schnellte er mit den Fingerspitzen von der roten Gürtelschärpe und von den dunklen Pluderhosen die Steinsplitter ab, die bei der Arbeit dort haften

Digitized by Google

geblieben waren. Auch stampfte er mit jedem Fuße einmal auf den harten Boden, daß der steinige Staub von den Opanken fiel. Dann richtete er seinen Körper wieder hoch auf, schob mit den Handflächen die langen grauen Schnurrbartspitzen seitwärts, und durch den Schalltrichter der hohlen Hände klang es noch einmal mit gleicher Kraft: ‚Mu-Ha-rem!'" Einer unbekannten Stimme verfällt das Mädchen Rukeja („Die geliebte Stimme", 1928), sie muß ihr folgen, sie suchen, bis sie mit ihr den Geliebten, den einsamen und geschmähten Mann, findet. Wie ein kunstvolles Teppichwebwerk ist die Erzählung „Der Schatzgräber" (1929), voll leuchtender Schönheit und tiefstem Liebesleid. Das klingt alles wie aus einem alten, heldischen Liede herüber, auch dann, wenn der Dichter von Alltäglichem spricht.

Bei Michel ist alles irdisch, hiesig, wahr und genau. Dennoch ist dies sanft in ein Fernes entrückt, alles Bekannte ist an ein Fremdes gebunden. Dieser Zug zeichnet auch Michels Kriegsbücher aus, die Wert behalten über allen sensationellen Kriegslärm hinaus.

Michels Schaffen gehört, wie etwa das Carossas, Bindings, Schäfers in den Bereich des Edlen. Weit mehr als äußerlich ist er dem Kreise um George verbunden. Michels Erzählung vom „Schatzgräber" ist selber wie ein Teppich des Lebens und der Liebe. Überall ist man bei Michel dem Gott der Fluren nahe ... Nicht nur des Dichters Naturverbundenheit („Geschichten von Insekten", 1911), seine beste Menschheitssehnsucht und künstlerische Haltung verbindet ihn seinem Landsmann Stifter, mit dem gemeinsam er zu den reinsten Dichterstimmen eines von Fremdvolk umstellten Deutschtums gehört. Aus Verzicht und aus tiefem Wissen um die dunklen Tiefen des Seins schuf Michel einige wenige Werke, die schön und lebensvoll zugleich sind.

Was ist das in unserer Zeit!

Glossys Geschichte des wiener Deutschen Volkstheaters

Von Anton Bettelheim (Wien)

Am 14. September 1889 wurde das Deutsche Volkstheater in Wien mit einem Prolog von Saar und einem neuen Volksstück Anzengrubers „Der Fleck auf der Ehr'" eröffnet. Kaiser Franz Joseph hatte, der Bitte des Vereinsausschusses willfahrend, aus den Stadterweiterungsgründen einen Platz in nächster Nähe der Ringstraße am Eingang der gewerbereichsten Viertel gegen einen Scheinzins überlassen. Wiener Bürger hatten die nötigen Fonds in verzinslichen Anteilscheinen gezeichnet. Der Erbauer von Laubes wiener Stadttheater, Ferdinand Fellner, hatte das neue Schauspielhaus aufgeführt, das mit seiner praktischen Anlage und der Neuerung: „keine Steh-, nur Sitzplätze" zum Modell für Dutzende von anderen Theatern in aller Herren Ländern werden sollte. Zwei tüchtige Volksschauspieler, Martinelli und Tyrolt, waren die Führer einer wohlgewählten Truppe, die sich zumal die Pflege des heimischen Volksstücks angelegen sein lassen sollte. Zum Pächter war, nachdem sich weitgediehene Verhandlungen mit Franz von Schönthan zerschlagen hatten, der Bruder des letzten Pächters des wiener Stadttheaters, Karl von Bukovics, Emmerich von Bukovics bestellt worden, der zuletzt in Paris Zeitungskorrespondent und als Vertrauensmann des Burgtheaters für die Erwerbung französischer Modestücke tätig gewesen war. Anfangs fehlte es nicht an Zweiflern an dem Gedeihen des neuen Unternehmens; viele Burgtheaterleute waren von vornherein vom Mißerfolg des Volkstheaters so sicher überzeugt, daß sie prophezeiten, in längstens zwei Jahren würde das neue Haus neben dem Prunkpalast am Franzensring als zweites kleines Burgtheater eine Heimstätte für das Konversationsstück abgeben. Indessen behauptete sich das Deutsche Volkstheater gegen alle Kinderkrankheiten und Anfechtungen, obwohl wenige Wochen nach seiner Eröffnung der Dramatiker, auf dessen Namen und Lebenswerk das Haus gegründet worden war und auf dessen neue Schöpfungen der Spielplan gebaut werden sollte, Anzengruber, jählings verzeitig aus dem Leben schied. Die Parteigänger des österreichischen Volksstücks erfuhren auch bald, daß

Digitized by Google

die Theatergänger von der neuen Bühne vor allem die Nachfolge von Heinrich Laubes durch den Brand von 1884 verschwundenem wiener Stadttheater suchten und unbekümmert um das Eifern deutscher Puritaner gegen das französische Sittenstück möglichst reichen Wechsel von Altem und Neuem, von Welschem und Deutschem begehrten. An Zulauf fehlte es denn auch nicht, solange sich die Direktoren jahre- und jahrzehntelang den Wünschen des Stammpublikums fügten. Krisen gab es eigentlich nur aus wirtschaftlichen Gründen, die der Dauerhaftigkeit des Volkstheaters übrigens keinen Eintrag tun konnten, da der Vereinsausschuß in Zeiten der Not, unter anderem im Weltkrieg, auf die Verzinsung Verzicht leistete und trotz aller Steigerung der Lasten durch Umbauten, Steuern, städtische Abgaben jederzeit wagemutige neue Pächter zur Stelle waren, die mehr oder minder auf ihre Rechnung kamen. So darf das Deutsche Volkstheater den 40. Jahrestag seiner Eröffnung mit einer Festaufführung von Raimunds „Verschwender" begehen und als Geschichtsschreiber seiner bisherigen Leistungen seinen Vizepräsidenten willkommen heißen, den arbeitsfrohen Achtziger Karl Glossy, der als Organisator der wiener Theaterausstellung von 1892, als gewissenhafter Erforscher der österreichischen Zensur vom Vormärz bis auf die Gegenwart, als Biograph Raimunds und Herausgeber des Grillparzer-Jahrbuchs zu dieser Aufgabe berufen erschien wie kaum irgendwer. Als Ur-Wiener ein passionierter Theaterfreund, hat er von Kindesbeinen an die großen Zeiten des alten Burgtheaters und der Vorstadttheater und in den letzten vierzig Jahren die Entwicklung des Deutschen Volkstheaters aus eigener Anschauung kennen gelernt. Zudem musterte er mit altgewohnter Gründlichkeit die Amts- und Polizeiakten und hielt überdies unermüdlich Umschau im Archiv der Statthalterei, so daß sein Buch als Quellenschrift dauernd zu Rate gezogen werden wird als Beitrag zur wiener und zur Theatergeschichte Deutschlands.[1]

Er hat es an Kritik der Irrungen, zumal der Zensur in den lehrreichen Mitteilungen über die vielumstrittene Zulassung von Schnitzlers „Professor Bernhardi" und Schönherrs „Glaube und Heimat" nicht fehlen lassen. Sonst schlägt er allerdings nicht über Autoren- und Theaterleute schärfere Töne an, als er sie selbst gelegentlich als Berichterstatter in den Generalversammlungen des Deutschen Volkstheaters sich nicht versagen konnte, so daß der unbefangene Leser manche seiner Urteile nicht sine beneficio inventarii hinnehmen wird.

Den Schöpfer des wiener Stadttheaters sieht Glossy mit Recht als Wegweiser des Deutschen Volkstheaters an. Laubes Programm, als Gegenbühne des Burgtheaters ein von höfischer und geistlicher wie von der Bevormundung einer Intendanz freies Schauspielhaus zu schaffen, war und blieb die Grundlage des Deutschen Volkstheaters. Bei allem Wohlwollen für die Leiter dieses Hauses liegt es Glossy gleichwohl fern, unter ihnen auch nur einen einzigen dem alten Meisterdramaturgen gleichzustellen. Leute seines Schlages gedeihen nur in Kometenjahren. Hatte aber Laube selbst als Prinzipal des leipziger wie des wiener Stadttheaters am eigenen Leibe erfahren müssen, daß an nicht subventionierten Bühnen das erste und letzte Wort der Kassierer zu sprechen hat, so blieb die gleiche Lehre den Leitern und — Kritikern des Deutschen Volkstheaters nicht erspart. Die Jagd nach dem Zugstück, der Kultus der jeweiligen männlichen und weiblichen Lieblinge der Massen entscheidet, wie Glossys stummberedte Repertoireverzeichnisse zeigen, überoft die Wahl der Stücke: Zeuge dessen die Ära Sandrock mit einem Übermaß von Richard-Voß-Komödien und die Ära Odilon mit Madame Sans-Gêne und zahllosen Ehebruchkomödien. Es spricht für den guten Willen der wechselnden Direktionen, daß sie bemüht waren, daneben die meisten Stücke von Anzengruber, Shaw und Klassikervorstellungen zuwege zu bringen. Nicht zu vergessen ist auch ihr Verdienst, die Uraufführung der „Gespenster" in Wien gewagt zu haben und (mit Mitterwurzer als Hjalmar) Ibsen in eigener Person seine dazumal von einem ungezogenen Teil des Publikums angeblasene „Wildente" vorgesetzt zu haben. Von österreichischen Dramatikern haben sie Schnitzler — auch während er im Burgtheater ausgeschaltet war — Ehre erwiesen und ausgiebigen Lohn für ihre Bemühungen zur Rettung von „Professor Bernhardi" aus den Fängen der Zensur davongetragen. Schönherr ließ das wiener Deutsche

[1] Verlag des Deutschen Volkstheaters in Wien. 340 S.

Digitized by Google

Volkstheater nicht nur mit seinem Erstling „Die Bildschnitzer" zu Wort kommen, es erlebte auch seinen vollen Triumph mit der Uraufführung seiner hernach 136mal wiederholten Tragödie eines Volkes „Glaube und Heimat". Angesichts solcher Siege wollen wir die Statistik der Blumenthal- und Kadelburg-Abende oder gar die 100 Aufführungen des „Garten Eden" nicht weiter bereden und uns mit dem milden Wort des Bischofs in „Weh dem, der lügt" trösten:

Das Unkraut, merk' ich, rottet man nicht aus,
Glückauf, wächst nur der Weizen etwa drüber.

Symphonie für Jazz

Von Erich Dürr (Mannheim)

Kann man den Jazz zu einer Prinzipienangelegenheit machen? Wenn nein, dann verlohnt es sich wohl für Deutsche nicht recht, über ihn zu reden.

Aber halt, auch der Walzer war einmal literaturwichtig, und die Leute, die über die Verflachung der Zeit klagen und damit nur beurkunden, wie schwer es ihnen persönlich fällt, sich ihr zu entziehen, brauchen sich nicht zu scheuen, das Problem Jazz mit aller – ihnen – angemessenen Gründlichkeit zu behandeln. Also ein namhafter deutscher Autor schreibt einen Jazzroman,[1] den alle Snobs der Modernität mit heilsam befriedigender Enttäuschung lesen werden. Im Reiz dieser liebenswürdigen Bosheit zeigt sich schon der glückliche Griff, einen Gesellschaftsroman unserer Tage auf das Grundmotiv Jazz abzustellen. Die geistigen Halbwelten der Gegenwart werden sinnvoll belichtet.

Die symbolische, leicht versteckte Antithese des Titels ist nicht anders als ironisch zu verstehen. „Zwar ist es leicht, doch ist das Leichte schwer," orakelt Mephistopheles. Jazz, gut, aber nicht schlechthin, sondern zur Symphonie aufgeblasen. Das Anspruchslose, für Anspruchsvolle frisiert. Um es gleich kurz zu sagen: Dieser aus höheren Traditionen sympathisch geformte John van Maray, der sich entschlossen hat, aus Opposition gegen den Jazzbetrieb, und doch wieder in merkwürdiger Feindesliebe sich ihm ergebend, eine „Symphonie für Jazz, Streicherkorps und Orgel" zu schreiben, kommt schließlich zu der Resignation, sein Saxophon wie eine Katze in einem schweizer See zu ersäufen. Diese Symbolhandlung ist Resignation, insofern ihm sein Programm der Versöhnung seines Aristokratentums mit einer als zeitgemäß erkannten demokratischen Allweltliebe nicht gelingt; sie ist Sieg, ein sich selbst Wiederfinden, insofern sie das Bekenntnis zur „Kultur des achtundvierzigsten Breitegrades", das Überwinden unruhig, wurzellos flackernder Exotelei in sich schließt. „Das Bad vereinigte ihn mit der Landschaft." Die Schweiz ist heute, besonders für solche, die wie Schickele an der deutsch-französischen Grenzscheide stehen, die Urheimat des werdenden Europäertums. In die Südsee würde er, dessen Ahnen einst in Holländisch-Indien Kolonialkriege führten, sein Instrument nicht versenkt haben. Die Wiedervereinigung des schweifenden Musikanten Maray mit seiner beharrlichen Löwin Johanna ist Besinnung aufs eigene Lebensgesetz. „Ein Mensch: Geschöpf der festen Erde, gehißt über die Masse der übrigen Schöpfung."

Wir sind hier bei Folgerungen des nachdenklichen Dichters Schickele, die mit dem Grundthema Jazz kaum mehr etwas zu tun haben. Gewiß, es gibt heute den versentimentalisierten, grob geschlechtlichen Jazz des Spießers, es gibt den aristokratischen Jazz des hochrassigen Tänzers. Mancher Bestandteil dieser Antithese ist bei Schickele gestreift. Aber es gibt vor allem den Jazz schlechthin, das elementare Ereignis eines Wirbelsturms der Vitalität über einer in gehirnlichen Abstraktionen ermüdeten ästhetischen Kultur, einen Jazz, der sich nicht mit dem Schlagwort Kolonialmusik abtun läßt. Von ihm ist bei Schickele wenig zu spüren, und hier liegt die heilsame Enttäuschung für Snobs, von der oben die Rede war.

René Schickele. Zeichnung von Ludwig Meidner

Oder werden sie es nicht merken, daß all ihr Bemühen, inneren Leerlauf mit Heftigkeit und Hartnäckigkeit der äußeren Bewegung, mit den Pfauenfedern importierten Temperaments zu verdecken, durch die mit aller Kunst und Behutsamkeit in Tragik hinübergeführte Ironie

[1] Symphonie für Jazz. Roman von René Schickele. S. Fischer Verlag, Berlin. 356 S.

Digitized by Google

des Dichters erschreckend entlarvt ist? Wenn sie es nicht merken, so stoßen wir damit auf den tiefsten Einwand, der gegen das Buch möglich ist, nämlich, daß es die Launen einer müßigen Welt noch zu liebevoll hegt — „Billi-Billi lebensgroß in Bronze gegossen" —, daß die Leichtigkeit des Stoffs und die Liebenswürdigkeit des Dichters gegen seine Geschöpfe ihn verführt, auch das Belanglose noch mit einem zierlichen Abglanz der Märtyrergloriole alles Lebendigen zu bedenken. Aber dieser Mangel an schneidender Absage führt wohl an die Grenzscheide, die eine jüngere literarische Generation von einer jüngsten trennt.

Kaum anzunehmen, daß das Buch einer Jugend gefällt, die es schon aufgegeben hat, den Salonmenschen zu reformieren, der auch Künstlertum kein interessantes Problem mehr bedeutet, sondern die das Leben liebt, wo es hart auf hart geht. Aber der angemessene poetische Anstand Schickeles, das ausgewogene künstlerische Gerechtigkeitsgefühl, mit dem er in jeder Gestalt die Regungen und die Denkweise ihres Milieus respektiert, ist doch mehr, ist gerade bei Schickele viel mehr, als die heute so gern verhöhnte „ästhetische Neutralität". Es ist soziologische Einsicht in Lebenssphären, deren Wirklichkeit auch das Verdammungsurteil der Unbedingten nicht aus der Welt schafft. Das Gequäke des Saxophons, das Schickele in Lautsilben — tut, bäbä — über die Seiten seines Buchs verteilt, genügt als Generalbaß der Fragwürdigkeit unter den mit zartem und etwas treuherzigem Ernst gezogenen Melodien der diversen Lebenslinien.

So entsteht eine selbständige künstlerische Form von eigenartigem Humor. Das Ich und die Gesellschaft treten sich in zwei abschnittweise getrennt geführten Stimmen gegenüber. Das Künstlertum John van Marays monologisiert in der Ich-Form, wird so unmittelbar ins Herz des Lesers geschmuggelt. Dazwischen immer gleich gewichtig in objektiver Schilderung das Treiben der berliner Gesellschaft, die er meidet (oder auch wieder sucht), mit Frau Johanna und ihren Getreuen im Mittelpunkt. Diese Darstellungsart gibt dankbare Perspektiven. Die meisten bisherigen Werke Schickeles sind gewichtiger, zugegeben, weniger zeitgebunden. Aber es wäre verkehrt, dieses Jazzbuch darum gering zu achten in seiner spielenden Leichtigkeit. Kaum eins seiner Vorgänger hat diese Dichtigkeit der künstlerischen Einfälle, diesen Rückhalt an unerwarteten Erleuchtungen heutiger Lebenszusammenhänge.

Neue okkultistische Literatur

Von Kurt Aram (Berlin)

Da ähnlich der babylonischen Sprachverwirrung in der Bibel heute die Begriffsverwirrung einen außerordentlich hohen Grad erreicht hat, wovon man sich in jeder öffentlichen Diskussion über allgemeinere Probleme leicht überzeugen kann, denn die meisten Redner reden aneinander vorbei, weil jeder unter fast jedem Begriffswort etwas anderes versteht als der andere, so tut zunächst eine Umschreibung dessen not, was hier unter „okkult" verstanden werden soll. Nach der Tradition des 19. Jahrhunderts gilt als wissenschaftlich erklärt und damit als wirklich, was in seinem Kausalzusammenhang aufgezeigt worden ist und in diesem Zusammenhang experimentell wiederholt werden kann. Okkult wären dann alle Vorgänge, bei denen diese wissenschaftliche Methode bisher noch nicht zur Erklärung geführt oder ausgereicht hat. Solche Vorgänge werden dann als „unwirklich" bezeichnet und gelten als Selbsttäuschung oder beabsichtigter Betrug. Gelingt es mit der Zeit, bei einem bis dahin als okkult und damit als unwirklich geltenden Vorgang den Kausalzusammenhang zu finden und ihn gar experimentell zu wiederholen, so ist er nicht mehr okkult, Selbsttäuschung oder Betrug, sondern mit einemmal, über Nacht sozusagen, wissenschaftlich erhärtete Wirklichkeit. Ob er nicht schon vorher Wirklichkeit war, als die Methode noch versagte, bleibt unerörtert. Dem Hypnotismus ist es ein halbes Jahrhundert lang so ergangen. Erst 1920 (!) wurde die Hypnose als Behandlungsart in die preußische ärztliche Gebührenordnung aufgenommen.

Was die heutige „Parapsychologie" treibt, ist im Grunde nichts anderes, als die das 19. Jahrhundert beherrschende Methode auf bisher als okkult geltende Vorgänge anzuwenden, um ihre Wirklichkeit und damit zugleich sich selbst als ernst zu nehmende Wissenschaft zu erweisen. Dabei ist der von Dessoir für derartige Bestrebungen in Deutschland geprägte Name schon deshalb nicht besonders glücklich, weil die auch heute noch vorherrschende Psychologie in der Psyche nur eine Gehirnfunktion sieht, mit der seit Freud wenigstens auch noch das Unbewußte etwas zu tun haben darf, was nachgerade dem lieben Gott der Kirchenlehre an Omnipotenz nicht nachsteht, wenn es auch einen gebildeten Ohren wissenschaftlicher klingenden Namen führt. Die Parapsychologie zieht um ihr Forschungsgebiet einen möglichst engen Kreis, über den hinaus sie keinen Schritt zu tun wagt, weil ihr die Philosophie nicht mehr sein darf als eine untertänige Magd der Naturwissenschaften, wie sie im Mittelalter die dienende Magd der Theologie war. Wer auch in erkenntnistheoretischen Fragen noch ein wenig Sinn für Humor hat, der kommt bei den verzwickten Manipulationen der deutschen Parapsychologen, um keinen Preis den Kreis des „Animismus" zu überschreiten, reichlich auf die Kosten. Das alles erklärt, weshalb die Parapsychologie nur in einem eng umgrenzten Gebiet als Spezialfach, als Unterabteilung innerhalb der allgemeinen Psychologie sich betätigt. Prinzipiell nicht viel anders als etwa die Insektenkunde innerhalb der Zoologie. Man sammelt „okkultes" Material, kompiliert und vergleicht es, man sucht den massenhaft aufgehäuften Stoff zu ordnen, zu sichten und in ein wissenschaftlich haltbares System zu bringen, wobei lateinische Sammelnamen füreinander ähnliche „okkulte" Vorgänge ihre große wissenschaftliche Rolle spielen. Das Ziel ist, möglichst ein Linné des „Okkultismus" zu werden. Den suchenden Laien kann diese Parapsychologie nur wenig befriedigen. So wenig wie den lebendigen Pflanzenfreund Linnés System befriedigt, wenn er nicht rein formal wissenschaftliche Spezialinteressen mitbringt. Nur der ganz naive Laie kommt dabei auf die Kosten, dem es zur Erklärung eines Vorgangs genügt, wenn man ihm statt einer deutschen eine lateinische oder griechische Vokabel vorsetzt. Merkwürdig ist nur, daß auch Parapsychologen glauben, damit mehr zu leisten als jener Arzt in dem prachtvollen Buch von Professor Martin Mendelsohn („Das Herz, ein sekundäres Organ"), „der dem Kranken, wenn dieser ihm klagt, er verspüre Hüftweh, als gelehrte Gegenleistung erwidert, er leide an Ischias", und damit das Seine getan zu haben glaubt. Erst wenn die Parapsychologie einsähe, daß sie mit ihrer als allein wissenschaftlich geltenden analytischen Methode zwar jeden Vorgang beschreiben, aber nicht einen einzigen erklären kann, und daß sie bei ihrer Psychologie nur Psychophysik, also nur ein Spezialfach der Psychologie

Digitized by Google

treibt, das okkulten Phänomenen gegenüber schon gar nicht ausreicht, könnte sie auch für den suchenden Laien fruchtbarer werden. Warum ihre Methode nicht ausreicht, dafür sei nur auf Bergsons „Einführung in die Metaphysik" verwiesen. In Parantheſe sei daran erinnert, daß die höhere Mathematik heute eine vierte Dimension fordert, wenn sie sich eine solche auch nicht vorstellen kann, und daß bedeutende Physiker auf Grund der Quantenlehre und der neusten Wellenmechanik lehren, für die atomare Welt sei das Kausalitätsprinzip nicht zu halten. Man spricht da jetzt von Überkausalität oder gar Akausalität. Den Anstoß zu so schweren Erschütterungen der das 19. Jahrhundert beherrschenden Weltanschauung hat der böse Einstein gegeben. In der Parapsychologie merkt man noch wenig davon. Sie leistet an sich gewiß nötige, wichtige Herbariumsarbeit, aber förderliche Einblicke in den lebendigen, blühenden Garten „okkulter" Phänomen gewährt sie gerade nicht. Die reine Herbariumswissenschaft über den Okkultismus sei deshalb nach Möglichkeit übergangen.

Gustav Pagenstecher, Sanitätsrat in Mexiko, beherrscht zwar die analytische Methode ausgezeichnet, denn seine Fachbildung bezog er wie wohl alle seine Altersgenossen deutscher Abstammung aus der damals alles beherrschenden materialistischen Weltanschauung, aber an Hand seiner Experimente mit einem außergewöhnlichen Medium entwuchs er ihr. Sein Buch über Hellsehen in die Vergangenheit („Die Geheimnisse der Psychometrie oder Hellsehen in die Vergangenheit", 154 S., Verlag Oswald Mutze in Leipzig) gehört zu den wertvollsten Neuerscheinungen auf unserem Gebiet. Professor Driesch (Leipzig) nennt es die beste und gründlichste Untersuchung, welche bis heute über das große Rätselphänomen der sogenannten „Psychometrie" geschrieben worden ist.

Als Arzt versuchte es Pagenstecher (hinfort P.) bei einer Patientin, die er 1909 schon einmal operiert hatte, zehn Jahre später, da alle Mittel gegen eine hochgradige Schlaflosigkeit versagt hatten, mit Hypnose, die sich auch wirksam erwies. Die Patientin, mit einem Deutschen verheiratet, gehört den ersten Kreisen Mexikos an, ist also keine ungebildete Frau. Vom Spiritismus will sie nichts wissen und hat sich stets geweigert, eine spiritistische Sitzung zu besuchen. Auch heute noch. In der Hypnose (1919) sagte die Dame nun plötzlich, ihre älteste Tochter stehe hinter der Tür und gucke durchs Schlüsselloch, sie sehe sie durch die Tür hindurch. Da das zutraf, und weitere Experimente die Hellsichtigkeit der Dame im Zustand der Hypnose zu bestätigen schienen (fortan M. = Medium genannt), beschäftigte sich P. eifrig und gründlich mit der einschlägigen Literatur, um die er sich bisher als praktischer Arzt und Chirurg nicht gekümmert hatte, und experimentierte weiter. Dabei ergab sich, daß M. in tiefer Hypnose, wenn man ihr einen unbekannten Gegenstand in die Hand gab, den sie mit den zehn Spitzen ihrer Finger umschließen konnte, kataleptisch wurde und in Visionen kinematographisch Vorgänge berichtete, die den Gegenstand einmal besonders stark beeindruckt hatten. In der neueren Psychologie nennt man das Engramme, und P. redet nach dem wenig glücklichen Sprachgebrauch zweier amerikanischer Professoren von Psychometrie. Es handelt sich um die in so hohem Maße noch selten beobachtete und so exakt noch nie beschriebene Fähigkeit eines Mediums, in Katalepsie an Hand eines Gegenstandes in die mit ihm zusammenhängende Vergangenheit sehen zu können, wobei es sich um mehrere tausend Jahre wie um wenige Tage oder Wochen rückwärts handeln kann. Die Zeit spielt keine ausschlaggebende Rolle, entscheidend ist die Stärke des Eindrucks, des Engramms. Wegen gewiß zahlreicher Einwände, die mehr oder weniger nahe liegen, muß aus Raumrücksichten auf das Buch selbst verwiesen werden. Seine Lektüre ist schon deshalb zu empfehlen, damit die nur zu begreifliche Skepsis nicht eine reine „Skepsis der Ignoranz" bleibt, wie Schopenhauer das grob und deutlich nennt. Die Tatsache so ungewöhnlicher hellsichtiger Fähigkeiten ist als wirklich, mit allen Mitteln exakter wissenschaftlicher Naturforschung von heute Jahre hindurch von ärztlichen und parapsychologischen Untersuchungskommissionen, mexikanischen, deutschen und amerikanischen, protokollarisch und namentlich festgestellt und erhärtet worden. Nur ihre Erklärung ist umstritten.

Die Parapsychologie arbeitet gern, um ihre Wissenschaftlichkeit nicht zu gefährden, mit der Hypothese der Gedankenübertragung. Aber bei einer Anzahl genau kontrollierter Experimente mit M. erweist sich diese Hypothese als völlig unzureichend. Dann bleibt zur Erklärung als „Mädchen für alles" das Unterbewußtsein. Einige Fälle liegen bei M. aber so, daß auch der geschulteste „Animist" selbst damit nicht auskommt. W. Prince, der gewiegteste Medienentlarver der amerikanischen Gesellschaft für Psychologie mit der größten Praxis auf diesem Gebiet wurde als Hauptuntersuchungskommissar aus Boston nach Mexiko geschickt, um P. und M. zu entlarven. Er gab sich alle erdenkliche Mühe, aber es gelang ihm nicht. Seine Entlarvungsversuche sind ebenfalls recht lesenswert. Professor Driesch (Leipzig) unterhielt sich als Karl Schurz-Professor in Madison Wis. oft mit ihm über den Fall und schreibt in der Einführung zu Pagenstechers Buch, Prince sei nach seinen eigenen Angaben als Skeptiker nach Mexiko gereist; überzeugt von der Echtheit der Phänomene, ja mit starker Neigung zu deren spiritistischer Deutung, kam er nach Boston zurück. Unter den hunderten Experimenten, die P. mit M. machte, befinden sich einige, zu deren Erklärung in der Tat keine der in der Parapsychologie gebräuchlichen Hypothesen ausreicht. Bei ihnen neigt auch P. heute trotz materialistischer Vergangenheit zur spiritistischen Hypothese. Innerhalb der deutschen Welt erregt das meist nur bedenkliches Schütteln des Kopfes. In der angelsächsischen Welt längst nicht mehr. Doch wohl nicht nur deshalb, weil die deutschen Forscher kritischer, gründlicher und weniger leichtgläubig sind, wie unsere Parapsychologen zu glauben scheinen, sondern wohl auch deshalb, weil deutsche Gelehrte um einiges abhängiger vom grade herrschenden Hochschulwissen sind als Engländer und Amerikaner, was dem Wissen nicht unter allen Umständen zum Vorteil gereicht. Privatgelehrte werden in angelsächsischen Ländern ernster genommen. In Deutschland fällt das ohne Staatsstempel schwerer. Angelsächsischen Gelehrten von Weltruf wird es leichter, auch eine transzendente Wirklichkeit, um es möglichst wenig schreckhaft auszudrücken, als brauchbare Arbeitshypothese gelten zu lassen, ohne ihren Ruf zu gefährden, als einem deutschen Sanitätsrat, ohne Doktorgrad und Amti ns Wanken zu bringen. In dem Fall von P. und M. tut der für derlei Dinge interessierte Leser am besten, selbst zu prüfen. Pagenstechers Buch gibt ihm das Material dazu reichlich an die Hand, sowie auch alles Für und Wider der einzelnen Hypothesen.

Mehr noch als die Parapsychologie mit ihren mehr oder weniger umstrittenen Ausblicken auf ein Transzendentes bewegt die Astrologie unsere Gegenwart, die ebenfalls ein Gebiet des Okkulten durch ihre Forschung zu einem Wirklichen machen will. Soweit sie zur Horoskopie geworden ist, die mit im Grunde recht oberflächlichen, mechanischen Verstandesmitteln aus ihr ein leicht lernbares Gewerbe macht, muß man sie unbedingt verwerfen. Sie wirkt nicht weniger kindlich als ihre babylonische Mutter, deren Ominatexte aus der ausgegrabenen Bibliothek Assurbanipals (668 bis 626 v. Chr.) die Assyrologen ja zum guten Teil veröffentlicht haben. Um solcher Horoskopie willen besteht immer die Gefahr, die gesamte Astrologie in denselben Topf zu werfen. Da ist es denn besonders verdienstlich, wenn ein Astronom von Fach und Beruf es unternimmt, den Weg zur Astrologie für heutige Leser von modernen naturwissenschaftlichen Einsichten aus wieder gangbar zu machen. Das tut der gelernte Astronom Hans Hermann Kritzinger mit seinen „Beiträgen zur Schicksalskunde", die den etwas gesuchten Obertitel führen: „Todesstrahlen und Wünschelrute" (360 S.,

Digitized by Google

Grethlein & Co., Leipzig-Zürich). Er geht von ganz einfachen Erfahrungen aus, wie sie jeden Nachdenklichen einmal auf Zusammenhänge zwischen kosmischen und menschlichen Vorgängen stoßen, und zeigt, was die heutige Wissenschaft dazu sagt. Zum Beispiel die Zusammenhänge zwischen Stimmung und Luftdruck, dann etwa zwischen Weltraumstrahlung und Leitfähigkeit des Körpers, Mensch und kosmisches Kraftfeld, die Wirkung der Sonnenfleckstrahlen auf Seuchen (Pest-, Cholera- und Grippeepidemien), Hungersnöte und Überschwemmungen usw. Vorsichtig und besonnen sucht er dann die Beziehungen der Wandelsterne (Planeten) zu solchen Vorgängen und ihre auffallende Periodizität aufzuzeigen. Allmählich erkennt der Leser, wie der nervus sympathicus solche Einwirkungen „leitet", weshalb der unvergeßliche Ludwig Schleich das Sonnengeflecht, dies Zentralorgan des autonomen (vegetativen, sympathischen) Nervensystems, die Marconiplatte des Weltalls genannt hat. Ganz modern ausgedrückt; es ist auf Wellen (Rhythmen) eingestellt, auf welche die beiden anderen Nervenzentren (Großhirn und Rückenmark) nicht reagieren. Erst ganz am Schluß gibt der Autor dem wohl vorbereiteten Leser Einblicke in die eigentliche Astrologie, und was beim jetzigen Stand des Wissens von ihr und ihrer Zukunft zu halten sei. Nicht so viel, wie die Gläubigen und Abergläubischen gern in die Welt schreien, aber doch nicht unbeträchtlich mehr als die meisten Fachastronomen bis heute zugeben. Skeptikern, die sich nicht zu der von Schopenhauer so deutlich gekennzeichneten Art rechnen, kann das Buch von Kritzinger besonders empfohlen werden. Es kommt ja auch hier nicht auf Leichtgläubigkeit an.

Ein dritter Weg zur transzendenten Wirklichkeit wird heute wieder versucht, den das 19. Jahrhundert seit dem Ende der Romantik fast ängstlich vermied: der Weg der Mystik. Soweit meine Kenntnisse reichen, ist er der älteste und war einst der gangbarste. Er setzt freilich einen einheitlichen Kult voraus und dieser wieder einen gemeinsamen Mythus. Unter beidem wird nicht, wie es seit Voltaire Mode wurde, ein Priesterbetrug zur Verdummung und Beherrschung der Völker verstanden, wobei zuzugeben ist, daß jeder Mythus schon einmal so mißbraucht wurde, sei es nun in Assyrien, Ägypten, Griechenland, Rom oder sonstwo. Aber beides ist keine Erfindung zu solchen Zwecken, sondern von ganz bestimmten Völkern aus ihrem Kern gezeugt, um Zugang zur Transzendenz zu finden. Der Mythus ist die Sinngebung des Transzendenten nicht in einer Begriffssprache, sondern in Symbolen. Nietzsche sagt dazu: „Dem Mythus liegt nicht ein Gedanke zu Grunde, wie die Kinder einer verkünstelten Zeit glauben, sondern er selbst ist ein Denken, er teilt eine Vorstellung von der Welt mit, aber in der Abfolge von Vorgängen, Handlungen und Leiden." Ähnlich den meisten Träumen, die sich in derselben Sprache verständlich machen. Der Kult will den zu ihm gehörigen Mythus vergegenständlichen und für seine Anhänger wirksam machen. Mit dem Christentum verhält es sich nicht anders. Wenn der Kult das nicht mehr vermag, geht seine Zeit zu Ende und die Stunde der Betrüger steigt auf. Warum für die Allgemeinheit im 19. Jahrhundert der christliche Mythus an Wirkung verlor, hat unter vielem anderen auch den Grund, daß seit der Aufklärung immer ausschließlicher die Begriffssprache die einzig allgemeinverständliche wurde. Nur die Künste darf man von dieser Regel noch bis zu einem gewissen Grad ausnehmen. Der Begriffssprache aber ist kein Mythus unmittelbar zugänglich. Zu dem Zweck muß er Dogmatik, Scholastik werden und seine beste Kraft verlieren, denn beide wenden sich auf Kosten des Vorstellungsvermögens immer ausschließlicher an das Denkvermögen, das konstruktiv, reproduktiv, aber nicht Gestalt gebend, schöpferisch ist.

Wo immer ein Mythus noch Kraft hat, entstehen neben den Kulten für die Allgemeinheit Sonderkulte kleinerer, allem Metaphysischen besonders zugetaner Kreise, der Nährboden der Ekstatiker. In der antiken Welt hießen sie Mysterienkulte. Wir begegnen solchen Kreisen mit denselben Wirkungen auch im Urchristentum und im christlichen Mittelalter in allen europäischen Ländern. Alle Kultgemeinschaften, auch die ägyptischen und griechischen, sahen darin für ihre Hierarchie eine Gefahr, gegen die sie mit allen Mitteln kämpfte. Sie siegte nur dann und nur so lange, als der Kult sich immer mehr vorübergehend oder dauernd vom ursprünglichen Kern seines Mythus entfernte. Bei einem endgültigen Sieg der Hierarchie über die Mysterienkulte verlor der Allgemeinkult und die Hierarchie die besten Kräfte. Lebendig und wirksam im Sinne des Urmythus und damit dem Transzendenten hingegeben, blieben nur noch einzelne, die ich im Unterschied zu den Ekstatikern, die auch äußere Mittel zur Erhebung über die grobstoffliche Physis (Tanz, Musik, Rauschgifte) benutzten, Instatiker nennen möchte, weil sie sich in sich selbst versenken und vom Feinstofflichsten aus den Weg ins Transzendente finden. Das ist der Weg der bekanntesten Mystiker neuerer Zeit. Es ist klar, daß der einzelne, auch wenn er am herrschenden Kult keinen inneren Anteil mehr nimmt, soweit er noch irgendwelchen inneren Anteil am Mythus hat, es mit diesem Weg versuchen kann. Aus London stammt der Versuch, wieder möglichst viel einzelne für solche Instasis zu gewinnen. Da unser Kontinent heute alles Heil der Zivilisation und Kultur von den Angelsachsen erwartet wie einst von der Herrschaft des antiken Rom, darf man auf das Buch von A. Curtis („Die neue Mystik", 137 S., Verlag Niels Kampmann, Heidelberg) hinweisen, das es auch im Deutschen schon zu mehreren Auflagen gebracht hat. Es hält am christlichen Mythus fest, interessiert sich aber nicht für die christlichen Kirchen. Es kennt sich auch ein wenig in der indischen Yogapraxis aus und beträchtlich in den modernen Naturwissenschaften. Es ist nüchtern und klar geschrieben und kommt so nach Möglichkeit dem Verständnis des modernen Menschen entgegen. Vor allem sucht es ihm die Bedeutung der Meditation als Kernstück jedes mystischen Weges zum Transzendenten anschaulich und begreiflich zu machen und gibt eine ganze Anzahl praktischer und durchaus empfehlenswerter Winke zu diesem Ziel, ohne an den heutigen Europäer Anforderungen zu stellen, für die er einfach keine Zeit hat.

* * *

Zum Schluß seien noch einige Bücher der schönen Literatur genannt, die hierher gehören. Da ist vor allem die amüsante und gescheite „magische Groteske" von Paul Madsack: „Die metaphysische Wachsfigur oder auf Geisterfang mit Sir Arthur Conan Doyle" (Georg Müller, München 1930). Von dem Inhalt sei im Interesse der Spannung nichts Näheres mitgeteilt. Hervorzuheben ist aber, daß es sich dieser Autor nicht leicht gemacht hat, sondern von der Parapsychologie, deren wunde Punkte er mit Ironie und nicht ohne leichte Wehmut aufzeigt, wirklich etwas versteht. Conan Doyle, der Vater von Sherlock Holmes und Mr. Watson, ist heute ein gläubiger und führender Spiritist Englands. Alle drei läßt der Held des Romans, ein berühmter Detektiv, aus London nach Augustenburg kommen, um ihm beim Einfangen eines Geistes, der hier spukt und greuliche Verwirrung anrichtet, behilflich zu sein. Wie sie das machen, ist gewiß grotesk, aber es steckt doch noch etwas mehr dahinter. Das hängt damit zusammen, daß Madsack mit Spiegelmagie ungewöhnlich gut Bescheid weiß. Hinter der grotesken Maske taucht immer wieder für Augenblicke eine tiefere Bedeutung auf, beides noch besonders anschaulich gemacht durch 32 beachtenswerte Zeichnungen von Kubin.

Ganz aus dem katholischen Kult sind die ausgezeichneten Geschichten des Amerikaners Robert Hugh Benson gewachsen, nicht sehr sinnentsprechend verdeutscht als „Gespenstergeschichten" (210 S., Verlag Kösel & Pustet, München). In einem Saal des Klosters, das der kanadischen Kirche San Filippo in Rom angebaut ist, erzählen katholische Priester, darunter ein englischer, ein amerikanischer,

Digitized by Google

ein italienischer, ein kanadischer und ein deutscher, abends am Kamin aus ihrer langen Seelsorgerpraxis ein Erlebnis, das nicht ohne weiteres erklärbar, das okkult ist. Jedes anders, jedes nach der Individualität des einzelnen vorgetragen, die nicht unabhängig ist von dem Land und seiner besonderen Art, dem er entstammt, aber allen gemeinsam das dem sogenannten gesunden Menschenverstand Unerklärliche. Der Italiener unter diesen Priestern ist solchen Erlebnissen gegenüber nicht weniger skeptisch als irgendein antikirchlicher Skeptiker. Deshalb sei auf die erste Unterhaltung am Kamin, bevor die Berichte beginnen, besonders aufmerksam gemacht. Sie sind für Skeptiker jeder Art lesenswert. Im Verlauf der Erzählungen geht ein Transzendentes auch für den Leser immer deutlicher fühlbar durch die rein irdische Atmosphäre dieser Geschichten. Gerade darin offenbart sich die künstlerische Qualität des Autors.

Ganz aus dem Geist der Mystik geboren ist das kleine, aber inbrunstreiche Büchlein von Friedrich Markus Huebner: „Magna Mater" (Darmstadt, Gesellschaft hessischer Bücherfreunde). Es wählt die Form, in welcher der cherubinische Wandersmann von Angelus Silesius daheim ist. Huebner wählt sie mit Glück und künstlerischem Geschick, und ganz zu Hause fühlt er sich in jener Einsicht, von der einst Bachofen, früh vergessen, seit kurzem wiedergefunden, die ersten Hüllen fortzog, hinter die Meister Ekkehart längst geschaut hatte. Als erlauchteste Stimme aber klingt in diesem Chorus Laotse. Huebner singt z. B. so:

Was sich im Stoff, im Geist blickt widersächlich an,
ist widersächlich nur, daß es sich spiegeln kann.

Die „Unsterblichen" geraten der sozialen Tat gegenüber in Verlegenheit

Von Erika Mitterer (Wien)

Wenn die Mitglieder der Académie française jährlich eine Anzahl von Preisen verleihen, die das Hervorragendste auf dem Gebiete der Literatur krönen, bleiben sie dabei auf vertrautem Gebiet; ein Preis aber nötigt sie, sich plötzlich in eine den meisten von ihnen recht fremde Atmosphäre zu versetzen: der „Prix de Vertu", der Tugendpreis — „Humanitätspreis" sagte im Deutschen vielleicht ungetreuer, aber eindeutiger seine Bestimmung aus —, der seit dem Tode seines Stifters, M. de Montyon, seit 1820, regelmäßig für die edelste Tat des vergangenen Jahres verliehen wird, für die Tat, die am meisten „courage et dévouement", Mut und Aufopferung, bezeugt.

Die Redner legen fast ausnahmelos die bereits klassische Haltung eines milden Skeptizismus an den Tag, und wo der vor Tatsachen unleugbarer Größe zu versagen droht, fühlen sie sich genötigt, die eigene Person ein wenig in Frage zu stellen. (Nur in ethischer Beziehung natürlich, die Kunst hat damit bekanntlich nichts zu tun!) Am aufrichtigsten bekennt Henry de Regnier (1927), ein Damoklesbericht sei für den Neuerwählten dieser obligatorische Bericht über die Verleihung des Tugendpreises, der das fast Unmögliche bewerkstelligen müsse: „der Tugend nicht nur neue Seiten abzugewinnen, sondern sie auch ehrwürdig darzustellen und doch interessant, damit er nicht nur Bewunderung vor ihr einflöße, sondern auch Lust zur Nachahmung ..." Vor allem aber sieht er das Schreckgespenst des Dilettantismus, wenn Schriftsteller „sich plötzlich ein paar Wochen im Jahr mit der Tugend beschäftigen!" „Ich fühle mich dieser Aufgabe unwürdig, gesteht er. Verhält man sich nicht der Tugend gegenüber so, wie die Hinterländler im Krieg, die den Schützengräben Besuche abstatteten, um einen Amateurblick — sozusagen durch das Schlüsselloch — auf den Krieg zu werfen — ? Was wissen wir denn, um welchen Preis von Leid und Verzicht sich die Tugend der Übung des Guten hingibt?"

In heiterer Resignation stellt schon Renan (1881) fest: „Einmal im Jahr wird in Frankreich die Tugend belohnt. Von den zehn bis zwanzig Theorien über die Grundlagen der Pflicht läßt sich kaum eine aufrechterhalten; nehmen wir doch die Tugend auf, in welchem Gewand immer sie sich zeige! Als Tugend des Laien, des Geistlichen, des Denkers, des Christen, die des alten Regimes, die des neuen, die bürgerliche und die kirchliche Tugend — nehmen wir jede auf, glauben Sie mir, es werden nicht zu viele sein, um die schlimmen Augenblicke des Menschendaseins zu bewältigen ..."

„Das ist ein wahres Rette sich wer kann!" meint Maurice Barrès 1917 dieser Rede gedenkend. „Niemals ward das Prinzip der Nützlichkeit mit mehr Emphase dargestellt!" — Überhaupt — die Nützlichkeit — die Zweckdienlichkeit der Tugend! Barrès bekennt unumwunden: „Die Akademie leistet heute, was die vielen Vereine gegen Entvölkerung nicht zustandebringen: denn sie ehrt die Tugend in den Familienvätern und Müttern." (1917!)

Es ist Régnier, der am Schluß seiner Rede in einer Anekdote die Gefühle zum Ausdruck bringt, die ihn beseelten, als er an seine Aufgabe ging. „Ein Mann, erzählt er, der in seiner Stadt als gottlos verschrien ist, begegnet eines Tages einer kirchlichen Prozession, er nimmt den Hut ab und bezeugt seine Ehrfurcht. ‚Ei,' sagt ihm da ein Mitbürger, ‚sieh da, Herr Y steht also besser mit dem lieben Gott, als man denkt?' ‚Mein Freund,' entgegnet der Mann, ‚wir beiden grüßen einander, aber wir haben uns nichts zu sagen!'" —

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Benno Rüttenauer

Zum 75. Geburtstag

„Der große Fabulierer und Wanderer Benno Rüttenauer, der immer wieder von München aus seine Fahrten nach Italien, Frankreich, Schwaben und Franken antritt und auf ihnen seine Historien sammelt und spinnt, wird am Sonntag 75 Jahre alt. Niemand glaubt es so recht, daß dieser sprudelnde Feuerkopf, dieser Querschädel aus fränkischem Bauernblut, die Mitte des 8. Lebensjahrzehnts zu überschreiten sich anschickt: so heftig kreisen Blut und Temperament in diesem Manne, so schaffenskräftig hat er sich gehalten. Sein Verlag Georg Müller legt zu seinem Ehrentage diesen neuen Band ‚Historien und Legenden' unter dem Titel ‚Frau Saga' vor, der ihn auf der reifen Höhe erzählerischer Meisterschaft zeigt: ironischer, humoriger Darsteller vergangener Menschlichkeiten, wie sie sich in Spanien und Italien an den Fürstenhöfen des Mittelalters und der Renaissance begeben haben. Ungeschminkt wird hier Historie erzählt, frei von Vergoldung einer verblasenen Legendarik: man fühlt förmlich die Freude des Erzählers mit, all den historischen Grünspan, der in Jahrhunderten sich aufgesetzt hat, abzuschaben und unter den Wendungen höfischer Geschichts- und Geschichtenerzähler das wahre Gold der Begebenheiten hervorzuholen. Das Ganze ist historische Schatzgräberarbeit, getragen von reinster Freude am Menschlichen, das unter allen Kostümen das Eine und Gleiche, Närrische und Erhabene, Teuflische und Heilige ist." Werner Mahrholz (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 27).

„Es soll nicht gesagt werden, daß Benno Rüttenauer so eine Art verkannten Genies sei, man täte ihm und seinem Schaffen damit ebenso unrecht, wie man es jetzt tut, da man ihm nicht die gebührende Beachtung schenkt. Rüttenauer ist ein Mann des guten Durchschnitts, der sich dank seiner Bemühungen zu einem Mann des besten Durchschnitts hinaufentwickelt hat. Aber gerade damit scheint er geeignet, den Bedürfnissen der breiten Leserschichten, die in erster Linie Unterhaltung in der Lektüre suchen, zu entsprechen. Er entspricht solchem Verlangen auch tatsächlich in hohem Maße und in einer vollendet vornehmen und niveauvollen Weise, um derentwillen man Rüttenauers Bücher geradezu als Modellwerke einer guten Unterhaltungsschriftstellerei zur Nachahmung empfehlen möchte." gl. (Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 34).

Vgl. auch: O. K. (Deutsche Tagesztg., Lit. Umschau 56); Martha Charlotte Nagel (Rhein.-Westf. Ztg. 60); Will Scheller (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 28 und Köln. Ztg., Lit. 64 u. a. O.); Wilhelm Schäfer (Münchn. N. Nachr. 31); Paul Wittko (Hamb. Corresp., Unt.-Bl. 1. Febr.); Benno Rüttenauer: „Auch eine Kriegserinnerung" (Münchn. N. Nachr. 31).

*

Karoline von Günderode

Zum 150. Geburtstag

„Dieses Bild ist es, welches alle ihr nähertretenden Zeitgenossen, die darüber berichteten, von Karoline empfingen: eine innere Höhe, welche irgendwie unmittelbar in der Natur verleiblicht ist: ‚das Bedeutungsvolle ins Schöne aufgelöst', wie Creuzer sagt. Ihr Eindruck war bis in Gestalt, Gang und Stimme ein ohne weiteres großer und hoheitsvoller, aber doch lieblich, zart und schwebend — als von einem Menschen von tiefer Reinheit, welcher auf besondere Weise dem Höheren nahe ist, es in einem engeren Sinne darstellt und ihm über alles Gemeine, Schwache und Unwahre hinweg durch den Adel der Geburt unverlierbar verwandt ist. Bei aller Lebensfülle und Leidenschaft herrscht die Form: ‚alles ist Höhe, nichts Tiefe'. Bettina schreibt dies, und sie selber wühlt rauschhaft in allen Zweideutigkeiten und Vereinerleiungen des deutschen Geistes und der deutchsen Sprache, welche dessen Gefahr und Fruchtbarkeit ausmachen. Sie mochte das, denn sie war letztlich nicht gefährdet. Sie läßt sich willig von den wahnsinnstrunkenen Orakelsprüchen Hölderlins umrauschen, während sie mit der Freundin phantastische Pläne schmiedet, zu dem sich verdunkelnden Seher zu reisen und ihn durch die Kraft der inneren Sammlung zu pflegen und zu heilen. Sie vermochte so nicht einmal die Freundin zu retten, bei der sie es in ehrlich sorgender Hinwendung versuchte! Karoline aber bewahrte in sich selber bei aller Scheue und Weichheit eine große Ruhe und Klarheit. Sie ist ganz hingegeben, und ihr Schicksal kann nur aus ihr selber kommen. Es mag in gleichem Ernst Höhe und Tiefe umfassen und vermählen, dieser oder jener die ermächtigte Auslegung des Lebens überlassen. Aber sie ist entschlossen, sich vom Alltag nicht erjagen zu lassen, nicht mit ihm zu paktieren, nicht mit dem abnehmenden Leben des Bürgers zu handeln. So neigt sie sich jenseits dieser Mitte, des eigentlichen Todes, der Tiefe zu und vertraut sie nachbarlich mit der Höhe, so daß die Schrecken der Tiefe schwinden, da sie Höhe erfüllt und bedeutet." Erich Brock (Bund, Bern, Kl. Bund 6).

Digitized by Google

Vgl. auch: William von Schröder (N. Bad. Landesztg., Kunst 73 und Hamb. Fremdenbl. 42a u. a. O.); Valerian Tornius (Leipz. N. Nachr. 42); Hans Gäfgen (Germ. 70b).

*

Richard Dehmel

Zum 10. Todestag

„Im Juni 1915 spricht Dehmel zuerst von seinem Leiden: einer Abernentzündung des linken Oberschenkels. Anfang 1920 verschlimmert sich das Leiden und am 8. Februar tritt der Tod ein. Aber bis zuletzt glaubt er, der die Menschheit liebte, an das deutsche Volkstum: ‚Ich erwarte jetzt erst recht das Wunder, daß die ‚heilige Not' uns endlich zur Selbstbesinnung auf unsern menschlichen Adel zwingt. Aber dazu ist Buße die Vorbedingung: ehrlichste Einkehr und Umkehr gerade der vornehmen Stände, denn nach deren Lebensführung richtet sich auch unwillkürlich die Haltung des gemeinen Mannes.' Nur einer unserer Dichter, der sein Antipode war, hat im Kriege so groß und herrlich Volk und Vaterland und Ehre gefühlt wie Dehmel: Stefan George. Dehmel aber vollbrachte das Größere: er brachte sich selber seinem Volke und seinem Glauben zum Opfer. Er war wahrhaft das Volk!" Peter Hamecher (D. A. Z. 64).

„Ende November (den 27.) folgt ein Brief an Alfred Mombert mit einer halb humoristischen Schilderung des eigenen Zustandes: ‚Beinahe hätte dein ‚Hauch' mich suchen müssen, wo nur noch Hauch ist. Es waren wundervoll blitzdurchschweifte Phönixnächte, und nur der manchmal aufschwellende Wadenkrampf erinnerte noch an Staub und Asche. So liege ich seit mehr als zwei Wochen im himmlisch glühenden Federbett. Seit vorgestern hat sich die Wade etwas beruhigt, und nur von Zeit zu Zeit versichert sie mir telefunkisch, daß es mit dem Entschweben nicht so weiter geht; also bin ich wohl noch nicht vollendet genug. Aber drei Wochen werden wir noch vor Anker liegen müssen.'

Drei Wochen, das ist die Hoffnung, an die er sich klammert. Unverzagt, immer von ‚Besserung' berichtend, sind die Briefe an Roger de Campagnole und Hildegard Lien, Mitte Januar gibt es dann noch ein kurzes Schreiben an Johannes Schlaf, den Dichtergenossen. (Der Brief ist vom 13. Januar datiert.) ‚Lieber Schlaf, du mußt entschuldigen, daß ich dir nicht selber schreiben kann. Mein Krankheitszustand ist noch immer so quälend wie seit Wochen. Inzwischen hast du wohl in der ‚Neuen Rundschau' meinen ausführlichen Bericht über ‚Die Sonne, nicht die Erde' gelesen und du wirst daraus ersehen haben, daß ich dir nur in einigen Nebenpunkten nicht beipflichten kann, in den Hauptpunkten dagegen beistimme oder wenigstens beistimmen möchte. Die Hauptsache scheint mir aber, daß es mir gelungen sein wird, die führenden Fachleute aus ihrer Lethargie aufzurütteln. Vielleicht gibst du mir einmal, früher oder später, Auskunft darüber, wie sich die Streitfrage als solche entwickelt . . .'

Früher oder später . . . Dehmels hoffnungsstarkes Gemüt ahnte wirklich nicht, daß es zu Ende ging, daß es so bald schon zu Ende gehen sollte. Wer solche Briefe schreibt, nimmt nicht an, daß nach vier kurzen Wochen aller Erdenkampf für ihn zu Ende sein wird. Gern und freudig hat Richard Dehmel all sein Leben lang gekämpft, wieder und wieder hat er für das, was ihm das Rechte schien, die Klinge gezogen, ein Streiter und ein Held. Sehr leer ist es da geworden, wo er stand." E. H. (Ostpreuß. Ztg. 28).

Vgl. auch: Arthur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 38); Hanns Martin Elster (Deutsche Tageszig., Lit. Umsch. 68); Erwin H. Rainalter (N. Bad. Landesztg. 71); Richard von Schaukal (Deutsche Ztg., Kultur 34 u. a. O.); Wilhelm Schulte (Germ. 65); Hans Hartmann (Vorw., Unt. 65); Adolph Wittmaack (Hamb. Fremdenbl. 38); Gustav Herrmann (Leipz. N. Nachr. 38); Helmut Vocke (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 69); Wilhelm Spreen (Stuttg. N. Tagbl. 61); Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg. 65); Curt Bauer (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 43).

*

Otto Erich Hartleben

Zum 25. Todestag

„Wer zum Bau gehörte oder dazu gehören wollte, der ließ das Hartleben weg, wie die Kenner auch in Wien nur von einem ‚Peter' ohne Altenberg sprachen. Der eine war so wienerisch wie der andere berlinisch sein mußte. Der Peter saß im Kaffeehaus, unser Otto Erich immer abwechselnd in Bier- und Weinstuben. Der Peter lobte alles, was dem Menschen bekömmlich ist, leichte Speisen und Abführmittel, Schlaf vor Mitternacht; unser Otto Erich lobte alles, was dem Menschen schädlich ist, Alkohol, Nikotin, Schlaf nicht vor dem hohen Mittag. Beide sind elend, langsam und zu früh gestorben.

Vor fünfundzwanzig Jahren am 11. Februar meldete Hartleben sich tot. Es war am späten Nachmittag und an einem kalten Wintertage. Unsere Redaktion klingelte bei mir an: Schnell einen Nekrolog auf Otto Erich Hartleben! — Ich kann nicht, ich muß gleich ins Theater. — Schreiben Sie nur, Sie haben ihn doch gut gekannt. — Jeder hatte ihn gut gekannt. — Aber beim Schreiben fiel mir ein, daß ich zu den wenigen Literaten gehörte, mit denen er keine Brüderschaft getrunken hatte. Ich war ihm doch sympathisch?

Digitized by Google

Merkwürdig! Der schöne große Mensch mit der feinsten geradesten Nase, die je ein Deutscher getragen hat, mit dem schweren, aber nicht schwerfälligen Schleppgang, mit dem immer nach unten lächelnden Blick hinter dem dunklen Hornkneifer hatte für mich immer etwas Melancholisches, fast Gespenstisches gehabt. Das kam wohl daher, daß er in einer Tafelrunde, in vielen Tafelrunden immer nur auftauchte, daß er nie von Hause kam, wie er nie nach Hause ging. Wen er traf, der wurde ohne Gnade verschleppt; sein Abend hatte keinen Anfang und am nächsten Mittag kaum ein Ende. Ich habe mich wohl vor Otto Erich etwas gehütet und darum den Augenblick verpaßt, in dem er notwendig Brüderschaft trinken mußte." Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 36).

Vgl. auch: Paul Wittko (Niederd. Ztg., Hannover 34 u. a. O.); John Schikowski (Vorw., Unt. 69); Hans Brunotte (Ostpreuß. Ztg. 36); Fritz Flechtner (Generalanz. Stettin, Buch 40); Hanns Martin Elster (Leipz. N. Nachr. 43); Hans Knudsen (Deutsche Tagesztg. 73); Selma Hartleben (Tag 36).

*

Zur deutschen Literatur

Zum 1000. Geburtstag der Hrotswitha von Gandersheim schreiben: Eberhard Semrau (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 86); Carl von Kraus (Münch. N. Nachr. 45); Hilde E. Geyer (Stuttg. N. Tagbl. 67); Carl Brinitzer (Hamb. Fremdenbl. 41); Wilhelm Schulte (Germ. 66); Ines Schmid-Jürgens (Bund, Bern, Frauen 65); Friedrich Neumann (Hannov. Kur. 64/65); Werner Bock (Köln. Volksztg. 51); F. Sp. (Tag 32); Friedrich Spreen (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 32); Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 44); Hella Praetorius (Dt. Ztg., Frau 34); Martha Große (Köln. Volksztg., Frau 115).

„Meister Eckehart." Von Max Raphael (N. Zür. Ztg. 154).

„Graf Abraham a Santa Clara." Von Anton Kuh (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 28).

„Ein vergessener Patriot" (Gleim). Von W. S. Eckewart (Kreuz-Ztg. 51).

„70 Zentner Menschenkenntnis aus dem Nachlaß J. C. Lavaters." Von Max Hochdorf (Bund, Bern, 77).

*

„Zu Goethes Wilhelm Meister." Von Rudolf Kaßner (Frankf. Ztg. 124–126; 128–130):

„Uns scheint die Frage erlaubt, ob sich nicht unter den Deutschen, und zwar nicht nur heute, sondern schon seit dem Auftreten des Protestantismus überhaupt weniger leicht Typen vorfinden oder Typenhaftes gebildet habe als etwa unter Engländern oder in Spanien oder im alten Österreich? Deutschland ist, seinem Partikularismus in der Politik, seiner labileren Grenze entsprechend, stets das Land der Stände und des Kastengeistes geblieben bis in unsere Zeit. Die geistige Ursache, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, muß, was von uns schon angedeutet wurde, in eben der Sucht des Deutschen nach dem Gegensatz erkannt werden, wobei es jedem freistehen soll, statt dieser Sucht gelegentlich einmal das zu setzen, was H. St. Chamberlain die innere Freiheit des Deutschen zu nennen liebte. Die leichtere und entschiedenere Typenbildung des englischen Menschen dürfte neben manchem anderen auch durch die beinahe religiöse Sanktion des Puritanismus von reich und arm begünstigt worden sein, dank welcher arm und reich leicht zu Korrelativ-Begriffen von böse und gut werden konnten. Dem deutschen Wesen ist diese Sanktion durchaus fremd, wie es überhaupt in ihm dank dem Streben nach dem Gegensatz und allem, was daraus folgt, nur schwer zu etwas wie Sanktion kommen kann. Um so mehr aber zu dem, was gern gegen Sanktionen jeder Art in Bewegung gesetzt wird: zur Bildung, zur deutschen Bildung, die, typenzerstörend, wie sie ihrem Wesen nach einmal ist, leicht dazu angehalten werden kann, eine Brücke zu schlagen zwischen arm und reich oder, weil es sich in Deutschland um Stände handelt, zwischen Bürgertum und Adel, Bürgertum und Volk.

So ist die ‚theatralische Sendung' Wilhelm Meisters zu verstehen oder die Rolle, die das Theater im Roman spielt. Dieses ist das Gemeinsame der Stände, und zwar dadurch, daß es sich im höchsten Sinne als eine Angelegenheit und ein Ergebnis der Bildung gibt, wozu es sich keineswegs in irgendeinem anderen Land, sei es England, Italien, Frankreich oder das alte Österreich, geeignet haben würde, da es dort der unmittelbare Ausdruck der Volkssitte und Volksleidenschaft oder einer Gesellschaft war.

Wir sagen das alles darum, damit man den reinen Sinn der Bildung erfasse und damit man begreife, warum diesem deutschen Menschen mit seinem Gegensatz kein anderer Weg so deutlich vorgezeichnet sei oder auch warum es sich in diesem Roman darum und nicht um Leidenschaft handle. Die im eigentlichen Sinne leidenschaftlichen Menschen des Romans sind entweder tragisch und reichen über den Roman hinaus wie die unsterbliche Figur der Mignon, oder sie sind zerrissen und irgendwie auch unreif, übertrieben und trüb wie Lydia, die bei Theresens Mutter ‚gelernt hat, Leidenschaft als Bestimmung anzusehen' oder Aurelie, die zwischen Schauspiel und Leben hängen geblieben und in diesem einen Sinne ungebildet ist."

„Der enträtselte Goethe." Von Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wissensch. 7).

„Neues um Goethe" (Frédéric Sorets Erinnerungen). (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 27.)

„Die Gegenspielerin Goethes" (Karoline Jagemann). Von Karla König (Generalanz. Stettin, Buch 32).

*

„Ernst Moritz Arndt." Von W. Fr. Stradeck (Ostpreuß. Ztg. 25).

–, –. Von W. Sauerland (Germ. 50).

–, –. Von Hanns Martin Elster (Deutsche Tagesztg., Unt.-Beil. 49).

–, –. Von Heinz Oellers (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 52).

–, –. Von Georg Lange (D. A. Z. 47) und (Tag, Unt.-Bl. 25).

„Karl von Holtei." (50. Todestag.) Von Paul Merker (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 78).

–, – (und August von Goethe). Von Hermann Arno (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 36).

–, –. Von P. L. R. (Tag, Unt.-Rundsch. 37).

–, –. (Unver. Brief vom 29. November 1834 aus Wien.) (Schles. Ztg. 79.)

*

„Zwei Briefe Hebbels." Mitgeteilt von Carl Behrens (1844). (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 69.)

„Schrittmacher Nietzsche." Von Richard Biedrzynski (Deutsche Ztg., Kultur 25).

„Adalbert Stifters Ziele." Von Oskar Walzel (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 83).

„Wilhelm Waiblinger." Von Wolfg. C. Ludwig Stein (Deutsche Tagesztg., Lit. Umsch. 44).

Digitized by Google

Wilhelm Waiblinger. Von Paul Wittko (Hamb. Corresp., Hochschulbl. 17. Januar).

„Verschollene Literatur" (O. J. Bierbaum). Von Peter Hamecher (D. A. Z. 51).

„Morgenstern-Briefe." Von Gertrud Isolani (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 25).

„Erinnerungen an Rainer Maria Rilke." Von L. von Schlözer (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 5).

„Zu Rilkes Übertragung des Igorliedes." Von Mgr. (Prag. Pr., Dichtung 7).

*

„Rudolf Maria Holzapfel." (Prag. Pr. 43.)

—, —. Von Hans Rhyn (Bund, Bern, 67).

—, —. Von Paul Feldkeller (Stuttg. N. Tagbl. 74).

—, —. Von Walter A. Berendsohn (Hamb. Fremdenbl. 49a).

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Paul Ernst, der Erzähler und Erzieher." Von Curt Hotzel (Geraer Ztg., Lese 3).

„Manfred Hausmann." Von Hansjürgen Wille (Schlesw. Nachr., Nordmark 21):

„Er ist ein Dichter, der die beiden Gesichter des Lebens kennt: das böse, brutale, tierhafte — und das milde, leise, das die Züge des Märchens trägt. Einer der sehen kann — der aber nicht nur in die Welt sehen kann, sondern auch über die Welt hinaus sehen kann, träumen nennt man das wohl. Also ein Romantiker? Aber das ist ein komplizierter und leicht zu Irrtümern führender Begriff. Oder ist Storm ein Romantiker und Hamsun? Und Andersen? Und Jacobsen? Doch es sollen hier keine Vergleiche und Parallelen gezogen werden, obwohl diese vier gewiß heimlich an Manfred Hausmanns Wiege gestanden haben. Die vier Dichter brauchen sich dieser Patenschaft auch durchaus nicht zu schämen."

„Sänger und Könige" (R. Hohlbaum). Von Fritz Trathnigg (Deutsche Ztg. 297 a).

„Peter Martin Lampel als Zeiterscheinung." Von Peter Hamecher (Leipz. N. Nachr. 27).

„Heinrich Mann." Von Hermann Bahr (B. T. 73):

„Brave Bürger erschrecken vor Heinrich Mann, er hat den Ruf, ein ‚Bolschewist' zu sein, aber Leser der ‚Mutter Marie' werden ihn eher der Bekehrung zum Katholizismus verdächtigen, wenn sie nicht gar vielleicht auch hier wieder die geheime Macht der Gesellschaft Jesu wittern. Indessen läßt er nicht ab, immer wieder zu wechseln, denn sobald er den einen Pol berührt, scheucht ihn unwiderstehliche Sehnsucht nach dem anderen zurück, er kann nicht ruhen, er muß die ganze Welt umarmen."

„Börries von Münchhausen und sein Werk." Von Martin Ritscher (Geraer Ztg., Lese 2).

„Eduard Reinacher." Von Walter Münch (Hamb. Fremdenbl. 4):

„Wie viele wissen es, daß in Reinachers Dichtungen die neue Welle brünstiger sich ergoß, daß sie — noch dunkel von wenigen erst geahnt — eine der stärksten Gegenströmungen wurde zu der an Mystik so armen religiösen Dichtung des neuzeitlichen Protestantismus. Der ‚cherubinische Wandersmann', dessen gottinnige Mystik dem Suchenden heute wieder zur religiösen Offenbarung wird, ist in diesem Dichter neu erstanden; dazu kommt als das spezifisch Heutige eine Ausdeutung des Psychischen, die das Wesen der Seele durch ihre geheimsten Verästelungen hindurch bis in die Grenzgebiete des Erkennbaren hinein magisch erhellt."

„Eduard Reinacher." Von Wilhelm Kunze (Nürnb. Ztg., Luginsland 6).

„Ludwig Renn." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 108):

„Nicht würde der Erzähler auch nur eine kommentierende Bemerkung einschieben. Durch diese Kommentarlosigkeit überragt Ludwig Renn die meisten Schilderer des Krieges, die ihre persönliche Meinung doch interpolieren oder zwischendurch mit den Merkwürdigkeiten, Ungeheuerlichkeiten und Scheußlichkeiten des Krieges sich von der Front weg an die Leserfront pirschten und die Erlebnisse arrangierten und die Attrappen nicht verwarfen. Die Wahrheit ist schöpferischer an Szenen. Es war nicht zu verwundern, daß England dieses verhaltene, unpathetische Kriegsbuch nicht als Übersetzung, sondern als ein Dokument des gemeinsamen Erlebens empfand."

„Hermann Stehr, zur Verleihung des Rathenaupreises durch den Reichspräsidenten." Von Alexander Baldus (Deutsche Reichsztg., Bonn, 39).

„J. M. Wehner, der dritte Träger des münchener Dichterpreises." Von wd. (Hamb. Fremdenbl. 42).

„Johanna Wolff, die Mutter und Erzieherin." Von Margarete Kudnig (Königsb. Allg. Ztg., Frau und Leben 48):

„Es ist etwas Köstliches um die Vielseitigkeit gereiften Muttertums. Johanna Wolff gibt in ihrem reichen Werk, in Gedichten, Romanen, Erzählungen und Dramen alles, was eine gute Mutter geben kann. So trägt sie nicht nur die Vollendung ihrer menschlichen und künstlerischen Bestimmung in sich, sondern auch die Erfüllung ihres mütterlichen Wesens."

„Mit Bierkrug und Feder" [Ernst Zahn]. Von Willy Gensicke (Der Jungdeutsche 20):

„So wurde er geachtet und erkoren, die Geschicke des kleinen Dörfchens Göschenen als Gemeindepräsident zu leiten. Die Ämter, die er als Kriminalrichter, Landtagsvorsitzender und Abgeordneter bekleidet, haben ihm Bewunderung, Dankbarkeit und Verehrung seiner Mitmenschen eingebracht. Seine Romane sind mit einigen Ausnahmen Meisterwerke deutscher Erzählkunst geworden, sie sind eine große Beichte des Menschen Zahn. Sie sind Erlebnisse, doch keins seiner Werke verrät es. Sie sind dichterische Kinder eines scheuen Menschen, der sein inneres Sein nicht Neugierigen erschließen will."

*

„Alexander von Bernus." Zum 50. Geburtstag. Von Paul Friedrich (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 31):

„Alexander von Bernus in seiner feinen, formal hochwertigen und seelisch noch weit tieferen Lyrik wurzelt nicht nur in der Romantik, sondern auch in der stillen und ruhigen Vorkriegszeit, in der noch Raum und Muße zur Pflege eines schönen und reichen Innenlebens war. Über das Vergangen-Vergängliche muß endlich eine Brücke ins kulturell doch reichere Vorher geschlagen werden. Eine neue Verlebendigung der Kultur kann nur erfolgen durch Anknüpfung an die abgerissene Tradition. Schönheit und Seelentiefe brauchen wir, und hier ist sie!"

—, —. (Münch.-Augsbg. Abend-Ztg. 30.)

—, —. Von Will Scheller (Münch. N. Nachr. 36 u. a. O.).

„Besuch bei Carossa." Von Rudolf Bach (Hamb. Fremdenbl. 35).

„Zum 60. Geburtstag Rudolf Hunzikers." (N. Zür. Ztg. 225.)

„Max Osborn zum 60. Geburtstag." Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt. 34):

„Du bist nun, lieber Jubilar, von der Germanistik, mit der bald wirklich nicht mehr viel los war, zur Kunstgeschichte und Kunstkritik gegangen. Das war wohl innerlich notwendig

Digitized by Google

für einen, den seine glückliche Natur zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt hat. Andere werden dir heute nachrühmen, wie du Ordnung schaffend, Wege weisend auf dem kritischen Verkehrsturm standest, wie du wachsam, vieläugig, Richtung gebend, von da herunter signalisiert hast. Wenn ich nicht wüßte, daß du auch heute nur eine kurze Arbeitspause machst, in die sich schon viele Verehrer teilen müssen, ich würde dich noch mit manchem ‚Weißt du noch?' aufhalten. So will ich weitere Fragen auf zehn Jahre zurückstellen. Wir sind immer noch alte Studenten, bereit zu lernen, wie unser aller Meister Goethe sagt, und ihm das großartig leichtsinnige Wort seines Alters nachzusprechen: ‚Was ist denn Gestern? Gestern ist gar nichts!'"

—, —. Von Adolf Donath (B. T. 67).

—, —. Von Curt Glaser (Berl. Börs.-Cour. 67).

—, —. Von Rudolf Pechel (D. A. Z. 66).

„Bei Agnes Miegel." Von —burg (Königsb. Allg. Ztg. 43).

*

„Ein Dichter und die Zensur [Richard Billinger]." Von D. B. (Arb.-Ztg., Wien 25):

„Selbstverständlich hat auch der Krieg auf seine Seele eingewirkt. Im Juli 1924 erschien in der Arbeiter-Zeitung Billingers Gedicht: ‚Meinem Bruder' (August 1914). Dieses schöne Gedicht nun ist auch in die neue Sammlung aufgenommen. Aber wie! Die letzten zwei Zeilen

‚Wir waren feige, feige
Und fürchteten den Tod.' —

sind einfach gestrichen. Die Feststellung, daß wir alle feige waren, weil wir uns nicht widersetzten, ist aus Verlagsgründen unerlaubt. Was soll man gegen eine staatliche Zensur sagen, wenn sich schon jeder Verlag herausnimmt, ein Gedicht, ein Kunstwerk dumm und sinnlos zu verstümmeln!"

„Festlicher Alltag, neue Gedichte von Fridolin Hofer." Von Josef Linder (Ostschweiz, St. Gallen, 10).

—, —. Von Linus Birchler (Vaterland, Luzern, 304).

*

„Paul Blum: Menschen im Zwinger." Von Josef Gajdeczka (Tagebote, Brünn, 578):

„Welche Fülle von unvergeßlichen Menschen wandelt durch diese Blätter! Was für Existenzen hat der eiserne Besen des Schicksals in das graue Gemäuer von Saint-Laurent gefegt! Türkische Bauern, Inder, Amerikaner, Dirnen, Juden, Künstler, Gelehrte, Priester, Seeleute, Handwerker und Kinder in allen Altersstufen. Tragik und Humor sind oft aufs innigste verwoben."

„Rudolf Borchardt — oder die Nachfolge Hofmannsthals" („Das hoffnungslose Geschlecht"). Von Bernard Guillemin (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 7):

„Man kann in ihm nicht nur den designierten Nachfolger Hofmannsthals, man kann in ihm auch einen würdigen Feind und hörenswerten Gegner sehen, unter den Dichtern den fast einzigen Repräsentanten von Format der konservativen Idee. — Die vier Erzählungen zusammengenommen fügen wirklich etwas Wesentliches zu Borchardts bisherigem Werk hinzu, nichts Neuartiges und Bahnbrechendes, das auch nicht in seiner Absicht lag, aber etwas durchaus Meisterliches und in seiner Art mit nichts Zeitgenössischem Vergleichbares."

„Sänger und Könige, neue Novellen von Robert Hohlbaum." Von Karl Hans Strobl (Münch. N. Nachr. 34).

„Der Weg nach Ilok" [W. von Scholz]. Von Rudolf K. Goldschmit (Frankf. Ztg., Lit.-Bl. 2).

„Im Schatten Shakespeares, Eduard Stuckens jüngstes Werk." Von Wolfgang Goetz (Voss. Ztg., Unt. 18):

„Der Titelheld tritt nirgends auf, es sei denn, daß Motive einer Werke leise durch dies Buch rauschen, wie die Themse, so steigt ein Romeo zu seiner Julia, ja Hamlet scheint ein Vetter des Helden. Wer zum Kern durchstößt, der findet eine wundersam beruhigende, tröstliche Melancholie. Der Fortinbras erscheint nicht, aber in all diesen vielen Menschen ist ein Stück Fortinbras. Stucken ist noch immer ein dankbarer Schüler Eduard von Hartmanns, und wenn man zufällig die Philosophie des Unbewußten neben sich liegen hat und darin blättert, so verstärkt sich der Eindruck auf das nachdenklichste. Aber dies Buch, das uns eine zerbröckelnde Epoche so grausam zeigt, ist nicht gewillt, den Kampf aufzugeben."

„Sieben vor Verdun, Josef Magnus Wehners neues Werk." Von Fritz Büchner (Münch. N. Nachr. 42):

„Es ist, soweit ich sehe, der erste Versuch, sich von dem mehr oder weniger tagebuchartigen oder rein militärischen Bericht über den Krieg, bestimmte Personen oder Ereignisse loszulösen und mit den Mitteln künstlerischer Gestaltung mehr zu wollen als nur das: so war es. Wie der Schauplatz das zuckende Herz dieses Krieges ist: Verdun, so sind die Personen und Dinge vom Zufall ihres Daseins und ihres Geschehens abgetrennt und einbezogen in die magischen Bezirke des Krieges und seines Platzes in der deutschen Geschichte."

*

„Die Aufgaben unserer Zeit gegenüber der Literatur, Bemerkungen zu einer Rede Rudolf Borchardts." (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 2).

„Zwischen zwei Revolutionen, zu Heilborns geschichtlichen Büchern." Von Ernst Lissauer (D. A. Z., Unt.-Bl. 23):

„Heilborn erschaut durchweg die Gesamtheit; er schreibt gewissermaßen alle Kapitel gleichzeitig. Wenn er vom Großindustriellen handelt, hat er im verhohlenen Gefühl den kleinen Beamten nicht vergessen; spricht er vom Künstler, nicht den landwirtschaftlichen Arbeiter. Und so, alles in allem: ein wissendes und gewissenhaftes Buch; dies nun aber in einem tiefsten Sinne: es hat Gewissen. Der dies schrieb, wollte nicht nur, auch nicht in der ‚Schinkelzeit', ein Gemälde vergangener Generationen entwerfen, sondern er schrieb aus verantwortlicher Sorge um Not und Zukunft heute lebender Zeitgenossen. Ein volkhaftes und ein soziales Buch. Sein stiller, klarer, farben- und nuancenreicher Vortrag, in dem alles Gut des Wissens gegenständlich verarbeitet ist, kann auch von dem einfacher Gebildeten verstanden werden. Freilich, aus Sammlung ist es entstanden, in Sammlung muß es ergriffen werden." (Vgl. Geraer Ztg., Lese 2.)

„Ludwig Klages." Von Gerda Walther (Münch.-Augsb. Abend-Ztg. 32).

„Abrechnung mit Professor Brinckmann. Aus der Werkstatt eines Geschichtsprofessors." Emil Ludwig erwidert im 8-Uhr-Abendblatt 37 auf Brinckmanns Ausführungen zu seinem „Michelangelo":

„Solch ein exakter Forscher ist Herr Brinckmann, im, so möchte man sagen, Feuilleton einer ernsten Zeitung. Wenn er zum Beispiel in das Ordinariat von Berlin aufstiege, ja, sogar in Köln, müßte er einen Examinanden durchfallen lassen, der eine Hauptstelle im Leben Michelangelos nicht kennt, auch nicht weiß, daß Francesco de Hollanda geborener Portugiese war.
Indessen muß ich an ihm Gerechtigkeit üben: in den sieben Spalten steht eine echte Berichtigung. Diesen Irrtum gebe ich meinen Lesern hierdurch zur Kenntnis, bessere ihn in der Neuauflage aus und spreche dem Herrn Professor im, so möchte man sagen, Sinne eines Laien gegenüber dem Fachmann meinen gehorsamsten Dank aus. Da ich einem Fachgelehrten nicht ins Gesicht hinein behaupten darf, er kenne keine von den unterdrückten Hauptquellen, so muß ich es dem Leser überlassen, zu entscheiden, ob mehr böser Wille, mehr Leichtsinn oder mehr Unwissenheit die Werkstatt des Professors Brinckmann regieren."

Digitized by Google

„Die Künstlerin, gesehen durch das Auge des Mannes" [Lutz Weltmann: Käthe Dorsch]. Von Ola Alsen (8-Uhr-Abendbl. 268):

„Mit unendlicher Liebe hat L. W. in seinem Buch die Künstlerin gezeichnet, von ihr geplaudert, ihrem Wesen nachgespürt, es in sich aufgenommen. Es hat ihm Freude gemacht. Das fühlt man bei jedem Wort. Darum gelang es ihm auch, ihr Wesen zu erfassen und wiederzugeben. Er läßt jegliche Kritik beiseite, erzählt von Käthe, und da er sie liebt, wie alle Menschen sie lieben, wurde ein bezauberndes Bild daraus. Käthe Dorsch ist sehr zurückhaltend in allem, was sie selbst und ihr Leben betrifft. W. muß es schon recht geschickt angestellt haben, um den Vorhang so energisch beiseite schieben zu können. Der erfahrene Theatermann führt uns sorgfältig, klar und übersichtlich den Aufstieg der Dorsch vor und entrollt damit ein Bild interessanter Theatergeschichte."

„Stefan George – Anmerkungen gelegentlich des Buchs von Wolters." Von Arthur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg., Gegenw. 24).

–, –. Von Edgar Salin (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 6).

–, –. Von Gustav Steinbömer (Germ., Ufer 5).

„Rede über Leopold Ziegler." Von Alex von Frankenbog (Münch. N. Nachr. 33).

*

Zur ausländischen Literatur

„Frauen um Byron [Byrons Gattin]." Von Marie von Bunsen (D. A. Z. 71).

„Samuel Butler oder: der Weg alles englischen Fleisches." Von Heinz Liepmann (N. Bad. Landesztg., Kunst 58).

„Wer ist C. K. Munro?" Von Harry Bergholz (Berl. Börs.-Cour. 83).

„Virginia Woolf." Von André Maurois (Hamb. Fremdenbl. 23).

„Gespräch mit Theodore Dreiser." Von L. P. (Hamb. Fremdenbl. 39a).

*

„Das Problem Molière." Von Eugen Lerch (B. T. 64).

„Frédéric Soret." Von Charles Simon (N. Zür. Ztg. 176, 183, 187).

„Stendhals ‚Napoleon'." Von Friedrich von Oppeln-Bronikowski (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 29).

„Charles-Louis Philippe." Von Fritz Lehner (Wiener Ztg. 9).

„André Gide." Sein Tagebuch aus Nordafrika bringt die Voss. Ztg. (Unt. 25); seinen „Amoralismus" nimmt Waldemar Gurian (Germ., Ufer 3) zum Thema; Hermann Hesse äußert sich anläßlich der neuen deutschen Ausgaben vom „Falschmünzertagebuch" und von „Stirb und werde" (National-Ztg., Basel, 562):

„Unnötig, über André Gide noch Rühmendes zu sagen, er ist uns seit zwanzig Jahren unentbehrlich. Eins aber muß gesagt und gerühmt werden: Ferdinand Hardekopf ist seit Rilkes Tod der beste, der behutsamste und zärtlichste Übersetzer französischer Dichter."

„Französische Literaturpreisträger." Von Hans-Adalbert von Maltzahn (Worw., Unt.-Bl. 79).

„Julien Green." Von Friedrich Burschell (B. T. 52 u. a. O.).

*

„Italo Svevo." Von Guido Piovene (N. Zür. Ztg. 270).

„Mussolinis Dirnenroman [‚Klaudia Particella, die Geliebte des Kardinals']." Von Ilse Kulcsar (Arbeiter-Ztg. 29):

„Dieser Roman zeigt sein unfehlbares Gefühl für Publikumswirkung ... Wie Mussolini jetzt den Pulsschlag der italienischen Nation erfühlt, so erfühlte er vor zwanzig Jahren die Bedürfnisse seines Publikums, der Handwerker und Arbeiter, der jungen Näherinnen und Proletarierfrauen von Trient – sagt seine Verehrerin. Sie hat recht. Der Roman beweist es. Man soll dem jungen Redakteur Mussolini nicht vorwerfen, daß er einen blutrünstigen Reißer alten Schlages geschrieben hat, um sein Publikum zu fesseln. Aber was einem sozialistischen Schriftsteller nicht zu verzeihen ist, bleibt bei alledem ein Machwerk, das nicht den leisesten Hauch seiner Weltanschauung trägt, das nur an die rohesten Unterhaltungswünsche, an das dumpfste, kleinbürgerliche Fühlen appelliert. So hat Mussolini seinen Schundroman geschrieben, der dadurch für uns mehr Interesse erhält, als ein noch so typischer Dreikreuzerroman oder auch eine harmlose Jugendschrift des Faszistenhelden sonst beanspruchen könnte."

„Die Dante-Deutung Luigi Vallis." (Germ., Ufer 4.)

*

„Miguel de Unanumo." Von Ludwig Marcuse (Köln. Ztg., Lit. 93 u. a. O.).

–, –. Von Walter F. Erig (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 89).

*

„Joost van den Vondel." Von Marc. R. Breyne (Germ. 58).

„Felix Timmermans." Von Marc. R. Breyne (Deutsche Tagesztg. 72).

*

„‚Gymnadenia' von Sigrid Undset." Von Ernst Aller (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 39).

–, –. Von Ernst Kamnitzer (Germ., Ufer 4).

–, –. Von E. Br. (N. Zür. Ztg. 156).

„Sven Lange." Von Hermann Kiy. (Frankf. Ztg. – Abend-Bl. 67).

„Hildur Dixelius, eine neue nordische Dichterin." Von Gustav Neckel (Tag, Unt.-Bl. 25).

*

„Dostojewskijs Freundin [Polina Suslowa]." Von Michael Schwarz (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 24).

„Leo Tolstoj und Romain Rolland." Von Alfred Hönisch (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 77).

*

Allgemeines

„Krise des Gegenwartsromans. Das Ich und das Erlebnis." Von Heinrich Bachmann (Germ., Ufer 4).

„Dichter und Dichterleben in München. 1880–1930." Von Hans Brandenburg (Münch. N. Nachr. 46).

„Westschweizerische Literaturchronik." Von Charly Clerc (N. Zür. Ztg. 310).

„Jurist und Schriftsteller." Von Erich Ebermayer (N. Zür. Ztg. 204).

„Die fünfzig Bücher des Jahres." Ein zeitgemäßer Vorschlag. Von Hanns Martin Elster (D. A. Z., Unt.-Bl. 67).

„Die Krise des deutschen Theaters." Von Paul Fechter (D. A. Z. 43).

„Dichter und Zeit." Von Karl von Felner (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 89).

„Der Dichter und sein Lohn." Aus der Geschichte des Urheberschutzes. Von Hedwig Fischmann (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 77).

„Novelle oder Kurzgeschichte?" Von Hans Greiffenhagen (Kreuz-Ztg. 45).

„Berlin in Berlinisch." Von Ernst Heilborn (Frankf. Ztg., Reisebl. 105–107).

Digitized by Google

„Wolkenbruch von Büchern." Von Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 35).
„Berliner unter und über sich." Von H. H. Houben (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 31).
„Ein Beitrag zur Theaterfrage." Von Richard Jost (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 55).
„Literarische Chronik. Maßstäbe." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 177).
„Dichter und Spieler." Von Kurt Kesten (Saarbr. Ztg. 42)
„Schwäbische Dichter als Romanhelden." Von R. Krauß (Staats-Anz. für Württ., Beil. Beil. 1).
„Literatur und Schriftsteller in der modernen englischen Gesellschaft." Von Rom Landau (Hamb. Fremdenbl. 49).
„Die Masse als Held." Von Emil Lucka (ebenda 28).
„Um die Freiheit der Kritik." Von Adolph Meurer (Germ. 73).
„Not der deutschen Theater." Von Adolph Meurer (ebenda 42).
„Politisches Theater in Berlin. Von Bruno Wille bis Piscator." Von Oskar Mysing (Köln. Ztg. 74).
„Gegen den Zeitgeist." Von Omega (N. Zür. Ztg. 210).
„Das deutsche Zeitdrama." Von Adolf Peter Paul (Brem. Nachr. 18. Januar 1930).
„Darstellung und Schaustellung." Eine literaturwissenschaftliche Betrachtung. Von Robert Petsch (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 25).
„Kriegsgefangenenstücke." Eine vergessene Literatur. Von Hermann Pörzgen (D. A. Z., Unt.-Bl. 59).
„Die Dichtung um Parzival (Golther und de Troyes)." Von D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. 50).
„Wiener Drama im Zeitalter Grillparzers." Von Oskar Walzel (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 36).
„Psychologie und Dichtung." Von Herfert Zinke (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 30).
„Neue schweizer Lyrik." Von W. A. (Bund, Bern, 73).
„Das Buch im Schaufenster." (B. T. 52.)

Echo der Zeitschriften

Die Linkskurve. II, 1. (Berlin.) Proletarisches Literaturbegehren und proletarische Kritik bringt Johannes R. Becher („Einen Schritt weiter!") zum Ausdruck. Bei solcher Gelegenheit wird auch mit Döblin abgerechnet:

„Aus den Arbeiterkorrespondenzen und aus den Mitarbeitern und Redakteuren der Zellenzeitungen heraus kommt unser Nachwuchs. Durch ihre Massenverbundenheit, durch ihre jahrelange Betriebserfahrung und ihr lebendiges täglich neues Betriebserlebnis werden diese Genossen die proletarisch-revolutionäre Literatur erst zu ihrer vollen Entfaltung bringen.

Das Gesicht dem Betrieb zu — diese Wendung ist für uns die Lebensfrage. Wenn wir diese Wendung vollziehen, werden wir am besten allen Gefahren entgehen, die aus dem Literaturbetrieb erwachsen. Unser eigenes Gesicht, dem Betrieb zugewendet, wird sich verändern: unsere Werke werden die natürliche einfache proletarische Sprache bekommen, Geruch und Färbung, wie sie wirklich dem Proletariat eigen sind, eine Stoffmasse wird da sein, die wertvollste und reichhaltigste, die wir finden können — und unsere Dichter werden es bestimmt nicht nötig haben, wenn sie einen Roman ‚Berlin, Alexanderplatz' schreiben, in einer trotz ihrem Ultrarealismus ganz unrealistischen Methode zu arbeiten, nur um eine wahnwitzige, lebensunfähige Konstruktion zu verdecken: der Transportarbeiter unseres Romans wird ein Klassenmensch, ein Transportarbeiter sein und nicht ein künstlich gepreßtes Laboratoriumsprodukt wie der ‚Transportarbeiter' Döblins, der seinen Existenzbeweis dadurch zu erbringen sucht, daß er einen nachstenographierten berliner Dialekt quatscht und sich verdächtig genug die Nummer jeder Elektrischen notiert, die über den Alex fährt. Wer sich so hemmungslos atomisieren läßt, sich in Details auflöst und glaubt, daß das Summieren dieser Details ein Ganzes ergebe — der schafft keine neue Kunstform, wie es die bürgerlichen Kritiker behaupten, die eben um jeden Preis ‚verklären' müssen, sondern der bestätigt, wenn auch sehr gegen seinen Willen, daß die bürgerliche Literatur am Ende ist. Dieses Ende kann ein langes Ende sein, mit ‚Wiedergeburten', Erholungspausen, Zuckungen nach oben — das hängt von der Situation des Klassenkampfes ab."

Das Nationaltheater. II, 3. (Berlin.) Über Spannung im Drama hat Rudolf Blümner Wesentliches auszusagen:

„Die Spannung im üblichen Sinne ist auf Erzeugung und möglichst lange Erhaltung eines Nicht-Wissens und einer Wißbegierde gerichtet. Daraus würde aber folgen, daß die Handlung um so spannender ist, je länger der Zustand der Wißbegierde dauert oder je häufiger er hervorgerufen wird, obgleich das Letzte dadurch eine Einschränkung erfährt, daß die Wirkung der Spannung überhaupt nur eintreten kann, wenn sie eine beträchtliche Zeit dauert. Es wäre also der beste Dramatiker derjenige, der es versteht, das Publikum am längsten in Ungewißheit zu erhalten. Was hat es damit auf sich?

Gewiß ist, daß jedes Drama seinem Wesen nach mit einer Ungewißheit beginnt, nämlich mit der völligen Unkenntnis seiner Vorgeschichte, seiner tatsächlichen Voraussetzungen. Es ist ferner ebenso gewiß, daß diese Unkenntnis beim Publikum die Begierde erzeugt, über das Zurückliegende Aufklärung zu erhalten. Diese Be-

Digitized by Google

gierde ist gar nichts anderes als ‚Spannung' und zwar in dem oft erwähnten üblichen Sinne. Wie haben sich nun die Dramatiker aller Zeiten dieser sozusagen gegebenen Spannung gegenüber verhalten? Waren sie bestrebt, sie zu erhalten? Nein, sie waren immer bestrebt, sie waren unter Zuhilfenahme aller erdenkbaren Mittel bemüht, sie zu beseitigen. Sie haben es also geradezu als ein Erfordernis anerkannt, über alles Vergangene, das zum Verständnis der Vorgänge und der Handlung notwendig ist, dem Publikum so schnell wie möglich Klarheit zu verschaffen. So schnell wie möglich!"

Das Tagebuch. XI, 3. (Berlin.) Alfred Döblin spricht über Arno Holz und zieht aus seinem Vorläufer-Schicksal die Folgerungen für das, was der Kunst unserer Zeit nottut — Folgerungen, die freilich daran kranken, daß sie Programm geben, wo nur Persönlichkeitsentwicklung und -ziel maßgebend sein können:

„Arno Holz ist der Träger und Vorkämpfer derselben literarischen Bewegung, die sich den Zugang zur Realität erkämpfte unter dem Namen Naturalismus und heute sich der ‚Natur' nähert in den Formen politisches Theater, Tendenzkunst. Von neuem wird erkannt, daß Literatur zum lebenden Volk gehört und zu seinen Sorgen. Wir sehen aus dem Vorgang Holz: eine organisch-funktionelle Beziehung zwischen Volk und Literatur ist dringend erforderlich, aber sie konnte nicht hergestellt werden in der Situation von 1900. Zwei Dinge sind nötig: Verbreiterung der Bildungsbasis durch Beseitigung des Bildungsmonopols (ein ungeheures Kapitel) und seitens der Autoren: Hinwenden zur breiten Volksmasse! Um Naturalismus im echten und vorbildlichen Sinn von Arno Holz zu treiben, haben wir notwendig in Deutschland, wo die Literatur schon eine große Höhe erreicht hat, Senkung des Gesamtniveaus der Literatur. Aus dem Bildungskäfig, in dem unsere heutige Literatur steckt, in dem sie von breiten Volksmassen nur als Attribut der feinen Leute angesehen wird, muß sie heraus. Der unterbrochene Weg von Arno Holz ist weiter zu gehen. Die Künstler, die heute um ihre wirtschaftliche Existenz ringen, sollen nicht die Zeit anklagen, sondern sich ihrer neuen gesellschaftlichen Aufgaben bewußt werden und geistige Hilfe leisten!"

Imago. XVI, 1. (Wien.) Hellmuth Kaiser findet die psychoanalytische Formel — und sie ist gewiß nicht uninteressant — für das Ineinander von Liebe und Todesstimmung im „Prinzen von Homburg":

„Der Lorbeer, durch den des Prinzen ehrgeiziges Verlangen, sich unter den Männern durch männliches Tun auszuzeichnen, gekrönt werden soll, ist also das Erzeugnis eines Mannes, des Gärtners. Die Blumen, deren Duft dem Prinzen die Todesstunde versüßt, die von Wehmut und sehnsüchtiger Lust getragene Stimmung nährend, stammen dagegen von einem Mädchen. — Die Nelke will der Prinz ‚zu Hause' in Wasser setzen; bei dieser Bemerkung scheint er vergessen zu haben, daß er ja nicht mehr ‚nach Hause' kommen wird, daß er sterben muß. Aber dies Vergessen ist ein symbolischer Ausdruck dafür, daß ihm ‚sterben' und ‚nach Hause kommen' gleichbedeutend geworden sind. Das Haus wiederum ist ein weibliches, mütterliches Symbol, ebenso wie das Wasser. Und so bedeuten seine Worte, daß er die Gabe, die er vom Mädchen empfing, bei seiner Rückkehr in den Mutterleib zur Mutter zurücktragen will. — Die Gabe ist aber — wie wir interpretieren dürfen — seine an dem Liebeserlebnis mit Natalie gereifte männliche Liebe.

Wer den angestellten Betrachtungen zustimmt, wird erkennen, wie eng die Beziehungen sind, die zwischen dem psychologischen Gehalt des Dramas und dem Todesstreben des Dichters bestehen. In dem Abschiedsbrief an seine Freundin Sophie Haza-Müller vom 20. November 1811 schreibt Kleist:

‚... Wir, unsererseits, wollen nichts von den Freuden dieser Welt wissen und träumen lauter himmlische Fluren und Sonnen, in deren Schimmer wir, mit langen Flügeln an den Schultern, umherwandeln werden. —'

Eine Todesphantasie, die der des Prinzen von Homburg völlig gleicht.

An Marie v. Kleist schreibt er acht Tage vor seinem Tode:

‚Meine liebste Marie, wenn du wüßtest, wie der Tod und die Liebe sich abwechseln, um diesen letzten Augenblick meines Lebens mit Blumen, himmlischen und irdischen, zu bekränzen, gewiß, du würdest mich gern sterben lassen.'"

Die schöne Literatur. 1930, 1. (Leipzig.) Kurt Martens würdigt Wilhelm von Scholz' Roman „Der Weg nach Ilok", den er denn freilich „Perpetua" nicht gleichstellt:

„Im ‚Weg nach Ilok' stellt die geistige, politische, kulturelle Atmosphäre des ausgehenden Mittelalters den Gipfel seines gediegenen, fulminanten Könnens dar. Die Fülle der Gestalten, Domherren, Priester und Mönche, Ratsherren und Bürger mit ihren Familien, die Märtyrer aus der engen Judengasse, Stadtsoldaten, Dirnen und Strolche, bewegen sich in buntem Gewimmel, jeder einzelne mit unvergeßlichem Gesinnungs- und Gesprächsausdruck, durcheinander. Mit

Digitized by Google

großem Eifer muß sich Scholz in die Chroniken und sonstigen Quellen eingewühlt haben, aber das eigentlich Fesselnde bleibt doch sein Wissen um die letzten Motive des Seelischen, seine leuchtende Intuition, sein ins Unerforschliche vordringendes Ahnungsvermögen. All die okkulten Erscheinungen, die etwa Görres in seiner ‚Christlichen Mystik' theologisch zu erfassen suchte, stellt Scholz, wie schon in seiner ‚Perpetua', auf das Fundament moderner Psychologie."

„Ein Wolfram von Eschenbach-Fund in dem Stadtarchiv zu Wasserburg." Von Gartenhof (Fränkische Heimat IX, 1. Nürnberg).
„Grimmelshausen-Probleme." Von Richard Alewyn (Zeitschrift für Deutschkunde XLIV, 2. Leipzig).
„Ein amerikanisches Motiv in einem Grimmschen Märchen." Von Albert Wesselski (Euphorion XXX, 4. Stuttgart).
„Anmerkungen zu dem Aufsatz ‚Goethes Aufführungen spanischer Dramen in Weimar' [Forts.]." Von Arturo Farinelli (Italien III, 3. Heidelberg).
„Goethes Werther und wir." Von Wolfgang Dörffel (Zeitschrift für Deutschkunde XLIV, 2. Leipzig).
„Goethe und die Primaner." Von Eilhard Erich Pauls (ebenda).
„Die Dramen Goethes auf dem Theater seiner Vaterstadt 1775–1832." Von Wilhelm Pfeiffer-Belli (Der Neue Weg LIX, 2. Berlin).
„Warum verließ Goethe Friederike?" Eine psychoanalytische Monographie. Von Theodor Reik (Imago XV, 3/4. Wien).
„Goethes Mignon." Eine psychoanalytische Studie. Von Philipp Sarasin (ebenda).
„Schillers ‚Fiesko' auf der Wanderbühne." Von Hans Meißner (Der Neue Weg LIX, 3. Berlin).
„Unbekannte Briefe von Zacharias Werner." Von Oswald Floeck (Hochland XXVII, 5. München).
„Ernst Moritz Arndt und Charlotte Bindemann." Zur Geschichte der geistigen Entwicklung Arndts 1803–1811. Von Paul Hermann Ruth (Euphorion XXX, 4. Stuttgart).
„Novalis." Von Annamarie Ahrenkiel (Die Besinnung III, 6. Aarau).
„Clemens Brentano im Unterricht." Von Max Preitz (Zeitschrift für Deutsche Bildung VI, 2. Frankfurt a. M.).
„Das wissenschaftliche Brentano-Bild der Gegenwart." Von Felix Scholz (ebenda).
„Zwei ungedruckte Aufsätze von Jakob Grimm." Von Josef Körner (Zeitschrift für Deutschkunde XLIV, 1. Leipzig).
„Der junge Grillparzer." Von Ludolf von Wedel-Parlow (Euphorion XXX, 4. Stuttgart).
„Heinrich Heine im Andenken der Franzosen." Von Emma Schill (Deutsch-Französische Rundschau III, 2. Berlin).
„Friedrich Wilhelm Waiblinger." Von Karl Demmel (Der Türmer XXXII, 5. Stuttgart).
„Wilhelm Waiblinger." Von Paul Wiegler (Die Literarische Welt VI, 3. Berlin).
„Das Welt- und Zeitbild im ‚Meister Anton' und seine dreifache Spiegelung [W. Raabe]." Von Gustav Plaehn (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XX, 1. Braunschweig).
„Raabes Aufenthalt in Dresden." Von Hans Stegmann (ebenda).
„Wien im Tagebuch Wilhelm Raabes." Von Heinrich Blume (ebenda).
„Griechisches bei Raabe." Von Josef Baß (ebenda).
„Wilhelm Raabe, Wilhelm Röseler und Matthias Claudius." Von Wilhelm Herse (ebenda).
„Anzengruber und die moderne Bühne." Von Friedrich Rosenthal (Das Nationaltheater II, 3. Berlin).
„Zehn Jahre nach Dehmels Tod." Von Julius Bab (Die Neue Rundschau XXXXI, 2. Berlin).
„Richard Dehmels Stellung zum Weltkrieg." Von S. Bergengruen (Politische Wochenschrift VI, 6. Berlin).
„Richard Dehmel." Von Werner Pese (Arbeiter-Jugend XXII, 2. Berlin).
„Richard Dehmel." Von Edwin Zellweker (Radio VI, 19. Wien).
„Carl Hauptmanns Weg zur Mystik." Von Wilhelm Meridies (Zeitschrift für Deutsche Bildung VI, 2. Frankfurt a. M.).
„Briefe von Rainer Maria Rilke." Von Martin Greiner (Zeitschrift für Deutschkunde XLIV, 2. Leipzig).
„Die Dichtung des ‚Rosenkavaliers' [Hofmannsthal]." Von Max Mell (Die Theaterwelt V, 6. Düsseldorf).
„Hugo von Hofmannsthal, sein Werk und Wesen." Von Hermann Sinsheimer (Masken XXIII, 11. Düsseldorf).
„Gespräch über Gedichte." Von Hugo von Hofmannsthal (ebenda).
„Zu Samuel Fischers 70. Geburtstag." Von H. N. (Schwäbische Thalia XI, 18. Stuttgart).
„Rund um Eduard Engel." Von D. H. Sarnetzki (Die Bergstadt XVIII, 5. Breslau).
„Ernst Barlach." Von Paul Burghardt (Der Türmer XXXII, 5. Stuttgart).
„Der Dramatiker Ernst Barlach." Von Curt Elwenspoek (Schwäbische Thalia XI, 18. Stuttgart).
„Zum Problem der Altersdichtung [Hermann Stehr: Nathanael Mächler]." Von Robert Petsch (Neue Schweizer Rundschau XXIII, 2. Zürich).
„Thomas Manns Ostpreußenfahrt." Von Manfred Sturmann (Ostdeutsche Monatshefte X, 11. Berlin).
„Thomas Mann, vom Ausland gesehen." Von Carl Ragnar Gierow (Das deutsche Buch X, 1/2. Leipzig).
„Eine Rede Rudolf Borchardts." Von Joseph Roth (Die Literarische Welt VI, 7. Berlin).
„Zu Döblins Erfolg [‚Alexanderplatz']." Von Axel Eggebrecht (Die Weltbühne XXVI, 6. Berlin).
„Arbeiter und ich." Eine autobiographische Notiz." Von Josef Ponten (Die Literarische Welt VI, 5. Berlin).
„Bertold Brecht." Von Elisabeth Hauptmann (Der Scheinwerfer III, 8/9. Essen).
„Robert Walters epische Schaffen." Von Ernst Sander (Reclams Universum XLVI, 17. Leipzig).
„Friedrich Sacher." Von Walter Sachs (Die Arbeitsgemeinschaft VI, 2).
„Karl Linzen." Von Alfons Kasper (Literarischer Handweiser LXVI, 5. Freiburg i. B.).
„Rudolf Paulsen." Von Wilhelm Knevels (Die Christliche Welt XLIV, 2. Gotha).
„Willy Harms." Von Karl Peters (Der getreue Eckart VII, 5. Wien).
„Der Weg zur neuen Gemeinschaft. Das Werk der Adele Gerhard." Von Felix Scholz (Reclams Universum XLVI, 18. Leipzig).
„Max Hayek." Von Hedwig Rossi (Radio VI, 19. Wien).
„Manfred Kyber und seine Werke." Von E. Boehmer-Brandis (ebenda 20).
„‚Amnestie'." Von Karl Maria Finkelnburg (Das Tagebuch XI, 6. Berlin).
„Erlebnis des Krieges" [Renn, Glaeser]. Von René Beaujon (Der Lesezirkel XVII, 4. Zürich).
„Dreißig junge Dichter schreiben ihr Bekenntnis." Penzoldt, Süskind, Schäferdiek, Menzel, Eggebrecht, Breitbach, Sturmann, Klaus Mann, Roth, Kesten, von der Vring, Glaeser, Diettrich, Kapp u. a. (Die Kolonne 1930, 2. Dresden).

* * *

„Theodore Dreiser." Von Christian Jenssen (Hamburg-Amerika-Post II, 1. Hamburg).

Digitized by Google

„Eine Schriftstellerkarriere 1929 [R. O. Scherriff].“ Von Jean R. Kuckenburg (Die Literarische Welt VI, 4. Berlin).

„Julien Green.“ Von Paul Kornfeld (Das Tagebuch XI, 4. Berlin).

„Betrachtungen über einen Roman: Julien Green ‚Adrienne Mesurat‘.“ Von François Mauriac (Sozialistische Monatshefte XXXVI, 1. Berlin).

„Der Spiritist Victor Hugo.“ Von Jean R. Kuckenburg (Die Literarische Welt VI, 2. Berlin).

„Die Hernanischlacht. Ein pariser Theaterskandal vor 100 Jahren.“ Von Carl Johann Perl (Der Neue Weg LIX, 4. Berlin).

„Stendhal heute.“ Von Axel Eggebrecht (Die Weltbühne XXVI, 4. Berlin).

„Mit Anatole France.“ Von Nicolas Ségur (Das Tagebuch XI, 3. Berlin).

„André Gide.“ Von Henri Rambaud (Neue Bücher V, Weihnachten. Mainz).

„Die Schule der Frauen [André Gide].“ Von Emmi Luzi Bähler (Die Besinnung III, 6. Aarau).

„Aus den ‚Nourritures terrestres‘.“ Von André Gide (Die Literarische Welt VI, 7. Berlin).

„Merkwürdige Wiedergeburt eines Buches: André Gide hat eins seiner Hauptwerke noch einmal geschrieben — in deutscher Sprache.“ Von h. (ebenda).

„Der Dichter François Mauriac.“ Von Hiltgart Vielhaber (Sozialistische Monatshefte XXXV, 12. Berlin).

„Jacques Rivière als ‚Apologiste défaillant‘.“ Von Pierre Defrennes S. J. (Deutsch-Französische Rundschau III, 2. Berlin).

„Dante Gabriel Rossetti.“ Von Rudolf Borchardt (Die Horen VI, 1. Berlin-Grunewald).

„Luigi Pirandello.“ Von Hans Sturm (Das Schauspiel 1929/30, 11. Königsberg i. Pr.).

„Francesco Chiesa.“ Von Margherita G. Sarfatti [deutsch von Roslin Charlemont] (Italien III, 3. Heidelberg).

„Maria Stona.“ Von Paul Wertheimer (Radio VI, 18. Wien).

„Die Provinzialliteratur in Italien und das Werk der Grazia Deledda.“ Von Enrico Damiani [deutsch von Karl Neuscheler] (Italien III, 3. Heidelberg).

„Die Botschaft Sören Kierkegaards.“ Von Emil Brunner (Neue Schweizer Rundschau XXIII, 2. Zürich).

„Begegnung mit Kierkegaard.“ Von Emil Brunner (Der Lesezirkel XVII, 3. Zürich).

„Strindberg ‚Rausch‘.“ Von Martin Lamm (Das Nationaltheater II, 3. Berlin).

„Sara Alelia. Kunde von der Barmherzigkeit Gottes. Roman von Hildur Dixelius.“ Von Julius Jensen (Eckart VI, 2. Berlin).

„Die Entwidlung der Literaturgruppen in Sowjetrußland.“ Von Wolfgang Leppmann (Osteuropa V, 4. Königsberg i. Pr.).

„Das moderne russische Drama.“ Von Raphael Rochlin (Das Nationaltheater II, 3. Berlin).

• • •

„Arbeitertheater.“ Von Béla Balázs (Die Weltbühne XXVI, 5. Berlin).

„Die Eigenform des mittelalterlichen Dramas in Deutschland. I.“ Von Hennig Brinkmann (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVIII, 1/2. Heidelberg).

„Das ‚politische Theater‘ eine Gefahr oder eine Bereicherung?“ Von Gerhard Demmel (Die Christliche Welt XLIV, 3. Gotha).

„Die Volksschauspiele in Tirol.“ Von Anton Dörrer (Tiroler Heimat II., 2/3. Innsbruck).

„Aristophanes, Erzvater der Komödie.“ Von Karl Fuß (Der Scheinwerfer III, 10. Essen).

„Staatstheater oder — —?“ Von Herbert Ihering (Das Tagebuch XI, 7. Berlin).

„Erwin Piscator: Das politische Theater.“ Von Fritz Ritter (Der Neue Weg LIX, 2. Berlin).

„Schiller oder Brecht?“ Zur Krise des modernen Theaters. Von W. Schinke (Zeitschrift für Deutschkunde XLIV, 1. Leipzig).

„Das Drama und die materialistische Kunstauffassung.“ Von R. A. Sievers (Der Neue Weg LIX, 3. Berlin).

„Querschnitt durch das jüngste deutsche Drama. II. Zeitdramen.“ Von Joseph Sprengler (Literarischer Handweiser LXVI, 5. Freiburg i. B.).

„Tod und Auferstehung des klassischen Theaters.“ Von Alf Teichs (Die Volksbühne IV, 11. Berlin).

„Persisches Theater.“ Von Armin T. Wegner (Das Schauspiel 1929/30, 10. Königsberg i. Pr.).

• • •

„Vom Wesen und Gegenwartswert christlich-mittelalterlicher und Goethescher Naturanschauung (Schluß).“ Von Hans André (Der Kunstwart XLIII, 5. München).

„Ein wiener Baedeker in Liedform.“ Von Robert F. Arnold (Monatsblatt des Vereins für Geschichte der Stadt Wien XII, 1/3).

„Vorläufiges zur sogenannten Neuen Sachlichkeit.“ Von Alois Bauer (Zeitschrift für Deutschkunde XLIV, 1. Leipzig).

„Erotische Literatur.“ Von Max Brod (Die Literarische Welt VI, 6. Berlin).

„Presse und Schrifttum.“ Von Otto Brües (Der Kunstwart XLIII, 5. München).

„Bücherverbrennung.“ Von R. N. Coudenhove-Kalergi (Paneuropa VI, 2. Wien).

„Von Waschzetteln und Bauchbinden.“ Von Walter Enkenbach (Der Scheinwerfer III, 10. Essen).

„Der Fall Jeßner.“ Von Paul Fechter (Die Tat XXI, 11. Jena).

„Dichter zu zweien.“ Von Stefan Großmann (Die Literarische Welt VI, 3. Berlin).

„Der Bürgerhaß der jungen Generation.“ Von G. (Deutsches Volkstum XII, 2. Hamburg).

„Der Dichter als Führer?“ Von Otto Heuschele (Der Türmer XXXII, 5. Stuttgart).

„‚Zeitgemäß‘.“ Von Fred Hildenbrandt (Der Scheinwerfer III, 10. Essen).

„Vom philosophischen Problem der Romantik.“ Eine kritische Untersuchung. Von Richard Hönigswald (Euphorion XXX, 4. Stuttgart).

„Was Schauspieler lesen.“ Von Oskar Jancke (Das Schauspiel 1929/30, 9. Königsberg i. Pr.).

„Romane des Nachkriegsmenschen.“ Von Hans A. Joachim (Die Neue Rundschau XXXXI, 2. Berlin).

„Idealistische Sachlichkeit.“ Ein Wort über die junge Erzählergeneration.“ Von Heinz Kindermann (Reclams Universum XLVI, 19. Leipzig).

„Kirche und die moderne Kunst [Die Einstellung der Kirche zur modernen Literatur].“ Von Klingemann u. W. Nithack-Stahn (Der Scheinwerfer III, 10. Essen).

„Die Kriminaldichtung und ihre Träger.“ Von Albert Ludwig (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVIII, 1/2. Heidelberg).

„Was ist ‚Freiheit der Kritik‘?“ Von Ludwig Marcuse (Das Tagebuch XI, 6. Berlin).

„Literaturkritik und Literaturgeschichte.“ Von Werner Milch (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVIII, 1/2. Heidelberg).

„Die Mode biographischer Dichtung.“ Von Jakob Overmans S. J. (Stimmen der Zeit LX, 5. Freiburg i. B.).

„Schutzfrist und Nietzsche-Archiv.“ Von Rudolf Pannwitz (Deutsche Rundschau LVI, 5. Berlin).

„Volkspersönlichkeit.“ Von Alfred Pomarius (Klingsor VII, 1. Kronstadt).

„Krisis der Kunst.“ Von Hermann Preindl (Das Nationaltheater II, 3. Berlin).

Digitized by Google

„Schluß mit der ‚Neuen Sachlichkeit'!" Von Joseph Roth (Die Literarische Welt VI, 3/4. Berlin).
„Französische und deutsche Kulturpropaganda." Vergleich und Kritik. Von Paul Rühlmann (Neue Jahrbücher VI, 1. Leipzig).
„Krönung Stefans des Großen." Deutsche Prosa auf Zeithöhe. Von Richard von Schaukal (Deutsches Volkstum XII, 2. Hamburg).
„Zeitschriften als Völkerbrücke." Von Robert Stein (Minerva-Zeitschrift V, 12. Berlin).
„Der sechste Sinn des Dichters." Von Otto Stoeßl (Der Kunstwart XLIII, 5. München).
„Das Bild des Krieges in der deutschen Literatur der Gegenwart." Von Benno von Wiese (Zeitschrift für Deutsche Bildung VI, 1. Frankfurt a. M.).
„Kapitulation vor der Jugend?" Ein Gespräch. Von Leopold Ziegler (Reclams Universum XLVI, 19. Leipzig).
„Deutsche Dichtung im Osten in der Vergangenheit." Von Walther Ziesemer (Ostdeutsche Monatshefte X, 11. Berlin).
„Das Bedürfnis der Jugendlichen nach Schundliteratur." Von Hans Zulliger (Die Stimme der Freiheit II, 1. Berlin).

Echo der Bühnen

Berlin

„Die Südpol-Expedition des Kapitäns Scott." Spiel in drei Teilen. Von Reinhard Goering. (Uraufführung im Staatlichen Schauspielhaus am 16. Februar 1930.)

Eine dramatische Dichtung, der ungewöhnliche Bedeutung zukommt. Man findet den Dichter der „Seeschlacht" in ihr wieder.

Zunächst: ein rein epischer Vorgang, wie denn unsere Zeit in all den ihr eigentümlichen Schöpfungen (Kino, Radio) den epischen Ausdruck sucht. Drei Bilder: Scott erreicht den Südpol und findet Amundsens Fahne gehißt. Seine Frau erwartet seine Heimkehr an der Mole von Hobart, statt seiner trifft Amundsen ein. Scotts letzte Tage, er ist der rettenden Station nahe, ein Schneeorkan begräbt ihn und die Seinen.

Der rein epische Vorgang wird in Goerings Gestaltung und Stilgebung zu modernem Heldenepos. Hier gilt es die Tat, die dem Menschen unserer Tage als ein Höchstes vorschwebt, das Ringen mit den Naturgewalten, das ohne körperliche Ertüchtigung unmöglich ist. Hier wird die Sprache gesprochen, die dem Empfinden von heute entspricht, wortkarge Sprache, höfliche Sprache, Gentleman-Sprache, durch die die innere Empfindung nur schamhaft durchleuchtet, die aber zugleich, die Empfindung verbergend, die Empfindung verklärt. Kraft ihrer Schamhaftigkeit religiöse Sprache.

Die drei epischen Stationen sind aber zugleich Höhepunkte einer inneren Linie. Sie heißen als solche: Das Schicksal betrügt Scott um den erhofften Sieg. Das Schicksal bringt die Frau des Scott um die ersehnte Wiedervereinigung. Das Schicksal führt Scott angesichts der rettenden Zuflucht in den Tod. Immer also ein Schicksal, das feindlich scheint.

Dies eben ist Goerings dichterische Tat: Durch letzte Verinnerlichung ließ er dies feindliche Schicksal zum Ausdruck göttlicher Fügung werden. Als tiefste Erkenntnis ruft aus dem Drama das Wort: „Wehe dem, der kein Schicksal hat!"

Zu jener Polarlandschaft und ihrem ewigen Eise, über der uns — wie jenen Frühen „über den Wassern" — der Geist Gottes schwebt, hat er damit die seelische Landschaft geschaffen.

Durch die Überwölbung mit Schicksals-Himmel, nur durch sie, kraft ihrer aber in höchstem Maße, wird der epische Vorgang zu Drama. Damit erzwingt Goering ein Gleiches, das dem antiken Drama Geburt gab: aus Schicksalsbewußtheit ist das Drama erstanden, in ihr ruht die ihm eigentümliche Kraft.

Eine dramatische Dichtung also, die unserer Zeit aus ihrem Empfinden heraus Tragik schafft.

Kein Zufall, daß Goering sich den Chor als Berichterstatter, aber auch als Resonanz für seine Schicksalsbewußtheit rief. Auch hier der gleiche Vorgang wie in der Antike.

Vergleicht man, und das scheint lehrreich, mit Goerings dichterischer Tat die Versuche, die im 18. und 19. Jahrhundert ins Werk gesetzt wurden, dem Drama Schicksal zu geben („Braut von Messina"; Schicksalsdramen), so glaubt man feststellen zu können, daß es auch in Literatur etwas wie Fortschritt gibt. Wichtiger das Empfinden: unsere Zeit geht schwanger. Ernst Heilborn

Frankfurt a. M.

„Napoleon greift ein." Abenteuer in sieben Bildern. Von Walter Hasenclever. (Uraufführung im Neuen Theater am 6. Februar 1930.)

Die Abenteuer ergeben eine Posse mit satirisch-politischem Einschlag. Wenigstens in der zweiten, jetzt giltigen Fassung. In der ersten, für die Ur-Aufführung gewählten, läßt der Dramatiker die Schauspielerin Josephine Delmars durch Napoleon erwürgen, in der zweiten entschloß sich der Possendichter, die Poesie zu kommandieren: Josephine bleibt am Leben. In dieser Josephine liebt Napoleon die Josephine Beauharnais

Digitized by Google

und er erwürgt sie (bzw. er erwürgt sie nicht), als er zusehen muß, wie sie ihn betrügt. Der Vorgang spielt in einem Kino-Atelier, und Napoleon spielt dort bei einer Großaufnahme als Partner der Dame den Napoleon. Wie dies möglich sei? Napoleon steht als Wachsfigur im Museum Grevin in Paris und wir schreiben das Jahr 1930. Er ist, auf Hasenclevers Wunsch, des Begafftwerdens satt, unterhält sich nach Museumsschluß mit seinem Gegenüber, dem Frauenmörder Landru, kleidet sich zeitgemäß um, rückt aus. Er begibt sich als Delegierter ohne Legitimation in das Palais Royal, wo unter dem geldfressenden Protektorat Amerikas die Vereinigten Staaten von Europa gegründet werden sollen, braust los, ruft Europa auf gegen Amerika, das Schwert gegen den Dollar. Der Randaleur wird an die Luft gesetzt, lernt aber vorher noch Josephine kennen, die Geliebte des amerikanischen Präsidenten Morris. Er übernachtet bei ihr, steigt am Morgen im Schlafanzug des Mr. Morris umher, macht die Bekanntschaft eines Kinoregisseurs, bekommt ein Engagement als Bonaparte. Folgt die erwähnte Szene, folgt Einlieferung in die psychiatrische Klinik, folgt Flucht und reuevolle Heimkehr ins Museum Grevin. Zwischendurch hat er sehr viel geredet, zwischendurch gab sich Hasenclever als deutscher Shaw und ließ eine Reihe witziger Bosheiten über politische Zustände los. Einige schlagen ein, es spritzelt immer hübsch oben, denn Hasenclever pflügt in der Politik nicht eben tief, wenn er Völkerbundskonferenzen satirisch glossiert und als Souffleur Napoleons langt er schon gar nicht. Immerhin geht es in den sieben Bildern häufig amüsant zu und das Publikum hätte fröhlich durchgehalten, wenn ihm die Ermordung Josephinens nicht auf die Nerven gegangen wäre. Nun aber hat sich der Dichter, schon bei der Premiere oft gerufen, eines Milderen besonnen und der Hörer wird ihm beipflichten, daß ein Treubruch, den einer 110 Jahre nach seinem Tode erfährt, keine Sache ist, die einen Mord erfordert. Rudolph Geck

Mannheim

„Reparationen." Lustspiel von Arnolt Bronnen. (Uraufführung im Nationaltheater am 30. Januar 1930.)

Politische Satire im Gewand eines Milieuluſtspiels. Bronnen zumindest sagt Lustspiel, obgleich weder die gegenständliche Handlung noch ihre symbolische Bedeutung Anlaß zur Erheiterung sind und er selber merkwürdige und im Hinblick auf sein blutigernstes Thema unerfreuliche Schritte in den Bezirk des burlesken Schwankes tut. Es treten auf als Hauptakteure unter dem ungeschriebenen Motto „Erfüllungspolitik" die Herren Mark und Pfennig, Franke, Pfund und Czech in ihrer Eigenschaft als Bahnangestellte. Der Blockstellenwärter Mark macht sich auf Nimmerwiedersehen davon, als er, leichtsinnig und versoffen, Geld und Gut verkegelt hat. Seine Gläubiger, die Streckenarbeiter Pfund und Franke suchen die in ihrer Gaunerphantasie riesenhaft anschwellende Summe auf die primitivste und handgreiflichste Weise aus seinem Sohn und Amtsnachfolger Pfennig herauszuprügeln und herauszupressen und werden darin unterstützt durch die wohlwollende Neutralität des Kontrollbeamten Czech. In letzter Minute, ehe Europa, will sagen der Expreßzug, auf der ruinierten Strecke in den Abgrund saust, betätigt sich Pfennig notgedrungen als Retter und wird ebenso notgedrungen in die Gemeinschaft der anderen wieder aufgenommen, indes die Tilgung der Markschen Schuld auf Enkelzeiten abgeschoben wird.

Handgreiflich wie die Methode der Herren Pfund und Franke ist alles in diesem Stück, handgreiflich bis zum Überdruß. Der optische Eindruck allein ist wichtig, und trotz aller Überdeutlichkeit im äußeren Geschehen ist der Symbolwert dieser politischen Schaubude und der geistige Antrieb gering. Satire, die sich in Prügeleien und Rüpeleien als Selbstzweck austobt, geht im Staub und Lärm dieser primitiven Daseinsäußerungen verloren. Übrig bleibt nur ein schwankmäßiges Gerüst, auf dem allzu bilderbogenhaft angemalte Figuren ihre Purzelbäume schlagen, weniger gut als bieder die schlichten Gedanken illustrierend, mit denen engagierte Stammtischpolitiker komplizierte Zeitprobleme zu bewältigen pflegen. Ob nun diese „Reparationen" (deren Entstehung ins Jahr 1926 zurückreicht) einen Beitrag zum Zeittheater oder zur Schwankliteratur bedeuten sollen, Bronnen hat es sich in jedem Fall damit zu leicht gemacht. Paula Scheidweiler

Wien

„Sebastianlegende." Ein Spiel vom Glauben und seinen Wundern in drei Akten von Hermann Heinz Ortner. (Uraufführung im Raimundtheater am 25. Januar 1930.)

So jung an Jahren der von uns an dieser Stelle schon mehrmals erörterte oberösterreichische Autor ist, dennoch tritt er mit dieser „Sebastianlegende" bereits in das zweite Drittel seiner dritten Trilogie, die sich an die älteren Zyklen „Mütter" und „Zeit" (vielleicht unter dem Sammelnamen „Glaube" oder „Wunder"?) anschließen wird. Freilich versteht unser begabter Landsmann unter Trilogie nicht etwa die künstlerische Gliederung eines weit zurück und umher und hinauf und hinab greifenden dramatischen Geschehens, sondern eher drei in einem Zentrum zusammentreffende oder

Digitized by Google

von ihm auslaufende Radien, einen Dreipaß, eine Triglyphe, ein Kleeblatt — oder unter welchem Gleichnis immer man sich die Dreimaligkeit des Gleichen vorstellen mag. So ist diese Legende letzten Endes eine Wiederholung von Ortners erfolgreichem Burgtheaterstück „Tobias Wunderlich", über das im letzten Augustheft berichtet worden ist: in einer allzumenschlichen Umwelt begibt sich ein richtiges Legendenwunder, das aber zugleich einen Liebesbund gewissermaßen sanktioniert; die Gemeinheit der Gemeinschaft versagt jenem Wunder und jener Liebe gegenüber; das Wunder wiederholt sich, gleichsam um jeden Zweifel an seiner Echtheit auszuschließen; und das Liebespaar scheidet irgendwie aus seiner bürgerlichen oder bäuerlichen Umgebung, geht seine eigenen Wege. Damit hat eigentlich auch der vorläufig bloß angekündigte dritte Teil („Verkündigung Katharinas") gebundene Marschroute erhalten, sollte man glauben; jedenfalls wird auch dort die Meinung des Aufklärers: „Ach, es geschehen keine Wunder mehr!" poetisch widerlegt werden. Mit ihrem unmittelbaren Vorgänger, jenem Tobias Wunderlich, hat die Sebastianlegende nur die Mentalität und den soeben festgestellten Rhythmus, aber nichts sonst gemeinsam, ist sogar etliche Jahrhunderte vorher angesetzt. Wenn sich im Tobias das Wunder des „Geigers von Gmünd" gleich zweimal wiederholt, so wird in dem neuen Spiel die Stigmatisierung einer ekstatisch Betenden vor unseren Augen Ereignis, wobei natürlich ferne und nahe Vergangenheit und die konnersreuther Gegenwart Linien und Farben liefern, aber allerdings ist die Ekstase an Ortners Heldin nicht asketisch, sondern erotisch betont: um Leib und Leben des Geliebten fleht sie zum heiligen Sebastian, als sich dessen oder des Geliebten Wunden auf sie mystisch übertragen, und es spricht für Ortners dramatische Potenz, daß es ihm gelingt, diese unleugbar starke Szene innerhalb eines wenig über zwei Bühnenstunden beanspruchenden Dramas zu wiederholen, ohne zunächst den Eindruck einer Wiederholung zu erwecken. Übrigens sind die Voraussetzungen dieser dramatischen Legenden oder legendären Dramen mit Händen zu greifen. Seit die österreichische Dichtung ihren Schwerpunkt in den Katholizismus alpiner Färbung verschoben hat — eine durch Hofmannsthal vorbereitete, durch Mell, Billinger, Paula Grogger vollzogene Wandlung —, erleben wir eine ihrer selbst nur allzu bewußte Renaissance des Barock, jeden Augenblick verwandelt sich ein Saulus in einen Paulus, und Ortner z. B. hat den Weg von der kulturkämpferischen „Päpstin Johanna Angelika" bis zu seinen schlimmheiligen Tobias Wunderlich und Maria Holzhauserin in überraschend kurzer Zeit, künstlerisch steil aufsteigend, zurückgelegt.

Robert F. Arnold

Stuttgart

1.

„Komödien in Europa". Ein Stück Welttheater von Ferdinand Lion. (Uraufführung im Württ. Landestheater am 1. Februar 1930.)

Mousſierende Mischung aus politischer Komödie und Revue, aus Sketch, Song und Tanz (auch ein wenig Film ist dabei). Fortwährend steigen Witzperlchen auf, und wenn auch der Zuschauer dadurch nicht so trunken wird, daß er in sinnloser Fröhlichkeit aufbrüllt, ein erheiternder Trank ist es doch gewesen. Jeder findet in diesem Stück Welttheater ein Stück seiner Welt. Keine politische Richtung kommt zu kurz, da keine geschont wird. Und wer sich eben noch durch einen Stich gegen die eigene Weltanschauung verletzt fühlte, kann sich kurz darauf, durch einen Hieb auf den Gegner ermuntert, prächtig erholen. Erster Akt: „Besuch in Paris": der deutsche Literat, der sich, mit seinem völkerversöhnenden Vortrag in der Tasche, ungeheuer wichtig vorkommt und bemerken muß, daß die unbekümmerte Internationale des Fußballs eine erheblich größere Rolle spielt. Zweiter Akt: „Putsch im Randstaat": Der neugebackene Diktator, der von der Cäsar-Büste sporenklirrend Beifall heischt und sich dann nacheinander vor einer hochadligen Wirtschaftsdame, einem Staatsanleihenhochstapler und einem Sowjethandelsvertreter blamiert. Dritter Akt: „Welttheater in Genf": Das Welttheater im engeren Sinn (Faust, Hamlet, Tartuffe und andere Hauptfiguren der Weltliteratur schweben deklamierend auf einer Drehbühne vorüber), und das Theater des Völkerbunds: Vertreter der Minderheiten, der Neger, der Kommerzienräte, der Sozialisten, der Kokotten enthüllen in Dialogen voll bitterer und heiterer Komik immer neue Widersprüche zwischen Wirklichkeit und Phrase. Bernard Shaw tritt auf und äußert Witze, Harry Domela, die falsche Anastasia, die Kuhmagdprinzessin Anna Barth singen Songs, und die Übernahme der ganzen Pleite durch die Manager der Weltwirtschaft ist, mit einem Weltfoxtrott des ganzen Ensembles, die Schlußpointe.

Man sieht: ein sehr ausgeprägter Spürsinn für die aktuellen Lächerlichkeiten des politischen Betriebs hat in schöner Sorgfalt und Neutralität sämtliche Felder abgegrast und eine sehr reiche Beute mitgebracht, und wenn vielleicht auch ein ebenso ausgeprägter Theatersinn manches noch zu stärkerer Schlagkraft hätte verdichten können, es wurde hier in vorbildlicher Form gezeigt, in welchem Kostüm ein durch hundert Rücksichten gehemmtes Staatstheater sich auf das schlüpfrige Parkett des Zeittheaters wagen kann. Als Igel: Spitzen nach allen Seiten, belustigend und unangreifbar.

Digitized by Google

2.

„Geschäft mit Amerika." Lustspiel in drei Akten. Von Paul Frank und Ludwig Hirschfeld. (Uraufführung im Schauspielhaus am 8. Februar 1930.)

Ein wiener Lustspiel, das sich nicht geniert, mit kleinen Unwahrscheinlichkeiten zu operieren, die man als schwankmäßig zu bezeichnen pflegt, dessen ganzes Operationsgebiet aber mit solch liebenswürdig leichter Atmosphäre gefüllt ist, daß es einem fortwährend wohl ums Herz ist. Die hier möglichen Gewitterwolken, die hier zuständigen Gegensätze zwischen Wien und Amerika, zwischen Liebe und Geschäft sind von vornherein durch einen liebebedürftigen Milliardär und ein geschäftstüchtiges Mädel angenähert und aufgelöst, es steigt aus keinen schicksalsträchtigen Abgründen allzu nachdenklich machende Komödien-Luft. Dafür ist das bewährte Kunstmittel der vertauschten Rollen, die Komik des Widerspruchs zwischen Sein und Schein, Geistesart und Toilette so geschickt verwandt, daß, aus der Blamagenangst eines Ehemanns und Untergebenen, der Rivalität zweier Frauen und der Ahnungslosigkeit eines illustren Gastes, allerlei reizende Funken aufsprühen. Sehr hübsch der Grundeinfall dieser Verwechslungsgeschichte. Des goldenen Schoßhundes Bibi wegen, der wenigstens diesmal, da der große Chef aus Amerika zu Gast ist, nicht mit am Eßtisch sitzen soll, verläßt die Gattin erbittert Haus und Gatten, und während die Sekretärin an ihrer Stelle und ebenso scharmant die Frau des Hauses spielt, muß diese selbst, reumütig heimgekehrt, die Sekretärin machen. Daß sich Mister Hanymann zuerst in die eine, dann in die andere verliebt und schließlich an der Richtigen, der noch Freien, hängen bleibt, ahnt der Zuschauer ziemlich bald, aber er sieht mit größtem Vergnügen zu, wie der Knäuel der Verwechslungen sich nicht nur für ihn selber, sondern auch für die peinvoll eingewickelten Figuren entwirrt. Auch im letzten Akt, der nach dem glänzenden Schluß des zweiten abfällt, plätschern noch angenehme Lustspielwellen dem glücklichen Ende zu.

Hermann Strenger

Ulm

Dietzenschmidts „Verräter Gottes". (Uraufführung im Ulmer Stadttheater am 29. Jan. 1930.)

Die von den Evangelisten rein episch gezeichnete Figur des Judas wird in Dietzenschmidts neuem Bühnenwerk zu einer von düsterer Tragik und Dämonie umwitterten. Dieser Judas ist ein Fanatiker der Tat, der faustisch sich erkühnt, Übermenschliches zu tun. Gott selbst will er den Weg des Schicksals vorschreiben. Er glaubt an Jesus als den Gottmenschen, liebt ihn mit einer inbrünstigen, wilden Liebe — und leidet doch unerträglich daran, weil er nicht nur nehmen, sondern vielmehr geben möchte. Was kann er ihm, dem Gott, schenken? Es erwächst in ihm der dämonische Gedanke, seinem Herrn das Größte zu geben, was sonst nur Gott den Menschen schenkt: sein Schicksal. Aus diesem Motiv heraus wird der Dietzenschmidtsche Judas zum Verräter. Denn es muß erfüllt werden, was geschrieben steht — einer muß den Herrn seinen Feinden ausliefern. Und nicht genug damit — als das Volk die Freilassung Christi von Pilatus fordern will, da ist es wieder Judas, der die wankelmütige Menge dazu bewegt, die Auslieferung des Barabas zu verlangen. Und schließlich stimmt er als der erste den Ruf an: „Ans Kreuz mit ihm!" Erst als Jesus zum Kreuzestod verurteilt wird, da ist Judas' Tat vollendet, da jauchzt er verzückt auf: „Freu dich, Himmel, mein Werk ist getan!" Nun bleibt ihm nichts anderes mehr, als das Leiden des Meisters mitzuleiden — Passion des Judas neben der Passion des (in dem Stück unsichtbar bleibenden) Christus. — Wird Gott das Werkzeug, das seine Hand geführt, die Menschen zu erlösen, verwerfen? Der Dichter fleht für ihn: „Nimm ihn auf in dich, Herr! Ewiger!! Gott!!" — Gibt man die Möglichkeit der Dietzenschmidtschen Judasauffassung zu — und sie ist psychologisch nicht zu widerlegen —, so muß man weiterhin einräumen, daß die Entwicklung der Tragödie mit zwingender Konsequenz gestaltet ist. Man spürt, daß es dem Dichter nicht um eine interessante psychologische Spielerei zu tun war, sondern daß seine Absichten viel tiefer gingen. Er will den Zuschauern sagen: Auch ihr verratet den Herrn — stündlich, täglich. Seid ihr der Gnade weniger bedürftig als jener Judas, der ihn aus Liebe verriet? Dietzenschmidt erweist sich — bei aller Zartheit gewisser Szenen — hier als kraftvoller, besonders die Mittel der Kontrastierung klug verwendender Dramatiker, bei dem sich dichterisches Gefühl und Kunstverstand die Waage halten. Noch immer ist er ebensosehr „Expressionist" wie „Realist". Trotz einzelner Schwächen darf man die Judastragödie als einen dichterischen Höhepunkt in seinem bisherigen Schaffen bezeichnen.

Josef Englert

Gotha

„30 Null Null zwo will arbeiten." Eine Tragikomödie in sechs Bildern von Robert Adolf Stemmle. (Uraufführung am Landestheater Gotha durch den Ekhof-Trupp am 31. Januar 1930.)

Nach Ekhof, dem „Vater der Schauspielkunst", nennt sich eine Gruppe junger Schauspieler vom Landestheater Gotha, die sich für Werke einsetzen wollen, denen Rücksichten auf Kassenerfolge usw. den normalen Spiel-

Digitized by Google

plan versperren. Sie hat mit der Tragikomödie Stemmle einen recht guten Griff getan, wenn man nicht durch den Titel verführt, auf die Gestaltung eines der brennendsten Probleme unserer Tage, der Arbeitslosigkeit, hofft. Denn diese soziale Not bildet nur den düsteren Hintergrund, auf dem sich die Schicksale eines Pechvogels abspielen, wie er von Charlie Chaplin so unnachahmlich uns vorgelebt wurde. Auch die Technik des Werks, das Aneinanderfügen von einzelnen Bildern, in denen keine straffende Hand sich bemerkbar macht, das breite Ausspinnen vieler Episoden, das Berichten mehr als das dramatische Herausmeißeln der Not und des Elends, erinnert an die zappelnde Leinwand. Echt ist das Kolorit, sehr echt, und es steigert sich zu Wedekindscher Groteske im vorletzten und im Schlußbild, in dem allerdings einige Schwankmomente sich geltend machen. 30002 ist es müde, immer vergebens Arbeit zu suchen, er will sich nun einmal „von der Arbeit finden" lassen, rennt naturgemäß in immer neue Enttäuschungen, bis er auf die Idee kommt, sein Unglück auf recht groteske Art öffentlich zur Schau zu stellen. Nun überhäuft ihn das Glück geradezu mit verführerischen Angeboten, und er läuft ihm erneut aus dem Wege, weil ihn die schönen Augen einer Freundin locken. Einige treffliche Typen zeigen die starke Begabung Stemmles, am meisten nimmt neben seiner Ironie die Art für ihn ein, wie er just in den heitersten Momenten die latente Tragik hervorbrechen läßt. Martin Platzer

Leipzig

„Im Namen des Volkes!" Drama in drei Akten (38 Bildern) von Bernhald Blume. (Altes Theater, 1. Februar 1930.)

Der siebenjährige Prozeß gegen die angeblichen Mörder Sacco und Vanzetti hat, zumal durch den offenbaren Justizmord des Endurteils, die Welt zu weißglühender Teilnahme entflammt, wie vorher in neuerer Zeit nur die „Affäre" in Paris. Es ist kein Zufall, wenn beide gerade jetzt in schneller Folge auf deutschen Bühnen erscheinen. Die alterprobten Reize des Kriminellen vereinen sich mit den Spannungen des Gerichtssaals und die Bildertechnik des Films wird ihnen dienstbar. In rasendem Tempo sausen die Geschehnisse vorüber, der aktenmäßigen Wiedergabe danken sie dokumentarische Sicherheit. Kommt, wie im Dreyfuß- und im Sacco-Vanzetti-Prozeß, die Möglichkeit sittlicher Entrüstung und politisch gefärbter Kritik an der Justiz hinzu, dann ist alles beisammen, um — doch nicht etwa ein dramatisches Gebilde zu schaffen, wohl aber eine Leinwand mit 38 (oder mehr, oder weniger) Bildern, garantiert nach der Natur gemalt und vor jedem Eingriff dichterischer Er- und Empfindung sorgsam behütet. Früher stand vor dem vielgeteilten Tableau der Mann mit der langen Stange und sang zu jedem Bildchen erläuternde moralische Verse (so habe ich es selbst noch im Sommer 1871 auf dem Dorfe Charlottenburg bei Berlin erlebt). Das macht der neue dramatische Bänkelsänger auch, nur bedient er sich dazu des Scheinwerfers und tut sachlich. Die Wirkung ist genau die gleiche wie damals. Wenn die Täuschung der naiven Zuschauer gelingt, mag die Malerei noch so roh, der Text noch so brüchig und flach sein — der Kitzel einer mit wehmütigem Mitleid und Wut gegen die Justizmörder gesättigten Spannung erwirbt dem Mann mit der Stange den klingenden Lohn. Eigentlich müßte der Löwenanteil den Prozeßbeteiligten und den Bildermalern gehören; aber Publicus zahlt an ihn, weil er nun einmal der „Dichter" sei.

Georg Witkowski

Krefeld

„Der Kuckuck und sein Kind." Lustspiel in drei Akten von Herbert Eulenberg. (Uraufführung im Krefelder Stadttheater am 23. Januar 1930.)

Romantiker sind keine Bekenner. Müssen sie Verräter sein? „Arm in Arm mit der Reklame: so wandert der letzte Dichter aus" — guten Weg und auf Nimmerwiederkehr! Er taucht in jenen Stoff, aus dem der Mensch gemacht zu sein pflegt. C'est la vie — ist das der Dichterweisheit letzter Schluß? Es ist Verrat. Felonie. Ein spitzbübischer Handel ist das. Fähnchenführertum der Kapitulanten. Kompromiß, der oberste der Teufel. Die rechte Promotion zum Doctor honoris causa. Soll es des Dichters eigene Schicksalskomödie sein? Oder scherzt er mit so ernsten Dingen? Das wäre nicht zu fassen! Er hätte sein Herz fest in die Hände nehmen und es den Säuen vorschmeißen sollen, wie etwa einer seiner erlauchtesten Ahnen, der Ritter Don Quixote de la Mancha. Und wenn die Säue schmatzend sich ergötzten, höbe sich sein besseres Teil wie ein Riesenschatten darüber hinaus, daß ihnen das Schmatzen verginge. Aber er geht hin und nimmt seinen Schicksalsgenossen den letzten Glauben!

Der verbummelte Dichter Sebastian Schaum ist der Kuckuck, das Nest, in das er einst im Mai sein Ei gelegt hatte, der Grünkramladen einer Frau Alaun. Und das Ei ist heute der Filmstern allererster Ordnung Hella, recte Minchen Majolika, die eben auf der Spitze ihres Weltruhms das Vaterstädtchen heimsucht und etwas durcheinanderrührt. Ehe sie abgeht, stiftet sie ein Legat, und Genießer wird just der verbummelte Sebastian und nunmehr rehabilitierte Reklamedichter Schaum.

Digitized by Google

Dazwiſchen allerlei mehr oder weniger allegoriſche Chargen. Schaum warſt du und ſollſt wieder Schaum werden. Aber nicht jener allerfeinſte Stoff, ſondern ein Gemenge aus den Trübheiten dieſer Erde mit Luft, die in die Goſſe zurücklaufen, wenn die Bläschen platzen — iſt das des Dichters Herkunft und Beſtimmung? Schade um die Mühe. Denn der Grund, auf dem der Dichter baut, iſt gut: es ſenke ſich der Geiſt in jedem Jahrhundert, wenn ſein Gehäuſe morſch geworden iſt, hinab in den ewig fruchtbaren Schoß der Erde Mutter und ſchwinge ſich verjüngt empor zum Mutterhimmel. Aber der Vogel Phönix iſt, ach! nur ein Kolibri — nicht Hella Anadyomene, die Schaumgeborene (der klaſſiſche Witz wird hier zum Kalauer!). In ſeiner vorletzten Szene geht der Dichter Schaum mit der Geſte der gefeſſelten Hände ab — unſere Tränen auf ihn. Aber er kommt wieder und ſchlägt mit den gleichen Händen die Werbetrommel des Feindes — unſer Ziſchen hinter dem Verräter drein! Ward hier ein edler Geiſt zerſtört? Weniger Hamlet, aber ein Stück Polonius — Fleiſch, Fleiſch, wie biſt du verfiſcht!

Karl von Felner

Echo des Auslands

Franzöſiſcher Brief

Lucie Delarue-Mardrus, die Frau des Mediziners und Überſetzers des Korans und von Tauſendundeine Nacht, ſelbſt durch vielfältige Reiſen und arabiſche Intereſſen mit der Welt des Orients verbunden, hat in der von Erneſt Flammarion geſchaffenen Sammlung „Leurs Amours“ den „Amours d'Oscar Wilde“ ein Bändchen gewidmet. Es mag außergewöhnlich erſcheinen, daß gerade eine Frau dieſes Thema aufgreift; aber Lucie Delarue-Mardrus, die in glühenden Liebesgedichten und Romanen der Leidenſchaft ihre Einfühlungsgabe in erotiſche Probleme bewieſen hat, iſt unter den Frauen ſicher die geeigneteſte für dieſes Thema. Sie erzählt das Liebesleben Wildes in großen Zügen einfach, menſchlich; unmittelbar ergibt ſich daraus die Tragik im Schickſal des Dichters. Schlicht ſtellt auch Princeſſe Bibesco Menſchen dar. Ihr neueſtes Buch bei Graſſet bietet „Quatre Portraits“, den König von Rumänien, Asquith, Anatole France und Jean Lahovary — vier Perſönlichkeiten, die dem engeren Familien- und Bekanntenkreiſe der Prinzeſſin angehören. Im Verlag „Au sans Pareil“ in der Sammlung „Le Conciliabule des Trentes“ gab Marcel Schwob aus dem Nachlaß der Madame Bulteau (1860—1922) einen Band: „Dans la paix du soir“ heraus. Madame Bulteau war eine der wenigen Frauen unſerer Zeit, die univerſal gebildet waren. Deutſchland, England und Indien hat ſie tief innerlich erlebt, nicht nur äſthetiſch, ſondern vor allem ſeeliſch. Reiſen, Bücher, perſönlicher Gedankenaustauſch mit Menſchen aller Nationen — Madame Bulteau unterhielt einen der anregendſten Salons — bereicherten ſie dauernd und weiteten ſtändig Herz und Geiſt dieſer bedeutenden Frau. Die menſchliche Hülle und die Feinheit ihres Weſens ſpiegelt ſich in dieſem Nachlaßband, der gewiſſermaßen ſelbſtbekenneriſche Monologe bietet. Die ſeeliſche Größe dieſer Frau offenbart ſich am ſchönſten in Unterſuchungen „sur l'amour“. Alle Deutungen der Liebe lehnt ſie ab ... „L'instinct de sacrifice est un beau masque que mettent à leur orgueil les âmes trop hautaines pour se plaire aux petites joies“. Darin und auch nicht in der Sehnſucht und ebenſo nicht in der Zärtlichkeit ſtellt ſich Liebe für ſie dar; ſie tut es allein in der körperlichen und ſeeliſchen Aufrichtigkeit, in der rückſichtsloſen Wahrheit der Körper und der Herzen gegeneinander. Warum werden ſolche Bücher nicht überſetzt? Warum werden immer wieder Dekobra, Claude Anet und Genoſſen als Exponenten des franzöſiſchen Geiſtes vorgeführt? Warum nicht Jeanne Galzy? Auch ſie eine verinnerlichte Frau, die von den Qualen des Daſeins zeugt. Nicht ſo mit Glücksgütern geſegnet wie Madame Bulteau, nicht ſo ausgeglichen wie ſie, geht ſie den Spuren derer nach, die von irdiſchen Freuden ausgeſchloſſen ſind und vom „Erſatz“ leben müſſen. In ihrem neueſten Roman: „L'initiatrice aux mains vides“ (Editions Rieder) ſchildert ſie eine Lehrerin, die die Liebe eines Mannes und damit auch das Mutterglück nicht erlebt. Aber ſie ſieht Kinder. Sie kommen zu ihr, ſie erzieht ſie. Und aus dieſem Umgang mit Kindern entwickelt ſich Liebe zu einem, die aber darum ſchmerzlich iſt, weil es nicht ihr eigenes iſt. Dieſes Schickſal geſtaltet Jeanne Galzy mit erſchütternder Kraft. Ihr ſchöngeſchliffener Stil, in dem jedes Wort ſinnvoll iſt, in dem ſich keine überflüſſige Phraſeologie findet, zeugt davon, daß ſie eine berufene Dichterin iſt. Dieſes melancholiſche Buch, deſſen ernſte Verzichtſtimmung der reſignierten Nachkriegsgeneration entſpricht, ſtammt aus einer anderen Welt als die optimiſtiſche, genießeriſche Literatur der ſiebzigjährigen Madame Rachilde. In leichter Heiterkeit rollt ſich die Handlung der „Madame Adonis“ ab, die I. Ferenczi et Fils nach dreißigjährigem Schlummer neu auflegen. Les Editions des

Digitized by Google

Portiques bieten gleichzeitig einen neuen Roman der fruchtbaren Schriftstellerin „La femme aux mains d'ivoire", der in Indien spielt, in dem sich Sinnlichkeit und Blutdurst in jener äußerlichen Art mischen, die die Nachfolger Zolas sich vor mehreren Jahrzehnten aneigneten. Rachilde kommt mit diesem exotischen Buch einem Wunsch der Zeit entgegen. Auch Noëlle Roger mit ihrem neuen Roman „Princesse de lune", bei Calman-Levy — eine Feerie in pathetischer Phantastik. Für exotische Romane finden sich auch exotische Schriftstellerinnen. Armin Ohanian, deren letzter Roman in ganz Frankreich lebhaft begrüßt wurde; „Le soliste de Sa Majesté" (Bernard Grasset) entrollt aus dem ehemaligen Rußland ein farbiges Bild, das in den ersten Kriegsjahren endet. Suzanne Martinon, die bereits zwei Akademiepreise erhielt, veröffentlichte bei Plon einen neuen Roman: „Laide", wiederum ein Buch, das von den Schmerzen der Liebe zeugt. Leidenschaft, die sich nicht entfalten kann, die sich in sich hineinfrißt und in unglücklichen Männern die Rettung sucht. Aber auch dieses Glück ist für sie schmerzlich, denn dieser Mann vermeidet ihr entstelltes Gesicht zu küssen. Und so entfaltet sich das Liebesleben dieser Häßlichen als eine Folge von Schmerz und Resignation, und niemals kann ihre Leidenschaft klar und voll entgegenglühen. In dem Erstlingswerk von Simone Ratel „Trois parmi les autres" (Plon) finden sich einige zarte Dialoge, wie nur Franzosen sie ersinnen können. Eine junge hoffnungsvolle Autorin. Eine andere Debütantin, Denise van Moppès, beleuchtet in „Dormeuse" (Grasset) ihre Heldin in jedem der vier Kapitel ihres Buchs durch einen anderen Menschen, Anne Armandy bietet in „Muscat" (Les Portiques) leichte anmutige Unterhaltung, Jeanne Balde in ihrem neusten Roman „L'arène brûlante" (Plon) alte Liebeskonflikte in unpersönlicher Form.

Schon diese kleine Auswahl aus der neusten französischen Frauenliteratur zeigt, daß auch in Frankreich die Schriftstellerinnen quantitativ zunehmen und daß unter ihnen sich einige befinden, deren Qualität auch vom Ausland beachtet zu werden verdient. Das Besondere in den hier besprochenen Büchern ist der schlichte, menschliche, weiblich-einfache Ton, die unmittelbare Dialogführung, die das Wesentliche in knappen, festgefügten Sätzen direkt ausspricht, und aus dieser tiefen Lebensverbundenheit Pathos meidet und keine Metaphern verwendet, wie zur Zeit Corneilles oder Victor Hugos. Mehr als früher kann man heute aus Frauenbüchern die Franzosen kennenlernen.

Ablehnung gegen Pathos ist allerdings nicht nur für Frauenbücher typisch. Mehrfach wurde an dieser Stelle schon ausgesprochen, daß auch die männliche Jugend das Natürliche sucht. Wenn Pierre Humbourg in seinem neuen Roman „Silvestre le Simple" (Gallimard) einen auvergnatischen Bauern darstellt, so drückt er schon im Titel aus, daß er nicht einen Mann aus dem Volk in Schäfertracht oder im Sonntagskleid schildern will, auch nicht Wirklichkeit mit dem Pathos des Realismus unterstreichen möchte, sondern daß er das Leben ohne Umschweife wiederzugeben versucht. Unsere Generation ist hastig. Für Vorspiele hat man keine Zeit mehr. Mit einem Dialog beginnt das Buch. Kurz werden die handelnden Personen charakterisiert. Die Landschaft wird durch wenige Worte verdeutlicht. Filmartig läuft die Handlung ab. Eine Folge von zusammengedrängten Bildern, deren epische Kraft in ungeschminkter Unmittelbarkeit liegt, bietet auch Neel Doff in den zwei Erzählungen: „Elva" und „Dans nos bruyères" (Rieder), während Jean Variot — ein Elsässer, der vor der deutschen Sentimentalität fliehen will — in „Résurrection du feu" (Gallimard), durch ein altmodisches Pathos zu erkennen gibt, daß er nicht zur Jugend von heute gehört. Als Gegenbeispiel stelle ich gerade dieses Buch zwischen die, in denen das Empfinden unserer Zeit vibriert. Wenn das Wort „Sachlichkeit" auch unübersetzbar ist, so gibt es in Frankreich doch etwas Gleichwertiges. Variots Bücher gehören eben nicht dazu, wohl aber Henri Hisquins Roman: „La concession perpétuelle Numéro $^3/_4$" (Rieder). Der junge Debütant hat dem Roman eine Einleitung vorangestellt, in der er die Fabel ablehnt und schreibt:

„Le lecteur n'y trouvera pas le récit des aventures, ni l'analyse des sentiments de deux personnages centraux, le héros et l'héroine, condamnés d'avance, par l'auteur, au mariage où à la mort. Mais il baignera dans l'atmosphère d'un village, en connaîtra les choses, les bêtes et les gens."

Natürlich kann dieser epische Stil leicht zur Oberflächlichkeit führen. Dieser Gefahr drohte Paul Morand von Anfang an zu verfallen. Daß er ihr nicht entgeht, zeigt sein neues Buch: „New York", das Flammarion kürzlich in seiner Bücherreihe „La rose des Vents" herausbrachte. Globetrotten stumpft die Eindrucksfähigkeit ab. Zwar kann Paul Morand die Hauptstadt Amerikas mit Paris, Berlin, Madrid, Rom, Moskau usw. vergleichen; aber die Parallelen, die er zieht, gleiten an der Oberfläche entlang. Auf viel höherem Niveau steht die Charakteristik Berlins, die Henri Jourdan kürzlich in der Revue d'Allemagne veröffentlichte. Jourdan hat unsere Reichshauptstadt, das alte und das neue Berlin, das arbeitende und das

Digitized by Google

genießerische Berlin in allen Phasen tief innerlich erlebt. Er empfindet den ewig werdenden Geist des Deutschen, stellt ihn dar und ironisiert ihn gleichzeitig mit einer Grazie, über die nur der Sohn einer alten Rasse verfügt:

„Cette ville grandit si vite qu'elle est sujette à mille épidémies psychologiques. A force de parler des problèmes de la circulation et du „Tempo", on les a créés. Le Berlinois voit pousser sa ville avec l'ahurissement et la fierté du provincial. C'est un riche sujet de conversation. „Elle est grande pour son âge." Un enfant me demandait dernièrement s'il y avait un métro à Paris; signe des temps. On ne croit plus à Paris ville lumière. On croit encore à Montmartre, mais pour combien d'années? Le Berlinois ne voit plus sa ville telle qu'elle est mais telle qu'elle sera. Il vit réellement dans une ville future."

Otto Grautoff

Norwegischer Brief

Eigentlich hat nur ein dichterisches Werk des Jahres 1929 sich größeres Interesse sichern können, nur eins hat jenes Format, das zur Vermutung der Dauer berechtigt: Sigrid Undsets Gegenwartsroman „Gymnadenia" (Aschehoug). Da er fast gleichzeitig auch in deutscher Sprache herausgegeben wurde (Rütten u. Loening, Frankfurt a. M.), erübrigt sich eine Besprechung an dieser Stelle. Nur darauf sei hingewiesen: in deutschen Zeitungen fand sich die Mitteilung, der Roman wäre in der Heimat der Dichterin und sonst im Norden nicht sehr freundlich beurteilt worden; das ist unrichtig, denn gerade die maßgebende Kritik anerkannte nachdrücklich die großen Qualitäten dieser Dichtung, vor allem ihre ehrliche und unerschrockene Wirklichkeitsnähe; und mehr als einmal wurde hervorgehoben, „Gymnadenia" bedeute in technischer Hinsicht einen Fortschritt. Wahr dagegen ist, daß man öfters davon sprach, es handle sich um eine Tendenzdichtung; dies trifft meines Erachtens nicht zu und ist schon aus dem Grund kaum möglich, weil diesem Band noch weitere folgen werden; es dürfte also wenigstens etwas verfrüht sein, in dieser Hinsicht ein Urteil abzugeben: vorläufig wirkt das katholische Element wie eine leise heimliche Melodie in der Ziellosigkeit eines bindungslosen Lebens, das erst sein Ziel suchen muß.

Was sonst an Romanen vorliegt, überwältigt nicht. Das Buch eines Anfängers, Anton Amundsens „Dan og Georgia" (Aschehoug) verfügt über einen warmen, im norwegischen Kulturkreis seltenen Humor; der Bericht von der raschen Entwicklung der großen merkantilen Fähigkeiten eines armen, bedrückten und im besten Sinn des Wortes tüchtigen Jungen (der immerhin als Mensch interessanter wirkt als der seliae Anton Wohlfahrt) ist lebendig, doch die rückgratbildende Liebesgeschichte wirkt konventionell (mit Ausnahme der erheiternd und originell geschilderten entscheidenden Stunden). Als Bild der sehr kleinstädtischen Umwelt des nachmaligen Großhändlers Dan (der ihr Beherrscher wird) geht es etwas über den guten Durchschnitt hinaus. Sverre Sivertsens vielgerühmter Entwicklungsroman „Mot øst" (Nach Osten; — Aschehoug) leidet an einem krampfhaft positiven Schluß, wie sehr linksstehende Bücher oft; die Bilder aus der Jugendzeit des problematischen Helden verraten eine erzählerische Begabung, die stark heimatgebunden zu sein scheint und größere Aufgaben (U. S. A., norwegische Hochkonjunktur im Krieg, Sowjetrußland) nicht recht zu bewältigen vermag. Eine Bereicherung der immer wichtiger werdenden norwegisch-amerikanischen Literatur bedeutet der Roman von Waldemar Ager „Hundeøine" (Hundeaugen; — Aschehoug): Weltbild der norwegischen Emigranten vor fünfzig Jahren. Johan Bojer ist mit einem Werk vertreten, das wieder den Stoff behandelt, der ihm am meisten liegt, „Folk ved sjøn" (Seeleute; — Gyldendal): seit dem „Letzten Viking" die erste wirklich bedeutende Leistung, aber nicht mehr. Peter Egge, sonst ein echter Könner, hat sich diesmal kopiert: das tragende Motiv in „Våre gjerninger" (Unsere Handlungen; — Gyldendal), das schicksalsschwere Nachwirken der Vergangenheit, hat er früher mit mehr Kunst behandelt. Doch als Menschenschilderer bewahrt er seinen Rang. Ungemein symptomatisch für die Stimmung der Dreißig- bis Vierzigjährigen scheint mir der Roman „Ingenting" (Nichts; — Gyldendal) von Sigurd Hoel zu sein: Ablehnung der Erotik, die nur Enttäuschung bringt, als Lebenswert; das Buch berührt sich in seinem letzten Sinn merkwürdig mit Frau Undsets „Gymnadenia". Freilich ist Hoel als Stilist stärker denn als Gestalter. Axel Krogh dagegen hat eine „Kjærlighetens krønike" (Liebeschronik; — Gyldendal) geschrieben, einen stark lyrisch gefärbten Bauernroman voll von Erotik — letzten Endes doch auch wenig beglückender.

Unter den Erzählungen nimmt Mikkjel Fønhus Bericht vom Leben eines Fuchses, „Skogenes eventyr" (Waldabenteuer; — Aschehoug) einen Ehrenplatz ein: als Tierschilderer übertrifft Fønhus weit all seine zahlreichen Vorgänger, auch Svend Fleuron (von dem ebenfalls ein Fuchsroman stammt, der nicht unberühmt ist, aber nicht den Vergleich mit dem vorliegenden Buch aushält). Aus dem reichen Nachlaß Hans E. Kincks werden zwei in der Antike spielende Novellen

Digitized by Google

veröffentlicht, „Torvet i Cirta“ (Der Markt in C.; — Aschehoug), typische Gebilde dieses mehr grüblerisch-gedankenreichen als gestaltenden Schriftstellers, der gerade uns Deutschen viel zu sagen hätte; leider scheint die Absicht, seine Hauptwerke zu verdeutschen, wegen ein paar abfälliger Äußerungen von Kritikern, die von den in den Büchern Kinds niedergelegten tiefen Einsichten in die norwegische Seele und ihre Problematik nichts wissen, und infolge der geistigen Trägheit der großen Leserscharen, aufgegeben worden zu sein. Fräulein Litas muntere und respektlose Schilderung aus dem Leben einer der 30000 überzähligen Frauen Oslos „Med skjell på halen“ (Mit Schalen auf dem Schweif; — Aschehoug) leidet an einem echt weiblichem Wortüberfluß; sie hätte um die Hälfte verkürzt werden müssen — es wäre dann daraus ein starker, aber wirklich rassiger Cocktail geworden.

Während auf dramatischem Gebiet die Ernte in jeder Hinsicht sehr karg war, ist die lyrische Ausbeute nicht so gering. Charles Kent hat mit seiner Auswahl, die den stolzen Titel trägt „Norsk lyrikk gjeunem tusen år“ (Norwegische Lyrik während tausend Jahren; — Aschehoug), eine wertvolle Anthologie zustande gebracht, die ästhetisch und volkspsychologisch höchst interessant ist. Ein beträchtliches Talent scheint die junge Halldis Moren zu sein, die den reizvollen Gedichtband „Harpe og dolk“ (Harfe und Dolch; — Aschehoug) herausgab. Nordahl Grieg besingt sein Vaterland mit ehrlich begeisterten, nur gelegentlich gar zu hochtrabenden Worten in „Norge i våre hjerter“ (Norwegen in unseren Herzen; — Gyldendal), Jakob Sande gibt in „Svarte nætter“ (Schwarze Nächte; — Gyldendal) jugendlichen und verheißungsvollen Sturm und Drang.

Essaybücher sind gut in qualitativer und quantitativer Hinsicht vertreten. An erster Stelle wäre das Buch von Sigrid Undset „Etapper“ (Etappen; — Aschehoug) zu nennen; nicht deswegen, weil Frau Undset eine hervorragende Essaykünstlerin ist, sondern weil die Aufsätze ihr geistiges Profil deutlicher erkennen lassen. Der bedeutendste Aufsatz „Efterskrift“ (Nachschrift), eine scharfe Abrechnung mit dem Feminismus und eine noch schärfere Absage an ihn, stammt aus einem früheren Buch und ist schon reichlich zehn Jahre alt — doch deswegen nicht veraltet. Aus dem sonstigen, recht bunt gemischten Inhalt sei hervorgehoben eine Reihe von Jugend- und Reiseerinnerungen sowie die gehaltvolle Auseinandersetzung mit dem Werk der drei dichterisch sehr begabten englischen Schwestern Brontë. Sehr klug und kenntnisreich sind Eugenia Kiellands „Fem essays om moderne norsk litteratur“ (Fünf Essays über moderne norwegische L.; — Aschehoug); gut ist namentlich das, was die Autorin über S. Undset und Olav Duun zu sagen hat. Helge Krog, ein linksstehender, sehr angesehener Kritiker, gab seine oft recht scharfen, doch immer geistreichen „Meninger om bøker og forfaltare“ (Ansichten über Bücher und Verfasser; — Aschehoug) heraus; auch eine Auseinandersetzung mit Tollers „Hoppla, wir leben!“ ist vorhanden. Halvdan Koht schloß seine umfangreiche, zweibändige „Henrik Ibsen“-Biographie (Aschehoug) ab, die als zusammenfassendes Quellenwerk für die Kenntnis der Lebensumstände des Dramatikers unentbehrlich sein wird, aber den modernen, durch die Geistesgeschichte bestimmten Forderungen an eine monumentale Lebensbeschreibung gar nicht genügt, denn Ibsens geistige und soziale Problematik wird kaum berührt, was doch wichtiger gewesen wäre als eine noch so gewissenhafte Aufzählung aller gesellschaftlichen Triumphe des berühmten Ibsen. Einar Skavlan schrieb eine in Hinsicht des Tatsächlichen sehr gut informierte „Knut Hamsun“-Biographie (Gyldendal), die namentlich einiges Licht über die wenig bekannte Jugend des Dichters wirft; aber zu dem Buch über Hamsun wurde sie nicht. Der Doyen der norwegischen Kritik, Carl Nærup, gab eine Auswahl seiner besten literarischen Artikel heraus; seine „Ord for dagen“ (Worte für den Tag; — Gyldendal) reichen über den Tag hinaus, freilich mehr als eine mustergültige Prosa, denn als geistige Leistung. —

Sehr erfreulich ist die starke Zunahme der Übersetzungen aus dem Deutschen — noch vor ein paar Jahren lagen die Dinge ganz anders. An wichtigen Übertragungen wären zu nennen: Herman Wildenveys formvollendete Umdichtung von H. Heines Gedichten, ferner die Translation von Th. Manns „Buddenbrooks“, Bruno Franks „Politischer Novelle“, Leonhard Franks „Karl und Anna“, E. Glaesers „Jahrgang 1902“, J. Wassermanns „Christoph Columbus“, A. Zweigs „Grischa“, L. Renns „Krieg“, des unvermeidlichen Remarque u. a.

Ernst Alker

Digitized by Google

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Robert. Von André Gide. Deutsch von Käthe Rosenberg. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 75 S. Kart. M. 1,50.

Nach der Lektüre der „Schule der Frauen" schrieb Ernst Robert Curtius dem Verfasser, er bedauere, daß in dem Buch der Gatte der Heldin gar nicht zu Wort gekommen sei. Gide hat diese Anregung aufgenommen und in diesem kleinen Büchlein nachgeholt, was Curtius vermißte — ein schönes Zeichen deutsch-französischer Zusammenarbeit.

Die „Schule der Frauen" wurde an dieser Stelle von dem Herausgeber der Literatur angezeigt. Ernst Heilborn hat mit einer Ritterlichkeit, die ihm Ehre macht, die Partei der Mutter ergriffen und darüber hinaus, wie es ihm natürlich ist, sich auch für die jüngere Generation, für die Tochter eingesetzt, die sozusagen die Urheberin des ersten Buches von Gide gewesen ist. Wenn Ernst Heilborn nun den Brief des verlassenen Ehegatten liest, wird er dann noch die Geringschätzung aufrecht erhalten, die er in seiner Ritterlichkeit für Frauen gegen ihn zum Ausdruck brachte? Kann man in der Beurteilung dieses Ehekonfliktes wirklich sagen, daß Robert ein Mann ist, der, „ein wenig schauspielert und pousiert, ein wenig jedermanns Freund, ein wenig kirchlich gesinnt ist und bei dem das ‚ein wenig' nur eben da aufhört, wo der Egoismus aufhört?" Ich möchte fast annehmen, daß Ernst Heilborn und mit ihm alle Leser „der Schule der Frauen", die wie er durch die Schule der Frauen zu einer Mißachtung des Gatten und Vaters gelangten, von dieser ergänzenden Schrift überrascht und in ihrer ersten Urteilsbildung erschüttert werden. Wird in diesem Nachtrag nicht mit zwingender Deutlichkeit klar, daß Gide in Robert das erhaltende, konservative starre Element des menschlichen Lebens gestalten wollte und in Eveline das der Wandelbarkeit, das immer sich erneuernde, ewig Werdende der menschlichen Seele? Ist nicht auch dieses Ehedrama wie der Konflikt in „Isabelle" ein Gleichnis der Stetigkeit und der Veränderlichkeit des menschlichen Herzens?

Ernst Robert Curtius hatte vollkommen recht, André Gide zu diesem Nachtrag der „Schule der Frauen" anzuregen; denn erst durch die Selbstdarstellung Roberts wird das Gleichgewicht zwischen dem weiblichen und männlichen Prinzip hergestellt; und nun erweist sich in dem Gesamtwerk, daß der Dichter wie in Isabelle den Mann als Exponenten des beharrenden Prinzips und die Mutter und Tochter als Exponenten der Verwandlung erblickt. Sieht man endlich von dem Allgemein-Menschlichen beider Bücher ab, so erlebt man an einem Einzelfall, wie innerhalb einer Ehe zwei Menschen sich zueinander hinbewegen, eine Spanne Zeit ineinanderleben und endlich wieder voneinander fortgezogen werden — durch den Pol ihrer einander fremden Lebensauffassung.

Berlin — Otto Grautoff

Isabelle. Von André Gide. Deutsch von Fritz Donath. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 175 S. Geb. M. 5,50.

Diese Erzählung entstand vor nahezu zwanzig Jahren. Sie bezeichnet den Übergang von den Moraltraktaten zum rein epischen Stil.

Öffnet man das Buch, beginnt man zu lesen, so glaubt man in den sozusagen kühlen Garten der französischen Klassik hineingezogen zu werden, so kristallen-klar, so architektonisch fest gefügt, so ruhig und heiter ist die Sprachkunst des Dichters, die in diesem kleinen Bericht ihren ersten Höhepunkt erreichte. Bericht? — das Wort floß mir in die Feder in Erinnerung an die polizeihafte Genauigkeit und Sorgfalt im Aufbau und in der Durchführung der Erzählung. Aber ist der Leser über die ersten fünfzig Seiten hinaus, so spürt er, auch gerade im Gedanken an die zurückliegenden Abschnitte, daß in dem Buch mehr als ein Bericht gegeben wird, daß die Klarheit des Dichters durchsichtig ist, daß die Architektur, durch deren Gerüst sich Blicke in Höhen und Tiefen ergeben, vorsichtig, absichtlich kunstvoll gefügt ist, daß die Ruhe durch Bändigung erkämpft wurde, daß endlich die Heiterkeit das stille Lächeln eines Melancholikers ist. In die straffe Form wurde der Reichtum eines starken konkreten Erlebens gegossen. Am Schlusse erkennt man in dieser kleinen unscheinbaren Erzählung eine wundersame Synthese aus romantischem Empfinden und klassischem Wollen — ein kleines Meisterwerk, das Gides ganze Ideenkunst im Extrakt enthält: Die aus den Lebensformen der Gesellschaft ausbrechende Frauenseele und die Ratlosigkeit des Wahrers der traditionellen Form vor dem Ausbruch der Dämonie. Dieser tief menschliche Konflikt wird sinnfällig gemacht an einem „fait divers". Man weiß heute auch schon in Deutschland, welche bedeutende Rollen im Schaffen dieses Epikers die „faits divers" spielen. Gide wird von ihnen ergriffen, läßt sich langsam von ihnen durchdringen und gibt ihnen einen tiefen, allgemein menschlichen Sinn. Deshalb ist es unnötig, in einer kurzen Anzeige dieses Buchs auf den Inhalt einzugehen. Nicht das Gegenständliche ist in Gides Werken das Wesentliche, sondern die Art, wie Ereignisse und ihre Abwandlung durchleuchtet werden.

Berlin — Otto Grautoff

Der jungfräuliche Mann. Roman. Von Marcel Prévost. Deutsch von Franz Blei. Berlin 1930, Boaz & Co. 335 S. Geb. M. 6,—.

Franz Blei hat diesen Sommerschlager des französischen Buchhandels ausgezeichnet übersetzt. Man weiß nur nicht wozu. Bei der Lektüre muß man an den erstaunlichen Bart des französischen Finanzministers Chéron denken. Das Buch stammt aus derselben Sphäre, aus der ein Finanzminister mit einem derartigen Bart und so altmodischen Thesaurierungsmethoden kommt. Hier ist bei einem aktuellen und wichtigen Thema trotz meisterhafter Schreibtechnik daneben gegriffen. Prévost spricht allein auf mehr als hundert Seiten über das „Weib", ein Begriff, der heute nur noch alten Lüstlingen geläufig ist. Die Jungfräulichkeit des jungen Mannes von heute manifestiert sich weniger in einer absoluten Keuschheit, als in einer kühleren Einstellung und Beurteilung der Frau. Seine Sprödigkeit ist keine geschlechtliche, sondern eine sentimentale. Was hätte Gide aus diesem Stoff gemacht!

Paris — Josef Breitbach

Gymnadenia. Roman. Von Sigrid Undset. Deutsch von J. Sandmeier und S. Angermann. Frankfurt a. M. 1929, Rütten & Loening. 431 S. M. 7,50 (M. 10,—).

Zwiespältiger steht man selten einem Buch gegenüber. Wer ist heut ernster zu nehmen als die Undset! Schon wenn man in diesen fünfhundert Seiten, dem ersten Band ihres letzten

Digitized by Google

Werks, blättert, strömt einem nirgends das Fluid der wahren Schöpfung zu. Es ist nicht etwa der unglückliche Titel. Man kann diesem Roman überhaupt kaum einen geben. „Roman aus dem Alltagsleben": so könnte er heißen. Sein Held, Paul Selmer – er ist nicht einmal typisch alltäglich genug, um einer zu sein. Jeder Titel wäre nichtssagend. Gymnadenia ist eine Orchideenart, die von Pauls großartiger Mutter Julie verpflanzt wird. Paul träumt von der Blüte dieser Pflanze, sieht sie feierlich aufgehn, herrlich sich entfalten, himmlisch duften spürt er sie – Und da wird es eine dürftige, duftlose, farblose Blume. Das hat symbolische Beziehung für des Buchs ersten Teil, wo Paul, zum erstenmal verliebt, ein junger Student, versucht, ein törichtes und ungebildetes Mädchen als seine Braut in seiner Familie anzusiedeln. Es mißlingt. Später, im zweiten Teil, heiratet er, sozusagen unfreiwillig, eine andere Törin, wird Vater, und über einem ehelichen Streit (infolge des Kriegsausbruchs 1914) endet des Buchs umfangreicher erster Band.

Nun ist Pauls Liebesleben zwar der Kern des Romans, aber das Fleisch, das ihn umlagert, ist die Hauptsache. Ein Dutzend Menschen, das sich aus einer großen Menschenfamilie heraushebt, wird da sorgfältig, liebevoll porträtiert. Die geschiedenen Eltern, die zweite Frau des Vaters, die Geschwister, ihr Freundeskreis, Zimmervermieter, Pfarrer, Geschäftsleute. Das ist alles mit einem unbeirrbar sicheren Blick gesehen, das ist belauscht, stenographiert, photographiert. Ausgezeichnet alles, schreckhaft real, oft wunderbar feinfühlig gedeutet: aber – das, was da zu einer Chronik des banalen Lebens gefaßt wird, was geht es uns an! Die Mutter ist eine Persönlichkeit, doch die anderen?! Dieses Leben, das die Leute da führen, im Hause, auf Ausflügen, auf Reisen: interessiert es uns? Wo packt es unser Herz? Wo strömt es uns ins Blut? Wo empört, wo gewinnt, wo erschreckt, wo entzückt es uns? ... Die Undset bringt uns ihre Menschen nahe, als wären wir kurzsichtig, so nahe, daß sie einem oft verschwimmen. Aber das Herz zieht sich vor ihnen zurück, sie bleiben fremd, diese seelisch Nackten, bleiben Augenbekannte, die doch ihre Brust uns geöffnet haben.

Schon in der Mitte des Buchs aber beginnt ein Problem die Trivialität aller Ereignisse zu durchsetzen: der Katholizismus dringt in Pauls Tag und Leben ... Man sieht voraus, daß hier dieses Buches Absicht und Fragestellung ist, und daß wahrscheinlich der zweite Band ihm das geistige Gewicht und die geistige Lösung geben wird. Vielleicht werden wir dann: aha! sagen und rückblickend den ersten Teil dem Ganzen einordnen und ihm, als solchem Teil, besser Gerechtigkeit widerfahren lassen als jetzt, da er selbständig auftritt.

Daß die Undset die Kraft zur Gestaltung hat, geht einem auch in „Gymnadenia" auf. Aber ist es nicht seltsam, daß ihre historischen Romane von entlegensten Menschen und Konflikten uns so nahe angingen, menschlich trafen, geistig erhoben, während dieser Roman aus unseren Tagen von unseren Mitmenschen uns kalt und unbeteiligt läßt? ... Aber dort hatte ein schöpferischer Genius, unsichtbar darüber, eine Welt gezeugt, und hier ist er aus einer metaphysischen Persönlichkeit zu einer leibhaften Person geworden, die sich beschränkt auf das, was sie allein in ihren Gefühlsgrenzen interessiert. Nun soll das nicht entfernt heißen, daß Sigrid Undset uns ein ganz fragwürdiges Buch geschenkt habe. Es gibt Momente darin, in denen die Menschen uns leibhaftig bedrängen, heiß anatmen, mit erschütterndem Lebendigsein beglücken; Momente, in denen ein Gespräch uns hineinreißt in seinen geladenen Wechselstrom. Nur ist eine Fülle von Partien da, die uns nichts angehen. Doch, wie gesagt, erst wenn man das ganze, vollendete Werk überschauen kann, wird man dem ersten Bande seine Gerechtigkeit widerfahren lassen können. (Vgl. S. 416.)

Berlin Kurt Münzer

Der neue Tempel. Roman. Von Johan Bojer. Deutsch von J. Sandmeier und S. Angermann. München 1929, C. H. Beck, 336 S. M. 5,25 (7,–).

Unter zweihundert Büchern, die man im Jahr liest, sind nicht zwanzig, die man fortstellt, um sie später noch einmal zu lesen. Aber wenn man einen Bojer in die Hand nimmt, weiß man, daß man ihn – nach vielen anderen vergeblichen Büchern – wieder einmal nehmen wird, um wieder diesem Menschen zu begegnen, diesem Denker und Gestalter, der nicht nur lebendige Wesen in unsere verarmende Welt setzt, sondern sie leiden, kämpfen, sich vollenden läßt, vorbildlich und ermutigend, beglückend und erziehend. Als ich von seinen „Auswanderern" aussagen durfte, nannte ich sie sein schönstes Buch. Aber nun, dieser „Neue Tempel", ist dieses Buch nicht noch geistig geweiteter, menschlich umfassender, ohne dabei an Gestaltungskraft, an Darstellungskunst weniger aufzuweisen?

Eine Kinderlose nimmt hungernden Eltern ihre beiden Kinder fort, hinterläßt der Tochter den Hof, die Ländereien, die Million und dem Sohn die Mittel, sich zu bilden, zu reifen, zu entwickeln. Das gibt einen Erziehungsroman. Dann finden die Geschwister ihre Eltern wieder und gehen in die höhere Schule: Prüfung des Menschentums am Mitmenschen, am geliebten und widerstehenden, blutsgleichen und blutsfremden. Vier Menschen, jeder Charakter, Sehnsucht, Gläubigkeit für sich, führen den Seelenkampf um ihr Ziel. Ein neuer Tempel schwebt ihnen vor, und sie erfahren, daß nicht alle, doch zumindest vier Wege zu ihm führen. Es gibt eine übermaterielle Vereinigung auch der Divergenzen. Nicht Religion ist das Stichwort dieses Buchs, sondern Religiosität. Vom Glauben steigen die Menschen zur Gläubigkeit. Frommheit läutert sich zu Frömmigkeit. Wo andere Skandinavier – religiöse Konflikte sind da oben noch immer aktuell – theologische Gespräche schreiben, redet Bojer mit verständlichen Menschenzungen von Gewissen, Herz und Gottesidee. Wo andere im Begriff ersticken, findet er die lebendige Anschauung und die leibhafe Gestalt. Seine Menschen kommen vom Denken zum Wirken, vom Kämpfen zum Säen, vom Planen zum Bauen.

Dieses mitzuerleben wird das Glück des Lesers. Er kann nicht anders, als mit tiefer Bewegung Dasein und Tun, Zweifeln und Lieben, Zittern und Beten dieser Menschen nachfühlen. Die Harmonie, mit der das Buch sich vollendet, entrückt ihn wirklich seines eigenen kleinen, schwachbeseelten Lebens und läßt ihn eingehen in diesen schmerzhaft schönen Einklang von Erde, Mensch und Himmel. So viel schöne Bücher Bojer geschrieben hat: dieses ist sein reichstes.

Berlin Kurt Münzer

Die Stadien des Geistes. Zur Bestimmung des Gradus. Von Johannes V. Jensen. Deutsch von Erwin Magnus. Berlin 1930, S. Fischer. 392 Seiten M. 10,– (12,50).

Dem „Roman" hat Jensen schon lange abgeschworen. Er hat die Vorgeschichte der Erde in Mythen beschworen, ihm ging die Vision vorsintflutlicher Fauna auf. Und jetzt geht er den Ahnungen menschlicher Vorgeschichte nach. Bei Luxor

Digitized by Google

steht er auf dem El-Lorn und liest aus ihm die Menschwerdung ab. Später wechselt er den Standpunkt und beobachtet die innere Verwandlung, die Stadien des Geistes, die moralische Entwicklung (was alles er den „Gradus" nennt) von Jerusalem und Rom aus. Indem er die Genesis der leiblichen Gestalt verfolgt, geht ihm dabei Entstehung und Ausbildung der Seele auf. Er schreibt also eine Ethnographie. Ihre „Richtigkeit" zu beurteilen, liegt dem Fachmann ob; hier gilt es, ihre literarische Fassung zu werten. Denn sie ist — bei aller wissenschaftlichen Grundlage, bei ihrer Verwertung erstaunlich großer Forschungskenntnisse — doch noch mehr als Gelehrtenarbeit ein Werk der Intuition. Ein Dichter schreibt hier seine persönliche Ethnographie, seine geniale Ahnung öffnet ihm zeugnislos untergegangene Welten und Zeitalter, er schöpft Erkenntnisse aus seiner Verwandtschaft mit dem Urschöpfer. Und das Wissen, das ihm zufliegt, ergibt Erkenntnisse, die überzeugender sind als wissenschaftlich logische Folgerungen aus Tatsachenbestand.

Dazu kommt eine nirgends unterdrückte persönliche Beziehung zur Lehre. Nicht eine Lehre wird entwickelt von sich aus, sondern ein Ich erzählt, was es sich denkt. Es stehen Reiseschilderungen zwischen gelehrten Deduktionen, poesiestrahlende Naturbilder; auf drei Seiten rollt ein Film ab von der Menschwerdung aus Wurm; des Dichters Söhnchen tritt mit Schulmappe auf den Plan. Und an alles Große und Kleine (ja, was ist klein?) ranken sich Gedanken dieses Geist-Dichters, dieses Dichter-Gelehrten, finden vom Sandkorn zum Gestirn, vom Tiertrieb zur Schöpfungsweisheit. Rasse und Typus, die Seelenhaltungen des Menschen: hier von Methode, von System erlöst, gewinnt plötzlich alles für uns eine höhere Existenzberechtigung als in den umständlichen und mühsamen Büchern der Fachgelehrten, die nicht von Natur, Erscheinung, Gefühl herkommen, sondern aus Literatur, Stubenlogik, Theorie. Jensen schreibt aus der Praxis, aus dem Erlebnis der Erde und des Menschen; er stimmt mitten im Roman der Rassen einen Hymnus auf die blonde Frau an; er singt ein Lied auf Alexander; er geht aus Ägypten fort, Goethesche Verse auf den Lippen . . . Wie schön, wenn eingefleischten Romanlesern dieses Buch in die Hand fiele! Es würde sie nicht weniger spannen als ihr ewiger Roman und ihnen doch — selbst den widerstrebendsten — die Beglückung verschaffen, eines Dichters Geistesleben zu teilen.

Berlin Kurt Münzer

Das Rosenschloß. Roman eines Blaubarts. Von Ramón Gómez de la Serna. Mainz, Dioskuren-Verlag. 193 S. M. 4,— (5,50).

Das Werk eines Hypermodernen, eines Führers. Des Abgotts der Gruppe „Jung-Spanien", bei den Adepten kurzweg „Ramon" genannt. Sein Verdienst: 1915 mit „La prima proclama de Pombo", einem programmatischen Kampfbuch, den ersten Anstoß zu jenen jüngsten literarischen Bestrebungen in Spanien gegeben zu haben, die sich hinterher als „Expressionismus", „Kubismus", „Neodadaismus" bzw. „Ultraismus" etikettierten. Also, gewissermaßen ein spanischer Arno Holz. Auch ein Dichter? Weiß Gott. Der breiten Masse schon gar? Ganz gewiß nicht! Sicherlich aber ein origineller Kopf, rührig, ideenreich, anpassungsfähig dem Zeitgeist. Schon darin, daß er absieht vom Umfang eines Werkes, von Tiefe, geschweige längst „veralteter" erzählungstechnischer Durchbildung. Ein rein aufs Formale eingestelltes Talent, das trotz psychologischer Ansätze nur zu sehr an der Oberfläche der Dinge haften bleibt, dünnmaschiges, vielfach sogar arg fadenscheiniges Gewebe als Handlung darbietend, überstäubt vom Flittergold eitlen Wortgeflunkers, weit hergeholter, absurder, wenn schon auch mitunter recht zutreffender Aperçus. So entstanden, nicht selten im Ausmaß von rund 150 mageren Seiten, über ein halbes hundert Bücher, Romane mit „Kapiteln" von oft — sage und schreibe — ein bis zwei Seiten. Man mag sich danach den geruhigen Genuß beim Leser ausmalen, der da immer wieder auf neue Kapitelseiten stößt, sich einer neuen, knapp skizzierten Situation gegenüber sieht, die auch schon wieder zerstiebt. Kurz, einer jener ganz modernen Dichter, die einen eigentlich immer wieder denken machen: „sagen wir, es war nichts!" Und wahrlich, es heißt auch nicht viel, dies neue Werk. Wüßte man nicht ganz bestimmt, die Geschichte dieses spanischen Landru da rühre von „Ramon" her, man dächte an den jungen, noch unausgereiften Pio Baroja. Nur daß jener — bei gleicher Suada — denn doch etwas konsequenter bei der Sache verblieb. Nein, Ramon, da berückte mich schon viel eher „Ramona".

Wien Martin Brusser

Zuflucht. Roman. Von Margaret Kennedy. Deutsch von E. L. Schiffer. Hamburg 1929, Gebr. Enoch. 282 S.

Als die „Treue Nymphe" erschienen war, schrieb ein großer Teil der Kritiker, dies sei ein einmaliger Glückwurf, der für die Zukunft der jungen Verfasserin noch nichts bewiese. Jetzt erscheint ihr zweites Buch in anständiger Übersetzung von E. L. Schiffer und übertrifft alle Erwartungen, die man stellen konnte. Dieser Roman der Geschwisterliebe ist mit einer so reinen, aufrichtigen Heiterkeit geschrieben, daß man bei der Lektüre ein wahres Glücksgefühl empfindet. Die Verzauberung ist so groß und natürlich, daß man darüber die empörende soziale Haltung der Verfasserin vergißt. Die ganz unsensationelle Handlung spielt unter meist sorglosen, etwas spleenigen Leuten auf dem traditionellen Rasen alter englischer Herrensitze. Keine billigen Spannungen, keine Fabel treibt den Verlauf. Dieses Werk fesselt, weil der Leser sofort für die Personen selbst und nicht für oder gegen ihr Tun und Lassen gewonnen wird. Man kann kaum ein größeres literarisches Lob aussprechen. Inhaltlich wird man an Cocteaus nickelfarbigen Roman „Les Enfants terribles" erinnert. Glücklicherweise verzichtet M. Kennedy aber auf die Snobismen, die Cocteaus Bücher zwar zu den geistreichsten, aber auch zu den blutürmsten machen. Wenn der Verfasserin auch einmal ein Satz wie dieser ausrutscht: „Das Lampenlicht beschien sie, und ihr Strickzeug lag in ihrem Schoß, ein Anblick, der das Herz eines jeden Mannes erfreuen mußte," nehmen wir dieses rührende, verfehlte Aperçu als das einzige in diesem natürlichen Buch hin. Wie in der „Treuen Nymphe" fällt auch in „Zuflucht" die äußerst geschickte Dialogtechnik auf. Ihre Dichte ist alles andere als episch, ein Mangel, den die Verfasserin durch die unmittelbare Frische ihrer Sätze verdeckt. Das Werk hat also keinen großen Atem, es wirkt privat, als wäre es tatsächlich aus einer Verliebtheit in die Personen heraus geschrieben. Für die Umwelt, Bindungen nach oben und unten und unangenehme Hintergründe scheint sie keinen Blick zu haben. Ihr gesellschaftlicher Horizont ist so fest umgrenzt, daß sie sich diese Scheuklappen leisten, und Tapferkeit, Großmut, Treue, diesen nur in diesem einmaligen Fall gültigen Tugenden ihrer Personen eine glaubhafte Endgültigkeit verleihen kann. „Zuflucht" ist die Dichtung, die runde Leistung einer Dame der Gesellschaft, die nicht daran denkt, aus ihrem Kreis zu desertieren oder sich als Rebe-

Digitized by Google

mienne lächerlich zu machen. Eine Bürgerin ohne Knacks. Anständig, würdig, ehrlich bleibt sie in ihren Grenzen. Glückliche Kennedy!

Paris — Josef Breitbach

Der Tumult um den Schüler Sadowski. Ein Knabenschicksal. Erzählt von Heinz Steguweit. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 103 S. M. 2,— (1,50).

Bereits oft hat sich Heinz Steguweit als feinsinniger Erzähler erwiesen, der seine Stoffe meist aus dem Anekdotischen oder aus dem Historischen holte, dadurch trugen seine Geschichten einen leichten Hauch Patina. In dem „Tumult um den Schüler Sadowski" rückt er dem Problem Wedekinds in „Frühlings Erwachen" nah. Eltern und Schüler, die ihre Kinder nicht verstehen, Einsetzen der Pubertät, und deren verhängnisvolle Folgen. Heute, da Schülerselbstmorde auf der Tagesordnung stehen, ist dringend notwendig, auf das Problem hinzuweisen. Die Revolte der Jugend ist das Warnungszeichen. Es ist immer das gleiche Unglück, die weltlichen Organisationen schreiten nicht mit dem sich ständig wandelnden Menschen vorwärts. Es ist höchste Zeit, daß die Krisis beendet wird.

Der Schüler Sadowski bringt sich um, weil er bei seinen Eltern und bei seinem Lehrer kein Verständnis findet. Treffend sind die Gegensätze gezeichnet, auch befleißt sich der sonst romantisch dichtende Steguweit einer gefälligen Reportage. Was er von dem Schüler Sadowski fordert, „Halt die Augen offen" — kann man auch ihm zurufen. Oft verschließt er sich der Gegenwart. Steguweit hat Talent, er muß nur seinen Weg finden.

Köln — Max Spanier

Die Neger. Roman. Von Viktor Klages. Berlin 1929, Martin Wasservogel. 378 S.

Ich bin in politischen Tagesereignissen nicht so beschlagen, wie es in diesem Fall wünschenswert wäre, um feststellen zu können, ob ein Autor seinem Roman eine reale Begebenheit zugrunde legte oder die Fabel sozusagen aus der Luft griff. Zunächst ist das auch von sekundärer Bedeutung.

Dieser Roman schildert die Rebellion der Neger in Amerika, die im Augenblick politischer Spannung zwischen U. S. A. und Japan entstand und in einem wahnwitzigen frenetischen Unternehmen, nämlich: der Bemächtigung eines Teils der im Neuyorker Hafen stationierten Schiffe durch einen Handstreich, sich fortsetzt und, wie zu ahnen war, mit einer Kapitulation der Neger endete, die die Errichtung einer Negerrepublik illusorisch machte.

Der Ort der Handlung gäbe gewiß reichlich Gelegenheit, ein farbiges Bild eines Zustands zu entwerfen. Dies jedoch versagt sich Klages. Er nimmt eigentlich der Fabel die Seele und stellt ein Negermädchen Namens Gloria in die Mitte, um andere Figuren des Romans um sie sehr geschickt zu gruppieren: den Neger Schumba, den aufgeblasenen Führer der Negerflotte, und Blame, den durch die Diplomatie der Gloria den Negern in die Hände gespielten Weißen vom Sekretariat der amerikanischen Regierung. Die Gloria des Romans ist ein köstlicher Typus: haltlos, bravourös, gewitzigt, schlau bis in die Haarwurzel, triebhaft, verführerisch und schmiegsam, ein Pendel zwischen den Männern —: eine „schwarze" Bestie in nuce. Einmal in einer Mondnacht an Bord der „Wisconsin" hält sie einen Monolog von ergreifender Einfachheit und voll von verhaltener Lyrik. Das bedeutet einen schwachen Ansatz zu wirklicher Gestaltung innerhalb dieses Romans, der im übrigen leicht geschürzt ist und keinerlei literarische Ambition erhebt. Die Handlung selbst ist nicht kompakt genug. Und für primitive Sensationen reicht unsere Neugier und für locos communes unser Interesse nicht aus. Lange Zeit steht man in weiten Wüsten der Spannungslosigkeit.

Tübingen — Karl Hans Bühner

Kampf um Odilienberg. Roman. Von Erich Ebermayer. Wien 1929, Paul Zsolnay. 438 S.

Dies Buch ist eine Überraschung. Denn es bringt die Sammlung eines bisher mehr beiläufig zu wertenden Autors zu einem wesentlichen Thema, dem der „freien Schulgemeinden", d. h. der Auseinandersetzung einer auf den Idealen der „alten" Jugendbewegung aufgebauten Gründung mit dem neu eindringenden Geist der Ernüchterung und der formlosen Hingabe. Damit ist die Antithese zunächst nur ganz vage angedeutet, aber bereits ausgesprochen, daß die Sympathie des Verfassers schließlich zur strengen Selbstzucht der älteren Überlieferung neigt. Formal ist der Roman nicht einwandfrei. Der Fluß der Ereignisse ist zuweilen durch Unklarheiten oder willkürliche Zerdehnungen gehemmt. Aber lebendig treten die wesentlichen Auseinandersetzungen hervor. Das Hereinspielen von offenbar Selbsterlebtem macht seine Vorzüge und Schwächen geltend: Mitschwingen einer mehr erfühlten als durchgestalteten landschaftlichen wie geistigen Atmosphäre, mitreißendes Ausströmen der Rede an den Erlebnishöhepunkten, dann aber dazwischen Abhängigkeit von Zufälligkeiten des Stoffs, auch hie und da sorgloses Gerede statt strenger Wahl und Formung. Über derlei Formmängel hinweg erhebt sich die Bedeutung des ernst und unparteiisch erfaßten Hauptproblems. Den Kampf führen in dem Roman die beiden Führer Mahr und Silberstedt. Sie ringen um Sinn und Ziel der Gründung Mahrs, der Schulgemeinde Odilienberg, als die Vertreter zweier Generationen, zweier Weltanschauungen. Ausgezeichnet gesehen, wie die Anschauung Mahrs, die längst unterlegen und nur noch im zähen Protest sich ohnmächtig weiterzuschleppen scheint, plötzlich als die innerlich siegreiche sich wieder durchzusetzen beginnt. Auch das Rassenproblem ist mit aller Delikatesse in die Gegensätze verwoben. Am Schluß steht ein Ausgleich in gegenseitiger Anerkennung, der alles andere ist als fauler Friede und verwaschenes Kompromiß: harte Grenzsetzung. Das Buch hat Haltung und ist, auch wo es nicht zu letzten Erkenntnissen vorstößt, ein wesentlicher Beitrag zum heutigen Ringen zwischen Massentheorie und Persönlichkeitslehre.

Mannheim — Erich Dürr

Der Vitapalast. Roman. Von Hans-Caspar von Zobeltitz. Berlin 1929, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 312 S. Geb. M. 6,—.

Auch das Geschlecht derer von Zobeltitz sucht den Anschluß an die neue Zeit. Und findet dabei „sonnig" zurück ins unausrottbare Romanklischee. Ein Glück in Zeiten, da fast kein Pferd mehr seinen Stall findet.

Mannheim — Erich Dürr

Kalendergeschichten. Von Oskar Maria Graf. Mit Federzeichnungen von Käthe Hoch. Erstes Buch: Geschichten vom Land. Zweites Buch: Geschichten aus der Stadt. München 1929, Drei Masken Verlag. 407, 400 S. M. 12,—.

Der Titel dieses neuen umfangreichen Werks von Graf stellt die Form in den Vordergrund. Der Dichter hat ein

Digitized by Google

gutes Recht dazu, denn er hat durch sein bisheriges Schaffen bewiesen, daß er, der sich selbst als ganz unliterarisch empfindet und es seiner Persönlichkeit nach auch ist, die seltene Kraft zu neuen, von innen her entwickelten Formen hat. Ich kann das hier nicht erörtern, sondern muß einfach auf die „Chronik von Flechting" und auf „Wir sind Gefangene" verweisen.

Die Kalendergeschichte hat eine Tradition, die bis auf J. P. Hebel zurückgeht. Wer sich aber die üblichen Volkskalender ansieht, der weiß, daß diese Geschichten entartet sind. Peter Dörfler hat einmal vergeblich den Versuch einer Reform gemacht. Immerhin, auch in der Entartung ist ein Rest des Guten erkenntlich, an den Graf anknüpfen konnte. Um so mehr, als seine kurzen Geschichten schon bisher die notwendigen und wesentlichen Elemente dazu enthielten. Nämlich volkstümlichen Stoff und volkstümliche Auffassung des Lebens, Beschränkung auf das für das Verständnis Notwendige, Freude am bloßen Dasein, Einsicht in die primitiven Verkettungen des Schicksals.

Die ganz einfache Abfolge des Berichts festzuhalten und dabei doch alle Tiefen herauszuarbeiten, ist Graf in einer Reihe dieser Kalendergeschichten ganz ausgezeichnet gelungen. In anderen, namentlich in denen, die in der Stadt spielen, sind ihm die Menschen darüber schablonenhaft geworden, haben sie zu wenig einzelunterschiedliche Merkmale mitbekommen.

Doch scheint mir die Wahrung der Kalendergeschichtenform nicht das Wesentliche an diesem Band. Vielmehr darauf kommt es an, daß Graf hier im ersten Teil, und zwar dort, wo er von Drehorgelleuten, Austräglern, Faulenzern, und dort, wo er von einer Episode des Dreißigjährigen Krieges erzählt, noch eine tiefere Schicht hinter den bäuerlichen Urtrieben aufgegraben hat und aus dieser heraus zu gestalten vermag. Dort sind Dasein und Tod zu alleinigen Werten geworden, hier aber werden Massen mit der Schicksalhaftigkeit großer Landüberflutungen bewegt. In der Eröffnungsgeschichte des städtischen Teils aber ist es ihm gelungen, das In- und Durcheinander dieser Existenzen im Wirbel ihrer völligen Beziehungslosigkeit zur Form des Berichtes selbst zu erheben.

München Ludwig Gorm

Der blühende Stab. Neun Geschichten. Neun Holzschnitte. Von Ruth Schaumann. München 1929, Jos. Kösel & Friedr. Pustet. 164 S. M. 7,—.

Diese Sammlung der bisher weit verstreuten Prosaerzählungen von Ruth Schaumann wird man nicht bloß aus äußeren Gründen warm begrüßen. Denn erst jetzt ist es ja möglich, durch den Vergleich voller zu genießen und in die Wesensart dieser Prosa tiefer einzudringen. Der sehr stille, einfache Fluß der Sätze behauptet sich in der ganzen Reihe, ja er steigert seine Wirkung auf den Leser, der sich durch den schmucklosen Stil in eine innere Welt enthoben fühlt. Hinter der glasklaren Durchsichtigkeit stehen starke, erfühlte Bilder seelischer Wirklichkeit, die nicht auf das Körperhafte und Farbige verzichtet, die sich ihrer aber zur Gestaltung eines Höheren bedient.

So gewinnen diese Geschichten eine Bedeutsamkeit, die den Leser anrührt, als bekäme plötzlich der Alltag einen ewigen Sinn. Die Lebenshaltung und das Tun des Einzelnen vollziehen sich als Entscheidungen innerhalb eines letzten geahnten Zusammenhanges, der mehr umfaßt als das irdische Dasein.

Innerhalb dieses Gemeinsamen wechselt die Tönung der Erzählungen nach ihrem Gegenstand, so daß daraus mehr als aus der Wahl der Einzelmotive die Illusion der jeweiligen Zeit und des jeweiligen Ortes entsteht. Trotz der gleichbleibenden Richtung nach einer verheißenden Ferne hin formen sich so die Menschengestalten reich und verschieden aus. Sie stehen immer in einer verwandten Art zueinander — die z. B. gemeine Feindschaft ausschließt —, aber ihre Verwandtschaft ist die der großen Menschenfamilie, wie sie ein durch den Glaubens-Sinn überlegener Geist sieht, in der für alle Individualitäten Platz ist.

Der Aufbau der Geschichten ist so schlicht und unmerklich wie der Fluß der Sätze. Selbst wenn man seine Aufmerksamkeit besonders auf ihn richtet, bleibt er ein sanftes Steigen, schließlich eine erklommene Höhe. Oben aber ist man fast bestürzt über die eröffnete Aussicht in geheimnisvolle Weiten und Tiefen. Die Erzählung schreitet von einer einfachen Begebenheit zur anderen bis zu derjenigen, die sie alle innerlich abschließt und von der aus sie ihren letzten Sinn empfangen. Dieser selbst aber ist auch schon in der vorigen lebendig wirksam, wenn auch verhüllt. Er leitet die Menschen, ohne daß sie darum wissen, er ist das Ziel ihres Tuns, auch wo sie sich selbst andere Ziele setzen.

Mir selbst stehen in dem Band „Um die dritte Stunde" und „Von Oferus, der Sankt Christophorus ward" am nächsten. Wie in der erstgenannten Geschichte der Tod des großen Pan mit der Kreuzigungsstunde zusammengeschaut ist, wie dieses Mysterium in ein einfaches Dasein eingeschlossen und darum noch bedeutsamer wird, das rührt unmittelbar ans Herz, jenseits aller Literatur, und ist dennoch eine ganz feine und starke Künstlerarbeit. Und ebenso steht es mit diesem riesigen Gottsucher Oferus, der so schlafwandelnd nach dem stärksten Herrn tastet, um ihn in dem Kinde auf seiner Schulter zu finden. — Aber kaum geringer ist die farbige Kunst in den anderen, nur in der „Medaille" und im „Pilatus" scheint sie mir nachzulassen. Freilich geben auch sie eine Tönung, die innerhalb des Ganzen schwer zu vermissen wäre. — Sehr merkwürdig ist es, wie im „Cletus" wohl zum erstenmal die sonst verborgene ironische Ader der Dichterin in dem im übrigen gleichartigen Gewebe sichtbar wird.

Wie die Gestalten der Erzählungen sich auf einem unendlichen Hintergrund bewegen, so treten sie auf den beigegebenen Holzschnitten licht und leise getönt aus dem umgebenden Schwarz, den Eindruck des Ganzen fortleitend und verstärkend. Auch dem Verlag gebührt Dank, daß er die Bände von Ruth Schaumann so geschlossen ausstattet.

München Ludwig Gorm

Plakate. Von Paul Wertheimer. Heitere Geschichten von Dingen, Tieren und Menschen. Mit Federzeichnungen von Franz Wacik. Wien 1929, Paul Zsolnay. 240 S.

Dies ist ein ganz seltener und höchst delikater Typus von Erzählungsstilleben, kleine holländische Bildchen, die oft tote, scheinbar tote Dinge einrahmen und doch von einem unbändigen Leben voll sind. Die feine Genrekunst ist über den weltanschaulichen und gesellschaftlichen Problemen, über der kosmischen Einstellung im Dichterischen schon beinahe verloren gegangen fast, haben wir vergessen, daß Zeiten großer Kunst eine gemalte Blume und einen Fleischerladen nicht verschmäht und nicht geringer als Heiligenbilder geschätzt haben. Hier ist etwas von dieser alten intimen Kunst ins Moderne und ins Dichterische übertragen. Zwei Zigaretten liegen in einer Schale beisammen, die eine heftig zerbissen, die Ränder zerfranst, die andere ganz zärtlich behandelt, nur

Digitized by Google

Genießerlippen nur obenhin berührt; aus diesem Anblick steigt die Tragödie der beiderseitigen Herren auf. Oder ein kokettes Damenschirmchen im Ständer eines Kaffeehauses befreundet sich mit einem ungefügen Hofratsschirm, mit großer Schlauheit bringt es eine Verwechslung zustande und eine Ehe. Es ist eine ganz eigene Kunst, aus wenig, fast aus nichts ein anmutiges Etwas zu bilden, und diese Kunst wird von uns Schwerblütlern nicht genug geschätzt. Hier erscheint sie anders als bei den Franzosen, nachdenklich, symbolisch und im tiefsten pessimistisch (aber dies muß nicht jeder bemerken). Manches Stück ist eine Fabel, ein anderes eine Parabel oder eine Anekdote mit doppeltem Boden, alles fein ausziseliert im Gegenständlichen und im Sprachlichen. Die Tierfabel, die Eigenschaften und Geheimnisse der Menschen sonderbar verbogen spiegelt, ersteht neu, und in den Humor fallen tragische Schatten: da ist das Rennpferd, das vor den Pflug gespannt wird, die Krähen überm Schlachtfeld stürzen sich, berauscht von Menschenblut, übereinander, wie noch nie zuvor Krähen getan haben; und da ist der Professor, der einen gräulichen Drachen mit seinem alten Regenschirm siegreich bekämpft. Alles dies ist originell und nachdenksam empfunden, es mutet wie ein Intermezzo zwischen größeren Werken an, Intermezzo eines Lustspieldichters, reich, saftig und doch mit leichter Hand aufgerichtet.

Wien E. Lucka

Die Liebes-Ehe. Von Hermann Kesten. Berlin 1929, Gustav Kiepenheuer. 206 S.

Die unter diesem ironischen Titel vereinigten zwei Novellen sind Früharbeiten des inzwischen sehr bekannt gewordenen Verfassers des „Josef sucht die Freiheit" und des „Ausschweifenden Menschen". Die sprachliche Gestaltungskraft Kestens, die seine inhaltlichen Vorwürfe mit einer bewunderungswürdigen Wortakrobatik in den Hintergrund schiebt, ist schon bei diesem Jugendwerk spürbar. Wir verweisen auf den im Oktoberheft erschienenen Aufsatz über das Schaffen Hermann Kestens.

Paris Josef Breitbach

Zwölf Mann und ein Kapitän. Novellen. Von Theodor Plivier. Leipzig 1930, E. Weller & Co. 273 S. M. 3,50 (6,—).

Nach der ausgezeichneten Reportage „Des Kaisers Kuli" erscheint jetzt ein belletristisches Werk dieses neuen Autors. Was ihm von Jack London, mit dem er auf dem Streifband verglichen wird, unterscheidet, ist sein außerordentlich starker Stilwille, der sich allerdings an manchen Stellen in einer romantischen Sprache etwas zu aufdringlich dartut.

Die Themen der einzelnen Novellen hätten zu einfachen, wirkungsvollen Reportagen gereicht. Sie spielen an der Salpeterküste, auf Seglern, in kleinen Häfen, auf einer Bleigrube. Eine bunte Welt, über die schon mancher als Künstler gestolpert ist. Sie dient Plivier nur als Hintergrund, obwohl er offensichtlich sehr in sein Milieu verliebt ist. So sehr, daß ihm kleine Geschmacklosigkeiten unterlaufen. Sätze wie: „nocte buena ist" sind unerträglich, solange dieses „ist" nicht in einem ironischen Zusammenhang mit Vorhergegangenem steht. Die spanische Sprache hat es ihm überhaupt angetan. Plivier liebt das Farbige, Knallige, seine Erzählungen sind an Eindeutigkeit nicht zu übertreffen, mit Ausnahme der Geschichte „Für die Prinzessin", in der die sexuell ausgehungerte Mannschaft eines gottverlassenen Seglers durch die Vorbeifahrt der Yacht der Prinzessin von England (die ihren Rock im Winde herüberwehen läßt) in allen Sinnen aufgepeitscht, sich an der Tötung zweier Haie guttut. Heiliger Sigmund von Wien! Es fließt viel Blut in diesem exotisierenden Buch und die Leidenschaften wogen wie in einer Verdi- oder Werfelopet. Die große kollektivistische Erzählung „El Nino" fällt leider auseinander und bleibt in der Beschreibung der Dekors hängen. Das Ganze sehr unterhaltend.

Paris Josef Breitbach

Das Kind und die Wundmale. Roman. Von Lily Hohenstein. Vorwort von Paul Ernst. Berlin 1929, Deutsche Buchgemeinschaft G. m. b. H. 445 S. Geb. M. 4,90.

Der Jugendpreis deutscher Erzähler ist diesem Roman verliehen worden, und das kompliziert für mich die Frage, die ich mir mit aller Gewissenhaftigkeit stelle: wie kommt es, daß auf mich dieses von ernsthaften Leuten geschätzte und auch für mein Gefühl bedeutende Buch so vordringlich und durchaus den Eindruck des Unleserlichen, des Schmökers macht? Ich habe es gelesen, ich nenne es selber bedeutend, trotzdem kann ich nicht anders: es ist ein Un-Roman, es ist für meinen Begriff das gerade Gegenteil des erzählerisch Vorbildlichen oder auch nur Interessanten.

An der Fabel liegt es nicht, denn keine Fabel ist an sich „unaktuell", selbst wenn sie so ausgesprochen vorkriegsmäßig ist wie hier (dabei spielt das Buch größtenteils nach der Inflation!). Ich habe nichts gegen diesen Heinrich Faber, den eine Verkrüppelung feinnervig und beladen macht, habe nichts gegen seine zarten erotischen und seine reichlich katastrophengesegneten zufälligen Erlebnisse, auch nichts gegen den symbolischen Titelgedanken: den in der Kindheit erworbenen Komplex schleppst du dein Leben lang, bis du durch Pflicht und Güte dich erlöst. Alles Inhaltliche soll mir recht sein, ja ich verneige mich vor der Verfasserin: sie kann Szenen malen, so sehr, daß ohne mein Dazutun einige Bilder aus ihrem Roman so lebhaft vor mir stehen, wie sonst nur Seiten, die man als Kind gelesen hat.

Ich komme zum Grund meines Mißvergnügens. Das Erzählerische, meine ich, ist im Gegensatz zum Stofflichen wandelbar; der Stil wechselt, er bringt es mit sich, daß ein Buch heute und nicht übermorgen geschrieben wird, und er macht — für mein Gefühl — daß der Roman der Hohenstein heute schlechterdings nicht (ich glaube: nicht mehr) zu lesen ist. Sein Stilfehler beruht in einer gewissen falschen Chroniken-Manier: jeder unwesentliche Vorgang, jedes Händefalten, jedes Schweifwedeln des Hundes Cora, weckt einen Bedeutungskommentar, einen Symbolstrom — es wird beständig „das Innerliche" zelebriert. Das Innerliche aber, sagt ein Gesetz, darf nicht üppiger blühen als das Äußere, sonst entsteht ein Wust, ein unmotiviertes Barock.

Es entsteht das Phänomen des Bombastischen, das was — negativ gewendet — Kitsch heißt. Jeder Erzähler ist dieser Gefahr, weil sie aus seinem Handwerk eo ipso entspringt, ausgesetzt. Diese begabte Verfasserin ist ihr — leider — gänzlich erlegen.

München W. E. Süskind

Sie sind jung. Von Heinrich Mann. Wien 1929, Paul Zsolnay. 284 S.

Die einzelnen Stücke dieses Prosabandes waren schon früher zu lesen. Die Sammlung hat den Charakter und den in diesem Fall sehr beträchtlichen Reiz eines Lesebuchs. Wieder einmal stellt sich heraus, daß Heinrich Mann ein Schreibkünstler ersten Rangs ist, von dem Schüler gleichwie Professoren

Digitized by Google

Stil lernen könnten, den einfachsten und den ebenso schweren raffinierten — und sogar die Unarten sind gratis in Beispielen beigegeben. Es erweist sich abermals, daß dieser Stil faszinierend, zum Vortrag einladend, durch Sparsamkeit berückend ist, daß er aber sinnlich nicht lange vorhält. Es ist sozusagen ein riechender Stil — wie Gerüche fesselt er intensiv, dauert aber in der Vorstellung nicht nach, am ehesten, wo eine südliche oder sonnige, eine leidenschaftliche Landschaft dargestellt ist.

So — als Genuß und Lehrstück zugleich — ist jede dieser Kompositionen (außer Bibi) ein Leckerbissen, oft ein hinreißender. Einige sind mehr: die in Komik wurzelnden Anekdoten der „Römischen Chronik" und die wahrhaft weisen und bis ins Herz dringenden Erinnerungsstücke „das Kind".

München W. E. Süskind

Frieden im Krieg. Ein Roman aus dem Carlistenaufstand. Von Miguel de Unamuno. Übersetzung aus dem Spanischen von Otto Buek. Berlin 1930, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag, G. m. b. H. 383 S.

Der Stoff dieses Romans ist ein umfassender, insofern darin alles dargestellt wird, was in den Kreis des Tortenbäckers Pedro Antonio Iturriondo hineinreicht, von seiner Geburt an bis in seine alten, einsam reichen Tage. Und das ist viel: nicht nur Liebe und Haß, Not und Glück, Entbehrung und Genuß; nicht nur Frauen und Freunde; nicht nur Weib und Kind, auch die Nachbarschaft, auch die ganze Stadt und das Land, worin sie liegt. Diese Stadt ist der Mittelpunkt eines uralten Völkchens, das Jahrtausende lang sich im Leben des jeweiligen Herrenvolkes auf der iberischen Halbinsel ein Sonderdasein zu wahren bestrebt war, oft glücklich, oft unglücklich, manchmal einig, mitunter zwieträchtig. Es ist das baskische Völkchen, einst selber Herrenvolk, seit Jahrhunderten aber Gastvolk mit uralter Sprache. Daraus folgten uralte Denkgewohnheiten, Empfindungen und Sitten, mit denen es, umbrandet von jüngeren Völkern, sich immer schwieriger behauptete. Stück nach Stück starb etwas von ihm. Stück nach Stück erneuerte sich aber auch etwas an ihm, denn es wollte sich erhalten, und das kann niemand, ohne sich zu entwickeln. In großen Spannungen, oft auch Überspannungen kämpft es heute noch am Golf von Biskaya. Ständig befindet es sich im Kriege. Obschon das ja mit jedem Volk der Fall ist, so geschieht es doch bei den Basken unter Voraussetzungen, die diesen Krieg besonders furchtbar und fruchtbar erscheinen lassen. Nicht ohne innere Anziehung ergibt es sich leicht den „Insurgenten", aber nur jenen, die alte Rechte verfechten. Deshalb hat es sich auch in die langjährigen und langwierigen Bemühungen des Don Carlos Maria de los Dolores Juan Isidoro José Francisco, Herzogs von Madrid, des Erben der Thronansprüche des Grafen Montemolin verstricken lassen und in den grausamen und blutigen Kämpfen gegen seine „liberalen" Feinde eine sehnsuchtsvolle, von Glück und Unglück dramatisch bewegte Rolle gespielt.

All das greift in das seelische Leben des schlichten Basken und Tortenbäckers Don Pedro Antonio Iturriondo und das seiner Frau und seines Sohnes ein. Es weckt Leidenschaften; es verschlingt Kräfte und läßt starke Andenken zurück. Dunkles erregt es, um es zu klären. In der Art eines Malers, also immer zu sichtbaren Bildvorgängen hin, ist dieser Stoff meisterhaft mit bunten Farben gestaltet. Die sehr leuchtende, aber auch oft regnerische Luft der baskischen Landschaft spürt in dem Buch jeder, der einmal Bilbao und seine Umgebung besucht hat. Don Quijotes vererbtes feines Empfinden vom Schein aller irdischen Dinge, verbunden mit einer besonderen Ironie zu allem, was zu ernst, zu schwer, zu wichtig und deshalb falsch genommen wird, lebt in einer großartigen Weise im Verfasser dieses Buches nach. Es läßt ihn alles in einer wunderbaren, lebendigen Distanz darstellen. Es läßt ihn zu jenem wesentlichen Ergebnis kommen, das der Titel schon andeutet: „Frieden im Krieg," nämlich die innere Ruhe, die seelische Kraft zum Kampf gegen die Kämpfe der Welt. Ein kurzes, aber aufschließendes Nachwort des Verfassers erinnert den Leser an die europäische Bedeutung der baskisch-spanischen Carlistenkämpfe und ihrer äußeren und inneren Folgen.

Berlin-Wilmersdorf Hans Roselieb

Alfred Bock-Buch. Herausgegeben von Will Scheller. Marburg 1929, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung (G. Braun). 272 S.

Zu Bocks 70. Geburtstag haben einige Freunde des Dichters dieses Buch herausgegeben; es enthält einige Erzählungen und Bruchstücke aus seinen großen Romanen.

In Alfred Bock besitzt das schöne Hessenland einen seiner besten volkstümlichen Erzähler, einen klaren Künder des werktätigen Lebens, der es verdienen würde, mit seinem Werk und Namen in weitere Kreise einzudringen, als es bisher geschehen ist.

Der Dichter, der schon in jungen Jahren philosophische und literarische Studien trieb, ist von seinen vielen Reisen, die ihn bis in den Orient führten, immer wieder in seine Heimat zurückgekehrt. Dort war seine Familie seit vielen Generationen seßhaft, und dieses Gefühl der Zugehörigkeit zu Stadt und Land entwickelte in dem Heranreifenden den lebendigen Sinn für die Gegenwart in einer ganz bestimmten Richtung und gab den erzählenden Arbeiten Tönung und Grundlage.

Zunächst hatte sich Bock durch einige Zwischenstadien durchzuarbeiten, wie sie keinem um die künstlerische Ausdrucksform Ringenden erspart zu sein pflegen.

Festen Boden betrat der Autor aber, als er sich der erzählenden Prosa zuwandte und mit sechs Erzählungen, vereinigt zu dem Bande: „Wo die Straßen enger werden", Proben seines gereiften Könnens bot.

Diesen schlichten Verheißungen folgte zwei Jahre später eine Erfüllung in dem Roman: „Die Pflastermeisterin." Hier wird ein Ehethema behandelt und das Motiv von jüngeren Mann und der zu alten Frau mit derbem Realismus gestaltet, der in konsequenter Entwicklung der Hauptfigur an das tragische Ende gelangt.

Es folgten dann: „Der Flurschütz", „Kantor Schildknechts Haus", „Hessenluft", ein Heimatbuch im besten Sinne, und der auch ins Französische übersetzte Roman: „Die Pariser." Ein gemeinsames Merkmal dieser Bücher bildet die gerade Schlichtheit eines Autors, der, unbeschwert durch literarische Ambitionen volkstümlich erzählt, gewissermaßen wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Alfred Bock hat etwa auf den Traditionen Auerbachs weitergebaut, doch sind seine Gestalten aus den werktätigen Kreisen des Hessenlandes gebundener in ihrem Mitteilungsbedürfnis, und so fehlt seinen Romanen gelegentlich bis zur Kargheit jene gesprächige Breite, die den äußeren Umfang von Büchern weitet, indem sie dem Verlangen nach großen Romanen entgegenkommt, die indes nur dick sind.

St. Andrae-Wördern Albert Leitich

Digitized by Google

Liebe am laufenden Band. Roman. Von Siegfried von Vegesack. Berlin o. J., Universitas Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft. 228 S. M. 3,20 (4,80).

Der Titel verspricht Amüsement, der Waschzettel Problematik. Das Buch gibt keins von beiden. Vegesack will die diversen Liebes- und Ehereformler widerlegen und führt deshalb seinen moralischen Helden in ein sonderbares Sanatorium, wo ein Dr. Hirner die Gemeinschaftsehe verkündet. Von der Gemeinschaftsehe sieht man allerdings nicht viel, da sich die versammelten Witzblattfiguren meist eindeutig entscheiden. Mit Ausnahme des moralischen Helden, der gleich zwei Liebesabenteuer beschert bekommt: eins mit einer Hysterikerin alter Schule (Schrei nach dem Kind) und eins mit einer dito neuer Schule (Schrei nach der Abwechslung). Hierauf ist er „bereit für das größte, für das gefährlichste Abenteuer: die Ehe". Wenn das nur gut geht!

Berlin — Lili Lorsch

Juden in Ketten. Roman. Von Joseph. Delmont. Leipzig 1929, Wilh. Grunow. 385 S. M. 4,— (6,—).

Es gehört viel Mut dazu, ein solches Buch zu schreiben: Über einen Stoff nämlich, den zehn Romane nicht ausschöpfen könnten: Vorkriegsrußland, politische Geheimbünde der Studenten, erbarmungslose, grausame Obrigkeit, Polizeiterror, Spitzeltum, berüchtigte Femeorganisation der „Ochrana" mit ihrem weitverzweigten, hyperzaristischen Anhang, der „Schwarzen Hundert". Dazu ein Milieu kleiner Juden aus einer Stadt, in der sie noch im halben Ghetto leben, wo Pogroms und Überfälle fast an der Tagesordnung sind. Es könnte sich nicht leicht ein dankbarerer Stoff ergeben als dieser — dennoch, um so verantwortungsvoller müßte derjenige ans Werk gehen, der ihn von neuem gestalten will. Das jüdische Problem auf der einen Seite, die allgemeine Situation der vorrevolutionären Bewegungen und ihrer Schicksale auf der anderen haben bereits eindringliche Darstellung gefunden. Hatte das Buch von Joseph Delmont noch ein Recht? So, wie es dem Titel nach zu sein verspricht, gewiß nicht. „Juden in Ketten" sind durchaus nicht die einzigen, die gefesselt in unendlich langen Zügen durch die sibirischen Steppen zu den Bergwerken und Zuchthäusern wandern mußten. Die Prätentionen des Buchs sind grundfalsch, als ob das Schicksal eines beliebigen Juden, der diese Dinge alle mitmachen mußte, diese Dinge zu etwas Besonderem höbe. In der Studentenverbindung, die durch einen jüdischen Verräter auffliegt, sind fast ebensoviel Juden wie Christen, die Behandlung des Haschele Kalisch, eines typischen ideologisch verträumten Revolutionärs ist keine wesentlich andere, weil er Jude ist.

Die Zeichnung einzelner Figuren ist sehr prägnant, Menschen wie der getaufte kleine jüdische Musiker, der ein Leben lang nach seiner „Mitzi", wegen der er Christ wurde, sucht, von der sich am Ende herausstellt, daß sie von einer jüdischen Mädchenhändlerin verschleppt und zugrunde gerichtet worden ist, haben etwas Rührendes. Das Buch ist sichtlich von einem Österreicher geschrieben, weswegen die russischen Polizeikreaturen sich in k. und k. Soldatenton unterhalten, was nicht sehr wahrscheinlich klingt.

Leider ist über den Stil nicht viel Gutes zu sagen: Er ist nicht frei von Banalität, ist gelegentlich sogar unzulänglich, um die an sich herrlich begriffenen Situationen adäquat zu gestalten.

Man darf nicht zuviel verlangen: Es müßte ein Zola kommen, um den jüdischen und den russischen Roman der zaristischen Militär- und Beamtenherrschaft so bis ins Letzte und bis ins Größte zu durchgeistigen, daß wir das Gefühl hätten, alles zu erleben und ganz zufrieden zu sein.

Berlin — H. M. Grünwald

Heimat wider Heimat. Roman. Von Gustav Schröer. Gütersloh 1929, C. Bertelsmann. 306 S. M. 5,—.

Gustav Schröer, der thüringische Dichter und Bauernschilderer, hat in dem vorliegenden Roman sein ureigenstes Gebiet verlassen, ist in das Kleinbürgertum einer Kleinstadt hinabgestiegen und malt nun, ein Spitzweg der Feder, behaglich und breit all das Enge und Kleinliche, das nun einmal mit all der spießigen Behäbigkeit verbunden ist. Wohl rauscht von den nahen Dörfern dann und wann ein starker Strom herein, und dann atmet man erfreut auf, weil man Kraft spürt, nicht nur starke, fordernde Lebenskraft der geschilderten Personen, nein, auch die starke Darstellungskraft des Dichters, die beim Ausmalen des Kleinstadttratsches nicht immer in die Erscheinung tritt, an mancher Stelle ihn sogar verläßt und einer schleppenden, belanglosen Schilderung Platz macht. Es ist viel Liebes und dichterisch Gutes in dem Buch; aber von einem Vorwärtsschreiten seines Verfassers legt es kein Zeugnis ab und hält neben seinen besten früheren Romanen nicht stand.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Das Paradeis. Roman. Von Viktor von Kohlenegg. Stuttgart und Berlin 1929, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 289 S. Geb. M. 6,80.

Manchmal möchte man dieses Buch hinwerfen, weil man sich ärgert an der permanenten Skurrilität dieser Art des Schreibens. Dieser Guido Siebelind, der da dem Sündenbabel Berlin Valet sagt und sich nahebei im „Paradeis", einem kleinen Haus an Wald, Dorf, See, schriftstellernder- und sinnierenderweise einspinnt, dieser zeitflüchtige Knurrhahn fällt uns mit seinen Salbadereien mitunter auf die Nerven, aber wie er die schöne Frau Dorothee, Schauspielerin in zeitweiligem Ruhestand, findet, liebt, an ihr aufblüht, aufjubelt in seinem Wesen, Wonne gibt und empfängt, wie so das Buch Beine bekommt, aus der Einsiedelei fortläuft und doch wieder nach Berlin gerät, wie die Liebesfanfaren dann verlöschen und nur ein Buch dem wieder Einsamen als Frucht bleibt, wie er dann, gestählt trotz allem und zur Zeit und Gegenwart zurückgeführt durch sein Erlebnis, das Paradeis verläßt und als Reiseschreiber für Zeitungen auf einem kleinen Dampfer um die Welt fährt, das läßt man sich gefallen, denn es steckt hinter Siebelind-Kohleneggs Ichverborgenheit und Wortgetön viel echte Natürlichkeit, viel schmerzliches Erlebthaben einer entgötterten Zeit. Viel von Raabes weisheitsvoller Schrullenhaftigkeit steckt in diesem merkwürdigen Kohlenegg, dessen Menschen aus lauter Zartgefühl sich und anderen gegenüber immer so drumrumreden, wenn sie ihr eigenstes Lebenszentrum, wichtigstes Dasein, wichtigste Werte und Möglichkeiten von heute meinen. Ein närrisches Buch von einem Narren, der doch ein Mensch ist.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Hoffnung auf Licht. Roman. Von Franz Herwig. München 1929, Josef Kösel & Friedrich Pustet. 373 S. Geb. M. 8,—.

Franz Herwig ist Dichter. Aber gerade deshalb darf dieser neue Roman nicht ohne Widerspruch bleiben; denn wenn Dichten ein restloses Verdichten von Gehalt und Ge-

Digitized by Google

stalt, von Idee und Form ist, so machen sich diesmal allzu schroff Lücken bemerkbar. In erster Linie wohl durch die innere Unbereitschaft des Motivs, dem der Verfasser schon mehrere Werke abgerungen hat und das trotz besten Willens nicht mehr weiterzuführen ist. Dann aber auch durch den Mangel an Einsicht, wo die Grenzen der Gestaltungskraft liegen und inwieweit das eigene Können diesem Willen zu folgen vermag. Die Anerkennung des einen bedingt notwendigerweise die Ablehnung des anderen. Und der Kreis rundet sich nimmer, weil Naturalismus und Sentimentalität ein gar zu ungleiches Gespann sind. Immerhin aber hegen wir Hoffnung für den Dichter, den wir vieler anderer Werke wegen schätzen und lieben, Hoffnung auf Licht!

Koblenz — Alexander Baldus

Die blaue Kugel. Von Otto Willi Gail. Breslau 1929, Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn. 158 S. Geb. M. 4,50.

Ein harmloses Buch, das im Gegensatz zu vielen anderen derartigen Gebilden nur die Tendenz zeigt, nicht harmlos zu erscheinen. Aber die Erscheinung trügt bei näherer Untersuchung; denn die Vaihingersche Fiktionalphilosophie des Als-ob, die der Verfasser in seinen drei Geschichtlein zu erhärten versucht, ist heute ebenso überholt wie der Stil eines gewissen Zeitungsfeuilletons. „Die Zeit ist durchgegangen" bekennt der philosophierende Poet am Schluß. Jawohl! Dann aber ist eben auch seine ganze „blaue Kugel" — blauer Dunst!

Koblenz — Alexander Baldus

Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Zeitroman. Von Richard Colerus-Geldern. Steyr 1929, Vereinsdruckerei. 312 S. Geb. M. 8,50.

Dieses Buch hat trotz des Geleitwortes der Handel-Mazzetti mit Dichtung nicht das Geringste zu tun. Es ist reine Tendenz auf weltanschaulicher und sozialer Grundlage. Mit jener zu rechten kann und darf nicht Aufgabe der „Literatur" sein. Und da sonst keinerlei künstlerische Werte vorhanden sind, muß diese Feststellung hier genügen.

Koblenz — Alexander Baldus

Menschen im Zwinger. Von Paul Blum. Leipzig, Otto Hillmann.

Menschen im Zwinger, das sind die Internierten während des Krieges, die plötzlich von einer Anklage, einer Verhaftung überraschten. Sie haben von den heulenden Nächten über den Gräben nichts gehört, sie haben den krachenden Tod nicht gespürt, aber die Feindseligkeiten und Erfindungen kranker mosachistischer Gehirne ertragen. Da leben sie, zusammengewürfelt, Männer, Frauen, Kinder, Phantasten, Wirklichkeitsmenschen, Heuchler, Kohlhaase nebeneinander, miteinander; warten bis das Tor aufgeht, durch das man sie vor ein paar Jahren hineingepfercht hat; warten auf den Mond, auf den Frühling, auf die Heimat. Da die Not, das Elend, der Irrsinn an der Front übermenschlich größer war, hat man sie vergessen. Die Kommandanten und ihre Assistenten haben dieses Vergessen künstlich vergrößert durch die gemeine Art Briefe, Erinnerungszeichen zurückzuhalten, zu vernichten. Ihr Leiden war kleiner als das der Kriegsgefangenen, winzig gegen den verstörten Blick eines Todwunden im Trommelfeuer, aber sie haben mitgelitten . . . wofür? Paul Blum hat einen Fehler und Vorzug. Dieser ist: die sentimentslose und doch von innen, vom Erlebnis her beschwingte Darstellung, die unpathetische Form des Berichts. Jener aber ist: die Vermengung von philosophischer Betrachtung und lebendiger Gestaltung, die gedankliche Formulierung von Dingen, die nur durch das menschliche Handeln und Sein in unser Herz eingehen können. Es ist gewiß durch seine Haltung ein erfreuliches Buch, aber die große Erschütterung, die ein Dichter auch durch das kleinste Leiden auslöst, bleibt ihm versagt. Man muß es mit der Bescheidenheit lesen, mit der es geschrieben ist. Und das ist schon in dem Marktgeschrei der Kriegsliteratur sehr viel.

Berlin — Guido K. Brand

Das Hotel zum Paradies. Von Adolf Uzarski. München 1929, Delphin-Verlag. 200 S. Mit 100 Zeichnungen des Verfassers.

Eine belanglose Handlung, sehr ergötzlich erzählt. Eine Handvoll deutscher Sommerreisender lebt ihr Spießerleben ferienmäßig im dummen und hochnäsigen Überschwang, vermeintliches Kulturträgertum in fremdem Land zu dokumentieren. Dabei haben sie trotz allem pathetisch Unbedingten den rührenden Zug des Determinierten, das im Grunde ihrer Seele verankert ist. Der olle Pauker Kämmerling, der Ideologe und Schubertverehrer, nicht weniger als der brave Spießer Petermann, der „doch weiß Gott nicht 'n X-Beliebiger", sich geehrt fühlt, von einem Oberstadtsekretär Milbenfuß angerempelt zu werden. Daß sie einem Hochstapler aufsitzen, ist ihnen fast eine Ehre. Daß die Gestalten so echt, so wenig gewaltsam verzerrt wirken, ist vor allem auf den hörbar lebendigen Dialog zurückzuführen, den die flotten und lustigen Bilder des Verfassers zu sprechen scheinen.

Wien — Friedrich Wilhelm Illing

Lyrisches

Die Kinder und die Tiere. Einundzwanzig handkolorierte Holzschnitte mit Versen. Von Ruth Schaumann. München 1929, Jos. Kösel & Friedr. Pustet. 48 S. M. 7,50.

In den mittelalterlichen Tierbüchern findet man eine symbolisch-allegorische Ausdeutung der fabelhaften Berichte, die aus älteren Quellen gläubig übernommen sind. Die Naturwissenschaft lächelt darüber. Aber es steckt wohl ein sehr ernsthaftes Bedürfnis dahinter, nach dem einen Reich. Ich glaube nicht, daß Ruth Schaumann je ein solches altes Tierbuch gelesen hat, aber ein verwandtes Bedürfnis treibt aus ihrem eigenen Leben und dem ihrer Kinder eine viel vollendetere, dichterische und bildnerische Verwirklichung jenes einen Reichs. Sie sieht im Dasein der Tiere und in ihren Schicksalen jene Spur göttlicher Bestimmung, in die eine tiefe Erkenntnis für den Menschen eingesät ist, der sich ihr liebevoll naht. Mit leiser Hand, gleichnishaft, hebt sie diese Lehre den Kindern ans Licht. Durch das Wort wie durch das Bild, die beide als zwei gleichgebildete Knospen erblühen.

Schlichte Vereinfachung ist die Musik, in der das Geschaute schwingt. In den Holzschnitten beschränkt sich die Künstlerin im Gegenständlichen auf die Hauptform der tierischen und kindlichen Gestalten, und setzt dazu nur das an Umwelt, was für den inneren Bezug notwendig ist, dem auch die leichte Farbtönung dient. Die innere Form der Gedichte entspringt unmittelbar dem seelisch-symbolischen Gehalt, sie ist die geschaute und mit den Worten wieder aufgebaute

Digitized by Google

Synthese aus der tiefen Verwandtschaft beider Lebensreiche und ihrer Strebung nach dem Ewigen.
Diese innere Harmonie schwingt in den Bau der Sätze, der Zeilen, der Rhythmen hinüber, die mit dem Zauber einer mütterlichen Stimme gesagt sind. Die Verantwortung einer Mutter, die ihren Kindern vom göttlichen Wesen der Dinge spricht, hat diese reinen und schlackenlosen Gedichte geschaffen.

München — Ludwig Gorm

Begrenzung. Gedichte. Von Max Reuschle. München 1930, Georg Müller. 72 S. Geb. M. 3,—.
Er sagt in dem Gedicht „Kaukasischer Teppich":

„Und weiße Linien — Elfenbein durch Alter —
Bau'n sich, umrahmend alle bunten andern,
Zu einer Kuppel auf, zu Dom und Psalter,
Um die bei Blum und Hütte Tiere wandern."

„Um die bei Blum": man erkennt, vor allem an der Pferchung der Verhältnisworte, den Georgischen Ton. Er sagt:

„Ich kreise um dein Wesen,
Wie Erde um die Sonn' —
Ich muß an dir genesen,
Du ewig reiner Bronn."

„Sonn — Bronn": man erkennt an dem altfränkischen Reim den Nachklang der Tradition. Die eigentliche dichterische Substanz der Gedichte ist nicht stark. Übliche Kritik würde sich entweder, liebelos, mit dieser Feststellung begnügen oder aber, unterscheidungslos, über die — nicht eigene, ganz Georgesche — Plastik einzelner, über die sorgsame, aber abstrakte Formung anderer Stücke in Begeisterung ausbrechen. In Wahrheit aber ringt in diesen streng gearbeiteten Versen eine, wie es scheint, nicht zu schöpferischer Dichtung bestimmte, dennoch schöpferische Seele um Ausdruck, und, vor allem, um Formung ihrer selbst. Auf diesen, mit letzten Maßen gemessen, uneigenen Versen liegt ein eigener, klarer Wesensschein, und er randet die Worte, die Zeilen mit einem blanken Lichtsaum. Der Wert dieser Verse stammt also nicht aus künstlerischer, sondern ethischer Substanz. Indem er an ihnen formte, formte er an sich. Und so ist der Sinn des Titelworts „Begrenzung" ein doppelter.

Wien-Döbling — Ernst Lissauer

Literaturwissenschaftliches

Don Quijote und Faust. Die Helden und die Werke. Von Joseph Bickermann. Berlin 1929, Arthur Collignon. 402 S. Geb. M. 9,—.
Eine formale und psychologische Analyse des Don Quijote setzt ein: Der Roman ist im Grunde formlos, die Kapitel könnten durcheinander geschoben werden, ohne daß man viel davon merkte, und ebensowenig wie das Buch ist die Persönlichkeit des Helden einheitlich aufgebaut. Aber in der Bewegung, im Fließen liegt eine Einheit neuer und besonderer Art, aus sehr vielen Zufälligkeiten und Begegnungen entsteht doch ein Ganzes, und weil jedes Element gleichwertig ist, weil eine eigentliche Hierarchie der Teile nicht besteht, weil Architektur, die immer etwas Künstliches haben muß, fehlt, darum verkörpert sich hier wirkliches Leben, aufgelöst in unzählige Einzelheiten. Bickermann geht so weit, zu behaupten, daß der Don Quijote „die größte Manifestation des integralen Lebens auf Erden sei". — Worauf es dem Autor in erster Linie ankommt, das ist der Nachweis, daß Don Quijote, „der fahrende Ritter", und Faust, „der fahrende Magier" (nicht die Dichtungen, aber die Menschen) miteinander zusammenstimmen und einen parallelen Weg gehen. Beide haben den ersten und den wesentlichen Teil ihres Lebens über Büchern zugebracht, plötzlich reißt es sie in die Welt und ins Abenteuer, ein jäher Wendepunkt tritt ein, sie irren und sie werden endlich erleuchtet. Diese Verwandtschaft wird nun ausführlich — und nicht immer sehr überzeugend — von Stufe zu Stufe erläutert. Faust soll in seiner Sterbensstunde Buße getan haben, und zwar, wie auch Don Quijote, aus Reue darüber, daß er aufgehört hatte, ein Mensch zu sein, daß er sich über alles Menschliche hinaus ins Ungeheure vermessen hatte, „hierdurch überwindet er den Teufel — den Wahn — in sich". Gerettet wurde endlich nicht der Faust der Tragödie, sondern „der integrale Faust", das heißt der frühere, von dem wir kaum etwas wissen, dessen Leben vor Beginn der Dichtung liegt, als er sich noch im Kreise des Einfach-Menschlichen beschieden hat. Don Quijote kann die Wirklichkeit der Welt über seinen Phantasien nicht sehen, Faust kehrt sich verdrossen von ihr ab, um mit Hilfe des Teufels neue Wirklichkeit zu finden und selbst zu schaffen. Es ist nicht allzu vergnüglich (und auch nicht allzu lohnend), den Gedankengängen des Verfassers zu folgen, er beweist uns etwa, daß sich Faust niemals strebend bemüht hat, also (nach den Worten Goethes) auch kein Recht an den Himmel ansprechen konnte. Er hat sich für einen Übermenschen gehalten, ist aber in Wahrheit nur ein halber Mensch gewesen. Der Schluß von beider Leben soll so ähnlich sein, daß man glauben könnte, Faust hätte den Don Quixote in seinem Kämmerlein belauscht. „Ich war verrückt, und jetzt bin ich bei Verstand, sprach der fahrende Ritter auf dem Sterbebett." So ähnlich soll auch Faust fühlen, der Ausblick auf einfache Menschenarbeit („Eröffn' ich Räume vielen Millionen, nicht sicher zwar, doch tätig frei zu wohnen") soll die Rückkehr zum Normalen bedeuten wie bei Don Quijote, der seine phantastischen Taten (um derentwillen ihn die Jahrhunderte geliebt haben) endlich bereut. Der Referent gesteht, daß er nicht folgen und schon gar nicht beistimmen kann. Ist denn die Heterogenität beider Welten: der spanisch-katholischen und der prometheisch-deutschen, ganz übersehen? Weder nach den Worten noch im Geiste leuchtet die Verwandtschaft ein. Zwar läßt Bickermann den „Faust" als eine „Spitzenleistung" Goethes gelten, aber „von allem Menschlichen lag das Faustische Goethe am fernsten". Der Vorwurf der Faust-Dichtung ist „mit Mängeln behaftet, durch die Vorstellung der Unendlichkeit verdorben", „auf ihm ließ sich überhaupt kein Werk aufbauen, in dem eine gesetzmäßige Entwicklungsfolge des Geschehens herrscht usw." Die Unzulänglichkeit des „Faust" wird gründlich bewiesen, der gesunde Menschenverstand exzediert — aber uns fehlt die Neigung, mitzugehen.

Wien — Emil Lucka

Theophilus. Maria. Von Hrotswitha von Gandersheim. Berlin, Anthroposophische Bücherstube. 79 S.
Die Anthroposophen als Retter des Kulturguts der Vergangenheit? Unlängst kam aus dem Steinerkreis die erste deutsche Fassung des „Perceval" von Chrestien von Troyes, jetzt werden zwei Epen Hrotswithas zum erstenmal in deutscher Sprache vorgelegt. Wird die anthroposophische Bewegung als Mittlerin der Weltliteratur in die Geistesgeschichte unserer Zeit eingreifen? „Fall und Bekehrung des Vizedominus Theophilus" ist bekanntlich das erste Faustgedicht in der deutschen Dichtung. Aber die ersten Ansätze zum „Faust" entstammen dem oströmischen Kulturkreis. Die lateinische Sprache ist gleichsam der Komposthaufen, unter dem deutsche

Digitized by Google

Art ihre Keime entfalten konnte, in antikes Gewand verhüllte sich etwas, was man als „deutsche Seele" zu bezeichnen liebte. Der Herausgeber und Übersetzer teilt auch die Sage mit, derzufolge die Nonne von Gandersheim eine griechische Prinzessin und Freundin der Kaiserin Theophano, der Gemahlin Ottos II., gewesen sein soll. Wie bei all diesen Legenden mag im Kern etwas Wahres daran sein. Lichter fallen auf den Weg des Mimus von Byzanz nach Deutschland: nicht nur in den Dramen der Hrotswitha, auch in dem Epos „Maria" sind die Elemente dieser hellenischen Literaturgattung zahlreich. – Die Übersetzung von Helmut Knauer ist ansprechend, gelegentliche Latinismen stören nicht, und am Ende gar künstlerische Absicht, die den antiken Charakter betonen soll. Zu bedauern bleibt es freilich, daß Paul von Winterfeld nicht mehr zur Nachdichtung der Schöpfungen Hrotswithas gekommen ist. Auch in den „Deutschen Dichtern des lateinischen Mittelalters" mußten die Hrotswitha-Proben – die Dramen – durch eine nur eben ordentliche Übersetzung – von Bendixen – wiedergegeben werden.

Berlin — Lutz Weltmann

Die deutsche Romantik. Von Ernst Borkowsky. Breslau 1929, Ferdinand Hirt. 184 S. M. 4,50.

Unter Romantik kann man ebenso eine allgemeine seelisch-geistige Haltung wie ein bestimmtes historisches Phänomen verstehen. Der Verfasser der vorliegenden Studie, die nicht auf selbständigen wissenschaftlichen Wert Anspruch erhebt, sondern nur eine Popularisierung der Ergebnisse der Forschung geben will, sucht beide Betrachtungsweisen zu vereinen. Gerade darin liegt ihre unbestreitbare Schwäche, weil damit dauernd der Blickpunkt verschoben wird. Die Wesenszüge der Romantik werden leider nur in großen Umrissen angedeutet, namentlich der starke Einfluß der Schellingschen Ideen nicht berücksichtigt. Noch immer sucht Borkowsky, in einer älteren Auffassung haftend, die Romantik als Reaktion gegen den Klassizismus zu begreifen, statt als stärkste Antithese zur Aufklärung. Sein Hauptteil mustert dann die romantischen Schöpfungen auf den Hauptgebieten der Prosa, der Lyrik und des Dramas. Damit wird wohl äußerliche Übersicht in das Ganze gebracht, aber die eigentlichen Triebkräfte treten zurück. Ob die ausführlichen Inhaltswiedergaben immer erwünscht sind, ist eine andere Frage. Im Grunde steht der Verfasser den jüngsten Forschungen fern, und er sucht das, was hier fehlt, durch ehrliche Begeisterung für seinen Gegenstand zu ersetzen. Auffällt vor allem die hohe Bewertung Zacharias Werners.

Dresden — Otto H. Brandt

Heinrich Lilienfein. Die Bedeutung der Künstlerpersönlichkeit für das dichtende Werk. Von Adolf Armin Kochmann. Vortrag gehalten am 21. November 1929 in der Lessing-Gesellschaft, Berlin, anläßlich des 50. Geburtstages des Dichters. Berlin, Goten-Verlag. 32 S. M. 2,20.

Bei aller geistigen Beweglichkeit Lilienfeins, bei allem Reichtum seiner Stoffwelt ist er im Grunde eine unkomplizierte Natur, und die Grundzüge seines Wesens sind nicht leicht zu verfehlen. Auch Kochmann hat sie in seinem Vortrag, der seinen Zweck als solcher gewiß erfüllt hat, richtig getroffen. Man muß ihm zustimmen, daß bei diesem Dichter der Nachdruck in besonderem Maß auf die Gesamterscheinung gelegt werden muß. Man mag auch die Bezeichnung „metaphysischer Individualist" gelten lassen, mit der sich freilich nicht allzu viel anfangen läßt. Wenig glücklich scheint mir die Zusammenstellung mit Galsworthy. Und befremden muß es, daß der Verfasser bei der an den Schluß gestellten „benutzten Literatur" lediglich seine eigenen zahlreichen Artikel und Kritiken über Lilienfein zitiert.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Aus Briefen und Blättern. Von Therese Schröer. Mit einer Einführung von E. S. Picht. Stuttgart-Den Haag-London 1928, Orient-Occident-Verlag. 143 S.

Aus tiefer Vergessenheit taucht hier die Gestalt einer Frau auf, die ihrer Zeit nicht nur als Freundin Karl von Holteis, sondern auch durch den sehr persönlichen Ausdruck, den sie für ein starkes Innenleben fand, viel bedeutet. Der Reiz ihrer Briefe an Holtei ist noch heute lebendig. Das Reizvollste an dieser zarten Frauengestalt aber ist, daß ein Hauch ihrer Zeit sie umgibt, sie selber fähig ist, diese Zeit eindrucksvoll genug zu vergegenwärtigen. Reizende kleine Züge aus dem Alltag, so wenn sie von ihrem Abwaschweib erzählt, die sich Zeit ihres Lebens eins nicht versagen wollte, die tägliche Tasse Kaffee und meinte, daß ihr die nicht hoch zu stehen komme, denn „Da nehm' ich um einen Kreuzer Milch, um einen Kreuzer Zichorie und um einen Kreuzer Zuckerpapier; das koch ich untereinander".

Wichtiger: auch die Religiosität dieser Frau trägt sehr erkenntlich den Zeitcharakter. Fundament alles ihres Glaubens ist der Unsterblichkeitsgedanke. Der entscheidet für sie nicht nur über Tod und Leben, sondern auch über Gott und Menschheit.

Und wieder ist es charakteristisch, daß diese Frau aus jener Zeit heraus, in der die sehr merkbare Annäherung des Protestantismus an den Katholizismus sich vollzieht, schreibt: „Am Karfreitag werde ich der protestantischen Kirche immer untreu. Sie kommt mir dann vor, wie ein Mensch, der sich alle Mühe gibt, gescheiter zu sein, als notwendig gewesen wäre und dadurch sich selbst lächerlich, doch andern langweilig erscheinen muß. Nicht alles ist mit dem Verstande zu verstehen, am wenigsten die Geschichte Jesu, am allerwenigsten die Geschichte dieses Tages."

Berlin — Ernst Heilborn

Verschiedenes

Die Ilias. Deutsch von Albrecht Schaeffer. Berlin-Dahlem 1929, Lambert Schneider. 345 S. Geb. M. 5,50.

Schaeffer hat seiner „deutschen Erneuerung" der Odyssee nun auch das Heldenepos von Troja folgen lassen. Er sieht mit vollem Recht hier von dem früher gewählten trochäischen Maße ab, dessen fallender Gang im Deutschen notwendig herabstimmend wirkt und allenfalls idyllische, keineswegs aber kampffreudige Stimmungen ausdrücken kann. Trotzdem vermag ich beim besten Willen auch diese Übertragung nicht zu loben und wünschte, der Dichter hätte Zeit und Kraft lieber seinem eigenen Schaffen zugewendet.

Der sogenannte Hexameter, wie ihn unsere Nationalliteratur, der griechischen Anregung folgend, allmählich herausgebildet hat, ist ein höchst ausdrucksvolles, schöpferisch zeugendes Versmaß, das unzählige Wandlungen zuläßt und dennoch eine gewisse Einheit wahrt. Der nicht unbegrenzte freie Wechsel zwischen stärker und schwächer ausgefüllten (drei- und zweisilbigen) Takten muß nur wirklich im dichterisch-epischen Sinne angewendet werden und immer schon an und für sich an der wortkünstlerischen Gestaltung mitarbeiten. Keinesfalls aber darf das Sprachmaterial mit Ach und Krach in das

Digitized by Google

„Schema" hineingepreßt werden, auf daß so ein Sechsfüßler zustande komme. Dieser „langgeschwänzte" Vers, von dessen rhythmisch-melodischer Eigenart im Griechischen wir so wenig wissen, zeigt sich im Deutschen bei rechter Behandlung hervorragend geeignet für eine Erzählung von langem Atem und von ruhiger Verhaltenheit gegenüber den erregtesten Ereignissen und Situationen; eben deswegen aber darf er nirgends den Eindruck des Gehetzten, des Verkrampften, des Gekünstelten hervorrufen, wie es unweigerlich der Fall ist, wenn deutsche mehrsilbige Worte um einzelne Wachton-Silben gekürzt, wenn Formwörter und Kompositionsteile von starkem Nebenton und schwerem Eigengewicht mit nichtssagenden oder „leichten" Füllwörtchen zusammen in eine Senkung gepreßt werden, so daß der Vers notwendig holpert und stolpert.

Freilich, das Vorwort sagt, diese Verdeutschung sei „in den Grenzen der Sprachbeweglichkeit wortgetreu. Sie bemühe sich, die Form, die Sprache, den Geist des Originals in ihrem uns fremden, einmaligen So-Sein ungefälscht wiederzugeben." Wir können diesen Grundsatz der Übertragung durchaus billigen; in diesem Fall wird keine volle „Eindeutschung" bezweckt, was bei einem so alten, so stark national bestimmten und stilistisch so ausgeprägten Denkmal immer ein mißliches Unterfangen bleibt, sondern es wird ein charakterisiertes Deutsch von eigentümlicher Patina angestrebt. Immerhin aber muß dieses Deutsch dem Leser ohne Kommentar eingehen; es kann altertümlich sein, zum Teil fremdartig wie etwa Luthers Bibeldeutsch, aber es darf nicht den Eindruck machen, als käme die Seltsamkeit durch Verrenkung des gegenwärtigen Deutsch zustande, oder besser, als müßte der Übersetzer unser Deutsch aufs Rad flechten, um gerade noch Sätze und Verse beider Sprachen in eine gewisse Einstimmung zu bringen und unter allen Umständen „deutsche Hexameter" zu bilden. Die viel gescholtene Übersetzung Vossens hat, so wie ich sehe, viel mehr Stil als die gegenwärtige, die ich hier absichtlich nicht mit anderen Versuchen aus der Gegenwart vergleiche. Die „lockenumwallten Achäer", die „saumnachschleppenden Weiber" und das „schwerwandelnde Hornvieh" sind auch Neubildungen im Deutschen, die das Original durchschimmern lassen, die aber aus dem Geist des Ganzen heraus (und zwar aus dem der ganzen Übersetzung heraus) leicht verstanden werden, und die in irgendeiner Weise so etwas wie Atmosphäre erzeugen, wofern sie nur nicht mit eiskaltem Rationalismus angefaßt werden. Vor allem: sie passen vorzüglich in den deutschen Vers hinein, zumal sie nichts von den gewaltsamen Tonbeugungen, den „falschen Spondeen" (Heusler) und dergleichen an sich tragen, welche die älteren Versuche in deutschen Hexametern so verdächtig gemacht haben. Aber wie wirken in unseren Tagen einer hochentwickelten Dichtersprache solche Bildungen wie „die unbemakelte Bettfrau" (das heißt Ehegattin!), die „Troinnen flechtenschön" oder die „schleppgewandigen Troinnen". Das letzte Beispiel zeugt von der Gewaltsamkeit der Akzentuierung und der Taktfüllung, wie auch z. B. „sähst im grausigen Getümmel" oder der Versschluß: „Das arge Zumaß Kronion". Geradezu verletzend wirkt eine Neubildung wie „armlicht"; man fühlt sich zunächst an Schillersche Eigenschaftswörter von der Art „stachlicht" erinnert, was eine drollige Vorstellung geben würde. Aber nein, es ist das griechische leukolenos, „mit weißen Armen" gemeint.

Um zu zeigen, daß wir hier nicht mit willkürlich herausgerissenen Einzelheiten arbeiten, sondern wie die Übersetzung als Ganzes wirkt, greifen wir ein Stücklein aus einem der schönsten Gesänge der Ilias heraus. Es handelt sich um den Abschied Hektors von Andromache (Gesang 6, S. 80 der Übersetzung). Wer das liest, wird vielleicht verstehen, warum wir uns mit der neuen Verdeutschung der „Ilias" nicht befreunden können:

Als er also gesprochen, entschritt der Helmschüttler Hektor.
Stracks aber kam er dann hin zu den wohlbewohnbarn
Gebäuden,
Doch Andromache fand er, die armlichte, nicht in den Sälen,
Sondern sie war mit dem Kind und der wohlgewandeten
Dienrin
Auf das skaiische Tor gestiegen, schluchzend und fließend.
Wie nun Hektor nicht traf die unbemakelte Bettfrau,
Trat er dann auf die Schwelle und sprach zu den hörigen
Weibern:
Kommet und sprechet zu mir, ihr Hörigen, dieses unfehlbar,
Wohin Andromache jetzt, die armlichte, ging aus dem Saale.
Ob sie zu einer der Schwägerinnen ging oder Mannsbruder-
Frauen
Oder zur Wohnstatt hin Athenas, wo auch die andern
Troinnen flechtenschön die furchtbare Göttin versöhnen.

Hamburg — Robert Petsch

Zugang zur Welt. Magische Deutungen. Von Friedrich Markus Huebner. Leipzig 1929, Klinckhardt & Biermann. 221 S. M. — 5, (6,50).

Über dieses Buch „sachlich" schreiben, hieße, sich seiner „Kraftsphäre" entziehen. Man wird ihm nur gerecht, wenn man in dieser Sphäre verbleibt. Das Lesen wird, so sehr es die Empfänglichkeit und Sammlung des Lesers erfordert, solcher Art zum Genuß, und es ist wirklich nicht leicht, dem Verfasser in seinen zum Teil brillanten Gedankengängen zu widersprechen. Und wo man sich hiezu versucht fühlte, man hat das Buch liebgewonnen, ehe man seine Kritik daran übt. Und darin scheint doch die Bestätigung dessen zu liegen, daß es eine solche Kraftsphäre gibt, die Ding und Idee, Mensch und Wort umgibt und die sich auch dem Leser dieses Buches mitteilt. Doch das mögen nur Gefühlsmomente, die Hochachtung vor dem klugen und feinsinnigen Verfasser sein; was aber wesentlich und „sachlicher" ist, das ist die Konsequenz des Systems, das Huebner mit der Klarheit des Philosophen und mit der gewinnenden Eindringlichkeit des Künstlers durchführt. Er führt Gestalt und Idee auf ein Drittes, den Totalitätsgrund, das Totum simul, zurück. Das Einswerden mit dem Weltganzen scheint ihm das erstrebenswerteste Ziel, das oberste dem Menschen mögliche Erlebnis. Die Liebe, und zwar gerade die übersinnliche Ekstase im Sinnenerlebnis, die das magische Band zwischen der erscheinungslosen und der Erscheinung gewordenen Welt knüpft, ist ihm einer der Wege über das Ich, das er die unterste, mangelhafteste Stufe menschlicher Inkarnation nennt, über irdische Zeiträume hinaus. So leugnet er natürlich auch eine Urfeindschaft zwischen den Geschlechtern. Über rationalem und instinktivem Denken steht die „Schau"; sie allein sei fähig, den Totalitätsgrund zu erfassen. Logisches Denken einerseits scheint ihm nicht weniger willkürlich zu verfahren als tierisches und frühmenschliches Denken andrerseits, da deren Ergebnisse doch nur Vorstellungen bleiben, ohne zur Schau des Totalitätsgrundes vorzudringen. Das Unbefriedigende von Fanatismus und Doktrin, der Extreme zweier grundsätzlich verschiedener Denkarten, wird uns damit begreiflich. Der „demiurgische Urdrang" manifestiert sich im Wesensuntergang, im Über-Ich, das sich, jenseits der Persönlichkeit, mit

Digitized by Google

dem Weltganzen in Kontakt setzt. Jenseits von ichbetonter Vernunft und unbewußtem Gefühl, werde das Es, der Totalgrund, im Menschen wirksam. Zwischen dem begrenzten Ich und diesem Es halte der faustische Drang die Mitte. Auf die Völker übertragen, kann diese „magische Auffassung der Welt auch den mächtigsten Planungen, Erschütterungen und Werken der Völker nur eine beiläufige, eine gewissermaßen anekdotische Bedeutung zuerkennen". Die Weltgeschichte sieht er darum nicht wertend, denn es gebe keinerlei Oben und Unten, auch keine Polarität der Gegensätze; der Totalgrund jenseits der von der Unfähigkeit des Menschen zu einer „einzigen Schaugebärde" angenommenen Gegensätzlichkeit der Weltdinge sei das Nirwana Buddhas und die Liebe Christi. Da aber auch nichts für sich selber, sondern jegliches nur durch seine Rückbezogenheit aufs Unendliche gelte, gelangt Huebner zur Leugnung der Identität. Der Mensch vermöge sich zu wandeln, zu „entwerden", sich im Sinne des Urgrundes zu vervollkommnen. Daher die Bedingtheit der Sittenlehren, die ja nur sekundär sind. Das einzige Gesetz der Seele sei, mit dem Leben „demiurgische Eintracht" zu halten, nämlich dem Dritten, dem Namenlosen, zuzusteuern.

Es ist ein gutes und wunderbares Buch in der Herzensleere und Rechthaberei unserer dogmenreichen Zeit.

Wien — Friedrich Wilhelm Illing

Marie von Olfers Briefe und Tagebücher 1870—1924. Herausgegeben von Margarete von Olfers. Berlin 1930, E. S. Mittler & Sohn. 355 S.

In dem vorliegenden zweiten Band dieser biographischen Dokumente vollendet sich uns das Lebensbild dieser erlesenen Frau, die bis zum Ende ihres fast hundertjährigen Daseins mit den Grazien und Tugenden aller Lebensalter geschmückt schien. In ihr verkörpern sich die Ideale ihrer Zeit. Die zeitlos sind; denn auch heute noch überkommt uns beim Lesen ihrer Briefe und Tagesnotizen sehnsüchtige Bewunderung angesichts dieser hohen sittlichen Kraft, die sich so wundervoll mit Genußfähigkeit paart. Beglückt und dankbar atmen wir die Atmosphäre warmen, reichen Menschtums ein, die von diesen Blättern ausgeht. So wie man in gesundender Höhenluft atmet.

Und in Höhenluft lebte sie wirklich! All ihr Tun und Unterlassen war kristallene Reinheit.

Die Herausgeberin, ihre Nichte — und überdies ihr innig seelenverwandt —, hat uns auch diesmal, wie bereits im ersten Bande, durch weise Auswahl der Veröffentlichung und durch ihre orientierenden kurzen Hinweise, die den Text begleiten, als verständnisvolle Führerin gedient.

Der jetzige Band nun, der von 1870 bis zu ihrem Tode im Jahre 1924 geht, umfaßt die zweite Lebenshälfte von Marie von Olfers. Und läßt uns ihre Entwicklung zu wahrhafter Vollendung miterleben. Alle blühenden Versprechungen ihrer hellen Jugendtage sind nun in Freud und Leiden gereift. Und zu erquickender Frucht gediehn. In der Ganzheit ihres Wesens eingeschlossen wie in einer Muschel, ließ sie sich wohlig umspülen von Berlins Gesellschaftsleben, ohne von ihrer Eigenart das Geringste abzubröckeln; oder an kostbarem Glanze zu verlieren. Ihre Tage waren gefüllt mit dem steten Sorgen für ihre Geschwister, Neffen und deren Kinder. Und auch die Tagessorgen der Kriegszeit überstand sie mit Freundlichkeit. Der Strom ihrer märchenhaften Liebeskraft trug sie sicher durch alles hindurch.

Einer nach dem andern ihrer so sehr geliebten Angehörigen und alten Freunde wurde ihr durch den Tod entrissen. Niemand konnte tiefer trauern als sie. Aber nach jedem schweren Verlust erhebt sie sich wieder zu heiterem Aufnehmen von guter Musik, zu künstlerischem Arbeiten, zum Mitfreuen und Mithelfen, wo nur irgend es geht.

In Ehrfurcht, ja erbaut, betrachten wir das Bild der Liebreizenden, der das Altern nur immer mehr Süße gab.

Berlin — Anselma Heine

Die Welt um München. Von Wilhelm Hausenstein. München 1929, Knorr & Hirth. 243 S. M. 6,— (8,—).

Kennt sie jemand, diese Welt? Wohl die wenigsten. Sogar München selbst ist von den Hunderttausenden, die es jährlich besuchen, nur obenhin gekannt. Ein paar Tage München reichen eben hin, um einige Museen zu durchwandern, einen Trunk im Hofbräuhaus zu tun und allenfalls nach Nymphenburg oder an den Starnberger See zu fahren. Aber Pipping, Blutenburg, Andechs — oder gar Augsburg, Freising, Landshut, Eichstätt, Bamberg, Wasserburg — nein: dazu reicht es nicht.

Hausenstein kennt das alles. Er kennt die Welt zu Füßen der Frauentürme und die Welt weitum, in den Bergen, im Flachland. Er weiß um ihre Seele, um ihr Werden, liest aus der Lage und der Bauweise einer Stadt so wie ein Menschenkenner aus den Zügen eines Antlitzes das Geheimste liest. Von „Beschreibung" keine Rede: er bannt den genius loci und läßt ihn reden. Geschautes wird Erlebnis; er kündet sein Erlebnis als einer, dem Fülle des farbigen Wortes zu Gebote steht. Mit ihm den Zaubermantel zu besteigen und hinzuschweben über die Lande zwischen Isar und Lech, zwischen Donau und Inn, hat ureigenen Reiz, den die Bildbeigaben noch erhöhen. Es ist ein köstliches Buch!

München — Helene Raff

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXXX

Rosegger im Werden

Von Alois Brandl (Berlin)

Der beliebteste Vertreter der Alpenländerliteratur im reichsdeutschen Schullesebuch — das wurde kürzlich in einer Unterrichtskonferenz durch ein großes Referat ermittelt — ist der Verfasser des „Waldschulmeisters". Lehrer und Schüler werden warm, sobald die Klasse eine Seite von diesem sonnigen Sittenschilderer aufschlägt. Da erglänzen die Bergriesen in smaragdenem Grün, als ein aufrechter, zuversichtlicher Mann schreitet der steirer Bauer hinter dem Pfluge einher, in der

Digitized by Google

Spinnstube wird ebenso fleißig gearbeitet wie gesungen, ein kleines Paradies ist auf Erden noch lebendig, und die Gefahren, die es bereits umlauern, verleihen seiner Schönheit noch einen Schimmer von Wehmut. Rosegger ist der herrliche Verklärer alter heimatlicher Sitte, die sich in die letzten Waldtäler zurückgezogen hat. Wie ist er nur dazu erwachsen?
Kalenderschreiber ist er gewesen von seinen frühesten Schreibversuchen an bis zu den spätesten Jahrgängen seines Heimgartens, der im Grunde auch nur ein gehobener Volkskalender ohne Tages- und Monatstabellen war und blieb. Im Dorfe kauft man in der Regel jahrein, jahraus ein einziges Buch: es sagt die Fest- und Markttage an, phantasiert ein wenig vom Wetter und entschuldigt sich dafür durch einige Geschichten, die gerade dem Interessen- und Verständniskreise der Kuhbesitzer angepaßt sind. Noch heute weiß ein kluger alpiner Verlag wie die Tyrolia in Innsbruck, daß er am ehesten durch seinen Volkskalender vom Reimmichel in die Behausungen der ländlichen Massen dringt. In der väterlichen Hütte zu Krieglach geriet auch der kleine Peterl Rosegger, kaum daß er lesen gelernt hatte, hinter dies geistige Schatzkästlein, und kaum sah er das Vorbild, so begann er es auch selbsttätig nachzubilden und erlernte dabei gründlich den Volksstil.
Das wird jetzt klar aus dem Briefwechsel,[1] den der Dreiundzwanzigjährige in den Schicksalstagen von 1866 mit seinem innig verehrten Erzählungsmeister Silberstein begann und dann gemütstreu fortsetzte, bis der Tod die beiden fast gleichzeitig 1897 abrief. „Wenn es nicht gar zu unanständig wäre," schreibt er im ersten Briefe, so möchte er „Euer Wohlgeboren" bitten, in den nächsten Volkskalender die beiliegenden Gedichte von ihm selber aufzunehmen; Silbersteins Worte klängen ihm „so tief in die Seele". Zwar dürfte den Gedichten „gar viel zur Vollkommenheit fehlen"; aber sie sollten auch nur die Gefühle des Autors für den Herrn Redakteur andeuten. Bemerkenswert ist dabei, wie sich der junge Rosegger die eindringliche aktive Selbstkritik erspart und es dem Gönner überläßt, Gutes und Schwaches frei zu sondern. Da zeigt sich bereits die gefährliche Leichtigkeit des Schaffens, die den hochbegabten Schriftsteller zeitlebens verführte, neben viel Erstklassigem auch sehr viel Spreu zu produzieren und dadurch sich selber an Ruhm wie an Ertrag zu schädigen.
Silberstein in seiner stillen wiener Klause war „überrascht". Er kannte sich selber als einen Mittleren in der Reihe der Dorfgeschichtler (Seydl, Vogl u. a.), die damals das subalterne Lesebedürfnis der Donaustadt befriedigten; er fühlte wohl, daß er so viel ungewohnten Weihrauch stark dem Zufall verdankte, der gerade seine Ware in den Weg des kindlich klugen steirer Talentes geführt hatte; zugleich konnte er jedoch einen fruchtbaren und so gefügigen Mitarbeiter gut gebrauchen. Er sandte daher nach einer Woche Überlegens dem neuen Helfer sein Bild mit einigen hehren Poetenworten und nahm eine Anzahl der angebotenen Gedichte gnädig an. Er war ein guter Mensch und verstand sein Handwerk; darum hob er nach einer Weile, als die Beiträge Roseggers immer zahlreicher und gemischter heranströmten, warnend den Finger und mahnte zu Selbstzucht. Hätte er schärfer gemahnt! Hätte Wien für solche Literatur einen ernsten, gewichtigen Rezensenten besessen! Was Merk an Goethe, was Flir an A. Pichler übte, Hinweisung auf dauernden Inhalt und gefeilte Form, das hätte jetzt an dem noch modellierbaren Rosegger geübt werden sollen, dessen herrlicher „Waldschulmeister" fast erstickte in der Papierflut, wie er sie schnellfertig für bescheidenes Honorar an die unheimlich anschwellende Menge von Magazinen und Unterhaltungsblättern jener Tage hinausgab! Aber ein älterer Kalendermacher, dem überdies die Einfälle nur zutröpfelten, konnte gegen einen jüngeren von so fließendem Reichtum unmöglich aufkommen. Es kam gerade umgekehrt. Silbersteins Verehrer wandelte sich rasch in einen Konkurrenten, einen Kritiker, einen erfolgreicheren Herausgeber, der den früheren Meister zu freundschaftlicher Mitarbeit einlud und ihn nach allen Seiten überragte. Der weitaus größte Teil des Briefwechsels gilt fortan solchen redaktionellen Geschäften, untermischt mit Liebenswürdigkeiten und Dringlichkeiten. Beide Teile rangen um das tägliche Brot; wer es mit bäuerlichen Versen und Sittenbildern erringen muß, behält für höhere Probleme selten viel Zeit und Energie übrig.
Probleme: das wird allmählich der springende Punkt; denn durch die Behandlung weitausgreifender Volkskrisen erhob sich der reife Rosegger über alle anderen Dorfdichter. Neben den Seelenbegebenheiten der einzelnen, meist schlichten Landleute erörterte er die Gefahren, die Risse, die Niedergangssymptome in unserer westlichen Kultur überhaupt. Was wird aus dem Bauer, fragte er sich z. B., wenn Ackermaschinen, Gewerkschaftslöhne und Sozialistenforderungen eindringen — dies das Grundthema in „Jakob dem Letzten". Wie soll christliche Nächstenliebe und Kinderzucht sich halten, wenn das Grübeln der Städter, ihr lockeres Beispiel, ihr kapitalistisches Heidentum bis in die hintersten Weiler und Einödhöfe vordringen: dies besprach er ergreifend im „Ewigen Licht". Rosegger entwickelte sich so zu einem tief denkenden Heimatbeobachter, zu einem Wirtschaftspropheten, zu einem Gottsucher. Begierig blättert man daher in seinen Briefen an Silberstein, der selber die Korruption, Standeshabsucht und Gesellschaftsunvernunft der Großstädter im Roman „Glänzende Bahnen" geschildert hatte: wo hakten wohl Roseggers Schlimmahnungen in Wirklichkeit ein, wodurch steigerte sich seine Zukunftssorge, welches Heilmittel hat er vielleicht angedeutet? Aber seine Briefe schweigen! Kaum daß sie uns verraten, wie sehr jener Problemroman von Silberstein ihn ergriff, S. 116, wie wenig er sich um die Zeitungen kümmerte, S. 43, wie der Gedankenreichtum von Jean Pauls „Siebenkäs" ihn ansprach, S. 56, wie er das Politische in der Grillparzerfeier von 1871 herausfühlte, S. 98, wie er mehr aus geistigem Verkehr als aus Büchern lernte, S. 132. Im übrigen finden wir nur von früh auf das natürliche Selbstgefühl des freien Bauern, der sich nicht minder dünkt als der Städter, und eine allgemeine, freilich sehr warme Liebe zum deutschen Volk, die sich öfters mit Nachdruck ausprägt. In den letzten Jahren erst begegnen auch leise religiöse Anwandlungen, z. B. „Unser Ziel auf Erden ist der Friede des Gemütes", S. 199, oder nach der Meldung eines Eisenbahnunglücks: „In solchem Augenblick bedarf ich eines Gottes, um ihm danken zu können," S. 203. Wer die Stufen verfolgen will, über die sich Roseggers Furcht und Sorge für unsere Zukunft entwickelte, muß nicht seine Briefe, sondern seine Werke befragen; aus diesen ließe sich eine interessante Skala dieser Art herausholen.
Riehl hat einmal den frugalen, innerlich gesunden Waldbauer sehr wirksam dem fetten, protzigen Feldbauern gegenübergestellt, und Sombart hat gegen Ende seines „Kapitalismus" dem Kulturstande des Waldbauern ein ähnliches

[1] Dichterbriefe: Der Briefwechsel zwischen Peter Rosegger und August Silberstein. Wien und Leipzig, Bundesverlag 1929. 280 S.

Digitized by Google

Ruhmeskapitel gewidmet. Rosegger war ein solcher Waldbauer und sah in dessen Art das Heil der Menschheit. Das war sein Maß für die Schäden der Zeit, und auch das einzige Heilmittel, das er wußte. Die Unanwendbarkeit dieses Heilmittels auf die große Masse der Menschheit liegt leider auf der Hand; der Weg geht niemals zurück, er geht voran. Aber Erkenntnis des Natürlichen und die Sehnsucht nach dem Rechten können wir aus Rosegger gewinnen; deshalb ist ihm die Jugend treu und sind ihm immer noch mehr Leser, auch denkende Leser, zu wünschen.

Nachrichten

Todesnachrichten. Rudolf Maria **Holzapfel** ist am 2. Februar im Alter von 56 Jahren in Bern gestorben. Als Sohn eines österreichischen Arztes in Krakau geboren, blieb der Fünfzehnjährige in Armut zurück, ging nach Südafrika, lebte in Kapstadt als Trödler und Kaffeehausmusikant, erlangte ein kleines Stipendium zum Studium in Zürich, ging nach London, wo er als Setzer in einer Missionsdruckerei arbeitete, wurde schließlich in Cherson in Südrußland seßhaft, wo er die erste Fassung seines „Panideal" schrieb. Die letzten sechzehn Jahre seines Lebens hat er in der Schweiz zugebracht. Sein „Panideal" bedeutet den Versuch, der modernen Ethik durch Ergründung des Gewissens ein neues Fundament zu schaffen. Sein späteres Werk „Welterlebnis" bringt sein metaphysisch-religiöses Bekenntnis.

Kory **Towska** ist nach einer Meldung vom 1. Februar im Alter von 62 Jahren in Wien gestorben. Von Geburt Wienerin, trat sie als Gattin des ehemaligen Dramaturgen des wiener Burgtheaters Richard Rosenbaum den Burgtheaterkreisen nahe. Sie schrieb schon frühzeitig als Mitarbeiterin berliner Witzblätter frisch und gewandt. Unter ihren Lustspielen und Erzählungen sind „Michael Kohlhaas" und „Prinz von Hysterien" zu nennen.

Adolf **Hauffen**, Ordinarius der deutschen Sprache und Literatur an der deutschen Universität Prag, ist nach einer Meldung vom 4. Februar im Alter von 66 Jahren in Prag gestorben. Er stammte aus Laibach, habilitierte sich 1889 an der prager Universität und wurde 1919 zum ordentlichen Professor ernannt. Seine Studien galten in Sonderheit der Volkskunde Deutschböhmens. Seine „Deutsche Volkskunde" ist neben seinen Untersuchungen über Johannes Fischart sein bedeutendstes Werk geblieben.

Heinrich **Kanner** ist nach einer Meldung vom 16. Februar in Wien gestorben. Ehemaliger Korrespondent der „Frankfurter Zeitung" hat er sich durch Gründung der Wochenschrift „Die Zeit", die dann in die Tageszeitung „Die Zeit" umgewandelt wurde, in der wiener Journalistik eine hervorragende Stellung gesichert, die er auch seinen schriftstellerischen Fähigkeiten zu verdanken hatte.

Erich **Troß** ist im Alter von 39 Jahren in Frankfurt a. M. den Folgen einer Blinddarmoperation erlegen. Er hat sich als Leiter des „Hochschulblattes" der „Frankfurter Zeitung" ganz einziggeartete Verdienste um die Heranziehung der Jugend zu kulturellen Interessen erworben.

Auguste **Dorchain** ist nach einer Meldung vom 9. Februar im Alter von 72 Jahren den Folgen eines Autounfalls erlegen. Er hat zahlreiche Gedichtbände veröffentlicht, ist fünfmal von der französischen Akademie durch Preise ausgezeichnet worden, ohne mit seinem Werk recht eigentlich an die breite Öffentlichkeit zu dringen. Persönlich nahm er als stellvertretender Präsident der Dichtergesellschaft eine geachtete Stellung ein.

Alexej Jewgenewitsch **Gruſinskij**, der russische Literarhistoriker, ist am 24. Januar in Moskau an den Folgen eines Schlaganfalls im Alter von 72 Jahren verschieden. Er wirkte vorwiegend als Herausgeber verschiedener literarischer Publikationen und nahm in den letzten Jahren an der Gesamtausgabe der Werke L. Tolstojs tätigsten Anteil. Von den selbständigen Schriften des Verstorbenen verdienen besonders seine Studien über Turgenjew Erwähnung. Gruſinskij hat außerdem das russische Schrifttum mit zahlreichen Übersetzungen bereichert, u. a. übertrug er A. Bains „English Composition and Rhetoric", sowie Miclosichs „Die Darstellungsmittel im slawischen Epos". (P. E.)

* * *

Josef Magnus **Wehner** (geboren 1891 in Bernbach a. d. Rhön), der Verfasser des Romans „Sieben vor Verdun", der ausgezeichneten Struensee-Biographie und des Griechenbuchs „Das Land ohne Schatten", hat den Dichterpreis 1931 der Stadt München im Betrag von 3000 Mark erhalten.

Zur Erinnerung an den spanischen Romandichter Blasco Ibanez ist in einer öffentlichen Anlage von Mentone ein Denkmal enthüllt worden.

Priceton University Press bringt eine neue „Faust"-Übersetzung von William Page **Andrews** heraus.

Schirwanſade, der populäre armenische Schriftsteller (im bürgerlichen Leben heißt er Alexander **Mowsseſsjan**), beging das fünfzigjährige Jubiläum seines literarischen Wirkens, das sich in ganz Sowjetarmenien zu einer nationalen Feier gestaltete. Er ist Verfasser einer Reihe von Romanen und kleineren Erzählungen, von denen mehrere ins Englische, Französische und andere Sprachen übersetzt sind, sowie verschiedener dramatischer Werke, die zum Teil letzthin verfilmt wurden. Die realistischen Motive aus den mittleren Schichten der kaukasischen Bevölkerung und den Arbeitermassen der Naphthagruben in Baku, die Schirwanſade in seinen früheren Werken behandelte, bildeten seinerzeit, im Gegensatz zu den früheren, vorwiegend kirchlich-feudalen Tendenzen Epoche in der neueren armenischen Literatur. Auch rein sprachlich war sein Schaffen von einschneidender Bedeutung. (P. E.)

In Breslau ist eine Theodor **Däubler**-Gesellschaft gegründet worden, mit dem Ziel, die Existenz des Dichters sicherzustellen.

Essad **Beys** „Öl und Blut" erscheint in englischer Übersetzung bei Doubleday, Doran and Company, New York.

Die Aufführungsrechte des Schauspiels „Cyankali" von Friedrich **Wolf** wurden für Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland und Polen erworben.

Franz **Werfels** „Barbara" erscheint im Laufe des Jahres in tschechischer und französischer Ausgabe.

„Der Streit um den Sergeanten Grischa" von Arnold Zweig erscheint in französischer Ausgabe im Verlag von Albin Michel, Paris.

Digitized by Google

Gertrud von le Forts Roman „Das Schweißtuch der Veronika" erscheint demnächst in französischer Übersetzung bei Plon-Nourrit, Paris, in tschechischer bei Kuncir, Prag.

Graf Alexander Stenbock-Fermors Buch „Meine Erlebnisse als Bergarbeiter" erscheint demnächst in englischer Übersetzung durch Gräfin Warwick im Verlag des englischen Remarque-Verlegers.

Anläßlich des sechzigsten Geburtstages Wilhelm Holzamers, der 1907 im Alter von 37 Jahren verstarb, ist ein Holzamer-Bund begründet worden, der es sich zur Aufgabe setzt, alle Werke und Äußerungen über Holzamer zu sammeln, seine Schriften zu verbreiten, dem Dichter durch ein entsprechendes Denkmal eine würdige Ehrung zu erweisen.

Zum Gedächtnis Friedrich Lienhards, dessen Todestag sich am 30. April zum ersten Male jährt, haben Freunde und Verehrer unter der Führung des eisenacher Oberbürgermeisters Janson die Sammlung einer Ehrenspende beschlossen. Aus dem Ertrag sollen Werke Lienhards erworben und am Todestag an Volksbibliotheken und ähnliche der Allgemeinheit dienende Institute geschenkt werden.

Am Tage des hundertjährigen Geburtsfestes Friedrich Schillers (10. Nov. 1859) wurde „Das Freie Deutsche Hochstift" zu Frankfurt a. Main gegründet, zur Pflege und Förderung von Wissenschaft, Kunst und Bildung. Die erste große Tat dieser Vereinigung edler weitschauender Männer war im Jahre 1863 die Rettung von Goethes Geburtshaus vor dem ihm drohenden Untergang. Es wurde als Eigentum erworben und jedem Goethe-Freunde zugänglich gemacht. Es legte den Grundstock zu Sammlungen, die sich mehr und mehr zu einem bedeutungsvollen Goethe-Museum und zu einem wissenschaftlichen Forschungsinstitut über den Dichter und seine Zeit (mit 43000 Bänden) ausgewachsen haben. Die Schausammlung, die Bibliothek, das Archiv und die Graphische Sammlung sind im Verein mit dem Goethe-Haus unter dem Namen „Frankfurter Goethe-Museum" zu einer Einheit verbunden. Das Hochstift erstrebt die Erfüllung seiner Aufgaben durch Lehrgänge und Einzelvorträge, durch Abhaltung regelmäßiger Sitzungen in Fachgruppen zur Entgegennahme wissenschaftlicher Vorträge, Berichte und Mitteilungen, durch Festvorträge und feierliche Veranstaltungen an Ehrentagen deutscher Geistesgeschichte, durch Herbeiführung wechselseitig anregender Beziehungen zu anderen Vereinen und Anstalten, die verwandte Zwecke anstreben.

Da die Raumnot schon seit Jahren eine würdige Entfaltung all der Kunstschätze (Gemälde, darunter Meisterwerke eines Kügelgen, Graff und Tischbein, Handschriften der herrlichsten Dichtungen usw.) unmöglich machte, wird ein Neubau geplant, die Stadt Frankfurt selbst hat sich bereit erklärt, dem Freien Deutschen Hochstift zwei stimmungsvolle, aus Goethes Zeit stammende und an das Dichterhaus angrenzende Patrizierhäuser für die Unterbringung der Sammlungen zur Verfügung zu stellen, sowie einen Zuschuß von 100000 Mark. Es gilt, zum 100. Todestag Goethes durch eine deutsche Volksspende, deren Ehrenschirmherr Reichspräsident v. Hindenburg ist, die fehlenden Summen aufzubringen. (Alfred Biese †.)

Eine Bibliothekskarte der Deutschen Bücherei führt den Nachweis, daß Berlin mit 9360000 Bibliotheksbänden an der Spitze der deutschen Städte steht. Es folgen: München mit 4260000, Leipzig mit 3130000, Dresden mit 1890000, Stuttgart mit 1400000, Hamburg mit 1370000, Frankfurt a. M. mit 1280000 und Breslau mit 1230000 Bibliotheksbänden.

Es ist beabsichtigt, je eine Sammlung von Märchen und Träumen herauszugeben, in denen die reale Welt, der die Erscheinungen und Geschehnisse des Lebens, unter deren Beziehungslosigkeit wir leiden, entspringen, in Bildern sichtbar wird, die zum Erlebnis dieser Realität führen können. Es wird um Einsendung folgender Manuskripte gebeten:

1. Märchen. Moderne, in ganz gedrängtem Stil und künstlerisch erlebter Sprache gestaltete Märchenerlebnisse. (Einsendungsschluß: 25. April.)

2. Träume. Knappe Schilderung von Traumerlebnissen, wobei der Hauptwert zu legen ist auf eine klare Beschreibung der empfundenen Dynamik des Traums, der Farb- und Tonempfindungen usw. Von Träumen, deren Stimmungsgehalt nicht besonders intensiv und plastisch erlebt wurde, oder die irgendeine besonders auffallende Beziehung zum persönlichen Leben des Betreffenden haben, ist abzusehen. Eventuelle Beigabe von Schwarzweiß- oder Farbskizzen erwünscht. (Einsendungsschluß: 5. April.)

Alle Einsendungen baldmöglichst erbeten an Hans Steiner, Mercystraße 2, Freiburg (Breisgau). Für verlangte Rücksendung ist Rückporto beizufügen. Honorierung der aufzunehmenden Arbeiten nach Übereinkunft.

Unter dem Titel „Das gesprochene Wort" wird ein Nachlaßband aus dem letzten Jahrzehnt unseres lieben, sehr verehrten verstorbenen Mitarbeiters Ferdinand Gregori veröffentlicht werden. Der Band wird zum Subskriptionspreis von 6 Mark, der aber nur bis zum 13. April Geltung haben soll, im Verlag von H. Haessel, Leipzig, herausgebracht werden. Der Verlag wird in kürzester Zeit Aufforderungen zur Subskription versenden — wir bitten alle unsere Freunde und die unseres verewigten Mitarbeiters, zu subskribieren, da 400 feste Abnehmer notwendig sind, um das Erscheinen des Bandes sicherzustellen. Den Inhalt des Bandes werden in erster Linie die feinsinnigen Einführungen in Dichter und Dichtung ausmachen, die Gregori seinen Rezitationen vorausgehen ließ. Daneben wird der Beitrag „Die Kunst des Vortrags" besondere Bedeutung beanspruchen dürfen.

Vorlesungs-Chronik

Von den für das Sommersemester 1930 an deutschen, österreichischen und schweizerischen Hochschulen angekündigten Vorlesungen zur neueren Literaturgeschichte sind die folgenden bisher zu unserer Kenntnis gelangt:

BERLIN: Herrmann, Deutsche Romantik. Übungen über Goethes „Wilhelm Meister". Petersen, Die deutsche Literatur der klassischen Zeit (Goethe, Schiller, Jean Paul, Hölderlin, Kleist). Übungen über den deutschen Bildungsroman im 19. Jahrhundert (Sem.). Übungen über Hölderlins Lyrik. (Sem.). Brandl, Mittelenglisch: Geschichte, Literatur, Sprache. Anfänge des englischen Dramas. Dibelius, Englische Literaturgeschichte im 17. und 18. Jahrhundert. Meißner, Geschichte des englischen Dramas. II. Pender, Wilde and Pater. Fernández, Capitulos escogidos de la literature española. Wechßler, Geschichte der spanischen Literatur seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart. von Keresztury, Die neueste ungarische Literatur. Van de Kerckhove, Übungen zum

Digitized by Google

Einlesen in die erzählende niederländische Literatur. Moderne holländische Bühnenwerke. Marcus, Zur schwedischen Literatur. Humor und Satire in der neueren nordischen Literatur. Neckel, Geschichte der schwedischen Literatur. BERN: Fränkel, Goethe. I. Teil. Hugo von Hofmannsthal. Strich, Weltliteratur und deutsche Dichtung. II. Teil. Funke, Der englische Roman von der Renaissance bis Scott. de Reynold, Histoire de la littérature française: le romantisme. Niggli, Lettura ed interpretazione di prose di autori italiani contemporanei. – BONN: Enders, Gestaltungsstufen der neueren deutschen Lyrik. Hempel, Deutsche Literatur der Renaissance- und Reformationszeit. Schneider, Der deutsche Roman der Gegenwart. Walzel, Goethes „Faust". Jüngste deutsche Dichtung. Naturalistisches Drama. von Wiese, Deutsche Dichtung des 18. Jahrhunderts. Übungen zur deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts. Curtius, Französische Geistesgeschichte im 19. Jahrhundert. I. Teil. Ramondt, Moderne niederländische Literatur. Mohammed-Mustafa, Moderne arabische Schriftsteller. – ERLANGEN: Saran, Literarhistorische Übungen. Brotanek, Geschichte des englischen Romans. Pirson, Les grands Courants de la littérature française au 19e siècle. – FRANKFURT a. M.: Beutler, Übungen über den jungen Goethe. Gumbel, Einführung in die Literaturwissenschaft und in das wissenschaftliche Arbeiten. Naumann, Deutsche Volkspoesie. Pfeiffer-Belli, Schiller und das Theater. Schultz, Grundriß und Epochen der deutschen Literaturgeschichte vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Goethes Werk und Weltanschauung. Neue deutsche Lyrik. Sommerfeld, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter des Sturm und Drang. Friedrich Hebbel. Imelmann, Englische Romantik. Koelbing, Modern English Novelists. I. From Fanny Burney to Thomas Hardy. Friedwagner, Geschichte der französischen Literatur im 19. Jahrhundert. Vernay, Le drame français du XIXe siècle: de Victor Hugo à Edmond Rostand. Die französische Prosa der Gegenwart (Sem.). Fritzler, Die russische Literatur und ihre Zusammenhänge mit der russischen Revolution. – FREIBURG (Schweiz): Müller, Von der Romantik zum Naturalismus. II. „Wilhelm Meisters Wanderjahre" (Sem.). Benett, English Literature: Romantics and Victorians. Moreau, Le classicisme des Romantiques. Max, Herzog zu Sachsen, Tolstoj. – GIESSEN: Collin, Gerhart Hauptmann. Götze, Geschichte der deutschen Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Das deutsche Märchen. Viëtor, Die Dichtung der deutschen Klassik. Gottfried Keller (Sem.). Dichter der Spätromantik (Sem.). Fischer, Amerikanische Literaturgeschichte vom Bürgerkrieg bis zur Gegenwart. Amerikanische Lyrik der Gegenwart. Glaser, Die französische Literatur im 18. Jahrhundert. Milléquant, Le théâtre en France de la comédie de moeurs à nos jours. Ruppert y Ujaravi, La literatura contemporánea española. Collin, Ibsen, sein Leben, sein Werk, seine Weltanschauung. – HAMBURG: Berendsohn, Goethe in Schweden. Meyer-Benfey, Wieland. Uhlands Balladen (Prosem.). Petsch, Wesen und Formen der Dichtung. Geschichte des deutschen Dramas seit der Sturm- und Drangperiode. Pollard, Besprechung eines amerikanischen Romans. A survey of the american literature. Berendsohn, Anfänge des schwedischen Dramas. Norwegische Lyrik. Das Kavala-Epos (Entstehung, Gehalt, Stil und Bedeutung für die finnische Geistesentwicklung im 19. Jahrhundert). Skalberg, Georg Brandes og halvfjerdsernes litteratur. Charalampakis, Neugriechische Lyriker 1824–1884. – HEIDELBERG: Boucke, Die Sturm- und Drangbewegung (Der junge Goethe). Zur Entwicklung des bürgerlichen Dramas (Sem.). Ehrenberg, Goethes Ideenwelt im 20. Jahrhundert. Mann, Lessing. Freiherr von Waldberg, Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert seit Schillers Tod. Goethe in Italien. Goethes Faust, Faustsage und Faustdichtung (Sem.). Grierson, Shakespeare. Wordsworth. Franceillon, Romanciers contemporains. Olschki, Geschichte der dramatischen Literatur in Frankreich. Boucke, Henrik Ibsens historische und philosophische Dramen. – JENA: Brinkmann, Geschichte des deutschen Dichtstils bis zum Anbruch der Goethezeit. Dinger, Gerhart Hauptmanns dramatische Werke. Leitzmann, Deutsche Literatur- und Geistesgeschichte im 18. Jahrhundert (Fortsetzung). Fisher, The modern english Novel. Flasdieck, Shakespeares Königsdramen. Kirchner, The Women Novelists (British and american.). Olivier, Parnassiens et Symbolistes. – MARBURG: Elster, Grundlehren der Literaturwissenschaft (Poetik und literargeschichtliche Methodenlehre). Fahrner, Die zweite Romantik. Mayne, Die deutsche Literatur der Aufklärung, besonders Lessing. Das Werk Gottfried Kellers. Deutschbein, Englische Literatur von 1830 bis 1900. Shakespeares „Romeo und Julia". Freiherr Kleinschmit von Lengefeld, Englische Satiriker. Spitzer, Die zeitgenössische französische Literatur. – MÜNCHEN: Borcherdt, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter des Sturm und Drang. Heinrich von Kleist. Übungen zum klassischen Drama. Brecht, Geschichte des Romans im 18. und 19. Jahrhundert. Literarhistorische Übungen für Anfänger (Klassische Lyrik). Kutscher, Deutsche Literatur des Realismus seit Heine. Übungen in literarischer Kritik und deutscher Stilkunde über die Literatur unserer Zeit. Rehm, Geschichte des deutschen Dramas bis zur Klassik. Deutsche Barocklyrik. Förster, Geschichte der englischen Literatur: englische Dichtung von 1830–1900. Simon, Französische Literatur im 19. Jahrhundert (2. Hälfte). Jókay, Ungarische Literatur. – MÜNSTER: Stefanetti, Die deutsche Dichtung im 19. und 20. Jahrhundert. Goethes „Faust". Keller, Shakespeare: Die großen Tragödien und die Romanzen. Victorianische Gedichte. Decroos, La poésie lyrique française de 1800–1830. Greving, Literarische Übungen mit Vorträgen über die französische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts. Meyer, Dostojewski und Tolstoj. Die russische Heldendichtung. – ROSTOCK: Flemming, Die Stilepochen der deutschen Literatur auf geistesgeschichtlicher Grundlage. Teuchert, Die deutsche Dichtung der Gegenwart (seit 1885). Huscher, Englische Literatur im victorianischen Zeitalter. Zenker, Geschichte der neueren französischen Literatur I: Renaissance-Epoche im Zusammenhang mit der italienischen Literatur. Björkman, Geschichte der neueren schwedischen Literatur. Litterära porträtt av nyare svenska och norska författare. – TÜBINGEN: Bebermeyer, Hauptströmungen der deutschen Dichtung der Gegenwart. Schneider, Die Gemeinzeit, der junge Goethe und der junge Schiller. Coll, The short story in english Literature. Schirmer, Englische Literatur der Gegenwart (1870–1929). Rebensburg, Les relations littéraires entre la France et l'Allemagne au 18e siècle. Rohlfs, Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert. – WÜRZBURG: von Wedel-Parlow, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter des Barock. Übungen auf dem Gebiet der romantischen Lyrik. Woerner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Die klassische Zeit (II. Teil). Jiriczek, Victorianische Dichtung. Vernay, Le drame français du XIXe siècle, de Victor Hugo à Edmond Rostand. – ZÜRICH: Ermatinger, Die Romantik. Die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. Einführung in die Literaturwissenschaft. Literaturwissenschaftliche Übungen über die Aufklärung und den Sturm und Drang (Sem.). Faesi, Gottfried Keller. Stefan George. Übungen aus dem Gebiet der modernen deutschen Literatur (Sem.). Fehr, English Literature 1780–1830: from Burns to Wordsworth and the Romantics. Contemporary English Literature. Spoerri, Littérature française: le romantisme. Übungen zum Prosagedicht (Maurice de Guérin, Baudelaire, Rimbaud, Cocteau etc.). Bezzola, Einführung in das Studium der italienischen Literaturgeschichte.

Digitized by Google

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Blum, Paul. Menschen im Zwinger. Erlebnisse in französischer Haft. Leipzig, Otto Hillmann. 130 S. M. 3,– (4,–).

Hanhart, Dorett. Das späte Schiff. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 192 S.

Lothar, Ernst. Der Kampf um das Herz. Roman. 6. bis 10. Tausend. Neubearbeitung von „Bekenntnis eines Herzsklaven". Wien 1930, Paul Zsolnay. 333 S.

Nobbe, Uwe Lars. Ein Kriegsfreiwilliger. Dem deutschen Volke und seiner Jugend erzählt. Potsdam 1930, Ludwig Voggenreiter. 206 S. M. 3,– (4,50).

Rüttenauer, Benno, Frau Saga. Historien und Legenden. München 1930, Georg Müller. 327 S. Geb. M. 6,–.

Specht, Fritz. Niederdeutsche Scherze. Gesammelt und herausgegeben von Fr. Sp. (Quickborn-Bücher 40). Hamburg, Quickborn-Verlag. 63 S. M. –,80.

Streicher, Siegfried, Klosterschüler. Luzern, Raeber & Cie. 115 S. Geb. M. 3,–.

Viebig, Clara. Charlotte von Weiß. Der Roman einer schönen Frau. Berlin 1929, Ullstein. 282 S.

Watzlik, Hans. Die Abenteuer des Florian Regenbogner. Mit Radierungen von Ferd. Staeger. Reichenberg i. B., Gebr. Stiepel. 117 S. M. 3,40.

Wehner, Josef Magnus. Sieben vor Verdun. Ein Kriegsroman. München 1930, Georg Müller. 307 S.

Wertheimer, Paul. Plakate. Heitere Geschichten von Dingen, Tieren und Menschen. Mit Federzeichnungen von Franz Wacik. Wien 1929, Paul Zsolnay. 240 S.

Wolff, Ludwig. Smarra. Roman. Berlin 1929, Ullstein. 264 S. M. 3,50 (5,–).

* * *

Chesterton, G. K. Der unsterbliche Mensch. Deutsch von Curt Thesing. Bremen 1930, Carl Schünemann. 368 S. M. 6,– (8,–).

Lewis, Sinclair. Sam Dodsworth. Roman. Deutsche Übertragung von Franz Fein. Berlin 1930, Ernst Rowohlt, 622 S. M. 6,50 (10,—).

Gide, André. Robert. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Käthe Rosenberg. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 75 S. Kart. M. 1,50.

—, —. Isabelle. Deutsch von Fritz Donath. 2. Auflage. (Ebenda.) 176 S. Geb. M. 5,50.

Maurois, André. Die Gespräche des Doktors O'Grady. Übersetzt von Karl Stransky. München 1929, R. Piper & Co. 191 S. M. 3,50 (5,–).

Pitigrilli. Ein Mensch jagt nach Liebe. Roman. Aus dem Italienischen von Manfred Georg. Berlin 1930, Eden-Verlag G. m. b. H. 221 S.

Iwanow, Wsewolod. Der Buchstabe „G". Ausgewählte Erzählungen. Deutsch von Erwin Honig. Berlin, Malik-Verlag. 435 S.

Wassiljew, A. T. Ochrana. Aus den Papieren des letzten russischen Polizeidirektors. Mit 47 Abbildungen. Wien 1930, Amalthea-Verlag. 331 S. M. 8,– (11,–).

Lyrisches und Episches

Bender, Ernst. Deutsche Dichtung der Neuzeit. Auswahl. Karlsruhe i. B., G. Braun. 451 S. Geb. M. 5,60.

Bernus, Alexander von. Das irdische Paradies. Englische Lyriker des 18. u. 19. Jahrhunderts. Umdichtung. Weimar 1930, Erich Lichtenstein. 249 S. Geb. M. 7,50.

—, —. Gold um Mitternacht. Gesammelte Gedichte. (Ebenda.) 287 S. Geb. M. 7,50.

Capesius, Karl Bernhard. Segel nach der Ewigkeit. Gedichte. Hermannstadt 1929, Krafft & Drotleff. 52 S.

Claudius, Hermann. Bodderlicken sett di! Kinnerriemels. Hamburg, Quickborn-Verlag. 47 S. M. –,50.

Heinitz, Wilhelm. Eiwel Dürs. Ein niederelbisches Epos in einem Vorgesang und fünf Gesängen. München 1929, G. Hirth Verlag, A. G. 74 S.

Morgenstern, Christian. Auswahl. Herausgegeben von Michael Bauer und Margarete Morgenstern. München 1929, R. Piper & Co. 159 S. M. 3,50 (6,–).

Raymann, Heinz Ludwig. Wende ins Urlicht. Gedichte. Hannover-Kirchrode 1930, Theodor Oppermann. 101 S.

Reuschle, Max. Begrenzung. Gedichte. München 1930, Georg Müller. 72 S. Geb. M. 3,–.

Schnidtmann-Leffler, Elisabeth. Mutterlieder. Nürnberg 1930, Ernst Frommann & Sohn. 31 S.

* * *

Gomez, Helios. Schreckensherrschaft in Spanien. 23 Zeichnungen und Gedichte. Berlin 1930, Asy-Verlag. M. 3,–.

Dramatisches

Bernus, Alexander von. Versspiele. Weimar 1930, Erich Lichtenstein. 285 S. Geb. M. 7,50.

Fulda, Ludwig. Die verzauberte Prinzessin. Ein Spiel in vier Aufzügen. Stuttgart-Berlin 1930, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 86 S. M. 2,–.

Liebburg, Max Eduard. Schach um Europa. Europäisches Drama. Zürich 1930, Orell Füßli. 180 S. M. 4,80.

Mackay, John Henry. Ehe. Eine Szene. Berlin-Wendenschloß 1930, Verlag Radikaler Geist. 29 S. M. 1,40 (2,20).

Rathgeber, Ernst. Sardes. Ein Schauspiel unserer Tage in fünf Akten. Basel 1928, Rudolf Geering. 116 S. M. 3,50.

Literaturwissenschaftliches

Bruns, Friedrich. Die amerikanische Dichtung der Gegenwart. Leipzig-Berlin 1930, B. G. Teubner. 128 S. M. 4,80 (6,40).

Callmann, Erna. Die frankfurter Romantik. Paderborn 1930, Ferd. Schöningh. 106 S. M. 4,–.

Deutsche Literatur in 250 Bänden. Reihe: Politische Dichtung. 7 Bände. Herausgegeben von R. F. Arnold. Bd. I. Vor dem Untergang des alten Reichs 1756–1795. Herausgegeben von Emil Horner. Leipzig 1930, Philipp Reclam jr. 282 S. M. 7,– (8,50).

Eichbaum, Gerda. Die Krise der modernen Jugend im Spiegel der Dichtung. (Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, Nr. 21.) Erfurt 1930, Kurt Stenger. 165 S. M. 6,–.

Elster, Ernst. Die Heine-Sammlung Strauß. Privatdruck. Zu beziehen durch N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg 1929. 77 S. M. 8,–.

Greiner, Martin. Das frühromantische Naturgefühl in der Lyrik von Tieck und Novalis (von deutscher Poeterey. Bd. 7). Leipzig 1930, J. J. Weber. 127 S. M. 7,–.

Kleiner, Julius. Die polnische Literatur (Handbuch der

Digitized by Google

Literaturwissenschaft. Herausgegeben von Oskar Walzel). Wildpark-Potsdam 1929, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H. S. 1–114.

Meisels, Samuel. Klassiker der Weltliteratur im jüdisch-hebräischen Kulturkreise, Heft 2. Wien 1930, Verlag der Neuzeit. S. 17–32.

Petersen, Julius. Fontanes erster berliner Gesellschaftsroman. Mit 4 Tafeln. Berlin 1929, Verlag der Akademie der Wissenschaften. Kommissions-Verlag Walter de Gruyter & Co. 85 S. M. 5,50.

Raubut, Franz. Paul Valéry. Geist und Mythos. München 1930, Max Hueber. 311 S.

Schindler, Karl. Der schlesische Barockdichter Andreas Scultetus (Germanische Abhandlungen, Heft 62). Breslau 1930, M. u. H. Marcus. 219 S. M. 12,–.

Schröer, Therese. Aus Briefen und Blättern. Mit einer Einführung von E. S. Picht. Stuttgart-Haag-London 1928, Orient-Occident-Verlag. 143 S.

Schücking, Levin. Gerwin und Ludmilla. Eine Droste-Novelle. Herausgegeben von Hulda Eggart. München 1929, Georg D. W. Callwey. 88 S. M. 2,50 (3,–).

Thoma, Adolf. Uhlands Volksliedsammlung. Vorstudien zu einer kritischen Neuausgabe (Tübinger Germanistische Arbeiten, 10. Bd.). Stuttgart 1929, W. Kohlhammer. 128 S. M. 7,50.

Verschiedenes

Brupbacher, Fritz. Liebe, Geschlechtsbeziehungen und Geschlechtspolitik. Mit einem Anhang von J. Meyer. Berlin 1930, Neuer Deutscher Verlag. 53 S. M. –,80.

Burckhardt, Jacob. Gesamtausgabe, Bd. V. Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch. Herausgegeben von Werner Kaegi. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 424 S.

Die deutsche Mark von 1914–1924. (Photo-Heft.) 7. Aufl. Nürnberg, E. Schuster. 79 S. M. 1,–.

Farago, Max. Die Notenpresse der Revolution. Erinnerungen aus den letzten Jahren der österreichisch-ungarischen Bank. Wien 1930, Selbstverlag. 130 S. M. 3,–.

Franz Liszt als Lehrer. Tagebuchblätter von Auguste Boissier. Deutsch von Daniele Thode-von Bülow. Wien 1930, Paul Zsolnay. 123 S.

Goetz, Bruno. Neuer Adel. Darmstadt 1930, Otto Reichl. 154 S. M. 6,–.

Gruber, Karl. Okkultismus und Biologie. Gesammelte Aufsätze aus dem Nachlaß. München 1930, Drei Masken Verlag. 190 S.

Haym. Ausgewählter Briefwechsel Rudolf Hayms. Herausgegeben von Hans Rosenberg (Deutsche Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts, Bd. 27). Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 403 S. Geb. M. 15,—.

Kersten, Kurt. Bismarck und seine Zeit. Berlin 1930, Neuer Deutscher Verlag. 543 S. M. 4,– (6,–).

Moser, Hans Joachim. Geschichte der deutschen Musik vom Beginn des Dreißigjährigen Krieges bis zum Tode Joseph Haydns. Bd. II. 5., neubearbeitete Auflage. Stuttgart-Berlin 1930, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 461 S. M. 16,– (19,–).

Müller-Partenkirchen, Fritz. Passion. Die Oberammergauer Vorgeschichte. Mit Originalzeichnungen von Hugo Grimm. Leipzig 1930, L. Staackmann. 115 S. M. 3,– (4,50).

Russell, Bertrand. Mensch und Welt. Grundriß der Philosophie. Deutsch von Kurt Grelling. München 1930, Drei Masken Verlag A. G. 343 S.

Sarter, Adolph. Die deutschen Eisenbahnen im Kriege (Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Weltkriegs. Deutsche Serie). Herausgegeben von James T. Shotwell. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 312 S.

Schellenberg, Ernst Ludwig. Ungleiche Streiter (3. Bd. der Bücher der Deutschkirche). Berlin-Schlachtensee 1929, Verlag der Deutschkirche. 134 S. Geb. M. 4,–.

Schneider, Hermann. Deutsche Heldensagen (Sammlung Göschen, 32). Berlin-Leipzig 1930, Walter de Gruyter & Co. 144 S. M. 1,80.

Schröder, Fritz. Die Herstellung von Büchern und Zeitschriften. Mit 165 Abbildungen. Stuttgart 1930, E. H. Poeschel. 378 S. Geb. M. 24,–.

Unruh, Friedrich Franz. Stufen der Lebensgestaltung. Hamburg-Bergedorf, Fackelreiter-Verlag. 149 S. Geb. M. 3,–.

–, –. Gesinnung. 2. Aufl. (ebenda). 66 S. M. 1,50.

Vershofen, Wilhelm. Wirtschaft als Schicksal und Aufgabe. Darmstadt 1930, Otto Reichl. 343 S. M. 12,–.

Wertheimer, Oskar von. Kleopatra. Mit 34 Abbildungen. Wien 1930, Amalthea-Verlag. 407 S. M. 10,– (13,50).

Wildgans, Anton. Rede über Österreich. Wien 1930, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 39 S.

* * *

Aus eigner Kraft. Lebensbilder führender Männer. Heft 1. Ernst Abbe von Hermann Schöler. 32 S. – 2. Albert Ballin von Christian Jenssen. 30 S. – 3. Benjamin Franklin von Erich Bockemühl. 31 S. – 4. Robert Mayer von K. Fr. Schmid. 31 S. – 5. Fr. Schiller von K. Fr. Schmid. 32 S. – Stuttgart. Fr. A. Perthes. Je M. –,60.

Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7041–43. Klaus Groth, Quickborn. Einführung von Wilh. Lobsien. 267 S. – 7044. Svend Fleuron, Der Kater Mi Rech und Geschichten. Deutsch von H. Kiy. 73 S. – 7045. Siegfried Kallenberg, Max Reger (Mus. Biogr., 41. Bd.). 90 S. – 7046–48. Kurt Heynicke, Fortunata zieht in die Welt. Erinnerungen des Priesters Francesco. 211 S. – 7049. Max Freyhan, Henrik Ibsen. Bd. II. 72 S. – 7050. Johannes V. Jensen, Jörgine. Eine Erzählung aus alter Zeit. Deutsch Julia von Koppel. 75 S. – Leipzig, Philipp Reclam jr.

* * *

Die Britischen Amtlichen Dokumente über den Ursprung des Weltkrieges 1898–1914. Herausgegeben von G. P. Gooch und Harold Temperley im Auftrage des Britischen Auswärtigen Amtes in 11 Bänden. Autorisierte deutsche Ausgabe herausgegeben von Hermann Lutz. Bd. IV. Die Englisch-Russische Annäherung 1903–1907. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 1075 S. Geb. M. 36,—.

Zingarelli, Italo. Das Erbe von Versailles. 28 Abbildungen und 1 Karte. Wien 1930, Amalthea-Verlag. 405 S. M. 9,– (12,–).

Redaktionsschluß: 5. März 1930.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Lutz Weltmann, Berlin; für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 35, Genthinerstraße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,–, Einzelheft Rm. 2.–

Digitized by Google

Karl Mays Gesammelte Werke

erzielen ihre überragende Beliebtheit nicht nur durch unvergleichlich spannende Handlung und durch die farbenreichen, anschaulichen Naturschilderungen, sondern bieten auch eine reiche Quelle an Belehrung durch ihren geographischen und ethnographischen Gehalt.

Karl May ist der meistgelesene deutsche Volksschriftsteller

Die bisherige Buchauflage hat bereits fünf Millionen Bände überschritten

Erschienen sind: 1 Durch die Wüste / 2 Durchs wilde Kurdistan / 3 Von Bagdad nach Stambul / 4 In den Schluchten des Balkan / 5 Durch das Land der Skipetaren / 6 Der Schut / 7—9 Winnetou, 3 Bände / 10 Orangen und Datteln / 11 Am Stillen Ozean / 12 Am Rio de la Plata / 13 In den Kordilleren / 14, 15 Old Surehand, 2 Bände / 16—18 Im Lande des Mahdi, 3 Bände / 19 Kapitän Kaiman / 20—22 Satan und Ischariot, 3 Bände / 23 Auf fremden Pfaden / 24 Weihnacht / 25 Am Jenseits / 26—29 Im Reiche des silbernen Löwen, 4 Bände / 30 Und Friede auf Erden / 31, 32 Urdistan und Dschinnistan, 2 Bände / 33 Winnetous Erben / 34 „Ich" / 35 Unter Geiern / 36 Der Schatz im Silbersee / 37 Der Ölprinz / 38 Halbblut (= Der schwarze Mustang) / 39 Das Vermächtnis des Inka / 40 Der blaurote Methusalem / 41 Die Sklavenkarawane / 42 Der alte Dessauer / 43 Aus dunklen Tann / 44 Der Waldschwerze / 45 Zepter und Hammer / 46 Die Juweleninsel / 47 Professor Vitzliputzli / 48 Das Zauberwasser / 49 Himmelsgedanken (Gedichte) / 50 In Mekka / 51 Schloß Rodriganda / 52 Vom Rhein zur Mapimi / 53 Benito Juarez / 54 Trapper Geierschnabel / 55 Der sterbende Kaiser

Jeder Band ist einzeln käuflich

Sämtliche Bandnummern liegen nunmehr in Friedensausstattung vor: holzfreies, blütenweißes Papier, jeder Band in grünes Ganzleinen gebunden, mit Goldrücken, vielfarbigem Deckelbild und Farbobenschnitt

Gebunden je RM. 5.—, geheftet je RM. 3.50

Weiterhin empfehlen wir:

Karl-May-Jahrbuch 1921—1929

(IV.—XII. Jahr)

Preis: kartoniert je RM. 4.—

Jedes Buch enthält bisher noch unbekannte Erzählungen, Gedichte und Briefe Karl May's, ferner zahlreiche Beiträge, Novellen usw. bekannter Schriftsteller, sowie viele Abbildungen

Zu den Mitarbeitern zählen u. a.:

Geheimrat Prof. Dr. A. Biese, Geheim. Regierungsrat Cumme, Prof. Dr. Eduard Engel, Dr. Curt Foericke, Dr. Georg Fröschel, Univ.-Prof. Dr. Konrad Guenther, Prof. Dr. Ludwig Gurlitt, Geheim. Regierungsrat Hochschul-Prof. Dr. Wilhelm Heß, Max Jungnickel, Kaplan Franz Kandolf, Dr. Ritter v. Kralik, Geheimrat Dr. Lorenz Krapp, Dr. Heinrich Lhotzky, Walter von Molo, Univ.-Prof. Dr. Hans Naumann, Museumsdirektor Prof. Dr. K. Th. Preuß, Studienrat Fritz Prüfer, Univ.-Prof. Geh. Rat Dr. D. Emil Sehling, Dr. Karl Hans Strobl, Prof. Sascha Schneider †, Hochschul-Prof. Dr. Benno Wandolleck, Ministerialdirektor Dr. Ulrich Wulffen, Heinrich Zerkaulen, Carl Zuckmayer

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

KARL-MAY-VERLAG, RADEBEUL BEI DRESDEN

Digitized by Google

Verlagsberichte

Der Fackelreiter-Verlag in Hamburg-Bergedorf hat mit einigen seiner Kriegsbücher Welterfolg zu erzielen gewußt. Ernst Johannsens „Vier von der Infanterie, Westfront 1918" ist bereits in elf Sprachen übersetzt worden. Der danach gestaltete große Ton- und Sprechfilm soll schon für Anfang April zu erwarten sein. Auch mit seinem Hörspiel „Brigade-Vermittlung", welches von fast allen deutschen Sendern aufgeführt worden ist und mehrfach wiederholt werden mußte, scheint sich Johannsen die Welt erobern zu wollen (25. März erste englische Aufführung des Senders London). Heinrich Brandts „Trommelfeuer" ist bereits spanisch erschienen und wird demnächst auch noch holländisch, englisch und polnisch herauskommen. Die ebenfalls im Fackelreiter-Verlag erschienene Schrift von Lehmann-Rußbüldt „Die Blutige Internationale der Rüstungsindustrie", die Anfang März durch das Eingreifen des Oberreichsanwalts großes Aufsehen erregte, ist bereits ins Englische, Französische, Spanische, Dänische, Holländische, Tschechische und Schwedische übersetzt.

*

In der Kober'schen Verlagsbuchhandlung, Basel/Leipzig, erscheint soeben ein neues Buch des Malerphilosophen Bô Yin Râ (Joseph Schneiderfranken) unter dem Titel „Das Gespenst der Freiheit", in dem der Verfasser zu den Fragen des staatlichen und sozialen Lebens zum ersten Male sich äußert.

*

Das Buch des deutschen Offiziers nach dem Kriege. Hubert E. Gilbert legt sein erstes Buch „Landsknechte" vor, das in die innerdeutschen Zustände der ersten Nachkriegsjahre schonungslos hineinleuchtet. Mit diesem Roman bringt der Verlag Adolf Sponholtz, Hannover, ein Gegenstück zu dem prächtigen „Hauptmann Latour" von Karl Federn, das die Kritik als das Buch des deutschen Offiziers im Kriege bezeichnete. Von diesem Werk erscheint demnächst auch eine amerikanische Ausgabe bei Farrar & Rinehart in New York.

*

Karl May, der meistgelesene deutsche Volksschriftsteller. Im Buchhändler-Börsenblatt finden wir die Gesamtauflagen der Karl-May-Bände zusammengestellt, denen wir folgende Ziffern entnehmen. Bis zu Karl Mays Ableben (1912) stellte sich die Gesamtauflage der 55 Bände auf 1610000. In den letzten 17 Jahren ist sie auf 5348000 gewachsen. An der Spitze stehen die Romane „Winnetou I" mit 240000, „Winnetou II" mit 228000 und „Winnetou III" mit 220000. Es folgen die Bände „Durch die Wüste" mit 217000, „Durchs wilde Kurdistan" mit 186000, „Von Bagdad nach Stambul" und „Der Schut" mit je 176000, „Der Schatz im Silbersee" mit 170000. Nicht weniger als 23 Bände haben die Auflage von 100000 bereits überschritten. Würde man die Gesamtzahl der deutschen Maybände aufeinanderstapeln, so würde dies eine Höhe von 160440 Metern ergeben; das ist achtzehnmal so groß wie der höchste Berg der Welt. Bei all diesen Ziffern sind übrigens lediglich die deutschen Ausgaben berücksichtigt, nicht auch die zahlreichen Übersetzungen, die in dänisch-norwegischer, schwedischer, holländischer, englischer, französischer, spanischer, tschechischer, slowakischer, kroatischer, slowenischer, ungarischer und polnischer Sprache vorliegen.

*

Über die in dem Orient-Occident-Verlag erschienenen Werke gibt der diesem Heft beiliegende, ausführliche Prospekt Auskunft, welchen wir besonderer Beachtung empfehlen.

*

Am Schluß des Heftes ist ein Prospekt über die in dem Verlag Adolf Klein in Leipzig erschienenen Werke von Bernhard Kummer beigeklebt, den wir den Lesern unserer Zeitschrift zur Beachtung empfehlen.

*

Wir bitten die Leser unserer Zeitschrift, dem am Schluß des Heftes eingeklebten Prospekt des Verlages L. Staackmann über die Werke von Friedrich von Gagern besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

Zur Uraufführung erscheint soeben

ALFRED NEUMANN

HAUS DANIELI

Schauspiel in 5 Akten M 2.50

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart · Berlin · Leipzig

Digitized by Google

MAY 14

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 32. Jahrgang

1930 Mai Heft 8

Zeitlupe: In der Beschränkung... * Ferdinand Bruckner und sein Psychoanalytiker * Die „Wahrheit" über Wagner * Nietzsche 1930 * Fortschritte im Tonfilm * Kritik der Kritik? * Buchumschlag: Tempo * Das Menschengesicht

J. E. Poritzky .. .. Farbenhören und Töneſehen
Lutz Weltmann .. .. Hans Henny Jahnn
Cécile Ines Loos .. .. Das ſpäte Schiff
Ernſt Liſſauer .. .. Die Lyrikerin Erika Mitterer
Michael Charol .. .. Panaït Iſtrati
Richard Müller-Freienfels .. .. „Behaviorismus"
Martin Sommerfeld .. .. Sachwörterbücher
Hans Henny Jahnn .. .. Aus „Perrudja"
Erika Mitterer .. .. Vier Gedichte
Georg Frhr. von Ompteda .. .. .. Eine Manuſkriptſeite

Literariſches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitſchriften * Echo der Bühnen * Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten * Büchermarkt

Deutſche Verlags-Anſtalt * Stuttgart

Digitized by Google

Das erste Urteil über

INA SEIDEL

Renée und Rainer

Roman ..... In Leinen gebunden M 5.50

Börries, Freiherr von Münchhausen in der Deutschen Allg. Zeitung:

Alles in allem: Ein wundervolles Buch voll allertiefster Seelenkenntnis. Ina Seidel ist gleich einer Weisen Wala lebenskundig und seelenkundig wie wenige neben ihr, und die lächerliche Reportage gewisser Nichtkönner versinkt ins Unbeträchtliche vor dieser Frau. Sie hat uns das Buch der bedeutenden Frau, die Tragödie der Magischen geschenkt, das wir so noch nicht besaßen.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART BERLIN LEIPZIG

Soeben erschien:

Die neue Türkei

von

Kurt Ziemke

536 Seiten Gr.-8°. Mit fünf Karten. In Leinen M 18.–

Der Verfasser, Legationsrat im auswärtigen Dienst, ist durch seinen Beruf mit den Verhältnissen der neuen Türkei aufs engste vertraut. Alle wichtigen Quellen stehen ihm zur Verfügung. Er schildert in seinem Werke die Entwicklung der Türkei seit dem Ausbruch des Weltkrieges, der diese an der Seite der Mittelmächte in den Zusammenbruch verwickelt und das Ende des alten Osmanischen Reiches herbeiführt. Aus dem Trümmerhaufen, den die Siegermächte willkürlich verteilten, erhob sich in schweren Kämpfen gegen ihre zahlreichen Bedrücker die auf Kleinasien begrenzte neue Türkei, die es dank der Zähigkeit und Geschicklichkeit ihrer Führer verstanden hat, sich eine unbestrittene politische Geltung wieder zu erringen. Ihre außen- wie innenpolitische Entwicklung erfährt hier eine umfassende und zuverlässige Darstellung, der in der einschlägigen Literatur nichts Gleichwertiges zur Seite gestellt werden kann.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin und Leipzig

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

In der Beschränkung . . .

„Landschaften und Stimmungen" heißt eine neue erlesene Holzschnittfolge Frans Masereels (Kurt Wolff Verlag, München) — der Titel unterscheidet, wo nichts zu unterscheiden ist, denn hier ist überall Stimmung. In diesen Landschaften gewiß; gleichviel ob Masereel durch ihre Weite oder durch ihre Enge (verschneite Häuser um den Kirchturm) wirkt; stimmungsstark ist er immer. Zu Zeiten denkt man an Verlainesche Parkgedichte; zu Zeiten blickt man in das Wolkenspiel; aber ebenso oft wird die Landschaft durch ihre Öde, die der Marsch der Arbeiterkolonnen tritt, eindrucksvoll; die Gradlinigkeit einer Chaussee wird zu unvergleichlichem Motiv. Es scheint auf dieser Erde nichts zu geben, dem Masereel nicht Stimmung abzugewinnen wüßte. Ich sehe eine Katze eine Treppe hinabschleichen: man kennt das gesamte Haus und seine Bewohner, zum Teil auch die Stadt; die Linienführung des Treppengeländers sagt alles. Aber Masereel scheut auch nicht vor einem Reportagemotiv zurück: Kirchhof und Beerdigung; langer Zug der Leidtragenden. Ganz im Vordergrund die Frau in ihrer Verzweiflung und neben ihr das befremdet auf sie blickende Kind. Woher weiß man, daß diese Frau nicht die Ehefrau dessen ist, dem sie nun die drei Hände voll Erde auf den Sarg werfen, sondern die Geliebte, die ein Kind von ihm hatte und die er verließ? Genug; man weiß. Das ist die Kraft dieser räumlich kleinen Kunstwerke, daß sie gerade im Einzelzug beredt werden und in der rein zeichnerischen Erfassung ein Erzählerisches zur Geltung kommen lassen.

Und darin wird Masereel für das gesamte Kunstschaffen unserer Zeit charakteristisch. Es ist, als versagte sich uns die große Kunstform. Als weise uns eine epische Grundtendenz unserer Jahrzehnte auf eine ganz ungewöhnliche Beschränkung. Und als ergäbe sich aus solcher Beschränkung eine ungeahnte Bereicherung.

Beschränkung ist das Schwarz-Weiß an sich. Es ist aber in diesem Schwarz-Weiß bei Masereel mehr Licht als auf den meisten Gemälden. Und dies Licht — wo kann man das heut von der Malerei sagen? — ist durchaus transzendent. Es setzt eine Sonne über die Erde, die mit dem Himmel vermählt. Gewiß ist Masereel in seinen sozialen Bildgebungen auch stark anklägerisch. Dem Ankläger steht aber auch immer ein höherer Anwalt zur Seite. Und gar wo zwei sich liebend umfangen, spricht Sonne immer den Segen.

E. H.

Aus „Landschaften und Stimmungen"
60 Holzschnitte von Frans Masereel (München 1929, Transmare Verlag A. G.)

Digitized by Google

Ferdinand Bruckner und sein Psychoanalytiker

Auf Ferdinand Bruckners Schreibtisch stehen – das ist die neueste Feststellung der „Wiener Allgemeinen Zeitung" vom 27. März – die sämtlichen Werke des wiener Psychoanalytikers Wilhelm Stekel. „Die Kreatur" ist im wesentlichen der Krankengeschichte Nr. 85 entnommen. In dieser Krankengeschichte schickt der Defraudant seine Frau zu dem Don Juan Chef – der Psychoanalytiker hat sich mit diesem Patienten beschäftigt, weil er vielfach – siehe „Kreatur" – wie ein Hund bellt. Ein Hund aus Filz, mit dem er als Kind gespielt hat, hat die Zwangsvorstellung in ihm wachgerufen. Er hat auch mit seiner Schwester, die inzwischen zur Dirne und Kokainistin hinabgesunken ist, in Inzest gelebt. Es finden sich in Stekels Werken darüber hinaus die für „Die Kreatur" wichtigen Vorstellungen der Lust ohne Schuld und der frigiden Dirnennatur („Kreatur": „Sie ahnt nicht, daß man nur verhurt, wenn man Eis im Bauch hat"). Auch die Figur der spezifischen Seidenkleptomanin findet sich bei Stekel.

Was beweist das für oder gegen Ferdinand Bruckner? Wer sich einmal mit der Quellenfrage bei Shakespeare beschäftigt hat, antwortet mit uns: nicht das geringste.

Amüsant wird die Angelegenheit dadurch, daß der Dr. Stekel auch ein geheimer Ästhetiker ist und nicht einmal ein dummer. Er gibt sein Pronunziamento, das dahin lautet, daß Analyse und Kunst Gegensätze seien, die sich nicht vereinigen lassen. Und er findet für seine Ansicht ein äußerst treffendes Argument: erst das Unausgesprochene gebe dem Kunstwerk seinen Reiz. Man könnte demgemäß in seinem Sinne fortfahren: die Analyse dränge auf die Aussprache, die Dichtung ihrem Wesen nach auf das im Unbewußten Unberührte. Stekel geht in seiner ästhetischen Darlegung aber noch einen Schritt weiter. Er glaubt feststellen zu können, daß in jedem Menschen eine ideale Tendenz neben einer anderen herabziehenden bestehe. Erstere nennt er Anagoge, letztere Kathagoge. Seiner Ansicht nach müsse nun das Theater die anagoge Tendenz verstärken, ohne das Schuldbewußtsein des Menschen aufzurütteln. Er meint, Bruckner fehle die dichterische Fähigkeit, individuelle Probleme in allgemein menschliche zu erheben.

Hart, wenn derartig die Bücher auf dem Schreibtisch gegen ihren Dichter-Benutzer aufstehn. Revolte in der Bibliothek.

E. H.

Die „Wahrheit" über Wagner

Den beiden deutschen Genien des ausgehenden 19. Jahrhunderts standen zwei Frauen nahe, und gerade diesen widerfährt zur selben Stunde das Mißgeschick, in das Kreuzfeuer einer wilden Polemik zu geraten. Dem Buch von Erich Podach über „Nietzsches Zusammenbruch", das die Retuschen und Eskamotagen seiner Schwester enthält, folgt jetzt ein anderes im Ausland veröffentlichtes, das Frau Cosima derselben Manipulationen in Sachen Richard Wagners beschuldigt.

Dieses Buch ist soeben in England erschienen und lautet: „The truth about Wagner." Von Philip Dutton Horn und Waverley Lewis Root (Kassel, London 7 s. 6 d.). Dasselbe Buch liegt schon in französischer Übersetzung vor: „La vérité sur Wagner" (Stock, Paris, 12 Fr.).

Daß die Wahrheit über Wagner aus England kommen sollte, verdanken wir einem merkwürdigen Umstand. Während man in Bayreuth alle Briefe, Manuskripte, Biographien usw. Wagners sammelte, um sie nachher „verbessert" herauszugeben, fand sich für dieselben Handschriften und zur selbigen Stunde noch eine andere Liebhaberin, eine Mrs. Willoughby Burrell, die damals in Deutschland herumreiste und Cosimas Pläne durchkreuzte. Diese Engländerin machte einen glücklichen Fund: es gelang ihr nämlich, mit Minna Planers (Wagners erster Frau) natürlicher Tochter Natalie in Verbindung zu kommen, und diese Tochter hatte von ihrer inzwischen verstorbenen Mutter eine große Anzahl Briefe und Papiere geerbt. Cosima hatte durch Geld und Überredung versucht, diese Dokumente in ihre Hände zu bekommen, aber das war ihr nur teilweise gelungen, und die wichtigsten Papiere waren von der Tochter, die den Groll der Mutter teilte, zurückgehalten worden. Mrs. Burrell kaufte ihr diese Briefe ab, nahm sie nach England und tat sie in einen „safe". Die Autoren sagen uns nicht warum – vielleicht weil damals Wagner ein hochberühmter Mann war (was er in England übrigens heute noch ist). Aber über das Faktum wie über die Echtheit der Papiere besteht kein Zweifel. Das vorliegende Buch ist auf diesen Briefen basiert, und sein Bestreben geht dahin, Minna als die hervorragende weibliche Figur in Wagners Leben hinzustellen und Frau Cosima zu diskreditieren. Wir brauchen uns mit dieser Thesis nicht weiter zu beschäftigen: für kontinentale Leser scheint es ziemlich lächerlich, Wagners Ruhm durch die Frauen zu erklären und Minna gegen Cosima in feierlichem Biernernst abzuwägen. Wagners Bedeutung beruht auf seiner Musik und (viel weniger) auf seinen Schriften: seine ehelichen und außerehelichen Eskapaden stehen auf einem anderen Blatt und können nicht gegen oder für seine Leistungen ins Feld geführt werden. Die Großen haben auch andere Bedürfnisse und Bewertungen als die Kleinen: „Quod licet Jovi, non licet bovi." Wenn all dieses zugestanden ist, so muß allerdings weiterhin konstatiert werden, daß es wohl nie einen Jupiter gegeben hat, der mit seinen Jos und Danaes menschlich-allzumenschlicher „umgegangen ist und dessen Kniffe und Ränke mehr an einen valet de chambre" aus der altfranzösischen Komödie erinnern. Der Wagner, der aus diesen Briefen aufsteigt, hinterläßt einen unangenehmen Geschmack auf der Zunge. Auch andere große Männer haben Liebesverhältnisse gehabt: aber man kann sich weder einen Goethe noch einen Mozart, noch einen Beethoven vorstellen, der in Geld- und Weibersachen je wenig Kavalier gewesen wäre wie Richard Wagner. Wer so viele unechte und unfeine Gefühle an den Tag legen konnte, der dürfte auch in seiner Kunst nicht ganz echt und sauber gewesen sein – also lautet ein nur zu einleuchtender Schluß. Der Jupiter tonans hat denn auch, wie wir heute wissen, eine gute Dosis Theaterdonner geliefert. Und die Danaes – die ihn mit Gold überschütteten – denn Wagner liebte meist reiche Frauen – haben sich in ihrem Gotte geirrt.

Das Buch hat weniger in Frankreich (wo die Wagner-Legende schon einige Risse bekommen hat) als in England (wo der Große auch ein tadelloses Privatleben geführt haben muß gewirkt, und die offiziellen Wagner-Biographen, die Trabanten von Bayreuth, zur Verteidigung ihres Helden in die Arena gebracht. Das wird schwer halten, denn soeben zeigt die Verlegerfirma Harrap ein Buch an, das das ganze Material der Burrell-Sammlung veröffentlichen wird. „Caveat Bayreuth!"

Oscar Levy

Digitized by Google

Nietzsche 1930

Dreißig Jahre nach dem Tode des Philosophen und Dichters erscheint (in neun einzeln lieferbaren, von Alfred Baeumler umsichtig herausgegebenen Bänden bei Alfred Kröner, Leipzig) diese Volksausgabe.

Die Frage drängt sich auf: Was ist uns Nietzsche heute? Ist sein Werk lebendig geblieben? Stichproben ergeben, daß aus diesem Diskussionsmaterial wieder Funken sprühen werden. Haben wir uns in den letzten Jahren so geändert? Oder erkennen wir jetzt erst Friedrich Nietzsches wahres Gesicht? Er erscheint uns heute weniger „orphisch" denn zuvor, und manches mißverstandene Schlagwort — Schlagworte sind immer Mißverständnisse! — hat sich in der Zwischenzeit so verbraucht, daß sich Nietzsches Wort uns gereinigt offenbart. Ein richtig verstandener Nietzsche wird wieder Element der deutschen Bildung. Und damit ist für die geistig Schaffenden, die heute so leicht ins Leere schreiben, eine neue Bindung mit ihren Lesern hergestellt.

Bietet Nietzsches Werk politischen Wandlungen Trotz? Es scheint so: weil die Warte, von der aus dieser eminent politische Kopf die Welt betrachtet hat, metapolitisch war. Es hört sich kühner und ketzerischer an, als es in der Tat ist, wenn man sich vorstellt, daß er vermutlich die Führernatur eines Lenin bejaht und das gewerkschaftssekretärhafte Bonzentum seiner Nachfolger abgelehnt haben würde. Leben ist mehr als Lehre. Siehe: Diskussionsmaterial!

„Zarathustra" und der „Kollektivismus": wäre die „höchste Schule zur Vornehmheit", wie Peter Gast den „Zarathustra" nennt, in einem kollektiven Staatswesen überflüssig?

Im Liberalismus des 19. Jahrhunderts hatte Nietzsche die ihm innewohnende „Tyrannei der Ziel-, Zucht- und Gedankenlosigkeit" erkannt. Aber die Ebene, auf der seine Erkenntnisse wachsen, befähigt ihn auch, vorausschauend den Diktaturen ihr Sprüchel zu sagen, indem er von der Prüfung des Sozialismus in Hinsicht auf seine Mittel ausgeht, stößt er ins Allgemeine vor: „Der Sozialismus ist der phantastische jüngere Bruder des fast abgelebten Despotismus, den er beerben will; seine Bestrebungen sind also im tiefsten Verstande reaktionär. Denn er begehrt eine Fülle der Staatsgewalt, wie sie nur je der Despotismus gehabt hat, ja, er überbietet alles Vergangene dadurch, daß er die förmliche Vernichtung des Individuums anstrebt: als welches ihm wie ein unberechtigter Luxus der Natur vorkommt und durch ihn in ein zweckmäßiges Organ des Gemeinwesens umgebessert werden soll." Ob faszistischer oder bolschewistischer Terror oder Höherzüchtung des Individuums bessere Bürger für den Zukunftsstaat heranziehen wird — das ist hier die Frage.

Toleranz und Liberalität, wie Nietzsche sie, um die Paradoxa alles Geschehens wissend, verstehen mußte, sprechen aus einem Aphorismus, der keineswegs einsam innerhalb seiner Schöpfungen steht: „Die Schlange, welche sich nicht häuten kann, geht zugrunde. Ebenso die Geister, welche man verhindert, ihre Meinungen zu wechseln. Sie hören auf, Geist zu sein."

L. W.

Fortschritte im Tonfilm

Ein französischer Tonfilm: nach Dumas' „Halsband der Königin"! Mit allen Spannungsreizen, wie wir sie einst bei Lektüre dieser Scharteke erlebt haben. Mit vorbildlicher Stilisierung des Historischen — man muß einen älteren Film wie die „Dubarry" daneben halten, um zu sehen, wie Pomp und Kostüm hier in Geist und Kolorit aufgelöst sind. Mit filmdramatischer Zuspitzung endlich, die Marat und Robespierre in den Epilog dieser chronique scandaleuse nimmt.

Dieser Tonfilm ist kein „hundertprozentiger" — eine Bezeichnung übrigens, die den Geist des Geldes zu einer zwingenden Assoziation beim Begriff Tonfilm macht. Man könnte schwanken: ist dieser Film ursprünglich stumm gedreht — und dann mit Tonfilmeinlagen versehen worden? Oder: hat man die technisch mißlungenen Teile des Tonfilms stumm laufen lassen? Aber die erste Möglichkeit scheidet aus: man hat die Hauptrolle der abenteuernden Valois mit der Sängerin Jefferson-Cohn besetzt, deren außerordentliche schauspielerische Leistung wirkungsvoll eingesetzte Gesangspartien enthält.

Die Musik hat in diesem Film dramatische Funktion: wenn die Valois dem Kardinal Rohan etwas vorsingt und dessen Verliebtheit in die Königin das Geschehen weitertreibt; wenn das Spottlied auf Marie Antoinette vom Pöbel gejohlt wird und die Halsbandgeschichte als Vorspiel zur französischen Revolution erkennbar wird.

Das gesprochene Wort wird in drei Formen angewandt: als knappe, abschließende Replik; als Dialog, der im Raum verhallt; als Geräusch, bei dem das Wort nur noch Klang-, aber keinen Sinnwert mehr hat. Wie Arie und Rezitativ in der Oper, Sprechvers und Prosa in der shakespearischen Form des Dramas wechseln hier Bild, Titel, Wort, Musik. Man bekommt eine Vorstellung von künftiger Tonfilmdramaturgie — bei diesem Film, dessen einziges Fragezeichen es ist, daß die Tonfilmgestaltung nicht das einzig mögliche künstlerische Material für dieses Manuskript bedeutet.

L. W.

Kritik der Kritik?

Der tüchtige und witzige Bühnenleiter Robert Klein ist mit der Beurteilung, die Elmer Rices Schauspiel „Die Straße" durch die berliner Kritik gefunden hat, nicht zufrieden gewesen. Er forderte darum das Publikum auf, sich zu den Kritiken über das amerikanische Stück zu äußern, wobei sich ergab, daß etwa nur drei Prozent der Theaterbesucher, soweit sie sich an der Abstimmung beteiligten, mit dem Urteil der Presse einverstanden waren.

Da hat Herr Doktor Klein nun seine Antikritik. Er hätte das Publikum gar nicht zu bemühen brauchen, er hätte vermutlich mühelos aus den Stimmen der Kritiker Urteile zusammenstellen können, die einander wechselweise widersprechen. Der Einfluß der Kritik ist ohnehin dadurch geringer geworden, daß das Publikum jetzt mehrere Zeitungen zu lesen pflegt an Stelle des einen Leib- und Magenblattes. Der Geschäftsgeist der Direktoren ist groß genug, daß sie das ihnen am werbekräftigsten erscheinende Urteil in Inseraten und an Säulen plakatieren — mögen sie den Autor dieses Urteils auch für den größten Trottel halten. Zwischen Theorie und Praxis klafft wieder einmal der bekannte Widerspruch. Ein Mann von Doktor Kleins geistigen Fähigkeiten hätte lieber darüber nachdenken sollen, warum es keine uniforme Kritik geben kann — solange sich eine genormte Kritik nicht auf technischem Wege herstellen läßt. Abstimmungsmethoden, wie Doktor Klein sie anläßlich der „Straße" eingeführt hat, eines Stücks, das übrigens weniger kunstfeindlich als überflüssig ist, hätte nur zur Folge, daß das Publikum mit Stücken wie Kotzebues „Menschenhaß und Reue" den „Tasso" majorisieren würde.

L. W.

Digitized by Google

Buchumschlag: Tempo

Die Unrast des Tages erfindet sich ihre eigenen Lockmittel. Bücher stehen hinter der Scheibe des Sortimenters und schreien: nimm mich mit. Dabei findet der Wille aufzufallen, die flüchtige Aufmerksamkeit an sich zu reißen, durchaus künstlerischen Ausdruck.

Den Weg dahin hat der Film gewiesen. Wie hier photographische Aufnahmen ineinander übergleiten, wie Bild in Bild hineingesetzt ist, so ersteht ein Buchumschlag mit Ein- und Überdruck. Beispiel: Eine Seite aus dem Strafgesetzbuch mit der auffälligen Kapitelüberschrift: „Meineid". Auf diesem Grund in fetter Schwarz-Rot-Schrift: „Georg Fröschel, Der Richter ohne Gnade, Roman, Verlag Ullstein." Oder bereits in komplizierterer Bildgebung: eine Druckerpresse, herauslugend aus Papiergeldscheinen, Aufdruck in abschattiertem Weiß: „Farago, Die Notenpresse der Revolution" (Wien, Selbstverlag Farago). Endlich ganz filmisch: Das Riesenantlitz eines streng blickenden Mannes, in die Backenpartie hineinkomponiert das sehr viel kleinere Antlitz einer verängstigten Frau, die die Hand in den Mund hineinkrampft. Rotunterdruck: „Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte. Kampf und Leben des Proletariats" (Berlin, Neuer deutscher Verlag). Innerlich haben all diese künstlerisch durchaus zu rechtfertigenden Buchumschläge die gleiche Mission: sie mahnen zur Eile. Ganz folgerichtig muß der Schnellläufer auch ein Schnelleser sein.

All diese Bücher, und die Zahl der Beispiele ließe sich vertausendfachen, wollen nicht an die abendliche Lampe und zu dem Besinnlichen getragen werden. Sie wollen aufregen. Sie suchen sich ihren Leser im Eisenbahncoupé, in der elektrischen Straßenbahn, im Auto.

Und damit löst sich von der Literatur eine Literaturgruppe ab; sie bestand als solche seit langem; sie hat aber erst nach dem Krieg ihre Eigenberechtigung erkannt, hat sich emanzipiert, ist nun stolz auf ihre bislang verschämte Sonderstellung. Diese Literatur entspricht dem politisierten Theater. Das Buch wird sozusagen Zeitung. Es ist ihm ganz recht, schnell beiseite geworfen und schnell vergessen zu werden, wofern es nur schnell gekauft wurde, schnell eingewirkt hat. E. H.

Auch ein Weg des Buchs

Man liest in der „Saarbrücker Zeitung", daß die Kundinnen eines Wäschegeschäfts aus Paris dieser Tage eine Karte auf handgeschöpftem Bütten erhielten, die einen Gutschein auf die Luxusausgabe der neuesten Erzählung Paul Morands darstellte. Die einzige an den Gutschein geknüpfte Bedingung war die persönliche Abholung des Werkchens in dem Wäschegeschäft, das sich das alleinige Erstabdrucksrecht gesichert hatte.

Ein Weg des Buchs, der durch die Dessous geht. Es ist aber nicht abzusehen, warum nicht auch er zu Herz und Hirn führen könnte. E. H.

Das Menschengesicht

Die Sehnsucht unserer Zeit nach physiognomischen Erkenntnissen ist groß: ist sie es am Ende nicht darum, weil Physiognomielosigkeit ihr hervorstechendes Merkmal ist?

Max Picard stößt in seinem Buch „Das Menschengesicht" (Delphin-Verlag, München) die Klage aus, daß das Dutzendgesicht heute vorherrsche — daß es nicht mehr Träger einer göttlichen Idee sei. Seine Erkenntnisse bewegen sich zwischen den Polen Inflation und Religion.

Er betreibt Physiognomik nicht rationalistisch, sondern metaphysisch: seiner intuitiven Schau entspricht die biblische Klarheit des Ausdrucks. Er stellt Hölderlins Jugendbildnis und die Züge des Alternden gegenüber: „Der Blitz hat in das Sterngesicht eingeschlagen. Man sieht noch, wie er herunterfuhr an der Profillinie, zweimal einschlagend in das Gesicht, zweimal das Gesicht brechend: an den Augen zuerst und dann am Mund. Eingestürzt ist hier das Gesicht am Auge und am Mund. Es ist, als hätte der Blitz, einfahrend in die Tiefe beim Auge, die Sterne des Gesichts mit in die Tiefe gerissen und sie dort verbrannt — dann, zurückfahrend, als besinne er sich, daß noch mehr Sterne geblieben seien im Gesicht, holte er noch die letzten und schlug zum zweitenmal ein in das Gesicht, die letzten in der Tiefe verbrennend."

So deutet Picard die Veränderungen in einem Dichterantlitz, das göttlicher Wahnsinn wandelte, so geht er den Wandlungen des Menschengeschlechts nach, Gesichter gegenüberstellend, die nur durch Jahrzehnte geschieden sind — aber alle Güte ist aus ihnen geschwunden: die Zeiten sind härter geworden, härter geworden vielleicht darum, weil diese Gesichter die herrschende Klasse repräsentieren. Hier berührt sich Picards religiöse Inbrunst mit dem sozialen Blick eines Georg Grosz — und dokumentiert zugleich den höheren Standpunkt seiner Betrachtungsweise. Physiognomik wird zu Zeitkritik. Es wird deutlich, wie der Ungeist in einem Jahrhundert fortschreitet. Das Gesicht ist nicht mehr Gottes Ebenbild — es trägt zur Schau das wilhelmische Zeitalter, den Sportfimmel, den Amerikanismus, Beamtensubalternität, Unternehmertum.

„Die Veränderung des Gesichts geht durch alle europäischen Völker hindurch und durch alle Rassen der Völker und alle soziologischen Schichten. Natürlich ist das eine Volk oder die eine soziologische Schicht mehr verwandelt als die andere. Aber es wäre vermessen, zu sagen: dieses Volk oder diese soziologische Schicht sei deshalb dem Bösen näher als die anderen. Ich würde mich aber getrauen zu sagen: ein solches Volk, gerade ein solches werde vor allen bewacht und geliebt vom Schöpfer, und darum eben habe er ihm das verwandelte Gesicht deutlicher geschickt: er warnt das vor allen geliebte Volk mehr als die anderen."

Ein Buch, das an letzte Dinge rührt — und im Fragen Bescheid gibt. L. W.

Wer kennt es?

Irene Forbes-Mosse teilt uns die Abschrift eines in den Papieren ihres Onkels Herman Grimm gefundenen Gedichtes mit. Wer kennt es? Ist es eigene Poesie oder die Übertragung eines unbekannten Originals?

„Herunter mit dem Gürtel,
jetzt bist Du mein,
verknotet ist der Gürtel,
Mein Herz bleibt mein. —

Ich reiß ihn auseinander,
jetzt bist Du mein,
— Nein ich zerschneid ihn lieber,
Mein Herz bleibt mein. —

Da gab er ihr sein Messer,
jetzt bist Du mein,
Da stieß sie sich's ins Herze
— Mein Herz bleibt mein. —"

Digitized by Google

Austausch literarischer Stoffe und Formen in der Weltliteratur

Von J. E. Poritzky (Berlin)

V.

Farbenhören und Töneſehen

Wenn Moleſchott einmal ſagen konnte, daß der Menſch die Summe von Eltern und Amme, von Ort und Zeit, von Luft und Wetter, von Koſt und Kleidung ſei, ſo wird man für die geiſtigen Einflüſſe gewiß einen ähnlichen Satz daneben ſtellen dürfen: der Dichter iſt die Summe von Gehirnkonſtruktion und Erfahrung, von Erziehung und Vererbung, von Gelegenheit und Studium, von Geſundheit und Geſellſchaft. Wenn dieſe Summe auch noch kein Bild gibt, ſo zeigt ſie doch deutlich genug, daß auch der Dichter und der Künſtler ihr Können nicht lediglich ihren Anlagen danken können. Gewiß iſt letzten Endes alle Kunſt — mediziniſch geſehen — eine Gehirn- und eine Nervenfrage. Aber der Laie, der die Äußerungen des Talents ſo nicht betrachten kann, ſteht vor dem Rätſel des künſtleriſchen Schaffens ohne Führer da. Natürlich hängt alles, was der Künſtler ſchafft, von den Klimaten ab, von den Sitten, der Raſſe, der Politik, der Religion und dem Temperament; aber auch die Summe dieſer entſcheidenden Einflüſſe erklärt nicht alles.

Je größer der Dichter iſt, deſto tiefer offenbart er die Weſensveranlagung ſeiner Raſſe; völlig unbewußt und nur ſeinem künſtleriſchen Triebe folgend, der ihn zwingt, Geſchautes und Erlebtes, Erzähltes und Erdachtes darzuſtellen, liefert er der Geſchichte die fruchtbarſten Urkunden.

Der künſtleriſche Stil iſt freilich, ebenſo wie das künſtleriſche Temperament, nicht an ein beſtimmtes Land gebunden; der Stil iſt international im weiteſten Sinne und gehört — wie ich ſchon in meinem einleitenden Aufſatz ausgeführt habe — nie einem Volk, ſondern immer einer Epoche. Denn obwohl jeder Dichter immer nur ſich ſelbſt beſchreibt und jeder Künſtler, nach dem Worte Leonardos, in ſeinen Bildern immer nur ſich ſelbſt malt, kann er ſich immerhin nicht den allgemeinen Eindrücken und Einflüſſen entziehen; er wird als ein Reflektor ſeiner Zeit immer mit ihr gehen. Er wird denſelben Zuſtand der Sitten und des Geiſtes in ſich aufnehmen wie das Volk, ſo daß zwiſchen ihm und ſeinen Zeitgenoſſen eine innige Harmonie ſich nachweiſen laſſen wird.

Dazu kommt noch ein anderes. Ebenſo wie der Dichter das Bedürfnis hat, in ſeinen Werken Welt und Menſchen darzuſtellen und die Dinge in bunten, maleriſchen Worten vor unſer Auge zu zaubern, ebenſo wie der Dichter alſo mit den Worten malt, ebenſo ſucht der Maler mit der Farbe zu dichten, zu komponieren, ja ſelbſt zu muſizieren.

Wie die neuere wiſſenſchaftliche Erkenntnis uns gezeigt hat, daß ſich in der Natur die Grenzlinien der drei Reiche — Tier-, Pflanzen- und Steinreich — vollkommen verwiſchen, ſo können wir auch die Künſte nicht mehr ſo ſtreng voneinander ſondern. In der Pſychologie operieren wir längſt mit den Begriffen vom Farbenhören und Töneſehen, und der allgemeine Sprachgebrauch vollends redet von der „muſikaliſchen Sprache", von dem „dichteriſchen Schwung eines Gemäldes", dem „maleriſchen oder plaſtiſchen Zauber der Muſik", der „Harmonie und dem Zuſammenklang der Farben uſw."

„Nicht ſowohl im Traume — ſagt Hoffmann einmal — als im Zuſtande des Delirierens, der dem Einſchlafen vorhergeht, vorzüglich, wenn ich viel Muſik gehört habe, finde ich eine Übereinkunft der Farben, Töne und Düfte. Es kommt mir vor, als wenn alle auf die gleiche, geheimnisvolle Weiſe durch den Lichtſtrahl erzeugt würden und dann zu einem wundervollen Konzert ſich vereinigen müßten. Der Duft der dunkelroten Nelken wirkt mit ſonderbar magiſcher Gewalt auf mich; unwillkürlich verſinke ich in einen träumeriſchen Zuſtand und höre dann, wie aus weiter Ferne, die an-

Digitized by Google

schwellenden und wieder verfließenden Töne des Bassetthornes."

Während die Malerei durch ihre immerhin vorwiegende Stofflichkeit in erster Linie zu unserem Auge spricht, findet in der Dichtung die innigste Vermählung von Stofflichem und Geistigem statt, und in der Musik endlich erfährt der menschliche Gefühlsausdruck seine höchste Steigerung. Sie spricht nur zu unserer Seele. Sie ist ganz Ausdruck der Leidenschaft, entreißt den Menschen der Erde und legt seine tiefsten Herzensregungen bloß.

Aber dank ihrer koloristischen Gegenständlichkeit und dank der vollkommenen Harmonie, die in jedem guten Gemälde zwischen der Farbe und dem Sujet besteht, vermittelt die Malerei unserem Auge Farbenzusammenklänge, die man ebenfalls Musik, und zwar die Musik der Augen nennen könnte und die im Beschauer Stimmungen hervorrufen, Gefühle erwecken und Leidenschaften auslösen, die denen nicht unähnlich sind, die die Musik in uns frei macht und die es verstehen lassen, daß Baudelaire in seiner „Ästhetik" die Farbe einmal „eine melodische Wissenschaft" genannt hat. Die Farbenakkorde wecken oft Träume von Harmonie und von Melodie, und der Eindruck, den man von solchen Bildern empfängt, ist wirklich musikalisch. Tieck sagt es in seinem „Sternbald" einmal so: „Wie wundersam ist es, sich nur in eine Farbe als bloße Farbe zu vertiefen. Wie kommt es, daß das helle ferne Blau des Himmels unsere Sehnsucht weckt, und des Abends Purpurrot uns rührt, ein helles, goldenes Gelb uns trösten und beruhigen kann, und woher nur dieses unermüdete Entzücken an frischem Grün, an dem sich der Durst der Augen nicht satttrinken mag."

Hier ist also eine Farbenskala, die bestimmten Empfindungen gleichgesetzt wird. Aber wissenschaftlich beantwortet ist die Frage Tiecks noch immer nicht. Wir können es noch immer nicht physiologisch begründen, weshalb bestimmte Linien und Farben bestimmte seelische Empfindungen auslösen.

Aber vom Farbenempfinden und Tönetrinken bis zum Farbenhören und Tönesehen ist es nur ein Schritt.

Im Grunde mischen sich freilich Farben und Töne weniger als Öl und Wasser. Und dennoch ist — um ein schönes Wort des alten Fechner aus seinem „Zend-Avesta" hier anzuführen — „das ganze Reich der Farben und das ganze Reich der Töne durch einen höheren Geist in uns verknüpft; die Farbe weiß nichts vom Ton, der Ton nichts von der Farbe, aber ich, der höhere Geist, weiß von Ton und Farbe zugleich und fühle und denke und sehe sie in Beziehungen, die weder in das Ton- und Farbenreich fallen, die nur in mich fallen."

Eine kleine Anekdote, die man von Balzac erzählt, wird das klar machen. Gelegentlich der Betrachtung eines Bildes, das eine von Melancholie umwobene Winterlandschaft darstellte, auf der ein paar armselige, schwer beschneite Hütten und einige elende Bauern verstreut waren, blieb sein Blick besonders lange an einem kümmerlichen Häuschen hängen, aus dessen Schornstein sich ein mageres Streifchen Rauch hervorschlängelte. „Wie schön ist das!" rief Balzac aus. „Aber was treiben sie in der Hütte? Woran denken sie? Was für Sorgen mögen sie haben? Sind die Ernten gut ausgefallen? Wahrscheinlich haben sie fällige Gelder zu bezahlen!"

Was Balzac so nachdenklich machen und beunruhigen konnte, was sein Gemüt so zu erregen vermochte, war einfach die Summe von Ideen und Träumereien, die das Bild in seinem Geist erweckte. Das Sujet hatte sein Mitgefühl wachgerufen, und seine Seele begann zu tönen und zu klagen. Das Bild setzte sich in seiner Phantasie in eine Dichtung um. Er sah die weißen Schneelasten, die die Landschaft fast unter sich begruben, und er hörte dabei die grausige Melodie des eisigen Windes und vernahm das Pfeifen und Knirschen des gefrorenen Schnees unter den harten Tritten der müden Bauern.

Freilich ist die Malerei nicht die Einkleidung literarischer oder die Verkörperung musikalischer Ideen. Der Maler soll in erster Linie malen können; er soll das Reich der schönen Formen und der edlen Linien beherrschen. Er hat seine Kämpfe allein mit Form und Farbe, mit Linie und Raum, mit Luft und Licht auszufechten. Aber er wird diese Kämpfe schließlich an irgendeinem Stoff darstellen müssen. Gleichviel, ob der Künstler dann Impressionist ist und nichts von der Linie wissen will, oder ob er Koloris oder Luminarist ist, ob er die Außenwelt oder die Gefühlswelt darstellen will, ob er aus der Wirklichkeit oder aus der Phantasie schöpft — er wird niemals daran vorbei können, überhaupt

Digitized by Google

etwas darzustellen. Vor der Frage: „Wie ist es dargestellt?" erhebt sich natürlicherweise die Frage: „Was ist dargestellt?" Denn wie in der Dichtung kann auch in der Malerei die Kunst immer nur verkörpert werden durch das Anekdotische. Ein „Bild an sich" ist ein pures Unding. Die Kunst kann ohne einen würdigen Stoff ebensowenig bestehen, wie der Stoff ohne eine würdige Form.

Wie die Malerei sich dichterischer Mittel bedient, um sich mitzuteilen, so bedient sich die Dichtung malerischer Mittel zu Darstellungszwecken.

Verdammen wir also diejenigen nicht, die ein Bild in die Sphäre der Dichtung erheben und denen es eine Idee, eine Lebensauffassung, ein Gefühl oder irgendein anderes Moment offenbart, das außerhalb der Absichten der Malerei und des Künstlers liegt. Wie es dem Dichter Balzac erging, so erging es vielen Malern, sobald sie Musik hörten, d. h. sie sahen Töne, Töne wurden ihnen zu Bildern; die Harmonie der Töne löste in ihnen eine gewisse Harmonie der Farben aus. Und umgekehrt erwachten in vielen Musikern Melodien, sobald sie besonders stimmungsvolle Bilder betrachteten, d. h. sie hörten Farben; Farben wurden ihnen zu Tönen. Eine Beethovensche Sonate wird bei Balestrieri zu einem Bilde; ein Callotsches Bild wird in Schumanns romantischem Geist zu Musik.

Es ist erstaunlich, wie eng der Pariser Etienne Pierre de Senancour (1770 geboren) in seinem „Obermann" — dem französischen Werther — sich mit den deutschen Romantikern berührt, die er nie gelesen hat. Er empfindet die Sprache nur als Lautmusik und hält darum die Musik für die ideale Mittlerin aller volkhaften Verschiedenheiten. An mehreren Stellen seines Werks hebt er hervor, daß eine Reihe verschiedenartiger Wohlgerüche eine ebenso reiche Melodie enthalte wie irgendeine Reihe von Tönen, und, wie die Musik, Bilder von außergewöhnlichen Gegenden und Gegenständen hervorrufen könne. Man muß in der französischen Literatur schon bis Baudelaire gehen, um wieder einem so verfeinerten Geruchssinn zu begegnen. Durch den Geruch- und Gehörsinn meint Senancour die verborgenen Harmonien des Daseins erfassen zu können.

Das Vermischen der Ausdrücke für verschiedenartige Sinneseindrücke war ja ein besonderes Kennzeichen des romantischen Stils.

Die Farbe klingt, die Form ertönt, jedwede
Hat nach Form und Farbe Zung und Rede
— — —
Sich Farbe, Duft, Gesang Geschwister nennen

heißt es in Tiecks „Zerbino". Gerade in seinen Jugendschriften braust es wie ein stark gesammelter Strom. Leben und Poesie gehen bei ihm völlig in Musik auf. Er trotzt dem Wort, das er verwendet, und sucht die Herrschaft über sein Material, die Sprache, dadurch zu erweisen, daß er es zwingt, eine ganz andere Kunstart auszudrücken. Er drängt die Sprache dorthin, wo sie beginnt, Musik zu werden. Er verwendet das Wort mehr in Rücksicht darauf, wie es klingt, als was es bedeutet und ausdrückt. Wie viele Dichter mit dem Wort malen, wollten die Romantiker mit dem Wort musizieren. Das Wort selbst wird stets als inkompetent gebrandmarkt und als absolut unzulänglich und viel zu ohnmächtig, die Stärke des Gefühls auszudrücken.

In rätselvoller Weise scheint eine Kunst mit der anderen verwachsen, und es ist unmöglich, sich der einen hinzugeben, ohne zugleich auch bis zu einem gewissen Grade in den Bannkreis der anderen zu geraten. Vielleicht ist der sublime Grund der, daß alle Künste schließlich demselben Menschengeist entsprungen sind, der mit allen seinen Sinnen dieses Dasein in sich aufnehmen und sich verschönen will. Der Mensch vermag es nicht, nur mit dem Auge oder nur mit dem Ohr zu genießen. Seine Sinne sind alle zugleich rege, und wenn er ein Bild betrachtet, wird natürlicherweise sein Gefühl ebenso wachgerufen wie seine übrigen Sinne. Gleichgültig, mit welchen technischen Mitteln immer dem Künstler die Evokation gelungen ist, es sind Stimmungen, Gefühle, Gedanken, Leidenschaften vor uns auferstanden, die unseren Geist und unser Gemüt beschäftigen.

Genau so ist es in der Dichtkunst.

Heinrich von Kleist kennt diese Zustände seltsamer Sinnesvervielfältigung und Sinnesverschiebung sehr gut. 1811 schreibt er: „So wie wir schon einen Dichter haben (nämlich Goethe) — mit dem ich mich übrigens auf keine Weise zu vergleichen wage —, der alle seine Gedanken über die Kunst, die er übt, auf Farben bezogen hat, so habe ich von meiner frühesten Jugend an alles Allgemeine, was ich über die Dichtkunst gedacht habe, auf Töne bezogen. Ich glaube, daß im Generalbaß die wichtigsten Aufschlüsse über die Dichtkunst enthalten sind."

Digitized by Google

Otto Ludwig bekennt: „Diese Farbenerscheinung habe ich auch, wenn ich ein Dichtungswerk gelesen, das mich ergriffen hat; versetze ich mich in eine Stimmung, wie sie Goethes Gedichte ergeben, so habe ich ein gesättigt Goldgelb, ins Goldbraun spielend; wie Schiller, so habe ich ein strahlendes Karmoisin. Bei Shakespeare ist jede Szene eine Nuance der besonderen Farbe, die das ganze Stück nur hat."

Friedrich Hebbel berichtet in seinen „Tagebüchern" (1837): „Denke ich an alte Zeiten, so denke ich immer zugleich an Abenddämmerung; denke ich an einen alten Charakter, so erscheint er mir unter Flor und Spinnweb; so gewiß ist's, daß jede innere Erscheinung ohne weiteren Prozeß eine ihr analoge äußere hervorruft."

Huysmans, der belgisch-französische Dichter, bewegt sich vollkommen in Hoffmannschen Bahnen, wenn er über die Aufhebung und den Austausch der besonderen Sinnesempfindung erzählt: „Jeder Likör entspricht nach seinem Geschmack dem Ton eines Musikinstruments. Der herbe Curaçao beispielsweise der Klarinette, deren Klang säuerlich und mild ist; der Kümmel der Oboë, deren quängelnder Ton näselt; Pfefferminz und Anisette der Flöte, die zugleich süß und scharf, schreiend und sanft ist, während das Kirschwasser, um das Orchester zu vervollständigen, wütend die Trompete bläst, Wacholder und Whisky den Gaumen mit ihrem schrillen Piston- und Posaunengedröhne auseinanderreißen, der Treberbranntwein mit dem betäubenden Lärm der Orgelpfeifen tobt, und der Chios und Mastique mit den Donnerschlägen der Zimbel und kraftvollem Paukenschlag die Mundhöhle hinabrollt."

Ähnlichen Gedanken begegnet man häufig in den Dichtungen des französischen Schriftstellers Gérard de Nerval; man findet solche Stellen, die vom Farbenhören und Töneſehen handeln, in allen Schriften jener französischen Dichtergruppen, die man die Diaboliker und Parnassiens genannt hat, also bei Théophile Gautier, Catulle Mendès, Paul Verlaine, Jean Richepin, Mallarmé, Rollinat, Baudelaire, Villiers de l'Isle-Adam, Barbey d'Aurevilly. Die Dichtungen Edgar Allan Poes, Oscar Wildes, Thomas Griffith Wainwhrigts u. a. sind durchsetzt von solchen Beobachtungen. Bei Maurice Maeterlinck, der vor dem Kriege leidenschaftlich viel bei uns gelesen und gespielt wurde, kann man auf Schritt und Tritt Beweise für das Farbenhören und Töneſehen finden.

Baudelaire erklärt diese Auflösung und Durcheinanderflut der Sinneskräfte nicht allein durch chemische Einwirkungen, wie Opium, Haschisch, Kokain, Kaffee, Tee, Alkohol usw.; für ihn sind diese Zustände das Kennzeichen des vom Dämon Besessenen: „Wenn der Dämon von euch Besitz ergriffen hat," sagt er, „kleiden die Töne sich in Farben, und die Farben werden zu Musik. Jedes dichterische Gehirn nimmt in seinem gesunden und normalen Zustand leicht diese Analogien wahr. Allein diese Analogien nehmen alsdann eine ungewohnte Lebhaftigkeit an; sie durchdringen den Geist, nehmen ihn ein, überladen ihn mit ihrer despotischen Art."

Wenn man die Werke der vorgenannten deutschen, englischen oder französischen Dichter liest, verstärkt sich der Eindruck immer mehr, daß eine starke gegenseitige Beeinflussung stattgefunden hat. Sie nehmen Farben von allen Paletten und Töne von allen Instrumenten, und sie strengen sich an, das Unaussprechliche des Gedankens und die unbestimmtesten und fliehendsten Umrisse der Form wiederzugeben. Sie wagen es manchmal, jene flüchtigen Gedankenblitze darzustellen, die uns wider Willen durchzucken, die nur durch ihr augenblickliches Verschwinden erträglich werden und darum jeder Darstellung sich entziehen; dann haben wir den Eindruck, als redeten ihre Menschen im Traume. Die zartesten Töne und subtilsten Worte stehen ihnen zu Gebote.

Genug, auch in dieser Beziehung besteht eine vollkommene Gemeinschaft der erlesenen Dichter der kultivierten Welt; auch diese abseitigste und sonderbarste dichterische und künstlerische Ausdrucksform, in der die Grenzlinien der Empfindungen vollkommen aufgehoben zu sein scheinen, ist nicht nur auf die Dichter und Künstler eines Landes beschränkt. Das Farbenhören und Töneſehen ist keine spezifische Eigenschaft der Deutschen allein; wir sehen vielmehr, daß auch andere Nationen die gleichen Empfindungen und die gleichen Nervenzustände haben, die sie in gleicher Weise künstlerisch gestalten. Auch hier ist der Gedanke eines „Austausches der Stoffe und Formen in der Weltliteratur" erfüllt.

Digitized by Google

Zum deutschen Drama

X

Hans Henny Jahnn

Von Lutz Weltmann (Berlin)

„Die Romantiker waren die Entdecker des Unbewußten."
Ricarda Huch.

„Meine Dramen haben zu viel Eingeweide, die meiner Zeitgenossen haben zu viel Haut." Hebbel.

Am Beispiel Hans Henny Jahnns, des 1920 von Oskar Loerke gekrönten Kleistpreisträgers — damals hat man sich über Literaturpreise noch so erregt, daß man den Obmann wegen seiner Wahl fast gesteinigt hätte — am Beispiel Jahnns erhellt besonders, daß die Entdeckungen der Psychoanalyse keinen weltanschaulichen Nährboden für die Kunst des Dramas abgeben konnten. Es war kein Zufall, daß wir in der Reihe dieser Dramatiker-Profile, an denen wir Wesenszüge der Gegenwartsdramatik aufzuzeigen versuchten, immer wieder das epische (oder lyrische) Schaffen heranziehen mußten, um Zielgebung oder Erfüllung einer Begabung festzustellen. Bei Hans Henny Jahnn vollends ist die erste Romanschöpfung, „Perrudja",[1] der Notenschlüssel zur Musik des Dramatikers.

*

Das umkämpfte Erstlingswerk, mit dem Hans Henny Jahnn sich jäh in die Literatur einführte, hieß „Pastor Ephraim Magnus". Ein Drama, das bereits über alle Eigenschaften, die seinem Verfasser innewohnen, Aufschluß gibt. Auf den ersten Blick offenbart sich das Monomanische in diesem Dichter, Zwangsvorstellungen erotischer und religiöser Natur drängen sich auf, man wird geradezu darauf gestoßen, den Fall Hans Henny Jahnn pathologisch zu nehmen. Nur: in dieser Pathologie steckt auch Jahnns Kraft, diese Pathologie ist auch Komponente des Genialischen, diese Pathologie befähigt den Autor, Töne aus dumpfen Urgründen zu fördern, wie wir sie nie zuvor vernommen haben, gespenstisch erdröhnend am hellen Tag. Hanns Henny Jahnn ist Orgelbauer von Beruf, seine Verbesserungen auf diesem Gebiete nimmt er wichtiger als seine poetische Produktion. Das dürfte bei Jahnn keine bescheidene Phrase sein: es erklärt vieles, was in den Schöpfungen Jahnns wirr, wüst, befremdend anmutet — Eingebungen, die in anderes Material Eingang gefunden haben als ins dienende Gefäß, das bereit ist, ein Meer von Klängen und Dissonanzen zu bergen und zu peitschen.

„Pastor Ephraim Magnus" ist ein Gottsucherdrama. Der Angehörige einer Generation schrieb es, deren heillose Begabung in materialistischer Dialektik wuchert. Die dialogischen Spannungen ergeben sich aus einem wahnwitzig-konsequent erlebten Zwiespalt zwischen der tierischen Natur des Menschen und seiner göttlichen. Jahnn weiß um das Metaphysische, das sich hinter dem Materiellen verbirgt. Aber er empfindet zutiefst den Riß, die Bindung zwischen beiden Welten ist ihm verloren gegangen. Gewaltsam wollen die Söhne des Pastor Magnus den Weg zu Gott stürmen. Der eine durch Ausleben seiner Triebkräfte, das er schließlich bis zum Lustmord steigert. In seinem Sexualrausch steckt Erkenntnisdrang. Wenn er sein Opfer zerlegt, gleicht er einem Kinde, das sein Spielzeug zerstört. Gewaltsam soll die Einheit zwischen Körper und Seele wiederhergestellt werden: nur die Seele gelangt in den Himmel, deren körperliches Gehäuse nicht verwest. Gewaltsam will der andere Bruder erzwingen, daß die Leiche des hingerichteten Bruders nicht verfault: indem er sein Fleisch ertötet, indem er die Abtötung seines Fleisches bis zur Selbstverstümmelung treibt. Hans Henny Jahnn läßt seinen „Pastor Ephraim Magnus" diesen Weg zu Ende gehen. Es ist fromme

[1] Der Roman „Perrudja" ist als Subskriptionsveröffentlichung der Lichtwark-Stiftung, Hamburg, im Verlag Kiepenheuer, Berlin, erschienen; ebenda die Tragödie „Der gestohlene Gott". Das Drama „Pastor Ephraim Magnus" ist bei S. Fischer, Berlin, verlegt, „Die Krönung Richards III.", „Medea" und „Der Arzt, sein Weib, sein Sohn" im Horen-Verlag, Berlin-Grunewald.

Digitized by Google

Scheu vor dem Verluſt Gottes, wenn er hinter die Gottbemühungen des Paſtors kein Fragezeichen ſetzt.

Es iſt eine aſoziale Welt, in der Jahnns Drama ſich abſpielt. Die Beziehungen von Menſch zu Menſch ſind ganz losgelöſt von der geſellſchaftlichen Sphäre. Liebe erprobt ſich nicht in den Nöten des Lebenskampfes, ſondern in den Bereichen des Glaubens und des Opferns. Man muß zur Prüfung ſeiner Liebe nicht aus einem Palaſt in die Dachkammer ziehen. Man muß ſich, ſeine Liebe zu beweiſen, für den Geliebten einem anderen Weſen hingeben und ekle Dinge überwinden können. „Der erſte Kuß endigt die Liebe" heißt es bei Jean Paul. Welcher Weg von dieſer romantiſchen Vorſtellung bis zu den Zumutungen Jahnns! Und doch: es iſt die gleiche, abſtrakte Auffaſſung von der Unbedingtheit dieſer Macht.

*

„Die Krönung Richards III." nennt Hans Henny Jahnn eine „hiſtoriſche Tragödie". Es ſind aber die gleichen Lüſte und Süchte Körpers und der Seele wie in ſeinem Erſtling, die in menſchlicher Geſtalt, hiſtoriſch gewandet, Richards blutigen Weg zum Thron begleiten. Die Hiſtorie liefert dem Dichter die Drähte, die ſeine Figuren vor dem Umfallen bewahren. Die Haupt- und Staatsaktion verbaut uns faſt den Blick dafür, daß in der geilen Königin Eliſabeth jenes Prinzip abgewandelt wird, das im „Paſtor Ephraim Magnus" Jakob hieß: ihr Leib bekommt nie genug, ſie läßt Pagen kaſtrieren, ihre Luſt zu befriedigen, eine Teufelin, von Gott geſchaffen, die ſich nur des einen Triebs bewußt iſt. Während in Richard ein gehemmter Gottſüchtiger mordet, ein Menſch aus Scheu vor der Verweſung Leben opfert, ein von der Natur vernachläſſigter Gläubiger von Untat zu Untat ſchreitet.

Es geht nicht darum, ob Jahnn den Charakter dieſes Herrſchers richtig oder falſch deutet. Es iſt Größe darin, wie er Nöte des Leibes, Perverſionen, Myſtiſches, denkeriſche Raſanz, die ihn bedrängen, durch bekenneriſchen Schrei zu bannen ſucht und damit eine Welt heraufbeſchwört, die der geſchichtlichen Schicht des Zeitalters entſpricht, in dem die dargeſtellten Vorgänge ſich abſpielen.

Wenn Hans Henny Jahnn eine „Medea" dichtet, taucht er in jenes Griechentum, das noch im Zuſtand aſiatiſcher Wildheit ſteckt. Kühn und groß weitet er die Tragödie Medeas, indem er die Kolcherin zu einer alternden Schwarzen macht. Von der Barbarin wendet ſich der Hellene Jaſon, durch Medeens Kunſt mit ewiger Jugend bedacht, ab. Noch einmal, diesmal in antikem Koſtüm, die Verweſung, die blühende Leiblichkeit. In dieſem Stoff findet Jahnn eine geſchloſſene künſtleriſche Welt vor. Er zerſprengt ſie, weil ihm auch eine vorgeformte Harmonie nicht gemäß iſt. Die Hypertrophie des Anormalen feiert Exzeſſe. Medeas

Hans Henny Jahnn
Zeichnung von B. F. Dolbin

Rache wird noch überſteigert. Der Bote des Königs wird von ihr geblendet. Und Jaſon treibt mit ſeinen Söhnen Blutſchande, nimmt dem älteren die Braut Kreuſa weg. „Medea" iſt Jahnns geſchloſſenſtes Werk. Aber er erreicht hier die Grenze deſſen, was durch Zuſpitzung des Handlungsmäßigen möglich iſt.

*

Nur ein matter Nachklang des „Ephraim Magnus" iſt die Tragödie „Der geſtohlene Gott". Ein bürgerliches Schickſalsdrama mit todbeſchatteter Geſchwiſterliebe. Gleich exzeſſiv im Erotiſchen wie in

Digitized by Google

Religiösen. Schauerliche Vermählung mit Kastrationsopfer in der Gruft eines Doms. Unter Jahnns Stücken das einzige, das nur als Monstrum bewertet werden kann.

Auch das Drama „Der Arzt, sein Weib, sein Sohn" ist in keinerlei Ästhetik des Dramatischen einzuordnen: das im Sinne der Zivilisation Anormale gilt im dramatischen Sinne als das Gesetzmäßige. Barbarisch-heidnische Wegsicherheit und Gebrechlichkeit der Zivilisation sind die dramatischen Gegensätze. Eros spielt auf. Zwischen dem Arzt, seinem Weib, seinem Sohn, einem Freund des Sohnes. Die vier Menschen treten in Beziehungen zueinander. In normale und anormale. Triumph der Passion: das Andersein.

Eine abseitige Dichtung voll innerer Dramatik, ein Kammerspiel voll dumpfer Musik. Einsamkeit, Norden, Berglandschaft. Wir befinden uns im Klima von Hans Henny Jahnns großer Romanschöpfung „Perrudja".

*

Zwischen Jahnns Dramen und seinem Roman liegt das Erscheinen der deutschen Ausgabe von James Joyces „Ulysses"[1]. Über die epochemachende Bedeutung dieses Romanwerks für das europäische Geistesleben der Gegenwart hat Ernst Robert Curtius an dieser Stelle bei Erscheinen geschrieben (vgl. L. E. XXXI, 121 ff.). Joyce hat Jahnn zu sich selbst geführt. Wenn anders bei irgendwem ist die Nachfolge dieses Iren bei Hans Henny Jahnn zwingend gewesen.

Die dichterische Schicksalsstunde der Psychoanalyse hat geschlagen: haben Freud und seine Schüler aus Dichtungen, Äußerungen des Unbewußten also, für ihre Lehren schöpfen können, so gibt die Wissenschaft jetzt der Poesie wieder, was sie ihr an Erkenntnissen verdankt. Im dramatischen Organismus ein Fremdkörper — die dem Drama eigentümliche Optik verträgt diese Art des Gefühlezergliederns nicht — führt die Psychoanalyse den Roman in neue Bereiche.

Nicht die äußeren Ereignisse pflegen für unser Leben das Entscheidende zu sein, sondern die inneren Entwicklungen, Einflüsse aus blutmäßiger Belastung, Eindrücke unserer Bildung, Abhängigkeiten von unserer somatischen Konstitution, soziale Konstellationen, in die wir hineingeboren wurden. Das bedeutet für die Kunst des Romans: Verzicht auf spannende äußere Aktion, Gewicht auf intensive Darstellung seelischer Vorgänge. Das bedeutet für Naturen, die vom Druck des Unterbewußten beschwert sind, die Möglichkeit, sich zu befreien. Verdrängungen werden abreagiert — durch psychoanalytische Beichte.

Die Vertiefung der Wiedergabe unseres Innenlebens bedeutet für Hans Henny Jahnn seine Erlösung zur Kunst.

Der psychoanalytische Roman mußte von einer Generation erfunden werden, deren erster Weg zur Frau noch über die Dirne ging. Der das Erwachen des Geschlechts noch als Sünde gelehrt wurde. Der mit der ersten Entladung des gespannten Körpers die Furcht vor den Folgen eingeimpft wurde. Der beigebracht wurde, die Funktionen der Verdauung als shocking zu betrachten. Das tut man im Dunkel ab. Man spricht nicht darüber.

Wenn in Büchern unserer Tage über diese Dinge mit letzter Schonungslosigkeit ausgesagt wird, so ist das mehr als Eroberung neuer Wirklichkeiten: Generalbeichte, Kollektivschicksal einer Generation. Dreck und Unrat — gewiß. Doch die Entleerung der Kübel ist Reinigung zu Wachheit und Wahrheit.

In „Perrudja" reiht der Dichter innere Erlebnisse des unheldischen Helden — „Ich bin noch niemals dem Normalmenschen begegnet, habe ihn deshalb auch nicht schildern können" heißt es in Jahnns Selbstanzeige — mit synthetischer Kraft aneinander. Die äußere Handlung, die in den beiden vorliegenden Bänden noch nicht abgeschlossen ist, bewegt sich in Gedankengängen, Kindheitserinnerungen, Lesereminiszenzen, Augenwahrnehmungen von der Außenwelt, Melodien, die im Geiste haften, fort — der logische Fortgang der Dinge wird immer wieder unterbrochen, die Form nähert sich dem „verwilderten Roman" der Romantiker. (Als „verwilderten Roman" hat Brentano, der den Offenbarungen des Unbewußten zugewandte Dichter, seinen „Godwi" bezeichnet.) Das ist der große Unterschied der Joyce und Jahnn von Schnitzlers ähnlich geartetem Experiment der Monologlnovelle

[1] Im Rhein-Verlag, Basel, erscheint soeben die definitive Ausgabe (zweite Subskription).

Digitized by Google

„Fräulein Else": Schnitzler leitet aus der Sprache des Unterbewußtseins die logische Folge des Schicksals ab, bei Joyce und Jahnn ist das Unterbewußte die eigentlich darstellenswerte Welt, die Schilderung äußerer Begebnisse fast notwendiges Übel. Wozu braucht die Auster eine Schale?

Es ist noch Experimentaldichtung, die dem Roman „Perrudja" ihr Gepräge gibt. Perrudja, ein im Grunde bäuerischer Mensch, muß eine große Bibliothek besitzen, damit der Autor auf die Einschaltungen von Lesereminiszenzen nicht zu verzichten braucht. Und als soziales Wesen existiert Perrudja sorgenlos: als deus ex machina nähert sich der Mann mit den Schecks.

Die Liebeshandlung, die im vollendeten Werk kaum so sehr den Mittelpunkt einnehmen wird wie in den bisher veröffentlichten Büchern, spielt wieder in den Regionen des Abstrakten, Unbedingten, Kosmischen: Signe, die den herzensfeigen Perrudja — seine Neigung zu einer Stute läßt ihn die Fremdheit nicht überwinden, die ihn von der Geliebten trennt —, in der Brautnacht verläßt, kommt über seinen Mord am Nebenbuhler hinweg, verzweifelt aber an seiner Liebe, weil er ihr den Mord nicht zu gestehen wagt.

Dieses nordische Mädchen ist eine der schönsten Frauengestalten, die in unserer Zeit geschaffen wurden. Die Titelfigur ist, abstoßend und anziehend, außenseiterisch und, sind wir ehrlich vor uns selber, allgemeinmenschlich gezeichnet. Jahnn überwindet hier das Grauen, das uns gespenstisch aus seinen übrigen anormalen Geschöpfen anstarrt.

Nachdem der Oedipus-Kompler längst ein abgeleierter Begriff geworden ist, führt Jahnn die psychoanalytische Schau wieder an den Punkt, wo sie an Mythenforschung grenzt. Die unbewußten Triebkräfte des Lebens sind als Wirklichkeiten erfaßt. Es zeugt von der Überwindung manischer Zerrissenheit, daß Jahnns Blick in die Dunkelheiten des Daseins seinen Natursinn nicht zu trüben vermochte, der Erde, Tier, Gewächs und Menschen der norwegischen Landschaft mit liebender Fülle zu gestalten weiß.

Das späte Schiff

Von Cécile Ines Loos (Basel)

Warten wir nicht alle auf das späte Schiff? — Dorett Hanhart[1] fühlt unser Warten und wartet mit. Vom ersten Satz an hören wir das Plätschern der Wasser, über die das späte Schiff in unsere Seele einfährt. Auch wenn jeder Tag auf die gleiche Weise anfängt und auf die gleiche Weise endet, so kümmert es uns nicht, denn wir fühlen, daß der Tag kommt, der anders anfängt und anders endet als die anderen. Wie in einem Boote leicht und geschickt werden wir durch die Gegenströmung geführt und spannen unsere Seele wie ein Segel, weil wir einer sehr großen, sehr hohen Freude entgegenfahren. Auch das fühlen wir von Anfang an und werden nicht enttäuscht.

Eine mit Wolken verhängte Kindheit wird an uns vorübergeführt, in der nicht einmal der ersehnte rote Anker auf dem Ärmel dem kindlichen Glück zum Durchbruch verhilft. Auch dieser muß noch an unrichtiger Stelle angenäht sein. Alles in diesem Kinderleben ist sozusagen an unrichtiger Stelle angenäht.

Und weiter über dem ersten Liebesverhältnis bleiben die Wolken hängen. Vater, Mutter und Liebhaberinnen gehen an dieser hochgestimmten Seele vorüber, ohne sie zu ahnen und drängen sie durch ihr Mißverstehen noch mehr in die Dunkelheit und wissen nicht, daß sie trotzdem glänzt. Die Seele selber weiß es zwar, daß sie glänzt, getraut sich aber der widersprechenden äußeren Geschehnisse wegen nicht, daran zu glauben.

Sogar die Heirat mit Verena Utrecht bleibt im Schatten. Nichts in diesem Leben, das selber verborgene Sonne ist, kann je voll ins Licht treten. Auch Verena spürt nichts vom Glanz und bleibt deshalb unberührt von der Liebe. Sie will auch den Glanz nicht. Sie ist zufrieden, und an der Zu-

[1] Das späte Schiff. Von Dorett Hanhart. Stuttgart-Berlin 1930. Deutsche Verlags-Anstalt. 192 S. Geb. M. 5,50.

Digitized by Google

friedenheit scheitert die Freude. Zuweilen ist sie zwar auch nicht zufrieden, beispielsweise wegen der Kravatte, die zu bürgerlich bescheiden aussieht. Das hinderte sie aber nicht, sofort wieder zufrieden zu sein, sobald die Krawatte passend gewählt würde. Verena Utrecht hat Hang zum Außerbürgerlichen, aber nur, weil das Hergebrachte sie vollkommen beherrscht. Sie möchte ihm entfliehen, und täuscht sich Flucht vor, durch Reaktion. Aber im Grunde genommen kann sie nicht außerhalb des Hergebrachten leben, weil ihre eigene Seele althergebracht ist. Doktor Wieland, ihr Mann, läßt sich nicht täuschen, auch nicht durch den Pseudoglanz des Unbürgerlichen. Seine Seele beharrt: Er will die Sonne erleben. Und der Koffer steht schon gerüstet, der ihn und seine Frau an Ufer bringen wird, wo die Sonne scheint. Aber im letzten Augenblick zieht sie, aus der Bürgerlichkeit ihrer Seele heraus den handgreiflichen Profit für ihr Studium der Liebe vor und geht nicht mit.

In seinem Herzen aber bricht endlich die Sonne durch. In wunderbarer Schönheit in seiner enthüllten Liebe zu Ann. Sie leuchtet, bricht durch, und gibt durch dieses einzige Erlebnis seinem ganzen Leben Sinn. Soviel Sinn, daß alles andere, was nicht Liebe war, für ihn verblaßt und verschwindet. Und dann kommen wieder Wolken. Aber keine Dunkelwolken mehr, sondern leuchtende Wolken über dem Meer: Entweder die große Liebe, oder die große Einsamkeit.

So liest man das Buch in sich hinein, das uns mit klugen zarten Händen die Seele formt, und man möchte weiter geformt werden von dieser Meisterin.

Dorett Hanhart

Und wenn man es fertig gelesen hat, so blättert man zurück und fragt: Wie war es doch mit der Liebe . . .? — Das stand schon auf der ersten Seite geschrieben.

Die Lyrikerin Erika Mitterer

Von Ernst Lissauer (Wien)

Es ist eine große Freude von diesem Gedichtband[1] zu berichten: nicht, als ob hier jedes Gedicht vollkommen wäre, überall ein durchaus selbstiger Klang sich durchsetzte, als ob nicht vielfach Abstraktes, Undichterisches, Unlyrisches stehen geblieben wäre. Jedoch dieser jungen vierundzwanzigjährigen Dichterin sind eine Fülle trefflicher Zeilen und Strophen, ihr sind einige ausgezeichnete Gedichte gelungen, und vor allem: hier tritt uns ein Mensch entgegen, ein voller, fülliger Mensch und, noch mehr, ein junges Weib. Es ist ganz offenbar, daß sie viel gelesen hat. Vor allem Rainer Maria Rilke hat auf diese Seele mit letzter entscheidender Kraft eingewirkt: wir erkennen in vielen Gedichten seinen Tonfall, ja, seine sprachlichen Bräuche:

„Und doch: Wie gut! Wie mild! Wie gern geborgen
denk eine Kühne, die den Abgrund wagt,
und plötzlich den Entschluß faßt, einst am Morgen,
im Augenblick, da es im Osten tagt,

Sich nicht mehr fragt: was dann — und was vorher —
die sich ihm preisgibt im gelösten Springen . . .
die sich getragen fühlt von Engelsschwingen,
und immer leichter wird und macht sich schwer —

Die fallen will und fallen ohne Ende,
und die der Engel immer höher trägt,
und die verzweifelt, daß sie neu sich fände
am Rand des Abgrunds von ihm hingelegt."

[1] „Dank des Lebens." Bei Rütten & Loening. Frankfurt a. M., 1930.

Digitized by Google

Dies sind die langen Perioden der Rilkeschen Gedichte, deren langer Atem so weit überdehnt wird, daß sie langatmig wirken; auch der Engel, deucht mich, schreitet aus Rilkeschem Gebiet herüber. Rilke wird in unseren Tagen aufs höchste geschätzt und von vielen unermeßlich geliebt; jedoch es ist zu vermuten, daß spätere Geschlechter mit gleicher Einseitigkeit seine Mängel sehen werden. So beginnt ja heute bereits die Unterschätzung Dehmels, der zu seinen Lebzeiten ohne Maß überwertet ward. Rilke nun erscheint als ein gefährlicher Lehrmeister. Rilke, von spätestem Geblüt und von spätestem Geiste, ist eine sublime und strenge Natur, aber er siedelt nicht in Kern und Mitte der menschlichen Dinge, sondern an der Peripherie. Weil er ein weiter und reicher Geist ist, erblickt er die Fülle der Dinge, aber weil er sie aus großer Entfernung, eben vom Rande des Seins, sieht, stehen sie in irgendwelchem Sinne schief, nicht rundum und völlig, sondern nur von einer Seite gesehen, seltsam belichtet oder verschattet. Immer muß sein Gedicht den großen Zwischenraum überwinden, sich an und in das Seiende tasten: daher eben die verwickelte Diktion, die unendlich schwierige Sprache, das Rilkesche Idiom, aus dem man viele Stücke, insbesondere der letzten Jahre, erst in unser gemeinsames Deutsch übersetzen muß. Viele lyrische Kinder sind der singenden Flöte dieses Rattenfängers gefolgt, und abseits fern verschollen. Ein an sich großes Talent, wie Lernet-Holenia, dem hie und da bestrickende Zeilen gelingen, ist willenlos verfangen in die kunstvoll wuchernden Arabesken der Rilkeschen Gewächse. Die Lyrik solcher Dichter erscheint wie ein Dornröschen, das hinter wirr verfitzten Hecken und Sträuchern schläft, und, seltsam, es sind nicht wilde Blumen, die da treiben und sprießen, wie in den „verwilderten" Gärten Eichendorffs, sondern künstlich gezüchtete und gefüllte. Verwilderung — des Satzbaues, der Melodie, der Bildlichkeit — und Künstlichkeit zugleich kennzeichnen oft das Gedicht Rilkes und vollends Lernet-Holenias, und diese Spannung wird von empfindlichen Geistern immer peinlich empfunden werden.

Diese Erika Mitterer nun ist der Rilkeschen Verzauberung erlegen, aber, ihr gewiß völlig unbewußt, hat die Ursprünglichkeit, Gesundheit, die Frische und Fülle ihres Blutes sie davor bewahrt, sich in diesen Wundergärten auf Nimmerwiederkehren zu verirren. Diese Unmittelbarkeit, diese Natürlichkeit ihrer Natur gibt selbst ihren Rilkeschesten Gedichten ein andere Farbe, einen heftigeren Atem, eine naive Lebendigkeit. Und in vielen Gedichten ist das Rilkesche Element wie in einem Ringen, das ich ohne ihr Zutun und vielleicht gegen ihren Willen vollzog, zurückgepreßt, bis dann in einigen Stücken des Schlusses ihr eigenes Wesen zu völlig eigener Gestaltung vorbricht. Wie sich von selbst versteht, ist es unmöglich, diese eben aufsteigende Dichterin mit der steilen, asketischen, Ehrfurcht gebietenden Erscheinung Rilkes zu vergleichen. Vielmehr kommt es darauf an, Bereiche des Lebens voneinander abzugrenzen, und diese Dichterin gehört nicht zu den esoterischen, hochgezüchteten, abseitigen, dünnblütigen, die, wenn auch auf hoher, vielleicht höchster Ebene siedelnd, dem Leben „ausweichen durch die Kunst", durch den Geist, durch Gott und in Gott, sondern sie ist von schlichterer Art, einfältiger. Unter ihren verwickelten Perioden und Gefühlen wirkt eine nicht schlechthin einfache, aber letzten Endes der Einfachheit fähige Natur. Wenn man, in Wendungen, Zeilen, Strophen, Bildern ihr eigenstes Wesen wahrnimmt, so erkennt man: die Dinge stehen vor ihrem Blick nicht geneigt, kunstvoll oder künstlich geneigt, sie sagt nicht Schwieriges, Geistvolles in vielen Umsetzungen, mittels weitläufiger Nerven-Transmissionen Erspürtes, sondern sie umarmt das Leben, wie ein Mädchen, das noch oder gerade keinen Liebsten hat und darum mit seinen Armen einen rissigen, rindigen, durchsafteten Baum umarmt.

Und so heißt dieser Erstling denn „Dank des Lebens".

Der Titel erscheint nicht ganz glücklich, weil nicht eindeutig, und dennoch mag beides gelten, sie dankt dem Leben und manchmal ist es wirklich, als dankte das Leben selbst durch dieses junge Weib.

„Dank des Lebens" heißt auch der erste Abschnitt: ein Buch des Dankes an ein geliebtes Du. Überall spürt man, daß es ein Mädchen ist, das sich einer überlegen mächtigen Seele auf Wohl und Wehe hingibt. Wie eine Traube vollgesogen mit süßer Innigkeit diese unendlich lyrische „Bitte", die wie ein stimmender Vorklang das Buch beginnt:

Digitized by Google

„Lausche nicht meinem verwirrten
Weinen in sternloser Nacht.
Sieh, ich bedurfte des Hirten
und ward zu dir gebracht."

Dies ist die eigentliche lyrische Absicht: das Gefühlte, das Erschaute so auszusprechen, daß kein Abstand ist innerhalb des sprachlichen Gebildes, kein Abstand zwischen Inwendig und Auswendig, Erlebnis und Gestalt; daß die Seele, die sich da kund tut, in dieser wunderlichen verkürzten und gebundenen Rede spricht wie in einer überirdischen Muttersprache, die in der irdischen wurzelt und dennoch ein anderes und mehr ist als sie. Wenn man gewisse Zeilen liest, so ist es, als hörte man eine Stimme sprechen, sie ist vielleicht gar nicht eins mit der Stimme des irdischen Menschen, der da schreibt und tönt, ein Innerstes, ein Unterstes lautet. Selbstgespräch: die Seele, gespalten, und dennoch zutiefst eins mit sich, sagt; sie ist völlig wach und redet dennoch wie aus dem Schlafe.
Dies ist der Tonfall gramvoll tapferen Verzichts:

„Ich hatte meines Willens mich begeben,
Als du für immer fortgingst und ich blieb.
Das Leben liegt vor mir. Ich muß es leben.
Weil du es wünscht, hab ich das Leben lieb.

Nur laß mich nicht zu sehr allein —"

(Die an Konsonanten überreiche Bildung „wünscht", hemmt den Tonfall, doch sie kann ihn nicht auslöschen.)
Und dann welche tief Atem holende Inbrunst:

„Magst mich vergeuden unter allen Sünden,
Beleg die Wage meiner Demut schwer,"

und endlich Gipfel und Ausbruch:

„Nur laß mich nicht verzweifeln an dem Münden
Des trüben Stromes in dein reines Meer."

Oder sie träumt, daß sie krank im Spital ist, doch der Freund ist auch krank, hier wird sie ihn endlich, endlich wiedersehen:

„Warm fließt mein Freuen an den Wangen nieder,
— — und weckt mich auf. Ich bin im eignen Zimmer,
gesund wie immer und allein wie immer."

Die Sätze werden klanglos; die Stimme sinkt. Unverrücklich steht dies da. Ein Schmerz hat seinen Ton gefunden.

Und sie kann jubeln:

„Aber abends, weißt du, ich glaube,
fiel mir Vergangenes ein,
und dann möchte ich nichts als die letzte Taube
in deinem großen Taubenschlag sein.

Du legtest dich im dunklen Turmgemach nieder,
das Hohle der Hand wär mir Raumes genug,
dein Atem stiege in meinem Gefieder,
du träumtest mit mir vom morgigen Flug . . ."

Wie liebend, wie fraulich und dennoch wie kindlich. Man spricht vom Kind im Manne; hier lacht und jubelt das Kind im Weibe.

Erika Mitterer
(Photographie Trude Fleischmann, Wien)

Eine meisterlich schlichte Übersetzung von Victor Hugos ruhevoll großer Boas-Idylle ist eingeschaltet zwischen dem „Buch des Dankes" und dem zweiten Abschnitt, „Wandlungen", der Ebbe und Flut eines leidenschaftlichen Herzens, den Kampf von Lebens-Gläubigkeit und -skepsis, Ermüdung und Aufschwung spiegelt. Hier ist gelegentlich ein anderer Ton zu spüren. „Warten, auf welches Begegnen" ist unter dem Eindruck der weichen Melodik von Benns „Spaltung" geschrieben, „Morgengang" bleibt ein wenig allgemeine deutsche Dichtersprache, manches, zum Beispiel in Gedichten

Digitized by Google

an eine Freundin, bleibt verwickelt und abstrakt. Aber auch hier finden sich diese sicher vernommenen, sicher gesetzten Klänge. Plötzlich steht da ein „Chanson", das fröhlich hingesungene Lied eines Backfischs. Beginnt:

„O diese zarten Dinge
verlocken uns doch sehr!
Daß man uns Veilchen bringe
irgendeinmal – nicht mehr – "

Schließt:

„Glaubt nicht den hohen Reden,
Wir sind so leicht versöhnt.
Schließlich liebt jede jeden,
der sie genug verwöhnt."

Ihr Eigentlichstes aber erreicht diese Dichterin, wo die Leidenschaft ihres Blutes aufrauscht, wo Strophe an Strophe sich fügt, nichts von Langatmigkeit, von künstlichem Satzgefüge, aber ein langer Atem dehnt sich und trägt die Seele von Strophe zu Strophe, über Untiefen, Kliffe hinweg, das Gedicht, innerlich und äußerlich, weitet sich, spannt sich zum Gesang, und immer, höchst charakteristisch, mit starkem Anschlag setzt sie ein, läßt zwischenhinein nach, hebt sich aber dann gegen den Schluß zu mit voller Stärke empor; „Anruf" beginnt:

„Du, der du lebst und mahnst wie ich und flugbereit die Arme breitest für die Winde,"

es schließt:

„Doch lohnt mich manchmal, nach verweinten Tagen,
des größten Traumes heiligende Macht:
Dann zieh' ich – – aber goldnen Weltenwagen
der sieben Sterne meiner tiefsten Nacht!"

Das stärkste Gedicht des Bandes ist der mächtige Gesang „Sturm", ungetüm und ungestüm, in dem diese Anfängerin schon fast ohne Rest zur Meisterschaft durchstößt:

„Wind wirbelt auf. Die klaren Sterne flattern.
Es blieb der Regen, der erhoffte, aus.
Staub steigt empor. Und alle Türen knattern.
In Brausen schwankt das schwere Großstadthaus."

und dann ein wildes Sintflut-Gesicht, aus dem Brausen des eigenen Bluts emporgestiegen. Unendlich weit liegen dahinter die mehr bedingten und bestimmten Verse zurück. Dieses Gedicht, in seiner Reife, eröffnet bereits den Blick in neue Bereiche dieses Lebens; und gleichermaßen, in stillerer Art, dies Gedicht „Der heilige Tag", eine ländliche Vision, ein Wunsch-Traum, wie es scheint:

„Ich steh am Herd und rühr den Brei.
Es kräht der Hahn, es knackt das Holz.
Du schnürst die Schuh und summst dabei,
Ich seh dich an, bin froh und stolz.
Du bist so stark, bist kühn und fromm;
Du spältst den Span, ich schür die Glut."

Jene Einfachheit, die man schon durch die Kompliziertheit der früheren Gedichte hindurch spürt, wird hier offenbar, in der frommen und demütigen Liebe zu den einfältigen Formen des Daseins.

Panaït Istrati

Von Michael Charol (Berlin)

„Ich bin kein Schriftsteller von Beruf und werde es niemals sein," schreibt Panaït Istrati im Geleitwort zu seinem ersten Buch, „Kyra Kyralina". Er hat recht. Seine Bücher (bei Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) haben nichts mit Berufsschriftstellerei zu tun. Man hat den Eindruck, daß nur ein Zufall sie in das Getriebe der modernen europäisch-amerikanischen Buchindustrie gebracht hat, nur ein Zufall ihn diese Geschichten in Bände, Teile, Abschnitte zergliedern ließ, wie sie in unserer Literatur üblich sind.

Er hat russische und französische Klassiker gelesen, er schwärmt für Romain Rolland, und dieser revanchiert sich mit der dringenden Anregung zu schreiben. Das sind äußere Momente, die zur Entstehung der Bücher Istratis beigetragen haben. Wir können ihm dankbar sein, weil dadurch Hunderttausende das zu lesen bekommen, was seiner Natur nach Hunderte hören sollten. Eben: hören — weil Istrati kein Schriftsteller, sondern ein Geschichtenerzähler ist. Seine Geschichten aber sind nicht Europa, sondern Orient; sind nicht eine Handlung zwischen gewissen Charakteren, die nach bestimmten psychologischen Gesetzen entsteht, sich entwickelt und schließt, sondern — soll man sagen: Volkslegende durch einen künstlerischen Willen gebändigt? Man

Digitized by Google

kann sich sehr wohl einen orientalischen Basar vorstellen, einen vom Volk umringten Erzähler, der gleichmäßig, in singendem Ton diese Abenteuer herunterleiert, die nachher von den Zuhörern in ihre Dörfer getragen werden und dann halb als Wahrheit, halb als Legende im Gedächtnis der Leute haften bleiben.

Wahrheit ist die türkische Herrschaft um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit allen ihren Greueln, Wahrheit ist das Leiden der Balkanvölker zuerst unter den moslemischen, dann unter christlichen Despoten nach der Befreiung vom fremden Joch. Legendär sind die Gestalten der stoischen Volkstypen: der Bauern, Getränke- und Gebäckhändler, Gelegenheitsarbeiter, legendär sind die Abenteuer der Haiduken, der räuberischen Kämpfer um freies ungebundenes Leben, der phantastischen Räuber, die die Unbill an den Gospodaren, den Kleindespoten, blutig rächen.

Diese legendenhafte Wahrheitsdarstellung entrückt die Geschehnisse aus der Wirklichkeits- in eine andere Ebene. Sie wirken nicht unmittelbar. Die Leiden, die Greuel machen uns nicht mitleiden. Die Prosa wirkt wie gebundene Sprache, die Geschehnisse wie schauerliche Gemälde aus einem Heldenlied, wie zum Beispiel die Metzelei an Etzels Hof im Nibelungenlied, aber nicht wie tatsächliche Ereignisse vor ein paar Jahrzehnten. Wir genießen zuerst das Kunstwerk, dann erst besinnen wir uns und fragen: ist das möglich gewesen? Oder sind das Märchen aus „Tausendundeiner Nacht", nur daß Istrati alle Wunderwesen und alles Zaubergeschehen verbannt hat?

Wie wird nun dieser Eindruck erzielt? — Durch Verlegung des Schwerpunkts aus der Realität in die Phantasie. „Aus den Geschichten des Adrian Zograffi" heißt der Untertitel der drei Bände — der Einleitung zu Istratis großem Lebensepos — „Kyra Kyralina", „Onkel Angiel" und „Die Haiduken". Hier ist Adrian nur ein stummer Zuhörer, dem allenfalls eine Reflexion, eine Seitenbemerkung erlaubt wird, und auch die nicht zu oft. Jeder Abschnitt der drei Bücher ist eine Adrian erzählte Geschichte, wobei die Erzähler auch nur teilweise über selbsterlebte Jugendabenteuer sprechen, wie der Onkel Stavro, der Onkel Angiel. Die zweite Hälfte des zweiten Buchs und das ganze dritte Buch füllt der Bericht eines früheren Haiduken Jeremias über das Leben anderer Haiduken, wie sie es ihm in seiner Jugend erzählten. Die Verknüpfung dieser Geschichten ist genau so lose wie die der Abenteuer aus „Tausendundeiner Nacht": sie verbindet nur das gleiche Genre der Erlebnisse und die Gleichartigkeit der Menschen.

All diese Menschen haben einen eigentümlichen Grundzug, der sie von den übrigen Gestalten der heutigen europäischen Literatur unterscheidet: sie handeln, dulden und philosophieren, ohne sich zu erleben. Sie leben, lieben, heiraten, genießen, leiden, werden von Schicksalsschlägen oder der Willkür der Herren getroffen und ziehen aus allem mit klarem Kopf Schlüsse, die von Lebensweisheit triefen, aber die Menschen nicht um ein Jota weiterbringen. Mit fatalistischer Gleichgültigkeit gehen sie ihren Leidensweg weiter — Zuschauer ihres eigenen Lebens.

Vielleicht steckt etwas von solchem Zuschauer auch

Panaït Istrati

Digitized by Google

in Istrati selbst. Er schreibt am Vorabend eines Selbstmordversuches einen Brief an Romain Rolland und unterbricht zweimal seine verzweifelten Klagen — um zwei lustige Episoden aus seinem früheren Leben zu erzählen ... dann schneidet er sich die Kehle durch. Hier ist ein psychologisches Moment, das uns einen Einblick in eine uns fremde Seele gewährt. Sie erlebt jeden Augenblick, jede Erinnerung ausschließlich und unmittelbar — aber schon im nächsten Augenblick stellt sich die Reflexion ein, und aus dem Erlebnis wird objektiv und logisch eine allgemeingültige Folgerung gezogen.

Wenn Istrati, wenn seine Gestalten überhaupt eine übermächtige Leidenschaft besitzen, so ist es die Leidenschaft der Reflexion. Istrati irrt zwanzig Jahre lang in der Mittelmeerwelt umher, erschöpft sich in schwerster Arbeit und seltsamsten Berufen, um die unzähligen Gesichter in sich aufzustapeln, zahllose Abenteuergeschichten in seinem Gedächtnis aufzubewahren. Er hat nur eine Sehnsucht: das Leben kennenzulernen. Und diese einzige Sehnsucht haben all seine Gestalten, nur daß die Form bei ihnen variiert: der eine zieht von Markt zu Markt als Händler, der andere sitzt in seiner Schenke am großen Weg und läßt das Volk zu sich kommen, wieder andere gehen in die Wälder, aber nicht in die Einsamkeit, sondern in die Räubergemeinschaft — um Rache an den Unterdrückern zu nehmen, in Wirklichkeit jedoch, weil dieses ungebundene Leben stärker, bunter, abenteuerlicher pulsiert.

Und schließlich werden nicht die Menschen, nicht ihre persönlichen Angelegenheiten, sondern dieses unwahrscheinliche Leben, das bunte, vielfältige Abenteuer der eigentliche Held der Bücher Istratis. Man merkt sich die handelnden Personen nicht, man behält nicht die Zusammenhänge, unterscheidet kaum die einzelnen Charaktere — es bleibt nur eine Kette von Abenteuern, von denen einzelne lange im Gedächtnis haften bleiben.

Nach drei Bänden Einleitung — „Kyra Kyralina", „Onkel Angiel", „Die Haiduken" — zum Bersten voll von erzählten Geschichten, vom wildromantischen Leben der geknechteten Balkanvölker im vorigen Jahrhundert: der vorliegende vierte eben erschienene Band dieser Balkan-Odyssee: „Kodin". Er behandelt endlich die Kindheit des Helden selbst, und in dem Maße, in dem eigene Erlebnisse Adrian Zograffis das Gehörte verdrängen, fällt auch der romantische Zauber des Orients von den Geschehnissen ab, und das Elend, das Unglück, die Armseligkeit und Dumpfheit treten nackt hervor. Adrian Zograffi nimmt seine Umwelt mit allen Sinnen wahr, tut nichts, als sie mit allen Poren seines Wesens in sich aufnehmen — und erkennt in dem Rohen und Gemeinen Güte und Zartgefühl ... und eine furchtbare Einsamkeit, aus der heraus die Menschenkreatur böse gegen ihre Mitmenschen wird.

Das Buch besteht aus drei Abschnitten — wie die Jugend Zograffis — betitelt nach den drei Männern, die nacheinander das Leben des Kindes beeinflussen: Onkel Dimi, Kodin und Kir Nikola. Man spürt, daß Istrati zu dem jähzornigen Dimi, der bewußt zum Mörder wird, weil er an jemand Rache für sein elendes Leben nehmen will, kein inneres Verhältnis hat. Er entschuldigt auch ihn, aber richtig erwacht sein Mitgefühl erst bei Kodin, dem sentimentalen Riesen, dem Mörder mit einer nach Gutem sich sehnenden Seele. Die Abenteuer mit ihm sind die ersten Eindrücke, die für das Wesen des Knaben bestimmend sind und ihn für die Weisheit des albanesischen Kuchenbäckers Kir Nikola gut vorbereiten. Die andere, die innere Weisheit holt sich Istrati-Zograffi aus Büchern, aus Dostojewskis „Totenhaus" und anderen Werken. Und unter dem Einfluß der Bücher und des Lebens, durch seine Beobachtungen an Menschen, in denen noch die Urkraft lebt, kommt Istrati zu einem Individualismus, der die Komponente der Erziehung negiert: „Das Schicksal des Menschen ist nichts anderes als seine eigene Persönlichkeit, und es offenbart sich, sobald er aus der Wiege kommt. Man mag noch so oft behaupten, das soziale Milieu beeinflusse und forme den Menschen, es ändert nichts ... Wessen Bestimmung es ist, einen Kramladen zu führen, der wird Krämer bleiben, wird Seele und Verstand eines Krämers haben, selbst wenn sein soziales Milieu ihn an die Spitze eines Königreichs stellt. Er mag auf einem Misthaufen zur Welt gekommen sein, sein Leben unter Taugenichtsen zubringen und Analphabet bleiben, hat er aber in der geheimnisvollen Stunde der Empfängnis Gedankenreichtum und edle Gesinnung erhalten, dann wird er immer ein Denker sein und Träger edlen Daseins." — Ein stolzes

Digitized by Google

Bekenntnis eines Künstlers, der sein Leben lang nur auf sich selbst gestellt war und den sein Geist und sein Herz aus dem niedrigsten Milieu in die Gemeinschaft der europäischen geistigen Elite gebracht haben.

Ziehen wir das Fazit, so ergibt sich ein widerspruchsvolles Bild: Istrati erlebt zwanzig Jahre abenteuerlichstes Leben und verbraucht dann Jahre des Schaffens, um eine ein halbes Jahrhundert zurückliegende Zeit zu schildern, bevor er zu der eigenen Jugend findet. Er will der Welt die Wahrheit „über die türkischen und griechischen Greuel zur Zeit der Besetzung" sagen, und er macht aus ihnen Legenden. Er hat unendlich viele Menschen kennen gelernt, er lechzt nach Leben — und seine Bücher geben das Abenteuer selbst dann, wenn er von seinen Freunden spricht, die seine ersten Lebensansichten formten. Er schreibt in den „Haiduken", erschüttert von den Greueln in Bessarabien: „Ich hatte mir geschworen, nicht eher wieder an Kunst zu denken, bevor ich nicht die Opfer gerächt hätte, die aus ihren Gräbern schrien: ‚Vor der Kunst ein wenig Erbarmen mit uns!'" und beginnt die ebenso legendär gewordene Wahrheit seiner Jugendzeit zu erzählen. Auf alle diese Widersprüche gibt es nur eine Antwort: er muß! Istrati gehört zu den Dichtern, die keine Wahl haben, die nur Verkünder der sie beherrschenden Gesichte sind.

„Behaviorismus"

Von Richard Müller-Freienfels (Berlin)

Seit etwa einem Jahrzehnt liest man auch in Deutschland in wissenschaftlichen Schriften und sogar gelegentlich in der Tagespresse das halb englische, halb lateinische Wortkonglomerat „Behaviorismus", meist allerdings in ironischem Sinne verwendet. Da bisher jeder, der sich an den Quellen über jenen Begriff unterrichten wollte, amerikanische wissenschaftliche Literatur studieren mußte, so kann man Zweifel hegen, ob überall wirklich adäquate Vorstellungen mit jenem Begriff verbunden werden. Schon unter diesem Gesichtspunkt ist es verdienstvoll, daß ein charakteristisches Werk dieser neuen Richtung der Psychologie (denn darum handelt es sich) ins Deutsche übertragen wurde, und zwar das Werk „Behaviorism", eines der radikalsten Vertreter der Bewegung: John B. Watson, früher Professor der Psychologie an der John Hopkins Universität.[1]

Paradox genug mutet es den europäischen Psychologen allerdings an, was hier als „Psychologie" dargeboten wird. Es stellt gleichsam alle bisherigen Begriffe auf den Kopf. Die bei uns ganz überwiegend herrschende Seelenkunde faßte nämlich als ihre Hauptaufgabe die Analyse des Bewußtseins, ja, sie setzte Seele vielfach mit Bewußtsein gleich. Demgegenüber erklärte nun eine Gruppe von jüngeren amerikanischen Psychologen, daß das „Bewußtsein" wissenschaftlicher Forschung unzugänglich sei. Alle bisherigen psychologischen Begriffe wie Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung, selbst Denken und Fühlen seien aus dem Wörterbuch der Psychologen zu streichen. Beobachten könnten wir nur das Verhalten (englisch: behavior), d. h. das, was der Organismus tut und sagt; denn auch das „Sagen" gilt als „Verhalten". Das ist das namengebende Grundprinzip des Behaviorismus.

Dieses Prinzip wird nun in dem Watsonschen Buch energisch und mit einer den Lehrbüchern der Bewußtseinspsychologie nicht immer eignenden Klarheit und Lebendigkeit durchgeführt. Unter kurzen, sich einhämmernden Überschriften, die an den amerikanischen Zeitungsstil erinnern, vermittelt der Verfasser seine Ansichten dem Leser. Er spricht über die Struktur des menschlichen Körpers, dabei besonders die moderne Drüsenforschung herausarbeitend. Er behandelt das Problem der Instinkte, wobei er bestrebt ist, alles, was sonst als ererbt gilt, auf Erlernung zurückzuführen. Auch das, was bisher als das emotionale Leben geschildert wurde, wird vom Behaviorismus als eine besondere Verhaltensweise gekennzeichnet, bei der die viszeralen und Drüsenfaktoren vorwiegen. Dieses emotionale Reagieren wird durch Umwelts-

[1] John B. Watson: „Der Behaviorismus", übersetzt von Emmy Giese-Lang, in deutscher Ausgabe herausgegeben von Fritz Giese. Stuttgart 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 399 S. Geb. M. 11,—.

Digitized by Google

faktoren aufgebaut und ist daher von der Gesellschaft beliebig formbar. In ähnlicher Weise werden die manuellen Gewohnheiten, ihre Genesis, ihre Bewahrung und ihre Entwöhnung dargelegt. Das geistige Leben im engeren Sinne kommt kurz und bündig in dem Kapitel „Sprechen und Denken" zur Behandlung. Fritz Mauthner würde sich freuen, wie energisch hier seine These, daß das Denken an Wortverhalten gebunden sei, verfochten wird. „Bewußtsein" gilt nur als Akt der Benennung unserer Welt von inneren und äußeren Objekten, und „Introspektion" ist für Watson nichts als ein mißglückter Versuch für die Bezeichnung von Funktionsveränderungen im Körper. Im Grunde „denkt" der ganze Körper. Selbst wenn wir keine Worte hätten, könnten wir doch in manuellen und viszeralen Organisationen denken. Kein Wunder also, daß auch die Persönlichkeit nur eine Auswirkung gestalteter Gewohnheiten ist, der Mensch einfach eine organisch verbundene, gebrauchsfertige Maschine. Von hier aus sucht der Behaviorist auch Probleme zu lösen, wie sie sich die Psychoanalyse stellt; nicht vom Bewußtsein aus, sondern durch Änderung von Gewohnheiten will der Behaviorist alle seelischen Erkrankungen heilen und sieht hier den Weg zu einer künftigen experimentellen Ethik.

Das etwa sind kurz umrissen die Grundprinzipien des Behaviorismus, die von Watson in einer sozusagen hemdärmeligen Art, mit burschikoser, oft fast grober Polemik gegen die Bewußtseinspsychologen vorgetragen werden. Vieles wirkt in seiner Darstellung seltsam primitiv, und Einwände liegen nahe, wie der, ob denn für den Behavioristen der Schauspieler, der den Hamlet mimt, wirklich mit Hamlet identisch ist. Oder es wäre zu fragen, ob Heuchelei und cant gar nicht existieren? Oder weiterhin: Ist, wenn ich eine Symphonie höre, mein äußeres Verhalten oder das Bewußtsein das Wesentliche? Für den konsequenten Behavioristen kann es das Bewußtsein nicht sein!

Trotzdem wäre es verkehrt, wie es häufig geschieht, den Behaviorismus als Gesamtphänomen achselzuckend als eine amerikanische Mechanisierung und Versimpelung abzulehnen. Das ist er zweifellos, aber er ist doch mehr. Überblickt man die verschiedenen Richtungen der heutigen Psychologie, wie ich das in meinem Buch über dies Thema[1] versucht habe, so ergibt sich, daß der Behaviorismus die radikale Zuspitzung von Tendenzen ist, die sich allenthalben in der neueren Forschung regen. Gerade in solchen Richtungen, die der Behaviorismus bekämpft (bei James, bei Freud, bei Adler und anderen regen sich verwandte Tendenzen. Auch die Betonung der „Ganzheit" im Verhalten ist im guten Sinne modern. Man kann sagen, die meisten neueren Psychologen in Europa sind behavioristischer als sie selbst ahnen; sie sind sogar — darin wird man Watson zustimmen — nicht behavioristisch genug. Auch wer grundsätzlich die behavioristischen Übertreibungen ablehnt, muß doch zugeben, daß vieles betont wird, was bisher übersehen wurde. In meiner „Lebenspsychologie" habe ich im Gegensatz zur Bewußtseinspsychologie die grundlegende Bedeutung der motorischen Prozesse für das Gefühls- wie das Denkleben betont. Das tut der Behaviorismus mit einer bis ans Absurde gehenden Konsequenz. Es ist theoretische Verranntheit, zu behaupten, das Bewußtsein (das eigene!) sei uns nicht zugänglich. Aber es ist daneben den Behavioristen zuzugeben, daß jedenfalls sich fremdes Bewußtsein uns nur auf dem Umweg über körperliches Verhalten erschließt. Ja, mehr noch, für die Kinder- wie die Tierpsychologie ist die behavioristische Methode fast die einzige und hier liegt ihre größte Zukunft.

Alles in allem ein aufsehenerregendes Buch. Es gibt sicher wenig europäische Psychologen (von den russischen Psychoreflexologen etwa abgesehen) die ihm rückhaltlos zustimmen dürften. Auch der deutsche Herausgeber, F. Giese, tut das nicht. Aber es gehört zu jenen Büchern, die einen Gedanken konsequent durchführen. Es dürfte in der Psychologiegeschichte einmal die Rolle spielen, die die Werke von Stirner oder Büchners „Kraft und Stoff" in der Philosophiegeschichte spielen. Man muß sie kennen als repräsentative Vertreter einer verbreiteten Geistesrichtung, und man kann, auch wenn man und gerade wenn man ihnen kritisch gegenübersteht, doch mancherlei aus ihnen lernen. Es ist eine geschichtlich notwendige Reaktion gegen die überspannte Bewußtseinsanalyse. Ganz sicher wird die Psychologie der Zukunft nicht rein behavioristisch sein, aber sie wird gewiß behavioristischer sein als es die Psychologie um 1900 herum war.

[1] Verlag Quelle & Meyer 1929.

Digitized by Google

Sachwörterbücher zur Literaturgeschichte

Von Martin Sommerfeld (Frankfurt a. M.)

Seitdem das Wissen um literarisch-künstlerische Gegenstände und Fragen nicht mehr den systematisch gerichteten Fächern der Rhetorik, Poetik, Metrik usw. anheimgegeben, sondern der literaturgeschichtlichen Betrachtungsweise zugeordnet ist, hat es sich in der Hauptsache als eine Reihe individuell bezogener Tatbestände in der Forschung wie in der Lehre dargestellt; ja der Preis, der für die ungeheure Ausbreitung und Intensivierung der literaturgeschichtlichen Arbeit bezahlt wurde, schien lange Zeit die völlige Abdankung sachbezogener Fragestellungen zu sein. Natürlich haben sich auch in der Hochblüte der individuell-biographisch und psychologisch gerichteten Literaturgeschichtsschreibung immer wieder Sachbezüge vom Stoff her aufgedrängt; doch blieb erst der Wendung zur problem- und formgeschichtlichen Fragestellung der Literaturgeschichte die eigentliche Nötigung zu einer neuen, nicht spekulativ deduzierenden, sondern geschichtlich gewonnenen Systematik vorbehalten. Es fehlt trotz einzelner kühner, wohlgelungener Vorstöße freilich noch viel daran, daß man die alten systematischen Fächer, dem heutigen Wissen angepaßt, wieder herstellen und in ihre Rechte einsetzen könnte. Aber das Bestreben hierzu, das durch jene Wendung unabweisbar geworden ist, macht sich überall da geltend, wo lebendig-geistige Auseinandersetzung der Literaturgeschichte seit zwanzig Jahren die Fragestellung aufgibt.

Das „Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte" unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter von Paul Merker und Wolfgang Stammler herausgegeben, kommt diesem Bestreben aufs glücklichste entgegen. Es liegt nunmehr in drei Bänden abgeschlossen vor;[1] ein vierter mit Nachträgen und Register soll folgen. „Realien" — darunter verstehen die Herausgeber die „Gesamtheit der über- und unterpersönlichen Faktoren" der Literatur, und eine außerordentliche Fülle solcher Faktoren, in zumeist glücklicher Abgrenzung der Stichworte, ist hier, lexikalisch angeordnet, dem Bedürfnis des historischen Betrachters wie des systematischen Forschers dargeboten. Eine bewunderungswürdige organisatorische Arbeit hat hier eine sehr nützliche Leistung zuwege gebracht, denn die einzelnen Beiträge (natürlich können sie nicht alle gleichwertig sein) vermitteln, von guten, bisweilen von den besten Sachkennern geschrieben, in übersichtlicher Anordnung und in knapper Überschau eine Fülle von Wissenswertem: diese drei Bände sind im ganzen, von wenigen Beiträgen abgesehen, eine würdige Repräsentation der Literaturwissenschaft, der Vielfältigkeit ihrer Gegenstände und des Ernstes ihrer Arbeit. Natürlich bleiben bei einem ersten derartigen Versuch viele Wünsche unbefriedigt. Zwar blieben die „Stoffe" ausdrücklich einem besonderen, von einem der Herausgeber geplanten (und zum Teil inzwischen schon im Erscheinen begriffenen) „Stoff- und Motivlexikon" vorbehalten; aber eine neue Auflage sollte die Grenzen der „Deutschen Literaturgeschichte" etwas weiter ziehen, als dies hier geschehen ist, oder sie sollte ein wenig systematischer bei der Abgrenzung verfahren. Warum z. B. fehlt hier ein Artikel „Erotische Literatur"? Warum sind die Gebiete der Geschichte des Buchdrucks und des Verlagswesens so spärlich berücksichtigt? (So fehlen Artikel „Inkunabel", „Kalender", „Subskription", „Avertissement" u. a.). Ist nicht überhaupt die Abgrenzung der Stichworte allzusehr von einem Begriff der „schönen" Literatur aus gefunden? Ist nicht die Nutzliteratur in einzelnen Gebieten, für bestimmte Epochen wenigstens, von besonderer Bedeutung — und wie ist hier die Abgrenzung begründet, wenn man zwar einen Artikel „Jagdliche Dichtung" findet, aber z. B. nichts über gastronomische Literatur, Modezeitschriften, Bilderbücher und dergleichen. Und weiterhin, sollte nicht die Geschichte der Philologie in ihren Hauptbegriffen einer ähnlichen Berücksichtigung wert sein, wie die Geschichte der Metrik (die mir besonders gut aufgeteilt erscheint)? Bedauerlich finde ich insbesondere die geringe Berücksichtigung von (historisch und systematisch gleich wichtigen) Stichworten aus der Ästhetik (es fehlen Artikel „Illusion", „Gehalt", „Geschmack" u. a. m.). Und sollte nicht auch das kirchliche und religiöse Leben stärker herangezogen werden, schon bei der Stichwortgebung: das Fehlen eines Artikels „Katholische Literatur" kann ich mir nicht erklären; aber auch einzelnes wie „Benediktiner", „Franziskaner", „Klosterromane" sollte wenigstens durch entsprechende Hinweise im kommenden Register aufgeführt werden. Und sollten nicht ganz generell — da Stämme und Landschaften hier verhältnismäßig gut berücksichtigt wurden — auch die für Literatur und Theater wichtigen Städte in einzelnen Artikeln kurz behandelt werden? Über all solchen Fehlanzeigen und Wünschen, die sich freilich noch vermehren ließen, soll aber das außerordentliche Verdienst dieses Reallexikons nicht geschmälert werden; gibt es doch an vielen Stellen mehr als eine vorzüglich orientierende Überschau: über den heutigen Stand des Wissens hinaus erstmalig gefundene Wege in unzugängliche Gebiete, die gewiß auch die gelehrte Forschung mit Nutzen weiter verfolgen wird.

Man möchte wünschen, ähnliches von dem soeben erschienenen ersten Band des „Sachwörterbuches der Deutschkunde" (A—J)[2] sagen zu können, um so mehr, als dieses Unternehmen, mit einem ausgezeichneten Mitarbeiterstab, unter dem Patronat der Deutschen Akademie hervortritt, von einem der angesehensten Verlage betreut, offensichtlich einem größeren Kreis von Interessenten zugewendet, wie es auch einem umfassenderen Ideal dient. „Deutschkunde": hätten wir doch eine solche Kunde von deutschem Sein in Entwicklung und Leistung! Sie könnte gerade in dieser Zeit befriedend und befreiend wirken. Aber selbst wenn man bei dem großen Sprung von der Utopie in die Wirklichkeit auf Einbußen gefaßt sein muß: hier ist, um es mit aller Deutlichkeit zu sagen, keine Verwirklichung jenes Ideals, nur ein allzu irdisches Kompromiß; ja, selbst wenn man die eigentümliche Einschränkung und Drehung des Begriffs einer „Deutschkunde" in den letzten Jahrzehnten einfach hinnehmen, einen wie immer inhaltlich und formal gefärbten Ausdruck für das Wesen der Sache selbst eintauschen will: hier ist nicht sowohl Deutschkunde verwirklicht, als vielmehr das, was ein bestimmter (und nur ein bestimmter) Kreis von Deutschlehrern an unseren höheren Schulen für wissenswert und wünschenswert hält. Jenes Ideal würde noch bei den notwendigen Abstrichen voraussetzen: die einheitliche Beziehung aller Wissensgebiete, der Philosophie und der Geisteswissenschaf-

[1] Im Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin.

[2] Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin.

Digitized by Google

ten so gut wie der Naturwissenschaften, aber auch der fremdländischen Kulturleistungen, auf die besondere deutsche Art und Leistung. Es soll nicht geleugnet werden, daß sich eine große Zahl von Einzelbeiträgen dieser Aufgabe bewußt waren, wie denn überhaupt die einzelnen Beiträge als solche meist gut, zum Teil vorzüglich unterrichten (obwohl natürlich auch in einzelnen Fällen sachliche Einwände genug zu erheben wären). Der sonderbare, beklagenswerte Mangel dieses Werks liegt in seiner Organisation, der unglücklichen und vielfach willkürlichen Auswahl der Stichworte. Zwar wenn etwa ein Artikel „Ästhetik" fehlt, die Artikel „Anthologie", „Einblattdruck", „Bilderbuch", „Einfühlung" fehlen, so wird wahrscheinlich das nachzuliefernde Register auf die größeren Artikel hinweisen, in denen hierüber gehandelt werden soll; wenn man indessen unter „Donar" oder „Freya" vergeblich gesucht und schließlich entdeckt hat, daß in dem großen Artikel „Germanen" (vom Umfang eines kleinen Goeschenbandes!) unter Abschnitt IX „Religion" Donar und Freya eben gerade erwähnt sind, so wird man über den Hilfswert des nachzuliefernden Registers sich freilich nicht zuviel Erwartungen machen. Daß Stammesnamen, wie „Alemannen", „Franken" usw. fehlen, ist ebensowenig erklärlich. Aber ungleich bedauerlicher ist die ausgesprochene Willkür der Auswahl. Man erhält also einen Artikel „Familienroman", aber nicht „Familienname", einen Artikel „Charakterologie", aber nicht „Graphologie", einen Artikel „Ei", aber vergeblich würde man etwa unter dem Stichwort „Apfel" suchen, wenn man sich über den Apfel im Volksbrauch usw. unterrichten wollte. Auf der anderen Seite sind ein Artikel „Erdbeben", ein Artikel „Globus" ohne jeden Bezug auf die „Deutschkunde" vorhanden. Ähnlich willkürlich die Aufnahme der bedeutendsten Stoffe der Weltliteratur: Iphigenie und Alkestis sind behandelt — Judith und Esther z. B. aber nicht. Merkwürdig auch die Auswahl der großen fremdländischen Autoren: wohl also (dankenswerterweise) ein Artikel „Dostojewski", aber nicht Ariost, Boileau, Corneille (!), Flaubert, wie denn überhaupt die Einzelauflösung der romanischen und der antiken Kulturgebiete geradezu ärmlich ist. Aber auch mit der Geschichte der Naturwissenschaften und der Philosophie steht es nicht viel besser. Zum letzteren: ich nenne nur Abälard, Aristoteles, Cicero, Descartes, Hobbes als fehlend! Wie es mit dem Anspruch dieses „Sachwörterbuchs", zugleich „Personalwörterbuch" zu sein, bestellt ist, zeige die Liste der unter einem einzigen Buchstaben hier fehlenden deutschen Autoren: Hagedorn, Albrecht von Haller, J. G. Hamann (!), Harsdörffer, Joh. Peter Hebel (!), Wilhelm Heinse, Hofmannswaldau, Hofmann von Fallersleben (der Dichter des Deutschlandliedes!), Herwegh, Herad von Landsberg, dazu keiner der Heinrichs der mittelhochdeutschen Dichtung!! Weitaus ärgerlicher indes: man findet in diesem Buch keine Tier- und Pflanzennamen (nicht Birke oder Buche, nicht einmal Eiche), obwohl doch die kulturgeschichtliche wie die speziell literatur- und sprachgeschichtliche Forschung solcher Hinweise bedürfte. Wie leicht macht man es sich mit einem Artikel „Feste", der in „kirchliche Feste" und in „Volksfeste" aufgeteilt, keinen Raum läßt für jenen neueren Typus des Festes, der im bürgerlichen Zeitalter heraufkommend, dem bürgerlichen Bewußtsein dienend, z. B. als literarische Jubelfeier erscheint, um nur eins zu nennen. Warum man (bei Gelegenheit des hl. Franziskus) ein Wort über die Franziskaner hört, an keiner Stelle aber ein Wort über Benediktiner und Dominikaner und deren Leistung und Bedeutung, ist mir unerfindlich. Doch die Willkür scheint mir nirgends ärger als in den Artikeln über die Städte. Hier gerade hätte das Werk seinen Begriff der Deutschkunde legitimieren können. Aber man findet z. B. unter den Stichworten „Berlin", „Dresden", „Frankfurt" nur Hinweise auf vereinzelte wichtige Baudenkmäler, aber kein Wort von der Wirksamkeit dieser Städte für das Theater, kein Wort von ihrer Wirksamkeit für die literarisch geistige Entwicklung, nicht den geringsten Versuch, die Stadt als geistigen Mittelpunkt ihrer Landschaft darzustellen, nichts von der Bevölkerungszusammensetzung im Wandel der Geschichte, nichts auch von der Sprache! Diese Artikel fallen also einfach aus, und ob ein vielleicht folgender Artikel „Stadtkultur" solche Lücken wird ergänzen können, ist gewiß mehr als fraglich. Gerade die großen Artikel, entstanden aus der Furcht vor bloß lexikonhafter Wort- und Sacherklärung, enthalten aber nicht nur die Gefahr der Unbrauchbarkeit des Werks gerade für den, der der Einzelbelehrung bedürfte, wäre, sie erziehen geradezu zum oberflächlichen Anlesen, zur Aneignung dessen, was einem nicht gehört. Welch bedauernswertes Gehirn mag wohl Verlangen tragen, sich z. B. rasch unter „G" über „Geistesphilosophie" zu unterrichten — für welche homunculi sind wohl dergleichen Stichworte erdacht? Man möchte wünschen, daß der deutschkundliche Unterricht an unseren höheren Schulen von sich aus nach einer gesünderen und reichlicheren Nahrung Verlangen trüge als ihm hier geboten wird, und daß die Lehrer dank ihrer wissenschaftlichen Ausbildung verläßlichere Wege wissen werden, sich zu unterrichten, als die hier gewiesenen, wo das Zuviel gleichwohl als karge Abspeisung, das Zuwenig fast als Sanktionierung der Anspruchslosigkeit und des Schlendrians wirken muß.

Proben und Stücke

Hans Henny Jahnn: Aus „Perrudja" (vgl. S. 445)

III. Kapitel

Dann kam ein Tag, weh, wild, als wäre Gott nur Stunde und Wetter geworden. Alle Seele wurde Zustand und Wandlung der Natur. Nächtlich begann es. Die Nacht wurde überschwarz von Westen her. Auf den Boden nieder von oben herab kroch das Schwarze, stürzte sich aus den Himmeln in die Wälder, Täler. Die Sterne erstarben. Mond war nicht. Und eine faule, unerträgliche Wärme kam mit der Finsternis. Und ein Wind kam, der sich wie Sturm gebärdete; aber es war ein fauler, scheußlicher Sturm, ein toter Sturm, der stank. Widerliche Brühe in seinen Zähnen.

Da begann ein Seufzen, ein Jammern, ein Knarren, Biegen, Grollen. Überall Geräusch, und doch nirgendwo eine Ursache. Die Tannen bogen sich. Doppelt schwer wurde die Schneelast. Bäume, die bis dahin die eisige Verkleidung getragen, jetzt barst es sie entzwei. Ihr stolzes Haupt brach, die Zweige, an denen sie blühen wollten, violett und rot und grün und schwefelgelb geil, ihre Glieder, ihre kostbarsten, brachen jetzt

Digitized by Google

Und woher die Schwere? Noch regnete es nicht. Faulige Wärme. Verwesung vor der Hochzeit. Der Tod kam über die Letzten, die ihm im Winter gereift.

Perrudja lag im Bett, als das Leiden des Frühlings begann. Er hörte es in den Bergen poltern, hörte das zittrige Wimmern der Bäume. Was war die Erlösung derjenigen, die den Schnee abwarfen, gegen die Trauer der anderen, die zerbrachen! Der Schnee von den Kiefern fiel auf Perrudjas Herz, das pochte und glühend war. Gespensterfurcht packte ihn. Sein Hals engte sich. Ziellos, verworfen, weinend, nicht betend, gottlos, verkrampft, ohne Hoffnung lag er da in vollkommen lichtloser Nacht, ohne Fortgang der Stunden. Das Rauschen wurde stärker. Schnee häufte sich am Boden. Das Holzwerk des Hauses knarrte. Wind kam zu unheimlichen Lauten. Nebel umklammerte feucht alles Räumliche. Wurde Regen endlich. Unsichtbarer Regen, wie Speichel und klebrig. Ach, schrien die Bäume und husch. Hasen und wilde Hühner verschüttete es. Dann brach es in den Bergen los. Donner, Steine, Eis, Schnee wälzten sich zutal. Bäume, Tiere, Steine starben den ihnen bestimmten Tod. Vergehen in Schwärze, in Feuchtigkeit. Die Finsternis wurde Lärm, Geister erwachten, die alten Götter, Gespenster nur, ohne die Macht zum Segen, Kraft nur zum Peinvollen, Leidbereitenden, umtosten die nördlichen Länder. Meer und Erde flossen ineinander. Während die Bergabhänge sich mit qualmig erstickender verbrauchter Luft tränkten, peitschten Eisschauer riesige Schneeballen ins Meer. Hier war Sturm. In den Skaeren Gischt, Heulen, Nebel, Hagel, rasendes Sprühen.

Die Schiffe auf dem Ozean, wer gedachte ihrer? Sie scheiterten oder überstanden. Da, wo der Tod einschlug, ging es wie mit eiserner Gesetzmäßigkeit zu. Am Abend noch hatte man gefischt. Leichen über Leichen. Fische nur, Eingeweide und Blut, Gestank der See. Knechte, beschürzt, rissen auf, Blut, Eingeweide, rote Kiemen. Stiefel zerquetschten Blut, Fischaugen. Daß die bleichbunten Leiber zappelten, nicht einmal die Meergötter sahen es. Die dummen Untertanen kämpften letzten Kampf, ungesehen, letzten Todeskampf, nur mit ihrer stummen, machtlosen Seele. Flossen vermögen nichts. Verwelkende, ausfallende Augen vermögen nichts, letzte Pein der Zerstückung vermag nichts.

Der Anbruch der Nacht war mit Ruhe gekommen, und die Stunden blieben ruhig — bis es plötzlich irgendwo in Masten, Talelage, an Schornsteinen riß. Unruhe, Laute gebaren sich selbst. Bewegung begann. Das alles begab sich wie von Anbeginn, nur wuchs es an, wuchs an, einfach, sachlich, nachdem es einmal geweckt. Über Fischleichen, über Tran, Geräte, Menschen, Licht, Maschinen, Instrumente wuchs es an. Mit Lärm, den niemand mehr hörte über einer kleinen Furcht. Bis irgendwo eine unbedeutende Unregelmäßigkeit geschah. Es rollte ein Etwas über ein anderes. Das Schiff warf sich, als ob es sprünge. Es tauchte, als ob es nicht schwimmen könnte, mit dem Vordersteven in einen Wellenberg. Es tat das wiederholt. Es gewöhnte sich daran. Es konnte es bald recht gut. Und was von den Dingen an Bord rollte, hatte es bald recht gut gelernt zu rollen. Was brechen wollte, brach ohne Erlaubnis, ohne Schamgefühl, ohne Verpflichtung gegen irgend was in dieser Welt. Daß Fischleichen, Menschen mit Angst dazwischen gerieten, wurde nicht bemerkt, ganz einfach übersehen. Lichter noch, Dampf irgendwo, schweres Stöhnen, bis plötzlich Wasser darüber hinging, und abermals, und abermals. Kein Licht dann, kein Dampf irgendwo, kein Stöhnen, nur Sturm noch, Schneeschauer, Lärm der Elemente.

Ein Schiff auf den Klippen wie Gespenst. Da kam ein Vampyr, eine Harpye, ein blutsaugender Troll, der nicht verriet, welcher Familie er angehörte. Man fand in den nächsten Tagen Leichen im Wasser, alles Blut aus ihnen, die Pulsadern auf, die Schläfen zerspellt, Bäuche sinnlos aufgeschlitzt, die Eingeweide halb zerrissen, halb zerfressen, das Herz hing unwirklich noch an seinem Platz, als hätte es nie etwas mit dem Menschen zu schaffen gehabt. Man mußte an den Geist denken, der nicht von sich gab, zu welcher Familie er zu zählen sei.

Auf den hohen, runden ausgewaschenen Granitbarren, wo die Wasserscheiden errichtet standen, wo qualmige Wärme vom Schneesturm getrennt wurde, saß der weiseste der alten Götter, halb Mann, halb Weib. Der in schmerzvoller Lust in sich hineinstach und Weib wurde, wo er hinbog den zeugenden Schmerz. Der sich selbst Kinder gebar, Götter und Göttinnen nach Osten und Westen, Geschwister des Aufgangs und Untergangs, daß sie zeugten untereinander ohne Schmerzen und wiederkehrten vom Stillstand des Nordens und Südens. Er saß auf der Kuppe und sandte qualmige Wärme, Schneesturm dorthin und dorthin. In Wirbeln umschlang es ihn, donnerte. Von fern standen in Herden Rentiere und sahen mit roten Augen auf ihn und verrichteten Dienst auf kalten Steinen vor ihm. Die Bullen besprangen die Kühe, um ihm zu dienen. Er sah es, und ein Lächeln entglitt ihm. Es entglitten ihm Schneesturm und qualmige Wärme.

Perrudjas Herz war zermalmt vom Tod, der ihn in eines Unbekannten Dienst umheulte. Zeit wurde erst wieder, als Dämmerung anbrach. Da schlief er ein. Am Morgen lag aller Schnee von den Tannen ab. Wind, Regen in den Bergen. Trübe Sturzbäche, kalt und schaumig, grandeten zutal.

Der Waldbesitzer fuhr sich mit den Händen zu den müden Augen. Ekel erfüllte ihn. Jammer, grundloser Jammer häufte sich in ihm, Langeweile plagte ihn und floß in ihn unaufhörlich. Seine Jugend vergaß er. Seine Träume vergaß er. Er schien sich ein glückloser Feiger. Mit seiner Nase nahm er sich wahr. Seinen Atem, der träge, gegoren nach Bier roch und weißlichem Käse, den Angstschweiß in langbehaarten Achselhöhlen, seiner Mannbarkeit Regungen.

Du wirst einst gerichtet sein, schuldig und schuldlos zugleich, weil du faul und stinkig.

Das Gefühl seiner Einsamkeit kam über ihn, das Gefühl eines Durstes kam über ihn, die Sehnsucht nach Macht kam über ihn, die Pein seines Geschlechts kam über ihn. Und er warf sich in den feuchten kalten Schnee vor seiner Tür, und ein Schluchzen und Weinen faßte ihn, bis er fühlte, seine Brust ist naß, sein Bauch naß, seine Knie naß. Er erhob sich, lustlos, ziellos, ging von seiner Wohnstatt in den trüben Wald. Über die heidigen, graupigen, triefenden Steinflächen. In einer Saeterhütte machte er Feuer, wärmte sich, trocknete Kleider, suchte nach Speise, fand trockenes Brot, alten Käse, gedörrten Hammelschinken. Er aß viel, trank Schnee, den er im Munde zergehen ließ. Durch die Tür schaute er hinaus in Nebel und Regen. Die undeutliche Ebene vor ihm würde den Hengst und seine Stutenherde tragen, wenn erst der Schnee geschmolzen, wenn übersät mit tausendfacher Buntheit die Sonne hoch darüber stände.

Er suchte in diesem Vorfrühling den Saeter Gaustads häufig auf. Er machte ihn beinahe zu seiner ausschließlichen Wohnung. Als der Schnee verschwunden, das Wachsen wie mit fanatischem Zorn begann, ging er zutal.

Der Mai kam mit Milliarden roter, harter, kleiner krauser Birkenblätter, mit einem Himmelsgewölbe voll weißer Sonne, mit Larven, Käfern, mit ungezähltem Getier, mit einer neuen Welt, die das Sterben vergessen.

Digitized by Google

Das Wachsen kletterte die Berge hinauf gegen den ewigen Schnee der Gletscher und Firnen. Die Herrschaft der dunklen gewalttätigen Götter war zerstört. Zicklein und Lämmlein sprangen, begabt mit der Schönheit bebender Bewegungen. Sie verstanden etwas vom Spiel. Und waren sie vor den ergrauten Augen der Menschen auch Zahl nur, vermehrtes Fleisch, Hoffnung auf Milch und Käse, auf Wolle, auf Geld: ihre Jugend verströmten sie sorglos im offenen Mai.

In den geweckten Birken, den Kiefern, die zu atmen begannen, erfanden die Vögel Laute, ein Zwitschern, ein Flügelschlagen. In Paare schieden sie sich, in Männlein und Weiblein und jagten einander. Fanden sich, trennten sich, federspreizend, sangen sich, erzwitscherten sich. Es wurde gesät, heilig, geopfert in beglückenden Handlungen, an denen nichts war, was an den Schweiß gemahnte, der an den Ackergeräten der Menschen klebte.

Bocksgeruch in der Luft. Brennende Dornb sche wie die stillen Buchten des Meeres, deren Wasser weich und milchig wird vom nicht mehr zu haltenden Samen der Heringsmännchen. Den Abenden entgegen sangen in hohen Baumwipfeln Amseln. Flöteten mit aufgerissenem Schnabel, weil ihnen ihr Weibchen so sehr gefiel, weil ihnen Lust so sehr gefiel, weil sie sich selber fühlten, glücklich, ein Teil des unermeßlichen Lebens zu sein. Perrudja genoß an allem. An den Insekten, Gräsern, Moosen, kleinen Wässerlein, Steinen. Kurz vor Mittag saß er eines Tages am Waldrand gegen eine große Wiese. Man trieb Rinder heran. Noch beschmutzt vom Stall. Im Gehen plump, blind vor der Sonne, ohne Gefühl des Atmens. Ein Bursche riß die versperrenden Stangen zum Weidegang auf. Die Tiere wankten herein, unsicher, getrieben durch Schläge, die auf ihren Rücken fielen. Dann war das Hü und Hott verstummt. Auf Augenblicke war nichts als der Wirbel der Luft über sonnerwärmten Dingen. Die Zeit stand still. In den Tierhirnen dämmerte ein Erinnern, eine vergessene Sage. Einige hoben plötzlich die hinteren Beine vom Boden, die vorderen, abwechselnd die hinteren, die vorderen. Ihr dicker Leib schwankte wie ein Kahn auf unruhiger Wasserfläche. Und war doch ein wilder Lobgesang. Der anhub, wie der des heiligen Patrik, plump, weil die schwere Gefängniszeit in engen Ställen die Glieder erlahmt hatte, ungewußtes Trächtigsein den Blick der Augen krank gemacht, gestohlene Kälber das Euter um der entzogenen Milch willen schwer und unförmig. Schwabbelt. Das Gesetz des Lebens beugte auch diese Verfluchten, zwang sie in Bewegungen, in unergründliche Taten. Aufeinander hängten die Kühe sich, als müßten sie zeugen. Voreinander liefen sie, als kennten sie sich, liebten und begehrten sich. Die Bewegung ergriff sie alle. Sie stampften, wuchteten, schnoben. Die dicke Zunge fuhr unbändig in die feuchten Nasenlöcher, der Schwanz schlug gegen die eingefallenen Flanken. Dann löste der mächtigste Leib sich aus der Herde heraus, der bis dahin halb untätig mit ihr getrieben war, gewann Vorsprung, brach auf die Rüstern, floh einem Unsichtbaren, stolperte, richtete sich wieder auf, jagte mit plumpen Hörnern voran, mit wunden Augen in der gleißenden Luft. Der älteste Stier war's. Vor einer reichlich armdicken Buschkiefer blieb er stehen. Seine runden Augen weiteten sich, füllten sich mit Blut, daß die kleinen Adern im Augapfel sprangen. Den Nacken senkte er. Rannte an gegen den Baum, zog sich zurück, stieß wieder, wiederholte es, keuchte, zerstampfte, riß aus. Beschmierte den Kopf sich mit Sand, Harz, Blut. Brummte. Wühlte in die Erde, da der Baum vernichtet. Befreit endlich, blieb er reglos stehen.

Perrudja hatte lächelnd an dem Schauspiel genossen. Er entfernte sich nun langsam, kreuz und quer bergauf durch den Wald. Vor einer Felswand mußte er halten, bog ab gegen den Weg, der über die letzten Waldhütten seiner Behausung zuführte. Nahe der obersten Wohnstätte fand er einen Burschen Rinder hüten. Es war nichts Sonderliches an dem Umstand. Die Tiere schienen nur Maul und Duft nach würzigen Waldkräutern. Ein wenig entfernt von der Herde im Dickicht stand nachdenklich ein zweijähriger Stier. Weiß und rot. Perrudja mußte nahe an ihm vorüber. Dabei gewahrte er, daß die rote Farbe wie Blut begann, tief schon, mit wenig Kupferhärchen nur aufgehellt, und sich dann in schwärzliches Braun verfinsterte.

Etwas daran begreife ich nicht.

Er faßte nach dem Fell des Tieres, das mit festen Hörnern den Kopf ihm entgegen neigte, seine Kleider beleckte, mildtätig die Kraft seiner Existenz dem anderen antrug.

Ein Stier nur, zum Schlachten, zum Zeugen, den Menschen zum Nutzen. An ihm ist Fülle der Farbe, Fülle der Kraft, Fülle der Ahnungslosigkeit.

Der Mensch taumelte den Weg weiter bergauf.

Vier Gedichte von Erika Mitterer[1]

Die ewige Genesung

O Abendglück auf kühl bereitem Linnen,
der müden Glieder Lust, in lock'rer Ruhe
sich hinzustrecken, still zu sein, auch innen,
befreit vom Zwang der Kleider und der Schuhe.

Erlöstes Liegen, wunschlos offnes Schauen
in blonden Mondes geistverklärten Streifen ...
Nun ist mir wohl. Ich darf der Nacht vertrauen;
ich denke nichts, denn ich will nichts begreifen.

So früh zufrieden? Kam der große Schauer
und ließ mich unverwandelt, blieb ich Kind?
Und ist auch sie, die weltentiefe Trauer,
verdampft wie Tau der Nacht im Morgenwind?

Die Brandung der Gefühle, die ich kannte,
lockt sie nicht mehr, verführt mich keine Flut?
— Ach, es erlosch, was ich die Sehnsucht nannte,
Nicht an dem Kuß und schmolz nicht an der Glut.

Sie wuchs und trug und hob mich auf und legte
mich wieder in der Einsamkeit Geäst.
Da ahnte ich: was mich so tief bewegte,
daß es sich nicht mit jedem teilen läßt.

Ich war zu müde, um zu widerstreben,
und dennoch bin ich schuldlos am Betrug.
Ich liebe nur noch eines ganz: Das Leben!
Mich schmerzt nur eins: Ich leb' es nicht genug.

[1] „Dank des Lebens." Von Erika Mitterer. Frankfurt a. M. 1930, Rütten & Loening. (Mit Genehmigung des Verlages. Nachdruck verboten.)

Digitized by Google

Wer je erfuhr, was „Abſchied“ heißt ... Ich klagte
nicht einmal innen, und ich weinte nicht.
Doch ich genas. Und ich geſteh's: ich wagte
nicht mehr zum zweiten Male den Verzicht.

Nur kann ich mich nicht zu den Zielen wenden,
mir laufen alle Läufer ſtets im Kreis.
... Ich bin bereit und will mich gern verſchwenden,
und ich bewahr' mich mir zum Trotz und weiß:

daß mir mein Atem, der mit Düften tränkt,
und meine Wimper, die ſich ſelig ſenkt,
jetzt teurer ſind als Qual und Herrlichkeiten
aller vergangnen, aller künftigen Zeiten.

Sturm

Wind wirbelt auf. Die klaren Sterne flattern.
Es blieb der Regen, der erhoffte, aus.
Staub ſteigt empor. Und alle Türen knattern.
Im Brauſen ſchwankt das ſchwere Großſtadthaus —.

Wie bin ich eingefangen in den Wänden,
von ſchwüler Luft beengt, die hier ſich hält!
Ich ſehne mich nach Blitzen, welche blenden,
denn nur im Kampf gewahre ich die Welt.

Und iſt es Sünde, Herr, verzeih's: ich träume
manchmal vom Sturm, dem nichts mehr widerſteht,
hilflos entwurzelt taumeln alte Bäume,
die Häuſer ſinken um wie hingemäht,

die Menſchen ſammeln ſich in tiefem Bangen
— es iſt die Furcht, die man am ehſten teilt! —
doch Du gewährteſt einen kurzen — langen! —
Moment die Wahl: zu dem Geliebten eilt

im Fluge jeder, jeder zu dem zweiten,
der ihm beſtimmt, um eins zu ſein im Tod.
Denn zur Bezwingung letzter Einſamkeiten
bedarf's, ich weiß es, auch der letzten Not.

Ein Seelenaugenblick — und jeder fühlte
die große Einung, ehe er verliſcht,
die neue ungeheure Sintflut kühlte
das viele Fieber mit der wilden Giſcht.

Schwarz bräch' ſie ein und wäre nur die Krönung
des Glücks, das keiner atmend überſteht,
Weltuntergang iſt endlich Weltverſöhnung,
das letzte Röcheln erſtes Dankgebet —

Der Himmel kam, den unſer Kinderglaube
beſchworen hat, und ſtürzte dröhnend ein. —
Ins Leere aber flöge Gottes Taube
und bliebe, die Unſterbliche, allein.

Der heilige Tag

Ich ſteh am Herd und rühr den Brei.
Es kräht der Hahn, es knackt das Holz.
Du ſchnürſt die Schuh und ſummſt dabei,
ich ſeh dich an, bin froh und ſtolz.

Du biſt ſo ſtark, biſt kühn und fromm;
du ſpälſt den Span, ich ſchür die Glut.
Das Koch iſt gar, es dampfet, komm!
Wir ſchlucken ſchnell, es ſchmeckt uns gut.

Du gehſt ins Feld, ich bleib zu Haus,
das Unkraut ſtiert mich im Gemüs;
das Eſſen bring ich dir hinaus,
— Heut bleibt es klar — wie riecht es ſüß!

Der Weizen wogt, die Senſe blinkt,
die Lerche jauchzt, der Schnitter ſchwitzt;
ich reich ihm Käs und Bier, er trinkt,
da er im Schatten niederſitzt.

Der Weizen liegt, wir raſten ſtumm,
der Brunnen tönt; die Bleſſe muht.
Wir wollen ſchlafen gehen, komm!
Das Licht verflackt. 's iſt alles gut.

Was fragſt du noch?

Was fragſt du noch? Bricht nicht ein Wiſſen täglich
ſieghafter auf als Quell in deinem Herzen?

Du wußteſt faſt ſchon, daß Vereinung trennt.

Oh, wein' in Freude, weine nicht in Schmerzen:
Daß Trennung eint, du weißt es, iſt unſäglich.

Digitized by Google

Eine Manuskriptseite von Georg Frhr. v. Ompteda

(Ausschnitt in Originalgröße)

dem Karellanten auf die Akademie geht, die ihren Lauf der Dinge ohne einzugreifen zu haben schienen.

Beste Freunde habe ich zu Hause, in ihre Familie selbst, denn [illegible] mich zu [illegible]

[illegible] Pfingsten [illegible] eingeladen; welches mir [illegible] Schlesien - am Rhein [illegible] so verschieden [illegible] meinem Gemüthe erregt und hin und her [illegible]

Schwengfeld, [illegible] des alten H. von Websky lag bei Schweidnitz. Den Zobten sah man mächtig aus der Ebene aufsteigen, und [illegible] Gaisen, [illegible] Feldmarschalls, [illegible] Nachbarschaft. Ein Montagnat[illegible]

allein zu sehen, sondern von einem [illegible] Landschaftsgefühl zu werden; [illegible]

[illegible] Besitzer [illegible] Hof Eigenart Webskys [illegible] Tage von [illegible] Websky eine

prächtige [illegible] man sie gewinnen mußte. So [illegible] Familien Kreise sich will. Und Freund, da zufällig

Kam, zeigte jenes [illegible] seltsame Wesen, das nach einem „Sein“ mehr oder weniger, nicht fragt, [illegible]

[illegible] aber dennoch [illegible] kurzzuhalten weiß. [illegible] einem langen Wagenanstrich [illegible]

Wüstegiersdorf, wo [illegible] Webskys Onkel Tischlermeisterstelle [illegible] Webskys Kommen gelernt, oder sagt es sich an

den Hauptmannschen Stil auf der Bühne gesehen; mir auch jene Spende gehört, mit ihren [illegible]

Schweine, [illegible] Einsiedler. [illegible]

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Paul Heyse

Zum 100. Geburtstag

„Und heute? Nicht einmal die Liebe und Dankbarkeit, die mir die Feder führt, kann die Tatsache verschleiern, daß der Hundertjährige, der den Besten seiner Zeit genug getan hat, für die Gegenwart kein Lebendiger mehr ist. Man liest ihn kaum noch; von seinen Dramen sind auch die einst so volkstümlichen wie ‚Hans Lange' und ‚Colberg' beinah gänzlich vom deutschen Spielplan verschwunden; für das neue Geschlecht ist sein Name ein halb verschollener Klang. Freilich teilt er dieses Geschick mit fast allen seinen Zeitgenossen, teilt es mit vielen Heutigen, die nach kurzem Emportauchen aus den Wirbeln unserer sturmgepeitschten Tage schon wieder Gestrige geworden sind. Ob ihm eine Renaissance beschieden sein wird, wenn die schwankenden Wogen sich geglättet haben und erneutes festes Land aus ihnen hervorragt? Wer will das wissen? Zuerst müßten Form und Maß und Anmut wieder zu Marktwert gekommen sein. Vielleicht wird man dann entdecken, daß zwanzig bis dreißig von den weit über hundert Novellen, die er geschrieben hat, Kleinode der deutschen Erzählungskunst sind, daß seine Verse den schmelzenden Wohllaut, die weiche Geschmeidigkeit, die man den romanischen Sprachen vorbehalten geglaubt, auch der unsrigen angezaubert haben. Vielleicht wird man dann erkennen, daß der schönste und reichste von seinen Romanen, die liebenswürdigen ‚Kinder der Welt', das Wiederlesen verdient und lohnt, nachdem das darin geschilderte Berlin seiner Jugend aus einem altmodischen ein historisches geworden ist. Vielleicht." Ludwig Fulda (B. T. 125).

„Stil haben heißt seine Mängel erkennen und etwas daraus machen. So habe ich einmal zu formulieren versucht. Auf die Großen, die vom Überfluß leben, trifft das Epigramm gewiß nicht zu. Aber schon die nicht ganz Großen werden ohne interessante Mängel und ihre richtige Verwendung nicht gut auskommen. Heyse hatte keine Mängel. Ich habe seine vierundzwanzig Bände Novellen wieder durchgeblättert und auch einen großen Teil seiner Romane. Kaum an einer Stelle fühlte ich mich aufgehalten zu nachdenklichem Verweilen; das ging alles glatt, in einem Zuge, mit gleichmäßiger Fertigkeit. Nehmen wir einen Balzac; man kann einmal über ihn lächeln, wenn man ihn zyklopisch schnaufen hört. Aber er gibt uns doch das andere Leben, das ihm allein gehört hat. Von dem Dichter Heyse, der seine Zeit in Aufregung versetzte, spürt man den Atemzug nicht mehr." Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 62).

„Was im Blut liegt, wirkt sich bei Heyse wie ein unüberwindliches Schicksal aus. Ist es Zufall, daß Heyse ungefähr zu der Zeit zu veröffentlichen beginnt, als auf deutscher Erde der Materialismus seine entscheidenden Siege ficht? Wirklich ist Heyse einer der frühesten deutschen Dichter, die dem Geist und der Fähigkeit, sich selbst zu bestimmen, sein Recht nehmen und es der Materie übergeben. Seine nächsten Altersgenossen und Freunde tun das noch nicht: Keller nicht und auch nicht Storm, am wenigsten Raabe. Gesehen vom Blickpunkt des Materialismus, der fortan — wenn auch unter wechselnden Namen — die Dichtung des Jahrhunderts, nicht bloß die deutsche, bedingen und bestimmen sollte, ist Heyse damals der modernste Dichter. Auch von dieser Seite nimmt er vorweg, was die Wiener nur weiterführen. Mit dem Materialismus stimmt er überein in der Abkehr von einer Sittlichkeit, wie sie von Kant vertreten worden war. Dann in dem Aufruf zu Sittenfreiheit und zu Lockerung der Ehebande. Sein Roman ‚Im Paradiese' von 1875 bekämpft in solchem Sinne die bestehenden Zustände. Endlich nimmt sein etwas älterer Roman ‚Die Kinder der Welt' religiöse Gebundenheit aufs Korn und möchte in ihr ganz materialistisch nur ‚traditionellen Schlendrian' entdecken." Oskar Walzel (Königsb. Allg. Ztg. 120 u. a. O.).

„Heyse hat eine große Zahl von Epen und Novellen in Versen geschaffen, die mehrere Bände seiner Werke füllen, Stücke ungleichen Werts, die großenteils zu Recht unserem Bewußtsein entschwunden sind. Unter ihnen aber findet sich das Gipfelwerk des Heyseschen Schaffens: ‚Der Salamander'. Auch dies ist heute beinahe gänzlich vergessen; um so ausführlicher werde es betrachtet. ‚Ein Tagebuch in Terzinen', unmittelbar auf der Grenze zwischen lyrischem Zyklus und erzählender Dichtung: es vereint die Vorzüge seiner Lyrik, seiner Versgebung, seiner novellistischen Gestaltung." Ernst Lissauer (Tag, Unt.-Rundsch. 63).

„Hat man bei Heyses Novellen-Eingängen, deren Zahl sich leicht verzehnfachen ließe, nicht die Empfindung: so beginnt Kammermusik? Diese schwebende Leichtigkeit ist es, um welche Heyse unsere Dichtung bereichert hat. Sie war vorher noch nicht da, und fast möchte man glauben, er habe sie mit ins Grab genommen. Aber eben dieser Zauberklang der ‚Arrabiata', der

Digitized by Google

Eduard Mörike entzückt aufhorchen ließ, war den stumpferen Ohren der Zeitgenossen schon des jungen Heyse ein Ärgernis. Heyse hatte zu Lebzeiten vielfach eine mäßige Presse, und hat heute noch eine gnädige Literaturgeschichte. Leute, die selbst was konnten, haben ihn um so höher geschätzt, Gottfried Keller zum Beispiel." Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 74).

Vgl. auch: Ernst Lissauer (Lyrik) (Deutsche Allg. Ztg., Unt.-Bl. 127); Eugen Kalkschmidt (Novelle) (Münch.-Augsb. Abendztg. 72); Gustav Manz (Lyrik) (ebenda u. a. O.); Alfred Richard Meyer (erste Premiere) (Gießener Anz., Familienbl. 21); Hanns Martin Elster (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 147 u. a. O.); Wilhelm Schulte (Germ. 123); Ludwig Gorm (Deutsche Allg. Ztg. 125); -er (Vorw., Unt. 125); R. Stoewer (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 5); H. Jantzen (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 136); Wolfgang G. Ludwig Stein (Ital. Freunde) (Deutsche Tagesztg., Unt.-Beil. 125); Eduard Engel (Württemb. Ztg. 62 u. a. O.); Johann Frerking (Hannov. Kur. 126/7); Leonhard Adelt (Heim) (N. Bad. Landesztg. 136); Arthur Fr. Binz (Saarbr. Ztg. 73 u. a. O.); Ines Schmid-Jürgens (Frau) (Bund, Bern, Frauen 120); Hermann Arno (Primaner Heyse) (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 62); Ludwig Gorm (Schweizer Freunde) (Bund, Bern, Kl. Bund 11); Fritz Flechtner (Stett. Generalanzeiger, Buch 74); Erich Petzet (Unveröffentlichtes) (Münch. N. Nachr., Einkehr 11); Felix Zimmermann (Württemb. Ztg. 64); Karl Kreisler (Tagesbote, Brünn 117); Fritz Droop (Mannh. Tagebl. 72); Alexander Baldus (Düsseld. Tagebl. 72); Münch. N. Nachr. 78.

*

D. H. Lawrence

Zum Gedächtnis

„Bennett und Galsworthy mit ihrem breiten Pinselstrich über dünner Psychologie verweben fast vor der konzentrierten Intensität von Lawrences Zugriff in die einfache Physis des Menschen. Blutgefüllte Leidenschaftlichkeit entladet sich so unenglisch wie möglich. Nicht in einem unerhörten Stil, nicht in einer von innenher erneuerten Kunstform. Oder höchstens in den Gedichten. Von Expressionismus weiß Lawrence nichts. In der Erzählung, im Roman bewahrt er das gewohnte Gewand. Nur umkleidet er damit Geschöpfe von einer ganz anderen seelischen Konstitution. Er zeigte sie in der tiefen, vielleicht besser der düsteren Farbe der entblößten Instinkte, die nicht mehr mit der nationalen ‚self control' zu verschleiern waren. Eins der Frühwerke, die ‚Sons and lovers' sind Schilderungen aus dem Leben der Bergarbeiter, denen Lawrence durch die Geburt angehört. Eine autobiographische Wirklichkeit glüht daraus entgegen. Eine dichterische Essenz ist in dieser neuen Schaukraft — für England neu, denn französische Einflüsse hat man bei Lawrence kaum zu suchen — vor der Liebe und Geschlecht in eins zusammenfließen wie in dem gemalten Kusse Munchs die Gesichter.

Jene Ursprünglichkeit ist in dem späteren Schaffen nicht verloren gegangen, aber das Ungebundene, nur in sich selbst Gegründete, die jugendliche Spannung der immer kraftvollen Gestaltung konnte nur einmal so gegeben werden. Es war noch keine Theorie dahinter. Es war das einfache Ausgeben eines natürlichen Talents, das aus dem unmittelbaren Empfinden des Volksmenschen schöpfte.

Die Regionen des Unbewußten wurden die eigentliche Heimat Lawrences. Er sagte einmal: ‚Meine Seele ist ein dunkler Wald; mein bekanntes Selbst wird niemals mehr sein als eine kleine Lichtung in dem Wald; Götter, seltsame Götter kommen aus dem Wald in die Lichtung meines bekannten Selbsts und gehen dann wieder zurück.' Es ist immer wieder Eros, den Lawrence in sich entdeckt, den er in allen andern sieht, den er allein sucht, weil er ihm das einzig Zentrale erscheint. Dieser Eros ist pure Sexualität, aber darum gerade von einer unerschöpflichen Dämonie erfüllt, die Mann und Frau in ewiger Unbefriedigtheit umhertreibt.

Es war kaum ein Glück für Lawrence, als er mit den Freudschen Ideen bekannt wurde. Seine eigene Sexualität fand da eine geistige Rüstung, in der er sie nicht mehr mit der alten angeborenen Sicherheit bewegte. Was Inspiration gewesen war, wurde Lehrsatz, wurde Programm und Tendenz, freilich immer noch von dem dichterischen Rhythmus getragen, der bei Lawrence zu echt, zu stark war, um trocken und unlebendig zu werden. Doch es war noch etwas anderes, was immer mit dieser Besessenheit aussöhnen konnte. Der Fanatismus war aufrichtig. Er erneuerte sich in einem unaufhörlichen Anrennen gegen alles Lebe Orthodoxe in der Gesellschaft, in der englischen Gesellschaft nicht allein. Lawrence wurde wie Conrad, wie Jack London ein unsteter Wanderer. Er fand freilich in Europa, in Amerika, in Mexiko immer wieder nur sich selbst und seine immer schärfer werdende Schaukraft, vor der alle Natur sich ins Erotische projizierte.

Fritz Schotthöfer (Frankf. Ztg. 181—183).

Vgl. auch: F. L. Sack (N. Zür. Ztg. 481); H. Schöffler (Köln Ztg. 128b); Kurt von Stutterheim (Berl. Tagbl. 112); -es -er (Deutsche Allg. Ztg., Unt.-Bl. 119); Harry Bergholz (Berl. Börs.-Cour. 107); Max Mell (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 68).

*

Digitized by Google

Wilhelm Hegeler

Zum 60. Geburtstag

„Wilhelm Hegeler, der Dichter des Ingenieur Horstmann und des Zinsgroschens, des Pastor Klinghammer und des Valentin Key, tritt an diesem 25. Februar in die Reihe der Sechzigjährigen. Wir grüßen in ihm eine der aufrechtesten und männlichsten Erscheinungen unserer an solchen Gestalten nicht eben reichen Literatur von heute, einen Mann, der zeit seines Lebens unbekümmert um Moden und Strömungen den Weg gegangen ist, den ihm sein Blut und sein Geist vorschrieb. Der sein Schicksal, wie es die Zeit ihm auferlegte, mit männlichem Gleichmut hinnahm und trug und sich auch dadurch nicht in seinem Wesen und Wirken beirren ließ.

Hegeler, 1870 zu Varel in Oldenburg geboren, Niedersachse, nicht eben leichten Blutes, kam in den Jahren, in denen der Mensch erwacht, in die Zeit des aufsteigenden Sozialismus und Naturalismus, des Glaubens an die Wirklichkeit im materiellen Sinne. Der Weg, den er gegangen ist und geht, wäre etwa dahin zu umschreiben, daß er vom Glauben an eben diese Wirklichkeit hinwegführte zum Glauben an die inneren Kräfte, die für Hegeler zu Beginn seiner Arbeit nur neben und hinter der Realität standen, je länger desto mehr aber nicht nur Thema, sondern Quell und Triebkraft seines Werkes wurden. In den dreißig Jahren, die er an der Arbeit ist, ist er aus der äußeren in die innere Realität hinübergetreten; er sieht heute auch das Draußen von innen, während er beginnend mehr oder weniger auch das Innen von draußen sah." Paul Fechter (Deutsche Allg. Ztg. 93).

„Was Hegeler dem Leser lieb macht, das ist die wehmutsvoll-heitere Kenntnis und Erkenntnis der Menschenseele eines starkgeistigen und feinhörigen, objektiven Lebenslauschers. Hegeler kann ernst und tragisch bis zur Erbarmungslosigkeit sein, hat aber auch das fröhliche Lachen eines Kindes. Seinen Büchern merkt man es an, daß nicht er sich eines Stoffes, sondern ein Stoff sich seiner bemächtigte. Dazu tritt, namentlich in seinen späteren Büchern, eine schöne Architektur des Wortes.

Im Kriege wirkte Hegeler opferwillig als freiwilliger Krankenpfleger in flandrischen Nervenlazaretten und verfiel selbst in schwere Krankheit. Seit einer Reihe von Jahren ward Thüringen ihm Wahlheimat. In Weimar und Jena hat er gelebt. Nun haust er als ein Flüchtling vor der närrischen und abgeschmackten Dame Zivilisation im nadelwaldumhegten winzigen Porzellanstädtchen Blankenhain an der Schwarza, den gestirnten Himmel über sich und das moralische Gesetz vom Zinsgroschen in sich, das wir alle uns zu eigen machen sollten." Paul Wittko (Hamb. Fremdenbl. 56a u. a. O.).

Vgl. auch Hanns Martin Elster (Münch. N. Nachr. 56 u. Köln. Ztg., Unt.-Bl. 111); Beda Prilipp (Tag 48); Manfred Jahnke (Ostpreuß. Ztg. 47); Hella Praetorius (Deutsche Ztg. 46b); Henni Lehmann (Abend 94); L. H. (Berl. Tagbl. 95); Sigrid von Klösterlein (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 47); kl (Württemb. Ztg. 44).

*

Arthur Eloesser

Zum 60. Geburtstag

„Zwei Elemente bilden den Urstoff. Das eine ist ein berlinisches von einer Echtheit, deren sich nicht viele rühmen können. Eloesser stammte nicht aus dem abgeglätteten berliner Westen, sondern aus dem alten Zentrum, von der Gegend des Alexanderplatzes, wo in seiner Frühzeit noch die behäbigen Bürgerfamilien saßen, aber vom Alexanderplatz auch im Döblinschen Sinne, soweit man damals schon davon hätte sprechen können. Die köstliche Sammlung der Erinnerungsplaudereien, die er unter dem Titel ‚Die Straße meiner Jugend' veröffentlichte, läßt das erkennen. Das andere Element aber war, mit dem berlinischen nach historischem Recht innig verknüpft, eine angeborene Neigung zu der geistigen Disziplin, der spielenden Erfindung, der Spracheleganz, auch dem Nationalismus der französischen Literatur. Er hatte, woran wir nie gedacht hätten, ein Semester in Genf studiert, trieb im Nebenamt, was uns ebenso fern lag, bei Adolf Tobler romanische Philologie. Er schrieb seine Doktorarbeit über die älteste deutsche Molière-Übersetzung und setzte sich dann zunächst in Paris fest. Ein Buch mit ‚Literarischen Porträts aus dem modernen Frankreich' legte später Zeugnis dafür ab.

Aus diesen Elementen erwuchs der Kritiker Eloesser, gewann er die Schärfe des Blicks, die abwartende, objektivierende Empfänglichkeit der Beobachtung, die Gestaltungskraft und den Witz des geschliffenen Ausdrucks. Er besaß die Gottesgabe, im Tumult des künstlerischen Großbetriebes, wo es not tat, den Kopf kühl zu behalten und sich mit dem Panzer des Spottes zu wappnen. Doch unter dieser Hülle brannte, mit stillem Bedacht gehegt, die wärmende Flamme des Enthusiasmus. ‚Speere werfen und die Götter ehren' – so hat er geistreich einmal den Beruf des Kritikers auf eine Formel gebracht. Das mit dem heißen Herzen der Entzückung geschriebene Buch über Elisabeth Bergner, die Ausgaben und Studien, die er dem toten Freunde Josef Kainz widmete, mit denen er dem Gestirn Hein-

Digitized by Google

rich von Kleists, dem Genie Otto Ludwigs, dem Werke Gerhart Hauptmanns und Thomas Manns huldigte, haben bewiesen, wie er das stolze Wort verstand." Max Osborn (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 67).

Thomas Mann (ebenda); (Berl. Börs.-Cour. 130); Fechter (Deutsche Allg. Ztg. 131); Hanns Martin Elster (Hamb. Fremdenbl. 78).

*

Emil Ertl

Zum 70. Geburtstag

„Als reifer Künstler, im Vollbesitz seiner an oft sehr widerspenstigen Novellenstoffen bewährter Meisterschaft, ein Fünfundvierzigjähriger, hat Ertl seine Romantrilogie begonnen. Man hat nach seinen Mustern gesucht, aber es bleibt nichts anderes übrig, als zuzugeben, daß Emil Ertl ein ‚Eigener und Einziger' ist. In der Nachfolge Gustav Freytags, dem er Thema und grundlegende Geisteshaltung verdankt, und vielleicht Anzengrubers, der vor ihm dem wiener Bürgertum gegenüber ähnlich eingestellt war, in Form, Stil und Komposition aber durch nichts bestimmt als durch die Sehnsucht nach harmonischem Zusammenklingen, nach wohltuender Abgewogenheit, deren tiefste Quelle vielleicht nichts anderes ist als seine ehrfürchtige Verehrung für den Genius Goethes.

Als der letzte Band der Trilogie erschien, war Ertl einundfünfzig Jahre alt. Drei Jahre später bricht der Krieg aus und erschüttert durch sein Grauen auch die weise, ruhige Heiterkeit dieses Dichters. Er versucht sich mit dem Unfaßbaren, dem Fürchterlichen auseinanderzusetzen, es gestaltend und durch eine Sinngebung zu überwinden, im ‚Antlaßstein', im ‚Halbscheid', in einer Anzahl von Novellen. Und dann zerschlagen Zusammenbruch und Umsturz eine Welt stärkster Gewißheiten. Da taucht dem Kenner der Geschichte aus der Vergangenheit ein schauerliches Gleichnis auf, die dämonische Vision einer ‚Wiederkehr des Gleichen': Niederwerfung, Entwaffnung, Endkampf Zerstörung Karthagos. Zug um Zug zum Aufschreien deutlicher Parallelen: Verrat, Betrug, Kleinmut, heroisches Aufbäumen, Selbstzerfleischung und Untergang. So stark, so zwingend, daß Ertl die im Roman noch nie verlassene Scholle der Heimat gegen eine ferne Zeit und ein fremdes Volk vertauscht, um in einem gewaltigen, packenden Gemälde das Bild der Gegenwart zu zeigen (‚Karthago', 1924).

Noch etwas anderes aber wird zwangvoll unabweislich: das durch hundert Jahre heraufgeführte Geschick Österreichs bis auf die Gegenwart fortzusetzen, der Geschichte seines Bürgertums ihr vorläufig letztes Kapitel zu geben. Aus hundert Jahren werden ‚Vier Menschenalter Deutsch-Österreich im Roman', die Trilogie erweitert sich zur Tetralogie, und Ertl zeigt im ‚Haus zum Seidenbaum' (1926), wie der österreichische Mensch mit seinem Schicksal auch jetzt fertig wird oder es wenigstens zu werden versucht. Er zeigt es mit gleicher Meisterschaft, mit gleicher Wärme, Milde, Güte und Weisheit, deren letzter Schluß ist, daß nur gegenseitiges Verstehen, Geltenlassen und brüderliche Hilfsbereitschaft die Gefahren der Abgründe und Sümpfe zunichte machen kann." Karl Hans Strobl (Deutsche Allg. Ztg. 115).

Vgl. auch: Julius Hart (Tag 59); Joseph Popper (Deutsche Ztg. 53a u. a. O.); Franz Alfons Gerbe (Saarbr. Ztg., Gegenw. 78); Hanns Martin Elster (Deutsche Tagesztg. 117 u. a. O.).

*

Zur deutschen Literatur

„Salomon Geßner." Von W. W. (N. Zür. Ztg. 348).

„Albrecht von Hallers Selbstbiographie." (N. Zür. Ztg. Lit. Beil. 394, 414.)

„Goethe und Schiller im Salon." Von Paul Landau (Germania, Aus Zeit 9).

„Das ‚Märchen' im Goethehause." Von Paul Burg (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 99).

„Der Magier von Helmstedt." Von Rolf Reißmann (Tag. Unt.-Rundsch. 51).

„Gottfried Christoph Beireis." Von Graf Carl von Klinckowstroem (Köln. Ztg., Unt. Bl. 119).

„Franz Grillparzer." Von Oscar Walzel (Köln. Volksztg. Lit. Bl. 42).

„Grillparzers Kampf um Leben und Kunst." Von Felix Braun (Hamb. Fremdenbl. 50 a).

*

„Zum 150. Geburtstage von Friedrich Hölderlin." Von Hans Roselieb (Germ. 132).

„Dorothea von Schlegel." Von Gertrude Schulthess (Köln. Volksztg., Frauenbl. 115).

„Aus der Kindheit eines Dichters" (Jean Paul). Von Friedrich Burschell (N. Bad. Landesztg. 116).

*

„Johann Peter Hebels produktive Zeit." Von Otto Heinrichsen (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 10).

„Das entführte Manuskript der Droste." Von B. Felix Strauß (Deutsche Allg. Ztg., Unt.-Beil. 95).

*

„Zu Burckhardts Kultur der Renaissance." Von Werner Kägi (N. Zür. Ztg. 318).

„Jacob Burckhardt als politischer Publizist." Von Emil Dürr (N. Zür. Ztg. 351, 446).

„Das Deladenzproblem bei Jacob Burckhardt." Von Adolf Schaer (Bund, Bern 101).

„Nietzsches Zusammenbruch." Von E. F. Podach (Bund, Bern 119).

—, —. Von Max Hochdorf (Vorw., Abend 130).

„Spitteler englisch." Von Konrad Bänninger (Bund, Bern 117).

„Peter Roseggers Geburtshaus." Von Max Mell (Köln. Volksztg. 104).

*

Digitized by Google

„Morgenstern-Briefe." Von Gertrud Isolani (Voss. Ztg., Unt. Bl. 25).

„Wieder einmal Christian Morgenstern." Von Sofie Reis (Stuttg. N. Tagbl. 121).

„Richard Dehmel in Prag." Von Paul Leppin (N. Bad. Landesztg. 102).

„Agnes Sapper zum Gedächtnis." Von Wilhelm Teufel (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 11).

„Mein Besuch bei Heinrich Federer." Von Philipp Dorneich (Köln. Ztg. 129 b).

„Eine Begegnung mit Holzapfel." Von Hugo Debrunner (Bund, Bern, Kl. Bund 9).

„Das Leben R. M. Holzapfels." Von Hans Zbinden (ebenda).

„Holzapfel: Der Mensch und das Werk." Von Wladimir Astrow (ebenda).

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Hans Franck, der Dichter und sein Werk." Von Heino Schwarz (Düss. Nachr., Unt. 86).

„Der schwäbische Dichter des Karpathenlandes (Heinrich Kipper). Von R. F. Kaindl (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 8).

„Börries Freiherr von Münchhausen und sein Werk." Von Martin Ritscher (Kreuz-Ztg., Zeitenspiegel 4):

„Wie in der Wahl der Worte, wie in der Tonmalerei — so zeigt sich der Dichter auch in der Behandlung des Satzgefüges, des Rhythmus als Meister und es bedarf nicht erst des Hinweises, daß hinter solcher Sprachbehandlung ein hohes Maß von Verantwortungsgefühl dem Kunstmittel der Sprache gegenübersteht; das andere aber ist Gabe, eine Gabe, deren Herkunft deutlich wird, wenn man darauf hinweist, daß sein Großvater mütterlicherseits, der altenburger Staatsminister von der Gabelentz 80 Sprachen wissenschaftlich behandelte und an die 40 Grammatiken schrieb, während seine Mutter sich in 18 Sprachen auskannte!"

„Remarque, Renn, Schauwecker." Von Eugen Kühnemann (Schles. Ztg., Unt. 141).

„Wildgans." Von Schr. (Germ. 85).

„Johanna Wolff, der Mensch und die Dichterin." Von Carl Lange (Schles. Ztg., Unt., 8. März 30):

„Reife und Abgeklärtheit liegt über den Werken Johanna Wolffs. Alles Sinnen und Trachten ist nach der Heimat, nach unserer bedrohten Grenze gerichtet. Wohltun und Helfen ist Selbstverständlichkeit. Sie ist voll mütterlicher Güte und lebt mit ihrem liebsten Menschen in wundervoller Harmonie. In der Stille wachsen ihre tiefsten Fügungen. Leid und Glück wechseln miteinander. Gnade gibt immer wieder von neuem Kraft. Unsere Zeit braucht Dichter wie Johanna Wolff."

*

„Paul Barsch zum 70. Geburtstag." Von Paul Keller (Schles. Ztg., Unt. 138).

—, —. Von Friedrich Schnack (Deutsche Ztg. 64 a):

„Ihm, dem Dichter, hat das Volk seine innerste Stimme geliehen. Sie moduliert innigste Klänge. Barschens Verse, zuletzt in endgültiger Form 1927 erschienen, geben, neben großfaltigen Sprachgewändern, die das Buch durchrauschen, wie seltsame Träume einer einfachen Landschaft, Klänge, Bilder, Gedanken aus der alten Wunderzeit der irrenden schlesischen Seele. Barsch, Sohn eines Tischlers in Nieder-Hermsdorf, 1850 geboren, zog als Tischlerlehrling und Geselle heimatlos kreuz und quer durch die Lande von Obdach zu Obdach, von Werkstatt zu Werkstatt. Die Verse, die Kleingedichte aus diesem Lebensnachklang, haben das schlichte Gepräge innerer Aussprache und fügen sich in die Form des einfachsten Liedes. In solcher Zurückhaltung, Andeutung und Einfachheit ist Barsch ein Meister der Melodie."

„Der Dichter Franz Herwig." Zum 50. Geburtstag. Von Helmut Rosenthal (Deutsche Allg. Ztg. 85):

„Das Eigentliche dieser erzählerischen Leistung wird nur derjenige begreifen, der ihren gemeinsamen Ansatzpunkt begreift und ihn in einer Gläubigkeit sieht, der sich alle Lebensverhältnisse zu einer zeitlichen Bewegung, zu einer zusammenhängenden Wirkung Gottes entfalten. Diese Gläubigkeit ist katholisch in dem Sinne, daß sie fest und geschlossen als selbstverständliche Übung einer großen volkhaften Gemeinde besteht. Franz Herwig hat einfach und ohne Zögern diese im besten Sinne mittelalterliche Kraft in seine Romane hinübergerettet.
Man wird diese Gläubigkeit ehren. Auch in der nichtkatholischen Welt; und man wird sie selbst da ehren, wo der Darstellende im Bann seines volkserzieherischen Eifers den unterrichtenden Zeigefinger ein wenig allzudeutlich hebt; und man wird sie auch dort schätzen, wo eine gerade epische Linie sich unversehens gebrochen findet, weil auch die Mahnung des Lehrenden ihre Rechte verlangt: denn auch diese Einschübe folgen der Überlieferung aller echten Volksbücher — und solche Überlieferung wahrt nur ein Charakter."

—, —. Von Günther Müller (Köln. Volksztg. 144).

—, —. Von Arthur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 50); (Rhein.-Westfäl. Ztg. 145).

—, —. Von Karl Muth (Deutsches Volksblatt f. Wiss., Kunst, Lit., Stuttgart; Die freien Künste 5).

„Drei Begegnungen." Von Heinrich Bachmann (Germ. 132 b).

„Mein Jugendland." Von Franz Herwig (ebenda).

„Bruder Willram." Zum 60. Geburtstag des tiroler Dichters Anton Müller (Germ. 116 b).

*

„Der Lyriker Eugen Roth." Von Wilh. von Schramm (Münch. N. N. 53):

„Die schönsten Gedichte von Eugen Roth in dem neuen Bande sind die, in denen er sich zur freien Darstellung des Landschaftserlebnisses erhebt: sie sind die Antwort eines im männlichen Kern Erregten auf die dramatische Wirkung der Elemente; sie sind ein Messen der großen Natur an der Sprach-Kraft des menschlichen Geistes. Diese Landschafts-, Naturgedichte haben deshalb auch eine große Einfachheit, ja eine bestimmte Härte an sich, der wir heute in unserer Lyrik selten begegnen, die uns jedoch zu einer inneren Weite und Freiheit emporreißen können, weil in ihnen nicht nur eine bestimmte, düstere Wucht der Stimmung, sondern auch eine geistige Energie am Werke ist, die uns in unserer Selbstbehauptung stärkt."

„Eiserne Welt, Gedichte von Josef Winckler." Von Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 60):

„Er ist der bedingungslose Bewunderer der Zeit und ihres Maschinengeistes ... Er beschwört die alten Götter und Heroen und führt sie ins Kraftwerk, um ihnen ihre Ohnmacht zu zeigen. Sein Wort ist das Ja zur Eisenzeit, die ihm das Monument der Aufstieggröße des menschlichen Geistes ist ... Winckler gehört nicht zu denen, die die Zeit zurückdrehen möchten; und die beim Vormarsch des Fortschritts romantisch beiseite stehen, sind ihm ein Gelächter ... Was Winckler an der Eisernen Welt fasziniert, ist ein Gigantisches des Eindrucks, ist das Größenmaß der Leitung als Gebild der Kraftanstrengung. Schon in den ‚Eisernen Sonetten', die vor dem Kriege erschienen, sang er das Werk der Industrie. In seinem neuen Buch führt er, Teile aus dem früheren übernehmend, jene Dichtung weiter. Und hier ist von seiner Meisterschaft der umsetzenden Gestaltung der

Digitized by Google

Visionen zu reden. In seinen Sonetten wird aus dem umschaffenden Dichtergeist wahrhaft ‚das Gewaltsame gewaltig'."

–, –. Von V. (Hannov. Kur. 74).
–, –. Von Josef Winckler (N. Zür. Ztg. 324).

•

„Mutterland" (Zu Alexander Gregorys Novellenband „Die P... kehrt zurück"). Von Ernst Heilborn (Frankf. Ztg., Lit. 9):

„Gefühlsverschweben: das war's, was die Novelle der Romantik, zumal die Heinrich von Kleists, suchte. Ein Ahnen um die Vorgänge unter der Schwelle des Bewußtseins bestand schon damals: hier bei Gregory leuchtet, von moderner Forschung gespeist, ein neues Wissen hinein. Diese Erzählungen der Gefühlsverschwebung haben sich einen Stil gewoben, der vielfach an den Heinrich von Kleists erinnert. Ein Stil, der die direkte Rede nicht aufkommen läßt. Ein Stil, der analysiert. Ein Stil, der unerschütterlich Ruhe wahrt. Ein Stil, der distanziert. Der Stil des Erzählers, der zugleich Stil eines hervorragenden Essayisten ist. Öffnet sich hier, weiter als bisher (auch bei Strindberg), Aussicht auf Mutterland, so ist es beste Gewähr für den spezifisch künstlerischen Eindruck: Neugestaltung aus Tradition."

„Manfred Kyber." Zum 50. Geburtstag. Von Hanns Martin Elster (Neckar-Rundschau, Heilbronn, 9):

„In Manfred Kyber ist endlich wieder ein Dichter unter uns erstanden, der nur um des Mysteriums der Seele willen zu schaffen vermag. Auch seine schlichte Lyrik, seine Dramen, deren eines einst auch am berliner Staatstheater aufgeführt wurde, beweisen, daß dieser Poet weiß, wie sehr alles menschliche Sein nur sinnvoll sein kann, wenn es von innen her, aus dem Heiligen Geist bestimmt wird. Darum kann man sich nur darüber freuen, daß Kybers Bücher einen großen Publikumserfolg haben. Diese Geschichten, Märchen, Erzählungen, Verse, Satiren, Grotesken, Dramen sind unsere schönste Hoffnung, daß die Menschheit aus materialistischem Chaos und rationalistischem Hochmut doch einmal den Weg zu ihrer höheren Bestimmung zurückfinde."

–, –. Von Ludwig Ankenbrand (Stuttg. N. Tagbl. 99).
–, –. Von Hermann Scheibenpflug (Münch. N. N. 60).
–, –. Von J. W. Krafft (Kreuz-Ztg. 63).
„Zu Besuch bei Manfred Kyber." Von Friedel Stiening (Neckar-Rundschau, Heilbronn, 9).
„Ehe und Liebe, Romandebut einer Schweizerin" (Dorett Hanhart: „Das späte Schiff.") Von Hugo Marti (Bern, Bund 113):

„Mit überraschender Einfühlung in männliches Wesen erzählt die Verfasserin die Geschichte einer Ehe vom Standpunkt des Mannes aus, in der derzeitigen Form, die gerade in diesem Buch nicht zu ausschweifender Gefühlsbeichte, sondern nur zu einer fast sachlichen Präzision verlockt hat. – So sauber wie die Diktion ist der seelische Dialog dieses Erstlings, ohne Mätzchen, ohne Aufbauschung. Ein Problem wird in seinen schärfsten Umrissen sichtbar. Das gibt dem Buch ein wenig den Charakter des Entwurfs, der Skizze. Es gibt ihm aber auch die klare Linie, die wahrhaft wohltuend von den sonst üblichen Camouflagen gefühlsgeladener Erstlinge absticht. Diese unverschnörkelte Frauenhandschrift beglückt; man möchte mehr von ihr zu lesen bekommen."

„Ein brünner Roman von ‚ewiger Liebe'" (Karl Kreisler: „Die ewige Liebe der Frau Lilly Schwarz"). Von Robert Hohlbaum (Tagesbote 85, Brünn).
„Wehrlose Jugend" (Friedrich Torberg: „Der Schüler Gerber hat abgewirtet"). Von Felix Salten (Hamb. Fremdenbl. 58):

„Eine junge Seele tritt vor die Öffentlichkeit hin und zeigt die Wundmale, empfangen in der Bildungsstätte, in der man für das Leben vorbereitet werden soll. Diese junge Seele wohnt in der Brust eines Dichters, der die Fähigkeit besitzt, erlittener Qual Gestalt zu geben. Man muß ihm wohl Glauben schenken, denn er ist jung; er hat die Reinheit des Herzens, die der Jugend edelster Besitz bleibt. Er zeigt, Seite für Seite, den ungestümen Drang, sich von der Erschütterung seiner Schulerlebnisse zu befreien, und in solchem Drang offenbart er immer absolute Ehrlichkeit. Was mag er durchgemacht, wie blutig mag er das Durchgemachte empfunden haben, daß er die Kraft aufbrachte, solch ein Buch der Anklage zu schreiben."

–, –. Von Otto Koenig (Wien, Arbeiter-Ztg. 75).
„Revolution in Santa Fe, zu Hugo Wasts Roman ‚Das Rabenhaus'." Von H–s. K–l (Germ. 120).

•

„Ein neuer Lessing? (Rudolf Borchardts scharfe Kritik an unserem zeitgenössischen Literaturwesen)." Von J. Th. (Neckar-Rundschau, Heilbronn, 9).

•

„Lebenserinnerungen mit dem Rotstift geschrieben" (Eduard Engel). Von Hugo Marti (Bund 125, Bern).
„Zwischen zwei Revolutionen" (Ernst Heilborn). Von Joseph Sprengler (Köln. Volksztg., Lit. 40):

„Darum ist es nicht Geschichte, was er auf rund 620 Seiten gibt, am allerwenigsten politische Tatsachengeschichte. Die kurze und in entscheidenden Schlägen geführte Kriege, und aus einem ohnmächtigen Staatengebilde ist ein geeintes Reich geworden. Man kann wohl äußeres Geschehen nicht knapper zusammenstraffen, um sich zum Kulturpolitischen zu wenden. Und doch ist das Werk, wenn schon eher Kulturgeschichte, noch viel mehr. Geistesgeschichte? Philosophie der Geschichte? Alles das und dazu vor allem feinste Psychologie jeweils der Geister, der Menschen, der Gefühle, des Ausdrucks, der Formen. Zu tiefst aber Metaphysik der Zeit. Metaphysik des Zusammenklangs von Zeit und Mensch. Wie die Zeit, die werdende, den Menschen, den sie jeweilig nötig hat, mystisch ruft, wie sie an seinem Bilde, er an ihrem Bilde formt, wie sie ihn nach dieser Form richtet und entläßt: wer einmal Geschichte als Tragödie zu schreiben kann, hier sind die Ansätze dazu. Über den zweiten Band, die Zeit Bismarcks, könnte man geradehin Incipit tragoedia setzen. Er ist der letzte Riese gewesen.
Welch ein Romantiker dieser Heilborn! Den Satz melodisch die kühnsten Gegensätze harmonisch zu fügen, Stimmungen liedhaft wiederkehren zu lassen, mit Pointen zu spielen, milde, müde zu lächeln und melancholisch weise zu sein. Welch ein Realist und Symboliker! Hinter den offenen Wirklichkeiten stets das Höhere, die Wahrheit, das Geheimnis zu schauen. Welch ein Psychologe und Dichter! Dem es als höchstes gilt, ein Antlitz, einen Menschen, eine Kreatur, eine Landschaft, den Baum in einer Landschaft erfaßt zu haben. Und doch bei allem welch ein Stiller im Lande! Aus Religion, weil die Demut ob allem geschichtlichen Fluß die führende Hand und den ewigen Ratschluß spürt."

„Dietrich von Hildebrand." Von Balduin Schwer (Germ. 99).
„Das Tim-Klein-Buch." Von Josef Hofmiller (Münch. N. N. 57).
„Emil Ludwig ‚Lincoln'." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 420):

„Dieser ‚Lincoln', der zuweilen wie ein zweiter sturmer Landvogt von Greifensee in seinen salomonischen Schnurren brilliert, wächst in der Biographie zu einer genialen Frau, die in ihrer Gleichniskunst, in ihren Scherzen und Unerschrockenheit, in der Hemmungslosigkeit das amerikanische Volk

Digitized by Google

personifiziert. Ludwig kann mit Recht Lincoln einen Dichter nennen wegen seiner einzigartigen Fabulierlust. Es ist aber das gültigere Verdienst Ludwigs, den Volksmann, der sich der Erniedrigten und Beleidigten annahm, in seiner wahren Größe nachgebildet zu haben — ohne Verkünstelung, doch mit großer Kunst. J. W. Weik hat seine Lincoln-Biographie ‚The Real Lincoln' genannt. Wir werden bald hören, ob Amerika auch dem Bildnis eines deutschen Einfühlers die Züge der Treue und Wahrheit zubillige. Im Pandaemonium Emil Ludwigs mutet uns kein abgeschiedener Geist so ehrlich und echt an, wie dieser Abraham Lincoln, von dem sein Vater, der Zimmermann, gesagt hatte: ‚Er sieht aus wie mit der Axt zugehauen, aber noch nicht gehobelt'."

—, —. Von Ernst Lissauer (Berl. Börs.-Cour. 85, Geraer Ztg., Lese 5 u. N. Bad. Landesztg. 100):

„Breiter als sonst seine Art ist, schildert Ludwig auch die Verhältnisse des Landes. Er hat einst mit dem in seiner Art meisterlichen, fast ganz epigrammatisch gehaltenen Bismarck seine biographische Laufbahn eröffnet. Goethe, Napoleon, die zweite Bismarck-Biographie gewannen an epischer Fülle, und dieses Lincoln-Buch womöglich noch mehr. Ludwigs frühere Bücher sind reich an scharfsinnigen Formeln, hier mangeln sie fast ganz. Es scheint durchaus nicht zufällig, daß Ludwig sich gerade jetzt das Leben Lincolns gewählt hat. Unter all seinen Gestalten ist Lincoln die einfachste und einfältigste: er glänzt und blendet nicht, er ist plump, ungeschlacht, schlecht angezogen, manchmal eine komische Erscheinung, aber ein durchseeltes Stück Volkheit. Lincoln erscheint als Urbild einer idealen, amerikanischen Demokratie, wie sie Walt Whitman verkörpert, der Lincolns Tod in einer Fülle von Gedichten betrauert hat."

„Emil Ludwigs Beethovenbildnis, ein Beitrag zur Kritik seiner Arbeitsweise." Von Ley (Köln. Volksztg., Schritt der Zeit 125).

„Der professorale Emil Ludwig" (Zur Kontroverse über „Michelangelo"). Von A. E. Brinckmann (Köln. Ztg. 100 a).

„Frauen der Romantik" (Margarete Susmann). Von Will Scheller (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 4).

„Stefan George (Anm. gel. des Buches von Wolters)." Von Arthur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg., Gegenw. 24).

*

Zur ausländischen Literatur

„Der Relativist des 16. Jahrhunderts" (Montaigne). Von Else Möbus (Vorw., Unt. 95).

„Montesquieu", ein Schattenspiel von Herbert Eulenberg (Köln. Ztg. 106 a).

„Napoleons Liebesbriefe." Von Wilhelm Hausenstein (Hamb. Fremdenbl. 51).

„Hundert Jahre politischer Roman" (Stendhal). Von Valeriu Marcu (Münch. N. N. 66).

„Première von V. Hugos ‚Hernani'." Von Karl Göhri (N. Zür. Ztg. 364).

—, —. Von Carl Johann Perl (Hamb. Fremdenbl. 56).

„Eugène Sue, der sozialistische Dandy." Von Emile Magne (Frankf. Ztg. 159/161).

„Romain Rolland und seine Werke." Von Hans Leo Götzfried (Köln. Ztg., Lit. 106).

„Die Schule der Frauen" (André Gide). Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 332):

„Robert schreibt an den indiskreten Veröffentlicher des Tagebuches seiner Frau: die Replik — eine Ecole des Maris. Gide konnte zwei Möglichkeiten wählen: der Brille, durch die die Frau den Mann sah, recht geben — oder mit dem Brief des Mannes und der Art, wie er die Frau erkannte, den Beweis erbringen, daß alle Erkenntnis auch der Nächsten, der Intimsten, relativ, korrekturbedürftig, ja irrig sei — womit nicht eine Rehabilitation des Mannes gemeint sein muß. Die letztere Möglichkeit hätte jeder Spannungskünstler an sich gerissen mit hundert Beweisen, warum Robert eben um nicht der Analyse zu verfallen, das Tagebuch unterlassen habe und sein gefälliger Schein ein tiefer gründendes Sein wäre. Aber Gide hat diesem Robert, der kein Teufel, ein intelligentes Plädoyer nicht zugebilligt. Was er schreibt, erläutert und sanktioniert nur das Tagebuch der Frau, die, als Tochter eines Skeptikers, die konfessionelle Gebundenheit und den geistigen Leerlauf des Mannes unhaltbar findet. Dem Skeptizismus ihres Vaters wäre sie frühere Erleuchtung schuldig gewesen. Robert hat sie geliebt, wenn er doch ein zweitesmal nach ihrem Tode heuert, so ist die Begründung ein Scherz, daß die erste Frau durch ihren Unglauben ein Wiedersehen im Jenseits vereitle."

*

„Felix Timmermans." Von Hans Friedrich Blunck (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 57).

*

„Der neue Sinclair Lewis" (‚Sam Dodsworth'). Von Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 109).

„Psychologie für Vorgesetzte" (E. D. Smith). Von — nn (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 55):

„Die Worte zeigen, daß in diesem Buch ein Berufener mit natürlichem Takt, offenem Blick und aus tiefer Menschenkenntnis zu uns spricht. Was ihm autoritative Bedeutung verleiht, ist nicht, daß Ellioth D. Smith ein ‚Vorgesetzter' ist, Abteilungsleiter in der Dennison Manufactury Co. und Dozent am Harward College, vielmehr, daß er eine Persönlichkeit ist und Persönlichkeiten für unser Wirtschaftsleben erziehen will. Wem es um dieses gleichernst wie ihm ist, wird nicht umhin können, sich in den Stoff und Problemkreis dieser Psychologie zu vertiefen."

*

„Besuch bei Sigrid Undset." Von Paul Großmann (Leipz. N. N. 78).

„Gruß an Gunnar Gunnarsson." Von Hans Friedrich Blunck (Saarbr. Ztg. 67).

*

„Unamuno." Von Hermann Bahr (Münch. N. N. 59).

—, —. Von Ludwig Marcuse (Leipz. N. N. 57).

*

„Dante-Deutung." Von Hieronymus Vida (Germ., Ufer 7).

„Die Mätresse des Kardinals" (Als Mussolini noch Romane schrieb). Von Otto Heller (Berlin am Morgen 64).

*

„Jirasek." Von Camill Hoffmann (B. T. 124).

—, —. Von — nt (Bund, Bern 125).

„Masaryk und die deutsche Literatur." Von Otokar Fischer (Frankf. Ztg. 181/183 u. Prag. Pr. v. 7. März 30).

—, „Der Kritiker der Literatur." Von Pavel Fränkl (Prag. Pr. v. 7. März 1930).

„— und die slavischen Literaturen." Von Jiri Horak (ebenda).

„— und die französische Literatur." Von Vailaw Tille (ebenda).

„— und die englische Literatur." Von Frank Tetauer (ebenda).

„Polnische Literatur und ‚Weltliteratur'. Randbemerkung für Juljusz Kleiner." Von Mgr. (Prag. Pr., Dichtung und Welt 8).

Digitized by Google

„Die polnische Literatur im Kreise der slawischen Literaturen." Weitere Randbemerkungen zu Juljusz Kleiner (Prag. Pr., Dichtung und Welt 10).

*

„Chinesisches Theaterwesen." Von E. Meller (Köln. Ztg., Unt. 153).

*

Allgemeines

„Gute und schlechte Bücher." Von Konrad Bänninger (Bund, Bern 87).

„Erwachen der Romantik." Von O. Baumgardt (Berl. Tagbl. 88).

„Kritik der Kritiken." Von Hans Friedrich Blunck (Köln. Ztg., Lit. Bl. 134).

„An Max Reinhardt." Ein offener Brief. Von Rudolf Borchardt (Münch. N. Nachr. 53).

„Der junge Tag." Von Erich Bockemühl (Geraer Ztg., Bücherfreund 6).

„Über Literaturpreise." Von Ernst Fuhrmann (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 11).

„Vom Sinn der Kritik." Von Wilhelm Hausenstein (Köln. Volksztg., Schritt 99).

„Bedeutung und Pflege des hörbaren Wortes." Von Aug. Köllmann (Köln. Ztg., Lit. 19. Jan.).

„Buchstabieren, nicht tanzen!" Von Ludwig Marcuse (Berl. Tagbl. 107).

„Das deutsche Buch." Von Börries, Frhr. von Münchhausen (Münch.-Augsb. Abendztg. 23).

„Theaterkrise." Von S. Nestriepke (Vorw., Abend 92).

„Was hat der Künstler mit Politik zu tun?" Von Rudolf Paulsen (Geraer Ztg., Bücherfreund 6).

„Wirkungen der Literatur." Von Joseph Roth (Münch. N. Nachr. 51).

„Altmünchener Dichterhäuser." Von Adelheid Schmidt (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 28).

„Die Franken in neuer Dichtung." Von Heinrich Seufert (Münch. N. Nachr., Heimat 8).

„Der geschmähte Bücherleser." Von Martin Sommerfeld (Bund, Bern 121).

„Lebensgefühl, Schriftstellerei und Kunst der jungen Generation." Von W. Spael (Köln. Volksztg., Schritt 34).

„Die deutsche Buchillustration." Von Franz Stadler (N. Zür. Ztg. 505).

„Im Zeichen der Jugend." Von Frank Thieß (Köln. Ztg., Lit. 148).

„Die Jüngsten." Von Horst Uhlenbrauk (Kreuz-Ztg. 60).

„Das Literarische und das Politische." Von Hermann Wanderscheck (Mannh. Tagebl. 48).

„Kunst ist Waffe." Von Friedrich Wolf (N. Bad. Landesztg. 121).

Echo der Zeitschriften

Der Querschnitt. X, 2. (Berlin.) Aus Paul Valérys Aphorismen „Von der Dichtkunst":

„Das Denken ist zweigeschlechtlich, sein eigener Erzeuger und sein eigener Mutterschoß.

Auch wenn wir Prosa schreiben, leitet und nötigt uns irgend etwas, das niederzuschreiben, was wir nicht gewollt haben, das, was sich durch uns niederschreiben will.

Darin liegt die Würde des Verses: ein einziges gefehltes Wort zerstört alles.

Du bist jederzeit geschmackvoll. Du hast dich wohl niemals in dein Inneres vorgewagt.

Ist das Werk einmal erschienen, so ist ihm sein Urheber kein besserer Ausleger als jeder andere.

Das ‚Neue' ist nichts anderes als der vergängliche Teil der Dinge. Seine Gefahr liegt darin, daß es alsbald nicht mehr neu ist, und daß man für diesen Verlust nichts erhält. So wenig wie für die Jugend und für alle Vergangenheit. Das Beste an dem Neuen ist gerade das, was die alten Wünsche befriedigt.

Wird ein Werk nachgeahmt, so besteht an ihm das Unnachahmliche fort.

Ein Kunstwerk kommt zustande durch nicht wenige Geister und dingliche Geschehnisse: Vorfahren, Zustände, Zufälle, geistige Vorfahren usw., alle unter der Leitung des letzten Urhebers. Dieser Letzte muß also ein ganz tüchtiger Politiker sein, um Ordnung zu halten."

Germanisch-Romanische Monatsschrift. XVIII, 1/4. (Heidelberg.) Albert Ludwig schreibt über „Kriminaldichtung" und ihre Träger und weiß eine charakteristische Wandlung interessant mit der Allgemeinkultur der Zeit in Zusammenhang zu setzen:

„Im Heimatlande des Positivismus fand die Gattung ihre Ausbildung (Gaboriau war Zeitgenosse Taines), immerhin hatten die Lehren des Positivismus noch nicht allgemeine Geltung erlangt: in Deutschland herrschte Schopenhauers Philosophie, und das England der mittleren viktorianischen Zeit bot auch nicht einen geeigneten Boden. Wohl aber stand die Zeit vor und nach der Jahrhundertwende, wie wir heute alle wissen, durchaus im Banne des Positivismus, und da wurde Sherlock Holmes mit seinen scharfsinnigen, dem naturwissenschaftlichen Denken der Zeit ganz entsprechenden Methoden als gelungener Ausdruck der eigensten Anschauungen empfunden, er war Fleisch vom Fleisch, Bein vom Bein der Gegenwart. Wie weit auf diesen Pfaden die Rationalisierung des Geistes ging, mag ein Nachfolger Doyles, der Amerikaner Futrelle, zeigen: er nannte seinen Scharfsinnshelden The Thinking Machine.

Wenn das eben Gesagte richtig ist, so muß sich die Abwendung unserer Tage vom Positivismus auch in der Kriminalgeschichte geltend machen, und in der Tat glaube ich das nachweisen zu können. Auch unsere Zeit

Digitized by Google

kennt einen erfolgreichen Kriminalschriftsteller, dessen Fruchtbarkeit die ganz ansehnlichen Leistungen Gaboriaus und Conan Doyles weit hinter sich läßt, Edgar Wallace meine ich natürlich. Man wird sagen können, daß er noch mit den Mitteln seiner Vorgänger zu arbeiten versucht; aber sein unbestreitbarer Erfolg beruht durchaus nicht mehr auf der intellektuellen Freude an der scharfsinnigen Lösung eines Problems, denn gerade mit der hapert es bedenklich. Wohl hat auch er seine (allerdings, soweit ich sehe, mit jedem Buch wechselnden) Scharfsinnshelden, wohl pflegt auch er von einem Rätsel auszugehen, aber dessen Dunkel soll sich nicht allmählich vor dem Leser lichten, sondern am Ende soll mit plötzlichem Schlage die überraschende Lösung da sein. Dafür aber eignet sich nicht die geduldige Methode der Dupin, Lecocq und Holmes, und so wird man bei jedem neuen Buch von Wallace wieder feststellen können, daß die Gleichung nicht aufgeht; der Leser merkt es nur nicht recht, weil er im Wirbel der Ereignisse die Einzelheiten vergißt und sich schließlich mit der gehabten Spannung und der Schlußüberraschung zufrieden gibt. Wer schärfer hinsieht, wird sich aber regelmäßig daran stoßen, daß zuerst betonte Anzeichen, wichtig erscheinende Ereignisse vergessen werden, daß die Personen unsachgemäß handeln und sich folglich das Ergebnis mit vorher ausdrücklich festgelegten Voraussetzungen nicht deckt. Mit anderen Worten: trotz äußeren Erfolges löst sich die positivistische Kriminalgeschichte in sich selbst auf, kann ihre eigenen Bedingungen nicht mehr erfüllen und wird zum bloßen Lesefutter."

Die Horen. VI, 2. (Berlin-Grunewald.) Rudolf Borchardt bietet eine wertvolle Studie über Dante Gabriel Rossetti, die in die Worte ausklingt:

„Die Großartigkeit, mit der Rossetti sich an der dämonischen oder, wenn man denn will, magischen Stelle gegen die dunklen Gewalten einer Heldenzeit ausgezeichnen hat, gibt seiner ganzen Poesie einen über das Literarische, seiner ganzen Malerei einen über das Abbildnerisch-Ästhetische weit hinausgehenden Charakter bewußter großer Entscheidungen, unter deren Bann man tritt, wenn man sich ihnen mit dem geringsten Erwidernden im Herzen nähert. Nichts hat er übernommen, vielleicht, meint man manchmal, nichts gekannt und alles frisch aus seinem eigenen brennenden Schmelz gemünzt. Oder es hat zwischen Anlage und Zuwachs die tiefe Verwandtschaft bestanden, die alles wirken läßt, als spänne er nur den fallengelassenen Goldfaden zu neuen Geweben? Hier stehen seine Definitionen: ‚Schönheit wie ihre ist Genie', ‚Seele von Leibe an Dir, kann ich's entscheiden?', ‚Unter dem Bogen, drunter Liebe und Tod, Rätsel und Schrecken ihr Wardein sind, sah ich Schönheit gekrönt — und schlug ihr Blick gleich Grauen, ich sog ihn einfach ein, wie meine Luft'. Aber von seinen Gestaltungen kann mit anderen Worten kein Begriff gegeben werden. Sie haben der Liebe des Mannes zum Weibe eine unerhörte Fassung gegeben und durch sie hindurch ein unerhörtes Ziel gesetzt, dadurch aber überhaupt die in der Welt wallenden und unter ihre Faktoren gehörenden Leidenschaften des Verlangens wie der Versagung um nie dagewesene vermehrt, und neuen Männern neue Frauen, neuen Frauen neue Männer gegeben. Zwei Menschenalter des Lebens und der Lebensdarstellung hat er mit seinen Mienen und seinen Gruppen, seinem höchsten Ringen und dem Drange seiner Situationen durchsetzt und ihnen seine Nachfolge aufgezwungen; die Blüte einer Generation hat aus seinen Geschöpfen bestanden und Nachklänge von ihm werden noch ein Jahrhundert lang Europa bewohnen. Welche Macht er auf Deutschland zurückgestrahlt hat, als zehn Jahre nach seinem Tode George und dann Hofmannsthal in den Lichtschein seiner kehrenden Kometenbahn traten, deutsche bildende und gewerkliche Kunst die aus ihm stammenden Bewegungen weiterleitete, müßte für sich dargestellt werden. Dafür ist heut die schlechteste Zeit, und es wird lange dauern, bis eine bessere ihn wiederbelebt.

In weniger als zwanzig Jahren hat er sein Werk begonnen und vollendet. Was er nach 1871 elf Jahre lang noch gelebt und hinterlassen hat, nachdem er sich, nicht ganz ohne Recht, verraten und verlassen glaubte, und zum Gifte gegriffen — nachdem es ihm entwunden war, in Betäubungen Ruhe gesucht hatte, gehört nicht dem Urteil an, sondern dem duldenden Erbarmen. Er war ein großer Held, der an einer vergifteten Waffe starb, seine Taten und die Sage von seinen Taten können nicht vergehen, solange Menschen die Erde bewohnen, und das Volk, in das hineingeboren er sich zum Seinen umgeschaffen hat, wird ihn, wie alle seine Großen, immer wieder entdecken, wenn ihm Söhne erstehen, die es auf die Höhen seiner Vorzeit zu heben trachten. Seine Nachwelt ist noch nicht geboren."

Neue Schweizer Rundschau. XXIII, 3. (Zürich.) Aus einer tiefgreifenden Charakteristik, die Hermann Hesse von Casanova bietet:

„Erstaunlich und befremdend ist für uns vor allem die innige Verbindung von Virtuosität und Naivität in diesem gerissenen Lebenskünstler. Die Virtuosität verdankt er, nächst seiner kräftigen physischen Anlage und Leistungsfähigkeit, vor allem dem Umstande, daß ihm

Digitized by Google

die endlosen, lähmenden und verdummenden Schuljahre erspart blieben, die wir heute für unerläßlich halten, um die Jugend zahm zu kriegen. Sehr früh, wie alle Männer seiner Zeit, tritt er ins Leben, wird selbständig, muß sich selber helfen, wird von Gesellschaft und Lebensnot, und nicht zuletzt von den Frauen, geformt und gedrillt, lernt Anpassung, lernt Spielen und Maskentragen, lernt List, lernt Takt, und da alle seine Gaben und Triebe sich nach außen richten und sich nur im äußeren Leben befriedigen können, wird er ein Virtuose der galanten Lebenskunst. Dabei aber bleibt er ganz und gar naiv, und noch der greise Casanova, der nicht ohne Lüsternheit die vielen Liebesabenteuer seines Lebens zu erzählen unternimmt, ist — verglichen mit einer problematischen Seele von heute — ein Lamm an Unschuld. Er verführt viele Dutzende von Mädchen und Frauen, und niemals packt ihn das Grauen der Liebe, ihre Metaphysik, nie schwindelt ihm vor ihren Abgründen. Erst ganz spät im Alter, als er in unfreiwilliger Vereinsamung, ohne Glanz, ohne Weiber, ohne Geld, ohne Abenteuer in Dux in Böhmen sitzt, kommt ihm das Leben nicht mehr ganz so einwandfrei, kommt es ihm ein wenig problematisch vor.
Und damit bestrickt er uns, mit diesen beiden Zaubern, mit der uns schulverdorbenen und durch Berufe spezialisierten Heutigen nie erreichbaren Lebensvirtuosität und mit seiner merkwürdigen Unschuld, seiner so liebenswerten und hübschen Naivität. Zu Zeiten kommt sie ihm sehr zu statten, diese Naivität, denn es sind ja keineswegs bloß geraubte Jungfernschaften und gebrochene Ehen, mit denen er sein kräftiges Gewissen belastet, sondern es sind auch saftige Gaunereien, Schiebereien, Ausbeutereien mannigfacher Art, mit denen er sein Leben amüsanter macht und seine Reisen, Genüsse und Liebschaften finanziert. Und allen diesen Einwänden gegen seine Anständigkeit, allen diesen Gewissensbelastungen steht er nicht sophistisch oder zynisch gegenüber, sondern mit kindlichem Lächeln. Er gibt zu, daß er da und dort etwas gewagte Streiche gespielt und die Leute tüchtig geprellt hat, aber weiß Gott, wie er da hineingeraten ist, es geschah immer in guter Absicht oder doch nur in momentaner Vergeßlichkeit, und immer gelingt es ihm, sich spielend vor dem eigenen Urteil wie vor dem der Welt zu rechtfertigen."

Die schöne Literatur. XXXI, 3. (Leipzig.) Wilhelm von Scholz erzählt von seinen Ahnen:
„Wie das Leben meines Großvaters mit seinem Bogen die tiefe Erniedrigung des Vaterlandes am Beginn und Deutschlands Erhebung im letzten Drittel des Jahrhunderts umspannte, so faßte mein Vater, hierin weniger vom Geschick begünstigt, mit bewußtem Geist schon die Revolution von 1848 auf und, nach eigener glücklicher Mitarbeit am Ausbau des Reiches, noch den Niederfall seiner Lebenssäulen in und nach dem großen Kriege. Die Vertreter nur weniger Sohnschaften des Geschlechtes verbinden schon die Zeit Friedrichs des Großen über Napoleon, das Jahr 1848 und den Siebziger Krieg mit dem deutschen Schicksal im 20. Jahrhundert.
Nicht fern aber hinter dem ältesten Johann Adam steht namenlos und schattenhaft auf verdämmerndem, braunem Acker die derbe Gestalt eines schlesischen Bauern mit kräftigen Armen und Fäusten, welche die Scholle umbrechen, säen, bauen, mit festen Schultern und breitem Rücken, die das alte harte Bauernungemach getragen haben werden. Vorväter und Mütter gehen noch weiter im Dunkel der Zeit wie er furchenauf, furchenab, säen, ernten, säen, ernten — ein endloser Zug. Der erste von ihnen kann ein verpflanzter Sachse oder ein Franke gewesen sein, der sein oberdeutsches Weib mitbrachte. Dessen Sohn oder dessen Enkel freite vielleicht einmal ein slawisches Mädchen. In allen Familien des Landes entstand so die wunderbare schlesische Blutmischung, die einen tüchtigen neuen deutschen Volksstamm entstehen ließ, die durch Jahrhunderte besonders Dichter auf Dichter aus sich zeugte.
Die Vorfahren meiner in Berlin beheimateten Mutter Anna, geb. Mentzel, unter denen mehrere Theologen stammen auch aus dem schlesischen Schweidnitz und sind durch eine gemeinsame Ahnin mit der Scholzschen Familie verwandt.
Wenn ich mein Leben betrachte, das wie ein Baum still und stark die ihm bestimmte Entwicklung hinnimmt, das sich mit den Jahreszeiten aufwärts und abwärts bewegt; das Land und Scholle, Wald und Feld, Himmel und alle Wetter nah um sich fühlen muß, um nicht zu ersticken; das sich immer den großen und schon den kleinen Gewalten der Natur gegenüber demütig machtlos weiß und ruhig wieder sät, wenn eine Ernte verhagelt ist — so erkenne ich, daß ich, der seinen Vater und Großvater innig liebte, doch am meisten das Kind jener namenlosen, Furche auf, Furche ab gehenden schlesischen Bauern bin, von denen mein Geschlecht in dem Dämmer nicht einmal sehr fernen Vergangenheit zweifellos abstammt."

Der Zwiespruch. XII, 8. (Bad Liebenwerda.) Emil Gemünder entwirft ein Bild von Eduard Reinacher:
„Eduard Reinacher ist Elsässer, als solcher geradezu ein Beispiel ausgeprägter Stammeseigenart. Er hat das alemannische Temperament, das sich durch die

Digitized by Google

ruhige Beschauung des Geschehens auszeichnet, das alle Dinge in sich selber wiederfindet und das nicht so sehr handelnd oder zur Handlung aufrufend wie im tieferen Schauen und in der überlegenen Duldung des Geschicks das Leben trägt. Seine Begeisterung und sein hoher Schwung führen ihn in eine Haltung und in eine Beziehung zu den Dingen, die man nur mit dem Begriff ‚religiös' bezeichnen kann. So ergeht sich auch die Darstellung seiner Dichtungen vielfach im Symbolischen. Alles wird zum Gleichnis eines höheren Seins. Das einfachste Geschehen, von seinen Gestalten getan oder erlitten, erhält immer eine besondere Bedeutung und jenen Adel reinen Lebens, der uns dieses selbst in der größten Einfachheit so erhellt, daß man es als lebenswert empfinden muß. Das Unvergängliche, das Seelische, tritt überall heraus und führt dieses Geschehen, alles bildhaft Anschaubare, in ein schöneres, jener Empfindung sich tiefer einprägendes Dasein.

Alle Dichtungen Reinachers tragen den Geruch des Mutterbodens an sich, jener Erde, die sich fruchtbar vom straßburger Münster bis zum Wasgenwald hinüber breitet. Immer wieder klingt durch die Sprache das Heimweh des verbannten Dichters durch, wie von Tropfen, die in den Krug fallen, der das Symbol des Leibes, als Gefäß der Seele, ist.

Durch das Geschehen geht dieser Mensch hindurch wie ein Traumwandler, aber ausgerüstet mit dessen feinen Sinnen, und so sieht er in Wahrheit mit geschlossenen Augen tiefer in den Kern der Dinge hinein als die meisten anderen Menschen, die sich heller, offener Augen rühmen. So ging Reinacher durch den Krieg hindurch, als ein Sanitätssoldat alle Schrecknisse und Schmerzen der armen Kreatur im leidvollen Geschick von Mensch und Tier erfühlend und in sich selber ertragend. Er ist der ‚Runold' seines köstlichen Buchs mit diesem Namen als Titel, der unscheinbare Mensch, der größer, innerlich reicher, gütiger und verstehender ist als viele Dutzende seiner betriebsamsten Menschenbrüder."

Freusburg-Arbeit. I, 2. (Freusburg.) Otto Brües würdigt das Werk Friedrich Wolfs und weist in seinem Aufsatz nach, warum der Weg des Dichters zum Drama führen mußte:

„So überzeugt gerade dieser Dichter davon ist, daß aus der sozialen Not heraus sich die Form unseres Lebens ändern muß, so falsch wäre es, ihn auf seine Kampfstellung in diesen Fragen festzunageln. Er sieht die tragische Spannung in der Welt viel tiefer verwurzelt als in dem sozialen Außen. Er sieht sie im Innern wurzeln, in der Spannung zwischen Hirn und Herz, Gefühl und Verstand, Empfindung und Wissen, der uralten, unüberwindbaren Spannung.

Der Held des Romans „Kreatur" ist, neben Marie und den Ihren, ein Student. Ihn liebt ein einfaches Bauernmädchen, die Genoveva. Immer wieder reißt sie ihn hin, aber er fühlt sich verantwortlich und hält zurück. Zwischendurch verfällt er einer kühlen, klugen Frau von Bildung und Wissen. Zuletzt aber flieht er doch zu Genoveva und läßt sich von der Sprache des Blutes überwältigen. Bei ihr ist die Natur, und sich der Natur überlassen, ist der letzte Ausweg aus allem Wissen.

Darin liegt aber auch die Gewißheit, daß unsere Rechnung mit der Welt nie ganz aufgeht. Der Rationalist spürt das Unerrechenbare. Wer ums Unerrechenbare weiß, weiß nur die tragische Substanz unseres Seins. Wer darum weiß und mit kämpferischer Sprache begabt ist, hat das Zeug zum Dramatiker."

Niedersachsen. XXXV, 3. (Bremen.) Ein Aufsatz von Alma Rogge über Hans Grimm sagt aus:

„Hans Grimm ist nicht nur der verantwortungsbewußte deutsche Mann, für den es auf Erden und im Himmel nichts Größeres gibt als die letzte Schicksalsfrage seines Volkes, sondern er ist auch ein glänzender Erzähler, ein echter Dichter. Man wird es nach allem hier Dargestellten ohne viel Worte glauben: wenn dieser Mann sich hinsetzt, um zu schreiben, so hat er auch wirklich etwas zu sagen. Er redet nicht um die Dinge herum, wird nie unklar und verschwommen, tote Stellen und Leerlauf gibt es nicht in seinen Erzählungen. Alles hat Gewicht, gewinnt Bedeutung. Und wiederum: wenn dieser Mann sich hinsetzt, um zu schreiben, so kann er auch wirklich schreiben, ist er im vollen Besitz der Mittel, die er für sein Schaffen braucht. Darum ist Hans Grimms Stil so klar, fest zupackend, wie gehämmert. Darum baut er seine Sätze auf ohne Verschnörkelungen, ohne viel mit Nebensätzen vor und zurück zu greifen, wie es unklare Köpfe gerne tun. Darum ist sein Stil von solcher Fülle des Ausdrucks, sind seine Sätze so inhaltsvoll und weitschwingend. In seiner meisterhaft geformten Novelle ‚Der Richter in der Karu' steht z. B. dieser Satz, der eine ganze Szene enthält: ‚Der Hengst begann die süßen, kräftigen Büschel zu weiden, den Reiter umkreisend, der in der Sonne saß und aus der Satteltasche frühstückte und rauchte und danach ruhte'. Seine Menschen zeichnet er nicht in ausführlicher psychologischer Ausmalung, sondern mit knappen, sicheren Strichen, und stellt sie in eine Landschaft, die weiträumig und in klarem Licht, in großen, einfachen Formen gesehen ist."

Digitized by Google

Der Scheinwerfer. III, 12. (Essen.) Bernhard von Brentano bemerkt zu Alfred Döblins Roman „Berlin Alexanderplatz":

„Er liegt in einer Irrenanstalt, wo sich die Ärzte um ihn bemühen. Und nun schildert Döblin auf eine großartige Weise den Kampf eines Menschen mit sich selbst, den Kampf zwischen Bewußtsein und Unterbewußtsein, und schildert außerdem die Bemühungen der Ärzte an dem willenlosen Körper dieses Mannes, dessen Seele an einem unerreichbaren entfernten Punkt weilt, den sie nur selber betreten kann.

‚Ich leide, ich leide.'

‚Es ist gut, daß du leidest. Nichts ist besser, als daß du leidest.'

‚Ach, laß mich nicht leiden. Mach doch eine Ende.'

‚Es nützt nicht, zu enden. Es geht jetzt zu Ende.'

‚Mach doch ein Ende. Du hast es in der Hand.'

‚Ich habe nur ein Beil in der Hand. Alles andere hast du in der Hand.'

‚Was hab' ich in der Hand? Mach doch ein Ende.'

Als ich diese Stelle las, erhob sich bei mir der Einwand: So stirbt kein Prolet, so stirbt nur ein Dichter. Betrachtet man aber diesen Einwand, findet man den Unterschied nicht; denn beide sind Menschen. Und jetzt kann man den ersten Einwand gegen Döblins Buch anmelden: Daß er nämlich seinen Helden Franz Biberkopf in diesem Kampf allein siegen und weiterleben läßt. Das vermag kein Prolet. Der Kampf, der das Leben Franz Biberkopfs gewesen ist, ist der Kampf der sozial Machtlosen schlechthin. In diesem Kampf gibt es keinen einzelnen Sieg. Döblin, der in der Sterbeszene bis auf den Grund des Bewußtseins eines Menschen heruntergestiegen ist, ist an der sozialen Erkenntnis vorübergegangen. Ich will nicht spitzfindig sein, aber die Frage drängt sich auf, ob ein Mann, der so zu denken und zu empfinden versteht wie dieser Franz Biberkopf, so apolitisch sein kann wie der. Aber selbst wenn der Psychologe Döblin diese Frage bejahen wollte, müßte sie der Sozialist Döblin verneinen. Denn der weiß, daß es für diejenigen, welche nicht im Besitze der Produktionsmittel sind, nicht Schicksale gibt, sondern nur ein Schicksal."

Vgl. auch ebenda den Aufsatz von Fritz Schulte ten Hoevel.

„Hroswitha von Gandersheim." Von Georg Hartwig (Markwart VI, 1. Hannover).

„Dichtung und Wahrheit um Johann Christian Günther." Von Werner Milch (Schlesische Monatshefte VII, 3. Breslau).

„Turgot und Geßner." Von Fritz Ernst (Neue Schweizer Rundschau XXIII, 3. Zürich).

„Fragment eines Briefes von 1751." Von Salomon Geßner (ebenda).

„Geßner und Kazinczy." Von Leo Weisz (Der Lesezirkel XVII, 5. Zürich).

„Das Geheimnis des alten Moor (Schiller)." Von Wilhelm Martin Becker (Der Türmer XXXII, 6. Stuttgart).

„Um die Droste." Von Beda Prilipp (Deutsche Rundschau LVI, 6. Berlin).

„Holtei, der ewige Schlesier." Von Hans Christoph Kaergel (Schlesische Monatshefte VII, 2. Breslau).

„Karl von Holtei." Von Heinz Neuberger (Schwäbische Thalia XI, 25. Stuttgart).

„Dichter oder Wissenschaftler? Unveröffentlichte Briefe Paul Heyses." Mitgeteilt von Erich Petzet † (Süddeutsche Monatshefte XXVII, 6. München).

„Paul Heyse." Von Helene Raff (Deutsche Rundschau LVI, 6. Berlin.)

„Paul Heyse." Von Franz Taubök (Radio VI, 23. Wien).

„Zu Paul Heyses 100. Geburtstag." (Die Literarische Welt VI, 11. Berlin.)

„Mein Besuch bei Robert Hamerling." Von Dora Stockert-Meynert (Der getreue Eckart VII, 6. Wien).

„Robert Hamerling." Von M. Willkomm-Schneider (Der Türmer XXXII, 6. Stuttgart).

„Nietzsche als Paneuropäer." (Paneuropa VI, 3. Wien).

„Deutsche Klassiker." Von H. von Wedderkop (Der Querschnitt X, 2. Berlin).

„Paul Haller." Von Erwin Haller (Die Besinnung IV, 1. Aarau).

„Peter Hille, der Landstreicher." Von Kurt Matthies (Deutsches Volkstum XII, 3. Hamburg).

„Mythos, Sage und Geschichte in den erzählenden Werken von Hermann Löns." Von Ernst-Wilhelm Saltzwedel (Markwart VI, 1. Hannover).

„Heinrich Federers literarischer Nachlaß." Von Alois Stockmann (Stimmen der Zeit LX, 6. Freiburg i. B.).

„Phonetisch-akustische Elemente im Schaffen Rainer Maria Rilkes." Von Rudolf Sonner (Die Musik XXII, 9. Berlin).

„Hugo von Hofmannsthal." Von Hanns Martin Elster (Die Christliche Welt XLIV, 5. Gotha).

„Frieda Jung †." Von Walter Scheffler (Ostdeutsche Monatshefte X, 12. Berlin).

„Frieda Jung — wie ich sie sah und kannte." Von Ludwig Goldstein (ebenda).

„Hauptmanns ‚Buch der Leidenschaft'." Von Fritz Engel (Schlesische Monatshefte VII, 1. Breslau).

„Gerhart Hauptmanns Liebesroman [Buch der Leidenschaft]." Von Hans von Hülsen (Reclams Universum XLVI, 23. Leipzig).

„Hermann Bahr." Von S. Walter Fischer (Radio VI, 2. Wien).

„Thomas Mann und die Forderung des Tages." Von Conrad Wandrey (Deutsche Rundschau LVI, 6. Berlin).

„Stefan George." Von Fritz Cronheim (Ostdeutsche Monatshefte X, 12. Berlin).

„Stefan George in katholischer Schau." Von Johannes Mumbauer (Literarischer Handweiser LXVI, 6. Freiburg i. B.).

„Entschiedene Zurückweisung einer literarhistorischen Anmaßung [Wolters/George]." Von Richard Zeltner (Der Nachen 1930, 1. Wien).

„Albrecht Schaeffer." Von Erwin H. Rainalter (Radio VI, 23. Wien).

„Friedrich Kayßlers Gesammelte Werke." Von Julius Bab (Der Neue Weg LIX, 6. Berlin).

„Benno Rüttenauer." Von H. Seufert (Fränkische Blätter, Monatshefte IX, 2. Nürnberg).

„Arthur Eloesser." Von Rudolf Frank (Der Neue Weg LIX, 6. Berlin).

„Döblins ‚Alexanderplatz'." Von Günther Dehn (Eckart VI, 3. Berlin).

Digitized by Google

„Fritz von Unruh — der Dichter in der Zeit." Von Ernst Adolf Dreyer (Ostdeutsche Monatshefte X, 12. Berlin).
„Ein Schattenbild von ihm selbst." Von Herbert Eulenberg (Reclams Universum XLVI, 24. Leipzig).
„Emil Ertl." Von Lothar Ring (Radio VI, 23. Wien).
„Bruder Willram [Anton Müller], ein deutscher Dichter aus Tirol." Von Karl Witthalm (Radio VI, 23. Wien).
„Brief an Josef Magnus Wehner." Von Arthur Hübscher (Süddeutsche Monatshefte XXVII, 6. München).
„Hans Carossa." Von Maria Nils (Die Besinnung IV, 1. Aarau).
„Hans Christoph Kaergel." Von Egon-Erich Albrecht (Der Türmer XXXII, 6. Stuttgart).
„Egmont Colerus." Von Paul Wertheimer (Radio VI, 24. Wien).
„Zur Erscheinung Arnolt Bronnen in der zeitgenössischen Literatur." Von Erich Dürr (Das Nationaltheater 1929/30, 16. Mannheim).
„Stilisten: Ginster." Von Hermann Kesten (Die Weltbühne XXVI, 11. Berlin).
„Die Saga von Georg Fink." Von Kurt Münzer (Das Tagebuch XI, 8. Berlin).
„Einführung — Entstehungsgeschichte meines Dramas." Von Karl Maria Finkelnburg (Masken XXIII, 13. Düsseldorf).
„Der Roman eines Buchs." Von Hans Reiser (Die Besinnung IV, 1. Aarau).

* * *

„Über ein unbekanntes, weltberühmtes Buch [Kipling, Erstes Dschungelbuch]." Von Arnold Zweig (Der Scheinwerfer III, 12. Essen).
„Persönliches von Shaw." Von Irene Seligo (Das Schauspiel 1929/30, 12. Königsberg i. Pr.).
„Babbitts Frau [Sinclair Lewis]." Von Paul Kornfeld (Das Tagebuch XI, 10. Berlin).
„Der Dramatiker Eugene O'Neill." Von Walter Tappe (Der Neue Weg LIX, 5. Berlin).
„Die Privatdrucke des Norman Douglas." Von O. L. (Das Tagebuch XI, 11. Berlin).
„Die Hernanischlacht am 25. Februar 1830 [Victor Hugo]." Von E. J. Perl (Reclams Universum XLVI, 22. Leipzig).
„Théophraste Renaudot, der Erfinder des Journalismus." Von Robert Kemp (Das Tagebuch XI, 8. Berlin).
„André Gide." Von L. van de Mark (Gral 1930, Febr.).
„Eines Dichters Weg." Zum Schaffen André Gides. Von H. V. E. Miethke (Die völkische Schule VIII, 2. Berlin).
„André Gide." Von Henri Rambaud (Neue Bücher V, Weihnachten 1929).
„Ein neues Werk von Claudel (Le soulier de Satin)." Von Otto Forst-Battaglia (Deutsch-Französische Rundschau III, 3. Berlin).
„Über das Lesen." Von Marcel Proust (Die Literarische Welt VI, 9. Berlin).
„Les Nouvelles Littéraires." Von A. Chapponot (Deutsch-Französische Rundschau III, 3. Berlin).
„Lebensbuch eines Malers [Vlaminck, Gefahr voraus]." Von B. E. Werner (Deutsche Rundschau LVI, 6. Berlin).
„Ein paar Worte über Don Miguel de Unamuno." Von Leo Hirsch (Der Scheinwerfer III, 12. Essen).
„Unmögliche Menschen Béla Balázs]." Von Wilhelm Michel (Die Weltbühne XXVI, 10. Berlin).
„Präsident Masaryk zum 80. Geburtstag." Von R. N. Coudenhove-Kalergi (Paneuropa VI, 3. Wien).
„Masaryk als Denker." Von Paul Eisner (Die Literarische Welt VI, 10. Berlin).
„Die tschechische Literatur." Von Josef Leo Seifert (Radio VI, 24. Wien).
„Das russische Theater nach der Revolution." Von Alexander Gidoni (Die Volksbühne IV, 12. Berlin).
„Japanische Kinderschriften und Äsop-Übersetzungen." Von Umekichi Tanaka (Zeitschrift für Bücherfreunde XXII, 1. Leipzig).

* * *

„Theaterdämmerung." Von Eugen Kalkschmidt (Deutsches Volkstum XII, 3. Hamburg).
„Die niederdeutsche Wanderbühne." Von Heinz Ohlendorf (Niedersachsen XXXV, 3. Bremen).
„Gedanken zum Wesen des Dramas." Von Wilhelm von Scholz (Die Horen VI, 2. Berlin-Grunewald).

* * *

„Über Kunstkritik." Von Adolf Behne (Sozialistische Monatshefte XXXVI, 2. Berlin).
„Junge Dramatiker werben durch Wahrheit." Von Hermann Budde (Stadt-Anzeiger XXVIII, 25. Mannheim).
„Die Ungeduld der jungen Generation." Von Yvon Delbos (Nord und Süd LIII, 2. Berlin).
„Zehn Gebote für einen strebsamen jungen radikalen Literaten." Von Axel Eggebrecht (Radikaler Geist 1930, 1. Berlin).
„Vom Schicksal des deutschen Buchs in dieser Zeit." Von Hanns Martin Elster (Die Horen VI, 2. Berlin-Grunewald).
„Das Erwachen der sozialen Frauendichtung." Von Alice Fliegel (Neue Frauenkleidung und Frauenkultur XXVI, 9. Karlsruhe).
„Menschheitstypen im Liebesleben." Von Hans Friedenthal (Der Querschnitt X, 2. Berlin).
„Bibliophilie in Deutschland und Frankreich. Mit einer Erwiderung von Otto Grautoff. Von Heinrich XXXIX., Prinz Reuß j. L. (Zeitschrift für Bücherfreunde XXII, 1. Leipzig).
„Der Ruf nach dem Reichssprachamt." Von Richard Jahnke (Muttersprache XLIV, 3. Berlin).
„Fragmentarische Schweiz." Von Eduard Korrodi (Die Neue Rundschau XXXXI, 3. Berlin).
„Zum heurigen Buchtag." Von Hans Rudolf Krill (Österreichische Literatur und Kunst III, 5. Wien).
„Dichtungen um Bildwerke." Von Julius Kurth (Eckart VI, 3. Berlin).
„Aus der Werkstatt eines Geschichtsprofessors." Von Emil Ludwig (Die Literarische Welt VI, 8. Berlin).
„Die Lage des deutschen Buchs in den abgetrennten Gebieten im Osten." Von Gerhard Menz (Ostdeutsche Monatshefte X, 12. Berlin).
„Zeittheater und neue Volksbildung." Von Ernst Michel (Der Kunstwart XLIII, 6. München).
„Gedanken über das Buch." Von Walter von Molo (Ostdeutsche Monatshefte X, 12. Berlin).
„Das deutsche Buch und der Osten." Von Josef Nadler (Ostdeutsche Monatshefte X, 12. Berlin).
„Der Geschäftsmann in der Literatur." Von Peter Panter (Die Weltbühne XXVI, 9. Berlin).
„Die Aufgaben der Zeit gegenüber der Literatur" I. Von Dietrich Rintelen (Markwart VI, 1. Hannover).
„Schundkampf." Von Kurt Ruppert (Die Stimme der Freiheit II, 2. Berlin).
„Zum Ausbau der Dichterakademie." Von Paul Schulze-Berghof (Der Volkserzieher XXXIV, 3. Corbach).
„Neue Literatur zur Universitäts- und Studentengeschichte." Von Götz von Selle (Minerva-Zeitschrift VI, 1/2. Berlin).
„Zeitschriften als Völkerbrücken [Schluß]." Von Robert Stein (ebenda).
„Moderne Dichter um den Rhein." Von Leo Sternberg (Das Neue Reich XII, 22. Innsbruck).
„Leben die Dichter wirklich?" Von Heinrich Zillich (Ostdeutsche Monatshefte X, 12. Berlin).

Digitized by Google

Echo der Bühnen

Berlin

„Haus Danieli." Schauspiel in fünf Akten. Von Alfred Neumann. (Uraufführung im Lessingtheater am 21. März 1930.)

Das war Alfred Neumanns Erzählung „König Haber": ein Kampf um das Kind. Dieser Kampf aufs äußerste kompliziert und psychologisch interessant gemacht: der natürliche Vater des Kindes, Großbankier des großherzoglichen Hofes, Emporkömmling, Jude, sieht in dem Kind die Erhöhung seines eigenen Selbst; das Kind gilt ihm mehr als sein eigenes Leben. Die Mutter des Kindes, Großherzogin, vom Großherzog vernachlässigt, bislang auf die „Freundin" angewiesen, fühlt, daß sie an dem Kinde den Geliebten verliert; das erotische Verlangen tötet in ihr die Mutterinstinkte; das Kind als solches bedeutet ihr nichts. Dazu die äußeren Komplikationen: der Bruder des Großherzogs, um seine Erbansprüche betrogen, der legitimistisch eingestellte Adel des Landes, die beiseite geschobene „Freundin" trachten dem Kind nach dem Leben. Tragische Lösung: jeder Möglichkeit beraubt, das Kind am Leben zu erhalten, tötet der natürliche Vater das Kind mit eigenen Händen, um alsbald selbst den Tod zu suchen.

Eine Erzählung, über die der Dialog entscheidet. Die innere Spannung, an dem psychologischen Interesse gestrafft. Die Charaktere andauernd in voller Wappenzier. Geradlinige Handlungsentwicklung. Eine Liszt-Pièce in Dur.

Aus der Erzählung „König Haber" ersteht das Schauspiel „Haus Danieli". Die Abbiegung der tragischen Lösung, die die Aufführung des Lessingtheaters brachte, fällt nicht dem Autor sondern Schauspieler-Begehrlichkeiten zur Last.

Über die Erzählung und ihre außerordentlich starke Wirkung entschied der Dialog. Dieser Dialog ist szenenweise wortwörtlich auf die Bühne übernommen und — birgt nicht mehr die gleiche Kraft in sich. Das mag daher rühren, daß der Leser die hier mit seltener Energie und Knappheit gesetzten Worte aus seinem Innern ergänzt; daß sie um so stärker sind, je mehr er zu seelischer Mitarbeit gezwungen ist; dem Zuschauer bleibt zu alldem keine Zeit.

Der Dialog hat in der Erzählung andere Mission als im Drama. Dort ist er in das erzählende Band eingebettet, er reißt dauernd ein Vergangenes in ein Gegenwärtiges; hier fehlt das Band; hier ist andauernd Gegenwart. Übernimmt Neumann ganz wesentlich den Dialog aus der Erzählung in das Drama, so ist die unvermeidbare Folge, daß der Dialog isoliert steht; daß er der Eigentümlichkeit, Vorhergegangenes mit Nachfolgendem zu verbinden, nicht genügend gerecht wird. Alfred Neumanns Schauspiel erhält dadurch etwas Abgehacktes; etwas Unvermitteltes; etwas Bindungloses.

Pièce in Dur. Man durfte Neumanns starre Objektivierung — diese Eigentümlichkeit des Verfassers, mit seinen Gestalten zu kämpfen, nicht aber zu leiden, als ausgesprochenen Vorzug des Erzählers rühmen. Im Drama macht sich ein gewisser Mangel an Lyrik geltend. Das darf nicht mißverstanden werden: nicht um lyrische Ergüsse geht es, sondern um die Fähigkeit des Dramatikers, das Leid dem Zuschauenden zu Herzen zu führen; ihn in das Schicksal einzuspinnen.

Und wieder: was Vorzug der Erzählung war: die Einmaligkeit des Geschehens, das Besondere der Voraussetzungen, die höchstgesteigerte Eigenart der Kampfstellung und Schicksalsgestaltung ist wiederum Nachteil für das Drama, das immer irgendwie auf Allgemeingültigkeit angewiesen ist. So bleibt als letzter Eindruck eine Interessiertheit, die nicht, oder nur teilweise, in die Erlebnissphäre eingeht. **Ernst Heilborn**

Hannover

„Das Lamm des Armen." Tragikomödie. Von Stefan Zweig. (Uraufführung im Schauspielhaus am 15. März 1930.)

„Das Lamm des Armen", Stefan Zweigs neue Tragikomödie — die Dramatisierung einer Episode aus den Memoiren der Herzogin von Abrantès — führt uns in das Frankreich nach der großen Revolution. Wir sehen den jungen Bonaparte als General in Ägypten und als Ersten Konsul der Republik. Schon sind die Eigenschaften in ihm entwickelt, die ihn später zu einem so machtvollen Herrscher machen sollten: sein unbeugsamer Wille, sein zähes Festhalten beim Verfolgen eines Ziels, seine tyrannische Natur, die keinen Widerspruch duldet. Fällt in dem Werk Stefan Zweigs hin und wieder ein Blick auf die politische Tätigkeit Bonapartes, so ist es doch in erster Linie der „Mensch" Bonaparte, der hier mit grellen Farben gezeichnet werden soll. Der General liebt Bellilotte, die Gattin seines Leutnants Fourès. Fourès wird darum mit „ehrenvollen" Aufträgen fortgeschickt, Bellilotte aber wird gezwungen, die Maitresse des Generals zu werden. So entwickelt sich der dramatische Kampf: zwischen Fourès, dem Gefühlsmenschen, der als treuer Republikaner an Recht und Gerechtigkeit glaubt, und auf der anderen Seite Bonaparte, dem Willensmenschen und Diktator des Staates, gegen den zu kämpfen ein

Digitized by Google

gefahrvolles Beginnen ist. Hier liegt die Idee des Ganzen: der Schwache, Machtlose hat keinen Anspruch auf Recht, das nur für den Starken und Mächtigen Geltung hat. Wie in der Bibel dem Armen sein letztes Lamm genommen wird, um die Habe des Reichen zu vergrößern, so wird dem Leutnant Fourès sein einziger Besitz, seine junge Bellilotte, von den Händen des Mächtigeren entrissen. Es ist Fourès' Fehler, zu spät einzusehen, daß es keinen Zweck hat, als einzelner gegen den Diktator anzukämpfen. Wirkungsvoll ist der Kontrast am Schluß des Stücks: kalt und herzlos berichtet der Polizeiminister an Napoleon: Der Fall Fourès ist erledigt! Ja, für den Staat, für Napoleon, ist die Angelegenheit erledigt, aber das Leben zweier Menschen ist zerrissen, durch das Unrecht, das man an ihnen begangen hat.

Zweig hat sein Werk „Tragikomödie" genannt. Gewiß, es ist eine Tragikomödie, weil es ein Ausschnitt aus wirklichem Leben ist, weil es uns zeigt, wie Tragisches und Komisches im Leben dicht nebeneinander liegen. Das tragische Element überwiegt aber bei weitem. Tiefes Verständnis für das Ringen der menschlichen Seele, des Einzelnen wie der ganzen Volksmasse, klare Linienführung und erfrischende Lebensnähe zeichnen Zweigs Tragikomödie aus. Walther Müller

München

„Die Kreatur." Schauspiel in drei Akten. Von Ferdinand Bruckner. (Uraufführung im Schauspielhaus am 27. Februar 1930.)

Die Werturteile über dieses Schauspiel, das die naturalistische Einheit des Ortes und ungefähr der Zeit bewahrt, sind in der münchener Kritik so weit auseinander gegangen, daß man zunächst annehmen mochte, sie seien von einer äußersten Rechten und einer äußersten Linken gefällt worden, wiewohl rechts und links dann fast vertauscht erschienen. Indessen lag zu einem Parteistandpunkt von vornherein kein Anlaß, da Bruckners Drama, soweit es nach herkömmlichen Begriffen an sich als dramatisch gelten darf, eine philosophische, eher noch eine psychologische, und im tiefsten entweder, wie man es benennen will, eine psychoanalytische oder eine individualpsychologische Auseinandersetzung ist. Wer darum auf den Dialog sah, fand darin etwas ungemein Geistiges, einen sehr scharf scheidenden, bohrenden, zersetzenden Intellekt, eine Dämonie, die, sozusagen, in die Form des Aphorismus flüchtet; denn eigentlich hat das Stück mindestens zwei Räsoneure: den Bruder und die Schwester, die sich von der Angst jeder Kreatur vor sich selber loszureißen suchen, indem sie über Leben und Geist, Rausch und Klärung, Seelenversteck und Offenheit schlagend diskutieren. Es gibt daneben freilich noch eine andere Aussprache, die wohl auch zur Klarheit strebt, die dazu aber nur gelangt, indem sie jeden Unrat aus den Winkeln herauszieht und das Innerste bis zur Schamlosigkeit preisgibt, Monologe an den Geliebten hingesprochen, sich und ihn zu quälen, allerdings eben dadurch sich auch frei zu machen. Man hat die ethische Absicht Bruckners vermerkt. Ist es wirklich eine Katharsis im ethischen, aristotelischen Sinn, worauf er zielt? Oder ist hier das sich Lossprechen von etwas ganz wörtlich und damit vielmehr medizinisch zu nehmen? Jedenfalls liegt die Katharsis dieser untragischen Tragödie, dieser undämonischen Dämonie ausschließlich in der stichomythisch zugespitzten Rede, im Wort, und nicht in der Gestaltung und nicht in einer unerbittlich gefolgerten und gelösten Handlung. Überhaupt ist das Schauspiel, was die Fabel anbelangt, merkwürdig gebaut. Alles entscheidende Geschehen fällt nämlich in den Zwischenakt und hinter die Szene. Was auf der Bühne selber dargestellt wird, ist bloß der Keim des Plans und die Nachwirkung der Tat, ihr Reflex. Demgemäß ist auch die Technik des Dramas mit den erzählend nachholenden Bestandteilen analytisch. Daß dabei auf Episoden und Menschen geringeren Grades, die das Schicksal und die kreatürliche Angst lediglich zu wiederholen haben, dasselbe Gewicht gelegt wird wie auf die Hauptwandlungen, stört die Maße. Ein Ingenieur hat betrogen und Wechsel gefälscht. Seine Frau, in Gegenwart des Mannes von seiner verderbten Schwester dazugebracht, geht hin und wirft sich als Opfer an den Gläubiger. Hernach der Jammer, Zorn und Ekel der Kreaturen. Und endlich die Katharsis des sich Freiredens. Wer da auf die Kreaturen allein sah, ohne auf den Dialog in der höheren, platonischen Ebene zu achten, fand freilich die Charaktere jammerhaft und die Handlung ebenso schwach. Joseph Sprengler

Koblenz

„Putsch." Schauspiel der Männer um Schill. Von Peter Martin Lampel. (Uraufführung im Stadttheater am 7. März 1930.)

Man soll nicht vergleichen. Aber das Stück fordert den Vergleich mit Fritz von Unruhs „Louis Ferdinand" heraus. Es handelt sich um parallele Schicksale. Beide von der Notzeit des Landes geboren. Beide Male Winkelriede, mit ihrem Opfertod der Freiheit die Gasse zu bahnen. Beide von ihrer Gefolgschaft zum König ausgerufen, da dem Träger der Krone die Zügel der Führung entgleiten. Beide zur höchsten Verantwortung aufgerufen durch die Auszeichnung der Königin. Aber welch ein Innerliches bei Unruh; welch ein Äußerliches hier!

Man hat die Geschichte von Schill, dem Helden unserer

Digitized by Google

Jugend, auch vor Lampel gekannt. So stand sie freilich bisher nicht im Schullesebuch. „Was ihr den Geist der Zeiten heißt, es ist im Grund der Herren eigner Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln." Was schadet's, wenn lebendige, durch die Linse der Gegenwart gesehene Geschichte vorüberstürmt? Nur dürften die Zeiten sich nicht in tendenziösen Verbiegungen bespiegeln, wenn mehr als Zeitdrama beabsichtigt ist. Doch es sollte Allgemein-Menschliches angestrahlt; eine Wahrheit gehoben werden, die auch morgen noch gilt.

Man mag denn auch für die Niederlage von Jena den Weltkrieg, für den Frieden von Tilsit das Diktat von Versailles und für den innerstaatlichen Mechanismus unter dem Preußen von 1809 den unserer Nachkriegszeit setzen. Es sind uns bekannte Töne, wenn Schill vor den schlesischen Leinwebern, Maurern von Liegnitz und Druckern von Leipzig, der ganzen „großartigen Saubande" seines Freikorps, die dem grünen Tisch so viele Scherereien macht, die Parole ausgibt: Wir wollen keine Reparationen mehr zahlen, den Schandfrieden zertrampeln, den aufgezwungenen Pakt zerfetzen und uns mit eigner Faust ein freies Deutschland bauen, ein Deutschland der Gerechtigkeit, ohne Fatzken und Parteigeklüngel.

Nicht durch diesen Aufruf zu den Waffen, den zündenden Ausklang des ersten von drei Bildern der dramatischen Ballade, wird der verwegene Husarenhauptmann zum Putschisten. Über Putsche entscheidet der Erfolg. Jedoch es „stinkt um die Fürsten". In feiger Doppelpolitik, die sich hinter „Gottes Fügung" verschanzt, desavouiert der Schwächling auf dem Thron Anständigkeit und mißverstandene Treue eines Überschwenglichen und stempelt den Heißsporn, der gegen eine Welt von Kleinmütigkeit die französische Front aufzurollen und allein den Weg Europas zu bestimmen entschlossen war, durch einen dem Landesfeind in die Hände gespielten Haftbefehl zum ehrlosen Deserteur. Wer anders ist hier der wahre Putschist gegen das Vaterland als — der König? Meuterei im Gefecht! Der König von Preußen ist tot; der König heißt Schill! Erst damit beginnt die eigentliche Rebellion, die äußerlich endet, ehe sie begonnen hat. Aber da reift in den Kasematten von Wesel den Gefangenen die Erkenntnis, daß die Zukunft aller Staaten — die Republik sein muß. So sterben die Gescheiterten — die Schande des Königs verkündend, der seine Offiziere im Stich läßt — als die ersten Toten einer Deutschen Republik.

Man sieht das Ziel; nicht immer den Weg. In den Lücken hätte die ganze Gedankenwelt eines Freiherrn vom Stein, des großen Fürstenhassers, aufgeboten werden müssen, um die Verwandlung Schillscher Offiziere, die schließlich ihrem König einen Eid geleistet haben, in Republikaner glaubhaft vorzubereiten. Der alte Fritz, den sie als Rebell für sich in Anspruch nehmen, weil er ebenfalls Lüge und Untreue gehaßt habe, ist ihnen ein schlechter Eideshelfer. So erleiden die motorischen Kräfte einen empfindlichen Bruch. Das äußere Geschehen, das sich überstürzt, ist nicht imstande, ihn zu verkleiden, oder über die künstlerische Unsauberkeit hinwegzutäuschen, mit der hier Linien der Gegenwartsmentalität wesensfremd in das Bild der Geschichte eingetragen werden. Leo Sternberg

Nürnberg

„Der Dämon." Schauspiel in fünf Aufzügen (11 Bildern). Von Eugen Gürster. (Uraufführung im Alten Stadttheater am 22. Februar 1930.)

Die Welt, d. h. unsere kleine Erde, ist durch den Weltkrieg mit seinen Folgen zweifellos aus den Fugen gegangen und so voll bedrohlicher und tragischer Momente, daß man sich nicht zu wundern braucht, wenn auch die Dichter und Schriftsteller sich des Stoffs bemächtigen und die Vorgänge, die zum Ruin der alten Zeit geführt haben, mit poetischer Intuition zu durchleuchten und psychologisch zu erklären beginnen, selbst wenn noch keineswegs überall die nötige Distanz zu den Dingen gewonnen werden kann.

So ist insbesondere auch das Glück und Ende Rasputins, des „heiligen Teufels", des „allmächtigen Bauern", der ein paar Jahre lang das Geschick des großen russischen Kaiserreichs in seinen Händen hielt, schon verschiedentlich Gegenstand der Darstellung geworden (von Aron Simanowitsch, Fülöp-Miller, Alexis Markow, Klabund u. a.). In dem Schauspiel „Der Dämon" nun, das hier vor kurzem seine Uraufführung erlebte, hat ein junger Dichter, der sich bisher vor allem durch seine trefflichen und erfolgreichen Verdeutschungen und Überarbeitungen von vier Stücken Calderons bekannt gemacht hat, das Wagnis unternommen, die Ereignisse, die ein Wesentliches zur hysterischen Ausartung und Verlotterung des russischen Hofes und zur Entwurzelung der Zarenherrschaft beigetragen haben, auf die Bühne zu bringen. Man kann diesen Versuch, an den man natürlich nicht den Maßstab alter Dramenkunst legen darf, sondern der in erster Linie als ein kaleidoskopartig wechselnder Ausschnitt aus dem Weltgeschehen vor und während des großen Krieges zu werten ist, im allgemeinen als wohl gelungen bezeichnen. Denn die bewegenden Kräfte: der Irrationalismus des russischen Geistes, den wir in den verschiedensten, scharf gezeichneten Typen aus allen Ständen wirksam sehen, die Neigung zu grüblerischer Reflexion und Mystik, die Nervenschwäche der herrschenden Klasse und die preß-

Digitized by Google

matische Natur des religiös, moralisch, politisch zwischen Extremen schwankenden „Helden" treten deutlich genug hervor; und der treffliche Szenenbau und die gute Dialogführung lassen den Zuschauer wiederholt zu wirklicher Illusion gelangen.

Vom Standpunkt der alten, der landläufigen Dramatik aus wäre wohl zu wünschen gewesen, daß die einzelnen Stufen, in denen sich die Handlung aufbaut: das heimliche Lasterleben Rasputins, das Schicksal der Gräfin Dunja, der Verlobten des Gardeleutnants Savorin, das Reifen des Plans zur Ermordung des Günstlings zumal beim Fürsten Jussupow noch kräftiger herausgearbeitet worden wären. So schwächte auch der Epilog, durch den Rasputin nicht allein als die Verkörperung Rußlands erscheinen, sondern als Sinnbild unserer verworrenen Zeit hingestellt und dann doch in den Worten des Dr. Botkin, der in dem Stück die Ansichten des Verfassers vertritt, eine Art Zukunftshoffnung („Spüren wir nicht trotz unserer Qualen: wir sind unzerstörbar" so lautet der Schluß) erweckt werden soll, die Wirkung des Schauspiels eher ab. Theodor Hampe

Stuttgart

„P. G. (Kriegsgefangen)." Stück in 11 Szenen. Von Paul Wanner. (Uraufführung am Württ. Landestheater am 22. Februar 1930.)

Das erste Kriegsgefangenenstück, das ernsthaft und umfassend diese „andere Seite" des Kriegs auf der Bühne wieder lebendig macht.

Das erste Stück eines jungen schwäbischen Dramatikers: geformt aus sehr schwerer Erfahrung und sehr wacher Erinnerung, mit einem Intellekt, der scharf in alle Falten dieser vielfältigen Konflikte eindrang, mit einem echten dichterischen Gefühl und nicht zuletzt mit einer sehr starken dramatischen Begabung. Das zeigt sich vor allem in der höchst intensiven, aus menschlichen Tiefen gespeisten Spannung, mit der die einzelnen Bilder geladen sind. Das äußert sich auch in der Sprache, die — abgesehen von manchen Wendungen, in denen die Hauptfiguren sich und ihre dadurch ferner werdenden Probleme um einen Grad zu deutlich ins Bedeutende heben — die verdichtete und doch echte Sprache des Soldaten ist: die Gefühle und Gedanken werden nicht abstrakt formuliert, sie steigen in unmittelbarer Anschaulichkeit aus dem verworrenen, dumpfen oder derben Hin und Her der Äußerungen, es werden Menschen enthüllt, seelische Innenräume geöffnet, es wird eine Atmosphäre geschaffen, die sich dem Zuschauer aufs Herz legt.

Drang zur Gründlichkeit hat den Dichter gezwungen, alle wesentlichen Soldaten- und Menschentypen mit ihren besonderen Nöten zu zeigen, die Braven und Anständigen, die stumpf und die verrückt Gewordenen, die Verbissenen, die Verhetzten, die kindlich Hilflosen, die Kranken, Schwerverwundeten, Sterbenden; das Sichaneinanderreiben der zu eng Zusammengerückten; die Hoffnungen und Enttäuschungen des Austauschs und der Fluchtversuche. Die entscheidenden Spannungen und Gegensätze aber sind dort konzentriert, wo die Gefangenen sich mit den Befehlen der Franzosen auseinanderzusetzen haben, dort vor allem, wo in der Person des deutschen Lagerführers als dem Prellbock der immer wieder neue Zusammenprall der beiden Welten geschieht. Hier entsteht auch der Konflikt zwischen dem Führer, der in zähem, schrittweisem, kompromißreichem Kampf mit dem Feind das Mögliche für die Seinen zu erreichen sucht und dem anderen (es ist ein Fliegeroffizier, der wegen der größeren Fluchtchance sich als Feldwebel ausgibt und ins Mannschaftslager bringen läßt), dem Unbedingten, der aus seiner Ideologie und seinem Ehrgefühl heraus ohne Rücksicht auf das Nachher alles riskiert. Die Stellung des Dichters gegenüber diesem Widerstreit der verschiedenen Geistesarten, Temperamente und Taktiken — gegenüber diesem Konflikt, der auch, von der Friedensresolution 1917, von der Unterschrift in Versailles bis zum Youngplankampf 1930, einen der fühlbarsten Risse durch das von Übermacht eingezäunte deutsche Volk zog — ist nicht eindeutig: sein Verstand scheint auf der einen Seite zu stehen, sein Gefühl scheint von Achtung für die andere Seite erfüllt. Sein heißes Bemühen, das sinnbildhafte Problem ganz zu erhellen, trieb ihn wohl, diesen Kampf von allen Seiten zu beleuchten und dabei auch den „Krieg" überhaupt (ohne eine eigene Meinung vorzudrängen) in den verschiedenartigsten Spiegeln zu zeigen. Trotzdem: bitteres Ende bestätigt die Politik des gesunden Menschenverstands: der Dichter salutiert zwar mit den stramm stehenden Soldaten der Schlußszene an der Bahre des „Helden", aber in der verweigerten Heimkehr der Austauschgefangenen und in anderen schweren Strafen ist die Sinnlosigkeit und Vergeblichkeit des Aufstands deutlich genug dokumentiert, und selbst der Unbedingte, der sterbend die Wasserflasche des französischen Soldaten zurückweist und dann, mit dem Wort „merci, mon camarade", doch trinkt, zeigt, daß der Haß nicht ewig ist. Hermann Strenger

Bochum

„Cecil Rhodes." Schauspiel in fünf Akten (17 Bildern). Von Hans Rehberg. (Uraufführung im Stadttheater am 8. März 1930.)

Der junge, bislang unbekannte Autor bringt hier ein Stück englischer Kolonialgeschichte auf die Bühne, das

Digitized by Google

vielen von uns noch klar im Gedächtnis haftet. Sein eingestandenes Ziel ist die Darstellung der rücksichtslosen Härte und des Zielbewußtseins im Kampfe zwischen England und Rhodes. Der Jameson-Einfall und die Entfesselung des Burenkriegs sind die Angelpunkte der Handlung. Es handelt sich nicht um eine Darstellung des europäischen imperialistischen Gedankens in englischer Spielart. Der geradezu mystische Imperialismus des Napoleons Südafrikas, dem auch die übliche puritanische Fundierung nicht fehlte, wird nicht versichtbart. Der Rhodes Rehbergs ist wohl von Dämonie umwittert, aber sein egoistischer Machtdrang ist eher realpolitisch orientiert, wohl steckt in ihm viel von einem „gewissenlosen Träumer", aber er ist eher ein moderner Cäsar, und zwar ein kranker Cäsar, wie etwa Shakespeare ihn sieht. Dieser Rhodes ist gewiß eine interessante Figur, und rein stofflich fesselt das Stück von Anfang bis zu Ende. Manche Szene jedoch erscheint als bloßes Füllsel, wie das (übrigens recht stimmungsvolle) nächtliche Kampfbild. Und nach der klaren, klugen, geschickten ersten Szene nimmt die Bühnenwirksamkeit immer mehr ab. Zum Schluß wird der gedankliche Gehalt dürftig. Doch verfügt der Autor über dramatische Gestaltungskraft, wie die meist gut gelungenen Szenenschlüsse beweisen. Er „aktualisiert" die Geschichte nicht, was sehr nahegelegen hätte, da die kaiserlich-deutsche Politik hineinspielt. Manche Gestalt ist scharf profiliert, wie der bis in die Fingerspitzen „englische" Diplomat, selbst die zwischen den Parteien stehende problematische Frauengestalt. Alles in allem: Eine lose dramatisierte Historie, die als Erstlingswerk unter den vielen jüngsten Bemühungen um die Erneuerung des geschichtlichen Schauspiels wohl bestehen kann. Dramatisierte „Zeitgeschichte" im strengen Sinne ist es nicht; der britische Imperialismus hat immer mehr vor kosmopolitischen und pazifistischen Ideen nachgeben müssen oder steht nur noch in Abwehrstellung.

Karl Arns

Wien

1.

„Der Mönch und die Sünderin." Ein dramatischer Roman in 21 Kapiteln. Von Rudolf Brix. (Uraufführung im Raimundtheater am 7. März 1930.)

Wenn ein Mustermönch (vielleicht auch Meisterprediger) aus dem Kloster in die Welt, in das Säkulum entsendet wird, um hier außen für die Kirche zu wirken, so kann man das Ergebnis, nämlich das erotisch-poetische, aus den „Elixieren des Teufels" oder aus der „Thais" von Anatole France oder anderswoher mit absoluter Sicherheit vorhersagen. Es kommt, wie es, wenn wir dem tiroler Dichter glauben wollen, kommen muß: an der ersten besten Dorf-Magdalene scheitert die Askese des Dorfapostels, und bis zu diesem Sündenfall folgt man willig-unwillig einem Dramatiker, dessen Schlagkraft, zumal in der Sphäre des Komischen, an dieser Stelle schon anerkannt worden ist und in dem neuen, stilistisch etwa zwischen Schönherr und Kaiser liegenden „dramatischen Roman" durch billige kulturkämpferische Redensarten nicht beeinträchtigt wird. Dann aber, wann der Vater oder Ziehvater jener neuen Thais jenen neuen Medardus leibhaftig verbrennt und die Sünderin sich wie Goethes Bajadere in die Flammen des Scheiterhaufens stürzt, dann läßt sich solcher Salto aus einer mit naturalistischem Behagen gezeichneten in die Welt der Angstträume nicht mitmachen, und es hätte gar nicht der — von den Zeitungen behaupteten — Einwirkung weltlicher oder geistlicher Behörden bedurft, um diese Neuauflage des „Pfarrers von Kirchfeld" von der Bühne zu vertreiben.

2.

„Stadtpark." Wiener Komödie in drei Akten. Von Paul Wertheimer. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater am 22. Februar 1930.)

Leuten, die Wien nicht kennen, diene zur Nachricht, daß der Stadtpark sich zwischen der Inneren Stadt und dem Bezirk Landstraße ausbreitet, ein grüner Mikrokosmos, in dem, wie schließlich in anderen öffentlichen Gärten auch, Junge und Alte, Sorglose und Brotlose, aber besonders Kinder und ganz besonders Liebesleute ihr Wesen treiben, und dem mehrere Denkmäler, zum Beispiel das Schuberts, und die Nähe verschiedener Kunstinstitute eine aparte Note verleihen. Verraten wir ferner, daß die drei Akte des „Stadtparks" in den sechziger, in den neunziger Jahren und knapp vor dem Krieg spielen, von Generation zu Generation fortschreitend, daß von Musik und insbesondere von Schubert, dem genius loci, so viel die Rede ist wie in der schönsten Hochkonjunktur von 1928, daß ein angeblicher Erbe Schuberts auf allen drei Ebenen zwischen einem süßen und einem schon mehr dämonischen Mädel hin und her pendelt, daß ein bescheidener Nachfahr des Steinklopferhans die Vorgänge mit Aussprüchen begleitet, die allzu wahr klingen, um Widerspruch zu finden — dann bedarf es wohl keines Cuvier, um aus diesen Wirbelknochen das ganze Fossil zu rekonstruieren. Übrigens ist gegen alles Herkommen der Schluß, mit einer Fernsicht auf ewige Wiederkehr des Gleichen, am besten geraten.

Robert F. Arnold

Digitized by Google

Königsberg i. Pr.

1.

„Flucht nach Schanghai." Schauspiel in fünf Bildern. Von Werner Ackermann. (Uraufführung im Neuen Schauspielhaus am 22. Februar 1930.)

„Nach einer wahren Begebenheit." Nämlich das Hauptmotiv: jämmerlicher Untergang eines Häufleins zaristischer Russen, die, im Laderaum eines Handelsschiffs versteckt, nach China flüchten, dort aber aus politischen Gründen nicht landen dürfen, entstammt Holitschers Asienbuch, das Tatsachen berichtet. Also dramatisierte Reportage? Ja. Sogar mit einem Schuß Kolportage. Immerhin Edelreportage. Denn der eigentliche dramatische Konflikt steckt bei Ackermann in der Tragödie des Schmuggelkapitäns, eines Zwangsbolschewisten, der, als einziger Vertreter überparteilicher Menschlichkeit, im Zweifrontenkampf gegen „Weiß" und „Rot" zugrunde geht. Erschütternd, aufrüttelnd (hoffentlich aufrüttelnd!) sein Aufschrei: „Überall sind nur Rote und Nationalisten und Freunde und Fremde: wo sind Menschen?"

Um diesen ethischen Kern herum hat Ackermann, übrigens ein noch völlig „unveröffentlichter" Autor, allerhand Abenteuerliches und Grausiges gedichtet, das mehr an die Nerven als ans Herz geht. Der Stoff ist mit unleugbarem technischen Geschick angepackt, die Milieuschilderung von geradezu penetranter atmosphärischer Echtheit. (Gegen die Emigrantenhölle im Schiffsbauch wirkt Gorkis „Nachtasyl" wie ein Paradies.) Doch wichtiger und erfreulicher als dies alles dünkt mich die Tatsache, daß ein heutiger Schriftsteller — gleichviel welchen Ranges — den Mut und die Fähigkeit hat, Gegenwärtiges von der höheren Warte wahrer Humanität zu betrachten, ohne politische Scheuklappen und ohne den Ehrgeiz, Exponent irgendeiner Richtung zu sein. Bezeichnend für seine Objektivität (und für die weltanschauliche Zerspaltenheit selbst engster Interessengemeinschaften): daß auch im Kerker der Zaristen, Vertreter der Elite und der Isra-Elite Rußlands umschließt, die Giftpflanze Antisemitismus wuchert. Ein jüdischer Bankier, der die knappen Vorräte verwaltet und allein praktische Arbeit leistet, wird von seinen hochadligen Leidensgefährten grundlos der Übervorteilung bezichtigt. Der Dichter zeigt, daß nicht einmal Massenelend den Rassenhaß zu ersticken vermag; daß die Gestürzten (die er im übrigen aufrichtig bemitleidet) auch im tiefsten Unglück nicht umlernen wollen; daß der menschliche Egoismus letzten Endes jeden Kollektivismus durchlöchert.

Übrigens hat Ackermann auch eine interessante und geistreiche Komödie „Fünf Akte Lotterie" geschrieben. Man sollte ihr gleichfalls den Weg zur Bühne ebnen.

2.

„Anna Henk." Trauerspiel in drei Akten. Von Hellmuth Carsch. (Uraufführung im Neuen Schauspielhaus den 22. März 1930.)

Die neue Sachlichkeit ist tot — es lebe der alte Naturalismus und es lebe Ibsen!

Hellmuth Carsch, ein literarischer homo novus, zeigt in diesem Trauerspiel, wie man „das" und zugleich in Erdhaftigkeit „macht". Er verwandelt die Frau vom Meer in eine Bäuerin, die von ihrem Mann verlassen wurde, und Gregers Werle in einen geheimnisvollen Wanderer, der sie vom Witwenkoller erlöst, aber mit sittlichen Forderungen belastet. Seinen Wunsch, der Mensch solle „sich wahr machen" und nach seinem eigenen Gesetz leben, glaubt sie durch Ermordung ihres Kindes zu erfüllen, das von einem ungeliebten Manne stammt. Der Wanderer ist mit der Tat ganz einverstanden, nicht so der verschollene Gatte, der, unvermutet zurückgekehrt, sein Weib erwürgen will, und eine feindliche Nachbarin, die, nach vergeblichen Erpressungsversuchen, Anzeige erstattet. Ende schlecht, alles schlecht: die Frau von mehreren, die inzwischen wahnsinnig geworden ist, wird verhaftet.

„Alles geschieht nur einmal auf der Welt" versichert fortwährend, ein umgekehrter Ben Akiba, der philosophische und dabei, ach! so lebfrische Wanderer. Er dürfte auch beim Einkassieren dieser idealen Forderung fehlgehen. Carschs Trauerspiel wenigstens beweist, daß alles schon einmal dagewesen ist. Außer Ibsen haben auch Karl und Gerhart Hauptmann, der „Enoch Arden"-Dichter Tennyson, Tolstoj („Macht der Finsternis"), der Schönherr des „Weibsteufel", Leonhard Frank („Karl und Anna") und die alten Kindesmord-Dramatiker bei diesem Musensprößling Pate gestanden. Mit dieser Feststellung sei ihm aber keineswegs die Lebensfähigkeit abgesprochen. Carsch hat den sicheren Griff des „geborenen" Dramatikers und weiß überlieferten Stoff so geschickt und bühnenwirksam zu formen, daß der literarisch unbelastete Zuschauer leicht Entlehntes für Eigenes nimmt. Gewiß, diese Mischung aus konsequentestem Realismus und verschwommenem Mystizismus ist an sich stilistisch unmöglich, und das meiste, was diese Naturkinder teils auf Süddeutsch, noch mehr in Papierdeutsch, reden, schmeckt nach Literatur. Aber durch alle sprachlichen Verstiegenheiten und mystischen Nebel einer verzwickten Psychologie leuchtet doch irgendwie ein starkes menschliches Ethos, eine Art moderner Schicksalsgedanke.

Hans Wyneken

Digitized by Google

Magdeburg

„Souterrain." Von Frank Arnau. (Uraufführung im Magdeburger Stadttheater am 26. Februar 1930.)

Drei Akte. Aufgewärmter Naturalismus. Dazu so viel Justizkritik, wie heute Mode ist. In einer Gesellschaftsschicht, die zwischen Proletariat und Bürgertum in einem Kellerladen lebt, begibt sich allerlei Alltägliches und nicht Alltägliches. Ein junger Mensch wird wegen Mordverdachts verhaftet, übel behandelt und wieder freigelassen, da er unschuldig ist. Seine Mutter hilft ihm am Ende, als sich seine Unschuld herausgestellt hat, über den großen Teich, damit er in Kanada ein neues Leben beginne, in freier, frischer Luft, weit weg vom Souterrain. Sie selbst hat einen Säufer zum Mann, einen Schutzmann zum Freund und einen Zuhälter als zweiten Freund. Die Walze kennen wir aus Armeleute-Stücken.

Frank Arnau hat dem rostigen Grammophontrichter ältester Konstruktion keine neuen Töne zu entlocken vermocht. Im ersten Akt fesseln ein paar gutgesehene und gezeichnete Alltagsszenen. Alles übrige war unerquicklich.

Günter Schab

Straßburg

„Vermißt." Drama in einem Akt. Von M. E. Naegelen. (Uraufführung im Stadttheater am 12. März 1930.)

Die Bedeutung des einaktigen Dramas „Vermißt" von M. E. Naegelen, das am straßburger Stadttheater zur Uraufführung gebracht wurde, ist eigentlich auf politischem Gebiet zu suchen, und in dieser Hinsicht mag es als ein Ereignis besonderer Art vermerkt werden, daß ein Stück, dessen Tendenz rein pazifistischer Natur ist, im „Elsässischen Theater" zu Worte kommen konnte. Unbedingte Anerkennung verdient der Wille des Autors: sein Stück soll mithelfen, den Krieg zu ächten. Es soll über eine menschliche Gesinnung aufklären, die unter den Völkern zweifellos existiert. Hier war es eine sehr vernünftige Idee des Verfassers, daß er nicht den Krieg in seiner furchtbaren Gestalt, sondern in seinen nicht minder furchtbaren Folgen aufzuzeigen versuchte, die sich natürlich in einem Grenzland wie im Elsaß besonders kraß auswirken können. — Madeleine Weber, deren Vater als deutscher Offizier kämpfte, ist die Verlobte des ehemaligen französischen Soldaten René Solt geworden. Die Hochzeit steht vor der Tür. Aber im Lauf der Handlung stellt es sich heraus, daß ihr Verlobter es war, der ihren vor Jahren als „Vermißt" gemeldeten Vater vor Verdun erschoß. Das Mädchen bricht unter dem Gedanken, daß das unselige Verhängnis „Krieg" Vater wie Verlobten zum tierischen Morden zwang, vollständig zusammen. Sie bringt es nicht übers Herz, René noch länger anzugehören. —

Der Autor hört dort auf, wo der Konflikt das dramatische Geschehen bedingt. Denn gerade da, wo bei ihm der Vorhang fällt, hätte das eigentliche Schauspiel zu beginnen. Das ist das große Manko dieses Stücks, dessen ideologischer Fehler darin besteht, daß ein Massenschicksal zu einem Einzelschicksal umgebogen wird. Denn im Grunde genommen ist es ziemlich gleichgültig, welchen feindlichen Soldaten der jeweilige feindliche Soldat erschoß. Da er schießen mußte, und da dieses Schießen mit irgendwelchen menschlichen Empfindungen überhaupt nichts mehr zu tun hatte — und da er dazu noch von Feinden wie Kameraden zum Schießen gezwungen wurde — mußte ihm das persönliche Wesen des getöteten Feindes wesenlos erscheinen. Es schoß ja kollektiv, blind sozusagen — es ging eben nicht anders. — Wenn das Stück trotz seiner unbestreitbaren dramaturgischen und dichterischen Schwächen eine tiefgehende Wirkung erzeugte, so lag das daran, daß gerade das elsässische Publikum besonderen Anteil an diesem Stoff nahm.

M. Th. Bührer

Echo des Auslands

Schwedischer Brief

Was gegenwärtig in Schweden auf dem Gebiet der Essayistik geleistet wird, das bedeutet nicht nur einen Höhepunkt in der Entwicklung des nationalen Schrifttums, das erreicht durchaus, ja übertrifft manchmal ähnliche Bemühungen in den sonstigen europäischen Ländern. Vater dieses Aufschwunges ist Professor Fredrik Böök, der sich als Essayist eine dauernde Stellung in der schwedischen Geistesgeschichte errungen hat und der als Kritiker über einen internationalen Ruf verfügt. In seinem neuen Buch „Fem porträtt" (Fünf Bilder; — Norstedt) griff er einen schwierigen Stoff an und zwang spröden Themen meisterhafte Gestaltung ab: er skizziert mit kunstgeübter Hand Leben und Werk von fünf schwedischen Autoren des 19. Jahrhunderts, die niemals zu den Vordergrundsfiguren der Zeit gehörten und nun fast ganz vergessen sind; am meisten kann in Deutschland sein Bild der biedermeierlichen Romanautorin Sophie von Knorring interessieren, die einst auch bei uns ihr Publikum gehabt hat. Böök machte Schule — gute Schule. Aus dieser ging

Digitized by Google

Knut Hagberg hervor, dessen historische Essays „Av Vasarnas ätt“ (Aus dem Geschlecht der V.; — Norstedt) formell meisterhaft genannt werden müssen; hinter den Herrschergestalten der ruhmreichen schwedischen Dynastie sucht er die Menschen in ihrer Stärke und Qual, in ihrem Glück und ihrer Not; besonders zu rühmen wäre der mit tiefstem psychologischen Verständnis geschriebene Essay über den letzten Vasa, den abgesetzten König Gustaf IV. Adolf, dem die schwedische Geschichtsschreibung manchen Unbill angetan hat — obwohl er in seiner Art nicht weniger königlich war als viele seiner berühmten Ahnen. Auch Olle Holmberg, der lunder Dozent, ist Böös Schüler. In diesem Jahr legt Holmberg den zweiten Band einer großen und vielfach Neuland erobernden psychologischen Ästhetik vor, „Poesien“ (Bonnier), für die es in Deutschland kein Gegenstück gibt; durch ihre Anknüpfung an die neueste Psychologie und geisteswissenschaftliche Methodik steht sie der deutschen Literaturwissenschaft näher als es sonst bei schwedischen Literarhistorikern üblich ist. Der große und repräsentative Vertreter der alten Schule der Schrifttumsforschung ist Professor Henrik Schück, der, ungebeugt durch hohes Alter, den fünften, fast 700 Seiten umfassenden Band seiner monumentalen „Illusterad svensk litteraturhistoria“ (Geber) vollenden konnte; gewiß, gegen seine Darstellung der nationalen Besinnung zu Beginn des vorigen Jahrhunderts („Romantiken“) lassen sich vom modernen Standpunkt aus manche schwerwiegenden Einwände erheben, aber das berührt die Tatsache nicht, daß er ein souveräner Kenner der Literatur ist und gerade infolge seiner empirischen Einstellung ein umfassendes Bild des kulturgeschichtlichen Hintergrundes geben kann; jedenfalls, wer sich ernstlich mit schwedischer Literaturgeschichte beschäftigt, der kann Schücks Werk nicht entbehren. Wie sehr kulturhistorische Themen Schück liegen, das beweist ein anderes Buch aus seiner unermüdlichen Feder, ein Buch über ein anscheinend wenig lohnendes Thema, über einen stockholmer Buchdrucker des 18. Jahrhunderts, der gleichzeitig der erste Organisator des schwedischen Buchhandels und Verlagswesens war — „Lars Salvius“ (Norstedt). Eine in aller Knappheit doch erschöpfende Darstellung des Wesentlichen im Werk des größten lebenden, leider aber gerade als Epiker seit langem verstummten schwedischen Dichters gab aus Anlaß seines siebzigsten Geburtstages Carl Björkman mit dem Essay „Verner von Heidenstam“ (Norstedt). Eine Auseinandersetzung mit Böök und dem zweiten führenden Mann der maßgebend gewordenen schwedischen Kritik, dem Lyriker Anders Österling, bietet Sven Stolpe in „Två generationer“ (Zwei Generationen; — Natur och Kultur), das Ernst Robert Curtius gewidmet ist; als Wortführer der Jungen erhebt Stolpe manche Anklage gegen Böös konsequenten Konservatismus und gegen Österlings Farblosigkeit, um schließlich vor Böök mit bewundernder Anerkennung die Waffe sinken zu lassen; sehr schätzbar ist die kritische Übersicht über die jüngsten Bestrebungen der neuen literarischen Generation in Schweden, die sich etwas verkannt fühlt. Die zu wenig beachtete Dichtung eines abseitigen baltischen Raumes versucht John Landquist — Böös alter Gegner — zu kartographieren; „Modern svensk litteratur i Finland“ (Natur och Kultur) erschließt Suomis schwedisches Schrifttum während der letzten fünfzig Jahre, ein vielfach vom Reichsschwedischen abweichendes und sehr interessantes Schrifttum, demgegenüber die deutschen Übersetzer sich manche Unterlassungssünde schuldig gemacht haben; man muß sich fragen, warum haben z. B. eine Edith Södergran und ein Elmer Diktonius noch keinen Dolmetsch gefunden, obwohl proletarische Dichtung im Vordergrund des Interesses steht? Die biblische Welt Moses' und der Propheten baut Marcus Ehrenpreis, der stockholmer Oberrabbiner, noch einmal mit kraftvoller Hand auf (De som byggt Israel; — Geber); das schwere Pathos dieser Essays (oder sind es schon Dichtungen?) entspricht dem Gegenstand; bewundernswert übrigens wie Ehrenpreis das Schwedische meistert, das nicht seine Muttersprache ist. Aus leidenschaftlichem Suchen nach Lebenssinn, Lebensinhalt und Lebensform erwuchsen Ivan Oljelunds tiefreligiöse Meditationen „Ett“ (Eins — Bonnier), ein sehr bedeutungsvolles und ernstes Buch, das letzten Endes einen Vorstoß zu einem neuen nationalen Protestantismus bedeutet, die letzte Station der inneren Wandlung eines einst radikalen Marxisten, wohl Beweis der endgültigen geistigen Heimkehr aus Rußland nach Schweden. Einen autopsistischen und objektiven Beitrag zur Kenntnis der Zustände in S. S. S. R. bot der scharfäugige Archäologe T. J. Arne mit „Det moderna Ryssland“ (Natur och Kultur); unverbrauchtes Abbildungsmaterial ergänzen glücklich seine Worte. Wie immer, so war auch 1929 — ein für die schwedische Wirtschaft sehr erfolgreiches Jahr, was sich auch in einer bedeutenden Steigerung der Verlagstätigkeit äußert — reich an Memoiren. Von ihnen sei nur das wichtigste Werk genannt, Carl G. Laurins, des Theater- und Kunstkritikers, „Minnen“ (Erinnerungen; — Norstedt), die vorläufig die Zeit zwischen 1868 bis 1888 umfassen; abgesehen von dem Quellenwert wäre dem Buch nachzurühmen, daß es dank der ironisch-milden, fast fontanehaft anmutenden Weltschau des Autors frei ist von jener gewissen Grandezza, die manche schwedischen Memoiren beschwert und erschwert.

Digitized by Google

Die stärksten dichterischen Leistungen des Jahres gehören dem Gebiet der Novelle an. Axel Wandahl, einem homo novus, gelang es, die geistige Stimmung des modernen Upsala in den sieben Novellen „Studenter" (Norstedt) einzufangen, in denen sich Gestalten zu Typen verdichten. Erschütternd ist das letzte Stück, eine Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn. Dieser erklärt, er gehöre der verfluchten Generation an: „Wir glauben an nichts, wir hoffen nichts, wir lieben nichts und deshalb haben wir um nichts zu kämpfen." Der Vater antwortet, seine Generation, deren stolzen Menschheitsglauben der Krieg und seine Folgen zerschlug, hätte es noch schwerer: denn nicht einmal der Tod wäre ein Befreier, „wenn man sieht, daß es vielleicht am besten gewesen wäre, man hätte nie gelebt". Stilistische Schönheit und tiefstes Wissen um die Menschenseele und ihr Leid ist Agnes von Krusenstjernas Novellenband „Händelser på vägen" (Geschehnisse am Weg; —Bonnier) nachzurühmen, in dem ein paar meisterliche Stücke stehen, die der Übertragung würdig wären. Aus der sonstigen, sehr reichlichen Produktion seien nur genannt der Band von Sigfrid Siwertz' „Reskamraterna" (Reisekameraden; — Bonnier), Rückkehr eines Dichters vom Roman zu seiner wesentlichen Kunstform, Hjalmar Bergmans von tiefem Humor erfüllte Geschichten „Kärlek genom ett fönster" (Liebe durch ein Fenster; — Bonnier) und schließlich ein Bündel javanischer Novellen von Gullevi Ungewitter „Gula gudar" (Gelbe Götter; — Norstedt), nicht ohne Reiz durch den Gegensatz der nordischen Autorin und der (erlebten) tropischen Welt. In die südfranzösische Heimat seiner Vorväter führt uns Prinz Wilhelm mit dem Band „Berättelser från byn" (Erzählungen aus dem Dorf; — Norstedt), wieder ein Beweis für die große dichterische Begabung dieses auch bei uns geschätzten Verfassers, der in ernster Arbeit die künstlerische Berufung der Bernadottes erfüllt.

Der Romanertrag des Jahrs ist seiner Qualität nach recht karg. Es hat seine Berechtigung, daß kein Roman sich wirklich durchsetzen konnte. Beifall fanden immerhin Per Vilhelm Enströms „Ett år i Gråbacka" (Ein Jahr in Gr.; — Norstedt), Vilhelm Mobergs „Långt från landsvägen" (Weitab von der Landstraße; — Bonnier) und Frau Hildur Dixelius' — die neuerdings auch in Deutschland Anerkennung erwarb — Erzählung von gegenwärtiger Jugend „Ragnar og Lola" (Bonnier). Eine starke Begabung trat ferner hervor mit Elswig Thunberg; obwohl der Roman „En ung kvinna och världen" (Ein junges Weib und die Welt; — Geber) manchmal an Stelle der Gestaltung Referat bringt, so überzeugt doch letzten Endes die unbestechliche Ehrlichkeit der Debutantin, die hier eine Konfession ablegt, die auch als Zeitdokument einen Wert hat. Den Namen Elswig Thunberg muß man sich merken.

An im Druck erschienener Dramatik kann nur das sehr umstrittene Christusspiel „Rövarne på korset" (Die Schächer am Kreuze; — Natur och Kultur) des Psychiaters Poul Bjerre genannt werden, von vielen Lyrikbänden bloß Hans Botwids „Rädslans dikter" (Gedichte der Angst; — Norstedt) und Karl Asplunds „Skuggorna" (Die Schatten; — Bonnier); ob man das Andenken Birger Sjöbergs mit der posthumen Zusammenstellung von nachgelassenen Gedichten und Melodien zu „Fridas andra bok" (Fr. zweites Buch; — Bonnier) sehr geehrt hat, bleibt zu bezweifeln.

Die Übersetzungen aus dem Deutschen haben sich sehr vermehrt; Remarques Buch erzielte nicht nur den größten Erfolg des Jahres, sondern überhaupt eine in Schweden bisher unerhörte Verbreitung (60000 Exemplare!). Darunter litt — leider — Renns Werk sehr. Natürlich stand Thomas Mann als Nobelpreisträger im Vordergrund des Interesses, dessen „Zauberberg" und „Kleiner Herr Friedemann" übersetzt wurden. Sonst fanden u. a. den Weg zur schwedischen Ausgabe Günther Birkenfelds „Dritter Hof links", Karl Brögers „Bunker 17", Friedrich Grieses „Winter", Felix Saltens „Bambi", René Schickeles „Vivian von Bock", Ernst Zahns „Dodais Tochter" und zwei Romane von B. Traven. Ernst Alker

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Désiré Dannacker. Roman. Von P. M. Claden. Straßburg i. Els. 1930, Heitz & Cie. 151 S. M. 3,— (4,50).

Dies Buch darf den Anspruch erheben, eins der wertvollsten Nachkriegsbücher zu sein, die seit zehn Jahren im und über das Elsaß geschrieben worden sind. Es wächst in visionärem Aufbau aus der Grenzlandtragik heraus und besteht sowohl in ernster literarischer Wertung als auch in der Ehrlichkeit der Gesinnung und der Wahrhaftigkeit der Gestaltung. Der Verfasser hätte keinen Grund gehabt, sich hinter einem Pseudonym zu verbergen. Das Buch behandelt die elsässische Tragödie aus dem Gesichtswinkel des heimgekehrten elsässischen Frontsoldaten Désiré Dannacker. Er kehrt in seine Heimat zurück mit einer tiefen Sehnsucht nach Frieden in und außen und mit einem glühenden Bekenntnis zum übernationalen Menschentum, das er in seiner Liebe zur Heimatscholle vertiefen möchte. Aber das Schicksal, das über der Heimat verhängt ist und darin besteht, daß „die Weltgeschichte

Digitized by Google

seine Landsleute seit Jahrhunderten zwang, Kain und Abel zu spielen", wird auch ihm zum Verhängnis. Der Verfasser zeichnet geradezu verblüffend getreu die verworrene Nachkriegshaltung des Elsasses, schildert mit bemerkenswerter Offenheit den elsässischen Parteikampf und die moralische Haltlosigkeit, die sich weiter Kreise als Ausfluß der Grenzpsychose bemächtigt hatte. Und aus dieser Bedrängnis heraus, die ihm nach dem Tode des Bruders den eigenen Frieden, Land, Sprache und Geliebte raubt, findet Dannacker keinen anderen Ausweg als den Tod. Das Buch sollte der Hausbücherei eines jeden einverleibt werden, der dem Elsaß nahesteht. Zum erstenmal seit René Schickele wird hier in knapper Form ein elsässisches Geistesschicksal mit seltener Glut umschrieben. Dinge, die jeder, der das Elsaß liebt, seit Jahren fühlt, wurden in gültiger Weise zum Kunstwerk gestaltet.

Stuttgart — Karl Walter

März. Roman. Von Konrad Beste. München 1930, Georg Müller. 309 S. Geb. M. 7,—.

Das Buch geht dem Leser in seinen besten Teilen ein wie edler Wein. Es ist in einem fülligen, unverfälschten Deutsch geschrieben und selbst deutsch durch und durch. Eines Primaners und Richtersohnes (in einer kleinen Stadt Niedersachsens) erstes Erwachen zum Leben durch Liebe ist das Thema. Am Ende steht der Verzicht des Jünglings auf die Jugendgeliebte, die einen verarmten, weit älteren Adligen heiratet (sie ist eines reichen Großbauern Tochter), steht Tröstung durch eine junge Magd, deren mütterliche Liebe ihm inneren Halt gibt zum ernsten Beginn künftigen reiferen Lebens. Es ist der echte deutsche Jüngling, also idealisch ringend, stolz, im Leid aus überstolzer Abwehr sich bis zum Laster erniedrigend, frauenvernarrt, frauenselig, an Frauen schmerzlich leidend, gärender Most, der edlen Saft verspricht. Ein zeitentbundenes Sinnbild deutschen Jungseins vor dem Leben. Ein „unmodernes" Buch, aus Innerstem erlebt, mit besten Sprachmitteln gestaltet. Ein Dichter unbestechlicher Art (als solcher schon in seinen Büchern „Grummet" und „Der Preisroman", beide bei Engelhorn erschienen, aufs beste erwiesen), der stillwirkend unverfälscht deutsches Sein und Wesen weitergibt. Seine Gefahr: Allzuviel Gefühl, allzuviel Sicheinspinnen im eigenen Wesen. Hoffen wir, daß ihm unsere Gegenwart (wie schon in seinen ersten Büchern) wieder nahekommt, daß er sie ergreife und nach seinem Wesen hin gestalte.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Die innere Kühle. Von A. E. Johann. Berlin 1929, Universitas Deutsche Verlags-A.-G. 216 S. M. 3,20 (4,80).

Johann ist, diesem Buch nach zu schließen, ein so sympathischer junger Autor, daß man ihm mit aller entschiedenen Offenheit sagen muß, was diesen seinen Roman entstellt: ihn entstellt eine Zwiespältigkeit der Komposition, eine Unentschlossenheit dem zu wählenden Niveau gegenüber. Das Buch ist gleichzeitig ein Abenteuerfilm (ein schlechter), und ein Seelenroman (der gut sein könnte), keins aber ganz. So klafft es überall; nicht nur im Stofflichen, sondern auch im Ausdruck. —

Da werden wir in ein kanadisches Holzfällermilieu hineingenötigt, ohne andere Ausbeute, als daß der Held Sebastian mittels einiger feinsinniger Regungen sich als was Besseres beglaubigt. Wir hätten's auch ohne die Holzfäller geglaubt, denn die Geschichte seiner Liebe zu Christine, diese Geschichte von der „inneren Kühle" geht uns ziemlich an und gehört zu den Lebenszeugnissen einer Jugend, über die allzuviel theoretisiert wurde. Wir begegnen in und um uns, beständig dieser schönen und gefährlichen „inneren Kühle", und um so mehr verdrießt es uns, daß Johann, kaum hat er seinen Roman so ernsthaft betrachtet, wieder mit Wildwest und Schneesturm anwettert und seinen schönen Plan in einer Film-, schließlich sogar Kitschhandlung ertrinken läßt.

Doch ist der Fall nicht tragisch zu nehmen, nicht einmal da, wo Johann stilistisch zu gewittern beginnt. Ihm ist, scheint mir, gelegentlich Handlung und Wortlaut aus dem Zügel geraten, sein Talent aber hat er bewiesen, und zwar durch die Sicherheit, mit der er alle die Schwingungen der „kühlen Liebe" aufzeichnet. Nur sollte er unerbittlicher sein im Ausdruck (warum entzieht sich das entscheidende Sexuelle näherer Schilderung?) und unerbittlicher im Aufbau, auf daß kein Leser mehr seufzen möge: wozu Kanada — wozu Vancouver?

München — W. E. Süskind

Lesebuch. Vers und Prosa. Von Klabund. Berlin-Zehlendorf 1930, Fritz Heyder. 261 S.

Der letzte Sammelband eigenen Schaffens. Lyrisches, Fabeln, Erzählungen, Dramoletts. Wenn Thomas Manns Wort, daß ein Schriftsteller ein Mensch sei, dem das Schreiben schwerer falle als anderen, stimmt — dann war Klabund kein Schriftsteller. Er war die berühmte Ausnahme, die die Regel bestätigt: der Reiz seiner Dichtungen beruht nicht zuletzt in ihrer Wolkenleichtigkeit, in ihrem fast improvisatorischen Flug. Seinen Gebilden eignet etwas Volksliedhaft-Einfaches, so oft er sich auch in der Nachbildung fremden Literaturgutes müht. Spielereien eines Ernsthaften bekommen etwas von der Anonymität überlieferten Volksguts. Sein Talent reicht vom Alexandrinertum des Schäferspiels bis zur grausigen Drastik des grand guignol. Zwei Erzählungen — „Der letzte Kaiser" und „Störtebecker" — gemahnen an seine großen Prosaballaden, deren Stil er sich selber schuf — bezwingend durch die spitze Architektonik, die den geistigen und den musikalischen Schluß zusammenrauschen läßt.

Berlin — Lutz Weltmann

Rhein und Hudson. Elf Grotesken. Von Wilhelm Vershofen. Wiesbaden und Leipzig 1929, Walther Gericke. 215 S. M. 4,50 (6,—).

Es ist sehr humorig, wie hier ein Überlegener und Gründlicher Kontraste zwischen Deutschland und der Welt jenseits des großen Wassers spottfroh ins Licht stellt, Geschäft und Leben hüben und drüben im Bilderbogen abstruser Ereignisse koloriert. Es ist sehr lustig und ernst zugleich. Der Untergang des Moselkahns „In Nomine Dei" am 5. Juli 1926, bei dem 3000 Weinliter Strandgut der Bevölkerung des Rheinufers kurzerhand als Mundraub verfielen, ist tatsächliches Vorkommnis, noch aus Berichten der Tagespresse erinnerlich. Behagliche Bravour, mit der Vershofen die Begebenheit zum Gegenstand systematischer Untersuchung erhebt, gerichtliches Nachspiel, Zeugenaussagen über die Auswirkung der Rauschvergiftung mit Beschaulichkeit breittritt, zeigt schärfer die Kurve vaterländischer Mentalität, als wissenschaftliche Siebung. Und die Notizen zur neuesten Geschichte von Infraquador beleuchten ergötzlich smarte Methoden des Amerikanismus. Die elf Grotesken, die uns der Autor serviert, sind verblüffend transparent, trefflicher und grimmig.

Prag — Paul Leppin

Digitized by Google

Meister Unruhig. Von Arthur Heller. Prag 1930, Die Bücherstube, Paul Steindler & Julius Bunzl-Federn. 197 S.

Romantische Unwahrscheinlichkeit ist dieser Erzählung fast einziger künstlerischer Reiz. Ethische Absicht, gedankliches Format machen es dennoch beachtlich. Ein Arzt, Meister Unruhig genannt, — das soll wohl ein sprechender Name sein, er wirkt aber auf die Dauer komisch — ein Edelanarchist, seiner Frau mit Herz und Sinnen zugetan und dennoch polygam, Menschenfreund und Weltverbesserer, wird Ordensbruder, obwohl er frommer Jude ist. Freilich ist seine mystische Frömmigkeit an kein anderes Bekenntnis gebunden als an das der Menschlichkeit. Daher sein Eintritt in den katholischen Orden, weil dies ein Protest sein soll gegen den Mangel an Hilfsbereitschaft in allen Lagern menschlicher Gezweiung. Als seine frühere Frau von einem ihm, dem Juden, befreundeten Hakenkreuzler ein Kind empfängt, eilt er ihr ärztlich zu Hilfe und steht dann vor dem Gericht zu seiner Tat. Auch diese Handlung einer Erzählung kann miterlebt werden, weil sie einem gedanklichen Prinzip dient, für das sie nur illustrative Bedeutung hat; aber sie müßte denn doch etwas überzeugender vermittelt werden, als es hier geschieht. Es geht von der Mischung von Symbolik und Wirklichkeit, einer an einer Stelle krassen Sachlichkeit, die uns die Operation an der Gebärmutter mit photographischer Deutlichkeit nicht ohne Können vorführt, keine Wärme aus. Die Symbolik andererseits erscheint outriert. Ein Gedankenwerk. Aber die künstlerische Bindung zwischen Idee und Gestaltung, Atmosphäre und Vorgang, zwischen unser aller Umwelt und dem Innenleben dieses Einzelmenschen, fehlt. Aber einzelne Szenen und Begegnungen, besonders das geheimnisumdunkelte Ghettobild in Breslau, erweisen die Wahrscheinlichkeit, daß Arthur Heller unmittelbarer sagen kann, was er heiß und ehrlich fühlt.

Wien — Friedrich Wilhelm Illing

Seine Majestät... Roman. Von Pierre Dominique. Leipzig 1929, Insel-Verlag. 327 Seiten.

Zu den Gestalten, die man nicht mehr vergessen wird, den Eulenspiegel, den Don Quichote, den Münchhausen, den Vautrin, fügt dieses Buch eine neue hinzu, die des westfälischen Barons Theodor von Neuhoff, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts als König von Korsika residierte. Wie Don Quichote auf die Gestalten der Ritterromane schaut, sie in sich einsaugt und sich von ihnen verwirren läßt, dann aus ihnen die Inspiration zu seinem lächerlichen Handeln bezieht, so beschaut der westfälische Baron die Gestalt Karls XII. von Schweden und sucht sie nach erlernbaren Handgriffen für sein großes Glücksspiel ab. Da er aber trotzdem nicht einen Augenblick von cäsaristischer Leidenschaft ergriffen wird, ein durchaus spekulativer undämonischer Mensch, ist man sich nicht im Unklaren, daß der große Finanzschwindler Law sein weitaus wichtigeres Vorbild gewesen sein muß. Darum liegen in dem Buch die Wurzeln des wahrhaft Komischen in der Spannung zwischen Sein und Schein. Glaubt die Umgebung Theodors noch, ihn treibe echtes Cäsarentum, so ist er bereits mit dem Gedanken beschäftigt, seine Königswürde und sein Königreich zu verschachern. Hat ihn seine unnachahmliche Haltung und seine Schwindlerintelligenz plötzlich unter die Könige versetzt, mitten auf die Bühne europäischer Politik, fühlt er sich bereits unbehaglich in seiner königlichen Existenz. Staatsgedanken sind für ihn unerforschtes Gebiet. Wo Napoleon anfängt, hört König Theodor (von Neuhoff) auf. Alle Handgriffe aber, wie ein Staatsstreich zu inszenieren ist, alle Bühnenmittel, wie ein widerspenstiges Volk in Schach zu halten ist, beherrscht er virtuos. Nur bringen ihn all diese Mittel in eine Höhe, wo er nicht mehr atmen, wo seine Schwindlerintelligenz sich nicht mehr betätigen kann. Er braucht eben die mittlere Lage des Abenteurers. Aber seine königliche Haltung wird er nicht mehr verlieren. Das weiß er genau. Seine Allüren werden ihm Kredit verschaffen. Seine königlichen Gesten werden weiter geglaubt werden — bis hinab zum Schuldgefängnis! Fortune! — Ein Zug des großen Cervantes schwingt in diesem Buch mit, ein übergeordnetes Schaffenselement: leise Verulkung heutiger Biographien. Einen deutschen Abenteurer mehr hat uns ein Franzose gestaltet. Dies gab dem Verlag das Recht, die Übersetzung zu bringen.

Dresden — Fritz Diettrich

Minister Bruck. Roman. Von Theodor Heinrich Mayer. Leipzig 1929, L. Staackmann. 371 S. M. 5,— (7,50).

Der Roman behandelt die Tragödie des Elberfelders Karl Ludwig Bruck, der es in der Zeit von 1850 bis 1860 immer wieder mit leidenschaftlicher Kraft versucht hat, die ganze deutsche Nation durch eine einheitliche Zoll- und Handelsgesetzgebung wirtschaftlich zusammenzuschließen, der für sein deutsches Vaterland Großes wollte und doch immer auf Österreich zurückgeworfen wurde.

Darüber hinaus zeigt der Roman das „System" Österreich auf. Habsburg als Fassade für die verborgen amtierende Gewalt sich durch Einheirat aus dem Juden- und dem reichen Bürgertum behutsam auffrischender Stämme von Hofräten, so war das Österreich der Altliberalen gedacht. Im Grunde war dem Österreicher die stille Hoffnung eingeboren, er träumte schon als Kind davon, einst in Pension zu gehen. Es ist daher nur konsequent, wenn er jetzt unter der Demokratie sich auch wieder nichts anderes vorstellen kann, als daß er das Recht hat, als Beamter versorgt zu werden. — Denn der Österreicher wird immer lieber ein Elend, aber ein sicheres wählen, als ein Glück, das er nicht schon schwarz auf weiß in der Tasche hat, sondern sich erst erobern müßte. Das steckt ihm im Blut, als dunkle Mahnung und Erinnerung daran, daß die Deutschen Österreich durch ihre Bürokratie beherrschten.

Als Psychologie des alten Österreich ist das Buch sehr interessant in einer Zeit, in der Österreich alle, die noch an Europa zu glauben den Mut haben, magisch anzieht.

St. Andrae-Wördern — Albert Leitich

Die P... kehrt zurück und andere Novellen. Von Alexander Gregory. Stuttgart 1930, J. Engelhorns Nachf. 220 S. M. 4,— (6,—).

Eine alternde Sängerin kehrt in ihre Heimat zurück — in das durch eine Revolution gewandelte Rußland; ein junger Musiker geht als Morphinist zugrunde — ihm fehlt die straffe Subordination, die seiner schwachen Natur in den Kriegsjahren Halt gab; ein junger Dirigent, der an die Heiligkeit seiner Kunst glaubt, scheitert an den Miseren heutiger Theaterwirtschaft; ein keineswegs untalentierter dichtender Fabrikant kann seine Schöpfungen, in denen sein wahres Ich lebt, nicht publizieren — wegen der politischen Bindungen, die einer Veröffentlichung in dem gegebenen Organ im Wege stehen. Dies die Themen eines noch Unbekannten; sie streifen zuweilen leicht Konventionelles, erhalten aber immer Eigengepräge durch das Hineinspielen unserer Zeit,

Digitized by Google

die die individuellen Schicksale umwölkt: sie wachsen ins Kollektive.

Andere Variante der Themen: ihre tiefe Verwurzelung im Unterbewußten. Die Sängerin liebt den Sohn eines Jugendfreundes, mit dem sie durch Fügungen des Schicksals keine Liebesvereinigung feiern konnte; die Ärztin, bei der der junge Musiker wohnt, denkt über ihre unglückliche Ehe nach — und erkennt, daß sie ihrer Mutter den rechten Mann weggenommen hat; der Dirigent zerbricht an der Welt, weil er dem mütterlichen Umhegtsein noch nicht entwachsen ist; der schriftstellernde Fabrikant endlich kommt nicht zu der geliebten Frau, die sein Ich in der pseudonym veröffentlichten Schöpfung liebt, weil er sein Eingekapseltsein nicht zu brechen vermag.

Man kann auf die Lüftung des Pseudonyms Alexander Gregory gespannt sein: der Blick für die Realitäten des Lebens läßt an eine „in wirtschaftlichen Kreisen maßgebende Persönlichkeit" glauben, die der Waschzettel des Verlages angibt. Hier ist einer, der um die ästhetischen Gesetze novellistischer Technik Bescheid weiß, über den Duktus der indirekten Rede, über die Grenzen des Typischen und des Absonderlichen. Bemerkenswert ist die Musikalität, mit der dies Novellenquartett zu einem Ganzen geschlossen ist: die Titelnovelle als Ouvertüre, die Mittelstücke als tiefegebende Raumspiegelungen — „zerstörter Mensch"; „zerstörte Welt" — und die Schlußnovelle mit dem pseudonym schaffenden Helden als romantisches ironievolles Scherzo.

Bestechend ist die ausgesprochene novellistische Kultur: hier ist Anknüpfung an die beste Tradition, wie sie ein Rudolf Borchardt in wesensverwandten Schöpfungen jüngst manifestiert hat, und technisch gleichzeitig reizvoll Neues — wie in der zweiten Novelle mit ihrem Wechsel zwischen Bericht und Tagebuchaufzeichnungen des Morphinisten.

Berlin — Lutz Weltmann

Feuer im Norden. Roman einer Frau. Von Walter Julius Bloem. München 1929, Drei Masken-Verlag A.-G. 281 S.

Es gibt sicherlich noch Familien, deren Töchter sich in solch altmodischer Weise mit Studium und Ehe auseinandersetzen müssen. Das rechtfertigt nicht den Versuch, unzeitgemäße Privaterlebnisse als typisch für die Zeit darzustellen. Ohne diesen Anspruch wäre es ein recht lobenswertes Buch. So aber ärgert man sich auf jeder Seite über die Isoliertheit und Fremdheit des Autors.

Berlin — Lili Lorsch

Frau Saga. Historien und Legenden. Von Benno Rüttenauer. München 1930, Georg Müller. 327 S. Geb. M. 6,—.

Frau Saga, das ist, nach des Autors eigenen Worten „jene mythenbildende Kraft der Volksphantasie, aus der auch alle Kunst und Dichtung aufsprießt". In diesem Sinne faßt Benno Rüttenauer, der eben Fünfundsiebzigjährige, ein Dutzend historischer Novellen und Legenden, die zum größten Teil in der Epoche der italienischen Renaissance angesiedelt sind, zusammen. Es sind historische Novellen oder Legenden, aber sie erschöpfen sich nie in der Erzählung des historischen Einzelfalls, gehen vielmehr immer auf das Menschliche zurück, gestalten es aber nicht durch psychologische Zerfaserung, vielmehr durch Prägung menschlicher Gestalten unter dem Hammer des Geschehens und dem Ambos der Leidenschaften.

So deutet sowohl die innere als die äußere Struktur der Dichtungen auf die klassische italienische Novelle zurück. Jede ist so voll von Geschehen, daß sie sich zu einem Roman erweitern ließe, jede trägt aber den gültigen Wert in ihrer einmaligen Formgebung. Durch die menschliche Kraft, die dem Dichter in hohem Maße zu eigen ist, wuchsen indessen die Arbeiten weit über den Bereich der Unterhaltung und Wissensübermittlung hinaus (wie solches der Sinn der italienischen Erzählungen der Renaissance war), zu Erschütterung und Lebenserfüllung. Sprachlich gesehen sind Rüttenauers Dichtungen von einer seltenen Frische, ohne Spuren des Alters; ganz diktiert von einer passionierten Lust und Kraft zu erzählen, dem Geschehen die prägnanteste Form zu geben.

Waiblingen bei Stuttgart — Otto Heuschele

Das Münster zu unserer lieben Frau. XIV Stationen eines gottliebenden Erleidens mit einer Legende als Beginn. Beschrieben und bildlich dargestellt von Joseph Franz Drummer. München 1929, Pössenbacher Buchdruckerei und Verlag Gebr. Giehrl. 236 S.

In legendenhafter, altertümlich stilisierter Umrahmung wird das „Leben unserer lieben Frau", die Geschichte einer Demut, in freier Nachdichtung des evangelischen Berichts mit tiefem Sinn, inniger Frömmigkeit und dem Gefühl für die ewige Größe des Stoffs erzählt. Das Ganze steht vor einem übergeschichtlichen Hintergrund. Es will nicht, daß seine Gestalten, Gedanken und Landschaften schildern und lehren, sondern, daß sie sind im Angesichte Gottes, im Atembereich Gottes, das die Vergangenheit, Gegenwart, die ganze Welt und die Unendlichkeit ist. So wird auch die Marienlegende Lebensgeschichte, Geschichte des Menschen, seiner Würde und seiner Sendung. Sie ist von ausgeprägtem Stil. Auch hier in diesem Buch: Muttertum und Frauenleid, Träume und Tränen, Naturbilder und Schicksale, Triumph und Niederlage, das Dulden des Menschen, Erbarmen und das Gebet „auf den Knien des Herzens" ... Die Gestalten der heiligen Geschichten umgibt das leise gedämpfte Licht der Schwermut. Sie haben oft die Bewegungen des Traumes, traumbefangen sind auch Antlitz und Wort. Das gibt der Darstellung etwas Müdes und Langsames, wenn auch die ehrwürdige Naivität der Legende meist gut getroffen ist. Auch dort, wo die Erzählung an Farbe zu verlieren scheint, hat man das Empfinden, daß der religiöse Gedanke alles Untergeordnete, Schwache und Kleine überstrahlt.

Wien — Franz Strunz

Ruhe und Ordnung. Roman aus dem Leben der nationalgesinnten Jugend. Von Ernst Ottwalt. Berlin 1930, Malik-Verlag. 307 S.

„Ruhe und Ordnung" ist ein Tatsachenbuch. Kein Kunstwerk. Sondern ein aus dokumentarischen Wirklichkeiten zusammengezimmerter Roman. Eine ausgezeichnete sozialpsychologische Studie, die nicht nur unterrichtet, sondern auch klärt. Ottwalt selbst hat der nationalgesinnten Nachkriegsjugend angehört. Indem er sich selbst analysiert, indem er seine Taten schildert und indem er die Antriebe seiner Handlungen untersucht, umreißt er die Gesinnungsphysiognomie jener Schicht, in deren Kampffront er stand. Ottwalt zeigt, wie diese als Werkzeug für bestimmte gesellschaftliche Zwecke mißbrauchte Jugend mit umnebeltem Bewußtsein sich planlos und ziellos dem aggressiven Augenblick hingibt. Wie sie kämpft und stirbt und nicht einmal weiß, wozu und für wen sie ihre jungen Kräfte und ihr junges Blut hin-

Digitized by Google

gibt. Wie sie sich immer mehr im Chaos verliert. Wie sie verroht. Wie sie in der wachsenden inneren Unsicherheit nach den hohlen Begriffen nationalistischer Phraseologie greift. Wie sie widerstandslos und ohne die geringste Ahnung dem Zwang jener Gesetze folgt, deren Ursprung in der Klassenzugehörigkeit und in der Erziehung liegt.

All diese inneren und äußeren Vorgänge aus der verworrenen Kampf- und Gesinnungssphäre der nationalistischen Nachkriegsjugend, in deren Reihen Ottwalt kämpfend, handelnd, erlebend und beobachtend gestanden hat, sind in dem vorliegenden Roman zu einer Reihe von Erlebnissen verdichtet, die immer interessieren, die oftmals packen und die bisweilen stark erschüttern. —

Charlottenburg — Werner Türk

Bondy jr. Ein Roman. Von Ludwig Hatvany. München 1929, Drei Masken Verlag A.-G. 635 S.

Auch Ungarn hatte seine späte Epoche des politischen Liberalismus, der jedoch nicht, wie der Liberalismus im Deutschland der napoleonischen Ära, mit einem romantischen Schwung im Dichten und Denken zusammenfiel. Der ungarische Freisinn keimt erst in den Stürmen des Vormärz, reift und erfüllt sich nach dem Eintritt des Landes als östliche Reichshälfte in den Verband der neugegliederten habsburgischen Monarchie, entbehrt jedoch in diesem Zeitalter des beginnenden Industrialismus fast aller romantischen Zutaten. Der Dichter, der dem ungarischen Schrifttum im Rückblick ein verspätetes „Soll und Haben" beschert, fühlt sich gezwungen, die Elemente der Romantik in das wirtschaftliche Werden des Ungarns der letzten vierzig Jahre vor dem Weltkrieg gleichsam hineinzuschmuggeln.

Ludwig Hatvany tut es mit Eifer in dieser satirisch-pädagogischen Milieuschilderung aus einer strebsamen Halbvergangenheit, indem er in die feurige Sprachführung des erstarkenden magyarischen Nationalismus eine ergiebige Portion Mauscheins mengt. Indes entbehrt diese seltsame Mischung doch nicht der historischen Einfühlung. Die aus deutschem und slawischem Lande einsickernden Juden, zum Flüggemachen der brachliegenden wirtschaftlichen Energien bestimmt, importieren nicht nur eine neue Lebensrhythmik, sondern lassen sich auch von der vorgefundenen lenken. Sie entzünden sich an den Reimen und Reizen der Bodenständigkeit, saugen, zuerst wider Willen und dann hastig aufhorchend, die Elemente einer glühenden nationalen Aufflammung in sich auf. Und der Widerschein dieser raschen Assimilierung stellt sich ungereimt und fruchtbar, mokant und rührend zugleich dar.

Die Familie Bondy, das ist eine Art ungarischer Kleinrothschilds, an deren Schicksal der Verfasser nicht nur mit phantasievoller, sondern anscheinend auch mit leiblicher Verbundenheit hängt. Aus dem Geschlecht dürrer Krämerseelen von mährischer Provenienz, in deren Gesinnung sich die angehäufte Unbill und Verschlagenheit der Jahrhunderte in grotesker Ballung spiegelt, wird ein Sproß, dessen schwärmerische Verschwisterung mit dem neuen Milieu der empörte Vater als Hemmschuh für die gedeihliche Weiterführung des durch drei Generationen hochgebrachten Getreidegeschäfts betrachtet. Doch zeigt es sich, daß die Verschmelzung von ererbtem Geschäftssinn und neuerworbener Heimatspathetik zu einer Art künstlerischer Verklärung der angestammten simplistischen Händlerenergien führt. Diese Geschichte des Emporkommens eines Geschäftshauses präsentiert sich gleichzeitig als die epische Schilderung eines Familienschicksals und darüber hinaus des neuungarischen Werdens. In die Epik nistet sich auch allerdings manches Schnurrig-Unerhebliche ein — große symbolische Zusammenhänge stoßen an kleine skurrile Unstimmigkeiten des in Auflösung begriffenen Ghettos. Aber kaum ein zweiter hätte es mit ähnlicher Hingabe und Glaubhaftigkeit wie der noch vor Jahresfrist wegen angeblichen Vaterlandsverrats hart verfolgte Hatvany zustandegebracht, den Emporstieg eines jüdischen Handelshauses zu einer Apotheose der ungarischen Erde fortzuspinnen.

Budapest — Gustav Erényi

Maskerade. Ein Liebesroman. Von Jo van Ammers-Küller. Deutsch von Else Otten. Leipzig 1929, Grethlein & Co. 348 S. M. 4,50 (8,50).

Der Roman „Maskerade" wurde, einem Nachwort der Verfasserin zufolge, vor zehn Jahren geschrieben. Er schildert Vorgänge, Zustände, Liebeleien, viele Teevisiten und Abendeinladungen, dazu ein Maskenfest in der kleinen Universitätsstadt Delft. Heute, sagt das Nachwort, sähe es an der Universität ganz anders aus und das Verhältnis der Geschlechter zueinander habe sich grundstürzend geändert. Was mit diesem einschränkenden Nachwort bezweckt wird, ist nicht recht erfindlich. Wir müssen die Autorin vor sich selber in Schutz nehmen, die zu meinen scheint, der Roman habe, weil Thema und Entstehungszeit zehn Jahre zurückliegen, heute nur noch historisches Interesse. Dem ist nicht so. Was zeitbedingt an den Vorgängen ist, das wurde durch die Dichterin auf jene Ebene gehoben, wo andere Gesetze als die der naturalistisch-historischen Treue gelten, auf die Ebene des Dichterischen. Das Buch ergreift. Es ergreift durch die Echtheit der Empfindung, die Reinheit des Wollens, die Stärke des Sich-Einsetzens, alles höchst persönliche Eigenschaften der Autorin selber, die mir indessen ein wertvolleres dichterisches Kriterium zu bilden scheinen als die gewisse schriftstellerische Fertigkeit, über die Jo van Ammers-Küller schon damals, also vor zehn Jahren, verfügte. Die Stärke dieser Frau ist das Nicht-Erarbeitete, die echt weibliche Gefühlsimpulsivität; doch stehen wir nicht an, das Buch auch als technisches Gebilde zu bewundern und allen denen zu empfehlen, die sich müde gelesen haben an den Werken unpersönlicher photographischer Exaktheit.

Im Haag — F. M. Huebner

Literaturwissenschaftliches

Die Literarischen Generationen. Von Julius Petersen. Berlin 1930, Junker und Dünnhaupt. VI, 58 S. M. 2,80.

Der Begriff der Generation ist heute aktuell, er ist es vernehmlich geworden durch das aufsehenerregende Buch Wilhelm Pinders über das „Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas". Indessen für die Literaturgeschichte ist dieser Begriff nicht neu, sondern neu ist nur die theoretische Unterbauung einer längst geübten Praxis. Wie es aber so oft einem Schlagwort ergeht, so ist es auch hier geschehen, und Generation ist heute ein Ersatz für den „summarischen und kaum faßbaren Begriff Zeitgeist und eine grundlegende Voraussetzung des Begriffs Zeitstil". So besteht die erste Aufgabe, die sich Petersen setzt, darin, diesen vieldeutigen Begriff zu klären und ihn von einem soziologischen Problem, als das ihn Karl Mannheim in einer aufschlußreichen Untersuchung aufgefaßt hatte, zu einem geistesgeschichtlichen zu erheben. Eine schrankenlose Anwendung des Begriffs Generation lehnt Petersen ab, denn im Geistesleben regiert nicht der Durchschnitt, sondern das Abnorme,

Digitized by Google

und es bleibt die große, noch unentschiedene Frage, ob die Generationseinheit geboren wird oder sich bildet. Scharfsinnig untersucht der Verfasser die verschiedenen Generationstheorien und die einzelnen generationsbildenden Faktoren, um zuletzt doch zu dem Ergebnis zu kommen, daß der Wurf der Natur etwas Unfaßbares bleibt und daß niemals die Leistung des einzelnen restlos aus seiner Generation erklärt werden kann. Die Studie, die überlegen die Problematik der Frage aufwirft, trägt wesentlich zur Klärung bei.

Dresden — Otto H. Brandt

J. J. Bachofens Geschichtsphilosophie. Von Georg Schmidt. München 1929, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 140 S. M. 7,50.

Eine Einführung und zugleich eine systematische Zusammenfassung. An Hand des wesentlichen Werkes Bachofens, des „Mutterrechts" werden die großen Probleme seiner Geschichtsphilosophie dargestellt und entwickelt. Zu jedem dieser Probleme aber werden die betreffenden Antworten aus dem ganzen großen Werk zusammengesucht, so daß diese kleine Einführungsschrift gleichsam ein zusammenhängendes Generalregister zum „Mutterrecht" darstellt. So vereinigt es praktische Brauchbarkeit für den Forscher mit klarer Darstellung für den Studierenden. Daß Bachofens Geschichtsphilosophie eines genauen Studiums wert ist, wird jeder nach der Lektüre dieser Schrift feststellen müssen. Und so trägt das Bändchen auch noch dazu bei, das Interesse auf einen der originellsten Denker der Vergangenheit zu richten.

Stettin — Hans-Joachim Flechtner

Das Leben Heinrich von Kleists. Von Karl Federn. Berlin 1929, Brückenverlag. 372 S.

Karl Federn hat im Volksverband der Bücherfreunde schon eine Gesamtausgabe von Kleists Werken herausgegeben. Er ist gründlich über die Kleist-Literatur unterrichtet, weiß ihre Ergebnisse klug zu beurteilen und umfassend zu nutzen. So wird derjenige, der nach einer gewissenhaften Darstellung von Kleists faktischem Lebensablauf sucht, durch dieses Buch befriedigt werden. Alle Selbstzeugnisse und alle Zeugnisse aus Kleists Umgebung sind herbeigezogen. Aber was fehlt, ist der tragische Hauch, der dem Ablauf der Tatsachen die Seele gäbe. Die Sprache ist ohne Rhythmus und Bildkraft, die Darstellung ohne Drang und Steigerung. Man spürt im Stil und Bau wenig davon, daß Kleists Leben seine tiefste Tragödie war.

Freiburg i. B. — Philipp Witkop

Dichtung und Zivilisation. Von Fritz Strich. München 1928, Meyer & Jessen. 248 S. M. 5,— (7,50).

Um es vorweg zu nehmen: der Titelaufsatz, hier zum erstenmal mit einer Anzahl älterer Studien veröffentlicht, scheint mir das Problem, um das auch einige andere Beiträge kreisen, auf die am wenigsten glückliche Weise zu bezeichnen. Man braucht nur etwa Strichs eigene Feststellung aus dem Eichendorff-Aufsatz (S. 137), daß eine echte Dichtform „alle willkürliche und mechanische Gemeinschaftsform: Gesellschaft, Staat und jede nur soziale Ordnung aufhebt" gegen die absolut gesetzte Antithese Kultur: Zivilisation, zu halten, von der der Titelaufsatz lebt, und man muß sehen, daß die Doppelgleichung: Kultur = Dichtung, Zivilisation = Literatur nicht ausreicht zur Beantwortung einer Frage, die am wenigsten aus zeitlichem Verfallpessimismus gelöst, ja überhaupt gestellt werden sollte, will man sie einer fruchtbaren Lösung entgegenführen. Und man braucht ja auch nur auf die schöne Rilke-Studie dieser Sammlung hinzuweisen, um mit Strich die These seines Titelaufsatzes zu widerlegen. Viel mehr von dem besonderen Wesen dieser originalen und fruchtbaren literaturwissenschaftlichen Bemühung umfängt der Aufsatz „Natur und Geist der deutschen Dichtung", mehr auch die Goethe-Studien, und eben jene Aufsätze über Rilke und Eichendorff, in denen Wesensschau und absolute geistige Problematik, Formenspiel und Künstlerethos dem betrachtenden Blick des Forschers natürlich gestellte (und geistig gelöste) Aufgaben sind: wahrhaft beglückende Beispiele jener hohen Kunst des Vergleichs, die in der stilgeschichtlich-systematisierenden Arbeit Strichs erwachsen ist.

Frankfurt a. M. — Martin Sommerfeld

Verschiedenes

Gesammelte Schriften. Von Friedrich Kayßler. Band I: Kreise im Kreis. Alte und neue Gedichte. Band II: Irgendwo und Immerdar. Märchen, Sagen und Reisen. Band III: Hintergrund. Besinnungen und Schauspielernotizen. Berlin-Grunewald, Horen-Verlag. 217, 290, 322 Seiten. Als Einzelbände M. 5,— (8,—), 5,50 (8,50), 5,50 (8,50); 3 Bände 25,—.

Es ist nicht leicht zu überschätzen, was es für die Welt des Geistes bedeutet, daß es einem Menschen möglich wurde, sich so herrlich zu entfalten, wie es Kayßler gelang — trotz eines Lebens in der Großstadt, trotz der Anspannung in zwei Berufen, von denen der eine jeden feineren Organismus zerreibt, trotz all der äußeren Schwierigkeiten gerade der letzten anderthalb Jahrzehnte. Vielleicht allerdings konnten hier wirklich einmal Hemmnisse fördern, vielleicht brauchte Kayßlers schwere, langsame Natur Widerstand, um fruchtbar zu werden, in heiligem Trotz. Denn Kayßler ist ein Träumer, und wer kann ermessen, ob er in einer Zeit geringerer Beengung den gleichen Drang gespürt hätte, so tief hinabzusteigen zu sich und den Wurzeln alles Seins. Jedenfalls stehen wir vor einem kleinen Wunder: hier wuchs eine Persönlichkeit, einmalig und unvergleichbar, und doch ist sie alles andere als abwegig. Sie ist abseitig, aber nicht absonderlich. Und nicht fremd. Sie ist uns vertraut vom ersten Blick. Weil sie eine im strengsten, wertvollsten und herzlichsten Sinne deutsche Persönlichkeit ist. Kayßler ist nur in der heutigen Welt allein, denn wenige gibt es seiner Art. Aber in Kayßler lebt Blut vom Blute Jakob Böhmes und des Angelus Silesius. Der nie versiegende Strom dieses Blutes fließt heute durch Scholz und Stehr und Kayßler. (Sie alle fünf sind übrigens auch eines Stammes, Schlesier.)

Die drei Bände seiner „Gesammelten Schriften" rücken zum erstenmal vor Augen, welche Fülle kostbaren Gutes Kayßler in den fünfunddreißig Jahren seines Schaffens zusammengetragen hat. Es ist ein Band Gedichte, ein Band Märchen, Sagen und Reisebilder, ein Band Aphorismen und Schauspielernotizen, nachdenkliche Bemerkungen über das Theater, seine Menschen, seine Fragen, alle aus dem Urgrund der Kunst geschöpft. In jedem Band Altes und Neues. Gerade die Bühne und ihre besonders zeitfressende Arbeitsweise zwang Kayßler dazu, was er zu sagen hatte, kurz zu sagen, die knappste Form für seine Inhalte zu finden, und so fehlt bis jetzt noch Novelle und Roman. Vielleicht schenkt das Alter ihm, einem geborenen Fabulierer und Erzähler, die Ruhe auch dazu und uns dann das epische Werk, das Kayßlers Weltbild in seiner Ganzheit gestalten wird. Bis dahin er-

Digitized by Google

ganzen sich alle die vielen kleinen Werke, in deren jedem ein Teil seines Weltbilds Wort gewann, und auch so bleibt keine Lücke.

Es ist unmöglich, in einer kurzen Besprechung den Inhalt dieser Bände auch nur anzudeuten. Immerhin möchte ich die Freunde seiner Dichtung besonders hinweisen auf die neuen Märchen, etwa das von der Zitrone, die in ihre Heimat zurückkehrt, oder das vom Kristall, und vor allem auf die Prosastücke, die Kayßler „Mit Netzhaut und Trommelfell" überschrieben hat, „Jagdberichte der Seele aus Ligurien", Beobachtungen von einer Eindringlichkeit, Meditationen von einer Frömmigkeit, die schlechthin beglücken. Der Band Gedichte bringt weniger Neues, allerdings, neben Strophen immer innigerer Naturverbundenheit, einige Scherz- und Kindergedichte von wirklichem Schelm und froher Gelöstheit und dazu zwei neu übertragene Oden der isländischen Edda, deren Sprachgewalt wieder erweist, wie vielfach Kayßler Träger germanischen Erbteils ist. Und wer kann sagen, daß er die früheren Gedichte genau genug kenne? Dazu aber bieten sie sich an. Denn sie bewähren sich durch viele Jahre hindurch. Weil sie wahrhaft erfühlt sind, können sie immer neu erfühlt werden. In seinen Gedichten zeigt sich Kayßlers Stetigkeit am getreuesten: noch unter den letzten Versen befinden sich Zeilen des Dankes an die Frau wie schon unter den ersten. Denn nur eins hat sich geändert. Kayßlers Andacht wurde immer größer.

Mit dieser wachsenden Aufgeschlossenheit vor dem All wuchs Kayßlers Aufgeschlossenheit für die Menschen. Vor drei Jahren schrieb ich („Friedrich Kayßler als Dichter", L. E. XXIX, 266): „Kayßler glaubt, daß Kunst und Leben unvereinbar zweierlei sei." An diese Unvereinbarkeit glaubt Kayßler nicht mehr. Früher hieß es: „Ich kann nie begreifen, wie man Kunst und Leben miteinander verquicken will. Kunst empfinde ich oft geradezu als lebensfeindlich." Heute schreibt Kayßler in den letzten „Besinnungen": „Wir sagen immer ‚menschlich' und ‚künstlerisch' und wir sollten es nicht tun. Es ist unwahr und töricht, trennen zu wollen, wo eine Einheit dasteht, ein ganzer Mensch mit einem vollen, ausstrahlenden Herzen."

Kayßler hat einmal von Büchern gesprochen, die nicht ihren letzten Satz reden und dann stillschweigen, sondern die immerwährend leben, und er sagt weiter: „Wir wollen sie alle suchen und lieben. Je tiefer sie geliebt werden, desto schöner werden sie; denn sie fühlen es." Die seinen sind solche Bücher.

Berlin-Lankwitz — Herbert Günther

Mein Leben. Versuch einer Autobiographie. Von Leo Trotzki. Deutsch von Alexandra Ramm. Berlin 1930, S. Fischer. 569 S. M. 9,50 (12,50).

Sentimentaler Unverstand will Trotzki zum Märtyrer stempeln. Aber der Verbannte fühlt sich nicht als Märtyrer. Er will es nicht sein. Er ist es nicht. — Die gewaltsame Entfernung aus der Arena politischer Wirksamkeit hat Trotzkis Kampfwillen nicht geschwächt. Seine Auffassung von der Permanenz der Revolution ist durch die schonungslose Aggressivität der Gegner nicht erschüttert worden. Trotzki betrachtet sein wechselvolles Leben, das mit den sozialen Vorgängen in Rußland eng verknüpft ist, als Ausdruck jenes fortwährenden geschichtlichen Umwälzungsprozesses, der trotz seines unsteten Verlaufs unvermeidlich seinem weltrevolutionären Zielpunkt zustrebt. Diese unerschütterliche Geschichtsauffassung bestärkt Trotzki in der Annahme, daß das gegenwärtige Exil nur eine Lebensetappe, nur eine Pause in seiner politischen Aktivität darstellt. In dieser unfreiwilligen Pause bleibt Trotzki nicht untätig. Er setzt in ihr den Kampf fort. Und zwar führt er ihn weiter in der Form der vorliegenden Autobiographie. Dieses Memoirenwerk ist also kein Buch nachdenklicher Erinnerung und photographisch-leidenschaftsloser Lebensschilderung, sondern ein Buch der polemischen Attacke, der Selbstverteidigung, der entblößenden Belichtung, der zornigen Profilierung.

Trotzki beginnt seine Autobiographie mit der Schilderung seiner unbewußten Kindheit auf dem kleinen ukrainischen Gut seines Vaters. Die ersten ernsten Lebenskonflikte entstehen in der Schule. Schon in zartem Knabenalter beginnen Bücher und Menschen Trotzki zu fruchtbarer Nachdenklichkeit anzuregen. Früh setzt der Kampf gegen das System des absolutistischen Zarismus ein. Mit revolutionärem Elan stürzt sich der junge Trotzki in die Arbeiterbewegung. Er wird verhaftet, eingesperrt, verbannt. Das passiert ihm noch öfter. Er nimmt es nicht sehr tragisch. 1902 findet in London die erste Begegnung mit Lenin statt. 1905 spielt der inzwischen zum sprachgewaltigen Agitator und zum namhaften theoretischen Marxisten herangereifte sechsundzwanzigjährige Trotzki in der ersten russischen Revolution eine führende Rolle. Die folgenden Jahre dienen der Vorbereitung zur neuen Revolution. Als der Weltbrand Europa überflammt, lebt Trotzki in Paris. Er wird aus Frankreich ausgewiesen. Die Kunde von der revolutionären Erhebung des russischen Proletariats erreicht ihn in Neuyork. Er kehrt nach Rußland zurück. Unterwegs wird er von den Engländern festgenommen und zwei Monate lang im Konzentrationslager aufgehalten. In Rußland angelangt, stellt er sich an die Spitze der kämpfenden Massen. Der geschichtliche Augenblick ermöglicht ihm, mit dem vollen Einsatz seiner revolutionären Energien und seiner organisatorischen Genialität an der Verwirklichung des marxistischen Hauptpostulats, der Aufrichtung der proletarischen Diktatur, entscheidend mitzuarbeiten. Lange vermag er sich auf der gipfelhohen Führerposition nicht zu halten. Nach dem Tode Lenins wird er gestürzt. Dieser Sturz, dem ein langwieriger Vernichtungsfeldzug gegen den Trotzkismus voranging, wird (und der Marxist Trotzki vermag das nicht zu ignorieren) in letzter Instanz nicht durch den persönlichen Haß einer machtbesitzenden Führergruppe, sondern durch die Bedürfnisse einer veränderten sozialen Situation bewirkt.

Trotzki lebt heute auf der Bosporusinsel im Exil und wünscht nichts dringender, als die historische Möglichkeit zu neuer politischer Betätigung. Inzwischen aber nimmt er die Wartezeit als Gelegenheit wahr zur Entfaltung seiner schriftstellerischen Begabung und zur Fortführung des Kampfes mit dem Mittel der Feder. Trotzki ist Schriftsteller von großem Format. Das beweist er erneut mit dem vorliegenden „Versuch einer Autobiographie". In diesem vitalen und erlebnisträchtigen Memoirenwerk gelingt ihm mit Hilfe anschaulichster Schilderung von persönlichen und sachlichen Details ein Bild des russischen Oktobergewitters, das durch seine Farbigkeit, durch seine Plastizität und durch seine dramatische Bewegtheit frappiert. Man beendet die Lektüre des ungewöhnlich interessanten Memoirenwerks in dem Bewußtsein, die Bekanntschaft mit einem bedeutenden Zeitdokument gemacht zu haben. Allerdings kann man sich bisweilen auch nicht der Annahme erwehren, daß manche Trotzkischen Belichtungen von menschlichen Beziehungen und politischen Vorgängen durch die künftige Geschichtsschreibung eine erhebliche Korrektur erfahren werden.

Berlin — Werner Türk

Digitized by Google

Politische Briefe. Von Walther Rathenau. Dresden 1929, Carl Reißner. 348 S. M. 7,– (9,—).

Die Publikation der Rathenauschen Briefe, die um einen neuen Band jetzt erweitert ist, darf gewiß persönliches wie zeitgeschichtliches Interesse beanspruchen, und man kann meinetwegen sagen, es sei ganz gut, daß sie völlig kommentarlos erfolge, daß die Dokumente alle „für sich selber sprechen" – aber man hat doch ein etwas unsicheres Gefühl, daß kein Name die Herausgeberschaft deckt, daß keine Vorbemerkung die Grundsätze der Auswahl darstellt und daß nirgends ein Wort über die berufliche oder politische Position der Adressaten gesagt ist. Nicht als ob wir selber diesen Mangel bei der Lektüre unmittelbar stark empfunden hätten; die Menschen und die Dinge, um die es sich in dieser Korrespondenz handelt, sind uns weithin persönlich und sachlich vertraut, wir sind ihnen noch nahe genug. Aber wie wird es bei jüngeren Menschen sein oder bei solchen, die in ein paar Jahrzehnten hier eine Geschichtsquelle benutzen wollen? Für sie ist der Standpunkt der Bewertungen schlecht oder gar nicht bereitet; heute wäre dieser Fehler noch einigermaßen leicht auszugleichen gewesen; es dauert nicht lange, und dann bedarf es umständlicher und mühevoller Akribie, was nicht gerade zu einem Manne paßt, der ein Prediger der Rationalisierung war. Man liest die Briefe mit erneuter lebhafter Einfühlung in die Zeitlage, der sie entstammen und von der sie Zeugnis ablegen, 1914 bis 1922; dem Bilde des Schreibenden fügen sie Neues nicht hinzu, da ja auch Rathenaus drängende Nachkriegspublizistik eine fast ununterbrochene Rechenschaftslegung darstellt, und die Mehrzahl dieser persönlichen Briefe entweder die Tendenz der persönlichen Klärung oder die der sachlichen Orientierung verfolgt. Immerhin ergibt sich, vor allem für die Kriegszeit, in den Briefen an Bethmann Hollweg, an Ludendorff, die Kurve der eigenen Entfaltung; sie ist natürlich auch nicht völlig gradlinig, sondern von dem Wechsel der Lage bestimmt, am einheitlichsten bleibt sie in der Skepsis gegenüber dem U-Bootkrieg, die wesentlich einen kaum verhaltenen Gegensatz zu Helfferich zeigt. Historisch am wichtigsten sind wohl die Briefe während der genueser Konferenz – freilich wird gerade bei ihnen der Leser, dem die verwickelte politische Lage beim Abschluß des Rapallovertrages nicht gegenwärtig ist, den Verzicht auf die Zeichnung der historischen Position am stärksten vermissen.

Berlin-Friedenau — Theodor Heuß

Des Kindes Erbschaft. Von Paul Popenoe. Aus dem Amerikanischen von Felix Tietze. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 340 S. Geb. M. 10,–.

„Dieses Buch will ein Führer für Eltern sein. Ihre Interessen und praktischen Bedürfnisse sind es, die bei der Auswahl, Anordnung und Verarbeitung des Stoffes maßgebend waren." Solche Worte schickt Popenoe seinem Werk über die moderne menschliche Vererbungsforschung voraus. Es ist wirklich ein Buch, das aus einem ungeheuern rein wissenschaftlichen Material nicht bloß professorale Theorien zutage fördert, sondern sehr praktische Konsequenzen, wichtige Nutzanwendungen für das eigene Leben. So ist die moderne „Blutgruppentheorie" in ihrer ganzen Bedeutung hier zum erstenmal auch dem Laien verständlich gemacht. Vererbbarkeit von Krankheiten, von Schwachsinn, Epilepsie, Farbenblindheit u. a. lassen sich aus dem Verhältnis der verschiedenen Blutgruppen im voraus bestimmen. Wichtig für Ehepartner. Direkt aber eine Frage von Leben und Tod ist die oft notwendige blutgerechte Übertragung von dem Blut einer anderen Person (dem „Spender") auf den Kranken. An Abbildungen zeigt Popenoe, wie in einem Fall von Blutübertragung die roten Blutkörperchen sich sofort ballen und klumpen, in einem anderen Fall (von anderen „Gruppen") sich zu einem normalen Blutbild wieder vervollkommnen. Im ersten Fall: Sinnlosigkeit, ja Gefährlichkeit der Blutübertragung; im zweiten größter Nutzen. Das Buch hat eine Unmenge solcher mit Bildern belegter Beispiele.

Man merkt, daß es von einem Amerikaner geschrieben ist, der die wechselndsten Berufe als Journalist, Forschungsreisender, praktischer Züchter, Direktor der Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in Neuyork und zuletzt Spezialforscher für Vererbungslehre durchlief. Schopenhauer, der bekanntlich ja die deutschen Professoren so sehr liebte, schreibt einmal: es sei an sich nicht unbedingt nötig, daß jede „wissenschaftliche" Arbeit im Stil ledern, langweilig und unlesbar sei; und daß jede gutgeschriebene auch dem Laien verständliche Schrift deshalb „unwissenschaftlich" sei. Popenoes Buch ist wissenschaftlich unantastbar, zwingend und profund; es ist zugleich außerordentlich klar geschrieben, es ist dem Laien verständlich, es enthält nur wenig Theorien, aber sehr viel praktische Anschauungen, aus denen spielend sich die Folgerungen ergeben. Es ist ein klares, wichtiges, in seinem Stoffgebiet und seiner Darstellungsform neuartiges Werk; ich kenne kein heutiges Buch, das dies wichtige Thema unseres Körperschicksals so klar überzeugend und lehrreich behandelt.

Stuttgart — Friedrich Wolf

Historische Bilderbogen. Von Rudolf Stöwesand. Leipzig, Sieben-Stufen-Verlag. 230 S.

Helden des Buchs: Friedrich des Großen Bruder August Wilhelm, Bernadotte, Napoleon III., dessen Sohn, Menzel; mit allen Nebenfiguren der Zeitgeschichte und anekdotischem Beiwerk aufgezeichnet, unter reichlicher Verwendung von Preußisch-Blau ausgemalt. Für Liebhaber der Vorkriegszeit sicher ein Vergnügen, Wort gewordener Anton von Werner.

Berlin — Lili Lorsch

Nachrichten

Todesnachrichten. Kurt Faber ist nach einer Meldung vom 6. März in der Nähe der Lower-Hay-River-Niederlassung im Nordwestterritorium tot aufgefunden worden. Der Leichnam des im 47. Lebensjahr stehenden Mannes war anscheinend von Wölfen zerfleischt worden. Faber, der, ein geborener Elsässer, schon von der Schulbank nach Amerika entlaufen war, durch Kalifornien nach Australien auf abenteuerlichen Wegen sich durchgeschlagen, dann nachträglich in Deutschland sein Abiturium gemacht und den Doktorgrad erlangt hatte, war aus innerster Berufung heraus abenteuernder Reise-Schilderer, der sich mit einem Rucksack auf die Fahrt begab und überaus anschaulich zu schreiben wußte. Seine Hauptwerke: „Mit dem Rucksack nach Indien", „Unter Eskimos und Walfischfängern",

Digitized by Google

„Rund um die Erde", dazu die Erzählung „Der Seelenverkäufer".

Friedrich Koch-Wawra ist am 27. Februar bei einer Notlandung seines Flugzeugs tödlich verunglückt. Er hatte sich in aller Herren Ländern durchs Leben geschlagen und sich in allen Berufen versucht. Nachträglich hat er auf der Universität Münster sein Doktorexamen in dem Hauptfach Völkerkunde abgelegt und sich als Reiseschriftsteller und Korrespondent der Vossischen Zeitung betätigt.

Graf Birger Mörner ist nach einer Meldung vom 12. März im Alter von 62 Jahren gestorben. Seine Novelle „Tiritiri" ist in weitere Kreise gedrungen.

David Herbert Lawrence ist am 3. März nahe Nizza im Alter von 44 Jahren der Schwindsucht erlegen. Er war Sohn eines Bergarbeiters, hatte dank einem Stipendium die Hochschule seiner Geburtsstadt Nottingham besuchen können, war dann Lehrer eines gehobenen Gymnasiums geworden. Ausgezeichnet als psychologischer Darsteller, der auch die Ereignisse der Psychoanalyse seinem Werk dienstbar machte, hat Lawrence mit seinen erotisch tief greifenden Erzählungen in England vielfach Anstoß erregt. Sein erster Roman „Der weiße Pfau" wurde bei seiner Veröffentlichung im Jahre 1911 wenig beachtet. „Söhne und Liebhaber" (1913) brachte ihm den ersten durchschlagenden Erfolg, der dann auch den weiteren Büchern „Liebende Frauen", „Känguruh", „Jack im Busch" zum mindesten außerhalb der englischen Leserwelt erhalten blieb. Seit dem Jahre 1914 war er mit einer Deutschen verheiratet.

Alois Jirásek, der populärste tschechische Schriftsteller, starb nach langjährigem Leiden, dem er bis an sein Ende einen kaum nachlassenden Arbeitseifer entgegenzustellen wußte, im Alter von 79 Jahren, am 12. März in Prag. Sein Leichenbegängnis, an dem sich neben den Vertretern des Staates, mit dem Präsidenten der Republik an der Spitze, des Heeres, der Nationalversammlung fast die ganze Nation beteiligte, gestaltete sich sowohl in Prag, als auch in Hronov, wohin Jiráseks Asche festlich überführt wurde, zu einer einzig erhebenden Feier. Jirásek war am 23. August 1851 in dem Städtchen Hronov an der böhmisch-preußisch-schlesischen Grenze geboren und studierte ursprünglich in Braunau und Königgrätz, dann an der Universität in Prag. Entscheidend wurde für den jungen Historiker seine Ankunft in Leitomischl, wo er in den Jahren 1874–1888 als Mittelschulprofessor tätig war. Seit 1888 lebte er als beliebter Lehrer und eifriger Schriftsteller in Prag, wo er 1909 in den Ruhestand versetzt wurde. Nach dem er sich bereits 1871 als Dichter versucht hatte, eröffnete Jirásek 1874 seine Tätigkeit als historischer Erzähler, welcher er seither treu geblieben ist und die später durch dramatische, ebenfalls erfolgreiche Produktion vervollständigt wurde; sein Lebenswerk umfaßt fast 50 Bände. Von diesen sind vornehmlich jene zu nennen, welche, gewöhnlich zyklusartig, drei Perioden der nationalen Entwicklung der Tschechen schildern und verherrlichen: die Hussitenkriege, den Verfall des 17. und 18. Jahrhunderts und die nationale Wiedergeburt. In die erste Gruppe gehören: Mezi proudy, eine Trilogie (1886–1890, d. h. Zwischen den Zeitströmungen), Proti vxem (1893, d. h. Wider alle Welt), Bratrstvo, eine Trilogie (1899–1908, d. h. Waffenbrüderschaft) und Husitsky král (1916, unvollendet, d. h. Hussitenkönig). Von den Werken der zweiten Gruppe stehen Psohlavci (1884, d. h. Hundsköpfe) und Temno (1913, d. h. Finsternis) am höchsten. Chronikartig hat Jirásek seine beiden Zyklen aus der nationalen Wiedergeburt gestaltet: F. L. Věk (5 Teile 1888–1905) und U nás (4 Teile 1896–1903, d. h. Daheim). Von diesen Hauptwerken liegen nur Wider alle Welt (übersetzt von J. Höcker, 1911) und Psohlavci u. d. T. Chodische Freiheitskämpfer (übersetzt von B. Lepař, 1904) deutsch vor. Als Erzieher der Nationalenergie, als Deuter und Sprecher des Volksgewissens hat sich Jiráseks große Verdienste um die Befreiungsbewegung der Tschechen im Weltkriege erworben.

(A. N.)

Eugenio Rignano ist nach einer Meldung vom 25. Februar im Alter von 60 Jahren in Mailand gestorben. Er nahm unter den italienischen Wissenschaftlern einen hohen Rang ein, der durch seine außerordentliche publizistische Tätigkeit noch erhöht wurde. Sein Lebenswerk galt der Versöhnung des Sozialismus mit der liberalen Theorie und biologischen Forschungen. Unter seinen Werken: „Psychologie des Denkens", „Das biologische Gedächtnis", „Das Problem des Lebens", „Probleme der Psyche" und das ethische Hauptwerk: „Das Ziel des Menschen".

Antonio Beltramelli ist am 17. März im Alter von 50 Jahren in Rom gestorben. Er hat neben vielen Romanen, die in seiner Heimat, der Romagna, spielen, ein biographisches Werk über Mussolini verfaßt, der gleich ihm aus Forli stammt, und ist Mitglied der italienischen Akademie gewesen.

• • •

Der von Harper & Brothers und William Heinemann ausgesetzte 10000-Mark-Preis für den besten, zur Übersetzung ins Englische geeigneten Roman ist dem Leiter des berliner Büros der „Frankfurter Zeitung" Bernhard Guttmann für seinen Roman „Die Fahrt des Herrn Vernunft" zuerkannt worden, einem historischen Roman, der den Aufstieg Preußens unter dem Großen Kurfürsten Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts behandelt. Das Buch wird in der Übersetzung Ludwig Lewisohns im Herbst 1930 gleichzeitig in England und Amerika veröffentlicht werden. Der zweite Preis in Höhe von 2000 Mark ist Heinz Liepmann für seinen Roman „Die Hilflosen" verliehen worden. Die deutsche Ausgabe erscheint demnächst bei Rütten & Loening, Frankfurt a. M. – Über 400 Manuskripte waren den Preisrichtern vorgelegt worden. – Dazu schreibt die „Frankfurter Zeitung" (194–196): „Interessant ist, daß Harpers Preisausschreiben nur solche Autoren eingeladen hatte, die bis zum Jahre 1920 noch keinen Roman veröffentlicht haben. Sollte dabei die Absicht bestanden haben, nur Arbeiten junger Dichter zu bekommen, so hat das Ergebnis deutlich gemacht, wie fragwürdig es ist, den Geist nach Generationen einzuzirkeln: der Preis ist an einen Publizisten gefallen, der am Anfang der Sechzig steht. Es hätte also auch hier, wie bei Fontane, der auch seine großen Romane zwischen Sechzig und Achtzig schrieb, die Zeit die feine Gärung kräftig gemacht."

Der große Preis der französischen Schriftsteller-Gesellschaft in Höhe von 10000 Franken wurde Pierre Dominique, dessen Stück „Feuer vom Himmel" kürzlich in Paris über die Bühne ging, zuerkannt.

In Frankreich ist ein neuer Literatur-Preis, der George-Sand-Preis in Höhe von 10000 Franken gestiftet worden, der ein Werk oder das Gesamtwerk einer Schriftstellerin auszeichnen soll, deren Art sich am meisten der der George Sand nähert.

Der Bühnenvolksbund hat einen Preis von 3000 Mark zur Auszeichnung und Förderung neuer deutscher Bühnendichtungen zur Verfügung gestellt. Die Höhe der alljährlich

Digitized by Google

zur Verteilung kommenden Summe bestimmen sieben Preisrichter. Der Preis kann ungeteilt oder in Beträgen in verschiedener Höhe oder zum Teil verliehen werden. Für die Jahre 1930–1932 haben das Preisrichteramt übernommen: Wilhelm Schäfer, Josef Nadler, Paul Fechter, Otto Forst-Battaglia, Wilhelm Spael, Paul Brockhaus, Rudolf Roeßler.

Die „Stampa" in Turin hat für das beste im Laufe des Jahres 1930 zur Veröffentlichung gelangende italienische Buch einen Preis von 50000 Lire gestiftet.

„Die Kolonne", Zeitung der jungen Gruppe Dresden, veranstaltet zusammen mit dem Verlag Wolfgang Jeß, Dresden ein Preisausschreiben für Lyrik. Die Beteiligung ist offen für alle jungen Autoren, soweit sie mit lyrischen Publikationen noch nicht in ausgedehntem Maße hervorgetreten sind. Die preisgekrönte Arbeit soll als Band der „Jungen Reihe" des Verlages oder als Sondernummer der Kolonne erscheinen. Der Preis beträgt 300 Mark. Die Jury bilden: Richard Billinger, Günther Eich, Ernst Hardt, Wolfgang Jeß und Hermann Kasack. Schluß der Einsendungen am 30. April. Näheres durch die Märznummer „Die Kolonne", Verlag Wolfgang Jeß, Dresden.

Der neuyorker Verleger Brentano beabsichtigt ein Preis-Ausschreiben unter den modernen deutschen Schriftstellern für den besten bisher ungedruckten Roman, der zur Übersetzung geeignet ist, zu veranstalten.

In der Schweiz ist ein „Prix Romand", der einem Künstler oder Schriftsteller aus dem deutschen oder italienischen Teil der Schweiz zuerkannt werden kann, derart ins Leben gerufen worden, daß das Publikum selbst durch öffentliche Subskription den Ausschlag zu geben hat. Die „Association du Prix Romand" gibt nur eben immer den vorgesehenen Preisträger an, über den Preis selbst entscheidet die erzielte Subskription. C. F. Ramuz, der bereits von der berner Universität den Doktortitel h. c. erhalten hat, ist als erster Preisträger ins Auge gefaßt.

Unter den Preisaufgaben der Universität Greifswald (Preis 1000 Mark) findet sich das Thema „Goethes Stellung zur französischen Revolution". Spätester Ablieferungstermin: 1. März 1932 beim Sekretariat der Universität Greifswald.

Von der „Revue Internationale du Théâtre et des Beaux-Arts" in Paris ist ein Dramen-Wettbewerb eröffnet worden (die Höhe des Preises steht noch nicht fest), an dem sich Autoren der ganzen Welt beteiligen können.

Die Kleiststiftung hat in ihrer diesjährigen Hauptversammlung zu Preisrichtern erwählt: Ernst Heilborn für das Jahr 1930, Carl Zuckmayer (1931), Erich Ziegel (1932). Bewerbungen unter Beigabe des Rückportos sind bis spätestens 31. August dieses Jahres an Herrn Dr. Ernst Heilborn, Berlin W 50, Nürnberger Straße 13, zu richten. Der Vorstand der Kleiststiftung setzt sich für die nächsten drei Jahre zusammen aus den Herren Fritz Engel, Hanns Martin Elster, Lutz Weltmann, Arthur Eloesser und Leopold Jeßner.

Professor Max Herrmann ist zum ordentlichen Professor für deutsche Philologie an der Universität Berlin ernannt worden.

Die drei Romane Maurice Dekobras „Moral um Mitternacht", „Ein Freudenmädchen ist gestorben", „Der Philosoph und die Dirne" sind auf Beschluß der Staatsanwaltschaft Hamburg beschlagnahmt worden.

Die französische Ausgabe von Ludwig Renns „Krieg" hat das 115. Tausend erreicht. In Deutschland sind bisher 150000 Exemplare verbreitet, dazu Übersetzungen in 17 Ländern.

Ludwig Hatvanys Roman „Bondy jr." wurde vom Verlag Alfred Knopf, Neuyork für eine englisch-amerikanische Ausgabe erworben.

Alfred Döblins „Berlin Alexanderplatz" wurde für Amerika, England, Frankreich, Dänemark, Norwegen, Holland und Italien zur Übersetzung erworben.

Der Essayband von Max J. Friedländer „Echt und Unecht" wird demnächst in russischer und englischer Sprache erscheinen.

„Die Buddenbrooks" von Thomas Mann erscheinen im Stybel-Verlag in Jerusalem in hebräischer Sprache.

Richard Friedenthals Roman „Der Eroberer" wird demnächst in einer englischen und in einer amerikanischen Ausgabe herauskommen.

* * *

Der pariser Verlag Bernard Grasset stiftete 200 Bände der wertvollsten Werke seines Verlags für die Bibliothek des romanischen Seminars der Universität Leipzig.

Eine Rilke-Ausstellung war von der Deutschen Bücherei vom 24. Februar bis 20. März in Leipzig veranstaltet worden.

Die Stifter-Gemeinde in Eger ladet bei einem allgemeinen Jahresbeitrag von Mark 1,50 zum Beitritt ein. Für weitere Mark 10.– jährlich werden den Mitgliedern die Schriften der Stifter-Gesellschaft geliefert werden. In Aussicht genommen sind zunächst „Der Nachsommer" in der Urfassung herausgegeben; die Bildnisse A. Stifters; eine wissenschaftliche Stiftermonographie; die Landschaft in der Dichtung Stifters. Die Schriften werden nach Wunsch geheftet oder gebunden geliefert.

Heinrich Christian Meier teilt uns in Hinblick auf unsere Notiz in der „Zeitlupe" (L. E. XXXI, 685) mit, daß er in Sachen seines Stücks „Amrie Delmar" gegen das Verbot beim Reichsgericht Revision eingelegt hat; die Entscheidung des Reichsgerichts stehe bevor.

In Nieder-Olm bei Mainz, dem Geburtsort Wilhelm Holzamers, ist kürzlich ein Holzamer-Bund gegründet worden, der es sich zur Aufgabe setzt, alle Werke und Äußerungen von und über den Dichter zu sammeln und Subskriptionen für Neuauflagen zu gewinnen. Man beabsichtigt auch die Errichtung eines Holzamer-Denkmals.

Der Intendant des weimarer Nationaltheaters, Ulbrich, hat im Archiv der Familie von Stein ein bisher unbekanntes Lustspiel der Frau von Stein, „Die Verschwörung gegen die Liebe", entdeckt, das bei der Tagung der Goethe-Gesellschaft zur Aufführung gebracht werden soll.

In der französischen Kammer ist ein Verbot von „Quatre de l'Infanterie" von Ernst Johannsen gefordert worden.

Der Vorstand der deutschen Buchkunststiftung hat beschlossen nach dem Vorgang der Vereinigten Staaten, Englands, der Niederlande und der Tschechoslowakei künftig auch in Deutschland die 50 bestgedruckten Bücher des Jahres zu bestimmen und am Tag des Buchs oder zu einem anderen geeigneten Zeitpunkt der Öffentlichkeit bekanntzugeben.

Max Tau und Wolfgang von Einsiedel beabsichtigen im Verlag Bruno Cassirer eine Sammlung „Prosa der Ungedruckten" (Erzählungen, Berichte, Essays) zu veröffentlichen, die Prosa-Beiträge von Autoren, von denen bislang noch kein Prosabuch vorliegt, enthalten soll. Einsendung und Anfragen bis zum 1. Mai 1930 an den Verlag Bruno Cassirer, Berlin W 35, Derfflingerstr. 15.

Digitized by Google

Will S. Monroe arbeitet in einem Buch „Walt Whitman und seine Zeitgenossen"; er bittet, alle Briefe Whitmans, die in deutschen Händen sind, sowie alles, was sich auf die Übersetzung der Whitmanschen Gedichte ins Deutsche bezieht, sowie alle deutschen Aufsätze über Whitman ihm zugänglich zu machen. Adresse: Couching Lion Farm, Waterbury, Vermont, U. S. A.

• • •

Uraufführungen. Wien (M. Wiener Schauspielhaus.) „Das rote Tuch". Lustspiel. Von Julius Horst und P. Wolfgang (14. Febr. 30). – (Renaissancebühne.) „Trocadero". Kriminalaffäre. Von Fred Heller (18. Febr. 30). – (Ebenda.) „Madame Ravage". Schwank. Von Armin Friedmann und Hans Naderer (14. März 30). – Augsburg. „Premiere". Lustspiel in 3 Akten. Von Hans Adler und Paul Frank (26. Febr. 30). – Brünn. „Kino". Sketsch. Von Karl Kreisler (15. März 30).

Nachtrag zur Vorlesungs-Chronik. BASEL: Zinkernagel, Die deutsche Literatur von Goethes Tod bis zur Gegenwart. Lessings Leben und Werk. Hölderlins Lyrik (Sem.). Goethes „Werther" (Sem.). Tappolet, Molière, sa vie et ses œuvres. Janner, Giacomo Leopardi. Mahler, Russische Volksdichtung. – WIEN: Arnold, Geschichte der deutschen Literaturgeschichte. Übungen auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Literatur (Sem.). Castle, Grillparzers Werke. Lessings Meisterdramen im Klassenunterricht. Kluckhohn, Geschichte der deutschen Literatur der letzten 50 Jahre. Literarhistorische Übungen zur Geschichte des Dramas (Sem.). Koch, Literatur des Barocks (Forts.). Thalmann, Jean-Paul-Probleme. Luick, Shakespeare. Wild, Englische Literatur im Zeitalter der Königin Viktoria. Wurzbach, Grundriß der französischen Literaturgeschichte (VIII. Teil). Laban, Geschichte der ungarischen Literatur im 17. Jahrh. (Band).

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Bonsels, Waldemar. Notizen eines Vagabunden. (Menschenwege. Eros und die Evangelisten. Narren und Helden; in einem Band.) Berlin 1930, Th. Knaur Nachf. 554 S. Geb. M. 2,85.

Braun, Reinhold. Siehe, welch ein Licht sie schenken. Herborn 1930, Oranien-Verlag. 110 S. M. 2,20 (3,–).

Brod, Max. Tycho Brahes Weg zu Gott. Roman. 73. bis 77. Tausend. Wien 1930, Paul Zsolnay. 399 S.

Busson, Paul. Vitus Venloo. Die Geschichte einer Jugend. Wien 1930, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 248 S.

Drouven S. J., Ernst. Farmerbuben aus verlorenem Winkel der Baccaria. Mit Bildern von Lothar Rohrer. Freiburg i. B., Herder & Co. G. m. b. H. 117 S. Geb. M. 2,80.

Fabricius, Johann. Mario Ferraros eitle Liebe. Roman. Wien 1930, Paul Zsolnay. 654 S.

Feuchtwanger, Lion. Die häßliche Herzogin Margarete Maultasch. 131.–150. Tausend. Volksausgabe. Berlin 1930, Gustav Kiepenheuer. 318 S. Geb. M. 2,85.

Flesch, Hans. Die Amazone. Revolutionsroman. Berlin 1930, Propyläen-Verlag. 296 S. M. 4,50 (6,–).

Fröschel, Georg. Der Richter ohne Gnade. Roman. Berlin 1929, Ullstein. 269 S. M. 3,– (4,50).

Gebhardt, Hertha von. Das Kind aus Saal IV. Roman zweier Mütter. Berlin 1929, Ullstein. 222 S.

Gilbert, Hubert E. Landsknechte. Roman. Hannover 1930, Adolf Sponholtz Verlag G. b. m. H. 404 S. Geb. M. 7,80.

Gregory, Alexander. Die P... kehrt zurück und andere Novellen. Stuttgart 1930, J. Engelhorns Nachf. 220 S. M. 4,– (6,–).

Handu, Julius. Jehovahs Geburt. Roman. Wien 1930, Phaidon-Verlag. 302 S.

Herwig, Franz. Fluchtversuche. Roman. München, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 347 S. Geb. M. 8,–.

Hesse, Hermann. Diesseits. Erzählungen. Berlin 1930, S. Fischer. 391 S. M. 6,– (8,–).

Hesselbacher, Karl. Immer nach Hause. Herborn 1929, Oranien-Verlag. 157 S. M. 2,50 (3,50).

Höcker, Paul Oskar. Die sieben Stufen. Roman. Berlin 1930, August Scherl G. m. b. H. 251 S. M. 3,50 (5,50).

Hollander, Walther von. Frühling in Duderstedt. Berlin 1930, Internationale Bibliothek G. m. b. H. 198 S.

Karlin, Alma M. Im Banne der Südsee. Die Tragödie einer Frau. Minden i. W. 1930, Wilhelm Köhler. 381 S. Geb. M. 6,50.

Knauf, Erich. Ça ira! Reportage-Roman aus dem Kapp-Putsch. Berlin 1930, Büchergilde Gutenberg. 191 S.

Kölwel, Gottfried. Der vertriebene Pan. Die Geschichte einer großen Liebe. Stuttgart 1930, J. Engelhorns Nachf. 142 S. M. 1,– (1,75).

Marcu, Valeriu. Männer und Mächte der Gegenwart. Berlin 1930, Gustav Kiepenheuer. 259 S.

Neumann, Robert. Hochstaplernovelle. Stuttgart 1930, J. Engelhorns Nachf. 187 S. M. 4,– (5,80).

Niggli, Martha. Zwischen Zwanzig und Dreißig. Der Roman einer Berufstätigen. Freiburg i. B. 1930, Herder & Co. G. m. b. H. 263 S. Geb. M. 4,80.

Ottwald, Ernst. Ruhe und Ordnung. Roman aus dem Leben der nationalgesinnten Jugend. Berlin 1929, Nauk-Verlag. 307 S.

Reitz, Walter. Die heilige Hüterin. Wien 1930, Amalthea-Verlag. 315 S. M. 5,– (7,–).

Seidenfaden, Theodor. Der heilige Strom. Rheinische Legenden (Münch. Jugendbücher, Bd. 19). München, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 71 S.

Seidl, Walter. Anasthase und das Untier Richard Wagner. Roman. Wien 1930, Amalthea-Verlag. 148 S. M. 3,– (4,50).

Steffen, Albert. Wildeisen. Roman. Dornach bei Stuttgart 1929, Verlag für Schöne Wissenschaften. 314 S.

Stratz, Rudolph. Das deutsche Wunder. Roman. 101. bis 103. Tausend. Neue Ausgabe. Stuttgart-Berlin 1930, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 241 S. Geb. M. 3,50.

Torberg, Friedrich. Der Schüler Gerber hat abgesoffen. Roman. Wien 1930, Paul Zsolnay. 381 S.

Zarek, Otto. Begierde. Roman einer Weltstadtjugend. Wien 1930, Paul Zsolnay. 703 S.

Zweig, Arnold. Die Novellen um Claudia. Roman. 8. bis 110. Tausend. Volksausgabe. Berlin 1930, Gustav Kiepenheuer. 295 S. Geb. M. 2,85.

* * *

Conrad, Joseph. Der Freibeuter. Aus dem Englischen von E. Mc Calman. Berlin 1930, S. Fischer. 322 S. M. 4,5 (6,50).

Digitized by Google

London, Jack. Die glücklichen Inseln. Deutsch von Erwin Magnus. Berlin 1930, Universitas Deutsche Verlags-A.-G. 273 S. M. 3,– (4,80).

Wilde, Oscar. Werke in zwei Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von Arnold Zweig. Bd. I/II. Berlin, Th. Knaur Nachf. 699, 696 S. Geb. M. 2,85.

Zola, Emile. Arbeit. Roman. Vollständige Ausgabe. Übersetzt von Leopold Rosenzweig. Berlin, Th. Knaur Nachf. 600 S. Geb. M. 2,85.

–, –. Paris. Roman. Vollständige Ausgabe übersetzt von A. Berger (ebenda). Geb. M. 2,85.

Asch, Schalom. Warschau. Roman. Übertragen von Siegfried Schmitz. Wien 1930, Paul Zsolnay. 482 S. M. 4,– (7,–).

Mintzloff, Sergej. Das Theater des Herrn Pentaurow. Aus dem Russischen von Oskar von Riesemann. Stuttgart 1930, J. Engelhorns Nachf. 286 S. M. 2,– (3,50).

Soschtschenko, Michail. Die Stiefel des Zaren. Erzählungen aus dem heutigen Rußland. Berlin 1930, Büchergilde Gutenberg. 181 S.

Lyrisches und Episches

Burte, Hermann. Ursula. Gedichte. Leipzig 1930, H. Haessel. 319 S. M. 5,– (8,–).

Gerland, Heinrich. Lieder und Gesänge. Aus dem Tagebuch eines fahrenden Sängers. München, Allgemeine Verlags-Anstalt. 161 S. Geb. M. 4,50.

Hofer, Fridolin. Festlicher Alltag. Neue Gedichte. Luzern 1930, Eugen Haag. 69 S.

Kästner, Erich. Lärm im Spiegel. 4.–6. Tausend. Stuttgart-Berlin 1929, Deutsche Verlags-Anstalt. 110 S.

Koenig, Alma Johanna. Liebesgedichte. Wien 1930, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 101 S.

Langen, Elisabeth von. Aus meiner Stille. Gedichte. Stuttgart-Berlin 1930, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 84 S. M. 4,– (4,50).

Sacher, Friedrich. Neue Gedichte. Wien/Leipzig 1930, Jahoda & Siegel. 35 S.

* * *

Grein, C. W. M. Dichtungen der Angelsachsen (Stabreimend übersetzt von Grein). Bd. I/II. Heidelberg 1930, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung. 222 S. M. 3,50, 258 S. M. 3,80.

Dramatisches

Bruckner, Ferdinand. Die Kreatur. Schauspiel in 3 Akten. Berlin 1930, S. Fischer. 136 S. M. 3,– (4,–).

Literaturwissenschaftliches

Baltzer, Otto. Judith in der deutschen Literatur (Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur 7). Berlin 1930, Walter de Gruyter & Co. 62 S. M. 5,–.

Benyovszky, Karl. Adam Friedrich Oeser, der Zeichenlehrer Goethes. Auf Grund unveröffentlichter Briefe. Illustriert. Leipzig 1930, Theodor Thomas. 77 S. M. 2,80.

Corssen, Meta. Kleist und Shakespeare (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte LXI). Weimar 1930, Alexander Duncker. 208 S. M. 10,–.

Cunningham, Kathleen. Schiller und die französische Klassik. Bonn 1930, Kurt Schroeder. 135 S.

Deutsche Literatur. Reihe Barock. Barockdrama 5 Bde. Bd. I. Das schlesische Kunstdrama. Herausgegeben von Willi Flemming. Leipzig 1930, Philipp Reclam jr. 331 S. Geb. M. 9,–.

Emil Ertl zum siebzigsten Geburtstag. Eine Festschrift. Leipzig 1930, L. Staackmann. 97 S.

Herre, Paul. Weltgeschichte am Mittelmeer. (Museum der Weltgeschichte.) Wildpark-Potsdam 1930, Akademische Verlags-Gesellschaft Atheneion G. m. b. H. 455 S.

Karfunkelstern, Margarete. Ein Buch um Paul Barsch (Die schlesischen Bücher, Bd. 7). Breslau-Schweidnitz 1930, L. Heege. 136 S. M. 2,– (3,–).

Muschg, Walter. Psychoanalyse und Literaturwissenschaft. Berlin 1930, Junker & Dünnhaupt. 28 S. M. 1,20.

Nietzsches Werke in billigen Einzelausgaben. „Kröners Taschenausgabe," Bd. 70–78. Leipzig 1930, Alfred Kröner.

Radikaler Geist. Querschnitt durch radikale Literatur. Vorwort von Kurt Zube. Berlin-Wendenschloß, Verlag Radikaler Geist. 192 S. M. –,90.

Reik, Theodor. Warum verließ Goethe Friederike? Eine psychoanalytische Monographie. Wien 1930, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. 142 S. M. 6,– (8,–).

Sarasin, Philipp. Goethes Mignon. Eine psychoanalytische Studie. Wien 1930, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. 59 S. M. 2,60 (4,–).

Sieper, Clara. Der historische Roman und die historische Novelle bei Raabe und Fontane (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte LXII). Weimar 1930, Alexander Duncker. 88 S. M. 5,–.

Wieszner, Georg Gustav. Der Pulsschlag deutscher Stilgeschichte. I. Teil: Von den Anfängen bis ins 16. Jahrhundert mit Bildern. Stuttgart, Fritz Wedekind & Co. Akademischer Verlag. 234 S. Geb. M. 12,50.

Zifus, Werner. Ahasverus, der ewige Jude (Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur 6). Berlin 1930, Walter de Gruyter & Co. 77 S. M. 5,–.

Verschiedenes

Batthyány, Theodor Graf. Für Ungarn gegen Hohenzollern. Mit 15 Abbildungen. Wien 1930, Amalthea-Verlag. 260 S. M. 7,– (10,–).

Binder, Gottlieb. Altzürcherische Familiensitze am See als Erinnerungsstätten. Mit 4 farbigen Bildern und 33 Tafeln. Erlenbach-Zürich 1930, Eugen Rentsch. 156 S.

Bonn, M. J. Die Kultur der Vereinigten Staaten von Amerika. Berlin 1930, Volksverband der Bücherfreunde Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 304 S.

Boroviczény, Aladár. Graf von Brühl. Der Medici, Richelieu und Rothschild seiner Zeit. Mit 103 Abbildungen. Wien 1930, Amalthea-Verlag. 551 S. M. 15,– (22,–).

Bösch, Karl. Adel. Sprüche und Gedanken. 3., erweiterte Auflage (Bücher der Deutschkirche, Bd. 2). Berlin-Schlachtensee 1930, Verlag der Deutschkirche. 190 S. Geb. M. 4,–.

Burchs, Hendrik van der. Pieter de Hooch. Des Meisters Gemälde in 180 Abbildungen. Mit einem Anhang über die Genremaler um Pieter de Hooch und die Kunst. Herausgegeben und eingeleitet von Wilh. R. Valentiner. Stuttgart-Berlin 1929, Deutsche Verlags-Anstalt. LII und 306 S.

Daub, Karl u. a. Christentum und Klassiker. Gesammelte Aufsätze (Christliche Wehrkraft, 7. Bd.). München 1929, Paul Müller. 81 S. M. 1,50 (2,–).

Delbrück, Hans. Der Friede von Versailles. 2. Auflage (11.–20. Tausend.). Berlin 1930, Georg Stilke. 32 S.

Eulenberg, Herbert. Menschen an der Grenze. Stuttgart 1930, J. Engelhorns Nachf. 288 S. M. 2,– (3,50).

Federn, Robert. Das geistige Kapitel und der Buchhandel. Berlin 1930, Robert Federn. 40 S.

Francke, Kuno. Deutsche Arbeit in Amerika. Erinnerungen. Leipzig 1930, Felix Meiner. 91 S. M. 4,– (5,20).

Hanel, Hermine. Die Geschichte meiner Jugend. Leipzig 1930, Koehler & Amelang. 287 S. Geb. M. 8,–.

Hartig und Wilh. Schellberg. Handbuch der Frankreichkunde. II. Teil (Bd. 4 der Handbücher der Auslandskunde). Frankfurt a. M. 1930, Moritz Diesterweg. 538 S. Geb. M. 17,60.

Heller, Otto. Sibirien. Ein anderes Amerika. Berlin 1930, Neuer Deutscher Verlag. 250 S. M. 3,50 (5,–).

Digitized by Google

Henseling, Robert. Der neu entdeckte Himmel. Das astronomische Weltbild gemäß jüngster Forschung (Atlantis-Bücher). Berlin, Atlantis-Verlag. 124 S. (174 Abb.). Geb. M. 9,60.

Hofer, Cuno. Meine Geschichte und die meiner Gäste. Aus einem Nachlaß. Wien 1930, Amalthea-Verlag. 519 S. M. 7,– (10,–).

Höllein, Emil. Gebärzwang und kein Ende (3., erweiterte und verbesserte Auflage). Berlin 1930, Neuer Deutscher Verlag. 280 S. M. 3,50 (4,50).

Kühn, Julius. Coburg. Ein Heimatbuch. 3. Auflage. Koburg, A. Roßteuscher. 224 S. Geb. M. 6,–.

Kummer, Bernhard. Die deutsche Ehe. Begegnungen und Gespräche über dem Chaos der Zeit. Leipzig 1930, Adolf Klein. 103 S. M. 3,–.

Lehmann-Haupt, Hellmut. Schwäbische Federzeichnungen. Berlin 1929, Walter de Gruyter & Co. 225 S. und 116 S. Abb. M. 30,– (32,–).

Ludwig, Emil. Lincoln. Berlin 1930, Ernst Rowohlt. 580 S.

Otto-Ludwig-Kalender 1930. Jahrbuch des Otto Ludwig-Vereins. Herausgegeben von Wilhelm Greiner. II. Mit 10 Bildbeigaben. Weimar 1930, Hermann Böhlaus Nachf. 112 S. M. 2,–.

Maier (Adolph von Knigge). Über Jesuiten, Freymaurer und deutsche Rosencreutzer. Herausgegeben von Joseph Aloisius Maier. Eingeleitet und mit Nachwort versehen von Alfred Unger (Neudrucke älterer freimaurischer Literatur. I. Reihe, 5. Stück). Leipzig 1781. Berlin, Alfred Unger. 160 S. Kart. M. 4,–.

Mutius, Albert von. Eine Jugend vor 100 Jahren. Briefe und Tagebuchblätter des Carl von Mutius 1806–1819. Berlin 1930, Georg Stilke. 448 S. M. 15,– (16,–).

Nolden, Arnold. Auf Schiffen, Schienen, Pneus.... Eine Reise. Berlin 1930, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 383 S.

Pädagogisches Lexikon. Herausgegeben von Hermann Schwartz. Bd. III. Bielefeld/Leipzig 1930, Velhagen & Klasing. 1427 S.

Pagel, Friedrich. Pädagogik der Nichtpädagogen. Langensalza 1930, Julius Beltz. 178 S. M. 3,50 (5,50).

Pförtner, Hans. Satanisches in Politik und Wirtschaft (Christliche Wehrkraft, 8. Bd.). München, Paul Müller. 83 S. M. 1,50 (2,–).

Reiche, Karl. Kreuz und Quer durch Mexiko. Aus dem Wanderbuch eines deutschen Gelehrten. Leipzig 1930, Verlag Deutsche Buchwerkstätten G. m. b. H. 128 S. Geb. M. 5,50.

Reininger, Robert. Das psychologische Problem. 2., verbesserte Auflage. Wien 1930, Wilhelm Braumüller. 292 S. M. 11,– (13,50).

Schönbrunn, Walter. Weckung der Jugend. Moderner Deutschunterricht. Frankfurt a. M. 1930, Moritz Diesterweg. 247 S. Geb. M. 7,80.

Stamm, Eugen. Konstantin Frantz. 1857–1866. Ein Wort zur deutschen Frage. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 288 S.

Stövesand, Rudolf. Historische Bilderbogen. Leipzig, Sieben-Stufen-Verlag. 230 S. Geb. 7,50.

Ziemke, Kurt. Die neue Türkei. Politische Entwicklung 1914–1929. Mit 5 Karten. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 550 S.

* * *

Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 7051. Herbert Eulenberg, Der Opfertod. Eine Hoffmann-Erzählung. 74 S. – 7052. Alfred Brauchle, Naturgemäße Lebensweise. 75 S. – 7053/54. Max Apel, Die Weltanschauungen der großen Denker. 152 S. – 7055. Max Jungnickel, Sorge 13. Novelle. 71 S. – 7056. Walter Karo, Bridge nach den neuesten Regeln. 69 S. – 7057/58. J. J. Rousseaus Briefe. Herausgegeben von Fr. M. Kircheisen. 191 S. – 7059. Titus Maccius Plautus, Die Gefangenen. Lustspiel. Übersetzt von J. J. C. Donner. Herausgegeben von C. Wonte. 79 S. – 7060. Miguel de Unamuno, Die Höhle des Schweigens. 77 S. – Leipzig 1930, Philipp Reclam jr.

* * *

Leonard, Jonathan Norton. Das Leben des Karl Protest Steinmetz. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Rudolf Nutt. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 242 S.

Shotwell, James T. Der Krieg als Mittel nationaler Politik. Mit einem Vorwort von Fr. W. Prittwitz-Gaffron. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Rudolf Nau. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 371 S.

Watson, John B. Der Behaviorismus. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Emmy Giese-Lang. Deutsche Ausgabe herausgegeben von Fritz Giese. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 399 S.

–, –. Psychische Erziehung im frühen Kindesalter. Mit Vorwort zur deutschen Ausgabe von O. Kroh und mit 16 Kinderbildern. Deutsch von Therese Dürr. Leipzig, Felix Meiner. 170 S. M. 3,60 (4,50).

Allendy, René. Wille oder Bestimmung. Übersetzt von E. Teplansky. Stuttgart-Leipzig, Hippokrates-Verlag G. m. b. H. 180 S. M. 6,– (8,50).

Lévy-Bruhl, L. Die Seele der Primitiven. Aus dem Französischen von Else Baronin Werkmann. Wien 1930, Wilhelm Braumüller. 367 S. M. 12,– (14,–).

Martet, Jean. Clemenceau spricht. Unterhaltungen mit seinem Sekretär Jean Martet. Deutsch von Franz Heid und Paul Mayer. Berlin 1930, Ernst Rowohlt. 457 S. M. 8,– (12,–).

Awwakum. Das Leben des Protopopen Awwakum von ihm selbst niedergeschrieben. Übersetzung aus dem Altrussischen nebst Einleitung und Kommentar von Anton Jagoditsch (Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte, X. Bd.). Berlin-Königsberg 1930, Ost-Europa-Verlag. 227 S.

Trotzki, Leo. Wer leitet heute die kommunistische Internationale? (Kommunistische Aktions-Bibliothek.) Berlin-Wilmersdorf 1930, Verlag der Zeitschrift Die Aktion Franz Pfemfert. 59 S. M. 1,50.

* * *

Tauchnitz Edition. Vol. 4908. H. G. Wells, The king who was a king. 264 S. – 4909. G. K. Chesterton, Generally Speaking. 271 S. – 4910. Mrs. Belloc Lowndes, Duchess Laura. 320 S. – 4911. –, –. One of those ways. 286 S. – 4912. Liam O'Flaherty, The house of gold. 295 S. – 4913. –, –. The mountain tavern. 407 S. – 4914. Francis Brett Young, My brother Jonathan. 270 S. – 4915. –, –. Black roses. 270 S. – 4916. John Galsworthy, The Roof. Escape. 270 S. – 4917. Graham Green, The Man within. 272 S. – 4918. C. H. B. Kitchin, Death of my aunt. 271 S. – 4919. J. B. Priestley, The good companions. I/II. 320, 302 S. – Leipzig 1930, Bernhard Tauchnitz.

Redaktionsschluß: 5. April 1930.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Lutz Weltmann, Berlin; für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 35, Genthinerstraße 32.

Erscheinungsweise: monatlich einmal – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,–, Einzelheft Rm. 2.–

Digitized by Google

JUN 9 1930

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 32. Jahrgang

1930 Juni Heft 9

Zeitlupe: Gespräch mit Ludwig Renn * Das tödliche Fragezeichen * Drama und Volksversammlung * Kopfsprung in die Öffentlichkeit * Der wilhelmische Romantiker * Zum Tonfilm

Georg Schwarz .. .. Vagabundische Literatur

Proben zur .. .. Vagabundischen Literatur

Arthur Kahane. .. .. Zur Problematik der Psychologie

Herbert Günther .. .. Bruno Frank

Bruno Frank. .. .. Kleine Autobiographie

Anselma Heine. .. .. Renée und Rainer

Oscar Levy .. .. Englische Umwertungsliteratur

Fedor von Zobeltitz .. .. Reisebücher von gestern und heut

Hermann Reich .. Mikrokosmos des Mimus in Tirol

Bruno Frank .. .. Eine Manuskriptseite

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Bühnen * Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten * Büchermarkt

Deutsche Verlags-Anstalt • Stuttgart

Digitized by Google

SCHREIBMASCHINE

Europa Schreibmaschinen A.G.

Berlin, Breslau, Dortmund, Dresden, Düsseldorf, Erfurt, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart

Wie sieht es in Italien aus?
Wie sieht es in Rußland aus?

Wie soll es in Deutschland aussehen?

Vor kurzem erschien:

Volksstaat oder Diktatur?

Eine Untersuchung auf dem Grunde der deutschen Tradition

VON MARTIN LEINERT

Preis RM. 2.80

Gründliche und zuverlässige Orientierung über Faschismus und Bolschewismus auf Grund eigener Anschauung; keine Parteidoktrin, kein rein persönliches Bekenntnis! Leinert gehört zu den Kriegsteilnehmern, die durch das Fronterlebnis zu reifen Einsichten in Völkerschicksale und ewige Fragen menschlicher Bestimmung überhaupt gekommen sind. Unter Heranziehung der deutschen Geistesgeschichte und der Sozialpsychologie des Bürgertums, der Landbevölkerung und der Arbeiterschaft untersucht er die Frage nach dem deutschem Wesen eigentümlichen Staatsgedanken. Umfassende, über die politischen und wirtschaftlichen Tagesfragen hinausreichende Kenntnis der gesamten Kulturstituation befähigt ihn hierzu. Eine Schrift voll außerordentlicher politischer Stoßkraft, die Wege weist aus dem Chaos parteipolitischer Zerrissenheit und aus der Gefahr einer deutschem Wesen fremden politischen Entwicklung.

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

Gespräch mit Ludwig Renn

Es gibt heute nicht viele gut geschriebene Bücher. Zu den wenigen, die wirklich gut geschrieben sind, gehört „Krieg" von Ludwig Renn. Renn sagte mir, zehn Jahre habe er daran geschrieben, und seit sechs Jahren arbeite er an „Nachkrieg". Renn sagt, er fühle die große Verantwortung vor dem Wort, und schlägt in „Krieg" die Stelle auf, an der er schreibt: daß es eine klare Notwendigkeit gebe, wie man die Worte setzen muß, daß nämlich die Worte immer in der Reihenfolge stehen müssen, wie sie der Leser erleben soll. Klopstock hat in der kleinen, aber gehaltvollen Abhandlung „Von der Sprache der Poesie", die heute auch der Literaturhistoriker selten beachtet, geschweige denn der Schriftsteller, ähnlich wie Renn geschrieben: „Die Wörter sind dem Gedanken, den sie ausdrücken sollen, alsdann erst angemessen, wenn sie an der rechten Stelle stehen." Renn ist sichtlich erfreut, davon zu hören. Und da es sich bei den Vorklassikern vor allem darum handelt, die dichterische Sprache gegen die Umgangssprache abzugrenzen, so ergibt sich Gelegenheit zu der Frage: „Wie soll sich Ihrer Meinung nach, Herr Renn, die Dichtersprache von der Umgangssprache unterscheiden?" Renn antwortet: „Die Dichtersprache soll noch präziser sein als die Umgangssprache. Es darf kein Wort an der falschen Stelle stehen." Damit kommt Renn, der alles andere als ein Ästhetiker ist, zu einem für unser gegenwärtiges Schrifttum höchst wichtigen Moment. Es gibt also doch einen Unterschied zwischen Dichter- und Umgangssprache. Freilich wird diese Dichtersprache nicht als eine „gehobene" Sprache empfunden. Renn bestimmt sie etwa so: „Sie besteht im Weglassen jeder Gelehrsamkeit. Im Gegenteil wird alles in unmittelbar einsichtigen Worten dargestellt, und ganz ohne Umschweife." Er zitiert dazu den weitausholenden Anfang von Arnold Zweigs „Grischa" als ein Beispiel, wie man es nicht machen soll. Das Hinauszögern des Wesentlichen als ein Mittel der Spannungserzeugung scheint ihm verwerflich: „Ich bringe das Wesentliche möglichst bald."

Wie ist es aber nun mit der sogenannten „Stimmung", jenem Ingredienz des Dichterischen, das gemeinhin sogar als das spezifisch „Poetische" empfunden wird? Renn antwortet: „Auch ich erzeuge Stimmungen, aber ich erzeuge sie nicht durch unklare Worte. Die sinnlich ganz einfach wahrnehmbaren Dinge erzeugen, in der richtigen Folge dargestellt, auch Stimmung." Ja, es gibt für Renn auch eine Dauer, ein Ewiges in der Kunst, wie man es genannt hat, ein Ewig-Menschliches in den Gestalten der Dichter. Ich bringe das Gespräch auf Homer. Renn kommt sofort auf die Szene der „Odyssee", in der Odysseus Nausikaa begegnet, lobt ihre Schönheit, die Plastik ihrer Darstellung. „Plastik der Darstellung ist es", sagt er, „die der Dichtung Dauer verleiht, die sie über die Zeiten, die sich ändern, lebendig erhält. Es gibt bestimmte Situationen, die in jeder Zeit vorkommen können, ob diese Zeit nun feudal, bürgerlich oder proletarisch ist." Er fügt noch hinzu, daß die Russen heute Tolstoj mehr lieben als Dostojewskij, weil auch Tolstoj jene Plastik, die für die Dauer des Kunstwerks so bestimmend ist, in höherem Maße gegeben war als seinem Antipoden, der für uns eine Zeitlang als der große und typische Gestalter des russischen Menschen galt.

Soll die Dichtung politisch sein oder nicht? Renn antwortet darauf, daß sie es nicht sein soll, aber ist, selbst wenn sie es nicht sein will. „Kein Wort ist ohne Agitation", meint er. Dazu stimmt es, wenn er ausspricht: „Ich halte Auftragsarbeit für das Ideal des Künstlers. Dabei ist die Ausführung der gestellten Aufgabe durchaus Sache der Künstlerpersönlichkeit. Kunst ist eine organische Verbindung des Kollektiven mit dem Individuellen." Renn versteht hier

Ludwig Renn. Zeichnung von B. F. Dolbin

unter Auftrag keineswegs den inneren Auftrag, den jeder Schaffende kennt, sondern den eines Bestellers. Viele sehen darin leicht eine Entwürdigung der Kunst (sie vergessen, daß Shakespeare oder Molière für ihr Repertoire arbeiteten), aber sie sollten darin nur eine mögliche Auffassung von der gesellschaftlichen Bedingtheit der Kunst erblicken.

Renn steht unter dem Systemzwang des historischen Materialismus, in den er sich völlig hineingedacht, aber auch hineingelebt hat. Unter dieser Perspektive gilt ihm der aktuelle Stoff als der einzig gegebene Stoff. „Ein Kriegsbuch", erläutert er, „ist ohne Sinn, wenn kein Krieg im Heraufziehen ist." So wüchse Aktualität nicht aus der Erinnerung, sondern aus der Ahnung? — Das Fenster des Raums, in dem wir uns befinden, geht auf die Landstraße, die Lüttich mit Aachen verbindet. Diese Straße ist Renn 1918 mit den heimkehrenden Truppen gegangen. Was bedeutet ihm, daß ich es ihm sage? Die Vergangenheit liegt weit hinter ihm. Der ge-

Digitized by Google

wesene Offizier, schlank, stählern und nervig, von einer zuvorkommenden, ruhigen Freundlichkeit, nicht nur äußerlich ein wenig von englischem Habitus, kämpft jetzt in einer anderen Armee. Oskar Jancke

Das tödliche Fragezeichen

Das neueste Heft des „Forum der Jungen" (Verlag: Elnnor Heidrich, Magdeburg) ist dem religiösen Gegenwartsproblem, wie es sich unserer Jugend aufdrängt, gewidmet. Das Titelblatt zeichnet Religion, mit Fragezeichen dahinter.

Es finden sich denn auch die üblichen Expektorationen des vor dem Krieg gang und gäbe gewesenen Materialismus. Eine Jugend, die ihnen heut Worte leiht, ist eben nicht die Jugend von heute. Unter den Stimmen, die Gehör verdienen, sind drei, die jede in ihrer Art die Zwiespältigkeit der heutigen Jugend dem religiösen Problem gegenüber dartun. Klaus Mann glaubt an die Möglichkeit eines neuen Christentums, das auf seine Körperfeindlichkeit Verzicht geleistet habe. Hansjürgen Wille erzählt, daß er geborener Protestant sei, dann aber zum Katholizismus im Alter von 19 Jahren übergetreten sei. Seine Überzeugung geht dahin, daß die Religionsformen auf dem Wege zu Gott sehr wenig bedeuten können, man müsse diesen Weg schon allein finden: — er ist also Protestant geblieben. Ernst Rathgeber bekundet den tieferen Blick: in ihm ist der Unsterblichkeitsglaube lebendig. Er erblickt in der Erde das „Zuchthaus" des Weltalls. Durch die verwirrende Tatsache des Todes, einer rein irdischen Erscheinung, sei die Erde vom Kosmos isoliert worden. Aufgabe des Menschen auf der Erde sei es, in jeder Weise die Todesfurcht zu überwinden. Aus Erdenkindern hätten die Menschen Weltkinder zu werden. Wiederum eine ausgesprochen protestantische Konzeption, die der Anschauung des jugendlichen Schleiermachers, der die „Briefe über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" geschrieben, keineswegs fernsteht.

Das „Forum der Jungen" wird — das zeigt schon dies erste Heft der religiösen Betrachtungen (weitere sollen folgen) deutlich — aufhören müssen, das Fragezeichen hinter Religion zu setzen, oder es wird aufhören, Forum der Jungen zu sein. E. H.

Drama und Volksversammlung

Im Osten Berlins, im Wallnertheater, ist Piscator wiedergekehrt. Man spielt auf Teilung, verzichtet auf Stars, spart an Dekorationen. In diesen neuen Verhältnissen bewährt Piscator seine alte Meisterschaft. Statt der Prospekte und Maschinen ist der Geist wieder in seine vollen Rechte eingesetzt.

Gespielt wird „§ 218" von Carl Credé, einem Arzt, der wegen Vergehens an diesem Paragraphen in Konflikt mit den Gesetzen geraten ist. Es ist von allen Zeitstücken, die wir bisher zu sehen bekommen haben, das kunstloseste, kunstfernste, ungekonnteste.

Piscator macht aus der Aufführung dieses Tendenzstücks eine Volksversammlung. Vertreter der Theologie, der Justiz, der Medizin — und der begüterten Klasse, die den Maschen des mörderischen Gesetzes entrinnen — sind ins Parkett gesetzt, diskutieren und greifen als handelnde Personen in das Geschehen des Stückes ein. Romantische Aufhebung der Illusion? Nein: stärkstes Sichtbarmachen des Tua res agitur!

Die Vorgänge des Stücks bekommen Beweiskraft. Die Argumentation wird noch erhöht, indem Referaten von Fachleuten Raum gegeben wird. Dazu kommen die spontanen, undirigierbaren Zwischenrufe der Galerie. Das private Proletarierschicksal, das auf der Bühne gezeigt wird, wird zur öffentlichen Angelegenheit. Es ist nur konsequent, wenn der Theaterabend mit einer Abstimmung über den Paragraphen schließt.

Hat das mit Kunst noch zu tun? Es muß jedem Betrachter zeitgenössischer Dramatik zu denken geben, daß man hier eines Erlebnisses teilhaftig wurde, das eine Ahnung dessen vermittelte, was eine Agora der Antike, ein Mysterienspiel der Tragiker den zuschauenden Teilnehmern zu geben vermocht haben. L. W.

Kopfsprung in die Öffentlichkeit

Ernst Glaeser plädiert (Berl. Börs.-Cour. 185) für Öffentlichkeit der dichterischen Produktion. In dem Sinne, daß die Autoren das Publikum von ihren Plänen in Kenntnis setzen, sie zur Diskussion stellen, Ratschläge erwägen. Er tut es aus dem Gefühl heraus, daß unsere Zeit, die in all und jedem die Öffentlichkeit zur Kontrolle herbeiziehe, ein Recht besitze, auch die Literatur in ihrem Werden zu überwachen. Sein Ruf ergeht gegen die „Geheimdiplomatie in der Literatur".

Er hat das Gefühl dafür, daß kein Dichter aus sich (allein) schaffe, daß die Stimmen der vielen in seinem Ohr sein müssen. Es sei deshalb unzutreffend, daß ein Talent sich „in der Stille" bilde.

Man wird ihm beistimmen, — um ihm zu widersprechen. Es heißt die „Stimmen" im Ohr des Dichters doch etwas gar zu äußerlich auffassen, wünscht man sie etwa in Briefe, erwägender, zustimmender, ablehnender Art zu verwandeln. Angenommen, was sehr zu bezweifeln steht, ein Teil der „Stimmen" erhielte wirklich in derartigen Briefen Ausdruck — würde der Dichter viel damit anzufangen wissen? Wir fürchten, das Hin und Wider würde ihn eher beunruhigen, verwirren.

Vielleicht bildet sich gerade deshalb ein Talent in der Stille, weil nur in ihr die „Stimmen" hörbar werden?

Wo steht Ernst Glaeser? Er hat das Gefühl für Zeit und ihre Dämonie, insonderheit das für die neue, die krieggeborene Zeit. Aber er vermag, scheint es, ihr Gebot nicht seelisch zu erfassen. Er deutet es rationalistisch. Er wandelt das Wunder in einen technisch greifbaren, technisch zu bewältigenden Vergang. Er mißversteht die neue Zeit in ihrer wesentlichen Forderung, die Rathenau als eine Wiedergeburt der Seele, als ein Auferstehen des Ahnungsvermögens aus dem Grabe der Mechanisierung bezeichnete. Er beschwört die neue Zeit aus der Formel der vergangenen. Der Rationalist als prophetischer Taktiker.

Wollte man diesen seinen Ausführungen Gewicht beilegen (aber das tun wir höflicherweise nicht), so müßte man sagen: Ernst Glaeser gehört der neuen Jugend nicht an. In der ist die Ablehnung jedweden Materialismus und Rationalismus. Sie begehrt wieder zu erlauschen. Ihre Sachlichkeit geht auf das „Hinter den Dingen". Glaeser aber beschließt seine Ausführungen: „Heute, wo (da) wir wünschen, daß sie gelesen werden, damit man erkennt und nicht damit man träumt."

Dies Wort hat ihm, dem Kämpfer für die neue Zeit, Nicolai souffliert. Womit nicht gesagt sein soll, daß „Sebaldus Nothanker" ein schlechter Roman sei. E. H.

Digitized by Google

Der wilhelmiſche Romantiker

Man durchwandelt eine Ausſtellung des graphiſchen Werks Thomas Theodor Heines bei Bruno Caſſirer und ſiehe da, der gefährliche Satiriker der wilhelmiſchen Ära hat ſich in einen heimlichen Romantiker verwandelt. Unſchwer, die Linien der Romantik in dieſem Werk zu erkennen, das, mit unſerem gewandelten Auge betrachtet, hier vielmehr als das eines Spätlings, denn als das eines Revolutionärs erſcheint.

Zwei Blätter „Der Lyriker“ und „Zimmer des toten Dichters“. Raabe ſcheint ſie inſpiriert zu haben. Ganz raabiſch die Geſtalt des Lyrikers ſelbſt. Wiederum an Raabe erinnernd die beiden Männer, die bürgerlich neugierig, ſcheu die Dachkammer des Geſtorbenen betreten. Die eigentümliche Miſchung von Realiſtik und behutſamer Romantik, die Raabes Werk kennzeichnet, iſt auf beiden Bildern.

Eine auf die damals neue Zeit angewandte und wie in der Konſervenbüchſe hinübergetragene Spätromantik: „Die weiße Frau“, „Der Schutzmann im Himmel“, „Der müde Mars“. Kitſchtypen der Romantik, wie die Erſcheinung der weißen Frau ſind übernommen, um ſatiriſch gloſſiert zu werden. Aber die Satire iſt doch nur Kleid. Der lebendige Körper verleugnet ſeine Herkunft nicht, die Satire gloſſiert nur, um zu bejahen.

Boudoir-Romantik: Th. Th. Heine gibt das Blatt „Die Zeit“, und weſentlich wird darin — die artige Uhr ſteht in der Mitte — ein Biedermeieriſches, an das ſich die Satire nun nicht mehr heranwagt, das vielmehr in ſehnſüchtelnder Wehmut umſchwärmt wird.

Die für ihn ſelber charakteriſtiſche Romantik findet Th. Th. Heine in den Blättern „Einſamer Faſching“ und „Der Gefangene“. Man denkt unmittelbar an Schwind, an einen Schwind freilich, der nicht mehr recht den Mut zu ſich ſelber hat, und ſich deshalb ſelber ironiſiert. Das Blatt „Einſamer Faſching“: Weekend-Hütte in öder, ſtruppiger Landſchaft. Pierrot feiert Faſching; auf den Bäumen um ihn herum hocken die Raben, neugierig nähert ſich ihm das Reh. Das tritt überhaupt und als ein Weſenszug vor allem auf der Zeichnung „Frühling“ hervor: Man möchte ſich der romantiſchen Empfindung hingeben und weiß genau, daß ſich das nicht mehr ſchickt. Man ſtellt demgemäß Spießbürger in die Frühlingslandſchaft. Aber der Spießbürger gibt nicht mehr den Ausſchlag, vielmehr: die Butterblumen, die man pflückt, ſind nichts als die blaue Blume der Romantik. So geben denn Heines Landſchaften den letzten Aufſchluß. Der Landſchaft gegenüber erſcheint die Verheimlichung des inneren Gefühls nicht mehr notwendig, der Landſchafter Th. Th. Heine iſt Romantiker sans phrase.

Was bei dem allen vielleicht am meiſten überraſcht: Wie anders man ſelber zu ſehen befähigt iſt, wenn der Zeiger auf der Boudoir-Uhr der Romantik nur um ein Viertelſtündchen weitergerückt iſt.

E. H.

Der Lyriker. Zeichnung von Thomas Theodor Heine

Digitized by Google

Tonfilmdichtung

Nicht die Tatsache, daß zwei Dichter, Zuckmayer und Vollmöller, das Manuskript des „Blauen Engel" nach dem Roman eines Dichters, Heinrich Manns „Professor Unrath", geschrieben haben, berechtigt uns, von einer Tonfilmdichtung zu reden, sondern das Gesamtkunstwerk, die Regie Joseph von Sternbergs, die Musik Friedrich Holländers, die Darstellung Jannings' und der Marlene Dietrich, deren Weltstart mit ihrer faszinierenden Verkörperung der Lola Lola beginnt. (Betrachtete man das Manuskript für sich allein, so müßte man feststellen, daß immerhin viel von der Abgründigkeit und Hintergründigkeit des Originals verloren gegangen ist.) Dieser Tonfilm hat eine innere Form, sein Niveau ist nicht mehr problematisch, die Kritik hat sich bereits mit geistigen, künstlerischen Dingen auseinanderzusetzen. Die Technik mag in Einzelheiten vervollkommnet werden, hier dient die mechanische Wiedergabe nicht mehr lediglich zur Nachahmung der Natur. Es ist bezeichnend, daß das Theater einen dramatischen Akzent wie das Zuschlagen eines Fensters wirklicher und wirksamer zur Geltung bringt als das Tonfilmmembran; aber dafür transponiert die Technik das Organ der Hauptdarstellerin so, daß es künstlerische Ausdrucksfähigkeit für Alkoholkonsum, Varietéruch und Verhurtheit bekommt. Der Haupteinwand ist die Nichtkongruenz von dramatischem Tempo und Spieltempo an entscheidenden Partien. Die Handlung überspringt größere Zeitabschnitte, das zu sehr in den Mittelpunkt gerückte Spiel von Jannings ist eine minutiöse Reihung von herrlichen Einzelheiten, jede für sich eindringlich durch Einfachheit, zusammen ein Zuviel an Kleinmalerei. Der Dialog ist nicht geschwätzig, er hat epigrammatische Schlagkraft, die das Spiel in neue Bewegung leitet oder zur Bildüberschrift wird, eine Ausschnittfolge „So ist das Leben!" Man hört in diesem Film Gespräche und Geräusche von Vorgängen, die sich hinter der Szene abspielen, der dramaturgische Raum des Tonfilms wird so erweitert. Das Ganze ist musikhaft aufgebaut, die stumm laufenden Teile sind beredt durch ihr Schweigen. Musik ist hier mehr als Rahmen und Zutat, sie bewegt sich zwischen den Handlungspolen, zwischen dem Glockenspiel, das den Professor zur Pflicht ruft, und dem Schlager der Sängerin, die sein Schicksal wird und ihn als Clown enden läßt. Die beiden Themen sind nicht mehr äußerliche Leitmotive, die Melodien überschneiden einander. Es sind Überschneidungen, die sinnvoll dieses Spiel des Lebens durchziehen, suggestiv eine Atmosphäre schaffen, in der man seelisches Verstricktsein durch äußeres Geschehen wiedergeben kann.

L. W.

Technik und Kitsch

„Lilly" — ein amerikanischer Revue-Kitsch-Film der First National Vitaphone Pict. Neuwerk wird als einer der ersten farbigen Sprechfilme wichtig. Farbenaufnahmen nach dem Technicolor-Verfahren. Was bekommt man zu Gesicht? Es gibt darauf nur eine Antwort: unverheiratete Farben.

Die Farbe ist in ästhetischer Hinsicht ein Phänomen, über das Belichtung entscheidet. Jede Farbfläche lebt in sich organisch im Licht. Das Licht bewirkt aber auch, daß zwischen zwei Farbflächen derart differenzierte Übergänge bestehen, daß immer Vereinigung, wir sagten, Heirat ist. Fallen dies Lebensprinzip und diese Vereinigung aus, so erhält man statt der farbigen die getuschte Fläche.

Über den Tuscheindruck kommt das Technicolor-Verfahren zunächst noch nicht hinaus. Dabei ist es höchst amüsant, zu verfolgen, welche Rolle das Schwarz unter den Farben spielt. Das besondere Mißgeschick dieses Films ist, daß sich die Herrenwelt meistens in Frack oder Smoking zu präsentieren hat. Sie wird damit zu Bannerträgern des Todes. Das undifferenzierte Schwarz, in erbarmungslos schneidender Linie vom Weiß der Hemden abgesetzt, erinnert an die Struwelpeterbilder, auf denen die unartigen Buben in die Tinte getaucht werden. Oder aber: dies Schwarz dünkt immer wieder Reklame für ein Schuhputzmittel zu sein.

Der letzte Eindruck dieser Farbenvermittlung ist der unbarmherzigen Kitsches. Und damit interessiert das Problem von ganz anderer Seite. Scharf gefaßt: es handelt sich hier um eine technische Unvollkommenheit. Und dafür drängt sich unabweisbar das Wort Kitsch auf?

Kitsch war, wiederum auf die künstlerische Technik hin angesehen, die seelenlose Übertragung eines Formprinzips auf einen toten Stoff, der dadurch befähigt werden sollte, vom Tagesbedürfnis ersehnte Eigenschaften vorzutäuschen. Damit ist ein Merkmal gegeben. Die Farbenfläche ohne Lichtleben ist tot. Die seelenlose Übertragung geht hier auf den Namen: Schablone.

Weiter: Kitsch ist gemeinhin Dekadenzerscheinung. Der Kitschier lebte von den Wucherzinsen eines Kapitals, das andere vor ihm geschaffen und gesammelt haben. Hier aber ergäbe sich in den Anfängen eines technischen Verfahrens der Dekadenzeindruck?

Er stellte sich vielleicht nicht ein oder bliebe unerfühlt, besäßen wir nicht durch die Malerei geschulte Augen. Wir sehen zur Zeit mit Künstleraugen auf eine noch unvollkommene Technik. Dabei zeigt sich heut schon ganz deutlich die Gefahr, daß bei einer Vervollkommnung der Technik (vielleicht über die malerische Technik hinaus) wir nicht mehr imstand sein werden, zu gewahren, daß hier Kitsch ist, mit anderen Worten, ein Totes, seelisch Totes — denn das Licht ist die Seele der Farbe — ein Leben vortäuscht.

Aber das Technicolor-Verfahren hat auch einen Vorzug. Es vermittelt einen gewissen plastischen Eindruck. Er gelingt vielfach bis zur Reliefwirkung. Frage ist nur, ob solche „Erlösung von der Fläche" nicht abermals tiefer in den Kitsch hineinführen wird?

E. H.

Der Staat als stiller Teilhaber

Das Buchhändlerbörsenblatt bringt unter Nr. 60:

„An die Verleger!

Welch. Verlagsbuchhändler übernimmt den Verlag eines grundlegenden Werkes zur Philosophie, das in einer, jedem gebildeten Laien verständlichen Weise den Sinn der schelerischen Philosophie (Titel: ‚Geist u. Leben') entwickelt, wenn sich der Verfasser (endgültig angestellter Staatsbeamter) verpflichtet, den Rest der Gesamtauflage, der nach fünf Jahren nicht verkauft ist, vom Verleger zum Buchhändlerbarpreis abzunehmen.

Angebote unter # 649 an die Geschäftsstelle d. B.-V."

L. W.

Digitized by Google

Vagabundiſche Literatur

Von Georg Schwarz (Berlin)

Es mögen einige hunderttauſend Menſchen ſein, die über die Landſtraßen Europas wandern. Sie wurden aus dem Produktionsprozeß herausgeſchleudert und ſind ſo aus harter Notwendigkeit Landſtreicher geworden, oder ſie tragen die ewige Sehnſucht nach der Ferne im Herzen und haben die vagabundiſche Unraſt im Blut.

Allerdings: der eigentliche Vagabund iſt nur der, der aus der Verachtung des bürgerlichen Lebens und innerem motoriſchen Antrieb heraus für ſich allein die Weltprobleme löſt und wandert, weil die Landſtraße die einzige ihm zugängliche Heimat und der Himmel das einzige ſchutzbereite Dach für ihn iſt. Denn: „Von der Weisheit, die auf der Landſtraße und in der Einſamkeit zum Menſchen kommt, läßt ſich der Seßhafte nichts träumen. Und die Kunden ſind die einſamſten Menſchen, immer unterwegs, nie an etwas gebunden, nie mit etwas verbunden. Selten findet ſich ſolche Weisheit zu Worten — dem Außenſtehenden ſchweigt ſie; es braucht ein Treffen von Brüdern, um ſie zu löſen." („Der Kunde", Nr. 1/2, 3. Jahr.)

Die vagabundiſche Sehnſucht lebt in den Werken großer Dichter, die ſelbſt große Vagabunden waren und ſind. François Villon, Walt Whitman, Jack London, Knut Hamſun, Maxim Gorki, Peter Hille, Sinclair Lewis, Alfons Paquet, Heinrich Lerſch und mit ihnen noch viele gehören zur großen, überzeitlichen Bruderſchaft der Vagabunden.

Aber von dieſen Dichtern, deren Werke ſchon zum anerkannten Beſtand der Literatur gehören, ſoll hier nicht geſprochen werden. Uns intereſſieren die Namenloſen, die mit zerriſſenen Sohlen ihre Straße ziehen und aus denen doch der Wille Tat wird, ihr Schickſal zu künden.

Die ſchreibenden Vagabunden haben ſich im „Verlag der Vagabunden" (Sonnenberg, Poſt Stuttgart-Degerloch) und in der Zeitſchrift „Der Kunde" ihre Tribüne geſchaffen. Das Unternehmen gehört der Bruderſchaft der Vagabunden, die auf dem Pfingſtkongreß des vergangenen Jahres zum erſtenmal einer breiteren Öffentlichkeit bekannt wurde.

„Der Kunde" zeigt in ſeinen verſchiedenen Heften ein mehr als intereſſantes Geſicht. Er bringt neben philoſophiſchen Aufſätzen, die einen Einblick in die vagabundiſche Weſenheit vermitteln, ſehr viele Äußerungen dichteriſchen Schaffens. Man findet zum Beiſpiel neben ſarkaſtiſchen Aphorismen über

Gregor Gog

Zeichnung von B. F. Dolbin

die Wohltätigkeit der Menſchheit, Gedichte von ſtarkem lyriſchen Empfinden. Ein Neger-Vagabund ſingt die Tragödie ſeiner Raſſe in aufwühlenden Rhythmen. Vagabundiſche Menſchenkenntnis kriſtalliſiert ſich in Lehrſätzen wie: „Solange Kirchtürme winken, gibt es auch Pfarrherren und ſomit Gelegenheit, ſie auf ihr praktiſches Chriſtentum zu prüfen."

Digitized by Google

Die Hefte bringen auch Graphik; die talentiertesten Arbeiten stammen von Hans Tombrock, von dem gesondert eine Mappe „Vagabunden", die fünfzehn Zeichnungen enthält, erschienen ist.

Eine Zeit- und Streitschrift nennen die Tippelbrüder ihr Blatt. Sie verlangen Anerkennung ihrer Menschenrechte, genau wie jeder Bürger oder Arbeiter mit seßhaften Gewohnheiten. Das Vagabundentum hat auch neben den Dichtern seine Realpolitiker, Diplomaten und Rechtsvertreter, die in einer Fülle von klugen Referaten über die äußere Situation des vagabundischen Menschen berichten.

Das stärkste Talent unter den Autoren des Vagabunden-Verlages ist unzweifelhaft Gregor Gog, den man auch den Vagabunden-Vater nennt. Er hat in einem „Vorspiel zu einer Philosophie der Landstraße" seine ketzerischen Gedanken in aphoristischer Form entwickelt; es sind bissige, geistreiche, kühn-freche, kämpferische Formulierungen. Es ist eine Philosophie des Tatsächlichen, die Konkretisierung des Wesentlichen, und ihr polemischer Gehalt macht sie besonders lesenswert.

„Die Politiker meines Vaterlandes sind am positivsten, wenn sie schlafen", oder „Die meisten Proletarier sind Bürger, die um eine Generation in der Entwicklung zurück sind", oder „Der ‚neue Mensch' — das ist nur ein Hemdenwechsel", sagt Gregor Gog, denn er kennt seine Leute — Freunde und Gegner. Er durchschaut sie wie mit Röntgenstrahlen und präpariert sie mit den scharfen Skalpellen seines Sarkasmus.

„Von unterwegs", „Tagebuchblätter des verlorenen Sohnes" nennt der Vagabunden-Vater eine erkenntnistiefe Schrift, zu der Alfons Paquet ein Vorwort geschrieben hat. Es sind die Aufzeichnungen eines Jahrzehnts, die sich mit sehr vielen Vorgängen dieser Zeit in philosophischer Erfassung auseinandersetzen. Das beste Kapitel dieses inhaltsreichen, schmalen Hefts ist wohl Gregor Gogs Stellungnahme zur Judenfrage, die er eine Epistel für Anti-Semiten und Semiten nennt. Hier heißt eine Sentenz: „So ist das Judentum für die Menschheit das, was das Weib für den Mann ist: der klarste Spiegel ihres ureigensten Ich; ihres ureigensten Ich, in dem das dualistische Allprinzip in synthetischer Einheit lebt."

Außer dem Philosophen hat die Landstraße ihre Sänger. In dem Gedichtband „Die Landstraße zu den Sternen" von Hans Trausil finden sich die Verse eines begnadeten Dichters, der aus blutvollem Erleben schöpft und dessen Worte neu und stark sind, wenn er auch formal keine Experimente macht. Hier kommt die Sprach-Musik wie bei Rilkeschen Reimen zu stärkstem Klingen. Ein Mensch, mit dem tiefen Blick des Einsamen, gestaltet sein Schicksal.

Otto Ziese ist ein mehr gedanklicher Lyriker; sein Buch, das Max Barthel einleitet und das den Titel „Straße, endlose Straße" führt, macht den Leser mit einem Dichter bekannt, der ein großer Verführer der Landstraße ist. Ihm ist die Herrlichkeit ihrer Romantik aufgegangen, er liebt sie mit der Inbrunst des Menschen, der die steinernen Kerker der Mietskasernen in den großen Städten haßt. Die Sehnsucht eines gläubigen Menschen wird hier zum ekstatischen Schrei.

Die „Ballade vom Elend" wird von J. Mikel gesungen. Der vagabundische Mensch hat sicherlich keine Veranlassung, die schönen Dinge des bürgerlichen Daseins zu preisen, solange es Elend auf der Welt gibt. Diese Ballade ist das Heldenlied der Namenlosen in Kerker und Not, ein aufrüttelnder, veristischer Gesang, der dem ans Herz greift, der noch eins in der Brust hat.

Der Rhythmus dieses Dichtwerks packt. Eine der seßhaften Menschen ferne Welt tut sich beim Studium der vagabundischen Literatur auf. Jede Kenntnis vermittelt das Wissen von einer Menschenschicht, die nicht als asozial gewertet werden will (ein Begriff, mit dem die Nichtverstehenden schnell bei der Hand sind), sondern so, wie sie ist; nicht mehr und nicht weniger!

Digitized by Google

Proben und Stücke[1]

Vagabundische Literatur

Unser Weg

Von Otto Ziese

In Pflicht, da sind wir knurrende Gestalten –
Wenn Fäuste formen, dampft im Schädel Haß.
Da sind wir hart, sind wie zerbrechlich Glas
Und zittern ob zertrümmernden Gewalten.

Wenn aber Tag hinwelket wie das Gras,
Wenn Nacht uns birgt in schattenstillen Falten –
Dann dürsten unsere Seelen nach verhallten,
Verblaßten Liedern, die uns Zeit zerfraß.

Dann suchen wir den Weg zum Mutterschoße,
Zum Anfang, der uns schreiend ausgespien,
Und finden, daß wir ihn verloren – –
– – –

Der Heimatlose

Von Hans Trausil

Als etwas stirbt, liegt vor ihm dieser Weg
Ins Weite irgendwo hinein;
Und dann ragt Himmel, und darunter schräg
Ist Abend, Feld und Einsamsein.

Er will nichts mehr. Nur wenn der leise Regen
Grau wie ein Mantel ihn umhüllt,
Fühlt er im Antlitz einen Segen,
Den sanft ein Gott an ihm erfüllt.

So wandert er an Bäumen, Dorf und Stadt
Vorbei durch jede Jahreszeit.
Wer in den Winden seine Heimat hat,
Weiß nur: der Weg vor ihm ist weit.

„Ich bin so geworden . . ."

Von Artur Streiter

Wie du mich hier siehst, so bin ich nun . . . Ich bin ein treuer Mensch. Wenigstens sie, die Menschen sagen, ich sei ein treuer Mensch. Sie wollen mich loben und auszeichnen mit ihrem Wort. Aber es klingt in meinen Ohren wie Tadel; es setzt mich herab. Treu. Dieser Begriff liegt, ja lastet auf meinem Ich und formt, engt, fesselt mich ganz und gar. Für mich ein Makel. Immer haben sie es gesagt – und ich mußte es sein. Es blieb mir nichts anderes übrig als das. Möglich, daß ich es auch stets gewesen bin, so ein treuer Mensch. Sie erwarteten von mir etwas. Sie gaben mir rückhaltlos ihr Vertrauen, und ihr Geheimnis sank in mich und blieb in mir eingeschreint, dauernder und fester denn in Erz. Ich habe alles mit der größten Sicherheit verwaltet und wäre, glaube ich, zugrunde gegangen, wenn ich die mir anvertrauten Pfunde berührt hätte.
Möglich auch, daß mein Wille stets schwächer als der ihre war. Daß sie die Herren meines Ichs, meines Schicksals waren. Möglich, daß ich ihr Knecht, ihr Sklave bin. Daß sie mich ganz in ihrem Willen haben. Gewiß, sie wollen in mir einen treuen Menschen sehen – und ich muß es einfach sein.
Eines unumwunden: Wollt ihr, daß die Menschen je besser sein sollen, als sie sind, so kommt ihnen nicht mit Ansprüchen, nicht mit Forderungen. Forderungen schlagen gewöhnlich in das Gegenteil um. Kommt ihnen mit den Worten: Aber, lieber Freund, was fast all und jeder tun könnte, das kannst doch auch du! Und achtet darauf: er kann es. Jeder kann es. Seht hin: beschwört die Menschen, daß sie Helden, Heroen, makellose Charaktere sind, daß sie Künstler und Heilige sind – und sie sind es auch. Nicht die Aufforderung gut zu sein, wird sie gestalten, sondern die einfache, schlichte aber eindringliche Voraussetzung, daß sie gut sind. Diese einfache, schlichte Voraussetzung, es mit einem guten Kerl zu tun zu haben, ist ja so raffiniert! Diese Schlinge, dieser gordische Knoten ist ja so fesselnd und bindend, so unlöslich fast, daß, ist einer erst einmal gebunden, der Gebundene einfach mitgerissen wird. Da magst du, Mensch, noch solch ein Schuft sein, fängt man dich in diesem Netz, wird dein wahrer Charakter abgewürgt – und du mußt sein, was sie wollen. Und am Ende, mein Freund, bist du es auch. Du gewöhnst dich daran, mein Freund; du denkst, es hat immer so sein müssen. Du stolzierst hinter deinem Gitter, deinen Moralgesetzen, deinen Sittengesetzen und bist ein Tugendbold ohne Maß und Ziel. Du überragst dich zu guter Letzt noch selbst. Selig bist du im Philisterium.
Ach, du zweifelst?
Freund, der du mir über die Schulter guckst, Freund, der du zum Fenster hereingrinst, auf meine Schreibefinger, dich kenne ich – und mich kenne ich auch. Überall bin ja nur ich.
Du lächelst?
Nun ja, meinst du, ich bin etwas anderes als du? Meinst du, ich bin nicht ganz genau dasselbe stinkige Luder, dieses selbe in Menschenhaut genähte Urwild, halb Aasfresser und halb Frauenschänder, wie du, mein Teurer? Glaube nur nicht, ich sei ein Heiliger. Ich bin Jedermann. Und du bist Jedermann. In Wahrheit sind wir ein und dasselbe. Auch wenn ich am Tisch sitze und schreibe und du auf der Landstraße deinen Weg gehst. Ein andermal sitzest du am Tisch und mein ist die Straße. Das alles ist unwesentlich. Schön ist nur, ein ehrlicher Lump zu sein. –
So aber, wie ich bin, bin ich geworden, weil es die Menschen so wollten. Nun sehe ich so aus. In Wirklichkeit bin ich wie du, wie alle sind. Was du jetzt an mir siehst, ist Maskerade. Festgewachsene Maskerade. Festgewachsen ist mir mein Kleid, fester als meine Haut, festgewachsen ist mir die Farbe der Schminke in meinem Gesicht, das nicht das meine ist, festgewachsen der Blick meiner Augen, das Lächeln meines Mundes. Mein Charakter, also das heißt der Charakter eines treuen Menschen, ist mir nach Maß zugeschnitten worden und sitzt nun auf meiner Haut, Freund, festgewachsen. Das bin ich nun ich selber geworden: ein treuer Mensch!
Wie, Freund, du zweifelst noch immer?

[1] Abdruck aus der Zeit- und Streitschrift der Vagabunden „Der Kunde", Sonnenberg, Post Stuttgart-Degerloch. Mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers Gregor Gog.

Digitized by Google

Oh, ich höre gut den Laut deiner Lippen, deinen Zweifel.
Wie festgewachsen — meinst du das?
Ich weiß, du meinst, ich sei wirklich so.
Ach, du hast ja keine Ahnung, wie groß und gewaltig die Macht der Eitelkeit ist.
Du lächelst — noch?
Hm.
Laß dich nur erst von der Liebe packen zu einer Frau, einem Freunde oder zu einer Idee. Nicht, daß sie dir verfallen, du bist ihnen verfallen. Mein Freund, ich weiß ...
Nicht, daß ich eitel bin. Eitel gar, daß ich bin, wie ich geworden bin. Meinen Gönnern und Freunden will ich es sagen, nicht dir. Sie mögen sich entsetzen, nicht du. — Nicht mehr und nicht weniger bin ich, als der gröbste Tierschinder auf der Straße, der liederlichste Hurer im Bordell, der Vatermörder und Landstreicher, auf die sie, meine Gönner und Freunde, verächtlich blicken. Ich werde für einen Idealisten gehalten. Was soll ich tun? Ich bin es.
Idealismus, eine schöne, gute Sache — aber man darf davon nicht nur sprechen, man muß Idealist sein. Wenn einem aber gesagt wird, daß man es ist, dann ist man es eben. Und man bleibt dem Ideal auch treu.
Wäre ich nun eitel oder gar vorsichtig, dann würde ich wenigstens zu meinen Gönnern und Freunden davon schweigen. Du magst ja diese Zeilen, wenn du sie nicht willst, nicht lesen. Aber sie mögen sie lesen, mögen alles lesen, was ich schreibe. Es wird ihnen — und mir — gut tun. Vielleicht, daß sie sich ekeln und den Glauben an mich verlieren. Vielleicht, daß sie mich endlich zufrieden lassen.
Besser ein echter Teufel, als ein falscher Engel —, so variiere ich einen Satz meines Leibpoeten Peter. —
Freund, Untier, wie ich selbst bin, du grinst noch immer?
Sieh einmal: weißes Papier, Tinte, Feder — Menschen schreiben, Bücher werden gedruckt, Menschen lesen. Sollte ich das nicht auch können? Du siehst es. Farben, Stifte, Pinsel, Leinewand sind da, um zu malen. Vincent van Gogh, der edle, armselige Dilettant hat es gekonnt. Kennst du ihn? Ist auch gleichgültig. Wozu Schule, wozu Lernen? Man verdirbt und wird auch so. Am Ende wird man doch derjenige, der man vor sich selber ist. Je mehr Schlacken man hat, je mehr muß man glühen, je mehr falsches Gestein, je mehr muß man gegen sich wettern.
Sich selbst vom Herzen zu schreiben, darin liegt Beginn und Gewinn, Wiedergewinnung seiner selbst.
Mit verschränkten Armen stehst du vor mir, Freund?
Ich zittere fast vor dir. Glaube fast, daß ich wirklich der bin, dessen Maskerade ich trage. Dann würde ich mich doch aber wohl fühlen in diesem Stoff. Ich werde vor mir selbst unsicher.
Was ist denn das?
Bin ich wie Jedermann? Ein Lump, ein Idiot, Tollhäusler, ehrlicher Landstreicher?
Eine gute Seele, ein Idealist?
Bin ich ein treuer Mensch?
Das kommt fast, meinst du, darauf hinaus, daß Gutseinwollen, Gutsein-müssen großgezüchteter Größenwahn ist: besser zu sein, Pharisäer!
Bin ich ein Philister, ein Pharisäer — —?
Der Clown meines Schicksals bin ich am Anfang und am Ende.
Möge es mich vor Landstraße und Irrenhaus nimmermehr behüten!
Wo das Leben seinen wohlerwegenen Sinn verliert, wird es am aktivsten: das Leben selbst ...

Aus dem Tagebuch des verlorenen Sohnes

Von Gregor Gog

Immer wieder erschüttert mich bis ins Mark das ungeheuerliche Geschehen der Abendmahlsszene. Jesus und Judas. Schicksalverhaftet, geheimnisvolle Blutsbrüder seit Anbeginn. Wach und wissend beide, gespannt vor letzter Entscheidung. Judas an der Peripherie des Kreises, stumm, zerfurcht, zusammengeduckt unter der Schwere, der Last des Schicksals, seines Schicksals — einsam wie er, der andere, der Bruder. Unerbittliche Forderung. Wüst wuchten die Gedanken über das einsame Antlitz des Mannes.
Judas kämpft, wehrt sich wild, kämpft. Kämpft seinen letzten Kampf mit dem Schicksal, verbissen, stumm, wie es seine Art ist. Nur ein zerwühltes Antlitz verrät, was in ihm vorgeht.
Da — in einen Augenblick entspannter Stille hinein fällt das Wort:
„Einer unter euch wird mich verraten!"
Und dann:
„Judas, was du tun willst, das tue bald."
Unheimliches, abgründiges Wort. Letzte Tiefen des Menschenherzens sind in ihm begangen und erschlossen.
Er, der sterben muß durch den Verrat des andern, hilft dem Bruder, der nicht will, der seinem Schicksal zu entgehen trachtet.
Weiß man, was das Wort für die Welt bedeutet?
Es bedeutet das Gericht über die Welt!
Man stelle sich einen Pfaffen vor, einen katholischen oder auch evangelischen Pfaffen. Und dann stelle man sich vor, — man stelle sich Judas in der Gesellschaft des Pfaffen vor: Judas, der gezeichnet ist vom Schicksal zu einer unausweichlichen Tat und der sich wehrt ...
Der Pfaffe, satt und träge, eben vom fetten Mahl kommend, nimmt, seinen Bauch stützend, im Korbsessel oder Ledersauteuil Platz. Man sieht ihm an: er denkt nichts. Absolut nichts. Er hofft noch lange zu leben.
„Nun, Mann! Wo fehlt's?"
Und dann kommt das Unausbleibliche: die Moralpauke. Die 10 Gebote werden zitiert, die halbe Bibel, der christliche Katechismus und dazu die gesamte Heilslehre der Kirche für besonders schwere, verstockte Sünder. Mit fetten weichen Fingern langt er, der Schicksallose, nach der Seele des andern, der das Schicksal dieser Welt in seiner Brust trägt. Mit fetten, weichen Fingern ...

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Mensch! Mensch! ahnst du wenigstens, wer dieser Jesus von Nazareth war, der seinem Bruder half, sein Schicksal zu erfüllen, und was für ein Schleimtier solch ein Pfaffe ist!?

In Sizilien

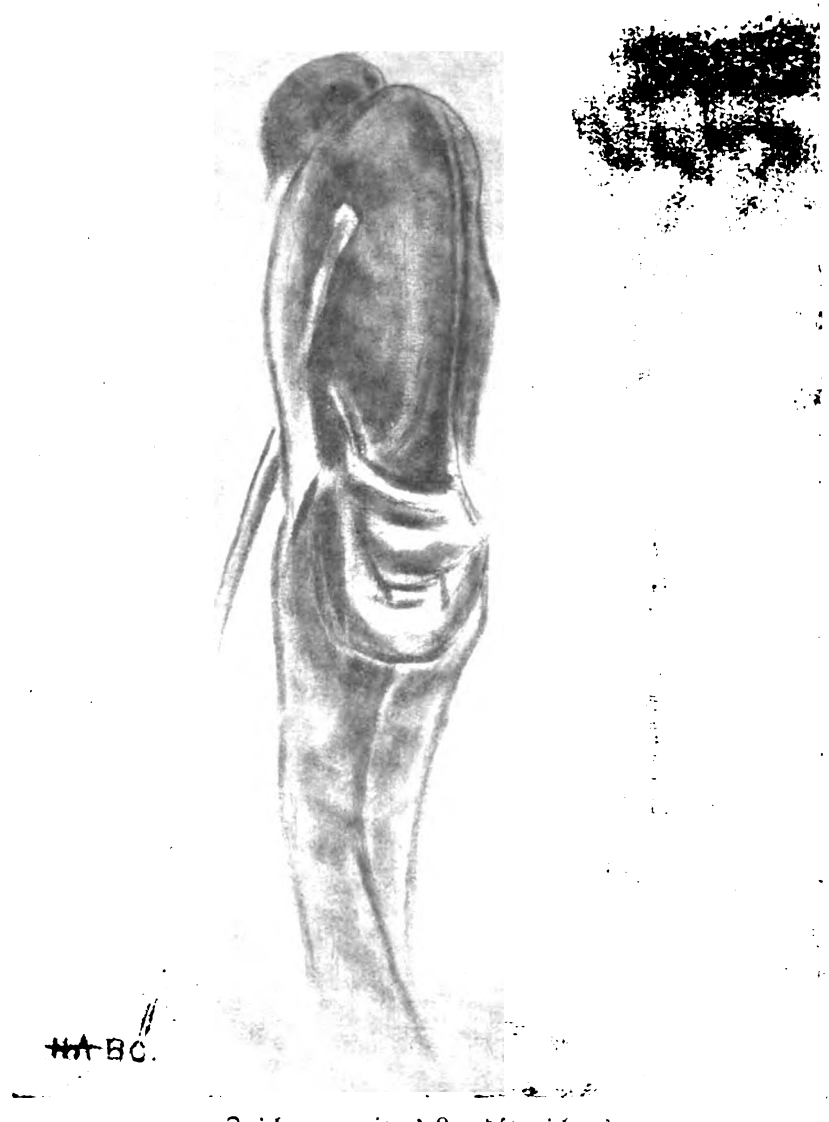
Von J. Mihàly

Liebe Freunde, verzeiht, daß ich heute nur von mir erzählen werde. Aber die Erinnerung hat mir den Kopf umnebelt, ich bin betrunken von dem Abglanz der Sonne, die damals auf mich herabschien, und es gelüstet mich danach, breit und behaglich von den Dingen zu sprechen, die mich zu jener Zeit erfüllten.
Ich bin in Sizilien einmal über einen Hof gegangen und habe mich darüber gewundert, daß es auf diesem alten, staubigen, schmutzigen Hofe so wunderbar duftete, obwohl

Digitized by Google

Zeichnung eines Landſtreichers

Hans Tombrock: Der ewige Bruder. (Aus: „Der Kunde".)



Zeichnung eines Landſtreichers

Hans Bönnighauſen: Auch Einer. (Aus: „Der Kunde".)

Digitized by Google

ein nicht minder schmutziger Esel im Mauerwinkel mit lautem Geschrei den Schwanz hob und etwas fallen ließ, und fette, halbausgezogene Weiber ausdünstend an mir vorbeiwatschelten. Plötzlich sah ich, daß der ganze Hof mit einer zehn bis fünzehn Zentimeter hohen Schicht von Rosinen bedeckt war, Tausenden, Millionen von Rosinen, die an der glühenden Sonne trocknen sollten. Ich begriff, daß das Sizilien war!

Und jede Rosine hatte einen köstlichen Duft. Ich bückte mich und hob eine Handvoll davon auf. Ich lachte laut, und ungewaschen steckte ich das braune Zeug in den Mund. Mir war, als wäre ich nicht mehr ich selbst, sondern ein gestorbener und wiederauferstandener, glücklicher, gereinigter, duftender, rosinenessender, im Paradiese wandelnder Mensch. Meine Haut war mit Öl eingerieben, sie war glatt wie Samt. Ich mußte unter diesem Himmel und in dieser Sonne in einem fort lachen, und ich liebte jeden Menschen, der die Augen zu mir erhob, mit einer hingerissenen und wahrhaften Liebe. Wahrhaftig, ich erkannte alle Menschen in ihrer tiefsten Wurzel. Mit Zärtlichkeit verneigte ich mich vor jedem Bettler. Alten Frauen, die mit Früchten aus dem Lande kamen, half ich die schweren Obstkörbe aufladen und wandte mich noch lange nach ihnen um, weil ich fühlte, daß sie mir nachsahen. Den Fuhrleuten war ich besonders gut gesinnt und hielt mit beiden Händen die feder- und blumengeschmückten Köpfe der Pferde und Maultiere, wenn ihre heißen Nüstern und ausgedörrten Lippen mit einem feuchten Schwamm gewaschen wurden. Selbst die glatzköpfigen und braunkuttigen Mönche liebte ich, die auf rauhen Sandalen durch den Staub schritten und sich von den schönsten kleinen Knaben die Hände küssen ließen. Ich grüßte sie ehrerbietig, als wollte ich ihrer Frömmigkeit meine Achtung bezeigen, und sah einem jeden tief in die Augen. In Wirklichkeit war mein Gruß nichts als Heuchelei; ich war bis zum Bersten angefüllt mit dem übermütigen und verruchten Wunsche, ihre Begierde nach mir und meinem braunen Haar, das sich in der Sonne blähte, anzufachen, denn ich verachtete ihre Enthaltsamkeit.

In jenen Tagen hatte ich eine Abneigung gegen Fleisch und Alkohol. Selbst den sonnenwarmen Chianti trank ich mit Vorsicht. Am liebsten aß ich reife Früchte (in Messina gab es kindskopfgroße Apfelsinen), aber auch Spaghetti, Makkaroni, Risotto und Tomaten, dazu Fische, Krebse und Langusten. Es war angenehm, auf das Fleisch verzichten zu dürfen ohne Sehnsucht nach einem fetten Bissen Hammelfleisch oder einem gebratenen oder gekochten Stück Rind. Die Eingeweide säuberten sich bei dieser einfachen, frommen Nahrung, und es ist nicht ausgeschlossen, daß auch das Innere nach Rosinen duftete.

Es war alles glücklich und selbst das Unglück voller Entrücktheit. Einmal fand ich ein halbtotes Kätzchen in der weißen Staubstraße der Sarazenengräber. Getroffen von der Roheit, die das Tier dem Verdursten preisgab, bückte ich mich und hob es auf, aber ein brauner Schuster, der vor der Ladentür Sohlen zurechtschnitt, sprang auf und verwehrte es mir. Mißmutig ging ich heim. In der Frühe des anderen Tages fand ich einen Henkelkorb auf meiner Türschwelle, und als ich den Deckel abnahm, lag auf dem Boden des Korbes zwischen den blauen Blütentrauben der Glyzinien und verschwenderisch duftenden Rosen jenes Kätzchen, sauber gebürstet und gekräftigt, zum Geschenk.

Ich fing an, an die Kraft der Liebe und an die Güte der Menschen zu glauben, als rechneten Liebe und Güte zu den Selbstverständlichkeiten des Lebens. Mein Uhrglas sprang entzwei, ich trug es zu einem Uhrmacher. Er setzte ein Glas ein und schob mir lachend und kopfschüttelnd das Geld wieder zu, das ich ihm für die Arbeit reichte. Ich lernte es, mich zu verneigen, wenn man mich beschämte. So oft man meinen Stolz beugte, fühlte ich ein Lächeln auf meine Lippen treten. Bald war es nicht mehr nötig, mich zu beschämen; ich lächelte aus Überzeugung, daß die Natur gut und der Mensch, hervorgegangen aus der Natur, ebenfalls gut sei. Damals nahm ich mir vor, nie wieder in den Norden zurückzukehren.

Verzeiht mir, daß ich euch nur Heiteres erzähle, als gäbe es auf der Insel nicht Elend genug, um es der Welt zu klagen. Was soll ich tun, ich war glücklich, und alles, was unversöhnlich schien, verwandelte sich vor meinen Augen und lächelte versöhnt.

Jede Nacht scholl der klagende Gesang der Fischer zu mir herauf, wenn ich, halbträumend auf die Ellenbogen gestützt, durch die Gitterstäbe meines Balkons auf das Meer hinuntersah. Ihre kleinen Boote zogen im Schein der Buglaternen wie winzige Leuchtkäfer um die Felsen. Eines Morgens hatten Männer in der Nähe unserer Badestelle einen Grundhai gefangen. Das gab eine große Aufregung auf dem Marktplatz von Taormina. Wir nahmen uns vor, nie mehr aus dem Bereich der Riffe hinauszuschwimmen. Als jedoch das Wasser in der engen Umklammerung der Halbinsel um die Mittagszeit zu kochen anfing, schwammen wir doch wieder ein Stück ins offene Meer, aber außer einer ertrunkenen Ziege, die bauchoben an mir vorübertrieb, fand ich nichts, das mich sonderlich erschreckt hätte.

Ah, ich hatte eine große Liebe in Taormina. Ich war verliebt, ein süßes Glück war in meinem Herzen. Gott mußte mir gut sein, denn meine Verliebtheit wurde erwidert, mit derselben zarten und neugierigen Leidenschaft, die fremde Rassen miteinander verbindet. Laßt euch erzählen, Freunde, wie meine Geliebte war: in den grauen Felsspalten von Isola bella hauste sie, scheu und flüchtig war sie, zierlich und schön, in hundert und tausend Gestalten war sie verborgen. Die grüne Eidechse war es, die die Berge in Legionen bevölkerte. Eines Tages lag ich ausgestreckt unter den Opuntien betäubt vom Duft der Blumen in der heißen Sonne, das Gesicht an die harte, rissige Kruste der Erde gedrückt. Ich kam aus dem Bade, meine Lippen brannten vom Salz des Meeres; es kam mich die Lust an, meine eigene Haut zu schmecken, ich hob die Arme zum Munde und leckte das Salz von meinen Händen. Plötzlich sah ich die Eidechsen.

Zuerst war es eine. Schmalgliedrig, zartschimmernd trat sie aus der kleinen Mauerspalte in halber Höhe meines Kopfes. Ich erstarrte und deckte mit der erhobenen Hand mein aufsteigendes Lächeln zu. Ein berauschendes Glück erfüllte mich. Grenzenlos war meine Verliebtheit, reich an Wundern, mannigfaltig in ihren Einfällen, göttlich begnadet. Ich senkte die Augenlider vor Ergriffenheit, um mich nicht zu verraten. Die kaum wahrnehmbare Bewegung hatte genügt, um meine scheue Geliebte in eine scherzhafte Flucht zu verjagen. Sie verschwand, ich nahm die Hand vom Mund und ließ sie dicht vor der Maueröffnung in den Staub sinken. Jetzt lag der Handrücken im pulvertrockenen Gras, die Handflächen nach oben, und meine Finger öffneten sich liebeverlangend und Liebe ausstrahlend. „Du!" schmeichelte ich fast unhörbar. „Du, du, du! Liebchen, Liebchen, mein, mein. Komm, komm, komm – !"

Nach einer Weile kam sie. Nicht allein. In dreifacher, zehnfacher Gestalt glitt sie mir entgegen, aus dem Felsspalt drängte sie sich hervor, grünschuppig, blankäugig, schönköpfig, mit bebenden Flanken und züngelnden Zungen, süßneugierig und jungfräulich. Eidechsen!

Digitized by Google

Durch ihre zitternden Körper sah ich das Blut pulsen. Das Herz schlug mir bis zum Halse. Ich fühlte aus meiner geöffneten Hand, aus den Spitzen meiner Finger weiße Lichter schlagen wie Funken aus einem Stein. Meine Haare wurden lebendig, fühlbar ringelten sie sich um meine Stirn, die naß war von Schweiß. Die Tieraugen sahen mich an, starr, beglückend, ungebrochene Spiegel eines versunkenen Paradieses. Es war mir nicht mehr möglich zu sprechen. Ich öffnete die Lippen, aber zu meinem Erstaunen drang nur ein rauhes Schluchzen daraus hervor, das die Eidechsen verscheuchte. Sie kamen wieder. Angezogen von der unbegreiflichen Liebeskraft, die mich durchströmte und zum Tiere machte unter Tieren, zum Stein unter Steinen, zur Pflanze unter Pflanzen, zu einer Macht, die nichts mehr mit den Menschen gemein hatte. Ich wartete demütig mit hingehaltener Hand. Eine junge Eidechse stieß vor und bohrte ihren Kopf zwischen meinen Zeige- und Mittelfinger. Liebreich fuhr ihre gespaltene Zunge in die winzigen Kanäle meiner Haut, sie leckte, gleich mir vorhin, das Meersalz von meinen Fingern, glitt auf und nieder und verharrte endlich reglos, die feinen Füße auf meinen Daumen gestützt, den Kopf erhoben, und starrte mich an. Ich fühlte ihre kühle Schwere, und Freudenschauer durchströmten mich. Nie war ich glücklicher. Unendlich vorsichtig näherte ich die Hand meinen Lippen, doch kaum hatte sie mein Atem gestreift, als sie wie ein zierliches Geschmeide von meiner Hand glitt und unter die Blattgewinde floh.

Freunde, ich spreche die Wahrheit. Es war kein Traum der unbeschreiblichen Mittagsstille, die weit über Isola bella und dem reglos ausgespannten Meere hing. Jeden Tag kam ich wieder, und jeden Tag kamen die Eidechsen, krochen über meine nackten Zehen und duckten sich in meine offengehaltenen Hände. Ich scherzte mit ihnen, und sie neckten mich, unzählige Liebesspiele spielten wir. Ich preßte mein Gesicht dicht an die Erde, schloß die Augen bis zu einem schmalen Spalt, daß ihr Glanz nicht meine Freundinnen verwirre, und sie krochen in unendlicher Neugier bis zu meinen Lippen und flohen erschrocken, wenn ich vor Glück lächelte. Jede Stunde am Tage dachte ich an sie, und in der Nacht, wenn ich unter dem Moskitonetz erwachte und nicht schlafen konnte. Mein Herz war geöffnet. Nach langen Monaten der Qual und der Einsamkeit blühte es auf wie eine Blume.

Laßt mich noch von den Nächten in den Gärten von Taormina erzählen. Ein Stern geht auf; er wirft eine Goldflut über das stille Meer wie der aufgehende Mond, eine breite Bahn. Aber es ist nicht der Mond, es ist ein Stern, der später unter Millionen anderer Sterne am Himmel steht und sanft leuchtet. In den Gassen schließen sich die Basare, die Stimmen der Ausrufer und Eseltreiber verstummen. Die Frauen in ihren bunten Kleidern und herrlich gestickten Schals verlassen die Balkone, Bastmatten fallen über die Fenster und Türen. Es wird still. Hier und da gehen Jünglinge durch die Straßen, lehnen am Geländer des Marktplatzes, plaudern. Ihre Zigaretten glühen durch die Dunkelheit. Hinter den Vorhängen der Kaffeehaustüren klimpern Mandolinen und Guitarren; süßer Duft schwelt aus den Gärten. —

Glaubt nicht, daß mein Herz nur der Liebe der Eidechsen erschlossen ist, es ist voller Untreue und Verschwendungssucht, denn es ist einsam. Ich warte, bis alles im Hause schläft, dann öffne ich das Fenster und springe hinaus, einen gewagten Sprung über eine Felsspalte und wirr wuchernde Kakteen. Ich pfeife leise und breche über die eingesunkene Mauer in fremde Gärten ein, die wie Glieder einer langen Kette ineinandergreifen und endlos sind, Tempel von Blüten. Die Sterne glänzen. Unter uns spannt sich das Meer wie dunkle Seide, die hin und wieder bei einer

Linoleumschnitt eines Landstreichers

Hans Tombrock: Mutter und Kind. (Aus: „Der Kunde".)

Digitized by Google

Berührung des Nachtwindes auftauscht. Wir stehen reglos aneinandergelehnt, lauschen und atmen. Sechs, sieben Nachtigallen schlagen in dem Rosenbusch zu unserer Rechten, ein Chor von Nachtigallen antwortet in den unteren Gärten. Jetzt ziehen die Laternen der Fischerboote um die Felsen, eine Männerstimme singt langgezogen, wohltönend ein Lied, das immer wieder abbricht. Sterne tropfen ins Meer. Es duftet bittersüß aus den geschlossenen Blumenkelchen; manche sind in der Hitze des Tages verwelkt und hängen weit offen, bereit, in vielen dunklen Blättern weich auseinanderzufallen wie überreife Früchte.

Wir sehen uns an. Unsere Augen sind dunkel wie Stein. Wir lieben einander, solange ich durch die Gärten von Taormina gehen werde. Mein Herz schlägt hart vor Freude. Ich zerreibe ein Blumenblatt zwischen den Fingern und streiche den Saft über die Lippen. Dann fallen wir uns zu. Später sitze ich einsam auf der Lehmmauer eines Gartens, und immer, wenn der Fischer dort unten das Lied abbricht, falle ich mit weicher, tiefer Stimme ein. Bei Gott, ich liebe es, in diesen Nächten zu singen; langgezogen singe ich in einer unbekannten Sprache, glücklich und einsam.

Liebe Freunde, ich habe einmal vergessen, daß es Leid gibt und daß wir Menschen die Schuld unserer versäumten Liebe tragen. Ich sah in jedem Menschen meinen Bruder und meine Schwester, und das war der Unterschied zwischen der Liebe zu Kameraden hier im Norden: daß sie mühelos war. Sie quoll überreich und frei wie ein Quell, vorbehaltlos. Nichts hemmte sie. Der Geist war gelöst und wußte nicht, was er zu fürchten hatte. Aus ihm wurde das Lächeln geboren, das alle anderen lächeln macht. Es war schuldlose Liebe.

Jetzt wandere ich im Norden, und wenn ich lächle, ist dieses Lächeln meistens aus der Überwindung geboren. Selten weckt es einen Widerschein.

Zur Problematik der Psychologie

Von Arthur Kahane (Berlin)

Dieses seltsame Frauenzimmer Psychologie hat ein abenteuerliches Schicksal.

Als es sie noch nicht gab, war sie die anonyme Geliebte, die Mätresse der Dichter. Es war ein freies und selbstverständliches Verhältnis, von dem nicht viel Aufhebens gemacht wurde. Wo Amor war, da war auch Psyche, und wer sich das hübsche Kind gern nackt besah, hielt sich noch lange nicht für einen Psychologen und dachte nicht daran, sich etwa gar nach ihr zu benennen. Die Dichter ließen sich von ihr mit den zartesten Stoffen beschenken und benutzten die Stoffe, um nach den hübschen Dingen, die sich hinter den Stoffen versteckten, vorwitzig zu gucken, und schon der göttliche Novellist, der aus Adams Rippe die Figur Evas plastisch gestaltete, wußte ganz genau, was hinter dem Feigenblatt steckte, und lüftete ungalant den Mantel der Frau Potiphar und kannte sich recht vertraut mit Delilas ewig weiblichem Gewerbe aus. Und so blieb es, von dem Nausikaadichter Homer über den Feministen Euripides, den Didokenner Vergil und den Magister der ars amandi Ovid bis zu Goethe und Kleist, dem vom Marquis de Sade bis zu Sacher-Masoch nil humani fremd blieb. Noch manche andere gab es, die schon recht früh und recht raffiniert alle die freudvollen und leidvollen Geheimnisse Psyches betasteten, ohne zu ahnen, daß sie Psychologen seien.

Erst das 19. Jahrhundert entdeckte die Psychologie und setzte sie bewußt auf den legitimen Thron im Reiche der Literatur. Die Dichtkunst identifizierte sich mit ihr. Von jetzt ab begnügte sich Psyche nicht mehr damit, die Dichtung mit Stoffen zu beliefern, sondern sie gab ihr die Form und, aus dem Rhythmus der eigenen Gedanken- und Gefühlsbildung, die Melodie, sie gab ihr die analytischen Methoden und sie gab ihr schließlich den Namen. Das erste, was die Generation der nachnapoleonischen Jünglinge hinter Psyches verschleiertem Bilde erblickten, war das eigene Gesicht. Und so setzt die Seelenkunde mit einer beispiellosen Kunst der Selbstbespiegelung ein. Mit Stendhal, ihrem unerreichten und an seelischem Material unerschöpflichen Meister, und mit den Melancholikern der romantischen Restauration, Chateaubriand, Sainte-Beuve, Sénancourt, Benjamin Constant. Steigert sich noch zu jenem einmaligen grausam schönen Phänomen einer internationalen seelischen Ansteckung der stärksten Begabungen in jenen Dichtern der leidenschaftlichen Zerrissenheit, der genialisch schmerzlichen Weltflucht und Menschenverachtung: Byron und Shelley, Mickiewicz und Slovacki, Puschkin und Lermontoff, Musset und Gautier und Heine, Petöfi und Lenau, und Leopardi. Bis sie sich, allen Subjektivismus abstreifend, in Balzac und Maupassant zu einer völlig objektiven Weltschau, in Dostojewski zur tiefsten Durchleuchtung des andern verwandelt. Wird in Bourget und d'Annunzio, in den Romanen Strindbergs, in Jacobsen und Herman Bang, in den Wienern noch einmal

Digitized by Google

egotistisch, wie Maurice Barrès es theoretisch proklamiert. Und erreicht, in der konsequentesten Durchführung der psychologischen Analyse und, durch die Persönlichkeit des Dichters, schon wieder synthetisch, einen neuen Höhepunkt in Knut Hamsun.

Auf einmal ist's aus mit ihrer Herrlichkeit. Die Expressionisten, junge Leute, die lieber schreien als analysieren, wollen von der Psychologie nichts wissen. Sie wollen Synthese statt der Analyse, den Ausdruck statt der Fülle einzelner Impressionen. Die Psychologie ist ihnen nicht genügend kollektivistisch, nicht allgemein menschlich-O-menschlich genug, Psyche eine Privatangelegenheit, letzten Endes für diese Generation der mit Bewußtsein Harten zu sentimental oder zu spielerisch. Man jagt sie aus dem Tempel. Aus dem Theater, aus den Romanen. Und schmuggelt sie nur ganz heimlich und von hinten herum wieder ein, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, holt sie sich als Kuriosität aus ihren Grenzbezirken, zu Zwekken der Spannung und aus Interesse am Kriminellen.

Es ist schon eine problematische Existenz, die Dame Psychologie führt. Nun ist sie in die Nebenfächer abgeschoben. Die Wissenschaft bemächtigt sich ihrer und macht, mit Laboratoriumsexperimenten und Messungen, selbstherrlich ganz etwas anderes aus ihr. Eine andere Wissenschaft sperrt sie überhaupt ins Unterbewußtsein und verurteilt sie gewissermaßen zu einer reinen oder vielmehr unreinen Unterleibsexistenz. So fristet sie ihr Leben als Zeugin bei Skandalprozessen, von Gerichtssaal zu Gerichtssaal oder bestenfalls als Hilfskraft der Autolenkkunst und der Berufsberatung.

Aber Psyche hat nicht bloß einen Unterleib und ein Unterbewußtsein, sondern auch ein wirkliches Bewußtsein, und man vergißt, daß auch im normalen Menschen (sie bestreiten seine Existenz), also auch in den normalen Stunden des Triebmenschen ein Tagesbewußtsein arbeitet, das nicht bloß von unten her aus den Verdrängungen gespeist und aus den Verdrängungen zu erklären ist und das sich auch mit den psychometrischen Methoden nicht erfassen läßt.

Wenn ein nachdenklicher und hellsichtiger Mensch über die Straße geht und seine Augen aufmacht, um den Leuten in ihre zu sehen, so stellt sich ihm jeder Mensch als eine Häufung psychischer Probleme dar.

Nichts gibt dem Menschen so harte Nüsse zu knacken und so viele Rätsel zu lösen auf wie der Mensch dem Menschen. Aber Rätsel sind dazu da, um gelöst zu werden.

Was denken die Menschen den ganzen langen Tag über?

Was denken die Menschen, wenn sie mit sich allein sind?

Denken sie überhaupt? Denkt jeder?

Denken sie in richtigen langen Gedankengängen, systematisch und logisch aufgebauten? Oder ist es bloß ein flüchtiges Gedankenhüpfen, ohne Übergang, vom Zufall der Eingebung und äußerer Assoziationen regiert?

Denken sie ihre Gedanken konsequent und willentlich zu Ende? Oder lassen sie sich von ihren Gedanken treiben?

Ist das Resultat, bewußt oder unbewußt, schon in ihnen eingebaut und das Denken nur ein Weg zu dem Ziele? Oder suchen sie redlich nach dem Unbekannten?

Ist das alles wirklich individuell? Oder sind die Menschen gerade darin einander viel ähnlicher, die Spannweite zwischen dem Höchsten und dem Niedrigsten viel enger, als sie es eingestehen wollen und als es den Anschein hat, wenn die Unterschiede der Diktionskultur dazu treten?

Der Wortschatz des Menschen ist arm. Ist sein Gedankenreichtum, die Anzahl seiner Denkmöglichkeiten größer?

Kann man denken ohne zu formulieren? Verdrängt nicht, wo man formuliert, Wort und Wortkonvention die Ursprünglichkeit des Gedankens? Und ersetzt nicht dem Wortkargen, Wortarmen ein vages Gedankenfluten, Gedankenflüchten die Wortformulierung? Gibt es überhaupt ein Denken ohne Wortsubstanz?

Ich denke dabei nicht an philosophisches Denken. Ich denke auch, wenn ich von Abstraktion und Verallgemeinerung spreche, noch nicht an philosophisches Denken.

Ist die Verallgemeinerung das Monopol einer höher organisierten Denkstufe? Gibt es nicht für den Einfachsten, für den Stumpfsten Momente im Leben, selten genug, vielleicht nur einen, da er von sich selbst weg, über die Aktualität des Anlasses

Digitized by Google

hinaus, wie zwangsläufig zu einer Verallgemeinerung, wenn auch in der primitivsten Form, gelangt?

Braucht nicht, um mit sich in Verallgemeinerungen denken zu können, manchmal selbst der geistig Höherstehende die Krücke eines fiktiven Gesprächs? Und beweist dies nicht, daß er nicht ganz allein um des Denkens an sich willen, zu dem reinen Zweck eines Denkresultats denkt, sondern mit einer Nebenabsicht, einem Hintergedanken, einer äußeren Wirkung zuliebe, einem Überreden- oder Überzeugenwollen, einem Gescheiterscheinen und Rechtbehalten zuliebe?

Auf dem Katheder, am Schreibtisch, über einem Buch oder gegen ein Buch, im peripatetischen Gespräch zu denken und seine Gedanken zu formulieren ist die schöne Arbeit der Berufsdenker. Aber das einsame und ruhige Denken aus der reinen und zwecklosen Freude am Denken, aus Gedanken in Gedankengängen zu Gedanken, folgerichtig sich abspulend mit der unerbittlichen ehernen Notwendigkeit eines gut gebauten Dramas, dieser schönste, aufregendste und beruhigendste aller geistigen Genüsse, sollte er nicht so allgemein sein wie Atmen? Aber ich glaube, es gibt keinen selteneren.

Der Mann, der in tiefes Nachdenken versunken auf einer Bank sitzt, denkt er wirklich? Oder ist sein scheinbares Nachdenken Gedankenlosigkeit, ein stumpf in der Behaglichkeit des Augenblicks Versinken und Vor-sich-hin-dösen, hie und da unterbrochen von äußeren Eindrücken, die sich willkürlich aneinander reihen? Oder bestenfalls sich locker an ein paar vorhandene Assoziationen anhängen?

Und worüber denken die Leute eigentlich nach, wenn sie nachdenken?

Es ist nicht leicht, es ihnen von der Nasenspitze abzulesen. Man bringt es, mit Begabung und Übung zu einer gewissen Fertigkeit darin, die ungefähren Grenzen der ihnen erreichbaren Begriffsmöglichkeiten intuitiv abzuschätzen — warum sollte die Nasenspitze schwerer entzifferbar sein als die Handschrift, da doch seine Nase dem Menschen näher steht und organischer angewachsen ist als seine Handschrift? Aber die Asmodi-Kunst, den Passanten hinter die Hirnschalen zu gucken, ist noch keinem geglückt, wenn nicht just einer laute Monologe zu halten pflegt, und da bekommt man nie etwas anderes als Zahlen zu hören.

Darf man annehmen, daß die Menschen sich mit sich allein besser und über Besseres unterhalten als mit ihrem Mitmenschen?

Ich habe versucht, im Vorübergehen Gesprächsfetzen aufzufassen. Im Mittelpunkt allgemeinsten Interesses steht der Geld- und Erwerbskompler. Der erotische noch lange nicht. Sondern vorher der Ernährungs- und Küchenkompler, Getränke mitinbegriffen, in allen wissenschaftlichen Details. Dann Rennresultate und Sport überhaupt, dann die übrigen Zeitungsnachrichten, mit besonderer Bevorzugung des prozessualen Teils. Dann (bei Frauen) die Kleider- und Toilettenfragen und die Frage, wie etwas ausschaut. Preise. Reisen (siehe Ernährungskompler!) und Hotelpreise. Dann die Vielheit der menschlichen und nachbarlichen Beziehungen, unter der Einwirkung von Sympathien und Antipathien, zumal letzteren, kurz, was man so mit einem Worte Klatsch nennt. Und schließlich das Erotische (bei den Männern in der Form des Witzes, bei Backfischen als Rendezvous-Bericht, inklusive Kino und Theater).

Darüber sprechen sie. Worüber sie nachdenken? Ich müßte sehr irren, wenn nicht die meisten Gedankengänge so einsetzten: „Eigentlich hätte ich ihm sagen sollen ..." oder: „Na warte, dich lege ich noch herein!" Wenn überhaupt.

Ist nicht das meiste Denken ein Wünschen? Oder ein Erinnern? Ein Hoffen oder Bedauern? Gibt es viele Menschen, die ihr Denken von der Aktualität ihrer momentanen Lage, ihres letzten Erlebnisses, ihres nächsten Zweckes losreißen können? Und wenn sie es bis zur Abstraktion erweitern, in ihre Abstraktion etwas anderes als Verallgemeinerungen ihres Ärgers und ihres Schimpfens? Soweit man der Psychologie der Nasenspitze glauben darf.

Was geht überhaupt in anderen Menschen vor? Für mich ist diese Frage gleichbedeutend mit Menschsein. Ist es möglich, daß es Menschen gibt, die sie sich noch nie gestellt haben?

Ist es möglich, daß Menschen ein Leben lang nebeneinander hinleben können, ohne auch nur das mindeste voneinander zu wissen? Wie sind die Gespräche solcher Menschen? Wie leer müssen ihre Gesten, ihre Handlungen sein, daß nichts von ihrem Wesen sich darin verriet? Oder belauern sie einander mit einem solchen Mißtrauen, daß sie

Digitized by Google

keine andere Sprache mehr zu verstehen vermögen? Wie sind ihre Nächte? Daß nie das Gesicht des einen sich dem andern blitzartig erhellt hat!

Ist es möglich, daß es Menschen gibt, in die nie ein anderer hineingesehen hat? Und kann ein Mensch so leben, daß sich nie einer die Mühe um ihn genommen hat, in ihn hineinzusehen?

Ist dies Stummheit, der nicht der Inhalt, sondern nur die Mitteilung versagt ist? Ist es Stumpfheit oder Kraft der tiefsten Einsamkeit?

Ist der Mensch, wenn er mit sich allein ist, böser oder besser? Läßt man vor sich selbst alle Masken fallen oder nimmt man sich vor sich selbst am meisten zusammen? Oder ist man sich selbst gegenüber am ohnmächtigsten und widerstandslosesten?

Warum ist fast jeder Mensch am besten, reichsten und am meisten er selbst unter vier Augen?

Gibt es nicht für jeden Menschen, auch für den bösesten, den einen, zu dem er gut ist? Ist diese Güte also latent in ihm und wartet nur auf den einen, der sie auslöst, oder ist sie eine Eigenschaft dieses einen, der die Kraft hat, sie auch auf den Bösen zu übertragen?

Was ist das Eigentliche an einem Menschen? Wann kommt es heraus? Im Denken oder in der Tat? Im Alleinsein oder unter vier Augen? In der Liebe oder im Haß. Im Beruf oder im Spiel? Oder erst im Tode?

Hat jeder Mensch ein Eigentliches?

Steckt es nicht bei manchem in der Maske? Und bei anderen in der Vielheit der Masken?

Das sind private Angelegenheiten, sagen die Kollektivisten. Wen betreffen sie nicht, diese privaten Angelegenheiten?

Das ist Literatur, sagt die Wissenschaft hochnäsig. Aber sie vergißt, daß wir fast alles, was wir von der Seele wissen, der Literatur und den Dichtern zu verdanken haben.

Bruno Frank

Von Herbert Günther (Berlin-Lankwitz)

Bruno Franks Werk ragt nicht einsam empor, unvermutet und unvermittelt. Deutschland, „Herzstück des Erdteils, ewiger Mutterschoß der Idee, der Musik und innigster Dichtung", wie er selbst es einmal genannt hat, ist in so sonderlicher, tief beziehungsvoller Weise seine Heimat, daß er, dankbarer und verantwortungsbewußter Erbe des geistigen Vermächtnisses der Vergangenheit, es heute als das Wichtigste zu erachten scheint, still, tapfer und unbeirrbar ein vollendetes Menschentum vorlebend, an seinem Teil ein einiges und gesundes Vaterland mitzubereiten, dessen Name Europa ist: Bruno Frank gehört zur kleinen, erauchten Gemeinschaft der guten Europäer. Es gibt nicht viele Schriftsteller, die, „Feind jeder Phrase und jeder Halbheit", so hell und so fest sind und bei der vollkommensten Aufgeklärtheit so gläubig, wie es nicht viele Menschen gibt, die mit dieser letzten Wahrhaftigkeit jede ihrer Taten, jedes ihrer Worte in Zusammenhang stellen mit einem Grundgedanken, der ihr ganzes Dasein ausmacht. Bei Bruno Frank wird „Gesinnung", der Tod jeder Kunst, bewegender Antrieb, und diese Gesinnung ist die Weisheit des Herzens. „Les grandes pensées viennent du cœur", heißt einer seiner Lieblingssätze.

Frank nennt Turgenjew, in seinem Essay über den russischen Dichter, einen „humanen Gentleman" und fährt fort: „Das Wort mag bescheiden klingen, aber sein Begriff umschließt doch sehr Vieles. Es ist ein Begriff des 19. Jahrhunderts, und das neue, das unsere, scheint wenig disponiert, um mit irgendeiner Nation den Typus noch hervorzubringen, den Turgenjew klassisch darstellt, diese Verbindung von warmer, mitleidsvoller Menschlichkeit, hoher künstlerischer Kultur und aristokratischer Weltgerechtigkeit." Bruno Frank aber verkörpert ihn selbst, und wir möchten nicht absehen, ob dieser Typus, vorübergehend altmodisch, nicht vielleicht im neuen Europa neue Modernität erlangt. Denn: „Humanität ist kein leeres Wort. Wahr sein, einfach sein, milden Herzens sein, heiter und gelassen bleiben in Leiden und Gefahr, das Leben lieben und den Tod nicht fürchten, dem Geiste dienen und an Geister nicht glauben — es ist ja nichts Besseres gelehrt worden, seitdem diese Erde sich dreht." Dies ist der Wesenskern von Bruno Frank: Klarheit des Sehens, Güte des Verstehens

Digitized by Google

und ein unablässiges Streben nach reinerem, reicherem, adligerem Menschentum. Es dünkt uns nötig, seine Lauterkeit zu bezeugen, seitdem hierzulande allzusehr die Unsitte wütet, sie jedem Erfolgreichen schlechtweg abzusprechen.

Bruno Franks Werk türmt sich seltsam empor, immer gewichtiger und dabei immer schwebender, leichter. Man kennt einen Roman von ihm, eine Novelle. Jeder kennt ein Theaterstück, — nur wenige ermessen seine Leistung ganz, die Leistung dieser 25 Bände. Daß er, einer der meistgespielten Bühnenautoren, nicht viel mehr gelesen wird, als es geschieht, läßt sich nur mit der Vorliebe des Publikums für jene Welt erklären, die er verabscheut und meidet: die „Unterwelt", das Dunkle, Unflüssige, Mystisch-Trübe, bei dessen schauererregender Fremdheit man sich fast schon wohlig zu Hause fühlt. Frank ist zu unverkennbar klug, um für den Durchschnittsgeschmack so schlicht sein zu dürfen, und das macht ihn, den mühelos Zugänglichen, unbequem und verdächtig. Er müßte schwieriger sein, schwulstiger und unverständlicher, — Anmut schätzen wir nur an jenen Völkern, bei denen er die seine geschult hat. Seine Schöpfungen aber sind rund, makellos, durchsichtig wie Kugeln aus Glas und Kristall, die man auf die Hand nehmen kann und von allen Seiten betrachten.

Auch Frank begann mit Lyrik; achtzehnjährig, früh wie es die Vorkriegszeit liebte, stellt er sich mit einem Versbändchen vor. Schon diese frühesten Versuche sind eigenwachsen, sparsam, stark. Sie sind frei von Sentimentalität, Eitelkeit, Pose, — also keine üblichen Jugendgedichte. Sie sind scheu und keusch. Und wie seine Lyrik abseitig war in Zeiten naturalistischer Programmdichtung und artistischer Formspielerei, so blieb sie es in der Hochflut ekstatischer Verzerrung und in der Mode nüchterner Aussage. Sie besitzt Farbe, Klang und Wärme und sie besitzt Strenge und Zucht. Besitzt die seltene Einheit von Feinheit und Kraft. Franks Gedichte sind einfach, ohne dürftig zu sein, kunstvoll, ohne gekünstelt zu sein. Sie sind nicht unverständig grüblerisch, sondern einsichtig ernst. Sie sind nicht flach vergnügt, sondern weise heiter. Gedankenvoll, besinnlich. Verhalten im Schmerz, gebändigt im Lachen. Männlich, zart und herb zugleich. Wenn man einmal an die Durchmusterung der letzten dreißig Jahre gehen wird, oder wenn der Tag kommt, da man wieder nach der heiligen Wes des Gedichtes verlangt, dann entdeckt, wir zweifel nicht daran, eine staunende Nachwelt einen hre schen Dichter, von dem seine Mitwelt nichts ahnte. Eine vorläufige Auswahl seiner reifen Gedichte bis 1919 bringt der Band „Die Kelter".

Es ist ein Kennzeichen für Bruno Frank, daß er in allen drei Gattungen müht und in allen fa gleichermaßen glücklich. Seine Novellen haben beinahe alle denselben Gegenstand: die Liebe zu den Unterdrückten, den Gefangenen, den Tieren. Wir nennen nur: „Das Böse", „Bigram", „Der Papagei", „Frau Ethel Redgrave". Dazu das sehr virtuose „Abenteuer in Venedig" oder eine spätere ungemein liebenswürdige Erzählung: „Kopf muß sein". Den Dichter leitet ein heimliches Bewußtsein von der Gesetzmäßigkeit aller Dinge, es gibt für ihn weder Zufall noch blind wütendes Schicksal, wohl aber gibt es, schlimmer als die Trübheit des Herzens, Bösartigkeit, und sie ist ihm brennende Scham. Ihm, dem leidenschaftlich Mißvollen, bedeutet jede Leidenschaft Neigung zur Unterwelt, deren Personifizierung ihm die Gewissenlosigkeit ist. In der Novelle „Der Goldene" gibt ein Käfer dem Gefangenen die einzige Lebensfreude, bis Brutalität und Bosheit ihn auch dieses Trostes beraubt, und „was da geschehen ist, das ist kein großes Ereignis. Aber dieses Ereignis bedeutet alles, was auf der Erde hassenswert ist, verachtenswert, vertilgenswert. Niemals ist auf Erden etwas Geringeres, Unbedeutenderes geschehen und niemals etwas Größeres und Böseres und Schauerlicheres". Schopenhauer, ein Hausheiliger Bruno Franks, die dunkle, köstliche Perle im Stirnband der Weisheit, wie er ihn genannt hat, findet hier einen späten Schüler und Nachfahren im Blut.

Franks novellistischer Stil hat sich verfeinert, geändert hat er sich nicht. Der Ton dieses ganz persönlichen Erzählers ist: vornehm und dringlich, gefühlvoll und weltmännisch zugleich. Immer duftig, nie sentimental. Sehr bewegt, sehr geformt und ganz echt.

Die „Tage des Königs" sind ein Höhepunkt seiner novellistischen Kunst, ein Höhepunkt seines Schaffens. In ihnen erreicht er eine äußerste Verdichtung, und die Sprache ist so kunstvoll, so gemeistert, daß sie schon wieder wie von selber fließt, daß sie natür-

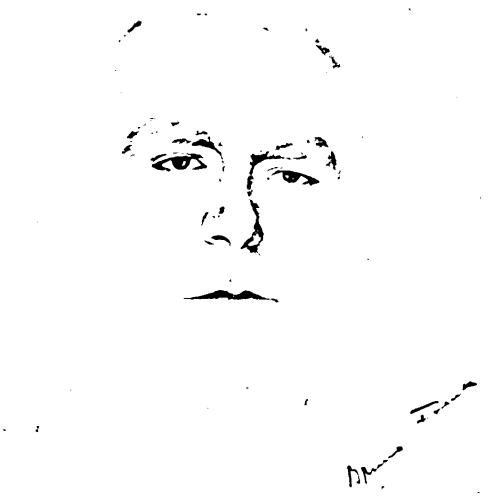
Digitized by Google

gegeben wirkt. Friedrich, den großen König aber, der ihm „die reizvollste Figur der ganzen neueren Geschichte" ist, dessen Briefe und Schriften er in einer vorbildlichen Auswahl herausgegeben hat, entheldet, entpathetisiert er, wie es vor ihm noch Keiner getan. Und je mehr er ihn vom Sockel hebt, desto höher steht er über der Erde. Wenn diese Dichtungen schon jetzt in die Schullesebücher eingegangen sind, so hat die Jugend nicht nur für ein großes zeitgenössisches Kunstwerk zu danken, sondern für die unmittelbarste, erschütterndste Bekanntschaft mit jenem erhabenen und unheimlichen Wesen überhaupt, das wir Friedrich II. nennen.

Der Roman „Nachtwache" ist ein sehr früher Versuch in der großen epischen Gattung, ist nicht viel anderes als ein weitendes Sicheinfühlen in die Buntheit dieser Welt und die Mannigfaltigkeit seiner Bewohner. Nach dieser psychologischen Übung ist dem zweiten Roman: „Die Fürstin" Richtigkeit, Rundheit der Charakterisierung und der Milieuschilderung sicher, nur bleibt die Form im Tieferen noch unfertig: nicht das Schicksal des Helden ist sein Gegenstand, sondern sein Wesen, „ungemessen zu dienen", und so ergibt sich kein Weltbild.

„Die Fürstin" entsteht, während Frank sie niederschreibt, „Trenck" ist fertig, bevor er die erste Zeile beginnt. „Trenck", der dritte und vorläufig letzte Roman, ist restlos gelungen. Er ist geboren aus einem großen musikalischen Vorgefühl, das unbewußt schafft, das Ganze und das Einzelne, und das Gewähr gibt für die stilistische Einheit. „Die Fürstin" ist kompakt, „Trenck" ist intensiv. Ist organisch. Der Fortschritt ist ungeheuer: ganz neue Wirkungsmomente ergänzen die größere Geschmeidigkeit der Sprache, prägnanteste Formulierungen, Bilder, Vergleiche, Antithesen, Parallelismen, eine feine Ironie. Kapitelschluß und Kapitelanfang werden jedesmal zu kleinen Meisterleistungen ziseliert; nur eine geräumige Spezialuntersuchung könnte einen Begriff geben von dem Reichtum dieser Formenwelt. Doch „Trenck" ist nicht nur Form. „Trenck" ist auch Stoff. „Trenck" ist „der Roman eines Günstlings", aber er ist der Roman eines Menschen, der mehr war als andere Günstlinge. Und der Roman eines Königs, der mehr war als andere Könige. „Trenck" ist der Roman des Abendlandes während einer seiner gewaltigsten Epochen.

Thomas Mann spricht am Ende seiner „Pariser Rechenschaft" von der „Krise, in der sich der Roman als Form heute für unser aller Gefühl befindet", spricht von „jener Auflösung ins Geistige", gegen die Wassermann mit dem Wort von der „Entfabelung" Einspruch erhoben habe. Gewiß, „die Frage, ob der Roman alten Stils heute noch möglich ist, wird nicht aufhören, die Produktion versuchend zu beunruhigen", aber auch hier, im „Trenck", haben wir noch „echte Romanhaftigkeit", echte „Gabe des Fabulierens".



Bruno Frank
Porträtzeichnung von Olaf Gulbranssen

Drei Dramen sind Variationen eines Themas: Liebe aus Mitleid. „Es gibt nur eine wirkliche Wohltat, die wir an Frauen üben können. Das ist Liebe," und Rudolf, der Fremde in „Die Schwestern und der Fremde", „der menschenfreundlichste Mann auf der Erde" beglückt die eine Schwester bis zu ihrem Tode durch edelsten Betrug, der andern aber, da sie ihn begehrt, muß er gestehen: „Ich kann gar nicht lieben. Zartheit, Verstehen, mit Verzweiflung suche ich sie zu üben, aus Drang, mein Dasein zu rechtfertigen. Was ich tue, geschieht, um mir zu helfen, aus Gewissensnot und eitler Lust, und ach, darum helf ich mir nicht!" Neben der Schönheit der Idee ist es die traurigfrohe Stimmung, die uns einfängt: die Menschen möchten tanzen und sich glücklich machen und gehen

Digitized by Google

doch gebeugt. Dieses Schauspiel ist, ohne undramatisch zu sein, kein Drama; es ist novellistisch in Stoff und Gestaltung. Aber als Dichtung ist es, Hymnus und Elegie auf das gute Herz, Franks schönste Bühnenschöpfung bis „Zwölftausend". — Die „Trösterin", die glückliche Gattin eines Prachtkerls von Menschen und Arzt, gibt sich dem alternden Malerfreund hin, der den Trost auch endlich einmal besitzen will, „einmal ehe die Dunkelheit kommt, das einzige Mal für alle Ewigkeit" und zu ihrem Manne sagt sie: „Kannst du mir glauben, daß es in mir geradeso aussieht wie vor alledem?" — „Das Weib auf dem Tiere", eine ganz große Trösterin, „die Geliebte einer ganzen Stadt", „die Freude einer ganzen Stadt", „die Schande einer ganzen Stadt", will sterben, nicht aus Schuldgefühl, sondern aus „Ekel und Überdruß", als der einzige Mann, den sie geliebt hat, sich als ein Schuft erweist: Zuhälter einer öffentlichen Frau, die keine Dirne war. Dies Drama übrigens, nichts als eine einzige Schwurgerichtsverhandlung, ist prachtvoll in der Kraft seiner szenischen Konzentration.

Der frühesten Bühnenarbeit: „Die treue Magd", einer Komödie mit mancherlei Unglaubwürdigkeit, schließen sich zwei weitere Nebenwerke an: „Henne im Korb", ein unbedenkliches Lustspiel voll von der Situationskomik aller Verkleidungsstücke und eine Verulkung überweltlichen Unfugs dazu, und die Burleske: „Bibikoff". Auch die „Perlenkomödie", die auf „Zwölftausend" folgte, ist leichte Ware, aber sie will nichts weiter sein als Brot fürs Theater, und die Anspruchslosigkeit, mit der Frank, der treffliche Übersetzer französischer Komödien, solcherlei Erzeugnisse anbietet, sollte eigentlich auch die ewig Unzufriedenen versöhnen, die im Schwall des Langweilig-Bedeutsamen so oft nach der Grazie flotten und behenden Spiels verlangen und sie, plötzlich feierlich geworden, stets verdammen, wenn sie, von einem deutschen Autor, versteht sich, einmal erreicht wird.

„Zwölftausend" ist ein vorläufiges Ziel. Es hat Rollen, es hat Situationen. Es hat Handlung, es hat Entwicklung. Es hat eine Idee. Wieder die Idee der Humanität: Piderit, der seine zwölftausend Landesbrüder vor dem schmählichen Verkauf durch ihren Landesherrn bewahrt, ruft aus: „Wer sich auflehnt, gegen Gewalt und Menschenverletzung, der übt ein Recht." Und es hat eine Sprache für die Idee. Einen Dialog, dessen Fülle, Gedrängtheit und Schmelz kaum einer der Mitschaffenden erreicht. Diese Sprache sagt kein Wort zu wenig und keins zuviel, und so tritt denn der seltene Fall ein, daß bei den Aufführungen nie auch nur ein einziger Satz gestrichen zu werden braucht. Und knapp und straff wie die Sprache ist der Bau, frei von Episoden und Rankenwerk. „Zwölftausend" wird der Zukunft für die zeitgenössische Bemühung um das historische Drama so wesentlich sein wie „Trenck" für die um den historischen Roman.

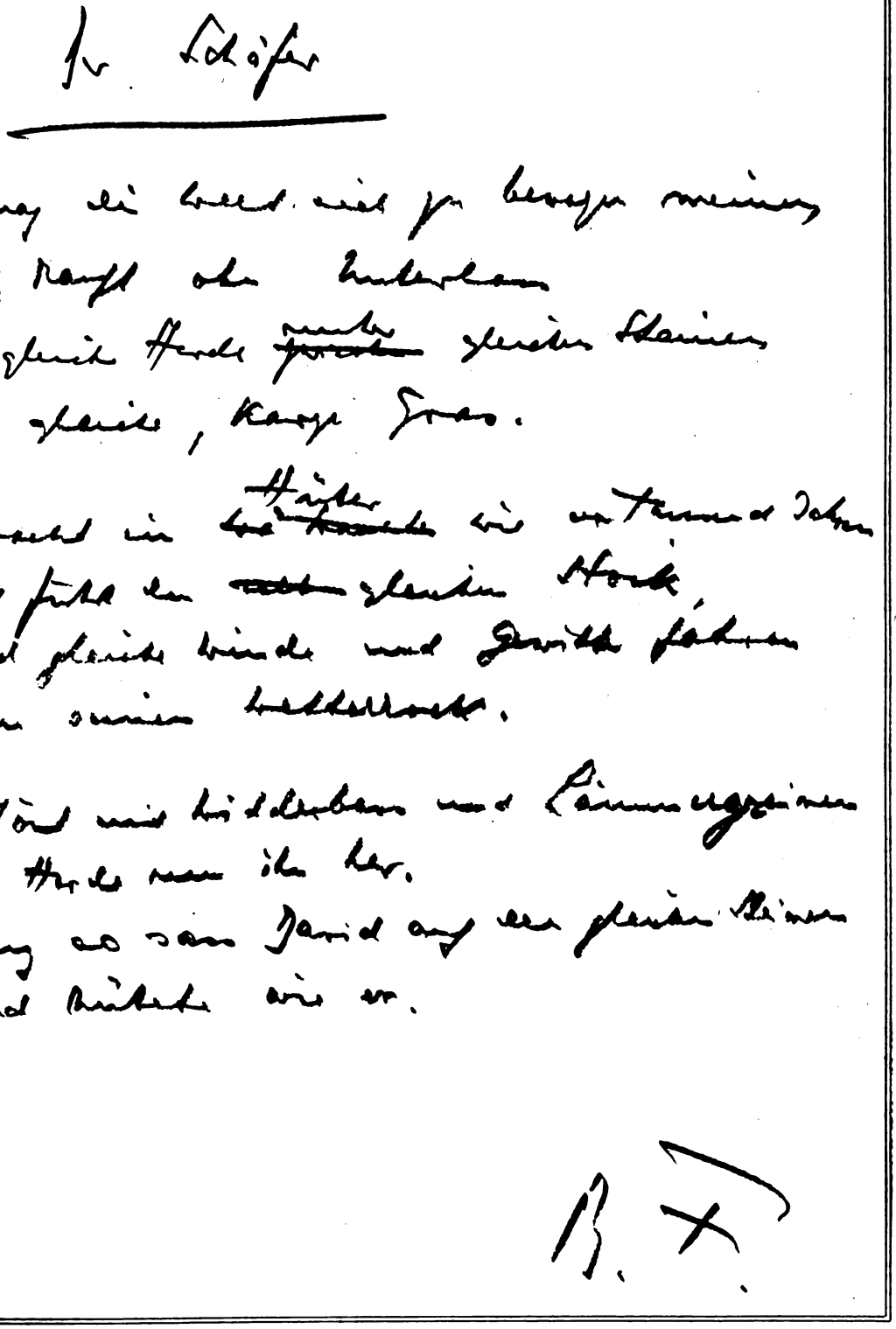
Der Ertrag der letzten beiden Jahre nun ist schmal an Umfang, aber um so bedeutsamer: die „Politische Novelle" und „Der Magier".

Christian Morgenstern notiert 1912: „Man kann an Völkern und Vaterländern auf mancherlei Weise bauen," — Frank baut durch die erste dichterische und dichterisch vollendetste Darstellung unserer europäischen Situation. Von der „Politischen Novelle" gilt genau das, was Bruno Frank von Turgenjews Meisterroman „Väter und Söhne" sagt: „Es ist die Selbstbesinnung eines historischen Momentes. Gleichzeitig aber, und dies macht den Fall groß und beinah einzig, ist es ein tendenzloses und reines Werk." Der Stoff der „Politischen Novelle": Erdball 1930 in nuce wartete ja auf Bruno Frank, der wie kaum ein anderer voraus-ahnt, daß das Erbgut unserer Kultur nur durch den Geist des Vertrauens und der Vernunft vor der Vernichtung durch die anbrandenden Mächte des amerikanischen Westens, Asiens und Afrikas zu bewahren ist. An diesem Stoff mußte sich der Dichter bewähren wie an keinem zweiten, und das fast utopische Unterfangen, das gewaltige Ausmaß des Geschehens auf den wenigen Seiten einer Novelle zu fassen und zu deuten, gelang. Frank verbindet die Unerbittlichkeit seiner Schau, die Macht der Komposition und die Treffsicherheit seiner Symbole mit einer Melodik des Vortrags, die schlechthin bezaubert. Diese kleine Schöpfung ist in dem schönsten, dem bündigsten und dem verführerischsten Deutsch geschrieben, das sich denken läßt. Dem hellen Willen seines Gedankens erschließt sich eine Sprache, deren Reiz und Wohllaut, alles Fleißes, selbst aller Arbeit ungeachtet, Begnadung ist. Vor dieser Sprache muß der Feind

Digitized by Google

Eine Manuskriptseite von Bruno Frank

(Originalgröße)



des Superlativs seinen Widerstand aufgeben und, Kritik ist Liebe, bekennen, was sich hier ereignete. Schilderungen wie das Abendessen des deutschen und französischen Ministers und jener Frau Grandin, deren Mann „gleich im Anfang gestorben" ist, an der arkadischen Küste dort, in einem einfachen Gasthaus Südfrankreichs, werden immer bleiben.

Auch „Der Magier" gestaltet wieder Sein und Sinn einer lebenden historischen Persönlichkeit, diesmal des großen Theatermannes unserer Epoche. Seine Erscheinung hat in dieser gehaltlich wie sprachlich kostbaren Dichtung etwas Magisches, Transparentes, und dahinter leuchtet etwas auf, das nicht von dieser Welt ist. Ein so klarer, geistiger und unekstatischer Dichter wie Bruno Frank hilft mit an der Erschaffung neuer legendärer Erscheinungen, mythischer Persönlichkeiten wie sie unsere kalte, intellektualisierte Zeit der Reportage und des Journalismus so dringend nötig hat, — es scheint mir ein bedeutsames Symptom. Der Geist wehrt sich gegen den Ungeist der Nur-Intellektuellen, die ihn gepachtet zu haben glauben, durch — die Seele. Und wieder erweist Frank die tiefe, unlösbare Einheit seines Schaffens: des „politischen" und des seelischen, die sich durch gar nichts unterscheiden als durch ihre Namen.

Ans Ende aber möchte ich einen Satz stellen, den Bruno Frank in einer Kritik über einen Gegenwartsroman schrieb und möchte ihn auf sein eigenes und sein ganzes Werk beziehen: „Ich weiß nicht recht, wie der Mensch beschaffen sein müßte, der von einer solchen Dichtung nicht auf dem einen oder dem anderen Wege beschenkt würde. Sie ist, wie nach dem schönen alten Ausdruck jedes bedeutende Werk, ein hunderttoriges Theben." (Bruno Franks Werke sind mit Ausnahme der „Fürstin" [Phaidon-Verlag, Wien] bei Ernst Rowohlt, Berlin, erschienen.)

Kleine Autobiographie

Bruno Frank

kam im Jahre 1887 zur Welt und war, wie er sich deutlich zu erinnern glaubt, ein unausstehliches Kind. Er wurde auch, woran er gern zurückdenkt, frühzeitig wegen Unbotmäßigkeit aus seinem Gymnasium hinausgeworfen, kam auf eine Landschule nach Thüringen, maturierte aber dennoch auf Klassisch, wobei er dank einer Art von partiellem Schwachsinn leider genötigt war, in den mathematischen Fächern leere weiße Bogen abzuliefern. Er studierte dann an mehreren Universitäten Jurisprudenz, seinem wundervollen Vater zuliebe mit heiligem Eifer, aber mit äußerst geringer Begabung.

Nachdem er eines Tages in Tübingen philosophisch promoviert hatte, begann er hin und her zu reisen und verweilte mit vieler Freude besonders in Frankreich, Italien und Spanien.

Während er so im Buch der Welt studierte, hielt er an einem Prinzip fest, dem er manche Förderung verdankt: er ließ nirgendwo und unter gar keinen noch so wirren Verhältnissen einen Tag vorbeigehn, von dem er nicht drei Stunden der Lektüre gewidmet hätte.

Der Krieg brachte ihn nach Flandern und Polen. Er kam krank zurück und verlebte acht Jahre ziemlich allein auf dem Lande in Oberbayern. Sein vertrautester Umgang in dieser Zeit waren seine drei kleinen schwarzen Pudel, auf deren Verstand und Charakter er große Stücke hält. Seit dem Jahre 1924 aber hat er es doch noch viel besser. Damals hat er sich verheiratet, mit einer Frau, deren Klugheit und menschliche Herrlichkeit er leider öffentlich nicht hinreichend preisen darf, obgleich er es möchte. Er lebt jetzt in München mit ihr; sie ist die Tochter von Fritzi Massary.

Bruno Franks ethischer und literarischer Geschmack ist ziemlich altmodisch. Er ist kein Faschist und kein Chiliast, kein Macht-Fanatiker und kein Chaosgläubiger, alles steile und laute Getue in der Kunst langweilt ihn unaussprechlich, und sollte er ein Lebensideal für sich aufstellen, so wäre es der Typus des „humanen Gentleman", wie ihn unter den Schriftstellern des 19. Jahrhunderts etwa Turgenjew verkörpert. Seine privaten Hausgötter sind im übrigen Schopenhauer, Flaubert und, unter den Lebenden, Thomas Mann.

Um auch von seinen eigenen Arbeiten ein Wörtchen zu sagen, so hat er öfters versucht, die Bühne

Digitized by Google

zu erobern, was ihm mehrmals mit Recht mißglückt ist. Sein bestes Stück unter den älteren war das Schauspiel „Die Schwestern und der Fremde", sein meistgespieltes heißt „Zwölftausend". Seine erzählenden Bücher gefallen ihm selber eigentlich besser: so der Roman „Trenck", der Zyklus „Tage des Königs", der das Alter Friedrichs von Preußen gestaltet, die „Politische Novelle" und am besten selbstverständlich das neueste Produkt, eine kleine Geschichte mit Namen „Der Magier".
Aber auch da ist das „Gefallen" wahrhaftig sehr relativ. Er wird mit jedem Tag demütiger, wenn er seine Arbeit mit dem Werk eines Meisters vergleicht, und jeden Tag hochmütiger, wenn er auf das eitle, dumme und neidische Gelärm der Herren Nicht-Meister hinhört. Von der Schnellvergänglichkeit seiner Produktion ist er als ein vernünftiger Mann überzeugt, kann aber darin nichts Tragisches finden. Die gelegentliche Illusion des Gelingens war schön und jedenfalls hätte er auf dieser Welt ja doch zu nichts Besserem getaugt. Wenn er das Hohe nicht hervorzubringen vermag, so hat er doch den einen oder andern Leser vielleicht an etwas Hohes denken machen. Das muß ihm genug sein.

Renée und Rainer

Von Anselma Heine (Berlin)

Ina Seidel ist zuerst als Lyrikerin berühmt geworden. Und wenn Lyrik ist: „ein Aussagen über eigene Seelenzustände", so muß man als solche auch ihre Romane und Novellen bezeichnen.
Auch die vorliegende Erzählung „Renée und Rainer",[1] trotzdem sie weder in Ich-Form geschrieben ist, noch persönliche Gefühle äußert, verrät das Wesen und Denken der Autorin; es leuchtet sanft und andachtfordernd durch das ganze Buch, wie der Mond, selbst wenn er uns verdeckt ist, der ganzen Landschaft Helligkeit und Glänzen gibt.
Und wenn ich dieses Bild brauche, möchte ich damit zugleich das zauberische Schimmern andeuten; das romantisch Wundersame, das sich aus diesem schmalen Buch über uns ergießt und uns in Feiertag eintaucht.
Liest man freilich die ersten Seiten, die uns in geschickter Regie sofort die vier Personen vorführen, um deren Schicksale es in der nachfolgenden Erzählung geht, so haben wir fast den Eindruck von etwas Lustspielmäßigem. Aufgereiht wie Zinnsoldaten gehen sie an uns vorbei und stellen in ihrer Anordnung ein Symbol ihres Verhältnisses zueinander dar.
Die Szene begibt sich in einem münchner Café. Eine dunkel gekleidete, nicht mehr junge Frau beobachtet von ihrem Tischchen aus den trostlosen Ausdruck im Gesicht eines ihr fremden jungen Mädchens. Und da es plötzlich, als habe es einen Entschluß gefaßt, vom Stuhl aufsteht und das Café verläßt, folgt sie ihr in Teilnahme und geht hinter ihr her durch die Straßen. Der Frau wieder folgt ein blonder junger Mensch, von dem wir später erfahren, er sei ihr Sohn. Und dem wieder geht ein Weißhaariger nach mit edeln Zügen, den die meisten Anwesenden als Berühmtheit kennen; über dessen Namen und Bedeutung aber im Buch nicht berichtet wird.
So ziehen sie einer hinter dem anderen, stumm, durch die nächtlichen Straßen.
Das könnte fast humoristisch wirken, wäre nicht die wundervoll erlesene Sprache der Verfasserin, die auch, wo sie klug Weltläufiges zu schildern hat oder materielle Zustände, doch ihren Klang wie von Kirchenglocken und ihren Tiefsinn behält. Sie hebt uns unablässig in höhere Regionen.
Mittelpunkt der Erzählung ist die merkwürdige Frau, die Muriel genannt wird. Sie, die „von einer Vollkommenheit in die andere geglitten ist", beherrscht und leitet ihre Umgebung mit unwiderstehlicher Gewalt. Etwas Magisches strömt von ihr aus. Wer sie liebt, ist der klugen reifen Frau unbedingt hörig. Sie selbst aber empfindet ihre Macht dem geliebten Sohne gegenüber als Gefahr, als Hindernis für seine Entwicklung zum selbständigen Menschen. Seine Abhängigkeit von ihr erschreckt sie. Und sie hat beschlossen, ihn auf Jahre aus ihrer Nähe zu verbannen.

[1] Renée und Rainer. Erzählung. Von Ina Seidel. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 193 S. Geb. M. 5,50.

Digitized by Google

Sie selbst leidet bitter unter der Trennung, die der junge Rainer immer von neuem abzukürzen sucht. Muriel hat nun in Renée, der jungen Fremden, das Mädchen gefunden, das sie sich für Rainers Vervollkommnung wünscht. Und sie nimmt die Zwanzigjährige kurzerhand zu sich. Sie will Renée für den Sohn bewahren und durch deren warme, starke Art, die sie ganz mit ihrer eigenen zu durchtränken weiß, Rainer von seiner fast krankhaften Sehnsucht nach der Mutter erlösen.

Das Problem hat nichts gemein mit dem Verhalten sich opfernder Mütter, wie sie in Frauenromanen so oft verherrlicht werden. Muriel ist ein allzu starkes, in sich selbst geschlossenes Wesen, um nach Theorien und Prinzipien zu leben oder gar sich selber um der Kinder willen aufzugeben. Auch jetzt noch, da sie sich dem Alter nähert, ist sie, trotz aller Gelehrsamkeit, ein durchaus naturhaftes Wesen geblieben; steht mitten im Leben; nicht immer nur über ihm. Immerhin erinnert Richtung und Thema an die Bemühungen des Wilhelm-Meister-Kreises, durch Lehren und wohl auch orakelhafte Weisheitssprüche den noch irrend Wandernden zu fördern.

„Renée und Rainer" gehört im Grunde zu der Klasse der Erziehungsromane, wie das 18. Jahrhundert sie liebte.

Und ist dennoch durchpulst von Gegenwart. Wir lesen von Autos und Großstädten, von Hotelkomfort, Gepäckscheinen, letzten Errungenschaften von Wissenschaft und Technik. Nur die Forderungen des Geistes und der Seele tragen nicht den Stempel von heute. Nicht um Sensationen und Zerstreuungen geht es da, sondern um Zusammenfassen und Verstehen. Geistige Bedürfnisse setzt man gegenseitig beieinander voraus und stellt sich selbst die Forderung, „sich mit der Welt auseinanderzusetzen".

Wer aber nun das Buch in die Hand nimmt, in dem solche Dinge erörtert werden, braucht nicht zu fürchten, in allzu abstrakte Lektüre zu geraten. Denn wo man es aufschlägt, dringt warm und blühend ein frühlingshafter Reichtum empor, der Natur ist und Romantik zugleich. Und in dem wir uns als Beschenkte fühlen.

Englische Umwertungsliteratur

Von Oscar Levy (Wiesbaden)

Daß der Pessimismus, der die Politik der Nachkriegszeit schwer wie ein londoner Nebel bedrückt, sich mit besonderer Stärke auf die Literatur Europas gesenkt hat, wird niemand überraschen, der die gemeinsame Wurzel aller Kulturerscheinungen kennt: hängen doch Politik und Wirtschaft letzter Hand mit Ideen und Literatur zusammen, und eine Entwertung dieser muß zu einem Niedergang jener führen, während umgekehrt eine Belebung der Ideenwelt notwendigerweise zu einer Gesundung jener realeren Mächte führen wird. Mit fragend-ängstlichen Blicken sucht darum der Kritiker, der diesem entseelten Europa eine bessere Zukunft wünscht, am verdunkelten Horizonte nach Vorboten heiteren Wetters, nach Erscheinungen lichterer Art, und nicht ohne Genugtuung berichtet er von seinem Ausguck, daß einige hoffnungsvolle Silberstreifen an dem wolkenverhangenen Literaturhimmel des Auslandes aufgetaucht sind. Daß diese beiden Silberstreifen gerade über jenem Lande stehen, welches der Nebel von jeher am stärksten belastet hat, ist besonders bemerkenswert.

Die beiden Bücher, die hier besprochen werden sollen, sind nämlich von Engländern geschrieben — und zwar, und das ist merkwürdig, von kritischen, von unzufriedenen, von verneinenden, ja von entrüsteten Engländern. Diese Engländer sind aber nicht die gewöhnlichen „malcontents" Englands, von denen Deutschland bisher am meisten gehört hatte: sie haben nichts oder wenig gemeinsam mit den Shaws, den Wells, den Bennetts, den Galsworthys. Sie wollen nämlich keine Revolution auf Grund der alten Werte, sondern sie machen Revolution gegen die alten Werte und für eine neue Weltanschauung.

Clive Bell, der Autor des Buches „Civilization" (Chatto & Windus, 1928) ist ein ehemaliger Sozialist, dessen Ideenwelt durch die Erfahrungen der Jahre 1914/18 eine entschiedene Umgruppierung erfahren hat. England und seine Alliierten kämpften in diesem Kriege angeblich für die heiligen Güter der „Civilization" (ein Wort, das dem deutschen „Kultur" entspricht), und der Autor legte sich schon in den dunklen Jahren des Kampfes die Frage vor, was denn eigentlich dieses Wort bedeute und worin angeblich die „Freiheit" und die „Gerechtigkeit", die angeblich die Grundbedingungen der Kultur waren, bestünden. Er kommt zu dem merkwürdigen Schluß, daß Kultur nur dort bestand, wo es keine Freiheit und keine Gerechtigkeit und kein allgemeines Stimmrecht und keine staatliche Zwangserziehung gegeben hat. Seine Kulturbeispiele, seine idealen Geschichtsepochen sind: Athen von der Schlacht von Marathon bis zu Alexander dem Großen, die beiden ersten Jahrhunderte des Römerreiches (diese Periode aber mit Einschränkung!), Italien im 15. und 16. Jahrhundert und Frankreich von der Zeit der Fronde 1653 bis zur Französischen Revolution. Was diese Zeiten auszeichnete, war eine Vorherrschaft aristokratischer Werte, und diese erlaubten zwar Freiheit für die kultivierten Personen des Staates, aber nicht für die Masse, die entweder Sklaven waren, wie in Athen und in Rom, oder kein Stimm-

Digitized by Google

recht besaßen, wie in Florenz oder Paris. „Demokratie, wie wir sie heute verstehen, und Kultur sind unvereinbare Begriffe," meint dieser Autor auf Seite 220. Unvereinbar mit Kultur ist auch der Nationalismus: „Selbst unsere Religion ist niemals die Mutter so viel barbarischen Unglücks geworden, wie diese typisch-moderne Manifestation des Herdeninstinkts im Weltkriege." Auch die Alten waren zwar Patrioten, aber solche mit Kritik und mit Humor; solche, die sich somit vorteilhaft abhoben von den modernen Kreuzfahrern mit ihrem Pöbelernst und ihrer Vaterlandsbesessenheit: wie wäre sonst eine Theatervorstellung wie die der „Lysistrata" im Athen des Jahres 402 v. Chr. möglich gewesen? Auch Athen, so berichtet Bell, stand damals mit Sparta in einem Kampf auf Leben und Tod, gerade jetzt war die große sizilische Expedition fehlgeschlagen, auch damals kochte die Volksseele über. Oder sie hätte es vielmehr tun sollen — aber die Athener waren keine Deutschen, Engländer oder Franzosen usw.: sie gingen, auf öffentliche Kosten versteht sich, ins Theater und hörten sich daselbst ruhig ein Stück an, das zu den antipatriotischsten und antimilitaristischsten der Weltliteratur gehört: ein Stück, das über die Armee lachte, das Vaterland verhöhnte, Spionenriecher und Spartanerfresser satirisierte und die demokratischen Feuerfresser an den Pranger stellte. Warum auch nicht? „War es ein gutes oder schlechtes Stück?" Das war die einzige Frage, die sich die Athener von damals vorlegten. War es gut, so sollte es aufgeführt und mit einem Preise ausgezeichnet werden. Und es wurde aufgeführt. „In der ganzen Kulturgeschichte der Menschheit hat es nie ein Publikum gegeben, das unter ungünstigeren Umständen ein höheres Kunstinteresse an den Tag gelegt hätte," bemerkt unser Autor mit Recht. Aber das war zu einer Zeit, da es noch keine Gleichheit gab, keine Gerechtigkeit, keine Freiheit und keine allgemeine Dienstpflicht. Die deutsche Kultur ging an der allgemeinen Dienstpflicht zugrunde, meint Bell, denn diese fabriziert nur stumpfe Heloten oder gehorsame Beamte. Die französische sei auf dem besten Wege, es der deutschen gleichzutun. Für die englische stehe ein Ähnliches zu befürchten, und hier (wie woanders, Ref.) kommt noch der Kampf zwischen Plutokratie und Sozialismus, zwischen Industrie und Gewerkschaft hinzu, „par nobile fratrum", deren „Prinzipien sich gar nicht voneinander unterscheiden und die nur darob streiten, wer von beiden die größere Geldbeute nach Hause heimbringen soll". Clive Bell ist aber nicht nur ein kritischer Jeremias, sondern auch ein konstruktiver Salomo: Beweis dafür ist sein letztes Kapitel „How to make a Civilization?", das sicherlich das Beste dieses sehr originellen und im wahren Sinne unzeitgemäßen Buches ist.

Ein Zwillingsbuch zu diesem von Clive Bell ist eins des Schotten Norman Douglas, das Ende vorigen Jahres erschien: „How about Europe?" Auch dieses ist das Buch eines „gentleman and scholar", eines, der ebenfalls klassische Bildung genossen, aber an ihr nicht, wie so viele andere, erstickte, sondern von ihr befruchtet wurde. Nur eine Note höher in der Tonlage und etwas weniger vorsichtig wie jenes von Bell ist dieses Buch: es ist nämlich, wie fast alle Werke dieses besonders in Amerika geschätzten Autors (z. B. „Old Calabria", „South Wind", „In the Beginning", „Experiments"), in Florenz privatim gedruckt und kann sich somit außerhalb des Bereichs der englischen Zensur (die besonders von Verlegern geübt wird) in einer ganz unenglischen Freiheit der Meinungen ergehen. Daher die offenen Angriffe auf das Christentum, die sich dieser Autor hin und wieder erlaubt und die eine Mißachtung dieser Religion bekunden, die bei Bell nur zwischen den Zeilen zu finden ist. Aber bei Douglas wie bei Bell findet sich derselbe Hinweis auf die drohende Versklavung Europas, für die besonders der Staat verantwortlich gemacht wird: „Seine Erziehungsmethode will nämlich nicht das Individuum fördern, sondern das Vaterland sichern." Auch Douglas weist auf Deutschland hin, dessen Staatserziehung vor dem Kriege die beste und gründlichste Europas war — Douglas kennt es übrigens aus eigener Erfahrung, denn er war selber deutscher Abiturient: aber gerade dieses aufgeblähte Erziehungswesen ist seiner Meinung nach schuld daran, daß Deutschland in der Stunde der Not keinen einzigen Staatsmann von Vorsicht oder Einsicht gefunden hat. Und doch ist dieser ehrliche Autor kein einseitiger Kritiker, und er erwähnt Deutschland nur, um sein eigenes Volk zu warnen, das ihm denselben Weg zu wandeln scheint: „We are standardized, we are continentalized" ruft er schmerzbewegt an einer Stelle aus. Über ganz Europa habe sich eine Wolke des Unmuts, des Zweifels, der Müdigkeit gesenkt; die Gleichgültigkeit, mit der unser Kontinent dem Verlust seiner Freiheiten zusieht, sei das Hauptsymptom dieser bösen Gemütsverfassung. Dieser letzte Mohikaner des Individualismus spart darum nicht mit seinen Vorwürfen, die in Gestalt von Maximen, Epigrammen, Aphorismen, Sarkasmen auf dieses Europa im allgemeinen und auf England im besonderen herunterfausen: „Faulheit, dein Name ist Idealismus." ... „Wir haben zu viel Geschlecht im Kopfe und zu wenig anderswo." ... „Kein europäischer Staat ist wert, daß man für ihn stirbt." ... „Soziale Betriebsamkeit — fatale Unmännlichkeit." ... „Wüsten sind nicht unfruchtbar: in der Einsamkeit gedeiht die Phantasie, in der Einsamkeit säen wir den Samen zum Charakter." ... „Die Sacco-Vanzetti-Hinrichtung mit der siebenjährigen Agonie ihrer wahrscheinlich unschuldigen Opfer war eine Brutalität, die alles in den Schatten stellt, was Dschingis-Khan und andere asiatische Despoten sich je leisten konnten." ... „Unser englisches Gesetzbuch wird allmählich zu einem üblen Kniff behufs Erhaltung von Schwächlingen und Dummköpfen." ... „Unsere Universitäten sind Schlachthäuser für unsere besten Begabungen." ... „Was kann, was wird aus diesem Europa werden?" so fragt der Autor am Schluß eines seiner Kapitel, und er antwortet: „Europa steuert anscheinend auf Colney Hatch (das Dalldorf Englands) zu. Wenn wir, falls es uns je gelingt, das Alter von Mutter Indien erreichen und dann ein frommer Hindupilger unseren wahnsinnigen Kindergarten besucht, so wird er als letzten Europäer einen verrückten Kerl entdecken, dem der Speichel zum Munde herausrinnt, der auf einem Trümmerhaufen verrosteter Maschinenteile sitzt und der krampfhaft an sein Herz ein Papier, einen Fetisch drückt: seinen verschmutzten Paß mit Stempel und Photographie!"

Dies wird unser Los sein, falls, wie Douglas meint, unsere jungen Leute nicht ihre Werte revidieren, falls sie nicht eine Ahnung davon überkommt, wohin die alten Werte führen und geführt haben ...

Bells wie Douglas' Buch sind also von jenem Philosophen beeinflußt, der die Umwertung aller Werte zu einem der Eckpfeiler seiner Lehre gemacht hat. Beide erwähnen auch Nietzsche: Douglas in einem sehr lesenswerten Kapitel über das Gesetzbuch Manus und das indische Kastensystem, das er, der weitgereiste ehemalige englische Diplomat, aus eigener Anschauung kennt; Clive Bell in seiner prächtigen Einleitung, in der er mit Verachtung berichtet, wie die englische Propaganda einen der edelsten Namen der Literatur in den Schmutz des Weltkrieges gezogen hat. Und zwar, was in Deutschland erst halb bekannt ist, mit Erfolg bis zum heutigen Tage:

Digitized by Google

„Daß Nietzsche ein Deutscher und ein Dichter war," meint Bell, „genügte, um ihn bei der Regierung verdächtig zu machen; während seine Verachtung der Mittelmäßigkeit dem Volke Gelegenheit gab, ihn seinerseits als Feind zu empfinden."

Nur kurz konnte hier hingewiesen werden auf die vielen klugen, witzigen, weltmännischen Belehrungen, die diese beiden Autoren uns bieten: sie gaben uns Bücher, die unenglisch sind im besten Sinne des Worts; Bücher, die Schluß machen mit jenem Old-England, das sich Rom zum Vorbild nahm, aber wie Rom an seiner Kultur Schaden erlitt, weil die Verwaltung des Riesenreichs zu viel der besten Köpfe in Anspruch nahm. Daß diesem gemäßigten, disziplinierten, im Weltkriege siegreichen Volke Kritiker entstanden, die geistige Förderung und unabhängige Gesinnung über Beruf und Würden setzen, die den Dienst am „Ego" höher schätzen als den am „Empire", kann als günstiges Wetterzeichen betrachtet werden, nicht nur für England, sondern für uns alle: als Zeichen, daß eine alte Welt wirklich zu Grabe humpelt, als Beweis, daß der Zeiger der Weltuhr vorzuspringen wünscht, als Hoffnung, daß Galilei recht gehabt haben könnte mit seinem Worte: „Eppur' si muove!"

Reisebücher von gestern und heut

VII

Von Fedor von Zobeltitz (Berlin)

Fangen wir wieder mit Europa an. In Deutschland reist man im Sommer an die Nord- und Ostsee, im Winter vielleicht zum Skilauf oder Eisbecken an einen heimischen Sportplatz, aber mit der Feder bemüht man sich selten um das Gesehene oder höchstens in raschem Geplauder „unter dem Strich" der Tagesblätter. Ähnlich ist es mit Holland und Belgien. Vom Rhein aus flitzt man wohl dann und wann über die nahe Grenze, nach den Niederlanden und zu Wallonen und Flamen, nur erzählt man wenig davon. Und doch würde es sich lohnen, gerade jetzt, da die flamische Bewegung in Belgien sich siegreich behaupten kann — und in Holland habe ich erst vorjährig wieder ein paar entzückende malerische Winkelchen auf den Inselgruppen Seelands für mich entdecken können. Um so lebhafter buhlt man um Frankreich, schon der Valuta wegen und, seien wir ehrlich, weil es doch immer noch seine unverwelklichen Reize hat. Wladimir von Hartlieb schildert ohne Beihilfe von bildlichem Material „Das Antlitz der Provence" (München, Georg Müller), beginnt seine Reise in Genua, grast die Riviera ab, bleibt einige Zeit in Marseille und fährt dann hinein in die innere Provence, über Arles, Nimes, Avignon, Vaucluse, Orange — und endet in Genf. Erzählt munter und persönlich, nicht gelehrsam und fachmännisch (trotzdem er ein paar Seiten „Anmerkungen" historischer und philosophischer Natur beisteuert), ohne Wichtigtuerei, sondern wie ein fletter Tourist, der sich sehr hübsch aufs Plaudern versteht. Anders schon Carl Oskar Jatho in seinem Reisebuch „Frankreich" (mit 40 Abbildungen auf Tafeln; ebenda). Wir lasen kürzlich den Satz: Jeder Reisende ist mehr oder weniger in seine Reise verliebt. Das trifft bei Hartlieb zu, auch bei Jatho, nur ist es bei diesem mehr eine Verliebtheit in die Kunstschätze Frankreichs, die bei uns Deutschen ungerechtfertigterweise gewöhnlich gegen Italien zurücktreten müssen. Jatho sieht eigentlich ganz Frankreich von einem gotischen Kirchensockel aus — und wenn man selbst das Glück hat, das meiste von dem, was er beschreibt, gesehen zu haben, so geht man doppelt willig seine gotische Reise mit. Wir glauben freilich nach eigener Anschauung, daß noch nicht der Augenblick für Masseninvasionen nach Provinz-Frankreich gekommen ist, zumal für die, die nur mangelhaft der Landessprache kundig sind, jedenfalls wird aber der Einzeldeutsche überall kaum eine andere als die liebenswürdigste Aufnahme finden. Im kleinsten Nest wird er sich — ja, auch das muß gesagt sein — an der Eßkultur erfreuen und dabei bequem in nie geahnter Fülle Kunsteindrücke sammeln können. Jathos Buch ist für diese Zwecke ein trefflicher Begleiter.

Auch Robert Prechtls „Italienfahrt" (Leipzig, Paul List) gibt viele Anregungen und weckt liebe Erinnerungen. Ein starker Band, klar und scharf gedruckt, mit zahlreichen, zwischen den Text gestellten, ausgezeichneten photographischen Aufnahmen, hebt sich diese Autoreise in gewissen Kapiteln zu einer beachtlichen Höhe der geschichtlich-künstlerischen Schilderung, beispielsweise in den Abschnitten über Rom. Anderen Orten wird Prechtl weniger gerecht. An einem künstlerisch so schwerwiegenden Punkt wie Viterbo fährt er wortlos vorüber, des modernen, fabrikreichen, arbeitenden Italiens ist kaum je gedacht. Er nennt sein Buch im Untertitel „Ein deutsches Schicksal", ankämpfend gegen die tausendjährige deutsche Romantik und die germanische Sehnsucht nach dem verlockenden Süden, und so versucht er auch das Riesenreich italienischer Kunst — und unstreitig geistvoll — einer kühlen Revision zu unterziehen. Aber Italien ist ein sehr lebendiges Land geworden, ist kein totes Museum mehr und hat uns mehr zu sagen, als nur aus der großen Kunst einer großen Vergangenheit spricht.

Was hinter den Grenzmauern des europäischen Rußland (und mehr noch des asiatischen) zu uns herüberdringt, ist fast immer durch die Brille politischer Parteilichkeit oder auch als potemkinsches Dorf gesehen, das zu betrachten den westlichen Gästen einzig erlaubt ist. Wie es in Wirklichkeit zugeht, wie stark die Spitzelei auch zwischen Arbeitskollegen wuchert, wie der Unverstand zerstörend wirkt und die Furcht vor dem „Parteimitglied" bessere Erkenntnis vernichtet, ganz abgesehen von den materiellen Katastrophen, das erzählt uns M. J. Larsons in seinem Buch „Als Expert im Sowjetdienst" (Berlin, Ernst Rowohlt): ein Mann, der bei Kriegsausbruch Leiter einer russisch-englischen Aktiengesellschaft in Petersburg war, zu höheren Würden (unter Spitzelaufsicht) emporstieg und endlich froh war, wenigstens seine Haut in Sicherheit bringen zu können. Was er uns dagegen nicht erzählt, ist das Merkwürdige, warum er sich immer wieder in das ihm verhaßt gewordene Land zurückbegab, nachdem ein gütiges Geschick ihn die Grenzen hatte überschreiten lassen. Für die Bewertung des völlig unpathetisch, aber höchst farbig und fesselnd geschriebenen Werks ist es durchaus wichtig, sich klar machen zu können, wes Geistes Kind der Mann ist, der so gewichtige Dokumente zur Zeitgeschichte der Öffentlichkeit vorlegt. Nach Larsons' Buch gibt es in der Räterepublik überhaupt keine Genossen, sondern nur gegenseitige Feinde, die sich in Haß und Neid zu zerfleischen suchen unter den Augen engstirniger Dogmatiker. Ausnahmen bilden allein die Kustoden der Musealschätze, aber das genügt nicht, um dem Ausland zu erklären, wie es kommt, daß unter so grauenvollen Bedingungen eine Regierung nach einem Dutzend Jahren noch nicht abgewirtschaftet hat. Das Positive neben so viel Negativen bleibt Herr Larsons uns leider schuldig.

Griechenland wird im allgemeinen weniger besucht, die großen Vergnügungsdampfer legen zwar fast immer im Piräus an und lassen den Passagieren Zeit zu einem flüch-

Digitized by Google

tigen Besuch Athens, aber das Landinnere und die Inselwelt bleibt den meisten unbekannt. Da bietet sich nun in dem Erinnerungsbuch von Franz Carl Enders „Griechenland als Erlebnis" (mit 61 Aufnahmen; Stuttgart, Walter Hädecke) ein empfehlenswerter Führer, der den Leser in bunten Schilderungen durch Hellas geleitet und ihm alles zeigt, was des Besuchs ohne mißliche Reisestrapazen wert ist. Sehr zu begrüßen ist der kurze „praktische Anhang" mit Anweisungen, Ratschlägen und Mahnungen für die deutschen Reisenden. Dankenswerte Einzelheiten über das unbekanntere Griechenland vermittelt uns auch Joseph Magnus Wehner in seinen Tagebuchblättern „Das Land ohne Schatten" (München, Georg Müller). Mit leidenschaftlich geöffnetem Herzen fährt Wehner als ein mit der antiken Welt gut Vertrauter in Griechenland ein, nur hat man bei aller Begeisterung des Verfassers und seiner schriftstellerischen Begabung zuweilen nicht das bezwingende Gefühl: da möchtest du sein, da ersteht Alt-Hellas neu! Und interessanter ist uns nun einmal das Griechenland unserer Tage, diese Masse Mensch, aus vielen Rassen zusammengeschweißt, arm, nicht gerade hochstehend, aber Humus für künftige Bestrebungen ...

Nach dem Norden führt uns A. Göhringers „Blick aufs Land" (Westnorwegen und Spitzbergen) mit dem Untertitel „Werden und Vergehen der nordischen Landschaft" (Karlsruhe, Verlag Boltze). Das Buch ist das Produkt einer Reise, aber keine Reisebeschreibung, sondern eine morphologisch-geologische Studie mit erläuternden Bildern und Skizzen, für Nordlandfahrer gewiß belehrend und interessant, weil in diesen Gebieten die Natur in ihrer vollen Ursprünglichkeit mit ihren eigenen schaffenden Kräften, ohne menschliche Beeinflussung, zu uns spricht. Dramatisch wirksamer ist Roald Amundsens „Mein Leben als Entdecker" (mit drei Karten und sieben Bildern, deutsch von Georg Schwarz; Leipzig-Wien, E. P. Tal & Co.). Man glaubt in der Tat ein Drama zu lesen, dessen letzter tragisch verklingender und doch versöhnender Akt erlebt, aber nicht geschrieben werden konnte. Nach der spannend und anregend abgefaßten Entdecker-Lebensgeschichte folgt ein höchst unerfreuliches Kapitel, der kleinliche, von beiden Seiten erbittert geführte Streit zwischen dem Norweger und dem Italiener, um Prestigefragen, um das ehrgeizige Scheinglück, nicht nur als Erster, sondern allein als Erster von der Mitwelt als ruhmreicher Entdecker anerkannt zu werden. Das Nachwort des Professors Franz Behounek, der die unselige zweite Nobile-Expedition begleitete, macht die Dinge nicht besser, ist aber der ausgleichenden Gerechtigkeit halber notwendig, vor allem für die Leser, die sich unwillkürlich durch die sehr verschiedenen Stimmungsberichte der Zeitungen beeinflussen ließen. Amundsens Opfertod für den Rivalen erinnert an eine der alten nordischen Sagen: er hat das Bild des Nord- und Südpolbezwingers von allen Schlacken gereinigt. Mit einem anderen arktischen Forscher, mit Knud Rasmussen, zog ein Däne Namens Peter Freuchen in das Land der Mitternachtssonne, schloß sich einer Eskimokolonie an, heiratete ein Eskimoweibchen und kehrte erst nach Jahrzehnten in seine Heimat zurück, um dort zum Dichter zu werden. Von seinen beiden Eskimo-Romanen liegt uns der letzterschienene vor: „Die Flucht ins weiße Land" (deutsch von Erwin Magnus; Berlin, Safari-Verlag), ein Buch von starkem Zauber, nicht allein, weil es uns mit einer gänzlich fremden Welt bekannt macht, sondern weil des Verfassers große Kunst es versteht, uns auch in das seelische Leben der primitiven Menschen einfühlen zu können, die in ewiger Wanderschaft durch die Einsamkeit des weißen Landes ziehen, immer mit der heimlichen Sehnsucht nach einer Kulturim Herzen, von der ihr einmal ein Schiff ein Stückchen nahe gebracht hat oder von der sie sich nur haben erzählen lassen.

Amerika ist diesmal spärlicher vertreten. Bericht von einer Panamerikareise erstattet Alfons Goldschmidt in seiner „Dritten Eroberung Amerikas" (Berlin, Ernst Rowohlt). Schade, daß er, der so gut zu sehen und zu schildern versteht, auch hier wieder eine Propaganda auf Kosten des Großfeinds Kapitalismus nicht lassen kann — Politik an falschem Platze. Aber abgesehen davon sind Text und Bildmaterial von hohem Interesse und bilden für Leute, die Zentral- und Südamerika aufsuchen wollen, ein wertvolles Handbuch. Wir wissen über das Chile, Peru, Bolivien, Mexiko von heute nicht allzuviel — es will fast scheinen, als wüßten die Länder auch nur wenig von sich selbst. Aus den liebevollen Sichtausschnitten Goldschmidts treten sie uns lebendig entgegen. Über Mexiko gibt uns allerdings das Wanderbuch eines deutschen Gelehrten, des Professors Karl Reiche, „Kreuz und quer durch Mexiko" (Leipzig, Verlag Deutsche Buchwerkstätten G. m. b. H.) nähere Auskunft, freilich mehr nach der naturwissenschaftlichen als der kulturellen Seite hin, indes auch das soll uns willkommen sein, zumal gerade diese Einstellung in den meisten mexikanischen Reisebüchern vernachlässigt wird. Eine vergnügliche Stunde wird dem Leser die Lektüre von C. Mehrhardt-Ihlows „Ausgerechnet Canada!" bereiten (mit Zeichnungen von Carl Wagner; Berlin, Paul Parey). Ein Forstmannssohn flüchtet auf etwa zwei Jahre aus dem Bücherstaub Deutschlands nach der Farm eines Studienfreundes in Canada, wo es am Canadischsten ist. Es ist keine Musterfarm, auf die er kommt, ihn lockt auch weder soziale Struktur noch landwirtschaftliche Möglichkeit, sondern nur die Jagd — es knallt auf allen Seiten des Buchs, fast etwas zu viel für einen Nichtweidmann, aber dafür entschädigt man sich wieder an den liebenswürdigen Schilderungen des urwüchsigen Lebens mit seinen Allzumenschlichkeiten, den guten Tierbeobachtungen und dem bildnerischen Humor eines kecken jungen Menschen.

Unter den neuen Reisewerken über Asien muß Wilhelm Filchners „Om mani padme hum" („O Kleinod im Lotos!") an erster Stelle genannt werden (mit 105 Abbildungen und Skizzen und einer Karte; Leipzig, F. A. Brockhaus). Drei Jahre, von 1925 bis 1928, währte diese letzte China- und Tibetexpedition des berühmten Forschers, und kaum eine andere ist unbekümmerter und leichtfüßiger vorbereitet und mit größerem Wagemut angetreten worden als diese. So mußte es denn kommen, daß Filchner unerhörte körperliche Leiden durchzumachen hatte, daß er lange Zeit für verloren galt, weil aus einsamer Ferne kein Lebenszeichen von ihm nach Europa drang, und wenn ihm auch vorgeworfen werden konnte, daß er gewissermaßen Raubbau an seiner Kraft getrieben habe, so ist es doch zweifellos bewundernswert, daß dieser unerschrockene Vorwärtsstürmer selbst in erbärmlichster Not und von Gefahren umtost sein Ziel immer fest im Auge behalten hat. Sein Buch ist denn auch ein Dokument stärksten, echt deutschen Pflichtgefühls und zugleich ein Beweis für ein erstaunliches Anpassungsvermögen. Die filmische Ausbeute der Reise ist schon allgemein bekannt geworden, aber das Werk bringt noch eine große Anzahl weiterer ganz unbekannter, durch ihre Fremdheit außerordentlich wirkender Aufnahmen, zu einem Text, der unter den Reizen absonderlicher Abenteuer die Gründlichkeit des Forschers und ihre Ergebnisse birgt. Als Filchner heimkehrte, traf die deutsch-russische Alai-Pamir-Expedition ihre sorgsamen Vorbereitungen, über die ihr „Manager" Willi Rickmer Rickmers in dem stattlichen Bande „Alai! Alai!" berichtet (mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte; ebenda). Rickmers war sozusagen geographischer Geschäftsführer dieser Reise, bei der sich zum erstenmal Russen und Deutsche zusammentaten, um wissenschaftlich eine Strecke Landes zu erschließen, die politisch dem einen der beiden Länder zugehört. Er vertritt das Prinzip, daß Entdeckungsfahrten entweder allein und „ohne Apparat" gemacht werden sollen, oder auf breitester Basis, versehen mit allem Notwendigen. Denn nur, wenn die Aufgaben der Einzelnen bei einer vielgestaltigen Expedition nicht durch Mangel an Instrumenten, an geeigneter Kleidung, Trägern oder gar Nahrungs-

Digitized by Google

mitteln gehemmt werden, ist eine volle Ausbeute in verhältnismäßig kurzer Zeit zu erwarten, so daß letzten Endes eine kostspielig ausgerüstete Unternehmung sich billiger stellt als ein paar mit kargen Mitteln in Szene gesetzte, die gleiche Resultate erzielen. Und in der Tat hat die Expedition die Lösung ihrer Aufgaben in überraschend kurzer Zeit erreicht: ein Stückchen Welt, das sich bisher als weißer Fleck auf den Karten präsentierte, ist bestimmt festgelegt und dem Weltbewußtsein einverleibt worden. Die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, die der Alai-Expedition Unterstützung verlieh, hat auch der Zentralasien-Expedition 1927/28 auf die Beine helfen können, die ihr Führer Emil Trinkler „Im Land der Sturme" beschreibt (mit 124 Abbildungen und einer Karte; ebenda). Die wissenschaftlichen Ergebnisse streift er nur, da sie einem umfangreicheren Werk vorbehalten bleiben. Dafür schildert er in hohem Maße unterhaltend den Verlauf der Reise durch die Täler des Nordwest-Himalaja über das tibetische Plateau, durch eingeschneite Wüsten Chinesisch-Turkestans und die Felsberge des Nasartagh, durch Sandmeere und über vereiste Gebirgspässe, oft genug vom Unglück verfolgt, doch immer mutig vorwärtsstrebend, bis zum Einzuge in das „glückliche Tal" von Kaschmir. Seit seiner persischen Reise hat Bernhard Kellermann Geschmack daran gefunden, Romantik zu erleben, und er erlebt sie anmutig, munter, interessant, wie er als Novellist sie gibt („Der Weg der Götter". Mit 49 photographischen Aufnahmen; Berlin, S. Fischer). Abseits der großen Karawanenstraßen führt ihn – ein Mittelding zwischen Globetrotter und Forscher – der Weg der Götter durch die Pässe der indischen Berge, zu Priestern, Lamas, Brahmanen, zwischen Bettlern, Schlangen und Heiligtümern, zum Volke selbst. So persönlich auch alles gesehen ist, so spricht der Reisende doch nie von sich. Nirgends werden „Heldentaten" in Anführungsstrichen verrichtet, und doch muß es trotz Auto eine Fahrt voller Mühen gewesen sein. Wir folgen auch nicht tagebuchmäßig seinem Weg, sondern finden Erlebtes in sauber gefeilten Einzelbildern ausgeführt und plastisch erhebt. Reisebilder aus Ostasien hat der Erzabt des Salzburger Stifts St. Peter, Herr Petrus Klotz unter dem Titel „Unter Tempeln und Pagoden" zusammengestellt (Freiburg i. B., Herder & Co.). Es geht aus den anspruchslos lockeren Skizzen nicht hervor, ob der Besuch etwelcher Missionen dabei Hauptzweck oder Nebenerscheinung war, wohl aber, daß man auch unter der Kutte mit offenen Augen reisen und humorvoll das Erschaute schildern kann. Ein ungemütlicheres Ferienziel als das von Petrus Klotz erwählte, ist jedenfalls Borneo, das der Schwede Eric Mjöberg in seinem Buch „Durch die Insel der Kopfjäger" unter die Lupe nimmt (deutsch von Th. Geiger; mit 100 Abbildungen und Karte, Leipzig, F. A. Brockhaus). Mjöberg war als Kenner indisch-aquatorialer Ethnographie sieben lange Jahre hindurch Leiter der holländischen Forschungsanstalt von Deli auf Sumatra gewesen, und von da zog es ihn nach dem Mount Murud und in das noch wenig erschlossene Innere von Borneo. Deshalb übernahm er die Direktion des Museums von Sarawak, der einzigen Bildungsstatte auf der Insel. Dieses Sarawak ist ein phantastisches Stückchen Erde, von dem Nachkommen eines englischen Abenteurers regiert, ein Operettenstaat voll wunderlicher Tragik und in seiner Eigenart fast reizvoller als die Gesellschaft der Kopfjäger, unter denen Mjöberg sich übrigens zahlreiche Freunde erwerben konnte. Die wissenschaftlichen Resultate seiner tragikomischen Duldezeit auf Borneo ist schier unübersehbar, das wenige aber, was er davon in seinem Buch mitteilen kann, von höchstem Interesse, auch für den staunenden Laien. Schließlich sei noch ein arabischer Roman erwähnt: „Inas Perlen" von Karl Friedrich Kurz (Leipzig, Ph. Reclam jun.), eine fein gesponnene geheimnisvolle Geschichte, gewissermaßen eine moderne Parabel in fremdländischer Umhüllung, ersinnlich erfunden und in südlicher Farbenfreudigkeit schillernd.

Nach Afrika hinüber führen uns zunächst zwei vortreffliche. Ende des Vorjahrs erschienene Werke. „Afrika nackt und angezogen" betitelt Kasimir Edschmid sein ausgezeichnetes, künstlerisch glänzend abgewogenes Bilderbuch in Worten über jene Südspitze des dunklen Erdteils, die uns seit Verlust unserer Kolonien wie in weite Ferne entrückt ist (mit zahlreichen Abbildungen und Kartenskizzen; Frankfurt a. M., Frankfurter Societätsdruckerei G. m. b. H.). Die „angezogenen", d. h. weißen Menschen interessieren uns fast noch mehr als die „nackten" Schwarzen. Wir erfahren ja kaum noch, und es ist Zeit, daran erinnert zu werden, wie da unten aufs neue versprengte Gruppen einiger tausend Deutschen um ihre Existenz und darüber hinaus für ihre Landeszugehörigkeit kämpfen. Edschmid arbeitet weder mit Zahlenkolonnen noch mit dem Deutestock. Er zeigt uns, was die schweren Burenstämmlinge denken und gedacht haben, wie Gott Merkur sich auf Südafrikanisch einstellt, wie Eros sich trotz aller Mischverbote auswirkt, und wie die Mischlingsmisere und das Hosenniggertum wiederum zur Halbblutgefahr für den weißen Einfluß wird – zeigt uns das in anschaulichen Episoden, man möchte fast von einer Art kurzweiliger Balladen in Prosa sprechen, reich an knappen Dialogen, die mehr geben als seitenlange Schilderungen es könnten. Ein Buch in abwechslungsreichem gepflegtem Deutsch, fesselnd von der ersten bis zur letzten Seite. Ähnlich so Willem Jasperts „Afrikanisches Abenteuer" (Minden i. W., Wilhelm Köhler): die zweijährige Forschungsreise der Brüder Willem und Fritz Jaspert, deren wissenschaftliche Auswertung in der Reihe der Veröffentlichungen des Frankfurter Völkermuseums noch folgen soll. Aber auch das vorliegende Buch bringt schon zur Genüge Wissenswertes über Portugiesisch-Angola, seine verantwortungslose Verwaltung und ihre Einstellung zu den beiden jungen Pionieren, die, verfolgt und waffenberaubt, es dennoch schaffen konnten, wertvolle Sammlungen zu vereinen und sich dabei durch mühselige wechselnde Arbeit ihr Dasein zu verdienen. Weniger Neues, aber Bekanntes in schmackhafter Form bringt Waldemar Grühls „Aus der Untersekunda ins Innere Abessiniens" (mit 45 Abbildungen und einer Karte; ebenda). Aus den Tagebuchblättern eines frischen deutschen Jungen, den sein Vater, ein bekannter Afrikaforscher, mit in das afrikanische Tibet genommen hat, entwickelt sich unter Beihilfe der Mutter ein ebenso frisches Buch – man spürt von Seite zu Seite, wie sich im Lauf der Monate der knabenhaft oberflächliche Geist zu umfassenderem Schauen entwickelt, und das ist reichlich so lesenswert (vor allem für unsere heranwachsende Jugend) wie die Schilderungen oft geschilderter Dinge. Von dem „Mittelmeerflug" des kühnen Piloten Walter Mittelholzer erzählt sein Reisegenosse Gustav Ehrhardt in heiter anregenden Schilderungen (Zürich-Leipzig, Rascher & Co.). Mittelholzer selbst hat die Einleitung und die 120 prächtig gelungenen Fliegeraufnahmen beigesteuert. Der Flug begann in Zürich und führte in Etappen nach Rom, Catania, Tunis, über die Sahara, nach Algier, Tetuan und zurück über Spanien nach dem Ausgangspunkt. Am interessantesten ist der afrikanische Teil der Luftreise, und überall begleiten die wundervoll scharfen photographischen Aufnahmen den erzählenden Text. Eine aufreizende und im Tiefsten erschütternde Lektüre ist das Tagebuch eines Legionärs „Afrika weint" von Ernst Löhndorff (Zürich-Leipzig, Grethlein & Co.). Der Verfasser sagt zwar, daß seine Erinnerungen nichts anderes seien als Anklagen gegen das Gewissen der Welt und des Völkerbunds, daß es so etwas wie eine Fremdenlegion überhaupt noch gibt. Aber sein Buch, voll unerhörter Greuel gegen eine barbarisch gequälte, ehrfurchtgebietende Menschheit, ist doch auch ein greller Schrei der Anklage gegen Frankreich. Was diese armseligen Legionäre unter der Brutalität alkoholisch verkommener und vom Zuchtmeister gepachter Vorgesetzten zu leiden haben, ist so entsetzlich, daß man diesem Tagebuch nur weiteste Verbreitung

Digitized by Google

wünschen kann — zur Warnung für die nicht alle Werdenden, die freiwillig in eine Hölle auf Erden wandern, so wie Löhndorff selbst, dem es erst nach viermaligem Fluchtversuch gelang, diesem von Blut, Schweiß und Tränen durchtränkten Boden zu entrinnen.

Als Nachtrag noch ein Bündelchen Allerlei. Vorangestellt ein Querschnitt von zwanzig Jahren Weltreise: „Die Welt auf der Waage" von Colin Roß (Leipzig, F. A. Brockhaus), ein Buch, das ich gern eingehender behandeln würde, wenn mir Raum dafür vergönnt wäre. Aber ich muß mich kurz fassen, und so kann ich denn nur den Wunsch aussprechen, daß dies kluge, geistreiche, menschlich durchfühlte Buch viele Leser finden möge, die, selbst bei inneren Widersprüchen, ein „Zuendedenken" für nützlich halten, um auch letzte Konsequenzen ziehen zu können. In weltpolitischen und Rassefragen, im Suggestiven der Hypothese, der Kraftwirkung gegebener Voraussetzungen, der auch der Klügste sich nicht immer entziehen kann, in bezug auf die Allmacht des Willens und andere Erfahrungstatsachen kommt man nicht weiter, wenn man nicht die Summe vorhandener Vorstellungsbilder „auf die Waage" legt, um nachzuprüfen, was sie für eine vergangene Zeit wogen und was sie heut noch wiegen. Diesen Versuch des Verfassers, aus der Enge des Alltags herauszuschauen auf das im Willenswirbel Europas neugeformte Antlitz der Welt, verfolgt man, auch bei aufbegehrender Stimmung, mit sich steigernder Spannung, weil man fühlt, daß seine Erkenntnistheorien keine künstlich zurechtgemachten, sondern dem Erleben eines Mannes erwachsen sind, der auf seinen langen Reisen um den Erdball auch mit inneren Augen unbefangen und vorurteilslos um sich zu blicken verstand, um zu der Überzeugung zu gelangen, daß wir inmitten einer der schwersten Krisen der Menschheit stecken. Der gespreizte Titel eines anderen Buchs: „In Menschenspuren um die Welt" mit dem kitschigen Untertitel „Ein Buch der Sehnsucht und der Erfüllung" (Berlin, Brunnen-Verlag Karl Winckler) ist nicht gerade anlockend, aber die Lektüre verjagt rasch das unwillkürliche Mißempfinden. Karl Scheurmann, der Verfasser, sucht das Reinmenschliche im Geographischen, Schicksale umdrängen und bedrängen ihn, und sie ergeben die „Reisebilder" seiner Fahrt um die Welt, deren erste Hälfte freiwillig bis in die Südsee und deren zweite ihn unfreiwillig bei Kriegsausbruch über Amerika nach dem waffenstarrenden Europa führt. Mit magerem Geldbeutel, auf Verdienenmüssen angewiesen, sieht er Länder und Völker aus einer Perspektive, die dem wohlhabenden Touristen, dem Menschen, der gesellschaftliche Rücksichten zu nehmen hat, verschlossen ist. Sehnsucht nach der Heimat brennt schließlich ebenso in ihm wie einst die Sehnsucht in die Ferne, nur von der verheißenen „Erfüllung" ist nichts zu spüren. Es kommt auch nicht auf Sehnen und Erfüllen an, die ungehaltenen Versprechungen werden den Leser des durchaus fesselnden, erfahrungsreichen Buchs kaum enttäuschen. In gleichem Maß wird die neue Auflage des Tagebuchs der wackeren Kapitänsfrau Eugenie Rosenberger „Auf großer Fahrt" neue Freunde finden (Berlin-Leipzig, Wilhelm Köhler). Was weiß Landratte oder Luxusreisender von dem Leben auf den schmalen Planken der Segelschiffe, was weiß das große Publikum von dem Bildungsstand und dem Bildungsverlangen der Männer, die diese Boote dirigieren — wie ein in ihre Hände gelegtes Kunstwerk? Wir haben heutzutage nicht mehr Muße genug für Segelfahrten, Dampf und Elektrizität sind unsere Schrittmacher geworden — und damit ist dies liebe Buch vom „Regulus" aus der Reihe der Reiseschilderungen in die der Kulturdokumente gerückt. Endlich als letztes Werk der langen Folge die Erinnerungen des Marinemalers Professor Willy Stöwer „Zur See mit Pinsel und Palette" (mit 261 Abbildungen; Braunschweig-Berlin, Georg Westermann). Die einleitenden Kapitel sind autobiographischer Natur, bezeichnend für die Einflüsse, die auf den Entwicklungsgang des Künstlers entscheidend waren, den Hauptteil nehmen die sechs Seereisen mit unserem letzten Kaiser und die Tätigkeit Stöwers während des Kriegs ein, die er auch, unter Mitwirkung des Admirals Scheer, in einem Sonderwerk geschildert hat. Der reiche Bilderschmuck unterstützt die flotte Schreibweise Stöwers, der mit seinem Buch ja keine literarischen Lorbeeren ernten wollte. Daß es lesenswert ist, bezeuge ich gern, wenn es auch nicht in allen so wehmütige Erinnerungen wecken wird wie in mir.

Der Schäfer[1]

Von Bruno Frank

Es mag die Welt sich zu bewegen meinen,
Noch rauft ohn' Unterlaß
Die gleiche Herde unter gleichen Steinen
Das gleiche, karge Gras.

Es wacht ein Hüter wie vor tausend Jahren
Und führt den gleichen Stock,
Und gleiche Winde und Gewitter fahren
Um seinen Wetterrock.

Es tönt mit Widderbaß und Lämmergreinen
Die Herde um ihn her.
Ganz so saß David auf den gleichen Steinen
Und hütete wie er.

---

[1] Vergleiche die Manuskriptseite (515).

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Heidegger, nach Berlin berufen

„Heidegger ist noch jung. Er ist im Jahre 1889 in Meßkirch in Baden geboren, studierte zunächst katholische Theologie und erfuhr ihre hervorragende Denkschulung, war dann Schüler Husserls, habilitierte sich 1915 in Freiburg i. B., kam 1923 als außerordentlicher Professor nach Marburg und kehrte 1928 als Ordinarius und Nachfolger Husserls nach Freiburg zurück. Veröffentlicht hat er eine Untersuchung über Duns Scotus als Habilitationsschrift, ferner außer dem 1927 erschienenen ersten Teil seines bisherigen Hauptwerks im letzten Jahr ein Buch über ‚Kant und das Problem der Metaphysik', das eine in sich abgeschlossene Vorarbeit zum zweiten Teil von ‚Sein und Zeit' enthält, eine Abhandlung ‚Vom Wesen des Grundes' in der Festschrift für Husserl und schließlich seine freiburger Antrittsvorlesung ‚Was ist Metaphysik?'

Diese letzte Schrift ist besonders geeignet, einen Einblick in seine philosophische Fragestellung und in die Art seines Denkens zu geben. Auch diese Schrift ist äußerst schwer beladen und verlangt von ihrem Leser ein weitgehendes Hinauslesen über das, was dasteht. Heidegger hat sich für seine Zwecke, um gerade das auszudrücken, woran ihm liegt, eine eigene Terminologie erschaffen, die nicht zurückschreckt vor kühnen Wortneubildungen und die nur in ihrem eigenen Zusammenhang verständlich wird. Diese strenge Terminologie, die jedem Ausdruck seine bestimmte Geladenheit gibt, ist das, was zunächst ins Auge fällt. Es ist aber ganz falsch und eine völlige Verkennung seiner Fragestellung, ihm um seiner Terminologie willen scholastische Neigungen zuzuschreiben, denn sie dient ihm nicht dazu, sein Denken systematisch abzuschließen, sondern im Gegenteil, es aufzuschließen. ‚Metaphysik ist das Hinausfragen über das Seiende, um es als ein solches und im ganzen für das Begreifen zurückzuerhalten'. Der Weg seines Denkens ist es nicht, aus feststehenden Gewißheiten logisch seine Ergebnisse zu deduzieren, sondern es ist wesentlich dadurch charakterisiert, daß es sich nicht im Logischen, sondern im Inhaltlichen bewegt. ‚Das metaphysische Fragen muß im ganzen und je aus der wesentlichen Lage des fragenden Daseins gestellt werden. Wir fragen, hier und jetzt, für uns.' In der Wissenschaft geht es einzig und ausschließlich um das Seiende, die Philosophie, und das heißt die Metaphysik, übersteigt das Seiende und fragt nach dem ‚Nichts', das nun aber nicht als Nicht-Seiendes doch wieder als eine Art des Seienden aufgefaßt werden darf, das also nicht nur eine Verneinung des Seienden ist, sondern ursprünglicher als alle Verneinung. Damit ist gesagt, daß es überhaupt nicht ‚erfaßt', daß es nicht zu einem Gegenstand des Verstandes gemacht werden kann, wie das Seiende, sondern daß es in ganz anderer Weise gegeben ist, nämlich in der ‚Grundstimmung der Angst'. Damit stehen wir vor dem Grundbegriff des Heideggerschen Denkens. Angst ist etwas anderes als Furcht: sie ‚geschieht' nicht bloß in einzelnen Augenblicken, sondern als die Grundverfassung des menschlichen Daseins. In der Angst offenbart sich das Nichts. ‚Dasein heißt: Hineingehaltenheit in das Nichts.' ‚Einzig weil das Nichts im Grunde des Daseins offenbar ist, kann die volle Befremdlichkeit des Seienden über uns kommen' — nur auf diesem Grunde ist also das ‚Warum' möglich, die metaphysische Frage, die uns, die Fragenden selbst, in Frage stellt." Hermann Herrigel (Frankf. Ztg. 238—240).

Vgl. auch: B. T. (149); Voss. Ztg. (149); G. F. (D. A. Z. 148); D. (Berl. Börs.-Cour. 148).

*

Salomon Geßner

(Zum 200. Geburtstag)

„Zunächst war der Knabe ein recht schlechter Schüler, lernte nicht viel, sondern vertrieb sich die Zeit mit Formen von Tonfigürchen. Als ihn sein Vater, Buchhändler in Zürich, nach Berlin schickte, damit er dort in dem väterlichen Beruf ausgebildet werde, glückte dieser Plan wiederum gar nicht. Der Jüngling tat alles andere — namentlich pflegte er seine künstlerischen Neigungen weiter — als sich für den Buchhandel zu interessieren. Er wurde also wieder nach Zürich zurückgenommen, hatte sich aber kühn schon vorgesetzt, eventuell unter Lossagung von seinen Eltern, sich, wenn auch unter anfänglicher Kümmerei, ein selbständiges Dasein zu schaffen, tausendmal eher, als sich in eine verhaßte Berufszwangsjacke einspannen zu lassen. Dieser unerquickliche Konflikt war aber nicht nötig, offenbar ließen ihm die Eltern genügende Freiheit.

Auch in der Entwicklung und in dem Leben des Mannes kann auf dem Grunde die Einheitlichkeit der Stimmung nicht geherrscht haben, die seine Poesien und Zeichnungen vortäuschen. Etwas Unstetes ist in diesem Künstler, trotz der äußeren Ordentlichkeit und Gleichförmigkeit seines Lebens: bald dichtet er, bald zeichnet und

Digitized by Google

radiert er, bald malt er, bald ist er als Verleger geschäftlich rührig; eine gewisse Unbefriedigung mit seinem Schaffen und Leisten spiegelt sich darin wider; das Bürgerlich-Regelmäßige ist doch wohl nur äußere Maske vor der inneren Ruhelosigkeit einer echten Dichter-Künstler-Natur, vermutlich, vielleicht, barg er viel mehr Möglichkeiten von schöpferischer Gestaltung in sich als die zur Erscheinung gekommene, die stark durch den Zeitgeschmack bestimmt ist. Eine Anekdote möge genügen, um diese Auffassung zu stützen: Zimmermann (‚Einsamkeit') erzählt, Geßner habe sich in der Versammlung der Ratsherren oft damit ergötzt, von diesen Karikaturen zu zeichnen, während sie meinten, er notiere getreulich alle ihre Worte in seiner Schreibtafel!" Richard Oehler (Frankf. Ztg. 241 — 1 M.).

„Ein im Tiefsten einfacher, reiner, kindlicher und froher Mensch, hat er das Leben als Idylle gelebt, als Künstler in Idyllen dargestellt. Die Zeitgenossen haben ihn den deutschen Theokrit genannt und dem Idyllendichter damit das höchste Lob gespendet, das ihm zuteil werden konnte. Herder und Wilhelm Schlegel haben später die Berechtigung dieses Titels angezweifelt, und in der Tat, er gebührt ihm nur sehr bedingt: Theokrit ist mehr herb und realistisch, Geßner war süß (ohne je süßlich zu werden) und harmonisch. Nicht aus Nachahmungssucht hat er Idyllen geschaffen, und auch nicht, wie so mancher der früheren Idyllendichter, vor Überdruß über eine häßliche und kranke Zivilisation sich in eine reinere und gesundere Natur flüchtend, sondern aus tiefem und echtem Gemütsbedürfnis heraus: er mußte die Heiterkeit und Harmonie, die in ihm war, an Menschen darstellen, die in der Natur lebten, und an ihr sich freuten. Was er unter Natur verstand, war aber nicht eine Schöpfung lebensfremder, verzärtlichter Empfindsamkeit. Es war im Gegenteil etwas sehr Wirkliches; wenigstens erlebte er sie so. Es war nichts anderes als die Spiegelung jener großen Harmonie, die die Denker der Aufklärung, Leibniz vor allem, als den göttlichen Grundriß der wirklichen Welt priesen, in dem reinen und ursprünglichen Gemüte eines Künstlers. Die Ahnung einer besseren Welt, die darum nicht weniger wirklich ist, weil sie sich nicht im Alltagsschmutz der Großstadtgasse an unsere Schuhe klebt, sondern draußen in der Natur in verlorenen Winkeln gesucht werden muß, und nur von dem gefunden werden kann, der sie selber in sich trägt.

Eine roh gemauerte Hütte am Lago Maggiore. Rankende Weinlauben, Ziegen, weidend am murmelnden Bach. Ein Weib, den Krug füllend. Und der zage Hauch dunkler Veilchen in blauer Luft . . .

Die Idylle Salomon Geßners."

Emil Ermatinger (N. Münch. Nachr. 88).

Vgl. auch: Walter Schmits (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 181); Ilse Reicke (Königsb. Allg. Ztg. 152); Paul Landau (Vorw., Unt. 153); Robert Faesi (N. Zür. Ztg. 619, 657); F. E. „Der europäische Geßner" (ebenda); Hans Stettbacher „Von den ‚Idyllen' zu ‚Lienhard und Gertrud'" (ebenda); Heinrich Straumann „Geßner in England" (ebenda); Leo Weiß „Geßner in Ungarn" (ebenda); E. C. (N. Bad. Landesztg. 167); R. H. (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 77); K. Bergmann (Germ. 152); Magda Janssen (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 35); Paul Wittko (Hamb. Corr. 153); E. Beiner (Bund, Bern, Kl. Bund 13); L. Weiß (ebenda); Egon Cohn (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 75); Werner Peiser (Berl. Börs.-Cour. 149); Georg C. L. Schmidt (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 13); K. E. Hoffmann (Nationalztg. Basel, Sonntagsbeil. 13).

*

H. C. Andersen

(Zum 125. Geburtstag)

„Hans Christian Andersen, der Märchendichter, Sohn eines krummrückigen, hustenden, verkümmerten Flickschusters und einer Waschfrau, die als rüstige Wittib dem Herrn Pastor Sorge machte und schließlich auch noch dem Trunk verfiel und ein Skandal für die Kommune wurde; er selber, der Dichter, eine groteske Vogelscheuche mit einer borkigen Karnevalsschusternase in einem käsigen Gesicht, und Arme, die wie die eines Orang-Utans mit riesenhaften Handschuhnummern um die Kniegelenke schlenkerten, und Stiefel, Stiefel, Stiefel!, die, trotzdem sie immer zwei Nummern zu klein waren, daß seine Eitelkeit auf Dornen ging, ewig Museumsgegenstände bleiben werden. Ein Hohn der Kinder, ein Grinsen der Erwachsenen, ein Naserümpfen der arrivierten Bürger, ein boshaftes Mitleid der literarischen Truthähne des kopenhagener Entenhofes. Als Kind gestoßen und getreten, als Wachsender in den Winkel gedrückt, als Dichter mit den tausend Nadeln der Überlegenheit gestichelt: ein Narr, mit dieser krankhaften, lächerlichen Überempfindlichkeit (Spaß, wenn man so geschunden wurde), und mit dieser komischen, grotesken Eitelkeit, die ausgerechnet in dieser Figur ein vornehmer Weltgeist sein und absolut einmal ein unsterblicher Dichter, ja sogar, sogar, sogar königlicher Konferenzrat (Gott, wenn man so nach dem Pech der Schusterkinderstube riecht) werden wollte, daß die anderen, die geistig Armen im Speck der Bürgerwürde, nicht mehr die Nase wegdrehen durften.

Er hatte sein Leben lang eine krankhafte Angst vor Hunden und kannte die Bosheit der Menschen aus dem Grunde — was blieb ihm anders übrig, als sich in die Hinterhälte seines Ichs zu verstricken und ein Dichter

Digitized by Google

zu werden? Warum zucken wir bisweilen, in seinen Märchen lesend, peinlich berührt zusammen? Zwischen den Zeilen hatten wir allzu nackt, allzu schlecht im Hinterhalt verborgen, das Gesicht der Rache gesehen, das ‚Ressentiment des Schlechtweggekommenen'; und schämen uns doch gleich hinterher, daß wir in diesem persönlichen Fall nicht die Entschuldigung früher empfanden als die moralische Verletztheit. Und überhaupt, wissen wir denn, ob nicht dieses Ressentiment der Schlechtweggekommenen letzten Endes der Urgrund aller Kunst ist, ob nicht auch jener Steinzeitmensch, der die Umrisse von Renntieren und Walfischen in die Felsen da oben in Finmarken ritzte, ein Buckliger oder ein Lahmer war, der nicht mitkonnte, zu fischen und jagen froh, und darum auf andere Weise sich heben wollte im Kreise der Überlegenen und sich rächen an ihnen und an der grausamen Natur, mit seiner Kunst? Aber vielleicht auch nur sich trösten. Seht sie euch einmal ein wenig genauer an, diese harmlosen Märchen: ein Purgatorio und Inferno sind sie in Wahrheit, in die ein Tiefverletzter unter der Maske der Gerechtigkeit, in die das Ressentiment sich gern verkleidet, seine Quälgeister eingesperrt." Erich Vogeler (B. T. 164).
Vgl. auch: Hans Kafka (Stuttg. N. Tagbl. 154); Gert Frank (D. A. Z. 155); Mathilde von Leinburg (Münch. N. Nachr., Heimat 13); Alfred Wolfenstein (N. Bad. Landesztg. 166 u. a. O.); Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wissensch. 13); —er—er (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 78).

*

Robert Hamerling

(Zum 100. Geburtstag)

„Je idealer seine Gedichte waren, für desto dichterischer galten sie ihm. Den vollen, saftigen Rausch der Leidenschaft hat Hamerling niemals gekannt, alles blieb duftig und körperlos in dem poetischen Raum, den die Romantik geschaffen hatte. In dieser geistigen Einsamkeit glücken ihm Gedichte von ergreifender Gewalt, wo er die Not seines Herzens bekennt, und Strophen von vollendeter Formung, wie sie sogar dem sprachgewaltigen Platen nur selten gelungen sind. Vor allem sein ‚Schwanenlied der Romantik' gehört unstreitig zu den bleibenden Werten des vorigen Jahrhunderts.

Im Hintergrund der Zeiten seh' ich ihn grinsend stehn,
Das arme Leben versteinend mit seines Mundes Wehn.
Ich seh' ihn, den jetzt, o Menschheit, du deine Leuchte nennst,
Als drohend aufgerecktes, gorgonenhaftes Weltgespenst!

Dieses Gespenst ist der mechanistische Intellekt, der unsere frühere Kultur zerstört und uns als Ersatz die technischen Errungenschaften schenkt.
Man muß es bedauern, daß der Dichter diese feierliche, hehre Kunst nicht öfters pflegte, sondern sich ganz und gar der poetischen Verführung seiner sprachlichen Farbenglut überließ. Seine großen Epen ‚Ahasver in Rom' und ‚Der König von Sion', sind eigentlich Romane in gebundener Rede. Da ist die Bilderfülle seiner Zeitgenossen, Paul Heyse, Felix Dahn und Scheffel, nur noch schwungvoller mit breiten Pinselstrichen hingeworfen, oft schwellend vor Sinnlichkeit wie bei Makart, dann wieder feierlich pathetisch wie bei dem Historienmaler Piloty. Hamerling ist hier ein dichterischer Historienmaler großen Stils. Die eigentliche Begabung des Dichters liegt aber nicht auf diesem Gebiet, sondern auf dem der nationalen Dichtung. Hier gestaltet er sein eigenes Erleben, denn die Not des Grenzlanddeutschtums war ihm vertraut, zuerst im Waldviertel, dessen nördlicher Teil von Tschechen bedroht wird, und dann in Triest. So glücken ihm weihevolle Strophen in ‚Germanenzug', deren Echtheit und Lauterkeit die Kraft eines Bekenntnisses besitzen, das zu kennen Pflicht jedes Deutschen sein müßte. Seit Hölderlins ‚Oden an Deutschland' hat kein Dichter die Größe und Würde des Deutschtums ergreifender besungen. Und hätte Hamerling nichts als den ‚Germanenzug' geschrieben, so müßte sein Name der Nachwelt teuer sein. Die Liebe zum Vaterland kam noch in einer anderen Dichtung zum Ausdruck, in dem Scherzspiel ‚Teut', einer köstlichen Satire auf die deutsche Uneinigkeit. Hier spricht der Waldviertler frisch von der Leber weg, ohne den Ehrgeiz, ein unsterbliches Meisterwerk zu schaffen. Aber darum ist es das lebendigste Werk Hamerlings." Franz Spunda (Germ. 140).
Vgl. auch: Paul Feldkeller (Stuttg. N. Tagbl. 139); Paul Wittko (Hamb. Corresp. 141); Carl Meißner (Bund, Bern, 139); Friedrich Pock (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 151); Florian Kienzl (Leipz. N. Nachr. 83); Hermann Arno (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 71); Paul Feldkeller (Saarbr. Ztg. 82); O. O. (Arb.-Ztg., Wien, 81); Herbert Eulenberg (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 161); Karl Kreisler (Tagesbote Brünn 139).]

*

Wilhelm Holzamer

(Zum 60. Geburtstag)

„Wenn aber schon seine rheinhessischen Romane ‚Peter Nockler' und ‚Der arme Lukas', die wie seine Volkserzählungen ‚Auf staubigen Straßen' und ‚Im Dorf und draußen' herrliche Steigerungen selbst des kleinmenschlich Scheinenden ins Schicksalhafte sind, wenn

Digitized by Google

seine schmerzvoll erlebten lyrischen Phantasien ‚Carnesie Colonna', seine zukunftweisenden, von stolzem Menschentum trächtigen Frauenromane ‚Inge', ‚Ellida Solstratten' und ‚Die Sturmfrau' so stark bezeugte Verheißungen waren, so hätte noch mehr seine Nachlaßfülle den Ruhm des jungen Meisters unerschütterlich festigen müssen. Der ‚Entgleiste', das große Selbstbekenntnis aus kämpferischen Lehr- und Wanderjahren, die feine, ganz ins Allgütige gehobene Heimat- und Liebesgeschichte ‚Vor Jahr und Tag', zwei weitere Erzählungsbücher von ‚Bitternis und Glück', Galerien lebensvoll geprägter Charakterköpfe, seine gesammelten Gedichte, Verklärungen eines Daseins, das nur ein reiner Künstlermensch so leben, leiden, überwinden und schöpferisch erhöhen konnte — all das ist wohl ehrenvoll in die Literaturgeschichte eingegangen; aber es den Zeitgenossen lebendig zu erhalten, hat man nicht vermocht.

Es soll heute nicht noch einmal geklagt werden, wie das Wort vom Propheten im Vaterland sich an Holzamer besonders verhängnisvoll erfüllte, indem es auch draußen seinen literarischen Ruf untergrub. Vielmehr mag es als freundliches Zeichen angesehen werden, daß jetzt gewissermaßen seine Rechtfertigung von der Heimat ausgeht. Wenn aber nun der rheinische Wurzelgrund seines Schaffens, auch seines kunstkritischen, das mit der darmstädter Künstlerkolonie eng verbunden war, aufgelockert werden wird (der Holzamer-Bund stellt sich diese Aufgabe), so wäre es Pflicht aller volksbildenden Kreise, Schulen, Büchereien, Bildungsvereine, des Theaters und des Rundfunks, vornehmlich in der mittelrheinischen Heimat des Dichters, nicht nur die äußere, stoffliche Bewurzelung und Gipfelung seines Werks in breiteres Blickfeld zu rücken, sondern auch und vor allem das wesenhaft innere Gegründetsein in Blut und Sprache." Richard Wenz (Köln. Ztg. 172 u. a. O.).

Vgl. auch: Hanns Martin Elster (Generalanz. Stettin, Buch 88 u. a. O.); Herman Kreepelin (D. A. Z. 144); Julius Hart (Tag 75); Paul Wittko (Hamb. Corresp. 147); Karl Hetterich (Gießener Anz., Familienbl. 25); Alfred Bock (Kasseler N. Nachr. 187); Adalbert Schmidt (Düsseld. Nachr. 158); Will Scheller (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 7 u. a. O.); Richard Wenz (Saarbr. Ztg. 86 u. a. O.); Adalbert Schmidt (Mainzer Anz. 74, Vorarlberg. Tagebl. 71, Darmstädter Tagebl. 86, Düsseld. Nachr. 158).

*

Zur deutschen Literatur

„Herr Walther von der Vogelweide." Von Josef Prestel (Köln. Volksztg. 185).

„Bischof Pilgrim — der Verfasser der ‚Nibelungen Not'?" Von Rolf Reißmann (Tag, Unt.-Beil. 85).

„Das Salomon Geßner-Buch." (N. Zür. Ztg. 661.)

„Der ‚Geßnertaler'." Von F. Burckhardt (N. Zür. Ztg. 647).

„Lessing über Freimaurerei." Briefe an Herzog Ferdinand. Von Heinrich Schneider (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 90).

„Die Gottschedin — eine Verkannte." Von Elke (Vorw., Unt. 171).

*

„Goethe in Frankreich. Von Eugen Lerch (N. Bad. Landeszeitung 149).

„Goethe als Morphologe." Von E. Trümpener (Kreuz-Ztg., Zeitenspiegel 6).

„Verdi und Schiller." Von Elsa Bienenfeld (N. Zür. Ztg. 646).

*

„Hölderlin französisch." Von Friedrich Sieburg (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 13).

„Zur Deutung Hölderlins." Von Gottfried Hasenkamp (Germ., Ufer 10).

„Eine Jean Paul-Erinnerung." Von Friedrich Burschell (Stuttg. N. Tagbl. 138).

„Dichter in Nöten." Jean Paul und E. T. A. Hoffmann helfen. Von Werner Peiser (Germ. 164b).

„Ernst Schulze redivivus!?" Von H. Draws-Tychsen (Germ. 179).

„Der Philhellene Johann Jakob Mayer." Von E. Rothpletz (N. Zür. Ztg. 595).

„Der blaue Hund." Joh. G. Kerners Abrechnung mit Napoleon I. Von William von Schröder (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 195).

„Ein unveröffentlichter Brief Eichendorffs an Theodor Storm." Von Gertrud Storm (Deutsche Ztg. 77a).

*

„Adalbert Stifter." Mit Beiträgen von Josef Bindtner, Heinrich Micko, Josef Hofmiller, Max Stefl. (Donau Ztg., Heimatglocken 10/11.)

„Schopenhauer und Gutzkow." Offener Brief an Herbert Eulenberg. Von H. H. Houben (Münchener Ztg. 89).

„Herweghs verschollenes Lustspiel." Von H. H. Houben (B. T. 148).

„Das Dekadenzproblem bei Jakob Burckhardt." Von Peter Wust (Köln. Volksztg., Schritt 177).

„Nietzsches Zusammenbruch." Von Ludwig Marcuse (Berl. Börs.-Cour. 137).

„Nietzsches stilistische Selbsterziehung." Von Max Oehler (Hamb. Fremdenbl. 81).

„Regiert der Teufel?" Zum 100. Geburtstag von Julius Bahnsen. Von Paul Feldkeller (Köln. Ztg. 175b u. a. O.).

„Gesungen und verklungen." Persönliche Erinnerungen an Paul Heyse. Von Johannes Reichelt (Kreuz-Ztg., Zeitenspiegel 6).

„Aus dem Nachlaß des Rembrandtdeutschen." Von A. Donders (Köln. Volksztg. 164).

*

„Das Werk von Max Dauthendey." Von Hellmuth Draws-Tychsen (Germ., Ufer 9).

„Otto Weiningers Schicksal." (Zum 50. Geburtstag.) Von William von Schröder (Köln. Ztg. 184b u. a. O.).

„R. J. Sorges Romfahrt." Von T. (Germ. 182).

„Erbe der Väter — Aufgabe der Jugend": Gorch Fock. Von Wilhelm Zietz (Tag, Wege 92).

„Der Humor Heinrich Federers." Von Franz Wagner (Germ., Ufer 11).

Digitized by Google

zu werden? Warum zucken wir bisweilen, in seinen Märchen lesend, peinlich berührt zusammen? Zwischen den Zeilen hatten wir allzu nackt, allzu schlecht im Hinterhalt verborgen, das Gesicht der Rache gesehen, das ‚Ressentiment des Schlechtweggekommenen'; und schämen uns doch gleich hinterher, daß wir in diesem persönlichen Fall nicht die Entschuldigung früher empfanden als die moralische Verletztheit. Und überhaupt, wissen wir denn, ob nicht dieses Ressentiment der Schlechtweggekommenen letzten Endes der Urgrund aller Kunst ist, ob nicht auch jener Steinzeitmensch, der die Umrisse von Renntieren und Walfischen in die Felsen da oben in Finmarken ritzte, ein Buckliger oder ein Lahmer war, der nicht mitkonnte, zu fischen und jagen froh, und darum auf andere Weise sich heben wollte im Kreise der Überlegenen und sich rächen an ihnen und an der grausamen Natur, mit seiner Kunst? Aber vielleicht auch nur sich trösten. Seht sie euch einmal ein wenig genauer an, diese harmlosen Märchen: ein Purgatorio und Inferno sind sie in Wahrheit, in die ein Tiefverletzter unter der Maske der Gerechtigkeit, in die das Ressentiment sich gern verkleidet, seine Quälgeister eingesperrt." Erich Vogeler (B. T. 164).

Vgl. auch: Hans Kafka (Stuttg. N. Tagbl. 154); Gert Frank (D. A. Z. 155); Mathilde von Leinburg (Münch. N. Nachr., Heimat 13); Alfred Wolfenstein (N. Bad. Landesztg. 166 u. a. O.); Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wissensch. 13); —er—er (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 78).

*

Robert Hamerling

(Zum 100. Geburtstag)

„Je idealer seine Gedichte waren, für desto dichterischer galten sie ihm. Den vollen, saftigen Rausch der Leidenschaft hat Hamerling niemals gekannt, alles blieb duftig und körperlos in dem poetischen Raum, den die Romantik geschaffen hatte. In dieser geistigen Einsamkeit glücken ihm Gedichte von ergreifender Gewalt, wo er die Not seines Herzens bekennt, und Strophen von vollendeter Formung, wie sie sogar dem sprachgewaltigen Platen nur selten gelungen sind. Vor allem sein ‚Schwanenlied der Romantik' gehört unstreitig zu den bleibenden Werten des vorigen Jahrhunderts.

Im Hintergrund der Zeiten seh' ich ihn grinsend stehn,
Das arme Leben versteinend mit seines Mundes Wehn.
Ich seh' ihn, den jetzt, o Menschheit, du deine Leuchte nennst,
Als drohend aufgerecktes, gorgonenhaftes Weltgespenst!

Dieses Gespenst ist der mechanistische Intellekt, der unsere frühere Kultur zerstört und uns als Ersatz die technischen Errungenschaften schenkt.

Man muß es bedauern, daß der Dichter diese feierliche, hehre Kunst nicht öfters pflegte, sondern sich ganz und gar der poetischen Verführung seiner sprachlichen Farbenglut überließ. Seine großen Epen ‚Ahasver in Rom' und ‚Der König von Sion', sind eigentlich Romane in gebundener Rede. Da ist die Bilderfülle seiner Zeitgenossen, Paul Heyse, Felix Dahn und Scheffel, nur noch schwungvoller mit breiten Pinselstrichen hingeworfen, oft schwellend vor Sinnlichkeit wie bei Makart, dann wieder feierlich pathetisch wie bei dem Historienmaler Piloty. Hamerling ist hier ein dichterischer Historienmaler großen Stils. Die eigentliche Begabung des Dichters liegt aber nicht auf diesem Gebiet, sondern auf dem der nationalen Dichtung. Hier gestaltet er sein eigenes Erleben, denn die Not des Grenzlanddeutschtums war ihm vertraut, zuerst im Waldviertel, dessen nördlicher Teil von Tschechen bedroht wird, und dann in Triest. So glücken ihm weihevolle Strophen in ‚Germanenzug', deren Echtheit und Lauterkeit die Kraft eines Bekenntnisses besitzen, das zu kennen Pflicht jedes Deutschen sein müßte. Seit Hölderlins ‚Oden an Deutschland' hat kein Dichter die Größe und Würde des Deutschtums ergreifender besungen. Und hätte Hamerling nichts als den ‚Germanenzug' geschrieben, so müßte sein Name der Nachwelt teuer sein. Die Liebe zum Vaterland kam noch in einer anderen Dichtung zum Ausdruck, in dem Scherzspiel ‚Teut', einer köstlichen Satire auf die deutsche Uneinigkeit. Hier spricht der Waldviertler frisch von der Leber weg, ohne den Ehrgeiz, ein unsterbliches Meisterwerk zu schaffen. Aber darum ist es das lebendigste Werk Hamerlings." Franz Spunda (Germ. 140).

Vgl. auch: Paul Feldkeller (Stuttg. N. Tagbl. 139); Paul Wittko (Hamb. Corresp. 141); Carl Meißner (Bund, Bern, 139); Friedrich Pock (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 151); Florian Kienzl (Leipz. N. Nachr. 83); Hermann Arno (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 71); Paul Feldkeller (Saarbr. Ztg. 82); O. O. (Arb.-Ztg., Wien, 81); Herbert Eulenberg (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 161); Karl Kreisler (Tagesbote Brünn 139).

*

Wilhelm Holzamer

(Zum 60. Geburtstag)

„Wenn aber schon seine rheinhessischen Romane ‚Peter Nockler' und ‚Der arme Lukas', die wie seine Volkserzählungen ‚Auf staubigen Straßen' und ‚Im Dorf und draußen' herrliche Steigerungen selbst des kleinmenschlich Scheinenden ins Schicksalhafte sind, wenn

Digitized by Google

seine schmerzvoll erlebten lyrischen Phantasien ‚Carnesie Colonna', seine zukunftweisenden, von stolzem Menschentum trächtigen Frauenromane ‚Inge', ‚Ellida Solstratten' und ‚Die Sturmfrau' so stark bezeugte Verheißungen waren, so hätte noch mehr seine Nachlaßfülle den Ruhm des jungen Meisters unerschütterlich festigen müssen. Der ‚Entgleiste', das große Selbstbekenntnis aus kämpferischen Lehr- und Wanderjahren, die feine, ganz ins Allgütige gehobene Heimat- und Liebesgeschichte ‚Vor Jahr und Tag', zwei weitere Erzählungsbücher von ‚Bitternis und Glück', Galerien lebensvoll geprägter Charakterköpfe, seine gesammelten Gedichte, Verklärungen eines Daseins, das nur ein reiner Künstlermensch so leben, leiden, überwinden und schöpferisch erhöhen konnte — all das ist wohl ehrenvoll in die Literaturgeschichte eingegangen; aber es den Zeitgenossen lebendig zu erhalten, hat man nicht vermocht.

Es soll heute nicht noch einmal geklagt werden, wie das Wort vom Propheten im Vaterland sich an Holzamer besonders verhängnisvoll erfüllte, indem es auch draußen seinen literarischen Ruf untergrub. Vielmehr mag es als freundliches Zeichen angesehen werden, daß jetzt gewissermaßen seine Rechtfertigung von der Heimat ausgeht. Wenn aber nun der rheinische Wurzelgrund seines Schaffens, auch seines kunstkritischen, das mit der darmstädter Künstlerkolonie eng verbunden war, aufgelockert werden wird (der Holzamer-Bund stellt sich diese Aufgabe), so wäre es Pflicht aller volksbildenden Kreise, Schulen, Büchereien, Bildungsvereine, des Theaters und des Rundfunks, vornehmlich in der mittelrheinischen Heimat des Dichters, nicht nur die äußere, stoffliche Bewurzelung und Gipfelung seines Werks in breiteres Blickfeld zu rücken, sondern auch und vor allem das wesenhaft innere Gegründetsein in Blut und Sprache." Richard Wenz (Köln. Ztg. 172 u. a. O.).

Vgl. auch: Hanns Martin Elster (Generalanz. Stettin, Buch 88 u. a. O.); Herman Kreepelin (D. A. Z. 144); Julius Hart (Tag 75); Paul Wittko (Hamb. Corresp. 147); Karl Hetterich (Gießener Anz., Familienbl. 25); Alfred Bock (Kasseler N. Nachr. 187); Adalbert Schmidt (Düsseld. Nachr. 158); Will Scheller (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 7 u. a. O.); Richard Wenz (Saarbr. Ztg. 86 u. a. O.); Adalbert Schmidt (Mainzer Anz. 74, Vorarlberg. Tagebl. 71, Darmstädter Tagebl. 86, Düsseld. Nachr. 158).

*

Zur deutschen Literatur

„Herr Walther von der Vogelweide." Von Josef Prestel (Köln. Volksztg. 185).

„Bischof Pilgrim — der Verfasser der ‚Nibelungen Not'?" Von Rolf Reißmann (Tag, Unt.-Beil. 85).

„Das Salomon Geßner-Buch." (N. Zür. Ztg. 661.)

„Der ‚Geßnertaler'." Von F. Burckhardt (N. Zür. Ztg. 647).

„Lessing über Freimaurerei." Briefe an Herzog Ferdinand. Von Heinrich Schneider (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 90).

„Die Gottschedin — eine Verkannte." Von Elke (Vorw., Unt. 171).

*

„Goethe in Frankreich. Von Eugen Lerch (N. Bad. Landeszeitung 149).

„Goethe als Morphologe." Von E. Trümpener (Kreuz-Ztg., Zeitenspiegel 6).

„Verdi und Schiller." Von Elsa Bienenfeld (N. Zür. Ztg. 646).

*

„Hölderlin französisch." Von Friedrich Sieburg (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 13).

„Zur Deutung Hölderlins." Von Gottfried Hasenkamp (Germ., Ufer 10).

„Eine Jean Paul-Erinnerung." Von Friedrich Burschell (Stuttg. N. Tagbl. 138).

„Dichter in Nöten." Jean Paul und E. T. A. Hoffmann helfen. Von Werner Peiser (Germ. 164b).

„Ernst Schulze redivivus!?" Von H. Draws-Tychsen (Germ. 179).

„Der Philhellene Johann Jakob Mayer." Von E. Rothpletz (N. Zür. Ztg. 595).

„Der blaue Hund." Joh. G. Kerners Abrechnung mit Napoleon I. Von William von Schröder (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 195).

„Ein unveröffentlichter Brief Eichendorffs an Theodor Storm." Von Gertrud Storm (Deutsche Ztg. 77a).

*

„Adalbert Stifter." Mit Beiträgen von Josef Bindtner, Heinrich Micko, Josef Hofmiller, Max Stefl. (Donau Ztg., Heimatglocken 10/11.)

„Schopenhauer und Gutzkow." Offener Brief an Herbert Eulenberg. Von H. H. Houben (Münchener Ztg. 89).

„Herweghs verschollenes Lustspiel." Von H. H. Houben (B. T. 148).

„Das Dekadenzproblem bei Jakob Burckhardt." Von Peter Wust (Köln. Volksztg., Schritt 177).

„Nietzsches Zusammenbruch." Von Ludwig Marcuse (Berl. Börs.-Cour. 137).

„Nietzsches stilistische Selbsterziehung." Von Max Oehler (Hamb. Fremdenbl. 81).

„Regiert der Teufel?" Zum 100. Geburtstag von Julius Bahnsen. Von Paul Feldkeller (Köln. Ztg. 175b u. a. O.).

„Gesungen und verklungen." Persönliche Erinnerungen an Paul Heyse. Von Johannes Reichelt (Kreuz-Ztg., Zeitenspiegel 6).

„Aus dem Nachlaß des Rembrandtdeutschen." Von A. Donders (Köln. Volksztg. 164).

*

„Das Werk von Max Dauthendey." Von Hellmuth Draws-Tychsen (Germ., Ufer 9).

„Otto Weiningers Schicksal." (Zum 50. Geburtstag.) Von William von Schröder (Köln. Ztg. 184b u. a. O.).

„R. J. Sorges Romfahrt." Von T. (Germ. 182).

„Erbe der Väter — Aufgabe der Jugend": Gorch Fock. Von Wilhelm Ziegler (Tag, Wege 92).

„Der Humor Heinrich Federers." Von Franz Wagner (Germ., Ufer 11).

Digitized by Google

„Herbert George Wells." Von Arthur Friedrich Binz (Rhein.-Main. Volksztg. 83).

„Eine Frau protestiert" [Agnes Smedley]. Von Angela Rot (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 12).

*

„Dichter, Revolutionär und Schieber" [Beaumarchais]. Von Edwin Zellweker (Arb.-Ztg., Wien, 98).

„Das Urbild des Julien Sorel" [Stendhal]. Von Hermann Wendel (Vorw., Unt. 181).

„Zola." Zu seinem 90. Geburtstag. Von Lutz Weltmann (Arb.-Ztg., Wien, 91 u. a. O.).

„Jules Verne." (Kreuz-Ztg., Unt. 103.)

„Das Problem der Aufrichtigkeit" [André Gide]. Von Bernard Guillemin (B. T. 160):

„Freilich kann hier die Frage aufgeworfen werden, ob man ein Recht zur Unaufrichtigkeit im Sinne des Affektierens hat, wenn man nur die Möglichkeiten eines Robert, nicht aber diejenigen eines Perikles besitzt. Diese Frage rührt an die größere, hier nur gestreifte des Ausdrucks überhaupt: ob er bloß Erscheinung oder das Wesen der Sache selbst ist ... Fast will es scheinen, als entscheide hier, wie in vielen anderen Fällen, der Erfolg allein. Und vielleicht ist jeder Lebensstil ergänzungsbedürftig, der Stil der Aufrichtigkeit und Ausdrucksschlichtheit so gut wie derjenige der ehrgeizigen Affektation, weil beide ihre besonderen Gefahren in sich bergen, der erste die Gefahr der trägen Selbstzufriedenheit, der zweite die Gefahr der Heuchelei. Vielleicht sogar ergänzen beide einander und verbergen, hinter ihrer scheinbar feindlichen Spannung, nur den freundlichen Gegensatz, ja ich möchte sagen: die alte Freundschaft zwischen Sein und Werden. Gide selbst, wie sehr er auch sein eigenes Leben praktisch im Stil der Aufrichtigkeit geführt hat und wie groß seine persönlichen Sympathien für diese auch sein mögen, hat den Prinzipienstreit weder zu schlichten noch zu entscheiden versucht. Er hat seinen endgültigen Standpunkt reserviert und sich damit begnügt, das Problem in seiner ganzen Bedeutung aufzuzeigen."

„André Gide reist durch Afrika. Zu seinem Buch „Kongo und Tschad'." Von Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 171):

„Von sich persönlich spricht Gide selten, aber immer mit Worten, die auch uns selbst, auch das Dunkel und den Zwiespalt in unserer eigenen Seele erhellen. Denn persönlich ist dieses Werk. Aber niemals privat. Und so findet Gide an einer Stelle einen ungeheuren Ausdruck, ja Aus-Druck, das Resultat einer ungeheuren Seelenpression (nicht nur Depression, sondern auch Expression, nicht nur Druck nach unten, sondern auch Steigerung nach oben) und dieser Ausdruck lautet: Hoffnungslose Freudigkeit. Wer die Kraft hat, ein Buch, aus einer solchen Seelenstimmung heraus geschaffen, durch den buntesten, wildesten Kontinent getragen, auf sich zu nehmen, in sich aufzunehmen, der lese André Gide."

„Wahrheit oder Dichtung" [François Porché: Der Leidensweg des Dichters Baudelaire]. Von Ivan Briehl (Prag. Pr. 99).

„Noch ein Kriegsroman. ‚Die hölzernen Kreuze' von Roland Dorgelès." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 657):

„Während sogar in Spanien, einem Land kleiner Auflagen, Remarque 80000 erreicht hat, ist uns nicht bekannt, daß auch nur ein englischer oder französischer Kriegsroman — vom ‚Feuer' H. Barbusses abgesehen, der ein Dokument bleiben wird — solche Auflagenziffern erklettert hat. Der Fall liegt eigentümlich: Zwischen den deutschen Verlegern, die Kraut und Rüben übersetzter Literatur anbieten, und dem Publikum herrscht kein Einvernehmen. Es streikt vor dem ausländischen Kriegsroman. In Frankreich umgekehrt hat ein Teil der Kritik den Erfolg Remarques kupieren wollen, ohne Erfolg, denn es scheint in weitesten Schichten Frankreichs der Wille stärker ausgeprägt zu sein, endlich einmal den ehemaligen Frontgegner kennen zu lernen. Vielleicht entschließen sich nun doch auch deutsche Leser, ein legitimes Bild des ‚Poilu' anzunehmen. Niemand hat es herzlicher und saftiger entworfen als Dorgelès und vielleicht ihm ähnlich Duhamel. Was unterscheidet sein Kriegsbuch von den deutschen? Der Humor! Und vor allem der Schluß! Man denke an das trotz- und klaglose Finale in Renns ‚Krieg' (Ende eines geschlagenen Heeres). Dorgelès schließt ganz anders, heller, gefaßter. — Gegen Dorgelès wird der Vorwurf erhoben, er mildere den Krieg, indem er rasch über das Grauen hinwegglitte. Es sei keinem Leser gewünscht, daß er je durchmache, was diesen Poilus beschieden war. Schließlich kommt es bei allen Kriegsromanen darauf an, ob sie die Wahrheit und die Unerbittlichkeit der Beobachtung für sich haben. In der Intensität aber der Darstellung zeigt sich der Künstler, der Roland Dorgelès ist."

*

„Tolstojs Ende." Von Ernst Ungnad (N. Zür. Ztg. 657).

*

„Das Geheimnis Kierkegaards." Von Erwin Reisner (D. A. Z., Unt. 151).

„Besuch bei Frau Undset." Von Paul Graßmann (N. Zür. Ztg. 544).

*

„Frederik van Eeden oder das andere Holland." Von J. A. Huebner (Voss. Ztg., Unt. 79).

„Wie Pallieter entstand." Von Felix Timmermans (Köln. Volksztg. 177).

*

„Dante und Petrarca. Das Geistige, das Dichterische in der Poesie." Von Alexander Lernet-Holenia (N. Bad. Landesztg., Kunst 190).

„Benedetto Croces Ästhetik." Von R. K. (N. Zür. Ztg. 725).

„Vom Geist der lombardischen Literatur." Von Laurina Mazzucchetti (N. Zür. Ztg., Lit. Bl. 764).

*

Allgemeines

„Deutsche Dichtung im heutigen Südslawien." Von Fritz Carl Badendieck (D. A. Z., 20. April).

„Religiöses Erwachen in der zeitgenössischen Dichtung." Von Arthur Fr. Binz (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 48).

„Inflation des Geistes?" Von Franz Dülberg (D. A. Z. 147).

„Vom Nutzen der Literarhistorie." Von Emil Ermatinger (N. Zür. Ztg. 747, 756).

„Der Schriftsteller und die Zeit." Von Hans Grimm (D. A. Z. 137).

„Die Not des katholischen Schriftstellers." Von Waldemar Gurian (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 12).

„Berliner Tagebuch vom Jahre 48." Von Adolf Heilborn (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 71).

„Der Kaufmann im Roman." Von Hanns Herrland (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 91).

„Flieger als Dichter, Dichter als Flieger." Von Hans Herz (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 86).

„Gerhart Hauptmann und der Tessin." Gespräch mit dem Dichter. Von Hans von Hülsen (N. Zür. Ztg., Lit. Bl. 764).

„Der Sache wegen Persönliches." Von Oscar Katann (Germ., Ufer 8).

Digitized by Google

„Beichte eines Theaterdirektors." Von Robert Klein (Berl. Börs.-Cour. 134).
„Die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts und wir." Von Ernst Lissauer (Köln. Ztg., Lit. 177b).
„Gegen die Dichtung?" Von Ludwig Marcuse (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 72).
„Schutzfrist und Nietzsche-Archiv." Von Rudolf Pannwitz (Münch. N. Nachr. 106).
„Verrat der Geistigen?" Von Jules Romains (B. T. 124).
„Kunst und ‚Neue Sachlichkeit'." Von Oscar A. H. Schmitz (N. Zür. Ztg. 652).
„Klassikertod auch auf der höheren Schule?" Von Georg Schott (Hamb. Fremdenbl. 89).
„Was sollen deutsche Bühnen spielen?" Brief an einen Intendanten. Von Friedrich Schreyvogl (Germ. 164, 176, 177).
„Stellung der Jugend." Von Annemarie Schwarzenbach (N. Zür. Ztg. 769).
„Tatsachen und Fragezeichen." Von Martin Sommerfeld (N. Zür. Ztg. 600).
„Deutsche Arbeiterdichtung." Von Walter Vollmer (Rhein.-Westfäl. Ztg., Kunst 164).
„Gesamtausgaben lebender Dichter: Geleitwort von Julius Kühn. ‚Gesammelte Werke von Wilhelm von Scholz' von Hanns Martin Elster. ‚Hermann Stehrs sämtliche Werke' von Hanns Martin Elster. ‚Stefan Georges sämtliche Werke' von Martin Sturm. ‚Trentinis Werke' von Erich Bockemühl. ‚Die Werke von Rudolf Pannwitz' von F. L. Rieffel. ‚Otto zur Lindes gesammelte Werke' von Kurt Gröbe." (Geraer Ztg., Bücherfreund, April).
„Vierzig Jahre Volksbühne." Von S. Nestriepke. — „Aus der Gründungszeit." Von Curt Baake (Vorw. 139).
„Die geistlichen Bürgerspiele Brunecks und Merans in alter Zeit." (Tiroler Anz. 68.)
„Die Einheit Tirols theatergeschichtlich dargestellt." (Ebenda 32.)

Echo der Zeitschriften

Das Nationaltheater. II, 4. (Berlin.) In seinen Betrachtungen und Bekenntnissen „Die Lebenswurzeln des Dramas" spricht Wilhelm von Scholz von den eigentümlichen Lebensvorgängen, welche die einmal konzipierten Gestalten im Unterbewußtsein des Dramatikers führen, und erinnert damit an Erfahrungen Pirandellos:

„Dieser Dauerzustand des Dramatikers, auch in seinen nichtschöpferischen Zeiten, ist — wie ich ihn aus Selbstbeobachtungen zu erkennen glaube und wie ihn auch die Aufzeichnungen der großen früheren Dramatiker mittelbar erkennen lassen — ein ständiges Spielen mit Geschehnissen, Lagen und Charakteren; ein Spielen, das auftaucht und versinkt, scheinbar spurlos wie die Lichtkränze, -bänder und -flecken im geschlossenen Auge; und in das plötzlich einmal ein Zusammenrinnen, ein Gestaltwerden, ein Kristallisieren kommt: der sich rasch vergrößernde Keim eines Werkes!

Das Spielen mit erträumten Lagen und Menschen ist heute ein Umdenken und Verbinden des eigenen Erlebens mit anderer Vergangenheit, anderen Zusammenhängen; morgen ein Umbilden von Personen, die uns begegnen, zu starker Ausgeprägtheit, ein Vorstellen ihrer Möglichkeiten, wenn man sie sich aus den Zwängen ihrer Lage gelöst und durch ganz andere Gegebenheiten bedingt denkt. Dies ist zugleich die beste, einfachste und unerläßlichste Schule der Menschenkenntnis für den dramatischen Dichter. Wenn wir uns immer bei den zu uns in Beziehung Tretenden klar machen, welche Seite ihres Wesens wohl ihre ursprüngliche Mitgabe von der Natur, welche nur durch ihren Beruf, ihre Umgebung, den Zwang, in den sie ihre wirtschaftliche Lage versetzt und durch ähnliche Bedingungen geschaffen ist, wenn wir sie aus diesen beiden Polen verstehen, so gewinnen sie überraschend schnell eine nicht täuschende Durchsichtigkeit für uns.

Es ist dies aber meist beim Dramatiker nicht ein bewußtes Forschen, sondern ein unabsichtliches Spiel des Geistes und der Phantasie. Er ertappt sich etwa dabei, wie er sich gerade einen höflichen Kellner, der sehr ausgeprägte Züge hat, als einen hohen Beamten, als einen steinreichen Mann, als einen großen Industriekönig, der uns zu befehlen hat, vorstellt und sich nach den Zügen seines Gesichts, dem Ton seiner Stimme nun fragt: ‚Wie würde er sich in solchem Fall verhalten?'

In der sich mit sich selbst unterhaltenden, ihre Zwiegespräche führenden Seele des Dramatikers spielen Gefühls-, Vorstellungs-, Willens-Gegensätze miteinander, bald als Entschlußkonflikt, bald in höherer Region mit jener seltsamen Mischung von Sinn und Zufall, die unserem Blick als Schicksal erscheint.

Der Dramatiker fühlt und erkennt überall die nur selten durchgeführten Ansätze und Versuche des Lebens zu starken Menschen, großen Geschehnissen, zu tragischen oder komischen vielstufigen Steigerungen, an deren Gipfel erst die vollen tragischen und komischen Erregungen ausgelöst werden, deren unsere Seele fähig ist, und sieht sie vollendet."

Neue Schweizer Rundschau. XXIII, 4. (Zürich.) Abschluß eines Aufsatzes von Hugo Friedrich über Franz Kafka:

„Kafkas Sprache ist unlyrisch, unromantisch, hart im magisch Wirklichen und für eine Aufgabe erregt, die jenseits dichterischer Schönheit liegt. Der Mann, der als ganz nach innen gerichteter Mensch doch nicht der

Digitized by Google

Nüchternheit seines Berufes widerspricht, in keiner Faser Romantiker ist, schreibt auch für jene ganz innerliche Aufgabe die knappsten, sachlichsten, gleichsam aktenmäßigsten Sätze. In seiner unerhörten Meisterschaft kann dieser Stil selbst spielen und eine spielerische Manier zu Kunst und Bedeutung erheben. (‚Auf der Galerie' im Landarzt.) Ein unterirdisches Licht hebt jeden dieser anscheinend nackten Sätze in eine tief ansprechende Magie und eine verborgene Ergriffenheit. Es ist mit Kafkas Stil wie mit seinem Denken: es leuchtet ihm die Glut des Jenseits aus den Augen, aber er leugnet nicht im geringsten die klare Wirklichkeit, die ebenso fordernd wie hoffnungslos ist."

Der Kreis. VII, 3. (Hamburg.) Eine wesentliche Feststellung in Siegfried Freibergs Aufsatz über Georg Trakl:

„Es gibt Gedichte der seienden und der werdenden Welt. Die letzteren sind ganz selten bei Trakl. So ist die Linie Trakls bestimmt von Anfang an, in jedem Moment seines Daseins. Aber welche Suggestivität besitzen doch diese so selbstsicheren plötzlich, simultan erfaßten Gebilde einer Dichterhand. Sie sind dennoch nicht zu sicher, als daß sie uns nicht berühren würden. Sie sind nicht ungewohnt, sondern einfach erscheinend dargebracht, aus einer Sinnenlage, die ungewohnt ist. Darum von größter Wirkung im Momente. Zurück bleibt kein Inhalt und kein Sinn, sondern nur Erinnerung an eine schöne Erscheinung, einen sinnlichen Rausch. Man kann mit den Gedichten nicht jonglieren, aber man wird sie unwillkürlich vertauschen. Sie sind nicht gegeneinander abzuwägen. Sie sind unbedingt für den Moment des Erlebens dargereicht. Immer wieder aufs neue geben sie das Erlebnis. Einzige Töne immer bis zur Vollendung nahe, aber kein vielfältiger und mehrgestaltiger. Das gäbe den Anschein von Armut (schon in den Epitetha). Aber das gibt uns Aufschluß über den Blick des Dichters, der darin ganz wieder Ebenenmensch. Wie dort eintönig die äußere Erscheinung und immer wiederkehrend. Die Augen sind aus dieser Landschaft, das Herz tobt in anderen Regionen. Alles um ihn ist Landschaft, und doch bestimmt sie dieses Herz zur Wildnis. Man wird nicht bluthafter in dieser Landschaft, man verblutet langsam darin. Untergang ... Untergang."

Die Scholle. 1930, 7. (München.) Barthel Reinlein schreibt über Josef Friedrich Perkonigs Heimat und Schaffen:

„Kärnten, die Heimat des Dichters, taucht aus dem Geschichtsunterricht schattenhaft als Ostmark empor. In die politischen Finsternisse des verlorenen Krieges fällt wie ein Lichtstrahl der kärtner Abstimmungssieg vom 10. Oktober 1920, der das ferne Land unserem vaterländischen Bewußtsein verpflichtet. Dennoch ist es schwer, von ihm Besitz zu ergreifen. Das geographische Bild verschwimmt, da ohne klare Abgrenzung: Ostalpenlerisches Land, klar formuliert nur der Gebirgszug der Karawanken; Land an der Drau, die wiederum zieht in fernöstliches Land; österreichisches Gebiet, aber hinweisend in den Balkan und rein südwärts; strenger Gebirgswinter, in den der ‚Jauk', der glutwibrierende Südwind, betörend stürzt. Deutsches Siedlungsland in dem deutsches Bauernvolk seit Jahrhunderten friedlich mit slowenischem Bergvolk lebt, eins als Kärtner bis Panslawismus künstlich Spannung schafft; römischer Heiligenkult einträchtig neben Cyrill und Methodius auf uralter heidnischer Überlieferung. — Hier ist Enge und Weiträumigkeit in seltsamer Mischung: weiträumig die Seele der Menschen, die geht mit Berken und Winden, die Urzeit und Gegenwart vereint, eng die Kettung an den Boden und seine gewachsenen Gesetze. Bodenständiges Volk, die Deutschen treueste Verteidiger ihres Volkstums; Landschaft und Menschen aber schon verhängt mit dem Schleier slawischer Schwermut.

Das ist die Heimat des ehemaligen Volksschullehrers J. F. Perkonig, nunmehriger Professor an der Lehrerbildungsanstalt Klagenfurt. Der Dichter, der aus der Heimatlichen ins Allgemeinmenschliche gewachsen ist, vermag mit dem zartesten Anschlag des Seelischen feinste Lyrik in sein Werk zu bannen. Der heute noch junge Dichter steht in der großen Spannung Erde — Mensch — Himmel, die aus seiner Darstellung sinnliche Wärme und Kraft strömen läßt und den Leser in die Höhe des ewigen Schicksals erhebt. Kein Buch von gewaltsamer Problematik, keins eine Sensation; aber Bücher, geboren aus einer allumfassenden und alles verstehenden Liebe."

Die Neue Rundschau. XXXXI, 4. (Berlin und Leipzig.) Hermann Hesse sagt über Christian Schrempf aus:

„Bei Schrempf, so scheint es mir, hat zwar der Glaube niemals eine solche Abbiegung in diesseitige Gedanken erlitten wie bei Luther, aber in seinem Leben ist die Verzweiflung und tiefe Not oft wiedergekehrt zu sein. Er kann sich seines Glaubens nicht rühmen, er kann ihn nicht wie Luther formulieren und eine Erlösungsgestalt aus ihm machen. Aber er hat, mit immer neuen Schicksalszeichnungen und Modellierungen, diesen Kernglauben an das Gelebtwerden, an das Abtreten der Verantwortung an Gott doch immer wieder gefunden. Er hat nichts von dem Kinderglauben an die Menschen und seine unbeschränkte Macht, den

Digitized by Google

Generäle, die Fabrikanten und viele Gelehrte haben, er hat in sich selbst die Nichtigkeit des Menschen durcherlebt, und da es nicht irgendeiner ist, der diese Nichtigkeit erlebt hat, sondern ein Mensch und Geist von sehr hohen Graden, ist sein Bekenntnis für uns tief erschütternd und am Ende befreiend.

Ist es notwendig, diese Darlegungen gegen grobe Mißverständnisse zu schützen? Ja, es scheint mir — leider — notwendig.

Also füge ich für die kindlichsten Leser hinzu:

Erstens vollziehen sich all diese Enderlebnisse und Gedanken nicht an der Oberfläche des Lebens, nicht unter den Naiven, nicht unter der Menge, sondern in den Seelen weniger, zu besondrem Leiden und besondrer Reife Bestimmter. Der Satz ‚Alles ist gut, also kann und darf ich tun, was immer mir beliebt, es wird gut sein, ich bin dafür unverantwortlich' wäre ohne Zweifel gefährlich als Grundsatz eines hab- und machtgierigen Menschen. Die Menschen aber, denen Schrempfs Glaube überhaupt erlebbar wird, stehen längst jenseits von Belieben und Ehrgeiz — sie haben einen großen Teil ihres Lebens damit verbraucht, das Gute zu üben, und üben es auch weiter, obwohl sie nicht mehr daran glauben, daß es überhaupt ein Gut und Böse gibt. Sie sind nicht diesseits, sondern jenseits der Moral. So hat ja auch derselbe Luther, der in seinem Bekenntnis alle guten Werke verwirft und nur den ‚Glauben' zuläßt, ein erheblich besseres, verantwortungsvolleres, reineres Leben geführt als seine Gegner, die Päpste, die gegen ihn für die Heiligkeit der guten Werke stritten. Übrigens hat auch Schrempf dies einmal in einer kleinen Schrift mit aller Deutlichkeit auseinandergesetzt, es ist die Broschüre ‚Diesseits und Jenseits von Gut und Böse', ein tiefgründiges kleines Buch, das mir jedoch seinerzeit wegen seiner Gegnerschaft gegen Nietzsche zu schaffen machte. Innerhalb seiner Logik zwar hat Schrempf vollkommen recht, gegen Nietzsche, aber er versteht dessen ganze Natur nicht, er ist kein Künstler und hat meines Wissens über Kunst nie ein Wort gesagt, das aus wirklichem Verständnis käme — dies war es wohl auch, was mich so viele Jahre instinktiv gegen Schrempf zwar nicht abwehrend, aber lässig und zuwartend verhalten ließ. Dies ist auch der Grund, warum Schrempf seinem ‚Menschenlos' nicht den Hiob der Bibel, sondern den Hiob einer Dichtung zweiten Ranges zugrunde legen konnte. Die Gnade des Schönen, die Rechtfertigung durch die Kunst ist ein Gebiet des Erlebens, das Schrempf beinahe ganz verschlossen blieb.

Zweitens: Die Verkündigung von Schrempfs ‚Glauben' ist ebensowenig eine Blasphemie wie ein Angriff auf die Moral. Dem Menschen, der noch unter dem Gesetz steht, der noch aus der Wildheit seiner egoistischen Triebe lebt und diese stündlich zu bekämpfen sich verpflichtet glaubt, wird es niemals, auch wenn er wollte, möglich sein, den Sprung in die Freiheit und Größe dieses ‚Jenseits von Gut und Böse' zu tun. Im Gegensatz zu Luther, der aus seinem Glauben schließlich wieder eine Moral und eine Sammlung von recht aufdringlichen und rechthaberischen Geboten gemacht hat, bringt Schrempf seinen Lebensglauben nur mit äußerster Scheu und Vorsicht zum Ausdruck und warnt davor, sich mit ihm viel zu beschäftigen, und lacht über die Meinung, daß ein Glaube etwas sei, das einer vom andern lernen und empfangen könne."

Deutsch-Französische Rundschau. III, 4. (Berlin-Grunewald.) Aus einer Rimbaud-Studie von Alfred Wolfenstein:

„Dieser seltsame Rimbaud, Fileur éternel und Agent général, gallischer Dichter und äthiopischer Händler, gleich großartig als Werkschaffender wie als Werktätiger, ist ein beweisender Fall dafür, daß der als seßhaft ausgegebene Franzose den Drang in die Ferne, die ahasverische Unruhe, die Sehnsucht nach fremden Ländern und Sprachen kennt. Neben leichter Klarheit finden wir bei ihm eine fast Jean Paulische phantasievolle Verworrenheit, zugleich mit der Lust an bürgerlich arbeitsamer Sicherung willkürliches Vagantentum, geschlossenen einfachen Wirklichkeitssinn und schwärmerische Problematik. Er stammt aus den Ardennen, sein helles und derbfeines Gesicht zeigt flämische Züge; sein Akzent war so deutsch gefärbt, daß er während des Krieges von 1870 einmal als Spion verhaftet wurde. Eine nordisch-südliche Mischung in seinem Wesen bestimmte den Lauf seines Lebens.

Statt der konventionellen Bezeichnung als poète maudit möchte ich ihm einen anderen Namen geben, der seine neue Bedeutung für die Gegenwart an die Seite von Nietzsches Anti-Christ stellt: Er ist der Anti-Poet. Ein Jahr vor Nietzsches erstem Auftreten hat Rimbaud bereits, 1871, verwandte Empörertheſen geschrieben. ‚Christ, ô Christ! éternel voleur des énergies!' ‚Ich bin der Sklave meiner Taufe... Der Spießer ist mit Jesus geboren worden!' Wie der Anti-Christ nicht durch Dulden, sondern durch Tätigkeit Erlösung bringen will, springt Rimbaud vom alten larmoyanten Kreuz des Poetentums hinunter ins Leben. Er kämpft um urwüchsige Erlösung von der Literatur, wie von einer Sünde gegen die Wirklichkeit. Sein Wort sucht den Weg zur Sprache einer Vitalität, die sich schließlich gegen den Umweg der Kunst überhaupt wenden mußte. Aber wie diese Sprache klingt, wird sie dennoch neue Erfüllung, ihre Problematik widerlegt sich selbst durch ihre Musik."

Digitized by Google

Eckart. VI, 4. (Berlin-Steglitz.) Hermann Ploetz schreibt „Allerlei Protestantisches aus Ernst Heilborns Kulturgeschichte" und setzt mit der Betrachtung ein:

„Ein greller Titel, ‚Zwischen zwei Revolutionen', den die beiden Bücher führen; doch liegt die Betonung auf dem Wort ‚Zwischen'. Die gewaltigen Kursstürze der Zeit, durch 1789, 1848 und 1918 bezeichnet, bleiben durchaus im Hintergrunde. Dagegen erleben wir eine hundertjährige Wanderung und Wandlung deutschen Geistes und darin göttliche Weben der Menschheitsgeschichte. Der sie schrieb, ist kein Revolutionär, wohl aber ein heißer Fortschrittsfreund, kein aufwühlender Ankläger, sondern ein sachlicher Darsteller, dazu ein Meister der Kunst, seine eigene Meinung hinter der Meinung einer Zeit zu verstecken; und wenn er die Götter und Götzen vergangener Tage beschwört, so geschieht es mit allseitig ausgleichender Gerechtigkeit, mit Aufrollung aller Gegensätze, mit einer — fast möchte man sagen — frommen Selbstverantwortlichkeit.

Die Zeit redet, das Wesentliche spricht, alles Wurzelhafte geistert von Goethe bis Brentano, von der Rahel bis zur Bettina. Und die toten, doch so lebendigen Dinge haben das Wort. Wir treten in die Salons und auf die Märkte, in die Wohnungen und in die Werkstuben. Wir lesen Zeitungsausschnitte, Tabellen und Listen. Wir sehen, wie Erfindungen, Entdeckungen und technische Leistungen das Antlitz der Erde verändern, wie aus Briefen und Tagebüchern die Geheimnisse, Nachdenklichkeiten und Forderungen der neuen Menschen steigen, erfahren ihre Kämpfe und Täuschungen und ihre um Diesseits und Jenseits webenden Gedanken. Kulturtheater tut sich vor uns auf, ein Spiel, das von den Fundamenten an durch alle Stufen empor bis in die letzten transzendenten Höhen hinaufreicht. Wir sitzen im Parkett. Das Schicksal ist Regisseur. Vor uns gibt der Vorhang zwei gewaltige Stücke frei — ‚Geist der Schinkelzeit' — ‚Geist der Bismarckzeit'."

„Ein Sänger deutscher Ehre [Walther von der Vogelweide]." Von M. Pfeifer (Der Deutschen-Spiegel VII, 15. Berlin).

„Über Salomon Geßner." Von Heinrich Eduard Jacob (Die Literarische Welt VI, 14. Berlin).

„Aus Goethes straßburger Studentenzeit." (Elsaß-Lothringen Heimatstimmen VIII, 4. Berlin).

„Volkskundliches bei Goethe." Von Gisela Mayer-Pitsch (Der Wächter XII, 1/2. Berlin).

„Ein Mythos ‚Goethe'." Von Alfred Biese † (Ostdeutsche Monatshefte XI, 1. Berlin).

„Die ‚Schiller-Opern' von Verdi." Von Hans Lebede (Zeitschrift für deutsche Bildung VI, 4. Frankfurt a. M.).

„Hölderlins Fragmente." Von Eduard Thorn (Der Kreis VII, 3. Hamburg).

„E. T. A. Hoffmann als Bühnenkomponist." Von Hans Kuznitzky (Das Nationaltheater II, 4. Berlin).

„Heinrich von Kleist im deutschen Gedicht." Von Jakob Baxa (Der Wächter XII, 1. Berlin).

„Johann Nestroy." Von Leopold Liegler (Die Freyung 1. Wien).

„Josef Meßner, ein Böhmerwalddichter." Von Paul Meßner (Enkel) † (Der Wächter XII, 2. Berlin).

„Robert Hamerling." Von Ludwig Klingenberg (Ostara VI, 25. Wien).

„Gedenkblatt an Robert Hamerling." Von Wilhelm Kurz (Antroposophie XII, 12. Stuttgart).

„Ludwig Speidel." Von Otto Stoessl (Die Literarische Welt VI, 15. Berlin).

„Martin Greif zum Ruhme." Von Felix Stössinger (Der Wächter XII, 1. Berlin).

„Neues zum Fall Nietzsche." Von Harald Landry (Die Literarische Welt VI, 15. Berlin).

„Rembrandt als Erzieher." Von L. Thurneisen (Der Deutschen-Spiegel VII, 12. Berlin).

„Zum Gedächtnis des Dramaturgen Landauer." Von Rudolf Frank (Der Neue Weg LIX, 7. Berlin).

„Wilhelm Holzamer." Von Adalbert Schmidt (Radio Wien 4. Wien).

„Friedrich Lienhard." Von Ernst Wachler (Der Türmer XXXII, 7. Stuttgart).

„In memoriam Friedrich Lienhard und Christian Schmitt." Von Karl Walter (Elsaß-Lothringen Heimatstimmen VIII, 7. Berlin).

„Briefe an einen Freund." Von Hugo von Hofmannsthal (Die Neue Rundschau XXXXI, 4. Berlin).

„Alfred Biese zum Gedächtnis." Von Hermann Ploetz (Ostdeutsche Monatshefte XI, 1. Berlin).

„Das Gesamtschaffen Ernst Barlachs." Von Ernst Alfred Drenser (ebenda).

„Wilhelm von Scholz." Von Ernst Alker (Der Wächter XII, 1. Berlin).

„Emil Ludwigs Lincoln." Von Jürgen Kuczynski (Die Weltbühne XXVI, 15. Berlin).

„Rudolf Borchardts Anklage gegen den deutschen Literaturbetrieb." Von Wilh. Stapel (Deutsches Volkstum XII, 1. Hamburg).

„Karl Voßler." Von Leo Spitzer (Der Lesezirkel XVII, 3. Zürich).

„Sieburg in Frankreich." Von Hermann Wendel (Das Tagebuch XI, 14. Berlin).

„Emil Ertl." Von Joseph Papesch (Österreichische Monatshefte VI, März/April. Wien).

„Emil Ertl." Von Joseph Papesch (Der Wächter XII, 3. Berlin).

„Meine Ahnen." Von Rudolf Huch (Die schöne Literatur XXXI, 4. Leipzig).

„Alfred Döblin." II. Von Rolf Mayr (Die Stimme der Freiheit II, 3. Berlin).

„‚Gewalt über das Feuer' [H. Fr. Blunck]." Von Franz Alfons Ganda (Der Türmer XXXII, 7. Stuttgart).

„Josef Magnus Wehner." Von Josef Bergenthal (Literarischer Handweiser LXVI, 7. Freiburg i. B.).

„Zur ‚Südpolexpedition' [Goering]." Von Carl Werckshagen (Blätter des Hessischen Landestheaters 1929/30, 15. Darmstadt).

„Friedrich Schreyvogl und die Dichtung des neuen Österreich." Von Guido Zernatto (Österreichische Monatshefte VI, März/April. Wien).

„Der Dichter Schmid Noerr." Von Franz Carl Endres (Die Horen VI, 3. Berlin).

„Ludwig Huna." Von Curt Kohlmann (Die Lese V. Köln).

„Adele Gerhard als Dichterin der deutschen Jugendbewegung." Von Felix Scholz (Zeitschrift für Deutsche Bildung 1929, 6. Frankfurt a. M.).

„Hans Watzlik." Von Oswald Floeck (Der Wächter XII, 3. Berlin).

„Hans Leip." Von Paul Wittko (Die schöne Literatur XXXI, 4. Leipzig).

Digitized by Google

„Remarque oder Der Bankrott des demokratisierten Militarismus." Von Rudolf Ibel (Der Kreis VII, 3. Hamburg.)
„Über Henry von Heiseler." Von Hermann Rinn (Der Kunstwart XXXXIII, 7. München).
„Biographische Skizze." Von Graf Alexander Stenbock-Fermor (Literarische Flugblätter 1930, 6. Stuttgart).
„Peter Wust." Von Helmuth Burgert (Literarischer Handweiser LXVI, 7. Freiburg i. B.).
„Christoph Schrempf." Von Owlglaß (Deutsches Volkstum XII, 4. Hamburg).
„Der Märchendichter Gustav Goes." Von Anna Sophie Herde (Literarischer Handweiser LXVI, 7. Freiburg i. B.).

* * *

„Englisches Theater." Von Rudolf Kircher (Baden-Badener Bühnenblatt X, 17).
„Neue Balzac-Studien." Von Anton Bettelheim † (Preußische Jahrbücher CCXX, 1. Berlin).
„François Villon." Von Carl Dietrich Carls (Singchor und Tanz XLVII, 7. Mannheim).
„Paul Claudels Göttliche Komödie der menschlichen Verirrungen." Von Otto Forst-Battaglia (Das National-Theater II, 4. Berlin).
„Marcel Proust als Symptom." Von Schiller Marmorek (Die Freyung I, 1. Wien).
„Julien Green." Von Walter Benjamin (Neue Schweizer Rundschau XXIII, 4. Zürich).
„Literarischer Militarismus in Frankreich." Von Ove Hegedüs (Deutsch-Französische Rundschau III, 4. Berlin).
„Natürliche Grundlagen der französischen Kultur." Von Ernst Robert Curtius (Neue Schweizer Rundschau XXII, 4. Zürich).
„Über Landschaft und Stil. Zum Werk des Dichters Ramuz." Von Walther Petry (Sozialistische Monatshefte XXXIII, 3. Berlin).
„Andersen." Von Johannes V. Jensen (Die Literarische Welt VI, 14. Berlin).
„Frederik van Eeden." Von Paul Wiegler (ebenda 15).
„Unamunos Rückkehr." Von Walter Bombe (Der Türmer XXXII, 7. Stuttgart).
„Kürnbergers Aufruf für Bakunin." Mitgeteilt von Otto Erich Deutsch (Die Freyung I, 1. Wien).
„Der Russe Bakunin." Von F. K. (ebenda).

* * *

„Deutsche Theater und deutsche Bildung." Von Hans Heinrich Borcherdt (Das Nationaltheater II, 4. Berlin).
„Die Eigenform des mittelalterlichen Dramas in Deutschland." II. Von Hennig Brinkmann (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVIII, 3/4. Heidelberg).
„Worterlösung und Sprechchor." Von Johannes Günther (Eckart VI, 4. Berlin).
„Architektonik und Symbolik des Bühnenstücks." Von Albert Klöckner (Das Nationaltheater II, 4. Berlin).
„So ist die Welt [Meyerhold]." Von Paul Kornfeld (Das Tagebuch XI, 15. Berlin).
„Der Widerstand gegen das politische Theater." Von Hans Natonek (Der Scheinwerfer III, 13. Essen).
„Das Soldatendrama im Zeitalter des Naturalismus." Von Hans Osten (Zeitschrift für Deutsche Bildung VI, 4. Frankfurt a. M.).
„Das deutsche Zeittheater." Von Adolf Peter Paul (Baden-Badener Bühnenblatt X, 11).
„Das harzer Schwertfechterspiel." Von Karl Troebs (Niedersachsen XXXV, 4. Bremen).

* * *

„Zur Problematik des Dichterischen." Von Gottfried Benn (Die Neue Rundschau XXXI, 4. Berlin).
„Kunst in der Lebensgestaltung." Von Louise Dumont (Masken XXIII, 15. Düsseldorf).
„Über Sinn und Aufgabe des geschichtlichen Literaturunterrichts." Von Gerhard Fricke (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung VI, 2. Leipzig).
„Über die religiösen und politischen Grundlagen der neuen Dichtung." Von Bruno Goetz (Das Nationaltheater II, 4. Berlin).
„Deutscher Balladenzauber." Von Emil Hadina (Die Bergstadt XVIII, 7. Breslau).
„Was haben die ‚Jüngsten' uns zu sagen?" Von Alfred Kantorowicz (Die Tat XXII, 1. Jena).
„Deutsche Situation." Von Rudolf Kayser (Die Literarische Welt VI, 14. Berlin).
„Wort und Antwort." Gedanken zu neuen Briefsammlungen. Von Esther von Kirchbach-Carlowitz (Eckart VI, 4. Berlin).
„Sendung und Werk weiblicher Prosadichtung." Von Adolf Knoblauch (Hochland XXVII, 7. München).
„Zum heurigen Buchtag." Von Hans Rudolf Krill (Österreichische Literatur und Kunst III, 5. Wien).
„Das Meer im niederdeutschen Volkslied." Von Max Kuckei (Niedersachsen XXXV, 4. Bremen).
„Das Zeitalter des Realismus (1830–1885)." Von Walther Linden (Zeitschrift für Deutschkunde XLIV, 3. Leipzig).
„Die Kriminaldichtung und ihre Träger." II. Von Albert Ludwig (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVIII, 3/4. Heidelberg).
„Die älteste alemannische Mundartdichtung im Elsaß." Von Desiré Lutz (Elsaß-Lothringen Heimatstimmen VIII, 4 Berlin).
„Das lebendige Wort in der Predigt." Ein Beitrag zum evangelischen Stil-Ethos. Von Wilhelm Mahner (Eckart VI, 4. Berlin).
„Gelegentlich der jüngsten Literatur." Von Heinrich Mann (Die Literarische Welt VI, 14. Berlin).
„Allerhand aktuelle bibliophile Probleme." Von Thomas Mann, Jakob Wassermann, Bruno Frank u. a. (ebenda 12).
„Literaturpolitik." Von Jakob Overmans S. J. (Stimmen der Zeit LX, 7. Freiburg i. B.).
„Dichtung und Wirklichkeit." Von Wolfgang Schumann (Die Volksbühne V, 1. Berlin).
„Wie man den Roman umbringt." Von Hugh Walpole (Literarische Flugblätter 1930, 6. Stuttgart).
„Wesenszüge des deutschen Impressionismus." Von Oskar Walzel (Zeitschrift für Deutsche Bildung VI, 4. Frankfurt a. M.).

Echo der Bühnen

Berlin

„Wird Hill amnestiert?" Komödie in vier Akten. Von Lion Feuchtwanger. (Uraufführung im Staatlichen Schauspielhaus am 24. April 1930.)

Dies Stück heißt schlechthin „Wettlauf". Handlungsgemäß: Wettlauf der Bewerber um die Schöne, Kluge. Literarisch: Wettlauf Feuchtwangers mit Bernard Shaw. Wesentlich: Wettlauf um den Witz.

Start: die Versammlung, die die Schöne, Kluge einberufen hat, angeblich um die Geheimnisse transzendenter Graphologie zu erörtern, in Wahrheit, um für ihren Freund Hill Gefolgschaft zu werben. Freund

Digitized by Google

Hill sitzt im Gefängnis, mit der unholden Aussicht auf Deportation. Verurteilt wurde er, weil er als Vizegouverneur da unten in Indien dem Befehl des Gouverneurs, Militär zur Unterdrückung eines Eingeborenen-Aufstandes einzusetzen, nicht nachgekommen war. Gehorsamsverletzung. Es gelang Hill aber mit durchaus unblutigen Mitteln, die Empörer zur Ruhe zu bringen. Die Versammlung nun, die die Schöne, Kluge einberufen hat, lacht sie aus. Hinter geschlossenen Türen aber finden sich die vier Bewerber zusammen, um so heitereren Mutes, als das Fräulein dem Hill-Befreier ihre Gunst in Aussicht gestellt hat.

Lion Feuchtwanger
Zeichnung von Frank-Klein

Wettlauf mit Shaw. Der äußere Handlungsverlauf schleicht, der innere stürmt. Der Weg ist dunkel, in jedem Augenblick aber prasseln zu beiden Seiten die Witzraketen auf. War Shaw geistreich, Feuchtwanger ist es nicht minder. Das große Thema dessen, was Menschen „Gerechtigkeit" nennen, wird gebührend zerfasert. Wie bei Shaw steht der Wahrheitssager, hier Privatsekretär eines beliebten Parlamentsmitglieds, in einer Welt der konventionellen Lüge und der Heuchelei. Der Wahrheitssager ist zugleich der große Phlegmatiker. Also — im Wettlauf der Schnellste. Also — der, der sein Ziel nicht erreicht. (Schlußfolgerungen der Ironie-Logik.) Man wußte bislang kaum, daß es in Deutschland möglich ist, so geistreich zu sein. Feuchtwangers neues Stück ist ein Brillantfeuerwerk der Paradoxien.

Selbstverständlich überholt Feuchtwanger den Shaw. Zum happy-end lenkt Shaw fast immer mit erquickender Resignation in die Bühnenkonvention ein, und macht sich's darin behaglich. Nicht so Feuchtwanger. Er führt die Ironie bis zum Schlußpunkt durch. Ein Schüler, der seinen Meister übermeistert! Letzte Ironie-Kapriolen: es stellt sich heraus, daß der wackere Hill nur eben deshalb dem Befehl des Gouverneurs nicht nachkam, weil er das betreffende Befehlstelegramm nicht erhielt; in dem wider ihn angestrengten Prozeß aber notgedrungen diese Tatsache verschweigen mußte, weil er seinen Heiligenschein, der sich denn freilich in eine Märtyrergloriole wandelt, nicht preisgeben mochte. Es fügt sich auch, daß während des Wettlaufs sich die Kluge, Schöne in den einen der Bewerber, den Phlegmatiker, einigermaßen verliebt hat. Woraus abermals mit unerbittlicher Ironie-Logik folgert, daß sie den Hill heiraten muß, diesen Hill, der an Teint Leibes und der Seele in der Gefängnishaft so arg eingebüßt hat.

Letzte Ironie-Kapriole: Shaw erreicht gemeinhin das Erfolgsziel, Feuchtwanger erreicht es nicht. Sein halber oder Viertel-Erfolg stimmt das Hohelied zum Preise der von ihm beiseite geworfenen, von Shaw respektierten Bühnenkonvention an.

Aber Feuchtwanger wußte ja um das Mißgeschick der im Wettlauf Voranstürmenden? Ernst Heilborn

Wien

„Herr Doktor, haben Sie zu essen?" Komödie in drei Akten. Von Karl Schönherr. (Uraufführung im Burgtheater am 29. März 1930.)

Man sollte glauben, Schönherr hätte schon die meisten, mindestens die nächst- und naheliegenden Möglichkeiten des ärztlichen Berufs, aus dem er — wie Schnitzler — hervorgegangen ist, erschöpft: Arzt und Arzt, Arzt und Weib, Arzt und Kind, Arzt und Wissenschaft, Arzt und Staat oder Gesellschaft — und möchte daher, wenn der Dichter wieder einmal bei seinen ehemaligen Kollegen einkehrt, Überraschungen erhoffen, etwa eine auf höchster Ebene geführte dramatische Diskussion. Diesmal jedenfalls wurden solche Erwartungen enttäuscht. Worin die Neuheit dieser Aufführung besteht, wäre schwer zu sagen. Mögen sich die geometrischen Gebilde, die Blumen und Sternchen im Kaleidoskop bei noch so vielen Umdrehungen noch so oft umgruppieren, es bleiben doch immer dieselben Figuren, bleibt immer dieselbe Röhre, und wenn wir an dieser Stelle vor genau acht Jahren in der Komödie „Vivat academia" eine allzu große Menge guter alter Bekannter ungern begrüßen mußten, so geht es diesmal wie bei der Jahresversammlung irgendeines Vereins zu: alle sind sie wieder da, wiederum (wie auf einem Bilde Giorgones) säuberlich zu drei und drei gruppiert, die Professoren, die Doktoren, die Studenten der Medizin und was sie

Digitized by Google

fühlen und denken, tun und vor allem erleiden, ja selbst was sie sagen, auch das hat sich seit „Vivat academia" kaum verändert; nur daß der Simultan- oder Registraturbühne, oder wie man das Ding nennen will, etwelche Konzessionen gemacht sind, daß die Szenen dank dieser Bühne gelegentlich Kinotempo annehmen, und daß schließlich (wohl zum erstenmal seit Molières genialer Verulkung) eine Promotion mit Haut und Haaren auf die Bühne gebracht wird. Und wie um die Neuheit dieser Neuheit, so ist es auch um ihre Komik bestellt — nämlich schlecht oder gar nicht. Nur einen indifferenten oder boshaften Zeus könnte es ergötzen, daß die akademischen Berufe (auch vom Jus ist, doch mit geringer Sachkenntnis, die Rede) überfüllt sind, daß diese Überfüllung einen erbitterten Kampf ums Dasein und dieser Kampf alle möglichen Menschlichkeiten und Unmenschlichkeiten hervorruft. Nein, da ist wirklich nichts zu lachen und das Wort Komödie auch nur wieder eine Konzession des Tragikers an große Kinder, die es gern hören.

R. F. Arnold

Weimar

„Aspern." Schauspiel in vier Akten. Von Carl Leyst. (Uraufführung am 22. März 1930.)

Die Niederlage Napoleons bei Aspern im Mai 1809 hatte auf die Stimmung aller dem Korsen feindlichen Mächte Europas einen entscheidenden Einfluß. Daß der Sieg des Erzherzogs ohne die erwarteten Folgen blieb, lag an der Unmöglichkeit, mit den durch ärgste Entbehrungen geschwächten Truppen die geschlagenen Franzosen zu verfolgen und aufzureiben. Dieses Hindernis war die Folge der kurzsichtigen Politik des österreichischen Staatsrats, vornehmlich Metternichs, der den auf durchgreifende Reformen im Staate hinarbeitenden Bruder des Kaisers Franz mit rücksichtslosem Hasse verfolgte. Der Kaiser selbst, dessen Eifersucht auf die steigende Popularität Karls bei Volk und Militär immer mehr zunahm, war vornehmlich ein Spielball der Metternichschen Kamarilla, so daß ein starker Konflikt zwischen den Brüdern unvermeidlich war. Auf diesem geschichtlichen Hintergrund baute Carl Leyst sein vieraktiges Schauspiel auf, dessen Exposition unter Ausmünzung der angedeuteten Gegensätze ein bewundernswertes Meisterstück ist. Leyst stellt den Erzherzog Karl in die Mitte einer weitverzweigten, durch mancherlei Episoden vielleicht etwas überlasteten, fesselnden Handlung mit einer Reihe dramatisch außerordentlich wirksamer Höhepunkte. Die Niederlage Napoleons, gegen den sich auch der bekannte, von Mitgefühl für sein blutendes Vaterland erfüllte, im Einverständnis mit einer etwas problematisch gestalteten österreichischen Gräfin handelnde französische Oberst Oudet, besonders aber die auf den Tod des Usurpators zielende geheime Vereinigung der Philadelphen verschworen haben, weckt in dem den Erzherzog vergötternden Heer und in dem in glühender Hingebung an den Sieger gefetteten Volk die kühnsten Hoffnungen, denen jedoch infolge des sich verschärfenden reaktionären Gegenspiels die Erfüllung versagt blieb. So erfolgte am Ausgang des in den ersten Akten theatralisch so wirksamen Stücks eine gewisse Ernüchterung. Man hätte lieber, wie etwa im „Prinz von Homburg", einen Schluß mit jubelndem D-Dur-Akkord gewünscht als eine die vorhergehende Stimmung schwächende larmoyante Klage in Es-Moll.

Was dagegen uneingeschränktes Lob verdient, ist das trefflich gezeichnete Zeitkolorit und die kräftige Profilierung der Charaktere, wie der des kurzsichtigen Kaisers, des schnödester Selbstzucht dienenden Metternich und seiner Kreaturen; dann auf der anderen Seite, im französischen Lager, der im Glauben an seine Überlegenheit zu schwanken beginnende Kaiser mit seinen servilen, nur durch materielle Versprechungen festgehaltenen Offizieren, von denen der genannte Oudet, das heimliche Haupt der Philadelphen, sich ins österreichische Lager schleicht, wo er, zunächst als Spion behandelt, in einer mächtig ausladenden Szene seiner Begeisterung für den von ihm herbeigesehnten Völkerfrühling mit dem Pathos eines Posa flammenden Ausdruck verleiht.

Otto Francke†

Leipzig

„Stern und Dämon." Eine europäische Legende in 18 Bildern. Von Wilhelm Speyer. (Altes Theater, 28. März 1930.)

Den Verfasser poetischer Erzählungen und rassiger Romane locken immer wieder welthistorische Aspekte. So schrieb er vor Jahren einen „Karl V.", so suchte er jetzt Aufstieg und Niedergang Napoleons zu gestalten. In achtzehn Bildern, beginnend 1795 mit der Berufung Buonapartes an die Spitze der Armee durch Barras, endend am Sarg in St. Helena — wer steht vor uns? Der Held, ein Mensch, der Held sein will mit aller bewußten Kraft seines Wollens und Wünschens. „Der Mensch werde ein Held oder er werde nichts!" ist eins der ersten Worte dieses Buonaparte. Talleyrand widerspricht: „So unsparsam die Natur auch sein mag — ein Held, diese teuerste Einrichtung der Völker, der kostet selbst ihr doch allzuviel!" Die Möglichkeiten einer dramatischen Zuspitzung dieses Spiels und Gegenspiels hat Speyer nicht genutzt. Sein Talleyrand, dem zuweilen Shaw souffliert, wird so wenig runde Figur wie irgendeine der zahlreichen Personen dieser Historie. Und Napoleon selbst erhält kaum Züge einer dichte-

Digitized by Google

rischen Individualität jenseits der Napoleon-Schablone. Seine Idee, das geeinte Europa, führt nirgends zu dramatischen Konsequenzen. So ermüdet das Spiel, das außer der Krönungsszene auch keine theatralischen Akzente hat und im Stil obendrein zwischen Realismus und Symbolik schwankt. Die scheinbar so bequeme Kompositionsform der Bilderreihe fordert, wenn sie uns fesseln soll, das allerstärkste dramatische Talent. Und das ist Speyer gewiß nicht. Friedrich Michael

Breslau

„Der rasende Sperling." Komödie in drei Akten. Von Paul Schurek. (Uraufführung im Thalia-Theater, Sonnabend, 15. März 1930.)

Als sie noch ein Dialektstück war, hieß diese Charakterposse des hamburger Lokaldichters leidlich richtig „Straßenmusik". Es dreht sich nämlich in ihr um drei äußerst fidele Straßenmusikanten, die unter der Vormundschaft einer strengen, dennoch wundermilden Wirtschafterin gemeinsamen Haushalt führen. Für die hochdeutsche Uraufführung wurde jedoch die „Straßenmusik" in „Der rasende Sperling" umkomponiert. Man erfährt erst mitten im Spiel wieso. Der eine Straßenmusikus schimpft nämlich mal einen seiner Kollegen und Intimusse: Du rasender Sperling.

Vorgeführt wird in der „Komödie" (groteskes Idyll wäre zutreffender) ein ziemlich ungemütliches, dennoch gemütvolles Tollhaus, das sich im Wohnkeller des straßenmusikalischen Terzetts aufgetan hat. Dieses besteht aus drei närrischen Sonderlingen, von denen jeder zunächst mal seinen kleinen Privatpuschel hat. Der erste (der „rasende Sperling" in Person) hält sich für einen schnöde verkannten genialen Künstler, der zweite macht in schüchternem Edelmut und innigster Herzensgüte, der dritte säuft lediglich, dies jedoch zielbewußt, dauernd und mit Nachdruck. Aber außer ihren fixen Spezialideen haben sie noch eine gemeinsame. Alle drei wollen sie ihre prächtige Vormünderin und Wirtschafterin heiraten. Am sonderbarsten fängt es der „rasende Sperling" an, um die gute Witten zu kriegen, indem er sie frech vor ihren Augen mit einer gemeinen Schlumpe von Nachbarin betrügt. Aber gerade er geht siegreich durchs Ziel. Der Edelmütige und der Säufer haben das Nachsehn, wissen es freilich mit Würde zu tragen. Am plötzlichen happy end ist die Situation des Anfangs vollkommen wiederhergestellt. Die Straßenmusikanten, die drauf und dran waren, sich wegen eines im Kehricht gefundenen Millionen-Schmucks (unter Millionen tut es Schurek nicht) disharmonisch zu entzweien, machen wieder freundliche Straßenmusik, führen wieder gemeinsame Wirtschaft, haben wieder die brave Witten zur Vormünderin, nur daß diese fortan mit dem auffässigsten ihrer drei Mündel verheiratet sein wird. Man darf am Schluß gleich zweimal, zu Hochzeit und Kindstaufe, gratulieren. Und man darf auch dem Autor gratulieren, da es ihm dank seinem drastischen, manchmal freilich gar zu drastischen Humor gelungen ist, das Publikum für seine absonderliche Menschen-Menagerie und ihre höhere Dressur zu „Komödien"-Zwecken zu erwärmen. Erich Freund

Oldenburg

„Swienskummedi." Von August Hinrichs. (Uraufführung am Oldenburger Landestheater am 30. März 1930.)

Die durch einen Prozeß bekannt gewordenen Streiche der seveltener Bauern, die wie weiland die Kämpfer gegen Jericho mit Musikkapellen gegen ihre Feinde (sc. Finanzamt und Gerichtsvollzieher) auszogen und dem Pfändungsbeamten obendrein noch das gepfändete Schwein bei Nacht und Nebel aus dem Stalle und in ihre Kochtöpfe holten, diese an sich schon ergötzlichen (oder wenn man will: auch symptomatischen) Dinge nimmt August Hinrichs und macht daraus — Gott sei Dank kein „Zeittheater" — sondern eine echte Komödie, die Komödie eben jener Bauernschlauheit, die große Freude hat über einen erschummelten Pfennig dem über einen verdienten Taler, wirklich ein Stück, das man ohne Bedenken in die Nähe von Hauptmanns „Biberpelz" rücken kann. Nur ist Hinrichs Humor nicht so gallig wie der Hauptmannsche. Er ist derber, schon durch die Sprache bedingt: niederdeutsch, angefüllt mit Lebenslust: trotz allem. Und ebenso voll und rund sind auch die Figuren, diese Bauern und Beamten, die um den Tanz um das gepfändete Schwein aufführen. Merkwürdigerweise gerade die komischen Figuren, die ernsten, das obligate Liebespaar, bleiben noch etwas blaß. Im ganzen aber war es eine Freude, zu einem neuen Bühnenwerk einmal wieder ohne Einschränkung Ja sagen zu können, und der rauschende Erfolg, der das Stück errang, wird nicht nur auf den niederdeutschen Bühnen widerhallen, sondern wird auch auf die hochdeutschen übergreifen, denn, wie wir erfahren, hat Hinrichs die „Schweinekomödie" mittlerweile auch für diese bearbeitet. Fr. Lindemann

Mannheim

„Der Usmüller." Bauerndrama in einem Vorspiel und vier Akten. Von Friedrich Roth. (Uraufführung im Nationaltheater am 9. April 1930.)

Ein pfälzisches Dialektstück „Der Usmüller" von dem Heidelberger Friedrich Roth, dem Autor eines Gedichtbandes „Der Lichtkreis", faßt gutgesehene, handfeste und mundfertige Bauerntypen in den konventionellen

Digitized by Google

Rahmen einer dörflichen Intrige, die sich aus der Abneigung aller gegen den einen, den Orts- und Artfremden bis zum blutigen Ende entwickelt. Mit seiner unklaren Motivierung, seinem etwas schief geratenen geistigen Fundament bleibt es ganz in der Bahn des anspruchslosen, halb sentimental, halb humorvoll drapierten Volksstücks, dem „Datterich" Niebergalls oder Zuckmayers „Fröhlichem Weinberg", um diese nächsten Nachbarn pfälzischer Sonderart heranzuziehen, an Urwüchsigkeit, Daseinsfülle und überlokaler Bedeutung weit unterlegen.

Paula Scheidweiler

Kassel

„Schattenliebe." Vier Akte. Von Emil Bernhard. (Uraufführung im Staatstheater am 17. April 1930.)

Ein Mann lebt, übrigens in Bücher vergraben, mit dem Geist seiner verstorbenen Frau, in deren Zimmer noch alles so liegt — ein Schal, ein angefangener Brief — wie am Tag, da die nun verblichene Bewohnerin es letztmalig betreten hat. Er hat, Herr Wendelin, kein Auge für das Töchterchen, das, sechzehnjährig, von Pubertätsnöten den weiblichen Hausangestellten in die Arme getrieben und in ihre trüben Händel verwickelt wird. Denn die Mannsgelüste der älteren Lina werden von der jüngeren Steffi und ihrem Liebhaber dahin ausgebeutet, daß ihr mit Hilfe selbstgeschriebener Briefe eines gar nicht existierenden Mannes, in dessen Phantom sie sich prompt verliebt, die Ersparnisse nach und nach abgenommen werden.

Erst als ein Eingriff in das Heiligtum Herrn Wendelins erfolgt, als eine Perlenkette seiner toten Frau entwendet wird, erwacht er aus seinem Traum. Es entsteht ein katastrophales Durcheinander, das ein Freund vergeblich zu entwirren sucht, die Polizei erscheint auf dem Plan, und Herr Wendelin bekennt schließlich und endlich, da seine Entwirrungsversuche ergebnislos geblieben sind, in einer des Staunens nicht ganz ermangelnden Resignation, das Leben sei doch stärker als der Tod.

Das ist nun allerdings, der Heftigkeit einiger Auftritte unerachtet, kein Drama, sondern eine Exemplifikation von Seelenlagen, die, individuell verkörpert, umeinander kreisen, bald näher, bald ferner, die Stimmung erhitzend oder abkühlend, ohne daß eine bestimmte Idee folgerecht durchgeführt oder ein Schicksal überzeugend gestaltet wäre. Zu breit auch, um als einfacher Lebensausschnitt bühnenmäßig wirken zu können, erweckt das Ganze mehr einen kriminell-novellistischen Eindruck, der natürlich durch das Theater nur vergröbert erscheinen kann, da die dichterischen Möglichkeiten der Erzählung hier nicht zur Geltung kommen.

Will Scheller

Echo des Auslands

Polnischer Brief

Unter den polnischen Kritikern der Jetztzeit nimmt Boy-Żeleński eine besondere Stellung ein. Seine Kritik bedeutet ein weites Aufschlagen von Fenstern und Türen, einen Einstrom frischer Luft an Stelle der muffigen, ein Verwandeln literarhistorischer Mumienbehälter in belebte Bezirke, ein Auferwecken mumifizierter Dichter aus bronzener Starre zu lebendiger, blutvoller Menschlichkeit. Und diese gerade will er in gleichem Maß wie ihr Dichtertum von allen Seiten beleuchtet sehen, gleichviel ob das den Augen der Prüderie genehm ist oder nicht. In seinem Buch „Ludzie żywi" („Lebendige Menschen" — J. Mortkowicz, Warschau) läßt er sich über vor kurz oder langem Heimgegangene aus und die Art, in der er es tut, bewirkt, daß diese Toten leiben und leben und in ihrer vollen Menschlichkeit dem Leser so sehr nahegebracht werden, wie dies nicht in vielen polnischen Literaturbüchern der Fall ist. Ob Wyspiański oder Przybyszewski, Żmichowska, Fredro oder Mickiewicz im Mittelpunkt seiner Betrachtungen stehen — er ist immer darum bemüht, die Wahrheit des Menschlichen aus ihnen herauszubekommen, Geotropismus neben Heliotropismus gelten zu lassen. Boy-Żeleński läuft Sturm gegen die Methode des: „Machen Sie ein freundliches Gesicht!" in der Literaturgeschichte, weil dieses Gesicht dann nur verengelt, folglich verzerrt, und schon im Prinzip zur Hälfte nicht wahr, sondern erlogen und verlogen ist. Wenn man auch nicht überall ihm beistimmt, wenn er auch zum Widerspruch reizt, wenn man sich vollends mit ihm messen will —: man muß mit ihm im Freien fechten. Das kennzeichnet ihn als Kritiker sowohl wie als Publizisten und Theaterrezensenten. Dabei versteht er es, ätzende Wahrheiten in witzigster Form aufzutischen. Ihm verwandt ist ein anderer bedeutsamer Kritiker, Adolf Nowaczyński. Wie Boy ist auch er ein schaffender Dichter, und seine Studien und Skizzen „Pamflety" (F. Hoesick, Warschau) sind zum Teil kritische Waffengänge, zum Teil Anlaß, Persönliches zu bekennen, immer aber (wenn auch nicht immer auf dem richtigen Wege) Suche nach Wahrheit. Seine

Digitized by Google

lapidaren, an neuen Wortbildungen und Sprachformungen reichen Sätze, regen an, regen auf, fordern heraus, zwingen zum Nachdenken. Ein wesentlich anderes Gesicht zeigt Jan Lorentowicz. Er ist durchaus auf das Vornehme, Maßvolle, Leidenschaftslose eingestellt. Seine kritisch-ästhetischen Analysen kennzeichnet Beherrschtheit und Sachlichkeit. Die Theaterrezensionen, die er in dem Buch „Dwadzieścia lat teatru" („Zwanzig Jahre Theater" — F. Hoesick, Warschau) gesammelt bietet, sind mehr als Rezensionen zu sein pflegen. Es sind feinsinnige, in Zeit und Atmosphäre sich willig einfühlende Biographien der betreffenden Stücke, deren Bühnenschicksale wir kennen lernen, vom Augenblick an, da sie dem Repertoire der warschauer Theater (denn nur um diese ist es zu tun) einverleibt wurden bis zu ihrer letzten Aufführung, wobei Epochen, Publikum und jede zeitweilige Auslegungsweise verzeichnet und einander gegenübergestellt werden. Von Kochanowski (16. Jahrhundert) bis auf die jüngsten, da in diesem Band (dem weitere folgen sollen) nur heimische Autoren behandelt werden und somit ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des polnischen Dramas und Theaters geboten wird.

Stanisław Wędkiewicz trägt Materialien zusammen, die über den Gebrauch oder Mißbrauch „polnischer Motive in der französischen Publizistik" („Z motywów polskich w publicystyce francuskiej" — Krakowska Spółka Wydawnicza, Krakau) Aufschluß geben. Von demselben Verfasser findet sich ein Essay über „franziskanische Ideale und die Krisis der sogenannten westlichen Kultur" in dem Sammelbuch „Der heilige Franziskus von Assisi" („Święty Franciszek z Assyżu" — daselbst). Das Buch steht unter dem Patronat des wesentlich anders als franziskanisch gearteten, des streitbaren G. K. Chesterton, von dem es bevorwortet ist, und enthält wertvolle aufklärende Beiträge, die den Spuren des Poverello in Kunst und Dichtung, in Leben- und Denkweise in Polen und außerhalb Polens nachgehen.

Von diesem Heiligen zu den Kleinen ist ein winziger Schritt. Diese letzteren sind mit einigen dichterisch nicht zu beanstandenden Büchern bedacht worden. Erwähnt zu werden verdienen: Adam Polewkas „Serce z czerwonego koralu" („Das Herz von roter Koralle", Krakau), Helena Bobińskas „Stach Sobiepan" (J. Morkowicz, Warschau), Marta Kubiszyns auch nach außen schön gewandetes Märchenbuch „Bajki Niebajki" (Ossolineum, Lemberg), Tadeusz Dobczyńskis spannendes Reisebuch „Quer durch Sibirien" („Wpoprzek Sybiru" — J. Morkowicz, Warschau). Über allen aber stehen die in vortrefflicher Übersetzung und in pracht- und geschmackvoller Ausstattung herausgegebenen „schönsten Märchen" Andersens (daselbst).

Eine Zeitlang machte der Roman Bruno Jasieńskis „Palę Paryż" („Ich stecke Paris in Brand" — Rój, Warschau) von sich reden. Nicht so sehr wegen seiner künstlerischen Vorzüge als vielmehr wegen der darin grell aufgetragenen kommunistischen Tendenz, die dem Verfasser die Ausweisung aus Paris, wo er verweilte, brachte. In diesem Roman führt eine geringe Ursache eine unverhältnismäßig radikale Abrechnung herbei. Jeanette entläuft ihrem Geliebten, dem Fabrikarbeiter Pierre, um die weichen Sofas und Eiderbetten der Bourgeoisie zu kosten. Der verlassene Pierre sieht sich als Opfer der sozialen Ungerechtigkeit an und rächt sich an der Bourgeoisie, indem er die pariser Wasserleitungen mit Pestbazillen vergiftet. Paris ist völlig ausgestorben. Nur die Häftlinge (da dem von der Stadt isolierten Zuchthaus Wasser aus anderen Quellen zugeführt wird) — etwa dreißigtausend an der Zahl, vorwiegend Kommunisten — bleiben am Leben und gründen ein neues, ein Sowjet-Paris, das zur Geburtsstätte eines neuen, eines Sowjet-Europa werden soll. Eine recht naive „Lösung" des Knotens: Kapital. Sie hat — diesen Eindruck gewinnt man — den Verfasser nicht in Weißglut gebracht. Passion merkt man dem Roman „Tadeusz" (Ossolineum, Lemberg) von Juljusz Kaden-Bandrowski an. (L. E. XXXI, 601.) Vielleicht sogar mehr als recht ist, wodurch die erzählte Gelassenheit benachteiligt wird in gleichem Grad etwa wie durch manche stilistische Auffälligkeit, die möglicherweise auf eben diese Passion zurückzuführen ist. Der Roman gliedert sich der im letzten Brief bereits erwähnten „Lenora" an und zeichnet ein lebhaftes, vielfältiges, in manchen Zügen ans Großartige streifendes Bild vom Leben und Treiben der Arbeitgeber und -nehmer im polnischen Kohlenrevier. Eine besondere Schicht, ein besonderes Stück Erde wird beleuchtet. Das scheinbar Alltägliche gewinnt den Stempel des Sonderfälligen; in Menschen bricht Unter- und Hintermenschliches hervor, das bald aufwühlt, an anderen Stellen wieder zu der Schilderung des Geschehens ein Fragezeichen machen und zum Schluß (man kann sich dessen nicht erwehren) den Glauben aufkommen läßt, es sei dem Verfasser um ein Pamphlet auf die polnischen sozialistischen Führer zu tun gewesen. (Man muß nicht just auf das sozialistische Kredo schwören, um zu wissen, daß ähnliche Leaders und Apostel, wie es die sozialistischen in diesem Buch sind, auch in anderen Parteien nicht erst mit der Laterne des Diogenes gesucht werden müssen.) Bei alledem ist mit dem Buch, das der Lösung des Problems: Kapital und Arbeit aus dem Wege geht, ein Beweis tüchtigen Könnens erbracht.

Der biographische Roman, der im Westen immer mehr an Boden zu gewinnen scheint, hat auch hier seinen

Digitized by Google

Dichter gefunden, und zwar in Juljan Wołoszynowski (L. E. XXXI, 601). Der Held seines Romans ist der Dichter Słowacki, dessen Menschtum der Verfasser aufzuschließen sucht. Aus der Atmosphäre seiner Epoche wird der Dichter († 1849) in die Sphäre unserer Zeit gehoben und aus mythischer Ferne in Gegenwart und Nähe gebracht.

In dem Novellenbuch „Nieśmiertelny kochanek" („Der unsterbliche Geliebte" — Ossolineum, Lemberg) von Ignacy Nikorowicz stehen Eros und Thanatos im Mittelpunkt des Erlebens; in Tadeusz Kubliński's Erzählungen „Pierwsza miłość panny Elo" („Fräulein Elos erste Liebe" — Instytut wydawniczy, Krakau) geben Eros und Sport das Leitmotiv.

Daß der Sport sich künstlerisch behandeln läßt, hat bereits Klopstock bewiesen. Er „weilte Tage auf dem Roß und dem Stahl", er pries den „Eislauf", und die Winterfreuden, die der auf dem „Wasserkothurn" Dahinschwebende erfuhr, waren ihm nicht fremd geblieben. Allerdings stand zu jener Zeit der Sport noch nicht im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses; er drohte nicht, Besseres und Edleres zu verdrängen. Schnelläufer gehörten zum Gesindel. Heute liegen die Dinge anders. Kasimir Wierzyński (L. E. XXIV, 686) läßt den Läufern und Springern zu Ehren in seinem lyrischen Sportbändchen „Laur olympijski" („Der olympische Lorbeer" — J. Morkowicz, Warschau) Fanfaren blasen. Die Strophen bezaubern durch ihren Schönheits- und Formensinn, aber den innersten Menschen berühren sie nicht. Obendrein muß ich gestehen (es ist mein persönliches Gefühl!): „es tut mir weh, daß ich Amundsen in dieser Gesellschaft seh". „Das Lied von Amundsen" gehört nicht in diesen Zyklus. Der Dichter hat sich im Aneinanderrücken der „Größen" arg vergriffen und damit dem Ton des Büchleins nur geschadet. Zwischen Amundsen und Paddock (wer ist Paddock?) klafft Planetenweite! Wierzyński's Lyrik im „Gespräch mit der Wildnis" („Rozmowa z puszczą" — daselbst) sowohl als auch in den „Fanatischen Liedern" („Pieśni fanatyczne" — daselbst) läßt einerseits ein tiefes Verwachsensein mit dem modernen Leben und dessen Qual und Not erkennen, anderseits eine Sehnsucht nach Romantik, einen Ruf nach Erlösung aus dem Grau der Gegenwart vernehmen, einen Ruf, der den Leser aufhorchen läßt. Er wird sich nicht mit allen Bildern befreunden, wohl aber aus einzelnen Strophen das Gefühl der Landschaft, des Ortes, des Winkels erkennen und darin auch die Persönlichkeit des Dichters beleuchtet sehen. Juljan Tuwims (L. E. XXIV, 685) jüngster Band („Rzecz Czarnoleska") birgt in sich starke dichterische Werte, bedeutet einen Fortschritt in der Erweiterung der Stoffwelt, aber im Bildnerischen kein Hinauskommen über die früher erschienenen Bände. Janina Brzostowska (L. E. XXVIII, 48) bekennt sich ohne Scheu zum Ewig-Weiblichen, das aus ihrem assonanzreichen Gedichtband „Najpiękniejsza z przygód" („Der Abenteuer schönstes" — F. Hoesick, Warschau) spricht. Sie ist eine subtile, zur Schwermut neigende Natur, deren Dichtung mehr einem sanften als heftigen Glühen der Seele entspringt. Ihre Worte sind gepflegt aber nicht gekünstelt. Ihre Töne muten immer warm an und stellenweise ergreifen sie geradezu. Ein wandlungsfähiger Lyriker ist Josef Aleksandor Gałuszka (L. E. XXVI, 490). Seine „Stimmen der Erde" („Głosy ziemi" — daselbst) zeigen ihn in einer völlig neuen, sich warm anfühlenden Haut. Sie bedeuten nicht nur eine Wandlung, sondern auch einen Vorsprung über das bereits Geschaffene hinaus und eine innerliche Vertiefung. Der bislang eingefleischte Großstädter sagt sich vom Moloch der Stadt los und flüchtet sich in den Zauber von Garten, Feld und Dorf. In Stanisław Bąkowskis Fliegerpoem „Lotnik niezłomny" („Der unverbrüchliche Flieger" — daselbst), das ein Preislied auf den Eroberer der Luft ist, geht das Dichterische im Weitschweifigen unter. Anders verhält es sich mit seinen lyrischen Büchern. Zwar wäre auch hier in manchem Gedicht Kürzung Stärkung, aber im großen ganzen kommt hier die künstlerische Selbstbeherrschung besser zur Geltung, deren Steigerungslinie sich verfolgen läßt von „Gawędy z Panem" („Plaudereien mit Gott" — S. Krzyżanowski, Krakau) angefangen, durch „Ścieżki ułomnych" („Pfade der Gebrechlichen" — daselbst) und „Oczy godzin" („Die Augen der Stunden" — Spółka Pedagogiczna, Posen) bis zum lyrischen Drama „Śmierć Adama" („Adams Tod" — Fiszer u. Majewski, Posen). Man findet Wendungen, die ans Herz greifen; Bilder, die sich dank ihrer Plastik scharf einprägen; Erlebnisse, die durch formende Bewältigung ins Symbolische gehoben werden.

Wie schöngeistiges Schaffen auch praktischen Zwecken zugeführt werden kann, beweist die von Juljusz Balicki und Stanisław Maykowski (L. E. XXIX, 544) trefflich zusammengestellte und als Schulbuch gedachte Anthologie zeitgenössischen polnischen Schrifttums „Miej serce!" („Habe ein Herz!" — Ossolineum, Lemberg). Es ist ein Dichterbuch, das dem jungen Gemüt, sobald es aus dem Eng-Heimatlichen herauskommt, die weite Welt der Humanität, der großen Menschenbrüderschaft aufschließt und daher von bedeutendem erzieherischen Wert. Es schlägt Brücken von Mensch zu Mensch.

Einen ansehnlichen Gewinn hat in jüngster Zeit die Bibliographie zu verzeichnen. Es ist dies Viktor Hahns

Digitized by Google

„Bibliographia philologiae classicae et humanisticae Polonorum a. 1911—1925" (Societas philologa, Lemberg). (Von demselben Verfasser stammt auch die „Bibliographie der lubliner Woiwodschaft für das Jahr 1927" [„Bibljografja województwa lubelskiego za rok 1927"]). Das Werk gibt verläßlichen Bescheid über all das, was in diesem Zeitraum polnischerseits auf dem Gebiete der klassischen Philologie geleistet worden.

Von Übersetzungen deutscher Autoren in letzter Zeit sind zu erwähnen: Th. Manns „Bekenntnisse des Hochstaplers Krull", Wassermanns „Der Fall Maurizius", Remarques „Im Westen nichts Neues", Ludwigs „Menschensohn". Heines „Deutschland" hat einen neuen Übersetzer gefunden.

Aufsätze oder Notizen über deutsche Autoren sind ab und zu in den literarischen Blättern zu lesen. So unter anderem ein lehrreicher Aufsatz über E. T. A. Hoffmanns musikalische Kompositionen (von Cezary Jellenta) in den lemberger „Wiadomości muzyczne i literackie" (IV, 9). Die vor längerer Zeit eingegangene vornehme polnische Zeitschrift „Pamiętnik Warszawski" hat unter der Leitung Wacław Berents ihr Erscheinen wieder aufgenommen.

Lemberg — Hermann Sternbach

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Schwarzes Revier. Von Heinrich Hauser. Berlin 1930, S. Fischer. 149 S. M. 6,— (8,—).

Schon bei dem ersten Buch Heinrich Hausers kam ich nicht los von der filmischen Bildkraft seiner Visionen. Sein zweites Buch „Donner überm Meer" veranlaßte mich (L. E. XXXII, 139) zu schreiben: bei Hauser werde jede lebendige Bewegung ganz ursprünglich optisch und nicht indirekt über dem Wege des Intellekts empfangen. Wenn er nun in seinem „Schwarzen Revier" Texte und Photographien in wechselseitiger Wirkung nebeneinander stellt, dann bestätigt sich mein Urteil über ihn, und es bedeutet zugleich für Hauser einen organischen und großartig gelungenen Schritt vorwärts in seiner Entwicklung.

Hauser: ein Augen- und Instinktmensch, einer, der Gesehenes photographisch festhält und über das photographisch Festgehaltene weg auch noch den Hintergrund des Gesehenen in seinen Texten zu deuten vermag.

Was sich ergibt, ist, da keines Menschen Meinung durch irgendeine vorweggenommene politische Theorie beeinflußt wird, die Gestaltung einer Landschaft und ihrer Menschen, wie sie in solcher Objektivität in Deutschland noch nicht bestanden hat.

Nicht für eine unbedingt notwendige soziale Revolution werden Belege gesucht — vielmehr: für eine politisch umkämpfte Landschaft und ihre Menschen werden die ursprünglichen Gesetze ihres Wachstums und So-Seins aufgespürt und mit Photographien belegt, deren Wirkung sich niemand — und sei er noch so reaktionär — entziehen kann.

Und das macht den Wert dieses Buchs: die unvergleichliche Wechselwirkung, welche die Symbolkraft der Photographien und die klare und unerbittliche Gestaltung der Texte ausströmen.

Hinzu kommt, daß es Heinrich Hauser in seinem Kapitel „Abenteuer eines kleinen Flusses" zum ersten Mal in der Literatur gelingt: Geographie lebendig am Objekt zu gestalten. Man liest diese Geschichte von der Emscher als lese man das Leben eines Menschen. Sie ist kein geographischer Begriff mehr. Sie ist ein lebendes Organ: umworben, umkämpft, notwendig. Hauser sollte von diesem Kapitel aus, zusammen mit seiner großen Fähigkeit „zu sehen", den abgewirtschafteten Schulbegriff „Geographie" neu formen. Sollte zeigen, wie Bodensenkungen, Erdverschiebungen, Flußverlagerungen, wie die ganze Bewegung der Erdrinde zu neuen Resultaten in Landschaft und Menschen führen kann. Endlich einmal nicht mehr Geographie als Zahlen, Namen, Karten — sondern Geographie als Beschreibung einer Landschaft auf dem Marsche.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Alexander. Roman der Utopie. Von Klaus Mann. Berlin 1929, S. Fischer. 251 S. M. 4,50 (6,—).

Die formale Gewandtheit dieses Buchs ist außerordentlich. Und der Auszug Alexanders aus Mazedonien, sein Marsch ins Perserreich ist von einer hinreißenden Jugend durchströmt. In seinem späteren Verlauf aber zerfällt dieser Roman in Episoden, welche den großen Atem des Mannes Alexander nicht mehr tragen. Hier verliert Klaus Mann die Schwungkraft und Größe der Linienführung. Was in dem Jüngling Alexander mit einer für Klaus Mann erstaunlichen Stärke der Gestaltung begonnen hat, ebbt hier ab in kluge und formal ausgezeichnete Erzählungen, die jedoch den Übergang des Jünglings zum Manne und endlich das Schicksal Alexanders des Großen nicht mehr zu vollziehen vermögen.

Dieser Vorgang ist für die Generation um Klaus Mann bezeichnend: eine imponierende Unbekümmertheit gegen Historie, Tradition und Mythos geben ihren Figuren eine beneidenswerte Leichtigkeit. Aber dann: wenn die Figuren zu stärkeren Umrissen aufwachsen sollen, wenn das geistige Weltbild um sie herum und mit ihnen wachsen müßte, ersetzen plötzlich Referate über die Figur die Figur selbst. Nicht die Figur wächst weiter, nur der Roman wird fortgesetzt: formal mehr oder minder gekonnt, inhaltlich mehr oder weniger interessant, wesentlich aber ungenutzt, ohne starke Zusammenhänge und kühne Verdichtungen.

Und hier liegt das wahre Problem von der Entwicklung unserer Kunst.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Panoptikum. Gestalten und Kulissen. Von Joseph Roth. München 1930, Knorr und Hirth G. m. b. H. 141 S. M. 4,50 (5,50).

Diesem Schriftsteller gelingt es, unabhängig vom Geschrei der Zeit, die Gestalt der Zeit zu umreißen. Krampflos, ja, man könnte glauben: meinungslos vollzieht sich eine Arbeit,

Digitized by Google

die sich in ihren Einzelheiten an Einzelheiten zu verlieren scheint (so liebevoll ist das Objekt erfaßt), in Wahrheit aber die wirren Zuckungen dieses Lebens gütig überlegen entwirrt und so zu einer nachdenklich klaren, melancholisch unterströmten, atmosphärisch reichen Form führt.

Über den großen psychologischen Reizen dieser „Gestalten und Kulissen" liegt das eigentümliche Zwielicht eines scheinbar Meinungslosen, der nichts als Gesehenes nachzuzeichnen scheint, und doch dieses Gesehene unsichtbar und unhörbar zu einer Meinung über des 20. Jahrhunderts Gesicht verdichtet.

Diese Meinung?: Gestalten — Kulissen — Panoptikum!

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

24 neue deutsche Erzähler. Eine Sammlung von Erzählungen. Herausgegeben von Hermann Kesten. Berlin 1929, Gustav Kiepenheuer. 418 S.

Eine Sammlung, welche noch einmal die aktuellen Gebiete der Kriegs- und Nachkriegszeit, der Revolutionen, Gefängnisse und der ungeklärten erotischen Probleme im Rahmen von Erzählungen zusammenzufassen und zu gestalten sucht.

Ich halte mich an Namen wie Anna Seghers, Marieluise Fleißer, Kesten, Renn, Anton Schnack, Joseph Roth, Erich Kästner. Ich bewundere Ernst Glaesers „Marynka im Ried" sehr und mache aufmerksam auf die bodenständige Begabung Joseph Breitbachs.

Den anderen Namen möchte ich andere Stoffe wünschen als diese. Das Aktuelle, ausgewalzt zum „Immer-Wieder", bedroht jedes naive Schaffen und verpflichtet falsch zu einer Zeitgestaltung, der nichts fehlt als die Gestalt der Zeit.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Hochstaplernovelle. Von Robert Neumann. Stuttgart 1930, J. Engelhorns Nachf. 187 S. M. 4,— (5,80).

Man muß Dalmatien, die grelle Schroffheit des Karstes, die Unbarmherzigkeit seiner Sonne kennen, um die phantastische Spiellust Robert Neumanns, wie sie sich in dieser Novelle grotesk und dämonisch zugleich entladet, klar abgreifen zu können.

Ausgezeichnet: diese Hochstapler, Fürsten, Frauen und Popen; ausgezeichnet: Lianora, noch einmal mit bizarrer Willkür wiederkehrend und mit ihm zugleich der hemmungslos entfesselte Tanz puppenhaft geführter Menschen; ausgezeichnet: wie eine leidenschaftlich getragene Fabel in einer meisterhaften Schlußpointe sich löst.

Robert Neumann ist heute, weit über ein Versprechen hinaus, ein Schriftsteller von zunehmender Bedeutung.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Der Richter in der Karu und andere Geschichten. Von Hans Grimm. München 1930, Albert Langen. 267 S. M. 3,50 (6,—).

Mit Ausnahme der letzten Erzählung spielen alle diese Geschichten in Afrika, dem Afrika, wie es nur der weiße Mann erlebt, der sich ganz nah an die afrikanischen Menschen und an die Tierwelt heranzutasten vermag und auch die Seele des Ansiedlers auf afrikanischer Scholle brüderlich umspürt hat.

Da fährt ein Richter, der über einen Mord sprechen soll, durch die ungeheure Hochebene der Karu, und ihre strahlende Weite enthüllt ihm leise das eigene Herz und lehrt ihn auch das des Mörders verstehen. Diese mit Inbrunst geschriebene, tief ergreifende Geschichte läßt den nicht wieder los, der sich einmal in sie versenkte, sie zwingt, den ernstesten Fragen Aug in Aug zu stehen.

In des „Elefanten Wiederkehr" erzittern wir vor dem fiebernden Rhythmus der Urwaldnächte und begreifen die ewigen Gesetze der Wesen, die in ihnen zu geheimnisvollem Leben erwachen. Ganz Geist und wieder ganz Natur, wie der Wildnis des Urwaldes ruppig entstiegen, mit letzten Zartheiten einer vielleicht in Jahrhunderten erst sich vollendenden Verfeinerung, ganz Demos und ganz Kosmos, Menschen des Augenblicks und doch über allen Zeiten. Von gleicher dichterischer Gewalt sind auch die anderen Geschichten des Buchs.

Schon nach der ersten Seite stutzt man. Zage fängt die Hoffnung an zu keimen, daß hier mehr als Papier sei. Und diese Hoffnung wird mit jeder Seite stärker bestätigt. Es überkommt einen das Hochgefühl, daß man sich nicht nur mit Erzählungen, sondern mit einer Persönlichkeit auseinandersetzen darf. Mit einer Persönlichkeit, die schon viel in sich entschieden und die vor allem unvergleichlich mehr in die Wagschale zu werfen hat als dieses Buch.

Um endlich noch ein Wort über die Sprache zu sagen: Wir glauben fast nicht mehr an die Macht des Wortes. Das Wort hat uns alle Tatkraft verloren. Es ist zum bloßen Zierat, Schmuck und Anhängsel geworden, seine wirkende und seine schaffende Kraft verlischt, es ist zum Spiel geworden, zum Spiel in sich selbst, zum bloßen Domino, das nur darauf achtet, daß Stein an Stein nach den Spielregeln gesetzt werde und es richtig ausgehe.

Hier ist die Sprache voll Kraft und Reinheit; sie fällt niemals auf, sie sucht und hat keine Schönheit für sich, sondern ordnet sich immer unter, trägt nur und leitet fort. Nicht aus ihr heraus wird die Stimmung gespeist oder wenigstens erhöht, sondern sie erwächst in ihrer männlichen Strenge einzig und allein aus der Handlung.

St. Andrae-Wörden — Albert Leitich

Ungleiche Streiter. Von Ernst Ludwig Schellenberg. Berlin-Schlachtensee 1929, Verlag der Deutschkirche. 134 S. Geb. M. 4,—.

Die Erzählung ist gewiß gut gemeint: sie möchte eines jungen Pastors Kampf um die Seele seiner ländlichen Gemeinde demonstrieren, einer Gemeinde freilich, die im tiefsten von marxistisch-freidenkerischen Kräften zersetzt ist. Dieser Geistliche, im Besitz einer primitiven Psychologie, verschmäht, aus falscher Prüderie, alle geschickte Propaganda gegen dieses seichte Aufklärertum. Er ist der denkbar unmöglichste Mann auf diesem gefährlichen Posten: träumerisch, empfindsam (nicht im Sinne der Sentimentalität, sondern im Sinne der Sensibilität), disputier-unfähig und kein Mann der selbstsicheren Tat vor allem. Zum Unglück ist er auch noch ein Neutöner, der alte Gewohnheiten seiner Gemeinde umkrempeln will und von vornherein schon ihren Widerstand gegen sich hat. Wo es gälte, den Mann zu stellen und herauszutreten aus der Verträumtheit — da bleibt der junge Reinach wort- und tatenlos und bringt sich durch seine Passivität um jeden Einfluß. Das so frisch-fröhlich begonnene Buch endet in übler Resignation: der Kämpe der streitbaren Kirche Christi quittiert nach einem halben Jahr schon sein Amt und überläßt Fichtenroda seinem gefährlich fortgeschrittenen Zersetzungsprozeß.

Die Erzählung entbehrt der Intensität des Sehens und Beobachtens; sie entbehrt der gegenständlichen Breite, der inneren Vertiefung, um von dem Kampf um die Seele der Gemeinde zu überzeugen. Dabei bleibt Schellenberg im

Digitized by Google

wesentlichen rhetorisch und darin selbst matt, ohne alles Feuer, ohne alles Pathos. Der Vorgang, episodisch geblieben, ist im Detail ungenügend ausgearbeitet und wenig belebt, die Kunstmittel, über die der Autor verfügt, sind unzulänglich. Lediglich als Problemstellung erheischt das Buch einiges Interesse. Sonst erhebt es keine Belange.

Tübingen — Karl Hans Bühner

Mich hungert. Roman. Von Georg Fink. Berlin 1929, Bruno Cassirer. 368 S. M. 5,– (7,50).

In der Hochflut sozialer Tendenzliteratur ein seltsames Buch. Selbstbiographie eines proletarischen Jungen, der sich aus dem Elendsgeruch des Berlin N über die Varietébretter in das Parfüm des Berlin W hinübergerettet hat. Also Bekenntnisse eines fixen Lebenskünstlers? ... Anklage eines Nichtvergessenkönnenden? ... Leider nein! ... Nur sozialethische Spekulationen eines verkappten Ich-Romantikers! ... „Mich hungert" schreibt der nunmehr Satte und macht sich zum Anwalt der Weiterhungernden ... scheint es ... Aber er nimmt sie nur als wirkungsvolle aktuelle Staffage seiner eigenen Tüchtigkeit ... „Aus diesem Dreck komme ich! ... Mordskerl?! ... Was?" So klingt es aufdringlich nach aus den mitleidzapfenden Elendsschilderungen, die als nüchterne Reportage ehrliche Wirkung tun könnten, als reflektierte Icherlebnisse allzu interessant montiert sind, um ehrlich sein zu können.

Das proletarische Elend steht hoch im Kurse, und so wird dieses geschickte Buch in Boudoirs und an Diplomatenschreibtischen gerührte Leser finden, denen die Verlagsanzeige mit der Mitteilung, daß der Autor inzwischen im Filmparadies Hollywood glücklich gelandet ist, das erleichternde happy-end vorserviert.

Möge dieses Zwittergeschöpf aus sozialer Scheintendenz und heldischer Großstadtromantik eine lehrreiche Einzelerscheinung sein.

Ein peinliches Buch! Nicht so sehr, weil es geschrieben wurde, mehr, weil es gedruckt wurde.

Berlin — Edwin Landau

Das Volk am Meer. Roman. Von August Hinrichs. Leipzig 1929, Quelle & Meyer. 403 S. M. 5,– (6,–).

Der oldenburgische Erzähler August Hinrichs ist seit Jahren bekannt als Vertreter einer durch und durch gesunden, ehrlichen und phrasenlosen Unterhaltung. An schwere und verwickelte Probleme macht er sich nicht heran, aber für Lust und Leid seiner niederdeutschen Heimat hat er ein feines Ohr und für die Schönheiten seiner Landschaft ein feines Auge, so daß ihm manch guter Heimatroman gelungen ist, der nicht nur einen glänzenden Schilderer, sondern auch einen feinsinnigen Dichter verrät. In seinem neuen Roman hat er ein neues Stoffgebiet betreten, aber leider nicht mit demselben Erfolg. Gewiß weist auch dieser historische Roman schöne Stellen auf; aber was er ursprünglich hat werden sollen, die Geschichte eines Volkes am Meer, der Butjadinger, ist er nicht geworden, sondern eine Liebesgeschichte zweier Leute, die aber nicht die Geschicke des ganzen Volkes spiegelt, sondern Einzelschicksal bleibt. Man könnte glauben, eine Geschichte von heute vor sich zu haben. Nur selten ist auch in der Sprache das Zeitkolorit gewahrt, meistens reden die Gestalten ein moderne Empfindungen wiedergebendes Deutsch und nicht die Sprache rauher Strandbewohner aus dem 15. Jahrhundert und wirken daher unwahr. Auch sonst stößt man auf historische Unmöglichkeiten. Die Leute trinken z. B. Tee, ein Getränk, das aber erst im 17. Jahrhundert durch die Holländer bekannt wurde; sie teeren ihre Boote und Segel — und kannten im 15. Jahrhundert doch noch keine Steinkohle. Man mag sagen, das seien Kleinigkeiten. Nein, in einem historischen Roman dürfen solche Unstimmigkeiten nicht vorkommen, wenn man ihn als ernstes Kunstwerk werten soll.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Der Schatz im Acker. Roman. Von Hans von Hülsen. Berlin-Solothurn, Eigenbrödler-Verlag. 446 S. M. 4,50 (7,—).

Ein reichbewegtes Bild vom Aufstreben märkischen Bürgertums um die Mitte vorigen Jahrhunderts. Familiengeschichte aus einer Kleinstadt, ein wenig im Sinne der „Buddenbrooks". Denn auch hier ist der Sohn schwächer als der Vater, er endet, obwohl kaufmännisch begabt und in eine Reihe Unternehmungen verwickelt, nach Konkurs mit Gerichtsrat. Spiel im Luch als Selbstmörder, im Luch, das einst der Vater durch Gründung einer Torfstechereigesellschaft fruchtbar gemacht. Es ist Zeitgeschichte von 1830 bis 1866, Krieg und Frieden wechseln ab, Wirtschaft und Hauswesen bestimmend, man fährt erst nur per Postkutsche, dann über die Eisenbahn, auf der der alte Papen, der „Vater von's Janze" nach Paris fährt, damals glänzend durch Eugenie. Man ist betriebsam nach jeder Richtung (Alexander Papen, der Sohn, ringt märkischem Sand ein großes Gut ab) und Geld und Besitz machen Freude, da man nur fürs Eigene schafft. Die Arbeitsmechanisierung von heute hat noch nicht ihr Drachenhaupt erhoben). Die schlechte Lage auf dem Geldmarkt. Um 1866 wird Alexander Papens Ruin. Sein Bruder Wilhelm hat sich in Berlin als Maler einen Namen geschaffen. Er ist glücklich verheiratet, während Alexander auch hier Konkurs ansagen muß: seine Frau, von ihm vernachlässigt, hat sich in einen jungen adligen Offizier verliebt, der beim Übergang nach Alsen 1864 fällt, die Ehe geht auseinander. Ein Buch des Fleißes, des werktätigen Lebens in der Zeit der Arbeit am Familienbesitz und -namen, zugleich am Gemüt wohl: Alexander ist Senator im Rat seiner Vaterstadt. Die Typen des wacker-tüchtigen, unternehmungsfreudigen, im Grunde aber altfränkischen Kaufmanns alter Art und des fortschrittlich-beweglichen, alle Chancen skrupellos nutzenden, dabei menschlich nicht sehr glücklich veranlagten Kaufmanns neuer Art sind sich in Vater und Sohn scharf gegenübergestellt. Hülsen hat eine bewegliche, Gefühls- und Tatsachenvorgänge gleichmäßig verarbeitende Art zu erzählen, so daß durch hier ein guter Kaufmannsroman, um 1830–1[illegible] herausgekommen ist.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Via Sacra. Eine Romandichtung. Von Adele Gerhard. Berlin-Grunewald, Horen-Verlag. 158 S. Geh. M. 5,–.

„Wir sind nicht die Glücklichen, die sind. Aber wir können es werden!" — zu solcher Erkenntnis reift Daniel Marat, die Hauptgestalt dieses Buchs, Leiter eines an norddeutscher Küste gelegenen Jünglings-Erziehungsheims. Hartes Erleben — Tod einer Frau, die einen anderen liebte — wirft ihn aus der Bahn; er verläßt das Heim, um sich selbst wieder zu finden, ehe er anderen zu ihrem Selbst verhelfen kann. In Rom, wo ihm ein befreundetes Geschwisterpaar den ihm noch unbekannten Sohn aus einer Zufallsverbindung zuführt, lernt er, was es heißt: „Unsere Kraft in ihre enge ihre große Form zu fassen." Die nicht eben belangvolle

Digitized by Google

äußeren Vorgänge, die samt ihren Trägern verschwommen und ohne Gestaltung bleiben, waren für die Erzählerin wohl nicht das Wesentliche. Ihr kam es darauf an, in gehobener Form innere Wandlung dichterisch anschaulich zu machen. Das ist nur recht unvollkommen gelungen; ein überschraubter Stil, der streckenweise unerträglich schwülstig ist, schafft keine wirklich dichterische Atmosphäre, die für die angedeuteten Mängel entschädigen könnte.

Weimar — Heinrich Lilienfein

Therese von Avila. Der Lebensroman einer Heiligen. Von Jeanne Galzy. Übertragen und eingeleitet von Helene Adolf. München 1929, Josef Kösel & Friedrich Pustet. 343 S. Geb. M. 7,—.

Mit autobiographischen Randleisten zart und vorsichtig umrahmt, erzählt hier Jeanne Galzy den bewegten Lebensroman der großen mystischen Amazone, Therese von Avila (oder Therese von Jesu, 1515–1582; 1682 heilig gesprochen) und erzählt dabei sich selbst die Biographie ihrer Besinnung und Genesung. Das Buch ist die Dichtung von dem mystischen „Wunder", das ihre verdorrte Seele nach rasch gewechselten Eindrücken zum Blühen gebracht hat. Jeanne Galzy webt Fäden zwischen dem Leben der heiligen Therese und ihren eigenen Wandlungen und Ich-Katastrophen. Es ist wie eine Paraphrase auf das Thema Theresens Lehre und Praxis von den vier Gebetsstufen zur Vereinigung mit Gott. Auch die Galzy erlebt den Weg zur Vollkommenheit und ihre „Seelenburg". Sie versinkt im „Gottesrausch" der spanischen Mystik jener Zeit, da den abenteuerlichen Reisen kühner Seefahrer die leidenschaftlichen Entdeckungen und Robinsonaden der exaltierten Seelenforscher und Virtuosen des augenschließenden Entzückens in nichts nachstanden. Das Buch, gut und mit sprachlichem Geschmack verdeutscht, ist in seiner Art eine Einführung in die Mystik Thereses von Avila, jener seltsam kühlen, organisatorisch begabten, herrischen Frau, in der aber gleichzeitig die von Unruhe und Romantik getragene fromme Schauungskraft wohnte. Ihre unheimlich vernünftigen Ekstasen, ihr strenges franziskanisches Gebetsleben (wohl am stärksten an Francisco de Osuna entzündet) steigern sich zu dem erfahrungsmäßigen Innewerden Gottes, das der Kern aller Mystik ist.

Wien — Franz Strunz

Lincoln. Von Emil Ludwig. Berlin 1930, Ernst Rowohlt. 80 S.

Emil Ludwigs Lincoln-Bildnis reinigt die Gestalt des amerikanischen Präsidenten von den Ergänzungen frommer Legende, die aus dem großen Amerikaner eine Primusnatur machen. Wir erleben den Lebensweg dieses Mannes vom Holzfäller zum Präsidenten, sehen an der politischen Karriere dieses Menschen, der eine in Taten schaffende Dichternatur war, wie staatsmännische Vernunft und Humanitätsideale in der gleichen Person einander bekämpfen und durchdringen können. Die Sklavenbefreiung, der Anlaß des Abfalls der Südstaaten, ist weniger eine Tat menschlichen Gefühls gewesen, als ein Kampfmittel, die Einheit der Nation zu erhalten. Nicht nur der lautere Charakter des Präsidenten, der von den kapitalistischen Bindungen einiger seiner Amtsnachfolger freigeblieben ist, aber in seinen Amtshandlungen vielfach durch – Parteifreunde gehemmt wurde, wird in dieser Darstellung gezeichnet, wir bekommen auch eine lehrreiche Schilderung des amerikanischen Parteiwesens, das noch heutige politische Ereignisse des Landes begreifen läßt. Am Beispiel Lincolns erhellt der Abnutzungsprozeß des Menschen, der in der Öffentlichkeit wirkt, nachdem ihn wirkliche Verdienste auf einen sichtbaren Platz gestellt haben.

Schon das Lincoln-Buch von Frederick T. Hill zeigt uns das zerfurchte Antlitz Abraham Lincolns, das heute in amerikanischen Schullesebüchern zur lächelnden Faltenlosigkeit der „Hundertprozentigen" geglättet wird. Aber Ludwigs amerikanischer Vorgänger, der hier bereits Entheroisierung im Sinne Hegemanns treibt, ertrinkt noch allzuoft im Stofflichen. Ludwigs Monographie, deren Problemstellung im wesentlichen die gleiche ist wie bei Hill, sublimiert alles Stoffliche in ein künstlerisch geschlossenes Geschichtsdrama. Wie von allen Shakespeares Königsdramen das um den glanzlosen König Johann das tiefste ist, so ist von Ludwigs Biographien diese um die äußerlich am wenigsten strahlende seiner Gestalten die innerlichste geworden. Alle ethischen Nebenabsichten sind hier vollkommen objektiviert. Emil Ludwig bedient sich hier indirekter Erziehungsmethoden. Neidvoll betrachten wir den Hintergrund dieses Lebensbildes: eine gewachsene Demokratie.

Berlin — Lutz Weltmann

Der Wolf kreist. Ein Roman aus Moskau. Von Michael Ossorgin. Deutsch von R. Candreia. München 1929, Drei Masken Verlag. 418 S.

Der russische Originaltitel des Romans lautet: Siwzew Wrashek. Das ist der Name einer kleinen stillen Straße in Moskau, die in der guten alten Zeit fast ausschließlich von Universitätsprofessoren bewohnt war. Man sieht nicht recht ein, warum das Buch in der Übersetzung umgetauft werden mußte. „Der Wolf kreist" – das wirkt unheimlich, grausig, alpdruckartig. Nun kommt ja gewiß viel Unheimliches und Gräßliches in dem Buch vor, denn es spielt zur Zeit des Krieges, der Revolution und des wildesten Bolschewistenterrors in Moskau. Aber das Wesentliche sind doch nicht all diese Greuel, nicht der kreisende Wolf, sondern die Jahr für Jahr wiederkehrenden Schwalben, deren erstes Erscheinen der alte gute Professor der Ornithologie Iwan Alexandrowitsch in seinem gemütlichen Studierzimmer im Siwzew Wrashek immer wieder gewissenhaft notiert. Das Wesentliche ist die Idylle, nicht die Tragödie. Was der Erzähler zeigen will und was er mit nicht unbedeutendem darstellerischen Können auch wirklich zeigt, ist, daß das Leben unsterblich ist, daß der Mensch sich immer und überall gleich bleibt, daß die Natur, das einfach Menschliche, manchmal auch das allzu Menschliche immer wieder triumphiert. Wie eine stille Insel im brausenden Ozean mutet diese Gelehrtenwohnung an, etwas Robinsonartiges hat der alte Professor mit seiner lieblichen Enkelin Tanjuscha. Die Wellen können wohl einmal über die Insel hinwegspülen, aber sie können nichts zerstören; das Leben behauptet sich immer wieder. „Die Schwalben werden unbedingt wiederkehren. Der Schwalbe ist es gleichgültig, worüber die Menschen streiten ... Die Schwalbe hat ihre eigenen ewigen Gesetze. Und diese Gesetze sind um vieles wichtiger als die unseren."

Man mag dieses Buch als Zeitdokument bewerten. Es ist aber mehr als das. Sein eigentlicher Wert liegt im rein Menschlichen.

Leipzig — Arthur Luther

Zyniker. Roman. Von Anatolij Mariengof. Aus dem Russischen übertragen von Gregor Jarcho. Berlin 1929, S. Fischer. 173 S. M. 3,— (5,—).

Die einzelnen Abschnitte dieses Romans tragen als Überschrift die Jahreszahlen 1918 bis 1924. Jeder Abschnitt zer-

Digitized by Google

fällt in eine große Anzahl fortlaufend numerierter, oft nur wenige Zeilen umfassender Unterabschnitte, z. B. 1918, 40: Aus Kursk wird berichtet, daß die Versorgung Moskaus mit Pferdefleisch ziemlich erfolgreich durchgeführt wird. — 1918, 43: In Moskau sind elf Denkmäler „großen Männern und Revolutionären" errichtet worden. — 1919, 22: Es sind zwei Waggons Robbenfett eingetroffen. — 1922, 12: Die Bauern haben angefangen, Zieselmäuse zu essen ... Aus solchen kurzen Notizen, die sich durch das ganze Buch ziehen, entsteht ein überraschend anschauliches und zugleich grauenhaftes Bild des Milieus, in dem sich die Geschichte zweier Menschen abspielt, die sich in der verrückt gewordenen Welt nicht mehr zurechtfinden können und zugrunde gehen. Merkwürdig, wie trotz der sprunghaften, aphoristischen Darstellung der vielen, allerdings meist nur angedeuteten, nicht ausgeführten Episoden der Leser in ununterbrochener Spannung gehalten wird und das Werk als Einheit empfindet. Daß die Schilderung einer Zeit, in der ganz Rußland in Schmutz und Blut zu ertrinken drohte, keine Lektüre für zarte Gemüter ist, versteht sich von selbst; man hat aber daneben doch den Eindruck, als gebe sich der Verfasser zu viel Mühe, den Titel seines Buchs durch das Tun und Reden seiner Helden zu rechtfertigen. Belanglose Unappetitlichkeiten werden mit größtem Behagen ausgemalt, so daß man sich oft gewaltsam zum Weiterlesen zwingen muß. Man überwindet den Ekel aber, weil das Buch so bedeutende Qualitäten hat. In der „zynischen" Sprache des Verfassers ausgedrückt: „Eine Liebe, die vom Gummischlauch eines Irrigators nicht erwürgt wurde, ist unsterblich."

Leipzig — Arthur Luther

John Dale. Von Ejnar Mikkelsen. Deutsch von W. H. von der Mülbe. Berlin 1929. Universitas Deutsche Verlags-A.-G. 266 S.

Daß dieses Buch von den Eskimos im äußersten Alaska so spannt, so bewegt, den Leser angeht wie persönliches Schicksal oder heimatliches Begebnis! Mikkelsen muß mehr als ein großer Nordlandreisender und Grönlandschilderer sein, er hat vom Dichter und Maler. Von seiner Menschenkenntnis und Seeleneinsicht nicht zu reden. — Hier kommt ein ehemaliger Seeoffizier, der nicht gut getan hat, nach allerlei Segelschiff-Matrosen-Abenteuern in diese Polnähe zu einem Stamm jagender Eskimos. Sie nehmen ihn mit der Güte kindlichen Urvolks auf, und er wird als Gatte eines ihrer Mädchen ihr Stammesgenosse. Mit der Klugheit und den Erfahrungen des Weißen hilft er ihnen, belehrt er sie, organisiert er ihren Tauschverkehr mit den Walfischfängern, und es entwickelt sich eine Art Staatsleben, eine Kulturzentrale im ewigen Eis — bis John Dale Gold findet. Und nun bricht die Tragödie ins Idyll. Daß alles gut endet, in diesem Fall in der Natur, in der Heimkehr zum kindlichen Urvolk, in der Verurteilung der weißen Welt, ist selbstverständlich. Nicht nur für den Eskimofreund Mikkelsen, sondern auch für seinen Leser. So sehr überzeugt der Dichter. Ohne Überredung, ohne Zureden. Einfach durch die Darstellung der wirklichen Verhältnisse. Ja, es kommt fast bis zur Gestaltung von Mensch und Landschaft. Nur die Verlebendigung von Natur und Geschöpf kann den Leser derart rühren. Die Echtheit des Weltausschnitts und der Geschichte der Menschenfamilie im Schnee ist unantastbar. Das Romanhafte im Buch ist durchaus logisches Ergebnis der menschlichen Begegnungen, nichts ist erfunden, konstruiert, umgebogen. Von der ersten bis zur letzten Seite rollt ein Leben naturgesetzlich, seelenbestimmt ab. Also: ein Buch unter den Büchern!

Berlin — Kurt Münzer

Peder der Sieger. Roman. Von Ole Edvart Rölvaag. Deutsch von Ellinor Drösser. Leipzig o. J. Grethlein & Co. 368 S. Geb. M. 9,—.

Das zweite Buch Rölvaags, das zu uns kommt, und die Fortsetzung des ersten, „Das Schweigen der Prärie", in dem die Saga von der Siedlung so großartig gestaltet war. Peder vertritt die zweite Generation, die sich von Tradition, Heimat, schließlich auch der Muttersprache befreit und amerikanisch wird. Das erklärt den großen Erfolg des Buches drüben. Die Entwicklung Amerikas, von einem Fremdstämmigen so begeistert dargestellt, muß stolz und dankbar machen. Rölvaag bekam ein Ehrendoktorat, und seine Bücher sind obligatorischer Lesestoff an den Colleges. Er selbst ist Professor am St. Olaf-College, dieser eminente Kopf, nachdem er bis zu seinem zwanzigsten Jahr Lofotfischer gewesen, dann ausgewandert war; nachdem er, mit dreiundzwanzig noch einmal in die Schule zurückgekehrt, sich sein Studium erarbeitet hatte, sieben Jahre lang allwöchentlich drei Tage Hausierer, drei Tage Student. Wenn man so eine Ahnung seines Lebens bekommt, versteht man erst den Grund, aus dem seine Bücher stammen, ihre Lebendigkeit und Wahrheit, ihre Erdhaftigkeit und Menschenkenntnis.

Bei uns macht den Erfolg der Romane etwas anderes: die menschliche Erfülltheit ihrer Vorgänge, die persönlichen Probleme der Siedler, das Erzieherische in der Erzählung von der Entwicklung eines Charakters. Es ist eigentlich ein Roman von Mutter und Sohn, deren jeder eine Generation vertritt. In ihrem Erlebnis spiegelt sich der ganze große amerikanische Prozeß überhaupt: lebendige Volkswerdung aus Staatsinstitution. Die stürmische, leidenschaftliche Entwicklung der achtziger Jahre drüben erleben wir in diesem Kampf zwischen Mutter Beret und Peder. Die Jugend siegt. Die Mutter selbst holt dem Sohn die Braut aus fremdem Stamm und willigt, von Liebe, Einsicht, Weisheit bezwungen, in die Vereinigung der Stämme zum Volk.

Dieses Menschliche ist für uns das Schöne, Ethische, Bezwingende im Buch. Es gibt da die Kapitel vom Verhältnis des Kindes zu Gott, sein Ringen um ihn, sein Disputieren mit ihm, die tief bewegend sind. Nicht wegen ihres gedanklichen Gehalts, sondern wegen ihrer Gestaltung dieses Gedanklichen. Alles wird hier so Gestalt, die ganze Fülle der Menschen zieht nicht schattenhaft vorbei: jeder einzelne ist leibhaftiges Wesen, anschauliche Figur, die Jungen wie die Alten. Dazwischen ist Landschaftliches mit der Stimmungskraft geschildert, die glückliches norwegisches Erbe Rölvaags ist. Überhaupt ist dieses Norwegische gut geeignet, sich mit dem zu mischen, was heut „Amerikanisch" ist. Es bringt dieselbe unverwüstliche Kraft mit und zugleich noch Seele und Herz. Diese beiden göttlichen Mächte durchstrahlen dieses amerikanische Buch und geben ihm die seltene Begnadung.

Berlin — Kurt Münzer

Lyrisches

Kristall der Zeit. Eine Auslese aus der deutschen Lyrik der letzten 50 Jahre. Mit einer Einleitung. Leipzig und Zürich 1929, Grethlein & Co. 608 S.

Viele Einwände sind zu erheben; dennoch ein in manchem Betracht verdienstvolles Buch. Gemeinsam mit Soergel will

Digitized by Google

in der Einleitung Johannes von Günther, der Lektor des Verlages, als verantwortlicher Herausgeber genannt. Die Arbeit ist mit großer Liebe geleistet. Diese beiden Fanatiker der Lyrik lasen „etwa 150 000 Gedichte, lasen aus ihnen 5000 heraus, schrieben sie ab, lernten sie oft auswendig und nahmen dann endlich von diesen 5000 etwa 800 auf, von denen wir uns verwandelt fühlten". Und es ging ihnen nicht um den Schaffenden, sondern um das Geschaffene, um das lyrische Gebilde an sich. Sie wollen nichts anderes sein „als bescheidene Förderer dieses Eigenlebens lyrischer Gedichte", und sie wissen, daß eine Auslese aus der Kunst der Gegenwart immer unvollkommen bleiben wird: „Auch zwei Auswählende unterliegen manchmal unbewußt den Gesetzen ihres Alters, und immer schiebt sich das störende Vordergrundbild der Zeitlichkeit vor das wirkliche Hintergrundbild der Zeit, das die hohen Gipfel erst in der zeitlichen Ferne aufsteigen läßt." Nur ungern übt man, bei so reiner Liebe, bei so hohem Vorsatz, Kritik, und vorweg sei gesagt, daß die Sammlung trotz dem großen Umfang eine nicht unbeträchtliche Menge wertvollen Gutes birgt. Jedoch, es erscheint nicht glücklich, daß zwei Herausgeber am Werke sind, die, wie sie berichten, einander oft recht bekehren mußten, oft nicht bekehren konnten. Solche Lese ist letztlich ein Bekenntnis, es kann nicht von zwei Menschen abgelegt werden. Wenn es dem Buch auch nicht auf die Dichter ankam, sondern auf die Gedichte, so liegt es doch in seinem Wesen, daß es schließlich, sozusagen wider Willen, ein Bild der modernen Lyrik entwirft. Und dieses Bild scheint allerdings im hohen Maße zeitlich bedingt. 50 Gedichte Georges sind verzeichnet, die aufgenommen wären, wenn George es erlaubte. Um 1895 hätte Liliencron geherrscht: er ist mit 8 Gedichten vertreten; um 1905 Dehmel: er erscheint hier mit 18. Die älteste Generation dieses Zeitraumes ist überhaupt zu kurz gekommen. Es fehlen gänzlich Avenarius, Benzmann, Busse-Palma, Paula Dehmel; es wäre ein Leichtes, von jedem allerwenigstens ein Gedicht zu nennen, das den Rang vieler aufgenommener zumindest erreicht; und eine Fülle von Gustav Falke, von dem nur eins geboten wird. Ich habe selbst auf diesen Blättern die Grenzen von Leo Sternbergs Lyrik angedeutet: er fehlt, von ihm gilt das gleiche; ebenso von Walter Heymann. Hingegen ist — um nur ein Beispiel zu nennen — völlig unbegreiflicher Weise ein dilettantisch anmutender Poet wie Karl Schloß mit nicht weniger als 11 flauesten Stücken vertreten. Überhaupt spürt man eine Vorliebe für melodisch weiche, dekorative Lyrik, auf Kosten herber, getönter, härter gefärbter. So ist es zu erklären, daß aus der älteren Generation gerade Hartleben, dieser gänzlich epigonisch Bleichsüchtige, mit 5 Gedichten erscheint. Darum fehlen Sternberg und Heymann, darum ist Paquet nur einmal, gar nicht charakteristisch, darum ist vollends Scholz nur mit 6 Stücken vertreten. Es ist den Herausgebern zu danken, daß sie auch Schaumann, eine reine, innige Lyrikerin, zum erstenmal ins volle Licht stellen; dennoch wirkt es nicht überzeugend, daß sie, mit 18 Gedichten, eine höhere Zahl erreicht als Scholz und Ina Seidel zusammen (von der 10 Gedichte abgedruckt sind).

Ich habe in den zwei Jahrzehnten, in denen ich auf diesen Blättern über Lyrik zu berichten hatte, versucht, einen überzeitlichen Standpunkt einzuhalten und die Reinheit des lyrischen Gebildes gegenüber den mannigfaltigen zeitlichen Moden und Strömungen das eigentlich Lyrische wider alles nur Rhetorische, Schreiende, Stammelnde, Prosaische, Witzelnde, kurzum die Gestalt wider die Ungestalt, das Geformte wider das Unförmige abzugrenzen. Jedoch es kann, bei solcher Lese, nicht allein darauf ankommen, wie viel an sich reine Gebilde einem Dichter gelungen sind, es geht auch darum, inwieweit das Geschaffene völlig sein Eigentum ist. Gewiß sind „Der Abend" von Ruth Schaumann, die „Sapphische Ode", die „Abendelegie" Felix Brauns — den ich an anderer Stelle in einem ausführlichen Aufsatz gewürdigt habe — reine Gebilde; aber sie leben nicht voll aus Eigenem, Form und Sprache vergangener Generationen hat an ihnen wesentlich teil. Diese Beispiele sind nicht zufällig gewählt, sie kennzeichnen jene Dichtung, die das Werk bevorzugt. Immerhin, hier handelt es sich um echte Talente. Ein nicht unbedeutender Teil des Buchs wirkt indes, als ob man bei einer Auswahl aus dem 19. Jahrhundert die gefällig schmiegsame Lyrik des münchener Kreises zu Ungunsten Kellers, Hebbels, der Droste herausarbeiten, von Platen aber vier Dutzend Gedichte bringen würde. Um so unbegreiflicher, daß Falke, dem zahlreiche reife, lichte Stücke gelungen sind, so spärlich vertreten ist: es fehlt die Linie.

Ein besonderes Verdienst des Buches ist, daß zahlreiche junge Dichter, die kaum ein Buch veröffentlicht haben, zu Worte kommen: Brockmeier, Erika Mitterer, Paul Winter, Franz Mannheimer heben sich vornehmlich heraus.

Wer also ein Bild der modernen Lyrik gewinnen will, wird neben diesem Werk von Albert Soergel die bei Bong erschienene Anthologie von Albert Sergel benutzen, deren Beiträge die einzelnen Dichter selbst ausgewählt haben, und die in manchem Betracht anfechtbare, doch umfassende und gediegene, bei Reclam erschienene Anthologie von Benzmann, welche für die Zeit bis 1914 das neue Buch vortrefflich ergänzt.

Wien-Döbling — Ernst Lissauer

Literaturwissenschaftliches

Das literarische Antlitz der Gegenwart.

Von Heinz Kindermann. Halle (Saale) 1930, Max Niemeyer. 104 S. Geb. M. 3,80.

Die vorliegende kleine, aber gehaltvolle Studie des danziger Gelehrten, die aus Vorträgen erwachsen ist, erfüllt hohe Erwartungen. Mit vollem Recht wird betont, daß jede Deutung nur aus innigem Mitgefühl für das geistige Geschehen der Gegenwart erwachsen kann. Dementsprechend könne es nicht auf literarisches Werturteil ankommen, sondern nur auf „Diagnose und Symptomatik". In übersichtlicher Gliederung entrollt sich ein Bild des deutschen Geisteslebens seit dem Ende des Impressionismus, also etwa seit 1910, seitdem die Welt nicht mehr nur aus Erscheinungen bestand, sondern wieder Entscheidungen forderte. Damit rückt Kindermann den beiden großen Schlagworten der Zeit auf den Leib, von der Überwindung des Expressionismus und von dem Durchbruch der neuen Sachlichkeit, und er sieht in unserer jüngsten Gegenwart einen „Idealrealismus" aufkommen, dem das Technische nicht mehr ausschließlich bewegende Kraft, sondern Dienst am Geist ist, der das Wunderbare nicht hinter den Dingen, sondern in ihnen sucht, und der damit nicht auf ein Schwärmertum, vielmehr auf praktisches Menschentum abzielt. So hat Kindermann den Gestaltungswillen unserer Zeit glücklich umschrieben, aber zugleich mehr deren allgemein geistiges als literarisches Antlitz gegeben. Ein lebendiger Optimismus weht durch die Darstellung aus der Hoffnung auf einen neuen Idealismus. Im einzelnen wird man naturgemäß dem Verfasser nicht überall beipflichten können. Auffallend ist, daß er beispielsweise weder von Albrecht Schaeffer noch von Friedrich Schnack Notiz nimmt, in denen

Digitized by Google

sich doch ein bestimmter Zeitwille ausprägt. Wertvoll bleibt der eingehende, sorgfältig gearbeitete bibliographische Anhang. Zuletzt sei noch ein kleiner Irrtum angemerkt. Das auf S. 16 erwähnte Zitat stammt nicht von Schnitzler, sondern von Hofmannsthal.

Dresden — Otto H. Brandt

Jahrbuch deutscher Bibliophilen und Literaturfreunde.

Herausgegeben von Hans Feigl. Doppeljahrgang (14. u. 15. Jg.) 1927/28. Wien, Amalthea-Verlag. 206 S. Geb. M. 10,—.

Der Zusatz „und Literaturfreunde" für diesen 14. und 15. Jahrgang des wohlbekannten Almanachs soll der Begriffsverwirrung steuern, die hie und da noch in weiteren Kreisen des Publikums herrscht: als verstehe man unter Bibliophilie lediglich die künstlerische Einschätzung der äußeren Buchgestaltung. Auf diesen Standpunkt stellte sich merkwürdigerweise auch ein so verdienstvoller Mann wie Professor Kleukens in seinem Vortrag bei der letzten Generalversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen in Mainz, der als Hauptaufgabe der bibliophilen Vereinigungen die Förderung der typographischen Buchkunst forderte und das Wichtigste, die literarische Überlieferung, einfach beiseite schob. Die kleine Titelerläuterung hat an dem Inhalt des Jahrbuchs übrigens nichts geändert: es bringt wie immer in einer Reihe von Aufsätzen die Gesamtströmungen in der deutschen Bücherfreundschaft zum Ausdruck, die Kuno Graf von Hardenberg in seinem trefflichen Artikel über „Produktive Bibliophilie" in den Satz faßt: „Echter Bibliophilie ist der Inhalt des Buches ebenso wesentlich wie die Gestalt." Über „Bücherfreuden" und ihre Wirkungen auf den Lebensgenuß plaudert Karl Wolfskehl sehr reizvoll, über „Schöpferische Eingebung und künstlerische Arbeit" Anton Wildgans. Julius Rodenberg untersucht „das geistige und mechanische Prinzip in der Typographie", die enge Verbindung, die in der Druckkunst — als „bildende" Kunst — zwischen schöpferischer Freiheit und der in den technischen Verhältnissen begründeten Notwendigkeit herrscht. Dem 1925 jung verstorbenen Schreibmeister und Buchkünstler Julius Zimpel, besonders seinen handgeschriebenen und den mit Originalgraphik von seiner Hand geschmückten Büchern, widmet Max Roden einen verständnisvollen Artikel. Weitere Aufsätze würdigen bekannte Bücherfreunde unserer Tage: so entwirft Robert F. Arnold ein liebevolles Bild des wiener Goetheforschers Rudolf Payer von Thurn, ich selbst versuche Hans von Müller als Mensch, Bibliophile und Hoffmannforscher zu charakterisieren, und H. W. Eppelsheimer steigt tief in die „âme livresque" von Anatole France. Einen Vorstoß gegen die Zimperlichkeit unternimmt Paul Englisch, wenn er dem Leser eine ganze Reihe „Dichter und Schriftsteller als Freunde erotischer Literatur" vorführt — das „Kapitel Pfui" erscheint hier in anderem Lichte als unter dem des Gesetzes gegen Schund und Schmutz. Über ein merkwürdiges Werk klärt uns Unwissende auf diesem Gebiete Hans Liebstoeckl auf: über das Geheimnis des Buches „Dzyom", das die Begründerin der theosophischen Bewegung, Helene Petrowna Blawatsky, im Vatikan entdeckt hat, und zwar auf dem nicht alltäglichen Wege des Hellsehens, wenn ich die Ausführungen von Rudolf Steiner zu dem Problem Blawatsky († 1891) richtig verstanden habe. Musikbibliophile Bestrebungen bespricht als guter Kenner der Materie Paul Nettl, „Bibliophiles und Kurioses aus der Richard-Wagner-Literatur" teilt Kurt Thomasberger in einer interessanten Übersicht mit, eine wenig bekannte Porträtzeichnung des wandernden Vortragskünstlers Franz Stelzhammer vom Grafen Franz Pocci begleitet Poccis Enkel mit ansprechenden Worten. Ein buntes Allerlei aus der Welt der Bibliophilen, die übliche Bücherschau des Herausgebers und die Verzeichnisse der deutschen bibliophilen Vereinigungen schließen das Jahrbuch ab, dem der Verlag auch eine dem Inhalt entsprechende würdige äußere Ausstattung gegeben hat.

Berlin — Fedor von Zobeltitz

Jahrbuch der Bücherpreise.

Ergebnisse der Versteigerungen in Deutschland, Deutsch-Österreich, der Tschechoslowakei, Ungarn, Holland, Skandinavien, bearbeitet von Gertrud Hebbeler. XXIII. Jahrgang: 1928. Leipzig 1929, Otto Harrassowitz.

Als ich in diesem Blatt den ersten Jahrgang eines bis dahin unbekannten Preiskalenders für Bücherfreunde anzeigen konnte, war ich mir doch ein wenig im Zweifel, ob das Unternehmen einschlagen und das Jahrbuch den nötigen Absatz finden würde, um auch nur die Herstellungskosten zu decken. Daß es nun aber schon in die Nähe seines fünfundzwanzigjährigen Jubiläums gerückt ist (der neue Band soll in einigen Monaten erscheinen), beweist jedenfalls, daß dies Auktionsverzeichnis ein notwendiges Handbuch für die Antiquariats- und Sammlerwelt geworden ist, ein tatsächlich unentbehrliches Hilfswerk. Auch im allgemeinen ist es höchst interessant. Wenn man die Bände durchblättert, sieht man beispielsweise im Schwanken der Bücherpreise, wie sich das ganze Wirtschaftsleben verändert hat, denn natürlich beeinflußt die Marktlage auch die Auktionsergebnisse, zuweilen in verblüffender Weise. Während der Teuerungs- und Inflationszeit waren die Eingriffe des Auslands überwiegend stark, das legte sich wieder nach der Stabilisierung der Mark, und heute ist es doch so, daß trotz der Ungunst der Zeitverhältnisse, wenigstens für wirkliche Seltenheiten, noch recht ansehnliche Preise gezahlt wurden. Der Bücherfreund wird in den verschiedenen Jahrgängen auch das Auf und Ab gewisser Modeströmungen verfolgen können, den Wandel im Sammlergeschmack, der zeitweilig illustrierte Bücher bevorzugte, dann wieder die Erstausgaben der Klassiker und Romantiker, die Inkunabelzeit, das junge Deutschland usw., bis in der Gegenwart das Interesse für zeitgenössische Literatur in Vorzugsausgaben und bibliophilen Drucken lebendiger wird. Es ist zu begrüßen, daß die Herausgeberin künftighin auch diesem Augenblicksstand im Buchauktionswesen ihre Aufmerksamkeit schenken will — im übrigen ist es wieder erstaunlich, mit welcher Sorgfalt sie an die Bearbeitung des umfangreichen Materials gegangen ist. Der Jahrgang umfaßt 433 Seiten und insgesamt 80 Versteigerungen, darunter 56 deutsche und deutsch-österreichische, 12 holländische, 5 tschechoslowakische und 6 dänische. Überraschend wirkt die gesteigerte Zunahme der Musikliteratur, und auch auf diesem Gebiet hat Gertrud Hebbeler die Tabulaturen, Partituren und ähnliches mit ihren Preisergebnissen genau aufgeführt, dazu gleichfalls überall (in Abkürzungen) einen Hinweis auf die Bibliographien gegeben, die zu Rate gezogen werden können, eine überaus schätzenswerte Neuerung.

Der Raum gestattet mir leider nicht, auf einige der wichtigeren Auktionen näher einzugehen. Aber schon ein flüchtiger Überblick zeigt, daß die Wiegendrucke, ebenso die Drucke des 16. Jahrhunderts und die französischen illustrierten Bücher, besonders in schöner Erhaltung und in kostbaren

Digitized by Google

Einbänden, im Preise zu steigen scheinen. Unter den deutschen Klassikern stehen immer noch Goethe und Schiller an erster Stelle, meist mit guten Endschlüssen: beispielsweise das Römische Karneval zu M. 2000 (Graupe), der erste Götz gleichfalls zu Mark 2000 und zu Mark 1800 (Fraenkel), der Werther im ersten Druck Mark 705 (Graupe), Die Räuber von 1781 Mark 1300, Der Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen Mark 500 (Graupe). Liebhaber der Romantiker suchen noch gern nach Arnim-Brentanos Wunderhorn, das in der Ausgabe von 1806–1808 auf fünf verschiedenen Auktionen von 230 bis 360 Mark bezahlt wurde. Auf dem Gebiet der Musikliteratur erzielte vor allem die Sammlung Wolffheim bei Breslauer & Liepmannssohn in Berlin glänzende Resultate. Dies nur als Beispiele. Wer nähere Einzelheiten wünscht, muß sich schon selbst mit dem vortrefflichen Jahrbuch beschäftigen, es lohnt sich.

Berlin — Fedor von Zobeltitz

Der Todesgedanke in der deutschen Dichtung vom Mittelalter bis zur Romantik.

Von Walther Rehm. Halle 1928, Max Niemeyer. 480 S.

Eine wundervolle fruchtbare Idee und eine tiefschürfende reife Gestaltung. Weit über das bloß Literarhistorische hinaus wächst Inhalt und Problemstellung ins Menschliche hinein und gibt ein Bild vom deutschen Menschen. Letzten Endes übt ja der Tod, die Beschäftigung oder Nichtbeschäftigung mit ihm, den stärksten Einfluß auf unsere Weltanschauung aus und, ob wir es uns gestehen wollen oder nicht: unser Denken und Handeln, unser Sinnen und Trachten wird überschattet von dem Gedanken an den Tod. Und wie nun der Tod mitten im Leben steht, wie er durch das Lebensgefühl, durch rationalistisches Denken überwunden wird im Laufe der Jahrhunderte, wie die Immanenz des Todes im Leben von den Germanen her, die ihn als Helden suchen, weil der Toten Ruhm der höchste Ruhm ist, zum Bestandteil christlicher Weltanschauung wird, wie er von manchen Generationen negiert oder geliebt wird, wie er zum Freund oder Feind, zum Liebenden oder zum Rächer wird, all das ist durch die Jahrhunderte hindurch mit einer unerhörten Kenntnis und klaren Zusammenfassung der Beziehungen zur bildenden Kunst und zum Leben dargestellt. Das Geschichtliche erhält den tiefen Sinn des Werdens und Wandelns, das Werk, von der Ganzheit eines Schaffens abgelöst und mit anderer Gestaltung zusammengesehen, wird zum weltanschaulichen Raum der schöpferischen Menschen und auf die mittelalterlichen Dichtungen ebenso wie auf die Mystik, auf die Renaissance wie auf die Aufklärung, auf die Klassik wie auf die Romantik fällt ein aufhellendes Licht von einem der stärksten Pole unseres Lebens her. Noch ist das Problem in aller seiner Verzweigtheit nicht erschöpft, wie Rehm zugibt, aber was er hier schon in dem umfangreichen, durch die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft ermöglichten Buch gegeben hat, zeigt den unendlichen Strom, der durch die Vergangenheit über uns hinweg bis in die Ewigkeit fließt und in dem wir mitgetrieben werden. Über alles Historische hinaus ist es fast ein Buch der Besinnung, die uns nach all dem Morden während vier entsetzlicher Jahre überfallen sollte und an dem wir begreifen müßten, wie nah wir mitten im Sein dem Ende sind. Demütig macht dieses Werk, denn aus ihm tritt uns der weise und unweise Mensch entgegen, der seiner Zeit das Gesicht gibt, denn das Rauschhafte und Exaltierte der Lebensübermütigen oder Geängsteten, das Mystische der Hingabe, das Formvollendete der Klassik, das Überlegene des Rationalismus ist immer bestimmt durch das Verhalten zur unüberwindlichsten aller Mächte. Und es gibt eine „Kunst zu sterben" in allen Jahrhunderten, niedergelegt in Sterbebüchlein und Sterbebibeln, in einfachen Aussprüchen wie „Lebe wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben", oder in dem Imperativ „Stirb und werde"; denn die Kunst zu leben ist fast so schwer wie die Kunst zu sterben. Wie nah uns das geht, spüren wir erst, wenn wir an den verschiedenen Wandlungen des Todesgedankens erkennen können, wie unsere Zeit erfüllt von inneren und äußeren Erschütterungen, irgendwo einen Halt sucht und in dem ungeheuren geistigen und seelischen Prozeß, den wir erleben, sich selbst oft zerfleischt und in der Hetzjagd zusammenbricht, wie es lange vor uns schon einmal so gewesen ist.

Berlin — Guido K. Brand

Hugo Ball. Sein Leben in Briefen und Gedichten.

Von Emmy Ball-Hennings. Mit einem Vorwort von Hermann Hesse. Berlin o. J., S. Fischer. 312 S. M. 6,— (8,–).

Nur ein kleiner Kreis kennt Hugo Ball und ahnt, welche Hoffnungen mit ihm zu Grabe getragen wurden, als er 1927 nach Jahren bitterster Entbehrung in der Schweiz starb. Nicht die einfühlende Deutung Hermann Hesses wird den Namen Ball in erster Linie festhalten, sondern sein „Byzantinisches Christentum", in dem er das Religiöse der entgötterten Welt entgegenstellt, und „Die Folgen der Reformation", die, von der zünftigen Wissenschaft wenig glimpflich behandelt, trotz aller Einseitigkeit Wege in die deutsche Zukunft weisen. Diesem wertvollen Menschen hat jetzt seine Frau ein erschütterndes Denkmal in dem vorliegenden Buch gesetzt, das den Briefwechsel mit ihr, der Stieftochter und Hermann Hesse enthält. Ein Leben der Entsagung, weil dieser Mann sich der Zeit entgegenstellte. Er war zum Zeitkritiker berufen, aber zog sich unverstanden von ihr zurück. Entschieden folgte er seinem inneren Drange, brach alle Brücken hinter sich ab, ein Feind aller Halbheiten. Hermann Hesse weist in dem sorgsamen Vorwort auf den Urantrieb des Handelns hin, auf die „Religiosität schlechthin, auf das immer wache, immer quellende Bedürfnis nach einem Gottesleben, nach einer Sinngebung unseres Tuns und Denkens, und im immer wachen, scharfen Prüfen und Kontrollieren des Mittels: des Wortes". Da Ball für seine Ideen keine Wirkungsmöglichkeit fand, wandte er sich den geistigen Quellen seiner Kindheit, den katholischen zu. Dies ernst hohe Streben war nicht zu brechen. Selbst bitterste Armut raubt ihm nicht stolze Zuversicht, macht ihn nicht zu Kompromissen bereit, läßt weder die stille Gelassenheit seines Tuns noch die Heiterkeit seines Gemüts versiegen, wofür fast jede Stelle der Briefe zeugt. Er flieht die Zeit, um sie zu überwinden. In diesem Sinne ist er ein Vorkämpfer geworden, der für seine Ideen weniger gelebt als gelitten hat. Wenn das vielgebrauchte Wort von dem document humain angewendet werden kann, so gilt es für dieses Leben, das aus diesem heroischen Briefwechsel erschütternd aufsteigt. Auch Ball gehört zu denen, die am Wege sterben, deren Leiden und Kämpfen eine Station auf dem Wege deutschen Schicksals bedeutet. Der Briefwechsel macht erneut bewußt, wie dornenvoll der Weg deutschen Geistes ist, wie wertvolle Ideen nur unter Einsatz des Lebens gewonnen werden können. Balls

Digitized by Google

Frau hat mit diesem Band, der auch den begabten Dichter verrät, ungewöhnliches Verdienst. Vielleicht sieht man erst jetzt, welch geistige Kraft mit Ball dahin gegangen ist. Hermann Hesse war fast der einzige, der nicht nur in Freundschaft verbunden, sondern auch mitfühlender Helfer war. Wenn dies Gedächtnisbuch uns aufrüttelt, so hat es einen Teil seiner Aufgabe erfüllt. Schon allein deshalb möchte man ihm recht viele Leser wünschen, Leser, die es nicht nur als eine Unterhaltung für müßige Stunden ansehen.

Dresden — Otto H. Brandt

Hofmannsthal der Freund. Von Jakob Wassermann. Berlin 1930, S. Fischer. M. 3,– (4,50).

Dies ist kein Essay, sondern ein Buch der Freundschaft. Und das ist im Fall Hofmannsthal mehr. Wieviel vom Werk des Dichters Bestand haben wird – die Frage läßt sich heute nur mit einiger Skepsis beantworten. Mehr bedeutet die Gestalt Hofmannsthal. Wie eine Totenmaske über das Wesen eines Menschen letzte Auskunft gibt, entlarvend oder verklärend, so auch diese Rede, die Jakob Wassermann bei der Trauerfeier der Sektion für Dichtkunst gehalten hat. Hofmannsthal mußte sterben, damit man ihn richtig sah: nicht als Ästheten und Alexandriner, sondern als Künstlermenschen katexochen, den letzten vielleicht, dem Kunst die eigentliche Lebensbetätigung bedeutet. Der schöne Druck ist gleichzeitig ein Beitrag zu Wassermanns Lieblingsthema Gestalt und Humanität.

Berlin — Lutz Weltmann

Lord Byron. Persönlichkeit und Werk. Von Helene Richter. Halle/Saale 1929, Max Niemeyer. XII, 582 S.

Wer heute eine Biographie schreibt, ist in gar nicht einfacher Lage: Gundolfs „Goethe" (um nur diesen zu nennen) hat Ansprüche stellen gelehrt, denen sich niemand zu entziehen wagt, der für modern gelten will. Auch die Verfasserin dieses gewichtigen Werks hat der neuen Methode ihre Reverenz zu erweisen gesucht: man spürt es nicht nur in den Kapitelüberschriften, sondern auch hier und da in der Anlage und Darstellung. Ich glaube, die Leser werden sehr zufrieden sein, daß es im wesentlichen bei besagter Reverenz geblieben ist. Im Fall Byron, in dem aus früheren Tagen noch so viele falsche oder schiefe Vorstellungen umlaufen, heißt es zunächst einmal, auf Grund des in den letzten Jahrzehnten erschlossenen Materials die Tatsachen des Lebens darzustellen, sodann in die Kenntnis der Werke, die heute durchaus nicht mehr vorausgesetzt werden kann, einzuführen. Helene Richter erzählt fesselnd und weiß verständnisvoll und eindringend dichterische Schöpfungen zu charakterisieren; sie gibt ihren Lesern, was sie zunächst einmal brauchen und erwarten, erlaubt ihnen dadurch, daß sie Byron reichlich selbst reden läßt, sich ein eigenes Urteil zu bilden, und verliert dabei das selbst gesteckte Ziel, ein eindrucksvolles Bild der Gesamtpersönlichkeit zu geben, niemals aus den Augen. Sie verschweigt nichts und beschönigt nichts: Byron war ein genialer Mensch und Dichter, aber kein Gentleman nach britischer Auffassung, er muß an sich selbst gemessen werden. Wenn die Verfasserin sein Wesen und seine Kunst (nach der Methode der „wechselseitigen Erhellung der Künste") mit dem Stilbegriff des Empire charakterisiert, so will mir scheinen, als ob sie diesem kunstgeschichtlichen Ausdruck einen recht weiten Bereich gibt; ich weiß nicht, ob das, was sie Empire nennt, bei anderen auch so heißt.

Das Buch ist eine treffliche Grundlage zum eindringenden Studium des Dichters, leider weist es eine ganze Reihe (auch sinnstörende) Druckfehler auf.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Jakob Ayrers „Sidea", Shakespeares „Tempest" und das Märchen. Von Karl Fouquet. Marburg a. L. 1929, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung G. Braun. 112 S. (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, herausgegeben von Ernst Elster Nr. 32.)

Der Titel hört sich langatmig an, wäre aber schwerlich kürzer zu fassen gewesen, wenn er das Meritum des Buchs bezeichnen sollte. Schon Tieck hat 1817 auf merkwürdige Übereinstimmungen im Tatbestande der beiden im Titel genannten, annähernd gleichzeitigen Dramen hingewiesen, spätere Forschung diese kleine, stofflich gebundene Gruppe ansehnlich vermehrt und, da sich eine unmittelbare Vorlage für Ayrer und für Shakespeare ebensowenig hat finden lassen wie irgendein gangbarer Weg von einem Poeten zum anderen, auch alle Versuche, die „Sidea" und den „Sturm" geschichtlich zu fundieren, nur soweit geglückt sind, daß sie sich gegenseitig aufheben, muß man für den Engländer und für den Deutschen je eine Fassung einer Märchennovelle postulieren, in der sich beliebte, zum Teil uralte Motive verkettet haben müssen, einmal so, dann wieder anders. Daß Ayrers ungeschlachtes Drama der volkstümlichen Überlieferung erheblich näher steht als Shakespeares wundersames Werk, ist von vornherein wahrscheinlich und wird von Fouquet einleuchtend bewiesen. Zwei Tabellen, deren eine sehr geschickt die vielen für die (u. a. auch auf Calderon und Pierre Corneille sich erstreckende) Geschichte dieses Stoffes oder Stoffkomplexes wichtigen Märchenmotive und die verschiedenen Möglichkeiten ihrer Aufeinanderfolge darstellt, während die andere den im engeren Sinne literarischen Gestaltungen diesseits des Märchens eine Art von Stammtafel zu schaffen sucht, ziehen das Fazit der gründlichen und lehrreichen Arbeit.

Wien — R. F. Arnold

Wolfram von Eschenbach. Seine dichterische und geistesgeschichtliche Bedeutung. Von Gottfried Weber. 1. Bd. Frankfurt a. M. 1928, M. Diesterweg. 315 S.

Seit langem hat die Wolframforschung kein Buch hervorgebracht, das so tiefgreifend und bedeutungsvoll ist wie dieses. Es will das gesamte Problem Wolfram, das von gewaltiger Größe ist, umfassen. Der vorliegende 1. Band behandelt die philologische und ästhetische Seite, der 2. wird der geistesgeschichtlichen gewidmet sein. Die philologische Grundfrage ist die nach der Originalität des Parzival, nach dem Verhältnis Wolframs zu seinen Quellen. Mit erstaunlicher Gelehrsamkeit und Gründlichkeit rollt Weber diese von neuem auf und stützt seine Behauptung, daß die vielumstrittene Kyotdichtung, eine Gralgeschichte, wirklich vorhanden war, mit guten, wohl kaum widerlegbaren Gründen. Auch geht aus diesen Untersuchungen bereits klar hervor, daß Wolfram seinen Stoff höchst selbständig und frei gestaltet, vieles selbst erfunden und sein Werk als freischaffender Künstler geformt hat, also keineswegs bloß Übersetzer oder Nachahmer gewesen ist.

Der zweite Teil des Bandes gibt eine glänzende stilgeschichtliche Untersuchung auf breiter Grundlage. Ihr Ziel ist die Wesensbestimmung der Hochgotik in der Wortkunst; Wolframs inhaltsbetonter Stil gibt der sonst vorherrschenden

Digitized by Google

Formbetonung der Gotik ihr eigentümliches, wesenhaft deutsches Gepräge.
Während der erste Teil mit den Mitteln streng philologischer Beweisführung arbeitet, bewegt sich der zweite auf einem noch längst nicht eindeutig geklärten Gebiete; daher bleibt hier manches subjektiv und fern von abschließender Gestaltung. Aber geistvoll, anregend und fördernd sind auch diese Ausführungen; mit ihnen wird sich die weitere Forschung lebhaft auseinandersetzen müssen.

Breslau H. Jantzen

Verschiedenes

Das Leben des Karl Proteus Steinmetz. Von Jonathan Norton Leonard. Übersetzt von Rudolf Nutt. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 242 S. Geb. M. 7,50.

Ein Schaffen von unermeßlichen Auswirkungen — Steinmetz hat nicht mehr und nicht weniger als die Voraussetzungen der modernen Kraftübertragung auf größere Entfernungen durch den elektrischen Wechselstrom mathematisch lückenlos erfaßt und zum Werkzeug der Praxis geformt — tritt vor uns in einem schwachen und verwachsenen Körper. Der geborene Theoretiker vom reinsten Wasser, die kindlich gläubige Seele eines ungestüm und bedürfnislos der Erkenntnis entgegenringenden Menschenkindes erhielt tatsächlich einmal die Möglichkeit sich auszuwirken — durch die General Electric Co., den großen amerikanischen Schwestertrust der AEG. Am Wendepunkt zur modernen Elektrotechnik sieht man Steinmetz stehen und zu verblüffenden Erfolgen den Weg weisen. Der mißgestaltete Zwerg war im Reich der Technik und der Mathematik ein ganz Großer.
Bis es dazu kam, zieht vor uns vorüber das äußerlich entsagungsreiche, innerlich aber Befriedigung gewährende Leben eines den ideellen Lohn der Anerkennung seiner Lehrer findenden genialen und liebenswürdigen Musterschülers und Lithographensohnes Karl August Rudolf Steinmetz, der später in U. S. A. die amerikanisierten Vornamen Charles Proteus annahm. Als geschickt sein Geheimnis wahrender Redakteur eines Sozialistenblatts schärfster Tonart gerät der kurz vor dem Doktorexamen stehende Student schließlich doch in Gefahr, von der Polizei seiner Geburts- und Studienstadt Breslau verhaftet zu werden, und flieht daher nach Zürich. Überzeugt, daß es in Amerika nur besser, bestimmt aber nicht schlechter sein könne, folgt der mittellose Student einem Freunde nach Amerika, der dem im Einwanderungsbüro als mittellos und seiner körperlichen Mängel wegen bereits zur Rückfahrt verdammten Steinmetz doch noch gerade die Landeerlaubnis verschaffen kann.
Völlig mittellos war Steinmetz eigentlich immer zu Beginn seiner Arbeitsjahre, ebenso wie auch später gelegentlich wieder, wenn sein gutes Herz ihm einen Streich gespielt hatte. Anschmiegungsfähig bei aller Furcht, aus sich herausgehen zu müssen, rührend dankbar, später auf der Höhe seines Ruhms von einer drolligen Eitelkeit, die nie verletzen konnte und mit anderen grotesken Liebhabereien Stoff zu unerschöpflichen Pressenachrichten immer und immer wieder gab — so tritt diese reizvolle Gestalt eines ganz ungewöhnlichen Geistes vor den Leser. Gläubig und treu war Steinmetz vor allem — sich selbst, seinen Freunden, seiner alten und neuen Heimat, seinem Sozialismus, aber auch seiner Firma; treu war er der Wissenschaft und wehrte sich entschieden gegen tatsächliche oder vermeintliche Vergewaltigung wissenschaftlicher Erkenntnis. Dafür kann man ihm nicht genug Dank wissen, und man sieht gern, wie die Lebensschilderung seiner seltenen Persönlichkeit gerecht zu werden versteht.
Amerikanischer Schmiß der Darstellung fesselt den Leser bis zum Schluß, — auch an den zahlreichen Stellen, wo europäische Verhältnisse eine weniger zutreffende, als unbekümmerte Beurteilung erfahren. Das Hohelied der Arbeit als Leitmotiv kann so vollkommen einen Wohlklang nur geben auf der tragenden Basis verständnisvoll und unverdrossen das Genie stützender Unternehmungen, wie sie Steinmetz zum Glück fand.

Berlin Eugen Schaedle

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXXXI

Mikrokosmos des Mimus in Tirol

Von Hermann Reich (Berlin-Lankwitz)

Eben hat Oberammergau mit seinem Passionsspiel begonnen, sein berühmtes Mysterium ist Wallfahrtsort für die ganze gläubige und ungläubige Welt, und besonders Amerika hat unzählige Pilgerschwärme entsandt. Aber wenige wissen, daß nicht weit davon im benachbarten Tirol eine Art weltlichen Oberammergaus ganz im Verborgenen blüht, nur von wenigen Kennern[1] hochbelobt, das sogenannte stubaier Bauerntheater in Fulpmes, der Endstation der kleinen, in Innsbruck beginnenden Stubaitalbahn. Hier herrscht urtümliche, naive Volkskunst voll rührender Innerlichkeit und edler Einfalt, voll Humor, Groteske, Drastik, ohne alle Routine und falsche Theatralik. Wenn im oberammergauer Mysterium Christus der Herr ist, wie einst im mittelalterlichen Mysterienspiel, so scheint in Fulpmes mehr Dionysos zu regieren, als der Herr des jauchzenden, weltfreudigen Mimus.
Im vorigen Sommer habe ich dieses Kleinod für mich durch merkwürdige Fügung und Führung entdeckt. Ich wanderte im Gebirge über blühende Alm und nackten Fels, über Schurren und Kare weißleuchtenden Gletschern zu. Dort oben kann der Wanderer, wenn es sein Schicksal will, in seliger Öde dem Schöpfergott selber begegnen, griechisch ausgedrückt, Dionysos und seinen Scharen. Dort oben tanzen ja auch die Wildleute und die saligen Fräulein, die der Tiroler kennt, den Reigen. Dabei übersah ich es ganz, daß tief unten im Tale gleichfalls ein Heiligtum und Heiltum des

[1] Ich nenne Moritz Enzinger und Anton Dörrer, beide in Innsbruck, die für die Erforschung des österreichischen Volksstücks wesentliche Arbeit geleistet haben.

Digitized by Google

Dionysos stand. Da erzürnte der Gott, verhüllte alle heiligen Höhen mit Wolken und Nebel und warf mich mit einem Schauer von Schnee und Hagel mitten im heißen Sommer hinab ins tiefe Tal in sein Theater. Diese dörflichen Handwerker, Tischler, Schmiede, Fabrikarbeiter, die dort mimten, waren keine gelernten Schauspieler, sie hatten nur die innere Berufung und die glühende Begeisterung, sie spielten auch nur um Gotteslohn und allenfalls um Ruhm und Lob. Tagsüber erwarben sie durch ihre Berufsarbeit in Werkstatt und Fabrik, hinter Amboß und Esse den kargen Lebensunterhalt, aber der Abend und die Nacht gehörten dann der Bühne und ihrer idealen Traumwelt. Ihre erste primitive Szene hatten sie sich vor mehr als dreißig Jahren mit Hammer und Säge, mit Pinsel und Farbtopf selbst geschaffen. Heute aber gehört ihnen ein großes, wohlgefügtes Theater, ohne daß sie je nach staatlichen oder gemeindlichen Zuschüssen schielten oder gar nach Geschäftemacherei. Diese wackeren Mimen sind ihrem Archimimen, dem früheren Tischlergesellen und jetzigen Tischlermeister Hupfauf freudig ergeben, idealste Arbeitsgemeinschaft, kein Streit, keine Intrigen, kein Schmutz. Und Dorf und Tal ehrt dies Volkstheater als ein gemeinsames Heiligtum, das seinen rechten Platz neben der Kirche hat. Man wird hier vielfach an die primitiven Anfänge des hellenischen Theaters erinnert. Ähnlich hat man vor Jahrtausenden im Tale des Eurotas, in Athen, in Megara, in Sikyon gespielt; Urmimus, der endlich in Hellas klassischer Zeit emporsteigt zum dionysischen Mysterium. Freilich von der Möglichkeit so hohen Aufstiegs mimisch dramatischer Volkskunst wissen und ahnen die fulpmeser Mimen und selbst ihr kluger Direktor nichts. Ich habe dort kostbare Proben und Aufführungen unter der Leitung dieses ebenso einfachen wie bescheidenen, nur seiner idealen Aufgabe lebenden Mannes gesehen, der ebenso bedeutend ist als Direktor wie als Regisseur und als Darsteller. Wir sind dann gut befreundet geworden, und Direktor Hupfauf hat mir die Geschichte seiner Theatergründung erzählt von ihren primitiven Uranfängen an. Er hat auf meinen Wunsch mir auch von jenen Kriegsjahren gesprochen, als am Anfang des Weltkrieges sein Theater schloß, weil sein Direktor als Standschütze am Gardasee und in den hohen Bergen den roten Adler von Tirol gegen die feindliche Übermacht verteidigen half. Heute steht er wieder frei und stark mit seinem herrlichen neuerbauten Bauerntheater schützend vor der deutschen Kultur und Sprache wie vorm deutschen Menschentum jener wunderbaren Bergwelt.

Sie haben dort in Fulpmes einen guten, wohlgefügten Spielplan, Kranewitters Andre Hofer sowie den gewaltigen Todsündenzyklus, Schönherrs Glaube und Heimat und dann die übermütigen tiroler und bayerischen Volkspossen, etwa des innsbrucker Polizeidirektors Rudolf Brix „Jungfernweh" oder „Spiritus", dann auch „Wer zuletzt lacht" von Julius Pohl oder „Der letzte Kniff" von Renz, ferner Rauscheneggers „Amerikaseppl" oder „Jägerblut"; dazu Stücke wie „Der heilige Florian", „Der Gemeindedepp", „Der Bergschreck". In den drei Dorfheiligen treten gleich drei Mimusclowns auf einmal auf. Aber trotz alles mimischen Gebärdenspiels, trotz aller Lazzi und Späße sinkt dieser tiroler Mimus nie zur niederen Posse ab. Hier ist das reiche Erbe aller heutigen tiroler Dramatiker, deren Ahnen sind dann wieder Anzengruber und weiter hinauf Raimund, Nestroy, das wiener Volksstück und die wiener Posse, die ihrerseits ihr Bestes aus dem italienischen Mimus mit Harlekin und Pulcinell, der Commedia dell' Arte hat. Diese ist wieder ein direkter Nachkomme des alten griechisch-römischen Mimus.

Es war viel zu loben, aber immer sagte Direktor Hupfauf in übergroßer Bescheidenheit: Ach, wir können nur wenig im Vergleich zu Ferdinand und Anna Exl und ihren Leuten drunten auf der Volksbühne in Innsbruck. Da kam eines Sonntags plötzlich Meister Exl mit seiner schönen Frau Anna herauf nach Fulpmes, um dem Direktor Hupfauf und seinen dörflichen Mimen Anerkennung und Ehre zu erweisen, und sie spielten mit ihnen zusammen, was sie auf keinem anderen Bauerntheater tun, den Andre Hofer von Kranewitter. Direktor Exl lud mich zur Probe am Sonntagvormittag. Ich war auch beim Spiel des Abends und genoß die Beifallsstürme, mit denen die Einheimischen wie die zahlreichen Fremden das große Künstlerpaar überschütteten und nachher die frohe begeisterte Siegesfeier und das Symposion der Mimen und Archimimen. Dann folgte ich Exl nach Innsbruck und habe dort fast zwei Monate lang das tiroler Volksstück ernstlich studiert. Dabei gab es im liebenswürdigen Verkehr mit dem Exlschen Kreis auch manche des Mimus würdige Szene. So lud mich einmal der große Clown Ludwig Auer in sein Heim. Zuerst fand in der guten Stube eine etwas feierliche Begrüßung statt. Aber dann führte mich Frau Mimi Auer, Anna Exls Schwester, bald vertrauensvoll in ihr Allerheiligstes, ihre Wohnküche. Da standen gleich zwei treffliche tiroler Lustspieldichter zur freundlichen Begrüßung auf: Julius Pohl und Hans Renz. Diese bescheidene, urgemütliche Küche erwies sich als höchst geistiger, literarischer Salon und Brennpunkt des Mimus in Tirol.

Als schon der tiefe Schnee rings auf allen Bergen lag, bin ich dann weiter auf den Spuren von Mimus und Mysterium nach dem sonnigen Südtirol die Brennerstraße entlang gewandert, wo einst die römischen Cäsaren und die deutschen Kaiser zogen, immer aber durch fernste Jahrhunderte die Mimen. So ward der große Kreis vollendet; vieles, was ich in meinen Forschungen zur Weltgeschichte des Mimus aus alten Quellen, Handschriften, Bildern, Bronzen, Terrakotten aus tausend verschollenen Bruchstücken schemenhaft heraufbeschwor, hier sah ich es leibhaftig, glühend und lebendig vor mir.

Nachrichten

Todesnachrichten. Anton Bettelheim ist am 29. März im 79. Lebensjahr sanft entschlafen. Er wurde mit Recht als Meister und Förderer der biographischen Kunst in Deutschland betrachtet und hat auf seinem Sondergebiet eine ganz einziggeartete Stellung eingenommen. Unter seinen Biographien ragen die über Ludwig Anzengruber, dem er persönlich sehr nahegestanden hat, über Beaumarchais und Balzac hervor. Der Verstorbene hat auch regelmäßig der „Literatur" wertvolle Beiträge beigesteuert. Noch in unserem Aprilheft durften wir seine Würdigung von Glossys Theatergeschichte veröffentlichen. Neben der schriftstellerischen Tätigkeit ist seine menschliche und persönliche Einwirkung kaum hoch genug einzuschätzen.

Werner Mahrholz ist am 20. April in Meran im Alter von 40 Jahren einem schweren Leiden erlegen. Er war eine kämpferische Natur; trotz aller Vorbereitungen auf den

Digitized by Google

akademischen Beruf wandte er sich der Publizistik zu. Er führte das kulturgeschichtliche Referat der „Vossischen Zeitung" mit ungewöhnlicher Frische und Wärme. Er war unablässig für die Berufsorganisationen tätig, wirkte unter willkommener Einsetzung seines Temperaments vornehmlich auch für die Studentenschaft. Das neue, freiheitliche Studentenrecht geht nicht zum geringen Teil auf ihn zurück. Seine wesentlichen Werke bleiben „Die deutsche Dichtung der Gegenwart" (1926) und eine außerordentlich lehrreiche Systematik der modernen Literaturwissenschaft, die er unter dem Titel „Literargeschichte und Literarwissenschaft" erscheinen ließ. Bedeutung gewann auch sein Buch über den „Deutschen Pietismus" (1822). Auch der „Literatur" hat Mahrholz zahlreiche wertvolle Beiträge geliefert, darunter einen höchst aufschlußreichen Aufsatz über Karl May (L. E. XXI, 129).

Friedrich Wolters ist in München im Alter von 53 Jahren auf einer Reise nach dem Süden gestorben. Er hatte sich 1914 in Berlin habilitiert, war 1920 außerordentlicher Professor in Marburg, 1923 ordentlicher Professor in Kiel geworden. Seine Hauptwerke galten dem Absolutismus im 17. Jahrhundert sowie dem Stefan George-Kreis. Sein grundlegendes, freilich auch zu vielerlei Bedenken Anlaß gebendes Werk „Stefan George und die Blätter für die Kunst, Deutsche Geistesgeschichte seit 1890" ist erst kürzlich im „L. E." XXXII, 326, von Albert H. Rausch eingehend gewürdigt worden.

Friedrich Dukmeyer ist nach einer Meldung vom 4. April im Alter von 66 Jahren gestorben. Er hatte in Petersburg studiert, war in Taschkent in Turkestan als Gymnasiallehrer tätig gewesen, hatte dann in München promoviert und war 1902 in den preußischen Bibliotheksdienst eingetreten. Neben einer Charakteristik Lermontows hat er eigene dramatische, novellistische und lyrische Arbeiten veröffentlicht.

Franz Ehrhardt ist nach einer Meldung vom 10. April im Alter von 66 Jahren in Rostock gestorben. Er hatte sich 1891 habilitiert und war 1898 ordentlicher Professor der Philosophie in Rostock geworden. Von seinen Werken sind zu nennen: „Wechselwirkung zwischen Leib und Seele", „Die Philosophie des Spinoza im Lichte der Kritik".

Edvard Lehmann ist nach einer Meldung vom 27. März im Alter von 67 Jahren in Kopenhagen gestorben. Hervorragender Religionsphilosoph und Historiker der kopenhagener Universität, hat er in den Jahren 1910—1913 auch als Ordinarius an der berliner Universität gewirkt. Sein Hauptwerk: „Mystik im Heidentum und Christentum".

Sigurd Ibsen ist am 14. April im Alter von 71 Jahren in Freiburg i. B. gestorben, wo er sich einer Operation hatte unterziehen müssen. Sohn Henrik Ibsens und Schwiegersohn Björnsons, ist er als Politiker mit eigenartigen und wertvollen Essays hervorgetreten. In den Jahren 1903 bis 1905 war er norwegischer Staatsminister. Sein Drama „Robert Frank", das von guter Begabung und scharfer Beobachtungsgabe Zeugnis ablegt, ist von Barnowsky in Berlin zur Aufführung gebracht worden.

Wladimir Wladimirowitsch Majakowskij (geb. 1894), eine der führenden Persönlichkeiten der sowjetrussischen Dichtung, hat am 14. April durch eine Revolverkugel seinem Leben ein Ende gesetzt, weil, wie sein hinterlassener Vers aussagt, „sein Liebesschiff gescheitert ist". Ganz vor kurzem erst feierte Moskau sein zwanzigjähriges Dichterjubiläum durch eine Ausstellung, die seinen Lebensgang, das umfangreiche literarische Schaffen und seine sonstige vielseitige Tätigkeit, unter anderem auch als talentierten Zeichner von politischer Schärfe, in Bild und Wort zum Ausdruck brachte. Die Bedeutung Majakowskijs konzentriert sich hauptsächlich in der eigenen, tönenden Rhythmik seiner freien Verse und seiner individuellen neuartigen Reimtechnik, die die von Puschkin ausgehende, klassische Linie radikal durchbrach und in neue Bahnen lenkte. In dieser Richtung, deren Entwicklung letzthin bereits ihr Ende erreicht zu haben schien, hat er die ganze zeitgenössische russische Dichtung stark beeinflußt; seine Auswirkungen lassen sich auch außerhalb seiner Heimat in anderen slawischen Ländern nachweisen. Seine vorwiegend revolutionäre Thematik, die sich organisch mit dem dröhnenden Schritt seiner auf Massenwirkung berechneten Dichtungen verknüpft, seine unmittelbare Einstellung auf aktuelle Probleme politischer und sozial-ökonomischer Natur, denen er stets seine schlagende Vers- und Reimkunst zur Verfügung stellte, hat dem Verstorbenen viel offizielle Anerkennung eingetragen und eine prominente Stellung im Literaturleben der Räteunion geschaffen. Majakowskij hat sich wiederholt, allerdings ohne besonderen Erfolg, auch als Dramatiker versucht, und noch einige Wochen vor seinem Hinscheiden wurde sein neuestes Bühnenwerk „Die Badestube" (Banja) von Meyerhold inszeniert.

Iwan Sergejewitsch Rukawischnikoff, der räterussische Dichter, ist am 9. April an den Folgen eines tuberkulösen Kehlkopfleidens im Alter von 57 Jahren in einem moskauer Krankenhaus verschieden. Aus einer reichen Kaufmannsfamilie in Nishnyj-Nowgorod stammend, hatte er sich anfänglich zum Maler ausgebildet und ist erst später unter dem Einfluß von Korolenko und Gorkij, die damals in Nishnyj als Verbannte lebten, in das russische Schrifttum eingetreten. Als Dichter schloß er sich der jüngeren Generation des russischen Symbolismus an, dem er in all seinen zahlreichen Gedichtbänden treu blieb, wenn auch in den letzten Jahren eine ziemlich starke Neigung zu mehr volkstümlichen Formen sich bemerkbar machte. Rukawischnikoff hat, neben seinen Versen, auch Prosaschriften und einige Dramen veröffentlicht. Der unlängst ins Deutsche übertragene, dreibändige Roman „Das verfluchte Geschlecht" verdient Erwähnung — eine breitangelegte Schilderung russischen Kaufmannslebens aus naher Vergangenheit. (P. E.)

Giuseppe Pizzo ist nach einer Meldung vom 14. April in Zürich verschieden. Er war am 7. Februar 1856 in Padua geboren, hatte an den nautischen Schulen in Spezia und Porto Maurizio unterrichtet und war 1882 als Professor der italienischen Literatur nach Zürich berufen worden. Sein eigentliches Fach war die vergleichende Literaturgeschichte; spezifisch um Dichtung und dichterische Werte war es ihm zu tun. Er brachte, mehr in Vorträgen als in Büchern, die kulturellen Beziehungen zwischen Zürich und Italien zur Darstellung in einer Croce nahestehenden Art. Eine Studie über Bernardino Zendrini hat seinen Namen bekannt gemacht.

* * *

Die Preußische Akademie der Künste, Sektion für Dichtkunst, hat ihren ersten Preis Friedrich Schnack zugesprochen.

Ignacy Nikorowicz erhielt den Literatur-Preis der Stadt Lemberg in Höhe von 7500 Zloty.

Wladislaw Orkan, von dem auch einige Werke ins Deutsche übertragen worden sind, hat den diesjährigen Literatur-Preis der Stadt Warschau in Höhe von 15000 Zloty erhalten.

Gotthard Jedlicka ist für sein Buch über Toulouse-Lautrec der schweizer Schiller-Preis verliehen worden.

Digitized by Google

Alexander Brückner ist für seine „Geschichte der polnischen Literatur" der Literatur-Preis der Stadt Lodz zuerkannt worden.

Paul Blum, Verfasser von „Menschen im Zwinger" ist von der Abteilung für Wissenschaft und Künste für die tschechoslowakische Republik in Prag ein Preis von 2000 Kronen zuerkannt worden.

Friedrich Michael ist für seine novellistischen Arbeiten, in erster Linie für seine Novelle „Attentat", ein Betrag aus einer neuen leipziger Dichter-Stiftung zugesprochen worden.

Der Verlag Felix Bloch Erben plant gemeinsam mit dem Deutschen Volkstheater in Wien ein Preis-Ausschreiben für deutsche und österreichische Dramatiker auf eine Komödie mit einer großen Rolle für Emil Jannings. 50000 Schilling Tantieme-Garantie sollen den Preis bilden. Preisrichter: Verlagsleiter Fritz Wrede, Direktor Beer, Emil Jannings und namhafte Schriftsteller, die noch nicht bezeichnet worden sind.

Die Verlagsgesellschaft des „Corriere della Sera" hat dem Vorschlag zugestimmt, der Akademie Italiens vier Jahresprämien von je 50000 Lire zur Verfügung zu stellen. Die Prämien sollen in der Akademie selbst für die besten Werke des voraufgegangenen Jahres bestimmt werden. Sie werden nach Mussolini benannt, zu Ehren des Gründers der Akademie, und sind für philosophische, künstlerische, ethische, historische, faschistische, mathematische und naturwissenschaftliche Arbeiten vorgesehen; sie gelangen am 21. April eines jeden Jahres, erstmals 1931, zur Verteilung.

Josef Winklers „Der tolle Bomberg" ist von der Druckerei Gebrüder Mann und der Graphischen Anstalt Ganymed, beide in Berlin, als bibliophiler Privatdruck hergestellt worden. Die Zeichnungen stammen von Friedrich Winkler-Tannenberg; den Einband besorgte die Buchbinderei H. Sperling, Berlin. Die Auflage beträgt 480 numerierte Exemplare.

„Kathinka Plüsch" von Irene Forbes-Mosse ist für eine englische und amerikanische Ausgabe von John Lane in London erworben worden.

Kasimir Edschmids „Lord Byron, Roman einer Leidenschaft", ist in englischer und polnischer Übersetzung erschienen.

Von Graf Du Moulin Eckarts Cosima Wagner-Biographie wird neben einer französischen eine englisch-amerikanische Ausgabe vorbereitet.

In der steiermärkischen Landesbibliothek am Joanneum zu Graz fand vom 24.—30. März zur Erinnerung an den 100. Geburtstag Robert Hamerlings, der in dieser Stadt eine Reihe von Jahren lebte und hier die bedeutendsten seiner Dichtungen schuf, eine Ausstellung statt, die ungewöhnlich starken Besuch aufwies. Mit Ausnahme der Handschrift zum „Germanenzug" sah man die Manuskripte und Ausgaben sämtlicher Dichtungen, fast durchwegs auch die Materialsammlungen und Entwürfe hiezu, sowie des Dichters Handexemplare der einzelnen Drucke, die das ständige Feilen am Werk lebendig vorführten. Eine eigene Abteilung war dem Schrifttum über Hamerling, einer Auswahl seiner Originalbriefe und an ihn gerichteter Schreiben bedeutender Persönlichkeiten gewidmet. Zahlreiche Bilder, Denkmalmodelle, Einrichtungs- und Gebrauchsgegenstände brachten ein abwechslungsreiches Bild in die seltene Schau.

(Otto Janda.)

Seinerzeit ist bereits berichtet worden, daß der durch Friedrich Bodenstedt so populär gewordene Mirza Schaffy — sein voller Name lautet in phonetischer Übertragung Mirsa-Schafy Sfadyk-Jgly (1792—1852) — in der Tat existiert hat und als Dichter sowie Kulturträger in seinem Heimatland eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat. Von der einheimischen Bevölkerung der Räterepublik Aserbajdschan scheint Mirsa-Schafy nunmehr als eine Art Nationaldichter eingeschätzt zu werden, und in seiner Heimatstadt Gandscha, nach Baku der zweitbedeutendsten Stadt Aserbajdschans, ist Ende des verflossenen Jahres ein spezieller „Mirsa-Schafy-Tag" mit obligaten Vorträgen in türkischer und russischer Sprache begangen worden. Eine erschöpfende Lebensbeschreibung des Dichters und Denkers von Gandscha, an der A. A. Sseid-Sade arbeitet, soll demnächst im Druck erscheinen. (P. E.)

Das „Puschkin-Haus" in Gemeinschaft mit dem „Puschkin-Komitee des Staatl. Instituts für Kunstgeschichte" in Leningrad bereitet ein erschöpfendes, beschreibendes Verzeichnis sämtlicher Manuskripte und Autogramme Alexander Puschkins vor, die sich in den Bibliotheken, Museen und Archiven der U. S. S. R. befinden. Die Redaktion dieser auf sechs Hefte berechneten Ausgabe haben N. W. Ismajloff und J. G. Oksman übernommen. Das erste Heft der „Manuskripte Puschkins" ist soeben im leningrader Verlag „Academia" erschienen und bringt in der Bearbeitung von L. B. Modsalewskij die Beschreibung von 129 diversen Autogramme Puschkins, die die „Öffentliche Bibliothek", Leningrad, in ihrer Manuskripten-Sammlung besitzt und von denen sieben Blätter auch in Reproduktionen der Ausgabe beigelegt sind. Die nächsten beiden Hefte sollen den betreffenden Sammlungen des Puschkin-Hauses, sowie der Akademie der Wissenschaften, Leningrad, gewidmet sein.

Romain Rolland, dessen gesammelte Werke der leningrader Verlag „Wremja" in russischen Übertragungen jetzt herausgibt, hat sein gesamtes Honorar hierfür an die l. Moskauer Universität abgetreten, wo die betreffenden Summen als Studentenstipendien Verwendung finden sollen. In einem offenen Brief bittet Rolland diese Spende als Ausdruck seiner brüderlichen Gefühle für die studierende russische Jugend und seiner Sympathien für die Räteunion entgegenzunehmen. — (P. E.)

Die österreichische literarische Gesellschaft veranstaltete anläßlich des „Tag des Buchs" eine Buchausstellung österreichischer Autoren im Glaspalast der Kunstgemeinschaft im Burggarten in Wien.

Die deutsche Reichsrundfunk-Gesellschaft gibt eine bibliographische Monatsschrift „Deutsches Rundfunkschrifttum", bearbeitet von der deutschen Bücherei im Reichsverlagsamt, Berlin NW 40, Scharnhorststraße 4, heraus, in der nicht nur alle auf den Rundfunk bezüglichen Schriften verzeichnet, sondern auch mit kurzen Inhaltsangaben begleitet werden. Vierteljahrspreis M. 6,—.

* * *

Nachtrag zur Vorlesungs-Chronik. GENF: Bohnenblust, Goethe. Dichter der Gegenwart. Die literarische Kritik (Geschichte, Theorie, Übungen) (Sem.). Minnesangs Frühling. — LAUSANNE: Bohnenblust, Das 18. Jahrhundert. Deutsche Lyrik von Nietzsche bis Rilke. Poetischer Realismus (Sem.). Nibelungenlied (Sem.).

* * *

Uraufführung. Wien (Raimundtheater). „In der goldenen Hochzeitsnacht." Traumposse von Julius Pohl (2. April 1930). — (Komödie.) „September." Lustspiel von Maurice Saint-Genois (12. April 1930).

Digitized by Google

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Bloem, Walter. Frontsoldaten. Roman. Leipzig-Zürich 1930, Grethlein & Co. 302 S. M. 6,50 (8,20).

Brück, Christa Anita. Schicksale hinter Schreibmaschinen. Berlin 1930, Sieben-Stäbe-Verlag. 361 S. M. 3,50 (5,50).

Brües, Otto. Die Probe und andere Erzählungen. (Weltgeist-Bücher.) Berlin, Weltgeist-Bücher Verlag G. m. b. H. 61 S,

Busse, Hermann Eris. Der letzte Bauer. Schwarzwaldroman. Berlin-Grunewald, Horen-Verlag. 316 S. Geb. M. 7,50.

Franck, Hans. Fridericus. Leipzig 1930, H. Haessel. 93 S.

Geiger-Gog, Anni. Heini Jermann. Der Lebenstag eines Jungen. Kleine Ausgabe. 7.–10. Tauf. Stuttgart 1930, D. Gundert. 204 S. M. 2,80.

Grimm, Hans. Der Richter in der Karu u. a. Geschichten. München 1930, Albert Langen. 267 S. M. 3,50 (6,–).

Haas, Rudolf. Die sieben Sorgen des Kriminalrats. Ein heiterer Roman. Leipzig 1930, L. Staackmann. 274 S. M. 4,– (6,–).

Hesse, Hermann. Narziß und Goldmund. Erzählung. Berlin 1930, S. Fischer. 417 S. M. 6,– (8,50).

Hinzelmann, Hans H. Der Freund und die Frau des Kriegsblinden Hinkeldey. Roman. Berlin 1930, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 348 S. M. 4,80 (6,50).

Hotopp, Albert. Fischkutter H. F. 13. Berlin 1930, Neuer Deutscher Verlag. 323 S. Geb. M. 3,– (5,–).

Köppen, Edlef. Heeresbericht. Berlin-Grunewald 1930, Horen-Verlag. 460 S.

Kurz, Karl Friedrich. Im Königreich Mjelvik. Roman. Braunschweig 1930, Georg Westermann. 359 S. Geb. M. 7,50.

Lederer, Joe. Musik der Nacht. Roman. Berlin 1930, Universitas Deutsche Verlags-A.-G. 258 S. M. 3 50 (5,80).

Löhndorff, Ernst F. Afrika weint. Tagebuch eines Legionärs. Mit einer Fluchtkarte. Zürich/Leipzig 1930, Grethlein & Co. 360 S. Kart. M. 4,–.

Maaß, Joachim. Boheme ohne Mimi. Roman. Berlin 1930, S. Fischer. 344 S. M. 4,50 (6,50).

Mayer, Theodor Heinrich. Tod über der Welt. Roman. Leipzig 1930, L. Staackmann. 319 S. M. 4,50 (6,50).

Milde, H. S. Die Liebe der Zehnjährigen. Roman. Wien 1930, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 235 S.

Mügge, Theodor. Florian Geyer. Historischer Roman aus dem Bauernkrieg. (Neuausgabe von „Der Prophet“). München 1929, Paul Müller. 742 S. M. 6,50 (8,50).

Ponten, Josef. Wolga Wolga. Roman. (Volk auf dem Wege. Roman der deutschen Unruhe.) Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 321 S.

Reik, Georg. Die Zarten. Novellen. Stuttgart-Berlin 1930. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 240 S. Geb. M. 5,50.

Riemkasten, Felix. Der Bonze. Roman. Berlin 1930. Brunnen-Verlag Karl Winckler. 323 S. M. 4,50 (6,80).

Rubascher, Maria Veronika. Der Lusenberger. Der Roman eines Künstlerlebens. Mit 16 Bildern nach Gemälden des Künstlers. München 1930, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 326 S. Geb. M. 8,50.

Schäfer, Wilhelm. Der Hauptmann von Köpenick. München 1930, Georg Müller. 311 S. Geb. M. 8,–.

Schubart, Arthur. Tier und Weib. Stuttgart 1930, Adolf Bonz & Comp. 247 S. M. 4,– (6,–).

Seidel, Ina. Renée und Rainer. Erzählung. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 193 S. Geb. M. 5,50.

Stehr, Hermann. Leonore Griebel. Roman. Meta Konegen. Drama. Berlin-Grunewald 1930, Horen-Verlag. 286 S.

Traven, B. Der Busch. Berlin 1930, Büchergilde Gutenberg. 220 S.

Wenger, Lisa. Die Longwy und ihre Ehen. Roman. Zürich/Leipzig 1930, Grethlein & Co. 323 S. Geb. M. 7,50.

* * *

Cowper Powys, John. Wolf Solent. Roman. Bd. I/II. Deutsch von Richard Hoffmann. Wien/Berlin 1930, Paul Zsolnay. 366, 390, 322 S.

Tauchnitz-Edition. Vol. 4928. H. M. Tomlinson, All our Jesterdays. 367 S. – 4930. Kathleen Coyle, A flock of birds. 288 S. Leipzig 1930, Bernhard Tauchnitz. M. 1,80 (2,50).

Walpole, Hugh. Der Reiter auf dem Löwen. Geschichte eines Tapferen. Deutsch von E. Mc Calman. Stuttgart, 1930, J. Engelhorns Nachf. 333 u. 292 S. M. 12,– (16,–).

Dorgelès, Roland. Die hölzernen Kreuze. Deutsch von Tony Keller und Erhard Wittek. Horw-Luzern, Montana-Verlag A.-G. 355 S. Geb. M. 7,–.

Markovits, Rodion. Sibirische Garnison. Roman unter Kriegsgefangenen. Aus dem Ungarischen übersetzt von Ludwig Hatvany. Bearbeitet von Ernst Weiß. Berlin, Propyläen-Verlag. 289 S. M. 4,50 (6,–).

Kivi, Aleksis. Die sieben Brüder. Roman. Aus dem Finnischen von Gustav Schmidt. Dresden, Heinrich Minden. 323 S. M. 7,50 (10,–).

Asch, Nathan. Der 22. August. Roman. Berlin 1930, Ernst Rowohlt. 302 S. M. 4,– (6,50).

Laudien, A. Griechische Sagen. Nacherzählt. Leipzig, Quelle & Meyer. 333 S. Geb. M. 10,–.

Lyrisches und Episches

Bockemühl, Erich. Das ewige Rauschen. Stimmen und Gesänge des Waldes. Mit vier Radierungen von Otto Pankok. Querfurt, Burgverlag Richard Jaeckel. 44 S. M. 3,50 (5,–).

Haringer, Jakob. Abschied. Gedichte. Wien/Berlin 1930, Paul Zsolnay. 119 S.

Heinitz, Wilhelm. Links und rechts vom Wege eines Lebens. Ein Buch Gedichte. München 1930, G. Hirth Verlag A.-G. 174 S.

Mitterer, Erika. Dank des Lebens. Gedichte. Frankfurt a. M. 1930, Rütten & Loening. 100 S. M. 3,– (4,50).

Thürauf, Hermann. Blut und Wein. Gedichte. Radolfzell/Bodensee 1930, Heim-Verlag Adolf Dreßler. 40 S. M. 1,20 (2,–).

* * *

Das Buch Jeschajahu. Verdeutscht von Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig. (Die Schrift, Bd. X.) Berlin, Lambert Schneider. 278 S. M. 5,– (7,–).

Dramatisches

Ehrke, Hans. November. Niederdeutsches Schauspiel in vier Aufzügen. Berlin-Itzehoe 1930, Gottfried Martin-Verlag. 62 S.

Lutz, Walter. Trutz und Treue. Schauspiel aus deutscher Vergangenheit in fünf Aufzügen. Heidenheim 1930, C. F. Rees, Buchdruckerei. 100 S. M. 1,80 (2,50).

Literaturwissenschaftliches

Cysarz, Herbert. Über Unsterblichkeit. Eine literaturwissenschaftliche Studie. Eger 1930, Verlag der Literar. Adalbert-Stifter-Ges. 28 S. M. 1,50.

Digitized by Google

Deutsche Literatur. Reihe Romantik, 22 Bde. Bd. 14: Märchen. Erster Bd. Herausgegeben von Andreas Müller. Leipzig 1930, Philipp Reclam jun. 327 S. M. 7,50 (9,–).

Goethes Familie in Bad Frankenhausen. Mit bisher unveröffentlichten Briefen und Tagebuchblättern von Ottilie und Walther Goethe. Herausgegeben von Leonhard Schrickel. Bad Frankenhausen (Kyffh.) 1930, C. Werneburg. 31 S.

d'Irsay, Stephen. Albrecht von Haller. Eine Studie zur Geistesgeschichte der Aufklärung (Arbeiten des Instituts für Geschichte der Medizin an der Universität Leipzig 1). Leipzig 1930, Georg Thieme. 98 S. u. 5 Abb. M. 5,–.

Jahrbuch Deutscher Bibliophilen und Literaturfreunde. 14. und 15. Jahrgang. 1927/28. Herausgegeben von Hans Feigl. Mit vier Abb. Zürich 1930, Amalthea-Verlag. 206 S. Geb. M. 10,–.

Krüger, Paul Wilhelm. Das Dekadenzproblem bei Jacob Burckhardt. Basel 1930, Benno Schwabe & Co. 75 S. M. 3,–.

Matschoß, Alexander. Walther von der Vogelweide. Eine Auswahl seiner Sprüche in freier Umdichtung. Osterwieck a. Harz 1929, A. W. Zickfeldt. 28 S. M. 1,–.

Podach, E. F. Nietzsches Zusammenbruch. Beiträge zu einer Biographie auf Grund unveröffentlichter Dokumente. Heidelberg 1930, Niels Kampmann. 165 S. M. 4,50 (5,80).

Porché, François. Der Leidensweg des Dichters Baudelaire. Berlin 1930, Erich Reiß Verlag. 278 S. M. 6,50 (9,50).

Ritter, Heinz. Novalis' Hymnen an die Nacht. Ihre Deutung nach Inhalt und Aufbau auf textkritischer Grundlage (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte XIII). Heidelberg 1930, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung. 172 S. M. 10,–.

Peter Roseggers Briefe an einen Franzosen. Herausgegeben von Amedée Pulliod. Leipzig 1930, L. Staackmann. 86 S.

Schneider, Ferdinand Josef. Halle und die deutsche Romantik (Rote Turm 10). Halle a./S., Gebauer-Schwetschke Druckerei- und Verlags-A.-G. 24 S. M. –,75.

Völpel, R. Die Grundlagen der Literaturgeschichte. Hamburg, Verlag der Rudolf Steiner-Blätter.

Wassermann, Jakob. Hofmannsthal der Freund. Berlin 1930, S. Fischer. 62 S. M. 3,– (4,50).

Wocke, Helmut. Neue Jugend und neue Dichtung, Bd. I. (Bücher der Bildung, Bd. 32.) München, Albert Langen. 196 S. Geb. M. 3,–.

Verschiedenes

Arndt, Willy. Die Wallfahrt nach Sizilien. Eine ekstatische Reise. Koblenz 1930, Rhein-Verlags-Ges. 38 S. M. 2,–.

Bô Yin Râ. Das Gespenst der Freiheit. Basel-Leipzig 1930, Kobersche Verlagsbuchhandlung. 196 S. Geb. M. 6,–.

Dehio, Georg. Geschichte der deutschen Kunst. Bd. I. Text, Bd. II Abb. Vierte, durchgesehene Auflage. Berlin 1930, Walter de Gruyter & Co. 375, 277 S. Geb. M. 35,–.

Die Gandhi-Revolution. Herausgegeben von Fritz Diettrich. Dresden 1930, Wolfgang Jeß. 214 S. M. 3,50.

Dvořák, Max. Gesammelte Aufsätze zur Kunstgeschichte. Mit 68 Tafeln. München 1929, R. Piper & Co. 381 S.

Elternbuch. Herausgegeben von Georg Wolff, Alfred Tschentscher, Franz Meyer. Berlin 1930, Weltgeist-Bücher Verlag G. m. b. H. 262 S.

Goebel, Otto. Deutsche Rohstoffwirtschaft im Weltkrieg. Einschließlich des Hindenburg-Programms. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 194 S.

Joël, Karl. Wandlungen einer Weltanschauung. Leipzig-Tübingen 1930, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 401–488 S.

Jünger, Ernst. Krieg und Krieger. Berlin 1930, Junker & Dünnhaupt. 203 S. M. 5,– (7,–).

Klein, Tim. Im Kampf der Zeit. Mit einem Bildnis und drei Zeichnungen von Peter Trumm. München 1930, Knorr & Hirth G. m. b. H. 324 S. M. 5,50 (7,50).

Leinert, Martin. Volksstaat oder Diktatur? Eine Untersuchung auf dem Grunde der deutschen Tradition. Berlin 1930, Leopold Klotz. 123 S. M. 2,80.

Levin, Julius. Johann Sebastian Bach. Mit Notenhandschriftenproben und 14 Illustrationen. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 243 S.

Luftig, W. Fort mit Brille und Augenglas. Berlin 1930, Verlag für Augenheilkunde und brillenlose Therapie. 143 S. M. 1,50.

Meesters, J. Tromp. Wie er denkt und arbeitet. Erkenntnisse und Bekenntnisse. Mit 40 Tafeln. Stuttgart 1930, Pauf Neff Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. 89 S.

Michel, Wilhelm. Das Leiden am Ich. Anweisungen und Betrachtungen zur praktischen Geistesführung. Bremen 1930, Carl Schünemann. 293 S. Geb. M. 7,50.

Mittelmeerflug. Mit 120 Fliegeraufnahmen und einer Einleitung von Walter Mittelholzer. Text von Gustav Ehrhardt. Zürich 1930, Rascher & Cie. 164 S.

Molo, Walter von. Zwischen Tag und Traum. Gesammelte Reden und Aufsätze. Wien/Berlin 1930, Paul Zsolnay. 324 S.

Polgar, Alfred. Auswahlband. Aus neun Bänden erzählender und kritischer Schriften. Berlin 1930, Ernst Rowohlt. 313 S. Geb. M. 3,80.

Rummel, Walter von. Ludwig II. Der König und sein Kabinettchef. Mit Bildnissen. München 1930, Knorr & Hirth G. m. b. H. 185 S. M. 3,80 (4,80).

Schriewer, Franz. Kultur, Buch und Grenze. Grundfragen und Beispiele deutscher Bücherei und Kulturarbeit in den Grenzgebieten. Herausgegeben von F. Sch. Leipzig 1930, Quelle & Meyer. 152 S. M. 4,60 (5,60).

Schulemann, Günther. Ästhetik. Breslau 1930, Ferd. Borgmeyer. 238 S. M. 5,– (6,–).

Westfälische Lebensbilder. Herausgegeben von Aloys Bömer und Otto Leunenschloß. Hauptreihe Bd. I, Heft 1. Münster i. W. 1930, Verlag der Aschendorffschen Verlagsbuchhandlung. 148 S. M. 5,– (6,50).

Wittig, Joseph. Aussichten und Wege. (Ges. Aufsätze. 6. Buch.) Gotha 1930, Leopold Klotz. 306 S. Geb. M. 7,–.

* * *

Gide, André. Kongo und Tschad. Übersetzt von Gertrud Müller. Mit 24 Bildern nach Photographien von Marc Allégret. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 492 S. Geb. M. 10,–.

Iwanow, Wiatscheslaw. Die russische Idee. Übersetzt und mit einer Einleitung versehen von J. Schor. Tübingen 1930, J. C. B. Mohr (P. Siebeck). 39 S. M. 1,50 (1,80).

Solowjew, W. Der heilige Wladimir und der christliche Staat. Deutsch von L. Kobilinski-Ellis. Paderborn 1930, Ferd. Schöningh. 41 S. M. 1,–.

Redaktionsschluß: 5. Mai 1930.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Lutz Weltmann, Berlin; für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 35, Genthinerstraße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,–, Einzelheft Rm. 2,–

Digitized by Google

JUL 22 1930

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 32. Jahrgang

1930 Juli Heft 10

Zeitlupe: Tonfilm * Kunst * Technik * Diskussion des Opernfilms * Theaterwissenschaft heute * Vom Baum der Ästhetik * Das illustrierte Kinderbuch * Poeta propheta.

Wilhelm von Scholz .. .. Rechtsfälle IV
Josef Ponten .. .. Volk auf dem Wege
Guido K. Brand .. .. .. Roman vom deutschen Menschen
Fritz Schotthöfer .. .. Gide unterm Äquator
André Gide .. .. Eingangskapitel aus „Kongo"
Herbert Lewandowski . .. .. Die Zivilisationsfeindschaft
Herbert Scheffler .. .. Hesses „Narziß und Goldmund"
Hellmut Schwabe .. .. Hans Roselieb
R. Müller-Freienfels: . Zur Geschichte der Philosophie
H. W. Liepmann: Gemeinschaftsprobleme im Roman
Felix Langer .. .. Die Kurzgeschichte
Hans Roselieb .. .. Eine Manuskriptseite

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Bühnen
Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten

Deutsche Verlags-Anstalt • Stuttgart

Digitized by Google

SCHREIBMASCHINE

Europa Schreibmaschinen A.G.

Berlin, Breslau, Dortmund, Dresden, Düsseldorf, Erfurt, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart

Die Sentimentalität des 18. Jahrhunderts! **Seelenkundliche Deutung eines Zeitalters!**

MAX WIESER

DER SENTIMENTALE MENSCH

Gesehen aus der Welt holländischer und deutscher Mystiker im 18. Jahrhundert

Preis gebunden fünf Mark

Aus einer sehr gründlichen Kenntnis der nicht leicht zugänglichen Literatur baut er sein Bild des sentimentalen Menschen auf. Als das Merkwürdige der Sentimentalität des 18. Jahrhunderts wird hervorgehoben, daß hier die Sentimentalität des Einzelnen zugleich die sentimentale Erkrankung der meisten Menschen jenes Zeitalters ist. Interessante Gedanken bringt der Paragraph über die Auswirkung des sentimentalen Menschen in Ethik, Politik und Religion. In großem Überblick wird das Auftreten des sentimentalen Menschen in den verschiedenen Kulturkreisen verfolgt. Ein gehaltvolles und reiches Werk! **Lit. Berichte aus d. Gebiete der Philosophie**

Das große Verdienst des ebenso lebendigen wie gelehrten Werkes liegt darin, daß es auf dem Hintergrunde einer universellen Kulturbetrachtung u. unter Verwertung der Freud-Blüherschen Theorie den anfangs ideologisch, später mehr schöngeistig gefärbten Typ des deutschen Menschen der Barockzeit schildert, der unter dem Einfluß Frankreichs und unter Vermittlung Hollands von der europäischen Krankheit einer falschen Verinnerlichung ergriffen wurde. **Voss. Ztg.**

Ein umfangreicher wissenschaftlicher Apparat erschließt erstaunlich reiche Quellen, und es ist ein wirklich fesselndes Buch entstanden, das nicht nur dem Historiker, sondern jedem Gebildeten wertvoll werden kann. **Akadem. Blätter**

Eine neue, bisher kaum gekannte Landschaft der Geistesgeschichte wird hier in souveräner Beherrschung des Stoffes vor dem Leser gezeichnet; das Buch wird ein nicht zu missender Beitrag für jeden sein, der sich mit dem Problem der modernen Kultur beschäftigt. **Klingsor**

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

Tonfilm – Kunst – Technik

Ein Film aus dem Herzen E. T. A. Hoffmanns „Der Große Gabbo". Das Automat begibt sich erneut auf Erdenpilgerfahrt. Das Automat: das ist hier die Puppe des Bauchredners, der außer der nun selbstverständlich gewordenen Sprache die Fähigkeit zu groteskem Augenspiel verliehen ist. Das Automatenprinzip ist vertieft (nach einer Novelle von Ben Hecht). Die Puppe wird zum zweiten Ich des Ventriloquisten Gabbo. Er gewinnt in ihr sein Du. In peinlichen Lebenslagen gibt sie dem Zweifel Ausdruck. Seiner Zuversicht setzt sie ihr „na, na" entgegen. Sie gewinnt als Du aber beinahe noch höhere Bedeutung. Es gibt ein „Du" der Inspiration. Dessen Stimme wird augenblicksweise ventriloquistisch aus der Puppe laut.

Durchaus nobler Handlungsgang in diesem Film. Der Große Gabbo ist zugleich der große Egoist. Drangsaliert in jeder Weise das Mädel, das an ihm hängt. Schiebt sie grundlos ab. Immer in der Gewißheit, er brauche nur die Hand nach ihr auszustrecken, um sie wieder zu haben, vielleicht auch in dem Bedürfnis des von einer Idee Besessenen nach Einsamkeit. Nun wohl; er erreicht sein Ziel, der Große Gabbo zu werden, streckt die Hand nach ihr aus und – diese Hand bleibt leer. Anderweitig hat sie sich inzwischen gebunden; sogar verheiratet hat sie sich.

Wiederum ein feiner Zug: die Puppe ist so etwas wie beider Kind. In ihrer Weise war sie der Puppe Mutter. Auch die Puppe kennt die Sehnsucht nach ihr.

Die Puppe spricht, und damit wird dieser Tonfilm in höchst überraschender Weise einer technischen Voraussetzung gerecht. Es ist, als wäre die Bauchsprache auch „Technik". Die Technik des Tonfilms gibt sie in ihrer Eigenart restlos wieder. In der Technik des Tonfilms ist der Ton der Bauchsprache jedwedem menschlichen Stimmklang unendlich überlegen. Mehr als das! Der Bauchsprache gegenüber besteht kaum irgendwelche Differenz.

Was ist Bauchsprache? Das Konversationslexikon antwortet: Fistelstimme, durch Zusammenpressen des Kehlkopfs hervorgebracht. Also das Resultat „organischer" Technik. Künstlich gewertet, seelenlose Stimme.

Damit begreift man. Warum, fragt man sich, ist die Wiedergabe der Frauenstimme der des Männerorgans im Tonfilm so sehr unterlegen? Weil die Frauenstimme seelenvoller klingt. Also: es ist das Seelische, das sich der Technik und ihren Künsten entzieht.

Es ist Gebot, weiterzufragen: sollte nicht auch im stummen Film aus dem beredtesten Mienenspiel durch die technische Wiedergabe, hier also durch die Photographie, ein rein Seelisches Einbuße erleiden? Und wäre es nicht möglich, daß uns durch Gewöhnung nur eben die Wahrnehmung dafür verloren gegangen wäre?

Es heißt nicht die Technik herabsetzen, wenn man zwischen ihr und Kunst immer erneut die Grenze zieht. Es heißt nur, das Empfinden für Kunst vertiefen.

Was war es denn, was E. T. A. Hoffmann zum Automaten zog? Eine Liebe gewiß; in der aber auch Haß, auch das Sich-Ängstigen des Künstlers war.

E. H.

Diskussion des Opernfilms

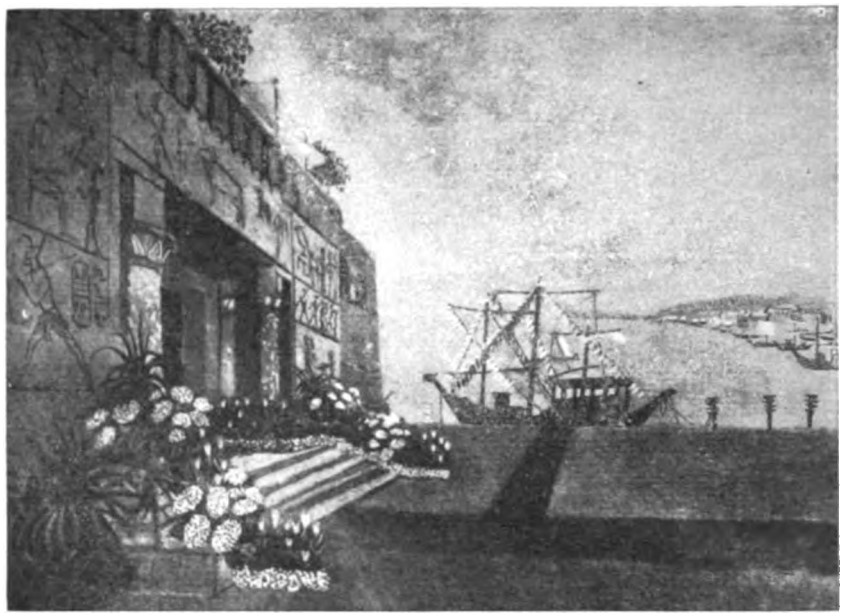
In der „Frankfurter Zeitung" (379–81); (382–84) nehmen Ernst Krenek und Kurt Weill in Hinblick auf die neuaufgetauchten Pläne, Tonfilmaufnahmen der an der berliner Bühne mit ersten Kräften gespielten Opern an die Provinzopernhäuser abzugeben (und damit manche notleidende Provinzbühne überflüssig zu machen!) systematisch und in aller Folgerichtigkeit auf. Die beiden modernen Komponisten stehen der Filmoper mehr als nur skeptisch gegenüber. Sie weisen beide auf das statische Moment in der Oper hin, das zumal in der Arie zum Ausdruck kommt, und betonen dem gegenüber das Bewegungsprinzip, das das Wesen des Films ausmache. „Es erscheint fast ausgeschlossen, daß im Tonfilm sich ein Mensch wie auf der Opernbühne hinstellt und singt." Darüber hinaus scheint beiden der Operntonfilm etwas wie „Musik in der Konserve" zu sein. Ernst Krenek betont aber auch die wirtschaftlichen Momente. Der Plan scheint ihm dem „Erstklassigkeitswahnsinn" neue Stärkung zuzuführen und das Prominentenunwesen über das schon jetzt gang und gäbe Maß noch hinaus zu steigern. Er betont mit Recht, daß nichts weniger für deutsche Kunst wünschenswert sei, als eine Zentralisierung in Berlin. Wohl wahr, daß der Mangel an Zentralisierung in Deutschland auch ein Weniger an Tradition bedeutet. Deutsches Wesen bedarf aber, um seine Art zu entfalten, vor allen Dingen der Vielfältigkeit der lokalen und provinziellen Anregungen und Entfaltungsmöglichkeiten.

Im Gegensatz zur Filmoper, die als ein Schreckgespenst abgetan wird, und die auch, rein filmisch beurteilt, nichts bedeuten würde als einen Rückfall in die Zeit jener ersten Versuche, da man dem stummen Film einfach dramatische Werke zu schlucken gab, beschäftigen sich Weill wie Krenek mit der Frage nach dem zukunftskräftigen Tonfilm. Weill meint, daß im musikalischen Tonfilm der singende Mensch keineswegs so im Vordergrund stehen werde, wie auf der Opernbühne. Er sagt wörtlich: „Dasselbe Prinzip, zu dem wir heute auf dem Operntheater zurückkehren: abgeschlossene musikalische Formen durch Dialogszenen abzulösen, wird auch im musikalischen Tonfilm richtunggebend werden. Darüber hinaus aber wird im Tonfilm das Musikinstrument als ‚Handlungsmoment' in Erscheinung treten." Und er steigert seine Ausführungen dahin, daß im musikalischen Tonfilm nicht nur der Mensch singe, sondern auch seine Umgebung: die Gegenstände seines Zimmers, das Haus, die Stadt, die Tiere. Nur der Musiker könne die Frage nach der Rolle der Musik im Tonfilm lösen, auch er sei nur dazu befähigt, wenn er von Anfang an an einem Tonfilm mitarbeite.

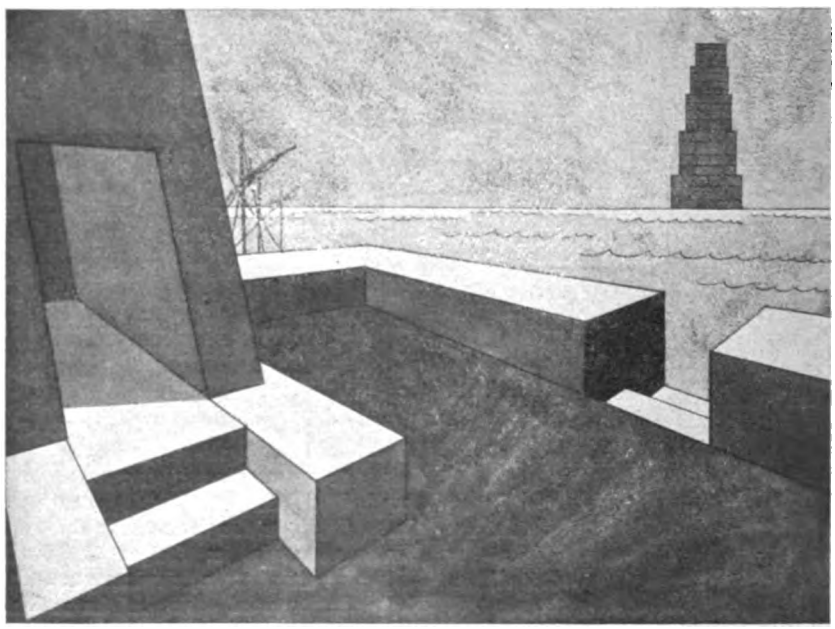
Nichts bleibt also von all dem in Berlin aufgetauchten anscheinend so großartigen Plänen übrig, als die ernste Mahnung, an die Schaffung neuer und selbständiger Tonfilme heranzugehen. So das Votum der beiden Komponisten, dem sich jeder Denkende anschließen wird.

E. H.

Digitized by Google



Dekorationsentwurf von Karl Walser (1904): Das Hafenbild in Shaws „Cäsar und Kleopatra". (Aus „Max Reinhardt — 25 Jahre Deutsches Theater". München 1930, R. Piper & Co.)



Derselbe Entwurf von George Grosz (1924). (Ebenda.)

Theaterwissenschaft heute

Zum Reinhardt-Jubiläum ist, von Hans Rothe herausgegeben, von Franz Horch durch einen Band „Spielpläne 1905–1930" ergänzt, bei R. Piper & Co., München, ein stattliches Tafelwerk erschienen „Max Reinhardt – 25 Jahre Deutsches Theater".

Dieses Buch ist über den äußeren Anlaß hinaus für die Theaterwissenschaft ungemein wichtig: es behandelt eine geschichtlich abgeschlossene Epoche, die mit Recht den Namen Reinhardts trägt – denn auch die Kräfte der Opposition, die er weckt, gehören zu einer Leistung wie der Funke zur Elektrizität. Betrachtet man das Gesamtwerk dieses Mannes, so erkennt man, wie viele seiner Anregungen von anderen ausgebaut worden sind.

Arthur Kahane ist der zärtliche Chronikeur der Epoche, und Heinz Herald stellt den Betrieb der Reinhardt-Bühnen dar. Aber wesentlich ist, daß hier zum ersten Male die Arbeit des

Digitized by Google

Regisseurs greifbar wird. Geschickte Gegenüberstellungen machen die Errungenschaften der Reinhardtschen Bühnenreformen sichtbar. Man sieht den Einfluß des Regisseurs auf den einzelnen Schauspieler, auf das Ensemble, auf das Bühnenbild, die Veränderungen des Inszenierungsspiels, die Reinhardts eigene Tat sind. Das Fluidum der Persönlichkeit wird kenntlich wie die Materialisationsphänomene bei okkultistischen Versuchen. Gleichzeitig aber lehrt das Buch die Entwicklung der Szenenphotographie, durch die solche Erkenntnisse der Theaterwissenschaft möglich wurden.

L. W.

Vom Baum der Ästhetik

Als die antike Tragödie versunken war, feierte der Mimus seine Blütezeit. Heute, da die dramatische Literatur stagniert, erleben wir einen Reichtum an darstellerischen Kräften, der geradezu verwirrend und betörend ist. Es sieht so aus, als wäre dem Schauspieler heute die besondere Gabe verliehen worden, das wettzumachen, was der Autor versehen hat. Wie es in der Natur nichts Anormales gibt — der Blinde hat schärfere Hörwerkzeuge und das Genie hat irgendeine Schwäche, irgendein Kranksein, das sein Größersein ausgleicht — so erscheint auch die Entwicklung der Kunst als ein gottgewolltes Wachstum, als ein von oben beseeltes Werden.

Als der stumme Film erfunden war, kam man wie von selbst darauf, das abrollende Band von Musik begleiten zu lassen. Mit der Zeit wurde die Musik souveräner (und unkünstlerischer): das Orchester illustrierte naturalistisch Geräusche, deren Hülle oder deren Bewegung man auf der Leinwand sah. Der Tonfilm versuchte sich in seinen Anfängen vornehmlich mit der Wiedergabe von Geräuschen. Bis die absolute (unnaturalistische) Musik ihr Recht forderte. Musik ist jetzt wesentliches Element der Tonfilm-Dramaturgie.

In der „Südpolexpedition des Kapitäns Scott" hat Reinhard Goering die Reportage schlackenlos in eine neue Kunstform umgeschmolzen. In der Claudel-Milhaudschen Opernschöpfung „Christoph Columbus" wird der Film, jenes Mittel, das auf der Bühne bisher da angewandt zu werden pflegte, wo es um die Zerstörung des herkömmlichen Begriffes Kunst ging, Begleitinstrument zur Illustration seelischer Vorgänge, deren Hauptinstrument die Musik ist. Wie bei Goering ist der Chor in seine dramatische Funktion eingesetzt, und der Nummernoper, deren prominentes Paradigma die „Dreigroschenoper" ist, begegnen wir in der Auflockerung der Handlung, die sich durch solche Auflockerung mysterienhaft weitet. Eine neue Etappe der Oper hat mit „Christoph Columbus" begonnen. Stilelemente haben sich zu neuer Einheit gefügt — wie Tragödie und Satyrspiel der Antike zu der Dramatik Shakespeares.

Einige wenige Beispiele für viele. Beispiele dafür, daß jene Kunst, die göttlichen Ursprungs ist, nicht von Postulaten und Richtungen bestimmt wird. Gewiß — es gibt auch Zierhecken, Strauchkugeln und künstliche Grotten. Aber die Natur wird mit Anlagen dieser Art ebensowenig korrigiert wie eine Kunst, die für ihre neuen Gesetze sich nicht selber Bahn geschaffen hat.

Der Kritiker, der über jene Kunst aussagen will, die gewachsen ist wie Mensch und Pflanze und Kreatur kann nur demütiger Betrachter der evolutionären Symptome sein.

L. W.

Das illustrierte Kinderbuch

Nur ein Kinderbuch. Aber insofern von besonderer Art, als es modernen Kindern in der Sprache spricht, für die sie Ohr haben.

„Emil und die Detektive". Ein Roman für Kinder von Erich Kästner, illustriert von Walter Trier (Williams & Co. Verlag Berlin-Grunewald).

Selbstverständlich ein Kriminalroman. Dem kleinen Emil wird auf der Fahrt von Neustadt nach Berlin das Geld gestohlen, das er der Großmutter bringen soll. Der fremde Herr mit der Melone ist der Dieb. Wie Emil nun in Berlin hinter dem Dieb her ist, sich eine ganze Bande von Jungen ihm anschließt, wie sie den Dieb verfolgen und fassen, das ist mit bestem Humor erzählt. Und da der Dieb als ein gesuchter Bankräuber, auf dessen Ergreifung eine Belohnung von 1000 Mark ausgesetzt ist, entlarvt wird, fehlt es am happiest end nicht.

Der Kleine Dienstag
Zeichnung von Walter Trier

Zumal sich Emils Mutter rühmen darf, eine arme Friseuse zu sein.

Es ist der Ton, der dies Kinderkonzert ausmacht. Frechdachs- und Schnoddrigkeits-Sprache. Im wesentlichen die Sprache, die auch den Erwachsenen von heutzutage ein Buch lesenswert macht.

Unter den Brennesseln dieser Sprache aber blühen die Veilchen. Sie stehen so verborgen, daß es die Kinder gar nicht merken, daß ihnen ihr Erzähler höchst moralisch kommt. Nicht viel anders als uns in unseren Kindertagen Franz Hoffmann und Gustav Nieritz, nur eben sehr viel heimlicher. Denn in diesem Kehrmichnichtdran-Jargon wird doch mit einiger Deutlichkeit zu verstehen gegeben, was sauer verdientes Geld bedeutet und daß man ein doller Bengel und doch ein Musterschüler sein kann. Rat an die Eltern: laßt euren Kindern alle Freiheit — beste Gewähr dafür, daß Freiheit nicht mißbraucht wird.

In Walter Trier, dem Zeichner, hat Erich Kästner denkbar guten Partner gefunden. Beweis, die hier wiedergegebene Illustrationsprobe: Man kann zwei Tage (Jungen-Detektiv-Zentrale) am Telephon sitzen und dabei doch im höchsten Sinn seine „Pflicht tun" (sagt Großmutter).

E. H.

Digitized by Google

Metamorphose

„Trifft man denn gar wieder einmal auf eine Arbeit von Raffael, oder die ihm wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit zugeschrieben wird, so ist man gleich vollkommen geheilt und froh. So habe ich eine heilige Agatha gefunden, ein kostbares, obgleich nicht ganz wohlerhaltenes Bild. Der Künstler hat ihr eine gesunde, sichere Jungfräulichkeit gegeben, doch ohne Kälte und Roheit. Ich habe mir die Gestalt wohl gemerkt und werde ihr im Geist meine ‚Iphigenie' vorlesen und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte."

So vollkommen geheilt und froh wie Goethe, als er im Palazzo Ranuzzi zu Bologna dieses Bild Guercinos vorfand, das Stolberg für ein Werk Raffaels hielt und der viel berühmteren Cecilia vorzog — die „Agatha im Gefängnis" habe „den vollen Ausdruck erhabener Ruhe, mit weiblicher Anmut verbunden, welche kein Maler so wie Raffael darzustellen" wisse —, so vollkommen geheilt und froh war der Zuschauer, der die „Iphigenie" der „Berliner Kunstwochen 1930" sehen durfte.

Richard Beer-Hofmann hat das Schauspiel inszeniert, und Helene Thimig spielt die Titelrolle. Es gibt Beurteiler, die darob befremdet sind, daß da ein anderes Wesen auf der Bühne stand als die antike Heroine, die man bisher zu sehen gewohnt war. Die Iphigenie der Thimig ist eine Barockheilige. Steht der Santa Theresia des Bernini nahe. In ihrer Heiligkeit ist Weiblichkeit und in ihrer Religiosität Erotik. Instinkthaft-unbewußt nutzt sie Thoas gegenüber die Neigung aus, die er zu ihr hegt, bedrängt ihn mit dem Ausströmen ihrer Wärme; und am Schluß hält sie in einer halben, stockenden, tröstenden Bewegung inne, die dem väterlichen Werber das Haupt streicheln will.

Die Metamorphose der Iphigenie-Gestalt ist Rückentwicklung zum dichterischen Urbild. Die Iphigenie der Thimig kommt aus dem Schöpfungsdämmer, in dem Goethe die Vision der Gestalt empfangen hat. L. W.

Poeta propheta

Anläßlich der „Berliner Kunstwochen 1930" brachte das Schillertheater eine Neueinstudierung von Grabbes Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung".

Zur Bühnengeschichte dieses Stücks, das lange als unaufführbar galt, gehört die Aktualisierung der Literatursatire. Das haben schon Max Halbe in München und Franz Dülberg in Mannheim besorgt und auch der jüngste Bearbeiter, Jürgen Fehling, ist nicht zimperlich, wenn es gilt, Staub wegzupusten.

Da schreibt Shakespeare Erläuterungen zu Gundolf statt zu Franz Horn, Dante hat Stefan George an Stelle von Ernst Schulze zum Fenster hinausgeschmissen, statt Horaz hat Ringelnatz die Maria Stuart geheiratet und statt einer Vorlesung aus Eduard Gehe gilt eine solche von Werken des Grafen Keyserling als der Gipfel der Langeweile; Homer soll bei Vicky Baum und nicht bei dem Verfasser der „Verzauberten Rose" studieren und Shakespeare nicht bei Helmina von Chezy und Fanny Tarnow, sondern bei Ferdinand Bruckner. Und so fort.

Am Schluß bekommt der Teufel als Lektüre sämtliche Werke von van der Velde mit. Im Original aber steht an dieser Stelle der Name — van der Velde.

Und das ist pikant, obgleich der van der Velde, den Grabbe meint, kein erotischer Schriftsteller war, sondern ein Vielschreiber, der den Ehrgeiz hatte, ein deutscher Walter Scott zu werden. L. W.

Der Waschzettel

Bekanntlich hat Schiller im Jahre 1782 seine „Räuber" unter der Chiffre K.....r im „Wirtembergischen Repertorium" besprochen. Derartige Selbstbesprechungen waren im 18. Jahrhundert zwar nicht die Regel, bildeten aber auch keine Ausnahme. Die Institution der Selbstbesprechung existiert immerhin noch heute: es kommt oft genug vor, daß Zeitungen Waschzettel abdrucken und durch das Signum eines Redakteurs sanktionieren. Der Waschzettel aber — das ist die heutige Form der Selbstbesprechung eines Autors. Es ist Verlegerusance geworden, den Autor den Waschzettel zu seinem Buch selber verfassen zu lassen — so wird der Waschzettel zum Literaturdenkmal, auch in den Fällen, wo Kollektivarbeit das Avis herstellt, der Lektor vorgearbeitet, der Propagandachef nachpoliert hat.

Für den Psychologen verlohnt die Lektüre der Waschzettel schon der Mühe.

Da gibt es zunächst die harmloseste Sorte: die bescheidene Selbstanzeige.

Da gibt es ferner die Plakatkünstler, deren baldige Flucht aus dem Kunsttempel man leicht errät.

Da gibt es die Konglomerate aus den obligatorischen Lobesbriefen der Arrivierten, Pferde mit Ausrufungszeichen vor den Wagen gespannt.

Da gibt es Wirrworte, die die Wahrheit des Satzes beweisen, daß der Künstler bilden, aber nicht reden soll. Das ist meist bei den besten Schöpfungen der Fall.

Gibt es — umgekehrt — die Spezies: Künstler, die reden, weil sie nicht bilden können — man benutzt noch schnell die Chance, das zusammenfassend auszudrücken, was zu gestalten man im Werk verabsäumt hat.

Von diesen Selbstkritischen ist es nur ein Schritt zu den Menschenkundigen, die schlau trägen Buchreferenten ein suggestives Stichwort hinwerfen, das sie nicht mehr loswerden.

Das Studium der Waschzettel ist heute Ergänzung der „unterirdischen" Literatur — wie sie die Briefe, Tagebücher, Memoiren und Reportagen darstellen.

Verachtet mir den Waschzettel nicht! L. W.

Gruß auf Schallplatten

Ein ominöses Paket wurde uns eines Tages ins Haus gesendet. Wir hielten es für eine Reklameangelegenheit und ließen es uneröffnet. Die Hausgenossen waren neugieriger. Sie packten es aus und stießen auf eine Schallplatte, die keinerlei Fabrikmarke, keinerlei Signum trug. Die Neugierde wuchs. Das Grammophon war zur Hand —, wie staunten, wie freuten wir uns, als uns die Stimme des fernen Freundes entgegenklang, der aus seine Gedichte vorlas.

Zu diesem Erlebnis trifft jetzt die Nachricht aus Schweden ein, daß auf Anregung des schwedischen Schriftstellerverbandes bedeutende Autoren ihre neuesten Werke vor der Drucklegung auf Grammophonplatten veröffentlichen.

E. H.

Digitized by Google

Rechtsfälle

IV

Von Wilhelm von Scholz (Zürich)

Es ist eine alte Weisheit, daß man die Ferne und Fremde, das Ausland und die Sitte anderer Völker braucht, um sein Zuhause kennen zu lernen; um aus dem einfachen, urteilslosen Hinnehmen zum Darübernachdenken, zur Erkenntnis, zum Urteil und vielleicht zum Bessermachen zu kommen. Zum Bessermachen — selbst wenn man es anderwärts schlechter gefunden zu haben meint als bei sich; aber man ist doch aufmerksam geworden und bemerkt, daß es bei uns vielleicht weniger schlimm, aber noch lange nicht ideal und vortrefflich ist. Und nun sucht man, das Ideal zu verwirklichen.

Gewiß sind solche Berührungen mit dem Ausland in Sachen des Rechts und der Rechtspflege besonders wertvoll. Und wäre es wirklich nur, um an ausländischen Beispielen zu lernen, wovor man sich ganz besonders zu hüten habe. Meist aber ist das Ergebnis bedeutsamer.

Das immer mehr in die europäischen Verhältnisse hineinwirkende Amerika erregte die Öffentlichkeit der Erde in den letzten Jahren mit den beiden berühmtesten Prozessen, deren einer an Lächerlichkeit, deren anderer an grausiger Bitterkeit wohl seit langem von keinem Rechtsfall übertroffen worden ist. In beiden zeigte sich eine beispiellose Engherzigkeit von Gruppen, religiösen oder politischen Bekenntnissen, von Gesetzesbestimmungen und Rechtsanwendungen drüben — in beiden traten Männer einer wahrhaft neuen Sachlichkeit, Männer von Mut, Unerschrockenheit, überlegenem Geist hervor und in die helle Sichtbarkeit allen Volkes, wie sie dem Juristenstande jedes Landes zur Ehre gereichen, wie sie auch uns vorbildlich sein könnten; auch sie echte und ausgesprochene Amerikaner. — Die beiden Prozesse, die ich meine, sind der sogenannte Affenprozeß von Dayton, die Groteskkomödie voll weltanschaulicher Heiterkeit, und der Sacco-Vanzetti-Prozeß, das grausame Trauerspiel des politischen Bekennermutes.

Seit Upton Sinclair besonders wissen wir, daß nicht Ausländer die schärfsten Kritiker Amerikas sind, sondern edle, menschenliebende, urteilsstarke — ich möchte fast sagen: weise — und patriotische Amerikaner. In dem bedeutenden Verteidiger Garfield Hays können wir einen neuen prächtigen Mann dieses Schlages erkennen und mit unserer Sympathie in seiner Tätigkeit verfolgen.

Garfield Hays hat in dem Buch „Laßt Freiheitsglocken läuten" (deutsch von Justizrat K. Wandel und Erna Chadima-Weidenbach; im Verlag Grethlein & Co., Leipzig) eine Schilderung der letzten berühmt gewordenen amerikanischen Prozesse gegeben, darunter jener beiden oben erwähnten, von denen der eine tatsächlich das Lachen der Gebildeten aller Nationen, der andere die Empörung aller gerechten Menschen — gleichviel ob hoch oder niedrig in ihrer gesellschaftlichen Stellung — auf der weiten Erde hervorrief.

Garfield Hays, der sie uns nicht nur anschaulich erzählt, sondern in ihren inneren Zusammenhängen bloßlegt, ist dazu doppelt befugt und befähigt: als ein kluger Kopf und vor allem als ein Mann von Herz, ohne Rassendünkel, ohne religiös-dogmatische Einengung, ohne politischen Haß, ohne Vergewaltigungsstreben gegen den Andersdenkenden, Andersfühlenden, -glaubenden, -wollenden, Andersgeborenen; dann aber auch durch die Tatsache, daß er an diesen Rechtsfällen selbst als Anwalt handelnd mitgewirkt, sich tätig in sie hineingelebt hat.

Wie lehrreich sind seine Aufsätze nicht nur über die Themata dieser Rechtsfälle, sondern über den amerikanischen Geist überhaupt, den wir hier von seinen guten wie von seinen bedenklichen Seiten kennen lernen, der manchmal die Züge finstersten Mittelalters anzunehmen scheint — dann wieder den frischesten, natürlichsten Wirklichkeitsmenschen zeugt; einen Geist, der hier engstirnig, kleinlich, unduldsam an überwundener Vergangenheit hängt — dort umfassend, Gegensätze überwindend, sich ausbreitend in die Zukunft schreitet.

Zur Charakteristik dieses die Freiheitsglocken läutenden Mannes seien ein paar Sätze aus seiner Vorrede

Digitized by Google

angeführt: „Unsere heutige Zeit ist geneigt, Religion durch Unwissenheit, Moralität durch Gesetze, Autorität durch Nachgiebigkeit und Heuchelei durch gesellschaftliche Konvention zu fördern. Ich staune — überlege. Haben diese Tendenzen wirklich eine Zukunft? Sind sie nicht vielmehr Merkmale oder Überbleibsel eines Zeitalters der Intoleranz, falscher Ideale und krassesten Materialismus? Ich erinnere an die Zeit, da Hexen gefoltert wurden. Heute tun wir das nicht, vermutlich, weil wir nicht mehr an Hexen glauben. Das ist ein Fortschritt der Intelligenz, nicht aber der Toleranz. Auch Hausssklaverei besteht nicht mehr. Dies ist aber keineswegs ein Zeichen größerer Demokratie oder tieferen Glaubens an die Freiheit ... Was ist aus Amerikas einst so stolzem Ruhm als Asyl für politische Flüchtlinge geworden? Die Elenden und Unterdrückten anderer Staaten finden keinen Willkomm mehr bei uns. Heute liefern wir Antifaschisten, die, um Gefängnisstrafen in ihrem eigenen Lande zu entgehen, notgedrungen ohne Paß hierherkamen, nach Italien aus... Heute darf man in Tennessee über jeden beliebigen Gegenstand reden, nur nicht über Religion, in Kalifornien über alles andere, nur nicht über die Unabhängige Arbeitergewerkschaft; in Boston nur ja nicht über den Fall Sacco-Vanzetti..."

Ich will von dem berühmten Affenprozeß in Dayton hier so wenig reden wie von dem Justizmord an Sacco und Vanzetti, über deren gefaßten, edlen Opfertod Hays das schöne Wort sagt: „Überzeugt, daß diese Männer unschuldig waren und daß man sie um ihrer politischen Gesinnung willen hingerichtet hatte, waren wir stolz darauf, wie sie in den Tod gegangen waren. Im Versammlungsraum des Komitees im Hotel und in der Vorhalle wurde nur im Flüsterton gesprochen und manche Träne wurde vergessen. Die meisten der Herumstehenden verharrten in ehrfürchtigem Schweigen und tiefem Schmerz über die Unerbittlichkeit des Todes."

Noch einer der in diesem Buch behandelten Rechtsfälle greift ans Herz, das Kapitel, das schlicht „Freiheit des Wohnsitzes" überschrieben ist, das man auch „Onkel Toms Hütte heut" nennen könnte: Der Prozeß gegen einen farbigen Arzt, aus dessen in der Nachbarschaft von Weißenwohnungen gelegenem, neugekauftem Haus Schüsse fielen und Leute aus einer Zusammenrottung vor dem Hause töteten. Der farbige Arzt, Doktor Sweet, wurde freigesprochen. Aber er mußte aus dem von ihm erworbenen Hause doch vor der Rassenfeindschaft, die es ringsum gab, die von fern an mittelalterliche Judenverfolgungen erinnert, weichen.

Hays schließt seinen fesselnden Bericht: „An der Ecke von Garlandstraße und Charlevoir Avenue steht ein kleines Fachwerkhaus. Der Wind bläst nicht durch offene Risse in den Wänden, der Regen dringt nicht durch das Dach hinein. Es ist nicht verfallen. Es ist nicht zerstört. Es ist nicht einmal unbewohnbar. Es geht keine Spukgeschichte um, daß Geister davon Besitz ergriffen haben. Die Läden sind geschlossen, die Türen sind vernagelt. Es ist unbewohnt. Es ist ein Haus, das ein Neger, Dr. Sweet, gekauft hatte. Er hat kein anderes Eigentum, er hat kein anderes Heim. Seit dem Prozeß ist sein Kindchen gestorben. Ein Heim ist also nicht mehr so wichtig. Aber es gibt in Detroit keine Freiheit des Wohnsitzes, solange dieses Haus leer steht."

*

Wenn wir uns in Betrachtung der Verbrechen aller Art fragen, was die Gesellschaft am Verbrecher bestraft, so ist wahrscheinlich die richtigste Antwort: die Abwesenheit der Hemmungen, die sich in der Tatsache der Verbrechensausführung bekundet. Nur die Hemmungen sind das soziale Moment. Das Nichtauftauchen verbrecherischer Triebe oder Vorstellungen verlangt niemand. Es ist nicht einmal ausgemacht, daß die Leben fördernden großen Männer, die Menschheitsbeglücker, nicht alle Triebe des Verbrechens in sich erlebt aber sie eben um des Höheren willen überwunden oder, wie die Psychoanalytiker sagen, sublimiert haben. Ich erinnere nur daran, daß einst der Phrenologe Gall an Johann Peter Hebels Schädel das „Diebsorgan" fand und daß Hebel, der die köstlichsten Diebsgeschichten geschrieben hat, lachend eingestand, er hätte in seiner Jugend freilich mit einem Triebe zum Aneignen fremden Eigentums kräftig zu ringen gehabt.

Folgerichtig würde sein, daß der Neuerer, der im Verbrecher mehr und mehr den Kranken erkennen und dementsprechend seine Behandlung und die Art, wie man sich und die Gesellschaft vor dem Verbrecher schützt, auf neue Grundlagen stellen will, nicht untersucht, wie aus psychopathischen

Digitized by Google

Anlagen oder Erworbenheiten der verbrecherische Trieb und Gedanke entspringt — sondern sich nur damit beschäftigt, wie die Aufhebung der natürlichen und anerzogenen Hemmungen bei dem Verbrecher zustande gekommen ist; zeigt, daß die Hemmungen in krankhaften Störungen untergingen, von ihnen zernagt, zersetzt worden sind.

Aus diesen Gedanken leite ich eine leichte Einschränkung meiner hohen Anerkennung für ein psychoanalytisches Buch her, das ein Jurist und ein Arzt gemeinsam verfaßt haben und das edelgesinnt einer Befreiung der Rechtspflege von unklarer Leidenschaft zustrebt („Strafzumessung und ihr Vollzug sind wahre Tummelplätze reiner Befriedigung der Affektansprüche". Seite 124). Das Buch heißt „Der Verbrecher und seine Richter" von Franz Alexander und Hugo Staub (Wien, Internationaler Psychoanalytischer Verlag).

In dieser mittelbaren Arbeit, daß es die Affekte im Richtenden analysiert und ableitet, scheint es mir seine größte Bedeutung zu haben, die noch weit über die Analyse des Verbrechers an Wichtigkeit hinausgeht — wenn auch diese Aufhellung der Verbrecherseele allein dem Zweck dienen soll, sie dem Richtenden in einem Licht erscheinen zu lassen, in welchem Affekt des Richters nicht gedeihen kann, sondern nur klare, ruhige Überlegung und Wertung.

Höchst fesselnd untersuchen die Verfasser, fest auf dem Boden der Freudschen Lehre stehend — die sie in dem größeren allgemeingedanklichen Teil des Buchs auf das Kriminelle anwenden — eine Reihe von Fällen: einen Mord, eine versuchte Tötung, ein Verbrechen aus Schuldgefühl. Dieser letztere Fall wird manchem Leser des Buchs noch aus der Zeitung erinnerlich sein; es ist der Fall jenes ausgezeichneten Chirurgen, der auf Grund eines gefälschten Diploms arbeitete und sich durch einige mit fast kindlicher Naivität unternommene Bücherdiebstähle — wie die Verfasser meinen: in unbewußter Absichtlichkeit und einem Sühnetrieb seiner Seele — verriet.

Die psychoanalytischen Deutungen der Verbrechen können durchaus zutreffend sein, wenn auch wohl nicht jede Gewaltsamkeit in ihnen vermieden ist; wenn auch durchaus nicht feststeht, daß der Psychoanalytiker aus dem spielenden Gewirr von gedanklichen Gründen, die in jeder menschlichen Handlung zusammenwirken, sich ergänzen, mindern, aufheben oder verdoppeln und steigern, alle wesentlichen und gerade nur die wesentlichen herausgehoben hat. Ein einziger, zufällig nicht zur Sprache gekommener Punkt kann natürlich die ganze Rechnung falsch und trügerisch machen.

Aber davon abgesehen, scheint mir daraus, daß in den frühesten Geschlechtserlebnissen, dem sogenannten Ödipuskomplex, sich die Wurzeln verbrecherischer Triebe nachweisen lassen, die bei den behandelten Fällen nach Jahren schließlich zur verbrecherischen Tat führten, keine Umstimmung und Veränderung unseres Gerechtigkeitsbedürfnisses gegen den Verbrecher gewinnbar zu sein.

Zureichende seelische Gründe muß ja, sobald es geschehen ist, jedes Verbrechen gehabt haben — auch wenn ich sie nicht nachweisen kann. Aber erst der Nachweis, warum in einer Persönlichkeit die Hemmungen versagten, versagen mußten, der kann allerdings, wenn er überzeugend geführt wird, unsere gefühlsmäßige Einstellung zum Verbrecher sehr ändern. Bei dem eindringenden scharfen Blick der Verfasser dieses Buchs bedürfte es gewiß nur einmal eines systematischen Einstellens des Auges allein auf die Hemmungen oder ihr Fehlen, und die Untersuchung würde noch zielsicherer voranschreiten. Es wäre dabei dasselbe Werk — nur mit einer leichten Achsenverschiebung, einer kleinen Verlegung des Ausgangspunktes.

Im Kulturhistorischen Verlag zu Bonn am Rhein legt Hermann Pies „Die amtlichen Aktenstücke über Kaspar Hausers Verwundung und Tod" vor.

Das Buch wird für die sich seit hundert Jahren immer wieder rekrutierende Schar der Freunde des armen rätselhaften Findlings eine willkommene Gabe sein. Überschätzt man aber nicht sowohl die geschichtliche wie die rein menschliche und rechtliche Bedeutung des Falls Kaspar Hauser durch eine solche über dreihundert Seiten starke Urkundensammlung, die für weitere Kreise erst wieder durch eine neue dichterische oder schriftstellerische Ausbeutung und Ausdeutung lebendig werden könnte?

Digitized by Google

Volk auf dem Wege

Von Josef Ponten (München)

„Volk auf dem Wege, Roman der deutschen Unruhe." Liegt nicht schon in diesem Titel viel vom deutschen Schicksal begriffen? Und wenn nicht, sagt er nicht einen Wesenszug der Deutschen aus? Fühlt nicht jeder mindestens einen Tropfen seines Blutes davon angerührt und mitklingen? Die politische Geschichte der Deutschen ist eine Geschichte der Unstetheiten, der Abbröckelungen und Auflösungen, und Mißerfolge, Einengungen und Verluste waren die bittere Folge. Aber im Geistigen erzeugte die Beweglichkeit die Vielgestalt und die Fülle und die Pracht immer neuer überraschender Leistungen. Und die Völker der Nachbarn waren mit beidem zufrieden.

Bewegliche Völker haben Wanderer gern und mißgeschickte Völker Auswanderer gezwungen abgegeben, aber es scheint doch, als ob das eigentliche Volk der Wanderer und Auswanderer das der Deutschen sei. Die Deutschen, welche die Lieder vom Wandern schufen, einen Gott Wotan als Wanderer dachten, auch den wandernden Handwerksburschen, unbekannt anderen Völkern, erzeugten und als Auswanderer, die einer engen und unfesten Heimat verlorengeben mußten, dieser, und als „Minoritäten" der Fremde Sorgen bereiten ...

Dem von eigener Unruhe umgetriebenen Dichter fiel 1925 sein Thema draußen während einer langen Fahrt die so großartige wie stille Wolga hinauf zu, auf die vom hohen europäischen Bergufer die schweigenden Häuser einst ausgewanderter Deutscher herabschauten und auf die vom niederen asiatischen Wiesenufer andere Siedlungen der Deutschen heimatlich vertraut hereingrüßten. Deutsche, hergewandert und eingekeilt zwischen Russen und Asiaten! Und er schrieb bald das nun vorliegende Buch „Wolga Wolga".

Aber Beobachtung, Erfahrung und Nachdenken weiteten schnell das Erlebnis aus, das Thema wuchs rasch aus sich selbst. Denn waren nicht auch Deutsche in Scharen über das West- und Südmeer gefahren, seit zwei Jahrhunderten, und taten es noch heute, um nicht mehr heimzukehren? Verkauft als Soldaten in den Krieg der amerikanischen Unabhängigkeit, der holländischen Kolonialwirtschaft, der englischen Eroberung Indiens? Als Gewissensbedrängte fliehend in den Gottesstaat der freien Gewissen Pennsylvanien, als Pflanzer und Farmer ziehend in die jungen Staaten der neuen Welt? Hatten sie nicht als „Hinterwäldler" hinter dem Walde der Appallachen mit den ihren angestammten Grund und heiligen Boden furchtbar verteidigenden Indianern gekämpft? Wie kehrte auf einmal, von unseres Volkes Geschichte beleuchtet, die schaurige Romantik der Indianerbücher unserer Knabenzeit als neu und eigenartig wieder! Waren nicht Deutsche selbst Indianer geworden? Hatten Deutsche nicht mitgeholfen am Aufbau der neuen riesigen Staaten in den unermeßlichen Grasebenen am Mississippi, während sie Amerikaner wurden, und stehen nicht Leute mit Namen unserer Familien als Denkmalshelden auf den Postamenten des heutigen Amerika? Hatte nicht ein Deutscher in Kalifornien das gefährliche Gold gefunden, und waren nicht auf den einsetzenden monatelangen Wallfahrten der Goldgräber nach den Gnadenorten des neuen gelben Gottes manche namenlose Deutsche in den Prärien ins Grab gesunken, das ihnen wie den Weißen anderer Rassen Erschöpfung, Durst, Cholera und Pfeil und Beil der Indianer bereiteten? Und waren nicht Kinder- und Kindeskinder der einstmals nach Rußland Ausgewanderten von der Wolga nach Sibirien und Turkestan, aber auch in die Pampas und Urwälder Südamerikas, nach Kalifornien und Nebraska im Norden Amerikas weitergewandert? Und erleben wir nicht heute das erschütternde Schauspiel neuer und unfreiwilliger Ruhelosigkeit, wenn Deutsche von der Wolga und aus Sibirien nach Deutschland rück- und nach Kanada weiterwandern? Und was mag die Zukunft im Schoße tragen?

Ein einfaches und verhältnismäßig kleines Stück Volksgeschichte in Dichtung umzuatmen war mit dem Mute, zu dem einige schriftstellerische Erfahrung das Recht geben mochte, dort auf der Wolga geplant und alsbald unternommen worden. Aber weil jenes Volk mit vielen Millionen seiner Volkszahl wie kaum ein anderes Volk anderen alten und auch neuen Völkern auf dem weiten

Digitized by Google

Schauplatz der Welt beigemischt worden war, an deren Geschichte es tätig und leidend teilgenommen hatte und bis auf den heutigen Tag teilnahm und weiter teilnehmen würde, so war das Thema unversehens auch ein Stück der Weltgeschichte der letzten zwei Jahrhunderte und der Jetztzeit und vielleicht der Zukunft geworden, der Bearbeiter mochte es gern sehen oder nicht. Ich schaute überrascht und verwirrt an, was da aus sich so groß gewachsen war und fing an, für meine Freiheit zu fürchten. Aber war Mut da draußen auf der Wolga noch ein gewisses Recht gewesen, so begann er jetzt, im Reiche der Geschichtsbüchereien und auf einer Jahreswanderung des Autors in einem Erdteil, der die größte weiße Auswanderung aufgenommen hatte, eine Pflicht zu werden — der Verfasser hofft, daß ihm wenigstens der Mut gedankt werde.

„Wolga Wolga" sei denn nun das erste mehrerer, das „Volk auf dem Wege" darstellender Bücher.

Nach einem Gemälde von Julia Ponten

Der Dichter versucht, dem fast unübersehbaren Stoffe der Erlebnisse vieler Menschen übersehbare Gestalt zu geben in der beschränkenden Form einer Geschlechtergeschichte, Geschichte einer Familie in einigen Generationen, deren Glieder über die Erde und unter die Völker verstreut werden und sich einander entfremden und die sich doch nach den phantasievollen Launen des Geschehens und den lenkenden Gesetzen der Kunst hin und wieder und da und dort begegnen und einander wiedererkennen. Er hat also zusammenhangende Geschichten zu erzählen von Wander- und Kriegszügen, von Reisen, Abenteuern und Pionierunternehmungen, von Heldentaten und Mißgeschicken, von Leiden und Schicksalen — und Gott steh' ihm bei!

Der Verfasser ist sich bewußt, daß nicht er eigentlich dichtet oder nur an zweiter Stelle dichtet, ja, er denkt, daß das Beste, was in solchem Falle zu tun sei, ist, das in schönen Lieblichkeiten wie tollsten Einfällen und kühnsten Verknüpfungen träumende Gehirn der Weltgeschichte dichten zu lassen und ihm bescheiden nachzudichten mit den Mitteln der Ordnung und Reinigung, wie sie in Wesen und Handwerk der erzählenden Dichtung liegen — des die Welt der Ereignisse beherrscht und geordnet widerspiegelnden sanften Ereignisses der Worte. Er hat darum kein Bedenken getragen, aus verschollenen und fast unbekannten und aus weiter Welt zusammengetragenen Schriften deutscher Menschenschicksale meist autobiographischen Charakters den Stoff und, wo die Schriften selbst schon das Gute auf die beste Weise sagten, auch das Wort zu übernehmen. Und so würde denn das Volk mitdichten an einem Roman, der — ein Volksroman werden möchte.

Digitized by Google

Ein Roman vom deutschen Menschen[1]

Von Guido K. Brand (Berlin)

Als Leopold Ziegler sein Buch „Der deutsche Mensch" während des Krieges erscheinen ließ, war es ein philosophisch-pragmatischer Versuch, sich Rechenschaft zu geben von dem Wesen, das bis 1914 eine Sintflut von Haß gegen sich aufstaute. Es wollte gegenüber dem französischen Charakter eine Klärung und Deutung der deutschen geistigen und seelischen Struktur geben, die voller Unzufriedenheit, Unruhe, Sehnsucht nach Anderem, Fremden irgendwie für andere Völker ein Schreckbild, etwas Feindliches wurde. Etwas aufreizend Feindliches, das den Gegner zu Bündnissen unter sich führte und — mißverstanden — zur kriegerischen Auseinandersetzung trieb. Ich weiß nicht mehr, ob in Zieglers Buch das Wort „Unruhe" vorkommt, aber es ist auf diesem Wesenszug des Deutschen aufgebaut, und wenn jetzt Josef Ponten in seinem neuen Roman ein mehrbändiges Werk beginnt, das mit seinem Titel „Volk auf dem Wege" eine Geschichte der deutschen Unruhe von Jahrhundert her umspannt, so ist es zuletzt nichts anderes, als die Menschwerdung, die Gestaltung in Raum und Zeit der ahasverischen Grundidee unserer Haltung, die, sich selbst nicht genug, mit fremden Ländern, fremdem Geist, fremder Sprache anfüllt, um zu mancher Zeit aufgebläht zu sein vor Sehnsucht nach irgendeinem Stück neuer Erde. Von den Völkerwanderungen über Europa bis zu dem unvollständigen Versuch einer Reichseinheit nach mehr als tausend Jahren, ist es dem deutschen Menschen nicht gelungen, sich in sich zu festigen, so daß seine Anlage etwas nur von der Konvention, von der Bindung haben könnte, wie sie das französische Wesen in sich trägt. Diese Unruhe treibt einzelne, treibt Stämme über die Grenzen hinaus, läßt sie irgendwo seßhaft werden, Deutsche bleiben, große Gemeinde, Gemeinschaften bilden; führt sie von Zeit zu Zeit wieder zurück in die Heimat oder in andere Länder: es liegt immer etwas Tragisch-Heroisches in diesem Wandertrieb, etwas Zukunftsträchtiges und Dumpf-Sehnsüchtiges.

Ponten, auf einer Reise in Rußland von diesem deutschen Urwesen ergriffen, selbst weit gereist, ein Wanderer auf vielen Straßen des menschlichen Herzens, sieht diese Größe des deutschen Menschen in dem länderumspannenden Blick seiner eigenen Sehnsucht. Er beginnt mit den Auswanderern nach Rußland, mit jenen deutschen Kolonisten, die auf Geheiß der Kaiserin Katharina sich an der Wolga ansiedelten, das Land fruchtbar machten mit eisernem Fleiß und heißer Liebe zum Boden, einen Damm gegen die räuberischen Nomaden aus den Steppen bildeten, die in Hunger und Elend ein karges Dasein fristeten, sich aber an ihrer Sprache, an ihrem Glauben, an ihrem Gott aufrichteten, bis sie verwachsen waren mit ihren Feldern, ihren Gärten und Häusern. Und sie blieben bis in die neueste Zeit. Hundertfünfzig Jahre umspannt die Geschichte jener deutschen Insel im weiten russischen Reich, und aus dem Schicksal einiger Generationen der Heinsberg, die alle Christian oder Michael hießen mit Vornamen und Lehrer waren, wächst das Schicksal des deutschen Menschen, dem es in seiner eigenen Heimat zu eng wurde.

Ich möchte viele fragen: was wissen wir von diesen Brüdern draußen? Deutsche Heerführer haben seit Jahrhunderten mit ihren Soldaten in fremden Diensten gekämpft, deutsche Flüchtlinge sind groß geworden, Industriekapitäne, Finanzkönige, Filmgewaltige. Wir kennen sie. Aber wer weiß etwas von diesen kleinen Dörfern an der Wolga, in Südamerika, dort wo alle 14 Tage ein Schiff anlegt und einen schmalen Brief vielleicht bringt, der eine Brücke ist vom Heimatdorf zur tiefen Einsamkeit? Wir wissen nichts davon.

Wenn aber ein Dichter davon weiß, wenn er es erlebt hat, und nun davon spricht, so schauen wir um unserer eigenen Sehnsucht willen tiefer hinter die Dinge und erleben an dem Lehrer Christian Heinsberg, der um das Jahr 1910 im deutschen Dorfe Bellmann seinen Beruf ausübte, vielleicht etwas von dem eigenen Schicksal: denn die Unruhe, die seine Vorfahren nach Rußland trieb, zog ihn wieder nach Deutschland zurück. Mit ihm erleben wir aber nicht allein sein kleines bescheidenes Sein, sondern — und das ist Pontens eigenartige zuerst

[1] Josef Ponten: Wolga Wolga. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 321 S. Geb. M. 7,50.

Digitized by Google

fremdwirkende Komposition — die ganze Geschichte der Deutschen, die mit dem älteren Heinsberg auswanderten. Je weiter der Christian Heinsberg auf seinem Weg über Petersburg, über die Ostsee nach Königsberg vordringt, um so tiefer werden wir in die Vergangenheit zurückgeleitet, um schließlich aus einem fächerartigen Gebilde mit wechselnder Gegenwart und Gewesenem den Verlauf des Schicksals eines Volkes zu erkennen. Seltsam mag diese Gestaltung zuerst erscheinen und doch wächst aus ihr einzigartig die Vielfalt einer Geschichte, die, in ihrer Folgehaftigkeit erzählt, eine bloße Aneinanderreihung der Geschehnisse ergeben hätte. So aber ist es, als ob der Gegenwartsmensch aus der Vergangenheit den Sinn seiner Herkunft begreifen müßte, als ob unser eigenes Wesen seine Aufhellung von unseren Vorfahren bekäme.

Dieses Buch, der Anfang eines großangelegten Werkes, zu dessen Vollendung Dichtertum mit Besessenheit, Unruhe und Ruhe gehört, zeigt eine Form der Gestaltung, die vor zwanzig, dreißig Jahren einmal lebendig war, aber vergessen wurde, weil wir uns wandelten. In dieser Fassung aber, die das Einzelschicksal mit der Gesamtheit eines Volkes bindet, wird sie neu, weil sie wesentlich wird aus dem Stoff, aus den Menschen und Geschehnissen. Aus dieser Bindung entstand das Buch, und man möchte wünschen, daß Ponten in der Reife seines Schaffens dem deutschen Volk *sein* Buch schenken möchte. Worauf wir warten ... seit wann?

Gide unterm Äquator

Zu seinem Reisebuch „Kongo und Tschad“ [1]

Von Fritz Schotthöfer (Frankfurt a. M.)

Nordafrika, Algerien und Tunesien waren früh schon eine zweite geistige Heimat dieses Europäers geworden. Die Wüste, die Sonne, der Islam zogen ihn immer wieder in ihren Bezirk gesteigerter Lebenstemperatur. Es war, als ob der an Goethes Ruhe Gefühlte die Erwärmung der Sinne nötig hätte, als ob der klassische Zeichner die Romantik der Farben suchen müßte, die sich dort freilich in die Glut weißen Lichtes wandeln. Wer da unten am Rande der Sahara reiste, kennt die saugende Anziehung, die immer tiefer in die Wüste, in den immer heißeren Süden lockt. Die Araber nennen es den Tamesruft, den unheimlichen Zug nach dem wasserlosen Lande, das den gleichen Namen trägt. Meine Weisheit stammt nur aus den Belehrungen eines Dolmetschers, die strengerer Philologie vielleicht nicht standhalten. Gide hat diese Sehnsucht lange mit sich herumgetragen. Vor einigen Jahren erst hat er eine große Reise nach dem Kongo und dem Tschadsee unternommen, allerdings nicht nach einer Durchquerung der Sahara, sondern vom Meere her. „Welcher Dämon hat mich nach Afrika getrieben? Was hatte ich hier zu suchen?“ So schreibt er ins Tagebuch. Und an einer anderen Stelle wundert er sich, daß er in seinem Alter, nicht weit von den Sechzigern, noch sich auf solche Unternehmung einlassen konnte.

Da die innere Nötigung da war, mußte sie fruchtbar werden. Sie hat eins der schönsten Reisebücher hervorgebracht.

Das Buch ist so schön geworden, weil es anspruchslos blieb. Gide ließ ihm die Form der unmittelbaren Aufzeichnung. Das Erlebte steht in den frischen Umrissen der ersten Eindrücke. Nicht viel Reflexion, nicht viel Kommentar setzt sich an. Man könnte es geradezu nüchtern nennen, wie Gide schildert. Nun weiß er sehr wohl, was er tut. Er sieht die Welt der Tropen ohne Erstaunen, ohne Verwunderung. Er empfindet die Eintönigkeit des „Buschs“. Vor phantastischen Bildern, Beleuchtungen, den Taumeltänzen der Negerinnen bleibt ihm die Feder gelassen im Bewußtsein der stilistischen Einheit. Mit voller Überlegung bewahrt er sie davor, den Ton höher zu notieren, die Linie bewegter zu führen. „Die Kunst schließt das Maßvolle in sich, das Ungeheure widerstrebt ihr, eine

[1] Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 492 S. Geb. M. 10,—.

Digitized by Google

Beschreibung wird nicht fesselnder dadurch, daß man zehn für eins setzt." Er stellt fest, daß er sich nur die Worte „wundervoll" und „seltsam" gestatte, um Außergewöhnliches zu markieren.

Das alles ist nichts Neues bei Gide. Er schreibt immer mit zärtlichster Sorge um klassische Einfachheit und natürlichen Takt. Doch konnte er in früheren Werken — am lebendigsten in den „Nourritures terrestres" — die Reise lyrisch erleben, sich vom Gesehenen entzünden lassen und seinen seelischen Bau in Flammen setzen. Unterm Aquator mäßigt sich der Schwung zu methodischer Beschreibung. Früher war es Gide, der sich spiegelte, jetzt ist er der klare Spiegel.

Noch wird alles ganz persönlich gesehen. Gide greift nie über die Reichweite seines unbewaffneten Auges hinaus. Wissenschaftliches über das Gebiet liest er erst nach der Rückkehr. Er zieht mit seiner Karawane durch französisch Äquatorialafrika, auf den Dampfern, im Auto, im Tragsessel, zu Fuß. Er besucht die Beamten, die Leiter der Faktoreien, geht in die Negerdörfer, spricht mit den Häuptlingen, lebt das tägliche Leben mit seinem Koch, seinem Dolmetscher, seinen Boys, seinem Dindiki, einem kleinen Tierchen, das er wie ein Amulet hütet, um es schließlich doch ster-

André Gide im Kongo. Er trägt, um den Hals gelegt, Dindiki, das kleine Tierchen aus dem Urwald

ben zu sehen. Es ist der Roman einer Reise durch den Alltag der Tropen, in ihren breiten Strömen, ihren Steppen, ihren Urwäldern, ihrem großen See. Aber wie wird die ruhmlose Wirklichkeit vor das Auge hingestellt!

Das Wort Film drängt sich vor. Doch es trifft diese Sachlichkeit nicht ganz. Denn noch immer ist das Medium Gide da, durch das diese ferne Welt in unseren Gesichtskreis projiziert wird.

Es ist ein Mensch von letzter europäischer intellektueller Formation, der durch die Wildnis wandert. Gide liest im Tragsessel die Wahlverwandtschaften, den Misanthropen, setzt sich mit der „poésie pure" des Abbé Brémond auseinander. Vor der Natur in Urform zieht er sich immer wieder in seine europäische Geistigkeit zurück, vielleicht um ein Gegengewicht gegen die umgebende Primitivität zu schaffen, vielleicht, um das eigene Denken nicht darben zu lassen an dem, was ihm die tiefsten Quellen waren.

Aber dieser Raffinierteste unter den Kultivierten fühlt keine Distanz zu den Eingeborenen. Er steigt auf die Ebene ihres Lebens hinab, ohne sich unter sie zu mischen, aber um sie als Menschen zu verstehen. Die Fahrt im Lande macht ihn zum Entdecker jener Unmenschlichkeiten, mit der die Kautschukgesell-

Digitized by Google

schaften die Neger ausbeuten, grausam zur Arbeit zwingen, schlecht ernähren. Über jene Kongogreuel ist viel geschrieben worden. Sie haben längst aufgehört, wenn man den Versicherungen der Kolonialregierungen glaubt. Aber Gide hat sie noch in ganzer Widerwärtigkeit wiedergefunden. Er hat nicht geschwiegen. Als in Frankreich seine ersten Aufzeichnungen darüber erschienen, haben sie großes Aufsehen erregt, und die Kautschukmänner sandten ihre gefügigen Schreiber nach dem Kongo, um durch prachtvolle Artikel über das herrliche zivilisatorische Wirken ihrer Faktoreien Gides Anklagen zu entkräften. Vor der Autorität des Schriftstellers, der gegen sich selbst die letzte Aufrichtigkeit bewährte, kamen diese Rechtfertigungen nicht auf.

Ob es da unten anders wird, das ist eine andere Frage. Doch als einer der dort war, konnte, durfte Gide nicht schweigen. Das ist nicht das geringste Verdienst dieses Buches, das in wunderbarer Durchsichtigkeit, ohne sie pathetisch zu betonen, die Probleme zeigt, die das dunkle Afrika für Europa in sich birgt.

Proben und Stücke

Eingangskapitel aus „Kongo" von André Gide[1]

Zwischenlandungen

21. Juli 1925.

Am dritten Tage der Überfahrt.

Unsagbare Mattheit. Stunden ohne Umriß noch Inhalt. Nach zwei Tagen schlechten Wetters beginnt der Himmel zu blauen. Das Meer wird ruhiger, die Luft wärmer. Ein Schwalbenflug folgt unserm Schiff.

Nie wird man die Kinder genug wiegen, zur Zeit ihrer frühesten Jugend. Ich bin sogar der Meinung, daß man, um sie zu beruhigen, zu den allerschwankendsten Apparaten Zuflucht nehmen sollte. Was mich anbetrifft, wurde ich nach rationellen Methoden erzogen; laut Anordnung meiner Mutter lernte ich nie etwas anderes als feststehende Betten kennen, mit dem Resultat, daß ich heute der Seekrankheit ganz besonders unterworfen bin.

Immerhin, ich halte mich ganz gut. Ich strenge mich an, die Schwindelgefühle zu bezähmen, und weiß Gott, ich mache bessere Figur als zahllose andere Fahrgäste. Die Erinnerung an meine sechs letzten Überfahrten (Marokko, Korsika, Tunesien) wiegt mich in Sicherheit.

Mitpassagiere: Verwaltungsmenschen und Kaufleute. Ich glaube, wir sind die einzigen „Vergnügungsreisenden".

„Was wollen Sie eigentlich dort unten?"

„Das wird sich herausstellen, wenn ich erst dort bin."

Ich habe mich in diese Reise gestürzt, wie Curtius in den Abgrund. Es kommt mir schon gar nicht mehr so vor, als ob ich sie eigentlich gewollt hätte (trotzdem seit Monaten mein Wille dahin ging), sondern vielmehr, als ob sie sich mir, wie alle großen Ereignisse meines Lebens, in einer Art unausweichlicher Fatalität aufgedrängt hätte. Und ich vergesse schließlich fast, daß sie nur ein „im reifen Alter verwirklichter Jugendtraum" ist. Diese Kongoreise hatte ich mir schon vor meinem zwanzigsten Jahre vorgenommen, — das sind jetzt sechsunddreißig Jahre her.

Ich lese mit Wonne, von Nummer 1 an, sämtliche Fabeln Lafontaines wieder einmal durch, und ich könnte kaum eine gute Eigenschaft nennen, die ihm abgeht. Wer zu sehen versteht, findet bei ihm von allem, aber es bedarf eines bewanderten Auges, so leicht getönt sind oft die Dinge bei ihm. Er ist ein Kulturwunder, klug wie Montaigne, sensibel wie Mozart.

Gestern früh, als das Deck gewaschen wurde, stand auf einmal meine Kabine unter Wasser; eine ganze, schmutzige Sturzwelle, inmitten deren kläglich mein hübscher, kleiner, lederner Goetheband schwimmt, den Graf Keßler mir geschenkt hat (und in dem ich die „Wahlverwandtschaft" wiederlese).

25. Juli.

Eintönig grauer Himmel von erstaunlicher Sanftheit. Dieses langsame, stetige Hinuntergleiten gegen Süden soll uns heute abend noch nach Dakar führen.

Gestern fliegende Fische. Heute Herden von Delphinen. Der Kommandant beschießt sie von der Schiffsbrücke aus. Einer davon zeigt seinen weißen Bauch, aus dem ein Blutstrom quillt.

Die afrikanische Küste kommt in Sicht. Heute morgen ist eine Meerschwalbe gegen die Sente geflogen. Ich bewundere ihre palmblätterförmigen Füßchen und ihren bizarren Schnabel. Sie wehrt sich nicht, als ich sie in die Hände nehme, bleibt dort einen Augenblick ruhig liegen, dann schwirrt sie davon, verschwindet auf der andern Seite des Schiffes.

26. Juli.

Dakar. Nacht. Enge, verödete Gassen. Trübselige, verschlafene Stadt. Man kann sich etwas Häßlicheres, Unexotischeres kaum vorstellen. Nur vor den Hotels ist ein bißchen Betrieb. Heftig beleuchtete Kaffeehausterrassen. Ordinäres Gelächter. Wir gehen eine lange Straße hinab, die bald aus der französischen Stadt herausführt. Glücklich, uns unter Negern zu befinden. In einer Seitenstraße ein Gartenkino. Wir gehen hinein. Hinter der Leinwand liegen Negerkinder auf der Erde, unter einem riesigen Baum, einem Wollbaum offenbar. Wir setzen uns in die erste Reihe der zweiten Platz-

[1] „Kongo und Tschad." Von André Gide. Übersetzt von Gertrud Müller. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 492 S. Geb. M. 10,—.

Digitized by Google

kategorie. Hinter mir ließ ein großer Neger mit schallender Stimme die Filmtexte ab. Wir gehen wieder hinaus, irren noch eine Weile herum und sind bald so müde, daß wir nur noch ans Schlafen denken. Aber ein Nachtfest unter den Fenstern des Hotel de la Métropole, in dem wir Wohnung genommen haben, hindert uns lange Zeit erfolgreich daran.
Schon um sechs Uhr gehen wir auf die „Asie" zurück, um einen Photoapparat zu holen. Ein Wagen führt uns auf den Markt. Skelettartige Pferde mit durchgeriebenen, blutigen Flanken, deren Wunden man mit Preußischblau bepinselt hat. Wir vertauschen diese traurige Equipage gegen ein Auto, das uns sechs Kilometer vor die Stadt hinaus fährt, mitten durch unbebautes, von Aasgeiern heimgesuchtes Gelände. Da und dort sitzen ein paar davon auf einem Hüttendach und sehen aus wie riesige, gerupfte Tauben.
Jardin d'Essai. Unbekannte Bäume. Blühende Bisamsträucher. Man taucht unter in engen Alleen und hat einen Vorgeschmack vom Tropenwald. Ein paar schöne Schmetterlinge, die aussehn, wie große Machaon, aber auf der Unterseite der Flügel perlmutterfarbene Flecken haben. Stimmen unbekannter Vögel, die im Blättergewirr zu entdecken ich vergeblich versuche. Eine lange, sehr dünne, schwarze Schlange flüchtet vor uns.

27. Juli.

Unaufhörlicher Regen. Die See geht ziemlich hoch. Zahlreiche seekranke Passagiere. Wir hören alte Kolonialleute sich beklagen: „Scheußlicher Tag! Ärger kann es nicht werden." Alles in allem komme ich ganz gut weg dabei. Die Luft ist warm, gewitterhaft und feucht, aber mir scheint, es war manchmal noch schlimmer in Paris. Ich bin erstaunt darüber, daß ich nicht stärker schwitze.

Am 29. Ankunft in Konakry. Wir hätten um sieben Uhr einlaufen sollen, aber seit Tagesanbruch irrt das Schiff im dichten Nebel. Man hat den Richtpunkt verloren. Immer wieder wird das Lot ausgeworfen. Geringe Tiefe, sehr wenig Zwischenraum zwischen Korallenriffen und Sandbänken. Der Regen fällt in solchen Strömen, daß wir schon darauf verzichten wollen, an Land zu gehen, aber da stellt uns der Kommandant sein Petrolboot zur Verfügung.
Sehr lange Überfahrt vom Schiff bis zum Wharf, aber derweil verzieht sich der Nebel, hört es auf zu regnen.
Der Kommissär, der uns an Land bringt, teilt uns mit, wir hätten nur eine halbe Stunde zur Verfügung, und man würde nicht auf uns warten. Wir springen auf ein Wägelchen, das von einem „schlanken und kräftigen" Negerjüngling gezogen wird. Sehr schöne Bäume, lachende Kinder mit nacktem Oberkörper und schmachtenden Augen. Der Himmel hängt tief. Die Luft ist ungewöhnlich reglos und weich. Alles hier scheint Glück zu verheißen, Wollust, Vergessen.

31. Juli.

Tabu.

Ein niederer Leuchtturm, der aussieht wie ein Schiffskamin. Ein paar Dächer, ganz verloren im Grünen. Das Schiff hält zwei Kilometer von der Küste. Zu wenig Zeit, um an Land zu gehen, aber vom Ufer her nähern sich zwei große Barken mit Crewmen. Die „Asie" heuert deren siebzig an, um die Besatzung zu verstärken – man wird sie auf der Rückfahrt wieder hier absetzen. Die Leute sind meistenteils erstaunlich schön gewachsen, aber man wird sie in der Folge nur noch bekleidet zu sehen bekommen.
Ein vereinzelter Neger in einer winzigen Pirege[1] versucht sich des andrängenden Wassers zu erwehren, indem er mit dem Bein gegen den Schiffsrumpf schlägt.

1. August.

Bild aus einem alten „Magasin Pittoresque": Sandbank bei Grand-Bassam. Die ganze Landschaft scheint in die Länge gezogen. Teefarbenes Meer, von langen, schmutziggelben Bändern alten Schaums durchzogen. Dann eine Dekoration von scharfumrissenen Räumen, ganz einfach in der Form, wie auf einer Kinderzeichnung. Bewölkter Himmel.
Auf dem Wharf stoßen die Schwarzen ihre Wägelchen in ameisenartigem Gewimmel durcheinander. Am Fuß des Wharf stehen Schuppen, dann, von rechts nach links, die Baumlinie schneidend, niedere, platte Häuser mit roten Ziegeldächern. Die Stadt ist eingeengt zwischen Lagune und Meer. Wie soll man sich's nur vorstellen, daß ganz nah, gleich hinter der Lagune, der riesige Urwald sein soll – der richtige Urwald . . .
Um auf den Wharf hinüber zu gelangen, werden wir zu fünft oder sechst in eine Art Balancella[2] verstaut, die an einem Haken festgehängt und dann von einem Kran durch die Lüfte über die Wellen hin getragen wird, worauf sie der Wellbaum schwerfällig auf eine breite Barke niedergehen läßt.
Man sieht im Geiste Spielzeughaie und Spielzeugtrümmer – einen Puppenschiffbruch. Nackte Neger balgen sich schreiend herum und zeigen ihre Kannibalenzähne.
Boote schaukeln auf dem See, der von kleinen, entenfußförmigen Pagajen durchpflügt und durchschaufelt wird, roten und grünen, wie man sie auf nautischen Festen im Zirkus sieht. Taucher fischen nach kleinen Geldstücken, die man ihnen vom Deck der „Asie" aus zuwirft, und bergen sie in ihren Backentaschen. Man wartet, bis die Barken sich gefüllt haben. Man wartet auch darauf, daß der Arzt von Grand-Bassam kommt, um gewisse Bescheinigungen – ich weiß nicht was für welche – auszustellen. Man wartet solange, bis die ersten Passagiere, die zu früh in die Boote gestiegen sind sowie die Beamten von Bassam, die sich aus allzu großer Eile zu ihrem Empfang eingestellt haben, triefend sind vom Schütteln, Wiegen und Stoßen. Man sieht sie hin übergeben, links und rechts über den Bootsrand gebeugt.

Grand-Bassam.

Eine breite Straße mit gepflastertem Mittelstück, gesäumt von niedrigen, vereinzelt stehenden Häusern. Zahlreiche große, graue Eidechsen ergreifen vor uns die Flucht und gleiten auf den nächsten Baumstamm zu, wie beim „Bäumchenspiel". Verschiedene unbekannte Baumarten, mit breiten Blättern, die den Reisenden in Erstaunen versetzen. Eine sehr kleine, sehr kurzbeinige Ziegenart, Böcke, kaum größer als Terrierhunde, die aussehen wie Zicklein, aber mit Hörnern und einem stark entwickelten, violettrötlichen Geschlechtsteil.
Die Querstreifen gehen vom Meer zur Lagune, die hier sehr schmal ist. Die darüberführende Brücke sieht ganz japanisch aus. Eine üppige Vegetation lockt uns ans andere Ufer, aber

[1] Pirege: Aus einem Stamme gemachtes, leichtes, rasches Fahrzeug der Wilden.
[2] Balancella: leichtes Fahrzeug im Mittelmeer, mit nur einem Mast und 16–20 Rudern.

Digitized by Google

wir haben keine Zeit. Das andere Ende der Straße verliert sich im Sand einer Düne; Gruppen von Ölpalmen; dahinter unsichtbar das Meer, dessen Gegenwart das Mastwerk eines großen Schiffes verrät.

Lomé (2. August).

Beim Aufwachen regnet es in Strömen. Aber nein, die Sonne kommt doch; all das Grau wird blasser, ist schließlich nur mehr ein milchig-bläulicher Dunst; es gibt keinen Ausdruck, um die Zartheit dieser silbernen Fülle zu schildern, das ungeheure Licht dieses verschleierten Himmels. Man möchte es mit dem Pianissimo eines riesigen Orchesters vergleichen.

Cotonu (2. August).

Schlacht zwischen einer Eidechse und einer meterlangen, schwarzweiß gezeichneten Schlange. Sie ist dünn und beweglich, aber so sehr in Anspruch genommen vom Kampf, daß wir sie aus nächster Nähe betrachten können. Die Eidechse wehrt sich, kann schließlich entwischen unter Zurücklassung ihres Schwanzes, der noch lange „blindlings" weiterzappelt.

Passagiergespräche.

Ich möchte eigentlich in diesem Notizbuch eine Rubrik eröffnen, wie im „Quotidien": „Stimmt es, daß . . ."
„Stimmt es, daß eine amerikanische Gesellschaft sich in Grand-Bassam niedergelassen hat, und dort Mahagonyholz aufkauft, das sie uns nachher als ‚Hondurasmahagony' weiterverkauft?"
„Stimmt es, daß das Mais, das in Frankreich 35 Sous kostet, hier nur . . ." usw.

6. August (Libreville).

7. August (Port-Gentil).

In Libreville, diesem Zauberlande
„. . . dem die Natur
Seltenste Bäume gab, und Früchte, reich an Saft,"
kommt man um vor Hunger. Man weiß nicht, wie man sich helfen soll gegen Teuerung und Nahrungsmangel. Und man sagt uns, es sei im Landinneren noch schlimmer.
Der Kran der „Asie" holt Kisten aus dem Schiffsrumpf, in einem großmaschigen Netz, das er auf den Transbordeur entleert. Die Eingeborenen nehmen sie mit großem Geschrei und Getue in Empfang. Die Kisten werden derart herumgeschmissen und -geschmettert, daß es ein Wunder ist, wenn eine davon heil ankommen sollte. Ein paar davon sieht man aufplatzen wie Erbsenschoten, und ihren Inhalt, bestehend aus Konservenbüchsen, wie Kerne verstreuen. Ich fange eine der Büchsen auf. F., Hauptagent einer Nahrungsmittelunternehmung, dem ich sie zeige, erkennt die Marke und versichert mir, daß es sich um einen Posten verdorbener Produkte handle, der auf dem Markte von Bordeaux keinen Käufer gefunden habe.

8. August.

Mayumba.

Lyrismen der Stachelruderer während der gefährlichen Überquerung der Sandbank.
Ihre Lieder und Refrains kreuzen sich, gehn durcheinander. (Ich habe dieses seltsame Durcheinandergehen der Melodien später in der Tschadgegend wieder angetroffen.) Bei jedem Eintauchen in die Wellen wird die Stachelstange gegen den nackten Schenkel gestützt. Wilde Schönheit dieses halbtraurigen Singsangs; Muskelfreudigkeit; heftiger Enthusiasmus; dreimal bäumt sich die Schaluppe, ragt zur Hälfte aus dem Wasser auf; und wenn sie zurückfällt, platscht ein riesiger Wasserguß über uns, rasch getrocknet von Sonne und Wind.
Marc und ich machen uns zu Fuß auf, dem Wald entgegen. Eine schattige Allee führt hinein. Eigentümliche Stimmung. Lichtungen, auf denen ein paar Schilfhütten stehen. Der Verwalter kommt uns im Tragstuhl entgegen, stellt liebenswürdigerweise zwei andere zu unserer Verfügung. Wir lassen uns von ihm weiterführen, obwohl wir eigentlich schon auf dem Rückweg begriffen waren, und wir tauchen wieder hinein in den Wald. Meine Freude hätte nicht größer sein können, wenn ich als Zwanzigjähriger hierhergekommen wäre. Sprünge und Schreie der Träger. Wir kommen dem Meeresufer entlang zurück. Herden von hochbeinigen Krabben, wie ungeheuerliche Spinnen, ergreifen in sinnlosem Durcheinander die Flucht vor uns.

9. August.

Pointe-Noire. — Stadt im Larvenzustand. Macht einen unterirdischen Eindruck, wie ein Keller.

5 Uhr abends. 9. August.

Wir treten in die Kongogewässer ein; fahren nach Banane in der Vedette des Kommandanten. Jede Gelegenheit, den festen Erdboden zu betreten, ist uns willkommen. Rückkehr bei einbrechender Nacht.
Die Freude ist vielleicht ebenso stark; aber sie dringt weniger tief in mich ein, findet weniger Widerhall in meinem Herzen. Ach, wenn ich es doch einfach übersehen könnte, daß das Leben seine Verheißung vor mir verkleinert . . . Mein Herz schlägt doch nicht weniger stark, als mit zwanzig Jahren.
Langsames Ansteigen des Flusses während der Nacht. In der Ferne, auf dem linken Ufer, ein paar Lichter; ein Reisigfeuer am Horizont; zu unsern Füßen das erschreckende Dickicht des Wassers.

10. August.

Ein abgeschmackter Zwischenfall hindert mich daran, im Vorübergehen in Bôma (Belgischer Kongo) dem Gouverneur meine Ehrenbezeigungen zu erweisen. Ich habe es noch nicht recht begriffen, daß ich jetzt, mit einer Mission betraut, eine offizielle Persönlichkeit bin. Ich habe die größte Mühe, mich für diese Rolle genügend aufzublasen.
In Matadi am 10. abends angekommen, am 12. um sechs Uhr morgens wieder abgereist, — in Thysville um halb sieben Uhr abends.
Abreise gegen sieben Uhr morgens, Ankunft in Kinchassa erst in später Nacht.
Tags darauf Überfahrung des Stanley-Pool. Freitag den 14. neun Uhr morgens in Brazzaville.

Brazzaville.

Seltsame Gegend. Es ist hier nicht so heiß, daß man ins Schwitzen kommt. Ich mache mit kindlichem Vergnügen Jagd auf unbekannte Insekten. Ich bin heute noch untröstlich darüber, daß ich mir einen besonders schönen, langgehörnten, grasgrünen Käfer mit gestreiften, damaszierten, hell und dunkel gesprenkelten Elytren habe entwischen lassen. Er hatte ungefähr die Größe eines Ochsentöters, einen sehr breiten Kopf mit Zangenmandibeln. Ich hatte ihn von ziemlich weit hergebracht, trug ihn vorsichtig, um die Körpermitte gefaßt,

Digitized by Google

zwischen Daumen und Zeigefinger. Aber im Moment, da ich ihn in die Zyanflasche stecken wollte, entkam er mir und flog davon.

Ich erbeute ein paar schöne, geschwänzte Schmetterlinge, schwefelgelb mit schwarzen Flecken, die hier sehr zahlreich vorkommen, dann noch einen, der dem Machaon (Schwalbenschwanz) ähnlich sieht, aber größer; gelb mit schwarzen Streifen. (Ich hatte ihn bereits im Jardin d'Essai von Dakar angetroffen.)

Heute früh sind wir an die Stelle zurückgekehrt, wo der Kongo und der Djoué zusammenmünden, etwa sechs Kilometer von Brazzaville. (Wir waren gestern bei Sonnenuntergang bereits dort gewesen.) Kleines Fischerdorf. Bizarres, ausgetrocknetes Flußbett, auffallend durch eine fast unbegreifliche Anhäufung von fast schwarzen „boulders". Es sieht aus wie eine Gletschermoräne. Wir springen von einem dieser runden Felsblöcke zum andern, bis ans Kongoufer. Ein kleiner Fußweg führt fast unmittelbar am Flusse entlang; ein schattiger Schlupfhafen, in dem eine große Piroge vor Anker liegt. Sehr viele und sehr verschiedenartige Schmetterlinge; aber ich habe nur ein Netz ohne Stiel bei mir, und muß die schönsten entwischen lassen. Wir kommen in eine waldigere Gegend, direkt am Ufer der Mündung. Das Wasser ist hier bedeutend klarer. Ein riesiger Wollbaum, dessen ungeheuerlichen Fuß wir umgehen müssen. Zwischen den Wurzeln des Stammes sprudelt eine Quelle herauf. In der Nähe dieses Wollbaumes ein purpurvioletter Amorphophallus auf stachligem, mehr als meterhohem Stengel. Ich zerzupfe die Blume und finde am untern Ende des Stempels ein ganzes Gewimmel von winzigem Ungeziefer. Vereinzelte Bäume, an die die Eingeborenen Feuer gelegt haben, verbrennen langsam, von unten herauf.

Ich schreibe im Gärtchen der sehr hübschen Hütte, die Herr Alfassa, der interimistische Generalgouverneur, uns zur Verfügung gestellt hat. Die Nacht ist lauwarm, ohne einen Windhauch. Unaufhörliches Grillenkonzert, begleitet vom tieferen Quaken der Frösche.

23. August.

Zum drittenmal an den Stromschnellen des Kongo. Aber diesmal fangen wir es besser an. Mit einigen andern zusammen traversieren wir, unter der Führung von Herrn und Frau Chaumel einen Arm des Djoué mit einer Barke und kommen so ans Flußufer. Die Höhe der Wellen und die Heftigkeit der Strömung sind hier auffallend stark. Ein strahlender Himmel durchtränkt dieses mehr majestätische als romantische Schauspiel mit seiner Klarheit. Da und dort gräbt ein Wirbel eine tiefe Furche ein und eine Schaumgarbe spritzt auf. Keine rhythmische Bewegung. Ich kann mir diese Ungleichmäßigkeit der Strömung nicht recht erklären. —

„Sollte man es für möglich halten, daß noch nie ein Maler diesen Anblick festgehalten hat!" ruft einer der Gäste und sieht mich dabei an; eine Aufforderung, die ich nicht beantworten mag. Die Kunst schließt das Maßvolle in sich, das Ungeheure widerstrebt ihr. Eine Beschreibung wird nicht fesselnder dadurch, daß man zehn für eins setzt. Man hat Conrad den Vorwurf gemacht, daß er in „Taifun" bei der Schilderung des Sturms das Stärkste hat unter den Tisch fallen lassen. Ich bewundere ihn im Gegenteil dafür, daß er seine Erzählung gerade an der Schwelle des Grausigsten abbricht, und der Vorstellung des Lesers freien Spielraum läßt, nachdem er ihn bis zu einem Punkte des Schrecklichen geführt hat, wo es nicht mehr weiterzugehen scheint.

Aber es ist eine allgemeine irrige Auffassung, daß das Sublime in der Malerei mit der Enormität des Gegenstandes zusammenhängt. Ich lese im „Bulletin de la Société des Recherches Congolaises" No. 2 (Bericht der Gesellschaft für Kongoforschung):

„Diese Stromschnellen sind, nach meiner Meinung, in ihrer außerordentlichen Wuchtigkeit eins der schönsten Schauspiele der intertropischen Landschaft. Und ich schließe, indem ich meinem Bedauern darüber Ausdruck gebe, daß sich noch kein Musiker gefunden hat unter den Kolonialbewohnern, der die Fähigkeit besäße, es in Tönen wiederzugeben." Ich kann mich diesem Wunsche nicht anschließen.

24. und 25. August.

Prozeß Sambry.

Je weniger intelligent der Weiße ist, für desto dümmer hält er den Schwarzen.

Man sitzt zu Gericht über einen unglücklichen Verwaltungsbeamten, der zu jung und ohne hinreichende Instruktionen an einen zu weit abgelegenen Posten geschickt worden ist. Dazu hätte es einer Charakterstärke, einer moralischen und intellektuellen Hochwertigkeit bedurft, die diesem Manne abgingen. Statt dessen nimmt man Zuflucht zu prekären, krampfhaften, schamlosen Gewaltmitteln. Man bekommt es mit der Angst, verliert den Kopf. Aus Mangel an natürlicher Autorität versucht man's mit dem Terror, verliert immer mehr an Boden, und bald reicht nichts mehr aus, um die ständig wachsende Unzufriedenheit der Eingeborenen im Schach zu halten; diese sind oft vollkommen gutartig, werden erst durch Ungerechtigkeiten, Willkür und Grausamkeit verhetzt und zum Äußersten getrieben.

Aus dem Prozeß geht vor allem hervor, daß es an hinreichender Aufsicht fehlt. Man sollte auf diese entlegenen Posten im Busch nur Leute schicken, die sich über ihren Wert und ihre Eignung ausgewiesen haben. Solange dies nicht der Fall ist, sollten besonders junge Verwaltungsbeamte aufs sorgfältigste beaufsichtigt werden.

Der Verteidiger benutzt die Gelegenheit, um der Verwaltung im allgemeinen den Prozeß zu machen, mit billigen, rhetorischen Effekten und Daumiergebärden, von denen ich geglaubt hatte, sie seien längst außer Kurs. Um dieser Attacke, auf die er vorbereitet worden war, zu begegnen, hatte Herr Prouteaux, Kabinettschef des Gouverneurs, an der Seite des öffentlichen Anklägers Platz genommen, was gewisse Leute als „deplaciert" erklärten.

Besonders bemerkenswert ist die Unfähigkeit der Dolmetscher. Sie sind außerstande, die Fragen zu erfassen, die vom Richter gestellt werden, übersetzen sie aber trotzdem sofort, sehr rasch und ganz von ungefähr, was zu den lächerlichsten Konfusionen Anlaß gibt. Zum Schwören aufgefordert, wiederholen sie idiotisch: „Sag: Ich schwöre es," unter dem dröhnenden Gelächter des Publikums. Und als sie die Zeugenaussagen wiedergeben sollen, schwimmt alles irgendwo im Vagen.

Der Angeklagte kommt mit einem Jahr Gefängnis davon, und wird der Rechtswohltat des Béranger-Gesetzes für teilhaftig erklärt.

Es gelingt mir nicht recht, mir eine Meinung zu bilden über das, was beim Hören des Urteilsspruches in den zahlreichen Eingeborenen, die dem Prozeß beiwohnen, vorgeht. Befriedigt wohl die Verurteilung Sambrys ihre Rechtsauffassung? . . .

Während der dritten und letzten Sitzung in diesem traurigen

Digitized by Google

Prozeß kam ein sehr schöner Schmetterling in den Gerichtssaal geflogen. Nach langem Herumflattern ließ er sich plötzlich auf dem Pult nieder, an dem ich saß, und es gelang mir, ihn heil und ganz zu fangen.

Anderntags kommt einer der beisitzenden Richter, Herr X. mich besuchen.

– „Soll ich Ihnen das Geheimnis an der ganzen Sache verraten?" sagt er mir; „Sambry hat sich sämtliche Frauen sämtlicher Milizsoldaten, die unter seinem Befehl standen, ins Bett geholt. Eine schlimmere Unvorsichtigkeit kann man sich gar nicht vorstellen. Diese Eingeborenengarden werden schrecklich, sobald man sie nicht ganz fest in der Hand hat. Fast alle Grausamkeiten, die man Sambry vorwarf, sind von ihnen begangen worden. Aber wie Sie gesehen haben, hat jeder von ihnen gegen ihn ausgesagt."

Ich mache meine Notizen zu sehr „für mich selber"; ich bemerke eben, daß ich noch gar nichts über Brazzaville gesagt habe. Zuerst war ich von allem entzückt: von der Neuartigkeit des Klimas, vom Licht, vom Laub der Bäume, vom Gesang der Vögel, und, in alledem, von mir selber, so daß ich vor lauter Staunen gar nichts zu sagen fand, nichts beim Namen zu nennen wußte. Ich bewunderte ohne Unterscheidung. Man schreibt nicht gut in der Trunkenheit. Und ich war berauscht.

Jetzt, da sich die erste Überraschung etwas gelegt hat, finde ich kein Vergnügen dabei, über etwas zu reden, was ich schon verlassen möchte. Diese riesig weit verstreute Stadt hat nichts Reizvolles, außer dem, was sie dem Klima verdankt und ihrer Lage längs dem Fluß. Verglichen mit ihr scheint Kinshassa abscheulich, aber Kinshassa ist voll lebendigsten Lebens; und Brazzaville schläft. Es ist zu weit ausgebreitet, für das bißchen Tätigkeit, das hier entfaltet wird. Sein Zauber liegt in der Indolenz. Besonders fällt mir auf, daß man zu gar nichts einen richtigen Kontakt findet. Nicht, daß alles hier gekünstelt wäre, aber vor allem steht der Lichtschirm der Zivilisation, und was hereindringt, ist gesiebt.

Ich zweifle nicht daran, daß man, speziell in puncto Verwaltungsbetrieb, hier mancherlei lernen könnte, aber um wirkliche Einblicke zu bekommen, müßte man das Land schon gut kennen. Was mir bereits klar zu werden beginnt, ist die außerordentliche Schwierigkeit und Verwickeltheit der Kolonialprobleme. Ganz besonders interessant wäre das Studium der Eisenbahnfrage, was die Strecke zwischen Brazzaville und Pointe-Noire angeht; aber ich weiß darüber nur soviel, wie man mir erzählt, und alle Darstellungen widersprechen sich; das macht mich schließlich gegen jedermann mißtrauisch. Es ist viel von Unordnung die Rede, von Mangel an Voraussicht, von zu großer Sorglosigkeit... Ich möchte nur für bare Münze nehmen, was ich selbst sehen oder genügend nachprüfen kann. Wie soll ich mich ohne Dolmetscher mit den „Saras" verständigen, diesen großen, starken Saras, die man für den Eisenbahnbau aus den Tschadgegenden hat kommen lassen? Und diese sind gar nicht auf dem laufenden, sie sind eben erst eingetroffen. Sie stehen da in Gruppen herum, vor dem Gemeindehaus, und warten, bis sie aufgerufen werden, um ihre Maniokrationen, die von andern Eingeborenen in großen Körben angeschleppt werden, in Empfang zu nehmen. Wie soll ich in Erfahrung bringen, ob es stimmt, daß unter ihren Vorgängern beim Bahnbau die Sterbeziffer geradezu erschreckende Dimensionen angenommen hat, wie behauptet wird?... Ich bin noch zu sehr Neuling hier im Land.

Wir engagieren auf gut Glück hin zwei Boys und einen Koch. Der letztere, – er hört auf den lächerlichen Namen Zézé, – sieht greulich aus. Er stammt aus Fort-Crampel. Die beiden Boys, Adum und Uthman, sind Araber aus Ouadaï, die unsere Reise nach Norden ihrem Vaterland näherführen wird.

30. August.

Gelähmtheit, verminderte Vitalität. Auge und Gehör verschlechtern sich, hindern die ohnehin schwächern Wünsche am Zuweitgehn. Die Hauptsache ist, daß diese Gleichung zwischen Impuls der Seele und Gehorsam des Körpers aufrecht erhalten bleibt. Möge es mir gelingen, auch in diesem Fall, und beim Alterwerden, die Harmonie in mir selbst aufrecht zu erhalten. Ich liebe die hochmütige Unbeugsamkeit der Stoiker nicht, aber das Grauen vor dem Tod, dem Altern, und allem andern Unausweichlichen scheint mir unfromm. Ich möchte, geschehe was da will, Gott eine dankbare und entzückte Seele zurückgeben.

Die Zivilisationsfeindschaft in der Literatur

Von Herbert Lewandowski (Utrecht)

Sehr unglaubwürdig erscheint es, daß in irgendeiner früheren Kultur Männer entstanden, die den Wert der Lebensform anzweifelten, an der alle teil hatten. Nicht in der indischen, der chinesischen, der japanischen, der orientalischen, der griechischen oder der römischen Kultur finden sich meines Wissens Belege dafür, daß Menschen auftraten und verkündeten: Unsere Lebenform ist nicht die rechte, unsere ganze Art zu leben ist ein Verbrechen gegen alles natürliche Sein. Erst im Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen ertönen schüchtern die ersten Stimmen, die vor der Überschätzung der Zivilisation warnen. Und gleich der erste Künder vom unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Kultur und Natur gießt diese Antithese in klassische, klar gemeißelte Worte. Rousseau[1] schreibt: „Alles kommt gut aus den Händen Gottes, alles verdirbt unter den Händen der Menschen." Der Erotiker Rétif de la Bretonne will in seiner Autobiographie „Monsieur Nicolas oder das enthüllte Menschenherz"[2] den einfachen, natürlichen Menschen dem konventionellen Menschen seiner Zeit gegenüberstellen: Um so glücklicher ist der Mensch, je mehr er sich im Einklang mit der Natur fühlt, je weniger er den verderblichen Einflüssen der Kultur erliegt. In dieser Beziehung stimmt Rétif vollkommen mit Rousseau überein. Deshalb preist er die Kindheit als die schönste, glücklichste Zeit des Lebens, weil der Mensch dann noch ganz Naturwesen sei und, besonders auf dem Lande, in einem wunderbaren Zusammenhange mit der

[1] Rousseau, Bekenntnisse, Reklams Universalbibliothek.

[2] Eine stark gekürzte Ausgabe erschien unter dem Titel: „Abenteuer im Lande der Liebe" und „Neue Abenteuer im Lande der Liebe" im Pfeil-Verlag, Leipzig-Utrecht.

Digitized by Google

ihn umgebenden Natur dahinlebe. Am verderblichsten ist nach ihm der Einfluß der Kultur auf die Liebe gewesen, deren Reinheit und Natürlichkeit durch sie zerstört worden ist. Eros ist vergiftet, seine Natur verfälscht worden.[1]

Aus dem Wunsch, die Entartung der Kultur zu besiegen, hat Rétif eine große Anzahl von Reformschriften veröffentlicht, von denen eine: „Der Pornograph" (die Reformierung der Prostitution) auch deutsch erschienen ist.[2]

„La Mimographe" (Reform des Theaters), „Les Gynographes" (Emanzipierung der Frauen), „L'Andrographe" (Allgemeine Reform des Menschengeschlechts) und der „Thesmographe" (Reform der Gesetze) sind wohl kaum je ins Deutsche übertragen worden.

Wenn im 19. Jahrhundert Balzac über die Gesamtheit seines Werkes den Titel setzt „Die menschliche Komödie" oder Flaubert in ein „Einfaches Herz" die beschränkte Bauernmagd zur rührenden Heldin erwählt, so ist dies alles wahrlich nicht aus dem Gefühl des Stolzes auf den erzielten Kulturfortschritt geschehen. Doch erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts entstehen der Kultur drei wütende Ankläger: Strindberg, Multatuli und Hans Jäger.

Strindbergs Werk hat jetzt jahrelang im Mittelpunkt des Interesses gestanden, so daß hier eine Analyse überflüssig erscheint. Wie sich Strindberg das ganze Leben in seiner Zeit zum deprimierenden Alpdruck verdichtete, ist wohl nirgends ergreifender als im „Traumspiel" dargestellt.

Multatuli hat sich als Beamter der holländischen Regierung in der indischen Kolonie persönlich gegen die Aussaugung der Eingeborenen gewandt und Stellung und Existenz dabei zum Opfer gebracht. Diesen seinen Lebenskampf hat er in „Max Havelaar" geschildert.[3]

Hans Jäger ist ziemlich unbekannt geblieben, obwohl seine Werke geeignet gewesen wären, Aufsehen zu erregen. Sie wurden nämlich alle als Privatdruck hergestellt und in Norwegen verboten. Erst nach Jahrzehnten erschienen sie in Deutschland. Ein Interesse, wie es heute etwa Joyces „Ulysses" findet, zu dessen mikroskopischer Gedankenmalerei sich in Jägers Werk mancherlei Parallelen finden, ist Jäger versagt geblieben. Er war zu krank, als daß sich die Gesunden gern mit ihm beschäftigt hätten.

„Ich war krank," so beginnt Jägers erstes großes Werk, die „Christiania Bohême".[4] „Kranke Liebe" heißt das Hauptwerk Jägers. Drei dicke Bände.[5] Die Klage Rétifs, daß die Kultur vor allem die Liebe habe entarten lassen, durchzittert wehmütig das ganze Werk dieses fanatischen Bekenners. Wie die „feine moralische Gesellschaft" den heranwachsenden jungen Mann den Qualen der Selbstbefriedigung und dem Schmutz und den Krankheiten der Prostitution überläßt, wie sie die bürgerlichen jungen Mädchen zwingt, sich bis zur versorgenden Heirat denen zu versagen, die sie lieben, das bildet den Inhalt von Jägers Werk. In der „Christiania Bohême" und in der „Kranken Liebe" ist es der Mann, der sich in Gegensatz zur Gesellschaft stellt, in dem Schauspiel „Olga, eine intellektuelle Verführung"[6] ist es die Frau, die sich gegen die Moral der Zeit empört und ihr Recht auf ein eigenes Leben fordert. Man muß schon in den Weltstädten leben, um zu finden, daß für unsere Zeit die Anklagen Jägers überholt erscheinen, in der ganzen Provinz aller Länder ist es heute nicht weniger muffig als in dem Norwegen des ausgehenden 19. Jahrhunderts.

Aus dem Zentrum der Zivilisation, aus Paris, flüchtet im Jahre 1891 der französische Maler Paul Gauguin, um für zwei Jahre unter den „Wilden" auf Tahiti zu leben. Sein Buch, das den Titel „Wohlriechend" (Noa-Noa) führt, ist ein einziger Lobgesang auf das von der verhaßten Kultur unberührte Dasein der Wilden. Dies ist das Ergebnis, mit dem er heimkehrt: „Die Wilden, diese Unwissenden, haben den alten Kulturmenschen vieles gelehrt, vieles in der Kunst zu leben und glücklich zu sein. Vor allem haben sie mich gelehrt, mich selber besser zu kennen, ich habe von ihnen nur tiefste Wahrheit gehört. Was war dein Mysterium, du geheimnisvolle Welt? Du hast mir Licht gebracht, und ich bin gewachsen in der Bewunderung deiner antiken Schönheit, der unvergänglichen Jugend der Natur. Dies Verständnis und die Liebe zu der Seele deiner Menschen, zu der Blume, die aufhört zu blühen und deren Duft niemand mehr einatmen wird, hat mich besser gemacht."[7]

Für wieviele Romane Gauguins Flucht in die Südsee das Vorbild gewesen ist, wer möchte das abschätzen! Sehr bekannt ist Laurids Bruuns Roman „Van Zantens Insel der Verheißung" geworden,[8] in dem van Zanten ähnlich wie Gauguin geschildert wird: „Er wollte nicht einsehen, daß die Eingeborenen geringer seien als er, und verkehrte darum auf gleichem Fuß mit ihnen, obgleich ihm dadurch manche Unannehmlichkeiten im Zusammenleben mit der von den Europäern verdorbenen Mischrasse erwuchsen... Es belustigte ihn, seine Umgebung mit seiner Verachtung für europäische Zivilisation und europäische Frauen zu reizen."

Weder bei Gauguin noch bei Laurids Bruun wurde die Berechtigung der weißen Rasse, zu kolonisieren, ausdrücklich in Zweifel gezogen. Vielleicht ist es Multatuli gewesen, der zuerst in seinem „Max Havelaar" das Recht der Weißen gegenüber dem Eingeborenen in Zweifel zog, und den naiven Naturkindern in seinem amsterdamer Makler Batavus Droogstoppel, das grauenvolle Pendant des kleinlichen, hinterhältigen Kaufmannes gegenüberstellte, der mit ewigen christlichen Bibelsprüchen auf den Lippen seinen eigenen Vorteil bis zum äußersten wahrnimmt, einen Typus, den man in Holland — und nicht nur da — in allen Gassen treffen kann.

Als „Lichtbringer", die ein Licht sehr zweifelhaften Wertes verbreiten, stellt Erich Scheurmann die Weißen in der Südsee dar. Scheurmann hat dieses Thema zu seinem Lebensthema erkoren und in den meisten seiner Bücher klingt es an u. a.: „Der Papalagi", „Der Segen der Dummheit", „Das hohe Lied der Kultur". (Sämtlich im Felsen-Verlag in Buchenbach bei Baden erschienen.) So urteilt der alte Samoanerhäuptling in „Lichtbringer" am Abend seines Lebens über den Papalagi, den „Durchbrecher des Himmels", wie die Wilden in kindlich gläubigem Aufschauen die ersten Weißen nannten:

[1] Dr. E. Dühren: Rétif de la Bretonne, der Mensch, der Schriftsteller, der Reformator, Max Harwitz Verlag, Berlin 1906.
[2] Rétif de la Bretonne, „Der Pornograph," Hyperion Verlag, 1200 numerierte Exemplare.
[3] Multatuli (Eduard Douwes Dekker) „Max Havelaar", Reklams Universalbibliothek.
[4] Hans Jäger, „Christiania Bohême", Erich Reiß-Verlag, Berlin.
[5] Bei Kiepenheuer, Berlin, 1920.
[6] Adolf Harms Verlag, Hamburg 1921.
[7] Paul Gauguin, „Noa-Noa", Verlag von Bruno Cassirer, Berlin.
[8] S. Fischer Verlag, Berlin.

Digitized by Google

„Wohl nannte er sich ‚Christ' und ‚Kind Gottes', und gern möchte er uns glauben machen, er selber sei das Licht, von dem seine Zunge redet. Aber er und Gott sind zwei Worte, nicht würdig, sie in einem Munde zu nennen. Der Geist des Papalagi ist schmutzig wie der Schlamm der Mangrove; wenn man hineintritt, umfaßt er den Fuß mit Widrigkeit. Er redet im Sinne des Christentums, aber er tut nicht im Sinne seiner Lehre von Gott. Der Papalagi lebt nur in der Liebe zu sich selber, aber nicht in der Liebe zu Gott und seinen Brüdern."

Dichterisch am stärksten bewältigt ist der Gegensatz Naturmensch – Zivilisation im Werke Jakob Wassermanns. Er, der sich als ein Kaspar Hauser in der modernen Welt fühlte und darum zuerst die Vision des Kindes von Europa so gestalten konnte, wie sie nun durch alle Zeiten fortleben wird, fühlte sich immer stärker gedrungen, den Einbruch der weißen Rasse in Amerika zu schildern. Und merkwürdig: plötzlich brachte diese grausame Farce, wie eine Horde von Abenteurern und Verbrechern unter dem Mantel des Christentums blühende Naturvölker ausrottete und ihnen ihr Land stahl, gleichzeitig noch eine Reihe von Dichtern auf den Plan. Stucken schrieb seine „Weißen Götter", Gerhart Hauptmann seinen „Weißen Heiland".

Wassermann gab zuerst in dem Novellenbuch „Der Geist des Pilgers", „Das Gold von Caramanca" und als neuestes Werk seinen „Christoph Columbus". Die Weißen, bereit, um Gold jede Gemeinheit zu begehen bis zum Mord, treten als Götter in der neuen Welt auf, als Götter, die sich das Recht anmaßen, eine fremde Rasse ihres Landes zu berauben und auszurotten mit Weib und Kind – und all dies tun sie zu Ehren ihrer christlichen Kirche. Wassermann zitiert im Original das Schandstück von Dokument, mit dem die Spanier von den mittelamerikanischen Inseln Besitz ergriffen und er fügt hinzu:

„Es dürfte schwer halten in den Annalen der Geschichte, ein Schriftstück aufzutreiben, das eine so vollendete Vereinigung von abgründiger Verlogenheit und erpresserischer Offenheit darstellt. Wollte man ein Gleichnis dafür finden, so liefe man Gefahr, absurd zu werden, etwas Ähnliches gab es nicht einmal, als die Mongolenhorden Europa überschwemmten oder die römischen Legionen in Gallien einbrachen. Keine andere Religion, kein anderes System trat fremdem Glauben und fremder Form mit solcher Überheblichkeit, mit so steinerner Unduldsamkeit gegenüber wie das spanisch-katholische Christentum. Ohne einen gewissen Mut und ohne Resignation kann man die Vergangenheit des menschlichen Geschlechts nicht als das erkennen, was sie ist: eine ununterbrochene Kette von Unrecht, Übervorteilung, Diebstahl, Gewalttat und Mord. Dieses sind nur vierhundert und etliche Jahre. Ich kann mir eine Geistesstimmung denken, die seufzend zu dem Schluß gelangt, es könnte mit nur geringen Variationen auch gestern gewesen sein."

Schlimmer, noch schlimmer erscheint mir der Gedanke, daß es auch morgen so sein kann und vielleicht mit Hilfe der Giftgase, die die Menschen ersticken und ihr Fleisch bis auf die Knochen verbrennen lassen, noch entsetzlicher. Für den wirklichen Dichter, der das wahrhaft menschliche Sein gegen die Konvention, die Heuchelei und den Sadismus zu verteidigen hat, wird darum das Problem der Zivilisation noch eine ganze Zeit ein Problem par excellence bedeuten. Stärker noch als eine andere Epoche fordert unsere Zeit mit ihrer nie geträumten Vollendung auf technischem Gebiet und ihrer nie geahnten moralischen Minderwertigkeit zur Kritik heraus. So wird noch durch manches Werk der Zivilisationsfeindschaft Wassermanns wehmütiges Motiv klingen, das den Vorwürfen Rousseaus, Rétifs, Multatulis, Strindbergs, Jägers, Stuckens, Hauptmanns, Scheurmanns, Bruuns und so mancher anderen eine neue Formulierung leiht: jene tiefgefühlte, tränendurchdrungene Klage um das „was der Mensch ist und was er versäumt zu sein."[1]

Hesses „Narziß und Goldmund"

Von Herbert Scheffler (Frankfurt a. M.)

Diese neue Erzählung Hesses[2] spielt im Irgendwann: Ein Mittelalter steigt andeutungsweise vor uns auf mit Rittern, Burgen, Verließen und dem Todeszug der Pest, aber dieses Mittelalter will zeitlich nicht festgelegt sein, es will nur durch Abrückung von irgendeiner faßbaren Zeit die Unzeitlichkeit der Gestalten sichern. Anders der Schauplatz: dem Irgendwann und Immer entspricht durchaus nicht ein Nirgendwo und Überall. Wir sind in Deutschland, und alle Menschen, die uns entgegenkommen, sind deutsche Menschen. War es so nicht immer bei Hesse? Man kann alle Menschen seiner Werke zeitlich verpflanzen, denn was sie erleben, wird zu jeder Zeit erlebt; aber keinen könnte man aus der Erde lösen, die seine und seines Dichters Heimat ist. Hesse wohnt, so scheint es, jenseits der Grenze, um das Deutsche wesentlicher und reiner vor dem inneren Auge zu haben.

Zum zweiten: die Handlungen aller Werke Hesses spielen in seiner eigenen Brust. Hesse erfindet nicht, sondern sagt aus. Jedes seiner Bücher ist ein Schritt auf dem ewigen Wege zu sich selbst. Darum sind alle seine Bücher nicht nur aufrichtig (das wäre noch intellektuell zu erreichen), sondern wahr. Sie mögen schwächer oder stärker sein, aber nie ist ein falscher Ton darin. Nie ist das Talent vom Menschen verlassen.

Auch darin wieder ist „Narziß und Goldmund" ein echter Hesse. Der Steppenwolf, zu dem Hermine sagte: „Du kannst nicht ernstlich fromm sein und zugleich in der Wirklichkeit leben und sie auch noch ernst nehmen . . .," hat sich in zwei Wesen geteilt, von denen nun das eine wirklich ernstlich fromm sein kann und das andere der Wirklichkeit leben. Narziß: der Geistmensch, der Denker und Seßhafte – Goldmund: der Liebesmensch, der Künstler und Vagant. Der eine des anderen Gegenstück und Ergänzung. „Du," sagt Narziß zu Goldmund, „schläfst an der Brust der Mutter, ich wache in der Wüste. Mir scheint die Sonne, dir scheinen Mond und Sterne, deine Träume sind von Mädchen, meine von Knaben . . ." Die zwei Seelen, unversöhnbar in der einen Brust, sind zwei Wesen geworden, denen tiefste Freundschaft gelingt. Allerdings sind auch diese zwei Wesen in sich

[1] Wassermann, Im „Gold von Caramanca", jetzt Reklams Universalbibliothek.

[2] Im Verlag S. Fischer, Berlin 1930. 417 S. Geb. M. 8,50.

Digitized by Google

wieder doppelt: Narziß empfindet sein Leben, gegen das Goldmundleben gehalten, als Dürre, Goldmund beneidet den Freund um den Frieden, ohne die Opfer mitzusehen, die für diesen ewig bedrohten Frieden gebracht werden müssen. Aber die Selbsterkenntnis hält beide in den vorgezeichneten Bahnen, eine Selbsterkenntnis, die Narziß, der Geistige, sich selbst erringt, zu der Goldmund, der Erlebende, erst von Narziß geführt werden muß. Und gerade darum wird die Freundschaft zwischen beiden so tief, weil jeder die Gefahr auf sich nehmen muß, dem anderen durch das völlige Widerspiel seiner Natur unverständlich und feindlich zu werden. Narziß muß Goldmund von sich wegstoßen, um ihm seine andere Natur und die Verpflichtung eines anderen Lebens klar werden zu lassen, Goldmund muß sich ganz fern von der Welt Narzissens ausleben, um mit diesem Umweg den überhaupt einzigen Weg zu gehen, der jemals wieder auf Narziß stößt. Der Kreuzungspunkt ist die Kunst. Denn der Geist, ob er der eines Denkers oder Künstlers sei, ist nur eines, die Überwindung der Vergänglichkeit, ob sie im Kunstwerk oder im Gedankenwerk versucht wird, ist das gemeinsame Ziel, vor dem die Herkunft des Bemühens gleichgültig wird.

Hesse schreibt keine neuen Werke, er stößt sein eines Werk immer weiter vor. Man könnte auch sagen: seine Werke bilden eine Kette, aus der kein Glied herauszulösen ist, in der jedes Glied sich wieder auf das Ganze der Kette zurückbezieht. Jeder große Künstler arbeitet so ein Werk dem nächsten in die Hände, die Verbindung reißt immer nur dann ab, wenn ein Werk von außen kommt anstatt von innen. „Narziß und Goldmund" war im Anklang schon da, im „Demian", im „Knulp", schließlich, mit starkem Crescendo, im „Steppenwolf". Wie es sich zu einem eigenen Klang ausgebaut und geglättet hat, zu diesem breiten Fließen einer melancholischen Ballade, diesem traurigfrohen Lebenslied von der immer wieder neuen Unvereinbarkeit des zu Vereinenden, das ist das Wunder der Kunst, vor dem jede Analyse schließlich stillstehen muß.

Wie kommt es, daß man dennoch diese Arbeit nicht eigentlich als Hauptwerk, sondern nur als Intermezzo im Gesamtschaffen Hesses empfindet? Es fehlt für die sehr breite Anlage des Ganzen an Substanz, an Wucht der Durchführung, auch wohl an Farbigkeit. Die Schönheit, im „Steppenwolf", temperamentvoll und vielfältig, kraus und mitunter in allerlei Humor einschwenkend, geht hier beständig im Andanteschritt, gleichmäßig bis — ja, bis zur Eintönigkeit. Goldmunds Verschlingen der Welt wirkt so wie ein säuberliches Essen, und das Auseinandersein der Freunde ist immer mehr theoretisch da als praktisch. Damit aber verliert das schließliche Wiederzusammenschießen der beiden Pole an Gewalt; man ist nicht bis ins Letzte beglückt, weil man sich nie bis ins Letzte geängstigt hatte. Man ist Zuhörer geblieben, und man hätte doch Mitspieler werden müssen in diesem Kampf zwischen Blut und Geist, den wir alle mehr oder minder scharf auskämpfen müssen. (Dichtigkeit hat mit Kürze an sich nichts zu tun, dennoch hat man hier das Gefühl: die halbe Länge des Buchs hätte die doppelte Dichtigkeit gebracht.)

Was bleibt — und als ein starker Nachhall bleibt — ist die Melodie des Ganzen, zart und in einen großen Bogen gespannt, sehr rein und menschlich gesättigt. Was nachklingt, ist der Mensch und der Lyriker Hesse, jener um den letzten Sinn des Daseins bemüht, dieser die Bemühung in das schöne Kleid seiner einfachen, ernsten und ausdrucksstarken Sprache hüllend.

Hans Roselieb

Von Hellmut Schwabe (Leipzig)

Von berufener Seite ist schon wiederholt auf den Epiker Hans Roselieb (Firmin Coar) hingewiesen worden. Mit Recht betonte man Eigenart und Tiefe seines umfangreichen dichterischen Schaffens und stellte besonders das Werk „Der Abenteurer in Purpur" künstlerisch hoch über die vielgelesenen gleichartigen Romane ausländischer Autoren. Und doch sind bisher diese Dichtungen noch nicht Allgemeingut des deutschen Volkes geworden.

Das epische Werk Rosenliebs aus konfessioneller Gebundenheit zu lösen, soll nun dieser Zeilen Zweck sein. Ohne Zweifel sind die Ursprünge dieser Epik im Katholizismus zu suchen. Besonders Wilhelm Schulte hat in seiner aufschlußreichen Monographie „Hans Roselieb" (1924) die religiösen Voraussetzungen erforscht und überzeugend nachgewiesen. Die dichterische Entwicklung des Westfalen Hans Roselieb und wohl auch die Werke der letzten Jahre deuten aber darauf hin, daß dieser Epiker literarisch nicht lediglich auf katholische Länder begrenzt werden darf. Die verdiente Wirkung seiner Epik auch auf eine breite protestantische Leserschaft würde, wie es bisher leider bereits geschehen ist, weiterhin ausbleiben. Wie es Heimatdichter gibt, die künstlerisch über die Begrenzung hinauswuchsen (Hermann Stehr), so muß auch das Werk Roseliebs heute mit dem höheren Maßstabe des Allgemein-Menschlichen gewertet werden.

Für die dichterische Persönlichkeit Roseliebs ist die von Dehmel und Rilke geforderte Verantwortungsfreudigkeit besonders bezeichnend. Er ließ erst seinen Geist ausreifen, ehe er sich an freie künstlerische Gestaltung wagte. Seine Epik, lebendiges Gewissen der Gegenwart, überrascht und erschüttert durch zeitbewußte Zielhaftigkeit und ethische Haltung. Die Entwicklung Roseliebs ist ungemein interessant und eigenartig. Dieser Epiker

Digitized by Google

Hans Roselieb

ist Dichter und Denker zugleich. Als Kulturphilosoph erweist er sich in seinen frühen Essays „Die Zukunft des Expressionismus" und „Peter Hille, eine Dichterseele", in denen sich exakte Prüfung mit intuitiver Diktion verbindet. Dadurch gelangt Roselieb zu neuen und zwingenden Ergebnissen, die zum Teil „Die Literatur" erstmalig veröffentlicht hat. Erst nach und nach reifte die essayistische Betätigung zu schöpferischem Dichtertum. Diese Entwicklung vollzog sich nicht ohne Erschütterungen, aber mit erstaunlicher Notwendigkeit. Aus der starken Wurzel des Intellekts in den ersten Werken wuchs also die Gestaltungskraft der späteren Dichtungen.

Die Motive dieser Epik sind erlebt und unserer Zeit entnommen. In dem münsterländischen Gegenwartsroman „Der Erbe" (1920), dem Erstlingswerk Roseliebs, ringt sich ein Mensch nach Veräußerung seines Vermögens an die Allgemeinheit empor zu reinem Menschentum. Probleme des Individualismus erfüllen den Dichter mit besonderer Stärke. In dem großangelegten Bekenntnisroman „Die Fackelträger" (1921) gelang ihm der Versuch, Typen des revolutionären Industriegebiets mit verschiedenen Seelenhaltungen zu gestalten. Dieses Werk, das man mit Kellermanns „Der neunte November" verglichen hat, klang noch in der Gewißheit aus, daß die Gemeinschaft in der Zukunft liege. Hilflos an ihr Ich gekettete Menschen schildert Roselieb in den Novellen „Narren der Arbeit", deren neue Fassung „Der phantastische Bau" und „Der Wettkampf" (1924) darstellen. Den Ausbruch der Ichsucht zum Wahnsinn gestaltet der Dichter in seinem Roman „Der Abenteurer in Purpur" (1922), den er bescheiden eine Abenteurergeschichte nennt. In Wirklichkeit ist ihm die Gestal-

Digitized by Google

wieder doppelt: Narziß empfindet sein Leben, gegen das Goldmundleben gehalten, als Dürre, Goldmund beneidet den Freund um den Frieden, ohne die Opfer mitzusehen, die für diesen ewig bedrohten Frieden gebracht werden müssen. Aber die Selbsterkenntnis hält beide in den vorgezeichneten Bahnen, eine Selbsterkenntnis, die Narziß, der Geistige, sich selbst erringt, zu der Goldmund, der Erlebende, erst von Narziß geführt werden muß. Und gerade darum wird die Freundschaft zwischen beiden so tief, weil jeder die Gefahr auf sich nehmen muß, dem anderen durch das völlige Widerspiel seiner Natur unverständlich und feindlich zu werden. Narziß muß Goldmund von sich wegstoßen, um ihm seine andere Natur und die Verpflichtung eines anderen Lebens klar werden zu lassen, Goldmund muß sich ganz fern von der Welt Narzissens ausleben, um mit diesem Umweg den überhaupt einzigen Weg zu gehen, der jemals wieder auf Narziß stößt. Der Kreuzungspunkt ist die Kunst. Denn der Geist, ob er der eines Denkers oder Künstlers sei, ist nur eines, die Überwindung der Vergänglichkeit, ob sie im Kunstwerk oder im Gedankenwerk versucht wird, ist das gemeinsame Ziel, vor dem die Herkunft des Bemühens gleichgültig wird.

Hesse schreibt keine neuen Werke, er stößt sein eines Werk immer weiter vor. Man könnte auch sagen: seine Werke bilden eine Kette, aus der kein Glied herauszulösen ist, in der jedes Glied sich wieder auf das Ganze der Kette zurückbezieht. Jeder große Künstler arbeitet so ein Werk dem nächsten in die Hände, die Verbindung reißt immer nur dann ab, wenn ein Werk von außen kommt anstatt von innen. „Narziß und Goldmund" war im Anklang schon da, im „Demian", im „Knulp", schließlich, mit starkem Crescendo, im „Steppenwolf". Wie es sich zu einem eigenen Klang ausgebaut und

geglättet hat, zu dies
Ballade, diesem tra
wieder neuen Unve
das Wunder der K
stillstehen muß.
Wie kommt es, daß
als Hauptwerk, son
schaffen Hesses emp
des Ganzen an Sub
wohl an Farbigkei
temperamentvoll
allerlei Humor ein
danteschritt, gleich
Goldmunds Verse
liches Essen, und d
mehr theoretisch
schließliche Wiede
Gewalt; man ist
nie bis ins Letzte
und man hätte
Kampf zwischen
minder scharf
Kürze an sich ni
fühl: die halbe
keit gebracht.)
Was bleibt — u
Melodie des G
spannt, sehr rei
ist der Mensch
Sinn des Das
schöne Kleid se
Sprache hüllen

Hans Roselieb

Von Hellmut Schwabe (Lei

Von berufener Seite ist schon wiederholt auf den Epiker Hans Roselieb (Firmin Coar) hingewiesen worden. Mit Recht betonte man Eigenart und Tiefe seines umfangreichen dichterischen Schaffens und stellte besonders das Werk „Der Abenteurer in Purpur" künstlerisch hoch über die vielgelesenen gleichartigen Romane ausländischer Autoren. Und doch sind bisher diese Dichtungen noch nicht Allgemeingut des deutschen Volkes geworden.

Das epische Werk Roseliebs aus konfessioneller Gebundenheit zu lösen, soll nun dieser Zeilen Zweck sein. Ohne Zweifel sind die Ursprünge dieser Epik im Katholizismus zu suchen. Besonders Wilhelm Schulte hat in seiner aufschlußreichen Monographie „Hans Roselieb" (1924) die religiösen Voraussetzungen erforscht und überzeugend nachgewiesen. Die dichterische Entwicklung des Westfalen Hans Roselieb und wohl auch die Werke der letzten Jahre deuten aber darauf hin, daß

dieser Epike
lische Länder
Wirkung se
stantische L
bereits gesch
Heimatdicht
grenzung
muß auch d
ren Maßstab
tet werden.
Für die dic
von Dehm
tungsfreudig
erst seinen
künstlerische
diges Gewi
schüttert d
ethische Ha
ungemein i

Digitized by Google

Atmosphäre entstanden, in der die philosophischen Weltbilder sich entwickelt haben. Geistvoll wird z. B. die Eigenart der Barockzeit charakterisiert und dann, in drei Generationen gegliedert, die Philosophen des Barock darin eingeordnet. In ähnlicher Weise wird das Jahrhundert der Aufklärung in gesellschaftlicher, wirtschaftlicher, politischer Hinsicht in lebhafter Schilderung vorgeführt und dann nach der „Lösung des Lebens" die „Lösung des Geistes" aufgezeigt, ehe die einzelnen philosophischen Vertreter dieser Zeit erörtert werden. Doch greift das schon in den zweiten, noch nicht ganz vorliegenden Band hinüber, der vor allem das 19. Jahrhundert behandeln soll. Mag man auch im einzelnen Einwände gegen manche Konstruktivismen des Verfassers erheben, man wird jedoch billig der ganzen Darstellung einen weiteren Blick und stärkere Lebendigkeit nachrühmen dürfen als den meisten sonstigen Lehrbüchern der Philosophiegeschichte, die zum guten Teil nur Inhaltsangaben von Büchern waren.

2.

Ein amüsantes Buch kommt aus Amerika. Es ist unter dem Namen „Die großen Denker" übersetzt, heißt jedoch im Original „The Story of Philosophy", nicht etwa „History of Philosophy", also „Erzählung", nicht Geschichte, damit schon die novellistische Behandlung des Stoffes bezeichnend. Der Verfasser heißt Will Durant. In der Tat ist dies Buch drüben zu einem „bestseller" geworden. Wer vor drei Jahren in Amerika reiste, fand das Buch nicht bloß in jedem Buchladen ausgestellt, sondern auch in Damenhänden, die sicher nie bis dahin ein philosophisches Werk gehalten hatten. Durant hat es fertig gebracht, die Philosophiegeschichte populär zu machen. Die deutsche Ausgabe mit ihrer gegenüber dem Original weit reicheren Illustrierung unterstreicht den Charakter des Werks als eines Lesebuchs, nicht eines Lehrbuchs noch deutlicher. Was enthält es? Eine Reihe von Lebens- und Systemskizzen einzelner bedeutender Philosophen: Plato, Aristoteles, Bacon, Spinoza, Voltaire, Kant, Schopenhauer, Spencer, Nietzsche, denen noch kurze Abrisse des Lebens und der Lehre einiger zeitgenössischer europäischer und amerikanischer Philosophen angereiht sind. Über die Auswahl läßt sich streiten. Daß Descartes und Leibniz, von anderen zu schweigen, zu kurz kommen, ist, soweit das Buch den Anspruch einer zusammenhängenden Darstellung erhebt, zu bedauern. — Natürlich ist es leicht, ein solches Buch als „Popularisierung" rasch abzutun Aber es kann in mancher Hinsicht eine größere Leistung sein, ein gutes populäres Buch zu schreiben, als einen unlesbaren philosophischen Wälzer, dessen Inhalt oft zu einem dürftigen Rest zusammenschrumpft, wenn man ihn aus der hochtrabenden Terminologie heraushebt. Popularität braucht Gründlichkeit und Tiefe keineswegs auszuschließen. Sie setzt eine freie Beherrschung des Stoffs voraus, die gelehrte Akademiker nicht immer haben. Und das ist zweifellos ein Reiz des Durantschen Buchs, eine elegante Art der Darstellung und klare Erfassung wesentlicher Gesichtspunkte. Eine erfrischende Unbefangenheit nimmt den Leser gefangen, hinter der sich jedoch eine recht ansehnliche Gelehrsamkeit verbirgt. Auch hier zeigt sich das Bestreben, die Philosophie nicht bloß als Schreibtisch- und Bibliotheksangelegenheit, sondern als Kulturtatsache zu fassen. Durants Geschick ist es, bei seinem Leser ohne gelehrte Voraussetzungen Interesse zu wecken und doch auch den zu fesseln, der die Philosophiegeschichte schon kennt. Es wird interessant sein, zu sehen, wie das alte Europa auf dieses Buch reagiert, das in der neuen Welt so viel Aufsehen gemacht hat.

3.

Ich reihe den beiden umfassenden Werken von Joël und Durant eine speziellere Arbeit an, Hermann Glockners „Hegel", dessen bis jetzt allein vorliegender erster Band „Die

Digitized by Google

tung eines weltgeschichtlichen Narren gelungen. Das Gegenwärtige dieses Romans läßt sich am besten durch einen Vergleich mit dem Werk des Franzosen P. Dominique „Seine Majestät" (Inselverlag) erfassen. In diesen Zusammenhang gehört auch die idyllischere Novelle „Der Schalk in der Liebe" (1923). Erst in der Erzählung „Die Mahd" (1923), in der das zeitlose Motiv des Kampfes zwischen Vater und Sohn plastisch behandelt und durch den Gegensatz zwischen Stadt und Land verschärft ist, wird der Sehnsucht nach jener wahren Gemeinschaft Erfüllung, die Menschen und Völker, Erde und Himmel umfaßt.

Läuterung eines Menschen nimmt auch der Kriminalroman „Meister Michaels rätselhafte Gesichter" (1924) zum Gegenstand, ein Roman, der als Kunstwerk weniger charakteristisch, aber reich an Spannungen ist und die Vielfältigkeit der Gestaltungskraft Roseliebs erweist. Dichterisch höher steht dagegen wieder „Die liebe Frau von den Sternen. Eine legendenhafte Erzählung aus der Gegenwart" (1925). In einer einzigen Nacht spielt diese Legende, die den Epiker auf dem Höhepunkt seiner Sprachgewalt zeigt. Sinn und Segen des Leides, dem alles Irdische unterworfen ist, verklärt der Dichter hier in mystischer Weise.

Hans Roselieb ist Bekenner und Prophet. Seine Epik ergreift durch innere Einheit. Der Dichter gestaltet Einsichten, nicht Ansichten. Begnadet mit jener seltenen Gabe, Eigenarten aller Völker und Zeiten sachlich und intuitiv zu erfassen, ist er in seinen Werken unerschöpflich und fesselnd zugleich. Meisterwerke des Einfühlungsvermögens in fremdes Volkstum sind die beiden Bände „Rot — Gelb — Rot. Geschichten aus dem Süden Spaniens" (1925) und die Essays „Spanische Wanderungen" (1926), deren Bedeutung in dem Versuche Roseliebs liegt, aus geographischen und völkischen Gegebenheiten spanische Schicksale zu gestalten. Bahnbrechend auf dem Gebiete der Rundfunktechnik sind übrigens auch die psychologischen Aufsätze Roseliebs in der von ihm herausgegebenen Schrift „S. O. S. Achtung! Hören Sie?" (1927).

In seinen Dichtungen kam es Roselieb immer darauf an, seelisches Leben anschaulich zu gestalten. Immer spürt er den geheimnisvollen Zusammenhängen zwischen sinnlichem Leben und seelischen Kräften nach, so daß seine Werke Synthesen von Spannung und Vertiefung sind. Künstlerisches Mittel ist dem Dichter ein barocker Stil, der sich bisweilen in Humor auslöst. Zu magistraler Schönheit erhebt sich die Sprache in der Novelle „Die Mahd" und in der Legende „Die liebe Frau von den Sternen". Ferner ist Mittel zu künstlerischer Gestaltung die Anpassung des Rhythmus an die jeweilige Situation. Auch die Landschaft spielt in Roseliebs Werken eine wichtige Rolle. Nach Plastik und sprachlicher Formung gehören seine Landschaftsschilderungen zu den stärksten Schöpfungen moderner Epik. In den ersten Prosastücken vertiefte die Natur noch sinnbildlich menschliche Handlungen; in den letzten Werken aber kündet der Dichter die grandiose Vereinigung von Mensch und Natur.

Neue Wege in der Geschichte der Philosophie

Von Richard Müller-Freienfels (Berlin)

1. Karl Joël: „Wandlungen der Weltanschauung." Eine Philosophiegeschichte als Geschichtsphilosophie. Tübingen 1929. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). (Bisher Band I abgeschlossen.)
2. Will Durant: „Die großen Denker." Zürich und Leipzig 1930, Orell Füßli. 557 S. M. 14,— (17,—).
3. Hermann Glockner: „Hegel." Stuttgart 1929. Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz). 443 S. Bisher Band I.
4. Hugo Fischer: „Erlebnis und Metaphysik." München 1928. C. H. Beckesche Verlagsbuchhandlung. 437 S.

Im 19. Jahrhundert sah man mit wenigen Ausnahmen die Geschichte der Philosophie als einen „immanenten" Tatbestand an; das heißt, man behandelte sie so, als verliefe sie abseits von der übrigen historischen Entwicklung, nur von ihrer eigenen Gesetzlichkeit beherrscht. Als Philosophiegeschichte galt im Wesentlichen die Geschichte von abstrakten Gedanken und Büchern. Man stellte fest, daß zu bestimmten Zeiten einzelne Persönlichkeiten gewisse Ideen verkündet hatten, man reihte diese Lehren hintereinander, konstatierte Ähnlichkeiten oder Gegensätze, suchte nach Einflüssen oder Weiterbildungen und gelangte so zu dem Bilde einer immanenten Kontinuität, das zwar mancherlei Lücken aufwies, immerhin jedoch von den Zeitgenossen als ein einheitliches Geschehen, als „Geschichte", angesehen wurde. Gewiß ging man hier und da auch auf kulturhistorische Zusammenhänge ein, ohne sie jedoch in ihrer ganzen Bedeutung für die Entwicklung des Denkens zu würdigen; das Kulturhistorische gab meist nur eine malerische Kulisse für die abstrakte Ideenentwicklung ab.

Das wurde zwar schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts anders. Die „materialistische" Geschichtsschreibung, wenn auch nicht immer genügend fundiert, behauptet, die

Digitized by Google

die Ideenwelt nur eine Abhängige der Wirtschaftsentwicklung sei. Andere Denker suchten den Einfluß der Rasse auf die Geschichte der Philosophie nachzuweisen. Durch K. Lamprecht und seine Geistesverwandten schärfte sich der Blick für die mannigfachen Parallelismen, die zwischen der Philosophiegeschichte und der Geschichte der Künste, des religiösen Denkens, der Politik, der Wirtschaft, der sozialen Verhältnisse bestanden, die man nicht aus gegenseitigen Einflüssen, sondern aus der gemeinsamen Atmosphäre, dem „Diapason" der Epochen zu erklären suchte. Besonders populär geworden ist diese Betrachtungsweise durch Oswald Spengler, der mit keckem Griff es unternahm, alle Kulturgestaltungen als organische Produkte eines gemeinsamen Kulturlebens zu verstehen, dabei allerdings die Analogien oft stark überspannend. Vorsichtiger ging die seit etwa 1900 immer konsequenter hervortretende psychologische Analyse der Philosophiegeschichte ans Werk, die innerhalb der bunten Reihe der Systeme gewisse immer wiederkehrende „Typen" heranschob. Besonders beachtet wurde die Typologie Diltheys, die jedoch allzu schematisch ist. Feiner differenziert ist die Typologie der Weltanschauungen bei Jaspers. Auch die Psychoanalytiker, besonders Jung, stellten Typologien auf. Auf Grund der differentiellen Psychologie und der Soziologie habe ich selbst die Philosophiegeschichte typologisch zu verstehen gesucht in meinem Buch „Persönlichkeit und Weltanschauung". Gemeinsam ist allen diesen und vielen verwandten Darstellungen das Streben, die Geschichte des philosophischen Denkens nicht als immanenten, von rein logischen Gesetzen beherrschten Zusammenhang zu verstehen, sondern ihre Verflochtenheit in das Gesamtgewebe der Kulturentwicklung mitzuschauen.

1.

Immerhin, eine Gesamtgeschichte des philosophischen Denkens unter diesen erweiterten Gesichtspunkten fehlte bisher. Als einen großangelegten Versuch dieser Art haben wir jedoch das neue Werk von K. Joël zu würdigen, von dem bis jetzt der erste Band abgeschlossen vorliegt und die Fortsetzung bereits in Lieferungen im Erscheinen ist. Wir sprechen hier vorläufig nur vom ersten Bande. Ausdrücklich wird erklärt, daß in diesem Werk Denkgeschichte im Zusammenhang mit Weltgeschichte behandelt werden soll. Gegenüber den Einwänden gegen die geschichtliche Betrachtung, die in unserer Zeit sich unter den Schlagworten Traditionalismus, Relativismus und Spezialismus formulieren, erklärt Joël, daß er zugleich historisch und modern sein, vergangene Zeiten neu beleben wolle. Er will die Weltanschauungen als Geistesstile verstehen und zeigen, daß ihre Folge sich im polaren Gegensatz von Bindung und Lösung ausschwingt. Dazu will er äußere Tatsachen aus inneren Grundrichtungen deuten. In zwei systematischen Kapiteln „Wahrheit und Weltanschauung" und „Weltanschauung und Weltgeschichte" wird der prinzipielle Standpunkt des Verfassers klargelegt.

Die Gliederung des historischen Stoffes selbst erfolgt nach Jahrhunderten. Ungeachtet des Plädoyers des Verfassers für diese kalendermäßige Einteilung kann man sie doch etwas äußerlich finden, so treffend auch einzelne Etiketten sein mögen, die den Jahrhunderten zuerteilt werden. Die Jahrhunderteinteilung wird mit dem Generationsprinzip zusammengebracht, insofern der Mensch als Kind, Mann und Greis in drei Generationen lebe. Es soll hier nicht entschieden werden, ob alles das wirklich eine immanente Rhythmik des historischen Prozesses aufdeckt oder nur ein von außen herangetragenes Ordnungsschema. —

Wir halten uns an die Durchführung. Diese ist nicht ganz gleichmäßig, insofern das Altertum und Mittelalter bedeutend summarischer behandelt werden als die Jahrhunderte des Barock und der Aufklärung. Offenbar hat sich das Werk Joëls erst in der Ausführung selbst zu dieser Breite entfaltet und hat dadurch sehr gewonnen. In der Tat ist in den Hauptpartien ein außerordentlich lebensvolles Bild der geistigen Atmosphäre entstanden, in der die philosophischen Weltbilder sich entwickelt haben. Geistvoll wird z. B. die Eigenart der Barockzeit charakterisiert und dann, in drei Generationen gegliedert, die Philosophen des Barock darin eingeordnet. In ähnlicher Weise wird das Jahrhundert der Aufklärung in gesellschaftlicher, wirtschaftlicher, politischer Hinsicht in lebhafter Schilderung vorgeführt und dann nach der „Lösung des Lebens" die „Lösung des Geistes" aufgezeigt, ehe die einzelnen philosophischen Vertreter dieser Zeit erörtert werden. Doch greift das schon in den zweiten, noch nicht ganz vorliegenden Band hinüber, der vor allem das 19. Jahrhundert behandeln soll. Mag man auch im einzelnen Einwände gegen manche Konstruktivismen des Verfassers erheben, man wird jedoch billig der ganzen Darstellung einen weiteren Blick und stärkere Lebendigkeit nachrühmen dürfen als den meisten sonstigen Lehrbüchern der Philosophiegeschichte, die zum guten Teil nur Inhaltsangaben von Büchern waren.

2.

Ein amüsantes Buch kommt aus Amerika. Es ist unter dem Namen „Die großen Denker" übersetzt, heißt jedoch im Original „The Story of Philosophy", nicht etwa „History of Philosophy", also „Erzählung", nicht Geschichte, damit schon die novellistische Behandlung des Stoffes bezeichnend. Der Verfasser heißt Will Durant. In der Tat ist dies Buch drüben zu einem „bestseller" geworden. Wer vor drei Jahren in Amerika reiste, fand das Buch nicht bloß in jedem Buchladen ausgestellt, sondern auch in Damenhänden, die sicher nie bis dahin ein philosophisches Werk gehalten hatten. Durant hat es fertig gebracht, die Philosophiegeschichte populär zu machen. Die deutsche Ausgabe mit ihrer gegenüber dem Original weit reicheren Illustrierung unterstreicht den Charakter des Werks als eines Lesebuchs, nicht eines Lehrbuchs noch deutlicher. Was enthält es? Eine Reihe von Lebens- und Systemskizzen einzelner bedeutender Philosophen: Plato, Aristoteles, Bacon, Spinoza, Voltaire, Kant, Schopenhauer, Spencer, Nietzsche, denen noch kurze Abrisse des Lebens und der Lehre einiger zeitgenössischer europäischer und amerikanischer Philosophen angereiht sind. Über die Auswahl läßt sich streiten. Daß Descartes und Leibniz, von anderen zu schweigen, zu kurz kommen, ist, soweit das Buch den Anspruch einer zusammenhängenden Darstellung erhebt, zu bedauern. — Natürlich ist es leicht, ein solches Buch als „Popularisierung" rasch abzutun Aber es kann in mancher Hinsicht eine größere Leistung sein, ein gutes populäres Buch zu schreiben, als einen unlesbaren philosophischen Wälzer, dessen Inhalt oft zu einem dürftigen Rest zusammenschrumpft, wenn man ihn aus der hochtrabenden Terminologie heraushebt. Popularität braucht Gründlichkeit und Tiefe keineswegs auszuschließen. Sie setzt eine freie Beherrschung des Stoffs voraus, die gelehrte Akademiker nicht immer haben. Und das ist zweifellos ein Reiz des Durantschen Buchs, eine elegante Art der Darstellung und klare Erfassung wesentlicher Gesichtspunkte. Eine erfrischende Unbefangenheit nimmt den Leser gefangen, hinter der sich jedoch eine recht ansehnliche Gelehrsamkeit verbirgt. Auch hier zeigt sich das Bestreben, die Philosophie nicht bloß als Schreibtisch- und Bibliothekangelegenheit, sondern als Kulturtatsache zu fassen. Durants Geschick ist es, bei seinem Leser ohne gelehrte Voraussetzungen Interesse zu wecken und doch auch den zu fesseln, der die Philosophiegeschichte schon kennt. Es wird interessant sein, zu sehen, wie das alte Europa auf dieses Buch reagiert, das in der neuen Welt so viel Aufsehen gemacht hat.

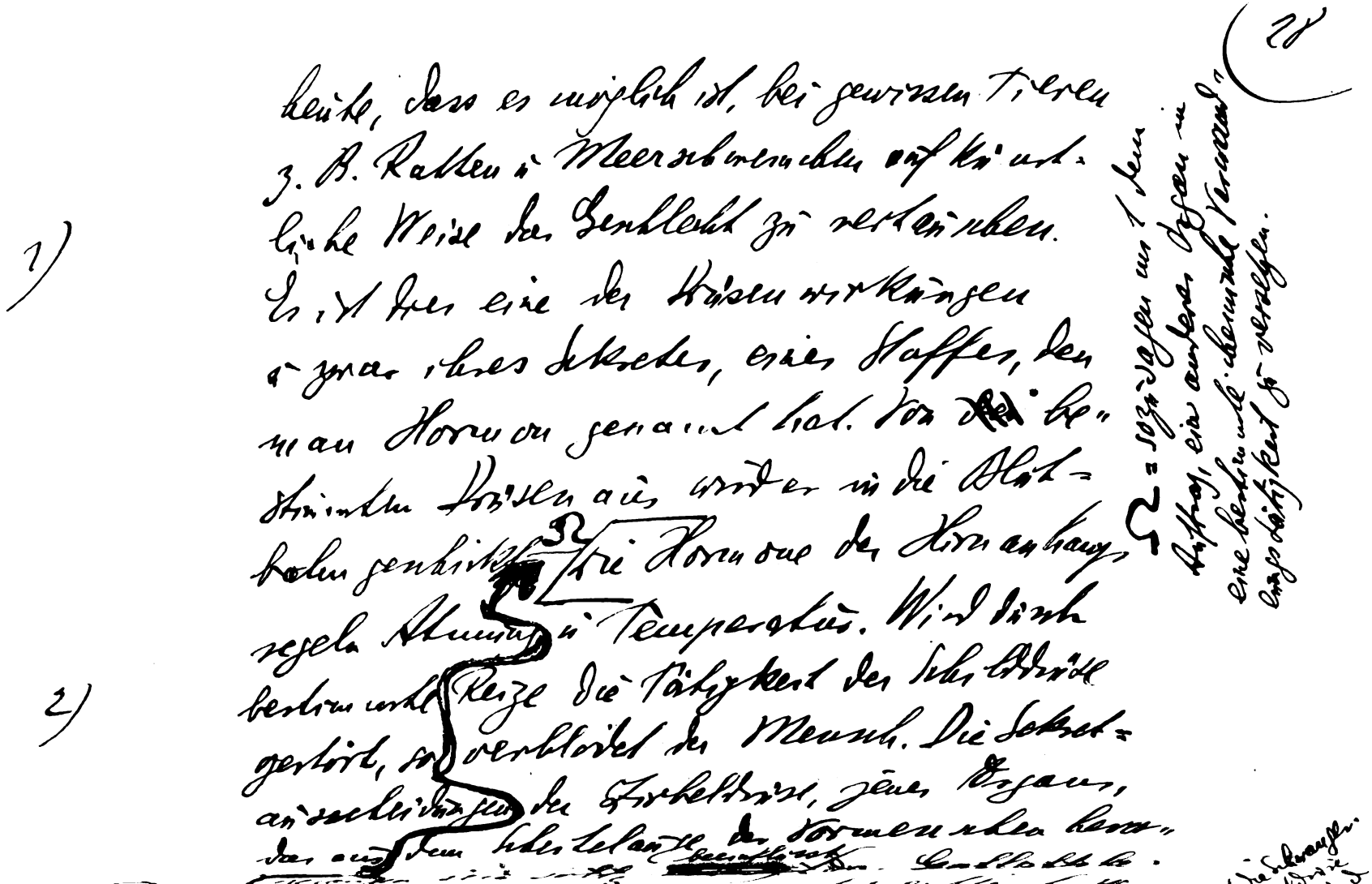
3.

Ich reihe den beiden umfassenden Werken von Joël und Durant eine speziellere Arbeit an, Hermann Glockners „Hegel", dessen bis jetzt allein vorliegender erster Band „Die

Digitized by Google

Eine Manuskriptseite von Hans Roselieb

(Originalgröße)



gegangen sein soll,

ben. Wird diese Drüse operativ entfernt, so bleibt bei noch nicht ausgewachsenen Tieren das Wachstum völlig stehen. Beseitigt man bei Tieren eine andere, für das Geschlechtsleben wichtige Drüse, die sexuelle Keimdrüse, so fällt ein Hemmungsreiz weg, wodurch sich die Zirbeldrüse vergrößert. Diese Drüse scheint die sekundären Geschlechtscharaktere: also männlichen oder weiblichen Haarwuchs, Körperbau, Stimme u. auch d. sexuellen Fähigkeiten zu bestimmen. Wird sie in d. Kindheit zerstört, so soll körperliche u. geistige Frühreife entstehen, gelegentlich sogar Riesenwuchs. man die weibliche Keimdrüse einer Ratte in eine männliche Ratte, so verwandelt sich das männliche Tier. Es bekommt weibliche Brüste u. die Sekretion dieser Brüste; es verändern sich

Nach S2 Absatz von 10 Zeilen lassen!

S2 So reizt die den Schaft die Zirbeldrüse u. verändert sie in d. Drüse u. Form.

Voraussetzungen der Hegelschen Philosophie" behandelt. Der Verfasser, der durch Dilthey hindurchgegangen und dann von Rickert beeinflußt ist, bezeichnet sich selbst wiederholt als Schüler Hegels und verfolgt das Ziel, seinen Helden unserer Zeit näher zu bringen, wobei er jedoch nicht wie Croce, Kroner und andere Hegelinterpreten den Nachdruck auf die Dialektik legen will. Dieser erste Band ordnet Hegels System in die europäische Wissenschaft und die deutsche Weltanschauung ein. Besonders fesselnd liest sich das Bild der Hegelschen Persönlichkeit. Es bleibt abzuwarten, ob die Darstellung des Systems nicht, wie so viele neuere Interpretationen, nicht allerlei in Hegel hineinliest, was tatsächlich dem Philosophen fern lag.

4.

Zu den eingangs gekennzeichneten Werken, welche die Philosophiegeschichte nicht bloß als historisches Nacheinander zu erfassen suchen, sondern synthetisch daraus allgemeine Erkenntnisse, meist psychologischer Art, zu gewinnen streben, gehört Hugo Fischers Abhandlung „Erlebnis und Metaphysik", das die Psychologie des metaphysischen Schaffens untersuchen will. Und zwar wählt der Verfasser vor allem seine Beispiele aus „Krisenzeiten". In solchen Zeiten werden an das „einsame" Wertungsleben des Philosophen besonders harte Anforderungen gestellt. Das Individuum stellt sich trotzig auf sich selbst. Sein Leiden und seine Leidensbereitschaft ermöglicht ihm, in die Nöte seines Volks einzudringen. Dies Leiden gehört zum besten Teil des irdisch-geschichtlichen Menschentums des Philosophen. Aber das Leben der Persönlichkeit bleibt nicht in sich selbst geschlossen. Der Philosoph ist ein Typus, der mit einzigartiger stilgebender Kraft eine Mannigfaltigkeit von Wirklichkeiten gestaltet. Er ist Typus seiner Gesamtlebensform nach, und nur innerhalb dieser Gesamtlebensform zeigt sich sein Verhältnis zum Metaphysisch-Ewigen, nur als einzigartiger Gesamttypus ist er ein metaphysischer Typus, ein Epochaltypus, ein typischer Täter und Gestalter. Daher behandelt der Verfasser nacheinander die Ausgestaltung des Epochaltypus, die Gemeinschaftsbedingtheit der Metaphysik und die „Werkart". Der Verfasser stützt seine Darlegungen auf ansehnliche Belesenheit und führt sie in einer etwas umständlichen Schreibweise durch, die nicht überall zu letzter Klarheit durchgedrungen ist. Dadurch kommen die mancherlei wertvollen Einzelfeststellungen nicht überall zur Geltung. Die Erkenntnisbedeutung jeder Psychologie der Philosophie scheint uns überhaupt nicht sehr in Gewinnung allgemeiner Schemata zu liegen, die notwendig blaß bleiben müssen und letztlich Selbstverständlichkeiten sind; die weitaus interessanteren Aufgaben liegen zweifellos in einer stärker individualisierenden und differenzierenden Betrachtung.

Beim Durchblättern

Hans Ostwald hat eine populäre Biographie Max Liebermanns geschrieben („Das Liebermann-Buch"; Verlag Paul Franke, Berlin), die auf Gesprächen mit dem Meister basiert, eine Reihe unveröffentlichter Zeichnungen enthält und goldene Liebermann-Worte über Kunst bringt, Aphorismen, deren viele der Ästhetik einer Anekdote sind.
Hier ein paar Proben:

Liebermann begeistert sich für Cézannes Bild „Junger Mann mit roter Weste", Eduard von Gebhardt tadelt, daß der eine Arm zu lang sei. Darauf Liebermann: „Ach was, der Arm ist so schön gemalt, der kann gar nicht lang genug sein."

•

„Die künstlerische Freiheit ist nicht Gesetzlosigkeit, sondern die Kunst ist autonom, sie und kein anderer schreibt ihr die Gesetze vor."

•

„Nicht das sogenannte Malerische, sondern die Natur malerisch aufzufassen ist's, was ich suche, die Natur in ihrer Einfachheit und Größe ohne Atelier und Theaterkram und Hadern — das Einfachste und das — Schwerste."

•

Liebermann kommt von einer Reise aus Italien zurück und stellt fest: „Denkense, et is jar nich so kitschig, wie die Leute immer tun."

•

„Ich glaube, daß es kein Kunstwerk gibt oder geben kann, das nicht tendenziös wäre, wenn man unter Tendenz nach der wahren Bedeutung des Wortes die Absicht versteht, die Idee im Bilde lebendig zu gestalten."

•

„Was heißt Talent? Talent haben viele. Aber es ist wie 'ne Pflanze, 'ne ganz kleine Pflanze — die sehr gründlich gepflegt werden muß. Wer nicht mächtig hinterher ist — dem nutzt das Talent nichts!"

•

„Die alte Richtung ist gut, wenn sie gut ist, und die neue Richtung ist gut, wenn sie alt ist."

•

„Wenn man Franz Hals sieht, bekommt man Lust zum Malen, wenn man Rembrandt sieht, möchte man es aufgeben."

•

„Wie de Pejabung uffbeert: jleich jeht der Stil los."

•

Ostwald löchert Liebermann über technische Fragen bei seinen Radierungen, ob diese Stelle kalte Nadel, jene Vernis mou usw. .... „Das ist ja ganz egal", sagte er endlich, „wie das gemacht ist ... man kann auch den Finger in Dreck stippen und es damit machen: die Hauptsache ist, ob's gut wird oder schlecht."

•

Zu einem Porträtmodell, das mit der Ähnlichkeit nicht recht zufrieden war: „Wissen Sie, ich habe Sie ähnlicher gemacht als Sie sind."

•

„Alle bildende Kunst (ebenso die Poesie) ist Gleichnis. Woher anders als aus der Natur kann das Symbol für das Gleichnis genommen werden? Die Phantasie des Künstlers muß den Stoff zu ihren Symbolen von den Sinnen und diese wieder müssen ihn von der Natur nehmen. Wenn es keine Wirklichkeit gäbe, könnte es keine Kunst geben, wie es keine Sonne gäbe, wenn unser Auge sie nicht sähe."

L. W.

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Hermann Stegemann

(Zum 60. Geburtstag)

Seine Stimme war eine der ganz wenigen, die im Weltkrieg die geistigen Sperrgürtel in Deutschland durchbrachen, eine der wenigen, die dem deutschen Volke und seiner Leistung gerecht wurden. Geradezu erstaunlich ist es, daß dieser Mensch sein gesamtes Werk dem zerbrechlichsten Körper abgerungen hat und noch abringt. Stegemann beweist wie nur einer, was der Wille und der Geist über den Körper vermögen, und diese seine faustische Energie stellt ihn uns so ferne in einer sonst platt und alltäglich gewordenen Welt. Dieser darf wirklich von sich sagen: ‚Erinnert sich der ungezählten Stunden, / da ich das Leben als dämonisch Spiel / gemeistert und aus einem Federkiel, / an den das Schicksal mein Gebrest gebunden, / ein Schwert mir schuf, in dem mein Herzblut schlug.'" (Rudolf Paulsen, Deutsche Ztg. 119a u. a. O.).

Schon 1891 ist der Weg und der Schaffensstoff klar: ‚Mein Elsaß' heißt der Novellenband, der erste Bestätigung findet. Es sollte aber noch fast anderthalb Jahrzehnte dauern, ehe der gärende Dichter zum ersten größeren Erfolge durchdrang. Der Weg ging durch mancherlei Abirrungen, Politik und Journalistik mehrten sich. Vor allem war es die innere Klärung: immer war es der Rhein, das Rheinland, der Rheinländer, waren es das deutsche Schicksal, der deutsche Geist. Dunkel lag in ihm das Vorahnen von der kommenden Wende im Geschichtsverlauf des Reichs. Fest hielte er, daß Volkstum, Alemannenheimat und geistige Freiheit ursächliche Zusammenhänge haben." (Hanns Martin Elster (Münch. N. N. 146 u. a. O.).

Vgl.: W. Fr. Stradeck (Schles. Ztg. 271 u. a. O.); Walter von Rummel (Persönliche Erinnerungen — Münch. N. N. 147); Julius Hart (Tag 124); v. Franzenberg (D. A. Z. 247); Jos. Froberger (Köln. Volksztg. 275); Voss. Ztg. 249; Stett. Gen. Anz. 149; Schwäb. Merk. 123; Ostpreuß. Ztg. 138; Bund, Bern 117; Paul Wittko (Hamb. Corr., Hochschulblätter, 1. Mai).

*

Walther von der Vogelweide

(Zum 700. Todestag)

In der Gestaltung der idealen, klassischen Menschlichkeit beruht die tiefste historische Bedeutung der Waltherschen Poesie wie die seiner ganzen Epoche. In dieser Zeit der Hochblüte der staufischen Dynastie, also ungefähr von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, wird zum erstenmal in der Kunst und in der Literatur der Traum einer weltlichen, wenn auch christianisierten Humanität im germanischen, vom Christentum zivilisierten Abendland zur gestalteten Realität. Es war dies, im Rahmen der katholischen Religion zwar, aber innerhalb dieses Rahmens durch und durch eine weltfromme, für das Diesseits wieder geöffnete Zeit. Nach dem langen Schweifen der Phantasie in den Wundern der vom Jenseitigen in Anspruch genommenen Religion besinnt sie sich zurück auf den Menschen und sein Leben auf dieser Erde, das sich innerhalb der großen ewigen Heilstatsachen vollzieht und innerhalb ihrer seine Bedeutung durchaus besitzt. Diese Idee des reinen Menschentums ist die bedeutendste Erfahrung, die diese Epoche erfährt und gestaltet; und sehr treffend hat deshalb Wilhelm Pinder, der Geschichtsschreiber ihrer bedeutendsten plastischen Denkmale im bamberger und naumburger Dom, sie ‚den griechischen Augenblick in der deutschen Geschichte' genannt. Wie die klassizistischen Künstler der Goethezeit bewußt auf die Antike zurückgriffen, so mußten die Plastiker dieses griechischen 13. Jahrhunderts unbewußt, traumwandlerisch der Antike wieder ganz nahe kommen, wie seit Jahrhunderten vorher und auf Jahrhunderte hinaus, später nicht mehr. In den Domen von Bamberg und Naumburg oder am Portal des Münsters in Straßburg entstehen jetzt Menschen von Stein, die in ihrem edelsten, ritterlichen Menschtum belauscht sind und (dies muß vor allem gesagt werden) für uns hier im Norden sehr vieles Italienische bedeutungsvoll aufzuwiegen vermögen.

Diese staufische Humanität nun aber ist es eben, die Walther von der Vogelweide als Meister des öffentlich, musikalisch gesungenen Worts in die lyrischen Facetten zerlegt hat." Kurt Herbert Halbach (Stuttg. N. Tagbl. 216).

Vgl. auch: Erich Walch (Münch. N. Nachr., Frauen 135); Otto Koenig (Arb.-Ztg., Wien, 129); Carl Ems (N. Bad. Landesztg. 235); Gerda von Below, Carola Ihlenburg, Stephan Horn (Tag, Unt.-Rundsch. 112); Fritz Flechtner (Karlsruher Ztg., Wissensch. 20); A. Sander (Generalanz. Stettin, Buch 129); A. Diehl (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 236); Charlotte Ball (Schwäb. Merk. 108); Ulrich Nicolai (Leipz. N. Nachr. 130); Max Oßner (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 46); Paul Kluckhohn (Hannov. Kur. 252/3).

Digitized by Google

Schiller

(Zum 125. Todestag)

„Da ist die kleine Schlafstube unter dem Dach in Weimar, das schmale Bett und die dürftige Umgebung, da ist ein beständig hustender, schnupfender, fiebernder, von Krämpfen gepeinigter Mensch, der sich monatelang kaum vor die Tür traute, dessen Organe verkümmert waren, dessen Lunge und Herz von Jahr zu Jahr mehr zerstört wurden: und doch bejahte dieser schwer Kranke und obendrein noch Darbende das Große im Leben rückhaltloser und gläubiger als jeder andere — ohne Klage, ohne Zweifel, ohne Menschenverachtung, ohne Pose, als sei die Lebenskraft seines ganzen Volkes in ihm. Muß man einen solchen Menschen nicht ehren und lieben, wie immer die Zeit auch von der Liebe zur Menschengröße abrät, sowenig der Heroismus der Persönlichkeit auch gelten soll? ‚Dieser heilige Mensch!' sagte Hebbel. Ja, von seiner Art waren die Märtyrer der alten Zeit, über deren Gebeine sich Kathedralen erheben, aus solchem Holz hat die Kirche zu allen Zeiten ihre Heiligen geschnitzt, eine Seele wie diese ist gemeint, wenn die Bibel von einem ‚Knecht Gottes' spricht." Karl Scheffler (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 106).

Vgl. auch: „Schiller an die Zeit" (Auszüge) (N. Zür. Ztg. 900); Otto Heuschele (Schiller und W. von Humboldt) (ebenda 911); E. Cornelius (Schillers letzte Stunden) (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Bl. 216); Friedrich Burschell (Charl. von Kalb) (ebenda); Alexander Stern (Der geschundene Schiller) (Gieß. Anz. 108); Schillers aristokratisches Vermächtnis (Tag, Unt.-Rundsch. 109); Tim Klein (Münch. N. Nachr. 122); Georg Rosenthal (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 247); Ernst Freiherr von Wolzogen (Deutsche Ztg., Kultur 107a); A. von Gleichen-Rußwurm (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 107); G. W. (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 49); Hermann Binder (Schwäb. Merkur 106); Ludwig Marcuse (Saarbr. Ztg. 126); Alfred Wolfenstein (Der junge Schiller) (N. Bad. Landesztg. 233); —er (Schiller und die Musik) (Münch.-Augsb. Abendztg. 124); Willi Beils (Schillers dramatischer Nachlaß) (Karlsr. Ztg., Wissensch. 19).

*

Flaubert

(Zum 50. Todestag)

„Man erzählt, Flaubert habe den jungen Maupassant in einen Salon eingeschlossen und ihm die Aufgabe gestellt, den Kamin zu beschreiben. Die Kamine in den französischen Salons ähneln sich wie ein Ei dem andern. Aber Maupassant sollte den seinen so schildern, daß es nur dieser Kamin sein konnte. Das ist Flaubert, das ist der Triumph der Unpersönlichkeit. Solche Unpersönlichkeit kann sich nur die Persönlichkeit leisten. Flaubert ist nicht hinter seinem Werk verschwunden, sondern in seinem Werke aufgegangen. Und darum ist es lebendig geblieben, darum ist es etwas, was sich organisch in jeder Zeit wie neu entwickelt. Madame Bovary ist eine Wirklichkeit: die kleine Provinzlerin, die sich über ihr enges Städtchen hinausträumt und daran zerschellt. Sie ist aber auch das Symbol für jeglichen ‚Bovarismus', jene geistige Haltung, die nie in der eigenen Realität Wurzel faßt. Der Apotheker Homais ist der ewige Typus des Aufgeklärten, der in der Idee der Menschenrechte genauso verspießert wie der Reaktionäre, dem die Tradition im Äußerlichen aufgeht. Und der Zögling der ‚Education sentimentale' ist die immer wiederkehrende Mittelmäßigkeit. Flaubert hat niemals Prediger sein wollen.

Flaubert auf dem Totenbett
(Nach einer photographischen Aufnahme)

Doch durch die Zeichnung dieser Charaktere hat er Typen herausgebildet, die über ihre Gegenwart und ihre Umgebung hinaus heilkräftig bleiben.

Es war das Geheimnis Flauberts, die sorgfältigste Studie der Einzelheit vollkommen unter den zentralen künstlerischen Gedanken zu bringen. Künstler war er zuerst und zuletzt, so sehr ihm das Genialische mangelte, das man mit dem Begriffe verknüpft. Die künstlerische Aufrichtigkeit, Unbestechlichkeit war bei ihm Fleisch und Blut geworden. Kein Ästhetentum, das sich zurückzieht, sondern Verfeinerung, die ins Leben hinauswirkt. Aus seiner Korrespondenz wissen wir heute, wie sehr Flaubert mit seinen Zeitgenossen verwachsen war und wie er seiner Zeit rang. Er war nie Politiker, doch er hat die politischen Entwicklungen mit dem Freimut angesehen, die er von der Kunst mitbrachte. Darin lag mehr als

Digitized by Google

rung als in Parlamentsreden. Was Flaubert konnte, wird nicht jeder nachmachen können. Er hat das Größte versucht: sich zu distanzieren und doch schaffend mittendrin zu stehen, eine stärkste Persönlichkeit in einem ganz objektiv dastehenden Werk zum Ausdruck zu bringen." Fritz Schotthöfer (Frankf. Ztg. 338—340) (ebenda Briefe von Flaubert an Turgenjew).

Vgl. auch: Friedrich von Oppeln-Bronikowski (Köln. Ztg., Lit. 256); Waldemar Gurian (Germ., Ufer 14); Erwin H. Rainalter (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 105); Bernard Guillemin (B. T. 214); Ludwig Marcuse (N. Bad. Landesztg. 230); Moriz Scheyer (Saarbr. Ztg. 124); Hanns Martin Elster (Karlsr. Ztg., Wissensch. 18); Johannes Urzidil (Berl. Börs.-Cour. 207); Ludwig Gorm (D. A. Z. 209); Schiller Marmorek (Arb.-Ztg., Wien, 125).

*

Guido Gezelle

(Zum 100. Geburtstag)

„Sollen karge Worte sein äußeres Leben umschreiben und die schönen Dinge nachsagen, die sein Schüler Verriest bewahrte? Oder sollen wir uns zum tieferen Sinn des Schicksals bekennen, obgleich es sein Leben zerbrach? Seine Totenmaske wendet es herrlich nach außen. Denn sie läßt alles Harte und Bittere erkennen, das diesem Dasein zugemessen war. Leiden und Entbehrungen haben ihre tiefen Spuren eingegraben. Und doch strafft die Züge eine prachtvolle Zähigkeit, welche die fast bäuerliche Verwitterung noch urtümlicher macht. Herrlich steht darüber eine breit ausladende gewölbte Stirn, ruht fast furchenlos in diesem Frontalgesicht, das alles in das Gleichmaß einer breiten Fläche sammelt und nichts zur trübenden Flucht nach außen entläßt. Hier wird schon die doppelte Wesenheit des Dichters spürbar, geeint in der zwingenden Gebärde dieser Totenmaske: flämisches Bauerntum und klare klösterliche Geistigkeit.

Wir wollen glauben: das Leid trifft diesen Mann, verwundet ihn innen und außen. Aber diesem Leid wird nur das karge Ertragen gegenübergesetzt, kein wortreich tönendes Erleiden, sondern heroisches Dulden, das die eigene Würde wahrt. Ist dieser Priester und Dichter so weit, daß er die Schmerzen nicht mehr spürt, wie die Märtyrer sie vielleicht, als sie am ärgsten waren, nicht mehr spürten? Man mag sich an die besondere Art der flämischen Frömmigkeit erinnern, in der spanische Inbrunst loht und züngelt. (Nicht umsonst stand Flandern lange unter spanischer Vogtei.) Da spüren wir oft die brodelnde Mystik des Greco, man meint den Weihrauch zu riechen, der um die Wundmale der Gemarterten wölkt. Das Leid empört sich nicht zur Anklage wider Gott, es verbrämt sich mit der Süße der Schwermut, mit den Wohlklängen feierlicher Choräle. Freilich wenden diese Worte bei Gezelle allzusehr ins Sichtbare, was in den Versen inwendig abgetönt ist.

Gezelle entläßt nicht das Leid, es habe ihn denn zuvor gesegnet. So schweigt er ein ganzes Menschenalter lang unter der Enge der Verbannung, die ihm sein Wirken für die Rechte seines Volkstums im Königreich Belgien, das erst in seinem Geburtsjahr gegründet wurde, einbrachte. Nur als volkstümlicher Schriftsteller und Sprachforscher trug er in dieser Zeit, da er als Unterpfarrer in Kortrijk, einem ärmlichen, lastenüberhäuften Kirchort, wirkte, die Liebe zu seinem Volkstum aus. Als er endlich 1893 das wehe Schweigen brach und sein Versbuch ‚Zeitkranz' erscheinen ließ und diesem nach vier Jahren die ‚Reimschnur' anreihte, war er müde und weise geworden. Zu spät berief man ihn da in seine Vaterstadt, wo er schon im Spätherbst desselben Jahres wenige Wochen vor der Jahrhundertwende starb." Karl Hanns Erkelenz (Köln. Ztg. 236).

Vgl. auch: Franz Fromme (D. A. Z. 201); Felix Augustin (N. Zür. Ztg. 841); A. Habaru (Frankf. Ztg. 319—321); Heinrich J. Brühl (Köln. Volksztg. 219b); Hans Sturm (Tag, Unt.-Rundsch. 104); H. F. Sattler (Germ. 200).

*

Ernst von Wolzogen

(Zum 75. Geburtstag)

„Wer den Menschen Wolzogen nicht nur kennen, sondern lieb gewinnen will, der lese seine Lebenserinnerungen ‚Wie ich mich ums Leben brachte'. Das ist ein echtes Wolzogensches Buch, mit urwüchsigem Temperament geschrieben, voll Natürlichkeit und kecker Lebensfreude. Rückschauend wird aus dieser Darstellung ein Übergewicht materieller Tendenzen auf allen Gebieten deutlich, denn mit dem wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands hielt der ideelle nicht gleichen Schritt. Ein Versinken in äußerliches Genußleben, das die geistigen Werte höchstens für angenehmen Zeitvertreib erklärte. Man hat Wolzogen unrecht getan, ihn als Bohemien aufzufassen, und die Idee zum ‚Überbrettl' hat ihn in diesem Sinne abgestempelt. Und doch war das, was zuletzt herausgekommen ist bei diesem Unternehmen, nur in geringem Maße dem ähnlich, was Wolzogen ursprünglich vorschwebte. Wie Nietzsches Traum vom Übermenschen auf Wolzogens Erfindung des Wortes Überbrettl abgefärbt hatte, so auch Nietzsches Idee vom dionysischen Menschen, vom Tänzer und von der fröhlichen Wissenschaft.

Aber weder als Vater des Überbrettls, als der er heute noch gilt, noch als Dramatiker, als der er fast schon ver-

Digitized by Google

gessen ist, wird er in der deutschen Geistesgeschichte weiterleben, sondern höchstens als Epiker. Wenn er sich selbst beklagt, nur als Unterhaltungsschriftsteller bewertet zu werden, ist er hier zu bedenklich. Wolzogen gehört zweifellos zu denen, die Wege geebnet haben, und mit seiner draufgängerischen Natur hat er mancherlei Projekte geschmiedet und das eine hier, das andere dort angepackt. So ist er zum Anreger geworden, der dazu beigetragen hat, literarischen Schund zu verdrängen, deutsche Unterhaltungsliteratur der ausländischen ebenbürtig zu machen und zugleich breitere Kreise für Zeitprobleme zu interessieren." Otto H. Brandt (Kreuz-Ztg., Zeitenspiegel 116).

Vgl. auch: Paul Wittko (Hamb. Corresp., Unt.-Bl. 22. April); Johannes Günther (Münch. N. Nachr. 109); Peter Hamecher (Saarbr. Ztg. 110); Katharina Borg (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 204); Julius Hart (Tag 97); —er —er (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 94).

*

Zur deutschen Literatur

„Ein schweizer Malerdichter" (Nikolaus Manuel 1484 bis 1530). Von C. K. (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 99).

„Die deutsche Sappho und Friedrich der Große" (Anna Luise Karsch). Von Karla König (Generalanz. Stettin, Buch 136).

„Eva König wartet auf Lessing." Von Eduard Thorn (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 235 u. a. O.).

*

„Goethe und die Politik." Von Konrad Gaiser (Staatsanz. für Württemb., Bes. Beil. 4 u. 5).

„Goethe wird weiter analysiert" (Reik, Sarrazin). Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 113).

„Goethes temperamentvolle Perle." Von S. Droste (Münch. N. Nachr. 126).

„Der verhängnisvolle Pudel" (Goethes Theaterdirektion). Von Johannes Höffner (Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 139).

„Franziskus Hemsterhuis." Von Werner Peiser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 115).

*

„Gotthilf Heinrich Schubert." Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 97).

„Allerlei Kuriosa um den Prinzen von Homburg." Von Egon-Erich Albrecht (Germ., Ufer 12).

„Ungedruckte Briefe Brentanos" (an Bettina 1839). Von Otto Mallon (Germ., Ufer 14).

*

„Das Erbe Nietzsches." Von Friedrich Wurzbach (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 112).

„Cosima Wagner und Friedrich Nietzsche." Von Elisabeth Förster-Nietzsche (Tag, Unt.-Rundsch. 115).

„Nietzsches Zusammenbruch." Von Hugo Marti (Bund, Bern, Kl. Bund 18).

„Nietzsches Zusammenbruch." Von Richard Biedrzynski (Deutsche Ztg., Kultur 104).

„Nietzsches Zusammenbruch." Von Ralf Kornmann (N. Zür. Ztg. 877).

„Die geistige Erkrankung Nietzsches." Von Paul Zschorlich (Kreuz-Ztg., Zeitenspiegel 10).

„Jacob Burckhardt." Von Hermann Uhde-Bernays (Münch. N. Nachr. 124).

„Spittelers kleine Verswerke." Von Konrad Bänninger (N. Zür. Ztg. 938, 946).

„Der Ästhetiker des Häßlichen" (Karl Rosenkranz). Von Paul Wittko (Magdeb. Ztg. 225).

„Was ist uns Julius Langbehn heute?" Von Otto Steinbrink (Deutsche Reichs-Ztg., Bonn, 98).

„Richard von Volkmann-Leanders 100. Geburtstag." Von O. F. Volkmann (D. A. Z. 198).

„Meine Eltern Ernst und Hedwig Dohm." Von Hedwig Pringsheim-Dohm (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 109).

*

„Max Dauthendey." Von Richard Serau (Leipz. N. Nachr. 140).

„Erinnerungen an Max Dauthendey." Von Hans Brandenburg (Münch. N. Nachr., Einkehr 20).

„Eines Dichters Heimkehr" (Dauthendey). Von Nikolaus Bruckner (Saarbr. Ztg., Gegenwart 128).

„Max Dauthendeys Heimkehr." Von P. H. (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 100).

„Eduard Graf Keyserling." Von Heinz Streh (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 111).

„In memoriam Hofmannsthal." Von Rudolf Kassner (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 968).

„Rilke-Nachlese." Von Hugo Marti (Bund, Bern, 196).

„Zwei Briefe. Erinnerung an Arno Holz." Von John Schikowski (Vorw., Unt. 194).

„Alfred Schuler." Von Kuno Renatus (Frankf. Ztg. 30 bis 302).

„Heinrich Federer." Von Rudolf Bechtold (Köln. Volksztg. 216).

„Karl Storck zum Gedächtnis." Von Adolf Droste (Germ. 200).

„Johannes Volkelt." Von H. Bth. (N. Zür. Ztg. 931).

„Friedrich Wolters." Von Ernst Rasch (Köln. Ztg., Kulturspiegel 245).

„Das geistige Deutschland und Stefan George" (Wolters). Von Albert H. Rausch (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 275).

„Stefan George und sein Reich" (Wolters). Von Friedrich Burschell (B. T. 194).

„Helene Lange zum Gedächtnis." Von P. Regnier (Germ. 228).

„Auch Werner Mahrholz..." Von Arnold Zweig (B. T. 193):

„Hier war ein Mensch, jederzeit bereit, seine Überzeugung mit seiner ganzen Person zu decken und zu bezahlen. Ein leidenschaftlicher Kerl, der auszog um geistiger Gegenstände willen — auch wohl um seiner Person willen und der Geltung, die mit ihr verbunden war, aber vor allem um seiner Überzeugung willen von der geforderten Ordnung der Welt. Ihm bedeuteten die geistigen Dinge mehr und Bestimmenderes als bloß den Überbau über wirtschaftlichen Grundströmen. Ihm schien eine spirituale Vorherrschaft vor den egoistischen Kampfzielen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern gefordert für alle jene Notwendigkeiten, die zur Sänderung und zur Vergeistigung der Welt auch in einem kleinlichen, auch in einem musischen Sinne führten. Darum hielt er zu den Schriftstellern, um mit ihrer Hilfe die Gesellschaft zu ordnen, darum zur Jugend, um kommende Dinge zu beeinflussen. Ein dichterischer Mensch war er, der sicher seine gestaltenden Versuche hinterlassen haben wird. Aber war es ihm nicht gegeben, mit Worten zu dichten, so wollte er dichten mit lebendigen Wesen."

*

Digitized by Google

Zum Schaffen der Lebenden

„Hermann Burtes dichterische Sendung." Von Ludwig Brehm (Deutsche Ztg., Kultur 110).

„Stefan George (Erbe der Väter — Aufgaben der Jugend)." Von Curt Hotzel (Tag, Unt. 105).

„Hans von Haebler." Von Julius Knopf (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 97).

„Hans von Hülsen." Von Will Scheller (Schlesw. Nachr. 97).

„Hermann Kiehne, ein Dichter des Harzes." Von Adolf Scheer (Nordhäuser Ztg. 92).

„Zwei Dichter unserer Zeit: Alfred Mombert — Oskar Loerke." Von Rudolf Kayser (N. Bad. Landesztg., Kunst 210).

„Friedrich Schnack, der Preisträger der Dichterakademie." Von Hanns Martin Elster (Stett. Gen.-Anz., Buch 115 u. a. O.):

„Dichter und Seher, Weiser, Liebender ist Friedrich Schnack geworden. Aus seiner Natur heraus. In seliger Lebenseinheit. Aus ihm strömt uns drum durch die unerhörte, unerschöpfliche Musik seiner Worte, durch die Wunderschau seiner Gesichte, durch die ewige Wahrheit seines Wissens gleiche Glückskraft zu: wer zu diesem Dichter fand, ward reinen Herzens, hat das Leben überwunden, um es ganz zu besitzen."

„Der Erzähler Heinz Steguweit." Von Alexander Baldus (Deutsche Reichsztg., Bonn, 98).

*

„Nanny von Escher." Zum 75. Geburtstag. Von Jakob Job (Bund, Bern, 204).

„Die siebzigjährige Nataly von Eschstruth." Von Artur Silbergleit (Königsb. Allg. Ztg. 230).

—, —. (Leipz. N. Nachr. 137.)

„Erdmann Graeser." Zum 60. Geburtstag. Von Helmut Rosenthal (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 204).

„Der Dichter Paul Gurk." Zum 50. Geburtstag. Von Heinz Berger (Münch. N. Nachr. 112 u. a. O.):

„Paul Gurk ist ein Meister der Kurzgeschichte, und zwar der Kurzgeschichte, die ganz nahe am Essay steht. Er ist auf diesem literarischen Gebiet einzig. Denn er ist als Novellist nicht Literat; er bleibt Dichter und hat dabei doch die klare Sichtung des Essayisten. Schon in den Tagen der Inflation war Paul Gurk dieser Meister der Novellette, in welcher Form er, voll bitterer Erkenntnis und Satire, unsere Entmoralisierung festhielt. Vielleicht wird noch einmal eine Zeit kommen, da man in den meisten unserer Schauspielrepertoires seine Dramen und Tragikomödien, seine Komödien und Lustspiele finden wird, in denen allen, bald herb, bald weniger kantig, von der Hoffnungslosigkeit unseres Seins ein Ton aufklingt."

—, —. Von Hanns Martin Elster (N. Bad. Landesztg. 208 u. a. O.).

—, —. Von Hans Knudsen (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 211).

„Die Auffenberg-Tragödie, Gespräch mit dem Autor Robert Hohlbaum." Von Otto König (N. Wiener Journ. 13093).

„Momme Nissen, der Freund Langbehns." Von Konrad Weiß (Münch. N. Nachr. 113).

—, —, der Knappe des Rembrandtdeutschen." Von mtgls. (Voss. Ztg. 198).

„Christoph Schrempf." Zum 70. Geburtstag. Von W. Schaefer (Stett. Gen.-Anz., Buch 120):

„Aus dem schwäbischen Pietismus hervorgegangen, war er noch als Jüngling fromm wie ein Kind. Aber dann begann für ihn die Heimsuchung und hörte niemals wieder auf. Alles, was er glaubte, wurde ihm fragwürdig; alle Probleme drängten sich ihm auf, an denen ein redlicher Christ nur leiden kann. In seinem Innern entbrannte der Kampf zwischen Christentum und Ketzertum. In dieser Not kam er zu Kierkegaard, um seine Not noch zu vertiefen. Er forderte die Kirche heraus und gab sein Pfarramt preis, um zur inneren die äußere Not auf sich zu laden. Er wurde ein Philosoph von der eigentlichen Art, ein radikaler Selbstdenker, der sein Leben denkt und sein Denken lebt; der wirklich als Philosoph existiert; den der Dämon treibt, zu suchen, zu zweifeln, zu fragen und immer wieder zu fragen. Ein Mann, dem nur eines nottut: die Wahrheit."

—, —. Von Reinhard Buchwald (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 98 u. a. O.).

—. —. Von Otto Engel (Stuttg. N. Tagbl. 192).

—, —. Von Kuno Mittenzwey (D. A. Z. 200).

—, —. Von Werner von Trott zu Solz (Voss. Ztg., Unt. 198.)

—, —. Von Paul Wittko (Hamb. Corresp. 189).

*

„Lyrik von Wilhelm Heinitz." Von Georg Meyer (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 129).

„Eine neue Dichterin: Elisabeth von Langen." Von Börries, Freiherr von Münchhausen (D. A. Z., Unt. 187).

„Ein Weihespiel der Nation. Hinweis auf Albert Talhoffs ‚Totenmal'." Von Friedrich Muckermann S. J. (Germ. 211).

*

„Die Novellen von Paul Ernst." Von Martina Wied (D. A. Z., Unt. 233):

„Seine erzählenden Dichtungen sind die vollkommensten Beispiele einer sachlichen Epik seit den frühen italienischen Chronisten und Novellisten; von diesen Nichts-als-Berichten unterscheidet sich die Ernstsche Novelle durch ihre Sinngebung, — die Durchblutung mit jenen seelischen und geistigen Nährstoffen, die ein bedeutender Mensch in langem vielbewegten Leben in sich aufgenommen, sich anverwandelt hat, um sie als Substanz mitlebenden und nachkommenden Geschlechtern zu überliefern."

„Das Spiel von den zehn Jungfrauen: ‚Frau Maria' von Enrica von Handel-Mazzetti." Von Anton Dörrer (Basl. Volksbl. 290).

„Narziß und Goldmund, Hermann Hesses neuer Roman." Von Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 116):

„Dieses Buch ist voll Problemen und geistigen Spannungen. Manchmal glaubt man eher, einen platonischen Dialog zu lesen als ein Dichtwerk. Nicht umsonst wird hier versucht, in breitester Weise einen Weg in das Werk zu legen und die erörterten Fragen anzudeuten. Das Buch ist kein Buch für den heutigen Tag und aus heutigen, flüchtigen Lebensbeziehungen, sondern ein Buch, das an Wurzeln von Menschentum und Künstlertum greift; ein geistiges und nicht aufdringlich intellektuelles Buch. Trotz der Fülle der Probleme aber ist es ein durchaus sinnlich gestaltetes Buch, in jeder Zeile gekonnt und von vollkommener Harmonie."

—, —. Von A. B. (Deutsche Reichsztg., Bonn, 113).

—, —. Von Wilhelm Kunze (Nürnbg. Ztg. 94).

—, —. Von Hugo Mauerhofer (Bund, Bern, 218).

„Von lebenden Toten [Robert Hohlbaum: ‚Sänger und Könige']." Von Gustav Renker (D. A. Z., Unt. vom 9. April 1930).

„Der Roman einer schönen Frau: Charlotte von Weiß von Clara Viebig." Von Hermann Menkes (N. Wien. Journ. 14. 5. 30).

„Für Cécile Lauber [‚Die Wandlung']." Von E. F. Knuchel (Basl. Nachr. 126).

„Mario und der Zauberer [Thomas Mann]." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 929):

„Nur ein rechtmäßiger Zauberer der Sprache konnte den andern, die rationale Welt beklemmenden Hexer in einem

Digitized by Google

so skurrilen, wirklich-unwirklichen Spiel beschwören und vernichten.
Aber, aber ... zu guter Letzt fragt man sich: Zu welchem Ende erzählt uns Thomas Mann mit solcher Zuversicht und mit so heller Kunst – die schwarze Cipollas? Kommt etwas dabei heraus, tritt er aus seiner Rolle des Beobachters? Nein, er begnügt sich mit einer realistischen Studie, so vollkommen als beschränkt sie erscheint. Es bleibt ihr die Auszeichnung, daß so überraschend, klug und feingewirnt doch kein anderer erzählen kann als Thomas Mann, der vor denen, die ihm Würde, Gravität, Länge, Wissenschaft und Schwere vorwerfen, sich elegant entschuldigt: Er vermochte das Leichtere auch!
Sogar virtuos!"

–, –. Von Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 211):

„Es wird mit wahrhaft souveräner Hand, nämlich mit einem Nichts an Farbe und Kontur die faschistische Haltung, dieser schauder- und lustvolle Seelen- und Körperkrampf geschildert, der nicht einen Einzelnen, etwa unter dem Einfluß eines Hypnotiseurs, sondern ein ganzes Volk unter der Wirkung eines Führers beherrscht. Massenwahn, Massenwahrheit, Massentrug. Überpatriotismus, ein ins religiöse sich versteigendes Nationalgefühl. Selbstverachtung, neuer Götzendienst am eigenen Altar. Anbetend religiöses Menschenopfer. Vertilgung der Freiheit. Irrationales Leben über dem Geiste – gegen den Geist. Das alles in einer keine 150 Seiten starken Erzählung Thomas Manns, in einer niedlichen, von Neid reizend illustrierten Ausgabe sich dem Blick des Lesers darbietend? Und doch ist es so."

„Volk auf dem Wege: Josef Pontens neues Werk." Von Wilhelm Westecker (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 112):

„Josef Ponten hat eine große Idee. Seit dem Parazelsus von Kolbenheyer ist noch keine so gewaltige Idee in einem deutschen Dichter auferstanden. Ponten will wie Kolbenheyer den Kern des deutschen Wesens und Schicksals treffen. Und was Kolbenheyer an einer ebenso ergreifenden, wie genialen historischen Figur darstellte, will Ponten aus dem Volke selbst holen. Von dessen Umherirren in der Welt erzählt Josef Ponten. Und von dem großen Heimweh, das drüben an der Wolga nach vielen Generationen, die nichts mehr von Deutschland sahen, plötzlich wieder aufbricht und neue Unruhe schafft. Sprachlich ist das Buch voller Schönheiten. Es ist klar und gemessen erzählt. Die Menschen nehmen Gestalt an. Sie sind Volk und tragen schwer an ihrem deutschen Blut. Man ist ihnen gleich nah. Und man geht ihren Schicksalsweg erschüttert mit. Aber man spürt auch ihre Zuversicht und ihre lebensfrohe Heiterkeit im Gelingen. Der Roman hat zutiefst vom Wesen des deutschen Volkes."

„Wilhelm Schäfers neuer Roman ‚Der Hauptmann von Kepenick'." Von Eduard Reinacher (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 136):

„Eine sittliche Zielrichtung liegt im Buch, in der stufenweisen Enthüllung des Kerns, der Menschlichkeit ist, Sehnsucht nach dem letzten Lebenswert, den wir Frieden nennen – Frieden in einem Sinne, der nicht zu formulieren, sondern nur durch eine solche aus Wissen, Leid und Willen heraus geschaffene Geschichte eines Lebens zu umschreiben ist. Wir vergessen manchmal jene große und so Bitteres in sich schließende Wahrheit, die lautet: ‚Die Letzten werden die Ersten sein.' Schäfers Hauptmann von Kepenick ist eine in ihrer Tiefe und Unverworrenheit unübertreffene Paraphrase des Christuswortes. Im kleinsten Menschen steckt das, was über alle menschliche Enge hinausführen kann – wenn der Kleine nur wirklich Mensch ist. Und diesen Ehrentitel verleiht der Dichter dem verkommenen Schustergesellen, der bisher für die Welt nur ein Witz war."

—, —. Von Wilhelm Westecker (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 95).

„Vom Papsttum, seinem Recht und Wert. Zum Buch von Joseph Bernhart." Von P. Erhard Schlund O. F. M. (Münch. N. Nachr. 119).

„Der Geist als Widersacher der Seele. Zu dem neuen Buch von Ludwig Klages." Von Werner Deubel (Kreuz-Zeitenspiegel 9).

„Untergang der Erde am Geist: Theodor Lessings ‚Europa und Asien'." Von Ludwig Marcuse (N. Bad. Landesztg., Kunst 250).

„Emil Ludwigs ‚Lincoln'. Leistungen und Irrtümer." Von Curt Heinrich (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 110).

„Persönlichkeit und Weltanschauung, eine Einführung in das Werk von Richard Müller-Freienfels. Von Hans Joachim Flechtner (Stett. Gen.-Anz., Buch 120).

„Nadler und die Dichtkunst. Ein Band Literaturgeschichte." Von Fritz Engel (B. T. 213).

„Querelle des Berliner Tageblattes." Von Josef Nadler (Germ. 220).

„Ein neues Buch über Ludwig II. [Walter von Rummel]." Von Erwin Freiherrn von Aretin (Münch. N. Nachr. 122).

„‚Gott in Frankreich?' Eine deutsche Analyse der französischen Volksseele [Friedrich Sieburg]." Von C. Heinrich (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 117).

•

Zur ausländischen Literatur

„Bedeutung und Anmaßung, Gedanken um Stendhal." Von Karl Zimmermann (Köln. Ztg., Unt. 219).

„Das Vermächtnis Emile Zolas, zur Neuausgabe der ‚Drei Städte' und der ‚Evangelien'." Von Fritz Rosenfeld (Arb. Ztg., Wien, 130).

„New York im französischen Spiegel" [Paul Morand]. Von Eugen Kerpel (Pester Lloyd vom 20. April 130).

„André Maurois." Von Fritz Lehner (Tag, Wien, 2[illegible]).

–, –. (Kriegserlebnisse eines heiteren Philosophen.) Von Josef Laumen (Germ. 213).

„Zu zwei französischen Romanen: Martin Maurice [‚Nacht und Tag'] und René Crevel [‚Der schwierige Tod']." Von Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 235).

•

„Knole und seine Dichter." Von Paul Cohen-Portheim (B. T. 206).

„D. H. Lawrence." Von Clemens Graf Podewils (Germ. Schritt der Zeit 213).

„Hugh Walpole." Von Levin C. Schücking (B. T. [illegible]).

„John Masefield, der neue Poeta laureatus." Von [illegible] Froberger (Köln. Volksztg. 247 ab.).

„Amerikanische Dichtung der Gegenwart." Von [illegible] J. Wolff (B. T. 228).

•

„Björnstjerne Björnson." Von Hanns Martin Elster (Schlesw. Nachr., Nordmark 97 u. a. O.).

–, –. (Kleine Erinnerungen.) Von H. Hartmann (Bund, Bern, 191).

–, –. (Seine konservativen Grundelemente.) Von Uhlenbrauk (Kreuz-Ztg., Unt. 130).

„Jeppe Aakjär, der Bauerndichter." Von P. H. [illegible] (Vorw., Abend 189).

–, –. (Bauer, Dichter, Agitator.) Von Hans Törsleff (Berl. Ztg., Unt. 101).

„Gunnar Gunnarsson, der Isländer." Von Georg Stein (Germ., Ufer 12).

•

Digitized by Google

Phot. Becker & Maass, Berlin 1930

Clara Tiebig

Digitized by Google

Zum 70. Geburtstag (17. Juli 1930) von

CLARA VIEBIG

Ihre erfolgreichsten Werke sind in der Reihenfolge der Auflagenhöhe folgende:

Titel	Preis in Leinenband	Schauplatz	Erstausgabe	Auflage
Töchter der Hekuba. Roman	6.25	Berlin	1917	47000
Das Weiberdorf. Roman	6.–	Die Eifel	1900	46000
Das schlafende Heer. Roman	7.50	Der Osten	1904	46000
Das tägliche Brot. Roman	7.–	Berlin	1900	44000
Die Wacht am Rhein. Roman	7.50	Düsseldorf	1902	44000
Vom Müller-Hannes	6.25	Die Eifel	1902	43000
Das Kreuz im Venn. Roman	7.–	"	1908	39000
Rheinlandstöchter. Roman	7.–	Coblenz – Berlin	1897	37000
Kinder der Eifel. Novellen	6.–	Die Eifel	1897	32000
Eine Handvoll Erde. Roman	6.25	Berlin	1905	29000
Absolvo te. Roman	7.–	Der Osten	1907	28000
Eifelgeschichten	7.25	Die Eifel	1911	28000
Die goldenen Berge. Roman	6.50	Moselland	1927	22000
Das Eisen im Feuer. Roman	6.50	Berlin	1913	22000
Die Passion. Roman	7.50	"	1925	20000
Der einsame Mann. Roman	6.75	Cochem	1925	20000
Unter dem Freiheitsbaum. Roman	6.75	Hunsrück	1922	15000
Die heilige Einfalt. Novellen	5.50	Ost und West	1910	15000
Die mit den tausend Kindern. Roman	7.–	Berlin	1929	14000
Heimat. Novellen	5.–	Die Eifel	1914	13000

Ausgewählte Werke

8 Bände in Leinen gebunden M 55.–

Inhalt: Rheinlandstöchter. Die mit den tausend Kindern. Die goldenen Berge. Das schlafende Heer. Kinder der Eifel. Das tägliche Brot. Die Wacht am Rhein. Das Kreuz im Venn

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART

BERLIN LEIPZIG WIEN

Digitized by Google

„Ramón Gómez de la Serna." Von F. Ferdinandez Armesto (B. T. 206).

•

„Vom Geist der lombardischen Literatur II." Von Lavinia Mazzucchetti (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 862).

„Der Humor bei Manzoni." Von Paolo Arcari (ebenda).

„Leopardi als Denker. Zur ersten Übertragung seiner ‚Pensieri'." Von Max Sydow (Hamb. Fremdenbl., Lit. Umsch. 136).

•

„Tolstoj und die Musik." Von Ella von Witzleben-Sonnet (Köln. Ztg., Unt. 247).

„Das Bild der sowjetrussischen Literatur." Von Gertrud Kohle (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 239).

„Der Tod des Dichters der Revolution" [Wladimir Majakowskij]. Von J. M. (Berlin am Morgen 95).

„Er übt auf das Dichtergeschlecht unserer Zeit ungeheuren Einfluß aus. Er schafft seine eigene Schule. Einem Riesen gleich ragt er in der Dichtkunst der Sowjetunion empor. Wie konnte es geschehen, daß dieser kräftige Mensch, der unermüdliche Kämpfer, der echte Revolutionär, zu einem solchen Ende gekommen ist? Wie konnte es geschehen, daß Wladimir Majakowskij, der sein ganzes Leben lang Kleinmut gebrandmarkt hat, selbst einem Anfall von Kleinmut erlag? Es zeigte sich ein Rückfall der alten Krankheit, des Individualismus. Diese mit neuer Kraft ausgebrochene Krankheit verdunkelte das Bewußtsein des Dichters und stieß ihn in den Abgrund. ‚Dies ist doch keine Art, niemandem rate ich dies', schreibt er vor seinem Tode über seinen verhängnisvollen Schritt. Ja! Das ist keine Art. Kein einziger bewußter Proletarier wird diese Haltung billigen. Selbstmorde sind das Geschick einer untergehenden Klasse, aber nicht des von einem unerhörten Kampfe hingerissen und seinem Triumph entgegenschreitenden Proletariats. Aber der wahrhaft grausige Fehltritt des Dichters kann keinen Wall errichten zwischen ihm und der Arbeiterklasse, der er sein Werk gewidmet und bis zum Ende treu war. Darum steht am Grabe des Dichters gestern und heute eine Ehrenwache der Revolution. Darum schreiten gestern und heute in endlosen Zügen die Arbeiter am Grabe des Dichters vorüber und erweisen ihm die letzte Ehre. Das revolutionäre Volk versteht es, seine Dichter zu ehren. Den Namen Majakowskij zeichnet es für die Zukunft ein. Und dieser Name wie auch das ganze Werk des Dichters werden als Aufruf zu siegreichen Kämpfen für den Sozialismus leuchten."

—, —. (Der Dichter des Bolschewismus.) Von Fritz Schotthöfer (Frankf. Ztg. 297—299).

•

„Der Dichter des ungarischen Proletariats" [Bela Revesz]. Von Fritz Brügel (Arb. Ztg., Wien, 131).

„Ferdinand Goetel, der polnische Literatur-Preisträger." Von J. Amdurski (B. T. 216).

„Władisław Orkan zum Gedächtnis." Von Mgr. (Prag. Pr. 134).

„Jan Kochanowski (1530—1584)." Von Alexander Brückner (Prag. Pr., Dichtung 20).

„Von slawischer Seele [Paula von Preradovitsch]." Von Enrica von Handel-Mazzetti (Köln. Volksztg., Zeit 252).

„Südslawische Volksdichtung." Von Artur Kully (Bund, Bern, Kl. Bund 20).

•

Allgemeines

„Religiöses Erwachen in der zeitgenössischen Dichtung." Von Arthur Friedrich Binz (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 48).

„Gelegenheitsgedichte von Dichtern." Von Richard Böhme (N. Zür. Ztg. 856).

„Die tiroler Kapuziner als Schriftsteller." Von A. Dörrer (Tiroler Anzeiger 100).

„Die Frau im deutschen Märchen." Von Hanns Martin Elster (Schlesw. Nachr., Nordmark 109).

„Dichtermütter." Von Hanns Martin Elster (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 109).

„Von Waschzetteln und Bauchbinden." Ein belehrendes Gespräch. Von Walter Enkenbach (Köln. Volksztg. 213).

„Neue Erzähler der deutschen Schweiz (Traugott Vogel, Albin Zollinger, Cécile Ines Loos, Dorett Hanhart)." Von Emil Ermatinger (Köln. Ztg., Lit. 242b).

„Der mystische Roman." Von Klara Maria Faßbinder (Deutsches Volksblatt, Freie Künste 10).

„Dramatiker-S. O. S." Notruf eines jungen Autors. Von Hedraty (Germ. 235).

„Der Liberalismus in der Literatur." Von Roman Hoppenheit (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 10).

„Mut zur Solidität." Von Ludwig Marcuse (N. Bad. Landesztg. 219).

„Gibt es neue Dichtung?" Von Börries, Freiherrn von Münchhausen (D. A. Z., Unt.-Bl. 18. Mai).

„Der große Krieg im Drama." Von Adolf Peter Paul (Weserztg. 20. April).

„Tirol, das Land der Volksschauspiele." Von Reinhold Rainalter (Salzb. Chronik 85).

„Das geistige Deutschland und Stefan George." Von Albert H. Rausch (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 269).

„Von Gesichtern, Würde und Freiheit des Poeten." Von Frank Thieß (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 114).

„‚Liebste Mutter!' Briefe berühmter Deutscher an ihre Mütter." Von L. Thoeren (Köln. Volksztg., Frauenwelt 229a).

„Der deutsche Roman vom Krieg." Von Horst Uhlenbrauk (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 10).

„‚Warum ausländische Stücke gespielt werden ...'" Von Hans Winand (D. A. Z. 188).

„Westschweizerische Literatur." Von —doz (Bund, Bern, 186).

„Eignen sich Autoren zum Verlegerberuf?" Von —th— (N. Zür. Ztg. 791).

Echo der Zeitschriften

Nimm und lies! VII, 4. (Leipzig.) In einer Studie von Wilhelm Meridies über Josef Ponten heißt es: „Es wäre völlig falsch, Ponten vorzuwerfen, daß er auf die Fragwürdigkeit des menschlichen Seins die Antwort schuldig bleibt, denn er muß sie schuldig bleiben. Der uns seit Hebbel geläufige Pantragismus beherrscht auch Pontens Werk und läßt sich seiner Überzeugung nach auf keine Weise und durch keine der empirischen Kirchen

Digitized by Google

überwinden. Der Katholik Ponten stellt sich daher auch bewußt, so katholisch oft seine Problemstellungen anmuten, außerhalb des dogmatischen Katholizismus. Dennoch hat er von seiner in natürlicher Religiosität verbrachten Kindheit her katholisches Geistes- und Seelengut als Substanz seines Wesens sich erhalten, wie insbesondere seine bis heute dichterischste Novelle ‚Die Insel' erweist. Pontens Frauengestalten sind oft der katholischen Auffassung von Wesen und der Bestimmung der Frau durchaus entsprechende Erscheinungen. Ihre Mütterlichkeit als Ausdruck innigsten Ineinandergreifens von Leib und Seele, von Geistigkeit und Naturverbundenheit, aber auch das Madonnenhafte, das von Gott Begnadet- und Auserwähltsein im Sinne des Goethischen ‚Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan' sind katholischen Ursprungs. Freilich fehlen auch die sinnlichen Reizgestalten der Frau keineswegs in Pontens Werk. So ist auch Maria, die Reisende der ‚Insel' der griechischen Mönche, eine überaus bemerkenswerte Mischung madonnenhafter und evahafter Elemente. Sie lebt einfach aus ihrem fraulichen Sein heraus, das schon als Andersein gegenüber dem Männlichen erregend wirkt, lockert Geschlecht und Seele des Mönchs Spiridion — und entschwindet ihm, abweisend, so daß dieser im ungelösten Zustand, zwischen dem, wozu die Natur drängt, und dem Keuschheitsgebot der Kirche für ihn, den Mönch, zurückbleibend, sich verzweifelt dem Tod überantwortet. Wie das Leben zerspalten ist in sich, so ist auch die Kreatur, Gottes Geschöpf, es noch, die Spaltung der Geschlechter unüberbrückbar. Daß aber Eva und Madonna in dieser Maria Pontens schlummern, und wie das Wesen der einen mit dem der anderen in einem unaustragbaren Kampf miteinander liegen, das ist ja auch das Thema der Hauptmannschen Erzählung ‚Der Ketzer von Soana'. Und auch Pontens Novelle ‚Die Insel' könnte in jenem Hauptmannschen Satz dunkel verklingen: ‚Sie stieg aus der Tiefe der Welt empor und stieg an dem Staunenden vorbei — und sie steigt und steigt in die Ewigkeit als die, in deren gnadenlose Hände Himmel und Hölle überantwortet sind'."

Eckart. VI, 5. (Berlin-Steglitz.) Aus einer Selbstbiographie („Selbstbegegnung") von Paul Gurk die nachfolgenden Sätze:

„Seit dieser Zeit bin ich tot. Ich schreibe ausschließlich für mich, unter schauderhaften Umständen, einsam und in einer bis zur Ausschließlichkeit, zum körperlichen Leiden gehenden Menschenscheu. Ich wandere seit Jahren seelisch auf der Landstraße und werde vermutlich auch körperlich auf der Landstraße enden. Das Leben eines wirklichen Schriftstellers mit Sekretärin, Telephon, Landhaus und öffentlicher Menschenliebe liegt mir so außerhalb jeder Vorstellung, daß ich es nicht mehr ertragen könnte. Ich erschrecke vor jedem der seltenen Briefe, die ich noch erhalte, weil ich immer eine Gemeinheit des Lebens wittere.

Zuweilen werde ich gefragt, wie meine Arbeiten entstehen. Darauf ist zu sagen: ich habe keine Bücherei und keinen Schreibtisch. Ich schreibe auf den Knien und in großer Schnelligkeit. Die unerklärliche Zeugung eines Werkes, das Untertauchen in den unnennbaren Grund der Dinge, geschieht in weniger als einem Augenblick und ist unmeßbar. Man kann vergleichsweise sagen: statt des Nacheinanders der Funkenbildung der Folge im Schein erfolge ein Reihenaufflammen nebeneinander oder ein Funkenüberspringen (‚Intuition'). Aber was ist damit erklärt? Nichts! Was ist der Funke? Was ist die graue und weiße ‚Substanz', der Nervenstrang, die Nervenzelle? Was ist im Grunde das Gehirn, diese Sende- und Empfangsanlage?

Einmal geschieht die Zeugung des Werkes beim — Kaffeemahlen oder beim Stiefelputzen, einmal beim zufälligen Erblicken eines Wortes (wie bei ‚Persephone' oder bei der Beschäftigung mit einem ganz andern Plan (wie bei ‚Wallenstein und Ferdinand II.'). Unter einem unbegreiflichen Nervenschauer tritt ein Fremdes in mir ein, das sich von mir nährt, Gestalt wird und wie in einer Art Notwehr durch Gestaltung herausgestellt, ja ausgeworfen wird. Kurz vor Beendigung hasse ich das Werk und habe doch immer die Furcht, ich könnte sterben, ehe es fertig ist (was doch im Grunde ganz gleichgültig wäre!). Dann bin ich müde und erleichtert. Nach kurzer Zeit habe ich das Werk vergessen. Nach einem Jahre schon lese ich es betrachtend und einfühlend wie das eines Fremden. Dann ist es mir unbegreiflich, wie ich dieses Stück, diesen Roman schreiben konnte. Von jedem Werke sehe ich sofort mit aller Klarheit den letzten Satz. Der Beginn erfolgt quälend, unter Unlustempfindungen mit einem scheinbar zufälligen Satz. Ich mache nie Aufzeichnungen, Pläne oder besondere ‚Studien'. Zurzeit schreibe ich das Buch Judas, des Verräters, des notwendigen Menschen."

Die Lese. V, 9. (Köln.) In einer Studie über Hermann Stegemann schreibt Curt Kohlmann:

„Kein leitender Politiker des Erdballs kann fruchtbringende Arbeit leisten, wenn er sich nicht die Stegemannschen Geschichtswerke mit ernstem Mühen zu eigen gemacht hat, mag er stehen, auf welcher Seite er immer wolle. Darüber hinaus muß aber auch jeder diese klaren Bücher studieren, der nach Klarheit des Weltgeschehens drängt; und die Größe des Geleisteten wird ihn um so stärker berühren, wenn er sich vor Augen hält, daß ein von frühester Jugend an körperlich immer

Digitized by Google

fort schwer leidender Mann so Schicksalkündendes schuf.

Wer ist Hermann Stegemann, der als Honorarprofessor für neuere Geschichte an der Universität München am 30. Mai 1930 sein sechzigstes Lebensjahr in seiner Einsiedelei am Thuner See vollenden wird? Seine hinreißenden ‚Erinnerungen aus meinem Leben und meiner Zeit' bringen willkommenen Aufschluß und ergänzen das oben Gesagte beweiskräftig, gilt doch mehr als die Hälfte des starken Lexikonbandes den ereignisstrotzenden vier Kriegsjahren, die Stegemann wie eine urweltliche Flutwelle zu steiler Höhe trugen."

Die Neue Rundschau. XXXXI, 5. (Berlin und Leipzig.) Aus Gustave Flauberts Briefen an Louise Colet, die E. W. Fischer mitteilt, geben wir das eindrucksstarke letzte Schreiben:

„20. Dezember 1846

Unter meiner jugendlichen Hülle steckt eine seltsame Greisenhaftigkeit. Was hat mich nur so alt gemacht, als ich die Wiege verließ, und so widerwillig gegen das Glück, bevor ich noch davon getrunken hatte? Alles, was Leben ist, ist mir widerwärtig; alles, was mich dahin fortreißen und mich hineinziehen will, macht mir Angst. Ich möchte, ich wäre niemals geboren oder könnte sterben.

Ich trage auf dem Grunde meines Innern eine radikale, intime, bittere und nie weichende Unlust, die mich hindert, irgend etwas zu genießen, und mir die Seele bis zum Bersten füllt. Sie erscheint bei jeder Gelegenheit, so wie die aufgetriebenen Kadaver der Hunde an die Oberfläche des Wassers kommen, trotz der Steine, die man an ihrem Halse befestigt hat, um sie zu ertränken. Als ich Dir gleich zu Anfang mit einer Naivität, die Du wenig gewürdigt hast, zurief, daß Du Dich täuschtest, daß man mich vergessen müsse, daß Du Dich an ein Phantom und nicht an einen Menschen wendetest, hast Du mir nicht glauben wollen. Und doch war es nötig, mir zu glauben.

Du beurteilst mich falsch, jawohl! Stelle meinen Geist nicht so hoch! Ich bilde mir nicht ein, ein Goethe zu sein, weil die Kerzen vor der Sonne verblassen und ich, was Du auch glauben magst, mich nicht bemühe, irgendwen nachzuäffen, die großen Männer noch weniger als andere.

Was mein Herz anlangt, so ist seine Mündung eng und behindert; was ihm entströmt, kommt nicht leicht hinaus, es steigt den Fluß wieder herauf und schlägt Wirbel; es gleicht der Seine bei Quillebeuf, die voll von treibenden Untiefen ist. Viele Schiffe sind dort gescheitert!

Ich zürne mir selbst, Dich nicht so zu lieben, wie Du es verdienst, wie Du geliebt werden solltest. Ich segne Dich in meinem Herzen, und ich wäre versucht, es zu schlagen, weil es Dir soviel Kummer verursacht. Doch wer ist schuld? Gott, das Leben selbst. Warum bist Du nicht eine Kokette?

Wenn man das Vergnügen sucht, findet man es. Doch das Glück ist ein Wucherer, der einem hundert für zehn nimmt, und ich würde Dich nicht geliebt haben, wenn Du ein Freudenmädchen gewesen wärest. Und doch wäre das viel besser gewesen, und Leute von Geist wie wir sollten sich daran halten.

Man sollte sein Herz in die Kunst stecken, seinen Geist ins Getriebe der Welt, seinen Körper dorthin, wo er sich wohl befindet, seine Börse in die Tasche und seine Hoffnung nirgendwohin.

Leb wohl, suche mich zu vergessen; ich werde Dich nie vergessen. Du hast Dich geirrt, als Du sagtest, ich hätte für Dich nur ein Gefühl der Neugier. Es ist mehr, doch Du glaubst nur an die Extreme.

Noch einmal, leb wohl. Gleichviel wozu, Du wirst mich immer wiederfinden."

(Berechtigte Übertragung von W. E. Fischer)

Die Christliche Welt. XXXXIV, 8. (Gotha.) Hildebrecht Hommel schließt einen Aufsatz über Unamuno und das Christentum mit den Betrachtungen ab:

„Wie sich der sein Vaterland glühend liebende Spanier Unamuno die Freiheit des Wortes nur durch die Verbannung erkaufen konnte, so mußte auch der gläubige Katholik, der mit der Treue zu seinem Kinderglauben eine geistige Unabhängigkeit sondergleichen verbindet, der Kirche beinahe zum Ketzer werden. Und wir wundern uns nicht, wenn sich etwa seine Wertung von Kultur und Zivilisation mit den Fragestellungen modernster protestantischer Theologie berührt. Es mutet wie eine — freilich auch nicht widerspruchslose — Auflösung der aus dem Munde der Kulturverneiner Karl Barth und Genossen erklingenden Dissonanzen an, wenn wir bei Unamuno lesen:

Da die Christenheit nicht ohne Zivilisation, noch ohne Kultur leben kann, so ist das Christentum in einem ständigen Kampf, einer ständigen Agonie begriffen. Ebenso wie die christliche Zivilisation, die ein Widerspruch in sich selbst ist. Und von dieser Agonie leben sie beide, das Christentum und die Zivilisation, die wir die griechisch-römische oder die westliche nennen. Der Tod der einen wäre der Tod der anderen. Wenn der christliche Glaube, der verzweifelte agonische Glaube, stürbe, so würde damit auch unsere Zivilisation sterben, und wenn unsere Zivilisation stirbt, muß auch der christliche Glaube sterben. Und so also müssen wir in einer ewigen Agonie leben.

Es ist schon deutlich geworden, daß Unamuno scharfe Zuspitzung seiner Gedanken liebt, ja daß er sie gern in

Digitized by Google

Aphorismen kleidet; dazu tritt die uns schwer verständliche Freude des Romanen an rhetorisierender Form, an Antithesen und pointierten Widersprüchen, auch dies ein angeborener Drang zur ‚Agonie'! Auch in seinem im übrigen fester gefügten tiefsinnigen Roman ‚Tante Tula', der von der ‚jungfräulichen Mütterlichkeit' einer ‚mütterlichen Jungfrau' handelt, tritt diese Neigung offen zutage. Unamunos künstlerisches Schaffen selber bewegt sich in einer ‚Agonie' zwischen zerflatternder Geistreichigkeit und straffer Zucht großer Gedanken. Ist jenes sprudelnde Überquellen gescheiter Einfälle in seiner ‚Agonie des Christentums' unverkennbar, so fehlt doch auch die beherrschte Durchführung leitender Motive und Gedanken keineswegs. So ist es ein Meisterstück zu nennen, wie der Spanier gegen Ende des Buchs uns seine These von Spannung und Widerspruch aus Gott quellenden Lebens am Beispiel des großen Denkers und Christen Pascal noch einmal überzeugend entwickelt. ‚Pascals Glaube war Überredung, nicht Überzeugung', mehr ein ‚Glaubenwollen', das immer von neuem gegen seinen ‚klaren Verstand und seinen Sinn für Objektivität' anzukämpfen hatte. Pascal konnte sich wohl selbst immer wieder von neuem bekehren, an jener ‚tragischen Ausflucht, der Gnade' festklammern: — andere bekehren konnte er, der nüchterne kritische ehrliche Streiter am wenigsten. Er, der Gott darum bittet, daß seine Vernunft sich demütige, verstand nicht die Kunst der Jesuiten, anderer Menschen Vernunft zu lenken und zu zähmen.

Ein Problem, das Unamuno — der gleich Tolstoj fanatischer Christ und Familienvater ist — besonders am Herzen liegt, entsteht aus seinem feinen Gefühl für die Spannung von Jungfräulichkeit und Unsterblichkeit, jener beiden christlichen Kategorien, die sich bald aufzuheben, bald zu ergänzen und zu durchdringen scheinen. Diesem Problemkreis widmet er zwei Kapitel seines eigenwilligen und doch so demütigen Buches: eins, das von Davids Altersbuhle, Abisag, der Sunemiterin, handelt, die der greise König nicht mehr ‚erkannte', und das letzte, das sich mit dem bekannten Pater Hyacinth Loyson beschäftigt, jenem abtrünnigen ‚Heiligen', der die Klosterzelle verließ, damit er einem Sohne das physische Leben verschaffe, um ihm so eine Seele einzuhauchen und zu vererben. Hier an der Schwelle des Unsterblichkeitsproblems nehmen wir Abschied von diesem eigenartigen Buch, das uns im Spiegel eines tiefen Geistes die ragende Größe einer unsterblichen Religion ahnen läßt."

„Walther von der Vogelweide." Von Max Morold (Der getreue Eckart VII, 8. Wien).
„Walther von der Vogelweide." Von Josef Neumair (Österreichische Monatshefte VI, Innsbruck).
„Walther von der Vogelweide." Von Franz Spunda (Der Bücherwurm XV, 5. Berlin).
„Salomon Geßner und Pestalozzi." Von Hans Stettenbacher (Atlantis 1930, 4. Berlin).
„Der Geist als Widersacher der Seele." Zur Metaphysik des Lebens bei Goethe und Klages. Von Werner Deubel (Deutsche Rundschau LVI, 8. Berlin).
„Volkskundliches bei Goethe." Von Gisela Mayer-Pitsch (Der Wächter XII, 3/4. Berlin).
„Wer ist der tragische Held in Goethes ‚Faust'?" Von Wolfdietrich Scheu (Preußische Jahrbücher CCXX, 2. Berlin).
„Da werden Weiber zu Hyänen ..." Indiskrete Garderoben-klatsch-Berichte an den Herrn Hoftheaterintendanten Johann Wolfgang von Goethe. Von Bruno Th. Satorius-Neumann (Der Neue Weg LIX, 9. Berlin).
„Bemerkungen zur Goethe-Bibliographie. Ein verschollener Bettina-Aufsatz über Goethes Ahnen?" Von Otto Mallon (Zeitschrift für Bücherfreunde XXII, 2. Leipzig).
„Elisabeth Goethe." Von Erich Lichtenstein (Reclams Universum XXXXVI, 30. Leipzig).
„Schiller." Von Wilhelm von Humboldt (Das Tagebuch XI, 18. Berlin).
„Der lebende Schiller." Von Walter von Molo (Der Bücherwurm XV, 2. Berlin).
„Schillers Inferno." Von Willy Haas (Die Literarische Welt VI, 19. Berlin).
„Zwei Theaterschriften des jungen Schiller." Von Walter Tappe (Der Neue Weg LIX, 9. Berlin).
„Noch einmal in Schillers Heimat." Von Adolf Wolfstand (Der Wächter XII, 3/4. Berlin).
„Hegel und Creuzer." Von Johannes Hoffmeister (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte VIII, 2. Halle a./S.).
„Unbekannte Gespräche Schopenhauers aus seinen letzten Lebensjahren." Mitgeteilt von Arthur Hübscher (Süddeutsche Monatshefte XXVII, 7. München).
„Wilhelm Hauff in Raabes ‚Eulenpfingsten'." Von Käthe Bothe (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XX, 2. Wolfenbüttel).
„Ludwig Feuerbach." Von Julius Ebbinghaus (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte VIII, 2. Halle a./S.).
„Über den Tod Adalbert Stifters." Von Paul Graf Thun-Hohenstein (Hochland XXVII, 8. München).
„Gottfried Kellers Humor." Von Oskar Walzel (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVIII, 5/6. Heidelberg).
„Die Geschichte einer Freundschaft." Der Briefwechsel zwischen Heyse und Storm (Der Wächter XII, 3/4. Berlin).
„Ferdinand von Saar als Novellist." Von Alois Maria Nagler (Der Wächter XII, 3/4. Berlin).
„Neues über Nietzsche." Von O. L. (Das Tagebuch XI, 18. Berlin).
„Wilhelm Holzamer." Von Adalbert Schmidt (Masken XXIII, 18. Düsseldorf).
„Hofmannsthals ‚Hochzeit der Sobeide'." Von Grete Schaeder-Waranitsch (Neue Schweizer Rundschau XXIII, 3. Zürich).
„Wassermann über Hofmannsthal. Von Emil Ludwig (Die Literarische Welt VI, 19. Berlin).
„Erinnerung an Rilke." Von Hedda Sauer (Die Horen VI, 4. Berlin-Grunewald).
„Zwei Selbstbildnisse in einem Rahmen: Rilke, Uhland." Von Richard von Schaukal (Deutsches Volkstum XII, 3. Hamburg).
„Rudolf Maria Holzapfel." Von Ludwig Hänsel (Hochland XXVII, 8. München).
„Friedrich Wolters." Von Karl Wolfskehl (Die Literarische Welt VI, 18. Berlin).
„Kurt Faber zum Gedächtnis." Von Carl Lange (Österreichische Monatshefte XI, 2. Berlin).
„Das Kino meines Lebens." Von Kurt Faber (ebenda).
„Zu Paul Barschs 70. Geburtstag." Von Carl Lange (Deutsche Monatshefte XI, 2. Berlin).

Digitized by Google

„Wanderbursch und Verseschmied." [Barsch.] Von Paul Wittko (ebenda).

„Herkunft und Heimat." Von Benno Rüttenauer (Die schöne Literatur XXXI, 5. Leipzig).

„Karl Storck." Von Dyroff (Der Türmer XXXII, 8. Stuttgart).

„Romantische Ironie in moderner deutscher Literatur. An Thomas Mann und Jakob Wassermann erläutert." Von Frederik Ingersley (Edda XVII, 2. Oslo).

„Robert Faesis Dichtung." Von Maria Nils (Die Besinnung IV, 2. Aarau).

„Martin Heidegger." Von Ludwig Steinecke (Die Literarische Welt VI, 20. Berlin).

„Über Gott in Frankreich, von Friedrich Sieburg." Von Ernst Krenek (Der Scheinwerfer III, 17. Essen).

„Emil Ertl." Von Richard Kühnelt (Österreichische Literatur und Kunst III, 6. Baden bei Wien).

„Paul Enderling." Von Carl Lange (Ostdeutsche Monatshefte XI, 2. Berlin).

„Hans Franck." Von Max Lederer (Radio VI, 33. Wien).

„Friedrich Gogarten." Von Hans Köster (Der Bücherwurm XV, 4. Berlin).

„Fehrs' Novelle ‚Ehler Schoof'." Von Christian Boeck (Niedersachsen XXXV, 5. Bremen).

„Deutsche Dichterärzte: Ludwig Finckh." Von Karl Aretz (Das Hörrohr IV, 4. Leipzig).

„Der Film gegen Heinrich Mann [Der blaue Engel]." Von Celsus (Die Weltbühne XXVI, 18. Berlin).

„Fritz von Unruhs ‚Bonaparte'." Von Ernst Heilborn (Das Prisma VI, 17. Bochum-Duisburg).

„Friedrich Schnack." Von Hanns Martin Elster (Die Christliche Welt XXXXIV, 9. Berlin).

„Friedrich Schnack." Von Arthur Fischer-Colbrie (Der Türmer XXXII, 8. Stuttgart).

„Friedrich Schnack." Von Alfons Kasper (Literarischer Handweiser LXVI, 8. Berlin).

„Frank Thieß." Von Franz Fromme (Deutsche Rundschau LVI, 7. Berlin).

„Hans Watzlik." Von Otto H. Brandt (Die schöne Literatur XXXI, 5. Leipzig).

„Heinrich Lersch, der Dichter und Kesselschmied." Von Ludwig Gurlitt (Weltstimmen 1930, 5. Stuttgart).

„Remarque, Renn, Schauwecker." Von Eugen Kühnemann (Deutsche Akademikerzeitung, 11. Folge).

„Der Krieg als Schicksalsdrama [Wehner ‚Sieben vor Verdun']." Von Richard Rieß (Der Deutschen-Spiegel VII, 16. Berlin).

„Das Wesen des Kriegsbuches [Köppen ‚Heeresbericht']." Von Rolf Nürnberg (Der Scheinwerfer III, 15/16. Essen).

„Arthur Fischer-Colbrie." Von Robert Hohlbaum (Radio VI, 32. Wien).

„John Sieg." Von Heinrich Lersch (Der Bücherwurm XV, 3. Berlin).

„Richard Schiedel." Von Anna-Marie Ahrenkiel (Die Besinnung IV, 2. Aarau).

* * *

„Der gegenwärtige Stand der Rabelais-Forschung." I. Von Paul Rackow (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVIII, 5/6. Heidelberg).

„Das Ideal des Willens in Corneilles Lustspiel ‚La place royale'." Von Walther Küchler (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung VI, 3. Leipzig).

„Le beau nom de Voltaire." Von Christian Nielsen (Die Christliche Welt XXXXIV, 10. Gotha).

„Montaignes Schweizerreise 1580." (Atlantis 1930, 4. Berlin).

„Flaubert." Von Heinrich Mann (Die Literarische Welt VI, 19. Berlin).

„Zola." Von Lutz Weltmann (Der Neue Weg LIX, 8. Berlin).

„Der Lateiner [Péguy]." Von Franz Blei (Die Literarische Welt VI, 20. Berlin).

„Die französische Gesellschaft im Werke Marcel Prousts." Von Wilhelm Friedmann (Deutsch-Französische Rundschau III, 5. Berlin-Grunewald).

„Betrachtung anläßlich der Bekanntschaft mit Proust." Von Editha Klipstein (Neue Schweizer Rundschau XXIII, 5. Zürich).

„Philosophische Strömungen der Gegenwart in Frankreich." Von Joachim Wach (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung VI, 3. Leipzig).

„Panait Istrati." Von Otto Rombach (Die Weltbühne XXVI, 20. Berlin-Charlottenburg).

„Byron und Shelley in ihrer Begegnung." Von Friedrich Dannenberg (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVIII, 5/6. Heidelberg).

„Sir Robert Bridges." Von O. L. (Das Tagebuch XI, 19. Berlin).

„Ein Streitgespräch zwischen George Bernard Shaw und G. K. Chesterton." (Masken XXIII, 16. Düsseldorf.)

„Die Odyssee der verspäteten Schüler [Joyce]." Von Walter Enkenbach (Der Scheinwerfer III, 14. Essen).

„Wer ist Hugh Walpole?" Von Sinclair Lewis (Die Literarische Welt VI, 18. Berlin).

„Craigs ‚Hamlet'." Von Harry Graf Keßler (Der Neue Weg LIX, 9. Berlin).

„Von Ibsens ‚Nora' zu Shaws ‚Candida'." Ein Stück Entwicklung der Frauenfrage. Von Dorothea Ogilvie (Die Christengemeinschaft VII, 1. Stuttgart).

„Georg Brandes' Ringen um eine Professur." Von Arnold Tänzer (Preußische Jahrbücher CCXX, 2. Berlin).

„Danteforschung, Danteübertragung und Dantekritik." Von August Vezin (Literarischer Handweiser LXVI, 8. Berlin).

„Der falsche Don Quixote." Zur Geschichte eines seltenen Buches. Von Herbert Stubenrauch (Zeitschrift für Bücherfreunde XXII, 2. Leipzig).

„Des Satans oder Gottes Sonne [G. Bernanos]." Von Alex Emmerich (Die Christliche Welt XXXXIV, 10. Gotha).

„Zur gegenwärtigen Kulturlage Bulgariens." Von Janko Janeff (Deutsche Rundschau LVI, 8. Berlin).

„Tolstoj als religiöser Denker und Sozialethiker." Von Nikolaj von Bubnoff (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung VI, 3. Berlin).

„Wladimir Majakowski †." Von Essad-Bey (Die Literarische Welt VI, 18. Berlin).

„Wladimir Majakowski." Von Henri Guilbeaux (Die Weltbühne XXVI, 18. Berlin).

„Laotse und die chinesische Gegenwart." Von Richard Huelsenbeck (Die Literarische Welt VI, 19. Berlin).

* * *

„Tragödie und ihre Gezeiten." Von Julius Maria Becker (Das Nationaltheater 1929/30, 26. Mannheim).

„Sternheim auf der Bühne." Von Friedrich Eisenlohr (Der Bücherwurm XV, 3. Berlin).

„Satirisches Theater." Von Curt Elwenspoek (Das Schauspiel 1929/30, 16. Königsberg i. Pr.).

„Die dramatische Produktion des Jahres 1929." Von Wilhelm Frels (Die schöne Literatur XXXI, 5. Leipzig).

„Das sogenannte Unterhaltungsstück." Von Gustav Leutenitz (Die Volksbühne V, 2. Berlin).

„Tendenzdramen. Ein Theaterproblem der Gegenwart." Von Eberhard Moes (Das Nationaltheater 1929/30, 23. Mannheim).

* * *

„Die Vernachlässigten." [Antworten auf die Rundfrage.] Von F. W. Bischoff, B. Diebold, H. Eulenberg, O. Flake, M. Herrmann-Neiße, H. Hesse, H. Kasack, E. Köppen, Th. Mann, G. Pohl, E. M. Remarque, W. von Scholz, H. Sochaczewer, St. Zweig (Die Lebenden III, 1/2. Görlitz).

Digitized by Google

„Zum Kampf gegen Schmutz und Schund.“ Von Heinrich Dehmel (Die Stimme der Freiheit II, 4. Berlin).
„Mit dem Blick zur Latinität.“ Von Alfred Döblin (Deutsch-Französische Rundschau III, 5. Berlin-Grunewald).
„Katastrophe in einer Linkskurve [Zeitschrift].“ Von Alfred Döblin (Das Tagebuch XI, 18. Berlin).
„Buch und Presse.“ Von H. Eisele (Deutsche Presse XX, 19. Berlin).
„Ist deutsche Kunst weltfremd?“ Von Kurt Engelbrecht (Die Lese V, 9. Köln).
„Interpretation oder Destruktion.“ Von E. Grisebach (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte VIII, 2. Halle a./S.).
„Alt-Islands Sprachschaffen und Europa.“ Von Andreas Heusler (Nordische Rundschau III, 2. Braunschweig).
„Nationale Dichtung.“ Von Robert Hohlbaum (Der Türmer XXXII, 8. Stuttgart).
„Eine schlesische Literaturgeschichte [Hans Heckel].“ Von Johannes Hönig (Hochland XXVII, 8. München).
„Der Typus des Mannes in der Dichtung der Frau.“ Von Else Hoppe-Meyer (Zeitschrift für Deutschkunde XXXXIV, 4. Leipzig).
„Die neue Illusion.“ Von Herbert Ihering (Das Tagebuch XI, 16. Berlin).
„Deutsche Eichen‘.“ Ein Kapitel auslandsdeutscher Literaturgeschichte. Von Karl Kurt Klein (Klingsor VII, 5. Kronstadt).
„Maschinenwelt und Gartenlaubenromantik.“ Von Fritz Lamprecht (Der Scheinwerfer III, 15/16. Essen).
„Jugend, Politik und Kultur.“ Von Langheinrich-Anthes (Der Deutschen-Spiegel VII, 18. Berlin).
„Professoren und Popularisatoren.“ Von Ludwig Marcuse (Das Tagebuch XI, 16. Berlin).
„Die Biographie als Ausdrucksmittel.“ Von André Maurois (Die Literarische Welt VI, 19. Berlin).
„Zum ‚sozialen Roman‘ der Gegenwart.“ Von Erwin Schröder (Literarischer Handweiser LXVI, 8. Berlin).
„Die Aufgaben der Zeit gegenüber der Literatur.“ Von Conrad Wandrey (Der Bücherwurm XV, 2. Berlin).

Echo der Bühnen

Berlin

„Phaea.“ Komödie in 3 Akten. Von Fritz von Unruh. (Uraufführung im Deutschen Theater am 13. Mai 1930.)

„Phaea“ — das bedeutet einen Fritz von Unruh, der uns einmal ganz anders kommen möchte. Italienisch will er uns kommen. Pirandello ist das Vorbild. Unseligerweise fehlen Unruh zum Pirandello die nötigsten Eigenschaften: Skrupellosigkeit, Schmiß — Folgerichtigkeit in der Paradoxie des Denkens. Die Eigenschaften, die der Fritz von Unruh zu eigenst besitzt, bleiben dabei fein säuberlich in der Kommode zu Hause. Odysseus-Unruh haben die Phaeaken nicht aufzuhalten vermocht.

Fritz von Unruh
Karikaturistische Zeichnung von B. F. Dolbin

„Phaea“ G. m. b. H. ist eine große Tonfilmfirma, Unruhs Komödie im wesentlichen Entstehungswirrnis eines Fememordfilms. Meint man im ersten Aufzug einem Fememord beizuwohnen, um alsbald zu erfahren, daß dies war nur Filmaufnahme, so mutet das freilich packend und pirandellesk an. Nur ist das Packende dann zu Ende, durchaus aber nicht das Stück. Das schleicht durch allerlei Unklarheiten weiter — wohin? man weiß es nicht.

Unruhs pirandellesker Gedanke: der Widerstreit der Scheinwelt und der Wirklichkeit; das Übergreifen der einen in die andere. Bewußtes und unbewußtes Leben. Idee und Alltäglichkeit.

Zwei Gestalten, in denen der Gedanke zu dramatischem Kampf antreten soll. Der allgewaltige Direktor der „Phaea“: Wirklichkeitsbonze. Der Wirklichkeit Kraft zu geben, schürt er die Leidenschaften seiner Mitwirkenden, zettelt er Intriguen; rückt er das Objektiv an den Leidenden sadistisch heran. Aber Unruh faßt die Gestalt gedanklich nicht scharf. Man wüßte nicht zu sagen, warum dieser Gewalttätige zugleich liebedienerisch dem Publikum gegenüber ist, ein happy end-Beflissener. Der Gegenspieler ist der Verfasser des Filmmanuskripts, der Vertreter der Idee. Nur daß diese Gestalt von Unruh noch sehr viel unklarer konzipiert ist! Über ihn ist es verhängt, der Idee untreu zu werden, sich aus bewußtem in unbewußtes Leben zu verlieren, sich aus der Sor-

Digitized by Google

welt in Wirklichkeitsnöte zu begeben. Und dies alles heißt handlungsgemäß? Er verliebt sich in eine Filmnutte.

Es bedeutet aber auch, daß er sich selbst verleugnet. Mißbraucht wird und andere mißbraucht. Unruhs Komödie ist keineswegs ohne tragischen Einschlag. Wenn ihm Selbstironisierung den Gedanken an „Phaea" eingab, so fehlt es nicht an Szenen, in denen sie zu Selbstgericht wird.

Nur daß der zur Selbstbezichtigung vor dem Tribunal Erschienene aus Unerheblichkeitsgründen heimgeschickt werden muß. Derart unklar ist seine Aussage, daß man an irgendwelchen hinter ihr verborgenen Ernst nicht zu glauben vermag.

Unruh hat diese sehr deutsche Phantasie, die von Einfall zu Einfall irrt. Er sieht auch — und das ist die ihn kennzeichnende gedankliche Veranlagung — das Symbol vor der Gestalt, die er zum Symbol erheben will. Nachträglich tuscht er individuelle Züge in das Symbol hinein. Das Symbol hat er vielfach pathetisiert — hier ironisiert er es. Das Grundgebrechen bleibt das gleiche.

Nicht anders als der allgewaltige Filmdirektor kann die Kritik verfahren: Fritz von Unruh in den Dienst der Wirklichkeit schicken! Die Idee ist sein Feind. Was er bisher an positiven Leistungen gebracht, hat er nicht kraft, sondern trotz ihrer gestaltet. Ernst Heilborn

Wien

1.

„Der Kriegsminister." Ein Spiel der Phantasie in vier Akten. Von Robert Hohlbaum. (Uraufführung auf der Renaissance-Bühne am 9. Mai 1930.)

Mit der Schutzmarke „Spiel der Phantasie" — welchem Stück käme sie nicht mehr oder minder zu? — hat Hohlbaum das seine offenbar gegen die Bezeichnung als Schlüsseldrama schützen wollen, doch ohne daß ihm dies gänzlich gelungen wäre. Denn was sein anonymer Held tut und erleidet, läuft bis in den Weltkrieg hinein dem Leben des jüngst verstorbenen Grafen Auffenberg, Siegers von Komarów, so gut wie parallel, wenn man vom ersten zum zweiten und von diesem zum dritten Akt die Linien zieht. Der energisch zum Krieg rüstende und eben darum dem Monarchen ungenehme und unbequeme, alsbald gestürzte Kriegsminister, eben darum Günstling des Thronfolgers, in der Not des Weltkriegs in leitender Stellung, Sieger und wiederum gestürzt und sogar vor Gericht gestellt — soweit, wie gesagt, herrscht Parallelismus zwischen dem Spiel der Wirklichkeit und dem der Phantasie, treffen die dramatischen Akzente auf geschichtliche Tatsachen. Für das freilich, was nun folgt, zeichnet der Dichter als verantwortlich: das Volk holt den Märtyrer aus der Untersuchungshaft, der Kriegsminister der Monarchie wird Kriegsminister der Republik, bis er in demselben Zimmer, am selben Tisch, am selben Tag (nur fünf Jahre später) zum zweitenmal vor der durch den Umsturz in ihrem Wesen gar nicht veränderten molluskenhaften und dennoch gigantischen Übermacht der Beziehungen, Protektionen, Intriguen, Selbstsüchte kapituliert. Gegen diese letzte und eigentlich auch die vorletzte Phase des Stücks richtet sich offenbar die in den Zeitungen veröffentlichte Einsprache der Witwe Auffenbergs, der, beiläufig bemerkt, mit den Talenten des Heeresverwalters und des Heerführers auch eine nicht geringe schriftstellerische Begabung verband.

Unseres Wissens die erste, jedenfalls aber die erste aufgeführte Bühnendichtung eines unserer besten Erzähler, verrät dieser „Kriegsminister" sein Noviziat nur hin und wieder, etwa wenn der Dialog aus der gesprochenen in die geschriebene Sprache entgleist, wenn die Bühne mit einiger Gewaltsamkeit für neue Leute freigemacht wird, wenn die Analyse des komplizierten Auffenbergischen Charakters nicht völlig gelingt und napoleonische und wallensteinische Züge schließlich von denen des getreuherzigen Gottfried von Berlichingen verwischt werden. Aber das Interesse setzt nicht einen Augenblick aus; ausnahmeweise einmal ein Romandichter, der sich auf der Bühne sofort zurechtfindet! Obwohl oder weil billige Sentimentalität eben so streng ausgeschaltet ist, wie die sichere Nummer österreichischer Selbstbespiegelung und Selbstgefälligkeit, obwohl oder weil Hohlbaum der gewiß sich meldenden Versuchung widerstanden hat, dies oder jenes Mitglied der Dynastie zu photographieren, sondern seinen beiden Erzherzögen eine ganz überpersönliche Naturechtheit verliehen, obwohl oder weil er sich nicht irgendeiner Partei verschrieben hat, obwohl oder weil —, hat sich der Erfolg eingestellt, nicht jener sensationelle, dem Verfasser so oft katastrophale, sondern einer, der Wiederholung und Steigerung zuläßt, ja verheißt.

2.

„Der gläserne Berg." Ein österreichisches Offiziersstück in einem Vorspiel und drei Akten. Von Mirko Jelusich. (Uraufführung in der „Komödie" am 24. Mai 1930.)

Vermutlich hat der junge Erfolg des Diktatorenromans „Cäsar" dazu mitgewirkt oder gar veranlaßt, daß dies vor mehr als einem Jahrzehnt geschaffene Schauspiel nun endlich das Rampenlicht erblickt. Dem Dichter ist damit ein Dienst nicht erwiesen. Denn dieses Stück zeigt sich technisch und stilistisch so unsicher, haftet im Gespräch so fest an papierener Tradition, beantwortet die von ihm selbst aufgeworfenen Fragen so untief, daß sich der

Digitized by Google

Erinnerung nichts einprägen will als ein hohes Lied entsagender Pflichttreue, deren Formel diesmal militärisch „Dienst" lautet. Der „gläserne Berg" aber, auf dem eine mühsam konstruierte Prinzessin der Schwerindustrie thront, und von dem ein sehnsüchtiger Werber abgleitet, ist bloß ein nicht eben glückliches, wiewohl vom Autor (der hinter durchsichtiger Maske im Stück selbst auftritt) mit sichtlicher Vorliebe ausgemaltes Gleichnis für — ja wofür? Für den Gegensatz von Reich und Arm? Für den Abstand der Generationen? Gleichviel welche Bedeutung gelten soll, jede wirkt zwischen diesen Menschen und Begebenheiten peinlich und kleinlich, zumal auf dem Hintergrund des Weltkrieges, in dem das Stück entstand und spielt. Biographisches Interesse mag diesem Drama als einer Station in der Entwicklung eines merkwürdigen, offenbar erst im Anfang seiner Weitwirkung stehenden Schriftstellers zugebilligt werden. Ein anderes schwerlich.

3.

„Der weiße und der schwarze Beg." Lustspiel in drei Akten. Von Robert Michel. (Uraufführung im Akademietheater am 24. Mai 1930.)

Daß Österreich, allerdings zusammen mit Ungarn, volle vierzig Jahre lang ein großes Stück unverfälschten Balkans innehatte und daß diese Herrschaft bei einem großen Teil der Bevölkerung gar nicht unbeliebt war, das klingt heute fast wie ein Märchen, und doch ist seither kaum ein Jahrdutzend vergangen. Dies Land mit seinen Moscheen, Derwischen, Rhapsoden war unser Indien, und Robert Michel, wie Bartsch und Ginzkey ursprünglich Berufssoldat, der Kipling dieses österreichischen Orients, namentlich des ethnisch-religiösen Kuriosums dort, des slawischen Islam. Diesem geradezu zärtlichen Verhältnis entstammt wie mancher Roman und manche feine Erzählung auch dieses Lustspiel, von dem nun freilich nicht viel übrig bleibt, wenn man ihm sein buntes Kostüm abstreift: nicht viel mehr, nein nur gerade so viel, daß zwei gleichgültige Liebende, nachdem mancherlei harmlose Hindernisse harmlos märchenhaft beseitigt sind, sich kriegen — ein Geschehen, das dem Dichter offenbar wichtiger erscheint als uns, sonst hätte er es schwerlich noch mehrmals dichterisch auszuwerten versucht. In diesem Sonderfall hat die vielversprechende Bindung Exotik und Erotik versagt. R. F. Arnold

Nürnberg

„Werkspionage." Komödie in drei Akten. Von Arthur Ernst Rutra. (Uraufführung im Alten Stadttheater am 10. Mai 1930.)

Der Kernpunkt, um den sich die Rutrasche „Komödie" dreht, ist schon in dem Titel mit moderner Sachlichkeit deutlich angegeben: Dr. Wedding, dem genialen und menschenfreundlichen Chemiker des Großindustriellen Loewe, eines Mannes von dem Patriotismus der wilhelmischen Ära, glückt es, ein „Antigas" zu erfinden, das alle bisher bekannten giftigen Kriegsgase unschädlich macht. Der konkurrierende Großindustrielle Camillioni, recte Camillentee, und sein Laboratorium arbeiten an einer ähnlichen Erfindung, dem „Roten Kreuz-Gas", stehen angeblich dicht vor dem Erfolg. Beide Unternehmungen suchen sich gegenseitig über Vorgänge und Fortschritte durch Spione und andere Machenschaften — das Telephon spielt dabei eine Hauptrolle — auszuhorchen. Da erfolgt in der Fabrik Camillionis eine Gasexplosion, die mehrere Menschenleben fordert — selbst bei dem Kinostil des Stücks kein Moment für eine Komödie. Dr. Wedding eilt zur Hilfeleistung herbei, gibt dabei sein Geheimnis preis, gerät dadurch mit seinem Chef und dem Buchstaben des Gesetzes in einen schweren Konflikt. Aber die Gegenpartei hat Kunde von gewaltigen Steuerhinterziehungen des braven Loewe, und so endet denn die Geschichte mit der Gründung einer neuen Firma „Loewe und Camillioni" und, nach altbewährtem Rezept, mit der Verlobung Camillionis mit der Tochter des Antipoden Loewe, Dr. Weddings mit der Hauptspionin von der Gegenseite. Altes und Neues ist also in dem Rutraschen Stück nicht ungeschickt gemischt und kann wohl ein in poeticis anspruchsloses Publikum einen kurzen Abend lang fesseln. Theodor Hampe

Straßburg

„Daniel Junt." Drama in fünf Akten. Von Hermann Stegemann. (Uraufführung am 26. April 1930 im Stadttheater.)

Das „Elsässische Theater" in Straßburg ehrte den deutschen Dichter Hermann Stegemann, der im Mai sein 60. Lebensjahr vollendete, durch die sehr verspätete Uraufführung seines ganz zu Unrecht vergessenen fünfaktigen Bauerndramas „Daniel Junt". Das vor etwa 25 Jahren entstandene dichterisch und menschlich wertvolle Stück, das wohl kurz nach seinem Entstehen zur einmaligen Darstellung gelangte, hat lange genug auf seine offizielle Anerkennung warten müssen. Warum, ist eigentlich unverständlich; denn dieser „Daniel Junt" dürfte trotz der unverkennbaren Schwächen, die vor allem auf die oft romanhafte Breite der epischen Schilderungsweise zurückzuführen sind (das Stück ist ein dramatischer Auszug des gleichnamigen Romans), zu den eindrucksvollsten und bodenständigsten Schöpfungen im Rahmen der Dialektliteratur gehören. Verblüffend ist die objektiv einsichtige Art, mit der Stegemann das Elsaß der damaligen Zeit

Digitized by Google

(die Handlung spielt um 1875) darzustellen wußte. Die politisch zerrissene Situation jener gefährlichen Übergangszeit, da der Deutsche sein politisches und moralisches Ansehn erst Schritt vor Schritt wieder zurückerobern mußte, findet im „Daniel Junt" eine erdrückend klare und eindeutige Darstellung. Aus dem durch Landschaft und Menschen in seinem Charakter genau bestimmten Milieu entwickelt Stegemann das Schicksal seines Helden: oben auf dem Vogesenberg Florimont sitzt der Bergwirt Daniel Junt, der mit der Gemeinde „La Motte", die dem Geschlechte der Junts den Berg und das Restaurant auf 99 Jahre verpachtete, in Streit liegt, weil sie seinem Wunsch, ein neues Hotel zu bauen, nicht nachkommen will. Der Dichter zeigt nun Daniel Junts Kampf um ein Recht, das zu besitzen er sich einbildet, das aber in der Tat nicht existiert. Die Vorgänge sind konsequent auf den sturen Charakter dieses Mannes aufgebaut, der schließlich soweit geht, daß er, um die Gemeinde zum Bau zu zwingen, das Anwesen mit eigener Hand anzündet. Die Gendarmen kommen, um ihn zu verhaften, der Bergwirt jagt sich eine Kugel durch den Kopf und erfüllt so sein Schicksal.

M. Th. Bührer

Kassel

„Attraktion." Lustspiel in drei Akten. Von Alexander Lernet-Holenia. (Uraufführung im Stadttheater am 28. Mai 1930.)

In diesem Stück erwähnt Franz, der Diener, dem Ein- und Ausbrecher Filipin gegenüber einen Herrn von Meinberg. Filipin versteht nicht recht und sagt: Weinberg. Franz verbessert ihn: nein, Meinberg! Darauf Filipin: also Ihr Berg ...

Es wäre allzu boshaft, behaupten zu wollen, daß die Neuigkeit und das Niveau dieses Witzes kennzeichnend wären für diese „Attraktion" als Ganzes, die übrigens darin besteht, daß ein entsprungener Sträfling auf einem Schloß, das eben eine Jagdgesellschaft beherbergt, seinen einstigen Verteidiger trifft und diesen Salon-Bolschewiken durch sein Beharren in der angenehmen Welt von einer Verzweiflung zur anderen treibt. Woraus sich denn zwangsläufig das ergibt, was im allgemeinen mit dem Ausdruck Situationskomik belegt wird.

Nein, die Harmlosigkeit dieses Spiels verbietet ein scharfes Gericht, eine literarische Verurteilung. Denn von Literatur ist hier weit und breit nichts zu sehen, des literarisch betonten Verfassernamens unerachtet. Es handelt sich vielmehr ganz einfach um eine Möglichkeit, flüchtig angelegte Gestalten mit Fleisch und Blut zu füllen — durch die Kunst des Darstellers. Nicht jedes literarisch wertbare Stück bietet solche Möglichkeit. „Attraktion" läßt sie jedenfalls offen, und es hat sich — bei der Uraufführung — gezeigt, daß und wie aus thematischen Andeutungen, skizzenhaften Charakterisierungen, Farbigkeit des Szenischen, Fülle des Figürlichen aufschimmern kann.

Freilich: ein Lustspiel ist das nicht. Eher ein Schwank — geistige Frühgeburt, durch Schauspielkunst zum Leben zu beschwören. Ein Stück, von dessen Inszenierung gilt: hier ist der Spieler alles, der Dichter nichts.

Will Scheller

Echo des Auslands

Englischer Brief

Kriegsbücher und kein Ende! Es wird zwar immer wieder behauptet, daß die Kriegsbücherkonjunktur jetzt zu Ende sei, aber auf dem Büchermarkt sieht es nicht danach aus. Nur wird der künftige Literarhistoriker feststellen können, daß das englische Kriegsbuch im Jahre 1930, wahrscheinlich unter dem Einfluß von Remarque und seinen Epigonen, eine fanatische Aufrichtigkeit aufzuweisen beginnt, die in den früheren Erzeugnissen dieser Gattung sehr selten war. Die ersten englischen Kriegsromane z. B., die an dieser Stelle besprochen wurden, waren in der Hauptsache tendenzlos, und gerade dadurch erzielten sie ihre künstlerische Wirkung. Ihre Autoren übten keine direkte Kritik an den Zuständen, die sie beschrieben. Bahnbrechend in dieser Hinsicht wirkte Robert Graves mit seiner autobiographischen Schrift „Goodbye to all That" (Cape 10s 6d). Der Lyriker Graves ging aus jener konservativen und machtvollen Gesellschaftsschicht hervor, deren Mitglieder alle diejenigen mit etwas verächtlicher Herablassung behandeln, die Angehörige eines anderen Volkes oder einer anderen Kaste sind. Der Engländer, der in diesen exklusiven Kreisen aufwächst, lehnt sich äußerst selten gegen die dort herrschenden Anschauungen und Vorurteile auf, aber wenn dies einmal geschieht, so pflegt der Umschwung radikal zu sein. Ein derartiger radikaler Umschwung hat sich eben bei Graves vollzogen, und in seinem Buch gelangt er beredt zum Ausdruck. Darin rechnet der dreiunddreißigjährige Autor mit seinem früheren Leben, das er eindringlich schildert, streng ab. Der Krieg nimmt in seinen Aufzeichnungen einen beträchtlichen Platz ein, denn er ging von der Schulbank als blutjunger Offizier in die Schützengräben.

Digitized by Google

Er machte das ganze Elend der Westfront durch und wurde so schwer verwundet, daß er einige Zeit als verstorben galt (sein Nekrolog ist sogar in den Zeitungen erschienen). Obwohl Graves das alles eigentlich ohne antimilitaristische Tendenz beschrieben hat, wurde sein Buch in antimilitaristischen Kreisen doch warm begrüßt, weil er auf die weniger heroischen Seiten des Krieges Nachdruck legt, die der Durchschnitts-Engländer in seiner Bequemlichkeit und Vorliebe für billige Romantik so gern übersieht. Er bekundet insbesondere ein Verständnis für soziales Unrecht, das Leuten seines Standes gewöhnlich abgeht, und der Gedankenwelt der englischen Berufsoffiziere bringt er eine gesunde Mißachtung entgegen. Die Bedeutung seines Buchs liegt weniger im Künstlerischen als im Menschlichen und Dokumentarischen. Es hat großes Aufsehn erregt und zweifellos viel dazu beigetragen, der englischen Kriegsliteratur eine neue Richtung zu geben. Ähnliche Ziele verfolgt Richard Aldingtons Kriegsroman „The Death of a Hero" (Chatto & Windus 8s 6d), der ebenfalls viel Beachtung gefunden hat. Aldington, der früher einem beschränkten Leserkreis als Autor schmaler Versbände und Übersetzer aus dem Französischen bekannt war, wendet sich mit einem verbitterten Hohn zunächst gegen das England der Vorkriegszeit, von dem er ein durch persönliche Mißgeschicke etwas verzerrtes Bild entwirft. Man braucht eben kein Freund des victorianischen Engländertums zu sein, um einzusehen, daß Aldington sich zu grotesken Übertriebenheiten hat hinreißen lassen. Besser steht es um seine Kriegsschilderungen, in denen seine gediegene Wortkunst sich trefflich bewährt. Aber das Buch als Ganzes macht einen unausgeglichenen Eindruck. Psychologisch wäre manches darin zu beanstanden und dort, wo der Autor als Ironiker gelten möchte, wirkt er zuweilen nur burschikos.

Es ist unmöglich und auch unnötig, hier alle englischen Kriegsbücher aufzuzählen, in denen der Krieg unerbittlich und kampflustig angegriffen wird. In einigen wurde zweifellos auf die Befriedigung bloßer Sensationslust gerechnet, und andere wieder, die sicher ernstgemeint waren, konnten literarisch überhaupt nicht bewertet werden. Von den übrigen seien erwähnt: „War is War" (anonyme Erlebnisse eines Unbotmäßigen, die den Novellisten A. M. Burrage zum Verfasser haben); „Her Privates We" (ebenfalls anonyme Wiedergabe des Lebens der Mannschaft, die dem Schriftsteller F. Wedmore zugeschrieben wird); „Retreat" von Charles R. Benstead (kritisiert sehr abfällig die Feldgeistlichen und entfesselte deshalb eine bewegte Polemik); „The Patriots Progress" von Henry Williamson (rücksichtslose Darstellung der Schützengräben durch einen Prosakünstler); „A Brass Hat in No Man's Land" von F. P. Crozier (die vielumstrittenen Kriegserinnerungen eines früheren Generalstäblers, der als Abschreckungsmittel die unbarmherzige Kriegführung verteidigt und den durch den Krieg herbeigeführten sittliche Verfall betont); „All Our Yesterdays" von H. M. Tomlinson (einer der ersten englischen Prosaiker entwirft ein groß angelegtes Bild des englischen Lebens seit dem Burenkrieg und zeigt wiederum, daß seine einziggeartete Beobachtungsgabe die Mängel seiner Romantechnik reichlich aufwiegt). Schließlich sei auf zwei Bücher aufmerksam gemacht, die sich den obengenannten würdig anschließen, und zwar: „Combed Out" von F. A. Voigt (der Verfasser, der einer Sanitätskolonne zugeteilt war, gab diese packenden Aufzeichnungen vor einigen Jahren anonym heraus, erntete aber erst mit dem unlängst erschienenen Neudruck den verdienten Erfolg), und „Everyman at War" (dieser Sammelband enthält Berichte von verschiedenen Kriegsschauplätzen, deren Verfasser, obwohl keine Schriftsteller von Beruf, ihre Erlebnisse mit einer vorbildlichen Schlichtheit und Aufrichtigkeit wiedergeben.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß diese neue Richtung in der Kriegsliteratur sich heftige Proteste und Angriffe zugezogen hat, deren Urheber nicht ohne weiteres als reaktionär bezeichnet werden können. Bedeutsam für den Standpunkt derjenigen Kreise, die sich für Feinde des Kriegs erklären, aber trotzdem nicht wollen, wie es scheint, daß der Krieg verleumdet werde, ist das Pamphlet „The Lie about the War" (Faber & Faber 1 s.) von Douglas Jerrold. Darin wird den Verfassern der neueren Kriegsbücher vorgeworfen, den Krieg in ein falsches Licht zu stellen und ihm dadurch schweres Unrecht anzutun. Im Lauf seiner höchst verworrenen Argumente führt Jerrold aus, daß die Gefahren und Grauen des Kriegs vielfach übertrieben seien, da Ausnahmefälle zu oft als typisch geschildert werden. Außerdem, so heißt es da weiter, sei man zu sehr dazu geneigt, sich um das Einzelschicksal zu bekümmern, ohne in Betracht zu ziehen, daß es sich um ein gewaltiges historisches Ereignis handle, dessen Ausgang und Folgen weit wichtiger seien als die zwar unangenehmen aber unvermeidlichen Begleiterscheinungen des Kriegs usw. Befremdend ist hier der Umstand, daß der Verfasser des Pamphlets vorgibt, fortschrittliche und humanitäre Zwecke zu verfolgen. Darum wäre es irrtümlich anzunehmen, daß diese Ansichten hierzulande keinen Anklang finden. Die dem Verfasser Gleichgesinnten dürften, auch unter der sogenannten Intelligenz, zahlreich sein.

London P. Selver

Digitized by Google

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Leerlauf Mensch. Roman. Von Karl Nils Nicolaus. Leipzig 1930, Hesse & Becker. 279 S. M. 4.– (6.50).

Dieses Buch ist himmlisch jung; es hat seine Jugend nicht im Titel oder Untertitel, die Jugend des Verfassers spricht aus dem unbekümmerten Darauflosfabulieren, in dem sich eine frische Erzählerbegabung ankündigt. Aber das Talent, das einen bei der Lektüre dieses Romans anspricht, ist nicht das Wesentliche an diesem neuen Namen, den man sich merken muß: das Talent – muß der heutige Literaturbetrachter den bekannten Satz abwandeln – versteht sich immer von selbst. Was dieses Buch aus der Jugendproduktion unserer Tage heraushebt, ist der Umstand, daß es für jene Jugend zeugt, die die Unsachlichkeit der sogenannten Sachlichkeit erkannt hat, die der Liebe satt ist, die nur Technik, aber nicht Idee ist, die ihren „Frieden mit Maschinen" gemacht und darob das Naturgefühl nicht verloren hat, dessen Magie sich auswirkt, wenn man aus der Entfernung die Bedrängnis eines nahestehenden Wesens spürt. Nicolaus zeigt eine Welt, in der die Maschine beseelt, der Mensch eine Maschine geworden ist. Er übt Gesellschaftskritik an der erotischen Freiheit, aus der Unfreiheit und Abhängigkeit geworden ist, er legt den latenten Terror der Homosexuellen-Kamarilla bloß, offenbart das Protektionswesen eines Jahrzehnts, das sich das sachliche nennen läßt. Der Held des Buchs, ein junger Ingenieur – Jugend wird hier bei der Arbeit gezeigt – mustert diese Welt, verstrickt sich in ihren Fängen, findet wieder heraus – zu einem Leben, das Sinn und Gesetz in sich trägt, das die Wirklichkeit der Welt erkennt und seine Ideale sich nach dieser erlebten Wirklichkeit gestaltet. Eine Jugend der Besinnung und Umkehr bekennt sich in diesem Werk, die keiner Phrase nachläuft, keinen Schlagworten auf den Leim geht, keine Parolen auszugeben braucht, um repräsentativ zu sein. Sie arbeitet an sich und sucht den Gleichgesinnten. Das Buch ruft zur Sammlung derer, die auf dem Marsche sind. Sie werden eines Tages da sein. Sie lassen sich keine Führer von oben aufoktroyieren, sie werden den Tüchtigsten aus der eigenen Gemeinschaft auslesen. Der Verfasser von „Leerlauf Mensch" hat den Mut, sich zu Lyrik und zu Gemüt zu bekennen. Zu einem Gemüt, das frei ist von Gefühlsduselei, einer Lyrik, die keiner himmelblauen Farbe bedarf. Ein Stiller im Lande kommt hier zu Wort. Aber die Stimmen dieser noch Stillen werden bald das Wort führen!

Berlin — Lutz Weltmann

Diesseits. Acht Erzählungen. Von Hermann Hesse. Berlin 1930, S. Fischer. 391 S. Geb. M. 8,–.

Im Aufbau der Gesamtausgabe die gesammelten Erzählungen: der 1907 gedruckte Band „Diesseits", dazu das 1916 erschienene Bändchen „Schön ist die Jugend", schließlich aus dem Bande „Nachbarn" die Erzählung „In der alten Sonne". Der Duft dieser zarten Blumen deutscher Erzählerkunst hat sich nicht verloren. Man muß auf die großen Romantiker zurückgreifen, um die Natur im geschriebenen Wort so dicht zu haben, sie so als zweite Natur auf sich eindringen zu spüren. Auch die Menschen sind nicht verblaßt, die Helene, der kleine Brosi, die Tine und der Armenhäusler Hürlin. Der zärtlich melancholischen Schönheit dieses Buchs gegenüber gibt es nicht das Zwischending der Interessiertheit; man muß ablehnen oder lieben.

Frankfurt a. M. — Herbert Scheffler

Menschen an der Grenze. Von Herbert Eulenberg. (Engelhorns Romanbibliothek.) Stuttgart 1930, J. Engelhorns Nachf. 288 S. M. 2,– (3,–).

Drei Frauen hat der Herr Rochus Gibich. Jutta heißen sie, Lanete und Ave. Von allen dreien läßt er sich scheiden, heiratet eine vierte, von der er sich sicher auch hätte scheiden lassen, wenn ihn der Tod nicht daran gehindert hätte.

Im alten „Küsterhause" seines Gutes, das der „Herr Vetter" verwaltet, bringt er die Geschiedenen unter, überläßt sie der Obhut dieses Vetters, der sich in die dritte der Frauen sterblich verliebt.

Die aber hat einen Mord auf dem Gewissen. Denn sie hat eine Geliebte des Herrn Rochus erschossen. Nun wird sie eines Tages selber tot im Walde aufgefunden. Ebenfalls erschossen. Wer war ihr Mörder? Legte sie selber Hand an sich? War es Herr Rochus, der zuletzt mit ihr zusammengewesen? War es gar Mirus, der schwachsinnige Gärtnergesell?

Das sind die Fragen, um die die Handlung sich dreht. Mit einem über den Dingen und Menschen stehenden Humor wickelt der Verfasser sie in Verhören und Gerichtsverhandlungen ab. Erscheinen diese, immer um das eine Motiv sich drehend, manchmal bedenklich in die Länge gezogen, so trägt die Charakterisierung der einzelnen Personen darüber einigermaßen hinweg. Gelungen sind dem Verfasser die vier Frauen: die trübsinnige, immer auf dem Kirchhof weilende Jutta, die possierliche, putzsüchtige, pittoreske Lanete, die heißblütige, reizvolle Ave, die schlanke, hagere, blonde Sonja.

Auch Herr Rochus Gibich selber, der sich nie aus der Fassung bringen läßt, sich weder vor Hölle noch Teufel fürchtet, und der sensible Junggesell, der „Herr Vetter" sind gut gesehene Figuren.

Danzig — Artur Brausewetter

Frühling in Duderstedt. Von Walther von Hollander. Berlin, Internationale Bibliothek G. m. b. H. 198 S.

Es geschieht kaum etwas in dieser Geschichte, nur daß ein Mann mit einer Dampfwalze da ist, um eine Straße auszubessern. Aber es ist Frühling, und die betörende Zeit schafft Verwicklungen, die genauer besehen auch keine sind. Frauen kommen auf ihn zu, von neu rauschendem Blute getrieben, und sind ihm willenlos ergeben. Oder vielmehr der Erde, die mit feuchtem, erregendem Atem, mit dem Drängen junger Knospen, mit Parkversonnenheit und Feldfreiheit die unendlich süß und scheu gezeichneten Menschen formen. Es ist das Buch eines Lyrikers, und seine Anmut und quellende Innigkeit ist ohnegleichen. Dabei ist es voll Wirklichkeit, nur versteckt sie sich leise und verhalten und schwebt, anstatt zu schreiten. Was natürlich auch seine Berechtigung hat. Es ist kein lauter Ton in dem Buch, und dennoch schwillt es über von Leben.

Osnabrück — Ludwig Bäte

Das starke Herz. Ein Buch von großen Taten und Schicksalen. Herausgegeben von Arthur Friedrich Binz. Saarlouis, Hausen-Verlagsgesellschaft m. b. H. 204 S. M. 3,–.

Die Einleitungsworte von Binz charakterisieren die Sammlung: das Herz ist der ganze Mensch, das Herz ist der volle

Digitized by Google

Einsatz. Selbst wenn das starke Herz unterliegt, bleibt es groß ins Unabwendbare des Schicksals gerichtet. A. F. Binz, Stifter, J. V. Jensen, Manzoni, Heidenstam, Bruno Frank, Sophie Hoechstetter, Werfel, Unruh u. a. haben Beiträge gegeben. Die meisten formten einen Stoff, der sie ergriff: Die Wahl der Stoffe (Werfel: eine Episode aus seinem Verdi, Heidenstam: Karl XII., J. V. Jensen: Kolumbus, Sophie Hoechstetter: ein Frauenschicksal aus der französischen Revolution) kennzeichnet die Autoren: sie suchen nicht das Kleine, sondern das Ungewöhnliche, das den Tag überdauert als Ereignis oder als Symbol.

Dornburg/Saale — Carola Freiin von Crailsheim

Judas Ischariot. Von H. E. von Kalinowski. Leipzig 1929, Grunow & Co. 204 S. Geb. M. 5,—.

Ein großes Problem, das schon vielfach behandelt worden ist und wohl noch oft behandelt wird, bis es einmal die endgültige Form erhält. Judas, der große Nationalist, der in Christus den Befreier vom römischen Joch sieht und ihn verrät, um ihn endlich zur Tat zu zwingen ... Eine tragische Figur, deren Tragik darin besteht, daß sie das Wesen des Größeren erfühlt, ohne es zu verstehen, daß sie eine Tat begeht, ohne ihre Tragweite zu ahnen. Kalinowski fühlt, daß er einen Tat- und Gewaltmenschen zu geben hat, und daß sein Held groß aus dem Milieu herauswachsen muß, aber seine Kraft reicht weder zu einem Zeitgemälde noch zur plastischen Gestaltung des Menschen Judas. Spitzfindige, blutleere Dialoge über die messianische Sendung von Jesus, seitenlanges Spintisieren über den Ausdruck „des Menschen Sohn", langatmige Debatten der Pharisäer und endlich die immer wieder ins Abstrakte und Phrasenhafte abschweifende Sprache nehmen dem Buch die Lebendigkeit. Die wenigen dramatisch zugespitzten Szenen, wie der Einzug in Jerusalem, versanden schließlich in der Banalität der Phrase. — Der Judas wartet weiter auf seinen Gestalter.

Berlin — Michael Charol

Unser Christl. Ein Schalk auf Gottes Straßen. Von Oskar Gluth. Leipzig 1929, L. Staackmann. 286 S.

Der Roman hat einen Schauspieler zum Helden und ist doch weitab von allem, was Theater heißt. Denn hinter den Masken und Verkleidungen, in die der lebens- und abenteuerfrohe Christl schlüpft, steckt zuletzt sein eigenes Ich, das eines echten, erdnahen Menschen, der sich selbst gefunden hat, indem er die anderen täuschte. Es ist ein Entwicklungsroman mit einer Reihe ernster und heiterer Episoden, die im farbigen Wechsel sich lesen wie eine schöne Sommermär. Das starke Einbeziehen der Landschaft, zu der Gluth ja ein besonderes Verhältnis hat, in den Fortgang der Handlung leiht allem Geschehen erhöhten Stimmungsreiz. Der Reichtum an charakteristischen Gestalten um die Figur des Helden herum ist groß; fesselnd vor allem sind die Frauen, die auf ihn und sein Schicksal Einfluß gewinnen. Kein Leser wird es bereuen, den weltseligen Schalk Christl auf seinem Wege, der ihn unbewußt Gottes Straße führt, zu begleiten.

München — Helene Raff

Die Verwandlungen des Walter von Tillo. Von Hermann Wiedmer. München 1930, Georg Müller. 479 S.

Hauptrolle: ein Hermaphrodit. Dazu noch ein Haufen anderer Schrecklichkeiten wie Blutschande, Entmännlichung, Verblödung, Mord, Selbstmord, Lustmord — die Sensationen sind billig in diesem Buch, sollen aber verteuert werden durch literarische Hochspannung, ekstatischen Stil und Wiedergeburtsrummel. Wohin, Herr Wiedmer? Entweder hinein in den Roman um des Romans willen, ohne Rücksicht auf das bessere Selbst, oder hinein in das Menschliche, dann aber bitte Menschen, die sich selbst aussprechen und nicht den Stil des Verfassers, dann bitte keine Natur, die auf die seelischen Vorgänge der Romanfiguren abgerichtet ist, dann weg mit den Zufällen, die kein Zufallen sind, sondern ein Hoppla in der Maschinerie des Romans. Vom Erhabenen zum Lächerlichen: in diesem Buch ist es nur noch ein halber Schritt. Und wie peinlich oft wird er getan!

Der Stil ist entweder (pseudo-) expressionistisch gedunsen oder bleich von Konvention. Wer zählt die Gedankenstriche, die Ausrufungszeichen? Sie liegen schockweise herum. Daneben Dutzende von bösen Ausdruckslosigkeiten. „Irres Lachen", „schmerzliches Sinnen", „herzholdes Mädchen", „lederer Bratenduft" — da ist nichts neu erlebt, sondern nur etwas neu hingeschrieben. Dazu aber benötigen wir keine neuen Bücher. Auch dann nicht, wenn sie echten bilateralen Hermaphrodismus zum Thema haben.

Frankfurt a. M. — Herbert Scheffler

Weg und Umweg einer Liebe. Neue Wanderbriefe an eine Frau. Von Harry Hoek. Hamburg 1929, Gebrüder Enoch. 255 S.

Wer über Skilauf und andere Sportarten sich unterrichten lassen will, wird diese Briefe sicher mit Gewinn lesen. Ein Buch ergeben sie jedoch nicht; sie schleifen den Leser durch alle möglichen schweizer Kurorte und Sportstätten, ohne ihn durch ein allgemein anklingendes Gefühl oder Problem zu fesseln. Ziemlich unvermittelt wird am Schluß ein Liebesgeständnis an die Adressatin angehängt, und ebenso unvermittelt brechen diese Briefe ab, weil der Schreiber durch eine Lawine verschüttet worden ist. Das nenne ich ein Unglück. Wär er am Leben geblieben und hätte er mit seiner „fernen Geliebten" (die völlig schattenhaft bleibt) weiter korrespondiert, so hätte man außer den Sportnotizen vielleicht auch noch Dinge erfahren, die von allgemeinerem Interesse sind. Über Kultur und Zivilisation kann man allerhand Grundverkehrtes lesen, und alte Witze kann man als eben erlebt neu genießen, Blödheiten und Marotten aus der Kriegszeit werden aufgetischt — das alles will sich nicht zum Ganzen runden.

Berlin — J. E. Poritzky

Von Tieren und Narren. Von Gustav Schüler. Stuttgart-Berlin 1930, J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. 204 S. M. 5,—.

Die tennenblachen Felder des Oderbruchs bilden den Hintergrund dieses idyllisch poetischen Buches. Sie sind zugleich die stillen Ausgänge der immer wachen Sehnsucht eines Poeten nach der Schönheit, nach der frohlockenden Freude an den kleinen Dingen und nach dem Strahlenden über heute und morgen hinaus. Ein Bilderbuch der Heimat könnte man dies anspruchslose und doch so vieles enthaltende Werk nennen. Ein menschliches Dokument im Kleinen. Die Leute und die Tiere des Oderbruchs, mit den Augen der Liebe gesehen, von den Händen des Künstlers geformt, sind die handelnden Personen. Und wenn man unsere Zeit, das Zeitalter der Unruhe nennen möchte, so tragen diese mannigfaltigen und durch stillwehende Harmonie zusammengehaltenen kleinen Geschichten Ruhe und Frieden in alles Jagen, alle rastlose Unruhe der Zeit hinein. Je mehr

Digitized by Google

diese Welt uns heute oft zur Fremde wird, um so geborgener winkt und lockt die Heimat, die die erschrocken suchende sehnsüchtige Seele in ihre Arme nimmt.
Wer einmal ausruhen will und im Ausruhen zu neuer Lebensfreude und neuer Lebensbejahung kommen will, wer, fern von überlastender Kultur bei Tieren und lieben Narren zu Hause sein will, der lese Gustav Schülers feinpoetisches Bilderbuch aus seiner Heimat.

Danzig — Artur Brausewetter

Adel verpflichtet! Roman. Von Martin Otto Johannes. Leipzig 1930, Hammer-Verlag. 244 S. Geb. M. 4,50.

Ein bis in seine letzte Konsequenz durchgeführter Gedanke: Daß gutes Blut vor der Zukunft eine große Verantwortung hat, daß Leistung an Rasse gebunden ist und Adel verpflichtet. In poetisch angelegter Fabel wird dieser Gedanke in einer großen Anzahl von Kapiteln belletristisch entwickelt. Es ist die Geschichte zweier Geschwister, Aripold und Ansalda, durch die wie ein roter Faden die Liebe und Treue zum deutschen Lande hindurchschimmert. „Deutschland bleibt unsere Heimat! Mögen sich die Zeiten dort günstig oder ungünstig gestalten, wir wollen uns nicht darum bekümmern. Blüht das Land, so braucht es unsere Kräfte, ist es elend, so braucht es uns erst recht. Wir bleiben Deutschland treu!"
Das Buch ist von ausgesprochenem national-aristokratischen Geist. „Der Pöbel zählt, aber der Adel gilt!" Das ungefähr ist seine Tendenz. Da diese aber trotz dieses aristokratischen Durchschlags nie tendenziös scharf oder gar verletzend auftritt und die belletristische Fabel nicht schlecht, an manchen Stellen sogar poetisch ist, so darf das Buch, mit Ausschaltung jeder Parteirichtung, eine Beachtung auch vom literarischen Standpunkt beanspruchen; denn es ist Leben in ihm und germanische Lebensbejahung.

Danzig — Artur Brausewetter

Der Toten Werk. Fünf Novellen vom Tod zum Leben. Von Gustav Sondermann. Stuttgart-Berlin 1930, J. G. Cottasche Buchhandlung Nf. 227 S. M. 5,50.

Ein unübersehbares Heer von Wächtern steht an der Schwelle unseres Lebens und unserer Aufgabe: Unsere Toten. Den Sinn ihres Sterbens zu suchen, das ist der eigentliche Zweck unseres Tuns. Dies Suchen nach dem Sinn ihres Sterbens sollen wir mit uns tragen vor das Schweigen der Ewigkeit, ja, vor die Toten selbst. Denn die da starben, waren Menschen im Aufbruch, wie Deutschland selber ein sterbendes Volk war und deshalb lebte aus der ganzen Kraft seines Lebens heraus. „Ein prophetisches Wort der Offenbarung unseres Lebens — und das Bewußtsein unseres Wesens und Wertes wäre durchgebrochen, in jenen Jahren todbereiten Lebens. Und wir wären ein — Volk geworden!"
Weil aber der Mund dieses Propheten versiegelt blieb, stieg das Volk aus der Höhe des todbereiten Lebens wieder hinab. Der Zusammenbruch kam. Die Besten ließen in ihm ihr Leben. Wir aber sind den Toten das Werk schuldig geblieben: ein Volk zu werden. So liegt dies Werk noch vor uns, und vor seiner Pforte stehen die Toten, harren unser und klagen über uns und unser Säumen.
Das sind die Gedanken und das Motiv des vorliegenden Werkes. Aus tiefer, blutender Seele geschrieben, von Visionen und Kämpfen der zwischen und Tod und Leben stehenden Schwerverwundeten erfüllt, hämmert es den Gedanken an das Heer der Toten, die für das Vaterland duldeten und starben, in die Seele der Lebenden.
Ein feiner und packender Gedanke, der dem Buch das Eigene verleiht, es mit einer Art schwermutsvoller Kraft und anfeuernden Duldens erfüllt und die Lebenden ruft, es in stiller Versenkung zu lesen.

Danzig — Artur Brausewetter

Manets Leben. Ein biographischer Roman. Mit 16 Abbildungen. Von Albert Flament. Berlin, Julius Bard Verlag G. m. b. H. 346 S.

Biographien sind heute die Bedarfsartikel unserer Verleger, und die Autoren kommen rücksichtslos dieser Anforderung nach. Eine Flut Biographien und biographischer Romane ergießt sich über das lesende Publikum, viel Gutes, aber auch manches Wertlose, das keine Notwendigkeit voraussetzt. Heute, da so viele Biographien geschrieben werden, sind unsere Ansprüche gewachsen und Mittelmäßigkeiten genügen uns nicht.
Der letzten Anforderung kommt Flament mit seinem biographischen Roman „Manets Leben" (übersetzt von Paul Bourdin) nur zum Teil nach. Er erzählt das Leben dieses Künstlers sachlich, gewissenhaft, bald dozierend, bald dichtend, mit vielleicht zu großer Genauigkeit, während er entscheidende Wendungen im Leben dieses großen Impressionisten intensiver hätte beleuchten dürfen. Manet, zuerst Schüler Courtures, entwickelte sich wie alle originellen Talente, indem er mit der Tradition brach und seinen eigenen Weg ging. Zuerst wie immer Mißerfolg, Kampf um Zulassung zur Jury, Gründung des bekannten Salons der Zurückgewiesenen, zuletzt anerkannt, mit allerlei Orden geschmückt, wonach er gierig gestrebt. Von Zola, Baudelaire und Mallarmé erhielt Manet Ermunterung und Zustimmung. Seine Bilder sind längst im Louvre und in den berühmtesten Galerien. Jedenfalls gibt das Buch ein vollkommenes Bild des Künstlers und Menschen Manet.

Köln — Max Spanier

Die Fahrt ins Mammutland. Eine abenteuerliche und phantastische Geschichte. Von Egon von Kapherr. Köln a. Rh. 1929. Hermann Schaffstein. 230 S. M. 3,80 (5,50) .

Der bekannte Verfasser versucht sich hier als Jugendschriftsteller; ich kann nicht finden, daß es mit besonderem Glück geschieht. Der Gedanke einer Jagdreise in Länder, in denen noch Mammutherden und andere urweltliche Tiere ihr Wesen treiben, ist zwar nicht ganz neu, doch Conan Doyles „Lost World" ließe schon Platz für ein deutsches Gegenstück. Aber: die besten Abenteuerbücher für die Jugend sind diejenigen, deren Verfasser an die Jugend gar nicht dachten, und das hätte der Erzähler nicht vergessen sollen. Er denkt immer daran, dem Angenehmen einen gehörigen Eßlöffel Nützliches beizugeben: man sehe nur Seite 18 die geographischen Weisheiten, die er samt dazugehörigen Zahlenangaben im Gespräch auspacken läßt. Ich fürchte, auch die liebe Jugend dankt für so deutliche Belehrung, wenn sie harmlos schmökert — für den Erwachsenen ist sie jedenfalls nicht zu ertragen.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Der junge Tag. Eine Auswahl aus dem Schrifttum der Gegenwart. Herausgegeben von Heinz Brasch. Hamburg 1929, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Band 6—10.

Die fünf neuen Bändchen des „Jungen Tages" bringen Kurzgeschichten von Rudolf G. Binding, Herbert Eulenberg,

Digitized by Google

Hans Grimm, Albrecht Schaeffer und Karl Röttger. Ein kurzes „Nachwort" unterrichtet jeweils über den Dichter. Das weitaus wertvollste ist das Grimm-Bändchen mit den beiden südafrikanischen Meistererzählungen „Aus John Rukwas Lehrjahren" und „Johannes", die Grimms (1912 erschienenen) „Südafrikanischen Novellen" entnommen sind. Es ist übrigens zu hoffen, daß man jetzt, nachdem die John Rukwas im Weltkrieg ihre Lehrzeit mit ganz besonderem Erfolg abschließen konnten, für den psychologischen Scharfblick, mit dem Grimm hier die Wirkung europäischer „Kolonisation" auf einen gewissen Eingeborenentyp schon damals erkannt hat, auch in weiteren Kreisen das nötige Verständnis aufbringen werde. Bemerkenswert sind aus den übrigen Heftchen noch der Abschnitt „Kindliche Odyssee" aus Bindings Selbstbiographie und Röttgers Erzählungen „Frühes Leid" und „Der Gast".

Stettin — Erwin Ackerknecht

Die Aussaat. Roman. Von Hans von Haebler. Leipzig 1929, Theodor Weicher. 325 S. M. 4,50 (6,—).

Dies Buch ist sicher guten Willens, indem es die Parole gibt, die besten deutschen Frontkämpfer des Weltkrieges zu sammeln und eine neue nationale Elite aus ihnen zu bilden, einen Stoßtrupp gegen politische Zerklüftung, Kriegsschuldlüge, Tributplan usw. Aber diese „Aussaat" ist allzusehr rein militärisch-nationaler, will sagen ungeistiger Art, die Führer sollen natürlich ehemalige Offiziere sein. Auch verstimmt die scharfe Absage an Remarque, von dem behauptet wird, er habe den wahren, aus Vaterlandsliebe glühenden Frontgeist in seinem Buch unterschlagen, ein einseitig „negatives" Bild gegeben, während uns Remarque für immer einer der wenigen bleiben wird, die das furchtbare Antlitz des Krieges unerschrocken klar und wahr abgezeichnet und dadurch ein warnendes Mal errichtet haben, das kein noch so echtes Patriotentum übersehen darf, geschweige denn alle heimlich oder offen Kriegslüsternen. Haeblers Buch sagt Gutes über den Kampf in der Arbeiterschaft gegen die Allgewalt des Sowjetkommunismus, Gutes über das neue Mädchentum, das „vorläufiges" Berufsleben erotischer Experimentiererei und Halbheit vorzieht (hier wird Gestaltung versucht). Seine Fehler sind Mangel an Distanz, allzu getragener Stil, der Neigung zum Sentimentalen verrät. Als Roman nicht sehr erheblich, als ehrliches Bekenntnis aus nationalgesinnten Kreisen achtbar.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Heringsbärtchen. Roman. Von Michl Meisner. München 1929, Drei Masken Verlag. A. G. 323 S.

Ein Mann wird „Heringsbärtchen" genannt. Das ist eine zarte, in der Kaschemmenluft dieses Buchs sogar auffallend zarte Umschreibung für einen Jammerlappen. Doch Heringsbärtchen will sich imponieren, mischt sich zu diesem Zweck in den Kampf zweier Mächtigen des Willens und begeht sogar einen wohlvorbereiteten Mord. Wobei es ihm nur passiert — und hier überschlägt es sich fast ins Groteske —, daß er einen schon Ermordeten nochmals umbringt. Deshalb läßt ihn das Gericht laufen, und sein Mädchen gibt ihm auch den Laufpaß.

Man sieht: ein auf Spannung berechneter Roman mit literarischem Ehrgeiz und einer konsequent durchgeführten Idee. Ein Roman, den man zur Unterhaltung lesen kann, ohne wegen der Irrwege seines Geschmacks zu erröten.

Berlin — Lili Lorsch

Mein Leben in 99 Anekdoten. Von Johannes Thilo. Weimar 1929, Alexander Duncker. 228 S. M. 3,50 (5,—).

Der Verfasser sagt in der Einleitung, daß sein Buch seine Entstehung seinem ältesten Sohne Valentin verdanke, der eines Tages mit der Bitte an ihn herangetreten sei: „Vater, nun schreib doch mal was über dich, wenn's auch nur einige Anekdoten sind." Im engsten Familienkreise scheint der Autor also mit seinen Anekdoten Beifall geerntet zu haben, und damit hätte er sich zufrieden geben sollen. Von irgendwelchem allgemeinen Interesse sind seine Geschichten nicht, dichterischen Wert haben sie auch nicht aufzuweisen; zu einer Drucklegung lag also keine Veranlassung vor.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Der Hexenturm. Eine spukhafte Geschichte. Mit 12 Originalaufnahmen aus Maulbronn und seinem Kloster von der Kunstwerkstätte Max Beyerle in Maulbronn. Von Max Dürr. Stuttgart, Burgverlag Otto F. Hohn G. m. b. H. 55 S. M. 1,80 (2,80).

Noch immer enthält uns H. H. Ehrler seinen längst versprochenen maulbronner Faustroman vor. Mittlerweile ist Max Dürr mit einem liebenswürdigen Werkchen in die Bresche getreten, worin er Herrlichkeiten und Geheimnisse der allbekannten Zisterzienserabtei vor uns ausbreitet. Maulbronn hat aber neben seinem Kloster noch eine zweite Berühmtheit: den köstlichen Elfinger, der auf der Markung des Städtchens wächst. Seine unheimliche Wirkung muß ein neugebackener Doktor aus Frankfurt an sich erfahren, über den im verrufenen Hexenturm, wo er in seiner übermütigen Bierseligkeit nächtigt, die Geister der Vergangenheit hereinbrechen. Im Verhältnis zu den umständlichen Vorbereitungen auf den Spuk ist dieser selbst wohl etwas dürftig geraten, und man darf da nicht an den ungleich reicheren Phantasiegehalt eines anderen schwäbischen Weinmärchens, des Hauffschen aus dem Bremer Ratskeller, denken. Aber alte und neue Zeit sind in so hübsche Beziehung zueinander gesetzt, der Phantasmagorie-Ton ist so glücklich getroffen, daß man über die etwas mangelhafte Symmetrie des Aufbaus leicht hinwegsieht.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Boleke Roleffs. Eine niederdeutsche Erzählung. Von M. Jahn. Göttingen 1929, C. Spielmeyers Nachf. 64 S. M. 1,80.

Eine Erzählung im landläufigen Sinne ist es nicht, sondern ein erweiterter Bericht einer Gerichtssitzung aus dem Jahre 1446; aber dieser Bericht ist eine Dichtung und liest sich wie das Werk eines Mannes aus jener längst verklungenen Zeit. Wüßte man nicht, daß ein Dichter unserer Tage dies kleine Büchlein geschrieben, würde man es stets hinnehmen als eine alte Chronik, ein Beweis dafür, wie glänzend der Autor den Chronikstil beherrscht und mit welcher Sicherheit er im Geist der von ihm herangezogenen Zeit zu Hause ist.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Die getreue Windsbraut. Geschichten. Von Hans Leip. Bremen 1929, Carl Schünemann. 232 S. M. 4,50 (6,—).

Der Gedanke ist nicht neu. Irgendwo in einem Inselhafen der Biskaya liegt ein Schiff vor Anker, um Reparaturen vornehmen zu lassen. Die Passagiere, um der Idee einer Rahmenerzählung willen natürlich unglaubhaft bunt zusammengewürfelt, finden sich täglich im Gasthaus zusammen und er-

Digitized by Google

zählen sich gegenseitig Abenteuer. Solche Geschichten können sehr lustig und anmutig sein, besonders wenn sie elegant erzählt werden und jede durch den betreffenden Erzähler in der ganzen Darstellungsart ihre besondere Note erhält, so daß sie eben nur so und nicht anders sein kann. Von den hier vorliegenden Geschichten läßt sich das nicht ohne weiteres sagen. Manche sind flott und amüsant erzählt, andere wieder (und das liegt nicht etwa im Charakter der betreffenden Geschichte begründet) sind schleppend und trocken oder von einem gequälten, gar zu gewaltsam gemachten Humor, der kaum zu fesseln versteht. Gut ist stets das Milieu (Strand, See und Seefahrt) geschildert. Alles in allem: flüchtig hingeworfene Unterhaltung, Reiselektüre auf langweiliger Eisenbahnfahrt, heute gelesen, morgen vergessen, sang- und klanglos verschollen.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Mit Meißel und Bohrer. Sozialer Roman. Von Walter Wanderer. Regensburg 1929, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 328 S. M. 4,50 (6,—).

Dieses entsetzliche Machwerk, ein Sammelsurium von Rührseligkeit, Frömmelei, phantastischen sozialen Ideen und schier abenteuerlicher Lebensfremdheit, beweist, daß es auch männliche Courths-Mahler gibt, und daß diese Art Literatur heute noch Käufer findet; wie würde sonst ein Verleger den Mut finden, ein solches Buch herauszubringen.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Das Geheimnis von Fuensanta. Roman. Von Rudolph Stratz. Stuttgart 1929, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 446 S. Geb. M. 7,—.

„Das Geheimnis von Fuensanta" wird ab Seite 432 enthüllt. Vorher hat es sich wie ein Kriminalroman benommen, der auf keine Weise vom Fleck kommt. Das Opus erschien, soweit mir erinnerlich, erstmalig in einem berliner Sensationsblatt, dessen Leser vermutlich nach jedesmaliger Lektüre der Romanseite befriedigt festgestellt haben, daß sie immer noch nichts wissen dürfen. Dem Leser eines überaus ausgewachsenen Buchs wird dies dumme, langatmige Versteckspiel um eine romantisch überhauchte Liebesgeschichte bald langweilig — sofern er nicht zu dem Kreis derer gehört, die sich mit Freuden auf die Rudolph Stratz-Weihnachtsnovität stürzen.

Berlin — Lili Lorsch

Kaufherr und Krämer. Roman. Von Egmont Colerus. Wien-Berlin 1929, Paul Zsolnay. 430 S.

Eine glückliche Mischung von Gesellschafts- und Wirtschaftsroman, immer interessant, manchmal recht gescheit, niemals allerdings absolut typisch für das Gesellschafts- und Wirtschaftsleben der Zeit. Zwar bekommt man gelegentlich sehr kluge Formulierungen über Amerikanisierung, Mechanisierung, Rationalisierung und ähnliche Dinge, die unseren Gedanken- und Sprachschatz bereichert haben, zu hören. Da ist dann so etwas wie Zeitnähe. Der Gegensatz zwischen Neffe-Kaufherr und Onkel-Krämer aber ist kein Gegensatz der Generationen, er ist rein individuell.

Berlin — Lili Lorsch

Die Heilung der Kinder. Drei Erzählungen. Von Felix Braun. Wien und Leipzig 1929, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung Nachfolger. 258 S. M. 3,60 (5,—).

Schon während des Lesens erscheinen diese Erzählungen so fern und fahl wie dem Autor selbst zum Schluß der letzten Geschichte die gerade geschilderten Vorkommnisse. Das kommt nicht nur von den abseitigen Schauplätzen, die zwei Stunden hinter der letzten Bahnstation oder auf einem wiener Friedhof, im Wald in einer Dorfkirche und tief im russischen Schnee versteckt sind. Es kommt auch von den ebenso entlegenen Problemen und Themen und der versonnenen Sprache, die gedämpft klingt wie Geflüster auf einem Friedhof. Auch das birgt Reize, aber nur schwache.

Berlin-Lichterfelde — Rudolf Frank

Ludwig Thoma. Für die Jugend ausgewählt und eingeleitet von Josef Hofmiller. München 1930, Albert Langen. 180 S. Geb. M. 5,—.

Für junge Menschenkinder im Wandervogelstadium ist aus Thomas Gesamtwerk mit genauer Kenntnis des Dichters und seines immer frisch heranwachsenden Publikums das Richtige zusammengesucht. In Hofmillers trefflich geschriebener Einleitung finden sich beachtenswerte Ausführungen zu Ludwig Thomas Wesen, Leben und Werk.

Berlin-Lichterfelde — Rudolf Frank

Die Tänzerin. Ein Roman vom Weibe. Von Rudolf von Delius. Dresden 1929, Carl Reißner. 226 S.

Es ist nicht „die Tänzerin" schlechthin, die da erscheint, sondern nur der Prototyp der deutschen, jungdeutschen, biegsamen und strebsamen Tänzerin. Und es ist kein Dichtwerk, kein Roman, in dem sie erscheint, sondern platonische Dialoge, Vorlesungen, essayistische Erzählung, die mit Wissen um den Menschen, viel kluger Theorie vom Heutigen und Ewigen, allerhand richtiger Beobachtung, Kunstgewissen, Verstand und Tanzverstand zum Ganzen gefügt sind.

Berlin-Lichterfelde — Rudolf Frank

Jehovahs Geburt. Roman. Von Julius Haydu. Wien 1930, Phaidon-Verlag. 302 S.

Eine der bedeutendsten Situationen der Weltgeschichte: Echnatons Friedensreich der Völkerversöhnung und Menschenliebe, ist zu einem epigonenhaften Roman mit obligater Liebeshandlung verwässert. Über den Wässern schwebt der Geist von Georg Ebers: Die ägyptische Königstochter, Uarda. Mit seinen eigenen Figuren wetteifert der Autor in pathetisch-altertümelndem Ausdruck. Er sagt nicht: „Sie verdienten gut", sondern: „Der Lohn ihres Handelns war Reichtum"; die Königstochter geht nicht schlafen, sondern sie „rüstet zur Nachtruhe"; ihr Fußboden heißt Estrich. Metaphern, rhetorische Fragen, Partizipialformen wimmeln und überwuchern Stoff und Thema. Der weltpolitische Horizont wird Gobelin. Haydus Jehovah heißt Hans Makart.

Berlin-Lichterfelde — Rudolf Frank

Siehe, welch ein Licht sie schenken. Erzählungen. Von Reinhold Braun. Herborn 1930, Oranien-Verlag. 110 S. M. 2,20 (3,—).

Alle diese Erzählungen berichten von Menschen, denen einmal sonnige Liebe und ein frohes Erleben zuteil wurde.

Ein eigener Hauch wittert um diese Geschichten von der schwermütigen Gattin, den blinden Hochzeitern, dem Wanderburschen Valentin und all den anderen Lebenskämpfern, mit denen das Schicksal schlimm umgesprungen ist und die einsam wurden.

Flammen werden zu Flämmchen, schwanken hin und her, brennen tiefer und verlöschen. Nur wie ein fernes Rauschen tönt die Brandung des Lebens noch herüber.

Stille Menschen, hinschwebend und vergehend. Wir begrüßen

Digitized by Google

sie halb wehmütig, sinnen ihnen nach, lassen sie vorüberschweben und tragen wohl, ohne es selbst zu wissen, die Erinnerung an sie mit heim. Sie sind äußerlich unscheinbar, und man sieht über sie hinweg, bis sie plötzlich in einem Sonnenstrahl aufglänzen wie Seide.
Sechzehn solche Menschenbilder schenkt uns Braun hier; man findet manche unscheinbar und läßt sie vorüber, aber es kommt eine Stunde, da sie sich in uns entfalten, weil diese unscheinbaren Geschichten Resultate sind, Endziele einer langen Gedankenreihe, der Extrakt eines Erlebens, nicht bloß das müßige Spiel eines schweifenden Geistes, der Beziehungen sucht. Und so werden uns die erlebten und empfundenen Menschenwege zu guter Stunde stille Führer zur Freiheit.

St. Andrae-Wördern — Albert Leitich

Immer nach Hause. Von Karl Hesselbacher. Herborn 1929, Oranien-Verlag. 157 S. M. 2,50 (3,50).

Kleine Erzählungen, Bilder aus dem Leben, allerlei Besinnliches und Beschauliches spielt zusammen, das eine große Lied der Heimwanderer und der Heimgekommenen.
In einer Art vegetativer Ergriffenheit, im süßen Benommensein schaut der Autor in die Welt. Er hat die Bravheit, die zur Erde niedersieht, wenn alles aufsprießt und grün wird, und eine Freude daran hat; und wenn die milde Luft geht, sich denkt: gehörst zu mir und zu Gott.
Viel Zartheit, viel heimliche Lyrik ist in dem Buch. Man kann trotzdem nicht behaupten, daß seine Linien nicht fest wären, so reichlich sie auch mit Sonnengold überstäubt sind. Was also lähmt da den Aufschwung? Wahrscheinlich ist es wohl dies, daß dem Autor ein letztes fehlt, das Titelchen über dem i, starke Formungs- und Konzentrationskraft. Form ist Kraft. Er ist nicht recht geschickt für die harten Dinge dieser Erde; der zarte Farbenschmelz, die schönen Naturschilderungen, die liebe Besinnlichkeit wird uns in seinen Büchern immer entzücken; es würde uns aber noch reiner erfreuen, wenn es auf einem stärkeren Untergrund jener „echten" Nüchternheit ruhte, die Novalis als eine Haupteigenschaft des Dichters pries.

St. Andrae-Wördern — Albert Leitich

Der Findling vom Arlberg. Von Helene Raff. Mit vier farbigen Bildern von Erika von Kager. Stuttgart, K. Thienemanns Verlag. 117 S.

Glücklich die Kinder, deren natürliches Empfinden nie durch ein Butzenscheibendeutsch wie dieses getrübt wird! Dieses gedrechselte, geschwollene, altmodisch überladene Gerede ist ebenso verderblich für Sprachstil, Anschauungsweise und Geschmack wie die gefärbten Scheußlichkeiten der Vollbilder und der unbegabte Holzschnitt des Einbands.

Berlin-Lichterfelde — Rudolf Frank

Kuddelmuddel, Leonidas und Zopf. Eine Geschichte für ärgerliche Leute. Von Nathanael Jünger. Wismar 1929, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung. 282 S. M. 6,—.

Festgestellt mag werden, daß Nathanael Jünger in seinem neuen Buch eine leichtere Note angeschlagen und sich zu einer behaglich dahinplätschernden lustigen Geschichte aufgeschwungen hat. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß dieses Buch „für ärgerliche Leute" sehr viele begeisterte Leser finden wird, nicht, weil es viele ärgerliche Leute gibt, nein, weil diese Literaturgattung immer viele Anhänger gefunden hat und auch in Zukunft finden wird. Ich persönlich gehöre im allgemeinen nicht zu den „ärgerlichen Leuten"; aber beim Lesen dieses Buchs wurde ich ärgerlich, woraus hervorgeht, daß es bei mir den vom Autor gewollten Erfolg nicht gezeitigt hat. Es ist und bleibt eine flott geschriebene, aber dichterisch bedeutungslose Unterhaltungslektüre.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Das Mädchen mit dem blauen Hut. Ein lustiger Roman aus dem Soldatenleben. Von Johann Fabricius. Wien-Berlin 1928, Paul Zsolnay. 351 S. M. 3,— (5,50).

Johann Fabricius nennt dieses Buch einen „lustigen Roman". Das ist allzu bescheiden. Das Buch ist nicht nur lustig, sondern es wird getragen von echtem Humor, der sich über die vielfältige Situationskomik hinaus zu wahrer Güte erhebt und seinen Geschöpfen, wie töricht und gering sie auch erscheinen mögen, doch eigenen Wert verleiht. Das Mädchen mit dem blauen Hut, die kleine Betsy, schwärmt aus ihrer Ladenmädchen- und Luderchenperspektive heraus für Halbgefrorenes und elegante Schuhe; und dann schickt sie am Ende doch ihren braven verkrämerten Daantje, Sohn und Erbe von J. C. Pieters Kolonialwaren und Delikatessen, fort, weil sie findet, daß sie nicht füreinander taugen.

Berlin — Lili Lorsch

Die Teufelsbrücke. Historischer Roman. Von M. A. Aldanow. Übersetzt von R. Candreia. München, Drei Masken Verlag. A. G. 351 S.

Sankt Helena, „Eine kleine Insel". Roman. Von M. A. Aldanow. Deutsch von Martha Fleischmann. Ebenda. 186 S.

Aldanows geschichtliche Romane sind einzig in ihrer Art, „ihre eigene Gattung". Es ereignet sich in ihnen mehr als genug, aber von Handlung im landläufigen Sinn kann kaum die Rede sein. Das eigentlich Romanhafte, also in dieser mit dem „Neunten Thermidor" beginnenden und mit „Sankt Helena" schließenden Tetralogie (deren dritter und bedeutendster Teil, „Die Verschwörung", leider unübersetzt geblieben ist) die Erlebnisse des Leutnants von Stahl, ist sehr uninteressant und läßt den Leser völlig kalt, dagegen horcht man sofort auf, wenn eine geschichtliche Persönlichkeit auf der Bildfläche erscheint; Aldanow, der in seinem Buch „Zeitgenossen" die Prominenten unserer Tage so lebhaft und anschaulich zu zeichnen gewußt hat, ist ein ebenso großer Meister in der Charakteristik historischer Gestalten, sei es nun Suworow oder Hudson Lowe oder Katharina II. oder Napoleon. Er versteht es glänzend, diese Menschen in Bewegung, in kennzeichnenden Situationen zu zeigen; im Gruppenbild, in der dramatisch erregten Szene zeigt sich seine Stärke; da kann oft ein treffendes Wort, eine glücklich erfaßte Geste die ganze Epoche blitzartig beleuchten. Der Tod der großen Katharina, Suworows Verhandlungen mit den Heerführern der Bundesgenossen, Napoleons Unterhaltungen mit seinen „Leidensgefährten" sind solche Glanzpunkte der Darstellung. Und was diese scheinbar nur lose zusammengeknüpften Bilder und Szenen zusammenhält, ist schließlich nicht der „geschichtliche Hintergrund", sondern die pessimistisch-ironische Weltanschauung des Verfassers, als deren Verkünder schon im „Neunten Thermidor" der alte französische Aristokrat Lamort erscheint. Der Name ist sicher nicht zufällig gewählt; es ist eine Philosophie des Todes, das urewige „Vanitas, vanitatum vanitas", was dieser Vertreter des alten Regimes predigt, der über die Sünden der Väter ebenso genau Bescheid weiß wie über die Torheiten der Jungen, aber er bringt

Digitized by Google

sie in so bestechender Form vor, daß man ihrer Bitterkeit erst allmählich bewußt wird.
Die Übersetzungen lesen sich im ganzen gut, wenn auch die Sprache der „Teufelsbrücke" mitunter etwas schwerfällig anmutet. Warum „Die Dämmerung der Revolution" als Überschrift und nicht „Revolutionsdämmerung"? Die Übersetzerin von „Sankt Helena" hätte vorher eine populäre Napoleon-Biographie lesen sollen, dann hätte sie nicht „Braun" statt „Brown" und „Ebel" statt „Abell" geschrieben.

Leipzig — Arthur Luther

Als die Firma verkrachte. Von Nathan Asch. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von Hermynia zur Mühlen. Frankfurt a. M. 1929. Rütten & Loening. 241 S. M. 3,50 (5,50).

Dieses amerikanische Romanchen läßt einen wiederum verwundert fragen, warum und wieso es einer Übersetzung noch dazu in einer geschmackvollen Aufmachung für würdig befunden wurde. Was der Bankrott einer Firma für alle, die ihr angehörten, von den drei Chefs an bis zu dem kleinsten Schreiber und Tippfräulein bedeutete, wie er ihr Leben wandelte, ihr Wesen enthüllte, wie sich diese Menschen alle im Kampf mit dem Wirtschaftsleben betrugen, das ist das Thema des Buchs, und nicht etwa katastrophenhaft, sondern geschäftlich-optimistisch abgewandelt. Stoff und Form sind aktuell und, werden oberflächliche Amerikabeurteiler sofort ausrufen, „echt amerikanisch". Es ist literarische Gehirnarbeit mit der einen oder anderen hübschen psychologischen Einsicht, auch psychoanalytischen Interpretation, aber — wahre Literatur, die tiefer ins amerikanische Leben einführen könnte? Hermynia zur Mühlen, Upton Sinclairs u. a. Übersetzerin, hat auch dieses Buch flüssig übertragen. Nur ein Ausdruck „stempeln gehen" ist falsch, weil es die Einrichtung in Amerika zum Glück nicht gibt.

Berlin — Friedrich Schönemann

Der 22. August. Roman. Von Nathan Asch. Deutsch von Hermynia zur Mühlen. Berlin 1930, Ernst Rowohlt. 302 S. M. 4,— (6,50).

Man hätte doch kaum geglaubt, daß Joyce mit seinem „Ulysses" Schule machen würde. Nun hat inzwischen Döblin mit „Berlin Alexanderplatz" aus der Methode des Iren ein blutwarmes, lebendiges Kunstwerk gemacht, und jetzt folgt Schaloms interessanter, hochbegabter Sohn Nathan, der sogar den Stoff von Joyce übernimmt: die (hier nur) Zwölfstunden-Nacht eines Durchschnittsmenschen, eines neuyorker Angestellten, eines kleinen, sinnlichen, lüsternen, gutmütigen Burschen. Er ist nicht liebe-, nur fleischgierig, er ist quicklebendig und braucht also Lebendigkeit um sich, dabei bleibt er immer ein nüchtern kalkulierender Junge, die Zukunft bedenkend und seinen Vorteil überwachend.
Sei es gleich gesagt: es ist ein ausgezeichnetes Buch, es dampft von Lebenssäften, es überschäumt den hingerissenen Leser mit dem Lärm und Geruch, der Musik und Brutalität, dem Menschengewimmel und Licht Neuyorks. Nur ein Teil der Stadt, kleiner Mittelstand und Amüsierviertel der zweifelhaften Mädchen und netten Boys aus Büros und Geschäften. Ein Senator verirrt sich hinein, er ist das große Tier in dieser Menagerie der Tierchen. Und dieses Stück Stadt blendet so plastisch auf, so bewegt und allseitig gepackt, daß man wirklich hier zum erstenmal dieses Neuyork wahrhaftig sieht. Es ist die Nacht des 22. August, in der unser Jimmy loszieht, Saccos und Vanzettis Todesnacht. Es wird nicht viel von diesen beiden gesagt, aber der Riesenschlagschatten dieser Opfer amerikanischen Cants fällt doch gespenstisch über das Gewimmel der Straßen, die Orgien der Tanzlokale und die trostlosen Mauern der Vielfamilienhäuser.
Nun ist das alles nicht etwa von außen gesehen und geschildert, sondern aus Jimmys Erlebnis erwächst es Teil für Teil. System Joyce. Jim denkt, träumt, sein Unbewußtes spricht, aus ihm gebärt sich die Nacht, der Mitmensch, die Stadt, die Welt und das, was man auch bei ihm noch Weltanschauung nennen muß, so fern er jeder metaphysischen Betrachtung auch ist. Natürlich, weder Asch noch Döblin haben die profunde Geistigkeit des irischen Genies, seine allumfassende Gefühlsweite, seine Phantasie, deren Gewalt der Phantastik noch Realität gibt. Aber Asch hat ihn für das Publikum genießbar gemacht, Asch hat einen fieberhaft packenden Roman geschrieben, das Seelenbild eines Allerweltsjungen Jim gemalt, so großartig, daß ein Weltbild aus ihm aufsteigt. Es ist Aschs drittes Buch, das zu uns kommt, und er muß noch jung sein, da sein Vater noch mitten im ungebrochenen Schaffen ist, und dieses dritte ist schon meisterlich. Aus solchen schaurig banalen zwölf Stunden neun Kapitel zu machen (Untergrundbahn, Heim, Straße, Kino, Autodroschke, Tanzbar usw.), deren jedes ein künstlerisch gerundetes Stück Menschenleben ist: dazu gehört mehr als das heut so landläufige Talent: eine Begabung großen Stils, eine psychologische Begnadung und das Verdichtungsingenium eines Dichters.

Berlin — Kurt Münzer

Lily Christine. Roman. Von Michael Arlen. Aus dem Englischen von Else Baronin von Werkmann. Leipzig 1930, Weller & Co. 447 S. M. 5,— (8,—).

Dies neue, sehr locker geschriebene Buch vom Autor des unvergessenen Romans „Der grüne Hut" ist ein Liebesbekenntnis zur modernen Frau, soweit sie echter Liebe fähig ist. Frauen, hört, man sagt euch hier, wie ihr lieben müßt, um lebenswürdige Ehen und Liebesbündnisse zu haben, um Ruhmes und Romanes würdig zu sein! Tut ihr's wie Lily Christine, die einen eitlen und gemütsrobusten Mann geheiratet hat, aus Liebe zu seinem besseren Ich, und an ihm zugrunde geht, als eine alternde Schauspielerin ihn sich skrupellos angeln will, tut ihr's wie diese bebrillte, scheinmoderne junge Frau mit dem so altmodisch liebesuchenden und -spendenden Herzen, so seid ihr allen echten Männern gebenedeit, und sie werden wieder an die Frau glauben, deren Bild durch maßlose Gier nach Macht, Recht, Beruf, Geld und Gut sich in unseren Tagen so ins Unkenntliche verzerrt hat. Andernfalls werden diese Männer sich eben in solche Bücher wie dies hier zurückziehen, um zu erleben, wessen eine moderne Frau noch fähig ist an Hingabe und Beglückung, alltags und Sonntags in der Ehe.
Es ist ein „stillos" hingeschriebenes Buch, das von Impulsen des Menschlichen lebt. Arlen läßt sich tragen von Einfällen, die ihm beim mitliebenden Verfolgen dieser Liebeswege kommen, seelenleuchtend, seelenbeleuchtend. So treiben diese Nachkriegsmenschen dahin, Lily Christine, ihr Mann, ihre drei Freunde, die bei aller Hilfsbereitschaft der Tragik dieser Ehe gegenüber so hilflos sind, und es ist nicht mehr das Feuer, der herrliche, gegenkonventionelle Bekenntnismut des „Grünen Huts" da, dafür ist es ein echtes Buch aus unserer Zeit, die sich nichts mehr vormachen läßt in puncto Tragik, Ethos und falscher Heldenhaftigkeit, und die doch so leidet am Leben und an der Liebe.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Digitized by Google

Die Fackel. Roman. Von Zsigmond Móricz. Autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von Heinrich Horvát. Berlin 1929, Ernst Rowohlt. 444 S. M. 5,— (8,—).

Man kennt den Typus des selbstentzweiten Priesters, in dessen Seele Pilgerchor und Venuslied, Gebot und Milieu, Offenbarung und Kritik um Geltung ringen. Schon Stendhal zeichnete ihn in der mehr sinnlich denn sittlich wirkenden Figur seines Julien Sorel, und seitdem erschien er wohl hundertmal in den verschiedensten Kutten und Talaren. Noch fehlte aus dieser Sammlung der ungarische Seelsorger kalvinischer Konfession: inmitten der Schar seiner als steifnackig verschrienen Dorfgläubigen der einzig Gedrückte, und doch auch seinerseits fordernd, merkwürdig pendelnd zwischen Beglückungssehnsucht und Hunger nach Lebensglück, das ihm in der sozialen Beklemmung seines gottverlassenen Nestes im Theißwinkel jämmerlich abgeht.

Der dick aufstreichende neumagyarische Romancier Móricz, von seinen in deutscher Sprache erschienenen Romanen „Gold im Kote", „Waisenmädchen", „Hinter Gottes Rücken" bereits als Schilderer eines durch Romantik gepflasterten Surrealismus bekannt, scheint hier in dem jungen Pfarrer Matoltsy für die erste Betrachtung den richtigen Mann in das richtige poetische Milieu zu stellen, in ein solches, das seiner Art am denkbar wenigsten bekömmlich ist. Der schwärmende, von seiner Sendung geblendete Seminarist taucht in einer Ekklesia engherziger, erdgebundener Bauersleute und hochmütig-hohler Dorfpotentaten auf, die ihn knebeln und umkneten. In diese Grundfärbung von einleuchtender Wucht dringt jedoch allerhand Barockes und Banales, das Konzept wird durch ein Girren und Kirren ohne Wahl und Anlaß zwischen Mann und Weib gelockert, wildabenteuerliche Verführungs- und Nötigungsszenen spinnen sich in die Handlung ein, und zuletzt wird unser Interesse für Problem und Geschehen durch eine überdimensionierte ländliche Feuersbrunst, deren Tücken die Pfarrertragödie zu unmotiviertem Abschluß bringen, endgültig hinweggerafft.

Budapest — Gustav Erényi

Der junge Maimond. Roman. Von Martha Ostenso. Deutsch von Nelly Hobsbaum. Wien 1929, F. G. Speidelsche Verlagsbuchh. 270 S. Geb. M. 6,50.

Daß dieses Buch der Ostenso ihr schönstes zu sein scheint, kommt wohl daher, daß hier am wärmsten ihre Weiblichkeit aufgeht; hier ist ihre unzweifelhafte Gestaltungskraft so gefühlsgetränkt, daß die Bewunderung, die man ihr bisher zollte, zur Liebe ausblüht. — In einem armseligen Präriestädtchen lebt Marcia in glücklicher Ehe, bis ihr Mann sich ertränkt, von einem törichten Einfall Marcias zur Verzweiflung gebracht. Und nun beginnen sechs Jahre Buße der Frau, ihre Hölle im Hause der Schwiegermutter, in dem Klatschkessel der elenden Stadt, zuletzt in der inbrünstig verhehlten Liebe zum Freunde ihres Mannes. Nun: sie bekommt ihn, der sie ebenso heimlich und unüberwindlich liebt! Aber dieses amerikanische Ende stört nicht, wird sogar vom intellektuellen europäischen Leser verlangt, der die Sehnsucht nach einer irdisch ausgleichenden Gerechtigkeit hat, der — so wenig es sein Schicksal ist! — dem Guten seinen blutig bezahlten Lohn wünscht. Diese schlichte Geschichte erzählt die Martha Ostenso mit innerster Beteiligung, die sogar dem Naturbild zugute kommt. Wenn sie von Abend und Nacht, Himmel und Wiese erzählt, spürt man, wie selbst dieses alles ihr Erlebnis, Umwelt, Trost, Glück ist. Absichtslos und ungekünstelt berichtet sie von Kleinstadtmenschen, und indem sie auf alle schriftstellerischen Mittel verzichtet, im Gegenteil sogar bisweilen dilettantisch einen Dialog führt oder ihre Menschen zusammenbringt, erreicht sie einen Wirklichkeitseindruck, der frappiert. Und die Weichheit, mit der sie diesmal ihre Feder führt! Der sanfte mütterliche Blick, mit dem sie noch den Bösen betrachtet! Als hätte die Schriftstellerin jetzt ihr Frauenerlebnis gehabt: so mutet dieses ihr viertes Buch nach den drei früheren an. Das mütterliche Lächeln ging ihrem Gemüt auf, und nun liegt mütterlicher Glanz über dem Werk ihres Herzens. Denn der „junge Maimond" ist ein Herzenswerk.

Berlin — Kurt Münzer

Perlmutter. Roman. Von Knud Andersen. Deutsch von Else von Hollander-Lossow. Braunschweig o. J., Georg Westermann. 296 S. M. 5,— (6,80).

Vor einem Jahr lernten wir Andersen kennen durch sein schönes Buch vom Meer: „Brandung". Jetzt erscheint die Fortsetzung dieses Romans. Das Ehepaar, neu und fester verbunden, verläßt das Heim und segelt über den Atlantik. Sturm und Windstille, meuterische und ehrfurchtsvoll dienende Mannschaft, Sternennächte, Gluttage, Krankheit, Tod der Frau — und das Schiff geht weiter... Also ein Nichts an Geschehen, gemessen an „Roman"-Begebnissen, aber eine ganze kleine Welt Naturerlebnis, Liebesoffenbarung, Menschwerdung im höchsten, einfältigen, gottnahen Sinne. Ein Buch für die letzten Stillen im Lande, für beseelte Stuben oder Herbstnachmittage auf sonnigen Waldbänken.

Andersen selbst — und dieses persönliche Postskriptum erhellt die Wahrheit seiner Bücher — hat nach fünfzehn Jahren Festlandleben, in denen er schrieb, sich wieder einen kleinen Kutter gekauft, fünfzig Tonnen, und befährt darauf mit Frau und Kindern die geliebten ewigen Meere. So kommt seine Dichtung aus Erlebnis, und das spürt man schon am Atem der ersten Seiten. Mit den Worten schlürft man Salz von Meerluft, hört man Stimmen der Wogen. Es überspült einen wie lebendiges Ozeanbad.

Berlin — Kurt Münzer

Marja. Erzählung aus dem schwedischen Hochland. Von Astrid Vaering. Deutsch von Ortrud Frege. Tübingen 1930, Alexander Fischer. 205 S. M. 4,50 (6,—).

Harte Jahre. Roman. Von derselben. Deutsch von Gerhard Niedermeyer. Berlin 1929. Eckart-Verlag. 277 S. Geb. M. 6.—.

Vor einem Jahr las man das schöne Buch „Wintermeer" von Astrid Vaering. Das herzlich gespendete Lob hatte sofort zwei andere Bücher zur Folge, die es ein wenig schwer begreiflich machen, daß diese schwedische Familienschriftstellerin so üppig übersetzt wird, indessen bei uns — usw. „Marja" ist ein hübsches Buch, eine sehr schlichte Erzählung von der Liebe eines Lappenmädchens zu einem Namenlosen. Wie sie dann um ihr Kind kämpft, es behalten will, ohne den anderen Mann zu verlieren, der sie nur ohne Kind zu sich nehmen will: das ist gut erzählt, beinahe gestaltet. Aber die „Harten Jahre" sind eine harte Lektüre für jemand, der auch nur teilweise „heutig" ist, ein frömmelndes Buch, erbaulich, brav, tugendhaft — trotzdem darin der Tugend folgenschwer zu Leibe gegangen wird. — Aber was, fragt sich der gemeine Leser, was geht so ein Buch mich an! Was hat es, wenn nicht mit mir, so doch mit meiner Zeit, meinen Mitmenschen, was mit dem Leben um mich zu tun! Es ist nicht

Digitized by Google

einmal von symbolischem Wert. Von lebendig wirkendem schon gar nicht.

Berlin Kurt Münzer

Iva Ohneland. Roman. Von Gösta af Geijerstam. Deutsch von Else von Hollander-Lossow. Braunschweig o. J., Georg Westermann. 239 S. M. 4,40 (6,20).

Auch Gösta schreibt nun — nach seines Vaters großem Vorbild — als zweites Buch einen Bauernroman, und er erreicht in manchem das Muster. Er fängt allgemein Menschliches im kleinen Kreis seiner Darstellung ein; seine Erzählung von dem innerlich einsamen Bauern, der Hof, Weib, Kind aufgibt für das Leben mit Berg, Wald, Tier, Jahreszeiten, weitet sich symbolisch: es könnte Sinnbild des Dichters sein, der die Welt verläßt, um die Welt zu finden. Es ist ein schönes Buch mit kargen Worten, verhehlten Gefühlen, schlicht und still, wehmütig und gedämpft. Aber nicht Holzschnitt — wie deutsche „Heimatdichter" es anstreben, sondern eher farbige Lithographie, ein Schabkunstblatt. Dämmerung liegt noch über dem strahlenden Sommer, aber aus diesem malerischen Helldunkel schimmern die Antlitze der Menschen, ein klarer Spiegel bis hinab auf Seelengrund.

Berlin Kurt Münzer

Das Amtsrichterhaus am Fjord. Roman. Von Kristian Elster. Deutsch von Ottilie von Harling. München 1929, C. H. Beck. 320 S. M. 4,80 (7,—).

Dieser unbekannte Kristian Elster konnte nicht besser bei uns eingeführt werden als mit diesem schönen Buch, in dem noch das Heitere so wehmütig überschattet ist, in dem die Geschichte einer kleinen Familie so weiträumig ist, daß man Geschlechterschicksale in ihr zu spüren meint. Um eine Mutter baut sich diese Geschichte auf, deren ganzes Leben ist: ihrer Kinder Geschicke ohnmächtig mitzuleiden. Aber dennoch eine starke, nie gebrochene, in Härte gütige Frau. In dem kleinen Buch sammelt sich ein halbes Dutzend dieser Geschicke, deren eines in eine zweite Familie hineinführt, eine vierzehnköpfige, und die Schilderung dieses Zwölfkinder-Haushaltes ist ein Kabinettstück für sich.

Was da erlebt, erlitten, geliebt, gestritten wird, ist eigentlich so banal wie möglich. Der Streit zwischen Beamtentum und Bauerntum, in Norwegen aktuell, geht uns nichts an. Und warum hält das Buch dennoch den Leser fest, versetzt ihn in heiße Spannung, spinnt ihn in eine Behaglichkeit des Lesens, die bei einem heutigen Buch kaum noch möglich ist? Wohl die Kunst dieses Kristian Elster, der mehr ist als klug, mehr als ein feiner Psychologe, mehr als ein geschickter Schriftsteller. Von der ersten Seite an strömt sein Roman eine Stimmung aus, deren Herkunft zu analysieren kaum möglich sein dürfte. Vielleicht wird sie einfach dadurch erzeugt, daß Elster tief aus sich heraus schreibt, ganz Miterlebender, ganz liebeerfüllt für jede Kreatur seines Buchs, selbst für die boshafte, neidische Tante Lovise. In jedem Menschen entdeckt er eine Schönheit, noch im flegelhaften Anarchistenjüngling, noch im enggeistigen Pastorenwirtschaftsfräulein. Wer mit solcher Hingabe und Versenkung schreibt, muß wohl diese Atmosphäre, diesen Zauber der Persönlichkeit, diese Verzauberung in seine Welt verbreiten. Man merkt kaum, daß hinter der Schicksalsgestaltung noch größere Probleme abgehandelt werden: die Familie von gestern mit ihrer sozialen Engherzigkeit wird vom Heute überholt; das Tätige verdrängt das Geistige ... Man ist so entzückt, wieder einmal ein richtiges „Lesebuch" in der Hand zu halten, daß man gar nicht gestimmt ist, Rechenschaft sich abzulegen über den geistigen Gehalt dieses Buches. Man liest es und ist ganz eingegangen in seine kleine, doch aussichtsreiche Welt.

Berlin Kurt Münzer

Hansine. Roman. Von Peter Egge. Deutsch von Heinrich Goebel. Leipzig o. J., Quelle & Meyer. 310 S.

Erst glaubt man, nur einen guten Unterhaltungsroman zu lesen, bis einem immer tiefer aufgeht: hier wird ein Schicksal entwickelt als die Erscheinungsform einer Idee. Es geht um die Gerechtigkeit — die es nicht gibt. Und nun ist Hansinens ganze Sehnsucht, letzter Daseinszweck, Gottes Absicht zu erfahren. Frau sein, Mutter sein — das ist alles unwichtiger, als hinter dieses Geheimnis zu kommen: der Sinn des Ganzen? Warum schuldlos leiden, unschuldig geächtet sein, das Leben lang, bis alle im Irrglauben sterben, an deren guter Meinung ihr gelegen war? Denn es ging das Gerücht, daß Hansine in ihrer Jugend eine Schere und einen Goldschilling gestohlen haben soll. Das genügt in einem Dorf, das dringt in die Landschaft, in die kleinen Städte, ins große Drontheim. Und noch Hansinens Kinder werden „diebische Elstern" geschimpft. — Es ist ein trostloses Buch, dieser Roman des Gerüchts, ein Buch von der Hilflosigkeit des einzelnen, des Guten, des Reinen. Die Vergeblichkeit der Güte und Schönheit ist hier im Exempel statuiert. Und wie vorzüglich muß ein Buch geschrieben sein, um diese Verzweiflung auf den Leser übergehen zu lassen! Wie eindringlich überzeugend und in seinen Menschen glaubhaft! Welche Ausweglosigkeit! Und Hansinens Tod — Nun, die Gläubigen werden hier aufatmen ... Obschon Hansine selbst nicht ohne Zweifel auf den Weg zum erklärenden Gott sich macht. Wenn sie nicht zu glauben verlernt haben soll! — Ein schönes Buch und mehr: ein läuterndes und mahnendes.

Berlin Kurt Münzer

Literaturwissenschaftliches

Die Krise der modernen Jugend im Spiegel der Dichtung. Zur Problemgeschichte des Jugendalters. Von Gerda Eichbaum. (Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Heft 21.) Erfurt 1930, Kurt Stenger. 165 S. M. 6,—.

Das Interesse an den Jugendproblemen ist heute größer als je, und schon darin offenbart sich der Charakter der Gegenwart als einer Übergangsepoche, in der Altes mit Neuem ringt. Die Verfasserin, die zweifellos von Spranger beeinflußt ist, setzt sich die Aufgabe, die geistigen Wurzeln für das Jugendproblem bloßzulegen und über das rein Beschreibende hinauszugelangen. Eine höchst achtenswerte Aufgabe für eine Erstlingsschrift, und man wird der Verfasserin nicht nur ungewöhnliche Belesenheit zugestehen müssen, sondern auch außergewöhnliche Kenntnis selbstentlegenster Literatur. Immerhin ist der Titel ungenau gefaßt, denn die Verfasserin führt ihre Betrachtungen nicht unmittelbar bis zur Gegenwart heran, sondern schließt etwa mit Beginn des Weltkrieges. Ihre Darstellung umfaßt ungefähr die Zeit von 1880 bis 1914, also das, was wir mit dem Zeitalter des Impressionismus andeutungsweise umschreiben. Die Verfasserin macht da eine Grenze, weil nach ihrer Meinung das Jugendproblem in diesem Zeitpunkt eine andere Haltung bekommt, indem das Interesse an ihm seit-

Digitized by Google

dem im wesentlichen antibürgerlich bestimmt werde. Leider wird der Stoff allzu schematisch vorgetragen und in bestimmte Schlagworte eingepreßt, wie sich schon aus der Gliederung des Ganzen ergibt. Und dazu kommt noch eine dauernde Verschiebung des Blickfeldes, da bei Gerda Eichbaum fortgesetzt die Menge des Stoffs in einem beständigen Widerstreit mit der geistesgeschichtlichen Problemstellung steht. Gleichwohl hat die Verfasserin beigetragen, eine wichtige Frage der Gegenwart zu klären. Das Interesse an den Jugendproblemen kommt nach ihrer Meinung von drei Seiten, es wird bedingt durch die großen naturwissenschaftlichen Errungenschaften, durch die fortschreitende Verselbständigung des Individuums wie durch die Schulfrage, die in gewissem Sinne eine Ausweitung der sozialen ist. Beschränkt sich die Verfasserin auch vornehmlich auf die deutsche Literatur, so ist sie doch oft gezwungen, auf die europäischen Zusammenhänge einzugehen. Im wesentlichen ergibt sich, daß der Naturalismus stofflich und formal das Generationsproblem (das Vater-Sohn-Motiv), das Pubertätsproblem und das Todesproblem, wie wohl klarer für den schiefen Ausdruck Dekadenz zu sagen wäre, erobert, daß dann die Neuromantik, darauf aufbauend, diese Fragen nach der Seite des Gehalts vertieft, oder, anders gesprochen, das Todesproblem in den Mittelpunkt rückt. Damit wird der Jugendliche zur Zentralgestalt der deutschen Dichtung um die Jahrhundertwende. Sehr fein werden diese Gedanken entwickelt, die an Schärfe und Klarheit gewonnen hätten, wenn die einzelnen Gedankenreihen nicht durch die Zweiteilung zerrissen wären. Es besagt wenig, daß man in Einzelheiten, wie bei Hermann Hesse beispielsweise, anderer Ansicht sein kann, denn hier werden zum erstenmal überhaupt zusammenfassend wertvolle Einsichten in die Problematik unserer Zeit gewonnen, und es wäre nur zu wünschen, daß die Verfasserin, die zugleich über vortreffliche pädagogische Einfühlung verfügt, ihre Untersuchungen auch auf die Zeit des Expressionismus ausdehnte, damit ein möglichst geschlossenes Bild der Lage gewonnen würde.

Dresden Otto H. Brandt

Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen. Herausgegeben von H. Kindermann. Reihe: Politische Dichtung Bd. 1; Reihe: Barock Bd. 1; Reihe: Romantik Bd. 14. Leipzig 1930, Ph. Reclam jun. 283, 331, 328 S.

Seit das großangelegte, auf 250 Bände berechnete Sammelwerk „Deutsche Literatur, Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler", dessen ersten erschienenen Band „Volksbücher vom sterbenden Rittertum" ich im Novemberheft 1929 angezeigt habe, in den tatkräftigen Verlag von Reclam übergegangen ist, macht es rüstige und hocherfreuliche Fortschritte. Die Sammlung will für unsere Zeit und unsere jetzigen wissenschaftlichen Bedürfnisse das werden, was vor einem Menschenalter „Kürschners deutsche Nationalliteratur" war. Es wird jetzt etwa monatlich ein Band erscheinen. Bisher hat der Verlag pünktlich die drei oben genannten Bände herausgebracht; sie beweisen, daß hier vorzügliche Arbeit geleistet wird.

Die politische Reihe leitet R. F. Arnold in Wien. Sie wird in sieben Bänden einen Überblick über die politische Dichtung des deutschen Sprachgebiets geben, wie wir ihn bisher nicht besaßen. Der vorliegende erste Band „Vor dem Untergang des alten Reiches", herausgegeben von Emil Horner, umfaßt den Anfang der Entwicklung von 1756 bis 1795, d. h. vom Siebenjährigen Kriege, der zum erstenmal eine bewußte politische Lyrik zeitigte, bis zum Baseler Frieden, kurz vor dem Auftreten Napoleons. Die knappe Einführung ist ausgezeichnet. Sie schildert das Aufkommen und die erste Entwicklung dieser „parteipolitischen" dichterischen Äußerungen. Die Auswahl der Texte beweist eine vortreffliche Kenntnis des vorhandenen reichen Stoffs und eine höchst anerkennenswerte Unparteilichkeit in der Darbietung gerade dadurch, daß neben zahlreichen Verherrlichungen des Alten Fritzen auch heftige Schmähgedichte auf ihn, die von der österreichischen Seite stammen, abgedruckt und auch für die spätere Zeit alle Parteien vertreten sind. Neben vielem alt Vertrauten, wie etwa den schönsten Grenadierliedern Gleims, den Hymnen und revolutionären Gedichten Schuberts und Klopstockschen Oden finden sich auch zahlreiche, selbst dem Kenner nicht oder wenig bekannte Verse, besonders Volkslieder und Mundartliches.

„Das schlesische Kunstdrama" bildet den ersten Band der Reihe „Barock" und ist von W. Flemming besorgt. Hier ist die Einleitung recht ausführlich, 54 Seiten lang. Das ist aber sehr zu begrüßen und dringend notwendig. Denn so sehr man sich in jüngster Zeit mit diesem außerordentlich merkwürdigen Zeitalter beschäftigt hat, so schwer ist es, zu einem wirklichen Verständnis dafür zu gelangen. Flemmings Darlegungen weisen aber tatsächlich einen gangbaren Weg in dieses Wirrsal. Er hält sich fast völlig frei von den überschwenglichen, dunklen, oft überwiegend aus hochtönenden Fremdwörtern bestehenden Redeblüten, denen man leider so oft auf diesem Gebiete begegnet, und schildert klar und in scharfen Umrissen die „Struktur" dieser Zeit, ihre politisch-sozialen, allgemein geistigen, künstlerischen und technischen Voraussetzungen, ihre Form und ihren Sprachstil. Besonderen Wert legt er auf die Darstellung der Theater- und Bühnenverhältnisse. Daraus begreifen wir erst recht, daß das schlesische Barockdrama kein bloß papiernes Gelehrtenerzeugnis, sondern lebendiges Bühnenspiel war, wie auch zahlreiche Aufführungen bezeugen. Den Hauptinhalt bilden ein paar theoretische Stellen aus Opitz, zwei Proben aus seiner Übersetzung von Senecas „Trojanerinnen", „Cardenio und Celinde" und „Papinianus" von Gryphius und Lohensteins „Sophonisbe", alles in philologisch zuverlässigen, sorgfältigen Texten. Der Band ist eins der besten Bücher über Barockliteratur, die wir haben.

Der dritte Band, Nr. 14, in der Reihe „Romantik", ist herausgegeben von Andreas Müller und enthält Märchen. Er ist inhaltlich und wissenschaftlich gleich wertvoll. Er bringt die beiden plattdeutschen Märchen Ph. O. Runges „Von den Machandel-Boom" und „Von den Fischer un syne Fru" in der Urform, Bettina Brentanos „Königssohn", acht Grimmsche Märchen, vier von Clemens Brentano und Fouqués „Undine", sämtlich in sorgsam gereinigten, ursprünglichen Texten. Hoffentlich wird dieser Band recht viele Freunde auch außerhalb der Fachkreise finden, da er ein erlesener Genuß für jeden noch unverbildeten Leser ist.

Alle drei Bände sind mit knappen, aber voll ausreichenden sachlichen, literargeschichtlichen und sprachlichen Anmerkungen versehen, der Märchenband auch mit sehr fesselnden textkritischen Beispielen zu Runges Märchen und zu Brentanos „Gockel und Hinkel" und „Rheinmärchen".

Breslau H. Jantzen

Digitized by Google

Shakespeare-Jahrbuch. Herausgegeben im Auftrage der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft von Wolfgang Keller. Band 65. Leipzig 1929, B. Tauchnitz. 301 S. M. 8,— (10,—).

Das Jahrbuch erscheint, wie man hört, vielleicht zum letztenmal in der Form, die es seit zwei Menschenaltern treu bewahrt hat. Macht dieser Band den Abschied schwer? Er ist etwas sehr philologisch ausgefallen, so dankbar man für den Nachweis B. Österbergs sein wird, daß „The Countess Scenes of Edward III" mit aller in solchen Dingen überhaupt erreichbaren Sicherheit als shakespearisch zu bezeichnen sind. Aber Leser werden sich in der Gemeinde des Jahrbuches wohl nicht allzuviele für die gelehrte Untersuchung finden, und schier noch größer ist die Geduldprobe in der ausgedehnten Abhandlung von B. V. Wenger über „Shylocks Pfund Fleisch". Entschädigung bieten B. Fehrs Festvortrag „Das Shakespeare-Erlebnis in der englischen Romantik" und O. Walzels Abhandlung „Der Kritiker Lessing und Shakespeare"; handelt es sich doch in beiden um Probleme, die sich stets neu stellen, um die Macht des zeitlosen Dichtergenius über den Sinn späterer Geschlechter. Hinzu kommt noch W. Deetjens glücklicher Fund, über den der kurze Aufsatz „Goethe und Tiecks elisabethanische Studien" berichtet, ein Nekrolog auf Ellen Terry (von K. Arns) und ein nicht gerade überwältigendes Huldigungsgedicht an Shakespeare (von Z. L. Schember) — ein erdrückendes räumliches Mißverhältnis bleibt bestehen, sicherlich nicht zur Zufriedenheit des Herausgebers. Aber die Zeit ist dem Shakespeare-Essay anscheinend ungünstig, und so ist wohl der Entschluß des Vorstandes, der die unentbehrliche Bibliographie immerhin für die Zukunft sichert, wenn auch mit einer gewissen Wehmut, zu begrüßen.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Gustav Adolf in der deutschen und schwedischen Literatur. Von Werner Milch. (Germanistische Abhandlungen, H. 59), 8° (XII, 136 S.). Breslau 1928, M. und H. Marcus. M. 7,20.

Die vorliegende Arbeit stellt einen interessanten Versuch dar, aus bibliographischen Tatsachen und stoffgeschichtlichen Materialien geisteswissenschaftliche Ein- und Ausblicke zu gewinnen. Die Fragestellung ist: wie haben verschiedene Zeitalter das Bild Gustav Adolfs gesehen, wie war die „Abfolge der Wertsetzungen"? Und wie haben die Dichter die Darstellungen der Historiker gewandelt, und aus welchen Ursachen wurden sie modifiziert? In der zeitgenössischen deutschen Literatur, die unter dem Einfluß des persönlichen Wirkens von Gustav Adolf entstand, zeigt sich ein dreifacher Rhythmus: vom begeistert verehrten Heros zum nützlichen Helfer und nach seinem Tode zum Feinde; in der mittelbaren Dichtung, die auf der Historie fußt, lassen sich in der Hauptsache diese Phasen feststellen: im 18. Jahrhundert erfolgt eine Gustav-Adolf-Renaissance, er wird der aufgeklärte Herrscher, den Schiller zum großen Vertreter der Humanität umdeutet; von dort aus führt der Weg zum Kämpfer für die Einheit der Konfessionen und Deutschlands; andererseits wird die Schillersche Auffassung zu einer ausgesprochen protestantischen modifiziert: Gustav Adolf als Glaubenshelb. Das moderne Schrifttum, auf das die Kritik und Skepsis der Geschichtsforschung gewirkt hat, sieht in Gustav Adolf nicht mehr den Mann nur einer Eigenschaft, sondern betrachtet ihn als glaubenslosen Politiker oder als staatsmännisch unfähigen Glaubenshelden. In dieser Phase wurde er gleichzeitig erniedrigt und erhöht; Strindberg ist dafür der beste Zeuge. In ihm vereinigen sich die deutschen und schwedischen Gesichtspunkte, die begreiflicherweise sehr verschieden sind — aber auch er muß der dramatischen Unergiebigkeit des Stoffs opfern, aus dem bedeutende künstlerische Leistungen trotz der Fülle der Bemühungen nur ausnahmsweise hervorwuchsen.

Leipzig — Ernst Alker

Kleine Schriften zur Ästhetik. Von Benedetto Croce. Ausgewählt und übertragen von Julius von Schlosser. Tübingen, J. C. B. Mohr. I/II. VI, 260, 283 S.

Die Sammlung von Croces philosophischen Schriften in deutscher Übertragung, die H. Feist herausgibt, hat mit diesen zwei von J. von Schlosser vortrefflich übersetzten Bänden eine beträchtliche Bereicherung erfahren. Sie enthalten hauptsächlich Aufsätze und Abhandlungen, die Croce in seiner Zeitschrift „La critica" veröffentlicht und später in seinen Bänden „Problemi di estetica" und „Nuovi saggi di estetica" gesammelt hat — Aufsätze und Abhandlungen, die einzelne ästhetische, vorwiegend literarhistorische Fragen erörtern, und nicht selten Croces ästhetisches Denken genauer bestimmen oder weiterentwickeln. Ich erwähne darunter die Beiträge: Germanische und romanische Dichtung; Die reine Intuition und das lyrische Grundwesen aller Kunst; Der Totalitätscharakter des künstlerischen Ausdrucks; Pseudoästhetische Begriffe (II Die Definitionen der Romantik); Die literarische Kritik als Philosophie; Kritik und Literaturgeschichte; Themengeschichte und Literaturgeschichte (II Das Thema Maria Stuart); Poeten, Literaten und Literaturmacher; Für eine moderne Poetik; Ein altes Wort der historischen Schule; Die Reform der Kunst- und Literaturgeschichte; Über die Einheit der Künste — dazu einige wertvolle Beiträge zur Rhetorik, Grammatik und Sprachphilosophie. Es sind durchaus aktuelle und wichtige Fragen, und Croce weiß sie mit der bekannten Gründlichkeit zu behandeln, viele Fehler bekämpfend, die noch viel zu oft in der heutigen Kritik vorkommen, vor allem klar bestimmend, was den ästhetischen und was den praktischen und theoretischen Wert eines Kunstwerks ausmacht. In den ersten Band hat der Herausgeber, dank dem Entgegenkommen des Verlegers, Felix Meiner, auch Croces „Brevier der Ästhetik", in der Übertragung von Th. Poppe (1913), aufgenommen, eine klare, gedrängte Zusammenstellung der ästhetischen Grundbegriffe Croces.

Genua — G. A. Alfero

Verschiedenes

Der Krieg als Mittel nationaler Politik. Von James T. Shotwell. Stuttgart 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 271 S. Geb. M. 10,—.

Das Buch des bekannten amerikanischen Gelehrten und Politikers, dessen deutscher Ausgabe ein Geleitwort des deutschen Botschafters in Washington, von Prittwitz-Gaffron vorausgeschickt ist, behandelt in einem einleitenden historischen Abschnitt allgemein und aufschlußreich das Problem des Krieges als politisches Mittel im Rahmen der geschichtlichen Entwicklung. Den eigentlichen Inhalt des Buches bildet die Darstellung der Vorgeschichte und Entstehung des Kelloggpaktes, die schon deshalb überaus interessant ist, weil der Verfasser aus eigener Kenntnis mancherlei unbekanntes Material verwerten kann. Shotwell selbst bekennt sich mit Entschieden-

Digitized by Google

heit zu der Notwendigkeit einer Politik, die den Krieg ausschalten soll, aber er verkennt dabei nicht die realpolitischen Schwierigkeiten und überschätzt so auch nicht die Bedeutung des Kelloggpakts. Der Pakt ist für ihn das Symbol einer historisch-politischen Entwicklung, die gewissermaßen erst in den Anfängen steht.

Marburg/Lahn Wilhelm Mommsen

Bismarck und seine Zeit. Von Kurt Kersten. Berlin 1930, Neuer Deutscher Verlag. 542 S. M. 4,— (6,—).

Das vorliegende Buch ist eine gut geschriebene Schilderung der Bismarckzeit, die vom Klassenstandpunkt und von materialistischer Geschichtsauffassung ausgeht. Man könnte von dieser Fragestellung aus ein wirklich interessantes, wenn auch einseitiges Bild der Bismarckzeit geben, wozu freilich mehr Kenntnis des behandelten Stoffes und stärkere Vertrautheit mit den Quellen gehört, als sie der Verfasser besitzt. Der Grundfehler ist freilich nicht, daß die Darstellung in vielen Einzelheiten höchst unzuverlässig ist, sondern daß dem Verfasser die Fruchtbarkeit seiner gewiß einseitigen Fragestellung innerlich kaum aufgegangen sein dürfte. Es ist im Grunde sehr dürftig, wenn der Klassenkampfgedanke sich fast ausschließlich auf schärfste Anklagen gegen die Bourgeoisie und Bismarck beschränkt und im Grunde ein sehr oberflächliches und vielfach auf fast ganz veraltetem Standpunkt stehendes Bild der Bismarckzeit gegeben wird, vermischt mit einem guten Schuß sehr „bürgerlicher" Sensationslust.

Marburg/Lahn Wilhelm Mommsen

Die neue Türkei. Von Kurt Ziemke. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 549 S. Geb. M. 18,—.

Das hier vorgelegte Buch des im auswärtigen Dienst stehenden Verfassers schildert die Geschichte der Türkei vom Beginn des Weltkrieges bis auf unsere Tage und gibt ein auf Grund bester und intimster Kenntnis des Materials gezeichnetes Bild der neuen Türkei. Gerade weil es den historisch und politisch Interessierten überaus schwer fällt, sich über die hier geschilderten Vorgänge zu unterrichten, darf man diese Veröffentlichung warm begrüßen, zumal wir in Deutschland nur allzu geneigt sind, die Bedeutung der historisch politischen Vorgänge in den uns ferner liegenden Ländern zu unterschätzen.

Marburg/Lahn Wilhelm Mommsen

Der Geist der englischen Politik und das Gespenst der Einkreisung Deutschlands. Von Hermann Kantorowicz. Berlin 1929, Ernst Rowohlt. 504 S. M. 12,50 (13,50).

Der Verfasser schneidet in dem hier vorgelegten Buch eine solche Fülle von Problemen an, daß eine eingehende Auseinandersetzung nur möglich wäre, wenn man zum mindesten eine Broschüre über dieses Buch schreiben wollte. Sein Ziel ist, die Legende von der Einkreisung Deutschlands durch England zu zerstören, und darüber hinaus will er, im Gegensatz zu weit verbreiteten Vorstellungen, das Wesen der englischen Politik und des englischen Volkscharakters schildern, die nach seiner Ansicht durch Ritterlichkeit, Sachlichkeit, Humanität und Irrationalität bestimmt sind.

Wir stimmen Kantorowicz durchaus zu, wenn er einleitend betont, ein wissenschaftliches Buch dürfe nicht unsachlich Wissenschaft und Vaterlandsliebe verquicken. Wir begrüßen auch, wenn er die Auffassung vertritt, daß es notwendig sei, Vorurteile zu überwinden, mit denen sich die Völker gegenseitig anstarrten. Freilich, ob die Art und Weise, in der er vorgeht, dazu geeignet ist, diese Absicht zu erreichen, dürfte mehr als zweifelhaft sein, und es berührt von vornherein etwas merkwürdig, daß er ein Buch veröffentlicht und selbst sagt, daß er im Grunde keine Hoffnung habe, im Sinne seiner Ansichten zu wirken. Er betont, daß seine anglophile Einstellung ein Ergebnis seiner wissenschaftlichen Einsichten sei und daß nicht etwa seine Verehrung gegenüber allem englischen Wesen sein Ergebnis bestimmt habe. Wir wollen in keiner Weise bezweifeln, daß der Verfasser dies ehrlich glaubt, aber die Art und Weise, wie er ein ohne Zweifel reichhaltiges Material zusammenträgt und auswertet, scheint uns zu bezeugen, daß unbewußt doch seine politische Einstellung zu einer Einseitigkeit führt, die ihn auch da, wo er teilweise richtige Erkenntnisse vertritt, zu Übertreibungen und überscharfen Formulierungen veranlaßt, die sein Buch um alle Wirkung bringen werden, und zwar wohl nicht, wie er selbst zu meinen scheint, infolge unverbesserlicher Engherzigkeit der Leser, sondern durch seine eigene Schuld.

Es würde viel zu weit führen, wenn wir uns hier im einzelnen mit allen Ausführungen über die Ritterlichkeit, Sachlichkeit usw. englischen Wesens und englischer Politik beschäftigen würden. Es ließe sich eine Fülle von Beispielen anführen, um zu zeigen, wie überaus einseitig Kantorowicz sein Material zusammenträgt und wie weit ihm alles, was England im letzten Jahrhundert tat, im strahlendsten Licht erscheint; im Vergleich damit hat selbst die einseitigste „borussische" Geschichtsschreibung Preußen und seine Politik in dunklen Farben geschildert. Es ist schade, daß diese Fülle oft wertvollsten Materials in dieser Weise, man muß sagen kritiklos benutzt wird, und daß sich Kantorowicz auch dadurch zu einseitigen Urteilen reizen läßt, daß er immer wieder vergißt, wie sachlich manche deutsche Urteile England gewürdigt haben, wie denn z. B. der sogenannte englische Cant zum Teil in deutschen Schriften viel tiefer und damit positiver erklärt wurde, als Kantorowicz das jetzt tut.

Der letzte Teil des Buches hat den Zweck, die These von der Einkreisung Deutschlands durch England als Märchen hinzustellen. Leider ist er sich dabei nicht bewußt, offene Türen einzurennen, denn es gibt heute auch in der deutschen Wissenschaft niemand, der sich ernsthaft mit diesen Dingen beschäftigt hat, der noch die im Kriege übliche Anschauung von der englischen Einkreisung aufrecht erhielte. Und auch hier muß man befürchten, daß die Art und Weise, in der er vorgeht, eher dazu dienen wird, die in breiteren Kreisen noch bestehende Ansicht von der englischen Einkreisungspolitik, Handelsneid usw. neu zu beleben, anstatt sie zu beseitigen. Für die Einseitigkeit der ganzen Behandlung des Stoffes sei hier nur ein Beispiel herausgegriffen. Kantorowicz schreibt einmal: „Der Dreibund, der 1892 durch Rumäniens Beitritt zum Vierbund wurde, war ein Mächteblock; die Tripleentente nur eine lockere Mächtegruppe. So war es schon im Frieden, erst recht im Kriege. Gewaltig, als kompakte und doch wohlgegliederte Masse dehnte sich der deutsch-italienisch-österreichisch-ungarisch-rumänische, später auch bulgarisch-türkische Block von Köln bis Königsberg, von Straßburg bis Bukarest, von Kiel bis Palermo, von Hamburg bis Bagdad (S. 396). Zu dem Block der Mittelmächte gehören also „erst recht im Kriege" auch Italien und Rumänien, erst hinterher wird nebenbei erwähnt, daß aus dieser „kompakten" Masse Italien und

Digitized by Google

Rumänien auf der anderen Seite fochten. Und das Problem, daß die Mittellage im Krieg eine große Gefahr, kein Vorteil war, wird nicht einmal erörtert. Und wie wenig nimmt sich der Verfasser „englische" Sachlichkeit zum Muster, wenn er etwa die Behauptung, daß der Arbeitsausschuß deutscher Verbände im Grunde dynastische Propaganda treibe (S. 451) mit einer Rede belegt, die ein bayerischer Ministerpräsident vor einem ganz anderen Kreis gehalten hat. Das ganze Buch ist fast ein psychologisches Problem, und wir können es uns im Grunde nur dadurch erklären, daß hier in einer Art Nachwirkung der Kriegspsychose ein ihr entsprechender Umschlag erfolgt, der die unverständige Losung der Kriegszeit „Gott strafe England" ebenso unverständig in das Gegenteil verkehrt.

Marburg/Lahn — Wilhelm Mommsen

Fürstenbriefe an Napoleon I. Herausgegeben von F. M. Kircheisen. Stuttgart-Berlin 1929, J. G. Cottasche Buchhandlung Nf. Zwei Bände, 384 u. 361 S.

Napoleon an Josephine. Briefe der Liebe. Deutsch von Hannah Sjàsz. Freiburg i. B., Urban-Verlag. 237 S. M. 8,— (10,—).

Von den beiden Briefbänden, die der bekannte Napoleonforscher Kircheisen hier vorlegt, enthält der erste Briefe deutscher Fürsten und Fürstinnen, der zweite Bände von außerdeutschen Fürsten und Fürstinnen und Angehörigen des Hauses Bonaparte an Napoleon. Dabei sind eine ganze Reihe von Briefen bisher unbekannt und aus Archiven wiedergegeben worden. In dem ersten Band sind neben Österreich und Preußen und einer Reihe kleiner Fürsten vor allem die der Mittelstaaten vertreten, in dem zweiten Band unter anderen der Papst, Rußland, Spanien, italienische Fürsten und Schweden. Es ist natürlich nicht möglich, diese sich über einen langen Zeitraum erstreckende Briefsammlung hier sachlich auszuwerten. Sie ist ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geschichte der napoleonischen Zeit und gibt ein ganz lebendiges Zeitbild, wenn auch natürlich für die Beurteilung der Briefschreiber und ihre oft sehr überschwengliche Tonart die politische Lage und der taktische Zweck der Briefe berücksichtigt werden muß.

Die Liebesbriefe Napoleons an Josephine, sind durchweg schon gedruckt, aber zum Teil an sehr entlegener Stelle veröffentlicht. Sie sind im wesentlichen ein persönliches Dokument zur Beurteilung Napoleons und zeigen mancherlei interessante Züge.

Marburg/Lahn — Wilhelm Mommsen

Die Propyläen-Weltgeschichte. „Die französische Revolution, Napoleon und die Restauration." Unter Mitarbeit von Alfred Stern, Franz Schnabel, Oskar Walzel, Heinrich Herkner und Friedrich Luckwaldt herausgegeben von Walter Goetz. (Bd. VII.) Berlin, Propyläen-Verlag. 598 S.

Die beiden wichtigsten Weltgeschichten aus neuester Zeit stammen von zwei Unzünftigen: von dem holländischen Amerikaner Henrik van Loon und von dem englischen Dichter H. G. Wells. Es sind großzügige Geschichtssysteme moderner Menschen, deren philosophischer Unterbau auch dann Bestand hat, wenn neue Forschungsergebnisse Korrekturen im Detail erfordern. Das neue Ullstein-Unternehmen, das auf zehn Bände in Lexikonformat berechnet ist — der erste Band, der vorgelegt wird, ist der siebente der Gesamtreihe —, ist eine Stoffsammlung der Fachmänner. Man wendet sich an ein großes Publikum und sucht möglichst neutrale Formulierungen: die Charakteristiken der beiden Friedrich Wilhelme entfernen sich nicht eben wesentlich von den Monarchenporträts dynastischer Geschichtsschreibung. Dieses Geschichtswerk, das keine neuen Standpunkte vermittelt, ist ein Dokument des Spezialistentums: im vorliegenden Band braucht eine Zeitspanne von fünfzig Jahren neben der zusammenfassenden Einleitung des Herausgebers fünf Bearbeiter. Liest man das Werk hintereinander, so zieht eine Epoche, die zwischen zwei Revolutionen gischtet, im Schneckentempo an uns vorüber. (Benutzt man es als Nachschlagewerk, so dürfte sich der Gesamteindruck verbessern: ein sorgfältiges Register und Tabellen, auf denen man die gleichzeitigen Ereignisse auf den verschiedenen Gebieten geschichtlichen Werdens vergleichen kann, sind knapp und instruktiv.)

Läßt das neue Geschichtswerk in der Anlage des Gesamtplans übersichtliche Großzügigkeit vermissen, so entschädigt es in Einzelheiten durch glückliche Akzentsetzung. Da sind einmal Wirtschaftsprobleme in die politische Geschichte so einbezogen, daß deutlich wird, wie Wirtschaftsfragen die Geschichte der Völker bestimmen. Man erkennt, wie Ideen Energien von Kräften sind, die nicht verloren gehen können: Napoleon, der Liquidator der Revolution war zugleich ihr Mittler in den Staatengebilden Europas; die ersten bescheidenen Ansätze zu einer Paneuropaidee liegen vor dem beginnenden Imperialismus; wichtige Gedanken des Sozialismus entspringen kapitalistischen Köpfen, die sogar Experimente nicht scheuen; der Brandstoff, der auf dem Balkan zur Explosion kam, schwelte schon hundert Jahre; die geistigen Strömungen der Klassik und Romantik waren europäische Bewegungen, antizipierter literarischer Aktivismus. Langsam greifen die Zahnräder in die Ketten des Geschehens. Höchst anregend sind die vielen Bildbeigaben des buchkünstlerisch vortrefflich ausgestatteten Bandes.

Berlin — Lutz Weltmann

Ulrich von Hutten. Von Otto Flake. Berlin 1929, S. Fischer. 369 S. M. 9,— (12,—).

Ulrich von Hutten. Von Hajo Holborn. Leipzig 1929, Quelle & Meyer. 176 S. M. 5,— (7,—).

Die zünftigen Historiker, die nicht immer mit dem Einbruch der Literaten in ihre Jagdgründe einverstanden sind, werden mit diesem Buch Flakes zufrieden sein können. Man kann nicht die Einwände und Vorwürfe dagegen erheben, die jene mancherlei Geschichtsklitterungen auf sich gezogen haben; Flake hat eine solide, gewissenhafte, sehr respektable Arbeit geleistet, warmherzig und von innerer Anteilnahme für seinen Helden getragen. Die schriftstellerische Leichtigkeit, die Flake zur Verfügung steht, läßt ihn auch die gelegentliche Gefahr überwinden, die in der breiten, nicht immer ausgewogenen Behandlung von Nebenepisoden liegt und bei deren Lektüre man hier und da das Wort Philologie denkt. Doch einschränkend wird man sagen müssen, daß die Gestalt Huttens und die der, an sich sehr zahlreichen, Neben- und Gegenspieler zu isoliert bleiben; der Boden, auf dem sie stehen und der Hintergrund, vor dem sich ihr Leben vollzieht, wird nicht deutlich genug. Daran wird es freilich Flake nicht gelegen haben; es kam ihm auf den Menschen Hutten an und auf die Darstellung seines Schicksals, das ihn als politischen Publizisten ohne Rückhalt realer Machtmittel scheitern ließ. Und das ist, mit stärkstem lebendigem Eindruck, gelungen.

Es ist von besonderem Reiz, neben Flakes Biographie das Hutten-Buch eines zünftigen Historikers, des heidelberger

Digitized by Google

Privatdozenten Hajo Holborn aufzuschlagen. Holborn kommt mit der Hälfte des Umfanges aus, den Flake in Anspruch nimmt, ist aber damit nicht nur ein Beispiel gegen die Behauptung, die Gelehrten schrieben nur dicke Bücher, sondern zugleich gegen die andere, sie schrieben unleserliche — wie denn eine solche Anschauung reichlich antiquiert ist und kaum mehr Gültigkeit besitzt. Hat Holborn auch nicht die leichte, flüssige Schreibweise Flakes, so schreibt er ein gepflegtes, in aller Sachlichkeit untadeliges Deutsch. Er stellt Hutten in den großen Zusammenhang, den Flake vermissen läßt; seine Auseinandersetzung mit ihm, breiter fundiert, ist auch kritischer, er betrachtet ihn kühler — und beschreibt ihn auch kühler. So wird der Leser nicht immer warm bei seinem Buch, und die Gestalt Huttens gewinnt nicht die Lebensnähe, die sie bei Flake hat. Die innere Verwandtschaft zu Hutten, die Flakes Arbeit vor allem belebt, fehlt Holborn. Aber: man soll sie hören beede.

Stuttgart — Karl Pagel

Coburg. Ein Heimatbuch. Von Julius Kühn. Coburg, A. Roßteuscher. 224 S.

Eins jener freundlichen Heimatbücher, die, von Dichtern, nicht von Statistikern verfaßt, nicht nur das Äußere, sondern auch das geistige Gesicht eines schönen Stücks deutscher Erde vor dem übrigen Deutschland enthüllen. Mit Städtebildchen wechseln solche aus der landschaftlichen Umgebung des jetzt bayrischen Koburg, allgemeine Betrachtungen über Heimatliebe, Reise und Daheimbleiben, schöpferisches Sehen, Ruhe und Unruhe reihen sich an, ausklingend in ein Lob der Idylle; hübsche Gedichte stehen zwischen gepflegter Prosa. Mit besonderer Liebe erzählt Kühn von den Berühmtheiten, die sich in und um Koburg aufhielten. Luther verbarg sich vom Frühjahr bis zum Herbst 1530 auf der dortigen Feste, auch als Prediger für die Ausbreitung des Evangeliums sorgend; Jean Paul weilte vom Juni 1803 bis zum August 1804 in Koburg, wo er den größten Teil seiner „Flegeljahre" schrieb; Rückert wohnte zeitweise auf dem bei der Stadt gelegenen Familiengut seiner Frau; Wilhelm Raabe läßt seine politische Erzählung „Gutmanns Reisen" in Koburg spielen im Anschluß an die erste Generalversammlung des Nationalvereins. Bedauern muß man nur das eine, daß Kühn nicht sein Buch zu einem Protest gegen den noch immer nicht beseitigten Unfug der amtlichen Schreibung Coburg benutzt hat.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Le Mail. Sonderheft zum Gedächtnis Alain-Fourniers. (Orleans Federation des Artistes Orléanais.)

Die deutschen Verehrer Alain-Fourniers seien auf dieses schön ausgestattete Erinnerungsheft für den Verfasser der „Grand Meaulnes" hingewiesen. Beiträge u. a. von: Cocteau, Cassou, Jammes, Pourrat, Régnier, Péguy, Abraham, Lhote. Der Preis ist sehr niedrig, 12 Franken.

Paris — Josef Breitbach

Zeitgeschichtliche Anmerkungen

XXVIII

Gemeinschaftsprobleme der Schule im Roman

Von Hans W. Liepmann (Kloster Urspring)

Die Schulfrage spielt eine große Rolle im Roman der letzten Jahrzehnte. Wir leben ja auch im Zeitalter des Kindes und der — Psychoanalyse. Torbergs „Schüler Gerber hat absolviert" und Franks „Ursache" seien als Extreme dieser beiden Richtungen genannt. In beiden, wie in der ganzen zwischen ihnen liegenden Romanliteratur, handelt es sich um Freud und Leid, ganz charakteristischerweise weit mehr um das Leid des Einzelnen. Manchmal auch um die Schulkameradschaft, auch um die Wirkung eines Schülers auf die Klasse. Um das Gemeinschaftsproblem, um die soziologische Struktur der Klasse und des Schulganzen aber nur da, wo von modernen Schulformen die Rede ist, speziell vom Landschulheim, das bekanntlich aus einer Berührung mit der englischen Schulpraxis entstanden ist. Bloß eben, daß in Deutschland langsam errungen werden muß, was in England organisch wuchs.

Die ersten wirklich zarten Ansätze einer Gemeinschaftsbildung zeigt E. von Mendelsohns „Nacht und Tag". Für die ernsten Schüler ist die große Frage: wenn der Herr Direktor kein rechtes Verhältnis mehr zu uns Jungen hat, darf man da von sich aus helfen, um es wieder gut zu machen? Muß man es denn nicht tun? Hier darf man wohl die ersten Impulse zu jener großen Umsetzung vermuten, die in den Internaten dann durch die Jugendbewegung vor sich gegangen ist und die unlöslich mit dem Namen Gustav Wynekens sich verband. Es bestanden zwei Möglichkeiten der Weiterentwicklung: einmal die in Richtung auf das englische Vorbild und dann die zur Gemeinschaftsproblematik.

Englische Frische und Primitivität — cheerfullness nennt man es in gutem wie in schlechtem Sinn — weht uns dann auch aus Speyers „Kampf der Tertia" entgegen. Kampf der Klasse gegen den Kleinstadtspießer. Die Klasse selbst ist da, sie spricht Recht und duldet Strafe, immer als Ganzes. Wie sie geworden, was sie zusammenhält? So etwas zu beantworten, bleibt keine Zeit. Die Gemeinschaft ist eben da. Sie muß überhaupt so sein. Und wenn auch Daniela einmal Sonderpolitik zu treiben versucht: im Augenblick der Not steht auch sie in Reih' und Glied. Gemeinschaft ist eben herzhafte Wirklichkeit. Von Problematik ist nichts zu spüren. Das die eine Möglichkeit.

Und nun die andere. Nicht nur der Erzieher, auch der Schüler, selbst der der unteren Stufe, denkt nach, grübelt und spricht über sein Verhältnis zu den anderen. Pflichten werden formuliert und Formen gefunden. Die Frage nach Sinn und Ziel tritt auf. Von alledem spricht der heute schon fast vergessene Drude-Roman von Gertrud Prellwitz, ein Buch, das in seinem ersten Teil nicht nur auf die reife Jugend von 1920 bis 1923 einen ganz beträchtlichen Einfluß hatte, sondern überhaupt erst einmal in der breiteren Öffentlichkeit die Koedukation wenn auch nicht legitimierte, so doch von einer gewissen Verdächtigkeit befreite. Und zwar diese Spannung Bub und Mädel aufgefaßt zunächst einmal als Gefahr in Hinblick auf die Gemeinschaftsbildung, dann aber vergeistigt als konstituierendes Element. Das Ganze eben nur vorgetragen in jenem überschwenglichen Pathos, das schließlich

Digitized by Google

über die Dinge hinwegführen muß anstatt in ihre Tiefe hinein.

In Ebermayer kommt dann dieser Analytiker. In seinem „Kampf um Odilienberg" gräbt er sich heran bis an die Wurzeln der Gemeinschaftsbildung. Sachlich bis zum Fanatismus (abgesehen von dem oft bemängelten Schluß). Vom Kampf einer geschlossenen Schulgemeinschaft gegen fremde Mächte ist nichts mehr zu spüren. Er tobt in den eigenen Reihen. Unterirdisch in den Kameradschaften, übrigens dargestellt mit meisterhaftem Geschick, offen und rücksichtslos in der Schulgemeinde. Kaum noch Problem ist diese Gemeinschaft zu nennen, eher Diskussionsthema. Von cherfullness ist dieses Schulleben trostlos weit entfernt. Alles ist bewußt und kompliziert. Nicht nur in dem prächtigen Porträt des Dr. Mahr, sondern schattenhaft hinter dem Ganzen steht der Rigorismus eines Wyneken. Unbeugsam, eher zum Untergange bereit, wenn er denn vom Schicksal bestimmt zu sein scheint, als zu Konzessionen. Merkwürdig berühren sich hier die verschiedensten Gebiete in ihrer Grenzenhaftigkeit: dichterische Analyse, theoretisches System und Schulgattung.

Eine Grenzenhaftigkeit, die hinführen muß zu neuen Bindungen, zu neuen Maßstäben und Richtepunkten, zur Religiosität. Noch ist die Wendung, die das freie Schulwesen in Richtung auf eine religionspädagogische Besinnung vollzogen hat, zu jung, um einen literarischen Niederschlag finden zu können. Aber man wird hellhörig sein müssen, ob die pneumatische Gemeinschaft, an deren Verwirklichung man sich in der Zurückgezogenheit der Schwäbischen Alb seit einiger Zeit gemacht hat, ihren Niederschlag finden wird im Roman der kommenden Jahre.

XXIX

Die Kurzgeschichte

Von Felix Langer (Berlin)

Die Kurzgeschichte ist augenblicklich die gesuchteste literarische „Ware!" Der Bedarf der Magazine, Zeitschriften, Tageszeitungen und illustrierten Blätter ist so groß, daß die „Produzenten" kaum nachkommen können. Preisausschreiben versuchen gelegentlich der Phantasie und dem Fleiß der Verfasser von Kurzgeschichten nachzuhelfen, um den Redaktionen die — sozusagen — gesamte Ernte zur Auswahl zu verschaffen. Trotzdem hört man klagen, es herrsche Mangel an guten Kurzgeschichten im Gegensatz zu englischen und amerikanischen Autoren, die für sie eine besondere Begabung besäßen. Was ist nun eigentlich eine „Kurzgeschichte"?

Sie unterscheidet sich von der Novelle nicht nur durch ihren geringeren Umfang. Die Novelle gibt, laut Lexikon, ein einzelnes abgeschlossenes Geschehnis oder ein bedeutungsvolles Erlebnis; durch übersichtliche Begründung und spannend rasche Verwicklung, beziehungsweise Lösung, ist sie dem Drama verwandt, sie verzichtet im Gegensatz zum Roman auf ein umfassendes Zeit-, Ideen- und Lebensbild. Diese Definiton ist ziemlich erschöpfend. In Eckermanns Gesprächen mit Goethe findet man unter dem Datum „Sonntag Abend, den 21. Januar 1827" die bekannte Goethesche Definition der Novelle „als eine sich ereignete, unerhörte Begebenheit. Dies ist der eigentliche Begriff, und so vieles, was in Deutschland unter dem Titel Novelle geht, ist gar keine Novelle, sondern bloß Erzählung". Paul Heyse, für Generationen der König der Novellendichter, sprach vom „Falken", den jede Novelle haben müsse, das heißt ein besonders charakteristisches Requisit der Handlung, das einem sofort als Hauptsymbol ihrer ideellen Absicht ins Bewußtsein tritt, wenn man sich der Novelle erinnert, wie jener „Falke" in der gleichnamigen Novelle des Boccaccio.

Die Novelle ist ein abgeschlossener Organismus. Sie greift aus der Fülle der Welterscheinungen eine heraus und zeigt ihre in sich selbst bedingte Kausalität als Dynamo von Vorgängen, wie etwa ein kleines Fürstentum inmitten großer Staaten seine Souveränität behalten hat und sich selbst regiert. Ihre Begriffsmittel sind der allgemeinen Begriffswelt entliehen, aber sie unterstehen im Rahmen der Novelle der Judikatur ihrer stofflichen und ideellen Begrenztheit. Im Gegensatz zur Kurzgeschichte, die aus dem lebendigen Fluß allgemein bedeutsamer Ereignisse eins herausgreift, dessen eigenwillige Färbung den weiteren Bezirk der Zeit oder des Milieus, zu dem es gehört, bedeutsam illustriert. Die Kurzgeschichte endet nicht wie eine „unerhörte Begebenheit" als einmaliges Phänomen mit einem Definitivum, das keinerlei Folgerungen der Entwicklung aus Charakteren und Vorgängen gestattet. Man könnte aus einer vollendeten Novelle keinen Roman machen, weil sie selbst ihren Stoff vollständig erschöpft, im Gegensatz zur Kurzgeschichte, die, wie Goethe von dem abrupten Schluß eines Gedichtes sagte: „einen Stachel im Herzen (zurückläßt), und die Phantasie ist angeregt, sich alle Möglichkeiten auszubilden, die nun folgen können." Die Kurzgeschichte ist eine Art stenoepischer Vermittlung problematischer Verknotungen von an sich alltäglichen Ereignissen, die durch mehr oder weniger zufällige Einwirkungen zu besonderer Beachtung drängen, ohne aber die Weiterentwicklung des großen Zeitstromes, dessen Partikel ihre Vorgänge sind, durch Anspruch auf monumentale Endgültigkeit des in ihr Möglichen zu verhindern.

Die Novelle ist formal bestimmt. Man könnte ihre Form, graphisch dargestellt, als Kreis sehen. Im Gegensatz zur „epischen Breite" des Romans verlangt sie einen unbeirrt vorwärtsstrebenden Rhythmus der Diktion, der die Vorgänge dem beinahe schicksalhaft zu empfindenden Ende entgegenträgt. Sie verlangt, unbeschadet etwaiger leidenschaftlicher Durchglühtheit der Geschehnisse, eine unerschütterliche Ausgeglichenheit des Vortrages, die den Vorgängen (cum grano salis) die Monumentalität der „unerhörten Begebenheit" auch akustisch verleiht. Die Kurzgeschichte hat stilistisch einen nuancenreicheren Spielraum. Graphisch dargestellt könnte man sie als ein an den beiden Schmalseiten offnes Rechteck sehen, durch das „der Strom der Zeit" hindurchfließt, in dem längs begrenzten Raume bloß stärker aufleuchtend für die kurze Frist der Infizierung durch Besonderheitsbazillen. Daß etwa zwei Liebende auf einer Bank im Stadtpark sitzen und einander küssen, ist etwas Alltägliches. Daß gerade ein Schutzmann vorbeikommt, sittlichen Anstoß nimmt und die beiden abführt, ist ein Zufall. Daß die beiden sich auf der Wache als längst verheiratet legitimieren, ist der besondere Fall, der die Kurzgeschichte erzählenswert macht, unbeschadet dessen, daß diese Besonderheit sich ohne anderes Aufheben, als das der

Digitized by Google

flüchtigen Erheiterung (in anderen Fällen der ebenso passageren Tragik), auflöst in die Alltäglichkeit, in deren Gesamtbild sie ein stärker illuminiertes Fleckchen darstellt. Sicherlich ließe sich aus den meisten Kurzgeschichten durch psychologische Vertiefung, breitere Schilderung und betrachtende Durchdringung der Vorgänge ein Roman bauen, der mit der Kurzgeschichte die Unverschlossenheit des Anfangs und des Endes gemein hat. Auch der gute Roman muß einen „Stachel" zurücklassen.

Der Kurzgeschichtenerzähler darf durchaus persönlich bleiben und seine Impressionen in die Geschichte als Scheinwerfer hineinglänzen lassen. Der Novellist gestaltet objektiver ohne sich als Sprecher anders erkennen zu lassen, denn etwa der Maler durch die Art seines Pinselstriches. Der Erzähler der Kurzgeschichte ist nicht allzuweit vom Feuilletonisten entfernt (dessen Raum er in den Zeitungen gern einnimmt), durch die geringere Verpflichtung zu gedanklicher Belastung. Die Reportage ist wichtiger. Er unterscheidet sich von ihm durch sein Streben nach einer Form, die zwischen epischer Breite und anekdotischer Knappheit die Mitte hält. Die Amerikaner produzieren bessere Reporter als wir, deshalb haben sie verwendbarere, wenn auch nicht literarisch wertvollere, Kurzgeschichten. Die Kurzgeschichte ist die gesuchteste literarische Ware nicht nur, weil sich der Materialbedarf der Zeitungen vervielfältigt hat. Sie bringt sozusagen Spitzenvorgänge und Essenzergebnisse. Ihr Trumpf ist die verblüffende Konklusion aus scheinbar unkomplizierten Prämissen. Dieser packende Moment ist ein Stimulans für den Schnelleser, der im Zeittempo seiner Berufstätigkeit mehr an Ergebnissen interessiert ist als an der Begründung des Weges, der zu ihnen führte. Sie ist in der Praxis unwichtig, weil eben nur das Resultat Zukunftswert hat als Anreger von Ideen wie die Pointe der Kurzgeschichte als psychologischer Wegweiser.

Die Kurzgeschichte als Ware ist eine Art literarischen Rauschgiftes, dessen Nebenwirkung wichtiger ist als sein künstlerischer Hauptzweck: sie wirkt geistig entlastend und anregend inmitten der persönlich belastenden Tagesberichte, die direkt oder indirekt jedermanns Existenzsphäre berühren. Das bedingt eine gewisse Wirkungsabsichtlichkeit der Stoffwahl und der Stilisierung der Kurzgeschichte, wie der Markt sie verlangt, und entfernt sie von reiner Kunst, deren primäre Absichtslosigkeit eine wesentliche Voraussetzung ihrer ästhetischen Vollendung ist.

Nachrichten

Todesnachrichten. Johannes **Volkelt** ist am 8. Mai im 81. Lebensjahr in Leipzig gestorben. Er war am 21. Juli 1848 in Lipnik in Galizien als Sohn eines protestantischen Pfarrers geboren, hatte zunächst in Wien und in Heidelberg bei Kuno Fischer studiert, 1876 seine akademische Laufbahn in Jena angetreten und gehörte seit 1894 der leipziger Universität als hervorragender Lehrer an. Über den Hegelianismus und das Studium Schopenhauers, über den er ein ungemein aufschlußreiches Buch geschrieben, entwickelte sich Volkelt zum Vertreter eines Neukritizismus mit dem fest bestimmten Ziel, über die Erfahrung hinaus zum Transsubjektiven zu gelangen und damit eine neue Metaphysik zu ermöglichen. Seine Bücher „Erfahrung und Denken" und „Das Problem der Individualität" sind Merkzeichen auf diesem Wege, der Volkelt zu einem letzten großen Fortsetzer der klassischen Philosophie werden ließ. Volkelt hat sich daneben mit seinen Büchern „Ästhetik des Tragischen" und „System der Ästhetik" ungemeine Verdienste um die Erforschung der Ästhetik erworben. In jedem seiner so verschieden gearteten philosophischen Werke wie auch in seiner Lehrtätigkeit trat seine tief religiöse Überzeugung zutage.

Helene **Lange** ist am 13. Mai im Alter von 83 Jahren einem längeren Leiden erlegen. Ursprünglich Lehrerin, und in ihrem tiefsten Wesen in den idealen Bestrebungen des Lehrerberufs wurzelnd, ist sie im Jahre 1887 mit jener Petition und der Denkschrift „Die höhere Mädchenschule und ihre Bestimmung" an das preußische Abgeordnetenhaus herangetreten, die dem Frauenstudium in Deutschland Ziel und Weg erschlossen hat. Sie hat dann 1889 die „Realkurse für Frauen" eröffnet, die eine Vorbildung für das Universitätsstudium darstellten. Sie begründete und leitete viele Jahre hindurch, man kann wohl sagen bis zu ihrem Tode, die Zeitschrift „Die Frau", die ihre Bestrebungen publizistisch unterstützte, und war lange Jahre hindurch Leiterin des Allgemeinen Frauenvereins.

Willy **Storrer** ist am 3. Mai im Alter von 35 Jahren bei einem Flugzeugabsturz tödlich verunglückt. Er war Herausgeber der schweizer Zeitschrift „Individualität", die kürzlich mit den „Horen" verschmolzen wurde, und hat sich vielfach in geistvollen Studien als Denker und Schriftsteller bewährt. Er hat auch über nicht gewöhnliche organisatorische Fähigkeiten verfügt.

Otto **Francke**, der jahrzehntelang hindurch unserer Zeitschrift seine weimarer Theaterberichte gab, ist am 1. Mai im Alter von 74 Jahren in Weimar gestorben. Er war Lehrer am weimarer humanistischen Gymnasium gewesen, gehörte zu den Mitbegründern der Goethe-Gesellschaft und stand lange Jahre hindurch im Mittelpunkt des geistigen weimarer Lebens.

Rudolf **Schenk** ist am 15. Mai im Alter von 79 Jahren in Leipzig gestorben. Als Übersetzer Metastasios und Omar Chaijams hat er sich vorteilhaft bekanntgegeben.

Peter **Fuchs** ist am 15. Mai im Alter von 67 Jahren in Gießen gestorben. Durch Gedichte in vogelsberger Mundart hat er in seiner engeren Heimat lebhaft gewirkt.

Leopold **Richtera** ist am 30. April in Wien einem kurzen aber schweren Leiden erlegen. Er gehörte zu den ersten, die sich in Österreich des Rundfunks schriftstellerisch und organisatorisch angenommen haben. Die nicht gering zu veranschlagenden Leistungen des österreichischen Rundfunkwesens sind zum Wesentlichen seiner zielbewußten Leitung zu verdanken.

Robert **Bridges**, der „Poet Laureate" Englands, ist in Oxford im 86. Lebensjahr gestorben. Er hat zu den ersten gehört, die nach dem Krieg für die Aussöhnung mit Deutschland wirksam eingetreten sind. Noch an seinem 85. Geburtstag hat er sein größtes Gedicht „Das Testament der Schönheit" veröffentlicht.

William John **Locke** ist nach einer Meldung vom 17. Mai im Alter von 67 Jahren in Paris gestorben. Er hat eine große Anzahl weit verbreiteter Abenteuer- und Artistenromane geschrieben, unter denen „The beloved Vagabund", „The Mountbank" und „Die Abenteuer des Herrn Aristide Pujol" am bekanntesten geworden sind.

Digitized by Google

Jeppe Aakjär ist im Alter von 64 Jahren nach längerem Siechtum auf seinem Besitztum Jenle (Nordjütland) gestorben. Er gehörte zu den volkstümlichsten und geschätztesten Lyrikern Dänemarks.

Sven Söderman ist nach einer Meldung vom 24. April in Stockholm im 64. Lebensjahr einem Gehirnschlag erlegen. Er war als Literaturkritiker über seine Heimat hinaus bekannt.

Sfergej Sfergejewitsch Sajaitzkij, der russische Schriftsteller, der als Prosaiker, Dichter, Kinderschriftsteller, Übersetzer (de Vigny, Goethe) tätig war, ist im Alter von 36 Jahren in Moskau verschieden. Besonderen Erfolg hatten einige humoristische Novellen des Verstorbenen, wie die auch für die Bühne umgearbeitete „Schöne von der Insel Lulu"; zwei Romane hat Sajaitzkij druckbereit hinterlassen. (P. E.)

Wladyslaw Orkan-Smerczyfiki, einer der bedeutendsten polnischen Schriftsteller der Gegenwart, ist am 14. Mai im Alter von 54 Jahren gestorben. Er war ein Sohn der Tatra (Podhole) und seine wertvollsten Schöpfungen sind in diesem Boden verwurzelt. Im Gegensatz zu andren Tatra-Schilderern, die eine sonnige Ritter- und Räuberromantik bevorzugten und verherrlichten, ist Orkan der Dichter der kleinen Leute, der Armen und Enterbten, die mit diesem kargen Boden um ihr Dasein aufs bitterste ringen. Die Tatra-Welt, wie sie Orkan sieht, ist grandios — aber grau und düster. Orkan hat Lyrik, Dramen, Skizzen und Romane verfaßt. Der Grundton seiner Schöpfungen ist tiefe Trauer, der Grundzug seines Wesens tiefes Mitleid mit dem Menschen. Der Roman „Drzewiej", seine bedeutendste Schöpfung, ist ein Mythus vom Leben des Urwalds, ein hervorragendes Epos des Tatragebirges. — Vor kurzem erst — im April — ist dem Dichter der Literaturpreis der Stadt Warschau zuerkannt worden. (H. St.)

* * *

Tadeuſz Zieliński, dem Altphilologen der warschauer Universität ist anläßlich seines goldenen Doktorjubiläums (25. Mai 1930) vom Ministerium für Religion und Volksbildung der Preis für wissenschaftliche Arbeiten in Höhe von 10000 Zloty verliehen worden. Aus demselben Anlaß haben ihn einige polnische und ausländische Universitäten zu ihrem Ehrendoktor ernannt und die philosophische Fakultät Leipzig ihm das Diplom erneuert. Zieliński hat die meisten seiner Arbeiten zuerst in deutscher Sprache veröffentlicht und durch Thema und Darstellung weite Leserkreise auch außerhalb der Fachphilologie gefunden. Sein Werk über „Cicero im Wandel der Jahrhunderte" hat mehrere Auflagen erlebt und ist in mehrere Sprachen übersetzt worden. Von seinen in polnischer Sprache verfaßten Büchern ist: „Helleuizm a judaizm" (1927) das bekannteste. (Vgl. L. E. XXXI, 106.) (H. St.)

* * *

Der Gerhart Hauptmann-Preis ist Robert Muſil zuerkannt worden.

Der schweizerische Schillerverein hat C. F. Ramuz 100000 Franken zur Ermöglichung freien Schriftstellertums zur Verfügung gestellt.

Der literarische Preis der Renaissance in Höhe von 6000 Franken wurde François Bonjean für sein Werk „Scheich Abdu, der Agypter" verliehen.

John Maſefield ist als Nachfolger Robert Bridges' vom König zum „Poet Laureate" ernannt worden. Maſefield steht im 55. Lebensjahr und hat in seinen Dichtungen vornehmlich das Leben auf See verherrlicht.

Der schwedische Literaturpreis der literarischen Gesellschaft De Nio (Die Neun) hat ihren Preis in Höhe von 20000 Kronen zwischen dem finnisch-schwedischen Dichter Bertel Gripenberg und dem schwedischen Lyriker Erik Blomberg geteilt.

Ernſt Weiß ist in besonderer Anerkennung seines Romans „Boëtius von Orlamünde" von der prager Akademie für Kunst und Wissenschaft der Adalbert Stifter-Preis zuerkannt worden.

Der Pulitzer-Preis ist dem Roman „Der lachende Junge" (Laughing boy) von Oliver La Farges, dem Negerdrama „Die grüne Wiese" (The green pastures) von Mac Conelly und einer Reportage über den Südpolflug Byrds von Russell Owen zuteil geworden.

Hans Nüchtern hat für seine Verdienste als Übersetzer aus skandinavischen Sprachen das Ritterkreuz des norwegischen Olaf-Ordens I. Klasse erhalten.

Um den Jugendpreis Deutſcher Erzähler, der dem Verbande Deutscher Erzähler von der Deutschen Buchgemeinschaft Berlin alljährlich in Höhe von 10000 Reichsmark gestiftet und der im Einvernehmen mit dem Preußischen Kultusministerium erteilt wird, haben sich für das letzte Ausschreiben einhundertundfünf Schriftsteller unter dem vierzigsten Lebensjahr beworben. Das Preisgericht, bestehend aus den Herren Hanns Martin Elſter, Georg Engel, Oskar Loerke, Julius Peterſen, Jakob Schaffner, Hermann Stehr, Wilhelm Waetzoldt, hat den Preis an Anton Gabele in Koblenz-Oberwerth für seinen Roman „Im Schatten des Schickſals" erteilt. Das preisgekrönte Werk wird von der Deutschen Buchgemeinschaft in einer Erstauflage von 10000 Exemplaren veröffentlicht und ist auch für Nichtmitglieder durch den Sortimentsbuchhandel erhältlich. — Das Preisgericht hat sein Mitglied Hermann Stehr gebeten, seine Ansicht über den mit dem Preise ausgezeichneten Roman öffentlich zu begründen. Hermann Stehr widmet dem Roman „Im Schatten des Schicksals" die folgenden Worte: Dieser als Erzählung bezeichnete Roman, der in der bäuerlichen Enge spielt, umfaßt doch eine menschheitliche Lebensweite, ohne jemals mit einem Wort nach solch großem Horizont zu langen. Die Handlung spielt in Oberschwaben, in einer unverwechselbar stark gezeichneten Landschaft zwischen Menschen, deren Prägung scheinbar nicht vom Autor gestaltet ist, sondern von selbst aus der Landschaft wächst. Der Roman läuft vollkommen aus sich heraus. Nirgends spürt man die eigenwillige Bildner- und Ordnerhand des Autors. Dadurch wirkt dieses dramatisch vortreibende Werk, das nur ganz schwach zeitbetont ist, fast mythisch. Noch stärker wird es in diese Gegend des menschlichen Weltlaufs durch das Problem der ewigen Bruderfeindschaft gehoben, die nicht aus dem Willen geboren, sondern von dem Wesen erzwungen wird. So führt das Schicksal selber dem Autor die Hand. Er fühlt sich als sein unparteiischer Chronist. Einfach und groß, ohne ästhetisches oder sentimentales Episodengefüllsel, in reichster Modulation, voll Wucht, aber ohne Kraftmeierei und doch auch in der Kinderpartie voll ergreifender Zartheit und Engelschönheit, treibt dieses Drama der beiden ungleichen Zwillingsbrüder unaufhaltsam zu dem erschütternden Ende.

Der Schweizer Schiller-Preis in Höhe von 5000 Franken ist Jakob Schaffner für seine Romane, vorzüglich für „Der Dechant von Gottesbühren" zuerkannt worden; einen

Digitized by Google

Preis von 2000 Franken erhielt Rudolf von Tavel für seinen Roman „Der Frondeur", von je 1000 Franken: Cécile Lauber für ihren Roman „Die Wandlung", Cécile Ines Loos für ihren Roman „Matka Boska", Jacques Chenevière für seinen Roman „Les messagers inutiles", René de Weck für seinen Roman „Le roi Théodore"; von je 500 Franken: Pierre Beausire für seine Gedichtsammlung „Nombres", Guido Calgari für sein Buch „Le porte del mistero", Clementine Gilli für ihren Gedichtband „Fruonzlas". Ehrengaben von je 1000 Franken hat der Aufsichtsrat verliehen: An P. Maurus Carnot, O. S. B. für seine Verdienste um die rätoromanische Literatur; an Eligio Pometta für sein literarisches Schaffen; an Max Rychner für sein literarisches Schaffen; an Hugo Marti für sein dichterisches und kritisches Schaffen; Pierre Deslandes wurde eine Ehrengabe von 500 Franken zuerkannt. — Außerdem hat der Aufsichtsrat beschlossen, an verschiedene Schriftsteller Beiträge von insgesamt 4000 Franken zu verteilen. Für die Bücherspende dieses Jahres sind, statt wie bisher 5000 Franken, 12000 Franken ausgesetzt.

Die amerikanische Verleger-Vereinigung hat einen Preis von 100000 Dollar für den besten amerikanischen Roman des Jahres 1930 ausgesetzt.

Die „Ralph Beaver Strasburger Foundation", die ein Amerikaner deutscher Abstammung ausgesetzt hat, mit dem Ziel, das Verständnis der Vereinigten Staaten in Europa zu vermitteln, setzt vom Jahr 1931 an alljährlich einen Preis von 1000 Dollar für das in deutscher Sprache verfaßte Werk aus, das die kulturellen Bedingungen und Absichten der Stiftung am vollkommensten erfüllt. Manuskriptsendungen sind an das Amerika-Institut, Berlin, zu richten. Preisrichter sind: Graf Georg von Arco, Albert Einstein, Rudolf Kayser, Jakob Wassermann.

Die Rubenow-Stiftung der Universität Greifswald setzt einen Preis von 1000 Mark für die beste Bearbeitung des Themas „Goethes Stellung zur französischen Revolution" aus. Die Beteiligung steht jedermann frei.

Karl Hans Strobl hat sein Amt als Präsident der deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft niedergelegt.

Unser Mitarbeiter M. R. Breyne, der Verfasser unserer südafrikanischen Briefe, übernimmt vom August dieses Jahres ab für ein Jahr die Vorlesungen des Professors Gustav Besselaar in Pietermaritzburg.

Josef Winklers „Doctor Eisenbart" ist für eine amerikanische Ausgabe von Farrar & Rinehart, Neuyork, erworben worden.

Alfred Neumanns „Patriot" (Novelle und Drama) erscheint in italienischer Übersetzung in der Verlags-Anstalt Modernissima, Mailand; „Der Teufel" ist in tschechischer Ausgabe im Arbeiter-Zentralverlag, A. Svěcený, Prag, erschienen.

Essad Beys „Öl und Blut" ist für den ungarischen Zeitungsabdruck von Pesti Naplo, Budapest, erworben worden.

Peter Martin Lampels „Verratene Jungen" erscheinen in französischer Übersetzung im Verlag Valois, Paris.

Max Picards „Das Menschengesicht" erscheint in einer amerikanischen Ausgabe, gleichzeitig wird eine zweite deutsche Auflage ausgegeben.

Remarques „Im Westen nichts Neues" ist in japanischer Übersetzung erschienen und wird dramatisiert in Tokio mit großem Erfolg aufgeführt.

* * *

Die Stadt Barcelona hat in den Gärten von Montjuich ein Denkmal für Mistral — eine Porträtbüste des katalanischen Bildhauers Arnau — eingeweiht.

Die Stadt Rom hat am Sterbehaus des Dichters Wilhelm Waiblinger eine Gedenktafel enthüllt.

In einer beschränkten Auflage sind in England bisher sechzehn unveröffentlichte Briefe Oscar Wildes an den englischen Maler William Rothenstein veröffentlicht worden. Einem der Briefe, der eine ausführliche Analyse von Wildes seelischer Verfassung nach der Entlassung aus dem Zuchthaus von Reading enthält, soll, nach André Gides Meinung, eine ganz ungewöhnliche Bedeutung zukommen.

Im Archiv des Schlosses Belmonte in Holland hat der emeritierte Literarhistoriker P. Valtshoff sechzig bisher unbekannte Briefe von Voltaire gefunden, die demnächst veröffentlicht werden sollen. Sie sind an den zum Voltairischen Freundeskreise gehörigen Constant d'Hermenches gerichtet.

Die Notgemeinschaft des Deutschen Schrifttums hat ihr Büro nach Berlin-Wilmersdorf, Kaiserplatz 12, part. rechts, Telephon: Pfalzburg 5463 verlegt. Mit der Geschäftsführung wurde Alfred Richard Meyer beauftragt. Sprechstunde Dienstag und Freitag von 12–2 Uhr.

In Luxemburg hat sich eine Organisation von Schriftstellern und Künstlern zusammengetan zur Errichtung eines Denkmals für Michel Rodange (1827–1876), den luxemburgischen Epiker und Verfasser des „Renert", einer ins Luxemburgische übertragenen Nachdichtung des Reineke Fuchs. — Ebenso wird für den französisch dichtenden Luxemburger Félix Thyes (1830–1876), den Freund des Ulenspiegel-Dichters Charles de Coster und Verfasser des Romans ‚Marc Bruno', eine Neuausgabe seiner Werke und die Anbringung einer Gedenkplatte an seinem Geburtshaus in Luxemburg erwogen.

Die Gesellschaft für Theatergeschichte E. V. (1902) hielt ihre diesjährige Hauptversammlung in Berlin ab. Außer dem geschäftsführenden Vorstand (Max Herrmann, Hans Knudsen, Georg Elsner) wurden sämtliche Beisitzer wiedergewählt. Der erste Band der Gesellschafts-Veröffentlichungen für 1930, nämlich: Paul Schlenther, „Theater im 19. Jahrhundert". Ausgewählte theatergeschichtliche Aufsätze, herausgegeben von Hans Knudsen, gelangt unmittelbar nach der Generalversammlung zum Versand.

* * *

Wichtige Neuauflagen. Waldemar Bonsels: Indienfahrt. 296 S. (Verlag Rütten & Loening, Frankfurt am Main, geb. M. 3,80). — Egon Erwin Kisch: Der rasende Reporter. 380 S. (Sieben-Stäbe-Verlag, Berlin, geb. M. 2,85). — Ernst Weiß: Tiere in Ketten. Roman. Neufassung. 345 S. (Propyläen-Verlag, Berlin, brosch. M. 4,50). — Josef Winckler: Im Banne des Zweiten Gesichts. Schicksale und Gestalten um Haus Nyland. 379 S. (Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin).

Redaktionsschluß: 5. Juni 1930.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Lutz Weltmann, Berlin; für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthinerstraße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2.-

Digitized by Google

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 32. Jahrgang

1930 August Heft 11

Zeitlupe: „Mich hungert" * Die akustische Raumperspektive im Tonfilm * Literaten-Bildchen * Film-Lampe * Deutsche Bücher in Italien

Rudolf Leonhard . . . . . Selbstaufgabe der Dichtung
Walter Vegenter . . . . . Der Dichter und die Erde
Hans Kyser . . . . . Grundsätzliches über das Hörspiel
Karl Bachler . . . . . Alfred Neumann und das Barock
Hans Christoph Kaergel . . . . . Kurt Arnold Findeisen
Felix Braun . . . . . Hofmannsthals „Buch der Freunde"
Hermann Sternbach . . . . . Andrzej Strug
Maria Prigge . . . . . Frauenromane
Gregor Wirschubski . . . . . Die dritte Front
H. M. Grünwald . . . . . Zur jüdischen Belletristik

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Bühnen
Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten

Deutsche Verlags-Anstalt • Stuttgart

Digitized by Google

Das neue Standardwerk über Frankreich

CURTIUS-BERGSTRÄSSER
FRANKREICH

2 Bände. Gr.-8°. 196 Seiten und 324 Seiten. In Leinen gebunden M 20.—

1. Band: ERNST ROBERT CURTIUS, Die französische Kultur

2. Band: ARNOLD BERGSTRÄSSER, Staat und Wirtschaft Frankreichs

Das erste Urteil:

Es ist heute die erste Forderung, die Individualisierung der Nationen anzuerkennen, sich aber von allen falschen Vorstellungen zu befreien. Geradezu ein Muster in dieser Beziehung ist das neue Buch „Frankreich", das Ernst Robert Curtius und Arnold Bergsträsser dieser Tage haben erscheinen lassen. Das große Verdienst des Buches liegt in der eindringlichen und klaren Schilderung des modernen Frankreich, das sich weder aus einer flüchtigen Reise noch aus ein paar Austauschvorträgen erkennen läßt.

Frankfurter Zeitung.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART BERLIN

Zur Uraufführung am 20. Juli durch die Chorische Bühne in München erschien:

ALBERT TALHOFF
TOTENMAL

Dramatisch-chorische Vision für Wort Tanz Licht

In Leinen M 5.—

Diese Buchausgabe enthält den vollständigen Text mit der gesamten choreographischen Darstellung u. ein die Grundlagen des Werkes erläuterndes Vorwort.

„Ein erschütterndes Erlebnis, das alle echten Kräfte unseres Volkes in einer Feier zu einen vermag, daß es darum geradezu ein Weihespiel der Nation werden kann. Es stellt zugleich über die Nation jene ewigen Sterne, die allen Menschen leuchten sollen u. allen Völkern."

Friedrich Muckermann S. J.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART / BERLIN

Soeben erscheint im 40. Tausend:

Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof

Aufzeichnungen des Grafen Robert Zedlitz-Trützschler

ehemaligen Hofmarschalls Wilhelms II.

In Leinen M 7.50

Diese Aufzeichnungen sind Niederschriften eines ehrlichen Mannes, ohne Voreingenommenheit, den Vorzügen des Kaisers weitgehend gerecht werdend, aber ebenso rückhaltlos seine verhängnisvollen Schwächen aufdeckend und verurteilend. Diese Erinnerungen kommen zur rechten Zeit.

Frankfurter Zeitung.

Ich sehe in diesen Erinnerungen eines durchaus ehrlichen, unerschrockenen Mannes ein Dokument zur Zeitgeschichte, das wie ein Fanal in die letzten Jahrzehnte des deutschen Kaisertums hineinleuchtet.

Fedor von Zobeltitz.

Ein Buch von kulturhistorischem Wert und Bedeutung, von der ersten bis zur letzten Seite spannend und aufschlußreich für die Aufklärung des deutschen Volkes. Berliner Börsen-Courier.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

„Mich hungert"

Ungewöhnliches Ereignis! Der Leitartikel des „Tagebuchs" (XI, 26) beschäftigt sich ingrimmig, höhnisch, Fluch und Feuer speiend mit einer Kritik, die ein Roman in der „Literatur" gefunden hat. Der Zufall will es, daß kurz vor Erscheinen dieser Tagebuchnotiz der Verleger des Romans, Beschwerde führend über eben jene Kritik, einen Brief an uns gerichtet hat. Wie der Zufall so spielt.

Kein Anlaß für uns, für unsere Rezensenten einzutreten. Wir vertrauen die uns eingehenden Bücher den Referenten an, von denen wir Verständnis voraussetzen, deren Sachkenntnis uns verbürgt ist. Wie deren Urteil ausfällt — mögen wir ihnen beistimmen, mögen wir anderer Meinung sein, berührt uns nicht. Wir achten ihren Spruch in jedem Fall. Die Redaktion eines Literaturblatts hat unserer Meinung nach weder Recht noch Pflicht, sich in dem kritischen Verfahren als Appellationshof zu konstituieren.

Hier aber ist der Fall doch ein sehr eigenartiger. Unser Referent lehnte den Roman „Mich hungert" von Georg Fink ab. Er empfand ihn als unecht.

Wir teilen seine Empfindung. Wir halten es für völlig ausgeschlossen, daß er die Bekenntnisschrift, das Lebensbuch eines Proletariers sei. Er trägt, scheint uns, alle Merkmale des typischen Literatenbuchs.

Da ist die Gestalt der „Diana". Sie steht auf dem Altar in einer Wolke von Literatenweihrauch. Die jungfräuliche Göttin, hier die Dame der Gesellschaft, die ihren Schwager liebt, sich aber gerade deshalb dem Ungeliebten anverlobt, sich dann am Tag der Hochzeit vor den Eisenbahnzug wirft. Diana orakelt: „Wenn einer in meinem Körper Gott erscheinen sieht, muß ich ihn nicht beten, opfern lassen? Ich bin der Leib des Herrn — darf ich ihn der Lippe des Gläubigen versagen?" Wie wirkt Diana auf das Proletarierkind? „Fräulein Diana bückte sich und streifte mit ihren Lippen mein Haar. Ich riet es nur, so leicht war es. Aber Feuer wurde über mich ausgeschüttet, ich stand in einer lodernden Flamme. Sie trat zurück. Ich schwankte, während ich noch saß, wie auf rasenden Wolken durch den Raum getragen. Ich wunderte mich, daß ich, aufstehend, auf festen Füßen stand." Proletarier- oder Literatenempfinden?

Literatenhaft die Komposition der Kapitel. Eins hebt mit dem Satz an: „Ich habe nur einen Freund, das Echo". Der Abschnitt schließt mit den Worten: „Ich rief sie ... Aber sie hat mich nie mehr gehört ... In der ganzen Welt gab es nur noch mein Echo."

Literatenhaft der Stil. Ein Beispiel für die unzähligen, die auf jeder Seite wiederkehren: „Sie (die Mutter) beruhigte sich, sie preßte mich an ihren Schoß, an ihre Brust. Ihre harten Hände waren das Süßeste an Liebkosung und ihre Träne auf meiner Lippe ein Tropfen vom Himmel." Der Leitartikler des Tagebuchs nennt das „Wirklichkeitsgestaltung mit dem Herzen". Na, prosit!

Es hieße uns freilich sehr falsch verstehen, nähme man an, wir sähen im typischen Literatenstil nur den Schwulst, die Extravaganzen, die gezuckerten Vergleiche. Der Literatenstil hat nicht minder seine Vorzüge. In der Prägnanz, der Antithese, dem Epigrammatischen. Auch dafür in diesem keineswegs üblen, vielfach ausgezeichneten Literatenbuch Beispiele auf jeder Seite. „Der Schloßplatz lag (während des Krieges) wie ein Totenfeld. Im Riesenbau des Schlosses kein Fenster hell. Die Kaiserin betete in Potsdam."

Warum aber sollte ein Proletarier nicht wie ein Literat schreiben?

Wir antworten: weil das Selbsterlebnis andere Sprache eingibt als die sentimentale Bespiegelung. Weil ein Proletarier von zwanzig Jahren sehr wohl Dichter, nicht aber Literat sein kann.

Der sehr kluge Verfasser dieses Buchs hat das selbst empfunden. Er läßt seinen Proletarier bekennen „Nein, ich war nie Proletarier gewesen." Und doch war das proletarische Empfinden — etwa wenn der Knabe am Tisch der Wohlhabenden saß, das Mädchen in schwarzem Kleid und weißer Schürze ihn bediente und er sich als Verräter seiner proletarischen Klasse vorkam, gut konstruiert. Gut konstruiert, habe ich gesagt.

Es mag auffallen oder nicht: die Verse, die (S. 100, 101) im Hof der berliner Mietskaserne deklamiert oder gesungen werden, sind dem „Richtigen Berliner" entnommen, wo sie ebenso nahe beieinander stehn wie hier.

Man entsinnt sich: Georg Fink hat seine Niederschrift „Mich hungert" Kurt Münzer zugetragen. Wie der Zufall so spielt. Er fand in Kurt Münzer den denkbar Gleichgearteten. Offenbar hatte Fink sehr viele Bücher Münzers mit seinem erstaunlichen Gedächtnis gelesen, denn er schreibt nun wie sein ge-

Kurt Münzer. Zeichnung von B. F. Dolbin

Digitized by Google

liebtes Vorbild. Gar nicht zu unterscheiden, der Stil Finks von dem Münters. Er teilt mit Münter aber auch das fundamentale Erlebnis, das recht eigentlich in diesem Roman zur seelischen Substanz wird: die Mutterkindschaft, die zu Lebensbestimmender Trauer nach dem Tod der Mutter wird, die Weihestimmung den „Blonden" gegenüber, die Anbetung körperlicher Schönheit, das Weltbegreifen aus der Musik heraus — ganz ausgeprägte Eigenheiten, wie wir sie bisher nur bei Kurt Münter, unserm lieben Mitarbeiter, kannten, und nun zu unserem Erstaunen in Georg Fink in gleicher Tonlage, mit gleichem Schmelz vorgetragen, wiederfinden. Noch gibt es Wahlverwandtschaften. Wie der Zufall so spielt.

E. H.

Das Problem der akustischen Raumperspektive im Tonfilm

Meist ist vom ästhetischen Standpunkt aus über den Tonfilm pessimistisch geurteilt worden; der Ausblick auf die technische Entwicklung des Tonfilms gestaltete sich dagegen durchweg optimistisch. Daß dies widersinnig ist, liegt auf der Hand: Ästhetische diesbezügliche Entscheidnugen konnen erst ernsthaft diskutiert werden, wenn der Tonfilm technisch seine Kinderkrankheiten überwunden hat. — Bei der ästhetischen Beurteilung der Möglichkeit des Tonfilms spielt das Zeitmoment als mißliebiger Faktor die bedeutsamste Rolle. Wurde die Ausschaltung des Zeitmomentes doch gerade das Konstituenz für die spezifische Eigenform des stummen Films. Aus dem Tonfilm ist die Zeit aber gerade nicht zu eliminieren. Als technisches bedeutsames Problem ist oft genannt worden das schwierige, wenn auch nicht prinzipiell unlösbare, Problem der Lokalisation der Töne.

Diesem filmtechnischen Problem möchten wir ein weiteres wichtiges hinzufügen, das aber prinzipiell unlösbar ist, nämlich das von der „Erhaltung der akustischen Raumperspektive". Es ist merkwürdigerweise bisher noch gar nicht beachtet und diskutiert worden. Das Problem konnte auch andererseits nur hier im Tonfilm zum ersten Male auftauchen, weil zum ersten Male hier Menschen, die uns bildhaft in der Seinsart des Scheins gegeben sind ... wirklich sprechen. Das klingt parador; aber in dieser Paradoxie tritt das zu kennzeichnende Problem kraß zutage.

Ein Laut kann nie als Schein gegeben sein: er ist wirklich gegeben oder er ist überhaupt nicht gegeben. Wenn ich durchs Telephon oder durchs Rundfunkmikrophon spreche, dann spreche ich dadurch, und die Stimme im Tonfilm ist die des Schauspielers X, der uns auch optisch auf der Leinwand entgegentritt. Spräche X nicht wirklich da, sondern wäre sein Sprechen nur nachgeahmtes zur Zeit des Ablaufes des Filmstreifens im Kinoraum, dann wäre alles gut.

Der Schauspieler X spricht aber wirklich im Raume Y der Aufnahme (der Raum Y möge eine große Halle sein) und nicht minder wirklich im Kinoraum; nicht etwa in den Kinoraum hinein, sondern tatsächlich im Kinoraum: Es handelt sich hier um die Ineinanderschachtelung zweier akustischen Räume.

Was bedeutet das? Nehmen wir an, die technische Vervollkommnung der Übertragungsapparatur wäre so weit, daß der Ton mit allen seinen Nuancen übertragbar wäre, dann wäre der akustische Raum Y restlos wiedergegeben; d. h. man könnte ganz genau unterscheiden, woher der Ton aus der bildhaften Leinwand käme (bei gleichzeitiger Lokalisation der Töne natürlich), von welcher sprechenden Person er ausginge. Wir könnten richtig Entfernung und Richtung abschätzen. Der ganze akustische Raum Y wird somit unverändert innerhalb des akustischen Raumes des Kinosaals wiedergegeben. Damit werden aber die Entfernungsnuancen der Töne des Y Raumes in Relation zueinander durch die akustischen Gesetzlichkeiten des Kinoraumes variiert. Es entsteht die merkwürdige Unsicherheit, die wir beim Anhören des Tonfilms haben: wir können die Entfernung der Töne nicht mehr richtig abschätzen, die Klangfarbe dort ist nicht mehr die unseres Raumes und doch ist sie in unserem Raume (eine mögliche Lokalisation der Töne wird also den Mißstand unserer Orientierungsunsicherheit auch nicht beseitigen können). Mit anderen Worten ist das, was wir die „akustische Raumperspektive" nennen könnten, in Analogie zur optischen Raumperspektive zerstört worden.

Technisch ist der Fehler prinzipiell nicht zu beheben. Fragen wir nun, ob er psychologisch korrigierbar ist. Die optische Raumperspektive ist Konvention, nach und nach sind wir für sie erzogen worden, erst allmählich haben wir perspektivisch sehen gelernt. Vielleicht können wir auch, auf unseren Fall angewandt, allmählich die tonfilmisch akustische Raumperspektive erlernen. Wir wollen es hier nicht voreilig entscheiden, ob das möglich ist oder nicht; wir wollen nur kurz auf die Schwierigkeit hinweisen, die der Gewöhnung an die filmakustische Raumperspektive entgegenarbeitet, die weit gewichtiger ist als die bei der optischen Raumperspektive. Bei der letzteren findet keine Ineinanderschachtelung der Räume statt. Der wirkliche Raum, in dem wir uns befinden, wird ausgeschaltet oder präziser, er wird gewissermaßen „nebenwirklich"; das ist nur möglich, weil das Bild flächenhaft ist und bleibt, weil es nicht aus sich herausgeht, es bleibt auf der Leinwand, während der Laut dreidimensional im wirklichen Kinoraum ausstrahlt. Auf ein Bild sehen wir ganz einfach hin, wir sind immer gleichsam die vierte Wand des optischen Bildraumes. Der akustische Laut dagegen mit seinen an ihm haftenden Raumnuancen präsentiert uns den vierwändigen akustischen Raum Y, und dieser Y-Raum nun hat sich dem Kinoraum zu unterwerfen, da er in dessen Bereich eingedrungen ist. Und immer wieder wird das letzte akustische Raumprodukt ein anderes sein, weil dauernd im Filmablauf die Räume Y wechseln. Von Gewöhnung ist hier also schlechterdings nicht zu reden, man könnte sich höchstens an das „Befremdende" der klanglichen Begebenheiten gewöhnen und sie mit in Rechnung ziehen. Wie weit das möglich ist, das muß die Erfahrung lehren.

Man wende nun nicht ein, daß die akustischen Räume in Wirklichkeit immer ineinander übergehen, daß z. B. Straßen- und Zimmerraum oder zwei verschiedene Zimmerräume einander beeinflussen. Dagegen ist zu sagen, daß diese Räume wegen ihrer konstanten Beziehung zueinander einen Raum ausmachen, an den wir uns gleichsam schon gewöhnt haben. Beim Grammophon tritt unser Problem nicht auf, weil wir es da ja mit je einer Lauteinheit zu tun haben und nicht mit Relationen mehrerer Lauteinheiten; ferner nicht, was auch für das Radiohörspiel gilt, insofern als Optisches nicht da ist, welches dazu zwingen könnte, Laute aus der Richtung und der Entfernung zu suchen: Die hier arbeitende Phantasie verwischt psychologisch den technischen Fehler oder leicht ihn sogar ganz aus, indem sie sich nach dem Akustischen richtet. Gerade aber die zwangsläufige Gebundenheit an das Optische und die durch die technisch nicht zu beseitigende Ineinanderschachtelung der Räume entstehende Diskrepanz des Optischen und des Akustischen ergab ja unser Problem, das hiermit zur Diskussion gestellt sei.

Rudolf Jancke

Digitized by Google

Literaten-Bildchen

Otto Flake schreibt ein glänzendes Buch über den „Marquis de Sade". Recht eigentlich eine ideengeschichtliche Biographie, deren psychologischer Reiz aber bis zu brutal-willkommener Spannung anwächst (Berlin 1930, S. Fischer Verlag). Damit tritt ein Pervertierter und Dekadenter in den Lichtkegel vorurteilsloser Kultur- und Gesellschaftsanalyse. Sehr bezeichnend setzt das Buch mit der Schilderung der Hinrichtung des Attentäters Damiens ein, an der tout Paris (auch Casanova) teilnahm, und alle Zuschauer reichlich Gelegenheit hatten, den Marquis de Sade in sich selber zu entdecken.

Hier interessiert ein anderes. Otto Flake kennzeichnet den Marquis de Sade als Prototypen des Literaten. Sade hat seine „besten" Lebensjahre im Gefängnis zugebracht, hinter den Mauern der Bastille seine kennzeichnenden Romane geschrieben, er hat im Irrenhaus geendet. Zwischen Bastille und Irrenhaus aber liegen Jahre der Freiheit, Jahre der Revolutionswirren, in denen Freiheit jede Gewalttat gutheißen oder doch ins Dunkel versenken mochte. Man weiß nichts davon, daß der Marquis diese Zeit ausgenutzt hätte, seinen Lüsten zu frönen —

Der Typ des Literaten als solchen gewinnt damit neue Züge. Ein Mensch, der seine Phantasie ohne jede Kontrolle schweifen läßt, die dem Dichter das innere Erlebnis auferlegt. Prägnant gefaßt: ein Sade verliert sich in Grausamkeitsorgien, zu denen seine Phantasie nur deshalb fähig ist, weil der Romanschreiber unfähig ist, die Vorstellungen zu seelischer Wirklichkeit werden zu lassen. Anders ausgedrückt: das Übermaß an Phantasie ist ein Mangel an jener Phantasie, die das Ich in die Traumwelt hineinzwingt und es derart zum Maß setzt.

Eine weitere sehr feine Beobachtung Flakes hängt damit zusammen. Dieser Marquis de Sade ist durchaus kein Übermann. Vielmehr, er trägt ausgesprochen feminine Züge, die denn auch sein eigenes Liebesleben mitbestimmen.

Zwischen dem Literaten und dem Dichter taucht damit ein neues unterscheidendes Merkmal auf. Der Dichter ist unfähig zu gestalten, was seine eigene seelische Kraft überstiege. Für ihn ist überall eine Grenze gezogen, wo „er nicht mehr mitkann." Dem Literaten stehn Himmel und Hölle offen, und gerade der Zaghafte schwelgt gern in Ungeheuerlichkeiten. Der Verschnittene ist der Vergewaltiger auf Druckpapier. Was aber dem Literaten billig ist, das hat der Dilettant umsonst. E. H.

Film-Lampe

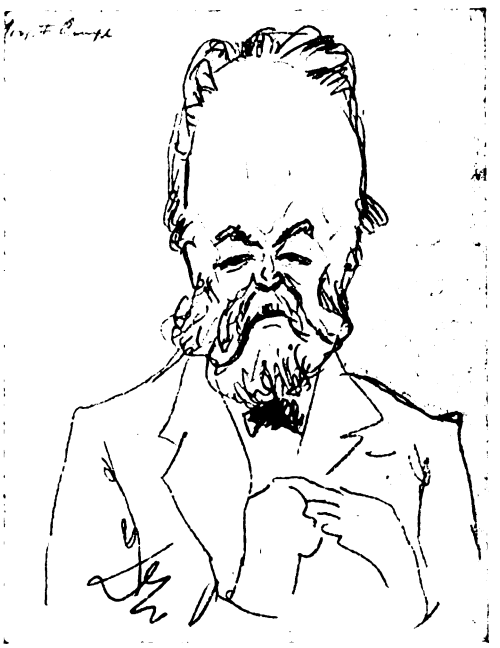
Nicht um eine gewöhnliche Film-Lampe handelt es sich, sondern um den Professor Lampe, Vorsitzenden des Lampe-Ausschusses, der die Funktion hat, den Filmen, die er mit den Prädikaten „belehrend", „volksbildend", „künstlerische Qualitäten" auszeichnet, Steuernachlaß zu gewähren. Heinz Pol berichtet (Voss. Ztg. 302) über eine Unterredung, die er mit Professor Lampe gehabt hat, und läßt es an kritischen Bemerkungen nicht fehlen, die, scheint es, zum großen Teil den Beifall Professor Lampes finden.

Die Schwierigkeiten entstehen dadurch, daß die verschiedenen Prädikate verschiedenen Steuernachlaß bedingen, der bei den Lehrfilmen (es sind das aber nur Filme, die sich „zur Vorführung in abgeschlossenen Unterrichtsanstalten nach festem Lehrplan" eignen) beinahe zu Steuerfreiheit führt, bei den „volksbildenden" und „künstlerischen" Filmen aber nur eine Senkung von $7^1/_2\,\%$ bedeutet. Pol fragt mit Recht, und Professor Lampe scheint ihm bedingt zuzustimmen: Wo liegen die Grenzen?

Und wer bestimmt sie? Eben der Lampe-Ausschuß, dessen Zusammensetzung seinerseits aber vom Hauptausschuß der Staatlichen Bildstelle festgestellt wird; und der — wird von Mitgliedern der zuständigen Ministerien gebildet. Folge davon ist: neun Zehntel aller Gutachter sind Beamte der verschiedenen Ministerien. Dazu kommen drei Maler, drei Bildhauer (unter ihnen die einzige Frau des Ausschusses, eine Bildhauerin) — kein Schriftsteller.

Ging es unter Wilhelm II. in Deutschland bürokratischer zu?

So etwa argumentiert Pol, und man wird ihm beipflichten dürfen. Nur scheint uns das Übel tiefer zu liegen. Nämlich: in jener dummen Sucht, in das lebendige Geschehen mit „Prinzipien" einzugreifen. Derartige Prinzipien sind fast immer mörderisch.



Professor Lampe. Zeichnung von B. F. Dolbin

Müssen die Filme besteuert werden (und das erscheint bei unserer Notlage durchaus begreiflich), so besteuere man sie ausnahmelos gleichmäßig. Schon deshalb, weil man die belehrenden, die volksbildenden, die künstlerischen Filme (letztere zumal) gar nicht intensiver fördern kann, als dadurch, daß man ihnen den allgemeinen Wettkampf aufzwingt. Die Belanglosigkeiten und Absichtlichkeiten werden darüber absterben. Sei es! Dafür wird der Lehrfilm, der sich sein Publikum selbst erobert, hunderte der heutigen, gutmeinenden Beamten schmackhaft eingehenden Lehrfilme aufwiegen. Irrtum: das Publikum erziehen zu wollen. Wahrheit: es befähigen, sich selbst zu erziehen. E. H.

Deutsche Bücher in Italien

Die Bücher sind in Italien billig; der Italiener liest viel; aber die Verleger klagen, es werde nur wenig gekauft. Das kann richtig sein, denn man stellt die gehefteten Bände nicht gern in eine Bibliothek; einmal gelesen, stößt man sie wieder ab,

Digitized by Google

und so kann es geschehen, daß man auf dem erstbesten Bücherkarren die letzten Neuerscheinungen für den Viertelpreis fast im gleichen Moment kaufen kann, zu dem sie der Sortimenter feilbietet. Die deutschen Bücher aber sind auch in den italienischen Übersetzungen nicht billig (die deutschen Ausgaben deutscher Bücher stehen mit ihrem Preis in gar keinem Verhältnis zu den italienischen Büchern), dennoch werden sie gekauft, und das Interesse war namentlich in diesem Winter groß.

Es wurde, wie gewöhnlich, durch ein Verbot geweckt. Man hatte schon gehört, daß der rührige mailänder Verlag Mondadori Remarques „Im Westen nichts Neues" herausbringen würde, da wurde das Verbot dieses Buchs für das Königreich veröffentlicht. Der Erfolg war enorm. Natürlich ist die italienische Ausgabe nicht erschienen; aber diejenigen, die unserer Sprache mächtig sind, verschafften sich das Werk im Urtext und die anderen lasen es in der französischen Übersetzung, deren Verkauf merkwürdigerweise nicht untersagt war. Aber wenn das deutsche Publikum ernsthaft von Remarques Buch aufgewühlt war, mochte es diesem Kriegsroman nun ablehnend oder bejahend gegenüberstehen, so hat hier in dem Brennspiegel eines anderen künstlerischen Gewissens die Prosa dieses deutschen Romanciers nicht immer stichhalten können. Man entdeckte oder glaubte wenigstens Unrichtigkeiten, unlogische Handlungsführungen und Effekthascherein zu entdecken und war dem skeptischen italienischen Charakter gemäß durch den Welterfolg voreingenommen. Aber das Buch hat für den deutschen Soldaten, der hier ja der deutsche Feind war, ein neues Interesse geweckt, und man bemüht sich jetzt, das Bild endgültig richtigzustellen, das bisher immer noch von der Kriegspropaganda gefälscht war. Da hat vor allem das andere deutsche Kriegsbuch Wunder getan. Ludwig Renns „Krieg", in Deutschland unverdienterweise durch das Buch Remarques in den Schatten gestellt, ist in einer bewundernswerten Übersetzung veröffentlicht, für die man dem berliner Korrespondenten einer italienischen Zeitung, Monelli, danken muß. Die Schlichtheit der Prosa Renns ist in vollem Maße erhalten, die Urwüchsigkeit der Soldatensprache ist in dem entsprechenden italienischen Feldjargon wiedergegeben, und vor allem eins: Monelli hat mit Mut und einer schönen Verantwortlichkeit für den deutschen Text auf eine restlose Vollkommenheit auch der Stellen gesehen, die italienischen Ohren vielleicht nicht ganz leicht eingehen. Der unvollständigen und stellenweise geradezu irreführenden französischen Ausgabe ist so eine dem Original kongeniale italienische an die Seite gestellt. Kein anderes Werk hat hier bisher die Stimmung uns gegenüber so tief beeinflußt wie dieser Roman. Die Italiener, überzeugt und gläubig durch die künstlerische Klarheit Renns, sehen jetzt zum erstenmal die deutschen Soldaten 1914 ins Feld ziehen, wie sie gezogen sind, Menschen, die aus irgendwelchen Städten, aus Berufen, aus irgendwelchen Häusern kamen und ganz und gar keine Untiere waren. Sie wundern sich über die Selbstverständlichkeit, mit der diese Männer das Erlebnis des Krieges hinnahmen, und sie bewundern die Disziplin, die (ein wenig dumpfe) Selbstbeherrschung, mit welcher die deutschen Soldaten alle Leiden ertrugen. Daß dieses Frontheer noch in den letzten Tagen des Krieges gesund war, noch sich als Armee fühlte, durch all das, was es durchgemacht hatte, noch enger zusammengeschweißt war und mit tiefer Bitterkeit in die Heimat zog, dieser so gut gesehene Zustand aus Müdigkeit, Hunger, Trotz und enttäuschter Verwunderung über das plötzliche Ende hat den Italienern mehr die Augen über die Tragödie geöffnet, die unser Volk erlebte, als alle Manifeste bisher. Und das Buch hat in diesem Land, in dem man mehr als an irgendeinem anderen Fleck der Welt von einem künftigen Kriege spricht, als eine Ernüchterung für allzu abenteuerlustige Gemüter gewirkt.

In diesen Tagen erschien Speyers „Der Kampf der Tertia"; die Katze ziert auch hier den Umschlag und ist im Titel zu Ehren gekommen. Die Übersetzung hat nicht ganz die gleichen Qualitäten, die man jener Monellis nachrühmen konnte; doch stößt namentlich in dem katzenliebenden Rom – hier kann man bekanntlich keine drei Schritte gehen, ohne daß eins der eleganten Tiere den Weg kreuzt – die mutige Tat der Tertianer auf warme Sympathie. Etwas peinlich freilich ist es, wenn man Italienern, die das Buch gelesen und aus ihm nun Wissen über deutschen Schulbetrieb geschöpft zu haben glauben, erklären muß, daß eine Schule, wie sie Speyer beschrieb, wohl existiert und auch nicht einmal vereinzelt dasteht; daß sie aber doch immerhin eine Ausnahme bildet und wir im Durchschnitt noch recht weit von einer Schulorganisation entfernt sind, wie sie in Wickersdorf sich gebildet hat.

Merkwürdig berührt es, daß bis zu der Verleihung des Nobelpreises Thomas Mann in Italien so gut wie unbekannt war. Auch italienische Literaten hatten noch vor einem halben Jahr nicht einmal den Namen gehört. Übersetzungen existierten nicht. Der Nobelpreis freilich ist ein gewaltiger Sporn für alle Verleger, und so ist es kein Wunder, daß in den Tagen vor Weihnachten die erste Schrift Manns in italienischer Sprache erschienen ist. „Disordine e precoce dolore" ist der italienische Titel von „Unordnung und frühes Leid". Man kann die Wahl gerade mit diesem Werk den Autor den Italienern zu präsentieren, nur als zufällig bezeichnen. Und tut damit niemand Unrecht; denn das Bändchen erschien in einer Sammlung nordischer Schriftsteller (Kupfer & Sperling, Mailand), in der kein Buch eine gewisse Seitenzahl überschreiten darf und in welcher jetzt auch Werfels „Kleinbürger", ein Wassermann und Leonhard Franks „Karl und Anna" herausgekommen sind. Die Übersetzung der Dichtung Manns befriedigt nicht. Der Klang der Sprache, die gerade im Italienischen hätte leicht nachgebildet werden können, ist verändert und nicht wiederzuerkennen. So ist das Beste dieses Dichters, die zwingende Sprachbehandlung, verlorengegangen. Ein anderer Verlag bereitet eine große Mann-Ausgabe vor. Aber, ohne einer Kritik vorgreifen zu wollen, muß jetzt schon gesagt werden, daß deutsche Autoren, die wie Mann eine Sprachkunst haben, bei der Placierung ihrer Werke im Ausland vorsichtiger vorgehen sollten. Der italienische Verlag, der zunächst den „Zauberberg" herauszubringen gedenkt, versucht augenblicklich, die Übersetzung zu einem so niedrigen Preis irgendeinem Geld brauchenden Literaten aufzuhängen, daß auch der verantwortlichste Übersetzer nur eine Industriearbeit zustande bringen kann, will er bei dem ausgesetzten Preis nicht verhungern. Die Aussichten auf eine wirklich wertvolle Ausgabe der Werke Manns sind also recht trübe; das ist außer für uns Deutsche besonders für die Italiener bedauernswert, denen gerade Thomas Mann in höchstem Maße verständlich sein dürfte. Gerhard Reinboth

Digitized by Google

Selbstaufgabe der Dichtung

Von Rudolf Leonhard (Clamart-Seine)

Vor Jahrzehnten hat Max Nordau ein Buch geschrieben, das „Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit" hieß und das Schicksal aller ein übermäßiges Aufsehen erregenden Bücher hatte: es erzeugte Stürme von Haß und von Begeisterung, es schuf eine Entwicklung, die zur Folge hatte, daß es selbst bald überholt war, es machte aus einer Wahrheit ein Schlagwort, und es wurde bald völlig vergessen. Die konventionellen Lügen aber existieren weiter, und wenn es nicht mehr die sind, die Nordau damals aufdeckte, so hat sich reichlich Ersatz für jede etwa dahingegangne eingefunden.

Vielleicht sind sie unentbehrlich; vielleicht könnte die Menschheit ohne konventionelle Lügen nicht existieren; vielleicht tun wir besser, sie „Fiktionen" zu nennen. Jedenfalls aber ist es ungesund, nicht zu wissen, daß sie konventionelle Lügen sind.

Am raschesten wechseln, aber am tiefsten halten sich die konventionellen Lügen in der Literatur. Für die Literatur wäre Max Nordaus Buch noch einmal zu schreiben, und es ließe sich eine ganze Literaturgeschichte machen, die jede Entwicklung mittels der Reihenfolge der verlognen Schemen und Konventionen darstellt und zeigt, wie die sich aneinander reihen, einander verdrängen und ersetzen — und, eine Kette ohne Ende, eine Mauer ohne Fugen, die Wahrheit aussperren. Konventionell und verlogen sind in einem großen Teil der Literatur die Formen und die Inhalte — und sogar das, worin der Inhalt erscheint und Form wird: die Figuren. Wieviel, um ein Beispiel aus tausenden zu nehmen, wieviel von Schriftstellern geschaffne Frauen haben die Aura der Wirklichkeit? Als die Durchschnittsliteratur die Fiktion aufgab, Frauen säßen blondhaarig mit einer Handarbeit und mit gesenkten Wimpern in der Gartenlaube und warteten scheu auf den märchenhaften Geliebten, erfand sie statt dessen — zur Zeit von Alfred Brusts „Wölfen" — die männermordende Frau, die es liebe, von Affen geraubt und von Wölfen genommen zu werden. Wer aber hat je das Mädchen der Gartenlaube oder die Beute der Wölfe gesehen — außer in der mittleren Literatur vor dem Naturalismus oder auf der Höhe des Expressionismus?

Die gefährlichste konventionelle Lüge grassiert jetzt eben in der Literatur; die gefährlichste, weil sie die komplizierteste, weil sie das offenste Parador ist: die Lüge der Wirklichkeit. Nach dem sogenannten Expressionismus war es wieder einmal so weit, daß die Literatur mit der Realität konfrontiert werden — und ihr nachgeben mußte. Wir haben alles getan, um ihr die — in der europäischen Gegenwart besonders aufdringliche — Wirklichkeit in Riesendosen einzuflößen, und wir müssen wahrnehmen, daß sie diese Wirklichkeit schlecht verdaut hat.

Nicht nur, daß die Schriftsteller, vergessend, wie nahe Finden und Erfinden verwandt sind, und daß man auch die Wirklichkeit erfinden kann und muß, die Phantasie ablehnen; nicht nur, daß einer unserer besten Romanschreiber sich gegen den Vorwurf, Dichter zu sein und zu erdichten, im Vorwort seines letzten Romans wild wehrt — um ihn, Gott sei Dank, durch die Kraft des ganzen Buches zu bestätigen; der Selbsthaß, mit dem die Dichter ihre und jede Dichtung einer romantisch überschätzten Realität zuliebe verwerfen, die Eile, mit der sie sich der Tatsache, daß man ihnen heute Preisborer und Flugzeugkonstrukteure vorzieht, fügen und sie sogar bestätigen, entwertet zwar nicht die Dichtung, aber ihre Dichtung.

Balzac hat einmal, als jemand ihn mit einem Gespräch über irgendwelche Details des Tages langweilte, gesagt: „Wenden wir uns wirklichen Dingen zu", und vom Geschick Eugénie Grandets zu sprechen begonnen. Das ist groß und grotesk zugleich, und, da jede Dichtung Wirklichkeit geben oder sogar schaffen will, nicht gefährlicher als die jetzt übliche Art, Dichtung belanglos zu machen. Gewiß ist es einer der Zwecke nicht des Schreibens, aber des Lesens, uns das Leben besser kennen zu lehren; es ist etwas Wunderbares um Dokumente, und die Reportage ist eine große Form und eine schöne Sache. Aber das alles ist nicht die einzige Seligkeit und nicht einmal das beste Mittel. Wir begreifen

Digitized by Google

die Wirklichkeit dennoch besser, wenn sie dichter verdichtet, gedichtet ist.

Walter Hasenclever hat in einem vielfach gedruckten Aufsatz einem jungen Lyriker den Rat gegeben, an Stelle der voreilig leichten Verfertigung von Gedichten und Aphorismen lieber das Schwerere, das Schwerste zu versuchen: zu beschreiben, was er vom Fenster aus sähe. In der Zeitschrift der Essener Städtischen Bühnen, die „Der Scheinwerfer" heißt und als eine der unbornierteſten, konsequenteſten, aufrichtigſten und besten Revuen den Kampf um den neuen Geist und die neue Welt am tapfersten und geradesten führt, erzählt Herr Heinz Lamprecht von einem amerikanischen Schriftsteller, den ein Fabrikant in Milwaukee als Propagandachef engagiert habe, und fährt fort: „Man kann überzeugt sein, daß die deutsche Industrie ähnlich verfahren würde, wenn die deutschen Schriftsteller im Interesse der Reinheit der Kunst es nicht grundsätzlich ablehnten, andere Fabrikate als ihre Bücher zu propagieren — obwohl das vielleicht eine sehr nützliche Übung für sie wäre und bestimmt schwerer, als lyrische Gedichte und psychologische Romane zu schreiben."

Aber das ist doch nicht wahr!

Das ist sehr smart, das ist weniger witzig als der Verfasser glaubt, und das ist ganz und gar falsch. Hasenclevers resignierte Erwartung, daß sein Lyriker seinen Rat doch nicht befolgen werde, hat hoffentlich recht. Denn die Aussicht aus einem Fenster oder irgend was andres — Beschreiben ist eins, und Dichten ein andres. Dichtung hat grade, ganz wesentlich, nicht zu beschreiben. Und — das kann ich nicht beweisen, sondern nur im tiefsten Ernst als Erfahrung versichern — es ist nicht wahr, daß Gedichte zu machen „leichter" ist. Es ist nicht einmal leicht. Es ist übrigens auch nicht schwer. Es geschieht ohne Anstrengung, aber mit einer Gewalt, die viel schwerer als Beschreibung oder sonstige Arbeit ist. Und es ist nicht wahr, daß Aphorismen zu schreiben leicht ist; ich habe welche geschrieben, für die ich Jahre gebraucht habe.

Es ist bestimmt nicht leichter, lyrische Gedichte zu schreiben als Warenpropaganda. Es ist sogar viel schwerer. Denn bei der Propaganda eines Industrieerzeugnisses brauche ich nur gefällig zu formulieren, was der Fabrikationsleiter mir gesagt hat; als Lyriker muß ich finden, was ich zu sagen habe. Als Propagandist habe ich nur auf die Wirkung zu sehn, als Lyriker auf die Wahrheit, und die ist schwerer — nicht schwieriger, aber drückender — als alles. Und psychologische Romane sind schwerer, weil Romane schwer sind, und weil Psychologie schwer ist. Psychologie ist gewiß nicht der Zweck des Romans oder irgendeiner Dichtungsart, sondern nur ein Mittel und ein Nebenerfolg — aber soll jede Wirklichkeit erlaubt sein und verlangt werden außer der des Menschenherzens?

Alfred Döblin, Romancier und Akademiker, hat letztens verkündet: das Niveau der Dichtung müsse gesenkt werden.

Es ist wahr: die Krise der Dichtung kann nicht nur an den andern liegen; es muß auch in ihr selbst etwas nicht stimmen. Es ist wahr: die Dichtung muß wieder in eine tiefere, stärkere, reichere Beziehung zum Leben des Tages gesetzt werden, sie muß unfeierlicher und notwendiger sein als je. Aber das erreichen wir nicht, wenn wir mit „angewandter Dichtung" literarische Industriepropaganda „aufziehn", und nicht, wenn wir das Niveau der Dichtung senken.

Es gehört viel Mut zu dieser These, zu diesem Rezept — der Mut zur Popularität, zum Erfolg um jeden Preis —, und ein Hang zur Bequemlichkeit. Oder sollte sich Döblin in der Vokabel geirrt haben? Meint er vielleicht, daß die Gipfel zu hoch sind? Oder will er wirklich ein Niveau senken, das doch nachgerade tief genug ist? Aber auf das Niveau kommt es in der Kunst überhaupt nicht an, sondern auf die Gipfel; und sie sind es, die — mindestens für jede nächste Zukunft — das Niveau bestimmen.

Man darf nicht Wirkung und Erfolg verwechseln. Es ist eine der Sünden gegen den Geist, sich dümmer zu stellen, als man ist, wie es die Dichter heute gern tun. Wohin sollte man außerdem das Niveau der Dichtung senken, da doch das Leben kein erkennbares einheitliches Niveau hat. Warum soll man gerade die Leser hohen Niveaus, die es in allen Schichten gibt, entrechten? Wir haben, Dichtung und Alltag einander wieder zu nähern, auch das Mittel, das Niveau der Aufnehmenden zu heben; und das kann geschehen, wenn die Dichtung ernsthaft Forderungen stellt, wenn sie, unnachsichtig gegen sich und andre, ihr Niveau hebt und hält, wenn sie grade nicht es senkt, was doch, rund heraus, es und sich und alle verraten heißt.

Digitized by Google

Der Dichter und die Mutter Erde

Von Walter Vegenter (Schweinfurt)

Überblickt man das Gesamtwerk eines Dichters, der seine Straße gefunden hat, so lassen sich unter den einzelnen Werken bald neben dem „Hauptgeschäft" (wie Goethe seinen „Faust" zu nennen liebte) Taten der Vorbereitung und solche des Hinwegräumens von Hindernissen erkennen. Auf dem größeren Blickfeld der Literaturgeschichte kann die gleiche Erfahrung gewonnen werden. Hier gibt es dementsprechend Vorbereiter und Hinwegräumer. Dichter und Völker müssen sich Hemmungen von der Seele schreiben, damit sie alldurchtönend ins Leben fahre.

Man ist heute gewohnt, landauf und landab den Krisenschrei zu hören. Den Untergang zu prophezeien ist Mode. Rationalisierung und Mechanisierung des Lebens sollen das letzte Restchen Seele noch gar verjagen. Früher haben wir unter den Ismussen gelitten, heute unter den Sierungen. Seien wir doch ehrlich, nicht weil unser Leben bequemer, hygienischer und vernünftiger werden will, flieht die Seele. Nicht weil die Baukunst ehrlich dienen und nebenher auch uns zur Ehrlichkeit und Gemeinschaft erziehen will, wird das Leben öde. Wir müssen andere Ebenen aufsuchen, solche, wo die Seele wirklich in ihrem Element sein sollte, müssen sehen, ob nicht dort Sierungen sind, die töten oder verjagen.

Gott und Vaterland sind Welten, in denen sich Seele bildet. Wie viele Menschen aber sind heute hier schöpferisch? Gott lebt nicht, wenn er nur in Büchern und einigen Stillen im Lande geboren wird. Und bekanntlich lebt nur immer so viel Gott, als geboren wird. Und mit dem Vaterland ist es nicht anders. Schöpferisches Leben allein verdient seinen Namen. Aber das schöpferische Leben der vielen verhindert die Konfessionalisierung hier und die Politisierung dort. Millionen leben, denen solche Zwänge tiefste Erfahrungen abschnüren, denen solche Hemmnisse verbieten, nach eigenem Gott, nach eigener Landverbundenheit zu spüren.

Nur wer die Totalität des Lebens mit dem Einsatz seiner selbst erfährt, bildet sich nach seinen Möglichkeiten. Das Leben in seiner Totalität kann aber nur im Mythos gespürt werden. Denn, um es wesenhaft zu schauen, muß ich mich ihm entreißen, muß ich darüber hinausstürmen. Und das ist jede Gestaltgebung, jedes Mythisieren. Aus dem Schauder vor dem Gestaltlosen wächst der Wille zum Gestalten. Natur und Geist werden nie sich vereinen, so wenig wie Mutter und Vater. Geist aber, der aus dem Schauder vor der ewigen Mutter aufblitzt, wird immer mythenbildend sein. Wenn man über den Geist jammert, wird stets nötig sein, nachzuforschen, wessen gegensätzliches Ideal er denn sein möchte.

Naturwissenschaft und Technik haben uns allmählich ein Gesamtgefühl der Natur, besser gesagt der Mutter Erde entstehen lassen, das selten mehr zuläßt, trostlos lähmenden Schauder zu spüren. Ihre Schrecken aus Wind, Wetter, Flut und Feuer, aus Seuchen und Bodengewalt empfinden wir meist nicht unmittelbar, und wenn, dann geht der Schauer nicht so tief, daß er zum gottgebärenden Schauder würde. Geburt, Hochzeit und Tod sind zu Formeln geworden.

Wir kennen die düstere Allmutter nicht mehr, spüren nimmer, daß ihr Liebe und Tod, Gebären und Verschlingen nichts anderes sind als das Aus und Ein des Atems. Ehe wir uns also unterfangen, den neuen Mythos zu schaffen, etwa auf der Ebene unserer Naturwissenschaft und Technik, heißt es erst einmal die Bahn freiräumen, hinab zur Mutter!

Wie hier die Psychoanalyse schon angefangen hat zu arbeiten, wäre lockendes Ziel eigener Betrachtung. Sie hat neben den Vernichtungs- und Zeugungsinstinkten ja auch vom Traum her die uralten Verwandtschaftssymbole aller Kreatur, Blut, Wein, Fisch, Schlange Opfertiere und Samenkörner ins Licht gehoben.

Dem Gestaltwandel der Gottheit, der höchsten Aufgabe aller Religionswissenschaft, ist gleichfalls von hier aus viel näher zu kommen. Und dann klären sich beide: Quellgrund und Ziel. Wer ins mütterlich Wesenlose schaut, muß den Gott wollen. Einst sahen die Weisen aus dem Dunkel ins Lichte. Heute müssen wir nach Weisen rufen, die uns aus kalter Helle hinabschauen lassen in die warmen Dunkel der Tiefe. Weghilfe naht von allen Seiten. Jede Wissenschaft hat heute eine Verästelung, die rankend ins Kosmische sucht, wenn auch zum

Digitized by Google

Schrecken zünftig enger Priester der betreffenden Fakultät. Das biologische Verstehen ahnt die große Gemeinschaft so tief wie die Vererbungslehre die Seelenwanderung. Und vom Stoffwandel der Chemie zum Gestaltwandel der Philosophie führen die selben Brücken. Wer zugibt, daß es Bodenformen und Bodenschätze sind, die Kriege heraufrufen, darf nicht auf halbem Wege stehen bleiben.

Im Gewühl des Nachkriegs fing Oswald Spengler zu rufen an, und ahnungsvolles Horchen begann rundum. Dann kam Ludwig Klages. Der alte Bachofen stand auf und Carus mit ihm. Freud, Adler, Jung und ihre Schüler stießen Tor um Tor ein.

Zur Erde geht es, zur großen Mutter!

Sind wir erst wieder im tiefsten Blut wissend ihre Kinder geworden, dann braucht uns um Gott nicht mehr bange zu sein. Dann wird er wieder, wie er noch immer geworden ist. Und er wird auch die Religionen mit neuem Blut und neuer Kraft erfüllen, daß sie wieder sein können, was sie sollen sein: kultische Wiederholung des Schöpfungsaktes für den Hunger der Massen, denen Schöpfung selber nicht gegeben ist.

Wo aber steht nun der Dichter?

Will unsere Zeit überhaupt noch etwas wissen von ihm? Sie will eine neue Erziehung, neue Baukunst, Malerei, neue Sittlichkeit, neues Recht, neue Völkergemeinschaft. Vielleicht sagte man überall statt „neue" besser „wahre".

An Dichtern fehlt es nicht, weder an neuen, noch an alten, auch an wahren nicht. Führen sie uns zur Erdmutter? Gewiß! Selbst so gewaltig Geistbesessene wie Döblin gehen seit einiger Zeit mächtig zu den Müttern! An und für sich wäre das doch Amt der Tragiker. Brauchen wir vielleicht eine neue Tragik? Liegt es daran, daß seit Jahren Tragik und Verzweiflung nicht ganz auseinandergehalten werden?

Daß man uns wohl zwingt, fürchterlichen Dingen ins Auge zu sehen, aber der Funke ausbleibt, der uns zum schöpferischen Widerpart aufstürmte? Also sehen wir eben nichts wirklich Tragisches? Zweifellos hat Äschylus in seinen Hörern mehr Gott zur Geburt gebracht als ganze Priestergenerationen. Er sah die Tragik und spürte den Widerstand als schlichte unmittelbare Folge. Wir sehen Tatsachen und spüren entweder Zynismus oder interessante Verzweiflung.

Das ist, ein wenig grob gezeichnet, der Unterschied.

Wir sehen vor lauter Naturwissenschaft und Naturkraftbezwingung zu wenig Unheimliches, das uns antriebe, dawider einen Gott zu schaffen, was natürlich nur heißt, dem uralten Gott einen neuen Mantel zu weben. Bergson wollte uns schon lange dabei helfen und Steiner auch. Aber zuerst muß — noch einmal grob gesprochen — das Bedürfnis geweckt werden, und zwar ein solches, an dem man nicht ästhetisches oder gern dabei verweilendes Vergnügen empfindet, sondern eins, das uns abwürgt, wenn wir uns nicht davon erlösen.

Man kann keinem Menschen die Totalität seiner Welt geben, noch ihn lehren, sie sich aufzubauen. Alles, was man kann, ist, vorbereiten und Hindernisse wegräumen. Den Weg ins Dunkel aufstoßen. Das Licht dawider muß sich jeder selbst gebären. Und alle großen Schöpfer waren, genau besehen, weniger Lichtbringer als Führer ins letzte Dunkel. Das Licht, das wir aus ihrem Werk gewinnen, ist unsere Tat. Daher lieben wir sie über die Jahrhunderte hin. Denn mehr liebt der echte, der prometheische Mensch, die Macht, die ihn zur Tat emporreißt, als die Macht, die ihn beschenkt.

Wider das Schicksal bäumen sich alle großen Menschenwerke auf, an denen sich die Seele entzündet. Schicksal ist unsere Kindschaft vor der düsterthronenden Mutter. Wir haben Heimweh nach ihr, als wäre dort unser Frieden, jedes einzelnen Euridyke. Und ist doch Todesgrauen dort und Zerfleischung von Kreatur zu Kreatur. Es ist dies Heimweh und Sehnen aber nur der tiefe Durst nach schöpferischer Tat. Schöpferische Tat aber ist nur möglich mit dem Tod vor Augen, im Überschwang letzten Einsatzes.

Aus dem Hochmut über unsere Maschinenzeit und aus der lähmend weißen Weite unserer Wissenschaft bricht der Ruf an die Dichter:

Hebt die Schleier von der großen Mutter in der Tiefe, daß wir den Schauder neu erfahren, der uns den Vater wollen läßt in Schöpferlust.

Nicht einlullen soll uns die warme Tiefe mit Wiegenträumen. Geburt und Tod wollen wir sehen und Hochzeit halten dazwischen!

Digitized by Google

Grundsätzliches über das Hörspiel

Zu Friedrich Wolf: Hörspiele (Deutsche Verlags-Anstalt)

Von Hans Kyser (Berlin)

Läßt sich heute wirklich schon Grundsätzliches über eine neue Form sprachlicher Darstellung sagen, von der erst wenige Versuche und in der Mehrzahl nur als flüchtige Gehörsimpressionen vorliegen? Es werden wohl nur die berufsmäßigen Funkkritiker, mit bestem Empfangsgerät ausgestattet, alle von unseren neun deutschen Großsendern übermittelten Hörspiele abgehört haben. Vielleicht sind sie allein in der Lage, durch Vergleich und aus der Wirkung etwas Gesetzmäßiges über diese neue Kunstgattung auszusagen.

Aber wenn man sich vergegenwärtigt, daß das Mittel der Darstellung jedes Hörspiels das Mikrophon bleibt und der Empfang ausschließlich an das Ohr gebunden ist, so ist aus dieser Begrenzung leicht für jede Form jedes Versuchs das Grundgesetz abzuleiten: das Hörspiel muß seinen Stoff wie seine handelnden Personen in eine sinnlich wahrnehmbare Gehörsvision umbilden. Wir haben eine ähnliche Umbildung als optische Vision beim stummen und in seiner formalen Vollendung titellosen Film erlebt. Nur was das bewegliche Auge der Kamera aufzufassen und wiederzugeben imstande war, konnte für die filmische Gestaltung in Betracht kommen. Auch das Mikrophon ist beweglich; Schall- und Dämpfungsvorrichtungen, Stärke und Ferne des Tons, Geräuscheffekte, musikalisch und lautlich untermalende Übergänge und anderes mehr sind nur Modulationen des akustischen Wahrnehmungsvorganges. Nicht auf die Ausschaltung unserer Sinne zur Verstärkung des Gehörsinns kommt es an, sondern auf eine durch Wort, Ton und Geräusch uns zwingend aufgenötigte Umschaltung in Gefühl als Erregung und Spannung und in Gesicht als Eindruck und Verstärkung. Das unbeschäftigte Auge hat in der Sprachvision zu sehen; der Hörer muß die Atmosphäre akustisch ertasten und das mimische Spiel der handelnden Personen, das sich ja im alten griechischen Drama gleichfalls hinter einer Maske verbarg, muß uns nur insoweit sinnlich wahrnehmbar gemacht werden, als es zum Verständnis der Handlung oder zur Charakterisierung notwendig ist.

Dem Hörspielverfasser ist somit die größte Mannigfaltigkeit innerhalb der sprachlichen Gestaltung seines Stoffs gestattet, aber der Stoff selbst muß eindeutig und zwingend allein durch die Wiedergabe im Mikrophon verständlich sein.

Friedrich Wolf legt uns in einer sehr begrüßenswerten Veröffentlichung der Deutschen Verlags-Anstalt zwei bereits mehrfach aufgeführte Hörspiele vor. Das erste: „SOS ... Rao Rao ... Foyn" gibt einen Ausschnitt der tragischen Nobile-Expedition wieder, das andere: „John D. erobert die Welt" versucht gleichsam ein Hörporträt John D. Rockefellers funkisch nachzuschaffen.

Dem ersten Werk setzt Friedrich Wolf eine kurze Einleitung voran: „Dies Spiel — eine Synthese von Bühne, Funk, Film — wurde geschrieben, weil der Stoff hierzu herausforderte." Ganz ohne Zweifel hat er recht, daß dieser aus unserer Zeitgeschichte geschöpfte Stoff, der zugleich einen Sieg des Radios darstellt, für die funkische Bearbeitung ein typisches Beispiel liefert. Aber er irrt sich schon verhängnisvoll in der Begriffsbestimmung, wenn er ein Hörspiel „eine Synthese von Bühne, Funk und Film" nennt. Als Hörspiel will es doch seinem Obertitel nach gelten. Schon seine „szenische Anlage" beweist, daß er nicht aus der grade bei solchem Stoff zur Meisterschaft reizenden Begrenzung einer akustischen Vision gestaltet hat, sondern aus der leider heute nur allzu üblichen Vermischung der Formen, die zeitgemäß erscheinen will. Niemals gibt es im schöpferischen Akt derartige Synthesen.

So setzt sich sein Spiel aus achtzehn Bildern und zwei angefügten Briefen zusammen. Das ist filmisch gesehen, aber nicht funkisch erhorcht, und die den Bildern vorangestellten szenischen Bemerkungen sind Bühnenbemerkungen, die sich akustisch nicht wiedergeben lassen, es sei denn, sie wären vom Verfasser in die abgelauschte Sichtbarkeit aufgelöst. Wenn es etwa schon im zweiten Bild nach dem großartigen funkischen Auftakt der sich zurufenden Stationen heißt: „Zwei Redakteure bei der Scheren- und Klebearbeit: sie schneiden Nachrichten aus, empfangen Telegramme und

Digitized by Google

Anrufe und montieren sie für die Morgenausgabe"... so ist das ein optischer Eindruck und keine Gehörsimpression. Auch dialogisch heben sich die Gestalten nicht funkklar voneinander ab. Übertreibungen charakterisieren nur die Schwäche des Autors. In diesem Fall: ein zum Film drängender Dramatiker, der gelegentlich auch Mikrophonszenen schreibt. Es wäre für das Hörspiel als Gattung sehr verhängnisvoll, wenn nicht sofort und mit aller Deutlichkeit dieser grundlegende Fehler aufgewiesen wird.

Der Leitgedanke des anderen Werks, ein Hörspielporträt zu entwerfen, ist wiederum glänzend und zeigt wie der Griff in die Nobile-Expedition, daß Wolf im Geiste des Mikrophons zu erfinden fähig ist. Aber in noch verstärkterem Maß weist die Ausführung dieses Funkporträts die Abhängigkeit des Verfassers von der Bühne auf. Die eingefügten „Überblendungen" sind wiederum tonfilmhaft, aber nicht hörspielmäßig gesehen.

Das Hörspiel verlangt von seinem Gestalter vor allem Einheit innerhalb seiner eigenen Form. Es gibt da weder szenische Anmerkungen noch bühnenmäßig oder ans Bild gebundenen Dialog. Es gibt nur akustische Raumhandlungs- und Seelengestaltung.

Alfred Neumann und das neue Barockempfinden

Studie von Karl Bachler (Chemnitz)

Man empfindet es gewöhnlich als das besondere Verdienst der expressionistischen Kunst, daß sie eine neue Besinnung auf ein Reich des Jenseits, einen neuen Vorstoß in die Bezirke des Seelischen brachte. Die hymnische Ekstase war den Dichtern jener Zeit das ersehnte Erlebnis. Diese geistige Weitung hatte jedoch eine unwillkommene Folge; sie zersprengte Form — und Sprachgefüge. Der neue Vorstoß setzte zu explosiv, zu unmittelbar ein — wenn er auch glückte. Als der Expressionismus überwunden wurde, richtete man die Waffen nicht gegen seine geistigen Inhalte, sondern gegen seine souveräne Mißachtung formaler Bezüge. Es kam darauf an, die neue Erkenntnis der Seele einem neuen Formwillen beizuordnen. Schon mehrmals hat sich in der Geschichte der Kunst ein ähnlicher Prozeß abgespielt; seine überraschendste Ausprägung zeigte das Barock. Hier war es so, daß mystische Ekstase sich in förmlichem Kampf eine homogene Formung errang. Der Geist des Barock, diese eigentümliche, zwischen jenseitiger Entrückung und diesseitiger Verzückung schwankende Seelenspannung, schuf jene nach oben sich windende, wie von einem Sturm emporgeschleuderte und doch wieder selbstgefällige, trotz aller scheinbaren Verworrenheit klare Gestaltung.

Diese überraschende barockhafte Synthese zur Form-Geist-Einheit erleben wir im Werke Alfred Neumanns. Viel eher als mit den Mitteln der zünftigen Literaturforschung kommt man dem Phänomen Neumann von den Begriffen der Kunstgeschichte aus bei. Vielleicht müßte sogar ein Maler das entscheidende Buch über ihn schreiben, denn das Malerische in der feinsinnigen Ausprägung des Barock ist bei ihm noch einmal in sprachlicher Vision virtuos ausgebildet. Man könnte sich die einzelnen Kapitel Neumanns gleich Bildern in einen Rahmen gespannt denken und nach den fruchtbaren Kategorien Wölfflins untersuchen, wie man es mit einem Bilde des 17. Jahrhunderts täte. Man fände dann die Dramatik des Rubens neben der Pracht des Velasquez, die Sinnlichkeit Berninis neben der Stille des Vermeer. Man denke an das erste Kapitel des „Teufels". Die Barbierstubenszene hat durchaus die ferne Stille und heitere Anonymität einer Vermeerschen Rückenansicht. Und wer könnte nicht sehr wohl angesichts des überwältigenden Kreuzestodes des Oliver Necker an eins der Kreuzigungsbilder denken, die das Barock so sehr liebte! Es ist diese Kunst Neumanns, daß da, wo die Seele in Krampf oder Sehnsucht ihre Arme aufreckt, das Pathos der Gestaltung nicht erlahmt. Es entstehen Eindrücke von unerhörter Bildhaftigkeit, wie sie nur das Barock kannte. Das ist großes Theater — das ist barockes, jesuitisches Theater. Denn auch der jesuitische Zug der pathetischen Seelenfängerei fehlt hier nicht.

Es ist kein Zweifel, daß Neumann vom Expressionismus herkommt. Um das einzusehen, genügt es, eine Novelle wie den „Lehrer Taussig" (1923) zu

Digitized by Google

kennen, in der die Ausschwingung des Expressionismus noch deutlich spürbar ist. Da ist noch Aufschrei und zersprengte Form; aber am Schluß verdichtet sich die dichterische Vision zum bildhaften Gefüge von außerordentlicher Wucht, so daß diese Novelle einen wesentlichen Aufschwung zu dem großen Triptychon „Teufel", „Guerra" und „Rebellen" in formaler Hinsicht bedeutet, vor dem Werke wie der „König Haber" und „Der Patriot" trotz ihrer inneren Vollendung entwurfhaft wirken. Diese drei großen Epen von den Verkettungen der Seele haben das Theatralische des Barock in all seiner Sinnenhaftigkeit in sich. Das historische Moment ist hier nur Vorwand für die formale Gestaltung, da auf dem Boden der Anekdote jenes Pathos am besten gedeiht. Allein in der starken Bevorzugung des Anekdotischen liegt schon eine Abkehr von dem historischen Roman im üblichen Sinne. Die schwere Wucht der großen Kurve wie der tändelnde Einfall des Ornaments sind in der Architektur dieser sprachlichen Bauten da — und immer nach oben gerissen vom gleichen Sturm des dichterischen Wollens. Das Kennzeichen des Neumannschen Stils ist die wahrhaft romantische „Unklarheit" des Barock, die Tiefe und Vielheit der Erscheinungen, mit einem Wort, das Malerische. Es ist da ganz gleichgültig, ob die düstere Verkommenheit des Verstecks des Bettlers Gioia oder die breiten Gemälde dramatischer Aufzüge dargestellt werden; der gesamte dichterische Raum bei Neumann ist barock empfunden. Bei aller scheinbar ganz überschwenglichen Gewaltsamkeit des Formalen hat das Barock dennoch seine bedeutsame Geschlossenheit, die in ihrer Vollendung gewiß klar ist. Neumanns Barock ist das junge Barock, das sich gerade loszulösen beginnt von der formalistischen Gradheit und Nüchternheit des klassischen Formwillens und mit feinsten Schwingungen sich in ein neues pathetisches Raumgefühl eintastet. Es ist noch so manches da von der kühlen Isolation, von der strengen Beherrschtheit des klassischen Formgefühls, aber auch das unabwendbare Vordringen der Schatten und Lichter, die an den Umrissen zerren, und der Aufschwung der Kurve ist schon zu spüren. Von den Menschen ist am wenigsten barockhaft die Frau empfunden, die oft noch zu den lächelnd duldenden Madonnen der Renaissance gehört. Aber dies ist das Wichtigste: daß alle barockale Formung Adäquat einer irrationalistischen Geistigkeit ist. Neumanns Gesinnung ist in weitem Sinne eine religiöse; das ewige Heiligtum ist die Seele. Und die bange Frage nach Gut und Böse, Gott und Teufel ist weit entfernt von der bewußten Diesseitigkeit des Renaissancemenschen. Auch der Caminer des „Guerra"-Romans erleidet schließlich das Schicksal seelischen Zerbrochenwerdens.

Es gibt einen Ausspruch Zarathustra-Nietzsches, den man über das Gesamtschaffen Alfred Neumanns setzen könnte: „Ach, mein Bruder, sahst du noch nie eine Tugend sich selber verleumden und erstechen?" Wie überhaupt sehr vieles in Neumanns Dichtungen aus Nietzscheschem Geiste entsprungen sein könnte. Für Lyrismen nahm sich das literarische Barock wenig Zeit und auch die Romane Neumanns haben ein nicht weniger dramatisches Gesicht als seine Theaterstücke. Der Stil ist von einer unaufdringlichen, aber unerhört zwingenden Überredungskraft, die er der unbedingten Aquivalenz von Geist und Form verdankt. Eine triebmäßige Genialität der Gestaltung ist Alfred Neumann dabei eigen. Eine Sensation wird nicht angstvoll gemieden, aber sie wird auch nicht in den Vordergrund gedrängt. Was Neumann gelungen ist, ist beinahe die Verwirklichung eines oft geträumten Traumes, den vor Richard Wagner auch das Barock hatte, nämlich des Traumes von einem Gesamtkunstwerk; sprachliche Musikalität und farbige Bildhaftigkeit treten bei ihm zu einheitlicher Form zusammen, die wirklich bedeutsam ist und große Kunst.

Kurt Arnold Findeisen

Von Hans Christoph Kaergel (Dresden)

Man stelle sich nur vor, in einem großen Kaffeehause brächen die Jazzmusiker im schönsten Rhythmus ab und ließen einen Flötenspieler an die Rampe kommen, der in völliger Versunkenheit eine Melodie aus Mozarts Zauberwelt verklingen ließe. Ein schallendes Gelächter müßte die Antwort sein. Eine Melodie in einem Zeitalter, das nur den Urgrund der Musik, den Rhythmus, anbetet, ist

Digitized by Google

ein Unsinn. Wir leben doch, und nicht mehr Mozart, wir hören doch gebieterisch den Rhythmus der Maschinen und können der Melodie nichts mehr ablauschen. Sie ist tot.

Dasselbe muß mir doch geschehen, der ich mich anschicke, von dem Melodiengehalt der Sprache eines Dichters zu reden, der unbekümmert um den Rhythmus als Alleinherrscher noch die Göttlichkeit der Melodie als Zauberin auch in der Sprache erlebt.

Von den Menschen, die von den beiden alten Heimatsgebieten der Kunst ausgehen — Heimaterde und Musik — und ihr treu bleiben, ist Kurt Arnold Findeisen einer, der nur auf diesen beiden Straßen wandern kann. Es gibt ihrer genug, die, wie er selber spötteln zu meinen glaubten, als ihm durch den sächsischen Staat der Lessing-Preis neben Friedrich Schnack verliehen wurde. Was hat Findeisen mit dem ewig revolutionären Stürmergeist Lessings zu tun?

Gemach! Es ist keine Konstruktion, sie ist nicht ertüftelt, aber die Gleichheit eines Schicksals ist gegeben. Es ist nur eine umgekehrte Revolution. Die Romantiker bäumen sich nunmehr gegen die Verzopfung auf, die von der übertriebenen Herrschaft eines Geistes ausgeht, der nur den Willen zur Tat als Gottheit erkennt. Lessings Revolution ging gegen das Geistlose, die Revolution der stillen Romantiker unserer Zeit wendet sich gegen den Geist, um der Seele zu retten, was noch zu retten ist.

Von diesem Gesichtspunkt aus muß man Findeisen zu sehen versuchen. Es ist nicht alles nur Gefühl, sondern mehr Wollen, um dem Gefühl die königliche Macht zurückzuerobern. Es ist mehr der Komponist, der nach kontrapunktischen Gesetzen die Noten so setzt, daß die Melodie als Führerin herrschend hervortritt. Es steckt also keine weltabgewandte passive Romantik in ihm, sondern mehr eine bewußte Musikalität, die die Welt zurückerobern will.

Er weiß gar wohl, daß das im Grund genommen ein Einreißen dessen bedeutet, was er eben aufbaute. Da hilft nur die Selbstironie über das kontrastierende Doppelwesen hinweg. Er bekennt einmal, daß das aus seiner sächsischen Erdgebundenheit komme, die ihm so aufgezwungen ist, daß er durch den Verstand sein Gefühl dauernd kontrollieren müsse. So müsse er aus seinem Gefühl heraus ein Romantiker sein, dem Verstande nach aber einer, der seine Romantik belächle.

Kann nun Findeisen doch die Revolution der Seele gegen den Geist mit durchführen? Oder zerstört er sich selber durch die Geistigkeit? — Ach, wer seine Dudelsacklieder nachsingt, weiß, daß alle Ironie darin nur das Weinen verbergen soll, das in ihm schluchzt, weil er an einer Zeit zerbrechen muß, die die Melodie nicht mehr kennt. Das Bleibende darin sind die Lieder, die er dem Volksmund absang, die nicht nach Zeit fragen, sondern ewig sind, weil sie aus dem Herzen geboren sind. Er ist darin wie ein glücklicher Nachtwandler, der unbekümmert um alle Gefahren doch den sicheren Weg weiß, den er gehen muß, weil unter ihm fester Boden ist. Es ist die Erde. Findeisens Erde aber ist jene hügelige Landschaft des grünen Erzgebirges, das wie eine große Notenlinie vom Erzgebirge zum Vogtlande geht und von selber anfängt zu singen.

Aus Robert Schumanns Stadt Zwickau kommt er und muß, wie Schumann, eben ein Musikant werden — nur mit dem Unterschied, daß er als Instrument die Sprache nahm.

Diese zum Himmel geschriebene Notenlandschaft seiner Heimat bleibt bestimmend für ihn. Hier ist Musik und Erde so verbunden, daß es gar keine andere Straße für ihn geben kann. Das, was bleibt, wird darum von ihm immer nur auf diesen Straßen gehen wie seine Gedichtbände: „Ahnenland und Armutei", sein einzigartig gesundes Volksbuch, dem Roman aller erdhaften Menschen: „Der Sohn der Wälder", und sein Bekenntnisbuch zur ewigen Romantik — sein doppelbändiger Schumann-Roman „Die Davidsbündler". Und dann der Weg weiter im Liede, wie es in seinem neuesten Buch „Dudelsack" klingt.

Alles andere ist aus der bewußten Musikalität und dem Wollen entstanden und ist — in zahlreichen heimatlich betonten Anthologien — zeitbestimmend bewußt zur Erde zurückführend. Die Melodie wird in ihm den Sachsen überwinden und wird ihn ganz den Dichter werden lassen, der das Zeitlose sucht, weil das Leben allein im Ewigen begründet ruht.

Digitized by Google

Hofmannsthals „Buch der Freunde"

Tagebuch-Aufzeichnungen. Neue, aus dem Nachlaß vermehrte Ausgabe. Mit einem Nachwort von Rudolf Alexander Schroeder. Im Inselverlag zu Leipzig. 1929.

Von Felix Braun (Wien)

Wer den Vorzug hatte, des Gespräches Hugo von Hofmannsthals teilhaftig zu werden, wird das „Buch der Freunde" anders lesen, als die ihm selbst nicht begegnet sind. Denn es ist ein Auszug und Niederschlag seiner persönlichen Geisteswelt, deren Hohes dem Zuhörenden nicht immer auch erreichbar blieb, was die Liebe für ihn nur noch steigerte. „Ein fortlaufendes Gespräch oder wenigstens die Niederschrift der Ergebnisse innerer Zwiesprachen" nennt Rudolf Alexander Schröder das Werk, dessen Weisheit so voll Schönheit ist, wie sie der Dichter im „Großen Welttheater" gestaltet, und wer das Herrliche, das hier geschenkt wurde, lesend auch nur an sich vorbei ziehen läßt, mag wohl wähnen, daß eine der nun nie wieder erlebbaren, oft durch eigene Schuld der Schwerfälligkeit oder Verlegenheit nicht bewußt genug genossenen Abendstunden in Rodaun wiedergekehrt sei.

Es ist eine Sammlung von Betrachtungen und Erfahrungen, zum größeren Teil eigener, zum geringeren aus Büchern und Gesprächen mit Freunden gewonnener, und insofern das Buch beides enthält, wird die Fiktion der Mitteilung, die dem Gespräch eignet, noch verstärkt. Daß Fremdes das Werk mitbildet, ist einer der für Hofmannsthal wichtigen Wesenszüge, der so oft und so hartnäckig mißdeutet wurde. Denn er allein von allen Zeitgenossen wußte, daß das innere Reich des Menschen, das seinen privaten Mythos darstellt, das gesamte geistige Gut einschließt, dessen er seit den Anfängen seiner Existenz bewußt geworden; und dazu gehört das aus Büchern Geschöpfte doch auch! Der Lesende ist ein Lauschender, nicht anders als er vorzeiten Gesang und Rede des Sängers vernommen; indem er liest, hält er genau so für wahr, wie er voreinst, was er gehört und geschaut, treu geglaubt. Alles, was je uns die Seele berührt, ist unser innerer Besitz, alles Vergangene auch für uns vergangen, sobald wir davon wissen, und wer wollte vergleichen, ob die Sagen von Troja oder Athen, die ein deutscher Knabe liest, anders in ihm fortleben als in der Seele des Griechen, der sie auf dem Theater schaute? Was früher der Mythos eines einzelnen Volkes gewesen, ist der unsere heute auch. Hat denn irgendein Hellene das Geheimnis seiner Götter und Heroen tiefer ergründet, als es Bachofen getan? Das Wort Grillparzers: „Vergangnes, weil verklärt, geziemt den Dichtern" gilt für den größten Dichter Österreichs, der nach ihm erstanden ist, mit. „Allgegenwart des Vergangenen zu ahnen", sagt er, „ist ein deutscher Sinn, eine Gabe des latenten großen deutschen Wesens." Aber Torheit und Blindheit werden lange noch hindern, daß der schwere, opfervolle Kampf um die Dichtkunst, der Hofmannsthals tragische Laufbahn umbog, seit das Füllhorn der Gaben nicht mehr auf ihn ausgegossen wurde, sondern von ihm zurückgewonnen werden mußte, anders, in einem anderen Zusammenhang, begriffen werde, als naturalistische und psychologistische Bewertungen ihn zu beurteilen vermögen.

Seine Welt: in dem Buch, das er den Freunden zudenkt, wird sie ahnbar. Was sie nicht nur von der umgebenden, auch der intellektualen der Geister zweiter Ordnung scheidet, erhellt ein Ausspruch wie dieser wichtige: „Situationen sind symbolisch; es ist die Schwäche der jetzigen Menschen, daß sie sie analytisch behandeln und dadurch das Zauberische auflösen." Wer so blickt, weiß auf die Frage, wo „sein Selbst zu finden" sei — eine bezeichnend Hofmannsthalsche Frage! — die Antwort, die wie aus der Novelle „Die Frau ohne Schatten" erteilt wird: „Immer in der tiefsten Bezauberung, die du erlitten hast." Von vielen Bezauberungen sind hier die Lichter reflektiert. Der am wenigsten auf sein Ich bezogene aller deutschen Dichter — in seiner Lyrik sogar scheint dies Ich zu fehlen —, ist hier der geheim Reflektierende selbst, der nun den schicklichen Standpunkt gefunden hat, von dem aus er verteidigen, begründen, verdeutlichen darf, was er an seinem Wesen so mißverstanden weiß. Wer ihn persönlich gekannt hat, wird den Reiz solcher Stellen würdigen und wohl auf ein Schwereres schließen, als die Last, die er — darin Goethe gleich — klaglos trug, gemeinhin geschätzt wurde. In der zweiten Abteilung, die durch ein Wissen um Religiöses überrascht, findet sich ein Schatz an Weisheit, der trotz der Nähe höchster Geister — welche Probe bedeutet es nicht, das eigene Wort neben das von Confucius, Plato, Goethe, Novalis zu stellen! — unvermindert besteht. Mit der Erkenntnis: „Ein Ding ist eine unausdeutbare Deutbarkeit" — ein Gedanke, den nur ein Dichter fassen kann —, war der grundlose Spiegel gewonnen, in dem Himmel und Menschenwelt Raum zugleich haben. Und was kann wunderbarer trösten als diese Verheißung: „Auch im Leid wird der Gläubige wahrhaft an seinem Ort sein, auch im verzweifelten Augenblick?" Tolstoj gelang eine einleuchtendere Definition des Lebens nicht als die leicht gefundene, die es eine „restlose Vereinigung des Unvereinbaren" nennt. Unter den nachgelassenen Aphorismen, die das Gedächtnisheft der „Neuen Rundschau" veröffentlicht hat, ist von einem herrlichen Traum die Rede, darin in der Asche eines verbrannten Romans von Goethe, „des dritten, schönsten", die „geistigen Zeichen" selber sichtbar werden. Solche geistige Zeichen sind hier überall sicht- und deutbar. Es ist Goethes „schaffender Spiegel", der hier zaubernd schaut und festhält, so daß Schönheit und Gerechtigkeit, in Harmonie gebracht, die Welt in einer Tiefe abbilden, die aus Geist und Kunst jene Wahrheit schöpfen läßt, die gilt, wie für uns Sternbilder gelten, von denen wir wissen, daß ihre Figuren nur auf uns so bezogen werden.

Rudolf Alexander Schröder hat das Nachwort verfaßt. Ich glaube, es ist Zeit geworden, ihm zu danken, der das Schönste, Menschlichste, Gültigste über den Dichter gesprochen. Die erschütternde Einleitung des Gedächtnisheftes der „Neuen Rundschau" und die des „Inselschiffes" ergeben mit diesem Nachwort und den ersten, unmittelbar nach dem Todesfall veröffentlichten Würdigungen ein Denkmal, das nicht vergehen wird. Was auch wäre Freundesworten anzufügen, die, obschon sie verkünden, daß das Schreiben über Hofmannsthal erst jetzt seinen Anfang nehme, selbst so tief reichen, daß, wer nicht in die nun geschlossenen Augen geblickt, kaum je hoffen kann, dahin zu gelangen?

Digitized by Google

Andrzej Strug

Von Hermann Sternbach (Lemberg)

Selten decken sich bei einem unter den polnischen Schriftstellern menschliche Gesinnung und künstlerische Leistung so vollständig, wie dies bei Andrzej Strug, dem bedeutendsten polnischen Prosaepiker der Gegenwart, der Fall ist. Im einstmaligen Russisch-Polen — Gouvernement Lublin — geboren, lernte er schon in früher Jugend die Methoden und Mittel des zaristischen Regimes kennen und sich dagegen empören. Sie sprachen Hohn dem Menschlichen im Menschen. Gaben es den Polizeiagenten und Satrapen preis. Strugs Menschentum empörte sich gegen den von einer rücksichtslosen Russifizierung geübten Druck und sein empörerischer Geist teilte sich der zwischen 1891 und 1894 in Warschau studierenden Universitätsjugend mit. 1894 wurde er mit vielen anderen verhaftet und nach Sibirien verschickt. Hier befestigte und vertiefte er noch mehr seine revolutionäre Ideologie, hier fühlte er ihren Dichter und Wortführer in sich erstehen und wachsen. Aus Sibirien heimgekehrt, schloß er sich der polnischen sozialistischen Partei an, die mit den russischen Revolutionären gemeinsame Sache machte, und beteiligte sich an deren konspiratorischen Umtrieben und Anschlägen, die der Revolution von 1905 vorangingen und sie vorbereiteten. An sie war Polens Wiedererstehen geknüpft.

Dies alles in Kürze vorzubringen, erscheint mir notwendig, da in dem Fall Strug Erlebtes und Gedichtetes schwerlich voneinander zu scheiden ist. Die Ereignisse von 1905/6 haben vor ihm bereits Żeromski und Berent gestreift. Die vergeblichen, opferreichen Versuche der Auf-Alles-Gefaßten, der Gewalt zu widerstehen, sind ihrem Blick nicht entgangen. Bei ihnen schon findet sich mancher Hymnus auf die politischen Romantiker, die gegen die Hoffnung hoffen und gegen Übermächtiges Sturm laufen — aber der eigentliche Homer des Revolutionsjahres mit seinen Erhebungen und Enttäuschungen, der eigentliche Biograph jener Namenlosen, die in einer von ihnen heißgeliebten Idee restlos aufgehen und dabei zertreten werden — ist Andrzej Strug. Er kennt sie sehr wohl, diese Zertretenen, dringt in die geheimsten Winkel ihrer Seelen, hebt sie aus der Versunkenheit heraus und singt ein Preislied auf den Heroismus dieser „Unterirdischen Menschen" („Ludzie podziemni"), die im Leiden und Sich-Opfern groß und wesenhaft werden. Zum erstenmal sind es Arbeiter und Bauern, die gegen die russische Übermacht sich erheben, nicht die Szlachta — der Adel. Ein neuer kämpferischer Typus tritt in die polnische Literatur ein: der polnische Proletarier, der bislang getriebene, entrechtete, abseitige. Harte Menschen sind es, hart ist ihr Los und Leben — und was Strug in der Zeichnung dieser Gestalten von anderen Dichtern unterscheidet, ist: daß sie menschlich-männlich erfaßt und plastisch hingestellt sind, frei von jeder Künstelei, ohne Märtyrerpose und Messiaskothurn. Es ist ihr tägliches Brot, von einer Schicksalsmacht getrieben zu werden, die ihrem Wollen und Sich-Vermessen überlegen ist. Es ist die Tragik der Ohnmacht, die nach Heldentum dürstet. Und worauf es dem Dichter hier hauptsächlich ankommt: die seelischen Qualen seiner Helden darzutun, die in der tiefsten Verborgenheit ihres Herzens glimmenden Funken zu zeigen, die innere Gebärde, den psychischen Inhalt, der die Tat zeugt und begleitet. So ist es in der „Geschichte einer Bombe" („Dzieje jednego pocisku") nicht die Bombe, die sein Interesse in Anspruch nimmt, sondern die bunte Galerie der Gestalten und Typen, die er um die Tat gruppiert und denen er bei ihren Gesinnungen, bei ihrem Wollen und Handeln bis auf die Nieren sieht, während die Bombe selbst nach vielerlei Irrfahrten und auf mancherlei Wegen in der Weichsel ihr Ende findet. Um den Menschen ist es ihm zu tun. Und die soziale Einstellung des Dichters bringt es mit sich, daß ihm diejenigen, die des Rechts und der Freiheit beraubt sind, am nächsten stehen. Und wirklich: lebendig erheben sie sich vor uns. Strug verfügt über eine reiche Skala künstlerischer Mittel; psychologische Sicht und ein voll zu wertendes schriftstellerisches Verantwortungsgefühl sind ihm eigen. Seine Darstellung ist anschaulich und spannend. Das Erotische spielt darin keine oder eine nur höchst geringe, nebensächliche Rolle.

Krieg und Nachkriegszeit haben Strugs Gesichtskreis erweitert, seine Gefühlserlebnisse vermehrt und seinen Blick geschärft. Er tritt aus dem Kreis

Digitized by Google

der Revolution heraus und an größere Probleme heran. In zwei Romanen bildet der unbezwingbare Magnetismus des Geldes das Grundthema. Der Stoff für den Roman „Pieniądz“ („Das Geld“) ist dem Milieu in Europa vagabundierender amerikanischer Milliardäre entnommen, die, dem Dollar hörig, ihm über Leichen hinweg nachjagen. In einer einfachen Sprache bietet hier der Dichter Großes, sowohl in Charakterzeichnung wie in der Schilderung der Natur und ihrer Gewalten, der einzigen, die der Milliardäre und ihrer Milliarden spotten. In dem „Vermögen des Kassierers Spiewankiewicz“ („Fortuna kasjera Śpiewankiewicza“) hat das Geld einen grundehrlichen Alltagsmenschen aus seiner Bahn gerissen und ihn, den subalternen Bankbeamten, der die Machenschaften der Banken und Bankpiraten zur Zeit der Inflation durchschaut hatte, zum Defraudanten werden lassen. Über diesem Roman liegt etwas Schweres, wie ein Alpdrücken; was in und um den Helden sich abspielt, mutet zuweilen mehr wie Wirrwarr eines wüsten Traumes als wie wirkliches Geschehen an. Aus Realem und Phantastischem wird hier ein dramatisch bewegtes Bild geschaffen, das tiefen Einblick in die Seele des polnischen Kleinbürgers gewährt.

Zwei Bücher Strugs verdanken ihre Entstehung dem Weltkrieg. Er ist erschütternder Hintergrund in dem „Grabhügel eines unbekannten Soldaten“ („Mogiła nieznanego żołnierza“), in dem Wirklichkeit und Vision ineinanderfließen und ein Ganzes von starker Suggestionskraft erzeugen. Nicht um den unbekannten Soldaten ist der Roman aufgebaut, sondern um einen von den Millionen Unbekannter, der als österreichischer Offizier in russische Gefangenschaft geraten, endlich zur Heimkehr sich aufmacht, den ihn herbeizwingenden telepathischen Visionen seiner Tochter entgegengeht, bis er erschöpft nicht weiter kann und unterwegs, der Heimat (Krakau) nicht mehr fern, liegen bleibt und stirbt. Ein ergreifendes Einzelschicksal, dem allgemeine Bedeutung zukommt, da es doch das Schicksal allzuvieler war. Für Strug ist der Krieg (und das unterscheidet ihn von anderen polnischen Schriftstellern) kein Ritt ins Ritterlich-Abenteuerliche, sondern ein Unglück, dem an Graus und Jammer kein zweites gleichkommt. In seiner jüngsten Novellensammlung „Klucz otchłani“ („Der Schlüssel des Abgrunds“) zeigt Strug des Krieges wahres Gesicht, seinen grausamen Ernst, die Sinnlosigkeit des gegenseitigen Sich-Mordens der Menschen und Völker. Er zeigt, wie die durch den Krieg bis zur Unkenntlichkeit entstellte Seele gegen das entfesselte Tier im Menschen sich aufbäumt und — trotz Krieg und Kriegsrecht — den Weg zu sich selber sucht. Nahezu grotesk wirkt die Erzählung von zwei Soldaten, einem Deutschen und einem Russen, die ihren Gräben entlaufen und in einem entvölkerten weißrussischen Flecken mit erhobenen Händen einander plötzlich gegenüberstehen, beide nach Frieden hungernd und dennoch einander mißtrauend, da sie doch „Feinde“ sind — oder die zu phantastischer Größe sich auswachsende Gestalt des „Soldaten von St. Beat“, des sonst unansehnlichen Franzosen Doujart, den das Kriegserlebnis der Sinne beraubt, daß er an die Wirklichkeit des Krieges nicht mehr glaubt, sondern in einem wüsten Traum zu leben wähnt, aus dem ihn die Probe mit den J-Strahlen — man wittert einen Simulanten in ihm — endgültig erlöst. Auf gleicher Höhe wie die künstlerischen stehen auch die menschlichen Werte dieses Buchs. Es ist ein aus Herzenstiefe kommender Ruf nach Menschtum, d. i. nach Frieden und Versöhnung.

Frauenromane

Von Maria Prigge (Frankfurt a. M.)

Endlich fängt man an, einzusehen, wie müßig es ist, den Dichter an ein Programm binden zu wollen. Der Dichter wird immer so schreiben, wie er notwendig schreiben muß. Was besagt uns die Tatsache, daß Religion „unzeitgemäß“ ist, wenn es Gertrud von Le Fort in ihrem Roman „Das Schweißtuch der Veronika“ gelingt, die katholische Glaubenswelt, die mystische Vereinigung von Mensch und Gott lebendig werden zu lassen? „Denn es steht ja eben nicht so, daß wir uns zu Gott durchkämpfen, sondern Gott kämpft sich zu uns durch, und zuletzt geschieht fast alles über uns selbst hinweg.“ In der — nur selten in die banale religiöse Bildersprache abgleitenden — Darstellung dieser Gefühlspassivität liegt die Besonderheit des ungewöhnlichen Buchs. Die heilige Veronika ist die Schutzpatronin der Eindrucksfähigen. Und Gertrud von Le Fort beschreibt die Geschichte einer Veronika, deren Seele sich bedingungslos Gott ausliefert. Der Roman ist eine religiöse Beichte. Er ist in der Ichform erzählt. Wenn er den engen Kreis der Gläubigen überschreitet, die Veronika

Digitized by Google

umgeben, leidet er freilich unter der dogmatischen Intoleranz der katholischen Dichterin. Alle nicht katholischen Menschen des Romans – der Dichter, der in seiner Kunst, der Gelehrte, der in seiner Wissenschaft, der unreligiöse Mensch, der in der Bejahung des Diesseits Grund und Zweck des Lebens fühlt – bekunden am Ende des Buchs die Ansicht, daß ihre Weltanschauung hinter der katholisch-religiösen zurückstehe, ohne daß diese Einsicht aus der inneren Entwicklung der Menschen hervorginge. Auch bei der Darstellung des symbolischen Kampfes zwischen dem heidnischen und dem katholischen Rom ist es Gertrud von Le Fort nicht geglückt, die Ausschließlichkeit ihres religiösen Gefühls zu einer Welt mit eigenem künstlerischen Gleichgewicht zu gestalten. Dagegen zeigt Gertrud von Le Fort in der Wiedergabe seelischer Zusammenhänge, die jenseits jeder religiösen Ausdeutung liegen, dichterische Stärke und Wahrhaftigkeit. Zwei alte Frauen behandeln sich um so zeremonieller und rücksichtsvoller, je mehr sie sich hassen, bis eines Tages jede Form fällt, die alte Eifersucht zwischen ihnen hochkommt und sie sich in vulgärster

Christa Anita Brück. Zeichnung von B. F. Dolbin

Weise beschimpfen. Klar sieht und schildert die Dichterin die Banalitäten des Alltags, den Sieg des Groben über das Zarte, des Bequemen über das Unbequeme, und es wäre künstlerisch sehr viel von einem Roman Gertrud von Le Forts zu erwarten, der sich frei von jeder dogmatischen Tendenz hielte und trotzdem der Stärke ihres religiösen Gefühls vollen Ausdruck gäbe.

Joe Lederer schildert in ihren Romanen „Das Mädchen George" und „Musik der Nacht" einen bestimmten Frauentyp, ein Ideal, ein Geschöpf unserer Zeit, „halb jungen Krieger, halb heilige Elisabeth", schmal und schlank, von internationaler Eleganz, unsentimental, kindlich-sachlich, mondän, aber nicht kokett, voll kameradschaftlicher Freundschaft zu anderen Frauen, vollkommen und vollendet in allem Formalen. Nur wenn sie liebt, ist diese Frau ihrer selbst nicht sicher. Und wenn sie auch allerhand unternimmt – Sport treibt oder arbeitet – im Grunde lebt sie nur, um zu lieben. Wenn die Frau von heute frei von gesellschaftlichen Vorurteilen ihrer Liebe folgen darf, so hat sie dabei nicht allzuviel gewonnen. Denn sie sieht heute auch klarer als je, daß ihre Liebe von anderer Art ist als die Liebe des Mannes. Und da die Frauen der Joe Lederer zudem noch „Wahrheit und Gerechtigkeit auf ihr Banner" geschrieben haben, verzichten sie – aber nicht mit pathetischen Gesten, mit leidenschaftlichen Anklagen in großer Szene, sondern sie wählen einen alltäglichen Vorwand, um den Mann, der sich nur zu gern täuschen läßt, die Schwere ihres Opfers nicht fühlen zu lassen. Sie gehen und tun, als sei die Trennung ihr eigener Wunsch – aber sie lügen nicht aus Stolz, sondern aus Liebe. Sie meistern die Situation bis zur Selbstvernichtung. Die Bücher der Joe Lederer haben nicht die Schwere und Formlosigkeit von Bekenntnissen. Joe Lederer schreibt einen leichten und sicheren Stil. Meisterhaft sind ihre Dialoge zwischen Liebenden. Mit wenigen Worten gibt sie Stimmung und Atmosphäre. Am stärksten ergreift „Das Mädchen George" in seiner einfachen gradlinigen Form. Dagegen ist „Musik der Nacht" in der Gesamtanlage und in der Form nicht voll gelungen. Eine einzige Nacht soll allzuviel verschiedenartige Liebesstimmungen bringen. Und ein gestohlener Brief, den die Heldin von Anfang an bei sich trägt, aber erst am Schluß des Buchs öffnet – weil sie und wir den Inhalt nicht früher wissen dürfen – ist ein zu grobes Mittel, die Spannung aufrecht zu erhalten.

Hermynia zur Mühlen erzählt in dem Buch „Ende und Anfang" ihren Lebensweg bis zum Übertritt in die kommunistische Partei. Sie ist die Tochter eines österreichischen Diplomaten, des Grafen Grainville, und eine Cousine der in Serajewo ermordeten Frau des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand. Um den Zerfall der alten ständischen Schichtung zu zeigen, die noch bis zum Krieg sehr reale Bedeutung hatte, kann es kein besseres Buch als diese Selbstbiographie geben. Hermynia zur Mühlen gibt ihrer Einstellung einmal recht ironischen Ausdruck: „Das Fräulein sieht fein und distinguiert aus. Könnte als Aristokratin auftreten. Nicht, daß die Aristokratinnen heute so aussehen, aber die Leute glauben noch immer, daß sie es tun." Die Vererbungsforschung hat zwar gezeigt, daß körperliche und geistige Eigenschaften, die die Eltern erst während ihres Lebens erwerben, nicht auf die Nachkommen übergehen. Und eine Züchtung, wie man sie zur Verbesserung der Tierrassen bewußt durchführt, und wie sie Wedekinds Hetman in seinem „Verein zur Züchtung von Rassemenschen" plant, hat es bei der historischen Entwicklung des Adels nicht gegeben. Trotzdem glauben noch manche adelsgläubigen und manche adelsfeindlichen Köpfe, mit falsch angewandten Schlagworten wie „Züchtung" und „Rasse" eine Sonderstellung der „Aristokratie" – Verfeinerung oder Degeneration – beweisen zu können. Freilich die Aristokraten, die auf die Entwicklung Hermynia zur Mühlens bestimmend einwirkten, haben sich mit derlei ideologischem Kitsch nicht abgegeben. „Aristokratisch" war nur ihre Verachtung für das Geld. Diese Ablehnung war aufrichtig – und sehr berechtigt. Denn der Kapitalismus war der wahre Feind, der machtvolle neue Adel, der die alte Aristokratie entthronte und ihr nichts ließ als den Klang eines schönen Namens. Im Zusammensein mit sehr menschlichen, sehr liebenswerten „Aristokraten", der Großmutter und Onkel Anton, verlebte Hermynia zur Mühlen die glücklichste Kindheit. Bei ihnen fand sie volles Verständnis für ihren revolutionären Haß gegen den Adel. Sie durfte sich begeistern für „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit". Und wenn Hermynia zur Mühlen ihr Leben lang an diesen Kindheitsidealen festgehalten hat, wenn sie sich selbst treu geblieben und Kommunistin geworden ist, so hat sie vielleicht nur das Erbe dieser „Aristokraten" angetreten. Es ist schade, daß Hermynia zur Mühlen es vermeidet, in ihrem „Lebensbuch" auf die Stellung zu ihrer Mutter und zu ihrem Mann näher einzugehen. Indem sie die inneren Konflikte mit diesen Menschen nur andeutet, nimmt sie dem Bild ihres Lebens Tiefe und Hintergrund. Dagegen berichtet sie klar und objektiv über alle politischen und sozialen Zustände, die sie auf weiten Reisen mit ihrem Vater kennen gelernt hat. Köstlich ist ihre Erzählung von den Diplomaten in Konstan-

Digitized by Google

Joe Lederer. Zeichnung von B. F. Dolbin

tinopel, die sich sämtlich ihre Informationen von dem Korrespondenten der „Frankfurter Zeitung" holen müssen, sehr eindrucksvoll die Darstellung des „Herrenlebens" der baltischen Barone, das sie aus nächster Nähe beobachtet hat, und die Schilderung von Tagen voll vorrevolutionärer Stimmung in Petersburg. Mit ruhiger Hand hält Hermynia zur Mühlen dem Adel der Vorkriegszeit den klarsten Spiegel vor. Und doch beeinträchtigt die politische Einstellung nirgends die Einheitlichkeit der Erzählung. In temperamentvoll geschriebenen kurzen Kapiteln zieht das reiche Leben einer intelligenten, natürlichen, eigenwilligen Frau an uns vorüber, die unbeirrt durch Milieu und Standesvorurteile ihren geraden Weg geht.

Erschreckend eindringlich in seiner Anklage ist das Buch der Anita Brück, „Schicksale hinter Schreibmaschinen". Die Frau hat es im Berufsleben viel schwerer als der Mann. Bei allen Aufstiegsmöglichkeiten muß sie stets hinter ihm zurückstehen und wird bei gleicher Leistung schlechter entlohnt. Zudem ist sie in einem Dienstverhältnis dem Mann auch als Frau ausgeliefert. Ist sie jung und hübsch, so wird sie leichter vorwärts kommen, wenn sie mit ihrer eigenen Person freigebig ist. Auch fehlt der Frau von Natur das Kameradschaftsgefühl — sie hat stärker als der Mann unter Bosheit, Mißgunst, Eifersucht der Kolleginnen zu leiden. Es ist von größter Wichtigkeit, daß solche Bücher geschrieben werden, die in klaren, sachgemäßen Schilderungen das ganze Elend der weiblichen Büroangestellten enthüllen. Fräulein Brückner, die Heldin, geht tapfer von Stellung zu Stellung, zu neuen Arbeitgebern, neuen Kolleginnen. Sie findet auf ihrem schweren Weg nur ein einziges Mal einen anständigen Vorgesetzten, an den sie stets mit überschwenglicher Dankbarkeit zurückdenkt. Bei allen anderen wird sie auf das schamloseste ausgenützt. Die Organisation, die für die Interessen der einzelnen eintreten müßte, scheint machtlos zu sein. Die dauernde Angst um die nackte Existenz zermürbt die Frauen innerlich so sehr, daß sie alle Demütigungen willig hinnehmen. Zu große Not macht gemein. Die Stenotypistin, die sich gegen die Zudringlichkeiten des Chefs wehrt, ist dem Haß der Kolleginnen ausgeliefert, weil sie „etwas Besseres" sein will. Die schwüle erotische Atmosphäre, das Gehetztsein, die ständige Überarbeitung, die Angst vor Entlassung verurteilen viele arbeitende Frauen zu einem unmenschlichen Leben. Auch dieses Buch ist in der Ichform erzählt, ist ein Bekenntnis im besten Sinn — ohne die peinliche Selbstbespiegelung, die für viele Frauenbücher leider typisch ist.

Die „Bedrängte Jugend" von Henriette Fernholz — auch eine Icherzählung — ist weit mehr Beichte als Dichtung. Alle Geschehnisse und Personen sind um die Heldin Helene gruppiert. Der Roman schildert eine „hysterische" Frau, die schließlich ein Buch über ihr Leben veröffentlicht, um der Welt zu zeigen, wie es in einem Menschen aussieht, dem man „biologische" oder gar „moralische Minderwertigkeit" vorwirft. Durch rückhaltlose Offenheit will sie ihren Leidensgefährten helfen. Kaum ist Helenes Buch erschienen, so wird es auch schon von den verschiedensten Seiten recht rücksichtslos und intelligent kritisiert. Am amüsantesten ist die ausführliche Kritik eines Psychoanalytikers über diesen „Fall". Alle Einwände, die man gegen die „Bedrängte Jugend" machen könnte, sind so schon vorweggenommen. Das Buch ist mit Wärme, Eindringlichkeit, ja einem gewissen Wahrheitsfanatismus geschrieben. Es ist wertvoller durch seinen Inhalt als durch künstlerische Gestaltung. Henriette Fernholz sucht die Kluft zwischen Gesunden und Kranken zu überbrücken. „Handgreifliche Hilfe tut not", ruft sie aus und stellt ein Programm sozialer Forderungen auf. Was hilft es diesen hysterischen Menschen, wenn sie von einem Analytiker zum anderen laufen und sich geistreiche Diagnosen stellen lassen, was hilft ihnen die Erkenntnis ihrer „Minderwertigkeit", wenn keine Besserung der äußeren Lebensbedingungen möglich ist? Selbstverständlich ist der Hauptinhalt des Buchs eine Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse. Das Leben in einem Sanatorium, das von einem Freudschüler geleitet wird, ist wirklichkeitstreu und besonders gut geschildert.

„Die Wandlung" von Cécile Lauber wendet sich gegen die Grausamkeit des Menschen, der Tiere tötet und ißt. Müßten alle zusehen, wie das Tier geschlachtet wird, würden viele von dem Fleisch nichts essen. Die Symbolik ist oft zu aufdringlich, die „Fingerzeige Gottes" sind zu grob. Dabei enthält das Buch Szenen von ursprünglicher Kraft. Eine Mutter

Hermynia zur Mühlen. Zeichnung von B. F. Dolbin

Digitized by Google

kauft trotz großer Armut für die Leiche ihres schwachsinnigen und verkrüppelten Kindes den schönsten, teuersten weißen Kindersarg. Aber das Kind geht nicht in den Sarg, das verkrüppelte Beinchen läßt sich nicht gerade biegen. Da holt die Mutter die Säge aus der Küche, sie will das Bein entzwei sägen, damit ihr Kind wenigstens im Tod wie ein richtiger Mensch im Sarg liegen kann.

Auf einem mecklenburgischen Gutshof spielt „Die Lüge" von Irmgard Spangenberg. Bestrickend ist die Gestalt des Gutsherrn Fabian in der farbigen Lebhaftigkeit seines abenteuerlichen, unzuverlässigen, unbeherrschten Temperaments. Aus Sehnsucht nach fremden Ländern verläßt er Weib und Kind und kehrt nach Jahren gänzlich verarmt zurück. Seine Frau hält sich in selbstgerechter Verbitterung vor ihm verschlossen. Erst nach seinem Tod bekennt sie sich vor allen Menschen offen zu ihm. Wie trotzdem die Liebe zwischen beiden Gatten nie abbricht – wie auch Vater und Kind innerlich zusammengehören, ist überzeugend dargestellt.

Das Buch „Ärztinnen" von Hilde Maria Kraus gewinnt uns durch seine Menschlichkeit und Wärme. Aber das Bild einer verbitterten, in ihrem Beruf verbitterten Frau wird nicht klar genug gegeben; die folgenschweren Beziehungen der Ärztin zu einer Kollegin sind künstlerisch nicht voll erfaßt.

Dora E. Behrend führt uns auch in ihrem neuen Roman „Der Heilige" auf die Gutshöfe in Ostpreußen. Die Hauptgestalt ist der letzte Abkömmling eines heruntergekommenen Adelsgeschlechts, der jung an Tuberkulose stirbt. Die Verfasserin hat seine Erscheinung mit der falschen Romantik eines überzüchteten „morbiden" Rassemenschen umgeben. Das Beste in dem Buch ist die Freundin, die sich durch nichts in der hoffnungslosen Liebe zu ihrem Jugendgespielen beirren läßt. Wenn sie nicht seine Frau werden kann, so will sie doch in seiner Nähe leben, in seinem Sinn arbeiten.

„Frauen um Fedja" von Juliane Kay spielt vor und nach dem Krieg, im jetzigen Jugoslawien. Ein altes verschuldetes Herrenhaus wird zu einer Fabrik umgebaut. Der Gutsherr Fedja – romantisch-aristokratisches Ideal der Verfasserin – wird in Amerika ein weltberühmter, von allen Frauen umschwärmter Filmstar. Wie Juliane Kay selbst äußert, will sie ihren Roman in beweglichen Bildern wie einen Film ablaufen lassen – alle seelischen Geschehnisse sollen nur „in Blicken und Gesprächen" angedeutet werden. Im Grunde ahmt die Verfasserin Hamsun nach. Das Buch ist weich und liebenswürdig geschrieben und sehr angenehm zu lesen.

Die Romane der Marta Karlweis „Amor und Psyche auf Reisen" und „Ein österreichischer Don Juan" haben eine seltsam schillernde, sensationelle Atmosphäre von Verkommenheit. Alle festen Grenzen sind verwischt. In verwirrender Symbolik ist Geistiges zu weit ins Körperliche getragen, und ebenso ragt das Körperliche zu weit in das Geistige hinein. Bilder lesen Bilder ab, Beschreibungen, Erklärungen folgen. Marta Karlweis bietet Psychoanalyse, Telepathie, unerklärbare „Mächte" und Dämonen auf, um psychologische Verknüpfungen glaubhaft zu machen. Aber statt der Einheit des Lebens bringt sie Zersplitterung. Sie trifft nie das Wesentliche, sondern haftet immer in der Nähe. Die Phantasie ist groß aber unfruchtbar.

Klara Hofer bringt in Romanform zwei Biographien. Im „Rückzug von Moskau" ist das Leben des jungen Tolstoj und in „Der Büßer" das Schicksal Strindbergs erzählt. Bunte Bilder eilen an uns vorbei und stellen das bewegte äußere Leben Tolstojs anschaulich dar. Aber „Der Büßer" zerfließt in der Wiedergabe ekstatischer Seelenzustände. Das Buch wird der problematischen Natur Strindbergs nicht gerecht. Auch geht es nicht an, seine Tagebücher als Dokumente des wirklichen Geschehens zu nehmen, weil Strindberg an Verfolgungswahn gelitten hat. Vom Dichter — von der Wirkung seiner Werke ist kaum die Rede.

„Karolas Scheidung" von Toni Harten-Hoencke erläutert an sieben Ehen das heutige Eherecht. Zwei Ehen gehen auseinander, in den übrigen gibt es Aussprache, Entfremdung, Versöhnung. Zwei Menschen schließen sich zu einer freien Ehe zusammen. Doch sind die Schwierigkeiten, die einer solchen Bindung bei den heutigen rückständigen Gesetzen drohen, im Lauf des Buchs so deutlich erörtert, daß man dieses glücklichen Endes nicht recht froh werden kann. In dem Roman herrscht eine peinliche Vornehmheit reicher berliner W-Leute. Ein armes Nähmädchen könnte hier nie und nimmer eine gut angezogene Frau Doktor werden. Der Erörterung über den § 218 wird feige ausgewichen und die heute so aktuelle Frage, ob Ehe und sexuelle Treue etwas miteinander zu tun haben, wird erledigt durch Karola-Worte: „Solche modernen Geschichten sind höherer Blödsinn." Da bleibt ihrem Partner nichts übrig, als klein beizugeben und zu antworten: „Donnerwetter, Karola!" So spricht die Verfechterin der neuen Ehe.

Isolde Kurz bringt in „Der Ruf des Pan" zwei italienische Liebesnovellen: „Selleone" und „Carlotta". Erschütternd in ihrem leidenschaftlichen Ablauf ist die Geschichte der Carlotta, einer verschlossenen Bäuerin, die den Vater ihres Kindes tötet, weil er sein Wort bricht und sie nicht zu seiner Frau macht. Zwei kurze Legenden aus dem 17. Jahrhundert gibt Friede H. Kraze in „Der Soldat und die kleine Madonna", „Das Kind" ist eine Weihnachtsgeschichte. „Auf alten Wegen" von Auguste Supper und „Die Schulmeisterkinder" von Franziska Hager bringen anspruchslose Dorfgeschichten. Die „Geschichten aus dem Haus zur blauen Gans" von Ada Christen schildern das Leben kleiner Leute aus der wiener Vorstadt der sechziger und siebziger Jahre. Sie sind einfach, volkstümlich, voll naiver, guter Sentimentalität.

„Der Herr Direktor" von Alice Berend ist eine angenehme Unterhaltungslektüre. Etwas Gefühlsseligkeit, Umgehung jedes ernsten Konflikts, happy end — jeder entdeckt sein warmes Herz. Der Roman spielt in der komfortablen Welt eines wohlhabenden Fabrikdirektors.

Clara Viebig will in „Charlotte von Weiß" das Leben einer Giftmischerin schildern. Charlotte soll „ein Wesen sein, von Dämonen getrieben und doch von Engeln an der Hand geführt". Aber Clara Viebig vermag weder die verführerisch-glatte glänzende Schönheit des Bösen, noch seine dunklen dämonischen Kräfte zu zeigen.

„Das Weib ist ein Nichts" von Mela Hartwig, „Frauen im Sturm" von Maria Peteani und „Ein verhängnisvoller Abend" von Lisbeth Dill sind geeignet, die Langeweile einer Eisenbahnfahrt zu vertreiben. Sie sind flott und sensationell geschrieben und eindeutig auf erotische Spannung gestellt.

„Die sieben Gever" und „Die Königreiche der Trine Hansen" von Anna Hilaria von Eckel, „Der Teufelspate" und „Meine Lebensstrecke" von Marie Diers und „Das wahre Deutschland" von Juliane von Stockhausen sind Romane mit betont nationalistischer Tendenz. „Das wahre Deutschland" umfaßt die Zeit von 1815 bis 1870. Die Heldin des Buchs hat Wärme und Leben. Obwohl sie vor allem an die Erhaltung und Ehre ihrer Familie denkt, läßt sie ihren Sohn, einen leichtsinnigen, schwachen Menschen, der so gar nicht dem Ideal der Mutter entspricht, nie im Stich. Die Schlacht bei Sendlingen schildert „Die Heilige Nacht von Bayern" von Elisabeth Braunhoff.

In dem „Ring um Roderich" von Helene Voigt-Diederichs wird ununterbrochen geredet und „gelernt". Kein Gefühl, kein Konflikt wird unmittelbar erlebt. Immer strebt bewußter Wille auf ein vorgesetztes „Ziel"! Der Verfasserin schwebt das fragwürdige Ideal eines „Zusammenklanges von Körper und Geist" vor: Gesundsein ist Gutsein, Gutsein ist Schönsein. Das Buch ist ohne Leben. In einer ebenso unwahren Idealwelt spielt „Freie von Ottenhaus" von Hanna Fues.

Unwesentlich sind die Bücher von Gutti Alsen, Annemarie Bergmann, Else Feißel, Erna Elisabeth von Hancke, Annie Herzog, Gertrud Isolani, Alma Johanna König, Gertrud Prellwitz, Dolores Vieser und Margarete Windthorst.

Digitized by Google

„Das Schweißtuch der Veronika." Von Gertrud von le Fort. München 1928, Joseph Kösel u. Friedrich Pustet.
„Das Mädchen George." Von Joe Lederer. Berlin 1928, Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft Universitas.
„Musik der Nacht." Von Joe Lederer. Berlin 1930, Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft Universitas.
„Ende und Anfang." Von Hermynia zur Mühlen. Berlin 1929, S. Fischer.
„Schicksale hinter Schreibmaschinen." Von Christa Anita Brück. Berlin 1930, Sieben-Stäbe-Verlag.
„Bedrängte Jugend." Von Henriette Fernholz. München 1929, Joseph Kösel u. Friedrich Pustet.
„Die Wandlung." Von Cécile Lauber. Leipzig/Zürich 1929, Grethlein & Co.
„Die Lüge." Von Irmgard Spangenberg. Berlin 1928, Deutsche Buch-Gemeinschaft G. m. b. H.
„Ärztinnen." Von Hilde Maria Kraus. Breslau 1929, Bergstadt-Verlag, Wilhelm Gottlieb Korn.
„Der Heilige." Von Dora-Eleonore Behrend. Berlin 1928, Brunnen-Verlag, Karl Winckler.
„Frauen um Fedja." Von Juliane Kay. Berlin 1929, Deutsche Buch-Gemeinschaft G. m. b. H.
„Amor und Psyche auf Reisen." Von Marta Karlweis. Berlin 1928, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H.
„Ein österreichischer Don Juan." Von Marta Karlweis. Leipzig/Zürich 1929, Grethlein & Co.
„Rückzug von Moskau." Von Klara Hofer. Tübingen, Rainer Wunderlich.
„Der Büßer." Von Klara Hofer. Tübingen, Rainer Wunderlich.
„Karolas Scheidung." Von Toni Harten-Hoencke. Berlin/Leipzig 1929, B. Behrs Verlag, Friedrich Feddersen.
„Der Ruf des Pan." Von Isolde Kurz. Tübingen, Rainer Wunderlich.
„Der Soldat und die kleine Madonna." Von Friede H. Kraze. Braunschweig 1928, Helmuth Wollermann (W. Maus).
„Das Kind." Von Friede H. Kraze. Braunschweig 1928, Hellmuth Wollermann (W. Maus).
„Auf allen Wegen." Von Auguste Supper. Tübingen, Rainer Wunderlich.
„Die Schulmeisterskinder." Von Franziska Hager. München 1929, Joseph Kösel & Friedrich Pustet.
„Geschichten aus dem Haus ‚zur blauen Gans'." Von Ada Christen. Wien/Leipzig 1929, Österreichischer Bundesverlag.
„Der Herr Direktor." Von Alice Berend. Berlin 1928, S. Fischer.
„Charlotte von Weiß." Von Clara Viebig. Berlin 1929, Ullstein-Verlag.
„Das Weib ist ein Nichts." Von Mela Hartwig. Berlin/Wien/Leipzig 1929, Paul Zsolnay.
„Frauen im Sturm." Von Maria Peteani. Leipzig 1929, Eulen-Verlag.
„Ein verhängnisvoller Abend." Von Liesbet Dill. Berlin/Hamburg/Leipzig 1929, Morawe u. Scheffelt.
„Die sieben Geier." Von Anna Hilaria von Eckhel. Breslau 1928, Wilhelm Gottlieb Korn, Bergstadt-Verlag.
„Die Königreiche der Trine Hansen." Von Anna Hilaria von Eckhel. Breslau 1929, Wilhelm Gottlieb Korn, Bergstadt-Verlag.
„Der Teufelspate." Von Marie Diers. Gütersloh 1928, C. Bertelsmann.
„Meine Lebensstrecke." Von Marie Diers. Berlin, Kranzverlag des christlichen Zeitschriftenvereins.
„Das wahre Deutschland." Von Juliane von Stockhausen. München 1928, Joseph Kösel & Friedrich Pustet.
„Die Heilige Nacht von Bayern." Von Elisabeth Braunhoff. München 1928, Joseph Kösel u. Friedrich Pustet.
„Ring um Roderich." Von Helene Voigt-Diederichs. Jena 1929, Eugen Diederichs.
„Freie von Ottenhaus." Von Hanna Fueß. Leipzig 1929, Koehler u. Amelang.
„Requiem." Von Gutti Alsen. Berlin 1929, Horen-Verlag.
„Leidenschaft." Von Annemarie Bergmann. Leipzig 1928, Bruno Volger.
„Das Opfer." Von Else Feißel. Gütersloh 1928, C. Bertelsmann.
„Der weite Weg." Von Erna Elisabeth von Hancke. Leipzig 1929, Bruno Volger.
„Sagas." Von Annie Herzog. Aarau, H. R. Sauerländer u. Co.
„Die Seelenklinik." Von Gertrud Isolani. Leipzig/Utrecht 1930, Lewandowski & Co.
„Gudrun." Von Alma Johanna König. Stuttgart 1928, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Franckhsche Verlagsbuchhandlung.
„Das Geheimnis hinter Liebe und Tod." Von Gertrud Prellwitz. Stuttgart 1929, Maienverlag.
„Das Singerlein." Von Dolores Viesér. München 1928, Joseph Kösel u. Friedrich Pustet.
Margarete Windthorst. (Auswahl und Einführung von Hans Ballhausen.) M.-Gladbach 1929, Führerverlag.

Proben und Stücke

Aus: Gertrud von le Fort „Das Schweißtuch der Veronika". (München, Jos. Kösel u. Fr. Pustet).

Als wir endlich aus den Arkaden des Kolosseums heraustraten, war unser Auto verschwunden. Auch ein anderes Gefährt konnten wir nirgends erblicken — die Nacht war offenbar schon weit vorgerückt. Wir mußten uns also zu Fuß auf den Weg machen. Ich war wie taumelnd von Müdigkeit und gleichzeitig von dem Gefühl einer sonderbaren Entfremdung meiner selbst, so, als ginge ich mit den Füßen eines anderen. Dunkel ist mir, als hätte Enzio zuerst meinen Arm genommen; später muß er ihn dann losgelassen haben — ich weiß das alles nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich in dieser Nacht mitten durch Enzios Rom gegangen bin und mitten durch seine Welt und mitten durch seine Dichtung.

Ich sagte schon, daß ich von Müdigkeit wie betäubt war. Ich ging fast schlafend. Schließlich aber weckte mich eben jene Müdigkeit dadurch, daß sie plötzlich größer wurde. Das muß damals gewesen sein, als Enzio meinen Arm losließ. Aufblickend sah ich meinen Begleiter eine kleine Strecke von mir entfernt ziemlich schnell gehen; ich rief ihn an, aber er beachtete mich nicht. Gleichzeitig wurde ich mir bewußt, daß wir schon sehr lange gingen und wohl längst daheim sein sollten. Ich sah mich um. Wir befanden uns in einer Gasse, wie es in den älteren Stadtteilen Roms viele gibt. Die Häuser standen eng und hoch einander gegenüber; ihre Fenster waren vergittert. Die ganze Straße erschien so schwarz, als wäre sie ins Innere der Erde hineingegraben. Nur hoch oben, an den flach abschneidenden Dächern hin, floß wie eine schmale, scheinhafte Helle die blaugrüne Nacht. Ich kannte die Straße nicht. „Enzio, ich glaube, wir gehen falsch!" rief ich ihm nacheilend, und da er immer noch nicht antwortete, faßte ich, meine Worte wiederholend, unwillkürlich nach seiner Hand. Er ergriff mit leichtem, wie unbewußtem Druck

Digitized by Google

die meine und hielt sie fest. Und nun geschah etwas sehr Merkwürdiges; es war — ich kann dies nicht anders beschreiben —, als verlöre ich mich selbst ziemlich schnell, aber doch nicht ohne noch das entgleitende Bewußtsein davon zu haben, vollkommen aus den Augen, überwältigt von einer Schau, die im Grunde nicht die meine, sondern die meines Begleiters war, und zu der mich der leise, zuckende Druck seiner Hand hinwegzuführen schien wie durch das offene Tor seiner Seele. Ich hatte die Vorstellung, als ob wir tief auf den Grund eines unermeßlichen Meeres hinabsänken, über dem hoch aufgefunkelt die gestirnte Nacht stand. Alles um uns her schien erfüllt und überspült von dem lautlosen Strömen zahlloser aufgelester Wesenheiten und Geschehnisse, deren dunkle Bestandteile, in ein einziges Ganzes verschollen, alles wie mit Flut füllten. Wir gingen tief im Geschwelge dieser stillen, schwarzen Materie. Von Zeit zu Zeit tauchten, phantastischen Riffen oder Gewächsen gleich, großartige Paläste und Kirchen auf, Portale von schwerer und zugleich überfließender Pracht, wie zusammengerauscht aus dieser dunklen, wogenden Weltmasse. Ich erkannte halb im Traum die majestätischen Fassaden von San Ignatio, San Luigi di Francesi, den Palazzo Madama und das bizarre wie mit Muscheln bekränzte Haupt der Sapienza. Gleich großen, mattfarbenen Seesternen schwammen die schönen, mondbeglänzten Plätze an uns vorüber, einsam wie Tote, besprüht vom nächtlichen Schwall der Fontänen, als entflössen sie bereits in das unergründliche Ganze. — Alles schien seiner Augenblicklichkeit schon halb entkleidet und wie eingetaucht in eine fremdartige Ungewißheit, als sei es bloße Spiegelung eines unerkennbaren Dahinter. Zuweilen wurde diese Ungewißheit so zauberhaft, daß es war, als würden die Gebäude, an denen wir vorübergingen, lautlos abgebrochen oder aufgeschoben; Hintergründe öffneten sich, als hingen da in den sichtbaren Mauern gleichzeitig viele andere Mauern schleierhaft übereinander: Erscheinungen von Gebäuden, zart, grau, wie Häute, eine über die andere gezogen und eine von der anderen ablösbar; immer feiner, immer dämmriger, immer unsichtbarer werdend, schienen sie wie in der Unerkennbarkeit eines Anfanglosen zu zerschweben, um dann plötzlich doch wieder zu neuen Formen zusammenzufließen.

Das alles war in keiner Weise spukhaft, nur vollkommen abgelöst vom Gegenwärtigen, vom Menschlichen und vom Einzelnen. Selbst die Grüfte unter unseren Füßen schienen sich ihres Inhalts nicht mehr zu entsinnen. All das dunkle Aufströmen des in der Erde Liegenden, das die Nächte Roms so oft fühlbar durchschauert, war wie von jeder leichenhaften Verbindung gelöst und nur noch gleich einem kühlen Hauch aus tief aufgebrochenem, unpersönlichem Gestein. Die Welt war mit sich alleine: ein einziges, grandioses Spiel der Wildnis in sich selber durch immer neue Verwandlungen. Und auch wir waren von unserem Einzelsein gelöst, nicht nur von unseren Körpern, sondern auch von unseren Seelen, bloßen Witterungen gleich, zusammengeflossen mit dem großen, dumpfen Bewußtsein oder Unbewußtsein dieser schönen, wilden, schauerlichen Welttiefe.

Aber plötzlich war es, als würde das dunkle Geström, in das wir versplilt waren, von einem Pfeil durchbohrt und stünde still: etwas Strahlenhaftes drang in meine Augen. Eine Monstranz von unbegreiflicher Größe stand wie die Vision eines riesigen Sternes, mitten aus der Nacht emporgestiegen, vor uns. Mit feierlicher Ruhe drang ihr Licht nach allen Seiten in die Finsternis ein, die vor ihm zurückzuweichen schien: ich sah es noch halb im Traum, aber doch wieder mit meinen eigenen Augen. Dann erkannte ich, daß der ungeheure Umfang der Monstranz durch einen Altar gebildet wurde, der, mit Hunderten von Kerzen ihre Umstrahlung fortsetzend, wie ein Feuerherd in einer großen, einsamen Kirche brannte. Ihre Gewölbe schwangen sich ins schier Unermeßliche empor, schattenerfüllt, aber doch voll Festigkeit und Gewißheit. — Plötzlich erkannte ich den Baldachin St. Peters. In diesem Augenblick blitzte ein Gefühl in mir auf, als wäre ich durch die ganze Welt gegangen und stünde nun vor ihrem innersten Herzen. —

Als wir nach Hause kamen, wartete meine Tante Edelgart auf der Treppe unserer Wohnung. Sie sah aus, als ob sie dort schon viele Stunden gewartet hätte — es war drei Uhr nachts. Ohne Enzio eines Wortes zu würdigen, ergriff sie mich bei der Hand und führte mich in mein Schlafzimmer. Ich hatte bisher nicht gewußt, daß ich fror, aber als die Hände meiner Tante Edelgart mich berührten, schlugen meine Zähne wie Eis aneinander, denn diese Hände waren viel kälter als die meinen. Gleich darauf kam meine Großmutter und schloß mich in ihre Arme, als sei ich eine vom Tode Erstandene. Auch Jeanette eilte herbei; sie brachte mir einen warmen Trank, den sie hernach auch meiner Tante anbot; diese wies ihn aber wie eine verständnislose Zumutung zurück. Ich hörte, wie Jeanette zu meiner Großmutter sagte: „Das ist ja fast nicht mehr unser Spiegelchen, das ist ein kleines, fremdes Gesicht von Glas."

Aus: Joe Lederer „Das Mädchen George" (Berlin, Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft Universitas)

In den nächsten Wochen hat er doch Geheimnisse vor ihr. Sie beobachtet ihn mit den wachen Augen eines Kindes, das durch Krankheit altklug geworden ist.

Und in einer langen schlaflosen Nacht schmiedet sie Gils Schicksal zurecht. Er braucht Ruhe, er darf nicht mehr so weiterleben, in Hotels, Pensionen, ohne zu wissen, woher das Geld für die Rechnungen kommen wird.

*

„Habe ich ihn genug geliebt, dieses letzte Jahr? Habe ich alles getan, was ein Mensch für einen andern tun kann?" fragt George und horcht ins Dunkel, ob keine Antwort kommt.

Was kann ich noch für dich tun, Gil?

„Aus dem Wege gehn", sagt George und läßt sich auf das Kissen zurückfallen.

Sie denkt nach, wie sie es anfangen soll.

*

„Ich muß geschickt sein", hämmert sie ihrem Hirn ein. „Er darf nichts merken. Er muß immer glauben dürfen, daß ich froh und zufrieden bin!"

Erst als graues Licht durch die Scheiben bricht, schläft sie ein.

*

Dann kommt der Abend, dieser naßkalte, frühe Februarabend, an dem sie beide vor dem Ofen sitzen, jeder die brennende Zigarette in der Hand.

„Gil, ich werde heimfahren."

Bevor er antworten kann, spricht sie weiter.

„Ich muß wieder einmal zur Mama. Sie schreibt so traurige Briefe. Ich war doch kein einziges Mal daheim. Ich habe jetzt Heimweh, — ja, sicher habe ich Heimweh."

Gil klopft grübelnd die Asche von seiner Zigarette ab und fragt:

„Wann kommst du denn wieder, Georgie?"

Digitized by Google

„Das weiß ich noch nicht genau. Bald, natürlich sehr bald!"
Sie schnurrt die Worte ab wie eine Grammophonplatte und denkt nur: ich muß lächeln! Ich muß vergnügt sein! Ich werde aufstehen und die Bonbonniere holen! Wenn ich kandierte Kirschen esse, wird er sicher beruhigt sein! Sie geht durchs Zimmer, kommt mit der runden Holzschachtel wieder zurück.
„Willst du auch, Gil?"
Sie hält ihm auf der kleinen Metallgabel eine dicke, zuckerglänzende Kirsche hin.
„Nein, danke — ich . . ."
Er beugt sich vor, zieht sie mit dem Sessel näher.
„Du willst fort?"
„Was hast du denn nur, Gil? Ich will meine Mutter besuchen, das ist alles."
Er steht auf, geht ein paarmal mit großen Schritten durchs Zimmer, läßt sich wieder in den Sessel fallen. „Komm doch zu mir, Georgie."
Sie klappt gehorsam die Schachtel zu, stellt sie weg und macht die zwei Schritte zu ihm hin. In dem schwarzen Kleidchen, das die Knie nur halb bedeckt, sieht sie wie ein Schulmädchen aus.
Er nimmt sie auf den Schoß, legt den Arm um ihre Schultern.
„Georgie, du hast dir eine Menge Dummheiten ausgedacht. Ich weiß auch warum . . . weil du glaubst, daß ich . . . Selbst wenn ich Hedy heiraten sollte, — das ändert nichts, Georgie. Deswegen bleibst du doch bei mir, oder — wir werden eine Basis finden, auf der . . ."
Georgie wiederholt automatisch, was sie schon seit Tagen sagt:
„Hedy ist sehr sympathisch! Hedy ist sehr scharmant! Es wäre gut für dich, Gil."
„Ja, ja, — vielleicht. Aber du?"
„Ich?" Georgie horcht in sich hinein, ob keine Antwort kommt auf dies „Ich!", das einmal rauschender Fanfarenklang war, verzücktes Gebet. Dann plappert sie mit bemalten Lippen weiter:
„Mama wird zum Plafond springen vor Freude! Das wird nicht sehr hübsch aussehn, aber gut gemeint sein. Und ich komme wieder, Gil, ich komme wieder! Man wird eine Basis finden, auf der . . ."
„Wann willst du denn fahren?"
„Bald! Ja, bitte, bald? Ich habe schon Reisefieber."
Er nimmt ihr Gesicht zwischen seine Hände, sieht ihr in die Augen. Sie gibt den Blick zurück, klar und ruhig spiegelt sich sein Bild in ihren Pupillen.
So gut Theaterspielen kann sie nicht! denkt Gil erleichtert.
Jetzt glaubt er wirklich an die Sehnsucht nach daheim, ist befreit und vergnügt.
Natürlich soll sie heimfahren! Wenn sie wieder zurückkommen will, kann man vielleicht alles arrangieren. Aber die Mutter läßt sie sicher nicht mehr weg! Nein, die Mutter wird ihr Kind nicht so leicht wieder hergeben. Und ich kann ihr Geld schicken, sie wird ins Theater gehn, tanzen. Sie wird Anbeter haben, den Nettesten heiraten! Natürlich, natürlich, so wird es werden! Alles wird gut und leicht werden . . .
Er wiegt sie auf den Knien, küßt sie. George hat die Augen geschlossen.
Seine Hand liegt auf meiner Schulter. So ist seine Hand . . . Jetzt schlägt die Uhr. Er küßt mich. So ist sein Mund . . . Sein Herz spür' ich auch. Jetzt leg' ich meine Finger auf sein Herz . . . Gil, Gil, warum liebst du mich nicht!
Sie macht die Augen auf und lächelt fassungslos. Das Feuer knistert. Ein Holzscheit stürzt in gelben Funken zusammen.

*

„Ich muß noch meine Koffer packen, Gil."
„Das hat doch Zeit?"
George wird auf einmal unruhig und lebhaft.
„Nein, ich will morgen schon fahren. Morgen früh, Gil."
Einen Augenblick stutzt er.

*

Sie weiß genau, daß er morgen verschlafen wird. Er wird um drei Stunden zu spät aufwachen und ihr bedauernde Telegramme nachjagen, die sie nicht erreichen, weil sie nach dem Süden fährt. Sie kann nicht heim. Ans Meer, allein sein . . .
„Ich bin ja bald wieder bei dir, Gil! Und feierlicher Abschied liegt uns nicht."
„Ja", sagt er mit schöner Aufrichtigkeit. „Du hast immer recht, mein kluges Lamm!"
Gleich wird die Tür hinter ihm ins Schloß fallen. Noch eine Minute, eine halbe, dann wird er fortgehn, dann wird sie ohne ihn sein, im Leben und im Sterben ohne ihn . . .

Aus: Hermynia zur Mühlen „Ende und Anfang" (Berlin, S. Fischer)

Mein Mann war Friedensrichter und mußte in Ausübung seines Amtes in die kleine Stadt Fellin fahren, die etwa fünf Stunden entfernt lag. Am Abend vor seiner Abreise kam ein benachbarter Gutsbesitzer zu Besuch.
„Ich hab' da eine Geschichte mit einem Bauern", erzählte er im Lauf des Gesprächs. „Es handelt sich um ein Stück Land, das ich haben muß. Der Bauer behauptet, daß es ihm gehört. Du wirst mir doch beim Prozeß recht geben, wie?"
Beide waren unangenehm überrascht, als ich mit meiner „aristokratischesten" Betonung fragte: „Wieviel zahlen Sie für die Bestechung, Baron Taube?"
Nicht einmal die Erklärung, daß ich als Österreicherin nichts von solchen Dingen verstünde, besänftigte den alten Baron. Aber seltsamerweise — ich muß ja doch eine äußerst unangenehme Frau gewesen sein — gewann der Bauer den Prozeß.

*

Einer unserer häufigsten Gäste war ein Baron Wolff; ein wilder Kerl, der geborene Landsknecht. Er hatte sechs Monate abgesessen, weil er einem Postillon, der nicht rasch genug fuhr, eine Ladung Schrot ins Gesäß gepfeffert hatte. Er war von einem unheimlichen, ans Pathologische grenzenden Hochmut. Er war wieder einmal zur Jagd gekommen, und das Unglück wollte es, daß am Morgen der Tierarzt zu einer gebärenden Vollblutstute gerufen worden war.
„Der Tierarzt kann heute nicht mitessen", erklärte mein Mann. „Wolff würde vom Tisch aufstehen, wenn ihm so etwas zugemutet würde."
„Der Tierarzt ist gebildeter und netter als ihr alle miteinander. Ißt er nicht mit, so esse auch ich nicht mit."
„Sei doch vernünftig, du weißt ja, daß Wolff im besten Fall nur grob mit dem Manne wäre."
„Und wenn ich ihn dazu krieg', höflich zu sein?"
„Deine Volksreden verfangen da nicht."
„Ich werde keine Volksreden halten", versprach ich.
„Mach', was du willst, aber ich will beim Essen keine Szenen haben, verstehst du? Und mein Gast darf nicht beleidigt werden."

Digitized by Google

Ich ging zu unserm Gast.
„Baron Wolff, ist es wahr, daß Sie nicht mit dem Tierarzt an einem Tisch essen wollen?"
„Selbstverständlich, mit dem dreckigen Esten!"
Ich betrachtete den „baltischen Edelmann" mit prüfenden Blicken.
„Sie kommen fast jeden Monat zu uns, Baron Wolff. Habe ich mich ein einziges Mal geweigert, mit Ihnen am Tisch zu sitzen?"
Dem baltischen Baron ging die Puste aus.
„Nicht wahr", fügte ich mit liebenswürdigem Lächeln hinzu, „wenn ich mich herablasse, mit einem schäbigen Baron an einem Tisch zu sitzen, können Sie froh sein, mit dem Tierarzt zu essen."
Seltsamerweise schien ihm dieses Argument einzuleuchten. Das Mittagessen verlief friedlich und heiter — trotz der Anwesenheit des Tierarztes. Freilich sagte Baron Wolff nachher zu meinem Mann: „Wenn ich eine Frau hätte wie die deine, ich würde schleunigst dafür sorgen, daß sie nach Sibirien kommt."
Später verscherzte ich mir die Freundschaft des Barons endgültig, und seine Besuche wurden seltener. Er war ein wilder Antisemit und konnte stundenlang über die Juden schimpfen. Das reizte mich. Der Vater hatte mir die erste Ausgabe des Semi-Gotha gebracht, um mir einen jüdischen Verwandten — den heiligen Ignaz von Loyola — zu zeigen, dessen Kusine meine Urahnin mütterlicherseits war. (Später wurde diese Ausgabe verboten, weil in ihr auch das Geschlecht der Romanows stand.) Zu meiner nicht geringen Freude entdeckte ich, daß die Urgroßmutter des großen Judenfressers Baron Wolff eine Jüdin war. Als er wieder einmal zu Besuch kam, legte ich den Semi-Gotha, die auf seine Familie bezügliche Stelle rot unterstrichen, auf den Nachttisch im Gastzimmer. Von diesem Augenblick an konnte er mich gar nicht mehr leiden.

Aus: Christa Anita Brück „Schicksale hinter Schreibmaschinen" (Berlin, Sieben-Stäbe-Verlag)

„Die Brückner soll zum Chef kommen."
„Habt Ihr gehört, die Brückner, die Brückner."
Alle fassen neuen Mut.
Ich werfe einen flehenden Blick auf den Expedienten. Er nickt ernst und folgt mir bis an die Tür. Ich bleibe unmittelbar an der Tür stehen. So weiß ich den Beschützer hinter mir.
Murawski macht ein Gesicht, das alles bisherige übertrifft.
„Neue Filme gekommen?" brüllt er mich an.
„Ja, einige."
„Vorführen, marsch."

*

„Herr Murawski, ich warne Sie. Die Leute haben sich wie die Kinder gefreut auf den Sonnabendnachmittag. Nehmen Sie ihnen dieses bißchen Freude nicht."

*

Er kommt träge näher. Es sieht aus, als käme ihm ein tröstender Gedanke.
„Ich bin kein Unmensch", sagte er, obgleich noch immer mißgestimmt, „wenn Sie für Ihre Kollegen bitten, so überlege ich mir das. Ich werde sogar ‚ja' sagen. Das soll ganz von Ihnen abhängen. Wenn Sie bleiben, dürfen alle anderen gehen."
„Herr Murawski, meine Arbeit ist für heute getan. Auch mir ist ein freier Nachmittag zu gönnen. Ich habe dringende Besorgungen zu machen."
Er kommt jetzt nicht näher, nein, er will klug sein, will keinen Verdacht erregen. Wahrscheinlich bildet er sich ein, mich täuschen zu können.
„Es soll ja auch ein freier Nachmittag sein. Sehen Sie, ich bin allein. Ich unterhalte mich gern mit einer klugen Frau. Wir können zusammen in die Stadt fahren und Ihre Besorgungen machen. Und im übrigen können Sie sich wünschen was Sie wollen für den Abend, soviel Schlagsahne, soviel Konfekt, soviel Champus . . ."
Er spricht keineswegs leise. Ich spüre im Rücken dicht hinter der Tür das aufgeregte Geflüster, das Drohen, Drängen, Zittern, Beschwören der Wartenden.
„Herr Murawski, ich hoffe, Sie werden Ihre armen Angestellten nicht dafür büßen lassen, daß ich Ihre Einladung nicht annehmen kann."
„Dann lassen Sie die Filme holen."
Das Gemurmel hinter der Tür wächst bedrohlich an.

*

Nun hält er sich nicht mehr zurück. Ich hebe blitzschnell meine Arme vor die Brust und vermeide so die Berührung mit seinem unmittelbar gegen mich andrängenden Körper.
„Weil ich dich haben will", raunt er heiser, „verstehst du, weil du einen Frauengeruch hast, der mich wahnsinnig macht, weil ich weiß, wie du aussehen mußt, unterwärts, darum lasse ich keinen gehen, wenn du nicht bei mir bleibst."
„Lassen Sie mich los."
„Ich kriege dich doch."
„Ich schlage Lärm."
„Keiner kommt dir zu Hilfe."
„Doch", schrei ich, „doch" und bekomme hinterrücks eine Hand frei. Ich stoße die Tür auf und stehe mitten in dem verstummenden Gemurmel.
Bitterböse Blicke glitzern mich an. Ich sehe nichts, als das weiße, drohende Gesicht der Gauda.
„Gehen Sie doch hinein", rufe ich in meiner Verzweiflung. „Er nimmt auch Ihr Opfer an, er ist auch mit Ihnen zufrieden."
Nun sehen alle auf die Gauda. Die Gauda ist eine der Ihren. Man erinnert sich, auch sie hat er vergeblich gehetzt. Ja, mit der Gauda wäre er ebensogut zufrieden.

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Max Reinhardt

Versuch eines Porträts

„Ein Mensch, der von Haus aus Schauspieler ist, nicht im Sinne des Capotin, sondern des gesunden Handwerkers, des Artisten (nur daß es keine Bälle sind, mit denen man arbeitet, sondern Worte, Situationen, Masken, Stellungen), ein Mensch, der eine fanatische Freude hat, darzustellen, alles darzustellen, den König und den Knecht, den Mörder und den Hanswurst, ein Mensch, dem es nicht so wichtig ist, was da oben passiert, wenn nur überhaupt etwas passiert, etwas, das Gelegenheit gibt, darzustellen, und zwar nicht vor einem Parkett von Literaturrichtern, sondern vor dem von der Straße der Welt hineingeschneiten Publikum, das auch aus Königen und Knechten, Mördern und Hanswürsten besteht, ein Mensch, der im Grunde nur lebt, wenn er selbst oder durch andere darstellen kann, und über solchem, bei jeder neuen Leistung neuem Lustgefühl alles andere, auch den ganzen Krempel des bürgerlichen Alltags, vergißt, so vergißt, daß der einfach für ihn nicht mehr vorhanden ist — ein solcher Mensch überlebt sich nicht.

Also gar keine Zauberei! Eher eine Art von Primitivität. Die allerdings in einer Zeit, in der man beinah verpflichtet ist, vom Leben und seinen tragischen Problemen und Konflikten mehr als graue Haare zu bekommen, fast wie ein Wunder wirkt und in höchstem Maße geeignet ist, Menschen anzuziehen. Und insofern ein Paradox. Der Zauberer wider Willen. Einer, der in diesem tollen Wirbel der Zeit, in diesem Krieg der Völker und der Weltanschauungen, in dem pas de deux der Schieber mit den Geschobenen, sehr fest auf seinen Füßen steht, weil er nur einen Wunsch hat: an jedem Abend etwas darzustellen. (Am liebsten allerdings in Berlin, Wien, Hollywood und ganz Salzburg zugleich.) Und der, weil man solche ‚Genügsamkeit', solche Selbst-Bescheidung, nicht aus Vorsatz sondern aus Natur, gar nicht für möglich hält, für einen Übermenschen gehalten wird.

Nicht von den Berufsgenossen. Gewiß imponiert die Cäsarengeste des Unerbittlichen, der gesellschaftliche Rang des Schloßherrn von Leopoldskron. Aber das Wunder ist auch für sie, daß dieser Schloßherr, sowie er mit ihnen arbeitet, alles andere als ein Schloßherr ist, nicht einmal ein Theaterdirektor, nichts anderes als ein Regisseur, ihr Regisseur, ja beinah nur ihr Kollege, von dem sie aber fühlen, daß er eben vom Metier noch mehr versteht als sie, daß er sie versteht und ihnen helfen kann, damit sie Erfolge haben, und dem sie glauben, weil sie spüren, daß er sie begreift, über ihre Späße lachen kann, wie ein Knabe, ja, sich Mühe geben muß, nicht nur an jeden einzelnen, an jede einzelne Rolle, sondern auch an das Ganze zu denken." Heinrich Simon (Frankf. Ztg. 402—404).

*

Friedrich Gundolf

(Zum 50. Geburtstag)

„Also steht, Ausgang zugleich und Mitte, im Fatum wie im Wirken von Friedrich Gundolf das Erlebnis George. Als Gundolf, der in Darmstadt geborene achtzehnjährige Sohn eines aus schwäbisch-fränkischem Grenzgau stammenden darmstädter Hochschulprofessors, zum ersten Mal vor mir stand — es war Hochsommer und wir trafen uns in einem baumumstandenen vielfensterigen Gartenzimmer —, da habe ich ihm sofort von Stefan George gesprochen und aus dessen damals neuestem Werk, dem ‚Jahr der Seele', vorgelesen. (Ich weiß sogar noch welche Gedichte.) Man weiß, dies ist nicht meine Art; nur selten und sehr zögernd und aus besonderem Anlaß rede ich vom Dichter und vom Dichterischen, und noch kürzlich hat einer sich öffentlich darüber verwundert, daß ich während und nach dreijährigem freundlichen Umgang all das mit keinem Worte gestreift habe — ja, Gundolf selbst hat mich seitdem öfters staunend gefragt, wie ich denn dazu gekommen sei, ihm sofort das Letzte zu spenden. Auf diese Frage gibt es denn freilich nur die eine Antwort: es hat sein müssen. Das erfuhr ich, der gewiß ohne alle bewußte Absicht gehandelt hatte, auch augenblicks, denn im hellen Auge des edelgesichtigen schlanken Knaben leuchtete es auf; er sah seinen Weg.

Als er bald darauf mit Stefan George persönlich zusammenkam, da ward ihm dies Erlebnis des Dichterischen zum Erlebnis des großen Menschen, und damit waren seine eigenen Kräfte entbunden, frei zur Tat, und getragen, beschwingt, erfüllt von einer ungeheuren Lust gestaltenden Wirkens. Die ihn je und je weiter gedrängt hat, die alle Begabungen seines begnadeten Geistes aufblühen ließ und auch das Tänzerische, Spielende dieser liebenden Seele noch in ihren Dienst zwang. Denn seit sie ihm leibhaft aufgegangen war, ist Verehrung und Gestaltung der menschlichen Größe der Inhalt von Gundolfs Leben geblieben, auf den sich in Scherz und Laune, wie in wissenschaftlicher Ar-

Digitized by Google

beit, ebenso wie in den Stunden der Andacht oder des Schaffens alles bezog, was er war, wollte, liebte und litt. Er ward der Geschichtsschreiber des großen Menschen, als der großen Gestalt, als der großen Wirkung. Das sind die beiden Grundformen, Grundthemen von Gundolfs geschichtlichem Werk: die Darstellung des einzelnen, des nur von sich selber Bedingten, aus dem eigenen Kern Erwachsenen, völlig ‚zu sich selber Kommenden' oder der Zeitenspanne, die durch den Grad ihres Verhältnisses zum großen Menschen ihr Verhältnis zur eigenen Größe und eigenem Schicksal, zur Erfüllung der eigenen Aufgaben dartut. Und es läßt die Sicherheit der inneren Führung ahnen, wenn wir sehen, wie Gundolf zuvörderst den Abglanz der Größe zu erkunden sich anschickt. Nicht den Lichtkern selbst, sondern seine Strahlen, ihr Nähren und Erhellen auffängt und spürt. Seine beiden Erstlingsschriften ‚Cäsar in der deutschen Literatur' und ‚Shakespeare und der deutsche Geist', zumal die zweite in Entwurf wie in Ausführung kühn und von erstaunlicher Sicherheit, halten ihr Thema aufs strengste ein und geben dennoch, indem sie Wucht und Wandel des Einzelfalls durch die Jahrhunderte erweisen, ein unvergeßliches Bild von Wucht und Wandel des deutschen Seelentums. Wie um die eigene Mitte schwingen sie um den deutschen großen Menschen der Vergangenheit, um Goethe." Karl Wolfskehl (Münch. N. Nachr. 165).
Vgl. auch: Fritz Cronheim (Berl. Börs. Cour. 281); Ernst Heilbrunn (N. Bad. Landesztg. 303); P. H. (Berl. Börs. Ztg., Kunst 140); Peter Hamecher (Saarbr. Ztg., Gegenwart 160); Joachim Schumacher (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 3); Aler Emmerich (Germ. 281); T—h (Tag, Unt. Rundsch. 146); Friedrich Vollmer (Königsb. Allg. Ztg. 284).

*

Walter von Molo

(Zum 50. Geburtstag)

„Das Männliche, Kämpferische in der sittlich und religiös strebenden und ringenden Natur Molos ist so stark, daß es auch die künstlerische Form durchdringt, daß es neue Form bedingt. In seinen frühen Romanen begnügt sich der Dichter mit der naturalistischen Wiedergabe. Aber bald verläßt er diesen Stil, um den eigenen zu gewinnen. Ihn interessiert nicht die epische Schilderung, und er ist unlyrisch. Aus allem Kämpferischen seiner Natur strebt er zu dramatischer Ballung und Steigerung. Er will nicht das Geschehen in seiner epischen Breite im ruhigen Flusse geben, sondern die Seele in ihren Teilungen, in ihrer Leidenschaftlichkeit, ihren großen Augenblicken. Diese innere Dramatik formt die Szenen, prägt das Wort, das schon expressionistisch ist vor dem Expressionismus. Man hat von einem dramatischen Romanstil gesprochen. Rein ästhetisch gesehen, führt dies leicht zu Überspitzungen, zu Übertreibungen. Sieht man etwa den ‚Fridericus' daraufhin an, welche Fülle von Geschehnissen da in eines Tages Spanne zusammengedrängt ist, so kann man nur sagen: unmöglich! Das Psychologische erscheint hier manchmal gewaltsam, und der größte Riese an Geist und Kraft könnte in vierundzwanzig Stunden nicht vollbringen, was dem König zu tun auferlegt ist. Doch die ästhetischen Maßstäbe sind nicht die einzigen, die man zur Bewertung Molos brauchen darf. Viel wichtiger ist die Persönlichkeit. Sie gibt dem Werke Molos Gehalt und Bedeutung." Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 135).

„Solch ein Gesicht braucht mir nicht lang über den Weg zu laufen, ohne daß ich nicht bald den Mann neben dem Tonklumpen stehen habe, aus dem ich sein Gesicht mache, zum zweiten Male.
Die erste Begegnung entschied das sofort. Die zerwühlten und zerdachten Züge, die in einem schönen Sinne unmoderne und ungezierte Form des ganzen Schädels, grobknochig die Backen, männlich der ganze Ausdruck, die hartgemauerte, kantige Stirn, die lebendigen, beweglichen Augen, das alles bekam ich auf den ersten Blick sozusagen in beide Hände. Dem geraden und durchschaulichen Antlitz entsprach das gerade und durchschauliche Wesen des Mannes, mir als guter Typ aus dem bayerischen Land nicht unbekannt, sondern sehr vertraut.
Auch die Haltung des Kopfes, das, was man stiernackig nennt, ohne plump zu wirken, reizte mich außerordentlich. Der Mann denkt geradeaus, das fand ich bald, so stand er da, den gewalttätigen Mund zu formen, machte Freude. Kurz, ich sah alles voraus, wie aus dem Lehmklumpen sein Gesicht sich wiederholen mußte und ein Stück von dem tragen würde, wie ich ihn sah und empfand.
Er war vortrefflich als Modell, und der erste Blick hat mich nicht getäuscht, sondern bestätigt.
Er ist das, was für mich ein interessantes Gesicht ist, geschlossen, einfach und aus deutlichen Konturen, dazwischen liegen die Dinge, die hinter dieser Stirn gedacht und geformt werden, und das gab ihm das Geheimnis, und auch dieses Geheimnis, das Ungreifbare und Unformbare, reizte ungeheuer zum Versuch, es doch zu erfassen und es doch zu formen. Hoffentlich!" T. C. Pillartz (B. T. 274; ebenda: Emil Lucka, Wilhelm Schmidtbonn, Hans Friedrich Blunck).
Vgl. auch: Peter Hamecher (Rhein. Westf. Ztg. 299 u. a. O.); Egbert Delpy (Leipz. N. Nachr. 165); Hugo Bieber (Berl. Börs.-Cour. 266); Kurt Voß

Digitized by Google

(Hannov. Kur. 270/71); Gustav Christian Rassy (Altonaer Nachr. 135); Walter von Molo „Von 5 bis 50" (N. Bad. Landesztg. 294).

*

Max Dauthendeys Heimkehr

„Das ist das Unsterblichste, das er uns hinterließ: seine Lieder! Diese äußerlich oft kunstlosen, einfachen, schlichten Gedichte, an die man sich kaum erinnern kann, ohne den Wunsch zu haben, die schönsten von ihnen wieder und wieder laut zu sprechen. Diese Lieder, in denen ein berückender Zauber wirkt, in denen die ganze Natur, Himmel und Erde in die Inbrunst dieses Genius eingehn, sind nur von einer einzigen Kraft, wenn auch der ungeheuersten Kraft der ganzen Schöpfung, erzeugt: der Liebe! Der Liebe im ganz alten Ursinne, der Liebe von Mann und Weib.

Ich habe es aus seinem eigenen Munde, als mir um die Jahrhundertwende das Glück ward, ihm nahetreten zu können, daß ihm das ganze Geheimnis des Lebens, des Schaffens, der Kultur und aller hohen Güter nur in diesem einen zu liegen schien: der Liebe, der ewigen Flamme, die das Leben erhält und die den Menschen immer wieder drängt, gut zu sein, Glück zu bringen, sich um der Liebe willen zu vollenden und schön, im höchsten, herrlichsten Sinne schön zu sein!

Er fand neben dieser erhöhenden Liebe nichts anderes mehr — das hat er mir wieder und wieder gesagt —, das bestehen bleibe, wenn man ihrer einmal nur inne geworden sei. So wollte er als Dichter nichts als dieser Liebe immer wieder, immer neuen, immer höheren, immer vollendeteren Ausdruck geben.

Es ist etwas Großes um eine solche Besinnung auf das Wesen, auf das Einfache, das Dauernde — und um einen solch frühen Verzicht auf alles, was die meisten jungen Dichter lockt: auf das Blendende, Modische, Gefällige, Vergängliche! Kaum in seiner allerfrühesten Zeit ist er hiervon beirrt worden.

Die Urmacht Liebe in Dauthendeys Dichtung ist nun nicht, wie sie oft bei den Liebesdichtern erscheint, ichsüchtig, nur ein Singen seiner Liebe. Im Gegenteil, und darum ist sie auch in seinen Gedichten eine so große lebendige Gewalt, die Liebe in uns Menschen allen und in allem Lebendigen überhaupt. Man fühlt es in Dauthendeys Liedern, daß er die Menschheit umfaßt, daß er jedes liebende Paar geheiligt sieht durch Liebe und mitliebt.

Indem er diese zeugende Liebe immer weiter, immer tiefer in aller Natur fühlt, wächst er in die ganze Natur hinein, weiß auch ihres Herzens Schlag zu künden und eine liebende Landschaft — so möchte ich es nennen — vor uns erstehen zu lassen." Wilhelm von Scholz (Aus der Gedenkrede Münch. N. Nachr. 144).

Vgl. auch: Elisabeth Darge (N. Bad. Landesztg. 259); Karl Rauch (Deutsche Ztg. 123b); Wilhelm Kunze (Nürnberger Ztg. 121); Werner Richter (B. T. 245); Martha Charlotte Nagel (Hannov. Kur. 240/41); Karl Willy Straub (D. A. Z. 238); Peter Hamecher (Schwäb. Merkur 119; Berl. Börs.-Ztg., Kunst 120).

*

Zur deutschen Literatur

„Walther der Dichter." Von Karl Wolfskehl (Frankf. Ztg. 453–455):

„Das ist das Wunderbare! Nur in einem einzigen urkundlichen Zeugnis erfahren wir etwas aus dem Leben des ‚Sängers Walther von der Vogelweide' und gewiß nichts Wichtiges – daß der passauer Bischof Wolfger, gerade auf Reisen, ihm zu einem Pelzmantel Geld gegeben habe. Und dennoch, wie lebendig, wie deutlich, wie nahe steht dieser Sänger vor unserem Blick, ja fast mitten unter uns, als ein Einmaliger und immer Wiederkehrender, bedingt und unbefangen zugleich. So völlig einbezogen in seine Zeit und Welt, in ihre Gottesordnung, ihre Menschenordnung, ihr gesellschaftliches Gefüge, ihre Absichten und Ideale, ihre Hoffnungen und ihr Entsetzen war diese Seele, daß ihr niemals der ‚Zweifel' kam, den doch selbst Wolfram von Eschenbach erschüttert gekannt hat – und so hell war dieser Geist, daß er von keinem Scheine sich blenden ließ, denn alle überstrahlte er, und so frei dies Herz, so ganz vom Augenblick entflammt oder verdüstert dieser Sinn! Wir, taumelnd zwischen zwei Polen, losgerissen oder eingesponnen, ichsüchtige Triebsklaven oder blinde Knechte eines Massenwahns, kaum können wir uns ein solches Menschentum auch nur denken, nie die Seelenkraft richtig anschlagen, die es zugleich festhielt und beflügelte. Walther brauchte keines Selbstzwanges, er brauchte nicht wegzublicken, sich nichts zu verbieten, stand jeder Frage lachend oder bekümmert, immer aber aus vollem Herzen nach Antwort dringend gegenüber, war mitten in die Welt verflochten, wich nicht aus, ergriff und sann zugleich."

„Walther von der Vogelweide." Von Michael Gruſemann (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 131).

*

„Goethes Glaubensbekenntnis." Von Oskar Walzel (B. T. 277 u. a. O.)

„Goethe und die Politik." [Schluß.] Von Konrad Gaiser (Staats-Anz. für Württ., Bes. Beil. 5).

„Mignon und Friederike. Die Psychoanalyse greift ein." Von G. Mamlock (B. T. 281).

*

„Um Jean Paul." Von Siegfried Lang (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 25).

„E. T. A. Hoffmann." Von Franz Blei (Altonaer Nachr. 136).

„Schopenhauer und Gutzkow." Offener Brief an Herbert Eulenberg. Von H. H. Houben (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 11).

*

„Neue Wege zu Jacob Burckhardt." Von Werner Kägi (N. Zür. Ztg. 1170).

„Der kulturelle Hintergrund von Freytags ‚Brüdern vom Deutschen Hause'." Von Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wiss. 21).

Digitized by Google

„Ein vergessener Dichter: Hermann von Lingg." Von Tilly Lindner (Germ. 278).

*

„Die Geschichte von Nietzsches Werk. Bericht einer Lebensarbeit." Von Elisabeth Förster-Nietzsche (B. T. 263).

„Geschichte einer Irreführung." Antwort an Elisabeth Förster-Nietzsche. Von Erich F. Podach (B. T. 274).

„Das Erbe Nietzsches." Mit Schlußwort von Friedrich Würzbach (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 130).

„Der Kampf um das Nietzsche-Archiv." Von Curt Hotzel (Deutsche Ztg., Kultur 135a).

„Das Erbe Nietzsches." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1203).

„Nietzsches Untergang." Von Georg Foerster (D. A. Z., Unt.-Bl. 265).

„Skandalmacher um Nietzsche." Von Georg Foerster (Tag 139).

*

„Langbehn, ein gewissenloser Zwerg?" Von Franz Otto Böhme (Deutsche Ztg., Kultur 125a).

„Georg Weerth, der erste Dichter des deutschen Proletariats (Vorwärts, Ab. 261).

„Ludwig Goldhann." Von K. Kreisler (Tagesbote, Brünn 266).

„Lilieneron an Carl Busse." Unveröffentlichtes aus dem Nachlaß (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 143).

„Max Dauthendey." Von Glinsti (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 12).

„Wiedersehen mit Paul Schlenther." Von Fritz Engel (B. T. 288).

„Briefe von Rainer Maria Rilke." Von Anton Schnack (Schlesw. Nachr., Nordmark 126).

„Hugo von Hofmannsthal." Von Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 129).

„Gutti Alsen zum Gedächtnis." Von Martin Borrmann (Königsb. Allg. Ztg. 244).

„Klassiker Klabund." Von Walther Harich (ebenda 238).

„Fedor Sommer." Von v. S. (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 304).

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Ina Seidel." Von Wilhelm Rutz (Geraer Ztg., Bücherfreund 11):

„Man verfolge die Stufen ihrer lyrischen Entwicklung und nehme mit beglücktem Staunen wahr, wie hier die Kunst im Gleichschritt mit dem Menschen wächst, wächst im Sinne einer ständigen Verjüngung und wesenhaften Müssens, zum Vollergreifen seines eigentlichen Ich, zur Durchdringung der Welt mit Seelenkräften, der Seele mit Weltkräften, aus Selbst-Innerlichkeit und Welt-Sprödigkeit fortschreitend zusammenwächst zu restloser Welt-Innigkeit. Man wird dann auch zugleich des hohen Genusses teilhaftig, Zeuge zu sein, wie der Mittelpunkt immer mehr Kern wird, in dem das Feuer immer gesammelter glüht, und um den die Kreise, wenngleich in immer weiteren Spannungen, doch immer strenger und gefaßter schwingen."

„Juliane Kay. Ein Querschnitt durch ihre Arbeit." Von Karl Frank (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 137):

„Sie hat in allem ihre persönliche Eigenart, etwa wie sie ihre Menschen zeichnet. Sie erscheinen dem Leser zu Anfang oft skizzenhaft, nur im Kontur angedeutet. Aber er kommt, sofern er zu lesen weiß, bald hinter das Geheimnis: die ungemein plastische Schilderungskunst und die stark suggestive Erlebnisfähigkeit der Dichterin gestatten ihr, alles das, was an der Abrundung eines Charakterbildes auf den ersten Blick noch zu fehlen scheint, u. a. in die Geschehnisse um die Person herum, in ihre Umgebung, ihren Umgang, ja in das Lokalkolorit, in die Landschaft zu verlegen, den Leser das vermeintlich Fehlende in jenen Komponenten selbst finden zu lassen."

„Wilhelm Michel." Von Wilhelm Scharrelmann (Köln. Ztg., Lit. 284).

„Peter Dörfler." Von A. B. (Deutsche Reichsztg., Bonn, 120).

„Wilhelm von Scholz." Von Robert Faesi (N. Zür. Ztg. 1020):

„Seine Gebilde haben die satten Farben und die warme Fülle der süddeutschen Landschaft und ihrer Kunst, in deren Tradition — und die großen schweizer Meister zählen mit — er fest, aber ohne jede ängstliche Bindung verwurzelt ist. Er bleibt der Welt der Erscheinungen an voller Anschaulichkeit und plastischer Modellierung nichts schuldig, noch dem seelischen Gefüge seiner Gestalten an Schärfe und Genauigkeit der Zeichnung. Aber mit dem Realisten in ihm setzt sich unermüdlich und höchst fruchtbar seine geistige Leidenschaft des Erkennens und Deutens auseinander; hinter den Erscheinungen sucht er das Wesen."

„Alfred Döblin." Von Käte Grunewald (Geraer Ztg., Bücherfreund 11).

„Anton Wildgans." Zu seinen neuen Büchern. Von Franz Alfons Gayda (Karlsr. Ztg., Wissensch. 22).

„Zum Schaffen Georg Hermanns." Von C. J. Burkart (Bad. Volksztg., Kunst 6):

„Bei seiner besonderen Begabung, Kultur- und Zeitgeschichte als anziehendes und vielfarbiges Milieuporträt zu gestalten, hat Georg Hermann nie das Wissenswerte und Denkwürdige das Menschliche und Seelische überwuchern lassen. Stets ist er Dichter und Seelenkünder geblieben."

„Mein Weg und mein Werk." (Autobiographische Skizze.) Von Josef Magnus Wehner (Germ. 280).

„Im Spiegel": Robert Hohlbaum. (Autobiographische Skizze.) (Tagesbote, Brünn, Deutschmähr. Bl. 17.)

*

„Albert Soergel." Zum 50. Geburtstag. Von —er—er (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 272).

„Der ehrliche Makler zwischen Volk und Dichtung" (Soergel). Von Franz Alphons Gayda (Saarbr. Ztg., Gegenwart 147).

„Hans Brennert." Zum 60. Geburtstag. Von Erdmann Graeser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 144).

„Der Historiker Hermann Stegemann. Von Aloys Schulte (Berl. Börs.-Ztg. 247).

„Hermann Stegemann, der Dichter." Von Klaus Feuchtwanger (Excelsior Ztg. 125).

„Mentor im Weltkrieg" (Hermann Stegemann). (Frankf. Ztg. 396).

„Der Chronist des großen Krieges" (Stegemann). Von Fritz Chlodwig Lange (Westf. Ztg. 124).

„Ein Herold deutschen Heldentums" (Stegemann). Von Friedrich Lindner (Breisgauer Ztg. 125).

„Hermann Stegemann und das Elsaß." Von J. G. (Els.-Lothr. Ztg. 105).

„Hermann Stegemann." Von Fritz C. Moser (Bad. Pr. 248).

„Hermann Stegemann." Von W. Schöppe (Frankf. Nachr. 150).

„Hermann Stegemanns Dichtungen." Von Hanns Martin Elster (Münch. N. Nachr. 146).

„Oswald Spengler 50 Jahre." Von Paul Wittko (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 271).

Digitized by Google

„Oswald Spengler." Von Friedrich Hielscher (Leipz. N. Nachr. 149).

„Oswald Spengler." (Berl. Börs.-Cour. 245.)

„Oswald Spengler." (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 123.)

„Norbert Jacques, der jüngste Fünfziger." Von Carl Haensel (D. A. Z. 260).

„Norbert Jacques, der Reisedichter." Von Hanns Martin Elster (N. Bad. Landesztg. 284).

„Norbert Jacques." Von Ernst Guggenheim (Hannov. Kur. 262/63 u. a. O.).

„Anselma Heine zum 75. Geburtstag." Von K. K. (Königsb. Allg. Ztg. 280).

„Anselma Heine." Von Gabriele Reuter (N. Bad. Landesztg., Frau 303 u. a. O.):

„Zur geistigen Revolutionärin war Anselma Heine nie geboren. Sie war und ist vorurteilslose Betrachterin alles Menschlichen. Ihre feingeschliffenen Novellen und Romane erschienen in der würdevoll-konservativen ‚Deutschen Rundschau', ihre ersten Bücher bei deren Verleger Paetel, Berlin. Die Novelle, die damals noch gepflegt wurde und nicht mit der ‚Kurzgeschichte' verwechselt werden darf, war das Gebiet, auf dem sich Anselma Heines künstlerischer Formensinn, ihre ruhige Toleranz gegenüber vielfarbigem Menschenwesen am besten entfalten konnte. In den Novellenbänden: ‚Unterwegs', ‚Auf der Schwelle', ‚Vom Markte der Liebe', ‚Fern von Paris' finden sich Perlen bester Erzählerkunst."

„Anselma Heine." Von A. J. (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 139).

„Alois Brandl. Zum 75. Geburtstag." Von Max Kuttner (Tag 147):

„Es war und ist noch heute ein eigener Genuß, ihn über ein Thema seines Forschungsgebietes sprechen zu hören. Eine recken-hafte Gestalt mit edlen, durchgeistigten Gesichtszügen und einem in die Weite verlorenen Blick steht hochaufgerichtet da, von spärlichen Gesten bewegt; er spricht meist frei, und das erstaunliche Gedächtnis für Tatsachen, Namen und Zahlen, das ihn dabei unterstützt, kennt, wie sein Besitzer, auch heute noch keine Altersschwäche."

„Der Meister der englischen Literaturforschung" (Brandl). (Deutsche Ztg. 140b).

„Alois Brandl." Von W. Dibelius (D. A. Z. 282).

*

„Ein Friedrich-Drama" (Ernst Gever). Von Richard Biedrzynski (Deutsche Ztg., Kultur 138).

„Fridolin Hofer und seine neuen Gedichte ‚Festlicher Alltag'." Von Elisabeth Binz-Winiger (N. Berner Nachr. 117).

*

„Ein Roman der deutschen Unruhe" (Josef Ponten ‚Wolga, Wolga')." Von Eugen Kaltschmidt (Tag, Unt.-Rundsch. 134):

„Deshalb ist Pontens Versuch bedeutsam als Symptom einer gewandelten nationalen und volkspolitischen Verantwortung diesen Fragen gegenüber, schon allein dadurch, daß er versprengte und verlorene Einzelschicksale für die Erkenntnis des Volksschicksals dichterisch nutzbar machen wird."

„Wolga, Wolga!" (Ponten). Von Hugo Marti (Bund, Bern, 222):

„So füllt ein drängendes, blutwarmes Leben diese Erzählung von fernabliegenden Dingen, und von der schwellenden Kraft, die im Ahn lebendig war und die der Urenkel mit anderem Vorzeichen wieder in sich erwachen fühlt, werden die Nähte des Sprachgewandes, in das Ponten seinen großen Stoff gehüllt, fast gesprengt."

„Josef Ponten: ‚Wolga, Wolga'." Von H. F. (Magdeb. Ztg. 254):

„So gelang ein Werk, das in einzelnen Teilen zwar nicht immer rein im Stoff aufgeht, aber in der Größe seiner Linien, in der Spannweite der Handlung etwas Bezwingendes hat."

„Josef Ponten: ‚Wolga, Wolga'." Von — ff — (Voss. Ztg. 19).

„Pontens Berichtssprache ist voll schöner gespannter Bögen, in denen die Details mit gärtnerhafter Freude angesiedelt sind. Es ist eine gute Mischung aus treibender Epik und liebevollem Fabulieren erreicht, die diesem Buch eine höhere Kunstform als die des üblichen Romans sichert."

„Volk auf dem Wege." Von Fritz Enders (Hamb. Fremdenbl. 122):

„Ein Buch, das dieses deutsche Schicksal erzählt und so meisterhaft erzählt, gehört wahrlich in die Hände des deutschen Volkes; und ein Dichter, dem ein solches Buch gelungen, darf sich mit Recht einen Dichter des deutschen Volkes nennen."

„Roman der deutschen Unruhe" (Ponten). Von G. M. Vossau (Kassel. N. Nachr. 28. April).

„Wolga, Wolga" (Ponten). Von rix (Düsseld. Stadtanz. 116).

„Zu einem Romanwerk von Josef Ponten." Von Rudolf Paulsen (Stuttg. N. Tagbl. 181):

„Weil hier etwas ganz Großes geplant und begonnen ist, darf niemand an dem Buch vorbeigehen. Hier muß tausendfältiges Echo dem Werkenden die Kräfte stärken, auf daß wir ein erdumfassendes Gemälde deutscher ‚Aushäusigkeit' auch wirklich erhalten."

„Der Schatz im Acker" (Roman von Hans von Hülsen). Von Julius Knopf (Berl. Börs.-Ztg. 271):

„Nicht nur der Kenner und Liebhaber unserer Mark sollte diesen ‚Schatz im Acker' lesen, jeder, der die Liebe zur Natur, zur deutschen Heimat in sich trägt, wird sich an diesem von deutschem Geiste durchpulsten Buch erfreuen. Hier war ein Dichter am Werk, der, von dem Gegenstand und den Schicksalen einer Familie gepackt und erschüttert, auf dem Grundstock der Wahrheit ein dichterisches Kunstwerk erstehen ließ."

„Der Hauptmann von Köpenick". (Zu Wilhelm Schäfers Buch.) Von Oskar Maurus Fontana (Berl. Börs.-Cour. 275):

„Das Leben des Hauptmanns von Köpenick erzählt Wilhelm Schäfer (bei Georg Müller, München). Und es zeigt sich, daß dieser Schelmenheld inmitten einer Welt von Untertanen zuerst deren Opfer gewesen ist, daß sein Eulenspiegelstreich nicht der Einfall eines Spaßvogels war, sondern als die Summe eines Lebens die Rebellion eines Gedemütigten gegen seine Peiniger darstellt. Denn was war alles diesem Wilhelm Voigt geschehen, ehe er seinen denkwürdigen Marsch gegen Köpenick antrat! Für die Ungerechtigkeit in der sogenannten Gerechtigkeit — dafür ist das Leben Wilhelm Voigts ein erschütterndes und sich dann in Gelächter befreiendes Beispiel."

„Ein neues Buch von Lisa Wenger" (Die Longwy und ihre Ehen). Von H. M. (Basler Nachr., Lit. Bl. 23):

„Mit leiseren, wenn auch weniger eindringlichen Akzenten..."

„Ein neuer Roman Mechthilde Lichnowskys." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1012):

„Es gibt eine Französin, deren Naturhaftigkeit, Temperament und Tierliebe an Mechthilde Lichnowsky erinnert: Colette. Ihre deutsche Schwester steht ihr nicht nach."

Digitized by Google

„Vom Ende des letzten Bauern" (Hermann Eris Busse „Der letzte Bauer"). Von Friedrich Alfred Schmid Noerr (Münch. N. Nachr. 151)

„Wendet sich der Blick vom ‚Letzten Bauern' nochmals zurück auf das Gesamt dieser drei Bücher des großen Schwarzwaldromans, so wächst der Eindruck erst zu der dem Gesamtwerk gerecht werdenden, imposanten Größe. Das mächtige Ausmaß des Ganzen offenbart und bewährt sich dann erst in dem bewunderungswürdigen Maß und Ausgleich seiner oft fast zierlich gefügten Teile. In diesem Beisammen von lebendigstem Reichtum und geschlossenster Form gibt sich die eigentliche, soweit ich sehe, heut fast einzigartige Meisterschaft des Dichters zu erkennen: die epische Geduld und Innigkeit zum Kleinsten, wie zum Größten und dennoch die gottverwandte, weil eigentlich schöpferische Sicherheit zum Ganzen."

„Renée und Rainer" (Erzählung von Ina Seidel). Von Richard Specht (N. Fr. Presse, Wien, 23501):

„Neben der Gewitztheit und der Sensationslust der romanschreibenden Zeitgenossen wirkt dieses innig verhaltene, marktfremde Buch der Ina Seidel wahrhaft wohltuend. Weil es nichts mit dem Metier und seinen Fingerfertigkeiten zu schaffen hat, weil sogar seine Mängel solche der Noblesse und der gedanklichen Prävalenz sind und weil seine Vorzüge im Persönlichen einer reichen, ernsten, in Sonne reifenden Dichterkraft liegen. Es ist beste menschliche und geistige Gegend."

*

„Marquis de Sade" (Otto Flake). Von Ernst Blaß (B. T. 286).

„Macht und Geheimnis der Jesuiten" (René Fülöp-Miller). Von Hans Teßmer (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 126).

„Fülöp-Millers Jesuitenbuch." Von Friedrich Muckermann S. J. (Germ., Ufer 16):

„Hat das umfassende Werk jetzt, da die Zeit der 400jährigen Erinnerung gekommen ist, den Charakter einer Jubiläumsschrift, so ist es darüber hinaus für die Gesellschaft Jesu, um nicht zu sagen für die Kirche, der sie dient, eine historische Rechtfertigung."

„Gott in Frankreich." (Das Buch von Friedrich Sieburg.) Von Otto Flake (N. Bad. Landesztg. 268).

„Das Menschengesicht" (Max Picard). Von Rudolf Kaßner (D. A. Z. 18. Mai).

„Das Menschengesicht" (Max Picard). Von A. Hilckmann (Germ, Ufer. 13):

„Dieses Buch hat eine Sendung zu erfüllen. Um von dem, was es bietet, eine annähernde Vorstellung zu vermitteln, müßte man schon ganze Kapitel daraus abschreiben. Schöner ließ sich die hinter der Physiognomik stehende Metaphysik in ihrer intuitiven Schaubarkeit wohl kaum aussprechen. Man gehe nicht den Maßstäben wissenschaftlicher Kritik, die hier versagen muß und von vornherein grobschlächtig erscheint, an ein Buch heran, das ja etwas ganz anderes sein will als Wissenschaft im herkömmlichen Sinne, das aber doch eine restlos ernstzunehmende Erkenntnisweise darstellt."

„Albert Schweitzers ‚Paulus'." Von Paul Feldkeller (Generalanz. Stettin, Buch 143).

„Zwischen zwei Revolutionen" (Ernst Heilborns Geschichte des 19. Jahrhunderts). Von Ernst Lissauer (N. Bad. Landesztg., Unt.-Beil. 313).

„Von Gottsched bis Goethe." (Zu Oskar Walzels neuer Literaturgeschichte.) Von A. B. (Deutsche Reichsztg., Bonn, 143).

*

Zur ausländischen Literatur

„Dickens." Von Rudolf Huch (Saarbr. Ztg. 155):

„Dickens hat die Fähigkeit, die Stätten des Geschehens unaufdringlich den Ereignissen in der Stimmung anzupassen. Das liegt bei den Schilderungen aus den Slums in der Natur der Sache. Aber es ist auch natürlich, daß einem wohler wird in dem breiten Behagen des alten England, das es heute nicht mehr gibt, behäbige Farmhäuser, heiter belebte Heerstraßen, Gasthäuser, wo ein breiter Hof in der Mitte liegt, umrahmt von Galerien und Holztreppen, und wo es saftige Truthähne, Portwein und den nie fehlenden Ananaspunsch gibt. Gewiß, das Leben der Heerstraßen ist heute in allen Ländern unvergleichlich imposanter, aber es tut wohl, sich von einem Dichter in die Zeit entrücken zu lassen, wo es keine Autos und Krafträder gab."

„Der Dichter-Anwalt der Armen [Dickens]." Von Fritz Flechtner (Gen.-Anz., Stettin, Buch 156).

„Mary Webb." Eine spät erkannte englische Dichterin. Von Elisabeth Altmann-Gottheiner (Köln. Ztg., Frau 312).

„Englands neuer ‚poeta laureatus' [John Masefield]." Von Heino Schwarz (Düsseld. Nachr., Unt.-Bl. 241).

„Hugh Walpole." Von Levin L. Schücking (Prag. Pr. 161).

„Hugh Walpole." Von Bernhard Fehr (N. Zür. Ztg. 1244).

„Alte und junge englische Dichter in deutscher Übertragung." Von Heino Schwarz (Düsseld. Nachr., Bücherschrank 17).

„Wie ich sprechen lernte." Von einer Taubblinden [Helen Keller]. (Bund, Bern, Frauen 240.)

*

„Rousseau und die ‚lettres de la montagne'." Von Antoine Guillaud (N. Zür. Ztg. 1047).

„Josefin Peladan." Von Jakob Blum (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 296).

„Marcel Proust und seine Modelle." Von Joh. Veeste (Basl. Nachr., Lit. Bl. 24).

„Rimbaud." Von Henri Guilbeaux (B. T. 240):

„Er war ein Zeitgenosse und Freund Verlaines, und vermöge des großen Einflusses, den er auf die symbolistische Bewegung ausgeübt hat, konnte sein Ruhm nur wachsen. Er ist vielleicht unter den modernen Dichtern derjenige, der in der französischen Literatur des letzten Jahrzehnts am meisten richtunggebend war. Ohne Rimbaud kann man sich die surrealistische Bewegung überhaupt nicht vorstellen, und es ist kurios, festzustellen, daß Rimbaud, obgleich er weniger lyrisch, weniger melodisch und auch weniger populär als Verlaine ist, diesen an Einfluß überragt hat.
Der Einfluß Rimbauds ist aber nicht nur auf Frankreich beschränkt geblieben. Rimbaud hat in Deutschland zahlreiche Nachahmer gefunden."

„Ahasver Rimbaud. Der Weltlandstreicher." Von Alfred Wolfenstein (B. T. 258).

„‚Les frères Bouquinquant' von Jean Prévost." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1078).

„Französische und westschweizerische Literatur." Von H. de J. (Basl. Nachr., Lit. Bl. 21).

*

„Emilie Verhaeren." Von Fritz Lehner (Tag, Wien, 2601).

„Albrecht Rodenbach, der Sänger des katholischen Flandern, zu seinem 50. Todestag." Von Heinrich Jos. Brühl (Köln. Volksztg. 315).

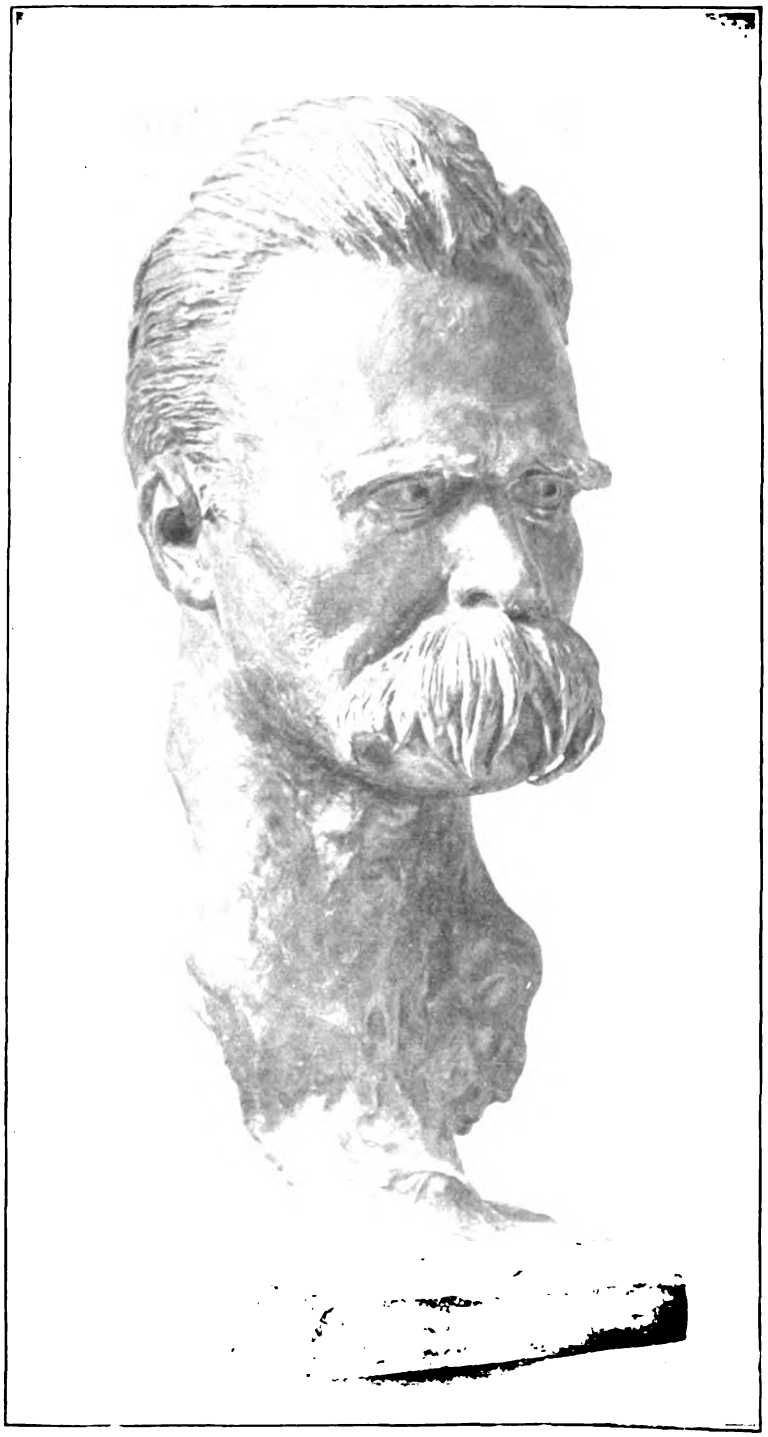
*

„Nordische Dichtung." Von Horst Uhlenbrauk (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 12).

„Inspiration." (Autobiographische Skizze.) Von Knud Andersen (Berl. Börs.-Cour. 283).

*

Digitized by Google



Phot. E. A. Seemann, Leipzig

Friedrich Nietzsche

Nach der Büste von Max Klinger

Digitized by Google

NIETZSCHES WERKE

Neue wohlfeile Ausgaben

IN ZWEI BÄNDEN

Ausgewählt und eingeleitet von

AUGUST MESSER

o. Professor an der Universität Gießen

1250 Seiten Oktav. / In Leinen M 5.70; in Ganzleder M 10.50

Diese lang erwartete wohlfeile Ausgabe vereinigt in sorgfältiger Auswahl alles, was von Nietzsche zum Bestand tieferer Bildung, der Weltliteratur und Weltanschauung gehört. Außer dem vollständigen ‚Also sprach Zarathustra' enthält sie sämtliche übrigen Werke in einer innerlich zusammenhängenden Folge ihrer Hauptpartien, geleitet und eingeführt von einem hervorragenden Kenner.

IN SECHS BÄNDEN

auf Dünndruck-Papier

Herausgegeben und mit einer Einleitung von

ALFRED BAEUMLER

In Ganzleinen M 38.—

In Ganzleder M 65.—

Nietzsches Werke sind hier in einer erlesenen, dabei handlichen Ausgabe auf mäßigen Raum vereinigt, die durch ihre gewählte Ausstattung und die sorgfältige Durchsicht der Texte allen wertvoll sein wird, die Nietzsche tiefer zu studieren wünschen. Die Einleitung von Prof. Dr. A. Baeumler zeichnet die geistige Gestalt Nietzsches, die Nachworte, jedem Bande beigegeben, berichten über Wesen und Entstehung der Werke.

Diese Ausgabe ist die gediegene Lese- und Geschenkausgabe für alle Freunde des schönen Buches.

IN NEUN BÄNDEN

Taschenausgabe

Jeder Band mit einem Nachwort von

ALFRED BAEUMLER

Also sprach Zarathustra
Mit Peter Gasts Einführung
In Leinen M 2.50; in Leder M 5.50

Die Geburt der Tragödie
Der griechische Staat
In Ganzleinen M 3.—

Unzeitgemäße Betrachtungen
In Ganzleinen M 3.50

Menschliches Allzumenschliches
In Ganzleinen M 4.—

Morgenröte
In Ganzleinen M 2.75

Die fröhliche Wissenschaft
In Ganzleinen M 2.75

Jenseits von Gut und Böse
Zur Genealogie der Moral
In Ganzleinen M 3.—

Götzendämmerung
Antichrist. Ecce homo. Gedichte.
In Ganzleinen M 3.50

Der Wille zur Macht
In Ganzleinen M 4.—

ALFRED KRÖNER VERLAG / LEIPZIG

Digitized by Google

„Ungarische Dichtung." Von Michael Babits (Bund, Bern, Kl. Bund 24).

*

Allgemeines

„Gottsucher." Von A. Fr. Binz (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 21).

„Vom Okkultismus und seinen Kritiken." Von Eugen Bleuler (N. Zür. Ztg. 1079).

„Von kommenden Literaten und Dichtern." Von Guido K. Brand (Köln. Ztg., Lit. 311, 322).

„Sozialistische Literaturgeschichte." Von Bernhard Diebold (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 21).

„Das geistige Deutschland und Stefan George." Von Hans Dietert (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 313).

„Paneuropa und Thomas Mann." Von Ewald Geißler (Deutsche Ztg., Kultur 141).

„Theater und Tonfilm der Zukunft." Ein Gespräch mit Max Reinhardt. Von Manfred Georg (N. Bad. Landesztg. 266).

„Fahrt nach Berlin." Von J. Hart (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 283).

„Das jüngste Gericht [Goedeke]." Von H. H. Houben (B. T. 261).

„Ein Schullesebuch und die Deutsche Dichter-Akademie." Von Rolf Italiaander (Leipz. Sonntagspost 4. Mai).

„An unsere Bühnendichter." Von Keulers (Germ. 274).

„Bilder und Akte." Von Ernst Lissauer (Gen.-Anz., Stettin, Buch 143).

„Verehrung." Von Albrecht Schaeffer (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 132).

„Radio und Schriftsteller." Von Kurt Schenker (Bund, Bern, 240).

„Der Dramaturg —" von Lion Feuchtwanger — „und seine Stellung im Theaterbetrieb." Von Julius Berstl, Hans Rothe (B. T. 278).

„Künstlers Widerhall." Was aus dem Walde des Publikums zurückschallt. Von Alfred Döblin, Alice Berend, Eugenie Schwarzwald, Heinrich Mann, Jakob Wassermann, Georg Hermann, Gottfried Benn, Carl Zuckmayer, Alfred Braun, Peter Panter (Voss. Ztg. 267).

Echo der Zeitschriften

Die Neue Rundschau. XXXXI, 6. (Berlin, Leipzig.) Aus Thomas Manns Lebensabriß:

„Zweifellos ist der geistige und stilistische Einfluß Nietzsches schon in meinen ersten an die Öffentlichkeit gelangten Prosaversuchen kenntlich. Ich habe in den ‚Betrachtungen eines Unpolitischen' von meinen Beziehungen zu diesem zaubervollen Komplex gesprochen und sie auf ihre persönlichen Bedingungen und Grenzen zurückgeführt. Die Berührung mit ihm war in hohem Grade bestimmend für meine sich bildende Geistesform; aber unsere Substanz zu verändern, etwas anderes aus uns zu machen, als wir sind, ist keine Bildungsmacht imstande; alle Bildungsmöglichkeit überhaupt hat ein Sein zur Voraussetzung, das den Instinktwillen und die Fähigkeit zur persönlichen Auswahl, Assimilierung, Verarbeitung ins Besondere besitzt. Goethe hat gesagt, daß man etwas sein müsse, um etwas zu machen. Aber schon, um in irgendeinem höheren Sinn etwas lernen zu können, muß man etwas sein. Zu untersuchen, welche Art von organischer Einbeziehung und Umwandlung Nietzsches Ethos und Künstlertum in meinem Fall gefunden hat, bleibt einer Kritik überlassen, die sich dazu bemüßigt findet. Auf jeden Fall war es eine komplizierte Art, die sich zur Mode- und Gassenwirkung des Philosophen, allem simplen ‚Renaissancismus', Übermenschenkult, Cesare-Borgia-Ästhetizismus, aller Blut- und Schönheitsgroßmäuligkeit, wie sie damals bei groß und klein im Schwange war, durchaus verachtungsvoll verhielt. Der Zwanzigjährige verstand sich auf die Relativität des ‚Immoralismus' dieses großen Moralisten; wenn ich dem Schauspiel seines Hasses auf das Christentum zusah, so sah ich seine brüderliche Liebe zu Pascal mit und verstand jenen Haß durchaus moralisch, nicht aber psychologisch, — ein Unterschied, der sich mir auch in seinem — kulturkritisch epochalen — Kampf gegen das bis in den Tod Geliebteste, gegen Wagner, zu bewähren schien. Mit einem Worte: ich sah in Nietzsche vor allem den Selbstüberwinder; ich nahm nichts wörtlich bei ihm, ich glaubte ihm fast nichts, und gerade dies gab meiner Liebe zu ihm das Doppelschichtig-Passionierte, gab ihr die Tiefe. Sollte ich es etwa ‚ernst' nehmen, wenn er den Hedonismus in der Kunst predigte? Wenn er Bizet gegen Wagner ausspielte? Was war mir sein Machtphilosophem und die ‚Blonde Bestie?' Beinahe eine Verlegenheit. Seine Verherrlichung des ‚Lebens' auf Kosten des Geistes, diese Lyrik, die im deutschen Denken so mißliche Folgen gehabt hat, — es gab nur eine Möglichkeit, sie mir zu assimilieren: als Ironie. Es ist wahr, die ‚Blonde Bestie' spukt auch in meiner Jugenddichtung, aber sie ist ihres bestialischen Charakters so ziemlich entkleidet, und übriggeblieben ist nichts als die Blondheit zusammen mit der Geistlosigkeit — Gegenstand jener erotischen Ironie und konservativen Bejahung, durch die der Geist, wie er genau wußte, sich im Grunde so wenig vergab. Mochte doch die persönliche Verwandlung, die Nietzsche in mir erfuhr, Verbürgerlichung bedeuten. Diese Verbürgerlichung schien mir und scheint mir noch heute tiefer und verschlagener als aller heroisch-ästhetische Rausch, den Nietzsche sonst wohl literarisch entfachte. Mein Nietzsche-Erlebnis bildete die Voraussetzung einer Periode konservativen Denkens,

Digitized by Google

den Adlerschen Lebensplan, seine Komplexe und Verdrängungen. Das heißt heute nur anders. Man muß der Intuition etwas übriglassen, wenn man das Vergangene flüssig halten will. Ich habe, soweit es ging, mit Rohmaterial gearbeitet, habe nur mit eigener Hand zu gestalten versucht, habe Menschen, Stimmungen, Richtungen entstehen lassen, als ob ich sie miterlebt hätte."

Reclams Universum. XXXXVI, 36. (Leipzig.) In seinem Aufsatz „Rheinisches Dichten von heute" würdigt Oskar Walzel die Neugestaltung von Josef Winklers „Eisernen Sonetten" („Eiserne Welt"):

„Er wertet nicht völlig um, er schlägt nicht seiner eigenen alten Überzeugung ins Gesicht, ihm sind nur Gefahren aufgegangen, die er einst nicht gesehen hat. Die neue Gestalt der ‚Eisernen Sonette' würdigt nur, wer ihre Absicht versteht, eine bessere Zukunft nicht im Verzichten auf alle Gewinne der Technik anzustreben, sondern eine unerhörte Leistung des Menschengeistes in den Dienst des Geists und nicht der Entgeistigung zu stellen. Eine der schwersten Fragen des Augenblicks tritt so in den Mittelpunkt von Winklers Schaffen. Winkler beweist, mit welchem Verantwortlichkeitsgefühl die Dichtung am Rhein ihre Arbeit leistet. Am Rhein und nicht in Berlin tätig sein, heißt nicht, weltfremde Beschaulichkeit tatkräftigem Wirken vorziehen. Ungebrochener als im Geschäftsbetrieb der Weltstadt kann sich dem Menschen am Rhein spiegeln, was Gegenwart und Zukunft fordern, wenn nicht Selbstvernichtung, sondern neuer Aufbau sich ergeben soll."

„Walther von der Vogelweide." Von Hans Böhm (Der Kunstwart XLIII, 9. München).
„Walther von der Vogelweide." Von Franz Spunda (Der Bücherwurm XV, 5. Berlin).
„Walther von der Vogelweide." Von Friedrich Sternthal (Die Literarische Welt VI, 21. Berlin).
„Wieland vor Napoleon." Von Friedrich Burschell (Der Querschnitt X, 5. Berlin).
„Lichtenberg." Von Paul Wiegler (ebenda).
„Goethes Gedicht ‚Vermächtnis', eine Summe seiner Weltanschauung." Von Paul Lorentz (Zeitschrift für Deutschkunde XLIV, 6. Leipzig).
„Der sentimentalische Faust." Von Friedrich Seiberth (The German Review V, 2).
„Goethe und die Oper." Von Karl Bezold (Stadt-Anzeiger XXVIII, 39. Mannheim).
„Schlesier im Goethekreise." Von Alfred Rüffler (Die Bergstadt XVIII, 9. Breslau).
„Neu aufgefundenes Volkslied bei E. T. A. Hoffmann." Von Hermann Kügler (Zeitschrift für Volkskunde 1929, 2. Berlin).
„Ferdinand Freiligrath." Von Franz Tauböck (Radio VI, 38. Wien).
„Hugo von Hofmannsthal." Von Walther Brecht (Deutsche Rundschau LVI, 9. Berlin).
„Emil Gött." Von Richard Riedel (Der Türmer XXXII, 9. Stuttgart).
„Max Dauthendey zum Gedächtnis." Von Walter v. Molo (Der Bücherwurm XV, 5. Berlin).
„Landauers Briefe." Von Günther Dehn (Eckart VI, Berlin).
„Wie Peter Hille heiratete." Eine Erinnerung von Julius Hart (Reclams Universum XLVI, 37. Leipzig).
„Wilhelm Holzamer." Von Adalbert Schmidt (Masken XXIII, 18. Düsseldorf).
„Louise von François." Von Hermann Hoßfeld (Thüringen V, 7/8. Neustadt).
„Hermann Stegemanns züricher Jahre." Von E. Z. (Zür. Theater-, Konzert- und Fremdenblatt 1930, 4).
„Ich — und die Zeitung." Von Clara Viebig (Deutsche Presse XX, 22. Berlin).
„Adele Gerhard." Von Curt Kohlmann (Die Lese V, Köln).
„Friedrich Gundolfs ‚Shakespeare'." Von Karl von Felner (Krefelder Blätter VI, 17).
„Friedrich Gundolf." Von Conrad Wandrey (Die Literarische Welt VI, 25. Berlin).
„Walter von Molo." Von Werner Schendell (ebenda).
„Meine Studentenjahre." Von Walter von Molo (Velhagen & Klasings Monatshefte XLIV, 10. Bielefeld).
„Walter von Molo." Von Lutz Weltmann (Der neue Weg LIX, 12. Berlin).
„Erneuerung der Menschen [Walter von Molo]." Von Kurt Liebmann (Der Bücherwurm XV, 5. Berlin).
„Der Dichter und Mensch Walter von Molo und seine Beziehungen zum Osten." Von Carl Lange (Ostdeutsche Monatshefte XI, 3. Berlin).
„Walter von Molo und der historische Roman." Von J. Petersen (ebenda).
„Walter von Molo und der moderne Roman." Von E. A. Dreyer (ebenda).
„Walter von Molos dramatisches Schaffen." Von Paul Medenwaldt (ebenda).
„Zwei Jahrzehnte mit Walter von Molo." Von Erwin Rollett (ebenda).
„Molos Reden und Aufsätze." Von H. Strunk (ebenda).
„Walter von Molo und die Dichterakademie." Von Ludwig Goldstein (ebenda).
„Der Dichter und die Jugend." Von Bernhard Menne (ebenda).
„Das Erzieherische im Werk Walter von Molos." Von Martin Ritscher (ebenda).
„Der Marquis de Sade [E. Dühren, O. Flake, A. H. Meyer]." Von Willy Haas (Die Literarische Welt VI, 25/26. Berlin).
„Fritz von Unruh — der Dichter in der Zeit." Von Ernst Adolf Dreyer (Blätter der Reinhardt-Bühnen 1930, Mai—Juni). „Erstveröffentlichter Auszug aus einem Brief von Rainer Maria Rilke an die Baronin Leitner über Fritz von Unruh" (ebenda).
„Gustav Frenssens ‚Dummhans'." Von Rudolf Franz Merkelt (Die Christliche Welt XLIV, 12. Gotha).
„Hermann Hesse." Von Gerhard Günther (Deutsches Volkstum XII, 6. Hamburg).
„Über Hesses ‚Narziß und Goldmund'." Von Max Hermann-Neisse (Die Literarische Welt VI, 23. Berlin).
„Hermann Burtes ‚Ursula'." Von Börries, Frhr. von Münchhausen (Die schöne Literatur XXXI, 6. Leipzig).
„Richard Schaukal." Von Rudolf List (Radio VI, 3. Wien).
„Franz Molnár." Von Jenö Mohacsi (ebenda 36).
„Franz Michel Willam." Von Ernst Alker (Literarischer Handweiser LXVI, 9. Freiburg i. B.).
„Ein österreichischer Mundartdichter: Karl Maria Franzberg." Von Karl Pötzl (Radio VI, 34. Wien).
„Friedrich Schnack, ein Dichter deutscher Landschaft." Von Wilhelm Meridies (Das deutsche Buch X, 5/6. Leipzig).
„Jakob Haringer." Von Siegfried Freiberg (Radio VI, 3. Wien).

Digitized by Google

„Der Schüler Gerber [Friedrich Torberg] wird gerächt." Von Josef Körner (Mitteilungen aus dem höheren Schulwesen XXIX, 7. Reichenberg).
„Gerhart Pohl." Von Alfred Kerr (Die Lebenden III, 3/4. Berlin).
„Verschwiegenes Vorwort." Von Georg Fink (Das Tagebuch XI, 24. Berlin).
„Max Mell und sein Werk." (Stadt-Anzeiger XXVIII, 41. Mannheim).
„Julius Zerzer." Von Ernst Samhaber (Die schöne Literatur XXXI, 6. Leipzig).

* * *

„Chesterton verteidigt das Christentum." Von Wilhelm Michel (Eckart VI, 6. Berlin).
„O'Neill über sich selbst aus seinen Briefen." (Blätter der Städtischen Bühnen 1930, 5/6. Frankfurt a. M.)
„Drei unveröffentlichte Briefe Flauberts." (Das Tagebuch XI, 21. Berlin).
„Rimbauds Einfluß." Von Alfred Wolfenstein (Die Literarische Welt VI, 22. Berlin).
„Henry de Montherlant, der letzte Ritter." Von Erwin Rieger (Neue Schweizer Rundschau XXIII, 6. Zürich).
„Buchwidmungen französischer Schriftsteller." Von Friedrich Marle (Zeitschrift für Bücherfreunde XXII, 3. Leipzig).
„Geistiges Frankreich in Berlin." Von Walter Tritsch (Die Literarische Welt VI, 23. Berlin).
„Pietro Aretino, Erzvater der Literaten." Von Karl Fuß (Der Scheinwerfer III, 18/19. Essen).
„Miquel de Unamuno." Von G. H. Neuendorff (Die Christliche Welt XLIV, 11. Gotha).
„Berliner Interview mit Ramón Gómez de la Serna." Von F. W. (Die Literarische Welt VI, 22. Berlin).
„Georges Bernanos." Von Adolf von Grolman (Die schöne Literatur XXXI, 6. Leipzig).
„Des Satans oder Gottes Sonne? [Bernanos]." Von Alex Emmerich (Die Christliche Welt XLIV, 11. Gotha).
„Das rumänische Drama der Gegenwart." Von Jon Sân-Giorgiu (Klingsor VII, 6. Kronstadt).
„Knut Hamsun." Von K. H. Ruppel (Masken XXIII, 20. Düsseldorf).
„Olaf Audunsson' von Sigrid Undset." Eine Darstellung des Individualismus aus dem Glauben. Von Franz Michel Willam (Hochland XXVII, 9. München).
„Leßkow." Von Josef Hofmiller (Der Kunstwart XLIII, 9. München).

* * *

„Die Kunst des Sprechchors." Von Alfred Auerbach (Der Neue Weg LIX, 11. Berlin).
„Zauber der Operette von Thomas Mann (Baden-Badener Bühnenblatt X, 43).
„Der Chor in der attischen Tragödie." Von Heinz Neuberger (Singchor und Tanz XLVII, 11. Mannheim).
„Schillers Wallenstein auf den berliner Bühnen." Von Sven Schlacht (Baden-Badener Bühnenblatt X, 43).
„Das sterbende Theater." Von Hans Weichelt (Die Christliche Welt XLIV, 12. Gotha).

* * *

„Können Dichter die Welt ändern?" Von Gottfried Benn (Die Literarische Welt VI, 23. Berlin).
„Die Darstellung des Todes in der deutschen Dichtung und bildenden Kunst des späteren Mittelalters." Von J. Franke (Zeitschrift für Deutsche Bildung VI, 6. Frankfurt a. M.).
„Das dichterische Gesamtwerk." Von Otto Heuschele (Der Türmer XXXII, 9. Stuttgart).
„Die Buchbesprechung in der Tageszeitung." Von W. Kleeberg (Deutsche Presse XX, 15. Berlin).
„Die neue Wissenschaft des George-Kreises." Von Rudolf Metz (Der Türmer XXXII, 9. Stuttgart).
„Der ästhetische Mensch in der neueren deutschen Literatur." Von Karl Justus Obenauer (Zeitschrift für Deutschkunde XLIV, 6. Leipzig).
„Ansbach und die Dichtung." Von Heinrich Seufert (Fränkische Monatshefte 1930, 4/5. Nürnberg).
„Klassikertod." Von Ernst Bowinckel (Zeitschrift für Deutschkunde XLIV, 6. Leipzig).
„Vom literarischen München." Von J. M. Wehner (Deutsche Presse XX, 22. Berlin).

Echo der Bühnen

Stuttgart

„Die Ehe nach dem Buch." Lustspiel. Von Ludwig Hofmeier. (Uraufführung im Württembergischen Landestheater am 6. Juni.)

Der Verfasser dieses Lustspiels hat wieder — wie in seiner vor zwei Jahren in Kassel uraufgeführten Komödie, die „Um Ihn!" ging — geglaubt, aus dem Gegensatz „Dichtung und Leben" neue dramatische und komische Wirkungen herausholen zu können. Ein objektiv berechtigter Glaube: der Gegenstand ist ewig und unerschöpflich. Aber, subjektiv genommen, muß man dabei doch, im Dramatischen sowohl wie im Komischen, ein wenig zu den Auserwählten zählen, oder sich zum mindesten eines zweckentsprechenden Nothelfers (d. h. Kompagnons) versichern. Hofmeier selbst könnte in solch gemeinsames Unternehmen ein gewisses Dialoggeschick mitbringen, eine gewisse Fähigkeit, die Fäden der menschlichen Beziehungen, die Hin- und Hergeschwätze und Verheimlichungen mit einiger Naturnähe durcheinanderlaufen zu lassen, kleine Ironien und Wortspielereien scherzhaft anzubringen, aber der andere, ein Fachmann der Schwankbranche, müßte den verschwebenden Figuren Halt, den zerfließenden Szenen Dichte, der verschnörkelten Handlung Linie, dem Ganzen viel mehr Schlagkraft und wirklichen Humor geben. Mit der spöttischen Freude an den Lächerlichkeiten eines Ehebuch-Verfassers, dessen Theorien sich in der Praxis der eigenen Ehe blamieren, mit der liebevoll epischen Darstellung einer aus Erotik und Langeweile, aus Verdauungsbeschwerden, Motorradwitzen, Radio, Grammophon und Bowle gemischten Umgebung und Gesellschaft läßt sich allein ein abendfüllendes Stück nicht bestreiten. Selbst die Figur, die die meisten Möglichkeiten zu bieten scheint — die kleine Theateraspirantin, die eine Liebeskomödie zu mimen hat, sich samt ihrem Partner in wirkliche Gefühle hineinspielt und sich auch noch mit großem Aplomb vor versammeltem

Digitized by Google

prächtigen Bände sind neulich erschienen und enthalten der erste eine Auswahl der Gedichte, der zweite „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge" (Mailand, Alpes, 1929). Errante, der ein gelehrter Germanist und zugleich ein feiner Dichter ist, hat sich tief in Rilkes Werk hineingefühlt und ihm ein würde- und poesievolles italienisches Gewand gegeben. Vor Ende des Jahres werden weitere drei Bände erscheinen, dazu eine kritische Arbeit Errantes über den Dichter.

Rilkes Werk, mit besonderer Berücksichtigung seiner Religiosität, gilt auch das neue Buch F. Oliveros: „Rainer Maria Rilke" (Turin, A. L. J., 1929). Und da die Rede auf die Kritik gekommen ist, so sei hier noch ganz kurz einiges aus dem Bedeutendsten angezeigt, was bei uns in der letzten Zeit auf dem Gebiete der deutschen Literatur und Philosophie veröffentlicht wurde. J. Maione („Kleist", Turin, Chiantore 1929) bietet eine Charakteristik der Persönlichkeit und der Dramen H. von Kleists; G. V. Amoretti erörtert Georg Büchners Weltanschauung und Werk („Georg Büchner", Pisa, Annali delle Università Toscane, 1928); V. Santoli behandelt Wackenroders ästhetischen Mystizismus („Wackenroder e il misticismo estetico", Rieti, 1929); L. Bianchi, der uns eben auch eine gute metrische Übersetzung von Goethes Satyros und Achilleis gegeben (Bononien, Zanichelli, 1930), untersucht Hamanns und Herders Beziehungen („Hamann und Herder", Bononien, Mareggiani 1930), „Jean Pauls Idyllen" (Bononien, Cacciari 1930) und C. F. Meyers Weltanschauung und Kunst („Studi su Conrad Ferdinand Meyer", Bononien, Cacciari 1930); R. Bottacchiari widmet eine Studie dem Drama Schillers und erörtert feinsinnig Wesen und Grenzen von Schillers Kunst („Il dramma di Federico Schiller", Messina, Principato, 1930); Schillers Jugenddramen habe auch ich zum Gegenstand einer kritischen Untersuchung gemacht: „Schiller. I drammi della giovinezza", Turin, Paravia 1929); G. Necco versucht eine Geschichte der pietistischen Bewegung von den Anfängen bis Novalis („Lo spirito filisteo", Rom, Dora, 1929); P. Carabellese, unser bester Kenner von Kants Denken, untersucht das innere Problem der Philosophie, d. h. das Problem ihres Wesens, wie es von Kant bis Fichte gesetzt wurde („Il problema della filosofia da Kant a Fichte", Palermo, Trimarchi, 1929); G. Della Volpe studiert Hegels Jugend („Hegel romantico e mistico", Florenz, Le Monnier, 1929) und Meister Eckharts Mystik („Il misticismo speculativo di Maestro Eckhart nei suoi rapporti storici", Bononien, Cappelli, 1930). Es seien, endlich, die Charakteristiken von Schubert und Beethoven nicht übergangen, die A. Farinelli mit der Feinsinnigkeit, die wir in seinen philologischen Arbeiten bewundern, gezeichnet hat: ein reizvoller Ausdruck zugleich seines alten Hangs zur Musik und seiner künstlerischen Natur („Beethoven e Schubert", Turin, Paravia, 1929).

Genua G. A. Alfero

Westschweizerischer Brief

Das wichtigste Ereignis unseres literarischen Lebens, wenigstens für den Außenstehenden, ist zweifellos Charly Clercs: „Le Génie du Lieu" (Neuchâtel, Attinger, 492 S.). Damit ist eine westschweizerische Anthologie gemeint, die den Untertitel Patrimoine helvétique trägt. Der Titel hat seine Bedeutung, denn er kennzeichnet damit das Buch als Gegenstück zu dem kurz vorher erschienenen „Geisteserbe der Schweiz" von dem literarischen Redaktor der „Neuen Zürcher Zeitung", Eduard Korrodi. Es ist hocherfreulich, daß man den literarischen Parallelismus, um nicht zu sagen die geistige Einheit der deutschen und französischen Schweiz bei aller Hervorhebung des Gegensätzlichen so deutlich betont hat.

Das französische Schweizerbuch ist des deutschen würdig. Seine acht Abschnitte behandeln: Landschaftliches, auf der Suche nach unserer Eigenart, Kritisches, Volksfeste, Religion und Philosophie, Bildnisse, Erziehung, Reden. Eingesetzt wird mit Rousseau, de Saussure, Toepffer, Just Olivier, Bridel, Mme. de Staël und über Rambert und Amiel, Monnier und Rod, Secrétan und Frommel, Vinet und F. Bovet, Godet und Warnery kommen wir bis zu den in der Kriegszeit Verstorbenen. Der Rahmen ist weiter gezogen, als in V. Tissots und S. Cornuts „Prosateurs de la Suisse française" oder in Weber-Silvains Anthologie „des Prosateurs romands", die neben der lyrischen Anthologie „Chants du Pays" ihre Bedeutung behalten. Der Verfasser, ein in Genf lebender Neuenburger, hat sich als literarischer Übersetzer und Kritiker, auch in deutscher Sprache, einen Namen gemacht. Er hat hier in schwieriger Sichtung der Fülle des Stoffs sein Bestes gegeben. Im einzelnen mag man mit ihm rechten, im ganzen wird man uneingeschränkt loben dürfen.

Ein daneben bescheidenes und doch wertvolles Unternehmen ähnlicher Art finden wir in der nun vierzig Nummern zählenden lausanner Volksschriftensammlung der „Société romande des lectures populaires". Als Nummer 18 hat hier ein Anonymus die „Poètes romands d'hier" in einer nur 150 Seiten zählenden Auswahl mit viel Verständnis und Kenntnis herausgegeben. Zu tadeln ist nur das völlige Fehlen auch knapper biographischer Angaben, die bei einem „Livre pour tous" unumgänglich sind.

Digitized by Google

Während wir die Fortsetzung der Selbstbiographie Philippe Godets erwarten, beschert uns seine Tochter Gabrielle (Lausanne, Spes) eine Neuausgabe eins seiner Hauptwerke: „Madame de Charrière et ses Amis". Sie hat sich vor allem Kürzungen des länger vergriffenen Werks über „Notre Dame de Colombier", die Verfasserin der „Lettres neuchâteloises", angelegen sein lassen, die den einen erwünscht, den anderen bedauerlich erscheinen werden. Aber dem Zug der eilenden Zeit nach Knappheit läßt sich nicht widerstehen.

Diesem Bedürfnis Rechnung tragend, versucht die Sammlung „Glanures romandes" in kurzen Auszügen von dem Lebenswerk unserer bedeutenden Schriftsteller einen schwachen Begriff zu geben: Toepffer, Secrétau, Rambert, Amiel und Naville sind bisher erschienen. Ramberts hundertjähriger Geburtstag brachte außer Feiern und Gelegenheitsartikeln noch allerlei Neuausgaben, die im Augenblick der Abfassung dieser Zeilen angezeigt, aber noch nicht erschienen sind.

Unter unseren jungen Schriftstellern tauchen neue Namen neben bekannten auf. Zu letzteren gehört Jacques Chenevière, der seiner „Ile déserte" und „Jouvence et la Chimère" nun „La jeune fille de neige" folgen läßt (Paris, Calman-Levy). Ein leichtgeschürztes Buch von großer Fabulierlust, das aus den früheren Werken des Verfassers bekannte Vorlagen neu und spannend abwandelt.

René de Weck gehört zu den katholischen Schweizern französischer Zunge, die seltener das Wort ergreifen und nicht zahlreich sind. Der freiburger Aristokrat in seinem „Un fou revient parmi les sages" (Paris, Plon) schildert sein eigentümliches heimisches Milieu mit ebensoviel Kunst als Wahrhaftigkeit. Er ist mit Léon Savary, der auch durch dieses Milieu hindurchging (Au Seuil des Sacristies), einer unserer talentvollsten Jungen.

Die Stimme der Alten ist darum noch nicht verstummt. Virgile Rossel, der Siebziger, behandelt in seinem neuesten historisch-politischen Roman „Le Grand Jour" (Lausanne, Spes) moderne Probleme der Demokratie in einer Weise, die im Gegensatz zu der heute von einem Teil unserer aristokratischen Jugend beliebten Vorliebe für die „Action française" und den Faschismus steht. Das klassische Werk des rechten Flügels dieser Schule ist des berner französischen Literaturprofessors G. de Reynold wertvolles und gedankenreiches Werk „La Démocratie et la Suisse", das uns den verdienten Literarhistoriker von einer neuen Seite zeigt.

Scherzingen-Thurgau

Ed. Platzhoff-Lejeune

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Mario und Gisela. Von Waldemar Bonsels. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. Mit farbigem Umschlag von Erich Gruner. 247 S. Geb. M. 6,50.

Wohl keiner von uns, die wir Mario mit seinen Tieren im Wald liebgewannen, ließ es sich träumen, welches Glück dem Knaben auf seinem Weg in die Menschenwelt erblühen sollte! Er verdankt es Frau Ingrid, seiner mütterlichen Freundin auf Schloß Degernholm. Ihre reife Güte und Weisheit schafft ihm den Raum, in dem sich sein Wesen nach dem Gesetz seiner Kraft in Freiheit und Schönheit voll entfalten kann. Er, der junge Herr, dient in mystischem Gehorsam dem Geheimnis des Lebens, dem Geist der Wahrheit und Vollendung des menschlichen Urbildes. Sein Beruf ist, in schlichtem Tun und unwillkürlich die Wesen in Wald und Welt, Pflanzen, Tiere und Menschen durch Einkehr in den uranfänglichen Sinn ihres Seins zu einer neuen Ordnung und Gemeinschaft im Lebendigen zu führen. Über diesem Tun erfüllt er sich wirkend und erleidend selbst immer tiefer. Er erlebt den Freund, das junge Weib, den Tod und die Liebe ...

Wenn in dem Buch „Der neue Mythus. Waldemar Bonsels und sein Werk" auf kommende Werke hingewiesen wurde, die alle jenes Zeichen tragen werden, das nur der frei waltende Geist der Liebe den Gestalten seiner Erwählten einprägt, in deren Wesen, Wort und Werk das Namenlose mythische Wahrheit wird und Wirklichkeit — so bestätigt „Mario und Gisela" vollkommen diese Ankündigung: die Charakterisierung der Gestalten, die Rhythmik des inneren und äußeren Geschehens, das subtile Erspüren und plastische Gestalten der intimsten Empfindungen und wirkendsten Gedanken, geschaut in den Urgründen ihrer Herkunft und noch klar erkannt im visionären Bereich ihrer letzten Heimkehr und Vollendung — dies alles macht das Buch zu einem Kunstwerk hohen Ranges. Es ist seinem Gehalt und seiner Gestalt nach wirklich das Buch, das die Brücke schlägt zwischen Jugendschrift und Roman. Junge Menschen, aber auch Erwachsene, werden ihre Freude daran haben.

Leidhecken — Karl Rheinfurth

Der vertriebene Pan. Die Geschichte einer großen Liebe. Von Gottfried Kölwel. Stuttgart 1930, Engelhorns Romanbibliothek. 142 S. M. 1,— und 1,75.

Die Geschichte dieser Liebe beginnt in jener Nacht, als Albina, das gehütete Mädchen bürgerlicher Gesellschaft, sich, dunkel getrieben, dem Maler Franz Sebas schenkt, oder vielmehr dem, den sie in ganz anderer, unbestimmbarer Gestalt hinter seiner Erscheinung „wittert". „Und während sie ... darüber nachdachte, stieg vor ihren Augen eine Tiergestalt auf, ein Bock; ihre Augen weiteten sich, als sähe sie in ein Geheimnis hinein: Ja, es war der leibhaftige Pan gewesen, vor dem sie ins Unbegreifliche dahinsank."

Kein Zweifel, daß hier ein tragischer Boden für eine Erzählung vorliegt: wenn das dunkel Getriebene, Animalische einer Frauenseele sich der Unendlichkeit der Schöpfung hin-

Digitized by Google

Zerkaulen hat seiner Vaterstadt ein schönes Geschenk gemacht. Vergangene Kräfte sind in ihm lebendig geworden. Er erweist sich als klarer sachlicher Erzähler nicht ohne Verve. Mehr Aufgehn ins Universale wäre ihm zu wünschen.

Köln — Max Spanier

Einer vom Brühl. Roman. Von Gustav Herrmann. Leipzig, Wilhelm Goldmann. 244 S.

Der Brühl, jene seltsame Straße in Leipzig nahe dem Bahnhof, wo den Reisenden eine Fülle merkwürdiger erotisch-jüdischer Firmennamen und eine kühle Stille einfangen, dieser Brühl, durch den in den neunziger Jahren das Handelsgetöse der Pelzkaufleute und -makler scholl, ist der Milieu-hinter- und -untergrund dieses Buchs, auch wenn es sich nach Neuyork und Berlin entfernt. Anscheinend ganz autobiographisch gemeint, gibt es den bekenntnis- und erlebnismäßigen Niederschlag eines Lebens, das zwischen Pelzhandel (Übernahme der Firma am Brühl vom Vater durch den „Helden" Wolf, Fortführung und Steigerung des Unternehmens) und Kunst (Dramen, Verse) aufgeteilt ist, bis es die Konkurskatastrophe zu Beginn des Weltkriegs ganz auf Seiten der Kunst wirft. Jede Seite strahlt ein sehr sympathisches Lebenskämpfertum zurück, das allerdings den Vorteil des „gemachten Bettes" hatte. Wolf erlebt im Elternhaus einen feinen, hochgebildeten Vater, den er vergöttert, und zahlreiche Kunst-, hauptsächlich Musikmenschen, die dort stets gastfrei aufgenommen wurden: Brahms, Mahler, Nikisch usw. Er lernt den damals als Kritiker gefürchteten Rudolf von Gottschall kennen, dem einmal Hartleben, nach Verriß seines „Rosenmontag" durch Gottschall, telegraphiert: „Ihre Rezension gelesen. Ja, leben Sie denn immer noch?" Dann Studium, Militärjahr bei der Kavallerie, unglückliche Liebe, Amerikafahrt für die Firma und zwecks Kenntnisnahme aller „Pelzbelange". Rückkehr, Vater todkrank an Zucker, Tod des Vaters, Übernahme der Firma, zugleich Aufglühen der Lebensliebe, zur Schauspielerin Lilli. Nach Abfindung von deren Mann, eines Schurken und Erpressers, und dessen Selbstmord heiratet er sie. Maßloses Glück. Große Geschäftserfolge, vor allem durch die Fuchsschwanz-Mode, Erfolg auch als Dramatiker. Lilli stirbt an Morphium, zweite Ehe, ein Kind. Dann zerbricht mit der Firma (die von kleinen und großen Schurken schon lange betrogen wurde) Wolfs äußeres Dasein, sein inneres wird frei. Ein bewegtes und bewegendes Dokument vom Ringen einer idealischen Natur zwischen Beruf und Berufung, zwischen Leben und Traum. Selbstaufschürfende Arbeit, die sich gelohnt hat. Das Bild eines Menschen, das Bild einer Generation, der heute Ende Fünfzig Stehenden. Sie ließ sich mehr treiben in Leben und Beruf, diese Generation, als die Heutigen, sie war maßlos und zwiespältig und weich, aber sie lebte und litt mit all ihrer Kraft. So hat sie sich bewiesen. Und der Verlag des Kriminal-Champions Edgar Wallace hat bewiesen, daß er auch anders kann.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Der Freund und die Frau des Kriegsblinden Hinkelbey. Roman. Von Hans H. Hinzelmann. Berlin, Grotesche Verlagsbuchhandlung. 348 S. Geb. M. 6,50.

An das Grauen griechischer Schicksaltragödien reicht das hier geschilderte Lebensbild heran, so unerbittlich und unentrinnbar wächst es aus elementaren Geschehnissen. Mit spezifischem Blindenschicksal hat es im Grunde aber nicht viel zu tun. Die Blindheit ist gewissermaßen nur das auch in die Außenwelt übergreifende Dunkel, das im Innern des Helden ausbrach. Der Offizier Hinkelbey, der ehemalige Großbauer von der Waterkant verlor im Krieg außer seinem Augenlicht sein Erinnerungsvermögen und seine Erkennungsmarke. Die Nachforschungen führen auf die Spur seines für tot gemeldeten Vetters gleichen Namens, für den ihn alle nun halten. Das Gesicht, durch die Wunden allzu entstellt, bleibt ihm von einem Tuch bedeckt. Er sucht vergebens die Fremdheit des neuen Lebens mit dem Weib und auf dem Anwesen des andern zu überwinden, die Wirrnis des Unfaßlichen zu durchdringen, die er für eine Folge seiner Blindheit zu halten versucht ist. Da löst sich plötzlich sein Geisteskrampf, er findet den Weg heim, aber seine Frau, sein Gut, sein Leben ist ihm noch viel weniger erreichbar als das fremde. Sein bester Freund von einst ist der Gatte seiner Frau. Da kehrt Hinkelbey in das Leben des andern zurück, aber auch hier wird er von einem neu-gewonnenen Freund um die Liebesmöglichkeit bestohlen. Die Seelen-Anatomie und die knorrige Sprache ist an der Kunst der nordischen Erzähler geschult, doch von der medizinisch-klinischen Kälte des Sachlichkeitsbedürfnisses um den letzten Rest poetischer Farbe gebracht. Naheliegenden billigen Rührseligkeiten ist mit Geschmack ausgewichen, aber der Stoff ist es, der mit jedem Wort an den Nerven reißt. Wen dies Buch nicht ergreift und erbittert, der muß ein Herz von Kanonenstahl haben.

Prag — Oskar Baum

Paludes: Die Sümpfe. Von André Gide. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 142 S. Geh. M. 5,—.

Fünfunddreißig Jahre, nachdem dieses Buch geschrieben ist, wird es in einer guten Übersetzung in Deutschland eingeführt. Es ist notwendig, daß unsere Landsleute sich das Entstehungsjahr ins Gedächtnis rufen, denn hier spricht der junge, sich werdende Gide, der sich selbst noch nicht gefunden, noch nicht die Geschlossenheit des eigenen Ichs erreicht hat. Er wuchs aus dem Symbolistenkreis heraus, über ihn empor. Daß er ihn überwunden hat, ergibt sich aus der Ironie, mit der er in diesem kleinen Buch eine Woche aus dem Leben eines jungen Symbolisten erzählt. Die Gefühlsleere dieser Zeit wird geschildert. Sie ergab sich aus fortgesetzter und unermüdlicher Selbstbespiegelung. Sie unterbindet das Handeln so sehr, daß ein Versuch zum Handeln lächerlich Schiffbruch leidet. Aber gerade das Lächerliche dieser Unfähigkeit zum Handeln bringt die Befreiung, bringt die Überwindung der geistigen Eingespanntheit in das Leben. Mit wundervoller Kunst ist in diesem kleinen Buch die Poesie des Müßiggangs, das Pittoreske des Unnützen gestaltet. Leicht dahinschwebend, spielerisch, in köstlich vorübergleitenden Bildfolgen sind diese Aufzeichnungen angelegt. Durch den feinen Glanz des zart gebauten Werks schimmert die leidende, suchende, menschliche Seele.

Berlin — Otto Grautoff

... ein Blick zurück und dann... Von M. Constantin-Weyer. Deutsch von Hermann Strehle. Berlin 1929, Propyläen-Verlag. 245 S. M. 4,– (6,–).

Der Verfasser ist ein Franzose, der über die chinesische Mauer mit der Frankreichs Kultur sich umgibt, hinweg ins Freie sprang und auswanderte in ein frisches, freies, junges, unbepflegtes Land — nach Kanada. Das weit ausholende, urwüchsige sättliche Temperament dieses Eroberers neuer Wälder und Wiesen läßt, wie sein Name, den germanischen Ursprung erkennen. Jugendfrohe Kraft erfüllt die Geschichte seines aben-

Digitized by Google

teuerlichen Lebens. Sonne und Wind, heiße Luft und Kälte stählten seine Muskeln, die Liebe genossen und Leid verschmerzten. Eine ursprüngliche Begabung schildert die kanadische Landschaft und primitive Menschen im gegenseitigen Kampf. Das Goucourt-Preisgericht hatte Recht, diese bildhafte Lebensbeschreibung auszuzeichnen.

Berlin Otto Grautoff

Petra. Die Geschichte eines jungen Mädchens. Von Barbra Ring. Deutsch von Cläre Greverus-Mjöen. München o. J., Georg Müller. 295 S. M. 4,80 (6,50).

Dieses blutjunge Mädchen ist aber uralt. Sie ist — damals — in der „Gartenlaube" geboren, vaterlos, Mutter: Eugenie Marlitt. Jungfernzeugung. Man schlägt alle Hände überm Kopf zusammen. Der Verlag sagt von einem anderen seiner Bücher: „Ein feinsinniges Frauenbuch, das den grundgediegenen, ernsthaft-verständigen und frisch-fröhlichen Geist der bürgerlichen deutschen Familie überliefert." (!) So könnte er auch diese „Petra" empfehlen. „Familie" ist übernational. In Skandinavien, Deutschland, England sitzen die völlig Gleichen immer, immer noch abends herum und lesen solche süßen, himmlischen, lustig-wehmütigen, drolligen Rosenlikörromane! Man sollte es nicht glauben! Und noch weniger glauben, daß die „Literarische Welt" nicht in einem Inserat, sondern in einer „Kritik" ohne alle Ironie ein „Freuen wir uns!" über dieses Buch hinausjubelt. Und diese „Petra" in dem Verlage, der noch immer — mit welchem Recht? — irreführend den Namen Georg Müllers führt!

Berlin Kurt Münzer

Ola Langerud in der Stadt. Erzählung. Von Marie Hamsun. Deutsch von J. Sandmeier und S. Angermann. München 1930, Albert Langen. 218 S. Geb. M. 7,—.

Schon die beiden ersten Bücher von den kleinen Schicksalen der Hamsunkinder waren hübsch, in ihrer zarten Eindringlichkeit wohltuend, aber dieses dritte, wo mit den Kindern auch die Schicksale größer werden — Schule, Stadt, Klassenleiden, erste Liebe — ist nun ganz entzückend, halb Humor, halb Wehmut, die vielen Menschen so liebevoll aquarelliert, jedes Tier mit einem besonderen Licht im Auge, im Fell. Es ist der älteste der Vier, Ola, der von seiner Dorfschule fort nach Oslo muß, wo nun das Leben und die große Welt, die Mitmenschen, die Abenteuer gewaltig über ihn herfallen, ihn viel zausen, wenig hätscheln. Aber er hält durch, so wunderbar jungmännlich und großherzig, sittlich und ehrsüchtig, daß man merkt: nun schreibt Frau Marie doch wohl ein Märchen ... Ihr Ältester ist noch nicht so weit, ist noch in Vaters Waldhaus vor Oslo geborgen, jetzt schreibt sie Wunschträume auf. Aber darum wird ihr Buch nicht weniger reizend, für junge Burschen erst recht was zum Lesen, für die Alten etwas zum Lächeln und Gerührtsein. Schönen Dank, Marie Hamsun. Ich glaube, viele werden Ihnen danken.

Berlin Kurt Münzer

Der Seekönig. Roman. Von Harry Söiberg. Deutsch von Niels Hoyer. Köln 1929, H. Schaffstein. 256 S. M. 4,40 (6,50).

Ein Mann, Schiffer, gewaltig an Leib und Willen, regiert ein dänisches Küstendorf. Gegen diesen König — fast von Gottes Gnaden — lehnen sich Untertanen, Nachbarn, fast die eigene Tochter auf. Es kommt nicht ganz zu Lösung und Abschluß, es ist viel weniger ein Roman als eine Charakterstudie, eingebettet in die ausgezeichnete Darstellung dänischen Stranddorflebens. Aber diese Studie ist plastisch gezeichnet, lebendig herausmodelliert; wirklich gespannt folgt man diesen Linien, diesem Hell und Dunkel, das eine Rundfigur aus wimmelndem Relief heraushebt. Söiberg ist ein Erzähler von Tradition, dichterischem Takt, psychologischem Gefühl, er hat ein gutes, lebensvolles Buch geschrieben.

Berlin Kurt Münzer

Juvi die Lappin. Roman. Von Jens Hagerup. Deutsch von Georg Bachmann. Köln 1929, H. Schaffstein. 238 S. M. 4,— (6,—).

Das ist ein schönes und bewegendes Buch, so fern von uns es spielt, so fremdartig uns diese Menschen sind, fast Tiere, aber mit Herz, Naturwesen mit Gewissen und Intellekt. Man muß schon diese Welt dichterisch gestaltet haben, damit wir so ergriffen in sie eingehen können. Vielleicht kam es Hagerup darauf an, eine Art Sittenschilderung des Lappen zu geben, eine Darstellung ihrer Stammeskämpfe. Aber uns hier geht tiefer an das Menschliche dieser leidenschaftlichen Kreaturen, der Roman, der das Gerüst dieses Werkes bildet. Er ist kärglich, dieser Vorgang, das Aufwachsen eines Lappenmädchens in Einsamkeit, Gefahr, unbewußter, dann streitbarer Liebe zu einem Unerreichbaren. Aber wie da Natur wächst, brausende Frühlinge, Wolfswinter, Orkane, Lawinen, Gestirnzauber; wie da das Renntier wandert, flüchtet, gebärt, kämpft; wie da der Mensch mit diesen Gewalten, Geistern, Göttern, mit sich selbst, mit dem Mitmenschen lebt, liebt, kriegt und wieder eins wird: das ist oft ganz hinreißend erzählt, ist wirklich gestaltet. Und wenn man schließlich staunt, daß so entlegene Geschichte einen so sehr ergreifen konnte, wird man sich bewußt, daß ihr Schreiber wahrscheinlich jene Feder führt, die der Genius so selten austeilt.

Berlin Kurt Münzer

Mario Ferraros eitle Liebe. Von Johann Fabricius. Wien 1930, Paul Zsolnay. 654 S.

Ein junger Italiener aus Capri, Mario Ferraro, seines Zeichens hübscher Bursche, Fremdenführer und Meerestaucher kehrt der Heimat den Rücken, weil seine Geliebte Guilietta es statt seiner mit einem zugereisten Ausländer hält, gelangt als stummer Passagier über den Ozean, hat unterwegs das Glück, das Töchterchen eines reichen Mannes vom Tode des Ertrinkens retten zu können, wird reichlich belohnt, vergißt über dem Lohn eine andere Frau, Anna, die ihm auf dem Dampfer ihre Hilfe und ihre Zuneigung schenkte, kauft sich von dem Gelde eine Viehzüchterei im Innern Argentiniens, läßt Guilietta nachkommen, versteht es auch als Ehemann nicht, ihre Liebe zu erringen und geht in einem Aufstand zugrunde. Das ist der Inhalt des neuen Romans von Johann Fabricius, eines Buchs, das Bewunderung verdient, weil es aus der Feder eines Holländers stammt. Die Mängel der holländischen Erzählungskunst: allzugedehntes Hinspinnen von Einzelszenen, Vermeidung eigentlich dramatischer Auftritte sind zwar auch in diesem Buch fühlbar. Und um dieser Mängel willen muß man den Roman vielleicht ein altmodisches Buch nennen, herkünftig aus der Tradition der großen englischen Epik. Was aber in Erstaunen, in Bewunderung versetzt, das ist die ganz unholländische, nämlich fast spielerische Leichtigkeit, mit der Fabricius Szene an Szene reiht, niemals als Autor sich einmengend, die Dinge sich gewissermaßen nach eigener Laune entwickeln lassend. An vielen Stellen hat man das Gefühl, daß es nun eigentlich ganz anders weiter gehen könnte: hierdurch ent-

Digitized by Google

„Wr Wlt". Er nennt den Geist den „Fortsichlister", wie Liliencron gern zusammengesetzte Zeitworte zum Hauptwort ummodelt; der Abend geht „auf braunen Sammetschuhen", wie er etwa in der Wiener Lyrik um 1900 „auf seidener Sandale" schreitet. Man kann nicht schlechthin sagen, daß jenes Gedicht „Meeresbrandung" in diese Auswahl nicht gehört, denn es ist zum Teil von dichterischer Schönheit und für die gedankliche Schau Morgensterns wichtig. Es gilt hier weder an ihm noch an der Lese zu nörgeln, sondern die Probleme jeder Auswahl, und dieser Auswahl im besonderen, zu zeigen.

Morgenstern war bei Lebzeiten nur jenen wenigen geschworenen Freunden der Lyrik bekannt, die in allen Epochen die wenigen wahren Meister dieser weißen Kunst, die karg verstreuten Zaubergebilde und Wunderkleinodien aufspüren. Daran änderte sich auch wenig, als ihn seine skurrilen Gedichte berühmt machten, in denen die Worte sich sozusagen den Sinn ausziehen, sich aus der grammatischen Sprachgemeinschaft lösen und als Sprachkobolde Kobolz schlagen. Es ist, als ob der Dichter selbst sich des „Sinns" entledigte, an dem er, der immer Sinnende, unablässig schwer trägt. Denn gewiß gilt von Morgenstern jenes Wort des 31jährigen Goethe: „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart," und auch ihm war dies Tagewerk Entfaltung und Aufbau des eigenen Wesens. Und wie Goethe ahnte Morgenstern, daß er damit durchaus ein Überselbstiges leiste.

Wien-Döbling — Ernst Lissauer

Mutterlieder. Von Elisabeth Schnidtmann-Löffler. Nürnberg 1930, Ernst Frommann & Sohn. 31 S.

Anspruchslose, liebe, herzliche Gedichte, die warm Erlebtes, persönlich Empfundenes aussprechen, freilich nur hie und da mit persönlicherem Klang. Ein verwandtes Seitenstück zu dem sympathischen Versbuch der Käte Braun-Prager.

Wien-Döbling — Ernst Lissauer

Bodderlicker, sett di! Kinnerriemels. Von Hermann Claudius. Das 2. Bok ut de Sammlung. Uns' Moderspraak'. Rutgewen von Georg Clasen un Diedrich Steilen bi den Quickborn-Verlag to Hamborg. 47 S. M. —,50.

„Schmetterling, setz dich," heißt der Titel auf hochdeutsch, und diese Kinderreime sind in der Tat Wort-Falter, die von ungefähr diesem Dichter Hermann Claudius auf Kopf und Hand geflogen sind; und so, wie das Wort „Bodderlicker" etwas derber klingt als Falter und Schmetterlinge, so sind diese Reime handfester als ähnliche Reime in schwäbischer oder österreichischer Mundart. Fröhlich, kräftig, gegenständlich, ins Ohr fallend, leicht zu behalten, einfach, einfältig; die ganze Welt des Kindes scheint in dem Heftchen zu stecken: Schafe und Hühner, de kloke Gos (die kluge Gans), Sterne, Bettler, Versteckspielen, Puppendoktor und Luftballons, dazwischen das Neueste, das Radio, selbstverständlich, wie schon immer dagewesen unter dem Alten und Gewohnten. Ganz natürlich, es ist ein Ding, ein sichtbares, hörbares, tastbares Ding, da steht es im Zimmer, und merkwürdig, wenn Vater will, spricht es laut oder singt. Für uns ist es etwas fröhlich Neues, das Radio im Kinderreim zu finden, aber das Kind weiß es nicht anders, ihm ist es so alt wie Sonne und Katzen.

Wien-Döbling — Ernst Lissauer

Literaturwissenschaftliches

Geschichte der deutschen Literatur. Von Paul Wiegler. Erster Band: Von der Gotik bis zu Goethes Tod. Mit 24 Tafeln. Berlin 1930, Verlag Ullstein. 730 S. Geb. M. 22,—.

Literaturgeschichte — das umschließt für den Verfasser, wie sein Vorwort ausdrücklich bestätigt, lediglich die praktischen Probleme der Auswahl, Übermittlung und Darstellung des Stoffs; wie und wodurch sich der Stoff als solcher konstituiert, das scheint ihm keine Frage. Auch das „Heutige" des Standpunkts, von dem die Auswahl getroffen wird (ist es übrigens allemal ein wirklich „heutiger" Standpunkt?), bedeutet für ihn keine auszeichnende oder problematische Situation, in der die scheinbar unbegrenzte Wählbarkeit der Werte und Stoffe zu einer bestimmten Nötigung führen müßte, kein „aktuelles" Heraustreten aus der Kontinuierlichkeit dessen, was sich, die Abfolge der Jahrzehnte und Jahrhunderte begleitend, als literarische Äußerung darbietet. Der Verfasser lebt vielmehr in dem beneidenswert sicheren Gefühl einer selbstgenügsamen, in sich geschlossenen literarischen Welt, in der ein Geschlecht dem anderen die goldenen Eimer reicht. Er ist wohl aufmerksam auf die sonderbaren Unterbrechungen dieses einheitlichen Ablaufs, die es immer wieder gibt, und gelegentlich finden sich, sogar außerhalb von Kapitelüberschriften und Überleitungen, Durchblicke in jene Welten, als deren Fundament oder Fassade (dies wäre eine Frage) die literarische Äußerung erscheint. Aber die Perspektive wird allemal so rasch verdeckt wie eröffnet; und auch derjenige, der vom Verfasser einer auf breiteste Wirkung angelegten Literaturgeschichte nicht gerade in erster Linie methodische Prinzipienfestigkeit (geschweige methodische Erörterungen!) erwartet, ja der einem verständigen Eklektizismus einer populären Literaturgeschichte als angemessene Haltung zubilligt, wird erstaunt, ja schließlich unwillig bemerken, wie oft er enttäuscht wird, wie häufig das freiwillige Anerbieten unbegründet wieder zurückgezogen wird. Um es positiv zu sagen: wer literarische Äußerungen unter Kapitelüberschriften wie „Literatur der Stände", „Barock", „Aufklärung" zusammenordnet, erregt im Leser die Erwartung, daß er die behandelten Literaturwerke als sprachliche Kunst oder Nutzwerte zu den Mächten der Lebensäußerungen (dies wäre eine Frage) „Stadtkultur", „Barock", „Aufklärung" innerlich in Beziehung setzen wird, so daß diese wirklich das ordnende Prinzip abgeben. Aber man sehe nur die vier Abschnitte „Barock" (denn ja überhaupt der Prüfstein jeder literaturgeschichtlichen Darstellung) — ziemlich bald überrascht den Leser die Kennzeichnung „Renaissancelyrik"; und das ist hier mehr als ein Lapsus, denn die Darstellung folgt hier, trotz vieler Retouchen, ziemlich unverhüllt dem alten, nun aber seit immerhin fünfzehn Jahren überwundenen Auffassungsschema, so daß es fast noch ein Glück ist, daß auch jenes Stichwort „Barock" in der Darstellung nicht eigentlich ernstgenommen wird. Aber sonderbar bei dieser Gelegenheit, wie wenig Wiegler sich die geistvollen, äußerst lebendigen z. T. radikal-konstruktiven Versuche der jüngeren Literaturhistoriker zu einer vollkommen neuen Deutung und Bewertung des Literaturbarock, mit weitreichenden Folgerungen für eine „heutige" Ansicht literarischer Phänomene überhaupt, zu seine Darstellung eigentlich erschlossen hat; kaum ein Nachhall dieser leidenschaftlich geführten Diskussionen über den Barock (der heute so im Mittelpunkt steht wie zu Anfang dieses Jahrhunderts die Romantik als Forschungsaufgabe) — ja nicht einmal, trotz des ordnenden Prinzips, der Wille, die

Digitized by Google

Kollektiv-Phänomen als solches zu sehen, vielmehr auch hier (wie überall bei Wiegler) die traditionelle Schematik nach Lebensläufen und Werkfolgen! Es ist erstaunlich: die „zünftige" Literaturgeschichte in ihren originellsten Vertretern hat sich von diesem Schema befreit in einem Grad, der vielen bedenklich scheint; soll es nun gerade von denen konserviert werden, die alle Vorteile des Nicht-Zünftigen für eine solche Aufgabe haben? Warum versagt gerade er sich die Auflockerung (die innere, wirkliche; nicht das beziehungsreiche Springen, die schönrednerische Anmut oder die telegrammäßige „Modernität" sind hier gemeint) — warum nötigt er sich zum Stil des Kompendiums mit seinen Referaten und Exzerpten? Wiegler hat erstaunlich viel gelesen; gewissenhafte Inhaltsangaben der Werke selbst, ein reiches anekdotisches Material, aus Briefwechseln und Lebensläufen genommen, die zuverlässige Chronik der „Begebenheiten" und das bildliche Anschauungsmaterial — all dies macht indessen noch keine Literaturgeschichte. Auch wenn sie weniger trocken und im Individuell-Psychologischen weniger einförmig, im Ästhetischen weniger willkürlich wäre: die Darstellung bleibt eine Summe von Exzerpten und Regesten, der es wenig hilft, daß sie aus fleißiger Zusammenzählung kleiner und kleinster Addenden entstanden ist.

Frankfurt a. M. Martin Sommerfeld

Psychoanalyse und Literaturwissenschaft. Von Walter Muschg. Berlin 1930, Junker und Dünnhaupt. 28 S. Geh. M. 1,20.

Schon seit ihren Anfängen hat die Psychoanalyse Beziehungen zur Literatur gesucht, ja gelegentlich die zeitgenössische Dichtung stark beeinflußt. Kafka, Döblin, Hesse, auch Mann fühlen sich Freud stark verpflichtet. Die zünftige Literaturwissenschaft hat dagegen bisher von den Forschungen der Psychoanalyse nur in beschränktem Maß Notiz genommen. Daher ist die Übersicht, die der Verfasser über die weit verstreuten Arbeiten gibt, um so wertvoller, sie ist es vor allem deshalb, weil sie die subalternen Nachbeter offen kennzeichnet und ablehnt. Wenn auch für die Psychoanalyse das fragmentarische oder mißglückte Werk von größerem Interesse als das vollendete ist, so kann doch der Literaturforscher sich auch hier über die Gebundenheit seiner Forschung klar werden. In diesem Sinne trägt Muschgs Arbeit, die eine an der Universität Zürich gehaltene Antrittsvorlesung wiedergibt, dazu bei, die Gegensätze zwischen Psychoanalyse und Literaturwissenschaft zu überbrücken.

Dresden Otto H. Brandt

Thule. Bd. 24: „Geschichten vom Sturlungengeschlecht". Herausgegeben von F. Niedner. Jena 1930, Eugen Diederichs. 363 S. M. 10,—.

Mit diesem Band schließt die großartige Sammlung „Thule", die zum erstenmal die schönsten Schätze der altnordischen Literatur unserem Volke zugänglich macht, gerade rechtzeitig zur Feier des tausendjährigen Bestehens des im Jahre 930 begründeten Staates Island. Den Inhalt des Bandes bildet eine sehr geschickte Auswahl aus der umfänglichen, um 1300 aus zahlreichen Einzelsagas zusammengestellten Sturlungensaga und schildert die bewegte Geschichte dieses mächtigen und für die Geschicke Islands hochbedeutsamen Geschlechts. Gehört zu den Sturlungen doch auch der größte Isländer, den es je gab, Snorri Sturluson, gleich hervorragend als Staatsmann, Gelehrter und Dichter. Die Geschichte dieser Sippe ist zugleich die Geschichte Islands im 13. Jahrhundert, einer erregten Zeit des Niederganges, in der die alte Sitte sich auflöst, die Herrschsucht einzelner das Gefüge der Staatsform, der einzigen im Mittelalter, die keine Monarchie, sondern eine Art Freistaat ist, zerbricht, und die Fehdesucht, auch unter der immer mächtiger werdenden Geistlichkeit, keine Grenzen mehr kennt. An Stelle der alten Heldenhaftigkeit tritt Grausamkeit, Roheit und Mordlust, der auch der große Snorri zum Opfer fällt, und die Eifersucht unter den Großen des Landes führt dazu, daß dieses 1262/63 seine Selbständigkeit verliert und an Norwegen kommt. Die Darstellung ist ungleich, aber manche Stellen sind in ihrer auf eigenem Erleben der Verfasser beruhenden Anschaulichkeit und ihrem nahezu schrankenlosen Realismus von außerordentlicher Wirkung, wie etwa die Schilderung des Überfalls auf Saudafell, der Schlacht bei Örligsstad oder der Ermordung Snorri Sturlusons.

Breslau H. Jantzen

Die neulateinische Lyrik Deutschlands in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Von Georg Ellinger. Berlin 1929, Walter de Gruyter & Co. 419 S. M. 18,—.

G. Ellinger ist der Geschichtschreiber der neulateinischen Literatur. Er hat bereits die Geschichte der neulateinischen Lyrik Italiens und des Humanismus geschrieben und behandelt nun in diesem mächtigen Band die neulateinische Lyrik Deutschlands. Es gibt nicht viele Gelehrte, die diesem abgelegenen und uns heute weltenfern erscheinenden Gebiete ihre Arbeit widmen. Um so höher sind die mühsamen und selbstlosen Studien Ellingers einzuschätzen, die sich keineswegs etwa bloß in philologischem Kleinkram und längst vergessenen Absonderlichkeiten verlieren, sondern ein recht wichtiges und eigenartiges Kapitel der deutschen Kultur- und Geistesgeschichte betreffen. Eine gewaltige Menge Stoff ist in diesem Band bewältigt, von den Gedichten des Eoban Hesse an bis auf Pater Lotichius († 1560), den man vielleicht allein aus der Masse dieser Versemacher einen Dichter im modernen Sinne nennen kann, weil er es versuchte, inneres Erleben zu gestalten; ihm allein gilt ein umfänglicher Abschnitt von 55 Seiten. Auf Einzelheiten einzugehen ist hier nicht möglich. Aber für die wissenschaftliche Forschung auf diesem Gebiete ist das Buch in Zukunft schlechthin unentbehrlich.

Breslau H. Jantzen

Dichtungen der Angelsachsen. Stabreimend übersetzt von C. W. M. Grein. Erster und zweiter Band. Heidelberg 1930, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung. 224 u. 259 S. M. 3,50 u. 3,80.

Von der ältesten englischen Dichtung (bis zum 9. Jahrhundert) ist außer dem Beowulf außerhalb der Fachkreise so gut wie nichts bekannt, obgleich diese Werke, lebendige Zeugen altgermanischer Vergangenheit, nicht nur hohen kulturgeschichtlichen Wert, sondern zum Teil auch einen nicht unerheblichen dichterischen Gehalt haben. Die erste und einzige Übersetzung ins Deutsche, und zwar in Stabreimversen, die der Ursprache recht genau entsprechen, stammt von einem der Altmeister und Mitbegründer der anglistischen Wissenschaft, Christian Wilhelm Michael Grein aus den Jahren 1857 bis 1859. Dieses Werk hat bis in unsere Zeit vorgehalten. Jetzt scheint sich das Bedürfnis einer neuen Auflage herausgestellt zu haben, und diese liegt nun in einem „Manualdruck" der ersten Ausgabe unter obigem Titel vor. Der erste Band enthält zehn biblische Gedichte (Genesis, Exodus, Daniel, Judith u. a.), der zweite die Legenden (Andreas, Juliana,

Digitized by Google

Guthlac, Elene u. a.), die Rätsel und die wenigen lyrischen Stücke (Seefahrer, Wanderer, Klage der Frau), im ganzen fünfzehn Denkmäler. Der Beowulf ist nicht aufgenommen, weil da eine neue, treffliche Übertragung von H. Gering vorliegt (zweite Auflage, Heidelberg 1929). Es ist natürlich mißlich, daß die Ergebnisse der sprachlichen und literarischen Forschungsarbeit zweier Menschenalter bei dieser Art der Erneuerung nicht verwertet werden konnten. Aber das Unglück ist nicht groß; denn der Gelehrte kann doch nur die Urform benutzen, und wer sich sonst über Art und Inhalt dieser längst verklungenen Dichtung unterrichten will, für den reichen diese beiden Bände völlig aus.

Breslau H. Jantzen

Das französische Buch im 18. Jahrhundert und in der Empirezeit. Von Hans Fürstenberg. Weimar 1929, Gesellschaft der Bibliophilen. 431 S.

Das in stattlichem Quart 431 Seiten starke Werk bildet die erste Jahresgabe der Gesellschaft der Bibliophilen für 1929. Es ist auch eine der wertvollsten Veröffentlichungen, die von der genannten Vereinigung im Zeitraum ihres Bestehens verausgabt wurden. Der Verfasser, der berliner Bankierfamilie seines Namens angehörig, ist ein leidenschaftlicher Sammler, Besitzer einer wundervollen Bücherei und als Bibliophile zugleich ein anerkannter Forscher auf seinem Lieblingsgebiet, dem Buch des „dix-huitième", der Hochblüte französischer Buchkunst. Fürstenberg gibt im ersten Abschnitt seines Werks zunächst einen Überblick über die „Physiognomie Frankreichs" in jener Zeit, eine Untersuchung, die auch eine Erklärung dafür sein soll, daß gerade er als Deutscher diesem Sonderfach ein so starkes Interesse entgegenbringt. Nun ist es Tatsache, daß das französische Rokokobuch sich auch unter den deutschen Sammlern längst viele Freunde erworben hat, das hat indes mit einer Modeströmung nichts zu tun — oder doch nur insofern auf Umwegen, als aus pariser Tageslaunen, unter dem Einfluß höfischer Kreise und geschmackssicherer Kenner, die Bibliophilie sich zu einem Kulturelement zu entwickeln begann. Und das wiederum war gewissermaßen eine logische Folge der Einheit Europas in geistiger Hinsicht, die unter Ludwig XV. eingesetzt hatte und weiterging bis in das Empire: der Export französischer Ideen beherrschte auch das „Weltbürgertum" Deutschlands und fand seinen Niederschlag hier noch über die Klassikerzeit hinaus. Tatsächlich wurde das 18. Jahrhundert ein Zeitalter politischer und geistiger Umschichtung und Wiedergeburt, auch der Verlauf der Geschichte kann nichts an dieser Erkenntnis ändern. Ein großer Teil unserer Lebenseinstellung beruht auf der Zeit von 1700 bis 1815, und so kann man keinen besseren Führer durch sie finden als ihre Bücher.

Den zweiten Abschnitt seines Werks hat Fürstenberg der „Französischen Literatur" gewidmet, im Grundriß und nicht als Fachgelehrter, sondern vom Standpunkt des Bibliophilen aus, der auch illustrierte Werke mit uns fremd gewordenem, verstaubtem Inhalt um der äußeren Schönheit des Buchs willen seiner Sammlung einverleibt. In die Geschichte dieser besonderen Liebhaberbücherei führen den Leser die folgenden Kapitel, zunächst in den Kreis der Illustratoren und Kupferstecher. Der Kupferstich hatte den Holzschnitt verdrängt und wurde mit seinen reicheren Wirkungsmöglichkeiten in Frankreich schnell, und zwar mit feinstem Verständnis, dem Buchschmuck dienstbar gemacht, vor allem in der Vignettenkunst, durch die auch die ganzseitige Illustration beeinflußt wurde. Fürstenberg gibt in knappem Rahmen eine ausgezeichnete Übersicht nicht nur über die führenden Meister dieser Schmuckkunst und ihr „Oeuvre", er berücksichtigt ebenso die Früher mit ihren von Holland, vor allem von Romain de Hooge ausgehenden fruchtbaren Anregungen und die Nachblüte der Glanzzeit des „Livre à vignettes", als in den Stilformen des Empire die gloire Napoleons ähnlich zur Geltung gelangte, wie ehedem der Bombast des Ruhms unter dem Sonnenkönig. Auch die großen Kupferstichfolgen, die illustrierten Fest-, Militär-, Medaillenwerke, die Galerie- und Ornamentwerke, die erotischen Almanache und dergleichen mehr werden nicht vergessen, und nicht zu guter Letzt das Stiefkind des 18. Jahrhunderts, die Holzschnittillustration.

Hand in Hand mit dem künstlerischen Innenschmuck ging der Aufschwung des Typographischen und des Buchbindergewerbes, den ein weiterer Abschnitt behandelt. Die neue Einbandkunst, an deren Spitze Padeloup, Derome, Dubuisson und als Bahnbrecher des Empirestils die beiden Bozerian marschierten, mußte sich anfänglich in der Korporation des pariser Buchgewerbes erst durchsetzen. Leichter hatten es die Drucker, als Fournier seine Probebücher für neue schöne Typen hatte erscheinen lassen und das Auftreten der Familie Didot grundlegende Neuerungen auf typographischem Gebiet hervorbrachte. Als Papier für die sogenannten Luxusausgaben benutzte man in der ersten Hälfte des Jahrhunderts fast ausschließlich das holländische Bütten, als „Grand papier de France", meist in Annonay hergestellt, bis auf Veranlassung Franklins und seines Berufskollegen Pierre Didot das Velinpapier allgemeiner wurde.

Ein umfangreiches Kapitel gehört den Sammlern französischer Bücher und den für sie nutzbarsten Bibliographien. Unter den Sammlern standen in Frankreich selbst die Angehörigen des Königshauses in erster Linie, doch auch die anderen Souveränen und an deutschen Fürstenhöfen war das Interesse für französische Buchkunst lebhaft. Die Liste der großen Bücherauktionen und Gesamtverkäufe von Sammlungen im 18. Jahrhundert, die im Anhang beigefügt ist, zählt allein 78 bedeutende Bibliotheken in privater Hand auf. Der Anhang bringt ferner die chronologischen Verzeichnisse der Schriftsteller, Illustratoren und Stecher, Stammbäume der Familien Padeloup, Derome und Didot und Verzeichnisse der älteren und neueren Fachliteratur. Sorgfältig gearbeitete Namens- und Sachregister schließen das Werk ab, das von der Firma Labisch & Co. in Berlin mustergültig gedruckt wurde. Zu hoffen ist, daß dem Textteil dieser Sammlerwelt und der Forschung vielseitige neue Aufschlüsse gewährenden Monographie ein Tafelband mit entsprechenden Abbildungen folgen wird.

Berlin Fedor von Zobeltitz

Frauen der Romantik. Von Margarete Susman. Jena 1929, Eugen Diederichs. 179 S. M. 6— (8,50).

Die Aufforderung, dies Frauenbuch einer Frau neben und gegen das Romantikerwerk der Ricarda Huch zu halten, ergibt sich dem interessierten Leser so unmittelbar und zwingend, einen zweiten Gewinn nach dem ersten — der Leser dieser fünf Kapitel — versprechend, daß gewiß niemand den zweiten Schritt nach dem ersten zu tun versäumen wird. Und das ist gut so: denn so gewiß diese Analyse vielfach tiefer dringt als jene und zwingender verknüpft — das psychologische und das geistig reflexive Element dieser Darstellung bedürfen bisweilen noch anderer Fixierungen. Aber sie vertragen sie auch, ohne von ihrem Eigenwert einzubüßen; am meisten die um das Dorothea-Porträt, die eigentlich kongeniale Nachbildung

Digitized by Google

fung dieses Menschenbildes, am wenigsten vielleicht das Bettina-Porträt. Daß aber in keinem der Versuch gemacht wird, das weibliche Wesen isoliert zu betrachten, und doch die Gefahr vermieden wird, Partnerschaften statt Seinsweisen zu geben, sei besonders dankbar gerühmt. Weniger befriedigt die allgemeine Einleitung: einmal, weil sie die eigentliche Thematik des Buchs zu wenig vorbereitet: zweitens aber (und dies gilt bis zu einem gewissen Grad auch von den fünf Porträts selbst), weil sie, fast in einem luftleeren Raum, so etwas wie eine Selbstbewegung der Idee zugrundelegt und das „Christus und Sophie!" des Novalis — die eigentliche Ausrichtung des Buchs — mehr gedanklich folgert als erlebt-wirkend voraussetzt; und das stimmt damit zusammen, daß der Verfasserin z. B. die neuern, vorwiegend geschichtlichen Fragestellungen zur Romantik offenbar kein Interesse abzugewinnen vermocht haben.

Frankfurt a. M. Martin Sommerfeld

Gerhart Hauptmanns Till Eulenspiegel.

Eine Studie. Von Ottomar Enking. Berlin 1930, S. Fischer. 123 S. M. 3,— (4,—).

Ottomar Enking hat es als erster unternommen, Gerhart Hauptmanns Till Eulenspiegelepos auszudeuten und dem Durchschnittsleser nahezubringen, dem dieses barocke Geniewerk nicht ohne Beschwerlichkeiten zugänglich erscheinen mag. Bewußt wird auf kritische Stellungnahme verzichtet und versucht, die Dichtung aus der schöpferischen Konzeption heraus zu verstehen, die über Jahrtausende menschlicher Kulturentwicklung, über alle Bezirke menschlichen Erkenntnisdranges und menschlicher Glaubensinbrunst sich verteilenden Quellen aufzuspüren, aus denen dem einzigartigen Kunstwerk seine vielfältigen Kräfte zuströmen. Es spricht echte Liebe zu dem Dichter und seinem Gedicht aus der Studie Enkings, ein feines Nachempfinden des visionären Ausdrucks, ein Begreifen ebensosehr vom Verstande wie vom Herzen her. Die Analyse des Inhalts ist nicht trocken erklärerisch; sie schmiegt sich dem sinnlich-übersinnlichen Gehalt der großen Dichtung klug und einfühlsam an, deren zeitlose Gestaltung des deutschen Gegenwartsschicksals in ihrer ganzen Größe, Weite und Tiefe wohl erst späteren Zeiten voll aufgehen wird. Noch viele werden sich mühen, die Hieroglyphe des Genies zu entziffern. Enkings Studie bedeutet nur einen Beginn. Sie erscheint berufen, das nächste Ziel zu erreichen: vielen Zögernden den ersten Zugang zu Hauptmanns „Till Eulenspiegel" zu erschließen.

Berlin-Wilmersdorf C. F. W. Behl

Das Gespräch in Fontanes Gesellschaftsromanen.

Von Mary-Enole Gilbert. (Palaestra Nr. 174. Herausgegeben von Brandl und Petersen.) Leipzig 1930, Mayer & Müller. 188 S. M. 13,—.

Gilbert, eine Schülerin Petersens, liefert eine gründliche, das Thema abschließende Untersuchung, die dank Thema und Ausführung weit über den Fachkreis der Literarhistoriker hinaus Interesse verdient. Die Bedeutung der Gespräche für den Romanaufbau, ihre epische Einbettung, ihre Bedeutung für den Romaninhalt (Handlungs-, Expositionsgespräche, Genreszenen), die Charakterisierung im Gespräch und schließlich die Causerien (Inhalt, Aufbau, Zweck und kompositioneller Zusammenhang) werden in minutiös schürfender, auch die Manuskripte verwertender, scharfsinniger Weise behandelt. Die Freude über das Wie eint sich mit der Freude an Fontanes (von Irrungen—Effi Briest besonders raffinierter) Meisterschaft. Man möchte allen jungen, im Handwerklichen noch tapsigen Autoren raten, Fontane an der Hand vorliegender Untersuchung durchzuarbeiten. Es ist noch manches von ihm zu lernen. Das Ergebnis der im einzelnen sehr bereichernden Abhandlung bestätigt unser Wissen von Fontanes Entwicklung. Erst ist er realistischer Erzähler (L'Adultera, Schach, Cecile; nur die Höhepunkte der Handlung in Gesprächen, die noch nicht die volle Charakterisierungskunst aufweisen). Dann reift er in der Periode Irrungen, Wirrungen bis Effi Briest zum Naturalisten. Das Gespräch, bis ins feinste individualisiert, wird Hauptdarstellungsform. In den folgenden Werken schließlich kommt es durch das Vordringen der Persönlichkeit Fontanes zum Bruch mit dem konsequenten Naturalismus: berichtende Partien werden wieder zahlreicher, Fontane schwelgt in Causerien, die selten der Milieuverdichtung und Charakterisierung, meist nur der Konversationsbelebung dienen. Freilich in den Finessen der Einbettung und des Aufbaus spürt man noch des Naturalisten Bemühen, den Eindruck der Natürlichkeit und Wirklichkeit zu erwecken. Man könnte die letzten Werke auf die scharfe Formel bringen: Geistvolle Plaudereien, die durch Andeutungen einer Romanhandlung miteinander verbunden sind. Hierbei aber mit Gilbert u. a. von einem Nachlassen der Gestaltungskraft zu reden, geht nicht so ohne weiteres an. Eine eingehende Analyse des Stechlin dürfte beweisen, daß sie hinsichtlich der Gestaltung des Atmosphärischen um Dinge und Menschen gewachsen ist.

Guben Pirmin Biedermann

Der dichterische Charakter.

Eine Studie über Albrecht Schaeffers „Helianth". Von Walter Muschg. Berlin 1929, Junker & Dünnhaupt. 66 S.

Was mag den zürcherischen Literaturwissenschafter Walter Muschg verlockt haben, das Wesen des dichterischen Charakters in einer großangelegten Studie gerade an Schaeffers Helianth aufzuzeigen? Ist es die erstaunlich durchgehaltene sprachliche Mächtigkeit dieses Romans? Geschieht es, weil der Dichter und sein Held Prototypen des Künstlertums eines im Kriege zusammengebrochenen 19. Jahrhunderts sind?

„Die letzte große Beute des 19. Jahrhunderts mitten in unsere Zeit hinein" nennt Muschg einmal den Helianth, ein „Zwitterwerk mit dem ganzen Zauber aller großen Grenzgeschöpfe". Diesem Zauber geht der Forscher nach und läßt sich von ihm in die Mitte des Werkes führen. Von da aus sieht er auf einer Seite die mythologisch gewordene Gestalt Stefan Georges in einen abdämmernden Himmel ragen, sieht auf der andern Seite in grellem Lichte die dichterische Not unserer Zeit.

Um den Dichter, der sein „Ich" fast mühsam hinter die Form der „Er"-Erzählung verbirgt, wogen „ganze Wolken von Erdenstoff". Hier, wie im Parzival Schaeffers, bewundert der Kritiker, wie das Wort diese Fülle der Erlebens zu meistern vermag. Wie die Kunst des Wortes und die Forderungen des Gehalts sich einen oder entzweien, das wird in einer geistreichen Stilanalyse, der nichts zu entgehen scheint, untersucht. — Wieviel Romantik noch in Schaeffer lebt, wird deutlich an den Gestalten seines Romans, an dem, was der Richtspruch oder die Gnade des Dichters diesen an Schicksal auferlegt. Wieviel Romantik sich aber zu überwinden sucht, bezeugt der mächtige „Wirklichkeitsfanatismus". „Der Roman beschwört die unzählbaren Dinge der Welt, um das unendliche Bewußtsein herzustellen", damit „der letzte Sinn, der einfach ist, erwacht: die Form." Gerade weil die Fabel den Leser nicht „unausweichlich" festhält, wird der Gestaltwandel der Bilder um so eindrücklicher und das Wesen der dichterischen

Digitized by Google

Menschen (– uns scheint: eines dichterischen Menschen –) erhellt.

Der Helianth ist ein Bildungsroman, eins jener großangelegten Werke, die zur Wirklichkeit erziehen. Aber er ist „eine Brücke, nicht das Ufer". Um die Schönheit und die Bedeutung dieser Brücke ins Licht des Zeitbewußtseins zu rücken, ihre Gewichtigkeit zu betonen, hat Walter Muschg sein großes Wissen und seine Besonnenheit hie und da an eine Begeisterung abgetauscht, gegen die man Einwände macht. Aber der Einwand und solch schöne Bejahung sprechen sich auf verschiedenen Ebenen aus. In dieser Studie setzt die Bejahung dem Glanz ihrer schriftstellerischen Beredsamkeit noch einige Lichter zu.

Zürich Ernst Aeppli

Die Entfaltung des Subjektivismus von der Aufklärung zur Romantik. Von Erich Jenisch. (Königsberger Deutsche Forschungen, Heft 6.) Königsberg i. Pr. 1929, Gräfe & Unzer. IX, 145 S. M. 6,–.

Die vorliegende Arbeit, die wohl aus der Schule Nadlers hervorgegangen ist, erfüllt hohe Anforderungen. Schon das will etwas besagen, zumal gegenwärtig die Romantik nach allen Seiten durchforscht wird. Sie knüpft an den Erlebnisbegriff an, wie er durch Dilthey und Gundolf geformt wurde, und verbindet ihn mit den psychologischen Typen Jungs, die dieser aus seiner psychiatrischen Praxis gewonnen hat. Dementsprechend soll die Eigenart des seelischen Erlebnisses aus der seelischen Konstruktion gedeutet werden, die Entwicklung vom künstlerischen Subjekt, statt wie bisher vom Objekt betrachtet werden. Seine Aufgabe sieht der Verfasser daher darin, die Ideen- und Formgeschichte der deutschen Dichtung charakterologisch zu durchleuchten. Auf Grund eines weitschichtigen Materials werden typische Lebensformen aus den Beziehungen zwischen Seele und Welt gezeigt, und der Verfasser hat mit Absicht den Zeitraum von der Aufklärung bis zur Romantik gewählt, weil sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein Wandel des Lebensgefühls anbahnt. Man wird den Ergebnissen im allgemeinen zustimmen und für die Erweiterung des Blickfeldes dankbar sein, aber man wird ebenso bedauern, daß Jenisch nicht eine gedrängtere Form gewählt hat. Jenisch untersucht eingehend den Gebrauch des Wortes, die Idee der Poesie wie die Haltung der Lyrik und die Tendenzen im Roman in dem bezeichneten Zeitraum. Aber er hat die Unsitte des Anfängers, der jede Notiz in seinem Zettelkasten für wertvoll hält, aneinanderreiht und eingehend analysiert, wo es dem Leser auf die Heraushebung der Zusammenhänge ankommt. Schon die Gliederung der Arbeit, die Zusammengehöriges auseinanderreißt, ist wenig glücklich. Daß Jenisch außerdem glaubt, seine Darstellungen im schwerfälligsten Gelehrtenstil vorbringen zu müssen, hindert ihre Wirksamkeit. Das schließt aber nicht aus, anzuerkennen, daß der Verfasser das Rätsel der Beziehungen zwischen künstlerischem Subjekt und Objekt wesentlich gefördert hat.

Dresden Otto H. Brandt

Judith in der deutschen Literatur. Von Otto Baltzer. (Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur, herausgegeben von Paul Merker und Gerhard Lüdtke, Heft 7.) Berlin 1930, Walter de Gruyter & Co. IV, 62 S. M. 5,–.

Der Verfasser der vorliegenden Monographie hat einen weitschichtigen Stoff übersichtlich zusammengetragen und nach Merkers sozialliterarischer Methode betrachtet. Dann steht das Zeit- und Stoffgeschichtliche im Vordergrund, die Geistesgeschichtliche dagegen – trotz der gegenteiligen Versicherungen des Verfassers – tritt zurück. Das ist an sich zu bedauern, denn gerade dadurch, daß der biblische Judithstoff gegeben ist und damit konstant bleibt, wäre hier an einem ausgezeichneten Beispiel „der Geist der Zeit" sichtbar zu machen; doch dazu gehörte eine vertieftere philosophische Einsicht, als sie der Verfasser mitbringt. Immerhin muß man ihm auch für das, was er bietet, dankbar sein müssen um so mehr als er seinen Stoff geschickt gruppiert hat. Auffallend ist, daß die dramatische Behandlung weitaus die epische überwiegt, die zudem fast nur für das Mittelalter in Betracht kommt. Nach zwei Richtungen hin ist die Juditherzählung verwertet worden, einmal in einem volkstümlich belehrenden Sinn zur Zeit der Reformation und im Jesuitendrama, zum andern im repräsentativen zur Zeit des Barock und in der musikalischen Bearbeitung. Aber erst das 19. Jahrhundert hat in Hebbels Drama die überlegene künstlerische Formung gefunden, die weit alle übrigen überragt. Indem Baltzer sein Material gruppenweise anordnet, entgeht er der Gefahr einer öden Aufzählung. Mit Recht hat er daher seine Bibliographie der deutschen wie der ausländischen Texte gesondert im Anhang gegeben. Bedauerlich bleibt nur das eine, daß er bei den schweizer Judithspielen nicht über das bisher Bekannte hinauskommt, da ihm die Quellen nicht zugänglich waren.

Dresden Otto H. Brandt

Meine Begegnung mit Goethe und anderen großen Zeitgenossen. Tagebuchblätter von Rudolf von Beyer. Bearbeitet von seinem Freund Rudolf Schade. Berlin o. J., Brunnen-Verlag Karl Heinler. 192 S. M. 3,50 (5,50).

Rudolf von Beyer, einst als Dichter und ungarischer Freiheitskämpfer wohl bekannt, erlebt hier eine Auferstehung. Doch sie wird ihm nicht viel nützen; wie seine Dichtungen verkünden auch diese Tagebuchblätter, zudem wohl aus dem Zusammenhang gelöst, nur Epigonentum. Als Nachfahre der Romantik kommt er früh in Berührung mit literarischen Größen, mit Eichendorff und Hoffmann. Indessen was er von letzterem berichtet, ist schon seit Jahresfrist von Gerhart Salomon in seinen „Apokryphen Erzählungen Hoffmanns" bekannt gemacht. Bereichert wird das Bild Heines wie auch das Goethes, mit dem von Beyer in Berka zusammengekommen ist. Ob indessen die von Beyer genommenen Tischdichtabschriften wirklich auf Goethe zurückführen, wäre noch zu erhärten. Der Herausgeber überschätzt zweifellos die Bedeutung des Tagebuchs; leider hat er durch seine Einschiebungen, die nur breit den folgenden Text paraphrasieren, nichts getan, um die Lektüre zu beleben. Weniger wäre hier zweifellos mehr gewesen. Das schließt naturgemäß nicht aus, daß hie und da auch einiges die Allgemeinheit interessiert, aber nur selten runden sich die Tagebuchaufzeichnungen zum fesselnden Zeit- oder gar Kulturbild.

Dresden Otto H. Brandt

Die göttliche Komödie. Von Dante Alighieri. Übertragen und erläutert von Georg van Poppel. Siegburg 1928, Werkbundverlag. I–II, 501 u. 216 S.

„Möglichste Worttreue mit möglichster Formtreue zu verbinden", „bei größter Genauigkeit im Ausdruck, Wortlaut und Harmonie zu retten", ist die Aufgabe, der Verfasser in seiner Verdeutschung der „Göttlichen Komödie" gerecht

Digitized by Google

werden will. So hat er nicht nur die Terzine gebraucht, sondern auch die stumpfen Reime, wo es nicht ausdrücklich vom Original verlangt war, zu vermeiden und den Tonfall der Danteschen Elfsilbner zu bewahren versucht. Man kann nicht verkennen, daß etwas vom Danteschen Rhythmus im Fluß seiner Verse bleibt; aber nicht immer hat sich Poppel in Dantes Geist hineinversetzt: Dantes kraftvolle, bildhafte Sprache ist oft in seiner Übersetzung geschwächt und verflacht (wie z. B. gleich I 1, 4: „ach, wie so schwer schreib' ich was Näheres wieder"); oft, besonders des Reims wegen, sind Flickwörter hinzugefügt, die die Knappheit des Originals beeinträchtigen oder gar den Sinn verändern (wie z. B. I 1, 80: „um vom Heil zu sagen, das ich endlich, gefunden"; II 3, 110: „versetzt er minnig"; II 3, 121: „entsetzlich waren meiner Sünden Massen"; III 17, 60: „in fremdem Haus das Auf und Ab kann steil sein"); und auch was die Mannigfaltigkeit der Reime betrifft, bleibt hier und da etwas zu wünschen: nicht selten wird z. B. dasselbe Wort sogar dreimal als Reim gebraucht (I 8, 26–30; I 11, 17–21; I 11, 62–66; I 31, 77–81; II 16, 17–21; II 16, 44–48; II 18, 47–51...). Der II. Band enthält eine klare Einführung in Dantes Werk und die unentbehrlichsten Erläuterungen zum Text.

Genua G. A. Alfero

Die Weltanschauung Henri Bergsons. Von Rudolf Palgen. („Sprache und Kultur der germanisch-romanischen Völker." C. Romanische Reihe. Band 1.) Breslau, Priebatsch's Buchhandlung. 148 S.

Eine kluge und durchdachte Darstellung der Grundgedanken des Bergsonismuß. An Hand der drei Hauptwerke des französischen Philosophen, „Zeit und Freiheit", „Schöpferische Entwicklung" und „Materie und Gedächtnis" werden die Fundamente seines Denkens aufgewiesen und auf diesen Fundamenten die kühnen und bestrickenden Gebäude seiner Lehre errichtet. Eine Kritik ist absichtlich vermieden worden, weil „jedes kritische Aufgreifen eines Einzelproblems aus dieser Philosophie sofort sehr weit abführt von ihrem Wesen, ja geradezu den Zugang zu ihr verbaut". Trotzdem ist es zu begrüßen, wenn an einigen besonders markanten Stellen dem Leser Hinweise zur kritischen Einstellung geboten werden. Das Ganze ist unbedingt eine klare und gute Einführung in eins der wesentlichen Systeme heutiger Philosophie.

Stettin Hans-Joachim Flechtner

Gedanken. Von Giacomo Leopardi. Deutsch von Richard Peters. Hamburg-Bergedorf 1928, Fackelreiter-Verlag. 84 S. M. 1,50.

Wenn gute Verdeutschungen von Leopardis Gedichten nicht fehlen, so haben nur P. Heyse und kürzlich L. Wolde einiges aus seinen Prosaschriften übersetzt; und nur Heyses Ausgabe bringt Bruchstücke der „Gedanken". Die Kenntnis der Prosaschriften ist aber nicht nur an sich äußerst interessant, sondern auch zum vollen Verständnis der Gedichte unentbehrlich. Diese Lücke, mindestens zum kleinen Teil, füllt gegenwärtige Verdeutschung der „Pensieri", die Leopardi kurz vor seinem Tode schrieb und die sein Freund A. Ranieri 1845 herausgab: eine kleine Schrift, in der der Weltschmerz des Dichters und seine unerbittliche Anklage gegen die Menschen einen schlagenden Ausdruck finden. Die Übersetzung von Peters ist im allgemeinen gut. Eindringend und warm die Einleitung von Professor Th. Lessing.

Genua G. A. Alfero

Mannheim als Hochburg des Bayreuther Gedankens. Zum 150jährigen Jubiläum des Mannheimer Nationaltheaters. Von Fritz Droop. Mannheim 1929, Verlag des Mannheimer Tageblatts. 52 S.

Ein beachtenswertes Schriftchen heute, da Wagners künstlerische Geltung neu umstritten ist. Es ist ja nur ein Wiederaufflackern des alten Kampfs um Wagner. Daß in diesem Kampf einmal Mannheim und seiner Bühne eine führende Stellung zukam dank der Initiative des Theaterkomiteemitglieds Emil Heckel, des Gründers des ersten Richard Wagner-Vereins, wissen heute nur noch wenige. Droop hat zum Mannheimer Jubiläum daran erinnert und damit zugleich ein warmes Bekenntnis zu Wagner in einfache Worte gefaßt.

Mannheim Erich Dürr

Das Mannheimer Nationaltheater. Ein Jahrhundert deutscher Theaterkultur im Reich. Von Ernst Leopold Stahl. Mannheim 1929, J. Bensheimer. 424 S. und CXXXV Bildtafeln.

Stahls umfangreiches Spezialgeschichtswerk ist als Festschrift zur Feier des 150jährigen Bestehens des Mannheimer Nationaltheaters erschienen, setzte sich aber von vornherein den Ehrgeiz, mehr zu sein als nur Festschmuck und Jubelhymne oder lokales Erinnerungsbuch, nämlich eine Chronik von wissenschaftlicher Bedeutung, die an einem charakteristischen Sonderbeispiel den Entwicklungsgang der deutschen Theatergeschichte im Lauf des letzten Jahrhunderts zur Darstellung bringt. Dieser Doppelcharakter des Werks, teils als wissenschaftliche Leistung, teils als Festschrift stellte den Verfasser vor eine sehr schwierige und nicht ganz ohne Kompromiß zu lösende Aufgabe, da Exaktheit der Darstellung mit Lesbarkeit in weiten, allen Bildungsschichten angehörenden Laienkreisen zu vereinen war. Dazu war der Zeitpunkt für den Abschluß der Arbeit festgelegt, das historische Material nicht für alle in Frage kommenden Zeitabschnitte gleich lückenlos zu beschaffen, die kritische Auswertung, je näher die Darstellung der Gegenwart kam, zunehmend durch Taktrücksichten gehemmt. Alle diese Schwierigkeiten machen hier und dort auftretende kleine Ungenauigkeiten oder Unausgeglichenheiten mehr als entschuldbar. Im ganzen ist aber zu sagen, daß ihre Überwindung in ganz erstaunlichem Maß geglückt ist. Die abwechslungsreiche, buntbewegte Schilderung macht das Buch für den Laien äußerst lesenswert, die genaue Kenntnis der letzten Jahrzehnte des Mannheimer Bühnenlebens aus eigener Anschauung gibt die Grundlage für viele feinabgewogene Urteile über künstlerische Persönlichkeiten und Leistungen. Wissenschaftlich aber ist außer der Sichtung eines umfassenden und wertvollen historischen Materials vor allem der Umstand von Bedeutung, daß Mannheim als einzige Bühne Deutschlands auf eine nun fast hundertjährige Erfahrung als städtisches Regietheater zurückblicken kann, was gerade im gegenwärtigen Augenblick, da vielerorts die Erhaltung dieser Theaterbetriebsform von ernstlicher Gefährdung bedroht ist, Stahls kritischer Historie erhöhte Bedeutung verleiht. In diesem Sinn ist auch der Untertitel „Ein Jahrhundert deutscher Theaterkultur" zu verstehen. Theaterjubiläen und Theaterkrise stehen in eigentümlichem Zusammenhang. Der wissenschaftlichen Verwertung des Buchs kommt ein umfangreiches, sehr geschickt ausgehobenes, statistisches Material entgegen. Man darf schon sagen, es ist Stahl gelungen, ein einzigartiges Spezialwerk zu schaffen, zu dessen Existenz sich nicht nur Mannheim und sein Theater beglückwünschen darf, auf das vielmehr auch die theatergeschichtliche

Digitized by Google

Forschung in zahlreichen Fällen wird zurückgreifen müssen und das darin seinen bleibenden Wert schon heute bestätigt sehen kann.

Mannheim — Erich Dürr

Verschiedenes

Die sittliche Lebensform des modernen Menschen. Ein Führer in der geistigen Krise unserer Zeit. Von Walter Lippmann. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 358 S. Geb. M. 9,—.

Der Einleitung zufolge, die der Übersetzer, Paul Sakmann, dem Buch voransendet, hat dies in seinem Ursprungsland Amerika „ein gewaltiges Publikum im Sturm erobert". Diese Mitteilung wird vielleicht manchen deutschen Leser skeptisch machen, der die „Ansprüche", die bei uns in Fragen weltanschaulicher Literatur gestellt sind, von vornherein höher bewertet und denkt, was für die Amerikaner gut genug, braucht noch lange nicht usf. Aber wenn man dies Buch gelesen hat, ist sein Erfolg ein gewisses Kompliment eben für die mit etwas mißtrauischer Überlegenheit betrachteten Amerikaner und erhärtet die Beobachtung, die mancher neuere Beurteiler aussagt, wie drüben eine Schicht entsteht, die neben den selbstsicheren Empirismus das Streben nach geistiger Rechenschaftslegung stellt. Lippmanns Buch trägt einen publizistischen Charakter in seiner Beweglichkeit, in der unbekümmerten Frische, wie es neben die Diskussion mit Aristoteles oder Augustin, mit Thomas von Aquino oder Luther die polemische oder ironische oder bestätigende Unterhaltung mit irgendeinem amerikanischen Reverend, einem „Fundamentalisten" oder einem „Modernisten" setzt. Doch soll das kein Tadel sein: es ist der gegenwärtige Typ des amerikanischen Schrifttums, an den wir uns manchmal erst gewöhnen müssen, und der dann unleidlich wird, wenn er in den Exkursen zu Wiederholungen kommt. Lippmanns Buch ist straff, lebendig und gebildet, eine ernste Auseinandersetzung mit der Auflösung der überkommenen religiösen Vorstellungswelt, mit ihrer Zersetzung durch die „Säuren der modernen Welt". Der chaotische Zustand der religiös-kirchlichen Glaubensnormen und Lebensformen ist das zentrale Problem einer ernsthaften Analyse — sie wird ergänzt durch Betrachtungen über die Umbildungsprozesse im Politischen, im Wirtschaftlichen, in der Sphäre des Geschlechtlichen. Doch ist die Analyse nicht Selbstzweck; sie will Urteile und Vorurteile, „Ersatz"-Angebote ausräumen, um auf dem so gewonnenen Boden die Elemente einer Sittlichkeit darzustellen, die in der „Selbstlosigkeit" und in der Disziplinierung reifer Erkenntnis das Gemäße weiß und tut; eine Ethik der Humanität, die über selbstzufriedene Sentimentalität oder liberalistischen Optimismus hinweggeht und die Kräfte der Askese zu würdigen weiß, nicht mit einer transzendenten Zutat, sondern als Element der Erziehung und der Objektivierung. Sakmanns Übersetzung ist ganz ausgezeichnet in ihrem selbständig verwandten freien Wortschatz.

Berlin-Friedenau — Theodor Heuß

Das Christusbild unsrer Zeit. Von Curt Horn. Berlin 1930, Furche-Kunstverlag. Ganzleinen M. 12,—.

Zu den sinnvollsten Tatsachen der Geschichte gehört es, daß wir auf das genaueste über die körperliche Erscheinung Neros unterrichtet sind, daß es aber eine bildliche Darstellung Jesu Christi nicht gibt. Der nur-geschichtliche Cäsar, das „Tier aus dem Abgrunde", verbleibt mit steinerner Maske ewig gleich, wie die Zeit ihn sah, im Raum der Vergangenheit; der übergeschichtliche Christus aber wandelt in der Fülle seines inneren Lebens durch die Zeiten, dauernd zu neuer Gestalt aus der schöpferischen Phantasie wiedergeboren, sie verwirklichend in der künstlerischen Schau aller Jahrhunderte aller Völker, jedes wie immer gearteten Verlangens nach dem Vollendungsbild des Menschlichen, nach der Versinnlichung der reinsten und höchsten Geistesmacht im begrenzten Seelenbild.

So ist die Geschichte des Christusbildes zugleich die Geschichte der christlichen Frömmigkeit selbst; es ist kein Zufall, daß religiös schöpferische Zeiträume auch Höhepunkte in der Bewältigung der erhabensten Aufgabe zu sein pflegen, die den bildenden Künstler gestellt werden kann, daß dagegen die Zeiten der Erben und Enkel, die den Urgrund des Seins nicht als gegenwärtige Macht, sondern als ein Historisches im Seelenbezirk untergegangener Geschlechter erleben, auch für die Geschichte des Christusbildes wenig zu bedeuten haben. Die religiös unfruchtbare wilhelmische Zeitalter etwa verfiel auch in der religiösen Kunst; man lebte in überlieferten Formen und verharrte im rein Stofflichen, sich einbildend, daß die mehr oder weniger dekorative Darstellung einer biblischen Erzählung oder selbst der Christusgestalt bereits religiöse Kunst sei; diesen Künstlern fehlte nicht frommer Sinn, auch nicht eine beachtenswerte handwerkliche Geschicklichkeit, wohl aber die Leidenschaft des ursprünglichen Erlebens und damit auch die eigene Form, die ja nie etwas Zufälliges, sondern der zwangsläufige Ausdruck wesenhaften Gehaltes ist.

Es ist ein Verdienst des Furche-Verlages, daß er in einer Veröffentlichung des Herausgebers von „Kunst und Kirche" Curt Horn, zum erstenmal weitesten Kreisen die Möglichkeit gewährt, sich über das „Christusbild unserer Zeit" zu unterrichten. Der behandelte Zeitraum reicht von Uhde, Burnand, Steinhausen, Klinger und Gebhardt bis in die brennende Gegenwart hinein; mit hingegebener Aufnahmefähigkeit nimmt der Verfasser gerade für die umstrittenen Künstler der letzten Jahre ein, in denen eine neue Schau des Christusbildes sich vorbereitet und echtes religiöses Ergriffensein seinen unverwohnten Ausdruck findet, für Corinth und Hofer, Schmidt-Rottluff und Barlach, Nolde und Gies. Sein Urteil ist dabei durchaus besonnen und deutet das bisher Erreichte erst als Anfang kommender Gestaltungen, auch wenn hier und da, etwa bei Barlach, schon ein Letztes und Vollkommenes gelang. Seine Ausführungen über die Problematik des Christusbildes, dessen Typologie und die weltanschauliche Krisis als Grundlage der neuen Christusauffassung dürften denen, die in diesen Dingen „guten Willens" sind, eine willkommene Erkenntnishilfe gewähren.

Die besonders wichtigen Bildbeigaben des Werkes (48 Bildtafeln in Doppeltondruck sowie ein farbiges Titelbild von Nolde) sind vortrefflich gelungen; daß die Graphik und die plastischen Arbeiten besser herauskommen als die Gemälde, liegt im Wesen der Sache.

Berlin — H. Wolfgang Seidel

Protestantismus als Kritik und Gestaltung. Herausgegeben von Paul Tillich. Zweites Buch des Kairos-Kreises. Darmstadt 1929, Otto Reichl. XI, 407 S.

Es ist noch nicht sehr lange her, daß an einem ostpreußischen Kleinstadtgymnasium ein alter Professor den Religionsunterricht auf eine weithin berühmte anschauliche Weise erteilte. Nicht nur fertigte er ein Modell der Arche Noah, gab somit altem Märchengeheimnis eine greifbare Fo-

Digitized by Google

sondern auch die Parabeln des Neuen Testaments gewannen in seinem Unterricht ein seltsames Leben, so, wenn er, sich ganz klein machend, als der „reiche Mann" hinter der Heizung als dem Höllenfeuer verschwand und mit hohler Stimme rief: „Vater Abraham, erbarme dich mein und sende Lazarus ..."

Und obwohl gegen diese Verkündigung des Wortes Gottes einiges eingewendet werden könnte, so will mir doch scheinen, als sei sie dem, was not tut, nicht ferner, ja vielleicht näher gewesen, als was in den 407 Seiten des Kairos-Bandes scharfsinnig, gelehrt, philosophisch, kritisch, dialektisch, dogmatisch, scholastisch vor uns ausgebreitet wird. Es mag sein, daß der Fachtheologe — eine bemerkenswerte Begriffsbildung unserer Sprache — ehrfürchtig vor diesen Ergründungen steht, aber der Laie, der mitunter in den Psalmen, in der „Nachfolge Christi", blättert, der von einem Liede weiß: „Der Mond ist aufgegangen", kann nicht anders als mit einem tiefen Erschrecken erfahren, was die Theologie mit Gott anstellt. Hier ist geschehen, was überall geschieht, und doch nicht geschehen sollte, in Religion, Ethik, Politik und Kunst: daß ein Gebäude errichtet wird über der Blüte dessen, was nie genannt und bekannt werden dürfte; daß erkenntnistheoretische Prinzipien wie Schraubenschlüssel an den Glauben gesetzt werden und aus ehrlicher Erkenntnis des Versagens der Kirche zu nichts anderem als dem Bau eines neuen babylonischen Turmes geschritten wird.

Gewiß, all diese Aufsätze haben „Niveau", handle es sich um das Gewissen bei Luther oder Kant, um den amerikanischen und englischen Protestantismus, um Abbau und Aufbau des Kultus, um den Katholizismus (von einem, der seinen Namen verbergen muß!), um die griechische Orthodoxie oder um das Judentum. Aber hinter allen diesen Untersuchungen, hinter den Gesichtern Kants, Luthers, des Paulus, des Johannes scheint immer weiter und weiter das Gesicht dessen zu verblassen, der kein Philosoph und kein Dialektiker, kein Universitätslehrer und Kirchenfürst war, sondern der an sich nahm Knechtsgestalt und trug unsere Krankheit und Missetat: das Gesicht Christi. Und es ist kein Zufall, daß der einzige, ohne Einschränkung hervorragende und nicht genug zu rühmende Aufsatz dieses Buchs ein „praktisches" Thema behandelt: der Aufsatz von Eugen Rosenstock: „Protestantismus und Seelenführung." Er wiegt die Mühe auf, die die Lektüre dieses Werks bereitet, bei dem nach einer innerlichen Gesetzlichkeit die schwere, an Fremdwörtern und Fremdbegriffen nicht arme Form dem Inhalt entspricht.

Ich lasse dahingestellt, ob der Mensch unserer Weltenwende die Grunddefinition dieses Buchs noch anzuerkennen vermag: „Protestantismus heißt, die höchstmögliche Lebensformung unter die Buße stellen ..." (S. 165). Ich lasse auch dahingestellt, ob so böse und bissige Urteile, wie sie z. B. über Gogarten gefällt werden (Anm. zu S. 88), dem Kairosgeist entsprechen, oder ob nicht daraus peinliche Erinnerungen aufsteigen an die Jahrhunderte der Religionsgespräche und -kriege, in denen, glaube ich, Melanchthon seine Bitte an Gott gerichtet haben soll, ihn von der Wut der Theologen zu erlösen.

Aber es scheint mir, daß Christi Wort: „So ihr nicht werdet wie die Kinder ..." als ein unwidersprechlicher Maßstab über allen diesen Büchern, Disputen, Diskussionen steht und daß es langsam Zeit für uns wird, nach so vielem anderen auch dies einzusehen, daß nach den Thronen auch die Kirchen wanken (nicht die Altäre!), und daß unwandelbar nur das bleibt, was nicht von Menschen gefügt, von Dogmen gestützt, von Thesen verteidigt wird. Denn es war der heidnische Hauptmann von Kapernaum, zu dem Jesus sagte: „Wahrlich, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden."

Königsberg Pr. Ernst Wiechert

Die Schrift. X. Das Buch Jeschajahu. Deutsch von Martin Buber und Franz Rosenzweig. Berlin. J. Lambert Schneider. 278 S.

Wenn man diesen zehnten Band der endgültigen Bibel aufschlägt, ist die erste Erschütterung, daß hier zum letztenmal Franz Rosenzweigs Name auf dem Titelblatt steht... Dieser große, lautere, immer schon irdisch erlöst gewesene Geist ist im Dezember 1929 völlig in das andere Reich eingegangen. Die herrlichen Gesänge dieses Bandes klingen wie ein Nachhall seiner Existenz. Deutlicher denn je wird es in diesem zehnten Band, daß diese Bibel gesungen werden kann, sie ist für das tönende Wort geschaffen. Textkritik zu üben kommt den Gelehrten zu, aber auch sie werden wohl statt zu kritisieren hier nichts als bewundern können.

Berlin Kurt Münzer

Martin Buber. Sein Werk und seine Zeit. Ein Versuch über Religion und Politik. Von Hans Kohn. Hellerau 1930, Jakob Hegner. 411 S.

Hans Kohns Buch ist eine Biographie auf dem Hintergrund einer Zeitgeschichte, und in beiden Beziehungen ist es aufschlußreich und sehr bedeutsam. Buber ist unbestritten der geistige Repräsentant der mitteleuropäischen Judenheit, Lehrer und Führer der Generation der heute Dreißig- und Vierzigjährigen. Der Weg seiner Entwicklung: Von einem stark literarisch und ästhetisch angehauchten Zionismus des Jünglings zur gesammelten Reife des Mannes, der im tiefsten, letzten Ernst um das Problem der Religion ringt und Zeuge göttlicher Gegenwart, der Begegnung von Gott und Mensch in der Welt wird — ist wahrscheinlich viel mehr als die Biographie eines einzelnen Menschen, es scheint der Weg großer Teile seines Volkes selbst in der Gegenwart und nahen Zukunft zu sein.

Dieser Weg führt Buber vorbei und durch wichtige geistige Strömungen der Zeit: Nationalismus, Sozialismus, Philosophie der Politik, Kampf um eine neue Staatslehre. Kohn begnügt sich nicht damit, biographisch Bubers Einstellung aufzuzeigen. Er zeichnet die ganze Problematik der Zeitströmungen und nimmt selbständig Stellung zu den Fragen, um welche Buber gerungen hat. Von besonderer Wichtigkeit scheint mir hierbei seine Auseinandersetzung mit dem Problem der Gemeinschaft und Gesellschaft, das von Toennies formuliert worden war und für die zionistische Bewegung und deren Versuch, in Palästina Siedlungsgemeinschaften zu gründen, von praktischer Bedeutung wurde. Kohn zeigt die Grenzen der Formulierungen von Toennies auf, in denen sich der Begriff der Gemeinschaft als einer natürlich gewachsenen, blutmäßig entstandenen vermischt mit dem der Gemeinschaft als eines frei gewählten „Bundes" (Schmalenbach). In einer Auseinandersetzung der Kritik, welche Buber, Gustav Landauer folgend, an Marx geübt hat, weist Kohn Richtiges und Falsches nach, wie es sich in Landauers „Aufruf" und in Bubers kleinen Schriften zum Sozialismus vermischt findet. Er zeigt, daß Landauer-Buber sich von Marx nicht im Ziel, sondern in der historischen Grundlegung und in den Mitteln der Verwirklichung unterscheiden: Sie legen allen Wertakzent auf die Umgestaltung des persönlichen Lebens als Beginn jedes Sozialis-

Digitized by Google

mus, und hierin treffen sie sich mit zionistischen Bestrebungen in Palästina, die schon lange vor dem Kriege eingesetzt hatten und deren Sprecher A. D. Gordon wurde. (Dessen eben deutsch erschienene Schriftenauswahl „Erlösung durch Arbeit" einen sehr guten Einblick in die Ideologie der palästinensischen Pioniere bietet.)

Das Schlußkapitel ist einer Auseinandersetzung des Verhältnisses von Religion und Politik gewidmet. Es ist eine warmherzige Darstellung der religiösen Strömungen der Gegenwart — im Judentum und Christentum —, welche das Leben als ein Zusammenwirken von Gott und Mensch und Sinn und Sitz des religiösen Lebens mitten im Alltag sehen.

Nebenbei streift Kohn eine Fülle von Problemen und Gestaltungen des geistigen Lebens der Zeit, denen er mehr oder weniger ausführliche Exkurse widmet: Nietzsche, Rilke, Ibsen, das geistige Wien, die „neue Gemeinschaft" der Brüder Hart usw. Zu bedauern ist bei dem reichen Inhalt des Buchs das Fehlen eines Sachregisters.

Jerusalem Hugo Bergmann

Allgemeine Pädagogik und Musikpädagogik. Von Eberhard Preußner. Leipzig 1929, Quelle & Meyer. VI, 76 S. (Musikpädagogische Bibliothek. Herausgegeben von Leo Kestenberg. Heft 2.) M. 2,80 (3,60).

In dem vorliegenden zweiten Heft der von Leo Kestenberg herausgegebenen „Musikpädagogischen Bibliothek" untersucht Eberhard Preußner, inwieweit in der Entwicklung der allgemeinen Pädagogik der neueren Zeit (er bezieht sich dabei vor allem auf Spranger, Kerschensteiner, Natorp und Litt) die gleichen Kräfte wirksam sind wie „in dem Verlauf des um 1900 beginnenden und gegenwärtig gültigen Musikerziehungsgedankens", und darüber hinaus, „ob der Wille der Zeit organisch die Zielrichtung der Musikpädagogik bestimmte oder nicht". Er gibt zu diesem Zweck zunächst einen historischen Überblick (über die musikpädagogische Bedeutung der Romantik, der Kunsterziehungswelle um 1900, der Arbeitsschule, des Totalitätsgedankens und der Werttheorie). Das zweite Kapitel „Die Idee der Musikpädagogik" führt dann aus, daß diese Idee „die Gemeinschaftsmusik" und daß der Staat ihr zeitgemäßer Hüter und planmäßiger Förderer sein müsse (vgl. Leo Kestenbergs „vorbildliche Organisation des Schulmusikwesens in Preußen von der Idee des Staates aus"). Es ist aus der inneren Not unserer Zeit heraus wohl begreiflich, daß Preußner dabei den Gemeinschaftsgedanken gelegentlich überbetont, so etwa, wenn er meint, daß wir heute „keine Universalgenies mehr ersehnen, sondern in der Gemeinschaft gefestigte Persönlichkeiten, die nicht in einem System eigener klügster Gedanken gleichsam im luftleeren Raum schweben und sich selbst übergenug sind" (hat es je ein wirkliches Genie gegeben, das „sich selbst übergenug" war?), oder wenn er den sehr allgemeinen Satz aufstellt: „Musik des Einzelnen gibt es in Wahrheit überhaupt nicht, Musik klingt nur durch die Gemeinschaft" (ist das nicht mit jedem Kunstwerk so?). Im dritten Abschnitt werden dann unter dem Titel „Die Verwirklichung der Idee in der Methode" wichtige methodische Fragen erörtert, wobei sich Preußner als wohlbelesen in der neueren psychologischen Literatur erweist (er stützt sich in erster Linie auf Meumann und Müller-Freienfels), wie er überhaupt in der ganzen Schrift, namentlich in den Fußnoten, zahlreiche wertvolle Literaturhinweise gibt. Besondere Beachtung verdient, was er über die musikpädagogische Bedeutung der Typenlehre sagt. Dagegen kann ich mich vom volksbildnerischen Standpunkt aus angesichts dieses dritten Kapitels des Bedenkens nicht erwehren, daß der Arbeitsschulgedanke die Musikpädagogik zu einer allzu intellektualistischen Zielsetzung verführt, sofern er das Erarbeiten der einzelnen Formwerte der Kompositionen als Voraussetzung für ihre bildungsmäßige Wirkung erscheinen läßt. Bei vielen Hörern ist die Gefahr eines Raubbaues an der seelischen Wirkung der jeweiligen Komposition („das Bewußtsein als Verhängnis" nicht zu verkennen.

Das Büchlein ist mit eindrucksvollem Ernst und großer Sachkenntnis geschrieben und wird gewiß nicht nur in den Kreisen der eigentlichen Musikpädagogen auf die theoretischen Auseinandersetzungen innerhalb dieses Sondergebietes der Erziehungswissenschaft niveaubildend wirken. Es ist nur schade, daß Preußner so wenige Beispiele aus der musikpädagogischen Praxis gegeben hat. Durch stichprobenweise Heranziehung aktueller Einzelfragen (wie etwa der Bedeutung der Schallplatten oder der Musikalienbüchereien für die moderne musikalische Bildung) wäre die Tragweite seiner grundsätzlichen und theoretischen Behauptungen gewiß anschaulicher geworden.

Stettin Erwin Ackerknecht

W. S. Solowjews Geschichtsphilosophie. Ein Beitrag zur Charakteristik der russischen Weltanschauung. Von Georg Sacke. Berlin 1929, Osteuropa-Verlag. 138 S. M. 4,80. (Quellen und Forschungen zur russischen Geschichte, herausgegeben von Karl Stählin. Band 9.)

Diese fleißige und gründliche Arbeit füllt in der Tat eine Lücke aus: Solowjews Geschichtsphilosophie hat bisher noch nicht die ihr zukommende Würdigung gefunden, auch in Rußland nicht, obgleich, wie Sacke ganz richtig bemerkt, die Geschichte als das Hauptproblem in der Philosophie Solowjews angesehen werden muß. Hier wird nun versucht, die Entwicklung der geschichtsphilosophischen Anschauungen Solowjews im Zusammenhang mit seiner Gesamtentwicklung darzustellen — und gerade darin liegt vor allem für deutsche Leser der Wert des Buchs, denn Solowjew erscheint hier als Werdender, nicht als Fertiger, wie in den meisten neueren deutschen Schriften über ihn, und er wird zugleich in das Geistesleben seiner Zeit und seines Volks hineingestellt. So wird seine Stellung zwischen den sich bekämpfenden Parteien der Slawophilen und Westler sehr schön herausgearbeitet, so wird der Pessimismus der letzten Lebensjahre des Philosophen stärker betont als man es sonst zu lesen gewohnt ist; Sacke spricht sogar von einem völligen Zusammenbruch der Ideenwelt Solowjews. Vielleicht geht er hier schon zu weit, auch dürften die sozialen und politischen Verhältnisse Rußlands um die Jahrhundertwende als objektive Gründe für Solowjews Pessimismus nicht von so großer Bedeutung gewesen sein. Sehr interessant ist die Hervorhebung gewisser rationalistischer Züge in der Weltanschauung des Antirationalisten Solowjew, und treffend ist auch der Hinweis auf Solowjews Vielseitigkeit als unüberwindliches Hindernis für diejenigen, die seine treuen Schüler sein wollten. Solowjew wirkt nicht als Gesamtpersönlichkeit im russischen Geistesleben fort, sondern als der Philosoph, als der Theologe, der Dichter, der Slawophile, der Westler usw. Aber — läßt sich nicht ganz dasselbe auch von Tolstoj sagen? Und ist das nicht vielleicht in der ganzen russischen Geistigkeit und in der eigentümlichen Entwicklung der russischen Geschichte begründet?

Leipzig Arthur Luther

Digitized by Google

So mußt du leben! Eine Anleitung zum richtigen Leben. Von Raoul H. France. Mit 11 Bildern. (Neugestaltung des Lebens. Eine Bücherreihe von kommender Lebenskunst, I. Band.) Dresden 1929, Carl Reißner. 184 S. M. 3,30.

Wer in dem vorliegenden Buch des bekannten Biologen Anweisungen sucht, wie er sein Leben einzurichten hat, wird enttäuscht sein; davon enthält es kaum etwas. Aber es gibt Ausführungen, die im Grunde viel interessanter sind: Schilderungen des Lebens in der Natur, des Naturkreislaufes, wie er sich im Wald am durchsichtigsten offenbart, wie er über vor allem das Werden und Vergehen der Welten beherrscht. Der Verfasser spricht von einer Harmonie, die er, ausgehend von der harmonischen Reihe in der Mathematik und vom goldenen Schnitt, in der ganzen Natur vorfindet, von dem Harmoniegesetz, das alles Geschehen beherrscht. Lebe so, das ist seine Mahnung, daß du nicht gegen dieses Harmoniegesetz verstößt! Nur die Natur, so meint er, kann uns Führer zu richtigem Leben sein, eine Anschauung, die er sich im Laufe seines arbeitsreichen Lebens gebildet hat. Aber gerade seine so lesenswerten Ausführungen zeigen, daß — wir erkennen die Bedeutung der Naturwissenschaft für die Lebensgestaltung durchaus an — man, wenn man sich auf sie beschränkt, über die Aufstellung ganz allgemeiner Sätze, die kaum irgendwelche praktische Anwendung zulassen, nicht hinauskommt. Die Frage, wie soll ich „richtig" leben? läßt sich immer nur vom Standpunkt einer bestimmten Weltanschauung aus beantworten, und eine Weltanschauung läßt sich rein naturwissenschaftlich nicht begründen.

Gießen-Mainz Erich Stern

Freuds tragischer Kompler. Eine Analyse der Psychoanalyse. Von Charles E. Maylan. München 1929, Ernst Reinhardt. 215 S. M. 7,80 (9,50).

Statt eines Vorworts gibt Verfasser einen offenen Brief an Professor Freud, der das Programm des Ganzen enthält. Freud ist in seiner Analyse nicht bis zum Letzten gegangen — der eigene Ödipuskomplex ist nicht restlos zertrümmert. Er bedarf daher der „Nachanalyse", und diese will der Verfasser in dem vorliegenden Buch leisten; er will die Mittel der Analyse gegen den Analytiker kehren. Freud hat eine Reihe von eigenen Träumen mitgeteilt, aber er habe sie nur soweit analysiert, als es ihm bequem sei, er sei nicht bis zur letzten Wahrheit durchgedrungen. Und nun versucht Verfasser zu zeigen, daß die wahren Motive der Freudschen Analyse nichts sein als Ehrgeiz, Herrschsucht, Haß und Rachegelüste. Und schließlich wird das „kaschiert gehaltene Ziel" der Analyse enthüllt: die „Herrschaft Israels über die Welt aus der trügerischen Macht des überfruchteten Intellekts!"

Gießen-Mainz Erich Stern

Die Steigerung der geistigen Leistungsfähigkeit. Von Arnold Hahn. Zürich-Leipzig 1929, Grethlein & Co. 258 S. Geb. M. 4,80.

Das Buch reiht sich ein in die große Zahl von Schriften, welche den Menschen leistungsfähiger, glücklicher, zufriedener, erfolgreicher machen wollen. Der Mensch soll dies dadurch erreichen, daß er Unlustgefühle, die auf Verdrängungen beruhen, Erziehungsfehler, Kindheitserinnerungen überwindet, daß er die besten Arbeitsbedingungen seines eigenen Geistes und dessen Maximalleistungen findet, daß er seine „seelische Bereitschaftsstellung" (d. h. seine Konstitution) ändert, keine Sorge aufkommen läßt, die Leidenschaften beherrscht, sich Selbstachtung und Erfolg durchringt. Wie er das aber anfangen soll, erfahren wir nicht immer; das Buch krankt wie alle derartigen Bücher daran, daß es sehr leicht ist, zu sagen: sei ohne Sorgen, aber sehr schwer, eine Anweisung zu geben, wie man die realen Sorgen überwinden kann. Schlafen heißt sich gleichgültig machen; sehr richtig, aber wie macht man sich gleichgültig, wenn bestimmte Vorstellungen sich immer wieder aufdrängen? Der zweite Teil des Buchs bringt eine Reihe von Übungen zur Schulung der geistigen Funktionen. Nachdem der Verfasser zuerst ein sehr abfälliges Urteil über die Graphologie nicht nur, sondern auch über die moderne Testforschung ausgesprochen hat, benutzt er im zweiten Fall die Tests als Übungsmittel: wenn sie aber gewisse Funktionen üben, so können sie auch für deren Prüfung nicht bedeutungslos sein. Das Buch ist gut lesbar geschrieben.

Gießen-Mainz Erich Stern

Deutsches Biographisches Jahrbuch. Herausgegeben von dem Verbande der deutschen Akademien. Band V. Das Jahr 1923. Stuttgart, Berlin und Leipzig 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 452 S. Geb. M. 18,— (br. 15,—).

Wie das Vorwort von Band IV (vgl. L. E. XXXII, 117) versprach, ist nun verhältnismäßig rasch Band V mit den Toten des Jahres 1923 — als Herausgeber zeichnet Hermann Christen — nachgefolgt. Er ist mit dem schönen Gelehrtenkopf Röntgens geschmückt und enthält nicht weniger als 98 biographische Aufsätze sowie die von Johannes Hohlfeld bearbeitete, wiederum gegen 300 Personen umfassende Totenliste. Von den Aufsätzen sind für Literaturfreunde besonders interessant diejenigen über Rudolf Hawel (G. Wilhelm) Adam Müller-Guttenbrunn (J. Bindtner), Alfons Petzold (G. Wilhelm), Alberta von Puttkamer (Chr. Hallier) und Georg Reicke (H. Spiero), sowie die Aufsätze über Ferdinand Avenarius (P. Schultze-Naumburg), Otto Böckel (J. Koepp), Ellen Franz, bekannt unter dem Namen Freifrau von Heldburg (M. Grube), Hugo Gaudig (O. Scheibner), Walter de Gruyter (G. Lüdtke), Graf Hoensbroech (H. Koch), Fritz Mauthner (Th. Kappstein), Heinrich Stümcke (H. Knudsen), Emil Sulger-Gebing (K. Wörner), Ernst Traumann (H. Levin-Derwein), Ernst Troeltsch (A. Dietrich) und Friedrich Vogt (K. Helm).

Bedauerlich ist, daß ein Künstler von der Bedeutung Adolf Oberländers und eine so interessante Schriftstellerpersönlichkeit wie Erwin Rosen (Erwin Carlé) nur des summarischen Nachweises in der Totenliste gewürdigt wurden, während Leo Schlageter in einem begeisterten biographischen Aufsatz ohne jede kritische Distanz gepriesen wird, ein, wie mir scheint, höchst problematischer Grenzfall für ein Jahrbuch, das von wissenschaftlichen Akademien herausgegeben wird.

Im übrigen kann ich allerdings voll aufrecht erhalten, was ich beim Erscheinen der früheren Bände zum Lob dieses großzügigen und unentbehrlichen Nachschlagewerks gesagt habe.

Stettin Erwin Ackerknecht

Die Kultur der Vereinigten Staaten von Amerika. Von M. J. Bonn. Berlin 1930. Volks-Verband der Bücherfreunde. Wegweiser Verlag. 304 S.

Endlich einmal ein sachliches Buch über die Vereinigten Staaten. Es wird heute gerade in den Kreisen Deutschlands, die sonst immer die Unvoreingenommenheit ihres Urteilens betonen, viel gefühlsmäßige, unberechtigt hämische Kritik an Amerika geübt, was im Grunde beweist, daß man auch in der deutschen Heimat in Zeiten leidenschaftlicher Erregung

Digitized by Google

manchen Protest. Besonders zu bedauern ist, daß das gegebene Material nicht vollständig erschöpft ist, und eine Reihe zweitrangiger Namen Raummangels wegen einfach ausgeschaltet wurde, was natürlich das Gesamtbild der einzelnen Literaturen beeinträchtigt.

Im Nachfolgenden habe ich versucht, die aufgeführten deutschen Autoren nach der Zahl ihrer übersetzten Werke zu gruppieren, was einen gewissen Begriff von dem Grade ihrer Popularität bei sowjetrussischen Verlegern und Lesern geben kann. Zu einem ganz vollen Bilde wäre allerdings noch nötig, auch die Anzahl der Auflagen und ihren ziffernmäßigen Umfang zu fixieren, um so mehr als viele Werke fast gleichzeitig in verschiedenen Übersetzungen von diversen Verlegern vom Stapel gelassen wurden. Eine äußerst frappante Illustration hierzu bietet vor allem Bernhard Kellermann, dessen „Schwedenkleeß Erlebnis" in nicht weniger als sechs Auflagen in drei verschiedenen Übersetzungen erschienen ist, die „Brüder Schellenberg" brachten es sogar auf vier Übertragungen, und vom „Tunnel" lassen sich nicht weniger als zehn gesonderte Auflagen aufzählen. Solcher Beispiele gibt es noch mehr. Erst seit 1927 haben die betreffenden Behörden aus Gründen der Rationalisierung diese Flut eingedämmt, wie denn überhaupt in den letzten Jahren die Zahl der Übersetzungen fremdländischer Autoren stark zurückgegangen ist. —

Mit der Übertragung bloß eines einzigen Werkes sind von deutschen Autoren vertreten: P. Altenberg, P. Apel, H. Bachwitz, Vicki Baum, F. O. Bilse, W. Blos, H. Böhlau, M. Brod, Br. Bürgel, R. Dehmel, M. Dreyer, K. Einstein, G. Engelke, P.-G. Eckardt, H. Federer, A.-M. Frey, E. Grisar, St. Großmann, K. Henckell, W. Herzog, H. Hesse, H. von Hofmannsthal, R. Huch, H. Janowitz, R. Lohmann, Fr. Mauthner, A. Paquet, H. Richter, R.-M. Rilke, E.-G. Seeliger, R. Stratz, Fr. von Unruh, A. Uzarsky und M. Uebelhör. — Zwei bis fünf Werke sind ins Russische übertragen von: M. Barthel, J. Becher, W. Bonsels, H. Dominik, K. Edschmidt, K. Eisner, H. H. Ewers, O. M. Graf, G. Hermann, A. Holitscher, N. Jacques, Fr. Jung, G. Kaiser, E. E. Kisch, K. Kläber, A. Landsberger, Thomas Mann, G. Meyrink, E. Mühsam, L. Perutz, J. Roth, K. Sternheim, H. Sudermann, W. Vershofen, Fr. Werfel, L. Winder, K.-A. Wittfogel und P. Zech. —

Mit einer größeren Anzahl von Werken kommen alsdann: A. Daudistel, E. Toller und Leonhard Frank (je 7), Hermynia Zur Mühlen (8), Clara Viebig und Stefan Zweig (je 11), B. Kellermann, Heinr. Mann, A. Schnitzler und J. Wassermann (je 15), und zum Schluß schließt G. Hauptmann den Vogel mit Übersetzungen von 21 seiner Werke ab.

(P. Ettinger)

Einer Mitteilung der „Königsberger Allgemeinen Zeitung" (245) zufolge steht die Einfuhr des deutschen Buchs in Lettland und Estland derart an erster Stelle, daß in Lettland rund 70 % der gesamten Büchereinfuhr aus Deutschland bezogen wird und in Estland ein ähnliches Verhältnis besteht.

In Neuyork ist die „Goethe-Society of America" ins Leben gerufen worden, die als eine Fortsetzung des 1874 gegründeten Goethe-Klubs die Verbreitung der Schriften Goethes im amerikanischen Kulturleben weiter ausbauen wird. Die Gesellschaft wird auch die Vorbereitungen für die Gedenk Hundertjahrfeier 1932 in Amerika durchführen.

Professor Christian Heinrich Kleukens beabsichtigt auf seiner Mainzer Presse eine Welt-Goethe-Ausgabe für das Gedenk Jahr 1932 in 50 Bänden zu drucken.

Der oberste dänische Gerichtshof hat in Bestätigung eines Urteils des kopenhagener Gerichts als Recht erkannt, daß niemand Werke eines Verfassers ohne dessen ausdrückliche Genehmigung gegen Bezahlung verleihen darf. Der Vorstand des dänischen Schriftstellervereins, für jedes Buch, das aus einer Leihbibliothek ausgeliehen wird, eine Sondergebühr zu erheben, ist damit der Verwirklichung nahegerückt.

Die Deutsche Bücherei teilt mit, daß monatlich etwa 750 Abhandlungen über den Rundfunk in Deutschland erscheinen, wovon fast die Hälfte technische Fragen behandeln. Sehr ergiebig wird auch über Inhalt und Form der Rundfunkdarbietungen aus den Kreisen der Religionsgemeinschaften und politischen Parteien geschrieben.

Die Generalversammlung des Verbandes Deutscher Bühnen in Berlin wählte Jakob Schaffner zum 1. Vorsitzenden, Rudolf Presber zum 2., Georg Engel zum Ehrenvorsitzenden des Verbandes.

Dem siebzigsten, wieder vom Generalsekretär Heinrich Stümcke bearbeiteten Jahresbericht der Deutschen Schillerstiftung zu Weimar ist zu entnehmen, daß diese auch im Berichtsjahr 1929 mit Unterstützung amtlicher Stellen und einiger Freunde im In- und Auslande versuchte, ihre Aufgabe, verdienten deutschen Schriftstellern und deren nächsten Hinterbliebenen in bedrängter Lebenslage Beihilfe zu leisten, einigermaßen zu erfüllen. Die verfügbaren Mittel blieben freilich weit hinter dem zurück, was nötig wäre, um der immer weiter greifenden Not unseres Schrifttums in Gebühr zu steuern. Das Reichsministerium des Innern und die Regierungen fast sämtlicher Länder erneuerten dankenswerterweise ihre Beiträge. Eine vom preußischen Minister für Volkswohlfahrt genehmigte öffentliche Geldlotterie brachte einen Reingewinn von 20000 Mark. — Die Gesamtsumme der von der Zentralkasse bewilligten Zuwendungen betrug 52860 Mark. Aus den Zinsen der Ernst Keil-Stiftung, Leipzig, wurden nach den Beschlüssen der Schillerstiftung 7000 Mark verteilt. — Die am 7. Mai im Schillerhause zu Berlin abgehaltene jährliche Generalkonferenz des Verwaltungsrates befaßte sich außer mit laufenden Angelegenheiten insonders mit der neugegründeten „Notgemeinschaft deutscher Schrifttums", die inzwischen mit dem 1. Januar 1930 ihre Tätigkeit aufgenommen hat; bei Wahrung der Selbständigkeit der in ihr vereinigten Stiftungen und Berufsverbände erstrebt sie die Zentralisierung und Ordnung der für die literarische Wohlfahrt fließenden Mittel; hoffentlich ist ihrem Wirken der so dringend gebotene Erfolg beschieden.

* * *

Uraufführung. Wien. In den „Künstlerspiele" der „Kleine Komödie". Einakter von Klara Sulzer. (12. Juni 1930).

Redaktionsschluß: 5. Juli 1930.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Lutz Weltmann, Berlin; für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. Adresse: Berlin W 35, Genthinerstraße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2.-

Digitized by Google

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 32. Jahrgang

1930 September Heft 12

Zeitlupe: Sinnenhaftigkeit der Dichtung * Römischer Romantiker im romanischen Seminar * „Loris" * Tagore, der Maler * Das gestohlene Krokodil

Hans Kyser .. .. Über den historischen Roman
J. E. Poritzky. .. .. .. Kunst auf wissenschaftlicher Basis
Ernst Lissauer. .. .. Die Liebesgedichte der Koenig
Wilhelm Westecker .. .. Hermann Eris Busse
Walter Erich Schäfer .. .. Bernhard Blume
Fedor Wälderlin .. .. Das Geheimnis der „Greguería"
Walter Muschg. .. .. Schweizer Literatur
W. Krug. .. .. .Th. Manns „Mario und der Zauberer"
Bertolt Brecht. .. .. Eine Manuskriptseite
Oscar Levy .. .. Prozeß der Diktatur

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo der Bühnen
Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten

Deutsche Verlags-Anstalt • Stuttgart

Digitized by Google

Detlev von Liliencron

Ausgewählte Werke

4 Bände in Leinen Mark 20.–

Inhalt: I. Band: Poggfred – II. Band: Gedichte 1. Der Heidegänger 2. Kampf und Spiele – III. Band: Gedichte 1. Nebel und Sonne 2. Bunte Beute 3. Gute Nacht – IV. Band: Novellen.

Mit dieser neuen, preiswerten Ausgabe

sollte Liliencron in alle deutschen Privatbibliotheken, in jede deutsche Volks- u. Schulbücherei einziehen. Sorgfältige, verständnisvolle Auswahl wie beste Ausstattung zeichnen die „Ausgewählten Werke" aus.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART UND BERLIN

NEUERSCHEINUNG

Ein Führer in der geistigen Krise unserer Zeit

WALTER LIPPMANN

Die sittliche Lebensform des modernen Menschen

Aus dem Amerikanischen von
Professor Dr. Paul Sakmann
In Leinen gebunden Mark 9.–

INHALT: 1. Teil. Die Auflösung des Ahnenerbes — I. Das Problem des Unglaubens — II. Gott in der modernen Welt — III. Der Verlust der Gewißheit — IV. Die Säuren des modernen Wesens — V. Der Zusammenbruch der Autorität — VI. Verlorene Provinzen — VII. Das Schicksalsdrama. — 2. Teil. Die Grundlagen der Menschlichkeitsethik — VIII. Goldene Erinnerungen — IX. Die Einsicht der Menschlichkeitsethik — X. Die höhere Religion und die Welt von heute. — 3. Teil. Der Geist des modernen Wesens — XI. Seelenheilung — XII. Das Geschäftsleben der großen Gesellschaft — XIII. Die Regierung in der großen Gesellschaft — XIV. Die Liebe in der großen Gesellschaft — XV. Der Ethiker in einer ungläubigen Welt.

Das erste Urteil:

Lippmann ist einer jener Amerikaner, die eine wundervolle Verbindung von Grübeln und Handeln gefunden zu haben scheinen. Obgleich es eine Fülle philosophischer Kenntnisse übermittelt, trägt es doch überall die blutvolle Farbe erlebter und erkämpfter Überzeugung. Mit hellem Kopf und warmem Herzen untersucht er die neuen Formen des politischen, geschäftlichen und häuslichen Lebens, vor allem auch die des Hauptbestandes der Sittlichkeit, des Liebeslebens. Siegfried Jacoby im Berliner Tageblatt.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART UND BERLIN

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

Sinnenhaftigkeit der Dichtung

Mir ist zuweilen (und manchmal wohl auch im Tone der Einschränkung) von Freunden und Rezensenten das Kompliment gezollt worden, ich schriebe einen „verblüffenden", einen „gepflegten" und „originellen" Stil. Jenseits der Freude, die jedes Kompliment bereitet, hat eine derartige Bemerkung jedesmal dazu gedient, mich nachdenklich zu stimmen, denn offen gestanden: mir sagte es ganz und gar nichts, wenn jemand aus meinen Büchern das Stilistische herausklaubte und das „Übrige" (welches übrige?) liegen ließ. Ich kam mir vor wie beim Stil gepackt, und das war ein ähnlich unfrohes und zweckwidriges Gefühl, wie wenn einen jemand bei der Nase packte und mit der Bemerkung „Was haben Sie für eine schöne Nase" diesen Körperteil aus seiner Umgebung herauszerren wollte. Seriöser gesprochen: es machte mich stutzig, daß andere Leute soviel Pfiffiges über meinen Stil wußten, der doch für mich das Einfachste und Selbstverständlichste von der Welt war. Und es betrübte mich, daß sie ihn als köstliche Tunke zum (mehr oder auch weniger geratenen) Braten behandelten. Daß sie bei dieser meiner Gelegenheit das schwierige und durch übertriebenen Mittelschulgebrauch verluderte Begriffspaar „Form und Inhalt" auffahren ließen. Form und Inhalt — gewiß — aber deren Auseinandersetzung spielt sich doch bei der Konzeption ab; sie vermählen sich zum „Gehalt" des Buchs, und dessen Qualität steigt mit der Innigkeit der Vermählung; ist ein Buch schlecht, so wird man vermuten dürfen, daß Form und Inhalt sich schlecht verheiratet haben; man wird es vermuten, es aber analytisch festzustellen, ist eine schier unmögliche Sache. — So dachte ich, und endlich kam ich auf die Vermutung, daß jene Kritiker, sofern sie's freundlich gemeint, wohl nicht eine neuartige Schreibweise bei mir hatten feststellen wollen, sondern etwas Besonderes und vielleicht Neues am Gehalt meiner Prosa.

Nur der Einfachheit halber habe ich mit solcher Ausführlichkeit meinen eigenen Fall vorgetragen. Sicher ist er typisch für eine Unsicherheit in der Bewertung moderner Literatur überhaupt. Seit dem Expressionismus nämlich haben wir nicht mehr das Glück gehabt, daß die Literatur der Öffentlichkeit als geschlossenes Stilgebilde, als „Schule", vor Augen getreten wäre. Die Existenz einer solchen Schule, so imaginär sie tatsächlich ist, erhöht den Respekt vor einer Kunst, den Respekt, das heißt ihre richtige Einschätzung. Heute nun ist davon kaum etwas zu spüren, denn ein an sich so brauchbares Sammelwort wie „Neue Sachlichkeit" hat seinen sammelnden und sichtenden Wert dadurch eingebüßt, daß allzu unterschiedlichen Geistes Kinder sich unter ein und derselben Devise behaglich fühlen wollten. Der angebliche Zug unserer Literatur nach der Seite der Berichterstattung, der Reportage hin, hat es vermocht, die Stilfrage mit der des Sujets zu verquicken. Eine Tyrannis des Stofflich-Aktuellen ist angebrochen und hat es vielfach mit sich gebracht, daß mit der Grazie des Trampeltiers Stilbetrachtung geübt wird, etwa nach folgendem Schema: dies und jenes Sujet ist „zeitwichtig" — das Leben selbst hat hier gedichtet — die Form entbehrt jeder artistischen Künstelei.

Was ist die Folge solch smarter Literaturkritik? Auf der einen Seite wird mehr und mehr der Bucherfolg und die literarische Schätzung (auch von kundigen Leuten) zusammengeworfen, ein Vorgang, wie er mit solcher Unreinlichkeit meines Wissens zum erstenmal sich abspielt, seit es eine Kritik der Literatur gibt. Auf der andern Seite ist es — „inmitten des Geläutes und Gemähes" — selbst dem Besten schwer gemacht, sich das Ohr für die wirklich modernen Stil-Klänge frei und klar zu erhalten. Worin besteht er denn, der neue Stil? In einer Abkehr vom „quälenden Psychologismus"? In einer Abkehr von „spielerischer Artistik"? Man sieht, die Phrasen rinnen einem von selbst in die Feder, und untersucht man sie genauer, so läuft alles aufs selbe hinaus: auf eine Absage ans Bewußte, eine Absage an alles, was Seele heißt.

Hier ist der Ort, auf Ernst Glaesers sehr bestechende Formel zu sprechen zu kommen, es gelte nicht mehr die Herzen, sondern den Verstand zu rühren. Zu dieser Formel kann man sich, so wie wir sie verstehen wollen, durchaus bekennen; doch habe ich sie nicht ohne Absicht „bestechend" genannt — wie alles Bestechende ist sie geeignet, von zu vielen Interessenten in Anspruch genommen und mißbraucht zu werden. Die „Herzen", die wir nicht mehr rühren wollen, sie sind der Ort der Klischee-Wirksamkeit, und manches scheinbar moderne, von aktuellem Konflikt erfüllte Buch kokettiert gerade mit ihnen. Der Verstand aber, den zu rühren wir gesonnen sind, wie wird er erreicht, auf welche Töne reagiert er, welche Berührung bringt ihn zum Klingen?

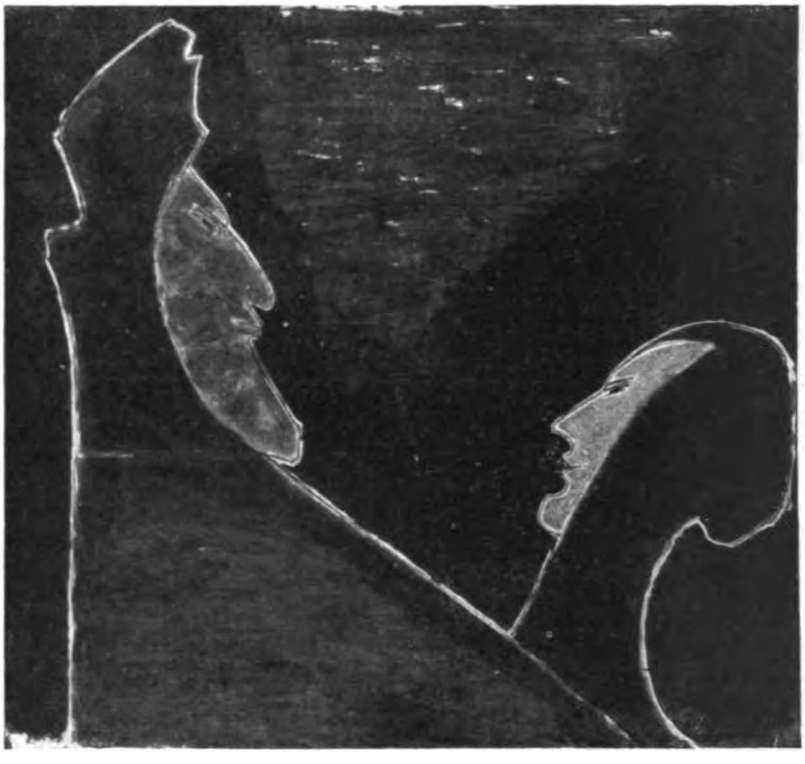
Die Frage beantworten heißt auf die andere Frage nach dem vermutlichen „Neuen" im literarischen Stil zurückkommen. Ich sehe dieses Neue in einer unermüdlichen Wachheit der Sinne, in einer Art Weltfreudigkeit oder positivem Weltschmerz der dichterischen Person. Sie identifiziert sich mittels ihrer Sinne mit der umgebenden Natur, sie senkt sich in Menschen, Pflanzen, Gegenstände hinein, sie übt Beobachtung nicht im Sinn der Naturwissenschaft (wie der Naturalist), sondern aus der Natur heraus, im Sinne eines Gestaltwandels (also als ein schrankenloser Psychologe). Die Psychologie in der Literatur, des bin ich allerdings sicher, ist nicht eine Sache von gestern, sondern etwas, was erst seinen Anfang nimmt, und den Verstand rühren wird nur der, der die Seele kennt, die Seele der Dinge und der Situationen.

Ein praktisches Beispiel wird anschaulich machen, was ich meine, und zeigen, welch unerschöpfliche Aufgaben und Aussichten das „sinnenhafte" Schreiben dem Dichter eröffnet. Ich kopiere eine Notiz, die ich in einem Tagebuch finde: „Nichts ist schwerer als das Einfache beschreiben. Es gelingt nur durch Tief-Drinsein und mit viel Glück, meistens durch scheinbar fernliegenden Vergleich aus anderen Sinnensphären. Zum Beispiel: wer beschreibt den Glühwurmflug? Es muß das Schneeflockenleichte, das Huschige von Zigarettenasche dabei sein, ein Gewicht, das so leicht ist wie das Gewichtslose, aber doch ein Gewicht — Das Leuchten ist gar nicht so wichtig..."

Womit wir wieder beim Anfang sind, bei der Frage des Stils, der dem einen verblüffend vorkommt und dem andern so einfach wie ein Atemzug in frischer Luft. Aber vielleicht, wenn sie freundlich gelesen haben, sind sie sich ein wenig nähergekommen, der eine und jener andere ...

W. E. Süskind

Digitized by Google



Aquarell von Tagore (mit Genehmigung der Galerie F. Möller, Berlin)

‚Attraktion' von einem anonymen Mitarbeiter, der das ‚Krokodil' vielleicht gekannt hat.
Ich selbst aber hatte keinerlei Idee, denn mir fällt leider prinzipiell fast nichts ein.
Ob die Attraktion tatsächlich vom Krokodil kopiert ist, weiß ich also nicht. Doch werden das ohnedem die Leute zu konstatieren haben, die zum Konstatieren da sind.
Ich selbst aber wünsche meine königl. bayr. Ruhe zu haben. Ich kann ohnedem die ganze Literatur nicht leiden.
Herr Strecker schrieb mir in einem vorhergegangenen Briefe, er übergehe meine Behauptung, ‚unsereiner schriebe Stücke nur der Tantiemen halber', mit Stillschweigen, und irgendeine andere beachtliche Persönlichkeit hatte gesagt, ‚wenn man meine Korrespondenz in dieser Sache publiziere, so wäre ich glatt unmöglich gemacht', oder so ähnlich.
Nun, ich erkläre öffentlich:
Ich schreibe meine Stücke wirklich nur der Tantiemen halber, und alle jene, die ihre Stücke auch nur der Tantiemen halber schreiben, sollten sich schämen, daß sie's nicht ebenfalls eingestehen.
An wirklicher Dichtung gemessen, sind ‚unsere' Stücke ohnedem nur Quark.
Das Publikum hat ein Recht darauf, das von Fachleuten gesagt zu bekommen, denn das Publikum selber bemerkt es zu selten.
Ich trete, ohne daß, meines Wissens, anderswo von dieser Plagiataffäre schon die Rede gewesen wäre, selbst als erster damit vor die Öffentlichkeit.
Hiermit übergebe ich die Angelegenheit aber endgültig meinen literarischen Vertretern und erkläre, daß ich persönlich keinerlei Briefe oder Artikel in dieser Sache weiterhin abzufassen gedenke." D. Red.

Beim Durchblättern

Alfred Polgar hat einen Auswahlband seiner Kritiken [illegible] Feuilletons zusammengestellt (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin). Die Feuilletons: kleine Theaterstücke auf der Bühne des Lebens. Die Kritiken: Kunstbetrachtung als Lebenswissenschaft. Aus dem neuen Bande ein paar Worte zur Kritik:

„Die Kritik übt ein öffentliches Amt auf Grund privater Mandate: das macht ihre Position zweideutig. Der Kritiker ist weder gewählt noch ist ihm sein Amt als reife Frucht irgendwelcher, zu diesem Zweck besonders qualifizierender Schul- und Lernzeit in den Schoß gefallen, noch besitzt er irgendein Diplom für die Ausübung seiner Tätigkeit, das von irgendwem respektiert werden müßte. Mit Recht dürfen Autoren und Schauspieler fragen: Wer oder was legitimiert denn gerade euch, in eurer Gesamtheit, als unsere Richter, Wert- und Schicksalsbestimmer? Ihr übt eine Tätigkeit aus, der ihr nur dadurch berechtigt erscheint, daß ihr sie eben übt. Ihr seid Publikum wie die anderen, nur mit dem einzigen Unterschied, daß euer Beifallklatschen oder Zischen für Druckerschwärze auf Zeitungspapier manifestieren darf.

„Wir Kritiker: Die Güte hat genau so viel sichere Techniken, Listen, Schleichwege und geniale Finten, sich durchzusetzen, wie die Bosheit."

„Leg an, drück ab. Und wo der Pfeil stecken geblieben ist, dort male, um seine haftende Spitze als Mittelpunkt eine Scheibe. So werden dir lauter Kernschüsse gelungen sein."

*

Digitized by Google

Über den historischen Roman

Von Hans Kyser (Berlin)

storische Roman läßt sich weder als eine
e noch gar selbständige Gattung der Epik
Man kann ebenso den Satz aufstellen: es
en historischen Roman, wie den Satz: jeder
ist ein historischer. Wenn Upton Sinclair
l Sacco-Vanzetti zum Anlaß seines ge-
Epos „Boston" nimmt, so ist diese Gegen-
chichte aus den Geschäfts- und Hochfinanz-
Bostons historisch, und der Dichter selbst
in Werk „einen zeitgenössischen historischen
. Mit gleichem Recht lehnt Albrecht Schaef-
fer für seinen „Kaiser Konstantin", den er eine
Zeitwende nennt, die Bezeichnung historischer Ro-
man ab.

Man muß sich zuvor über das Wort historisch ver-
ständigen. In seinen epischen Studien schreibt Otto
Ludwig: Es heißt das weiter nichts, als daß ein Ro-
man nicht isoliert sein soll vom großen Geschichts-
leben der Welt; er soll auf einem wirklichen Raum
in dieser Welt und in einer wirklichen Zeit derselben
spielen. Im Gegensatz zum Drama, das einer ge-
wissen Abstraktion und Isolierung der Motive be-
darf, weil es keine Erläuterungen, keine Vermitt-
lungen erlaubt, wird der Roman der innigsten
Durchdringung des Allgemein-Menschlichen durch
die historischen Agentien nicht entbehren dürfen. —
In diesem Sinn nennt dieser erkenntnisreichste
Forscher epischer und dramatischer Kunstformen
etwa die deutsche Dorfgeschichte den Embryo des
provinziellen historischen Romans, und jeder Ro-
man, soweit er von den beiden großen Bedingungen
des Lebens, Existenz und Bewegung, erfüllt ist,
erscheint ihm im Gegensatz zur anthropologischen
Tragödie: historisch.

Das Gesetz der poetischen Wahrheit erfordert von
der Darstellung jeder Handlung, jedes Charakters,
jedes seelischen oder gesellschaftlichen Zustandes die
Anschauung des Besonderen, des Zeitgebundenen,
und selbst die Psychologie ist außerhalb der Materie
ihrer Zeit nicht denkbar. Das Leben wirkt in jedem
Augenblick Geschichte, ob es nun im engen und
tiefen Bezirk des Persönlichen oder im allgemeinen
großer Epochen abläuft. Wie weit auch unsere Über-
schau der seelischen und geistigen Abhängigkeiten
des einzelnen von seiner Umgebung im Nächsten
und Entferntesten reicht, wir sind an das Erlebnis
und den Kompler einer bestimmten Gegenwart
gebunden. Was der Dramatiker, ganz gleich in
welcher Zeit sein Werk sich begibt, als vollkommen
gegenwärtig darstellt, trägt nach der Goethe-Schil-
lerschen Definition der Epiker, und ob er von heute,
ja von morgen spräche, als vollkommen vergangen
vor.

Was poetisch nicht wahr, d. h. innerlich nicht als
Erlebnis erschaut ist, bleibt, auch wenn es historisch
gegründet, logisch gestaltet ist, außerhalb des Be-
zirkes der Dichtung. Es gibt keine Gattung von
besonderen Kostümromanen, wie es keine Kostüm-
dramen gibt, auch wenn ein großer Teil der soge-
nannten historischen Romane und Schauspiele nichts
anderes ist. Hier tritt an die Stelle des Gestalters
im besten Sinne der Forscher, im schlechteren der
Illustrator, und die Affekte des Handelns, die unser
Leben bestimmen, werden konstruktiv und ober-
flächlich.

Je stärker eine Zeit ihre eigene Abhängigkeit vom
allgemeinen geschichtlichen Ablauf spürt — und
dieses Wissen wird unter der Wirkung zerstöreri-
scher Kräfte stärker sein als unter dem Einfluß auf-
bauender —, um so eifriger wird sich ihr Interesse
der Darstellung historischer Persönlichkeiten oder
Ereignisse zuwenden. Man sucht das Biographische
und Geschichtliche für sich zu verwerten, man will
vergleichend lernen und beispielhaft unterhalten,
abgelenkt oder erschüttert werden. Aus diesem
unserer deutschen Gegenwart besonders spürbaren
seelischen Zwang erleben wir heute die Überfülle
der Erscheinungen sogenannter historischer Ro-
mane. Aber der größte Teil solcher Buchproduktion
wird aus Zweckmäßigkeitsgründen oder aus der
unkritischen Leidenschaft des Dilettantismus für
„starke Persönlichkeiten" geschaffen. Die so darge-
stellten und oft sogar bestellten historischen Per-
sönlichkeiten haben unsere Sentimentalität aufzu-

Digitized by Google

regen, unser Bildungsinteresse zu nähren und teils politische, teils sogar konfessionelle Leidenschaften zu verstärken. Das Zeitgeschichtliche bleibt ohne andere Anschauung als die seiner sinnlich stärksten Effekte, und ob sich nun die Komposition als chronikhaften Ablauf gibt oder als willkürliche Gruppierung um eine „romanhafte" Liebeshandlung, das gefundene Geschichtsmaterial wird beschrieben, ohne gestaltet zu sein, die Charaktere bleiben grob sachlich oder flächige Silhouetten, ohne zu leben. Die Konvention erstickt den Atem der Zeit. Der kritische Leser spürt sofort am sprachlichen Stil das Unpersönliche der Gestaltung, das Unbewegliche des Bewegten, die Historie ohne das Gefühl einer Zeit. Jede Begebenheit lebt von ihrer objektiven Folge. Aber es ist klar, daß dieses Objektive nicht allein das Historische und diese Folge nicht allein der geschichtliche Ablauf ist. Das epische Kunstwerk lebt vor allem durch seine subjektive Fülle, die die bewegende Kraft der Komposition und aller Elemente der Anschauung ist. Die geschichtlichen Quellen, deren Studium so viel Unheil sowohl in der Geschichtsbeschreibung wie in ihrer romanhaften Ausgestaltung anrichtet, sind nicht schöpferische Quellen, die den Unfruchtbaren befruchten. Sie sind schon allein durch die Niederschrift gefiltert, sind Überzeugung, Schein, Verstand, sind Nebensache. Die Hauptsache, die Existenz des Vergangenen und Gegenwärtigen, gestaltet nur die schöpferische Phantasie. Ihr entkeimt die Anschauung einer Zeit organisch, sie konzentriert das „Historische" so in ihr eigenes Werk, daß keinerlei Bezüge außerhalb dieses Werkes übrigbleiben, sie verwandelt Geschichte in Persönlichkeit und Natur und weiß zugleich ihre Absicht so zu verbergen, daß sie nur als geheimes Wurzelgeflecht der offenbaren Schöpfung spürbar ist.

Vielleicht macht dem Unkundigen nichts den Unterschied von falscher und echter Historie deutlicher als der Romandialog. Er kann nichts anderes sein als epischer Dialog unserer Zeit, auch wenn er ihr notwendiger historischer Bilder oder Ausdrücke bedient. Er schafft die Wirklichkeit der Seele und er wird eher das Historische korrigieren als unterstreichen. In ihm tritt der Mensch zutage, und die historische Gestalt, die der Mensch nur in seinem Bezug zur Umwelt ist, verschwindet. Man wird aber zumeist bei der Lektüre historischer „Romane" finden, daß der Verfasser sich bemüht, vor allem im Dialog sein Studium zu bestätigen. Die Gestalt verfließt, indem sie sich im Historischen und nicht im Organismus des Kunstwerks zu behaupten sucht. Sie führt das Scheinleben der Geschichte als Wissenschaft, sie wird vom Faktum erzeugt, sie geht an ihrer Leidenschaft für das Historische zugrunde. Es fehlt ihr das, was Grillparzer „die Separatnotwendigkeit jedes Menschen" nennt. Selbst ein Roman der im Romantischen angesiedelt wäre, könnte dieser Separatnotwendigkeit nicht entbehren. Ja, die Darstellung des Kosmischen und Mystischen bliebe noch immer in der Begrenzung des Zeiterlebten und Erlebt-Anschaubaren.

Diese allgemeinen Ausführungen über den historischen Roman wollen in spätere kritische Betrachtungen einiger mir von der „Literatur" zugegangener Werke dieser Art einbezogen sein.

Austausch literarischer Stoffe und Formen in der Weltliteratur

Von J. E. Poritzky (Berlin)

VI. (Schluß)

Die Kunst auf wissenschaftlicher Basis

Wie die neuere wissenschaftliche Erkenntnis uns gezeigt hat, daß sich in der Natur die Grenzlinien der drei Naturreiche vollkommen verwischen, daß wir nicht mehr engherzig einteilen dürfen in:
a) das animalische oder das Tier- und Menschenreich, b) das vegetative oder das Pflanzenreich, c) das mineralische oder das Steinreich, sondern längst erkannt haben, daß „— die Schiffle herüber- hinüberfließen, die Fäden ungeseh fließen, ein Schlag tausend Verbindungen schla — so können wir die Künste ebenfalls nicht mehr so streng voneinander sondern. In der Abhand

Digitized by Google

lung über das „Farbenhören und Töneſehen" habe ich bereits gezeigt, daß auch innerhalb der Künſte eine ſtrenge Scheidung zwiſchen Muſik, Malerei und Dichtung nicht mehr möglich iſt, weil alle Künſte aufs engſte miteinander verwoben ſind, da ſie im Gefühl des Menſchen ihre Syntheſis finden. Wie die Dichtung weſentliche Werte von der Muſik und Malerei borgt, wie die Malerei bedeutende Werte der Dichtung und der Muſik entlehnt, ſucht die Muſik maleriſche und poetiſche Stimmungen gefühlsmäßig auszulöſen und darzuſtellen.

Aber auch im Reich der Natur iſt die Verſchmelzung eine faſt vollkommene. Dies läßt ſich nicht nur behaupten, inſoweit die Wiſſenſchaft die Frage bereits geklärt hat, ſondern mehr noch vielleicht inſofern, als die Frage noch in ihren letzten Geheimniſſen der Beantwortung Schwierigkeiten entgegenſetzt. Viele Dichter haben nun das von der Wiſſenſchaft längſt beſtätigte erhabene Geſetz von der Einheit der Natur ſchon lange in die Sphäre der Dichtung erhoben. So etwa antizipierte der däniſche Romantiker Steffens den Gedanken, als er die Kräfte der Menſchenſeele in den Steinen wiederzufinden und Geologie und Botanik zu vermenſchlichen ſuchte. Dichter ſeiner Art folgern in ihrer hellſeheriſchen Intuition vollkommen richtig, daß alle Weſen und Dinge aus ein und demſelben Grundſtoff beſtehen, der in allen Elementen, in allen Tieren, Pflanzen und Geſteinen ſich wiederfindet, und daß dieſer Grundſtoff in ſeiner reinen Urform allen Körpern aſſimilierbar ſein müſſe. Wenn der Menſch Erde werden kann und dieſe Erde den Pflanzen die Stoffe liefert für ihre geheimnisvolle Duft- und Farbenbildung, ſo müſſen ſchon im Menſchen die Urſtoffe zum Formenwillen und zur Farbenbildung der Blüte ebenſo gewiß vorhanden ſein wie in den Pflanzen die Urſtoffe jener Kraft, die der Menſch Seele nennt. Und wenn die Pflanze wiederum die Tiere nährt und die Tiere den Menſchen, und wenn die Materie der Erde ſich mit dem Staub zerfallener Sterne miſcht, wenn irdiſche Atmoſphäre, von der Sonne angezogen, in Dunſt und Wolken verwandelt wird, wenn die von den Wolken geſpeiſten Bäche in das Meer fließen, und das Meer die unerſchöpfliche Nährmutter der lebendigen Weſen iſt, wenn die Vulkane Quellen zur Erde ſpeien, durch deren chemiſche Zuſammenſetzung kranke Menſchen geſunden, ſo beſteht im ganzen All, zwiſchen Himmel und Erde, zwiſchen Wind und Woge, Sternen und Staub, Menſch und Milbe, Farbe und Klang, Lebendigem und Totem eine unaufhörliche, ſichtbare und erkennbare Wechſelwirkung, eine faſt myſtiſch ſcheinende Verſchmelzung, die ſich nur dadurch einſtellt, daß es ein und derſelbe Grundſtoff iſt, der allen Weſen und Dingen im Weltenraum gemeinſam iſt. Das ganze Univerſum iſt durch chemiſche, atmoſphäriſche und aſtrale Sympathien verbunden; zwiſchen allen himmliſchen und allen irdiſchen Körpern beſtehen Zuſammenhänge und Zuſammenklänge, Harmonien und Sympathien. Unbegreifliche Anziehungs- und Abſtoßungskräfte werden durch magnetiſche und elektriſche Ausſtrahlungen ausgelöſt.

Man kann ſich denken, wie ſolche pantheiſtiſche Anſchauung den Geiſt denkender Dichter befruchtet hat und wie viele Werke ſich auf ihr aufbauen. Aber ich gehe noch einen Schritt weiter, um zu zeigen, daß die neuere Literatur aller Länder ſehr ſtark und in ſtets größerem Ausmaß befliſſen iſt, ſich die Ergebniſſe der wiſſenſchaftlichen Arbeit anzueignen und auf der Baſis dieſer wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe ihre künſtleriſchen Bauten aufzurichten und uns in abſolutes Neuland zu führen. Schon in dem Eſſay über die „Dichter der Rauſchgifte" habe ich ja leiſe angedeutet, wie viele Dichter ſich der Rauſchgifte bedient haben, wie ſie ſich krank gemacht haben, um ihrer Kunſt zu dienen, wie dieſe von ihren Nerven gehetzten, allen Pſychoſen ausgelieferten Diener der Phantaſie chemiſche und phyſiologiſche Studien getrieben haben, um ſich kurze, dichteriſche Erhöhungen zu verſchaffen, die ſie mit ihrer eigenen Geſundheit ſchwer zu zahlen hatten.

Die Dichter, von denen ich hier ſpreche, ſind jedoch anders verfahren. Sie haben die Reſultate der Wiſſenſchaft benützt, um die kühnſten und phantaſtiſchſten Hypotheſen daran zu knüpfen, und mit dem Recht der dichteriſchen Freiheit dort fortzufahren, wo die Gelehrten ſtehengeblieben ſind.

Einer der weſentlichen iſt der Engländer H. G. Wells. Seine aeronautiſch-phantaſtiſchen Werke „Im Jahre des Kometen", „Der Luftkrieg", „Wenn der Schläfer erwacht", die lange vor dem Krieg erſchienen ſind, beſchäftigen ſich mit Problemen, die 1908 noch phantaſtiſch genannt wurden. Im Jahre 1908 war eine große Luftſchiff-Roman-Literatur

Digitized by Google

mit den wissenschaftlichen Errungenschaften wäre ein ungeheures Gebiet der Literatur, das von Tag zu Tag im Anwachsen ist, nicht möglich gewesen. Die Forschungen und Resultate von Edison und Einstein, Ehrlich und Roentgen, Arco und Zeppelin, Behring und Curie, Banting, Bier, Fischer, Freud, Steinach, Voronoff u. v. a. bedeutender Gelehrter mußten selbstverständlich in der Phantasie zahlreicher Dichter bedeutsame Kreise ziehen, die in ihren Dichtungen sich wellenartig fortpflanzen.

Man kann das Thema „Die Kunst auf wissenschaftlicher Basis" natürlich auch umkehren, denn es gibt auch eine „Wissenschaft auf künstlerischer Basis".

Unleugbar hat es zu allen Zeiten zahlreiche Männer der Wissenschaft gegeben, in deren Werken ein stark ausgeprägter künstlerischer Sinn sich auswirkt. Haeckels „Kunstformen der Natur", Rankes „Geschichte der Päpste", Billroths „Briefe", Emil du Bois-Reymonds „Reden" u. v. a. sind beispielsweise solche Werke, in denen die wissenschaftliche Untersuchung von einer bewundernswürdigen Intuition geleitet und das spröde Material durch eine vollendete Kunstform gebändigt ist. Und zwar tritt der Adel dieser Form durch einen ganz persönlichen Stil in Erscheinung, der einen kultivierten Geschmack, einen hohen Bildungsgrad, eine gefestigte Weltanschauung, einen feinen ästhetischen Sinn und nicht zuletzt eine durchaus individuelle Betrachtung der Dinge verrät.

Es zeigt sich also auch hier eine Gemeinsamkeit der geistigen Strebungen, die in allen kultivierten Ländern gleich stark ist und den Gedanken eines Austausches literarischer Stoffe und Formen vollauf rechtfertigt.

Die Liebesgedichte der Alma Johanna Koenig[1]

Von Ernst Lissauer (Wien)

Es gibt nur wenig Liebesgedichte, und mehr noch innige, warme, zärtliche, sehnsüchtige, melancholische als brennende, bebende, rauschende, darin Leidenschaft als ein Naturereignis daherbricht oder in denen es doch, wie gefangenes Gewitter, nachrollt. Günther hat solche Gedichte hingebraust; aus Bürgers Seele tobte ein Katarakt, „als Molly sich losreißen wollte"; Eichendorffs „Über den Garten durch die Lüfte" jauchzt in einem mitreißenden Jubel; Heyses „Salamander" erzittert von peinvoll glückseligem Taumel. Nicht auf den Inhalt, selbstverständlich, kommt es an: es gibt Gedichte, die von ganz anderem aussagen, und von denen man dennoch spürt, daß sie zur Stunde leidenschaftlicher Erhobenheit entstanden sind. Eine Aura hüllt sie ein, licht, dunkel, flimmernd, flackernd, ihre Rhythmen, ihre Worte vibrieren, zwischen den Worten bebt es, bis ins letzte Wortgeäder zittert der Taumel des Blutes.

In den „Liebesgedichten" der Alma Johanna Koenig steht ein Zyklus von neunundzwanzig Sonetten, „Die Fackel des Eros": ein nicht glücklich gewählter Titel, denn diese Gedichte hängen so nah, durch so kurze, dick gespannte Stränge Blutes mit dem Leben zusammen, daß das antike Sinnbild viel zu fremd anmutet. Noch heiß, nicht nur blutnah, sondern blutig diese Sonette, und dennoch durchaus geformt; als hingen schwere, pralle, rote Säcke Blutes, es tränkt das straffe Leinen, ein heißer Dunst schwält, aber kein Tropfen sintert, sickert nieder. Fest geschlossene, rundum gebildete Sonette, Leidenschaft und unendliches Leiden, Blut aus Wort, Sprachform geworden, ungemildert, ungemindert die Wucht dieses Herzens eingegangen in den Laut. Man sieht wie durch Glas in die Nacht, aber es ist nicht Glas, sondern gehämmerter Stein, und drin, wie gefangenes Gewitter, brandet Verzückung, Verlorenheit, unmäßige Seligkeit und unmäßiger Schmerz an die Wände, und die vier eckigen, steilen, festen, die wortenen Wände beben.

Als Vorspruch die Verse aus Hebbels „Nibelungen":

„Ich dank dir, daß du bist,
Daß du so lächelst, daß du blaue Augen
Und keine schwarzen hast!"

Aber nach zwölf Sonetten hat das Glück ein Ende, ein anderer Spruch verdrängt den ersten, die Klage der Klara Hötzlerin, der mittelalterlichen Nonne:

[1] Bei F. G. Speidel in Wien, 1930.

Digitized by Google

„Hab ich lieb, so hab ich not,
Meid ich lieb, so bin ich tot.
Nun ee ich lieb durch leid wolt lan,
Ee will ich lieb in leiden han."

Und man hat das Gefühl, daß in diesen Gedichten alles beschlossen ist, was eine Liebende in Entzücken und Verzweiflung aussagen kann. Es ist falsch, der Verstand weiß, daß es falsch ist. Aber diese neunundzwanzig Sonette, emporgeborsten aus einem Erlebnis, aus dem innersten, brennenden Kern eines Menschen, vermehren einander, ergänzen, beleuchten, füllen einander, anderes Glück, andere Not bebt zwischen ihnen. Die Liebende wird sichtbar — „häßlich, lang verbrannt vom Gram" — aber vor allem er. In immer neuem Bild: ein Knabengott, ein Gottkind, ein Diskus-, ein Speer-Werfer, und wiederum: „Dir ward der Mund des Knabengottes Pan". Mit immer erneuter, mit unerschöpflich beseligter Trunkenheit formt sie seine Schönheit nach: „die dunkle Arabeske deiner Brauen", „des Lippenbogens purpurne Gefahr", „dein Lächeln trifft als ein beschwingter Tod": wilde, gänzlich hingegebene Leidenschaft, und zugleich wilde, gänzlich hingegebene Leidenschaft des Gestaltens. „O du mein Knabe, du mein Gott und Gatte": aber sie selbst liebt wie ein ganz junger Mensch, denn sie ist an ihn verloren, wie an jene Adelheid der Knabe Franz, der jauchzt: „Nun weiß ich, was den Dichter macht! Das von einer Empfindung volle Herz." Es ist, als habe diese Frau nur diesen einen Mann gedacht, nur diese neunundzwanzig Sonette gedichtet.

Inmitten der unabsehbaren Formlosigkeit, der Un-, ja Wider-Form heutiger Dichtung überraschen diese Gedichte durch die prägende und prägnante Kraft. Welche Fülle von Formeln, jawohl: Formeln der Leidenschaft, die man allesamt zitieren möchte.

„Dein ist der Mai, du hast ihn mir gelieben"

oder:

„Verzärtelt dich die Mutter besser? Sag es,
Damit ich liebender zu lieben lerne."

Und:

„Du fährst mit Lachen unsre Ernte ein,
Ich folge dir gebückt: dein Garbenbinder."

Stark und hoch setzt der Zyklus ein, und er steigt noch an. Leid bricht über sie ein, unmäßig wie ihr Glück, ihre Verzweiflung — die Mutter redet sie an: der sie ihr gezeugt hat,

„Ein ungetreuer Gatte war's wie meiner."

Rache, wie aus alttestamentarischen Sagen herüber greifend, schwört:

„Ich halte Treu', wie man mir Treue hält! —
Ich schneide in den Zahlstock Kerb' um Kerbe."

Sie ruft den Gott des Alten Testaments an, ob er Sünde der Vorväter an ihr rächt, daß sie so tief in Leid verflucht ist:

„Dazu ward Gott, daß solch ein Glaube wanke.
Dazu ward Güte, daß sie schal versieche.
Dazu ward Schönheit, daß ich an ihr kranke.
Dazu ward Glück, daß ich die Fäulnis rieche.
Dazu ward Stolz, daß ich im Staube krieche.
Dazu ward Liebe, daß ich dies ihr danke."

Und in ungeheurem Unmaß flucht sie nun selbst:

„Und der Ambrosia der Götter satt,
Fraßest du dunkle Erde wie ein Tier."

Und:

„Du bist des Bösen Fallstrick, ausgelegt
Auf meinem Weg, der von der Wüste kam."

Er ist die „Geißel Gottes", von der sie Schwären trägt. Völlig ohne Licht, in unendbarer Not schließt die Folge; vielmehr, sie schließt nicht. Dies sind die letzten Worte:

„Auf deine Art bist du mir sogar treu,
Nicht im Verweilen, nein, im Wiederkehren . . ."

Gemessen an diesem Zyklus wiegen die übrigen Gedichte des Buches leichter. Auch in den Sonetten stehen überkommene, allzu glatt gleitende, zu glatt glänzende Zeilen, aber das ungetüme Ungestüm, das in jedem einzelnen Gedicht, das von Gedicht zu Gedicht drängt, trägt über sie hinweg. In den anderen Gruppen des Buchs, — „Neue Gedichte", „Aus der ‚Windsbraut'", einem früheren Versband — werden sie deutlicher empfunden. Wiederum aber erscheinen jene Stücke als die stärksten, die innerlich zu jenen Sonetten gehören:

„Die goldene Sonne, den silbernen Mond
Hat Gott dir aufs Haupt gelegt."

Merkwürdig, durchaus Talent und Griff bezeugend, der Zyklus „Die Lieder der Fausta", von ihr und an sie gerichtet: eine Kokotte des späten Rom, klug und wollüstig, etwa eine niedere Aspasia, ihr Bild, die Bilder der Männer, die durch ihr Leben ziehen, spiegeln sich in den Versen. Dennoch kommt

Digitized by Google

das Ganze, bei aller Gegenständlichkeit und Farbigkeit, bei aller psychologischen und physiologischen Eindringlichkeit nicht über ein historisierendes Kulturgemälde hinaus, bei dem wir das Kostüm, den Geist, den Einfall weit stärker empfinden als das Menschliche, das Weibliche, das machtvoll Geschlechtliche. Neben jenen Sonetten wirkt es wie eine archaisierende Spielerei. Die Sonette aber sind nicht als ein besonderes Heft zu erscheinen. Feuer in ihnen Form geworden.

Hermann Eris Busse

Dichtung aus dem Geist der Landschaft

Von Wilhelm Westecker (Berlin)

Der Alemanne Hermann Eris Busse hat in kurzer Zeit eine beachtenswerte Entwicklung durchlaufen. Er begann mit zwei formal stark verschnörkelten und gefühlsmäßig überladenen Romanen mit autobiographischem Einschlag: „Peter Brunnkant"[1] und „Tulipan und die Frauen". Er schlug in „Die kleine Frau Welt" ein neues Thema an. Er strebte aus dem Umkreis des Autobiographischen hinaus zur objektiven Fixierung einer Gestalt. Im Grunde aber transponierte Busse den Tulipan hier nur ins Weibliche. Die Figur ist ebenso schematisch. Ihr Lebenslauf besteht wie der Tulipans und der Brunnkants aus einzelnen Episoden. Trotz allem erkannte man hinter der noch ungelenken Gefühlsdichte der Romane gleich einen Dichter, der inbrünstig um seelische Vertiefung rang.

Mit einer Schwarzwaldtrilogie „Das schlafende Feuer", „Markus und Sirta" und „Der letzte Bauer" stößt Busse nun direkt ins Leben vor. Diese Romane sind Leben und Schicksal außerhalb des Autobiographischen. Sie sind ganz dichtes Leben und schweres Schicksal, das durch den harten, verschlossenen Charakter der alemannischen Schwarzwaldbauern, die die Helden sind, noch schwerer und dunkler wird. Die Romane sind in der Haltung den Werken Friedrich Griesses verwandt, aber die Figuren sind bunter, ihre Schicksale mannigfaltiger. Über ihrem Leben steht der Abglanz der Berge, über dem der Menschen bei Griese hängt der schwere Himmel des Nordens. Die Schwarzwaldbauern sind bei all ihrer Verschlossenheit dem Leben stärker aufgetan. Busses Romane haben nicht die scharfen Schicksalslinien wie die Griesses, aber sie haben eine größere Fülle an volkhaftem Leben. So sehr in den beiden ersten Romanen jeweils die Figur eines einzelnen Bauern im Vordergrund steht, so sehr bietet sie doch die Geschichte zweier Bauerneben, ja die Geschichte einer Familie, denn Markus ist der Sohn Stoffels, des Bauern aus dem „Schlafenden Feuer". Im letzten Band spaltet sich das Ehethema. Hier beginnt der Kampf der Zwillingsbrüder Martin und Urban, die Markus' Söhne sind, um dieselbe Frau.

Und um alle diese Bauern sind ihre Frauen, ihre Kinder, die Eltern und Geschwister und Nachbarn, Knechte und Mägde. Sie sind alle eng miteinander verbunden, denn das bäuerliche Leben auf den meist einzeln und fernab liegenden Bauernhöfen des Schwarzwaldes ist in seinem engen Kreis abgeschlossen. Da ist jeder Mensch eine seelische Potenz. Man kann nicht wie in der Stadt sich nicht um einander kümmern. Alle sind auf Gedeih und Verderb aneinander gebunden.

Das Leben ist hier ohne biologische Zusammenhänge, ohne Geschlechterreihen, ohne einen breiten Familienunterbau nicht denkbar. Der Mensch ist kein Einzelwesen, das meteorgleich aus einer Zeit aufsteigt, sondern ein Gattungswesen und empfindet und erleidet, wenn auch zutiefst unbewußt, so die individuelle Einsamkeit jeder Kreatur. Die einen losgelösten, sehnsüchtigen Menschen (Markus, Agathe, Martin) erleiden sie tiefer, schmerzhafter als die festwurzelnden, tätigen (Stoffel, Sirta, Urban). Und jeder erleidet das Schicksal seiner Art. Stoffel stirbt jäh an einer Lungenentzündung, nachdem er noch wenige Tage vorher in alter Kraft die Felder säte. Aber sein Leben ist erfüllt. Er hat alles getan, was in seiner Kraft stand. Ein stiller, harter Bau-

[1] „Peter Brunnkant" ist in der Deutschen Buchgemeinschaft, Berlin, die anderen Bücher sind im Horen-Verlag, Berlin-Grunewald, erschienen.

Digitized by Google

des Tages. Den Markus erschlägt der Baum, den die Geschlechter vor ihm pflanzten und hegten und den er nun fällen will, um Geld zu schaffen, seine Spielleidenschaft zu bezahlen. Markus scheidet gewaltsam aus einem tatenlosen, traumverspielten und verquälten Leben, ein Hamlet auf dem Dorfe. Stoffel kommt kurz vor dem Tode noch einmal die Erinnerung an das wehe Glück seiner Liebe und Ehe. Markus träumt in die Runde. Er hatte „ein schweres, müdes Herz, aber Augen, die in Flammen lohten". So kleidet Busse die Schicksale seiner Menschen in eine geheime, unaufdringliche Symbolik, die seine Romane über den Realismus der Darstellung weit hinaushebt, wenn sie auch nicht die Kraft zum Mythos hat, die Griese eigen ist.

Der letzte Roman gibt den Einbruch der Zivilisation in die Welt der bäuerlichen Sitte. Auch hier deutet das Ehethema, das schon voller Verwirrung ist, die Situation symbolisch aus. Nachdem Martin im Westen gefallen ist, fügt sich die neue Ehe zwischen Urban und Martins Witwe doch zu einer starken, aufrichtigen Bauernehe. Aber nun bricht die Unruhe der Zeit auch in die Welt der bäuerlichen Tradition ein. Maschinen kommen, und die Kinder gehen in die Stadt. Die in sich geschlossene bäuerliche Welt wird in die Unruhe neuer Entwicklung verflochten. Zweifel erwachen. Es lohnt sich nicht mehr, Bauer zu sein. Man spürt den Boden nicht mehr unter den werkenden Händen, und der Hof wird nach dem Tode des „letzten Bauern" an Fremde fallen, denn die Kinder haben in der Stadt längst eine andere Lebensaufgabe gefunden. Aber kein Leben ist sinnlos, das aufrichtig und ehrfürchtig im Dienst am einmal Ergriffenen zu Ende gelebt wird. So kann der Großvater als Bauer doch ein Sinnbild für die Enkel sein, die keine Bauern mehr sind: „Denk, was du für sie als der Ahn sein mußt! Die Schultern der Vergangenheit, die gewaltigen starken, ehrlichen stolzen, Vater, ohne deren Treue doch alle Zukunft hinfällig wäre." So läßt Busse die Tradition ins Geistige wachsen. Der Sinn und die Kraft des Bauerntums sind hier noch einmal gefaßt. Aber sonst ist leider der dritte Band nicht so geschlossen und stark wie die beiden andern. Das Problem wird nicht genug mit Leben ausgefüllt. Es überwächst die Gestalten. Die Erzählung gleitet etwas in die Zustände. Außerdem ist das Problem so schwerwiegend, daß es in einem eigenen Roman behandelt werden müßte. Als Abgesang eines bäuerlichen Heldenepos vollzieht sich die Entwicklung zu schnell, zu theoretisch. Im Rahmen der ganzen Trilogie freilich rückt die Problematik mehr in den Hintergrund, so daß man vor allem das volle Erleben eines Bauerngeschlechtes spürt und nicht seinen Übergang ins Bürgertum.

Busse hat in diesen Schwarzwaldromanen eine Vielfalt an Charakteren geschaffen, die gerade nach seinen ersten Büchern überrascht. Sie sind alle aus

Hermann Eris Busse

demselben Blut- oder Lebenskreis und haben bestimmte innere Schwingungen gemeinsam. Aber jeder ist doch ein Kerl für sich. Und in jedem ist nicht nur das Wesen beider Eltern verschmolzen, wobei ein bestimmter Wesensteil unheilvoll oder glückhaft dominiert, in jedem geistern auch noch unkontrollierbare Wahnideen und Zauberformeln. Noch in denen, die zu einer rationalistischen Lebensführung neigen wie Stoffel, Urban oder Sirta, ist aller Irrationalismus eines unverbrauchten Gefühls, der immer geneigt ist, das Schicksal ebensosehr aus unbegreiflichen, irrationalen oder magischen Einflüssen wie aus der eigenen Kraft zu empfangen. Busse ist ganz tief in das innerste Wesen dieser herben Menschen eingedrungen. Was in den ersten Büchern

Digitized by Google

vom ersten bis zum letzten Wort. Was ihn von dem härteren Bronnen unterscheidet, der pausenlos Mensch gegen Mensch und Ding gegen Ding hetzt, das ist eben Lyrik, die sich wie eine stoßdämpfende Luftschicht um die Geschehnisse herumlegt.

Die beiden Elemente von Blumes Begabung, die in seinem ersten Stück noch etwas fremd nebeneinander hergehen, scheinen sich von Arbeit zu Arbeit mehr anzunähern. Schon in der sehr lebendigen historischen Ballade Bonaparte sind sie in einigen Szenen aufs glücklichste verschmolzen, und in der Treibjagd und dem Sacco und Vanzetti-Stück scheint beidemal eine vollkommene Einheitlichkeit erreicht, indem das einemal die Lyrik, das andremal das Theater triumphiert. In der Treibjagd wachsen alle Handlungen aus der lyrisch erzeugten Atmosphäre der Lebensunsicherheit in dem Petersburg des Judenitsch-Kriegs heraus. Im Namen des Volkes ist scheinbar nichts als der unter Ausscheidung alles Dichterischen vorgetragene Sachbericht des Sensationsprozesses gegen Sacco und Vanzetti bis zur Hinrichtung der beiden unschuldig Verurteilten. Scheinbar! Denn man braucht nur die Arbeit von Blume mit anderen theatralischen Sachberichten zu vergleichen, um — neben der technischen Meisterschaft, mit der der Riesenstoff bewältigt ist, neben der uhrwerksmäßigen Präzision, mit der diese Szenerie zum Ablauf gebracht wird — die menschliche Wärme des Dramas zu erkennen (die vor allem von Rosina Sacco ausgeht) und um zu verstehen, daß hier nicht die Lyrik hinausgedrängt, sondern aufgesaugt ist von der Sachlichkeit, die das Theater verlangt, daß hier die Elemente am innigsten gemischt sind.

Weniger wichtig für die Entwicklung Blumes ist sein das erfolgreiche Dorflustspiel Feurio. Es interessiert vor allem durch das Sprachliche. Blume geht nicht den Weg Zuckmayers, die Menschen in einem literarisch gemilderten (formal gemilderten!) Dialekt sprechen zu lassen, sondern er versucht das Hochdeutsch „dialektisch" zu färben und zu rhythmisieren, ein ungemein schwieriges Problem, das neben ihm nur die Fleißer in ihren köstlichen Pionieren in Ingolstadt einigermaßen gelöst hat. Jedenfalls erreicht Blume eine große Naturnähe des Ausdrucks. Sie kommt ihm wieder in seinem Sacco und Vanzetti-Stück zugut, das von höchster Einfachheit und Treffsicherheit der Sprache ist. So führen alle Entwicklungslinien auf dieses letzte Werk zu, das seine wertvollste Arbeit für die Bühne ist, zugleich eine vorläufige Vollendung und ein hoffnungsvoller Wiederanfang.

Das Geheimnis der „Gregueria"

Ein Wort über Ramón Gómez de la Serna

Von Fedor Wälderlin (Berlin)

Als Ramón Gómez de la Serna — Ramón nennt er sich kurz und wird doch nicht verwechselt — vor nicht allzu langer Zeit mit großem Gelächter in die Literatur einbrach, leistete ihm der günstige Augenblick wirksame Hilfe. Er war nämlich in Spanien der erste Vertreter des Expressionismus. Er hat sich dieser Kunstrichtung nicht etwa bedient, um sich selber zu lancieren, er hat sie nicht aufgegriffen, um damit zu spekulieren — er war Expressionist aus sich heraus, noch ehe Spanien und er vom Expressionismus eine Ahnung hatten. 1918 wurde der neue Stil aus Paris nach Madrid importiert; 1915 aber hatte Ramón bereits das erste für die Geschichte des spanischen Expressionismus als programmatisch zu betrachtende Werk herausgebracht und schon 1917 seine „Gregerías" gesammelt, die nicht allein [illegible] und reinste Erscheinungsform des Ramónischen Expressionismus, sondern überhaupt literarische Erfindung und Spezialität Ramón Gómez de la Sernas sind.

Sei es in dem kostbarsten aller Prosawerke des spanischen Expressionismus: „Der Inkongruente", sei es in der tollsten „Autobiografía" des Dada oder den phantastisch-superrealistischen, von Einbildungskraft beinahe berstenden Monographien: „Der unwahrscheinliche Arzt" und „Der Romandichter", sei's in den lyrisch-chemischen Lebensanalysen: „Die weiß und schwarze Witwe" und „Das Geheimnis des Aquädukts", sei's in der zeitlosen Chronik: „Der Zirkus" oder in dem merkwürdig ruhigen, realis-

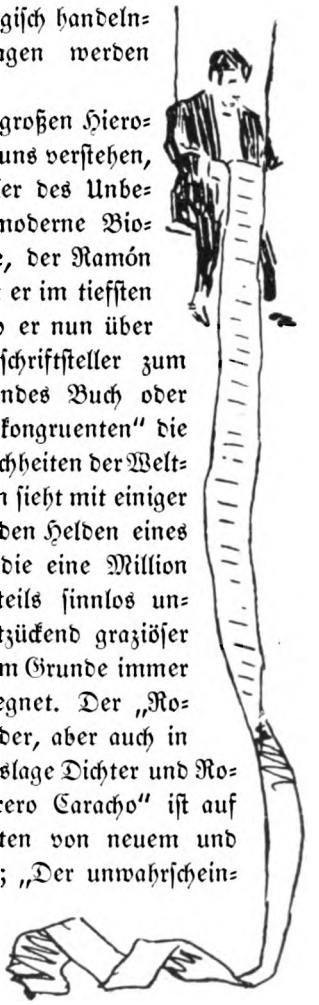
Digitized by Google

schen Stierkämpferroman „Torero Caracho" oder in den dämonischen Kriminalromanen: „Das Rosenschloß" und „Der Herr mit der grauen Melone" — der Urstoff aller Ramónischen Schöpfung, die Tonart, in der alles Ramónische komponiert wird, ist überall die „Greguería". Selbst seine von Zeit zu Zeit in der „Gaceta Literaria", dem repräsentativen Literatenblatt von Madrid, veröffentlichten Protokolle aus dem Künstlercafé Pombo, in dem er präsidiert, sind Sammlungen der — wenn man so sagen darf: ausgekochtesten „Greguerías". Daß die „Greguería" in Reinkultur, wie sie 1917 in jener ersten Sammlung und später in einem Auswahlbändchen vertreten war, noch jetzt gepflegt wird, beweist der Ende vorigen Jahres erschienene Band „Ganz neuer Greguerías" (Verlag der „Gaceta Literaria").

Wie verschieden „Greguerías" aussehen können, mögen zwei extreme, aus der ersten Sammlung wahllos gegriffene Beispiele zeigen. Da heißt es irgendwo: „Das Dienstmädchen hat eine Seele mit Ziehharmonikamusik" und irgendwo anders: „Wenn wir erfahren, daß jene Frau, die uns liebte, sich verheiratet hat, mag uns der Gedanke kommen, daß ihre Kinder uns ähnlich sehen werden ... Ideale Kinder von uns — diese Kinder!" Man sieht schon an diesen Beispielen, worum es sich handelt. Abgerissene Tagebuchgedanken, einmal unsinnig geistreich, einmal humoristisch schwermütig, meist aber von einer wunderbaren Tiefe, die sich unter dem Spiegel schillernder Närrischkeit verbirgt.

Mit der Definition der „Greguería" ist eine Definition Ramón Gómez de la Sernas gegeben, eine Definition des Unveränderlichen in ihm, des durch all seine Wandlungen (vom Expressionisten über den Dadaisten und Superrealisten zum — fast gerät man in Versuchung zu sagen: „Traditionalisten"), des in all seiner Lyrik, Epik und Bühnendichtung, in seinem Caféhausliteratentum, seiner Erotik und Humoristik, selbst in seinen eigenhändigen Illustrationen einzelner Werke Sichgleichbleibenden:

„Ihrer Form nach sind die ‚Greguerías' nichts als Metaphern oder ausgeführte Vergleiche und in ihrem Wesen vielleicht am ehesten Psychologismen des Unbewußten." So erklärt kurz und richtig der Frankfurter Hispanist Hellmuth Petriconi, bei dem jeder in die Schule gehen sollte, der sich in Deutschland mit moderner spanischer Literatur befaßt. Er sagt weiter sehr aufschlußreich: „Es erübrigt sich ja fast, zu sagen, daß eben die Darstellung des Unbewußten auch in Spanien heute das eigentliche Thema ist, und daß die jetzt so vielberufene Metapher das Mittel seiner künstlerischen Wiedergabe bedeutet, so wie andererseits der Verzicht auf eine einheitliche „dramatische" Romanhandlung damit zusammenhängt, die eben nur von bewußt und mehr oder minder logisch handelnden Personen getragen werden kann."



Diese Auflösung der großen Hieroglyphe Ramóns läßt uns verstehen, daß nur ein Darsteller des Unbewußten der große moderne Biograph werden konnte, der Ramón ist. Denn Biograph ist er im tiefsten Sinne des Worts, ob er nun über Goya ein die Kunstschriftsteller zum Hungerstreik aufreizendes Buch oder über „Gustav, den Inkongruenten" die liebenswürdigsten Frechheiten der Weltliteratur schreibt. Man sieht mit einiger Verwunderung, daß den Helden eines jeden seiner Werke, die eine Million teils phantastischer, teils sinnlos unbegründeter, teils entzückend graziöser Dinge durchmachen, im Grunde immer wieder dasselbe begegnet. Der „Romandichter" ist in jeder, aber auch in jeder banalsten Lebenslage Dichter und Romandichter; der „Torero Caracho" ist auf jeder seiner 242 Seiten von neuem und anders Stierkämpfer; „Der unwahrscheinliche Arzt", „Das Aquädukt", „Der Inkongruente", „Der Zirkus", „Die weiße und schwarze Witwe", „Der Herr mit der grauen Melone", der Held des „Rosenschlosses" — jeder wandelt sich in seiner Art tausendfach ab. (Es sei übrigens darauf hingewiesen, daß zwei Romane des Dichters in deutscher Übersetzung erschienen sind: „Der Torero Caracho", Weller & Co., Leipzig, und „Das Rosenschloß", Dioskurenverlag Wiesbaden.)

Ramón bleibt bis in seine jüngsten Schöpfungen — die den Expressionismus zwar überwunden aber

Digitized by Google

keineswegs abgetötet, die ihn wie alle bedeutenden Werke der neuesten Kunst als letztes dem Meer des Unerforschten abgerungene Zipfelchen Land ihrem Organismus einverleibt haben — der lyrische Analytiker von 1917. Er spaltet die Atome in Zeit und Raum, er breitet sie aus, wühlt ihre unsichtbaren Flächen auf, zersetzt und registriert ihre unfaßbaren Rauminhalte, durchbohrt und durchpflügt auch deren undenkbare Teile und Abteile. Bis zur Dämonie — obendrein in der glatten Hülle knappster Sprachkonzentration, absolutester geistiger Abstraktion — steigert sich diese dramatische Lyrik in dem reifsten und epischesten seiner Werke, dem Hochstaplerroman „Der Herr mit der grauen Melone", bis an die Grenze des Sadismus die fiebernde Erotik dieses kühnsten aller spanischen Improvisatoren im ersten Teil der leider nicht sehr glücklich dreigeteilten Blaubartgeschichte: „Das Rosenschloß".

Daß er im madrider Filmklub einmal als dozierender Neger aufgetreten und wegen seines Buches über den Zirkus zum Ehren-Zirkuschronisten ernannt worden ist, daß er aus diesem Anlaß am Trapez eines großen Zirkusunternehmens eine Rede gehalten hat und ein andermal an dem Ohr eines Elefanten hochgeklettert ist, um von seinem Rücken aus eine Ansprache an das Publikum zu richten, daß er last not least Mitarbeiter ernsthafter Zeitschriften ist, die täglich in Gefahr sind, von der Staatsanwaltschaft beschlagnahmt zu werden — steht keineswegs im Widerspruch zur Art und Bedeutung seines Werks. Die Eigenschaften dieses Werks, das hier barock, dort primitiv, hier präzis, dort trivial, hier mystisch, dort obszön ist, machen Ramón ebensosehr zum guten Spanier, der die Hyperbolik Góngoras und die Strenge Valdés Leals mit der Zotigkeit der Schelmenromane vereint, wie zum guten Europäer, den man mit vollem Recht unter die modernsten zählen darf.

Schweizer Literatur

Von Walter Muschg (Zürich)

Am letzten Oktobertag des vergangenen Jahres ist in Davos ein stiller Kurgast gestorben: Rudolf Utzinger. Ein Schweizer, der nicht schweizerdeutsch sprach, der seine Heimat am längsten aus der Liegehallenperspektive sah und in allem, was er schrieb, die helvetische Patenschaft vermissen ließ. Der Freund Klabunds, Schickeles und Hardekopfs, der Geistesbruder Kafkas und Ehrensteins. Warum kommt mir sein Name als erster in die Feder? Er ist nicht mit äußeren Erfolgen, nicht einmal mit äußerlich anspruchsvollen Leistungen verbunden. Aber ein kleiner Kreis von Verstehenden hat ihn auch hierzuland geliebt, weil er von Zeit zu Zeit unter einem Prosastück von schwermütig-irrer Schönheit der Worte stand. Diese Glitzerwerke sollen nun in einem Nachlaßband gesammelt werden, und obschon dieses Buch manchen traurig stimmen mag, weil es zu spät erscheint, wird es doch das unwechselbare Profil eines Kämpfers und Liebenden vor der Vergessenheit bewahren.

Zwei der besten schweizerischen Erzählbücher, die in letzter Zeit erschienen sind und viele Leser gefunden haben, sind hier schon besprochen worden: „Matka Boska" von Cécile Ines Loos und „Das späte Schiff" von Dorett Hanhart. Ich möchte ihnen ein drittes zugesellen, das ihnen freilich (wie jene beiden unter sich) nur wegen seines frischen Erstlingscharakters verglichen werden kann — aber der ist ja, wie die Dinge liegen, nicht das schlechteste tertium comparationis. Ich meine „Das Linsengericht" von Rud. Jakob Humm (Urbanverlag). Diese „Analysen eines Empfindsamen" sind der bisher klarste schweizerische Tribut an die neue Sachlichkeit. Ein amüsantes, gescheites Buch, das sich selbst in Abrede stellt: es will kein Roman, keine Dichtung sein, will nicht erfinden, nur Tatsächliches berichten. Nämlich: die Geschehnisse und das beinah Geschehene, das ungesagte und im Gespräch Verschluckte, das in einer Ferienkolonie vorfällt, wenn ein Dutzend zürcherischer Kaffeehausgäste (weiblicher Anhang inbegriffen) sich für vierzehn Tage Sommerferien in den Bergen einrichtet. Die alltäglichen Beziehungen in einer solchen zusammengewürfelten Gruppe von Kindern der Zeit, ihre Schwingungen zwischen Banalität und Tiefsinn sind besonders im ersten Teil subtil aufgenommen und unter strenger Vermeidung von Pointen und Retuschen zu reizenden Studienphoto eines Dichters entwickelt worden. Das Ganze, trotz einiger Schwächen (denn die Nähe Hermuns ist groß) und eines stark abfallenden Schlusses eine originelle Konzeption, ein erfreulicher Beweis dafür, daß es heute eine schweizerische Jugend gibt, die ihre bestimmenden Eindrücke nicht in der Luft von Seldwyla empfangen hat. Eine Verzichtstimmung gegenüber der Literatur, die immerhin noch Trauer durchblicken läßt, und ein radikaler Mut zur Entblößung, auch der des eigenen Ich, können ein Zeichen dafür sein, in welcher Richtung die Konflikte dieses Nachkriegsgeschlechts ihre Lichter und Schatten werfen.

Das pure Gegenstück dazu ist der Roman „Josuas Hingabe" von Guido Looser (Huber, Frauenfeld und Leipzig). Hingabe an die Welt ist ihm nicht angeborener Trieb, sondern ersehntes Ziel. Die Geschichte eines Muttersohns, der noch als Mann mit allen Fasern an den Mächten der Kindheit hängt und auch richtig in die Nervenklinik spediert werden muß, ehe sie ihm weggenommen werden. Da phantasiert er wochenlang, tastet sich aber in der Schreinerwerkstatt langsam in die Realität zurück. Diese Szenen sind wunderschön und dürfen neben die Gärtnerkapitel in Hausers „Brackwasser" gehalten werden. Als simpler Handwerker kehrt Josua in das Dorf

Digitized by Google

zurück, wird zum allgeliebten Kameraden, zum froh berauschten Kumpan des lieben Gottes. Aber in einem saftig-satten Herbst fährt er dann doch auf den See hinaus und läßt sich überselig in die mütterliche Tiefe sinken. Ein malerisches Ende, das aber nicht einmal mehr stilistisch befriedigt.

Und doch ist diese Weichheit kieselhart gegen Albin Zollingers Roman „Der halbe Mensch" (Grethlein, Zürich und Leipzig). Wer Friedrich Schnack liebt, wird auch Zollinger mit Freude lesen, obschon die Leier der Prosa bei ihm auf lange Strecken in Aeolsharfenklang davonstirbt. Sein nervöses Feingefühl für die Sprache ist nicht zu überbieten. Seidenweich und in sich selbst verliebt sind diese Seiten, die der plausiblen Erzählung unfähig sind, aber in Wortzaubereien allvermögend erscheinen. Es ist ein gefährliches Extrem und für Sachlichkeitsapostel die reine Chimäre. Es fällt mir auch nicht ein, den Inhaber eines solchen Zauberstabs über den Klee zu loben. Denn wenn man bedenkt, auf welcher geringen Zahl von wirklichen Begabungen das jüngere schweizerische Schrifttum ruht, dann verursacht es einige Beklemmung, eine von ihnen so gänzlich im Romantisch-Autobiographischen verfangen zu sehen. Aber ich muß sie dennoch bestehen lassen. Zollingers Verfeinerung ist von jener Art, die fähig wäre, umzuschlagen. Die eines Tages imstande ist, mehr Wirklichkeit zu umarmen, als es zehn Doppelanastigmate vermögen. Schon dieses Buch ist marmoriert mit Wirklichkeitszügen, die etwas verfehrend Intensives an sich haben. Möchten sie in der Flut von Wohllaut die Oberhand gewinnen.

Eines der schönsten Dichterrechte ist aber doch: zu überraschen. Ich habe es lange nicht so stark gefühlt wie beim Lesen eines Buches von Cuno Hofer: „Meine Geschichte und die meiner Gäste" (Amalthea-Verlag, Wien). Unerwartet wie seine heitere Freiluft, in der man stellenweise ordentlich badet, ist seine Handlung: die Jugendgeschichte dreier Freunde, eine froh improvisierte Folge von Abenteuern inmitten der Benzin- und Plakatwelt, die auf eine naiv beglückende Weise das unzerstörbare Märchen des Lebens sichtbar macht. Hofer erzählt immer das Gegenteil dessen, was man vermutet hat; er ist fast durchgehend auffallend kurzweilig, was man bei ihm plötzlich wieder als sehr angenehm empfindet, und er spinnt sein Gewebe von so ungewohnten Enden her an, daß man ihn schon deshalb einen Dichter heißen muß. Seine Phantasie erinnert nicht an Kopfschmerz; eine Mahlzeit auf dem Landsitz einer Fürstendame, Pferderennen und prachtvoll versoffene Kneipereien stehen ihm so sicher zu Gebote wie die Nachtübungen illegitimer Truppenverbände, die weißblaue Küste der Adria. Er stellt die Menschen halbdutzendweise auf die Beine, es ist ihm erst in dieser üppig-zärtlichen Fülle wohl, die so manchem unerreichbar ist. Ich weiß nicht mehr, ob da auch Probleme gerollt oder gar aufgehellt werden. Geblieben ist mir etwas anderes: eine weltmännische Gelöstheit und ein Vermögen, das Reich der Schönheit zu mehren, das man sich gern und ohne Gram über kleine Mäkel gefallen läßt. Über einer schmalen Vagabundennovelle „Die Verhinderten" von Jakob Flach (Urban-Verlag) schwebt auch so ein innerlich beglückter Erzählerton.

Ich will es mir ersparen, aus dem Antlitz dieser Bücher Generationsmerkmale abzulesen, obschon ich glaube, daß sie vorhanden sind. Das schweizerische Schrifttum ist zur Zeit für solche Betrachtungen nicht sehr geeignet. Es fehlt ihm in einem merkwürdig hohen Grad der öffentliche Charakter, der das einzelne Werk über sich selbst hinaus erhebt, mit einer Aura des Symptomatischen umkleidet. Das liegt nicht in erster Linie an den Autoren, sondern an der Zeit und an der geistigen Situation der Schweiz im besondern. Um die Verlage, die sich noch vor wenigen Jahren die Manuskripte abzujagen suchten, ist es still geworden, Kritik und Publikum bereiten der einheimischen Novität bei weitem nicht mehr den wirkungsvollen Willkomm, der etwa nach Kriegsende an der Tagesordnung war. Das Interesse an der Literatur hat das an der Dichtung in den Hintergrund geschoben, und die einen wollen darunter die Hinkehr zu den aktuellen Fragen, andere die Besinnung auf die „zeitlosen" großen Werte verstanden haben. Den ersteren Weg schlägt der allzeit unternehmungsfrohe Felix Moeschlin ein, der sich, statt die Reihe seiner schön erfabelten früheren Romane fortzusetzen, im Auto und mit einem Bündel Zeltbahnen Amerika ansieht und darüber in einer wirklich famosen, vielseitig interessierten Reportage Bericht erstattet („Amerika vom Auto aus", mit vielen schönen Photos. Bei Rentsch). Die andern, die Besinnlichen, kultivieren Borchardt, Valéry und Hofmannsthal oder lassen sich in die Historie entführen — dies letztere ist noch immer die Via sacra des schweizerischen Spekulationsbedürfnisses. Jacob Burckhardt profitiert seit einiger Zeit ersichtlich davon. Nicht nur seine große kritische Gesamtausgabe, die jetzt erscheint (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin), auch zahlreiche kleinere Publikationen nähren diese Aufmerksamkeit; eine sensibel geschriebene, den Geschichtsphilosophen betonende Monographie in Taschenformat von Walther Rehm (bei Huber) ist unter ihnen zu nennen. Daß das zeitgenössische Theater, schon immer das bedauernswerte Stiefkind der Schweiz, unter solchen Umständen nur spärliche Blüten treibt, ist nicht zum Verwundern. Auch die größeren Bühnen (die meist von Deutschen geleitet werden) haben sich einem unverhohlenen literarischen Amüsierbetrieb ergeben, der nur selten für die Uraufführung eines schweizerischen Stückes Muße findet. Ein zart und witzig gebautes Konversationslustspiel „Du kannst mich nicht verstehen" von Walter Lesch fand in Zürich Gnade, und der farbig-effektvolle Bilderbogen der „Geschichte vom General Suter" von Caesar von Arx wurde an einer Reihe von in- und ausländischen Theatern aufgeführt. Nicht vergessen sei der „Krater", der seit kurzem in Zürich neue Namen von Einakterverfassern, Komponisten und Conférenciers aus seiner surrealistisch gezackten Mündung speit — wir wünschen ihm viel rote Lava und Verheerungswillen. Solche Tummelplätze der Jugend, die sich wohl oder übel darauf angewiesen sieht, die Tribüne für ihre ersten Sprünge selbst zu bauen, mehren sich allmählich. Die jungen Katholiken haben ihrem Erneuerungswillen in einem schön ausgestatteten Jahrbuch „Wiedergeburt", über das mehr als ein Satz zu sagen wäre (Verlag Gebr. J. und F. Heß, Basel), den repräsentativen Ausdruck geschaffen. Im gleichen Verlag und in verwandtem Geist erscheint das „Jahrbuch der Gesellschaft für schweizerische Theaterkultur", die Ausgabe von 1929 ist dem Thema „Schule und Theater", die von 1930 den „geistlichen Spielen" gewidmet — beide Bände enthalten in Text und Illustration (Herausgeber: Oskar Eberle) eine Reihe interessanter und origineller Beiträge.

Die Stadt Zürich ist gegenwärtig im Begriff, das Statut für einen bereits beschlossenen jährlichen Literaturkredit von 10000 Franken auszuarbeiten, der an junge Talente verteilt und alle drei Jahre in einen städtischen Literaturpreis gefaßt werden soll. Diese vorbildliche Geste, die bereits in andern Städten eine Wirkung getan haben soll, ist das Resultat unermüdlicher Bemühungen des Schweizerischen Schriftstellervereins. Sie haben schon vor Jahresfrist zur Erhöhung der Bundessubvention an das Schrifttum (von 3000 auf 25000 Franken) geführt. Nimmt man hinzu, daß weitere

Digitized by Google

ähnlich gerichtete Institutionen bereits bestehen (vor allem die Werkbelehnungs-Kasse des Schriftstellervereins und der von Privaten gestiftete Gottfried-Keller-Preis, der aber leider noch nie an einen jungen Dichter vergeben wurde), so erledigt sich die Vermutung, daß der schweizerische Autor in ein Vakuum gebannt sei. Aber dieses gebaute Wohlwollen hat noch nicht viele Jahrringe angesetzt, und es ist abzuwarten, was es für das innere Gedeihen der Dichtung bedeutet.

Unter den schweizerischen Schriftstellern, die heute das einheimische Publikum besonders interessieren und im Ausland vielleicht am besten bekannt sind, figurieren ein paar Köpfe, die auch hier nicht unsichtbar bleiben dürfen. Der analytische Psychologe Carl Gustav Jung schreibt eine Prosa von nicht zu verwechselnder Eigenart. Sie hat etwas Hölzernes, zufällig Zusammengestoppeltes, dem aber eine Würze wie von einem unserer alemannischen Landweine innewohnt. Noch unzweideutiger gehört ein theologisches Doppelgesicht in den literarischen Gesichtskreis. Der neugierige Unbeteiligte, der Karl Barths „Römerbrief" oder die Hauptwerke Emil Brunners („Der Mittler", „Die Mystik und das Wort") aufschlägt, kann vor dieser „Theologie der Krisis" außer dem Gruseln auch ein gelindes Staunen erleben. Ich weiß nicht, bei welchem schweizerischen Schriftsteller der Zeit man dieser sprachlichen Vehemenz, diesem jesuitisch-wollüstigen Gefunkel des Wortes wiederbegegnet. Da stößt und schlägt in Kernstellen, in einzelnen entscheidenden Kapiteln eine Wucht des Ausdrucks, die man einmal durch eine andere als durch die theologische Brille begutachten sollte. Wie still und ungefährlich wirkt daneben die Prosa der Literaturfreund[in] haft Sorgfalt und stilistische Kultur in Fritz Ernits [Stu]dien zur europäischen Literatur" (Verlag der Neuen Zürcher Rundschau, Zürich). Geschichtliche Medaillons von [Ge]den beiden Platter, Pestalozzi und Amiel, Ajarn, Gotthelf, row und andern, gemalt von Feinfingrigkeit, die an Aktualität nichts, nur an innerer Mächtigkeit zuweilen etwas [zu] erfüllt läßt. Zartheit und Stimmungsreichtum in Theodor Spoerris „Präludium zur Poesie" (Furche-Verlag, Berlin), einer „Einführung in die Deutung des dichterischen Kunstwerks", deren Horizont gleichfalls Europa ist und sich zwischen den Gestrüppwänden der philologischen Exegese und des esoterischen „Einfühlungs"-Zauberers einen sauberen Weg zum Dichtwerk zu bahnen sucht. Etwas weniger ist schon die „Mittelalterliche Literatur der deutschen Schweiz" von Samuel Singer ausgefallen (wie das Buch Rehms in der Reihe „Die Schweiz im deutschen Geistesleben", bei Huber), die allerdings eine brauchbare Zusammenfassung der neueren Forschungsergebnisse, aber etwas in der Behandlung der Mystik bereits verbrauchte Gesichtspunkte gibt. Ein sehr hübsches Buch für den Literaturfreund ist die „Altzürcherischen Familiensitze am See" (Rentsch) mit Bildern, die ein bezauberndes Kulturidyll aufleuchten lassen und einem allzu harmlosen Text. Die liebenswerte Gestalt Jakob Boßharts ist in einem posthumen, von Einsamkeit umgeisterten Aphorismenband „Bausteine" (Grethlein) mit einer getreulich verfahrenden Biographie von Max Rermann (Rotapfel-Verlag) zum Epilog angetreten.

Thomas Manns „Mario und der Zauberer"

Versuch einer Deutung von Werner Krug (Weimar)

Die trostreiche und heilsame Beschäftigung mit der Philosophie und den ihr benachbarten Wissensgebieten, nicht zuletzt auch das eigene Schaffen haben mich im Laufe der Zeit der Schöngeisterei etwas entfremdet. Nach langer Enthaltsamkeit — sozusagen — auf diesem Gebiete las ich an einem sommerlichen Ferientage Thomas Manns „Mario und der Zauberer" gefangen zunächst, wie es mir immer geht, von der edlen, wohllautenden Gesprächigkeit Thomas Manns. Der Verfasser führt uns, vordeutend schon in den ersten Sätzen auf das ernste Ende dieser Episode, nach einem Badeorte am tyrrhenischen Meer, den er mit seiner Familie aufsucht. Dort dringen auf ihn und die Seinen mancherlei Unannehmlichkeiten, ja Feindseligkeiten ein, die eigentlich den vorschnellen Abbruch des Aufenthalts rechtfertigen könnten. Aber man bleibt. Nach diesem allem beginnt es: Die Zauberverstellung des Cavaliere Cipolla, der sich als grandioser Hypnotiseur herausstellt; gegen Ende steigert sich diese Vorführung ins Unheimliche; Mario, ein Eingeborener, der gezwungen wird, im Zauberer seine Angebetete zu erkennen und zu küssen, erschießt Cipolla bei seinem Erwachen. Das ist die Handlung.

Tragisch? (unter dem Titel lasen wir die Worte „Tragisches Reiseerlebnis") Der Tod eines Menschen, auch der gewaltsame, ist an sich nie tragisch. Was kümmert uns das Leben Cipollas? Was geht uns Mario, der Mörder, an, der kaum erwähnt wird und also auch nicht der Held sein kann? Thomas Mann, der gern im pluralis majestaticus redet, wendet ihn auch hier an, jedoch eigentümlich versteckt, erklärt, bedeutend. Wenn er hier von „Wir" spricht, meint er jedesmal seine Frau und sich. Aber die Worte „meine Frau" kommen nie vor. Will er etwas anderes ausdrücken? Der Leser wird verschiedentlich [an]redet, nur mit „Sie", so ungefähr, als ob der freundlich [mit]wollende Verfasser ihm gegenüberstäße im Lehnsessel [und] „Maria Mancini" rauchend. Ist es so? Oder werden [wir] nicht einbezogen in das „Wir" und durch das „Sie" immer ausdrücklich aufgefordert, uns einbezogen zu fühlen? Es erzählt wird, muß also von größter Wichtigkeit sein.

Zunächst finden wir eine Gemütsatmosphäre, die wir Thomas Mann schon kennen: Die Trägheit, das Nichtfortgehenkönnen (oder ist es ein Nichtwollen?); wir kennen [sie] aus dem „Tod in Venedig", aus dem „Zauberberg". [Wo] unsere Erzählung auf dem Punkt ankommt, an dem [die] Vernunft (der Eltern im Sinne der Kinder) unausweichlich zu gebieten scheint, die Pause dazu zu benutzen, jene Zaubervorstellung zu verlassen, da findet der Dichter (finden wir) die unwahrscheinlichsten Gründe, die ihn zum Bleiben bewegen, „er windet sich heraus". „Das richtigste wäre die Frage, warum wir jetzt nicht gingen, mit der anderen zu beantworten, warum wir vorher Torre nicht verlassen hatten. Das ist meiner Meinung nach ein und dieselbe Frage — daß wir im großen nicht ‚abgereist' waren, wäre es unlogisch gewesen, es, sozusagen, im kleinen zu tun." Dieses „genauso" scheint hier dasselbe auszudrücken, wie der Doppelpunkt einer arithmetischen Proportion. Wir werden gewungen, die andere Hälfte hinter dem Gleichheitszeichen auszufüllen. Eine solche Aufgabe, die Ergänzung eines Verhältnisses zu einer Proportion läßt immer viele Möglichkeiten zu; aber un-

Digitized by Google

plizieren wir ruhig mit dem größtmöglichen Faktor, so erhalten wir das andere Verhältnis im Sinne des Dichters, jedes Dichters, jeder Kunst: Das Ganze unserer Erzählung zur Totalität der Welt. Die unbeantwortbare Frage, warum man nicht abgereist sei, sich nicht aus der „Nichtgeheuerlichkeit und Gespanntheit" gelöst habe, kann der gleichgesetzt werden, die man oft an Schopenhauer gerichtet hat, nämlich warum er nicht aus dieser mit Leiden angefüllten Welt freiwillig scheidet, eine Frage, auf die der Philosoph auch keine befriedigende Antwort zu geben weiß, auch er „windet sich heraus". Daß ich hier den Philosophen nicht ohne Not apostrophiert habe, zeigt die Rede des unheimlichen Zauberers, als sich ein Italiener seinem hypnotischen Einfluß zu entziehen sucht: „Die Freiheit existiert und auch der Wille existiert; aber die Willensfreiheit existiert nicht; denn ein Wille, der sich auf seine Freiheit richtet, stößt ins Leere." Es scheint hier die Essenz gegeben von Schopenhauers Preisschrift „Über die Freiheit des Willens".

Was aber berechtigt zur Annahme solcher Bezogenheit auf das Weltganze? Die Handlung bis zum Eintritt der Pause, jenem, wie oben dargelegt, entscheidenden Moment, also die Unannehmlichkeiten in Bad Torre und der erste Teil der Vorführungen Cipollas einzeln betrachtet sicher nicht. Die magische Transparenz, Durchsichtigkeit bis zum Grunde der Welt wird nur durch gelegentliche, plauderhaft eingestreute Reflexionen ahnbar. Mario, auf dessen Handeln wir durch den Titel gespannt sind, steht, flüchtig wird es erwähnt, unter den anderen Eingeborenen in den Seitengängen irgendwo; die Kinder nehmen in der Pause scherzhaft und vorübergehend nur die Verbindung mit ihm auf.

Im zweiten Teil der Zauberworstellung wird eine Dame bezext: Cipolla zwingt sie, den Platz neben ihrem Gatten zu verlassen und ihm, der langsam rückwärts geht, zu folgen; eine Szene, zu der der Thersites Shakespeares seine geistreichsten und unflätigsten Anmerkungen gemacht haben würde. Vergebens wird die Traumwandelnde von ihrem Gatten zurückgerufen, „ohnmächtig verhallt die arme Stimme der Liebe und Pflicht im Rücken einer Verlorenen —". Hier wird evident, daß die Form unserer kleinen Erzählung sich zum Weltganzen erweitert, und Cipolla steht hierfür, verkörpert den Dämon, der den Menschen wider alle Einsicht, wider alles Wollen (oder Können?), wider alle Vernunft verlockt, verführt, überredet, überlistet. Und das ist die Tragik nicht nur dieser Erzählung, sondern der menschlichen Situation überhaupt; Aufstieg und Hybris in Wahrnehmung, Vernunft und Wille; Fall in Verblendung, Täuschung und Besessenheit; die Schuld aber darin, daß wir, obgleich mit Wahrnehmung, Vernunft und Wille ausgestattet, uns doch nicht der Täuschung, Verblendung und Besessenheit verschließen (wollen oder können). Daß gelegentlich das ganze Auditorium seinen gemeinsamen Willen dem Zauberer aufzwingt, nur aber mit dessen Genehmigung und auf dessen ausdrücklichen Wunsch, kann die hier gegebene Deutung bei einigem Nachdenken nicht entkräften.

Der Dichter, schon einmal, wie vorhin gezeigt, uns die Beziehung vom Kleinen aufs Große an Hand gebend, weist uns wiederum selbst auf die Bezogenheit ins Allgemeinste des Menschlichen hin, wenn er von Mario sagt: „Wir kannten ihn menschlich, ohne ihn persönlich zu kennen, wenn Sie mir die Unterscheidung erlauben wollen"; also, dürfen wir annehmen, wird uns hier nicht einmalige persönliche, sondern ewige menschliche Tragik vor Augen geführt; an allen Klassen gleichsam des menschlichen Geistes: An den Kindern als Repräsentanten der naturgemäß geringen Stufe der Vernunft, sie sind fast nur Wahrnehmung; an dem Chor unseres kleinen Dramas mit seinem Wortführer, „dem Burschen mit der nubischen Haartracht", der über ein erfreuliches Maß von commonsense verfügt und endlich an der differenzierten Vernunft, deren Brechung durch Sophismen ich bei der Apostrophierung Schopenhauers erwähnt habe. Als Repräsentant der höchsten Stufe des Geistes aber stellt sich das „Wir" des Dichters dar. Auch dieses unterliegt dem Zauberer und unterlag schon vorher. (Trägheit). Es ist den Kindern als Eltern verwandt. Aber die Wahrnehmung steigert sich zum Erlebnis und die Wiedergabe des Erlebten zur Deutung der Welt. (Hier ist man wieder versucht, an Schopenhauer zu erinnern: „Die platonische Idee, das Objekt der Kunst".) So wird den Kindern am Schluß auf ihre Frage „War das auch ein Ende?" bejahende Antwort, und der Dichter, erlebend und deutend, fügt bei: „Ein Ende mit Schrecken, ein höchst fatales Ende. Und ein befreiendes Ende dennoch — ich konnte und ich kann nicht umhin, es so zu empfinden!"

Das Ende: Der Dämon, dargestellt auf einer Zauberbühne, so vereinzelt, herrisch und häßlich, mythologisiert also, wird erschossen und fällt zurück in unsere Brust, woher er kam.[1]

Proben und Stücke

Meine Geschichte und die meiner Gäste

Von Cuno Hofer[2]

Der See lockte mit seinen kleinen Wellen. Aus dem Schilf, das uns bis zur Brust reichte, blickten wir vom Ufer aus sehnsüchtig zum Wasser. Arbeiten! Es half nichts, daß Loan predigte, die Fahne sei bei Gott das letzte, zuerst müßten wir doch ein Dach über dem Kopfe haben: Cleve saß immer wieder bei seinem Farbtopf und pinselte am Wahrzeichen unseres Glücks herum. Er hatte ein altes Stück Blech gefunden; das schimmerte schon weiß wie ein Leinentuch und roch nach Terpentin und Freiheit. Da kam nun ein bunter Rand herum aus kleinen, regelmäßigen Dreiecken, und in der Mitte war schon mit dem Stift eine dreiköpfige Hydra entworfen.

„Also, Loan, hilf den Querbalken einschlagen ... jetzt hält er schon. Reich mir Schilf hinauf; zwei Bündel gleich; oh, wir werden doch heute unter Dach kommen. Aber was macht denn unser Boot da drüben? Lauf, Cleve, es hat sich losgebunden." — So fließt die Arbeit, und Loan meint, nichts sei dringender als ein kleiner Keller für unsere Vorräte.

„Cleve, wenn du jetzt nicht die Malerei aufsteckst ..."

„Nun wollte ich g'rad eine Kellertür entwerfen, mit Weinlaub und tanzenden Bacchanten!"

Das Haus steht, das Dach ist fertig, die Sonne sinkt hinter waldigen Höhen, der See liegt in stiller Bläue vor uns und am jenseitigen Ufer füllen sich die weißen Häuser mit Ocker

[1] S. Fischer Verlag, Berlin 1930. [2] Amalthea-Verlag, Wien 1930.

Digitized by Google

und Gold. Unsere Vorstadt bleibt hinter Bäumen verborgen, denn wir wollten die Pfarre auch von weitem nicht sehen. Mit diesem Gedanken suchten wir das Plätzchen aus, und nannten unsere Ansiedlung den „Dreimaster", noch ehe wir den ersten Pflock in die Erde schlugen.

Große Leute brauchen ein Jahr, um ihr Haus zu bauen; wir brauchten einen Tag, die Übersiedlung inbegriffen. Jetzt saßen wir um das Feuer herum und steckten Kartoffeln in die Glut. Nun ja, der Bauplatz war noch nicht aufgeräumt, da lagen noch Späne herum, Vorräte, Werkzeug; die Röcke hingen in den Weidenbüschen; Kragen, Binden lagen heimatlos verstreut. „Meine Herren", sprach Loan gewichtig, „diesen Saustall will ich morgen nicht mehr haben." So plauderten wir in die Nacht hinein und streckten uns schließlich auf das Seegras aus, mit welchem unser „Dreimaster" ausgepolstert war.

„Wer wird die Schuhe putzen?" frägt einer.

„Niemand; wir tragen keine. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

„Wißt ihr eigentlich, daß das Haus der Königin gar nicht weit von hier liegt?"

„Nein, wir wußten es nicht. — Gute Nacht! — Gute Nacht! . . ."

Ah, wie schön der Morgen war! Als wir die Augen aufschlugen, lag der See wie flüssiges Silber da; die Möwen badeten behaglich und schienen uns zu erwarten. Die Enten aber flatterten erschreckt aus den Gräsern, als wir ins Wasser traten, und die kleinen Fische, die sich an sonnigen Plätzen angesammelt hatten, stoben auseinander. „Ja", meinte Loan, „mir scheint, wir wirken hier störend; werden sich halt an uns gewöhnen müssen, die kleinen ‚Boten des Herrn'." — Drei grinsende Köpfe lugten aus dem Wasser und gedachten tief erheitert des fernen Kostgebers im Pfarrhaus.

Dann kam die Arbeit; das Wasser kochte im Topf. Um die Hütte herum wurde das Schilf säuberlich weggeschnitten; es war an manchen Stellen so hoch gewachsen, daß man von weitem nur das Dach unseres Wohnsitzes sah. Und die Fahne mit der Hydra wurde über dem Eingang angebracht; in den drei Fratzen des Ungeheuers erkannten wir unsere eigenen Züge. Wir schlürften Kaffee und gingen dann Binsen suchen, bloß Cleve blieb zurück. Als wir mit unseren Rutenbüscheln kamen, hatte er schon jegliches Stück Papier oder Pappe mit Wasserfarben bestrichen. Der Tag verging ohne Rast; es wurden Türen und Läden geflochten; aus der Hütte hörten wir manchmal Cleves stilles Lachen. „Ist der Keller fertig?" schrie er am Abend.

„Ja, Faulpelz!"

„Hier ist die Aufschrift dafür", und er brachte vor unsere begeisterten Augen eine Tafel, auf welcher mit schöner antiker Schrift geschrieben stand: „Kellereien des Dreimasters."

Am anderen Morgen bauten wir aus Stein und Lehm einen Kamin an der Rückwand der Hütte ein, dann setzte ich mich in den Kahn und fuhr zur Stadt. Ich band den Nachen fest und eilte in großem Bogen um die Pfarre bis zu Claires Haus. Dort lauerte ich eine volle Stunde lang herum unter vielen Passanten. Claire! Ich wollte sie ja nur vorbeigehen sehen, nur wissen, daß sie da sei, dort hinter jenen Gardinen — aber die Zeit verging, Claire kam nicht! . . . Ich schlug den Rückweg an; langsam erst, und sah mich hundertmal um, dann mußte ich abbiegen und rannte zum Pfarrhaus. Gott sei Dank, es war niemand daheim: Herr Pfarrer beim Vikar im Nachbardorf, Frau Pfarrer auf dem Friedhof, die Mädchen in der Musikschule, das alte Fräulein war einkaufen gegangen. Ich riß dem Hausmädchen ein weißes Tuch aus der Hand, füllte meine Taschen mit Sch... schrieb einen Zettel: Alles wohl; Kommando des „D... masters", legte ihn auf Herrn Pfarrers Schreibtisch, ... Hacke aus dem Fenster der Gerätekammer, die verl... war . . .

Schon lief ich wieder dem Ufer zu. Die Post! — rief m... Mädchens Stimme nach. Richtig! Ich blieb erst... stehen, wie konnte ich nur! . . . Nein, es war kein Br... nur Loans Zeitschrift; ich ging weiter und band mein ... los. Aus der Allee der Nachtigallen sah ich weiße ... blitzen, Claire war nicht dabei; nein, es war umsonst, ... ruderte tapfer in den letzten Sonnenstrahlen nach „Hau... Mehr als eine Stunde dauerte die Fahrt. Ich suchte ... in jedem Kahn, der durch die Dämmerung glitt, am ... wo die Häuser sich langsam verflüchtigten, ich suchte sie ... den Wolken, die wie auf Zehenspitzen am goldenen Hi... schwebten, in den Sternbildern, die nach und nach aus ... Samt des Himmels brachen.

Ich ruderte, zog mächtig aus, den Blick im unend... Äther gefangen; plötzlich aber hielt ein jäher Ruck mein ... auf. Ich fiel vornüber und gewahrte staunend, daß ich ... meinem Fahrzeug bereits am Ufer saß.

„Freilich, freilich," hörte ich auf zwanzig Schritte ... Stimme, „man ist angekommen!" Cleve hielt sich vor L... an einer Birke. Die hellen Flammen unseres Lagerf... schlugen mir ins Gesicht, Loan zog seine Zeitung aus m... Tasche, dann erklärte er feierlich: „Ich werde nun end... den Küchendienst des ‚Dreimasters' übernehmen, ge... die Fische her, wir wollen sie aufspießen und braten ... Nach einer Weile bissen wir in längliche Kohlenstücke, d... Admiral herrlich fand: in seine Zeitung vergraben, w... er eine Seite und stieß einen Freudenruf aus: „Er... Matrosen des ‚Dreimasters'; erratet, wen ich in m... Seemannspfote halte?"

Wir blickten auf, erwartungsvoll . . .

„Sie, die Königin, auf dem prachtvollen Fuchs." E... fielen wir über den Sitzenden her, gierige Augen verschl... den wundervollen Farbdruck. Ja, bei Gott, das w... schlank und lieblich, aus dem Rücken eines freudigen P... emporwachsend, über dessen Flanken die lichten Falt... Kleides fielen. Und unter dem Bild stand geschrieben: „Die reitende Königin, der vielbewunderte Gast un... Gegend."

Wir lasen dies zehn-, wir lasen es zwanzigmal. Wir zünd... unsere Pfeifen an, sprachen nichts und rissen uns das ... aus der Hand. Wir gingen im Dunkel herum und wu... selbst nicht, was wir wollten.

Und da niemand dem Zauber eine Erklärung noch un... Sehnsucht einen Trost gab, legten wir uns schlafen.

Der nächste Vormittag verging nach Cleves Anwei... Als die Sonne senkrecht über dem „Dreimaster" st... kehrten Loan und ich mit drei Wildtauben und einem le... Fischkorb nach Hause, wo uns Cleve auf der Schwel... wartete.

Er glänzte. Die Hydrafahne schillerte in ihren endgül... Farben; der Türrahmen war gelb bemalt wie das Sc... das das Räubernest bedeckte. Wir traten in den Raum ... war mit sinnreichen Motiven geschmückt; Cleves P... hatte jede Stelle gefunden, wo sich ein Haifisch, ein Ra... schwarm, ein paar geschlungene Würstchen oder eine Bo... garbe anbringen ließ. Von beiden Seiten der Eingangst... zog sich bis zum Kamin ein bunter Fries, auf dem sich f... Pfarrers „Boten des Herrn", als Borkenkäfer, Ma... Wiesel, Rebhühner, Ratten, Eichhörnchen und Goldf...

Digitized by Google

in freudvollem Zusammensein ergingen. Wir rieben uns die Hände! Und der Kamin war zu einem richtigen Altar geworden, von beiden Seiten fiel aus den Fenstern das Tageslicht in seinen Schlund. Über dem ziegelroten Aufsatz aber erhob sich, mit Holzzweigen eingerahmt, das Reiterbild unserer vielgepriesenen Freundin. Drüber stand in dunkelblauer Farbe der Vers gemalt:

Fern von dieser Hütte wohnet,
Fremde Königin ...
Ahnungslose! Dennoch thronet
Ihr bei uns als Schutzherrin.

Ja, Cleve, daß du an jener wilden Stätte kleine Dinge schufest, die den Sinn erheiterten, Bilder und Sprüchlein, an denen das Auge lächelnd haften blieb, daß du in die Einsamkeit des Schilfs den Witz der Menschen trugst und den Geschmack, das war eine Tat. Wir hätten sonst unser eigenes Lager beschmiert; es hätte nach Fischen gerochen und im Innern des Hauses nach Läusen ausgesehen.
So aber hat schon jener erste Tag unseren Sinn etwas veredelt und unsere Unabhängigkeit um ein weniges erhöht. Als wir am Lagerfeuer ausgestreckt im Glücke schwelgten, hieß es, unsere Wohnstätte ließe sich weiter ausbauen, noch unendlich viel schöner gestalten, und es schien, als wüchse damit unsere Selbständigkeit. Dann aber sagte Cleve etwas gedrückt: „Unser Leben ist und bleibt vorderhand im Pfarrhaus zentriert; um das Pfarrhaus wird es weiterkreisen. Hier, in diesem Rebellenlager, haben wir die Peripherie der Möglichkeiten erreicht, sofern eben das Pfarrhaus unser Mittelpunkt bleibt. Was darüber hinaus käme, wäre Desertion, Flucht in ein neues Leben."
Wir schwiegen, denn wir hatten kein Recht, dies zu fordern. Aber die geheime Sehnsucht blieb; sie glühte in mir, der ich mein Herz nun allem Irdischen zugewandt hatte, der ich nun einmal auf der nackten braunen Erde stand, ihre tausend Gerüche atmete, ihre Gaben umlauerte, ihren Trieben gehorchte und, gleichsam aus Wolkenhöhen in ihren rätselvollen Schoß gefallen, schon die ungeahntesten Seligkeiten zu kosten bekam.

„Liebesgedichte"

Von Alma Johanna Koenig[1]

Über mich

Über mich, über mich
ist die Liebe gekommen,
gab mir Glück, gab mir dich,
hat mir mich genommen.

Bin gekniet und bin klein,
mußt mich hoch erheben.
All mein Leben ist dein,
du, mein Leben ...

*

In dunkler Arabeske deiner Brauen
hat sich verwirrt mein scheuer Blick verfangen.
In Fransen deiner Wimpern blieb er hangen,
verstrickt von allzu süßem dich-Beschauen.

Des Lippenbogens purpurne Gefahr
hat meinem Herzen lange fern gedroht.
Dein Lächeln trifft, als ein beschwingter Tod,
und ist viel schöner, als mein Leben war.

Gott hat in dir sein Denkmal aufgerichtet,
auf daß den Schöpfer man lobpreisend nenne.
Hat Helligkeit zum Antlitz dir verdichtet,

auf daß man ihn in deinem Glanz erkenne.
Wußte er's auch, wie er durch dich vernichtet,
die er aus Dunkel schuf? Denn ich verbrenne!

*

O süßer Tag! Luft, die uns lau umglitt!
O Vögel, die schon neuen Wohllaut fanden!
An Bäumen, die noch kahl gen Himmel standen,
glänzten Astflächen weiß nach frischem Schnitt.

Die Sträucher überperlt schon vom Grün
plötzlicher Knospen in zersprungner Hülle.
Und überall Vorahnung neuer Fülle
und Erdgeruch und Duft von neuem Blühn.

Und du, — und du bist neben mir geschritten,
die stets allein durch solche Tage ging!
Wie hab ich sonst den Frühling schwer erlitten,

eh ich aus deinen Händen ihn empfing.
Mir war, als müßt ich ihn um Gnade bitten.
— Nun strahle, Licht! Nun sing, du Amsel, — sing!

*

O warum hast du so mich warten lassen,
die ich versklavt in deinen Ketten stöhne?
Mir war, als ob ein jeder Blick mich höhne
und jedes fremde Lachen mußt ich hassen!

Verglichen mit dem Wunder deiner Schöne
wurden die Angesichter zu Grimassen.
Dich schauen schon ist Glück mir, kaum zu fassen,
wähnst du, daß ich so leicht mich sein entwöhne?

Ich wartete. Wo warst du, unterdessen
der Liebenden so weh von dir geschah?
Hast du in fremder Liebe mein vergessen?

Ich weinte. War dir eine andre nah?
O Gott, du bist so schön und bist so jung,
mein Schuldspruch ist für dich Entschuldigung.

*

Dir ward der Mund des Knabengottes Pan,
des heißen Schläfers um die Mittagsstunde.
Die Syrinx träum ich zu so süßem Munde,
zur Syrinx Nymphen, die sich lauschend nahn.

Wie hab ich diese Lippen mal um mal
entbehrt, noch im Versengen deines Kusses,
mein eigner Mund ward trunken des Genusses,
den er den lustgeschlossnen Augen stahl.

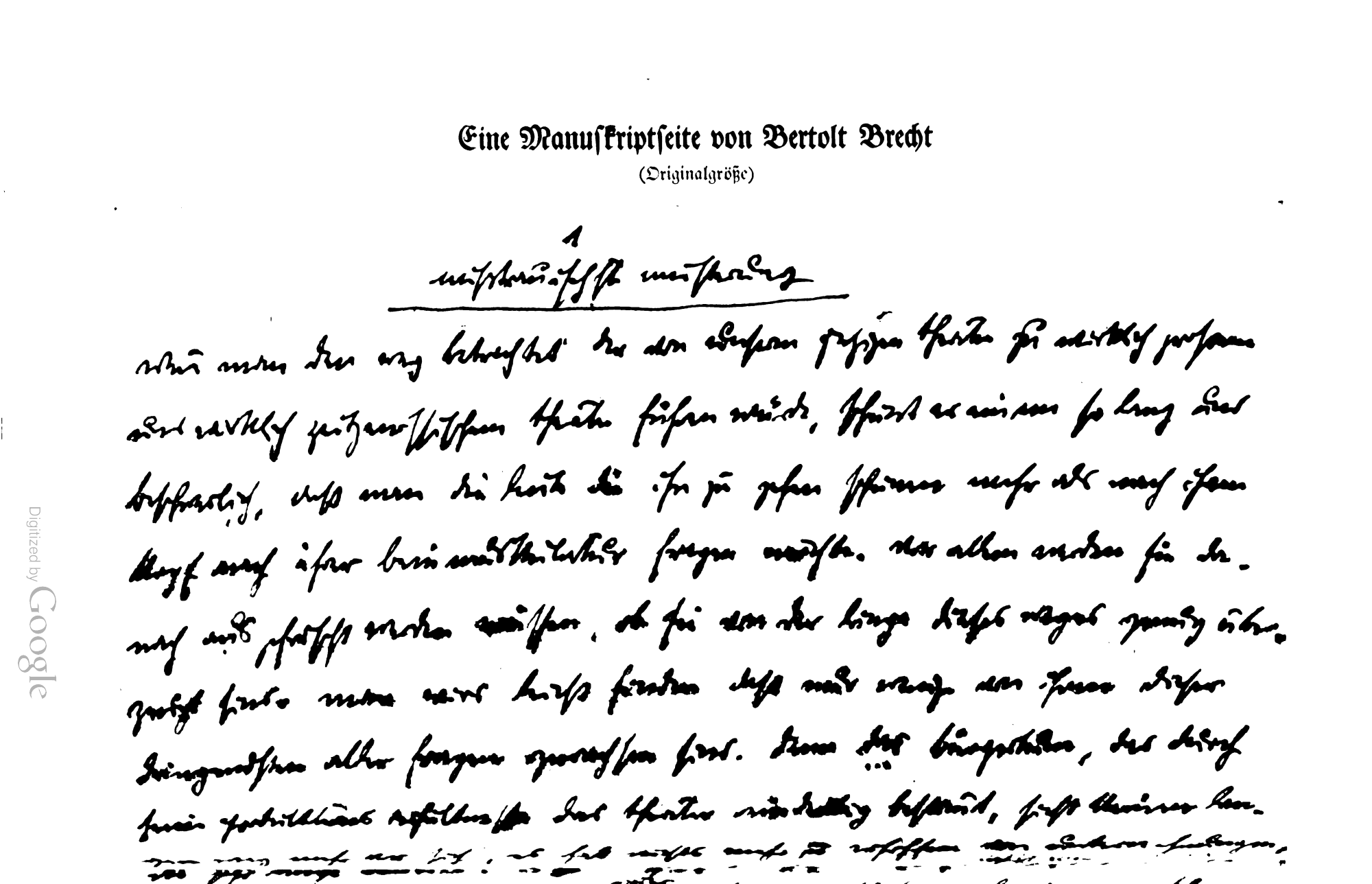
Vom Kuß aufatmend, schwelgerisch entbrannt,
schau ich von neuem. Und zutiefst beglückt
erliegt mein Herz gedoppelter Verführung.

[1] F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung, Wien 1930.

Digitized by Google

Eine Manuskriptseite von Bertolt Brecht

(Originalgröße)



Im Lippenwinkel — den die Kinderhand
des Eros sanft zum Grübchen eingedrückt —
wächst leis dein Lächeln voller Spott und Rührung.

•

Sag, war es Schuld, daß ich mein Herz dir bot,
als du erschienst, wie Cherubim erscheinen?
Sieh, ich erfuhr nie Güte vor der deinen.
Du warst das Leben, das Entsagen Tod.

Du warst die Schönheit. Süßestes Vereinen
von Mann und Kind. Kein Brand, der wilder loht.
Verschwenden schien ein göttliches Gebot,
was wogen arme Gaben gleich den meinen!

Denn ich, — lang welk in mir, verraucht und klein,
als ob ein Fluch für ewig mich beschatte, —
ich tat mich auf und tat dich in mich ein!

O du mein Knabe, du mein Gott und Gatte,
du füllteſt mich, wie Gold den roſtgen Schrein
und doch gab ich dir alles, was ich hatte.

•

Auch mich belud Gott mit dem Berg von Leid,
den Sappho einſt auf ſchmalen Schultern trug,
doch hielt er ihre Schmerzen wert genug
klingend zu dauern, für die Ewigkeit.

Mein Schrei verröchelt, den Verzweiflung ſchrie,
die Tafel, die mein Stift beſchreibt, zerbricht.
Das Leid wie groß, — wie nichtig das Gedicht
und ſterb an fremder Jugend, ſo wie ſie.

Und doch, ich weiß, ſie tröſtete es nicht,
daß ihr ganz Lesbos, himmelüberblaut,
daß ihr Olympia zu Füßen lag. — — —

Ich, Bettlerin am eignen Worte, ſag
zu deinem Preis ihr ewiges Gedicht:
„Den Göttern gleich eracht ich, wer dich ſchaut!“ —

•

Gott muß mich lieben, denn er züchtigt mich,
daß helles Blut aus meinen Wunden ſpringt.
Er iſt die Fauſt, die hoch die Geißel ſchwingt,
und das gebundne Opferlamm bin ich.

Mit jedem Tag, der ſeine Strafe bringt,
verſtärkt mein Trotz, mein innrer Aufruhr ſich,
was ich an Gutem hegte, das verblich
dem Lichte, das tyranniſch mich bezwingt.

Dazu ward Gott, daß ſolch ein Glaube wanke.
Dazu ward Güte, daß ſie ſchal verſieche.
Dazu ward Schönheit, daß ich an ihr kranke.

Dazu ward Glück, daß ich die Fäulnis rieche.
Dazu ward Stolz, daß ich im Staube krieche,
dazu ward Liebe, daß ich dies ihr danke.

•

Herr, gib, daß ich den wilden Sinn bezwinge,
da mir die Qual geſchieht, um die Du weißt!
Herr, gib mir, daß das Herz mir nicht vereiſt,
wenn ich ſein Alles Dir zum Opfer bringe!

Herr, gib, daß nicht mein Wunſch das Band zerreißt,
das mich noch feſſelt an die Welt der Dinge!
Herr, gib, daß Deinen Frieden ich erringe,
wenn ich vollbracht, was Dein Gebot mich heißt.

Dein Wille, nicht mein armer Wunſch geſchehe.
Du weißt es, Herr, woran es mir gebricht.
Durch Tränenſchleier ahn ich Deine Nähe.

Nur Du, o Herr, — nur Du verlaß mich nicht,
da ich am Abgrund aller Welten ſtehe.
Im Dunkel ſtehe. Denn mir brennt kein Licht.

•

Beſtochne Engel irdiſchen Gerichts,
verdammen meine Freunde dich im ſtillen,
— ſie zürnen dir um meiner Liebe willen,
ſie ſehn dich nur im Schatten ſolchen Lichts.

Sieh, es beſagt die ärgſte ihrer Grillen:
dein Gegenpfand ſei minderen Gewichts.
Allein — ſo lieben machen, iſt dies nichts?
Nichts, zu erfüllen, ohne je zu ſtillen?

Gleich ferne dem Triumphe wie der Scheu
läßt ſorglos meine Liebe du gewähren.
Iſt dies denn nichts? — Zehn Jahre bliebſt du neu!

Wer darf vom Roſenſtock auch Frucht begehren?
— Auf deine Art biſt du ſogar mir treu,
Nicht im Verweilen, nein, im Wiederkehren . . .

•

Fauſta an Corraïn

Wenn du über mich hereinbrichſt, — Corraïn,
wie der Sturm deiner Wüſte,
denk ich, ich könnte dich lieben, — Corraïn!
und meine Haare ausſchütten über dein Geſicht,
wie man Honig ſchüttet über die Süße von Datteln,
und meinen Rücken hinbreiten vor deinen Fuß,
wie man Teppiche ausbreitet auf dem Wege von Königen.

— Und wenn du mich nähmeſt, — Corraïn,
und wenn du mich trügeſt, — Corraïn,
und wenn du mich ſchlügeſt, — Corraïn — —
Dann liebte ich dich!
Aber du liegſt ermattet, — mit geſchwollenen Lidern
und ſtöhnſt: „ . . . . . was ſoll ich dir ſchenken,
Fauſta?“

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Clara Viebig
(Zum 70. Geburtstag)

Die Dichterin Clara Viebig empfing das Stichwort
ur Leidenschaft, als sie Frau und Mutter wurde, als
e in den natürlichen Zug der Generationen eintrat; sie
prach gar nicht oder wenig von sich, von Haus aus eine
pische Natur, die ein breites Ackerfeld zur Bestellung
rauchte. Sie entdeckte ihre Bestimmung, die Aufforde-
ung zur Fülle, zur Bewegung der großen Masse in Zeit
nd Raum, als sie Zola las. Kein deutscher Schrift-
eller hat von diesem Vorbilde so viel gelernt, ohne von
m abhängig zu werden. Das Vorbild machte ihr den
lick frei und weit. Aber sie war mit einem eigenen
uge zur Welt gekommen, dazu mit einer starken ge-
issenen, gestaltungsfähigen Hand, und vor allem mit
nem bereitwillig empfindenden, mütterlich sorgenden
erzen.

ieſe Herdwärme und Erdwärme ließ sie naturgemäß
it der Heimatdichtung beginnen, wenn auch nicht mit
ner schrecklich pedantischen ‚Heimatkunst', mit der vor
eißig Jahren unsere schon genug dezentralisierte Lite-
tur noch einmal in allen Winkeln eingemottet werden
llte. Die in dem alten Trier Gebürtige schrieb von
rem Moselland, nicht von jenem heiteren Tal, das uns
inen spritzigen, den Begriff der Säure veredelnden
ein bringt, sondern von der kalten Eifel, die späten
rühling, frühen Winter macht, von ihren schweren,
rch die Natur so karg gehaltenen Menschen." Arthur
loeſſer (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 163).

Dieſe im Rheinland geborene Preußin lebte in der
elt der Wirklichkeit mit offenen Sinnen und offenen
ugen, und lebte zugleich als Schreibende mit derselben
icherheit in der ererbten Welt des Romans. Sie sah
s Leben und ging hin und berichtete, ohne selbst die
änderungen, die sie dabei mit der Wirklichkeit vor-
hm, aufzufassen. Man nannte sie eine Naturalistin,
d sie hat sich vielleicht selbst, zum wenigsten in ihren
nfängen, auch dafür genommen. Zugleich war sie, wie
e meisten schreibenden Menschen, im Innersten durch-
s romantisch gestimmt. Was sie zum Schreiben trieb,
r von außen her die Wirklichkeit, von innen jene ur-
geborene Romantik, nicht im Sinn von Unwirklich-
t, sondern von Freude am gesteigerten Leben, das
s dem nachschaffenden Gestalten einer neuen Welt
ichst." Paul Fechter (D. A. Z. 326).

Weitab von allem Komplizierten, kennt diese Dichterin
s Einfache, das Primitive, ja selbst das Niedrige dieser
ihrer bevorzugten, melancholischen Welt der Einsamkeit
und ihrer erdgebundenen Bedingtheit. Und weil sie solch
bedrückende Enge mitleben kann, schöpfen ihre Schilde-
rungen hier aus den Untergründen der dumpfen See-
len. Hier läßt sie wirkliche Menschen mit allem Allzu-
menschlichen erstehen, hier deckt sie Ursprünglichkeiten
des Lebens auf." W. M. Esſer (Köln. Volksztg. 361).

Clara Viebig
Zeichnung von B. F. Dolbin

„Je tiefer sie die Leiter gesellschaftlicher Ordnung herab-
steigt, desto williger ist ihr Begreifen. Die impressioni-
stische Schilderung wandelt sich ihr früh in ein Bekennt-
nis um. Dies Bekennerbedürfnis wagt sich an wichtige
Fragen deutschen Lebens, vielmehr sogar deutscher Poli-
tik. Gerade solche Fragen wurden von den deutschen
Impressionisten aufs ängstlichste gemieden oder besten-
falls mit skeptischer Ironie gesehen." Oskar Walzel
(Münch. N. Nachr. 192 u. a. O.).

„Der deutsche Naturalismus hat niemals seine letzte
große Formulierung im Roman oder überhaupt in der

Digitized by Google

epischen Kunst gefunden, und auch Clara Viebig bedeutet keine Erfüllung. Doch in diesen Werken spricht eine so stark empfindende Seele und gestaltet eine so weise Künstlerin, daß prinzipielle Dinge davor an Wichtigkeit verlieren.

Clara Viebig gehört nicht zu den weit überragenden Romanciers, aber sie gehört zu den seltenen Menschen, die sich auch auf bürgerlicher Grundlage das Mitgefühl für die Armen und Entrechteten erhalten haben. Man muß die Zeit berücksichtigen, in der Werke wie ‚Die Passion', ‚Das Weiberdorf', ‚Das tägliche Brot' und ‚Die Töchter der Hekuba', die übrigens im ‚Vorwärts' erschienen, Neuheiten bedeuteten, um völlig das Verdienst Clara Viebigs um den deutschen sozialen Roman zu würdigen. Wir sind heute weiter fortgeschritten. Wir wissen, daß das organisierte Proletariat allein die sozialen Fragen lösen, daß private Wohltätigkeit nur einen peripheren Charakter tragen kann, aber die Welt entwickelt sich nur langsam, und in den neunziger Jahren und um die Jahrhundertwende war man noch nicht so weit." F. Sch. (Vorw. 329).

„Es ist sehr selten in allen Literaturen, daß eine höchst weibliche Frau, mit einem so klaren Blick — einem Blick, den man männlich zu nennen pflegt — politische und völkische Probleme überschaut und prophetisch beurteilt. Und dies nicht in theoretischen Abhandlungen, sondern durch reine dichterische Gestaltungskraft.

Clara Viebig hat eine Stilkunst getrieben. Ihre Sprache bleibt klar und sachlich — sie erinnert darin etwas an die großen amerikanischen Schriftsteller. In ihren Landschaftsschilderungen atmet eine schöne, stille Wärme, in der die Gestalten stehen wie in sommerlichem Licht oder gegen finstere Gewitterbeleuchtung sich abhebend, in großen einfachen Linien gezeichnet. Darum sind sie auch keiner Mode untertan — das Menschliche in ihnen wird noch manchen wechselnden Zeitgeschmack überleben." Gabriele Reuter (Saarbr. Ztg., Frau 188; Leipz. N. Nachr. 197).

Vgl. auch: Hans Sturm (Gießener Anz., Familienbl. 55); Arb.-Ztg., Wien 195); F. von Biedermann (Stuttg. N. Tagbl. 327); Josef Wolf (Münch.-Augsb. Abendztg. 189 u. a. O.); Lore Engelhardt (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 360 u. a. O.); Frida Spandow (Stuttg. N. Tagbl., Frau 14 u. a. O.); Heinz Stroh (Berl. Börs.-Ztg. 326); Minni Vriesländer (N. Bad. Landesztg. 354 u. a. O.); Beda Prilipp (Tag 169); H. F. (Berl. Börs.-Cour. 326); Ilse Hamel (Deutsche Ztg., Frau 162); Herbert Eulenberg (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 383 u. a. O.); Ilse Reicke (Hannov. Kur., Frau 325); Käthe Schultze (Braunschw. N. Nachr. 164); Si (Basl. Nachr. 192 ; Liane von Gentzkow (Der Jungdeutsche 166 u. a. O.); Peter Hamecher (Gubener Ztg. v. 14. Juli 30 u. a. O.); Wilhelm Mülfarth (Grimmer Kreisztg. 170/171); Frida Radel (Hamb. Anz. v. 17. Juli 30); Hedwig Forstreuter (Magdeb. Z. 382); Frida Rusche (Mühlheimer Gen.-Anz. 1. W. v. S. (Rigasche Rundsch. 157); Hedwig E. (Neues Wiener Abendbl. 190); G. Scheuffler (Post 167); Dorpater Ztg. 158.

Clara Viebig „Meine Mutter" (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 77, u. a. O.); „Aus meiner Werkst. (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 164, u. a. O.); „Lebens-Lauf (B. T. 324).

*

Graf Hermann Keyserling
Zum 50. Geburtstag

„Wie weit, wie tief er gewirkt hat und noch wirken wird, läßt sich vorläufig noch gar nicht übersehen. Nicht unmittelbar nach außen sichtbare Wirkung ist die tiefste, deutsamste. In Deutschland war diese unmittelbare vor dem Krieg am stärksten. Im Ausland, besonders in der englisch und spanisch sprechenden Welt, ist sie zur jetzt sehr stark. In weiten Kreisen Südamerikas und Spaniens ist Keyserling einer der gefeiertsten Namen. Er ist Exponent einer ganzen Zeit und Zeitlage, der Umschichtung der Kulturvölker des Erdballs, Theoretiker aber aktiver, bildender Prophet einer neuen Epoche. Die Ideenwelt Keyserlings: Gleichberechtigung der Bewußtseinskenntnisse, der Kulturformen, der Parteien, der Völker als Ausdrucksmöglichkeiten eines Sinns, Bewertung nicht nach ihrer Richtung, sondern nach ihrer Tiefe und Sinngemäßheit, diese Ideen sind so zeitverbunden, daß sie sich irgendwie durchsetzen werden, so sehr auch die augenblickliche Weltlage noch gerade das Gegenteil zu zeigen scheint, ja gerade, weil sie das Gegenteil ist. Aber schon kündigt sich bei Keyserling eine neue Wendung an. Anknüpfend an die südamerikanischen Eindrücke werden demnächst die südamerikanischen Meditationen erscheinen. Und es heißt, er werde darin Südamerika ‚mehr als Symbol denn als Wirklichkeit' behandeln'. Wohin die Entwicklung führt, ist nicht abzusehen. Alles ist Bewegung, Spannung, Rhythmus. Nie wird ein Buch, sei es das beste, Keyserling ganz fassen. Man muß ihn spüren, sonst weiß man nichts von ihm." Otto Gmelin (Köln. Ztg. 390, Unt.).

„Der Kern seiner Philosophie deckt sich mit den letzten und feinsten Intentionen unserer großen klassischen Denker (Kants, Goethes usw.). Und die Schule der Weisheit könnte ihren Schülern nichts Besseres zu geben als dies — wofern sie es kapierten und sich nicht mit Minderem begnügten. Graf Keyserling lehrt ‚Savoir-vivre', wie er es nennt — die ‚schenkende Tugend', wie Friedrich Nietzsche es nannte. Und was kann der Mensch

Digitized by Google

Größeres schenken als den Sinn, den Welt und Geschichte von sich aus vermissen lassen! Diese Sinngebung schließt die Bereitschaft zum Selbstopfer unweigerlich ein. So gab Jesus Christus einer irrsinnigen Welt durch sein Selbstopfer nachträglich und vorträglich einen hohen, heiligen Sinn. So bringt in unseren Tagen ein Albert Schweitzer durch das, was er an den Schwarzen des Äquators tut und wieder gutmacht, einen versöhnenden Sinn in unsere sonst so barbarische und schuldbeladene ‚Kultur'. Und so bemüht sich lehrhaft und tathaft Graf Keyserling an seinem Teil darum, daß der weiße Mensch nicht zuletzt doch als Verdammter dasteht!" Paul Feldkeller (Saarbr. Ztg. 195 u. Stuttg. N. Tagbl. 336).

Vgl.: Werner von Trott (Berl. Börs.-Cour. 333); Hans Joachim Flechtner (Stett. Gen.-Anz. 198); Oskar Ewald (N. Fr. Pr. Wien 23653); Oskar A. H. Schmitz (Münch. N. N. 193); S. (Zür. Post).

*

Kurt Martens

Zum 60. Geburtstag

‚Aus des jungen Hofmannsthal Bezirken hat sich Martens hin entwickelt zum ‚Kultus echten und fruchtbaren Heroentums'. Immer aber ist er der Freund der schönen, kultivierten Form und der Freund des Geistes geblieben. Als Schöpfer geht er, der mehr Intellekt denn Impuls ist, wesentlich von der Idee aus. Sie durchtränkt die Konzeption und gibt ihr die Farbe. Die drei Momente: geistige Leidenschaft, Skeptizismus der Beobachtung und hoch entwickelter Sinn für die Harmonie bedingen als Überlegenheit, dialektische Sicherheit und Eleganz der Formung den besonderen Stil der Martensschen Gebilde, die nie hinabsteigen zum Pöbelhaften und immer Haltung bewahren. Sein Wert aber liegt im Positiven seiner energetischen Lebensauffassung in der Lebenslehre, die die Lebensleere überwunden hat." Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg. 334 u. a. O.). Seine ‚Schonungslose Lebenschronik' ist die rückhaltlose Beichte jener Generation ‚zwischen den Stühlen', die bei Gustav Freytag anfing, die Ibsen und Tolstoj aufsteigen sah, die sich begeistert zum jungen Hauptmann, zu Liliencron und Wedekind bekannte, die für Strindberg in den Kampf zog, um an Thomas Mann später Halt zu finden. So ehrlich, tapfer und gerade dieses Werk auch heute noch anmutet, zumal in all jenen Stellen, wo ethische, religiöse und soziale Probleme angeschnitten werden, so viel innere Aufschlüsse es über die ganze Entwicklung unserer letzten Kunst zu geben vermag, ebenso achtunggebietend, aufrecht und unbestechlich im Urteil ist die Dichterpersönlichkeit Kurt Martens geblieben. Mag auch die Zeitsensation über ihn zur Tagesordnung geschritten sein, er wird weiterleben als Repräsentant einer Dichtergeneration, der es noch nicht um das Metier allein ging, um Äußerlichkeiten wie Anerkennung und Erfolg, die nur der inneren Wahrhaftigkeit lebte, der inneren Stimme und Sendung folgen mußte, auch wenn sie im krassen Widerspruch stand zur Tradition und Zeitauffassung. So schließen sich in Kurt Martens Werk und Beispiel zusammen und geben einander ergänzend das Bild eines Dichters, der diesen echten Namen verdient." Heinrich Zerkaulen (Schles. Zeitung 365 u. a. O.).

Vgl.: Will Scheller (N. Bad. Landesztg. 365 u. Rhein.-Westf. Ztg. 368).

*

Zur deutschen Literatur

„Die deutsche Literatur. Eine Sammlung literarischer Kunst- und Kultur-Denkmäler." Von Karl Wolfskehl (Münch. N. Nachr. 182).

„Deutsche Barockdichtung." Von Egon Cohn (Voss. Ztg., Unt. 165 u. a. Köln. Volksztg., Lit. 61).

„Friedrich von Logau." Von Fritz Flechtner (Stett. Gen.-Anz., 205, Buch).

„Jacobis und Heinses ‚Iris'. Die erste literaturgeschichtlich bedeutende niederrheinische Zeitschrift." Von Friedrich Schubert (Rhein.-Westf. Ztg. 377, Kunst).

*

„Goethe und die Julirevolution 1830." Von H. H. Houben (Bund, Bern, 345).

„Goethe als Tierfreund." Von A. Engel (Germ. 292).

„Goethes Meeres-Erlebnis." Von Hans Heßler (Münch.-Augsbg. Abendztg. 197).

„Goethe und Beethoven." Von Robert Braun (Bund, Bern, 343).

„Gegenwartsgespräche Goethes mit Eckermann." Mitgeteilt von Hugo Erdmann (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 68).

„Goethes Pandora tschechisch." Von Otokar Fischer (Prag. Pr., Dichtg. 30).

„Unbekannte Klassikerbriefe." Mitgeteilt von Robert Eisler (Münch. N. Nachr., Einkehr 29).

*

„Der Datterich" [Ernst Elias Niebergall]. Von H. A. Bopp (Köln. Ztg. 399).

„Heinrich Heines letzte Arbeit. Eine ungedruckte Vorrede zu den ‚Reisebildern'." Von Ernst Elster (B. T. 334).

„Briefe Justinus Kerners an Ida von Mittnacht, geb. von Seylothen." (Schwäb. Merk. 160).

„Schweizer Herwegh-Erinnerungen." Von H. H. Houben (N. Zür. Ztg. 1304 u. 1311).

„Das Wesen von Hebbels tragischer Kunst." Von Oskar Walzel (Bund, Bern, Kl. Bund 28).

„Gottfried Keller." Zum 40. Todestag. Von Richard von Schaukal (Saarbr. Ztg. 191 u. a. O.).

„Meisterschaft und Not des Worts. Zu G. K.'s 40. Todestag." Von Robert Faesi (Tag, Unt., 167).

Digitized by Google

„Das Urbild von Scheffels ‚Graziella'." Mit einem unbekannten Briefe des Dichters. Von Wilhelm Zentner (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 27).

„Robert Hamerling." Von Karl Fuchs (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 15).

„Der Lyriker Nietzsche und die Frauen." Von Rudolf Paulsen (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 161).

„Jacob Burckhardts italienisches Erlebnis." (Bund, Bern, Kl. Bund 28.)

„Die große Burckhardt-Ausgabe (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart)." Von Bernhard Guttmann (Frankf. Ztg. 513/515).

„Was ist es um den Rembrandtdeutschen?" [Langbehn]. Von Heinrich Zerkaulen (Dt. Ztg. 165a).

„Mein Gast Peter Hille." Von Max Kretzer (B. T. 338).

„Erinnerung an Wedekind." Von Gustav Rickelt (B. T. 317).

„Paul Lindau." Erinnerungen an ihn von seinem Sohn Hans Lindau (B. T. 320).

„Würzburg ehrt den Dichter Dauthendey." Von Heinrich Seufert (Fränkische Tagespost 138).

„Georg Simmels Weiterwirken." Von Erich Brock (N. Zür. Ztg. 1383).

„Denkmal für Klabund." Von Arthur Ernst Rutra (Münch. N. Nachr. 183).

„Der Erzähler Hermann Sudermann." (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 14.)

„Auburtin." Von Fred Hildenbrandt (B. T. 322).

„Erinnerung an Hugo von Hofmannsthal." Von Robert Michel (Tag, Unt. v. 23. Juli 1930).

„Hofmannsthals letzter Roman." Von Max Pirker (D. A. Z. 337, Unt.).

„Loris, der junge Hofmannsthal." Von Kurt Pinthus (8-Uhr-Abendblatt vom 14. Juli 1930).

„Johannes Volkelt." Von Kurt Depenheuer (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 261).

„Elisabeth Siewert." Von Marie Gerbrandt (Dt. Ztg. 158a).

„Julius Pohl, ein ostpreußischer Heimatdichter. Zum 100. Geburtstag." Von F. Buchholz (Ostpreußische Ztg., Sonntags-Feierstunde 21).

„Fedor Sommer." Von H. Jantzen (Schles. Schulztg. 27).

„Zum Tode Kuno Francke's." Von F. Schoenemann (Voss. Ztg., Unt. 150).

„Julius Hart." Von Ernst Heilborn (Frankf. Ztg. 504):

„Der Lyriker Julius Hart war durchaus Kämpfer — der Kritiker Julius Hart auch Lyriker, auch Erkenntnissuchender (zuweilen auch da, wo Erkenntnissuchen fehl am Platze war). Grundzug seines Wesens war schweifende Liebe. Seine große Geschichte der Weltliteratur (zwei Bände) legt dafür äußerlich, jede Tageskritik legte dafür innerlich Zeugnis ab. Immer auf der Suche. Immer bereit, sich zu verschenken. Das Bedürfnis, sein Ich auszuströmen, war in ihm. Auch ein Kämpfer — aus Liebe.

Unter den berliner Theaterkritikern eine johanneische Erscheinung. Das graue Haar tief im Nacken. Er mümmelte bereits. Einundsiebzig Jahre sind ein Alter, Julius Hart aber schien weit über seine Jahre hinaus gealtert. Und nun das Eigenartige: aus diesem Greisen- blickte auch noch das Jünglings-Gesicht.

Es liegt eine Tragik über der Gestalt dieses Mannes. Es gibt Gedichte von ihm, die jüngster Lyrik ganz nahe stehen, er hat Erzählungen geschrieben, die den Expressionismus vorahnen ließen. Vergegenwärtigt man sich, daß seine Bücher ‚Der neue Gott', ‚Vom höchsten Wissen', ‚Die neue Gemeinschaft' in den Jahren 1899 bis 1901 erschienen sind, so möchte man ausrufen: keine Erkenntnis war eben jener Zeit nötiger als eben die, die er brachte. Man muß hinzufügen, deshalb ging sie daran vorüber.

Es war ein prophetischer Zug in Julius Hart.

Julius Hart war eine jener Verschwendungen der Natur, wir so sehr an ihr lieben und die dennoch so grausam. Denn das ist der Hohn: die meist geringen Dienste, zu der er aufgerufen war, hätte ein sehr viel Minderwertiger nur ebensogut gemacht, sondern — viel besser. Und nur der Träumer aufgewacht."

„Julius Hart." Von Leo H. Wolf (Bund, Bern, Kl. Bund).

—, —. Von Marie Luise Becker (Rhein.-Westf. Ztg.).

—, —. Von Helmut Rosenthal (Berl. Börs.-Ztg. 156).

—, —. Von M. H. (Vorwärts, Abend, 312).

—, —. Von M. J. (Voss. Ztg. 315).

—, —. Von F. (D. A. Z. 310).

—, —. (Tag 160 A.)

—, —. (Kreuz-Ztg. 191.)

—, —. (Berl. Börs.-Cour. 310.)

—, —. (Köln. Ztg. 367.)

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Mit den Beinen durchs Land [Etwas über den Dichter Manfred Hausmann]." Von Chr. Friedr. Scheer (Magdeb. Tageszg. 118).

„Der Dichter Wilhelm Heinitz." Von Grete Berges (Basl. Nachr. 146).

„Frauen schreiben [Joe Lederer]." Von Hanns Heinz (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 160).

„Der Fall Emil Ludwig." Von Werner Peiser (Berl. Tagebl. 187).

„Robert Neumann." Von Arthur Friedrich Binz (Frankf. Main. Volksztg., Lit. Bl. 17).

„Arnold Ulitz." Von Lutz Weltmann (Köln. Ztg., Nr. 13. Juli 1930):

„Er gehört jenem Menschenschlag an, bei dem Hartsachensinn und Disposition zur Mystik besonders dicht einander wohnen. In Ulitz' Blut ringt das Slawisch-Dumpfe mit einem sehr deutschen Unendlichkeitsdrang und mit nicht minder deutschen Bemühen, diesen Drang zu bändigen. Das Dumpfe in ihm tendiert zum Kriminellen und zum Fatalistischen. Bei beidem, dem Kriminellen wie dem Fatalistischen, entdeckt Arnold Ulitz das magnetische Kräftefeld, das es gibt . . . Arnold Ulitz, der als Lyriker begann, ist Lyriker. Lyrische Veranlagung schützt ihn davor, in der Enge des bürgerlichen Berufes zu verdorren. Lyrik ist Weite, ist Aufbruch, ist Wanderschaft. Die Helden des Dichters brechen aus ihren gesicherten Bezirken auf, zu einem unbestimmten Wohin. Solch einer Flucht gleicht die Beziehung des Dichters Arnold Ulitz' zur Dichtung. Sein Dichten ist Fieberhaft. Kräfte, die in seinem bürgerlichen Dasein nicht gebraucht werden können."

„Ein Dichter Deutsch-Böhmens." [Hans Watzlik.] Von Josef Wittko (Hamb. Corresp., Kunst 13).

*

„Oskar Fischel." Zum 60. Geburtstag. Von Alfred Kerr (D. A. Z. 313):

„Was Fischel immer ausgezeichnet, ist das durchaus Professorale seines Habitus. Wie sein Wort über den Hort der Universität hinausdringt zu Gerechten und Ungerechten, wie der wohlerworbene Ruhm eines Raffaelfachmannes leichthin aufgegeben wird, einem ungewissen zuliebe, auf wenig bekanntem Terrain, so wird auch wohl die Kunstgeschichte

Digitized by Google

verlassen, um an ihren Rändern Entdeckungen zu machen. Der Pulsschlag des lebendigen Lebens regelt das alles, nicht der wohlausgewogene Plan eines sich vorsichtig auf ererbtem Grunde Bewegenden."

Oskar Fischel." Von A. D. (B. T. 319).

—, —. Von M. O. (Voss. Ztg. 319):

Seit einem Jahre wird vom preußischen Kultusministerium so emsig mit der Laterne nach einem Nachfolger für den Kunsthistoriker Adolf Goldschmidt gesucht, daß in der Öffentlichkeit die Meinung entstehen könnte, die erste Hochschule des Reiches sei zur Zeit, wenn wir unseren herzlich verehrten, hochwillkommenen Gast Heinrich Wölfflin beiseite lassen, der bedeutenden Vertretung der Kunstwissenschaft beraubt. Da trifft es sich gut, daß der Kalenderzufall in diesen Tagen die Aufmerksamkeit auf Oskar Fischel, den bedeutenden Geehrten, den erfolgreichen Forscher, den wahrhaft geliebten Führer der Jugend, den ausgezeichneten Menschen, lenkt. Wie Oskar Fischel als akademischer Lehrer zu wirken vermag, davon kündet folgende, von tiefster Verehrung erfüllte Zuschrift seiner Schüler: ‚Unvergeßliches Erleben sind die Stunden, die wir mit ihm vor den Bildern im Kaiser-Friedrich-Museum verbringen durften. Was uns aber jedesmal am tiefsten ergriff, war sein Wesen jenseits alles Wissens: die Achtung, mit der er jeder seelischen und geistigen Leistung entgegentrat, vor allem den Kunstwerken. Er lehrte uns, jedes Bild eines Meisters als ein einmaliges und unwiederholbares Individuum zu betrachten, dem man ebensoviel Achtung, Studium, Liebe, Hingabe entgegenbringen müsse wie einem Kinde; er zeigte uns, daß die Bilder der Meister nichts Zufälliges enthalten; er lehrte uns, nachzuempfinden, was der Künstler auch bei den geringsten Nebendingen empfunden haben mag. Und er kann dies, weil er selbst empfindet. Kunstwissenschaft und Kunstgeschichte wenden sich an den Verstand, aber Kunst wendet sich an die Seele, etwas, was nie vergessen wird, Fischel nie vergißt.' Wem beim Eintritt in sein siebente Lebensdezennium solche Stimme der Jugend entgegenschallt, dem darf man in Wahrheit gratulieren."

Otto Hinnerk." Zum 60. Geburtstag. Von Werner Joh. Guggenheim (Bund, Bern, 7. Juli 1930).

—. (N. Zür. Ztg. vom 8. Juli 1930.)

Zu Samuel Singers 70. Geburtstag." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1396).

Ferdinand Tönnies." Zum 75. Geburtstag (Stett. Gen.-Anz. 205, Buch).

—. (N. Zür. Ztg. 1463.)

Aus dem Brecht-Kommentar." Von Walter Benjamin (Frankf. Ztg., Lit. 27).

Wie aus dem Krokodil eine Attraktion wurde. Die Geschichte eines Plagiats" [Alexander Lernet-Holenia]. Von Karl Strecker und Karl Neurath (Kass. Post 217).

Im Spiegel: Karl Kreisler." (Deutsch-mährische Blätter, Brünn, 19.)

Kein Weg zu Luther." Von Ernst Lissauer (Augsb. N. Nachr. 140).

Besuch bei Ruth Schaumann." Von Maria Menoni (Germ. 303).

Johanna Wolff in Georgswalde." Von Fritz Kudnig (Königsb. Allg. Ztg. 323).

*

Die Lyrikerin Elisabeth von Langen." Von Dietrich Fähr (Kreuz-Ztg. 186).

Ein neuer Rheinsänger." [Paul Therstappen.] Von A. Zimmermann (Deutsche Handelswacht, Hamburg 12).

Begegnungen mit Albert Talhoff." Von Alexander Baltus (Deutsche Reichsztg., Bonn, 160).

„Talhoffs ‚Totenmal'." Von Ina Seidel (Münch. N. Nachr. 186):

„Seine epochale Bedeutung ruht teilweise darin, daß sein Schöpfer zur Verwirklichung seiner großen Vision ebenso stark formend in das Element der Tanzkunst hineingegriffen hat, wie in Wort und Licht. Ja, es ist gewiß nicht zuviel vermutet, wenn wir annehmen, daß die Vision ursprünglich eine rhythmisch-tänzerische war, geschaut im Schein urweltlicher Lichtquellen. Was hier auf der Bühne geschieht, ist nicht Theater im üblichen Sinne. Es ist — die Tatsache der Chorverwendung möchte da irreführen und zu falschen Schlüssen verleiten — auch nicht ein Zurückgreifen auf das antike Drama — ist nicht Kollektivkunst im Geiste Piscatorscher Experimente. Wollen wir die Bezeichnung ‚Mysterium' darauf anwenden, so dürfte dies nicht als Gattungsbegriff verstanden werden — nicht die Vorstellung des einfältigen, mittelalterlichen Mysterienspiels hervorrufen. Ein Mysterium aber — eine ungeheure, den dunklen Mächten, ja Gott zugewandte Handlung ist dieses Werk — ein aus der allgemeinen Not heraus geborenes Geschehen, hinter dem die noch ungeschriebenen Riten eines vertieften und urtümlicheren Erlebens der religiösen Forderungen stehen. Wir wissen das, sobald wir einmal die Kraft aufbringen, uns nüchtern und aller schützenden Binden ledig der grauenhaften Wirklichkeit unsres Gestalters auszusetzen und ihr in das erbarmungslos drohende Antlitz zu blicken versuchen."

—, —. Von Fritz Gerathewohl (D. A. Z. 336):

„Er hat dem Theater den Weg zu neuen Ausdrucksformen gewiesen, die es in feierlich-festlichen Stunden kultischer Übung abseits vom sonst üblichen und notwendigen Gepräge gebrauchen kann, und er hat überdies ein im ganzen würdiges, ethisch wertvolles und künstlerisch beachtliches Weihespiel für die Millionen geschaffen, deren Opfertod als bestimmendes Erlebnis aufzufassen wesentliche Aufgabe unserer Generation sein muß."

—, —. Von Hanns Johst (Hannov. Kur. 338/39):

„Die bedingungslose Anerkennung zunächst dem Ethos der Absicht: den Toten des Weltkrieges, unseren Toten ein Mal zu setzen, nicht aus Stein, nicht aus Druckerschwärze, nicht aus theatralischem Effekt, sondern aus dem Wurzelgefühl heraus, aus dem schöpferischen Glauben an ihre mythischen Kräfte, an ihre kultische Sendung! Auf dem Boden der Klage muß sich dieses Mal erheben, man wird den Verlust der Toten beweinen, um die Größe ihres Opfers erahnen zu können. So hält es die Ilias, so hält es das Nibelungenlied, so wird es um den Abgesang bestellt sein, der diesem Weltkrieg sein letztes visionäres Gesicht leiht. Albert Talhoff schrieb dieses Totenmal, um das hier die Aussprache geht. Er nennt sein Werk: Dramatisch-chorische Vision für Wort, Tanz, Licht. Er schuf selbst das Bühnenbild, er zwang die Tänze in den Schritt seiner Vorstellung, er schrieb den Text, er komponierte die Musik. Jedes Gewand ist seine Vorschrift, jedes Wort, jede Bewegung sein Wille. Man kann und muß diesen Abend alles in allem nehmen, alles dient und dankt seine Existenz dieser einmaligen, Talhoffschen Vision."

—, —. Von Werner Richter (B. T. 343).
—, —. Von Artur Michel (Voss. Ztg., Unt. 169 u. a. O.).
—, —. Von Elli Müller-Rau (Vorwärts, Abend, 340).
—, —. Von W. Jollos (N. Zür. Ztg. 1444).
—, —. Von F. K. R. (Bund, Bern, 341).
—, —. Von Sp. (Schwäb. Merk. 168).
—, —. Von Hella Praetorius (Dt. Ztg., Kultur 174).
—, —. Von Ludwig Unterholzner (Saarbr. Ztg. 199).
—, —. (Köln. Ztg. 402.)
—, —. Von A. Stehle (Köln. Volks-Ztg. 400).

*

Digitized by Google

„Waldemar Bonsels: ‚Mario und Gisela'." Von Hans Christoph Kaergel (Schles. Ztg. 349):

„In Wirklichkeit lebt die Jugend in den romantischen Gärten, im eigenen Traumlande. Hier beginnen und enden alle Rätsel des jugendlichen Menschen, denn er hat nur diese einzige Realität, die er mit seinem ganzen innersten Wesen anerkennt, es ist die Realität der Seele. Das muß man wissen, wenn man Bonsels folgt und mit ihm zu Tieren und Menschen geht. Es ist ein Hinauswandern aus den Alltäglichkeiten in die Wirklichkeit des Märchens. Denn Menschen und Tiere, Blumen und Bäume sind in seinen Reichen eins. Dieses neue Buch Bonsels' wird von der Jugend verstanden und geliebt werden. Der Erwachsene wird mit Staunen erkennen, daß er einmal an dieser Welt teilgehabt hat."

„Hans Grimm erzählt aus Afrika." Von Will Scheller (Kassel. Post, Sonntagsp. 191).

„Leopold Hichler: ‚Moses Mautner und sein Sohn'." Von Hermann Bahr (N. Wien. Journ. 13148).

„Edlef Köppen: ‚Heeresbericht'." Von Will Scheller (Kassel. Post, Sonntagsp. 191):

„Köppen tut weiter nichts, als daß er dem Krieg einen Spiegel vorhält — die Lauterkeit seines eigenen Wesens: in dieser klaren und reinen Fläche erscheinen die Bilder des Geschehens, wie es gewesen ist, wie es alle kennen, die dabei gewesen sind — und nichts von alledem wird durch einen wohlfeilen Kommißhumor gemildert. Hier spricht einer, dem es ungeheuer ernst ist, dem es nicht um sein Ich geht, sondern um die Wahrheit."

„Cécile Laubers ‚Gang in die Natur'." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1447):

„Strenge waltet in den Formungen Cécile Laubers. In der Symbolsetzung, in der Bewußtheit des Stils gemahnt ihre Art an C. F. Meyer, während ihre Menschen eher brüderliches Begreifen bei den Leidenden Ramuz' und Steffens erwarten dürfen. Eine düster-schöne Novelle, reines Dichtertum."

„Ein preisgekröntes Buch: Zu Heinz Liepmanns ‚Die Hilflosen'." Von Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 331):

„Unzweifelhaft enthält das Buch mehr als eine groß gedachte und auch bis zu einem gewissen Grade gekonnte Szene. Es sind nicht die turbulenten Szenen, nicht die an der letzten Grenze des Darstellbaren sich bewegenden Teile des Werks, die überzeugen, sondern es sind eher (vom Autor aus gesehen) Ruhepunkte zwischen den hochdramatischen, ins Irrsinnige übersteigerten Szenen. Solche Seiten sind es, aus denen man eine Fülle des Daseins ahnt und die vielleicht den Preis rechtfertigen, den man Liepmann zugedacht hat. In den Teilen aber, auf deren Effekt es der Autor abgesehen hat, sind kaum Ansätze einer wahren Wirklichkeit zu ahnen. In der Wegrichtung, die Liepmann genommen hat, geht es nicht weiter. In diesem Sinne müßte man dem Autor, wenn man es gut mit ihm meint, zur Umkehr raten. Zur Einkehr in das Innere seiner Figuren. Zu einer Arbeit, die aus dem fuselartig berauschenden Grenzgebiet zurückführt.
Er schaffe Beschränktes im Umfang, aber Echtes im Gehalt."

„Zerfall der Boheme" [Zu Maaß' ‚Boheme ohne Mimi' und Jareks' ‚Begierde']. Von Hans Sahl (Berl. Börs.-Cour. 341).

„Wolga, Wolga" [Joseph Ponten]. Von b. — w. (Niedersächs. Morgenpost, Göttingen, 154):

„Das Buch ist ein Geschenk für alle Deutschen auf der ganzen Welt. Es wird jeden zu packen wissen, sei er welchen Standes er wolle, ist es doch frei von jeder Tendenz, frei von jeder Sentimentalität. Josef Ponten hat dem Buch geschichtliche Tatsachen zugrunde gelegt, er hat geforscht in unermüdlicher Arbeit, zahlreiche Reisen haben ihn in die Gegenden geführt, wo seine Helden leben. Das merkt man auf Schritt und Tritt, wie wäre ihm sonst solch lebendige Schilderung von Land, Leuten, von Landschaft und Natur möglich gewesen. Buch ist Leben; es zu lesen ist ein Erlebnis."

„Boheme in Kustenz" [Eduard Reinacher]. Von [illegible] Schäfer (Geraer Ztg., Lese 13):

„Als sich der Dichter Reinacher an diesen Typ machte, er zwei Trümpfe in der Hand: entweder er konnte seine Helden aus die Komik der Hereingefallenen schildern — wäre es ein satirisches Buch geworden —, oder er mußte des Helden selber annehmen — und dann mußte er in komischen Koloman kommen, den er geschrieben hat. keiner Stelle seiner ‚Boheme in Kustenz' gibt es eine nehmende Auseinandersetzung zwischen Geist und wohl aber gibt es darin eine reizvolle Fülle von die Fähigkeiten dieses Literatur-Vagabunden dem Schmunzeln ablocken. Der Leser denkt gar nicht es zum Teil recht ehrenwerte Leute sind, die werden; er freut sich über die Geschicklichkeit und Konsequenz, mit der es geschieht. Und dies der Dichter Eduard Reinacher in seinen keinerlei Problematik hineinlegte, sondern ihn vollsten Anschauung — wie ein Naturforscher beschrieb."

„Sommervögel" [Friedrich Schnack]. Von — [illegible] Ztg. 1449).

„Die magische Laterne des Herrn Zinkeisen" [Willy Von Arthur Ernst Rutra (Münch. N. Nachr. 19

•

„Ein deutsches Werk über Frankreich" [Curtius-Blästräßer]. Von H. R. von Salis (N. Zür. Ztg. 14

„Reichhaltigkeit, Vertrautheit mit dem Material, in allem Sachlichen, glückliche Wahl der Zitate, Klar Aufbau und Leichtigkeit des Ausdrucks — diese Eigen des Essayisten Curtius und mit ihnen ein unverkennbar zösischer Zug treten namentlich in diesen Teilen des in Erscheinung. Die Bedeutung der Literatur, der phie und der Musik im Leben Frankreichs wird in zu den entsprechenden Kulturzweigen in Deutschl bracht, wodurch eine feine, abgestufte Darstellung tung zustande kommt."

—, —. Von Franz Silberstein (D. A. Z. 332).

„Eugen Diesel: ‚Die deutsche Wandlung'." Von H. Schmitz (Schles. Ztg. 349):

„Auch der Gefühlston des Buches berührt alle Seiten deutschen Gemüts. Wohl ist die Grundhaltung tragisch Seiten erschüttern, so die Schilderung, wie die Verlach im Weltkrieg dazu führte, daß die Maschine wichtiger Heldentum und auch die Seele des Heldischen verdorr Zugleich aber wird keiner das Buch lesen, ohne oft aufzulachen bei der Schilderung gewisser Michelei Ganze ist geordnet von einem kristallklaren Geist, witzige Antithese meistert, ohne ihr einen Augenblick loser Witzelei zu verfallen, wie es die Kritik am Deu leicht tut. Wir finden bei Diesel jene gute Mischung kritik und Würde, die uns kurz nach dem Krieg so hat, und darum wird dies Buch mehr wirken können methodische Kulturpropaganda."

„Diotima: ‚Schule der Liebe'." Von Georg Gra (Hannov. Kur. 328/29).

„Der Mensch der Gegenwart. Zu Paul Ernsts ‚Gr der neuen Gesellschaft'." Von Joachim Hermann Ztg. 376).

„Das steinerne Berlin. Gedanken zu einem Buch von Hegemann". Von Abegg (B. T. 353).

„Briefe aus Einsamkeiten. Gedanken zu einigen Büchern

Digitized by Google

„Otto Heuschele." Von Carl Lamm (Bad. Pr., Lit. Umsch. 13).

‚China frißt Menschen" [Richard Huelsenbeck]. Von Ivan Briehl (Prag. Pr. vom 16. Juli 1930).

Der Geist als Widersacher der Seele. Zu dem neuen Werke von Ludwig Klages." Von Werner Deubel (Münch. N. Nachr. 171).

Geniale Menschen" [Ernst Kretschmer]. Von Heinrich Mühsam (Voss. Ztg., Unt. 160).

Antihomo" [Theodor Lessing: Europa und Asien — Untergang der Erde am Geist]. Von Hermann Friedemann (Berl. Börs.-Cour. 347):

Es ist ein jedenfalls kühner Gedanke, wenn er die zuerst als nnerlichkeit wirkende Überhebung des sich selbst vergotten- en Menschen über die Natur, des Denkens über das Sein, er Zeit über den Raum, des Zielgedankens über die Magie: enn er das alles noch in der scheinbaren Ungeistigkeit des merikanismus, in der gänzlich zu Zweck und Maschine er- arrten Zivilisation von morgen wiedererkennt. Alles dies, och der letzte Ungeist des Neubarbaren, der die Maschinen ir sich denken läßt, ist ihm eben: Geist. Die unabwendbare, irchterliche Vergletscherung alles wirklichen Lebens. Lessing zweifelt nicht, daß diese Verfassung des Abendlandes, des- n Bewußtheit durch die Not eines Nebelklimas wie eine ellerpflanze in die Höhe getrieben wurde, über die träu- enden „Blumenmenschen" der Tropen künftig erst recht ird siegen müssen — gleichviel, ob ‚Asien' unterliegt oder, ahrscheinlicher, sich anpaßt."

-, —. (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 14.)

Abraham Lincoln" [Emil Ludwig]. Von Erich Voegelin (Frankf. Ztg., Lit. 27).

Napoleon und Eugenie" [E. A. Rheinhardt]. Von Alfons Frhr. von Czibulka (D. A. Z., Unt. vom 30. Juli 1930).

Jud Süß historisch. Zu dem Buch von Selma Stern." Von Lion Feuchtwanger (B. T. 310):

Wir haben heute drei Arten der Darstellung historischer Menschen. Die exakte Biographie, von der das Werk der elma Stern ein Musterbeispiel ist, die romantische Bio- raphie, die ihre Gipfel in Lytton Strachey, André Maurois id Emil Ludwig hat, und den historischen Roman. Zwischen esen drei Richtungen ist ein ständiger, zum Teil offener, m Teil latenter Kampf. Die Romandichter verhalten sich am passivsten; sie verlassen sich auf ihr Werk. Die Autoren r romantischen Biographien geben Darstellungen ihrer ethoden, häufig sehr glänzende und, da sie zum Teil aus- zeichnete Schriftsteller sind, für den Leser genußvolle. Am uteſten schreien die Vertreter der exakten historischen Me- ode. Da sie aber zu einem großen Teil miserable Schrift- ller sind, schneiden sie gemeinhin am schlechtesten ab. Nun weist es natürlich nichts gegen eine exakte historische Dar- llung der Elisabeth von England, daß Schillers Elisabeth id daß Strachens Elisabeth wirkungsvoller sind. Ein gutes orträt eines Menschen ist noch keine Widerlegung einer hotographie. Nur sollte umgekehrt auch die Photographie cht prätendieren wollen, die einzige wertvolle Art der enschendarstellung zu sein."

‚auspostille der Literatur" [Paul Wieglers ‚Geschichte der deutschen Literatur']. Von Ernst Heilborn (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 28):

Das, was man als ‚geschichtlichen Sinn' bezeichnet, scheint iegler, wollte man ihn nur aus diesem Werk beurteilen und men, kaum zu besitzen. Mit einiger Bosheit könnte man se Literaturgeschichte völlig ungeschichtlich nennen. Wie er, wenn solche Bosheit zugleich Schmeichelei wäre? So nig ist hier „Zeit" gekennzeichnet, daß alles in Gegenwart kt. In dieser Literaturgeschichte sind Walther von der Vo- lweide, Opitz, Goethe Zeitgenossen. Wir, die Lesenden, er auch. In dieser Literaturgeschichte ist alles Gegenwart und Leben —? Ich präzisiere meinen Eindruck: keine Lite- raturgeschichte, kein sonderlich brauchbares Lehr- und Nach- schlagebuch. Ein Buch, das kaum einer „lesen" wird. Aber ein Buch, in dem der Literaturfreund mit Wonne schmökert. Und man stellt es zu den Büchern, die man sich gern nahe weiß."

„Hauspostille der Literatur". Von Ernst Heimeran (Münch. N. Nachr., Gen.-Anz. 193).

—, —. Von Ludwig Marcuse (Voss. Ztg., Unt. 171):

„Der Leser dieses Buches darf erwarten: den Vorzug des Gelehrtenhaften, die Zuverlässigkeit und zugleich den Vorzug des Populären, die Vermeidung fachlich interner Weitschweifigkeiten; er darf nicht erwarten: die lebendige Auseinandersetzung unserer Tage mit der deutschen Literatur . . . eine Aufgabe, die einen aggressiven Historiker forderte, die wohl auch gar nicht im Plan dieses Unternehmens lag — eine Aufgabe, die wohl für einzelne Personen und Epochen der deutschen Literatur, aber nicht für sie als Ganzes bisher gelöst ist: und er darf nicht erwarten ein spannendes Buch, in dem die Fülle des Materials gebändigt ist durch eine Idee, durch künstlerischen Zugriff. Wieglers Plan war: das umfangreiche Material so knapp und so sauber als möglich darzubieten. Das ist ihm ausgezeichnet gelungen. Und die Abbildungen — Photographien von Handschriften und von Titelseiten der Erstausgaben, Porträts und Wiedergaben zeitgenössischer Illustrationen — unterstützen recht gut seine Arbeit; allerdings könnte ihn ein reichliches Bildmaterial vielleicht gerade dort ergänzen, wo er die Zeitgeschichte etwas blaß konturiert. Alles in allem: eins der nützlichsten Bücher, ein Buch, das in seiner Fülle Liebhabern der Literatur und Wissenschaftlern, Dichtern und Literaten tausend wichtige Anregungen geben kann. Eine der wenigen ausgereiften Früchte des Willens zur Sachlichkeit.

„Eine Darstellung Vergils" [Walter Wili]. Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1472).

*

Zur ausländischen Literatur

„Vers und Prosa bei Baudelaire." Von Elisabeth Sulzer (N. Zür. Ztg. 1332, Lit. Bl.).

„Baudelaires Leidensweg" [François Porché]. Von Wolfgang Drews (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 29).

„Abschied von Rimbaud." Von Erich Ebermayer (8-Uhr-Abendblatt 172).

„Rimbaud." Von Herbert Eulenberg (Köln. Ztg., Unt. 411).

„Das Leben des Vivekananda" [Romain Rollands neues Indienbuch]. Von Hans Prager (N. Bad. Landesztg. 353).

„Moderne Jugend, wie sie nicht ist" [Jean Cocteau: ‚Enfants terribles']. Von H. Riedel (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 171).

„Die französische Lyrik der Gegenwart." Von Otto Forst de Battaglia (Stuttg. N. Tagbl. 313).

„Das Drama der französischen Nachkriegszeit." Von Otto Forst de Battaglia (Ebenda 321).

*

„Shakespeare und Shaw." Von Gilbert K. Chesterton (N. Zür. Ztg. 1428, Lit. Bl.).

„Francis Bacon." Von Lion Feuchtwanger (Köln. Ztg. 378).

„Joseph Conrad." Von Arthur Friedrich Binz (Rhein.-Main. Volksztg., Lit. Bl. 17).

„Conan Doyle." Von Alfred Wolfenstein (Bund, Bern, 317).

Digitized by Google

„Conan Doyle." [Der Erfinder des Sherlock Holmes] Berl. Börs.-Cour. 311).

—, —. Von W. H. E. (Voss. Ztg., Unt. 156).

—, —. Von P. (Münch. N. Nachr. 183).

„Roman vom natürlichen Gleichgewicht" [D. H. Lawrence: ‚Lady Chatterley und ihr Liebhaber']. Von e. p. (Prag. Pr. 204).

„Sean O'Casey, ein irischer Dichter." Von H. A. Mc Kay (Stuttg. N. Tagbl. 318).

„Hugh Walpole." Von Bernhard Fehr (N. Zür. Ztg. 1255).

„Hugh Walpole über den englischen Roman." Von Bernhard Fehr (Ebenda 1312).

„Englische Dichter von heute: Hilaire Belloc — John Buchan — John Masefield." (Kreuz-Ztg., Unt. 179.)

„Englische Romanciers: Joseph Conrad — H. G. Wells — Hugh Walpole." Von Hanns Herrland (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 175).

„Besuch bei Hilaire Belloc." Von Axel von Oertzen (Germ. 326).

„Die junge literarische Generation in England." Von Harold Nicolson (Stuttg. N. Tagbl. 337).

„Sinclair Lewis." Von Paul Morand (B. T. 298).

„Lesser Cohen: ‚Die Pardwans' — Ludwig Lewisohn: ‚Der Fall Herbert Crump'." Von Glinski (Kreuz-Ztg. 203):

„Das Buch Cohens behandelt Dinge (und stellt sie aus solcher Behandlung zur Diskussion), die uns alle dringlich genug angehen. Dinge, die als ein allgemeines Zeitproblem sozusagen schicksalmäßig in das Dasein eines jeden Menschen dieser Zeit hinüberwirken. Der Cohensche Roman, der die Existenz einer amerikanischen Familie durch vier Generationen hindurch verfolgt, gibt ein vortreffliches und eindringliches Bild der wirtschaftlichen Entwicklung von einem, noch im alten Sinne ‚handwerklichen' Großbetrieb zur modernen kapitalistischen Betriebsamkeit. Man wird diesem grundliegenden Motive des Cohenschen Romanes an sich keine besondere Eigenart oder gar eine irgendwie geartete Erstmaligkeit zugestehen können; ist es doch vielmehr eines jener Themen, die zur Zeit sozusagen ‚in der Luft hängen'. Das besondere Verdienst Lesser Cohens aber ist just dieses, daß er das Thema nicht in der ‚Luft' hängen läßt, sondern es fest auf den Boden der Wirklichkeit setzt. Wenn Cohen uns den Aufstieg der Brüder Pardwan erzählt und uns den Entwicklungsweg einer Handelsfirma vom kleinen Kramladen bis zum riesigen Warenhaus beschreibt, so tut er es nicht in jener billigen und oberflächlich unbekümmerten Art und Weise, die den, vom Autoren behaupteten, Erfolg seiner Romanhelden einfach als ein hinzunehmendes Faktum hinstellt, das der Leser wohl oder übel als zutreffend zu betrachten hat, sondern er läßt uns in die Mechanik solcher Entwicklung sehen; d. h. der Autor zwingt uns keine fertigen Resultate auf, sondern er errechnet diese Resultate gewissermaßen in unserem Beisein."

„Der Roman vom zweiten Weltkrieg" [Flend Gibbon: Der rote Napoleon]. Von Arthur Rundt (Voss. Ztg., Unt. 175).

•

„Nordische Dichtung." Von Horst Uhlenbrauck (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 13).

„Die isländische Saga." Von Hermann Michel (Leipz. N. Nachr. 178).

„Hamsun liefert einen neuen Roman ab." Von Niels Hoyer (Tag, Unt. 156).

„Ibsen auf der Fußtour." Von Erik Lie (B. T. 352).

„Besuch bei Sigrid Undset." Von Juliana von Stockhausen (Germ. 325).

„Sigbjörn Obstfelder." Von Heinrich Goebel (Bund, Bern, 347).

•

„Besuch bei Timmermans." Von A. Marrer (N. Zür. Ztg. 1445).

„In der Stadt Felix Timmermans'." Von Herbert Eulenberg (B. T. 349).

•

„Ilja Ehrenburg. Ein Künstler oder ein Könner?" Von H. A. Ploetz (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 158).

„Russische Vorläufer Remarques." Von M. Meisel (Prag. Pr., Dichtg. und Welt 26.)

•

„Gian Fadri Caderas. Zum 100. Geburtstage." Von Leo Alig (N. Zür. Ztg. 1378).

•

„Die serbokroatische Literatur." Von Mgr. Franz (vom 19. Juli 1930).

•

„Rabindranath Tagores Bekenntnis. Gespräch mit dem Dichterphilosophen." Von René Kraus (Saarbr. Ztg. [illegible]

•

„Kunst und Literatur in Südafrika." Von Marc. A. Fuhr (Saarbr. Ztg., Gegenw. 194).

Allgemeines

„Sprechchor und Chordichtung." Von Alwin Bein (Morgen 172).

„Hochflut der Biographien." Von Ivan Briehl (Prag. 207).

„Urlaub und ein Buch [Goethes ‚Dichtung und Wahrheit']. Von Max Brod (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 29).

„Was soll ich auf der Reise lesen?" Von Hanns Elster (Geraer Ztg., Lese 12).

„Der Schöpferische und die Zeit." Von Paul Ernst (T.-Z., Unt. vom 27. Juli 1930).

„Dichter aus Österreich." Von F. (Neckar-Ztg. 164).

„Das organisierte Dichtertalent" [Der Record von Edgar Wallace]. Von Otto Flake (8-Uhr-Abendbl. 174).

„Das Gesicht der Zeit." Von Paul Friedrich (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 149).

„Der Intelligenz-Roman." Von Bernard Guillemin (B. T. 346).

„Wie ein Buch gestartet wird." Von P. H. (Berl. Börs.-Ztg. Kunst 172).

„Das Leben des Dichters." Von Peter Hamecher (Börs.-Ztg., Kunst 163).

„Das Drama im Katholizismus." Von Gottfried Fuchskamp (Münster. Anz., Weg der Zeit 6).

„Brief an einen jungen Dichter." Von Hermann Hesse (B. T. 296).

„Das Jüngste Gericht" [Goedeke]. Von H. H. Ferd. (Bund, Bern, 333).

„Das ‚Aktuelle' in der Dichtung." Von Oskar Jancke (T.-Z., Lit. vom 6. Juli 1930).

„Gegen eine Anthologie [Junge deutsche Dichtung]." Von Armin Kesser (Berl. Börs.-Cour. 322).

„Der mystische Roman." Von C. Krone (Germ., Unt. 156).

„Bücher und Buchkritik." Von Otto Link (Neckar-Ztg. Rundsch. 27).

„Frauen-Bücher." Von André Maurois (B. T. 34[illegible]

Digitized by Google

„Problem Amerika [Kritische Beiträge zur französischen Literatur]." Von Clemens Graf Podewils (Germ. 344).
„Tirol — das Land der Volksschauspiele." Von R. Rainalter (Augsb. Post-Ztg. 25).
„Vom Landstreicher in der Dichtung der Gegenwart." Von Martin Rockenbach (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 62 u. 63).
„Bücher vom Krieg." Von Fritz Rosenfeld (Arb.-Ztg., Wien 200).
„Literatur und Gesellschaft in Frankreich." Von K. H. Ruppel (Köln. Ztg., Lit. vom 27. Juli 1930).
Problematische Naturen im Roman." Von Wilhelm Schäfer (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 171).
„Die Selbständigkeit des Gedichts." Von Will Scheller (Köln. Ztg., Lit. vom 29. Juni 1930).
„Der moderne Jugendroman." Von Elisabeth Schick-Abels (Bad. Pr., Lit. Umsch. 13).
„Das Kriegserlebnis und die Jugend." Von Oscar A. H. Schmitz (Leipz. N. Nachr. 195).
„Frauentypen in der Dichtung." Von Agnes Schnapper (Schwäb. Merkur, Frauenztg. 29).
„Aus einem literarischen Tagebuch." Von Wilhelm von Scholz (Königsb. Allg. Ztg., Lit. 320).
„Sex Appeal." Von G. B. Shaw (N. Zür. Ztg. 1356).
„Zur Literaturgeschichte." Von F. C. W. (Berlin am Morgen 173).
„Politische Dichtung im 18. Jahrhundert." Von Hermann Wendel (Vorwärts, Abend 300).
„Von neuerer Dichtung in Österreich." Von Karl Witthalm (Bund, Bern, Kl. Bd. 27).
„Soldat und Kriegsliteratur." (Kreuz-Ztg. 211.)

Echo der Zeitschriften

Eckart. VI, 6/7. (Berlin.) In die neue Sachlichkeit, zu der Photographie zu verhelfen vermag, gibt Oskar Beyer Einblick. Eine schöpferische Lichtbildkunst sieht er erstehen:

„Der Beginn der Photographie, die man als schöpferisch, zum mindesten als die der schöpferischen Möglichkeiten bezeichnen kann, fällt in die Nachkriegszeit. Auch diese ‚dritte Stufe' ist eine Frucht und Folge der stattgefundenen elementaren Erschütterung des Gesamt- und Einzelbewußtseins. Aus dem Gewerbe, d. h. dem einbringlichen Beruf wird ein bis auf weiteres nicht einträgliches, höchst privates, idealistisches Unternehmer- und Entdeckertum. Die herkömmlichen Regeln sind ein Märchen geworden. Ins Unermeßliche erweitern sich die Sachgebiete. Ungeahnte Perspektiven öffnen sich dem Photographenauge. Das Gesicht der Welt, des uns umfangenden Daseins hat sich verändert: an Stelle wohlvertrauter ‚bürgerlicher' Sichten eine Überfülle ungewohnter, oft bedrohlicher, letzten Endes aber immer wieder tief beglückender Augenerfahrungen. Der neue Inhalt heißt in erster Linie: ‚Wirklichkeit'. Dasein so, wie es tatsächlich ist, ohne romantische Verbrämung, ohne Einschlag an ‚Persönlichem', der weiter reichen dürfte als bis zum Finden und Festsetzen des unpathetisch-sachlichen Ausschnitts. Man will sachlich arbeiten, wissenschaftlich, dinglichkeitsklärend und -ergründend vorgehen, wie der medizinische (beinah: der mikroskopische) Photograph es ohne sonderliche ‚künstlerische' Ambition schon vorher tat. Die erstrebte oder nicht erstrebte Wirkung derartiger Bemühungen aber ist Ausdruck, d. h. Kunst, Ausdruck in einem ungewohnten, schlagenden Sinne; das Bildergebnis wird ohne weiteres vergleichbar, einreihbar, weil verwandter Art mit dem, was der sachliche oder der abstrakte Maler schuf. Photographie wird — und dies gerade in ihrer nüchternsten, nichts vertuschenden und umbiegenden Sichtschärfe, Ausdruck einer neuen Lebensstimmung, eines neuen schöpferischen Willens, eines aus frischem Holz geschnittenen, klar denkenden und gleichwohl innerlich pulsierenden, den Quellen nahen Geschlechts. Sie wird zum Ausdruck eines neuen Sehens, einer realistisch-metaphysischen Wirklichkeitsbeziehung, und als solche wirbt sie wiederum, gleichwie der hochentwickelte Film, anreizend und erziehend für ein neues Sehen und ein neues Weltverhältnis überhaupt."

Das Deutsche Buch. X, 7/8. (Leipzig.) Clara Viebig, der Siebzigerin, gilt Ilse Reickes Gruß:

„Sie wird siebenzig Jahre, diese Frau, deren Leistung nicht fortzudenken ist aus dem geistigen Angesicht des kaiserlich stolzen und zusammenbrechenden Deutschland, deren Werk auch noch späteren Zeiten einen unersetzlichen, charakteristischen Ausdruck bedeuten wird für den Gesinnungswandel vom 19. zum 20. Jahrhundert. Betrachtung, Umgestaltung der Welt durch das mütterliche Auge und die mütterliche Hand der Frau, Entdeckung des sozialen Sinnes: das sind die Stichworte, die Clara Viebig als Exponentin und Mitgestalterin ihrer Zeit charakterisieren.

Wenn man dieser ‚Klassikerin des Realismus' ein Denkmal errichten wollte, dann wäre die Lösung einfach: nicht ihre eigene Gestalt müßte der Sockel tragen, nur ihr Porträtrelief vielleicht, und auf seiner Höhe die zeitwahre und darum ewigkeitswahre Frau aus dem Volke, wie sie in der Gestalt der Mine Reschke in Clara Viebigs Büchern lebt: stark und stattlich, die vom Lande Kommende, selber Erde, Kraft, zähe Geduld und selbstverständliche Güte. Ruf der Natur und ewiges Heimweh

Digitized by Google

zur Scholle, inmitten von Vergänglichkeit und Leichtsinn der Großstadt, die Frau aus dem Volke, die Trägerin des Menschengeschlechtes ist und der nationalen Kraft. Dies Menschentum zeitgebunden und ewigkeitsgegeben dargestellt zu haben, als Tatsache, Forderung, Mahnung: das wird einmal vor der Literaturgeschichte und der Kulturgeschichte die große Leistung Clara Viebigs sein. Ihre Frauenleistung ist im Sozialen einzigartig — wir haben viele Dichterinnen, die Seelendeuter und Gesellschaftsdarsteller sind, aber keine, die mit so ‚männlicher Kraft' Volksdeuterin ist, insbesondere der am meisten unbeliebten und mißachteten Volksschicht: des Großstadtproletariats."

Corona. I, 1. (München-Zürich.) In seiner Studie über Jacinto Benavente betont Karl Voßler die Eigenart der Dialogführung:

„Ein besonderer Reiz der Benaventeschen Dramatik freilich ist schwer zu übertragen: der Rhythmus seines Dialogs. ‚Die ganze Kunst des Dialoges', sagt er, ‚liegt im Rhythmus. Deshalb achte ich stets auf den inneren Rhythmus der Gedanken und des Herzens. Und wißt Ihr, was das heißen will? Eine berühmte französische Schauspielerin hat es ausgesprochen, als man ihr Beifall klatschte: Recht haben die Leute, daß sie klatschen, geb ich ihnen doch mein Leben.' — Dieser Prosarhythmus des Gesprächs ist Benaventes bestes Dichtergeheimnis. Wie gerne lauscht man ihm, auch wenn die Personen gleichgültige Dinge durcheinanderplaudern. Wenn auf seiner Bühne so gut wie nichts geschieht, der Benaventesche Lebenspuls durchflutet alles. Er hat seinen drängenden Gang, freilich weniger auf Handlung und Ereignis, als auf Besinnung, Einkehr und Sammlung. Im Wechsel von Ein und Aus des Atems, von Auf und Zu des Herzens, von Ausholen und Vorstoßen der Arme, ist es bei Benavente zumeist der erste Moment, auf dem der Nachdruck liegt, oder, wenn man weiter zählt, der dritte, der fünfte, kurz das Zurück zu sich selbst, nicht das Hinaus in die Welt.

Der Wert des Daseins, oder wie es Benavente zu nennen liebt: das Wahre, tritt in der Umkehr, wenn das Herz des Menschen sich auftut, zutage. Alles andere ist Vor- oder Nachspiel, so bunt und toll, so leidenschaftlich, närrisch, trauria, schwül und zweideutig es dabei zugehen mag. Das äußere Leben läßt er in seinen Stücken verflackern, verpuffen und zergehen, damit die echte Glut und Klarheit des inneren Lebens sich enthülle."

Buch der Zeit. Jungbuchhändler-Rundbrief 16. (Berlin.) In einem „Wort für Rudolf Borchardt" sagt Max Niederlechner:

„In der Kreuzung eines nationalen Konservativismus mit dem Judentum gewinnt die Gestalt Borchardts überpersönliche Tragik. Hier liegt wohl auch die Ur[sache] seiner Ablehnung der Gegenwart, wie auch die Ur[sache] seiner Ablehnung durch die Gegenwart. Die lit[erarischen] Urteile kommen bei uns nicht aus dem Leben (ein literarisches Leben haben wir nicht) —, sie kommen aus der Presse, die nach Parteien gegliedert ist, und [die] ihren Lesern eben nur gelesen wird. Rechts ist [man] gegen den Juden, links gegen den Konservativ[en] beiderseits gegen Rudolf Borchardt mißtrauisch, [weil] man ihn nicht durchaus ablehnt. Denn Borchardt ist bewußt und so stark unzeitgemäß, wie man nur [sein] kann, und eigentlich muß der Mut jener bremer [Bürger] mindestens anerkannt werden, sich gerade diesen [Juden] als Redner kommen zu lassen. Ist es nicht weiter [typ]isch, daß just der doch nicht etwa antikonservative [oder] gar ultraradikal moderne Buchhandel sich gegen [den] Rudolf Borchardt wendet, dessen Leben und Gest[alt] als deutscher Schriftsteller wohl mehrere solcher [Para]dorien aufweisen kann? Nichts ist heute leichter, [als] geistigen Fragen revolutionär oder radikal zu [sein]. Es bringt viel Anerkennung und kostet kaum Ver[ant]wortung. Selten werden von den interessierten [und] beteiligten Kreisen revolutionär klingende Worte [auf] ihren Inhalt geprüft. Wenn aber einmal ein Mann auftritt, der mit dem unverkennbaren Einsatz der [Ganz]heit einer gewachsenen und gewordenen großen Persönlichkeit unzeitgemäß ist, dann ist er auch schon [mit] und allgemeiner Ablehnung sicher — zur Erhöhung [der] Paradorie diesmal sogar im Buchhandel. Die [ganze] Rede ist ohne Zweifel, wie so vieles dieser starken [und] gefestigten Persönlichkeit, heftig und geht an [einigen] Stellen, wenn nicht zu weit, dann aber doch zu [weit], zu radikal, zu giftig ans Werk. Daß die Presse eine [solche] Rede nicht anerkennt, ist nicht verwunderlich. Erst[aun]licher ist aber, daß der Buchhandel es nicht nötig [hat], sich offiziell und in sachlicher Kritik mit ihr zu [beschäf]tigen. Um so erfreulicher aber ist es, wenn der noch [unab]hängige Jungbuchhandel nun eindringlich und ernsthaft [sich] mit dieser Rede beschäftigen will."

Die Hilfe. XXXVI, 28. (Berlin.) In seinem Nachruf auf Julius Hart schreibt Julius Bab:

„Die Brüder brachten von den Kirchen, Türmen und Bogen ihrer gotischen Vaterstadt doch etwas mit, das in gleicher Reinheit und Stärke von den Generationen genossen vielleicht kein anderer besaß: Reinheit, Inbrunst und Kraft des Glaubens. Die Schmiede des Höchste und Heiligste der Welt, erhabensten Ernst und tiefste Heiterkeit des Lebens ausgeprägt zu finden in jeder Sprache, der sie sich ergeben hatten: in der Sprache der Kunst, der Dichtung, der Bühne — diese Sehnsucht machte die Brüder Hart zu genialen Kritikern."

Digitized by Google

blickten auf das gesellschaftliche Treiben, in dem sich damals Deutschlands Geistesleben zu erschöpfen schien, auf dieses Spielwerk, zu dem Literatur und Theater damals entarteten — alles auf Zerstreuung gerichtet und nichts auf Sammlung; und aus ihrer Liebe wurde ein großer Zorn. Und Heinrich und Julius Hart schrieben die ‚Kritischen Waffengänge' — diese heute noch hinreißenden Streitschriften, die zum Allerbesten gehören, was seit Lessings Tagen an kämpfender Literatur in deutscher Sprache erschienen ist.

*

Es ist eine falsche und flache Redewendung, wenn man zuweilen hört, die ‚Kritischen Waffengänge' hätten den ‚Naturalismus' eingeleitet. Der ist erst einige Jahre später von gescheiten Menschen engerer Brust in Berlin gestempelt worden. Die Harts verkündeten kein ästhetisches Dogma und am wenigsten das der konsequenten Naturnachahmung. Von ihren Waffengängen heißt einer ‚Für und gegen Zola'. Sie verkündeten nur die Naturkraft des Schaffenden als Quelle und als Maß jeder im höchsten Sinne pflichtbewußten Schöpfung, Rückkehr zu dem noch nicht ‚klassischen' Goethe, zur Dichtung des ‚Werther' und des ersten ‚Faust', das etwa schien ihnen Weg zum Neubeginn. — Es ist eine größere, freiere Bewegung des Geistes gewesen, die mit diesen ‚Kritischen Waffengängen' begann, als die bald genug erstarrte Episode ‚Naturalismus'. — Die Harts haben dann auch als Mitbegründer der ‚Freien Bühne' diese Episode mit durchgefochten, sie haben in intimster Freundschaft den jungen Dehmel, in entfernterer Kameradschaft den jungen Hauptmann mit zum Siege geführt. Aber den Lorbeer und die Stellung der Sieger haben sie nie geteilt: ‚Ich habe mich immer nur für die Werdenden interessiert', sagte mir Julius Hart einmal; ‚wenn sie erst berühmt und erfolgreich waren, fand ich es nicht mehr so interessant!' Die Brüder Hart sind nie eigentlich erfolgreich, nie berühmt gewesen; sie lebten jahrzehntelang davon, daß sie Theaterkritiken schrieben, erst in der ‚Täglichen Rundschau', dann im ‚Tag'. Es waren die besten, gründlichsten, stärksten Theaterkritiken, die damals in Deutschland geschrieben wurden; und mir z. B. sind sie Anregung höchsten Grades und erweckendes Vorbild gewesen. Wenn wir in Deutschland etwas wie eine literarische Kultur hätten, müßten die Bände dieser Kritiken in jeder guten Bibliothek anzutreffen sein. Aber sie sind bis auf diesen Tag noch nicht einmal gesammelt."

Die Christliche Welt. XXXXIV, 14. (Gotha.) Seine Studie über Josef Winckler läßt Hanns Martin Elster in die Worte ausklingen:

„Seiner Aufgabe dient Josef Winckler als Mensch, als Dichter, als Seher, als ein Kulturprophet mit schöpferischen Kräften. Er wohnt bei den ‚Müttern', bejaht die unzerstörbaren Kräfte der Heimaterde und des Volkstums, wie er auch in den sicher geformten Erzählungen aus Südtirol ‚Im Teufelssessel' (1928) mit scharfem Blick für das Dämonische, Hintergründige der Alpenwelt mit seinem deutschen Bewohner bewies, und bejaht ebenso stark die ewigen Offenbarungen des Geistes, die er ebensosehr als Katholik wie als freier Mensch des modernen Lebens erfuhr. Er ist ein Wissender geworden für die Erde wie für das All, für das Heute wie das Ewige. Und er gestaltet es als ein Dichter von unbedingter Wahrhaftigkeit, von einer Wucht der Phantasie und einer Ursprünglichkeit des Wortes, wie wir nur sehr wenige in Deutschland haben. Sehen wir ihm aber auf den Grund seines Wesens, der recht eigentlich die westfälische Erde ist, so können wir keinen Zweiten neben ihn stellen. In Josef Winckler offenbart sich Westfalens Urwüchsigkeit im Materiellen wie Ideellen einmalig und endgültig. Dieser Dichter ist Westfalens Geschenk an ganz Deutschland, ja an die Welt, sein Werk, seine Mission dient allen Deutschen und damit der Menschheit unabhängig von Zeit und Zeitlichkeiten."

Die Linkskurve. II, 7. (Berlin.) In einem Aufsatz „Amerika wendet sich nach links" von Ed. Falkowski liest man über Upton Sinclair:

„Die Schriftsteller zerfallen in zwei Sorten: solche die beunruhigen und solche die ‚amüsant' sind. Wir interessieren uns für die, die ‚beunruhigen'. Hierher gehört in erster Linie Upton Sinclair.

Aus dem Mittelstand gekommen, von zarter Gesundheit, durchlief er die Mühle der akademischen ‚Bildung' und trat dann mit einem Schlag in die vordersten Reihen der Publizistik durch seinen ‚Sumpf' — die Geschichte der Schlachthöfe von Chikago.

Das Publikum hielt sich die Nase zu, es entstand ein großer Skandal und das Resultat war, daß der Fleischtrust infolge des Buches von Sinclair eine Untersuchung einleiten mußte. Sinclairs Name war gemacht.

Damals waren harte Zeiten in Amerika. Ebensoviel Arbeitslose wie heute zogen durch die Straßen. Auf den Rathäusern hingen schwarze Fahnen, als Symbol des tiefen Elends. Die sozialistische Bewegung, unter der Führung von Debbs, wuchs an. Der Gedanke der proletarischen Revolution leuchtete auf. Sinclair selbst wurde Sozialist. Seitdem hat Sinclair kaum die Hoffnungen des ‚Sumpf' erfüllt. Ja, er ist ein Wühler geblieben, der nach Tatsachen gräbt, er hat Buch auf Buch geschrieben und Berge aus dem Bodensatz des Lebens zusammengetragen. Sein ganzes Leben war ein Protest gegen die Ungerechtigkeiten der amerikanischen Wirklichkeit. Aber er hat nichts dagegen unternommen, daß Amerika in den Weltkrieg trat. Er wurde Berufspro-

Digitized by Google

teſſler, aber der Bourgeois hatte freie Bahn. Sinclair iſt ein Rebell, der gegen Teilerſcheinungen des großen Unrechts kämpft. Aber, er erhebt ſeine Stimme nicht konſequent gegen das Ganze. Und, während er die Arbeiter bewundert, die ſich für ihre Sache opfern, zweifelt er doch, ob ſie die herrſchenden Mächte ſo heftig herausfordern ſollen, wie ſie es tun. Deſſen ungeachtet ſind ‚Boſton', ‚Jimmie Higgins' uſw. ausgezeichnete großherzige, ſogar revolutionäre Werke."

„Walther von der Vogelweide." Von Albert Riemann (Fränkiſche Monatshefte IX, 6. Nürnberg).
„Walther von der Vogelweide." Von Oskar Streicher (Mutterſprache XLV, 7/8. Berlin).
„Die politiſchen und ſozialen Anſchauungen Goethes und Schillers." Von Jakob Bara (Der Wächter XII, 516. Berlin).
„Schiller und Doſtojewſki." Von Georg Rheinberg (Der Nachen 3. Wien).
„Die Gerſtenbergiſchen Schillerfälſchungen." Von Max J. Wolff (Preußiſche Jahrbücher, CCXXII, 1. Berlin).
„Zacharias Werners Mutter." Von Erich Jeniſch (Euphorion XXXI, 1/2. Stuttgart).
„Ein Blatt aus Hölderlins Spätzeit." Von Adolf von Grolman (Euphorion XXXI, 1/2. Stuttgart).
„Neue Mitteilungen über Friedrich Wilhelm Riemer." Von Siegfried Reiter (Euphorion XXXI, 1/2. Stuttgart).
„Ein unbekannter Brief Friedrich Gottlob Wetzels." Von Kurt Schreinert (Euphorion XXXI, 1/2. Stuttgart).
„Franz Grillparzer." Von Oskar Katann (Literariſcher Handweiſer LXVI, 10. Freiburg i. B.).
„Zu Immermanns Erſtlingsdrama." Von Werner Deetjen (Euphorion XXXI, 1/2. Stuttgart.)
„Aus dem Nachlaß von Auguſt Heinrich Hoffmann von Fallersleben." Von Helmuth Rinnebach (Der Türmer XXXII, 10. Stuttgart).
„Briefwechſel zwiſchen Hoffmann von Fallersleben und Karl Goedeke." Von Fritz Behrend (Euphorion XXXI, 1/2. Stuttgart).
„Unbekannte Jugendgedichte Adalbert Stifters." Von Heinrich Micko (Euphorion XXXI, 1/2. Stuttgart).
„Aus dem Nachlaß von Fanny Lewald und Adolf Stahr." Von Rudolf Göhler (Euphorion XXXI, 1/2. Stuttgart).
„Wilhelm Buſch und ſeine Ahnen." Von Chriſtian Krollmann (Euphorion XXXI, 1/2. Stuttgart).
„Gloſſen zu einem Geburtstag Gottfried Kellers. Von Joſef Hofmiller (Der Leſezirkel XVII, 8/9. Zürich).
„Ferdinand von Saar als Novelliſt." Von Alois Maria Nagler (Der Wächter XII, 5/6. Berlin).
„Peter Roſeggers Kunſt- und Weltanſchauung." Von Oswald Floeck (Deutſches Volkstum XII, 7. Hamburg).
„Nietzſches Werke." Von Otto Flake (Das deutſche Buch X, 7/8. Leipzig).
„Dehmel und Liliencron: aus ihrem Verhältnis zur Mark Brandenburg." Von Erwin Kühl (Brandenburg VIII, 13. Eberswalde).
„Dauthendey-Gedächtnis." Von Heinrich Seufert (Fränkiſche Monatshefte IX, 7. Nürnberg).
„Aus Max Dauthendeys Reiſetagebüchern." (Weſtermanns Monatshefte LXXIV, 7. Braunſchweig).
„Hermann Löns als politiſcher Dichter." Von Wilhelm Deimann (Markwart VI, 3. Hannover).
„Franziska von Reventlow." Von Emmi Luzi Bähler (Die Beſinnung IV, 3. Aarau).
„Adam Müller-Guttenbrunn." Von Richard Kühnelt (Radio VI, 40. Wien).
„Ludwig Thoma im ‚Miesbacher Anzeiger'." Von Joſef Hofmiller (Süddeutſche Monatshefte XXVII, 10. München).
„Sehnſuchtsvolle Hungerleider" [Alfred Schuler – Ferdinand von Heiſeler]. Von Franz Dülberg (Deutſche Rundſchau LVI, 10. Berlin).
„Gedenkrede auf Rilke." Von Rudolf Alexander Schröder (Corona I, 1. München-Zürich).
„Hofmannsthal." Von Ludwig Bauer (Das Tagebuch 28. Berlin).
„Friedrich Wolters und die geiſtige Bewegung." Von Friedrich Gronheim (Preußiſche Jahrbücher, CCXXI, 1. Berlin).
„Helene Lange zum Gedächtnis." Von Martha Stein (Der Türmer XXXII, 10. Stuttgart).
„Aus der Jugendzeit." Lebenserinnerungen von Julius Hart (Weſtermanns Monatshefte LXXIV, August. Braunſchweig).
„Julius Hart." Von Julius Bab (Die Volksbühne. Berlin).
„Der neue Thomas Mann." Von Stephan Ehrenzweig (Das Tagebuch XI, 27. Berlin).
„Zum 70. Geburtstag Clara Viebigs." Von Hermann Menzel (Oſtdeutſche Monatshefte XI, 4. Danzig).
„Clara Viebig." Von Hermann Menzel (Die Leſe V. Köln).
„Ein Nachwort zur ‚Bauhütte' E. G. Kolbenheyers: Auftakt zum Kampfe für das Individuum." Von Köln (Der Nachen 3. Wien).
„Joſef Ponten ‚Volk auf dem Wege'." Von Curt Hermann (Die Leſe V, 11. Köln).
„Rudolf Borchardts neue Novellen. Von Rudolf Alexander Schröder (Die Horen VI, 5/6. Berlin-Grunewald).
„Dichterleben (Ein Selbſtporträt)." Von Wilhelm Schmidtbonn (Schöne Zukunft V, 34. Wien-Regensburg).
„Der Dichter als Führer" [Paul Ernſt]. Von Hans Franck (Die ſchöne Literatur XXXI, 7. Leipzig).
„Ernſt Bacmeiſter." Von Adolf von Grolman (Die ſchöne Literatur XXXI, 7. Leipzig).
„Stephan Ludwig Roth." Von Heinrich Zillich (Deutſches Volkstum XII, 7. Hamburg).
„Durchſichtiges Antlitz" [Picard: Das Menſchenantlitz]. Von Frank Thieß (Eckart VI, 6/7. Berlin).
„Leo Sternberg als Geſtalter rheiniſchen Schickſals." Von Willy Arndt (Theaterzeitung 15. Koblenz).
„Heimat und Ahnen." Von Kurt Martens (Die schöne Literatur XXXI, 7. Leipzig).
„Über Werden und Weſen meines Romans ‚Aus Urväterzeit'." Von Hermann Graedner (Der Diederichs-Löwe. Jena).
„Heinrich Zerkaulen." Von Egon-Erich Albrecht (Der Türmer XXXII, 10. Stuttgart).
„Otto Hinnerk." Von Paul Altheer (Aß I, 9. Zürich).
„Kurt Tucholſky." Von Emmi Luzi Bähler (Die Besinnung IV, 3. Aarau).
„Das Werk Auguſte Suppers." Von Karl Müller (Eckart VI, 6/7. Berlin).
„Julie Bondeli." Von Lilli Haller (Neue Schweizer Rundschau XXIII, 7. Zürich).

* * *

„Wer iſt Hugh Walpole?" Von Sinclair Lewis (Der Leſezirkel XVII, 7. Zürich).
„Sinclair Lewis und die Neuen in Amerika." Von Joachim Aquilin Lettenbaur (Hochland XXVII, 10. München-Kempten).
„Seelenfeindſchaft. Zum Thema Behaviorismus." Von Otto Flake (Die neue Rundſchau XXXXI, 7. Berlin).
„Hamlet, der Dänenprinz." Von Johannes Hohlenberg (Die Horen VI, 5/6. Berlin-Grunewald).
„Das Innere eines Dichters; der Romantiker D. H. Lawrence." Von Paul Cohen-Portheim (Reclams Universum XLVI, 41. Leipzig).
„Engliſche Nachkriegsliteratur: D. H. Lawrence." Von Heilbrunn (Der Kunſtwart XLIII, 10. München).
„Der moderne engliſche Roman." Von Virginia Woolf (Die neue Rundſchau XXXXI, 7. Berlin).

Digitized by Google

„Molière." Von Bruno Goetz (Blätter der Städtischen Bühnen; Juli 1930. Frankfurt a. M.).
„Molière." Von Paul Wiegler (Blätter der Städtischen Bühnen; Juli 1930. Frankfurt a. M.).
„Freund Molière." Von Arthur Eloesser (Blätter der Städtischen Bühnen; Juli 1930. Frankfurt a. M.).
„Racine." Von Jean Giraudoux (Neue Schweizer Rundschau XXIII, 7. Zürich).
„Baudelaire und die Gifte." Von Wilhelm Michel (Masken XXIII, 21. Düsseldorf).
„Pierre Loti, Anatole France und Dekobra." Von Ove Hegedüs (Deutsch-Französische Rundschau III, 7. Berlin-Grunewald).
„Martin Roger du Gard." Von Rudolf Arnheim (Die Weltbühne XXVI, 30. Berlin-Charlottenburg).
„Marcel Jouhandeau." Von Hans Hennecke (Deutsch-Französische Rundschau III, 7. Berlin-Grunewald).
„Polnische Umschau: Erzählung, Lyrik, Drama." Von Otto Forst de Battaglia (Literarischer Handweiser LXVI, 10. Freiburg i. B.).

* * *

„Bühne und Volk." Von Josef Bindtner (Schöne Zukunft V, 34. Wien-Regensburg).
„Sprechchor und Chorspiel: Sprechchorkrisis?" Von Ignaz Gentges (Das Volksspiel VI, 4. Berlin).
„Ein Disput." Von Emil Lind (Die Volksbühne V, 4. Berlin).
„Der Spielplan des heutigen Theaters." Von Heinrich Lützeler (Hochland XXVII, 10. München-Kempten).
„Autor gegen Regisseur." Von Leo Pinner (Die Volksbühne V, 4. Berlin).
„Die Freilichtbühne als das neue Volkstheater." Von Egon Schmid (Das Weißenburger Bergwaldtheater; 1930, Mai bis September; Weißenburg i. B.).
„Regie — Selbstbetrieb." Von Ehm Welk (Die Volksbühne V, 4. Berlin).

* * *

„Eine Philosophie vom Menschen." [Klages.] Von Werner Deubel (Die Horen VI, 5/6. Berlin-Grunewald).
„Offene Antwort an einen jungen Menschen." Von Alfred Döblin (Das Tagebuch XI, 27. Berlin).
„Die Literatur in der Zeit." Von Werner Döring (Jungbuchhändler-Rundbrief 16. Berlin).
„Religiöse Literatur und Seelsorge." Von Karl Eder (Literarischer Handweiser LXVI, 10. Freiburg i. B.).
„Filmische Manuskripte." Von Fr. Ege (Der Türmer XXXII, 10. Stuttgart).
„Was sagt der Kritiker?" Von Paul Fechter (Jungbuchhändler-Rundbrief 16. Berlin).
„Volk und Literatur." Von Ernst Füge (Jungbuchhändler-Rundbrief 16. Berlin).
„Das Problem von Leben und Tod in der zeitgenössischen Literatur." Von Adolf von Grolman (Zeitschrift für Deutschkunde; Jahrg. 1930, 7/8. Berlin).
„Zur Geschichte von Caesars Ruhm." Von Friedrich Gundolf (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung VI, 4. Berlin).
„Über das Entstehen einer Dichtung." Von Adolf von Hatzfeld (Die Horen VI, 5/6. Berlin-Grunewald).
„Die Deutschen in der Auffassung des heutigen Spaniens." Von Helmut Hatzfeld (Zeitschrift für Deutschkunde; 1930, 7/8. Berlin).
„Neue Leserschichten." Von Hans Hofmann (Jungbuchhändler-Rundbrief 16. Berlin).
„Biographen: Zeugen und Erzähler." Anmerkungen zur neueren christlichen Biographie. Von Kurt Ihlenfeld (Eckart VI, 6/7. Berlin).
„Das Lied am Rhein." Von Walter Jacobs (Festschrift zum 125jährigen Jubiläum der Kölnischen Zeitung).
„Erziehung und moderne Literatur." Von Fritz Klatt (Jungbuchhändler-Rundbrief 16. Berlin).
„Literatur, Nation und Klassengliederung." Von Alfred Kleinberg (Jungbuchhändler-Rundbrief 16. Berlin).
„Der Dichter im Flugzeug." Von Wilhelm Kunze (Fränkische Monatshefte IX, 6. Nürnberg).
„Die wirtschaftlichen Hintergründe des Buchverlages." Von Gerhard Menz (Jungbuchhändler-Rundbrief 16. Berlin).
„Zur Soziologie des Literaturerfolges." Von Robert Neumann (Die Literarische Welt VI, 26. Berlin).
„Die ewige Frauenfrage. Im Anschluß an Ilse von Stachs Dialoge ‚Die Frauen von Korinth'." Von Maria Offenberg (Literarischer Handweiser LXVI, 10. Freiburg i. B.).
„Der verlorene Sohn — in Indien." Von Rudolf Otto (Die Christliche Welt XLIV, 14. Gotha).
„Der Bund der rheinischen Dichter. Von Alfons Paquet (Theaterzeitung 15. Koblenz).
„Vom Schaffen des Dichters." Von Robert Prechtl (Die Horen VI, 5/6. Berlin-Grunewald).
„Literarische Kritik von gestern, heute und morgen." Von Bernhard Rang (Jungbuchhändler-Rundbrief 16. Berlin).
„Die rheinische Dichtung der Gegenwart." Von D. H. Sarnetzki (Festschrift zum 125jährigen Jubiläum der Kölnischen Zeitung).
„Aufzeichnungen." Von Paul Valéry (Corona I, 1. München-Zürich).
„Geistige Gegenseitigkeit zwischen Frankreich und Deutschland." Von Amédée Vulliod (Deutsch-Französische Rundschau III, 7. Berlin-Grunewald).
„Marxistische Ästhetik." Von Wittfogel (Die Linkskurve II, 7. Berlin).
„Das junge Mädchen in der Literatur." Von Wolf Zucker (Die Literarische Welt VI, 26. Berlin).

Echo der Bühnen

Berlin

„Wiederaufnahme beantragt!" Ein Schauspiel in drei Akten (sieben Bildern). Von Alexander Rau (Pseudonym für Otto Ernst Hesse). (Uraufführung im Lessingtheater am 8. August 1930.)

Ein Drum-rum-Drama. Szenen zwischen dem Landgerichtsdirektor, der seinerzeit die Verurteilung durchsetzte und nun gegen das Wiederaufnahmeverfahren ist, und dem Verteidiger; Szenen zwischen beiden und dem Ministerialdirektor; Szenen am Stammtisch; große Szene des erweiterten Schöffengerichts, das über das Wiederaufnahmeverfahren zu beschließen hat. All diese Szenen mit lebendiger Spannung und munterer Alltagscharakteristik. Resultat dieser Szenen: der Studienrat, der es sich angelegen sein ließ, sich der sexuellen Nöte der ihm anvertrauten Jugend anzunehmen und in dessen Zimmer sich die eine Schülerin erschoß, der auf Indizien hin zu drei Jahren Gefängnis wegen Verführung einer Minderjährigen verurteilt wurde, zwei Jahre der Strafe abgebüßt hat, wird freigesprochen.

Digitized by Google

In diesem Drum=rum das Drama? Zum mindesten als Problem taucht es auf. Einer, der sich der seruellen Not der Jugend annahm, ist in seinem eigenen seruellen Leben pervertiert worden. Seine Ehe geht in die Brüche. Wird er sich irgendwie zurechtfinden, sich ein neues Dasein schaffen können?

In dem Drum=rum=Drama wird dies Wesenhafte teils in unzulänglichen Andeutungen abgetan, teils in Gewaltszenen zur Entscheidung geführt. Kraft welcher inneren Vorgänge die Ehe des Verurteilten, dann Freigesprochenen, konfliktlos auseinanderbröckelt, darf

Otto Ernst Hesse
Zeichnung von M. Nehemias

der Zuschauer erraten. Der Weg zu neuem Leben aber wird dadurch ins Gestrüpp geschlagen, daß sich eine beliebige andere Schülerin dem Verfemten an den Hals wirft, er selber eine Revolverauseinandersetzung mit dem Landgerichtsdirektor sucht, den er sehr zu Unrecht für seinen persönlichen Feind hält.

Schwer, dem gewählten Stoff gegenüber nicht an Ibsen zu denken. Das ibsensche Drama hätte mit dem Freispruch eingesetzt und in der Gefühlsanalyse des im Gefängnis innerlich Zusammengebrochenen erzielliert. Das seruelle Problem wäre psychologisch zerfasert worden. Wir lächeln heute über dies ibsensche Drama und seine Empfindungs=Arithmetik. Schön und gut und berechtigt. Tun wir das aber, so sollten wir über Otto Ernst Hesse und sein Drum=rum=Drama weinen.

Ernst Heilborn

München

„Totenmal." Dramatisch=chorische Vision für Bew Tanz, Licht. Von Albert Talhoff. (Uraufführung in de Festspielhalle des Ausstellungsparks am 20. Juli 193

Kaum wo ist mehr über die Bühne der Zukunft schrieben und verhandelt worden als in München. V Richard Wagner zu Albert Talhoff, vom Gesamtkun werk zur chorischen Bühne führt sicherlich ein Weg. Ke kürzer freilich ist die Strecke von Talhoff rückwärts Georg Fuchs. 1908 schon hatte der Gründer des inz schen längst von allen verlassenen Künstlertheat grundsätzlich verkündigt, daß die dramatische Kun ihrem Wesen nach Tanz, das heißt rhythmische Bew gung des Körpers im Raum sei, wobei in den Rhythm des Tanzes nichts weniger als das Weltgeschehen erl werde. Nimmt man hinzu, was die Jahrzehnte unm dessen an Erschütterung gebracht haben: den Weltkr und seinen seelischen, künstlerischen Niederschlag, d Expressionismus, so ergibt sich das „Totenmal", e Spiel, um der Gefallenen im Herzen zu gedenken, die Lebenden im Gewissen zu erwecken, Mysterium Moralität, keine dramatische Handlung. Der Reigen Mütter, die ihre Toten beweinen und aus den Gräbe beschwören, ist ja eine chorische Vision, ein Traum geschehen wie die expressionistische Szene von Strindb über Reinhard Sorge bis zu Unruh, Kokoschka und Ko lach Gespensterzug und Alpdruck war.

Nennt man schon die dichterischen Vorbilder, müßt erst recht die Vorbildner der Regie herangezogen w den, etwa Gordon Craig, der schon auf das Künstle theater wirkte, mit Raum, Licht und der hohen Ko kalen. Vielleicht Leopold Jeßner mit der Rhythm von Lärm und Wirbel; denn zunächst ist auch die ch sche Bühne wie so vielfach das jüngste Drama üb haupt ein Ausdruck von Regiegedanken. Eine Idee sucht gleichsam erst ihren Inhalt. Ein Intellekt sucht D Dichtung. Ein Seher — denn kein Zweifel, daß Talho trotz aller Technik auch ein Seher ist — sucht um s Wort. Und weil er das Wort als Sprachbild, das Ko von Shakespeare, Kleist und Hebbel nicht findet, al er es, nach eigenem Bekenntnis, mit orchestralen Mi teln steigern zu können. Daher als Hintergrund d Licht= und Farbenorchester. Daher das Klangorches der Gongs, Becken, Pauken, Triangel, Metallröhre Stahlplatten und zwölfhundertfünfzig Orgelpfeife Daher die schwankenden, taumelnden Tanzchöre, d in den Sprechchören die Summe von Stimmen, so d der Ton gewissermaßen das Wort, ein Maximum v Tönen die Überwältigung durch die Sprache zu erre hat, und schließlich, wie Talhoff selber sagt, sich jed einzelne Sprecher rein als tonliches Instrument ent

Digitized by Google

findet, womit der Schauspieler selbstverständlich ausgeschaltet ist, auf daß an seine Stelle, an den Höhepunkten der Tänzer, der tanzende Tragöde trete, der erst jene Raumtiefe schaffe, die dem begrifflichen Wort versagt sei.

Es sind Widersprüche schon im theoretischen Aufbau. Man kann nicht eine Vision für das Wort schreiben wollen und zu gleicher Zeit an dem Gefühlsklang und der visionären Weite des Wortes zweifeln. Es sind Widersprüche in der Ausführung. Wenn schon der Ton das Wort steigert und erhöht, dann mag aber auch, zumal wenn das Wort aus des Dichters Kraft es selber nicht vermag, der Ton zu Harmonie und Melos finden. Solange das Totenmal den Schmerzensaufruhr der Trauernden und Getrennten in der Irre zeigt, reicht das Orchester der Schreie und wüsten Geräusche hin. Sobald es aber in den Ruf nach Frieden ausklingt, muß, ob in Wort- oder Tonmusik, gebunden werden, was bisher zerrissen war. Daß das lange Versfinale, zwischen den Chören und Figuren aufgeteilt, ohne solchen Tiefenklang blieb, machte etwas anderes am Grunderlebnis offenbar. Fällt denn der Krieg in die Menschheit nicht als das schaurig große Unerklärliche, als Schicksal und Gottes richtender Schatten? Je öfter Talhoff nach der Oh Mensch!-Weise auf uns eindringt: Hasset nicht! Liebt! Liebt!, desto mehr zeigt sich, daß er, der den Raum so sehr mit Mystik zu füllen wußte, als Denker doch in der Ebene des Moralisten haftet; denn nicht das war das Wesen des Krieges, daß wir haßten, sondern das war unser Los, daß wir einander bis ins Blut bekämpfen und hassen mußten.

Joseph Sprengler

Ehrenbreitstein

„Befreites Land." Schauspiel von Leo Sternberg. (Uraufführung am 27. Juli 1930.)

Leo Sternberg greift in der Wahl seines Stoffes mit dem Recht des Rheinländers, sein Land und sich gedichtlich zu sehen und zu gestalten, um zweitausend Jahre zurück. Dadurch weitet sich der Dichter den Raum für sein Festspiel, weil er ohne weiteres Kostüm- und Milieubedingtheit durchbrechen und den Ablauf des dramatischen Geschehens unter dem Blickwinkel ewigen Grenzlandschicksals und ewiger Grenzlandnot gestalten kann. Die Aktualität der Rheinlandräumung bleibt in Sternbergs dramatischem Gedicht frei von Banalitäten. Nicht zeitverwirrt und unter den engenden Perspektiven des persönlichen Erlebens lassen sich die dramatischen Spannungen deutscher Tragik am Rhein zu gültiger Form binden. Sternbergs historisches Drama ist darum nicht Flucht aus der Gegenwart, sondern bewußtes Auf-den-Kern-dringen-Wollen in zwiefacher Bedeutung: auf den Anfang rheinischen Grenzlandschicksals zu gehen und aus der Weite der Geschichte die dichterische Gültigkeit zu prägen.

Walter Best

Wernigerode

„Die Wette mit dem Tod." Dramatisches Spiel von Lola Landau. (Uraufführung im Rahmen der Marktfestspiele am 26. Juli 1930.)

Stark in ihrem dichterischen Gehalt ziehen die Szenen vorüber, zwar lose aneinander gefügt, aber von einer außerordentlich bühnenwirksamen Plastik, in mittelalterlichen holzschnittartigen Bildern von derber und abwechslungsreicher Buntheit. Der eigentliche tragische Held ist in drei verschiedenen Erscheinungen das kämpfende Leben selber, der Gegenspieler und Widersacher der Tod, der nur eine einzige Maske trägt. Drei junge Burschen, bei einem Trinkgelage durch den Anblick eines Leichenzuges aufgestört, bieten dem Tod eine Wette an. Der eine versucht es als Arzt, der andere als Liebhaber durch das Leben selber, der dritte, der Dichter, durch die Unsterblichkeit seines Werkes. Alle unterliegen, und nur das Lied des sterbenden Dichters triumphiert über die Vernichtung. In den Höhepunkten des Spiels, dem wilden dionysischen Tanz auf dem nächtlichen Friedhof und in dem gespenstischen Schattengericht, in dem nur der Schatten des Verurteilten statt seines Körpers geschlagen wird und die suggestiven Folgen dieser Schläge sich auf dem Leibe des Geschlagenen ausprägen, zeigt sich voll an mittelalterlicher Mystik und Ekstase und zugleich doch in einer neuen Weise gesehen, die starke dramatische Begabung der Verfasserin, ergreift der schwere Ernst des dichterischen Spiels, die schöne, bildhafte Sprache. Die Jahrmarktsszene bringt derbe holländisch-breughelsche Töne, während der Auftritt im Hause des Burggrafen leider schon stark an die längst vergangene Art historischer Dramen gemahnt und nur aus dem Gedanklichen des Stückes heraus zu bewerten ist. Die Verfasserin, die mit diesem Drama nicht zum ersten Male auf die deutsche Bühne tritt, hat in diesem Stück, das sich an die letzten Probleme der Menschheit wagt, ein tiefes Gleichnis geschaffen, in dem der Sieg des Ewig-Schöpferischen über Zeit und Vergänglichkeit in erschütternder Weise zum Ausdruck kommt.

Hermann Witt

Digitized by Google

Echo des Auslands

Französischer Brief

Immer wieder wird in zusammenfassenden Betrachtungen oder in Umfragen versucht, das Gesicht der Zeit zu enträtseln. Wohin treiben wir? Was will die Jugend? Das sind Fragen, die stets von neuem gestellt werden, die aber kein Buch, keine Enquete klar und entschieden beantwortet. „Notre Temps", der sich ausdrücklich als Revue der Nouvelle Génération bezeichnet, und der seit vier Jahren von dem klugen, von Gegenwartsgeist erfüllten und zukunftsfrohen Sohn eines berühmten Vaters, von Jean Luchaire, geleitet wird, gab Mitte Mai eine Sondernummer heraus: „Deux Générations d'après-guerre vues par" — 17 junge Leute. Neugierig greift man zu dem Heft. Der erste Aufsatz ist betitelt „Rêveries sur le Romantisme", leichte, flüchtige Rückblicke auf die Romantik von 1830. Der zweite will die Frage beantworten, ob es zwischen 1830 und 1930 innere Beziehungen gibt, ohne zu einem greifbaren Ergebnis zu gelangen. Auch der dritte Aufsatz zieht Parallelen zwischen den gleichen Epochen: Beide Zeiten wären Jahrzehnte d'après-guerre. Der vierte Essai behandelt den Pessimismus der Gegenwart, ohne daß Ursprünge und Art des Pessimismus herausgearbeitet würden. Aber zur Gegenwart und Zukunft wissen die jungen Leute sonst nichts zu sagen, nur daß in der Gegenwart in gewissem Sinne eine Wiederkehr der Romantik von 1830 zu sehen sei. Jacques Chabannes ruft außerdem ins Gedächtnis: „Chez les romantiques nous trouvons une grande littérature pacifique. C'est parfois avec génie que les romantiques maudissent la guerre" und erinnert an Vigny, Chateaubriand, Lamartine und Hugo. Aber, schreibt Jean Luchaire: „C'est ainsi que la violence de la déception de 1919, que nos réflexions de 1920 ont fait des romantiques jadis les réalistes d'aujourd'hui."

Über diese flachen Allgemeinheiten hinaus wirft Leo Ferrero die Frage auf: „Les cinq mille, les dix mille lecteurs de 1830 sont cent mille aujourd'hui. Comment expliquer que nos élites s'enferment dans un cercle plus étroit quand le public devient plus vaste? . . . En 1830, Chateaubriand s'efforçait encore délargir son public, d'attirer à lui les inconnus. Aujourd'hui, Valéry et Gide doivent s'en défendre. Ils sentent que pour s'appuyer sur un petit groupe sans risquer d'être mal lus par tout le monde, il faut qu'ils rebutent, qu'ils découragent les lecteurs, qu'ils affirment hautement, nettement, les confins de leur monde, les limites de leurs pensées." Aber auch das sind nur beiläufige Bemerkungen, die nicht Antwort auf die zentralen Fragen geben. Die Unklarheit [illegible] bestehen; denn die Umfrage sagt nichts über die [illegible] der Jugend aus.

Eine entschiedenere Antwort auf grundsätzliche Fra[illegible] versucht Ernest Seillière in seinem neuen Buc[illegible] geben, das auch den Titel trägt: „1830 bis 193[illegible] dann weiter substanziert wird in „La religion roma[illegible] tique et ses conquêtes". (Honoré Champion, Pa[illegible] ist in der Anlage seiner Bücher ein echter Romant[illegible] Keine seiner Schriften ist klar und übersichtlich, nüch[illegible] und rationalistisch gebaut; sie wirken immer wie [illegible] aneinandergereihte, ungefeilte Notizen, die [illegible] stets interessante Anmerkungen und Betrachtungen [illegible] halten. Der erste Teil des neuen Buchs enthält [illegible] was Seillière schon in früheren Schriften gesa[illegible] Dagegen bringt der zweite Teil eindrucksvolle [illegible] reihungen romantischer Äußerungen aus der Ge[illegible] wart, die u. a. auch Ferreros Worte unterstreichen [illegible] beleben: „Quand Valéry prend une attitude de[illegible] la vie (M. Teste) c'est pour glorifier une sorte [illegible] gueilleuse et admirable obscurité, le génie q[illegible] donne pas le temps qu'il faut pour se rendre p[illegible] ceptible." Von Buch drei und vier an entrollt [illegible] lière ein wertvolles Material zur Zeitgeschichte [illegible] wiederum die Aufnahmefrische und Weitgespannt[illegible] des Philosophen erkennen läßt; denn er bringt aus [illegible] Strömungen aller Länder, aus Amerika und Deu[illegible] land, aus dem internationalen Primitivismus, [illegible] Politik und Wirtschaft, aus Musik und Dichtung, [illegible] Technik und Wissenschaft Belege für die Romantik [illegible] Gegenwart bei. Besonders aufschlußreich sind die bei[illegible] letzten Kapitel: „Le Romantisme français à la [illegible] de 1930" und „Les plus hautes synthèses". In [illegible] geht Seillière von dem bedeutenden jungen Ph[illegible] sophen Daniel Rops aus, dessen Essaibücher „Inq[illegible] tude", „Carte d'Europe" (Perrin) und dessen Ro[illegible] „L'âme obscure" (Plon) hier seinerzeit gewürdigt [illegible] den. In epischer Form hat niemand das „Ma[illegible] siècle", das heute „Inquiétude" heißt, eindrücklic[illegible] als Daniel Rops dargestellt. Seillière analysiert [illegible] seinem Buch auch die Neuromantik in der Philoso[illegible] wie sie in Sorel, Brunschvicg, Janet, Le Roy [illegible] anderen in Erscheinung tritt; in ihnen glaubt er deut[illegible] Einflüsse zu erkennen.

Romantisch im Blickpunkt, in Auffassung und vor a[illegible] in der zersetzenden Ironie ist Emanuel Berls [illegible] Buch: „Mort de la Morale bourgeoise" (Gallimar[illegible] Aufgebaut auf einem wirren Gestrüpp von Anekdo[illegible] ist dieses Buch im Grunde genommen nichts and[illegible] als ein dialektisches Feuerwerk, das nach erster Blend[illegible]

Digitized by Google

in nichts zerfällt. Was hat es für einen Sinn, die Romane der Zeit satirisch zu glossieren, ohne irgend ein Positivum dagegen zu stellen? Oder als Charakteristikum des Bürgertums zu erzählen, daß ein lyoner Seidenhändler sagt: „Je peux bien être dur avec mes ouvriers puisque je prends le tramway et n'achète pas deux vestons par an. Mes ouvriers grognent parce que leurs femmes veulent des bas de soie; la mienne porte les bas de fil." Oder ein so banales Wortspiel aufzuzeichnen: „L'idéaliste tend vers le bureaucrate, le bureaucrate vers l'idéaliste", oder zu witzeln: „Le gouvernement sera de gauche puisque les élections furent à droite." Traurig, fast tragisch mutet der tiefe Pessimismus an, aus dem heraus nur eine solche Verzweiflungsschrift entstehen kann: Rücksichtslose Verneinung des Bestehenden, absolute Ratlosigkeit und Hilflosigkeit vor den Gegenwartsaufgaben. Wenn dieses Buch auch immerhin symptomatische Bedeutung hat, so darf doch nicht an ihm allein der Barometerstand des gegenwärtigen Frankreich abgelesen werden. Neuromantik prägt sich in manchen Romanen und Novellen aus, in denen das Phantastische, das Pittoreske, das Erotische neue Gestaltungsformen sucht. Neurealismus oder, wie wir zu sagen pflegen, neue Sachlichkeit gewinnt in Arbeiten von Jüngeren Ausdruck, die die Kraft finden, dem Leben ins Antlitz zu schauen.

Dieser Wille zur Sachlichkeit erfüllt den Debütanten Jacques Marcireau, der in der Sammlung „Jeunes" einen Band „L'Auberge" (Gallimard) veröffentlicht, eine Erzählung, die er mit Kommentaren umrankt. In diesen „Commentaires" entwickelt er, wie er das epische Thema findet, wie er hineinwächst, es auswertet, bis das Thema ihn ganz durchdringt und ihm eine Art Seelenhaltung gibt, die ihn ganz ausfüllt. Ein Beispiel für die Selbstzucht eines jungen Literaten von heute, der wie so viele Gegenwärtige die „Inquiètude" empfindet und sich in Anlehnung an Balzac, Barrès, Giraudoux, Mauriac und Morand herauszuarbeiten und die Wirklichkeit zu erfassen versucht. Einige lose Gedanken werden aufgereiht; darunter dieser „L'art ne consiste pas à avoir des lecteurs". Man spürt den Einfluß von Gide und Valéry, aber sie sind für Marcireau nur Durchgangsstadien; er schreibt auch wiederum: „Je ne publierai que pour le plaisir d'agir." Merkwürdig, daß diesen Aufzeichnungen Spannung innewohnt. Das Buch sagt über die Jugend mehr aus als die oben erwähnte Umfrage. Die Erzählung selbst ist in einem durchgearbeiteten, konzentrierten Stil geschrieben, der auch Proustsche Einflüsse erkennen läßt.

Émile Zavie, der ebenfalls mit seinen ersten Büchern hoffnungsvoll einsetzte, veröffentlichte bei Gallimard einen neuen Roman „Les Dieux de la Tribu", der in einer abenteuerlichen Fabel hinter die Kulissen der Reportage blicken läßt; gleichzeitig erscheint von ihm im selben Verlag „Les beaux soirs de l'Iran". Zavie gehört einer älteren Generation an und ist daher von dem „mal de siècle" nicht angekränkelt. Er erzählt leicht, flott, farbig, unbeschwert von der Melancholie der heutigen Jugend.

Erhaben über Selbstquälerisches, optimistisch in die Zukunft blickend, ist auch der alte Victor Margueritte, der jetzt „Le Chant du Berger" (Flammarion) seine Romantrilogie „Vers le Bonheur" beendet. Dieser Schriftsteller, dessen Stil noch ganz den Geist des 19. Jahrhunderts atmet, hat immer noch Riesenerfolge, die sich hauptsächlich aus seiner packenden Darstellung ergeben. Als Moralist, der er ist, versäumt er niemals die Ausschweifungen seiner Zeit — reichlich chargiert — an den Pranger zu stellen. Auch das ist ein Geheimnis seiner Erfolge. Und dann die Formulierung von Wunschbildern der Masse. So ein Schluß ist göttlich: „Le Bonheur! Chacun le porte en soi, comme un trésor caché. Il faut apprendre à le découvrir."

Vor Jahresfrist zeigte ich hier einen Roman an: „O mon goy!" Dieses herrliche Thema schrie nach einem Gegenstück. Der Schrei wurde gehört; aber nicht, wie man vermuten könnte, von einem alten Routinier, sondern von einer weiblichen Debütantin: Marie Durand schrieb den Roman „O mon Yid!" (J. Ferenczi & fils). Man muß dieser schlagfertigen Frau herzlich gratulieren. Wer so im richtigen Moment das Richtige schreibt und im Titel wunderbar affichiert, wird schon seinen Weg machen. Wir warten jetzt auf „O mon nègre". Der Erfolg ist garantiert. Ein lesbischer Roman ist natürlich auch zugkräftig. Die Tugendhaften brauchen sich aber nicht zu bekreuzigen und die anderen dürfen ihre Erwartungen nicht zu hoch spannen. Der Roman ist „sehr dezent". Auch dieses Buch schrieb eine Frau: Marie Laparcerie. Er heißt, vorsichtig andeutend „Isabelle et Béatrix" und erschien bei Flammarion.

Die Frauen Frankreichs sind tüchtig. Isabelle Sandry veröffentlichte in den Editions Spes ein schönes, leidenschaftliches Antikriegsbuch: „Kali, Déesse de l'amour et de la mort". Hier erhebt eine Frau ihre Stimme, um von allen Frauen der Welt gehört zu werden. Die Heldin hat ein neues, unsichtbares und geruchloses Gas entdeckt, das jede Lebezelle zerstört. Keine Stimme des Gewissens erhebt sich in ihr, aber als sie erfährt, daß das Gas der Zerstörung dienstbar gemacht werden kann, erscheinen die Schrecken eines Krieges vor ihr. Diesem Buch zur Seite ist das neue Kriegsbuch „Les Esparges" von Maurice Genevois zu stellen, dem begabten Verfasser der vier Kriegsbücher: „Sous

Digitized by Google

dies Buch ist tief skeptisch, und so besteht die erreichte Freiheit in einem Gefühl gänzlicher Hoffnungslosigkeit und dem halb krankhaften, halb instinktiven Entschluß, sich an einem der letzten Kriegstage ins Feuer der deutschen Maschinengewehre zu werfen — Death of a Hero!

Nein, bitte — kein Kriegsroman! Vordringlich ist die geistige Durchleuchtung einer Generation, nämlich jener von 1910, in ihrer verschnellen Aufgeklärtheit und schlechtfundierten Friedensgrazie. Das ist unvergleichlich gemacht, nicht national bedingt, sondern allgemeingültig, bis in unser Mark hinein. — Der Weltkrieg, als Emanation der bestehenden, nicht geglaubten, lediglich idolisierten Mächte, bedeutet für Winterbourne das Chaos, den Antigeist schlechthin. Er dient als gemeiner Mann, d. h. er befolgt eine gewisse Männlichkeit, die inmitten des Chaos noch am meisten Verwandtschaft mit dem Geistigen hat. Er ist nicht resigniert, auch nicht wie Remarques Soldat animalisch-umsichtig, sondern er bleibt, in einer ganz dumpfen, gestörten Weise ein Geistiger — also wiederum ein Held.

Ich sehe in dem Buch, das einen langen Essay wohl verdiente, einen imposanten und ziemlich erstmaligen Versuch zu einem großzügigen allgemeinen Zeitroman, imposant wegen seiner erschütternden Wahrheitsliebe und seiner zwar oft spielerischen, aber leuchtenden Gescheitheit. Es ist — in jedem Sinn des Worts — ein gebildetes Buch; es hat nichts von der jämmerlichen Angst vor Bildung und Klassizismus, die unsere Sachlichkeitsbücher so durchbebt; es ist dadurch wundervoll lesbar für jeden intelligenten Leser; es ist ein unvergleichlicher Genuß.

München W. E. Süskind

Kannibalennächte. Als Raubhändler bei den Wilden der Salomonen. Von Kapitän H. E. Raabe. Leipzig 1929, F. A. Brockhaus. 296 S. M. 4,50.

Miß Lowell als Matrose unter Matrosen. Der Roman einer Jugend auf hoher See. Von Joan Lowell. Berlin-Wien 1929, Paul Zsolnay. 333 S.

Zwei nicht nur stofflich verwandte Bücher. Der Kapitän spricht von den Tagen seiner Jugend, da er noch das Gesetz in die eigene Hand nahm und auf Menschenjagd und Perlenfischfang ging; er behauptet, sein Buch sei wahr, nichts als ein ungeschminkter Bericht vom Leben und Treiben der Raubhändler, wie es sie in den siebziger und achtziger Jahren noch in der Südsee gab. Ich sehe keinen Grund, an seiner Versicherung zu zweifeln, soweit es sich um seine persönlichen Erlebnisse handelt, mag schon das Geschick anderer Personen ein wenig novellistisch abgerundet sein. Auf schriftstellerische Kunst erhebt der Verfasser ausdrücklich keinen Anspruch, aber er erzählt anschaulich, schont dabei freilich die Gefühle der Leser nicht: ein guter Magen gehört schon dazu, um manche Einzelheiten zu vertragen.

Das gilt auch einigermaßen von Miß Lowells Jugendgeschichte, die sich in denselben Meeren abspielt. „Ich spucke im Bogen gegen den Wind" heißt das erste Kapitel, und das Kunststück ist schließlich eins von ihren kleineren. Echt wirkt jedenfalls auch dieses Buch, vielleicht sogar noch echter als das erste, weil es nur einzelne Episoden, heiterer und ernster, immer ziemlich derber Art aneinanderreiht und auf jegliche Abrundung verzichtet. Das Buch soll ein amerikanischer „best seller" sein und ist in der Tat frisch und unterhaltsam, die Gestalt des Vaters, des Kapitän Lowell, ist sogar recht eindrucksvoll — ich komme freilich nicht darüber hinweg, daß das Seehandwerk Männersache ist und die Frau nichts dabei gewinnt, wenn sie fluchen kann wie ein [illegible]. Aber auch Gellert beschloß eines Ausnahmewesens [illegible] einmal auszugehen: wer die Sache so ansieht, wird [illegible] Spaß haben.

Berlin Albert Ludw[illegible]

Die letzte Karte. Novellen. Von John Galsworthy. Autorisierte Übersetzung aus dem Engl. von Leon Schalit. Berlin/Wien 1929, Paul Zsolnay. 226 S.

Statt Novellen stände im Titel besser Kurzgeschichten, das eine und andere Stück wird man sogar einfach Impressionen nennen dürfen. Der Band gehört zur deutschen Ausgabe der „Gesammelten Werke", und er mag innerhalb [illegible] die jeder Seite von Galsworthys Schaffen gerecht werden will, seinen Platz haben. Sonst kann ich nicht finden, daß diese Erzählungen übersetzt werden mußten. Wohlverstanden, sie sind alle gut erzählt, alle voll mitfühlenden Verständnis für Menschenirrheit und -schwäche, aber wenn sie nicht [illegible] von Galsworthy wären, würde wohl kaum jemand auf den Gedanken kommen, daß sie samt und sonders deutsch in Sammelband veröffentlicht werden müßten.

Berlin Albert Ludw[illegible]

Mr. Blettsworthy auf der Insel Rampole. Roman. Von Herbert George Wells. Deutsch von Helene Maria Reiff. Berlin/Wien/Leipzig 1930, Paul Zsolnay. 394 S.

Von Zeit zu Zeit unternimmt Wells immer wieder einen Flug ins alte romantische Land, bei ihm das Land der Abenteuer, unerhörten Abenteuer. Diesmal ist der Führer ein Affe und das Ziel die Insel Rampole, wo es noch urweltliche Riesenfaultiere gibt und die Menschen kaum weiter sind als unsere Ahnen, die dieser unheimlichen Gesellschaft [illegible] genossen waren. Kein Zweifel: solche Abenteuer erfindet Wells heute so gut wie einst; aber er ist nicht mehr damit zufrieden, leise zwischen den Zeilen anzudeuten, daß seine Erfindungen sinnbildlich ausgelegt werden können und sollen, er sagt ganz deutlich, ich meine sogar zu deutlich, was der Leser sich zu denken haben. So werden wir belehrt, daß zwischen der Insel Rampole und unserer Zivilisation durchaus kein wesentlicher Unterschied besteht, nicht einmal mit Bezug auf urweltliche Überbleibsel ohne Lebensrecht und -zweck, die nur die Luft verpesten. Mit anderen Worten, die Menschheit, deren Vertreter Herr Blettsworthy ist, findet sich immer noch auf der Insel Rampole, und [illegible] vergißt nicht die Frage theoretisch erörtern zu lassen, [illegible] ewig so bleiben solle. Damit zerfällt freilich das Buch in [illegible] Roman und eine Abhandlung, und das künstlerische Gesamt am Ganzen will sich nicht einstellen. Schade, denn [illegible] war einmal ein Dichter.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludw[illegible]

Wolf Solent. Roman. Von John Cowper Powys. Drei Bände. Berlin, Wien 1930, Paul Zsolnay. [illegible] 324 S.

Es ist nicht ganz leicht, sich durch die drei starken Bände durchzuarbeiten, und man würde es wohl aufgeben, wenn man nicht immer wieder durch Einzelszenen von echt dichterischen Eindruck gepackt würde. Dieser Wolf Solent kämpft um seine Selbstbehauptung gegen auf ihn einstürmende Eindrücke aus Vergangenheit und Gegenwart, kommt bis dicht an die Grenze der Verzweiflung und

Digitized by Google

ichtung, und daß er zum Abschluß ins Helle gelangt, wir üssen es mehr glauben, als daß wir überzeugt würden. Denn otz (oder wegen) der unheimlichen Gabe der Selbstanalyse, ie ihm sein Schöpfer mitgegeben hat und von der er ihn hier allzureichlich Gebrauch machen läßt, dem Leser (mir enigstens) gelingt es nicht immer, ihm auf seinen Pfaden 1 folgen. Es liegt überhaupt eine Art Helldunkel auf der rzählung, und das ist gut so, denn die Vorgänge spielen ch auf einem Hintergrund ab, dessen Grauen man besser ur ahnt als sich breit auseinandersetzen läßt. Vor der Leistung n sich wird man allen Respekt haben, aber ob dieser Weg es Prosaepos nicht schließlich in eine Sackgasse führt, ist ine wohl aufzuwerfende Frage.

Die Ansprüche an den Übersetzer (Rich. Hoffmann) waren ugenscheinlich groß, und er hat sich redlich Mühe gegeben, nen zu entsprechen.

Berlin — Albert Ludwig

Welch reizende Leute! Ein Wandteppich oder, wenn Sie wollen, ein Panorama der glücklichen, unglücklichen und galanten Erlebnisse von Shelmerdene (dieser — ! — schönen Dame), Lord Tarlyon ... und mancher anderen ihrer leichtlebigen Freunde ... Zusammengestellt von Michael Arlen. Deutsch von E. L. Schiffer. München 1929, R. Piper & Co. 314 S. M. 4,— (6,—).

Der Titel ist recht langatmig, das Buch glücklicherweise icht. Die Beziehungen zwischen den einzelnen Geschichten nd zwar dünn, aber zusammengehalten werden sie dennoch urch den Reiz des Vortrags, dem man eine eigene Mischung on ironischer Überlegenheit und innerer Teilnahme nachühmen kann. Im übrigen ist der Inhalt mannigfaltig genug: n dieser bunten Schüssel liegen Märchen und Wirklichkeit, rotesker Scherz und blutige Tragik, anmutiges Spiel mit Leben und Liebe und bittere Entsagung beisammen, und oird man auch nicht alles für gleichwertig halten, entbehren möchte man nichts. Der Übersetzer hat seine Sache, wie es cheint, nicht schlecht gemacht.

Berlin — Albert Ludwig

Das Mondtal. Roman in drei Büchern. Von Jack London. Deutsch von Erwin Magnus. Berlin 1929, Universitas. Deutsche Verlags-A.G. 300 u. 275 S. M. 6,— (9,60).

Die Gesamtausgabe von Jack London ist ein Schicksal: 575 Seiten Mondtal — „da kannst du nichts machen". Aber als „großes amerikanisches Volksbuch" wollen wir es uns doch nicht aufreden lassen, uns hat es gar nichts zu sagen. Ja, wenn sich Jack London begnügt hätte, die Geschichte eines Arbeiterehepaares bis zu dem Punkt zu erzählen, wo diese beiden Prachtmenschen der rassemordenden Großstadt den Rücken wenden und aufs Land, wohin sie gehören, gehen! Aber er fügt noch einen zweiten Teil hinzu, und der ist schlechthin naiv und langweilig obendrein; der Verfasser vergißt plötzlich, daß seine Erzählung den offenbar beabsichtigten Zweck verfehlen muß, wenn die Vorgänge nicht als typisch gelten können, und setzt uns ein modernes Märchen vor, das nicht einmal auf besonders gute Erfindung Anspruch machen kann. Wenn man den städtischen Arbeiter so leicht aufs Land verpflanzen könnte, wären wir mancher schweren Sorge los und ledig.

Berlin — Albert Ludwig

Schwester Carrie. Roman. Von Theodore Dreiser, Deutsch von Anna Nußbaum. Berlin-Wien-Leipzig 1929. Paul Zsolnay. 607 S.

Das Erstlingswerk des Verfassers der „Amerikanischen Tragödie" hat ein Menschenalter warten müssen, ehe es auf deutsch erscheint — bei manch einem geringeren Werk haben wir es eiliger gehabt. Typisches und Einmaliges sind schon hier glücklich verschmolzen: typisch die Welt des amerikanischen Mittelstandes im sich gewaltig reckenden Chikago der achtziger Jahre, einmalig die besonderen Schicksale Carries und ihrer Verehrer. Die Fahrt eines jungen Mädchens nach dem Glück: äußerlich erreicht sie das Ziel und bleibt innerlich doch unbefriedigt; es muß schon so sein, denn hätte sie, was ihr fehlt, die Fähigkeit der Hingabe, sie wäre bald unter den Rädern. So verliert sie sich nicht, wie es einem ihrer Liebhaber geschieht; sein erbarmungsloses Hinabsinken ins Lumpenproletariat gehört zu den ergreifendsten Leistungen von Dreisers Kunst. Hier ist nichts Sensationelles, aber dafür zeigt ein begnadeter Erzähler, wie es so kommen mußte. „Schwester Carrie" wird auch bei uns ihren Weg machen.

Berlin — Albert Ludwig

American Girls. Roman. Von Arnoldo Fraccaroli. Wien, Amonesta-Verlag. 319 S.

Es sind mehr als dreißig Jahre, seit Marcel Prevost den Typus der demi-vierge im Leben entdeckt und in die Literatur eingeführt hat. Heut ist der Wert der Jungfernschaft noch bedeutend geringer geworden, und man hat nicht einmal mehr für halbe Jungfräulichkeit Verständnis und Verwendung. Diesen neuen Typus des jungen Mädchens findet der italienische Dichter, dessen Werk hier zum erstenmal, und zwar in sehr gelungener Übersetzung auftaucht, im Paradies aller Weiblichkeit, in Amerika, in Reinkultur. Er zeichnet ihn in vielerlei Abarten in seinem amüsanten Buch, dessen unanfechtbare Wahrhaftigkeit man zwar aus einer großen Menge richtig beobachteter Details vermuten darf, die aber wirklich festzustellen dem Richter Lindsay überlassen bleibt, dessen „Kameradschaftsehe" hier eine recht eigenartige Beleuchtung erfährt.

Berlin — Fritz Carsten

Die Silbergrube. Erzählungen. Von Selma Lagerlöf. Deutsch von Marie Franzos. München 1930, A. Langen. 199 S. M. 3,50 (6,—).

Diese Geschichten kennen wir alle aus früheren Sammlungen und Zeitungen, aber noch Selmas Abfälle ergeben eine reiche Tafel. Sei es Erzählung, sei es Selbstbiographisches: jede Seite, jeder Satz ist ganz diese Frau! Es ist die größte und schönste Volkskunst, die heut ein Dichter schreibt, kein zweiter hat diese echte Einfachheit, diese unverdorbene Natur, Stille und Einfalt. Es ist oft nicht einmal mehr „Lagerlöf", es ist schon anonym, Saga aus Volksmund, vom Volk erzählt, wie lebendig überliefert, über Druck und Papier triumphierend. Das ist alles gesprochen, vom Märchenerzähler an der Ecke. Selbst was die Lagerlöf von sich, ihren Anfängen, ihrer Entwicklung erzählt, wird überpersönlich durch die Kraft der Darstellung. Darstellung — nicht: Gestaltung! Vielleicht ist der letzte Grad Lebendig-Menschseins gar nicht erreicht, die Probe auf Wirklichkeit dürfte nicht immer gemacht werden, aber dafür ist die Wahrheit des Märchens da, jenes Erzählungsgenie, das mit dem ersten Wort uns der Einfalt Ent-

Digitized by Google

wachsene zu gläubigen Kindern macht. Man muß weit in die Vergangenheit zurückwandern, um ähnliche Begnadung zu finden.

Berlin — Kurt Münzer

Frau Hjelde. Roman. Von Sigrid Undset. Deutsch von J. Sandmeier und S. Angermann. Berlin 1930, Universitas, Deutsche Verlags-A.G. 266 S.

Ein Roman der Undset aus dem Jahre 1917, als sie noch nicht „die" Undset war, eine kleine Ehegeschichte, mehr Novelle als Roman, deren „Falke" ist, daß die Frau die Ehe nicht bricht. Sie war einmal Schauspielerin, aber nicht anders, als andere Hausfrauen sind, die ihren Obstkuchen gewiß mit mehr Hingabe backen, als Uni ihre Julia spielte. Nun ist sie eines sympathischen Ingenieurs Frau, hat eine kleine Wohnung, vier lebende Kinder, ein totes, und so — ein bißchen spät — kommt ihr die Sehnsucht. Aber der Jugendfreund taucht wohl zur Zeit, doch — wie gesagt — vergeblich auf. Es kann keine Flamme aus ihr schlagen, denn es war nie Feuer in ihr, bestenfalls Holzkohlenglut, mit der man Teewasser kocht. So endet alles in Häuslichkeit und Treue, Kinderpflege und Strümpfestopfen. Aber das alles will doch nichts sagen, nicht wahr, deshalb brauchte es kein gestriger, bürgerlich empfundener, sehr privater Roman zu sein; nur, man spürt nicht einmal eine besondere Gestaltungskraft, bloß Erzählerbegabung, ein zartes Herz. Und es bleibt wunderbar, wie sich aus dieser Durchschnittserzählerin diese Gestalterin ihrer späteren großen Romanwerke entwickeln konnte. Das Leben muß offenbar über sie selbst gekommen sein und sie um und um geschüttelt haben. So interessiert denn dieses halbleere Buch nicht um seinet-, sondern um der Verfasserin willen. Man liest es wegen der Undset, man läse es kaum als anonymes. Es hat uns nichts zu geben, es sagt uns kaum etwas. Es hat nur Stimmung, sprachlichen Reiz (Verdienst des Übersetzerpaares) und frauliche Wärme.

Berlin — Kurt Münzer

Das Brautkleid. Roman aus Island. Von Kristmann Gudmundsson. Deutsch von Ernst Züchner. Berlin 1930, Büchergilde Gutenberg. 178 S. M. 3,—.

Ein bißchen gestrig, aber hübsch ausgestattet, außerordentlich billig für diese bebilderte Leinenausgabe, legt die Büchergilde Gutenberg das Buch eines neuen Mannes auf die Genossentische. Das Interessanteste in ihm sind die Schilderungen Islands. Landschaft, Ökonomie, alte Gebräuche, das fesselt uns. Der Roman selbst — im Mittelpunkt ein fluchbeladenes Brautkleid — ist reichlich abgestanden für unseren Geschmack, aber gut erzählt. Jedenfalls erfüllt das Buch seine Zwecke bei dem Publikum, für das es bestimmt ist, ausgezeichnet.

Berlin — Kurt Münzer

Die sieben Brüder. Roman. Von Aleksis Kivi. Dresden-Blasewitz, Heinrich Minden. 323 S. M. 7,50 (10,—).

Kivi (1834—72) ist ein verschollener finnischer Nachfahr der europäischen Romantik. Sein Roman, ein Werk von weltliterarischem Rang, vergleichbar allenfalls Gogols „Abenden" oder dem „Gösta Berling", besitzt eine panische Dämonie, wie sie heute — den einzigen Hamsun abgerechnet — kein abendländischer Dichter mehr erreicht. In prachtvoller Prosa (vorzüglich übersetzt) strömt das bäuerliche Heldenlied aus der Idylle in phantastische Abenteuer, sprühend von Jugendlichkeit; Sagen, Märchen und seltene zarte oder derbe Lieder tönen hinein. Die wahrhaft erstaunliche Gestaltungskraft des finnischen Dichters und Naturkinds offenbart sich im Wechsel von darstellender Erzählung und dramatisch direkter Rede. Die sieben Brüder. Rein aus diesen herrlichen Dialogen, ohne beschreibende Regiebemerkungen, steigen die sieben Figuren scharf und plastisch, von Juhani, dem Ältesten, bis zu Eero, dem Jüngsten. Auf dem Jukalahof leben sie sorglos Jahrmännertage. Da greift der Zwang der Welt in ihre Freiheit: sie sollen lesen lernen, sonst droht die Schande des Fußes. Sie aber brechen dem Küster aus, verpachten den Hof, ziehen mit Gerät und Haustieren in den Urwald am See Impiwara. Sie bauen ein Blockhaus. Aber aus einer milden Weihnacht voll Jugendbrodem, Dunst von Gerstenbier, Rußgeflacker, Tanz und Ringkampf bricht der Brand, und vor dem einfallenden Frost rennen die Brüder heimat: zwei auf dem alten Gaul, von Wölfen umheult über die nächtliche Heide nach Jukalahof. Keiner, der diese prachtastisch-heroische Schilderung las, wird sie wieder vergessen. Zum zweitenmal ziehen die Beharrlichen aus. In harmonischer Fülle führt der Dichter neue Geschehnisse herauf, bis aus sprühendem Jugendüberschwang die Bahn der Dichtung sich niedersenkt und im warmen, wurzeltiefen Kreise des Bäuerlichen mündet, nun aber im vollen Licht gereifter Männlichkeit. Der Strahl der Erzählung, der stets mit einem Blick der Sieben gemeinsames Geschick und Gespräch umfaßte, wandert zum Schluß prismatisch zerteilt von einem zum andern, nun da jeder auf zugewiesenem Sonderfeld sein Männerschicksal in eigene Hand nahm. Der letzte Sonnenschein des Berichts trifft Eero, den Jüngsten, seine Frau, sein Kind, und schwillt noch einmal, ehe die Dichtung endet, zu stiller, inniger Glut.

Affolterbach — Werner Deubel

Schiffbrüchige im Hafen. Von Grazia Deledda. Übertragen von Theodor Lücke. Braunschweig-Berlin-Hamburg, Georg Westermann. 255 S.

Der Alte und die Jungen. Von Grazia Deledda. Übertragen von Theodor Lücke. Braunschweig-Berlin-Hamburg, Georg Westermann. 184 S.

In diesen zwei Romanen, die zu den reifsten Erzeugnissen Deleddas Kunst gehören, ist die Nobelpreisträgerin zu ihren geliebten sardinischen Stoffen zurückgekehrt. Es war kein Fehler, in dieser Vorliebe eine Grenze ihrer Kunst zu sehen, denn nicht der Stoff, sondern das Leben, das in ihm atmet, gibt dem Kunstwerk seinen allgemein-menschlichen Sinn. Gewiß sind auch die Romane Deleddas, die uns ins bäuerliche Milieu unserer Städte führen, keine gewöhnlichen Leistungen; Deledda ist aber zu tief, mit ihrer ganzen Art in ihrer Insel eingewurzelt, sie liebt zu sehr die fernen, farbenreiche Natur, die einfältigen, unverbildeten Seelen der Bauern und Schäfer ihrer Heimat, um nicht bei der Gestaltung ihre beste Schöpferkraft zu finden. Man findet darum nicht in ihrem Werk grausame und wilde Rache- und Blutgeschichten: ihre Personen haben zwar die ursprüngliche Naivität und Kraft noch nicht eingebüßt, aber auch in ihnen schlägt ein Herz, das feinen und milden Gefühlen nicht verschlossen ist: und wir finden in ihnen, am Ende, uns selbst. Das Leiden eines armen, unschuldig verurteilten Bauern, sein Leben im Zuchthaus, seine Befreiung und Rückkehr ins Heimatdorf, wo seine Frau indessen, von der Not gezwungen, sich von ihm hat scheiden lassen und einen zweiten Mann geheiratet hat, der Sieg der alten Liebe in ihnen über

Digitized by Google

Leiden, über das Rachegefühl und über die List und die Feindseligkeit des Lebens, bildet den ergreifenden Stoff von „Schiffbrüchige im Hafen". In „Der Alte und die Jungen" ist die Geschichte einer Liebe, die in einem trotzigen Bauernjungen und in der widerspenstigen Enkelin seines Herrn im verborgenen keimt und, nach vergeblichem, hartem, beiderseitigem Kampf, beide bezwingt und vereinigt: alles mit wunderbarer Frische und Schlichtheit dargestellt.

Genua G. A. Alfero

Verschiedenes

Der deutsche Richter. Von Martin Beradt. Frankfurt a. M. 1930, Rütten & Loening. 229 S.

Beradt ist nicht bloß ein in langjähriger Praxis erfahrener Anwalt; er ist ein Schriftsteller von hohem Rang. Sein Buch vom „Deutschen Richter" zeichnet sich daher durch Formulierungen aus, die schon vermöge ihrer sprachlichen Prägung bestechen. Es ist überdies vom Anfang bis zum Ende anregend, mit charakterisierenden Anekdoten und persönlichen Erfahrungen geschmückt: Ausdruck eines lebhaften Temperaments und einer vom Gegenstand erfüllten Leidenschaftlichkeit. So muß es — und darin liegt sein besonderer Wert! — zu Beifall und Widerspruch gleicherweise reizen. Denn es konnte als Ausdruck einer starken Persönlichkeit — bei aller Bemühung um Objektivität — selbstverständlich nur ein subjektives Bekenntnis werden. Die Freude an der hohen schriftstellerischen Leistung Beradts darf die geistige Auseinandersetzung mit den von ihm behandelten Problemen nicht beeinträchtigen. Es ist festzustellen, daß er mit klarem Blick und scharfem Verstande Mängel und Gebrechen im deutschen Richtertum aufzeigt: die drückende Überbelastung mit Gesetzen, Entscheidungen und Kommentaren etwa; die Problematik des Beisitzertums; Schwächen in der psychologischen Erfassung menschlicher Situationen; Unzulänglichkeiten der Zeugenvernehmung; Starrheiten und Unklarheiten der Urteilsfassung; Unpopularität so manchen Spruches. Beradt versucht auch, mit einer Art Psychoanalyse den Ursachen und Zusammenhängen nachzuspüren. Er ist dabei nicht immer gerecht, nicht immer auch auf dem rechten Wege. Er verallgemeinert Einzelerfahrungen. Er übersieht vor allem, daß in jedem Menschenberufe, auch in dem des Anwalts, wenige auserwählt und viele, jedoch durchaus nicht alle, berufen sind, und daß das Urteil über die Gesamtleistung eines Berufes ganz verschieden ausfällt, je nach der perspektivischen Richtung, von der aus man ihn mustert. Ebenso hängt auch die Wertung vieler von Beradt festgestellter Erscheinungen davon ab, wie man sie auslegt. Es erscheint z. B. schief, wenn er meint, das Streben auch des Spruchrichters nach Anonymität — die ja übrigens durch die von der Presse vertretene Anteilnahme der Öffentlichkeit in immer steigendem Maße aufgehoben wird! — bedeute Flucht vor der Verantwortung. Es wird viel eher in den meisten Fällen für die Bemühung um Objektivität, um die größtmögliche Ausschaltung subjektiver Gebundenheiten zeugen. Sehr im Irrtum befindet sich Beradt, wenn er (S. 93) glaubt, die Laienrichter wirkten „fast immer" für mildere Strafen. Unverständlich ist, warum er dem Richter das politische Wahlrecht und damit gerade die unmittelbare Anteilnahme an der künftigen Gesetzesgestaltung nehmen will. Das hat mit der — selbstverständlichen — Forderung nach absoluter politischer Unbefangenheit des amtierenden Richters nichts zu tun. Richterbeförderung auf Vorschlag der Anwaltschaft, die Beradt befürwortet, würde die Ausübung des Richteramts zu innerer Unfreiheit und Gebundenheit verdammen. Das sind einige Beispiele, die zeigen, wie Beradts Buch allenthalben zur Debatte aufruft. Der Ernst, mit dem er seinen Gegenstand behandelt, wird durch das Schlußkapitel vom „Guten Richter" bestätigt, in dem Beradt sein Richterideal umreißt. Es ist das des warmherzigen, menschlich beteiligten, psychologisch geschulten, innerlich unabhängigen, der Kraft und Nuancierung des sprachlichen Ausdrucks fähigen Richters. Hier darf er mit Fug Zustimmung eines jeden Lesers erwarten. Eines bleibt dabei noch zu bedenken. Es gibt einen Satz von Gerhart Hauptmann, der, in sehr leidenschaftlicher Formulierung, an das tiefste Problem des Richterberufes rührt: „Der Begriff des Richters ist die höchste menschliche Anmaßung." Von diesem Satze aus betrachtet, fällt vieles, was dem Richter vorgeworfen wird, der Institution des Richtertums zur Last, die — unter dem Fluch des Ewig-Fragmentarischen, dem alles Menschliche unterworfen ist — zu eben dieser menschlichen Unzulänglichkeit in einem nie tilgbaren, besonders tragischen Mißverhältnis steht. Es gilt — und Beradts Buch hilft dazu mit! — dieses Mißverhältnis nach bestem Vermögen durch die Haltung einer inneren, dem Mitmenschen — auch dem zu richtenden! — dienenden Demut einigermaßen auszugleichen.

Berlin E. F. W. Behl

Das Experiment des Bolschewismus. Von Arthur Feiler. Frankfurt a. M., Sozietätsdruckerei, Abt. Buchverlag. 270 S. M. 5,– (6,50).

Feilers Buch über Rußland, der Ertrag einer dreimonatlichen Reise im Auftrag der „Frankfurter Zeitung", steht in der Nähe der Berichte von Erich Koch-Weser „Rußland von heute" — das Urteil wird von einer verwandten Grundauffassung genährt, und beide Autoren haben in den Jahren, bevor sie nach Rußland fuhren, Nordamerika bereist — da sahen sie das Land und die Wirtschaftsentfaltung, die im Geistigen der stärkste Gegenpol des bolschewistischen Versuches sind, im rein Technischen aber Gegenstand des Neides und der Sehnsucht. Nun ist aber doch Kochs Buch kühler, nüchterner, politischer; er bewertet sehr unbefangen und bleibt in der Sphäre innerer Fremdheit. Feiler möchte diese überwinden; er ist von dem ungeheuren Vorgang des zentralen Wirtschaftsrationalismus aufs stärkste bewegt und bleibt mit einer nicht ermattenden Spannung bemüht, in dessen ökonomische Technik, politische Methode und ethische Motivation einzudringen. Indem er die Verobjektivierung der Ziele und die Mechanisierung des Verfahrens als Gegebenheiten hinnimmt, verschwindet in seinem Buch die individuelle Psychologie des Kampfes der Führer um Inhalt und Richtung der Politik — das ist schade, denn in dem Diadochenkampf nach Lenins Tod spiegelt sich doch der Kampf von Ideologien und die Selbstgestaltung von Persönlichkeiten. Mit großer Anschaulichkeit werden die Tendenzen in der Industrie- und Agrarpolitik auseinandergefaltet — das Urteil über das Ergebnis ist dann freilich notwendig tastend, weil die Pro und Kontra nicht bloß in den Planungen selber stecken, sondern aus den Gegensätzlichkeiten der als Beispiel dienenden Wirklichkeiten herausschauen. Im Mittelpunkt dieser Abschnitte steht die eingehende Analyse des „Fünf-Jahr-Plans", jener kühnen Vorwegnahme einer Entwicklung, die ein zentraler Wille mit einer Kombination von Statistik und Propaganda, mit Ermunterung und Zwang zu dekretieren und zu erkämpfen sucht. Wie sehr die Russen hier zwischen entschlossenem Glauben und scherzender Skepsis schwanken, wird deutlich gemacht; auch dies, daß ein Muß

Digitized by Google

hinter dem Verfahren steht, daß die Auswahl im Verfahren der Wucht des Apparates und der Not der drängenden Gegenwart geopfert ist. Eine Generation wird drangegeben, um einer Zukunft gewiß zu sein. – „Konjugieren im Futurum" nennt Feiler diese Haltung in einer glücklichen Prägung. An festen und farbigen Formulierungen ist das Buch reich. Am eindrucksvollsten sind die Abschnitte, da von der Umbildung der gesellschaftlichen Beziehungen gesprochen wird, von Kirche und Schule, von Wissenschaft und Familie – das Schicksal der „Vermassung", der Romantisierung des „Kollektivs", der Untergang einer freien Geistigkeit und damit einer sittlichen Autonomie, für die ein durch Mißtrauen, Angst oder dünnen Fanatismus bestimmtes Parteipuritanertum doch nur formalen, unschöpferischen Ersatz bietet. Vor der Perspektive, die sich aus dem Sein des entbundenen, isolierten und doch der wahren Einsamkeit beraubten Massenmenschen ergibt, schaudert der Verfasser zurück. Ist hier Rußland das Experimentierfeld eines Werdens, das sich auch anderwärts vollzieht, im Westen, in unseren Proletariervierteln, und wir wollen es bloß nicht sehen? Feiler stellt die Frage. Die Antwort steckt aber wohl nicht in der Gestaltung sozialwirtschaftlicher Verhältnisse, sondern in der Volksindividualität, in dem Geschichtserlebnis der letzten Jahrhunderte, das die Grenze allen Vergleichens setzt.

Berlin — Theodor Heuß

Ochrana. Aus den Papieren des letzten russischen Polizeidirektors. Von A. T. Wassiljew. Mit 47 Abbildungen. Wien, Amalthea-Verlag. 330 S. M. 8,—(11,—).

Bisher war man allgemein der Ansicht, daß die Geheimpolizei des Zaren, die berüchtigte Ochrana, eine der abscheulichsten und schädlichsten Institutionen des alten Rußland gewesen sei. Aus diesem Buch erfahren wir nun, daß ganz im Gegenteil die Ochrana eine höchst segensreiche Tätigkeit ausgeübt habe, daß Rußland durch sie groß und mächtig geworden sei, daß ihre Agenten durchweg edle Seelen und selbstlose Patrioten gewesen seien, die kein anderes Ziel, keine andere Aufgabe gekannt hätten, als das heißgeliebte Vaterland vor den Umtrieben der Revolutionäre zu retten. Die bolschewistische Tscheka dagegen – ja, Bauer, das ist ganz was andres! Der Verfasser sagt leider nur nichts darüber aus, wieviel frühere Mitglieder der Ochrana nach dem Umsturz ihre Kenntnisse und Erfahrungen der bolschewistischen Spitzelzentrale zur Verfügung stellten. Immerhin hat es seinen Reiz, die Dinge auch einmal von der „anderen Seite" dargestellt zu sehen. Und das Endergebnis? Die russischen Bauern haben eine sehr nette Geschichte, wie der Schlitten und der Wagen sich zankten, wer von ihnen besser und vornehmer sei. Schließlich sollte das Pferd, das sie beide gezogen hatte, entscheiden. Und es sprach zum Wagen: „Du bist ein ganz abscheuliches Marterwerkzeug!" Und dann zum Schlitten: „Und du auch!"

Leipzig — Arthur Luther

Das Wesen des Antisemitismus. Von Heinrich Graf Coudenhove-Kalergi. Wien, Paneuropa-Verlag. 284 S. M. 5,50.

Im Jahr 1901 hat der 42jährige österreichische Diplomat, nachdem er sich aus dem aktiven Dienst auf seine böhmischen Güter zurückgezogen hatte, mit der hier neu gedruckten Arbeit an der philosophischen Fakultät Prags zum Doktor promoviert. Der Sohn gibt sie wieder heraus, mit einer sympathischen Biographie und Charakteristik des Vaters eingeleitet, erweitert durch einen Essay über den Antisemitismus nach dem Weltkrieg, der reich ist an klugen Feststellungen, nur etwas gekünstelt, wo Sigmund Freuds Theorie vom Kind-Erlebnis zur psychoanalytischen Deutung bemüht wird. Die Arbeit des Vaters, der in den Sprachen und Wissenschaften als ein einsamer Liebhaber so bewandert ist, wie in Ländern und Völker mit vorurteilsfreier Einfühlung studiert hat, ist eine Mischung aus philologischer Gelehrsamkeit und aufgeschlossener Humanität – mit einer fast pedantischen Akribie sind die Dokumente des „Anti-Judaismus" der Antike und des Mittelalters studiert und in ihrer religiösen, nicht sozialwirtschaftlichen oder gar rassenmäßigen Bedeutung dargelegt. Die Tonlage wechselt zwischen hüterischer Wissenschaftlichkeit und sauberer Polemik. Durch sein weites Material ist das Buch lehrreich und erschütternd zugleich; es ruht seelisch auf einem zarten Schuldgefühl.

Berlin-Friedenau — Theodor Heuß

Flammende Tage. Gestalten und Fragen zur Gemeinschaft der Geschlechter. Von Karin Michaelis. Dresden 1929, Carl Reißner. 334 S. M. 5,– (7,50).

Diese dreißig Aufsätze einer liebeerfüllten, kapieren, klugen wie herzenswarmen Frau konnte man im letzten Jahrzehnt in allen großen europäischen Zeitungen lesen. Welche Erquickung, welche Beglückung war es, da mitten im Banalen und Bezahlten, in Geschäft und Politik, in Feuilletage und Feuilleton auf einen Menschen zu stoßen, eine Frau, in der aller Segen weiblichen Elements Früchte trug. Frau Karin erzählt uns von den Dichterfrauen Ibsens, Björnsons, von Selma Lagerlöf und „Martha Berger", von den namenlosen Tausenden, die als Mädchen Kinder bekommen und als Frauen Kinder abtreiben, von der amerikanischen und serbischen Frau und weitet ihre Charakterstudien zu Predigten einer Weltweisen, Menschenkennerin und Lebenanbetenden. Sie nimmt sich aller Verfolgten, Leidenden, Mißverstandenen, noch der Toten an und fürwahr: ihrem Namen leidenschaftlich heiß für Gerechtigkeit, Einsicht, Menschlichkeit. Raditsch, Piludski, Sacco und Vanzetti, Alexander Bergmann: über diese Themen meditiert sie ekstatisch. Aus ihrer Liebe heraus kann sie auch wüten und hassen: d'Anunzio, amerikanische Gerichte, weltverbreitete Sklaverei sind das rote Tuch für ihren Kampfmut. Der großartige Frau, die in ihren Romanen oft in eine (hier unwerte) verstiegene Romantik gerät, zu der sie eine fast Realität umphantasiert, ist auch in ihren Essays oft eine Begeisterung hingerissen, von Gefühl überwältigt. „Maß" steht nicht auf dem Programm ihres Seelenhaushalts. Und man weiß ja: nur die Straße des Unmaßes führt zum Palaste der Weisheit. Und siehe da: Frau Karin schaut heute aus diesem Palast auf die tolle, böse, herrliche Welt unter ihren Füßen und hält Reden an die verblendete Menschheit. Sie kann ihr nicht genug Hörer wünschen. Ein Regiment von glühenden Herzen: und die Welt wäre das Paradies.

Berlin. — Kurt Münzer

Von Spa nach Weimar. Von Gerhard Schulz Pfaelzer. Leipzig-Zürich 1929, Grethlein & Co. [illegible]

Das hier vorgelegte Buch schildert anschaulich und an reichem Material, unterstützt durch eine große Anzahl [illegible] charakteristischer Abbildungen, die deutschen inneren Kämpfe von den ersten Anfängen der Revolution bis zum Kapp-Putsch. Der Verfasser, der als Journalist den Ereignissen, die er schildert, selbst nahe gestanden hat, verbindet in seiner Darstellung den Vorteil eigenen Miterlebens mit der [illegible] lichen und abwägenden Perspektive des Historikers und [illegible]

Digitized by Google

als solcher, den verschiedenen Persönlichkeiten und Strömungen dieses so ereignisreichen Zeitraums deutscher Geschichte Verstehen entgegenzubringen. Noch heute, oder gerade heute, sind die Vorgänge der Revolutionszeit und der Jahre unmittelbar darnach von einer Fülle von Legenden umkleidet und auch dem, der diese Zeit miterlebt hat, scheint sie manchmal weltenfern zu liegen. Der Verfasser versteht sie uns wieder lebendig zu machen, wenn man auch vielleicht manchmal wünschen könnte, daß die Hauptlinien schärfer und bestimmter gezogen würden, als das bei der fast allzu milden, abwägenden Schreibweise Schultze-Pfaelzers möglich ist. Und doch darf man den deutschen Lesern aller politischen Richtungen dieses Buch auf das allerwärmste empfehlen, zumal es für das Verständnis unserer Tage und auch für die Erkenntnis dessen, was in den letzten zehn Jahren geleistet wurde, wichtig ist, sich immer wieder klar zu machen, aus welchen chaotischen Verhältnissen unser Vaterland in den Jahren 1919/20 herausgeführt wurde. Und wenn der Verfasser seinem Buch als Begleitwort die Worte des Reichspräsidenten von Hindenburg „Keine Abenteuer!" vorausschickt, so spricht er damit selbst aus, daß die Schilderung jener Zeiten zu der Mahnung berechtigt, nicht durch Abenteuer den ruhigen Gang der politischen Entwicklung erneut zu stören und ähnliche Verhältnisse wieder heraufzuführen.

Marburg/Lahn — Wilhelm Mommsen

Staatsmänner des Weltkriegs. Mit 25 Bildnissen. Von William Martin. Frauenfeld und Leipzig 1930, Huber & Co. 304 S. Geb. M. 10,80.

Der Verfasser des hier vorgelegten Buchs ist nach der Verlagsanzeige Auslandsredakteur am „Journal de Genève" und hat sein Buch zunächst in einer englischen Ausgabe veröffentlicht, deren deutsche, von Eric Keßler besorgte Übersetzung hier vorgelegt wird. Er behandelt in diesem Sammelband: Wilhelm II., Franz Josef, Nikolaus II., Paschitsch, Bethmann-Hollweg, Tisza, Poincaré, Grey, Mercier, Sonnino, Venizelos, Bratianu, Asquith, Briand, Hoover, Gustave Ador, Wilson, Oberst House, Graf Czernin, Masaryk, Benesch, Pilsudski, Paderewski, Lloyd George, Clemenceau. All diese Porträtskizzen sind ganz amüsant zu lesende Plaudereien, die freilich nirgends wirklich tieferes Verständnis fördern, und die neben vielen Halbwahrheiten auch allzu viele wirklich falsche Angaben enthalten. In den Problemen, die an die Frage der sogenannten „Kriegsschuld" anknüpfen, läßt der Verfasser trotz der im Vorwort angekündigten neutralen Haltung ausgesprochen antideutsch, so daß man sich eigentlich wundern kann, daß ein deutscher Verlag dieses ziemlich belanglose Buch der deutschen Öffentlichkeit ohne jeden Kommentar des Übersetzers vorzulegen bereit war.

Marburg-Lahn — Wilhelm Mommsen

Der Zyklon und andere Erzählungen. Von Hermann Hesse. Berlin 1929. S. Fischer. 86 S.

Adam Urbas und zwei andere Geschichten. Von Jakob Wassermann (ebenda). 110 S.

Sieben Aufsätze. Von Thomas Mann (ebenda). 110 S.

Dichtung von Dichtern gesehen. Essays. Von Moritz Heimann, Hugo von Hofmannsthal und Oskar Loerke (ebenda). 77 S.

Der Fischersche Verlag macht mit diesen Bändchen den Versuch, wohlfeile Quellenschriften aus dem Schaffen seiner Autoren für den Gebrauch an höheren Schulen darzubieten. Der Sprach- und Literaturunterricht, insbesondere der Deutschunterricht, ist ja nun glücklicherweise allmählich so weit reformiert, fast möchte man sagen saniert, daß er Anschluß an die weltanschaulichen und künstlerischen Interessensphären der Gegenwart gewonnen hat. Die Frage ist angesichts der vier vorliegenden Bändchen nur die, ob, trotz der trefflichen Einleitungen von Unterrichtspraktikern, manches Stück nicht doch infolge seiner Differenziertheit den meisten Primanern unzugänglich bleiben müsse. Am wenigsten bedenklich scheint mir in dieser Hinsicht das Hesse-Bändchen, das außer den beiden rühmlich bekannten selbstbiographischen Skizzen „Der Zyklon" und „Kinderseele" erfreulicherweise auch noch das Märchen „Der Dichter" enthält, dessen wundervoll gestaltete Weisheit gewiß auch schon viele junge Seelen berühren wird. Die drei Erzählungen des Wassermann-Bändchens dürften ebenfalls ihres Eindrucks sicher sein, zumal sie gerade im Hinblick auf die Problematik des Jünglingsalters gut ausgewählt sind. Dagegen kann man schon bei den an sich vorzüglich zusammengestellten Aufsätzen von Thomas Mann im Zweifel sein, ob die preziöse Haltung des einen oder anderen Stücks seinen Anregungswert für jugendliche Leser nicht herabmindert. Höchst erfreulich ist, daß das Bändchen die beiden köstlichen Essays über den „alten Fontane" und über Chamisso enthält. Sie gehören zweifellos zum Besten, was Thomas Mann geschrieben hat, und jeder Lehrer der deutschen Literaturgeschichte wird froh sein, sie heranziehen zu können. (Wer für Thomas Manns Entwicklung besonders interessiert ist, wird gelegentlich die heutige Form des Fontane-Essays mit dem ursprünglichen Abdruck in Hardens „Zukunft" vergleichen mögen und wird dabei eine sehr bezeichnende Änderung am Schluß des Aufsatzes feststellen, wobei immer bewundernswert bleibt, daß Thomas Mann den ganzen übrigen Wortlaut unverändert lassen konnte.) Von dem Bändchen „Vier Essays" schließlich wird, meiner Ansicht nach, für den Schulgebrauch nicht viel zu gewinnen sein, so geistvoll und pointiert die beiden fingierten Gespräche über Goethes „Tasso" und über Gottfried Kellers Schriften von Hofmannsthal und die Aufsätze über den Goethe des Westöstlichen Diwans von Oskar Loerke und über Gerhart Hauptmann von Moritz Heimann an und für sich sind. Man müßte es schon als einen bedenklichen Intellektualismus ansehn, wenn unsere Primaner, von seltenen Ausnahmen abgesehen, solche Erzeugnisse eines höchst sublimierten Verhältnisses zur Literatur als ihrer eigenen Einstellung gemäß empfänden, eine Gefahr, die freilich im Zeitalter des Sportfimmels nicht eben groß zu sein scheint.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Jahre der Reife. Von Frank Harris. Deutsch von Antonina Vallentin. Berlin 1930. S. Fischer, Verlag. 350 S. M. 7,— (10,—).

Wenn Harris den Zweck seiner Lebensbeschreibung darin sieht, sein „geistiges und seelisches Wachstum und die Entwicklung seines Wesens so treu als möglich zu schildern", so trifft das für den ersten Band sicherlich zu. Dort haben wir ihn geistig und seelisch wachsen, ihn sich entwickeln sehen an den Tausenden von Bildungsquellen, die ihm ein gütiges Geschick und er sich selbst erschlossen haben, und an der Berührung mit einer Unzahl von Frauen und Mädchen, die an ihm „viel Lieb's und Gut's getan". Der zweite Band enttäuscht aber die Erwartungen, die man danach auf die Weiterentwicklung des interessanten und begabten Mannes setzen durfte. Daß die Frauen ganz zurücktreten, kann man dankbar hinnehmen,

Digitized by Google

muß aber bedauern, daß die einzige Frau, die er uns hier vorstellt, seine eigene ist, der gegenüber der Gatte eine um so kläglichere Rolle spielt, als er sie allein für das Scheitern der Ehe verantwortlich zu machen sucht. Überhaupt verscherzt sich Harris hier sehr oft die Sympathie des gutwilligsten Lesers. Von seiner Eitelkeit, die alles Maß übersteigt, will ich gar nicht reden, er teilt sie mit anderen vorgezogenen Geistern; aber daß er, trotzdem er immer auseinandersetzt, wie hassenswert jeder Haß und wie notwendig eine alles verzeihende Menschenliebe ist, in recht gehässiger Weise über viele seiner Landsleute spricht, die die Welt bisher für Leuchten ihres Landes gehalten hat, ist peinlich. Salisbury und andere Staatsmänner, Kitchener und andere Militärs, alle berühmten englischen Ärzte, viele Schriftsteller werden sehr absprechend beurteilt, und dem englischen Nationalcharakter wird ein schlechtes Zeugnis ausgestellt. Überhaupt ist dieser Band nur eine Sammlung von Charakteristiken mehr oder weniger berühmter Zeitgenossen, über die Harris zum Teil schon Monographien veröffentlicht hat und hier amüsante Anekdoten nachträgt. Es ist selbstverständlich, daß vieles sehr fesselnd ist, wie die Seiten über die Queen und ihren Sohn, sodann über den Burenkrieg und seine Akteure vor und hinter den Kulissen, wie Krueger, Rhodes, Beit, Roberts und viele andere.

Am auffallendsten ist und, wie ich offen gestehe, am unsympathischsten berührt in seinen Schilderungen die Selbstverständlichkeit, mit der er den Zusammenhang von Journalismus und Geldgeschäften in England behandelt. Wenn er als Herausgeber einer Wochenschrift, für die er übrigens Persönlichkeiten wie Shaw und Wells als Mitarbeiter zu gewinnen weiß, mit Recht die Verleger brandmarkt, die wegen einer sachlich unanfechtbaren, aber ungünstigen Kritik ihre Inseratenaufträge zurückziehen — ohne Ausnahme!! — so hält er es andererseits für selbstverständlich, dafür um Inserate von Finanzleuten zu werben, denen er günstige Besprechungen ihrer Prospekte zusagt. Allerdings tadelt er die Journalisten, die an die Finanziers Ansprüche stellen, ohne an den von ihnen zu lobenden Geschäften sich zu beteiligen und so ein Risiko einzugehen, dessen Höhe gerade durch ihre günstige Kritik auf ein Minimum herabgedrückt wird. Er scheint die Übernahme eines kleinen finanziellen Risikos als eine vollkommene Rechtfertigung einer von ihm zu veranstaltenden Propaganda anzusehen, während wir gerade den gegenteiligen Schluß zu ziehen uns verpflichtet fühlen.

Berlin — Fritz Carsten

Mitten im Lebensstrom. Neue Erinnerungen. Von Helen Keller. Stuttgart 1930. Rob. Lutz Nachf. 302 S.

Wie bezeichnend ist dieser Titel, den die berühmte taubblinde Amerikanerin für ihr neues Memoirenbuch wählte, bezeichnend für ihren Willen und ihre Kraft! Tatsächlich fühlt man in der Geisteshaltung wie in der tatenreichen Arbeit dieses nun genau fünfzigjährigen Frauenlebens trotz der fehlenden zwei Hauptsinne nichts Verinseltes, Ummauertes, Weltabgeschiedenes. Die Klarheit und Selbständigkeit des Urteils in politischen wie gesellschaftlichen Fragen, ihre Menschenkenntnis, ihr literarisches und philosophisches Wissen könnte vielen vollsinnigen Frauen zum Vorbild dienen. Das wunderbare Mädchen hat in dieser zusammenhängenden Darstellung ihres Lebens wieder ein menschliches Dokument von unvergänglichem Wert und dazu ein fesselndes Buch geschrieben, das auf jeder Seite von neuem stofflich wie durch die Darstellung interessiert und — jawohl — auch unterhält. Es ist voll [illegible] gezwungenen Humors. Eine bunte Fülle von Gestalten belebt das Buch. Mit allen bedeutenden Amerikanern ihrer Zeit hatte Helen Keller mehr oder minder vertraulichen Umgang, und sie weiß die Szenen und Personen mit dichterischer Lebendigkeit greifbar hinzustellen. Unter anderen auch die Präsident Wilson, Taft, Graham Bell, der Erfinder des Telephons, Charlie Chaplin. Mit besonderer Liebe erfaßt die Gestalt Mark Twains, den sie immer mit seinem bürgerlichen Namen Mr. Clemens nennt. Die Milde und der Denkart des bissigen Humoristen ergeben das überraschende Bild eines naturbegeisterten Gelehrten. Ergreifend ist die Zartheit, mit der Helen Keller die Leistungen ihrer übermenschlichen Willenskraft und ungewöhnlichen Intelligenz zurücktreten läßt und nur die pädagogischen Einzelheiten, die Geduld und Güte ihrer Lehrerin, Miß Sullivan, rühmt. Duft, Blumen, Landschaft, Farben, Geräusche spielen eine erstaunliche Rolle in den Schilderungen dieser Taubblinden. Zuweilen fühlt der Leser hier eine gefährliche Grenze. Es tritt mehr visuelle und akustische Schmuckworte als bei Sehenden sonst. Übermäßige Betonung des Unerwarteten, des gegen alle Wahrscheinlichkeit Sprechenden. Es tritt eine Vermischung des Selbsterlebten und des Nacherzählten, der wahrgenommenen und nachempfundenen Eindrücke ein, die hier besonders zu bedauern ist. Das Zauberhafte der besonderen Eigenart dieser zartesten Empfänglichkeit müßte in unberührter Wahrheit dem Buch seinen ausschließlichen Charakter geben, wie er etwa in folgenden Stellen (die von Mark Twain handeln) wundersam zur Geltung kommt. „Zart und schmerzlich ist die Erinnerung an seine langsamen, wenig schleppenden Worte, welche über meine tauschenden Finger hingingen, sie schienen in meiner Hand seltsame sinnliche Formen anzunehmen ... Wenn ich sein Gesicht betrachtete, war sein Ausdruck immer traurig, selbst wenn er eine lustige Geschichte erzählte. Wenn er lächelte, war es mehr seine Seele als sein Mund."

Schade, daß Übersetzungsflüchtigkeiten den reinen Eindruck des Buchs beeinflussen! Felix Holländer hat ein warm empfundenes Geleitwort vorangestellt.

Prag — Oskar Baum

Drinnen und draußen. Ein Tagebuch über Landschaften und Städte, Tiere und Menschen. Von Wilhelm Hausenstein. München 1930, Knorr & Hirth G. m. b. H. 332 S. M 5,50 (7,50).

Badische Reise. Von Wilhelm Hausenstein. München 1930, Knorr & Hirth G. m. b. H. Mit 12 Bildern. 88 S. M 2,30 (2,90).

Dieses Tagebuch über Landschaften und Städte, Tiere und Menschen ist ein Werk der Sammlung, geschrieben von einem Manne, der stets nach neuen Eindrücken begierig ist, um an ihnen zu messen, was in ihm ist, um das, was in ihm ist, durch neues Erlebnis zu bereichern. Ein Buch also nicht über den, der es geschrieben hat, nicht weniger aussagend über die Dinge, die es darstellt. Das gilt von einer Südslawienreise ebenso wie von dem Blick aus dem Fenster seines Arbeitszimmers, von der Schilderung einer deutschen Industriestadt nicht minder als von Landschaften des Südens, gilt vom Clown Grock wie von Knut Hamsun. Der Kunsthistoriker Wilhelm Hausenstein ist ein Maler ohne Attribute, ganz Augenmensch, der die Gabe besitzt, Formen und Farben im Material des Wortes neu zu bilden. Aber weder ist er ein Impressionist, noch hat er das rechte Wort immer [illegible]

Digitized by Google

seine Impressionabilität hat eine mächtige Komponente — seinen Geschichtssinn. Dieser Geschichtssinn befähigt ihn zu Bildungserlebnissen von fruchtbarer Unmittelbarkeit, dieser Sinn ist die selten gewordene Begabung, die Welt als Schöpfung zu begreifen. Er fühlt Geschichte, er denkt Gestaltung. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: die Einstellung oder die Formulierung. Die Sprache dieser Aufsätze kommt wirklich vom Sprechen, Hausenstein läßt uns daran teilnehmen, wie er das rechte Wort, die endgültige Prägung sucht, macht uns gleichsam zu Gesprächspartnern. Es ist kein Zufall, daß Wilhelm Hausenstein sich bei jedem der dreiundzwanzig Essays des „Gastgeschenks", diesen schönen Gemäldedeutungen, einen anderen Symposiongefährten als Zuhörer vorgestellt hat.

Hohen Gedanken, voll Weiträumigkeit und intimer Dämpfung zugleich, begegnen wir auch in seinem alemannischen Heimatbuch.

Berlin — Lutz Weltmann

Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. Fünfzehnte, völlig neubearbeitete Auflage von Brockhaus' Konversationslexikon. Dritter Band: Ble—Che. 776 S. Vierter Band: Chi—Dob. 824 S. Fünfter Band: Doc—Ez. 784 S. Leipzig 1929, 1930, F. A. Brockhaus.

Je weiter das gewaltige Werk fortschreitet, desto besser versteht man, daß der alte Name „Konversations-Lexikon" für dieses „Handbuch", das auch kein Buch ist, das jeder bei jeder Gelegenheit zum Nachschlagen zur Hand nehmen kann, nicht mehr paßt. Trotz des natürlich beibehaltenen Alphabets ist der Charakter des Lexikons fast ganz verschwunden. Zwar findet man jedes Wort, jeden Namen sorgfältig aufgezeichnet und erläutert, aber der Habitus des Ganzen ist der der tiefgründigen Belehrung; Einteilung in Kategorien, statistische Tabellen, bildliche und zahlenmäßige Veranschaulichung, Zusammenfassung und Beleuchtung der Materien, alles ist darauf gestellt, dem nachschlagenden Leser nicht bloß in dem Einzelfall zu helfen, sondern ihn zu fesseln, ihn nicht loszulassen, so daß er auch ohne aktuellen Bedarf zu diesen Bänden greift. Und wo er sie aufschlägt, sind sie interessant. Sehr erfreulich ist auch die sparsame Illustrierung, die der Qualität zuliebe auf Quantität verzichtet; das Auge wird nicht durch mehr oder weniger gleichgültige, schließlich abstumpfende Bildermassen ermüdet, sondern gefesselt durch klug ausgewählte und wirklich wertvolle Zeichnungen. Das gilt in erster Linie von der Illustrierung medizinischer Themen.

Um auf einige Einzelheiten einzugehen, so verdient die Belehrung über alles, was mit „Blinden" zusammenhängt, besonderen Dank. Das ganze Blindenalphabet und die Blindennotenschrift sind beigegeben. Außerordentlich anschaulich und übersichtlich ist das so interessante Thema „Blut" behandelt. Hier sei gleich lobend hervorgehoben: die Mitteilung der „ersten Hilfe" bei gewissen plötzlich eintretenden Krankheiten und Unglücksfällen. Wie viele stehen hilflos z. B. vor dem plötzlichen Blutsturz eines der Ihren! —

Ausführlich ist dem Begriff „Börse" nachgegangen, dem auch eine Übersicht über die Geschichte des „Buchhändler-Börsenvereins" angeschlossen ist. Übrigens bringt ja der dritte Band das Wort „Buch" und seine Zusammensetzungen und damit Gelegenheit, über den Buchhandel, seine Geschichte und seine Bedeutung ausführlich zu berichten. Aber auch die Geschichte des Hauses „Brockhaus" und seiner Mitglieder findet hier die gebührende Würdigung. — Daß die Geographie nicht zu kurz kommt, ist bei diesem mit den bedeutendsten erdkundlichen Vereinen verknüpften Namen selbstverständlich.

Die schwierige Aufgabe, der Riesenstadt „Chikago" Wesen und Bild zu entrollen, trifft mit der noch schwierigeren, über das Riesenreich „China" zu berichten, den vierten Band auf seinen ersten Seiten. Hier sind es wiederum ausgezeichnete Bildtafeln, die den Text unterstützen und deren mustergültige Ausführung besonders hervorgehoben werden muß.

Das „D", das, wie alle Buchstaben, nach Entstehung und Bedeutung als Zahl, Münzzeichen, Musiknote und Abkürzung seine Erläuterung findet, gibt Gelegenheit zu eingehenden, durch prächtige Abbildungen unterstützten architektonischen Abhandlungen über das „Dach". Sodann wird dem „Dampf" und allem, was damit zusammenhängt, entsprechender Tribut gezollt. — Daß das Wort „Deutsch" zu einem Abriß der Deutschen Kunst und Literatur benutzt wird, ist um so dankbarer zu begrüßen, als diese gedrängten Übersichten von bewundernswerter Vollständigkeit und großer Prägnanz des Urteils sind. Auch die Deutsch-amerikanische Literatur ist nicht vergessen. Sehr gut und brauchbar ist auch die Arbeit über die „deutschen Mundarten".

Im fünften Bande verdienten ein besonderes Lob die wunderbar in natürlichen Farben ausgeführte Tafel der „Edelsteine" und die ebenfalls vortrefflich gelungenen Reproduktionen „englischer Kunst". Überhaupt gibt „England", nachdem im vorigen bereits das „Britische Weltreich" abgehandelt war, nebst der „Eisenbahn" und der „Elektrizität" diesem Bande sein besonderes Gepräge. Auch die „Erfindungen", die von einer Tabelle der wichtigsten Erfindungen und Entdekkungen mit Namen und Jahreszahlen begleitet werden, kommen nicht zu kurz. Sehr hübsch ist auch die Zusammenstellung künstlerischer „Exlibris" in diesem Bande, und glänzend gelungen sind die bunten Eiertafeln, die jedem ermöglichen, danach die Herkunft gefundener Vogeleier festzustellen. Auch das „Nürnberger Ei" und das „Ei des Kolumbus" sind nicht vergessen.

Nun liegt ein Viertel des großen Werks vor, ein Riesengebiet ist noch zu bewältigen, ehe das Gesamtwerk seine Meisterschöpfer loben kann; aber diese fünf Bände sind die Grundmauern eines Gebäudes, dessen Vollendung, bis zum Dachfirst eines inzwischen notwendig werdenden Ergänzungsbandes, man mit ruhiger Zuversicht auf herrliches Gelingen entgegensehen darf.

Berlin — Fritz Carsten

Der unsterbliche Mensch. Von G. K. Chesterton. Deutsch von Curt Thesing. Bremen 1930, Carl Schünemann. 368 S. M. 6,— (8,—).

Ein Hauptreiz bei Chesterton liegt in der Vereinigung übermütigen Scherzes in der Form mit bitterem Ernst in der Sache. Auch diese Rechtfertigung des Christentums ist ein Bekenntnis; wir fühlen, daß hinter jedem Satze die ganze Persönlichkeit des eifrigen Katholiken steht: „eine Sekunde befand ich mich in der Stimmung, in der Menschen Hexen verbrannten" (S. 206) — zum Glück zieht Chesterton als Kampfmittel das schallende Gelächter über seine Gegner und ihre Blindheit, die sie für Scharfsinn halten, vor. So führt er auch hier seinen Feldzug gegen die rationalistische Wissenschaft und ihr Weltbild: wortreich, immer wieder die eine Erkenntnis von der unvergleichlichen Sonderstellung des Menschen in der Schöpfung einhämmernd, mit launigen Abschweifungen, die in Wirklichkeit zielbewußt genug sind. Ob diese Behandlung des Themas für deutschen Geschmack

Digitized by Google

die angemessenste ist, scheint mir etwas zweifelhaft; was mich anbetrifft, so ehre ich die frohe Überzeugung einer starken und eigenartigen Persönlichkeit, finde aber, daß sie sich mit den Gründen und Forschungen der Gegenseite etwas leichtes Spiel macht.

Berlin — Albert Ludwig

Auswirkungen der Psychoanalyse in Wissenschaft und Leben. Unter Mitwirkung von H. Bieber, K. Birnbaum, C. Clemen, R. Ehrenberg, F. Giese, A. A. Grünbaum, P. Haeberlin, E. Haeberlin, E. Happich, L. Hoff, H. Kunz, G. Mahr, E. Metzger, R. Michels, K. Mittenzwei, Th. Münder, H. Prinzhorn, E. von Sydow, R. Thurnwald, E. Voigtländer, E. Volhard, V. von Weizsäcker. Herausgegeben von Hans Prinzhorn. (Krisis der Psychoanalyse, Band I.) Leipzig 1928. Der Neue Geist Verlag. 412 S. M. 18,—.

Die Psychoanalyse Freuds hat die Psychologie auf allen Gebieten ungemein befruchtet, und wenn man das, was sie geleistet hat, vergleicht mit den Ergebnissen anderer psychologischer Richtungen, wenn man vor allem bedenkt, daß sie es war, die das Problem des Menschen wieder in den Mittelpunkt der psychologischen Betrachtung rückte, so wird man ihre gewaltige Bedeutung zugeben müssen. Diese erschöpft sich keineswegs in der Forderung der Psychologie, vielmehr hat die Psychoanalyse alle Gebiete wissenschaftlichen Denkens angeregt. Daß die Analyse mannigfache Vorläufer hat, daß mancher Satz, den sie ausspricht, von Philosophen und Dichtern geahnt, vielleicht auch in irgendeiner Form niedergelegt wurde, ändert nichts an der Bedeutung Freuds; die Analyse als Lehre ist jedenfalls sein Werk. Daß sie aus der Zeit ihrer Entstehung heraus weitgehend begriffen werden muß, verringert Freuds Bedeutung in keiner Weise, denn auch das größte Genie kann sich nicht aus seiner Zeit loslösen. Daß zahlreiche ihrer Aufstellungen zeitbedingt sind und weiterer Forschung und besserer Erkenntnis werden weichen müssen, ist selbstverständlich, und niemand ist bereiter als Freud selbst, Anschauungen, die zu einer gewissen Zeit ausgesprochen worden sind, zu ändern, Irrtümer zuzugestehen. Und ebenso selbstverständlich ist es, daß auch die Weiterentwicklung der Psychoanalyse von der allgemeinen Wissenschafts- und Kulturentwicklung nicht unbeeinflußt bleiben kann, daß auch sie in die Gesamtkrise miteinbezogen sein muß.

Das vorliegende Sammelwerk will gleichsam das Fazit aus der bisherigen Entwicklung ziehen und die Frage zur Entscheidung bringen, was die Psychoanalyse auf ihrem eigensten Gebiet geleistet und welche Anregungen sie den verschiedensten anderen Gebieten gegeben hat. Prinzhorn hat es verstanden, für die einzelnen Gebiete Mitarbeiter zu gewinnen, die auf ihrem Fachgebiet führend sind und, ohne Analytiker im eigentlichen Sinn zu sein, doch mit der Analyse weitestgehend vertraut sind, die vor allem auch bei ablehnender Haltung sachlich kritisieren und die Bedeutung der Analyse zugestehen. Daß es ein vorwiegend kritisches Buch ist, dafür zeugt schon der Name des Herausgebers, der — immer wieder seine Beziehung zu Nietzsche und Klages betonend — Freuds Leistung gelten läßt, aber die Analyse in ihrer strengen Form ablehnt. Für ihn kann die Psychoanalyse nicht die Psychologie schlechthin sein, sondern nur eine Methode und Theorie, die sich in die Gesamttendenz einzuordnen hat, die auf die Begründung einer psychologischen Anthropologie zielt. Die einzelnen Aufsätze sind von verschiedenem Interesse und auch, wie das bei einem Sammelwerk nicht weiter wundernehmen kann, von verschiedenem Wert; sie im einzelnen zu besprechen, ist hier nicht der Ort, nicht alle in gleicher Weise klar, bisweilen wünscht man eine größere Einfachheit der Sprache. Im ganzen aber handelt es sich zweifellos um ein bedeutendes Werk, das die Diskussion um die Psychoanalyse zwar keineswegs abschließen, aber fördern kann.

Gießen — Erich Stern

„Film-Photos wie noch nie." Herausgegeben von Edmund Bucher und Albrecht Kindt. Giesen [illegible] Kindt & Bucher Verlag G. m. b. H. 255 S. M. 4,80.

Dieser Titel (nach Georg Fröschels „Hochzeitsreise wie noch nie") gelobt zu viel. Die Photos (und mit ihnen das ganze Buch) sind weder so gut, noch so schlecht, weder so alt noch so neu „wie noch nie". Zwischen erstmaligen Veröffentlichungen aus Originalfilmstreifen finden sich auch längst bekannte und öfters publizierte Photos. Auch von den „Originalaufnahmen" der Filmsterne hat man einige schon anderswo gesehen. Bei der Kritiklosigkeit der Zusammenstellung, die keinen Unterschied zwischen Kunst und Kitsch kennt, zeigt sich hier nicht weder zum ersten- noch zum letztenmal. Die Herausgeber, zugleich Verleger des Buchs, schrieben gemeinsam das einleitende artige Vorwort: „Wat dem Einen sin Ul, is dem Annern sin Nachtigall". Aber selbst die weitherzigste Toleranz kann solche Albernheit nicht decken wie die der „Erläuterungen": „Das Badezimmer im Film — beliebte Pikanterie. Und wenn dann aus dem Wasser noch das spitzbübische Gesicht von Laura la Plante herausieht oder Lily Damita als eine fabelhaft gewachsene Erscheinung (!) den Bademantel anzieht, wer möchte da nicht an Stelle der Badefrau sein?" Jedem zieht —

Berlin-Lichterfelde — Rudolf Fürst

Kaiser Friedrich III. Tagebücher von 1848–[illegible]. Mit einer Einleitung und Ergänzungen herausgegeben von Heinrich Otto Meisner. Leipzig, K. F. Koehler. 582 S. M. 10,—.

Des Kronprinzen Friedrich Kriegstagebuch von 1870/71, das als Geffcken 1888 nach dem Tode ein paar Stücke daraus veröffentlichte, Mittelpunkt einer politischen Sensation wurde; Bismarck wandte sich damals leidenschaftlich und grob gegen seinen Inhalt. Als vor ein paar Jahren dies Dokument nun in vollem Umfang herausgegeben wurde, war der Eindruck verhältnismäßig gering, denn die politisch wesentlichen Gesichtspunkte seines Inhalts waren in die wissenschaftliche Diskussion schon eingegangen. Für sie wird der vorliegende Band ein größeres Gewicht erhalten; weniger durch jene Aufzeichnungen aus der Frühzeit (1848) oder durch die Briefe von manchen Reisen der fünfziger Jahre als durch die fortlaufenden Tagebuchnotizen seit 1860. Diese sind in ihrer politischen Bedeutung anfangs wohl dürftig, Überblick über einen prinzlich-militärischen Lebenslauf, da ein Wort über eine Predigt, dort über eine Kompagniebesichtigung — durchlaufendes Motiv: Familienglück. Aber mit dem Beginn der innerpreußischen Spannungen erhalten die Aufzeichnungen Profil, und die Schwierigkeiten mit dem König, der Konflikt mit Bismarck werden das eigentliche Thema. Natürlich nicht im Sinn einer bewußten Herausarbeitung — das Unerhebliche oder das bloß Familiäre wird weiter aufgezeichnet, aber es tritt in seiner den Menschen charakterisierenden Bedeutung völlig zurück hinter der sachlichen Stellungnahme, hinter den psychologischen Motivationen, hinter dem Mißtrauen, ja Haß gegen den Berater und Führer seines Vaters. Der Tatbestand des tiefen Gegensatzes ist ja schon den Zeitgenossen [illegible]

Digitized by Google

geworden durch des Kronprinzen öffentliche Haltung; in diesem Tagebuch findet er seinen fortlaufenden, freilich nicht einheitlichen Niederschlag. Das Jahr 1866 macht den Kronprinzen, was er selber erstaunt vermerkt, zum Mitarbeiter des Mannes, den er als Gefahr für Staat und Dynastie bisher gesehen. Ein Anhang enthält ein paar Briefe und sonstige zeitgeschichtliche Dokumente, darunter die wichtige Aufzeichnung des Kronprinzen über den für den Kriegsentschluß entscheidenden Kronrat vom 28. Februar 1866. Die Herausgeberleistung ist ausgezeichnet; sie gibt klare Auskunft über Charakter und Entstehung des Materials, kommentiert knapp mit entsprechender Heranziehung sonstiger zeitgenössischer Quellen und zeigt die wesentlichen Elemente der politischen Fragestellung in den sechziger Jahren, bei starker Zurückhaltung in dem politischen Werturteil. Die persönliche Charakteristik zeigt gut die wechselvollen Züge familiärer Güte und des Bedürfnisses nach Prunk und Repräsentation — Wilhelm II. war doch mehr der Sohn dieses Vaters, als die distanzierende Geschichtsbeschreibung es oft wahrhaben will. Ähnlichkeiten sind so stark wie Gegensätze, und die Gegensätze, will uns scheinen, weniger im Wesenhaften als im Generationsmäßigen, in der Bedingtheit der Jugendeindrücke, gegeben.

Berlin — Theodor Heuß

Zeitgeschichtliche Anmerkungen

XXXI

Der Prozeß der Diktatur

Von Oscar Levy (Wiesbaden)

Otto Forst de Battaglia, der Herausgeber des im Amalthea-Verlag erschienenen Buches „Der Prozeß der Diktatur" beginnt seine Einleitung mit den Worten: „Das Problem der Diktatur ist das beherrschende unserer politischen Gegenwart." „Oder ist es wieder geworden," so könnte ein übergewissenhafter Kritiker vielleicht hinzufügen. Denn das Problem der Diktatur ist uralt: es wird schon vom Vater Homer erörtert und von ihm bedingt zugunsten der Diktatur entschieden: „Einer sei König, einer sei Herrscher — der, dem die Götter die Gaben hierzu verliehen haben." Wie aber, wenn der eine mit dem Talent fehlt, was doch auch in der Menschheitsgeschichte schon vorgekommen ist? Oder wenn seine Gaben sich nicht entfalten konnten, was zu anderen Seiten ebenfalls sein Verhängnis sein kann? Zeitumstände und Persönlichkeit müssen zusammenkommen, um den einzelnen Machthaber den Weg zu bahnen, um den Weizen der Diktatur zur Blüte zu bringen.

Die für sie günstigen Zeiten sind die für die Menschheit ungünstigen, zum mindesten unbequemen: jene, die von Kriegen, Hungersnöten, Revolutionen durchsetzt sind; jene, denen das Chaos, die Anarchie, die Katastrophe droht. Also etwa die unserige. Das Thema „Diktatur" ist darum unzweifelhaft aktuell, und der Herausgeber dieses Buches hat sich ein großes Verdienst erworben, es zur Diskussion gestellt zu haben. Zu einer Diskussion — das ist sein weiteres Verdienst — zu der er, dank seiner internationalen Beziehungen, prominente Persönlichkeiten aller Kulturnationen und Angehörige aller Parteien, von der äußersten Rechten bis zur extremsten Linken, heranziehen konnte.

Guglielmo Ferrero, der italienische Historiker, und Prof. Georg Mehlis, der deutsche Geschichtsphilosoph, behandeln die Geschichte der Diktatur in Altertum, Mittelalter und Neuzeit und kommen zu verschiedenen Resultaten: der erstere zur Ablehnung, weil „die Gewalt nichts Neues schaffe"; der andere zur Befürwortung, weil die Gewalt in den Händen bedeutender Männer fast alles geschaffen habe, was wir als Kultur schätzen. Wickham Steed, der kluge Times-Redakteur, und der Reichstagspräsident Paul Loebe schreiben über Liberalismus und Demokratie: beide in der Überzeugung, daß die „Auswahl der Persönlichkeiten" unter diesem Regime am besten garantiert sei; doch klingt der Optimismus des Engländers gedämpfter, denn er hält die Anwendung liberaler Prinzipien, die „das dynamische Gleichgewicht zwischen zwei umschriebenen Relativitäten" seien, für schwierig. — Der belgische Staatsminister Emil Vandervelde zieht die Grenze zwischen Sozialismus und Diktatur und bedauert besonders die Diktatur des Proletariats in Rußland, die in Wahrheit, ebenso wie der Faszismus, eine Minorität sei, also mit dem wahren Geiste der Demokratie in Widerspruch stünde. — Professor Ludwig Bernhard erörtert die Zusammenhänge von Diktatur und Wirtschaft und erzählt, daß die Amerikaner, Engländer und Holländer zwar selber keine Diktatur bei sich zu Hause haben wollten, aber gerne Kredite an solche Länder gäben, wo diese herrschte, weil sie finanziell diese Länder für sicherer hielten. Die Macht der Diktatur sei aber durch die Wirtschaftsentwicklung beschränkt, denn diese ziele durch ihre internationalen Kartelle auf einen Übernationalismus, der keinerlei nationale „Geschäftsabteilungen" mehr dulde und auf allgemeinen Zusammenschluß dränge: „die Dinge haben Vernunft — nicht die Menschen!" — Es folgen zwei Franzosen, Jules Sauerwein, der politische Direktor des „Matin", der über Diktatur und Außenpolitik schreibt und an Mussolini eine bei aller Anerkennung ablehnende Kritik übt, sowie sein Landsmann Anatole de Monzie, der ehemalige Minister und Führer der französischen Radikalen, der merkwürdigerweise die Diktatur mit anderen Augen ansieht: „Taten hervorbringen", so lautet ein Aphorismus dieses merkwürdigen Links-Politikers, „kann nur ein einzelnes Individuum", und ein anderer meint: „es genügt nicht mehr, den Mißbrauch der Gewalt zu verhindern, man muß auch für ihr gänzliches Versagen Vorsorge treffen."

Neben der Politik kommen aber auch Wissenschaft und Dichtung in dem Buche zu Worte: Professor Albert Einstein meint, daß die Diktatur der Wissenschaft den Maulkorb umhänge und daß diese nur in der Atmosphäre des freien Wortes gedeihen könne: er hat wohl seinen Kollegen Lavoisier vergessen, der einstmals hingerichtet wurde, und zwar von den Männern des „freien Wortes" und unter der Devise: „die Republik braucht keine Gelehrten!" — Ablehnend gegen die Diktatur steht auch der Dichter Robert de Traz aus Genf, der wohl dem „genius loci", Rousseau, mit seiner Verherrlichung der Gleichheit, Brüderlichkeit und Gerechtigkeit eine Huldigung darbringt; ebenso wie der deutsche Dichter Walter von Molo, der die Gelegenheit klug benutzt, um seine Ideen

Digitized by Google

zuerkannt worden. Unter dem Pseudonym Marcel Andrys verbirgt sich der pariser Korrespondent Marcel Bosset.

Zum Andenken an Wilhelm Heinrich Riehl ist eine Gedenktafel anläßlich des gießener Schiffenberg-Festes enthüllt worden, die die Inschrift trägt: „Wilhelm Heinrich Riehl, der unseres Volkes Art aus ihrem Werden gedeutet und beschrieben hat, wohnte hier als Gießener Student im Sommer 1843 und 1844."

Zum Andenken an Hugo von Hofmannsthal ist von der Gemeinde Grundlsee (Steier. Salzkammergut) ein Weg nach dem Namen des Dichters benannt worden.

Johanna Wolff wurde zur Ehrenbürgerin ihrer Heimatstadt Tilsit ernannt.

Die Jugendausgabe von Hans Francks „Der Regenbogen" wurde zum Gebrauch an amerikanischen Schulen von Holt & Co, New York, erworben.

Am 29. Juni wurde in Taus eine Gedenktafel an dem Geburtshause des tschechischen Romandichters K. M. Čapek Chod festlich enthüllt.

Am 6. Juli wurde die Schule in Postupice bei Beneschau, wo der tschechische Nationaldichter Svatopluk Čech seine ersten Schuljahre verbracht hat, mit einer Gedenktafel bedacht.

Die ordentliche Professur für deutsche Sprache und Literatur in Tübingen ist Paul Kluckhohn (Wien) übertragen worden.

H. H. Jahnn wurde mit dem Bau der neuen Orgel in Hamburg-Langenhorn betraut. Er wurde ferner beauftragt, den Entwurf für eine große Radio-Orgel in Kopenhagen anzufertigen, die in ihrer Disposition weitgehend die akustischen Besonderheiten berücksichtigen soll.

• • •

Das Käthchen-Haus in Heilbronn wird renoviert werden.

Briefe Hebbels an seine Tochter aus Paris nebst weiteren Briefen Hebbels sowie Briefe von Freunden und berühmten Zeitgenossen an den Dichter sind dem Hebbel-Museum in Wesselburen aus dem Besitz zweier Enkelinnen Hebbels in Wien und Innsbruck übergeben worden.

60 bisher unbekannte Briefe von Voltaire sind von dem utrechter Literaturhistoriker P. Paltshoff im Archiv des Schlosses Belmonte in Holland aufgefunden worden. Sie sind an Constant d'Hermenches gerichtet.

Funk-Brentano tritt mit der Behauptung in die Öffentlichkeit, die Erinnerungen der Frau de Caylus seien in Wahrheit von Voltaire selbst verfaßt worden.

Sir Ofslen Wakeman hat seine Sammlung von Shakespeare-Dokumenten, bestehend aus Briefen und Manuskripten von Zeitgenossen Shakespeares, der Bibliothek in Birmingham überwiesen.

Vier in Pergament gebundene Bände handschriftlicher autobiographischer Aufzeichnungen Strindbergs und eine Sammlung von Briefen des Dichters an Verwandte sind von einer Schweizer Dame, die Strindberg nahestand, einem Stockholmer Kunsthändler zum Verkauf übergeben worden.

Bei einer Versteigerung von Sothebys wurde für die Erstausgabe von Walter Scotts Roman „Geschichten meines Wirtes" 28400 Mark bezahlt. Die Erstausgabe von „Waverley" erzielte 20420 Mark.

Dem Andenken Leonid Andrejews, dessen Todestag sich im September 1929 zum zehnten Male jährte, ist ein „Requiem" betitelter Sammelband (Moskau, Verlag „Federazia") gewidmet, den der Sohn des verstorbenen Schriftstellers Daniel L. in Gemeinschaft mit W. E. Beklemischewa herausgegeben und W. J. Newstij besorgt haben. Ein unpubliziertes dramatisches Fragment „Requiem", Andrejews Tagebuchblätter aus den Jahren 1909 bis 1919 und einige sechzig Briefe, z. T. an Lew N. Tolstoj, Tschechow und Alexander Blok gerichtet, füllen die Seiten des Buchs, in dem ferner Erinnerungen an A. von S. Weressajew, A. A. Kipen und W. E. Beklemischew Platz gefunden haben.

Der Staatsverlag in Moskau, der demnächst in einen Verlagskonzern aufgehen wird, der sämtliche Verlage der Russischen Räterepublik umfassen soll, nimmt den Bau eines kolossalen Buch-Hauses in Angriff, dessen Plan bereits ausgearbeitet und genehmigt ist. Der Bau wird 350000 Kubikmeter umfassen, zirka 4000 Angestellte sämtlicher Ressorts des zukünftigen Verlagskonzerns sollen darin Platz finden. Die Fertigstellung des Neubaus ist für den Herbst 1932 in Aussicht genommen. (V. C.

„Das Leben der Schmetterlinge" von Friedrich Schnack ist soeben in französischer Sprache erschienen. Sein Werk „Im Wunderreich der Falter" wird demnächst in holländischer Sprache erscheinen. Der Roman „Beatus und Sabine" und „Das Leben der Schmetterlinge" werden in englischer Sprache herauskommen.

Von Heinrich Eduard Jacobs Roman „Blut und Zelluloid" erscheinen die amerikanische, holländische und englische Ausgabe noch in diesem Herbst, die französische im Frühjahr 1931.

In Buenos Aires sind Ferdinand Bruckners „Verbrecher" in spanischer Übersetzung aufgeführt worden. — Die Zeitkomödie „Wer weint um Juckenack" von Hans José Rehfisch hat sich die italienische Bühne erobert. Aufführungsverträge liegen vor aus Rom, Genua und Livorno. — Das Schauspiel „Amnestie" von Karl Maria Finkelnburg ist ins Französische übersetzt worden und gelangt im Herbst zur Aufführung.

Die Deutsche Bücherei in Leipzig hat einen Zuwachs von 88% ihrer Benutzer im ersten Halbjahr 1930 gegen das Vorjahr erfahren.

• • •

„Der Türmer" ist vom Verlag Heinrich Beenken in Berlin erworben worden und soll mit den „Deutschen Monatsheften" verschmolzen werden. Herausgeber der vereinigten Monatsschriften wird vom 1. Oktober ab Friedrich Castelle sein.

• • •

Uraufführungen. Wien. Theater in der Josefstadt: „Konto X", Lustspiel von Rudolf Oesterreicher und Kurt (Bernauer 14. Juli 1930).

Redaktionsschluß: 5. August 1930.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Lutz Weltmann, Berlin; für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthinerstraße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2.-

Digitized by Google

Paul Fechter

Zum 50. Geburtstag

am 14. September 1930

Phot. Rieß, Berlin

Fechter

Man merkt den gütigen Ernst hinter den Werken des Humoristen Paul Fechter. Der Humor und die Ironie sind nur eine Maske des Lebensbetrachters, der sich den Luxus der Feierlichkeit nicht gestatten will, sondern nur leise und lachend die Dinge der Zeit zurechtrücken möchte. Er zeigt die Komik des Lebens, das sich allzu ernst nimmt; aber er zeigt auch den ernsten, unveränderlichen Sinn. Der Humor Fechters hat Substanz, und das ist das Wesentliche. Die Bücher Fechters haben sehr viel Bewegtheit, sehr viel Farbe und eine reiche Komik der Situation und unterhalten. Aber von ihm gilt auch das Wort Nietzsches: „Eine ernste Kunst ist Lachen." Fechters Lachen ist die milde Sachlichkeit der Erkenntnis. *(Berliner Börsen-Zeitung)*

In Paul Fechter haben wir einen der wenigen, den glückliche Vereinigung von Lebensweisheit, Herzensgüte und wahren Humor zu den wirren Erscheinungen unserer Tage so distanziert, daß er sie zu durchschauen und zu schildern vermag, als ob er schon historischen Rückblick hielte. Das Bild, das Fechter in solchen Rahmen gemalt hat, ist bei aller Fülle der Farben und Kontraste von wohltuender Harmonie. *(Berliner Tageblatt)*

Die drei großen humoristischen Zeitromane:

Die Rückkehr zur Natur

Roman. In Leinen M 7.50

Er hat bewiesen: daß wir heute in ihm einen unserer besten Erzähler besitzen. Dazu ist er ein Humorist, der es uns warm ums Herz werden läßt.

Erwin H. Reinalter im Neuen Wiener Abendblatt

Der Ruck im Fahrstuhl

Roman. In Leinen M 7.50

Die Luft des noch frischen Erlebnisses, die Buntheit einer unerhört bewegten Zeit, ausgezeichnete Charakterschilderung machen das Buch zu einer Erquickung.

Münchner Neueste Nachrichten

Die Kletterstange

Roman. In Leinen M 6.50

Ein ausgezeichneter Roman. Geistvoll und witzig. Über dem ganzen Werk leuchtet eine heitere Güte als das Beste, das sich besonders in einem zarten Wissen um Frauen offenbart.

Joh. Demmering in Die schöne Literatur

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART UND BERLIN

Digitized by Google

DER LYRIKER VON HEUTE

Phot. Rose Nicolaier, Berlin

Ein warmes, lebendiges Herz, ein Mitfühlen menschlichen Leides. Unsentimental, unpathetisch, wirklichkeitsnah, aufbegehrend gegen Stumpfheit und Sattheit, sind seine Verse Ausdruck der Zeit und noch mehr: Wegweiser in die Zukunft. – Kästners Lyrik ist repräsentativ für eine ganze Zeit. Kein anderer hat präziser die Zweifelhaftigkeit alles Bestehenden, die für unser Zeitbewußtsein so charakteristische Relativierung der Welt bildhaft gefaßt. – Dieser ausgezeichnete Zeitgenosse schreibt Verse, die zünden, Gedichtbände, die man von Anfang bis Ende liest. – Wir haben in Kästner den Heine unserer Tage gefunden. *(Aus den Presseurteilen)*

SOEBEN ERSCHEINT EIN NEUER BAND

Erich Kästner

EIN MANN GIBT AUSKUNFT

Gedichte. Mit Vignetten von Erich Ohser
Fest broschiert M 4.—, in Leinen gebunden M 6.50

FRÜHER ERSCHIENEN:

LÄRM IM SPIEGEL
Umschlagzeichnung und Vignetten von Rudolf Großmann
6. Tausend. Geheftet M 4.—, Leinen M 6.50

HERZ AUF TAILLE
Umschlagzeichnung und Vignetten von Erich Ohser
10. Tausend. Geheftet M 4.—, Leinen M 6.50

dva **DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT**
STUTTGART UND BERLIN

Digitized by Google

Digitized by Google

Soeben erschien

JOHAN NORDLING
QUASI UNA FANTASIA

Ein Beethoven-Roman. In Leinen geb. M. 5.–

Ein Beethoven-Roman aus dem Schwedischen, der in stimmungsreicher Form und Sprache eine Liebesepisode aus der Wiener Zeit gestaltet. Innerlich geschaut und wahrhaft dichterisch empfunden ist dieses grandiose Beethoven-Thema. Durchgeführt mit tiefer Musikalität, die allen Beethoven-Verehrern das rastlose Schaffen der Wiener Jahre künstlerisch und vor allem menschlich näherbringt.

C. Bertelsmann, Verlagsbuchhandlung in Gütersloh

GAA SOPHIA

Jahrbuch der Naturwissenschaftlichen Sektion der Freien Hochschule für Geisteswissenschaft am Goetheanum, Dornach

Band V (1930): »Die Tierwelt«

— nicht aus mechanischen Gesetzen verstanden — — nicht aus allzumenschlichen Analogien verstanden — ***sondern aus ihrem eigenen Wesen***

28 Beiträge verschiedener Autoren auf geisteswissenschaftlicher Grundlage

Tiergestalt – Tierseele – Tierbewußtsein – Tier und Pflanze – Tier und Mensch – Das Tier in Landwirtschaft, in Unterricht, Mythus und Kunst

8°, ca. 340 S. mit vielen Abbildungen u. Zeichnungen im Text. Halbleinwand RM. 10.—, brosch. RM. 8.50

Orient-Occident-Verlag Stuttgart-Den Haag-London

JOSEPH MARIA LUTZ
Der Zwischenfall

Ein Roman aus dem tiefsten Bayern

Kart. M. 3.60, Leinen M. 5.—

»Scharf und lustig, künstlerisch und echt. Ludwig Thoma in seinen besten Tagen hat es nicht besser gemacht.« **Thomas Mann.**

Ein frisches, sommerliches Buch

R. PIPER & CO. / VERLAG, MÜNCHEN

Maria Rasputin
Der Roman meines Lebens

Die Tochter Rasputins über Aufstieg und Ermordung ihres Vaters

Kartoniert RM. 3.80

UNION DEUTSCHE VERLAGS-GESELLSCHAFT IN STUTTGART

Soeben erschien:

Niederrheinisches Sagenbuch von E. Bockemühl

Mit zahlreichen Bildern von Gustav Olms. 288 Seiten in Ganzleinen geb. Preis Mk. 5.80.

Eine reiche Fülle Niederrheinischer Sagen und Geschichten hat als Erzähler und Herausgeber Erich Bockemühl hier vor uns ausgebreitet. Einem köstlichen Nibelungenhort vergleichbar ist dieses Buch ... Das alles umrahmt u. gewürzt durch die reife Griffelkunst eines Gustav Olms. Ein prachtiges Geschenk für Schule und Haus. Eine Fundgrube echt rheinischen Humors!

Archivrat Dr. Otto Redlich

VERLAG AUG. STEIGER, MÖRS

Geschichte der erotischen Literatur

Von Dr. Paul Englisch

Mit 113 Abbildungen. In 13 Lieferungen zu je 2.90 oder gebunden. Verlangen Sie den ausführlichen Prospekt.

»Die Literatur« schreibt:

... verblüfft vor allem durch die Materialkenntnis des Verf. ... daß sein Werk, von literarischer Bedeutung abgesehen, auch amüsant ist, vermindert keineswegs seinen wissenschaftlichen Ernst.

JULIUS PUTTMANN, Verlagsbuchhandlung Eberhardsbau, STUTTGART, Postfach 660

RUDOLF KIRCHER

Die drei besten Bücher über das moderne England

Wie's die Engländer machen (Politik, Gesellschaft und Literatur im demokratisierten England) Broschiert Mk. 5.–, Ganzleinen geb. Mk. 6.50

»Der wertvollste Schlüssel zum englischen Wesen. Das Buch zu lesen ist eine Freude.« Vossische Zeitung.

Engländer (Staatsmänner, Unternehmer, Denker.) Mit 32 ganzseitigen Bildtafeln in Tiefdruck. Broschiert Mk. 10.–, Ganzleinen geb. Mk. 12.50

»Glänzende literarische Federzeichnungen von unseren prominentesten Zeitgenossen.« Times, London.

Fair Play (Sport, Spiel und Geist in England) Mit 16 ganzseitigen Bildtafeln in Tiefdruck. Broschiert Mk. 4.–, Ganzleinen gebunden Mk. 6.–

»Das gescheiteste, was je über englische Sportauffassung geschrieben wurde.« Stuttgarter Neues Tagblatt.

Vorzugspreis für alle drei Bände (Ganzleinen) in Geschenkkassette Mark 20.—

Societäts-Verlag, Frankfurt am Main

Eine Monographie von kulturhistorischer Bedeutung

Der Holzbauch

Eine faßzinierende Faßfibel für fröhliche Gesellen. Von Paul Dachne

Mit 340 prachtvollen Bildern, zumeist solchen von großer Seltenheit. In Künstlerleinen geb. 25 Mark.

Nach dem Motto: »Wenn ich einmal der Herrgott wär, ich schuf ein großes Faß« (Ed. Arnthor) hat der Autor mit poetischem Schwung ein Werk geschrieben, das eine umfassende Monographie des Fasses bildet, die keinen Vorläufer hat. Sie wendet sich durchaus nicht nur an Fachkreise, sondern an eine Lesergemeinde, die mit warmem Behagen den heiteren Sinn der Darstellung u. ihren tiefen Witz erkennt!

Verlag W. Vobach & Co. GmbH., Berlin und Leipzig

Soeben erschienen von

GUSTAV SCHRÖER

Der Herrgott und ein Mann. Ein neuer Thüringer Bauernroman von Gustav Schröer. Preis geb. 5 M.

Schroers Bauern reden nicht viel vom Herrgott; aber in dem Dumpfen, Erdgebundenen ihrer Seelen mahlen Gottes Mühlen, zerbrechen und formen — Männer. So zeichnet Schröer prachtige Typen.

Heimat wider Heimat. Preis geb. 5 M.

Ein Dichter, ein Meister des klassischen Volksstils, liebereicher, Spitzwegischer Zeichner sonderbarer Kauze; dabei stets in die Tiefe gehend, schlicht und stark: Probleme anpackend, die weit über das bloß Heimatliche hinausweisen aufs Volksganze.

C. Bertelsmann, Verlagsbuchhandlung in Gütersloh

Digitized by Google

Deutsche Zeitschriften

NDERTAFEL / »DAS NEUESTE BUCH IM BILD«

Beilage zur Monatsschrift »Die Literatur«

September **Heft 12**

‹manns Monatshefte

KUNST FÜR ALLE

Malerei, Plastik und Graphik

RM 1.50 Vierteljahrespreis RM 3.75

SCHÖNE HEIM

›hnung, Garten u. Kunsthandwerk

RM 1.60 Vierteljahrespreis RM 4.80

vereinigt in der Gesamtausgabe:

E KUNST

drei Jahrzehnten führende deut- ıatsschrift für Malerei, Plastik, tur, Wohnungskunst, Gärten, ·erbe und künstl. Frauenarbeiten

‹M 3. Vierteljahrespreis RM 7.–

atlich ein reichillustriertes Heft

ıstr. Prospekte kostenfrei

‹MANN AG., MÜNCHEN 2 NW

DER CICERONE

Halbmonatsschrift für Künstler, Kunstfreunde und Sammler

Herausgeber Prof. Dr. Georg Biermann

XXII. Jahrgang 1930

24 reichillustrierte Hefte, vierteljährlich 9.– RM.

DER CICERONE ist die lebendigste und aktuellste Kunstzeitschrift in Europa, die einzige dieser Art, die vierzehntägig erscheint.

Chronique des Arts: Die einzige deutsche Kunstzeitschrift mit wahrhaft universalem Programm, die die Zusammenhänge zwischen Vergangenem und Gegenwärtigem und die Beziehungen zwischen den Ländern und Erdteilen aufzeichnet.

KLINKHARDT & BIERMANN / BERLIN W 10

Jahrbuch für Kunstwissenschaft

Herausgegeben von Dr. Ernst Gall, Direktor der staatl. Schlösser und Gärten, Berlin

22. Jahrgang 1929

Pro Jahr (in 4 Heften) kart. 40.– RM.
Leinenband 44.– RM.

Für die Kunstwissenschaft unentbehrliches Organ. Seine Qualität verbürgt der Name des Herausgebers und die Tatsache, daß schon 22 Jahrgänge vorliegen.

KLINKHARDT & BIERMANN / BERLIN W 10

NEUE BLÄTTER
FÜR DEN SOZIALISMUS

ZEITSCHRIFT FÜR GEISTIGE UND POLITISCHE GESTALTUNG

Herausgegeben von

Prof. Dr. Eduard Heimann-Hamburg, Dr. Fritz Klatt-Prerow, Prof. D. Dr. Paul Tillich-Frankfurt a. Main

»Kein Programm, sondern Wagnis aus der letzten Tiefe u. in der ganzen Breite dessen, was menschlich ist, soll der Sozialismus sein, dem wir dienen als der Grundlage, der Kraft und dem Ziel sinnhafter Gestaltung des Kommenden.« P. Tillich i. Neue Blätter (H. 1). 1930

Preis RM. 1.—, Quartalspreis RM. 2.75

Man fordere Probenummer u. Verlagsprospekt vom Verlag!

ALFRED PROTTE VERLAG / POTSDAM

Das „Tage-Buch"

ist die Wochenschrift des kultivierten Deutschen.

Es gehört keiner Partei an, dient keiner Clique. Mit der Freiheit seiner selbstgewollten Isolierung bespricht es die wichtigsten politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und künstlerischen Ereignisse. Seine Stimme, objektiv über oder neben den Parteien, wird in den Gerichtssälen ebenso gehört wie in Ministerien und Parlamentsberatungen, von den Leitern der großen Wirtschaftsgebilde ebenso wie von den Führern der maßgebenden Verlage und Bühnen.

Das Tage-Buch spricht aus, was die anderen verschweigen. Es kämpft gegen Verwaschenheit, Vorurteil und Langeweile.

Probenummern gratis d. **Tage-Buch Verlag G.m.b.H., Berlin SW. 48,** Hedemannstraße 13. – Vierteljahrs-Abonnement RM. 6.– (Inland), RM. 7.– (Ausland)

Württemberg

ft, herausgegeben von der Gesellschaft der Württ. Landesamts für Denkmalpflege

tung und Geschäftsstelle in Stuttgart Altes Schloß

Kunst, Wissenschaft, Volkstum, Literatur, Bilder. Vierteljährlich durch Post oder el 2.25 Mark. Probeheft umsonst.

gs Land und Volk hat innerhalb Deutschgentümliche Bildung erworben und bete und Möglichkeiten entwickelt. Diese id in den Dienst der deutschen Aufgabe en, ist das Ziel der Monatsschrift.

Rheinische Heimatblätter

Reich illustrierte Monatsschrift für Kunst, Literatur und Geschichte am Rhein

Hervorragende Mitarbeiter

Glänzende Anerkennungen durch die gesamte deutsche Presse werden gerne zugesandt. Probehefte kostenlos.

Normalausgabe ..... M 2.50 p. Quartal
Kunstdruck-Ausgabe M 4.50 p. Quartal

Rheinische Verlagsgesellschaft Koblenz

Die reichbebilderte, beliebte alpine Kunstzeitschrift:

»Alpine Monatshefte«

Zeitschrift für Alpinistik und Reisen

Die werten »Literatur«-Leser erhalten einen 96 Seiten starken, mit 137 Bildern versehenen Probeband gegen Einsendung von RM 1.20 zugesandt.

H. Köppen, Verlag »Alpine Monatshefte«
München 39, Trivastr. 15 (Postscheck München 13832)

efühl der Verantwortung sei es gesagt: e beste kulturelle Monatsschrift Deutsch- (Münchn. Ztg. 27. I. 29)

er Kunstwart

ırift für alle geistigen, künstle- ıd kulturellen Fragen der Zeit. eben von Dr. Hermann Rinn

am inneren Menschen ist diesem Blatte che. Es wirft Wall auf gegen den Unampf für das wirklich Wesentliche und chlagwort wird mit strenger Logik und gskraft geführt" (Köln. Stadtanzeiger)

r Mark 4.50 – Probehefte zu Diensten

ZORG D. W. CALLWEY-MÜNCHEN

Museum der Gegenwart

Zeitschrift der deutschen Museen für neuere Kunst

herausgegeben in Verbindung mit Alexander Dorner, Ernst Gosebruch, Gust. Hartlaub, Max Sauerlandt, Alois Schardt, Wilhelm Wartmann von Ludwig Justi

Die Zeitschrift orientiert durch die berufensten Mitarbeiter über die gesamte moderne Kunst und ihre Spiegelung in den Museen.

Einzelheft M 1.50, jährlich 4 reichillustrierte Hefte M 5.–

Die Zeitschrift wird durch den Buchhandel oder vom Verlag bezogen.

ERNST RATHENAU VERLAG, BERLIN-CHARLOTTENBURG 2, Fasanenstr. 85

Velhagen & Klasings Monatshefte

Deutschlands schönste illustr. Monatsschrift

bringen Meisterwerke moderner Erzähler herrliche Wiedergaben nach Werken der bildenden Kunst / berichten aus allen Gebieten der Kultur und des Lebens

Monatlich nur RM.

2⁴⁰

Digitized by Google

Deutsche Zeitschriften

SONDERTAFEL / »DAS NEUESTE BUCH IM BI

Beilage zur Monatsschrift »Die Literatur«

1930 **September** H

DIE TAT

Monatsschrift zur Gestaltung neuer Wirklichkeit. XXII. Jahrgang

Vierteljährlich 4.20, Einzelheft 1.50

Die TAT setzt ihre schonungslose Kritik an der Gegenwart und ihren Ruf zur Sammlung aller aufbauwilligen Kräfte der Mitte fort. Sie ist heute die interessanteste und zugleich kultur- und zielbewußteste deutsche Zeitschrift. Wer von der an den Tag gebundenen Leitartikelweisheit der Tageszeitungen loskommen und wieder die großen Zusammenhänge übersehen will, dem wird die TAT unentbehrlich werden.

EUGEN DIEDERICHS VERLAG IN JENA

... Nebenbei bemerkt, lese und halte ich die UMSCHAU seit etwa 1905, als sie noch keinen blauen Umschlag hatte. Das sind, mit kurzer Unterbrechung im Kriege, jetzt 25 Jahre. Was die Zeitschrift mir in dieser langen Zeit an Interessantem und Wissenswertem gegeben hat, ist in seiner Vielseitigkeit und Reichhaltigkeit unschätzbar.
Dr. med. Freytag, Facharzt für innere Krankheiten, Kiel

DIE UMSCHAU

Wochenschrift über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik

Preis pro Quartal M. 6.30 zuzüglich Porto
Probeheft kostenlos

Verlag der Umschau, Frankfurt a. M., Blücherstr. 20/22

CORONA

ZWEIMONATSSCHRIFT

Jährlich RM 20.— Einzelh

Heft 1 (Juli) und Heft 2 (1. Sept

enthalten Beiträge v

Hugo v. Hofmannsthal / Rainer Ma
Rudolf Alexander Schröder / Paul
Thomas Mann / Lytton Strach
Borchardt / Karl Voßler / Jose
Max Mell / Benedetto Cro
Gossaert / Hans Grimm / A

VERLAG DER BREMER PRESSE

»Deutsche Frauenkultur und Frauenkleidung«

Monatsblatt der

25000

Mitglieder des »Verbandes Deutsche Frauenkultur« und jeder kulturbewußten Frau

Hochwertige Frauenkleidung
Volkskunst, Schmuck, Tanz
Handarbeit, Erziehung
Vorbildliche Heftausstattung

Überall erhältlich Heft M 1.– / Probenummern gern gratis

VERLAG OTTO BEYER, LEIPZIG/BERLIN

THOMAS MANN über die Zeitschrift Klingsor: »Diese Hefte erfüllen in ihrer geistigen Umsichtigkeit und nach ihrem literarischen Niveau, was die ersten versprachen, und es wundert mich nicht zu hören, daß diese deutsche Zeitschrift Siebenbürgens unterdessen zu einer anerkannten und ins Leben wirkenden kulturellen Institution geworden ist.«

Klingsor

Siebenbürgische Zeitschrift

geleitet von Heinrich Zillich, seit sieben Jahren die führende Kunst- und Kulturzeitschrift in Rumänien. Erscheint monatl. mit Poesie u. Prosa, Kunstbeilagen und Stellungnahmen zu wichtigen Ereignissen besonders des Ostens. Probehefte auf Wunsch kostenlos.

Literarische Gesellschaft DR. H. ZILLICH & CO. Kronstadt, Siebenbürgen

NATURA

Zeitschrift zur Erweiterung der H
nach geisteswissenschaftl. Mensch

Herausgeber: Die Medizi
Freien Hochschule für Geisteswi
am Goetheanum. Dorn

Jahresabonnement (12 Hefte, 4 Jahrg
Quartalabonnement M. 2.75. Ein

Aus dem Inhalt des letzten
Dr. G. Wachsmuth: Vitamine und
kräfte – Dr. Galjurt: Krebstheorie
windung – Dr. A. Diefenbach: D
Gewürze für die gegenwärtige E

Gratisprobeheft auf W

Orient-Occident-Verlag Stuttgart-Bad

BERLINER MONATSHEFTE

FÜR INTERNATIONALE AUFKLÄRUNG. 8. Jahrg. Herausgegeben von der Zentralstelle für Erforschung der Kriegsursachen. Leiter: Dr. h. c. Alfred v. Wegerer. Vierteljährlich im Inland Mk. 4.—, Ausland Mk. 4.20

Die »Berliner Monatshefte« sind vornehmlich der Erforschung der Kriegsursachen gewidmet. Die Zeitschrift ist das international anerkannte Organ, in dem erste Sachverständige des In- u. Auslandes ihre Forschungen über die Entstehung des Weltkrieges und den Kriegsausbruch veröffentlichen. — Die in der ganzen Welt verbreitete Zeitschrift ist unentbehrlich für Diplomaten, Politiker, Historiker, Dozenten und Lehrer, sowie für alle Gebildeten, die sich über die Entstehung des Weltkrieges unterrichten wollen.

Verlangen Sie ein Probeheft! Zusendung kostenlos!

QUADERVERLAG G. M. B. H. / BERLIN NW 6

Reclams Universum

Führende Wochenschrift für die gebildete Familie. Reich illustriert. Wöchentlich 50 Pf. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung u. Postanstalt entgegen

VERLAG VON PHILIPP RECLAM JUN. LEIPZIG

DER ERDBALL

Die illustrierte Monatsschrift für Länder-, Ha

»Der Erdball« ist eine Zeitschrift
und Völkerkunde eine wissens
statte haben, und die in keiner
lichen ausländischen Unter
steht. »Der Erdball« bietet
lehrten als auch dem Lernende
Ergebnissen der neuesten Fors
machen will, ein ideales Lehrm
solchen, die längst im Beruf st
Zeitschrift Aufschluß über
geben, das zu den interessan
in der Kultur und dem Leben

Hugo Bermühler Verlag, Berlin-Lich

Preis im Vierteljahr nur RM

Die hervorragendste deutsche Literaturzeitschrift
Hamburger Fremdenblatt

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgeber: Ernst Heilborn

berichtet systematisch über Neuerscheinungen, wie über die kritische Leistung der Presse. Sie verfolgt zielbewußt den Entwicklungsgang des mod. Schrifttums, macht mit dem Schaffen neuer Dichter vertraut und gibt auf anschauliche Weise in übersichtlicher Form Aufschluß über alle literarischen Fragen Deutschlands und der führenden fremdsprachigen Literatur.

Vierteljährlich M 5.—, Einzelheft M 2.—

Verlangen Sie ausführlichen Prospekt u. Probeheft

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART

DER SIMPLICISSIMUS

das große satirische Wochenblatt von Weltbedeutung

dient keiner anderen Partei als der des gesunden

Menschenverstandes

Unter Mitarbeit der berühmtesten Karikaturisten u. der besten literarischen Köpfe spiegelt der »Simplicissimus« jede Woche das politische, soziale und allgemein kulturelle Bild der Zeit. Die Unabhängigkeit seiner Kritik und die Vorurteilslosigkeit seiner Weltbetrachtung verleiht dem »Simplicissimus« seine einzigartige Bedeutung.

DER WERKSLE

Halbmonatsschrift für neu
Fabrikanlage, Betriebsfüh
Organisation

Vierteljährlich M 5.—, Einz

Der Werksleiter vermittelt einen
schen Gesamtüberblick über
und empfehlenswerten Neuerun
schritte neuzeitlicher Betriebs
ganisation auf industriewisse
kaufmännischem u. sozialpolitis

Verlangen Sie Probehefte und Pro

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT

Digitized by Google

NEUERSCHEINUNG

dva

Demnächst erscheint

ALFRED NEUMANN

Der Held

Roman eines politischen Mordes

In Leinen gebunden M 7.50

Wieder hat Neumann sein überragendes Können bewiesen: In politischen Zusammenhängen das zutiefst verborgene Menschliche aufzudecken. Ton und Gang der Erzählung entsprechen der außerordentlichen Kühnheit und Folgerichtigkeit des psychologischen Vorwurfs, die geprägt und gesteigert sind durch eine Dialogführung von unerbittlicher Logik. – Vor unsern Augen erstehen drei Tage dieses „Helden": Lebensaugenblicke von furchtbarer Wachheit und Hellsichtigkeit, die Erlebnisse des Entschlusses zum Mord, des Zögerns, der Tat, der Gewissensqual, sein Ringen um innere Lossprechung durch die Anerkenntnis seiner Schuld, – ein Sühnen durch tausendfachen Tod. An dieser gleichnishaften Romandichtung geht unsere jüngste Vergangenheit vorüber. Wie in einem Spiegel erscheint ihr Bild, ein Antlitz voll erschütternden Leides und in der Zerstörung durchstrahlt von der schuldüberwindenden Macht des Gewissens.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART BERLIN

Digitized by Google

Demnächst erscheint

Hermann Stegemann

Die letzten Tage des Marschalls von Sachsen

Roman

In Leinen gebunden M 6.50

Nicht um großes Weltgeschehen geht es in diesem neuen Roman des gefeierten schweizer Erzählers und Historikers; vielmehr um ein intimes Spiel der Menschlichkeit im Schein der Geschichte. Moritz von Sachsen ist der kriegerische Held seines galanten Zeitalters, die letzte hohe Gestalt des niedergehenden Barock. Hier nun, in seinen letzten Tagen, wird dem vom Tode gezeichneten Marschall ein Geheimnis anvertraut, dessen Lösung ihn selbst und zwei seiner hervorragendsten Waffengefährten in ihrem heimlichsten Verhältnis zu einer schönen Frau zeigt. Der Zufall — oder was uns dafür gilt, die Lenkung menschlicher Dinge — hat es so gefügt, daß ein höchst persönlicher Akt der Rache eine Schlacht gewinnen und damit den letzten Feldzug des Marschalls von Sachsen glücklich entscheiden half. So seltsam zieht ein Lebensrätsel aus dem verborgensten Punkt seine Kreise weit und weiter. Stegemann beschenkt uns mit seinem Werk von köstlichster Edelreife, dessen kunstvoll verschlungene Handlung aufs vollkommenste mit dem Geist der Zeit und seinen Menschen eins wird und den Leser bis zum letzten Wort aufs stärkste fesselt und ergreift.

Deutsche Verlags-Anstalt / Stuttgart und Berlin

Digitized by Google

Die Schweiz im deutschen Geistesleben

NEUESTE BÄNDE:

Prof. Dr. Samuel Singer

Die mittelalterliche Literatur der deutschen Schweiz

In Leinen Mk. 4.—

Nicht allein das polyhistorische Wissen, sondern mehr noch die Weite und Unbestechlichkeit des Blickes sind die festen Grundlagen, auf denen Singer sein Denkmal der mittelalterlichen Schweizerliteratur errichtet. Endlich schenkt er uns seine aus profunder Detailwissenschaft auftauchende Abhandlung, die alle schillernden Reize eines beziehungsreichen Gesprächs und zugleich die Verläßlichkeit einer durch ein Gelehrtenleben erprobten nüchternen Forschung aufweist. Der Bund, Bern

Dr. Walther Rehm

Jakob Burckhardt

In Leinen Mk. 5.60

Rehm hat seine Darstellung auf die innerste Werde-Welt Burckhardts bezogen. Er ist wohl der erste, der Burckhardts Werke von Konstantin bis zu den Vorträgen als geistiges Kontinuum und Ausdruck der Persönlichkeit betrachtet. Behutsam, überlegen, verächtlich gegen das nur Wirkenwollende, ganz aus der Seelenkultur Burckhardts heraus, hat Rehm das Bildnis entworfen, das man nur billigen und mit großem Dank nicht nachdrücklich genug empfehlen kann.

Neue Freie Presse, Wien

Verlag von Huber & Co. Aktiengesellschaft in Frauenfeld u. Leipzig

---

Ina Seidel

Renée und Rainer

Erzählung. In Leinen M 5.50

Ina Seidel offenbart in dieser Erzählung eine so tiefe Einsicht in die letzten Gründe erzieherischer Weisheit, ein solches Wissen um die eigentümliche Seelenlage der jungen Generation und um die Voraussetzungen der Entfaltung ihrer Persönlichkeit im Sinne einer menschlichen Universalität, daß sie sich mit diesem Buch unmittelbar in die kleine Zahl der großen dichterischen Deuter unseres menschlichen Daseins eingereiht hat. Die Musikalität ihrer Sprache, die Farbenfülle ihrer Landschaftsdarstellungen, ihr vom Wissen um die Glückskräfte wahrer Lebenswerte getragenes, hochgestimmtes Lebensgefühl, das uns aus dem Buch entgegenschwingt, macht es zu einem künstlerischen Erlebnis, das in uns nachwirkt und sich auch noch lange Zeit nach der Lektüre nicht verflüchtigt.

Wilhelm Meridies in „Das Deutsche Buch", Leipzig.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART BERLIN

RAMON
GOMEZ DE LA SERNA

Torero Caracho

Roman. Ganzleinen RM. 6.50

Ein ungemein interessantes Buch, voll von jenen Espritblitzen, die den jungen Spanier bekannt gemacht haben. (Berliner Tageblatt)

.... ein Muster für die unerschöpfliche literarische Explosivkraft seines Volkes. (Frankf. Ztg.)

C. WELLER CO. VERLAG

Digitized by Google

VORANZEIGE

»Rußland wird nicht am Unglauben sterben!« ist das leidenschaftliche Credo des durch das bolschewistische Fegefeuer hindurchgehenden russischen Menschen!

In der Reihe derjenigen, die in ihrem eigenen Lebensschicksal von der staatlichen Umwälzung betroffen wurden, wird in der Fremde die Glut russischer Frömmigkeit erneut wach.

Wladimir Brenner, ein russischer Emigrant, tritt mit diesem Bekenntnis in den Vordergrund und gibt gleichzeitig mit einem stilistischen Meisterstück eine Höchstleistung, die auch denjenigen anspricht, der Rußland bisher nur vom wirtschaftspolitischen, soziologischen oder vom kirchen- und dogmengeschichtlichen Gesichtspunkt aus gesehen hat. Der Held seiner Arbeit, ein dem Verfasser persönlich bekannter griechisch-orthodoxer Kirchenfürst, gelangt durch eine harte Jugend und straff wissenschaftliche Schulung über das Mönchtum zu höchsten Kirchenwürden. In plastisch greifbaren Gestalten begegnet ihm die Not in Staat, Kirche und Volk. Er weicht weder den Spannungen aus, die zwischen Amt und Zarentum entstehen, noch denen aus Lehre und schlichter Frömmigkeit, sondern vereinigt am Ende seines tragischen Lebensschicksals in der Auflösung aller bisher um ihn gültigen Werte Person und Sache zu einer gereiften Größe, die in erschütternd dramatischer Wucht aus der chaotischen Umgebung sich abheben.

Der Roman:

»Das Gottestheater« von **Wladimir Brenner**

erscheint Anfang Oktober im **Leopold Klotz Verlag, Gotha**

Preis broschiert M. 4.—, gebunden M. 6.—

Digitized by Google

NEUE KRITIK

Zitate aus wichtigen Pressestimmen

Lester Cohen

Die Pardways

Leinen M 10.-/Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Mit diesen Typen, mit ihrem Spiel und Widerspiel, mit dem geraden Verlauf der Handlung werden die »Pardways« zu einem beispielmäßigen Buch der Gattung, zu deren besten Gestaltungen von Deutschen nur die Buddenbrooks zu zählen sind. — Man kann sein Heldenlied ruhig zweimal hintereinander lesen. *Berliner Tageblatt*

Ernst Zahn

Gewalt über ihnen

Leinen M 7.-/Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Der Roman darf als einer der besten des Schweizer Erzählers bezeichnet werden. Hier findet die Erzählerkunst Zahns ihren Höhepunkt. Mit zwingender Logik und reifer Menschenbeobachtung entwickelt Zahn die Tragik einer Menschenseele. Schlicht ist der Aufbau und einfach die Sprache, aber von mitreißender dichterischer Kraft und Schönheit. Dies Buch zu lesen, ist ein Erlebnis, das lange nachklingt. *Echo der Gegenwart, Aachen*

Armin T. Wegner

Fünf Finger über Dir

Leinen M 9.-/Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Wegner gibt hier in Tagebuchaufzeichnungen und Briefen Rechenschaft von der Umwandlung der seelischen Struktur des russischen Menschen, die ihm auf seiner Entdeckerfahrt quer durch das russische Reich bis in den Kaukasus und nach Persien im Verkehr mit überzeugten Kommunisten, Gegnern und Indifferenten zum Bewußtsein gekommen ist. Wegner ist ein glänzender Beobachter, weil er den Problemen nicht nur mit verstandesmäßiger Schärfe, sondern — für Rußland besonders wichtig — auch mit allem menschlichen Mitgefühl entgegentritt. Er hat viel gesehen, durchdacht und miterlitten. Eine wahre Fundgrube für jeden, der das Rußland von heute verstehen will, und ich trage keine Bedenken zu behaupten, daß mit diesem Buch und seiner Problemstellung sich ein jeder auseinandersetzen muß, dem es ernst ist um die Erkenntnis von der Durchführbarkeit einer Neuorganisation der menschlichen Gemeinschaft. *Das Deutsche Buch, Leipzig*

Helene Böhlau

Eine zärtliche Seele

Leinen M 6.-/Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Das Buch hält ein Versprechen, rechtfertigt das Vertrauen, das man in Süskinds Anfänge gesetzt hat. Er bewährt Gestaltung, eigene Sprachmelodie, leichte Bewältigung des Stoffes im größeren epischen Maßstab. *Efraim Frisch, Frankfurter Ztg.*

Schriftsteller

auch junge Talente, finden Gelegenheit zur Buchausgabe schöngeistiger Werke, auch Bühnenvertrieb, durch

HEIM-VERLAG
RADOLFZELL
Bodensee

Ammon

Deutsche Literaturgeschichte in Frage und Antwort

I. Von den Anfängen bis Luther. 2., verb. Aufl. (4.—5. Tausend) M. 3.75, geb. 4.80 (neu!)

II. Von Luther bis zur Gegenwart. 2., verb. Aufl. (3.-5. Tausend). 1929. M. 5.-, geb. 6.50

„Ein ausgezeichnetes Buch" (Univ.-Prof. Dr. J. Nadler, Königsberg)

F. Dümmlers Verlag, Berlin

Kleine Anzeigen

Dieses Feld kostet nur 12 Mark

Anfragen u. Aufträge sind zu richten an die Anzeigen-Abteilung d.

Deutschen Verlags-Anstalt
Stuttgart
Neckarstr. 121/123

Das Deutsche Drama

Ein Jahrbuch

Herausgegeben von
DR. R. ELSNER

1. Jahrgang

In Ganzleinen M. 4.50

Erfaßt die gesamte dramatische Literatur des Jahres. Wertvolle Neudrucke und Beiträge zur Geschichte und Kritik des Dramas.

Prospekte umsonst

Verlag der Deutschen Nationalbühne
Berlin-Pankow

Vor kurzem erschien:

FRIEDRICH WOLF
HÖRSPIELE

SOS . . . Rao Rao . . . Foyn
(Krassin rettet Italia)
und
John D. erobert die Welt

In einem Band. Geheftet M 2.50

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Verlagsberichte

Von Johanna Wolff, die erst vor kurzem durch Überreichung des Ehrenbürgerbriefes ihrer Heimatstadt Tilsit besonders geehrt wurde, erscheint noch im Herbst d. J. in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart ein neuer Novellenband.

*

Wir empfehlen den am Schluß des Heftes beigeklebten, sehr ausführlichen Prospekt der Firma Junker und Dünnhaupt in Berlin über das von Emil Ermatinger herausgegebene Werk „Philosophie der Literaturwissenschaft" der besonderen Beachtung unserer Leser.

Digitized by Google

Ein umfassendes Standardwerk über Frankreich

(Vossische Zeitung)

CURTIUS-BERGSTRÄSSER
FRANKREICH

BAND I

Ernst Robert Curtius / Die französische Kultur

Vorwort — 1. Der französische Kulturbegriff — 2. Natürliche Grundlagen — 3. Geschichtliche Grundlagen — 4. Die Literatur und das geistige Leben — 5. Religion — 6. Unterrichtswesen — 7. Paris — 8. Wesenszüge der französischen Kultur

BAND II

Arnold Bergsträsser / Staat und Wirtschaft Frankreichs

Zur Einführung — 1. Geschichte und Gegenwart — 2. Staat und Bürgertum — 3. Die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft — 4. Die konservative Demokratie — 5. Die Staatsverwaltung — 6. Elsaß-Lothringen — 7. Das Heer — 8. Wirtschafts- und Finanzpolitik — 9. Frankreich als Großmacht — Bibliographie

2 Bände (Gr.-8°, 196 und 324 Seiten) in Leinen gebunden M 20.–

Die ersten Urteile

Dieses Werk von Curtius und Bergsträsser, das auf den verschiedensten Gebieten und mit den verschiedensten Methoden zur gleichen Einsicht in das französische Wesen gelangt, ist sicher einer der besten und geistvollsten Führer nicht nur zur Erforschung des französischen Nationalcharakters, sondern auch — aus mannigfaltiger Polarität heraus — zur Erkenntnis des deutschen Wesens. *Die Neue Rundschau, Berlin*

Reichhaltigkeit, Vertrautheit mit dem Material, Präzision in allem Sachlichen, glückliche Wahl der Zitate, Klarheit im Aufbau und Leichtigkeit des Ausdrucks — diese Eigenschaften des Essayisten Curtius und mit ihnen ein unverkennbar französischer Zug treten im Buche in Erscheinung. *Neue Zürcher Zeitung*

Die Darlegungen Bergsträssers zeichnen sich durch geistige Durchdringung und klärende Gestaltungskraft, sowie durch sachliche Gründlichkeit und Genauigkeit aus. *Hannoverscher Kurier*

Für die Veranlassung dieser Publikation kann man der Deutschen Verlags-Anstalt nur dankbar sein. In ihr besitzt Deutschland ein Frankreichwerk, wie es besser kaum gedacht werden kann. Alles ist in diesem Werke klar und durchsichtig — aber die Problematik wird doch nie unterdrückt und zerstört, sondern in ihrer ganzen Spannung stehen gelassen. Es liegt der seltene Fall vor, daß ein Buch zugleich für weite und für exklusive Kreise bestimmt ist. Das differenzierende, mit einem ungemeinen Sinn für Nuancen, Schattierungen begabte Denken äußert sich in einer feinen, als selbstverständlich wirkenden Form. Schon der Aufbau des Ganzen dient dazu, das subtile Kennertum, welches das ganze Werk bestimmt, nicht aufdringlich werden zu lassen. — Eine glänzende Einführung in das Verständnis Frankreichs. — Ein Werk, dessen Bedeutung gerade darin besteht, daß es keine direkten Entscheidungen geben will, sondern sich damit begnügt, zu beschreiben und zum Verständnis zu führen.

Dr. Waldemar Gurian in der Augsburger Postzeitung

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART UND BERLIN

Digitized by Google

Digitized by Google

DER LYRIKER VON HEUTE

Phot. Rose Nicolaier, Berlin

Ein warmes, lebendiges Herz, ein Mitfühlen menschlichen Leides. Unsentimental, unpathetisch, wirklichkeitsnah, aufbegehrend gegen Stumpfheit und Sattheit, sind seine Verse Ausdruck der Zeit und noch mehr: Wegweiser in die Zukunft. – Kästners Lyrik ist repräsentativ für eine ganze Zeit. Kein anderer hat präziser die Zweifelhaftigkeit alles Bestehenden, die für unser Zeitbewußtsein so charakteristische Relativierung der Welt bildhaft gefaßt. – Dieser ausgezeichnete Zeitgenosse schreibt Verse, die zünden, Gedichtbände, die man von Anfang bis Ende liest. – Wir haben in Kästner den Heine unserer Tage gefunden. *(Aus den Presseurteilen)*

SOEBEN ERSCHEINT EIN NEUER BAND

Erich Kästner

EIN MANN GIBT AUSKUNFT

Gedichte. Mit Vignetten von Erich Ohser
Fest broschiert M 4.—, in Leinen gebunden M 6.50

FRÜHER ERSCHIENEN:

LÄRM IM SPIEGEL
Umschlagzeichnung und Vignetten von Rudolf Großmann
6. Tausend. Geheftet M 4.—, Leinen M 6.50

HERZ AUF TAILLE
Umschlagzeichnung und Vignetten von Erich Ohser
10. Tausend. Geheftet M 4.—, Leinen M 6.50

dva **DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT**
STUTTGART UND BERLIN

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Zeitschriften

SONDERTAFEL / »DAS NEUESTE BUCH IM BILD

Beilage zur Monatsschrift »Die Literatur«

1930 **September** Heft

DIE TAT

Monatsschrift zur Gestaltung neuer Wirklichkeit. XXII. Jahrgang
Vierteljährlich 4.20, Einzelheft 1.50

Die TAT setzt ihre schonungslose Kritik an der Gegenwart und ihren Ruf zur Sammlung aller aufbauwilligen Kräfte der Mitte fort. Sie ist heute die interessanteste und zugleich kultur- und zielbewußteste deutsche Zeitschrift. Wer von der an den Tag gebundenen Leitartikelweisheit der Tageszeitungen loskommen und wieder die großen Zusammenhänge übersehen will, dem wird die TAT unentbehrlich werden.

EUGEN DIEDERICHS VERLAG IN JENA

... Nebenbei bemerkt, lese und halte ich die UMSCHAU seit etwa 1905, als sie noch keinen blauen Umschlag hatte. Das sind, mit kurzer Unterbrechung im Kriege, jetzt 25 Jahre. Was die Zeitschrift mir in dieser langen Zeit an Interessantem und Wissenswertem gegeben hat, ist in seiner Vielseitigkeit und Reichhaltigkeit unschätzbar.
Dr. med. Freytag, Facharzt für innere Krankheiten, Kiel

DIE UMSCHAU

Wochenschrift über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik

Preis pro Quartal M. 6.30 zuzüglich Porto
Probeheft kostenlos

Verlag der Umschau, Frankfurt a. M., Blücherstr. 20/22

CORONA

ZWEIMONATSSCHRIFT

Jährlich RM 20.— Einzelheft RM

Heft 1 (Juli) und Heft 2 (1. Septembe
enthalten Beiträge von:
Hugo v. Hofmannsthal / Rainer Maria Ri
Rudolf Alexander Schröder / Paul Vale
Thomas Mann / Lytton Strachey / Ru
Borchardt / Karl Voßler / Josef Hofmil
Max Mell / Benedetto Croce / Ge
Gossaert / Hans Grimm / Adolf Fre

VERLAG DER BREMER PRESSE / MÜNC

»Deutsche Frauenkultur und Frauenkleidung«

Monatsblatt der
25000
Mitglieder des »Verbandes Deutsche Frauenkultur« und jeder kulturbewußten Frau

Hochwertige Frauenkleidung
Volkskunst, Schmuck, Tanz
Handarbeit, Erziehung
Vorbildliche Heftausstattung

Überall erhältlich Heft M 1.– / Probenummern gern gratis

VERLAG OTTO BEYER, LEIPZIG/BERLIN

THOMAS MANN über die Zeitschrift Klingsor: »Diese Hefte erfüllen in ihrer geistigen Umsichtigkeit und nach ihrem literarischen Niveau, was die ersten versprachen, und es wundert mich nicht zu hören, daß diese deutsche Zeitschrift Siebenbürgens unterdessen zu einer anerkannten und ins Leben wirkenden kulturellen Institution geworden ist.«

Klingsor

Siebenbürgische Zeitschrift

geleitet von Heinrich Zillich, seit sieben Jahren die führende Kunst- und Kulturzeitschrift in Rumänien

Erscheint monatl. mit Poesie u. Prosa, Kunstbeilagen und Stellungnahmen zu wichtigen Ereignissen besonders des Ostens. Probehefte auf Wunsch kostenlos.

Literarische Gesellschaft DR. H. ZILLICH & CO. Kronstadt, Siebenbürgen

NATURA

Zeitschrift zur Erweiterung der Heilk
nach geisteswissenschaftl. Menschenk

Herausgeber: Die Medizin. Sektion der Freien Hochschule für Geisteswissenschaft am Goetheanum, Dornach

Jahresabonnement (12 Hefte, 4. laufend. Jahr.)
Quartalabonnement M. 2.75, Einzelheft M.

Aus dem Inhalt des letzten Jahrga
Dr. G. Wachsmuth: Vitamine und ätherische
kräfte - Dr. Galjart: Krebstheorie und ihre
windung - Dr. A. Diefenbach: Die Bedeutu
Gewürze für die gegenwärtige Ernährung u.

Gratisprobeheft auf Wunsch

Orient-Occident-Verlag Stuttgart-Den Haag-L

BERLINER MONATSHETE

FÜR INTERNATIONALE AUFKLÄRUNG. 8. Jahrg. Herausgegeben von der Zentralstelle für Erforschung der Kriegsursachen. Leiter: Dr. h. c. Alfr. v. Wegerer. Vierteljährlich im Inland Mk. 4.–, Ausland Mk. 4.20

Die »Berliner Monatshefte« sind vornehmlich der Erforschung der Kriegsursachen gewidmet. Die Zeitschrift ist das international anerkannte Organ, in dem erste Sachverständige des In- u. Auslandes ihre Forschungen über die Entstehung des Weltkrieges und den Kriegsausbruch veröffentlichen. — Die in der ganzen Welt verbreitete Zeitschrift ist unentbehrlich für Diplomaten, Politiker, Historiker, Dozenten und Lehrer, sowie für alle Gebildeten, die sich über die Entstehung des Weltkrieges unterrichten wollen.

Verlangen Sie ein Probeheft! Zusendung kostenlos!

QUADERVERLAG G. M. B. H. / BERLIN NW 6

Reclams Universum

Führende Wochenschrift für die gebildete Familie. Reich illustriert. Wöchentlich 50 Pf. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung u. Postanstalt entgegen

VERLAG VON PHILIPP RECLAM JUN. LEIPZIG

DER ERDBALL

Die illustrierte Monatsschrift für Länder-, Menschen- u. Völkerk

»Der Erdball« ist eine Zeitschrift, in der Lä
und Völkerkunde eine wissenschaftliche Pfl
stätte haben, und die in keiner Weise hinte
lichen ausländischen Unternehmungen zurü
steht. »Der Erdball« bietet sowohl dem Fac
lehrten als auch dem Lernenden, der sich m
Ergebnissen der neuesten Forschungen vertr
machen will, ein ideales Lehrmittel. Aber auch
solchen, die längst im Beruf stehen, kann
Zeitschrift Aufschluß über ein Wissensg
geben, das zu den interessantesten Vorg
in der Kultur und dem Leben der Völker

Hugo Bermühler Verlag, Berlin-Lichterfelde

Preis im Vierteljahr nur RM. 3.—

Die hervorragendste deutsche Literaturzeitschrift
Hamburger Fremdenblatt

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgeber: Ernst Heilborn

berichtet systematisch über Neuerscheinungen, wie über die kritische Leistung der Presse. Sie verfolgt zielbewußt den Entwicklungsgang des mod. Schrifttums, macht mit dem Schaffen neuer Dichter vertraut und gibt auf anschauliche Weise in übersichtlicher Form Aufschluß über alle literarischen Fragen Deutschlands und der führenden fremdsprachigen Literatur.

Vierteljährlich M 5.—, Einzelheft M 2.—

Verlangen Sie ausführlichen Prospekt u. Probeheft

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART

DER SIMPLICISSIMUS

das große satirische Wochenblatt von Weltbedeutung

dient keiner anderen Partei als der des gesunden

Menschenverstandes

Unter Mitarbeit der berühmtesten Karikaturisten u. der besten literarischen Köpfe spiegelt der »Simplicissimus« jede Woche das politische, soziale und allgemein kulturelle Bild der Zeit. Die Unabhängigkeit seiner Kritik und die Vorurteilslosigkeit seiner Weltbetrachtung verleiht dem »Simplicissimus« seine einzigartige Bedeutung.

DER WERKSLEITE

Halbmonatsschrift für neuzeitliche Fabrikanlage, Betriebsführung und Organisation

Vierteljährlich M 5.—, Einzelheft M

Der Werksleiter vermittelt einen systema
schen Gesamtüberblick über alle bewährte
und empfehlenswerten Neuerungen und Fort
schritte neuzeitlicher Betriebsführung und Or
ganisation auf industriewissenschaftlichem
kaufmännischem u. sozialpolitischem Gebiete

Verlangen Sie Probehefte und Prospekte kost

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTG

Digitized by Google

NEUERSCHEINUNG

dva

Demnächst erscheint

ALFRED NEUMANN

Der Held

Roman eines politischen Mordes

In Leinen gebunden M 7.50

Wieder hat Neumann sein überragendes Können bewiesen: In politischen Zusammenhängen das zutiefst verborgene Menschliche aufzudecken. Ton und Gang der Erzählung entsprechen der außerordentlichen Kühnheit und Folgerichtigkeit des psychologischen Vorwurfs, die geprägt und gesteigert sind durch eine Dialogführung von unerbittlicher Logik. – Vor unsern Augen erstehen drei Tage dieses „Helden": Lebensaugenblicke von furchtbarer Wachheit und Hellsichtigkeit, die Erlebnisse des Entschlusses zum Mord, des Zögerns, der Tat, der Gewissensqual, sein Ringen um innere Lossprechung durch die Anerkenntnis seiner Schuld, – ein Sühnen durch tausendfachen Tod. An dieser gleichnishaften Romandichtung geht unsere jüngste Vergangenheit vorüber. Wie in einem Spiegel erscheint ihr Bild, ein Antlitz voll erschütternden Leides und in der Zerstörung durchstrahlt von der schuldüberwindenden Macht des Gewissens.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART BERLIN

Digitized by Google

VORANZEIGE

»Rußland wird nicht am Unglauben sterben!« ist das leidenschaftliche Credo des durch das bolschewistische Fegefeuer hindurchgehenden russischen Menschen!

In der Reihe derjenigen, die in ihrem eigenen Lebensschicksal von der staatlichen Umwälzung betroffen wurden, wird in der Fremde die Glut russischer Frömmigkeit erneut wach.

Wladimir Brenner, ein russischer Emigrant, tritt mit diesem Bekenntnis in den Vordergrund und gibt gleichzeitig mit einem stilistischen Meisterstück eine Höchstleistung, die auch denjenigen anspricht, der Rußland bisher nur vom wirtschaftspolitischen, soziologischen oder vom kirchen- und dogmengeschichtlichen Gesichtspunkt aus gesehen hat. Der Held seiner Arbeit, ein dem Verfasser persönlich bekannter griechisch-orthodoxer Kirchenfürst, gelangt durch eine harte Jugend und straff wissenschaftliche Schulung über das Mönchtum zu höchsten Kirchenwürden. In plastisch greifbaren Gestalten begegnet ihm die Not in Staat, Kirche und Volk. Er weicht weder den Spannungen aus, die zwischen Amt und Zarentum entstehen, noch denen aus Lehre und schlichter Frömmigkeit, sondern vereinigt am Ende seines tragischen Lebensschicksals in der Auflösung aller bisher um ihn gültigen Werte Person und Sache zu einer gereiften Größe, die in erschütternd dramatischer Wucht aus der chaotischen Umgebung sich abheben.

Der Roman:

»Das Gottestheater« von **Wladimir Brenner**

erscheint Anfang Oktober im **Leopold Klotz Verlag, Gotha.**

Preis broschiert M. 4.—, gebunden M. 6.—

Digitized by Google

NEUE KRITIK

Zitate aus wichtigen Pressestimmen

Lester Cohen

Die Pardways

Leinen M 10.-/Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Mit diesen Typen, mit ihrem Spiel und Widerspiel, mit dem geraden Verlauf der Handlung werden die »Pardways« zu einem beispielmäßigen Buch der Gattung, zu deren besten Gestaltungen von Deutschen nur die Buddenbrooks zu zählen sind. — Man kann sein Heldenlied ruhig zweimal hintereinander lesen. *Berliner Tageblatt*

Ernst Zahn

Gewalt über ihnen

Leinen M 7.-/Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Der Roman darf als einer der besten des Schweizer Erzählers bezeichnet werden. Hier findet die Erzählerkunst Zahns ihren Höhepunkt. Mit zwingender Logik und reifer Menschenbeobachtung entwickelt Zahn die Tragik einer Menschenseele. Schlicht ist der Aufbau und einfach die Sprache, aber von mitreißender dichterischer Kraft und Schönheit. Dies Buch zu lesen, ist ein Erlebnis, das lange nachklingt. *Echo der Gegenwart, Aachen*

Armin T. Wegner

Fünf Finger über Dir

Leinen M 9.-/Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Wegner gibt hier in Tagebuchaufzeichnungen und Briefen Rechenschaft von der Umwandlung der seelischen Struktur des russischen Menschen, die ihm auf seiner Entdeckerfahrt quer durch das russische Reich bis in den Kaukasus und nach Persien im Verkehr mit überzeugten Kommunisten, Gegnern und Indifferenten zum Bewußtsein gekommen ist. Wegner ist ein glänzender Beobachter, weil er den Problemen nicht nur mit verstandesmäßiger Schärfe, sondern — für Rußland besonders wichtig — auch mit allem menschlichen Mitgefühl entgegentritt. Er hat viel gesehen, durchdacht und miterlitten. Eine wahre Fundgrube für jeden, der das Rußland von heute verstehen will, und ich trage keine Bedenken zu behaupten, daß mit diesem Buch und seiner Problemstellung sich ein jeder auseinandersetzen muß, dem es ernst ist um die Erkenntnis von der Durchführbarkeit einer Neuorganisation der menschlichen Gemeinschaft. *Das Deutsche Buch, Leipzig*

Helene Böhlau

Eine zärtliche Seele

Leinen M 6.-/Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Das Buch hält ein Versprechen, rechtfertigt das Vertrauen, das man in Süskinds Anfänge gesetzt hat. Er bewährt Gestaltung, eigene Sprachmelodie, leichte Bewältigung des Stoffes im größeren epischen Maßstab. *Efraim Frisch, Frankfurter Ztg.*

Schriftsteller

auch junge Talente, finden Gelegenheit zur Buchausgabe schöngeistiger Werke, auch Bühnenvertrieb, durch

HEIM-VERLAG
RADOLFZELL
Bodensee

Ammon

Deutsche Literaturgeschichte in Frage und Antwort

I. Von den Anfängen bis Luther. 2., verb. Aufl. (4.—5. Tausend) M. 3.75, geb. 4.80 (neu!)

II. Von Luther bis zur Gegenwart. 2., verb. Aufl. (3.-5. Tausend). 1929. M. 5.-, geb. 6.50

„Ein ausgezeichnetes Buch" (Univ.-Prof. Dr. J. Nadler, Königsberg)

F. Dümmlers Verlag, Berlin

Kleine Anzeigen

Dieses Feld kostet nur 12 Mark

Anfragen u. Aufträge sind zu richten an die Anzeigen-Abteilung d.

Deutschen Verlags-Anstalt
Stuttgart
Neckarstr. 121/123

Das Deutsche Drama

Ein Jahrbuch

Herausgegeben von
DR. R. ELSNER

1. Jahrgang

In Ganzleinen M. 4.50

Erfaßt die gesamte dramatische Literatur des Jahres. Wertvolle Neudrucke und Beiträge zur Geschichte und Kritik des Dramas.

Prospekte umsonst

Verlag der Deutschen Nationalbühne
Berlin-Pankow

Vor kurzem erschien:

FRIEDRICH WOLF
HÖRSPIELE

SOS ... Rao Rao ... Foyn
(Krassin rettet Italia)
und
John D. erobert die Welt

In einem Band. Geheftet M 2.50

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Verlagsberichte

Von Johanna Wolff, die erst vor kurzem durch Überreichung des Ehrenbürgerbriefes ihrer Heimatstadt Tilsit besonders geehrt wurde, erscheint noch im Herbst d. J. in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart ein neuer Novellenband.

*

Wir empfehlen den am Schluß des Heftes beigeklebten, sehr ausführlichen Prospekt der Firma Junker und Dünnhaupt in Berlin über das von Emil Ermatinger herausgegebene Werk „Philosophie der Literaturwissenschaft" der besonderen Beachtung unserer Leser.

Digitized by Google

dva

Ein umfassendes Standardwerk über Frankreich

(Vossische Zeitung)

CURTIUS-BERGSTRÄSSER
FRANKREICH

BAND I

Ernst Robert Curtius / Die französische Kultur

Vorwort — 1. Der französische Kulturbegriff — 2. Natürliche Grundlagen — 3. Geschichtliche Grundlagen — 4. Die Literatur und das geistige Leben — 5. Religion — 6. Unterrichtswesen — 7. Paris — 8. Wesenszüge der französischen Kultur

BAND II

Arnold Bergsträsser / Staat und Wirtschaft Frankreichs

Zur Einführung — 1. Geschichte und Gegenwart — 2. Staat und Bürgertum — 3. Die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft — 4. Die konservative Demokratie — 5. Die Staatsverwaltung — 6. Elsaß-Lothringen — 7. Das Heer — 8. Wirtschafts- und Finanzpolitik — 9. Frankreich als Großmacht — Bibliographie

2 Bände (Gr.-8°, 196 und 324 Seiten) in Leinen gebunden M 20.–

Die ersten Urteile

Dieses Werk von Curtius und Bergsträsser, das auf den verschiedensten Gebieten und mit den verschiedensten Methoden zur gleichen Einsicht in das französische Wesen gelangt, ist sicher einer der besten und geistvollsten Führer nicht nur zur Erforschung des französischen Nationalcharakters, sondern auch — aus mannigfaltiger Polarität heraus — zur Erkenntnis des deutschen Wesens. *Die Neue Rundschau, Berlin*

Reichhaltigkeit, Vertrautheit mit dem Material, Präzision in allem Sachlichen, glückliche Wahl der Zitate, Klarheit im Aufbau und Leichtigkeit des Ausdrucks — diese Eigenschaften des Essayisten Curtius und mit ihnen ein unverkennbar französischer Zug treten im Buche in Erscheinung. *Neue Zürcher Zeitung*

Die Darlegungen Bergsträssers zeichnen sich durch geistige Durchdringung und klärende Gestaltungskraft, sowie durch sachliche Gründlichkeit und Genauigkeit aus. *Hannoverscher Kurier*

Für die Veranlassung dieser Publikation kann man der Deutschen Verlags-Anstalt nur dankbar sein. In ihr besitzt Deutschland ein Frankreichwerk, wie es besser kaum gedacht werden kann. Alles ist in diesem Werke klar und durchsichtig — aber die Problematik wird doch nie unterdrückt und zerstört, sondern in ihrer ganzen Spannung stehen gelassen. Es liegt der seltene Fall vor, daß ein Buch zugleich für weite und für exklusive Kreise bestimmt ist. Das differenzierende, mit einem ungemeinen Sinn für Nuancen, Schattierungen begabte Denken äußert sich in einer feinen, als selbstverständlich wirkenden Form. Schon der Aufbau des Ganzen dient dazu, das subtile Kennertum, welches das ganze Werk bestimmt, nicht aufdringlich werden zu lassen. — Eine glänzende Einführung in das Verständnis Frankreichs. — Ein Werk, dessen Bedeutung gerade darin besteht, daß es keine direkten Entscheidungen geben will, sondern sich damit begnügt, zu beschreiben und zum Verständnis zu führen.

Dr. Waldemar Gurian in der Augsburger Postzeitung

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART UND BERLIN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

62 NOV 52

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03505 5428

FEB 9 1932

Digitized by Google

Digitized by Google